Princeton University Library
32101 064300575
RECAP
0902
Digitized by Google

0902
.608q ANNEX LIB.
XI
1837, pt.1

1800

Magazin f. d. Literatur des Auslandes. Jahrg. 6, 8–10, 15, 18, 19, 21–30, 32–36. Berlin 1837–67. 27 Bde

1800

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Eilfter Band,

Januar bis Juni

1837.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußiſchen Staats-Zeitung, ſo wie bei allen Königl. Poſt-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Zum 24. Januar 1837 (10).

Spanien.

Januar: Reiſe von Salamanca nach den Pyrenäen. Von dem Amerikaner Ridell (1).

Februar: Ein Stiergefecht im Jahre 1679 (25).

April: Winter-Vergnügungen in Madrid (40). Phyſiognomie von Madrid (46).

Mai: Eine Scene in den Pyrenäen. Von J. C. Murray (56).

Juni: Die neuere Spaniſche Literatur (66). Drei Monate bei den Karliſten. Von einem Britiſchen Offizier (77).

Frankreich.

Januar: Cazotte. Ein Fragment von Charles Nodier (1). Jean Guérin am Hofe Napoleon's. Von Louis Levrault (4). Guizot über die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Wirkungen. Aus ſeiner Antritts-Rede in der Franzöſiſchen Akademie (5). Die Geſchichte zum Krankachen. Von Frédéric Soulié (7). Das Ballet in älterer und neuerer Zeit (8). Der Kriegsgefangene (9). Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon (11). Menteli. Von Charles Nodier (12). Alt-Franzöſiſche Etikette. Aus den Memoiren der Marquiſe von Créquy (13). Scenen aus Frankreich im März 1815 (13). Der Salon der Mlle. Contat. Von Sophie Gay (14). Bibliographiſche Mittheilungen.

Februar: Der Salon der Madame Contat. Von Madame Sophie Gay (14). Alt-Franzöſiſche Etikette. [Schluß] (14). Bertin de Belliſle (15). François Gérard (17). Das ehemalige und das heutige Frejus (18). Bonaparte, der Artillerie-Lieutenant (20). Pariſer Koſtüme im Jahre 1796 (22). Zigeuner in Avignon (23). Die Franzöſiſche Philoſophie unſerer Zeit (24). Zur Geſchichte Ravaillac's (25). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Der Konſul Bonaparte und die Marquiſe von Créquy (26). Zur Geſchichte Ravaillac's. [Schluß] (26). Jules Janin. Ein kritiſcher Verſuch von Auguſt Buſſière (27). Centraliſation und Kommunal-Verfaſſungen in Frankreich. Von F. Guizot (29). Die Schlacht bei Tours. 732 (29). Die heutigen Theaterdichter der Franzoſen (30). Das Schmuggel-Syſtem der Kontinental-Sperre. Von Leon Gozlan (32). Ein Geſpräch mit Napoleon vor ſeiner Einſchiffung nach Elba (33). Die Jagd ins Blaue. Von Méry (34). Ueber Aſſekuranz-Geſellſchaften (36). Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben. Von einem Pagen des Kaiſerlichen Hofes (37). Das Schiff der „Solide“. Von Méry (38). Bibliographiſche Mittheilungen.

April: Die Matadore der Handelswelt (40). Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes. Aus den Memoiren des Generals Lafayette (41). Die Sitte des Geſundheit-Trinkens (43). Franzöſiſche Gaſtronomie. Diners in Paris (44). Chateaubriand vor dem Richterſtuhle der Engliſchen Kritik. Mit Bezug auf deſſen Verſuch über die Engliſche Literatur (45). Die Melancholie der Komiker (45). Ein Beſuch auf St. Helena (46). Paul de Kock's ſchriftſtelleriſcher Ruf in England (49). Aus dem Leben Joachim Murat's. Von Méry (51). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Geſchichte und gegenwärtiger Standpunkt der Zoologie. Von Iſidore Geoffroy Saint Hilaire (55). Fontanes in Lyon (57). J. Janin's literariſche Portraits. I. Frau von Staël (62). Naturforſcher während der Revolution (63). Die Pagen an Napoleon's Hofe (64). J. Janin's literariſche Portraits. II. Benjamin Conſtant. III. Bernardin de St. Pierre (64). IV. Frau von Genlis. V. Madame Cottin und Frau von Souza (65). VI. Die Frau Herzogin von Duras (65). Bibliographiſche Mittheilungen.

Juni: Denkwürdigkeiten des Biſchofs Gregoire (66). Franzöſiſche Kleinſtädterei (67). Franzöſiſche Charakteriſtik der Eiferſucht. Aus der Phyſiologie der Leidenſchaften. Vom Baron Alibert (67). J. Janin's literariſche Portraits: Charles Nodier und Prosper Merimé (68). Die Gefängniſſe in Frankreich. Von Adrian Picot (68). Muſikaliſche Salons in Paris. Von Sophie Gay (69). Eine Reiſe mit dem Paketboote (70). Die Feſte in Fontainebleau. Von Jules Janin (71). Anekdoten aus der Zeit der Kontinental-Sperre. Von einem Pagen am Kaiſerlichen Hofe (73). Napoleon's Kommentare zu den Kriegen Cäſars (74). Die Porzellan-Manufaktur zu Sèvres (75). Irrenhäuſer in Frankreich (76). Pariſer und Pariſerinnen. Nach der Beurtheilung eines Engländers (78). Bibliographiſche Mittheilungen.

Schweiz.

Januar: Ein Sturm in den Gletſchern (5). Zwingli's Tod in der Schlacht bei Kappel (10).

Februar: Erziehung und Gefangenſchaft. Eine Jugendgeſchichte aus Genf (16).

April: Alexander Dumas in der Schweiz (42).

Italien.

Februar: Die Email-Malerei und Madame Jaquotot (21). Ueber die Verſchiedenheit der Angaben ſtädtiſcher Bevölkerungen. Von Adriano Balbi (22). Unerwartete Begegnung (24). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Die Katakomben in Rom und Palermo (27). Ein Blick auf die neuere Italiäniſche Literatur. Von Defendente Sacchi (37). Bibliographiſche Mittheilungen.

April: Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik (50 und ff.). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik (53 bis 60). Torquato Taſſo's Handſchriften in Rom. Erſter Artikel (61). Zweiter Artikel (62). Der Mönch auf dem Aetna (63).

England.

Januar: Irländer in London (2). Geſchichte des Schwarzen Prinzen: Die Schlacht bei Poitiers (3). Die Franzöſiſchen Emigranten in London; Jugend-Erinnerungen von Miß Mitford (6). Oliver Goldſmith (9). Die Luftfahrt von London nach Weilburg (11). Die Britiſche Gelehrten-Verſammlung zu Briſtol im Jahre 1836 (12). Bibliographiſche Mittheilungen.

Februar: Deutſche Kunſt im Auslande (17). Die Wallfiſchfahrten in den Nördlichen Eismeeren (20). Die Aufſuchung der Wallfiſchfahrer im Jahre 1836. Vom Capitain James Clark Roß (23). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Geſchichte der Männertrachten in England (28). Engliſche Zeitungs-Annoncen [Puffs.] (31). Edmund Burke bei dem Tode ſeines Sohnes Richard (35). Bibliographiſche Mittheilungen.

April: Graf Eſſex und Sir Walter Raleigh. Von Robert Southey (40). Irländiſche Armuth. Von Leitch Ritchie (44). Walter Scott's Kindheit und Knabenjahre (47). Hallam's Europäiſche Literaturgeſchichte (50). Niederländiſche Genrebilder und Seeſtücke. Von Cap. Marryat (51). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Hallam's Europäiſche Literatur-Geſchichte: Lorenzo von Medici, Macchiavell (57). Die Gegner des Tabacks (58). London aus der Vogelperſpektive (59). Der Spleenklub (61). Hallam's Europäiſche Literatur-Geſchichte: Arioſto und Bojardo (62). Die Londoner literariſchen Zeitſchriften (64). Bibliographiſche Mittheilungen.

Digitized by Google

Juni: Die Londoner literariſchen Zeitſchriften. [Schluß] (66). Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London. Von Niſard (68). Hallam's Europäiſche Literatur-Geſchichte. Lateiniſche und Italiäniſche Dichtkunſt im 16ten Jahrhundert (69). Zur Naturgeſchichte der Affen (70). Der Oeſtliche Ocean, oder Reiſen und Abenteuer im Indiſchen Archipel in den Jahren 1832—34 (71). Die Schottiſche Philoſophie und ihr Verhältniß zur Franzöſiſchen (74). Die Miſſionen in der Südſee (75). Das heutige Engliſche Theater (78). Bibliographiſche Mittheilungen.

Belgien.

März: Das Beguinenſtift in Gent (35).

Schweden.

Januar: Ueberſicht der Schwediſchen Literatur im J. 1836 (2).

März: Ein Tag in St. Gallen. Aus dem Tagebuche eines Schwediſchen Reiſenden (31). Bibliographiſche Mittheilungen.

Polen.

Juni: Ein Blick auf die Polniſche Literatur. Von Emil Haag (72).

Ungarn.

Mai: Marſchall Marmont in Ungarn (53).

Rußland.

Januar: Ruſſiſche Städte-Anſichten: Odeſſa (1). Die älteſte Kirche der Chriſtenheit in Rußland (6). Von der Wichtigkeit des Kartenſpiels. Von Th. Bulgarin (11). Kaukaſiſche Skizzen. Von Marlinski (13). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Kaukaſiſche Skizzen. Von Marlinsky. Mulla-Nur, der Tſcherkeſſenhäuptling (26). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Puſchkin, nach dem Urtheile ſeiner Landsleute. Von N. Polewoi (61).

Moldau und Wallachei.

Januar: Romäniſche oder Wallachiſche Sprache und Literatur. Von einem Moldauer (8).

Februar: Das Land und ſeine Bewohner (19).

Griechenland.

Juni: Die Griechiſche Literatur und Archäologie als das älteſte und feſteſte Band zwiſchen Griechenland und dem übrigen Europa (72).

Türkei.

Februar: Eine Reiſe zu Waſſer von Konſtantinopel nach Ungarn. Aus dem Tagebuche eines Britiſchen Offiziers (22).

Syrien.

April: Ein Franzöſiſcher Königsſohn in Jeruſalem (48).

Juni: Das Erdbeben in Syrien (76).

Arabien.

Februar: Die Chronik des Tabari (14).

Perſien.

März: Perſiſche Begebenheiten. Vom Baron F. von Korff. I. Der Tod Feth Ali Schah's (30). Die Univerſitäten des heutigen Perſiens (34). Perſiſche Begebenheiten. II. Der Kaimakam, das Lager und das Heer des neuen Schah's (39).

April: Perſiſche Begebenheiten. Vom Baron F. von Korff. III. Marſch nach Teheran. Sir Henry Bethune (43). IV. Einzug in Teheran. Krönung des neuen Schahs (49).

Mai: Perſiſche Begebenheiten. Vom Baron F. von Korff. Schießübungen in Teheran. Haſſan und Huſſein. Tod des Kaimakam (55).

Oſtindien.

Februar: Dramatiſche Beluſtigungen der Hindu's (19).

März: Die Landſchaft Sindi [Sind]. Von Alexander Burnes (33).

April: Die Provinz Adſchmir (Ajmere) in Hindoſtan (42).

Mai: Die Jagden in Oſtindien (65).

China.

März: Chineſiſche Brücken (28). Juſtiz und Polizei im Chineſiſchen Reiche. Nach der brieflichen Mittheilung des Franzöſiſchen Miſſionairs Bohet (38).

Aſien.

Februar: Honigberger's archäologiſche Forſchungen (15).

Mai: Die Tſcherkeſſen. Nach Charles Belanger (59).

Aegypten.

Januar: Bilder aus Aegypten. Von Lane (3).

März: Baſars und Volksleben in Kahira (36).

April: Diebe und Räuber in Aegypten (41).

Afrika.

Januar: Volksſtämme in Marokko (7).

März: Ein Spaziergang von Algier nach Blidah (27).

Mai: Scenen aus dem Lager Abd el Kader's. Von Desfrance (54). Algier und ſeine Bewohner. Von Capt. Rozet (58).

Nord-Amerika.

Januar: Eine Menſchenjagd (7).

Februar: Jeannie Maccrea (18). Cooper's Erinnerungen aus Europa (21). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Cooper und Walter Scott in Paris (32). Was Nord-Amerika auf die Ausfälle Engliſcher Reiſenden erwiedert (39). Bibliographiſche Mittheilungen.

April: Red-Jacket, der Indianer-Häuptling (49).

Mai: Die Urbewohner Nord-Amerika's (55).

Juni: Waſhington Irving's Capitain Bonneville (77).

Süd-Amerika.

April: Montevideo (48).

Mai: Die Aufſuchung Eldorado's. 1560 (52).

Auſtralien.

Februar: Gebräuche der Eingebornen auf Neu-Holland (16).

Mai: Die Strafkolonieen in Neu-Süd-Wales. Nach Dr. J. D. Lang (56). Die Miſſionen in der Südſee. Nach John B. Williams (60).

Mannigfaltiges.

Januar: Ein Engländer als Deutſcher Schriftſteller. — Bevölkerung von Paris und St. Petersburg. — Auber's Botſchafterin. — Engliſcher Bijou-Almanach. — Homöopathie in England. — Roſſini und ſeine Nebenbuhler. — Engliſcher Getraide-Luxus. — Die Zeit des materiellen Fortſchrittes. — Diſſertations-Novellen. — L'amor delle svanziche. — Amerikaniſcher Plutarch. — Deutſche Forſchungen in Frankreich. — Schulen in Holland. — National-Eigenthümlichkeiten. — Amerikaniſche Zuſtände. — Die weißen Halsbinden kommen wieder zu Ehren. — Politiſche Gevatterſchaften. — Macbeth auf Holländiſch.

Februar: Franzöſiſche Preisaufgabe über Deutſche Philoſophie. — Franzöſiſche Gelehrten-Verſammlungen. — Jüdiſche Soldaten in Oſtindien. — Claqueurs in Paris. — Bevölkerung von Liverpool. — Belgiſche Induſtrie. — Eigene Art von Literatur-Zeitungen. — Das Kapitol in Waſhington. — Der Reiche und der Arme. — Geſchichte der Moldau und Wallachei. — Engliſche Geſetzgebung. — Anerkennendes. — Frau von Staël und Goethe. — Das Leben Alcuin's. — Auch ein Juſte-Milieu. — Gedruckte Briefſammlungen. — Portugieſiſche Bibliothek. — Dante Alighieri.

März: Franzöſiſche Real-Encyklopädieen. — Straßen-Namen. — Die Scipiade von Petrarca. — Hiſtoriſche Geſellſchaft. — Ueber die Erziehung der Blindgebornen. — Deutſches Leben. — Ueber Dufau's Blindenſchrift. — Pariſer Kunſt-Ausſtellung. — Alexander Puſchkin. — Eduard Bendemann in Paris. — Leontine Zuczkowska. — Deutſche Kunſtwerke in Paris. — Ein Spanier über Nord-Amerika. — Scribe als Novelliſt. — Stradella. — Der Indiſche Guttenberg. — Croſſe's Thier-Fabrication. — Südpol-Expeditionen. — Deutſche Literatur in Holland. — Franzöſiſche Urtheile über Vegas und Leſſing. — Franzöſiſche Ortsnamen. — Engliſche Eiſenbahnen. — Spohr in Marſeille. — Siameſiſcher Kurialſtyl. — Bulwer's Zeitgenoſſin. — Maria Stuart. — Bulwer und der Verlag der Klaſſiker.

April: Pariſer Theater- und Bühnendichter-Honorare. — Winterhalter's Dekameron. — Puſchkin's Werke. — Fabelbuch in vier Sprachen. — Das Pontifikat Gregor's VII. — Die Indiſchen Thugs.

MAY 13 1925
572242
Digitized by Google

— Ausländiſches Theater. — Corneille und Shakeſpeare. — Der Roman der Romane. — Prozeſſe der gräflichen Familie Solar. — Deutſche Tänzerinnen in Paris. — Zur Beurtheilung Napoleon's. — Chateaubriand. — Theater im Elſaß. — Das Leben ein Tanz. — Papier-Fabrication in England.

Mai: Capefigue's Ludwig XIV. — Bulwer's Belagerung von Granada. — Jules Janin im Auslande. — Denkſtein dreier Könige. — Schiller Franzöſiſch. — Schiller Italiäniſch. — Abermals Bulwer. — Unterricht und Religioſität. — Abgeſchmacktes über Deutſchland. — Kunſt-Vereine in London. — Buchhändlerfeſt in New-York. — Lady Morgan. — Engländer in Hamburg. — Ein Wort zur Verſtändigung. — Franzöſiſche Memoiren-Literatur. — Nord-Amerikaniſches. — Lafayette's Memoiren. — Basreliefs von Thorwaldſen. — Zur Statiſtik der Makulatur. — Potsdam.

Juni: Michailowsky-Danilewsky. — Runkelrüben-Zucker. — Zur Philoſophie der Geſchichte. — Europäiſcher Buchhandel. — Deutſche Literatur in Italien. — Cooper in England. — Jedem das Seine. — Haben die Alten den Farbendruck gekannt? — Das Moslemitiſche Juſte-Milieu. — Schiller in England. — Ueber Engliſche Gefängniß-Disziplin. — Marmier in Dänemark. — Michel Raymond. — Honoré de Balzac. — Reclamation. — Italiäniſche Briefe aus Deutſchland. — Spaniſche Malerſchule in Frankreich.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 1. Berlin, Montag den 2. Januar 1837.

Frankreich.

Cazotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

Der Name Cazotte's iſt wahrſcheinlich den meiſten Leſern durch jene berühmt gewordene Prophezeiung bekannt, die er zur Zeit Ludwig's XVI. bei einem Gaſtmahl mitten unter fröhlichen, geiſtreichen und vornehmen Tiſchgenoſſen ausgeſprochen haben ſoll. Seinem inneren Auge, ſo heißt es, eröffnete ſich ein ſchreckensvoller Blick in die Zukunft; rings um die Tafel ſah er Enthauptete ſitzen, prädeſtinirte Opfer des revolutionairen Henkerbeils. Die Erzählung rührt von Laharpe her, und zwar hat dieſer Schriftſteller ſie erſt nach dem 9. Thermidor des Jahres 1794 bekannt gemacht, zu einer Zeit, wo er durch die erſchütterndſten Ereigniſſe von ſeiner früheren ſogenannten Philoſophie gründlich bekehrt war. Das Meiſte an der Geſchichte iſt offenbar von Laharpe's eigener Erfindung, und ihm ſelbſt iſt es nie in den Sinn gekommen, ſie für durchgängig wahr auszugeben. Die Erfindung iſt überdies nicht fein genug angelegt, um bei dem Leſer oder Hörer die Illuſion der Wahrſcheinlichkeit hervorzubringen. Laharpe läßt den inſpirirten Greis Cazotte gar zu viel, gar zu genau und gar zu richtig prophezeien; die Ereigniſſe der Zukunft ſtellen ſich ihm mit den einzelnſten poſitiven Umſtänden ſo deutlich vor Augen, daß der geheime Schauer des Räthſelhaften, das traumhafte Schwanken der Umriſſe und Bilder, welches von ſolchen Geſichten unzertrennlich iſt und eigentlich ihr Weſen und ihren Reiz ausmacht, ganz verloren geht. So ſpezielle Kleinigkeiten erfaßt die Viſion nicht, wenn ſie überhaupt etwas erfaßt. Laharpe beſaß Geiſt und Talent, aber an Phantaſie war er gänzlich bankerott; ſie war ein Werkzeug, das er nie geführt; kein Wunder, daß er ungeſchickt damit umſprang. Wer nicht weiß, wohin er geht, der geht leicht zu weit; er ſieht das Ziel nicht und rennt darüber hinaus. Wer ſich nicht ſelbſt in eine Illuſion verſetzen kann, — und nur der Fanatiker und das Genie, der Wahnſinnige und der Dichter vermag das, — der wird auch bei Anderen keine zuwege bringen.

Wie geſagt alſo, Laharpe hatte durchaus die Fähigkeit nicht, eine ſolche Erzählung phantaſtiſch angemeſſen zu kombiniren; ſonſt hätte es wahrhaftig nur geringer Kunſt und Mühe bedurft, um alle Leute, welche den würdigen Greis Cazotte mit Augen geſehen, an die wunderbarſten Prophezeiungen des Mannes glauben zu machen. Der gute Mann ſaß beinahe in einem fort auf ſeinem Pythiſchen Dreifuß, und was er vorausſagte, das ging meiſtentheils, wenn die Zeit gekommen war, auf die natürlichſte Weiſe in Erfüllung. Eine außerordentliche oder wunderbare Bewandniß hatte es damit gar nicht, vielmehr ließ es ſich auf begreifliche Weiſe erklären. Das Vermögen, aus einer Reihe von Zuſtänden und Ereigniſſen, innerhalb deren man ſich befindet, vorher zu erkennen, was kommen wird, dies Vermögen kann man wohl erwerben ſonder Offenbarung, ſonder Viſionen und Hexerei. Es gehört dazu eine Gabe tiefer und vielſeitiger Empfindung, ein ſicheres und richtiges Urtheil und ein durch lange Uebung und Erfahrung vervollkommnetes Beobachtungsvermögen; wer dieſe drei Gaben beſitzt, kann prophezeien. Denn was iſt die Zukunft? eine Vergangenheit, die ſich wiederholt. Daß der Tag auf die Nacht, der Frühling auf den Winter folgen wird, das weiß Jedermann voraus; warum? weil Jedermann es ſein ganzes Leben lang geſehen hat, wie es immer hinter einander Nacht und Tag, Winter und Sommer wird. Nun wohl, die Regeln, wonach Jedermann den Tag und den Frühling prophezeiht, gilt für alle Dinge und Ereigniſſe in der Welt: zu gleichen Urſachen gehören gleiche Wirkungen. Von Eigennamen und Jahreszahlen abgeſehen, iſt der Philoſoph in der Geſchichte der Zukunft ſo gut zu Hauſe, wie in den bekannteſten Geſchichten der Vergangenheit. Noſtradamus war ein dummer Teufel, verſtand nichts als Kalendermachen, und auch das nur ſehr oberflächlich und mit großer Konfuſion; aber nachdem er eine Menge Kalender gemacht, hatte er's doch mit ſeinen Prophezeiungen hin und wieder richtig getroffen. Hätte er Geſchichts-, Natur- und Menſchenkenntniß gehabt, ſo hätte er ſich vielleicht eben ſo ſelten geirrt, als er's getroffen hat. Cazotte kannte die Verhältniſſe und die Menſchen, und ſo konnte es zu ſeiner Zeit einem Manne, wie er war, nicht ſchwer fallen, vorher zu ſehen, daß eine Revolution, wie die Franzöſiſche, eintreten und daß ſie alle ihre Stadien und Phaſen durchlaufen müſſe, wie es im Weſen der Revolutionen liegt. Denn eine wahre Revolution ſteht nicht etwa ſtill oder hört mitten inne auf; eine wahre Revolution erſtickt auch nicht in der Geburt, ſondern ſie wächſt ſchnell und völlig aus; todtmachen kann man ſie nicht, aber ſie ſtirbt zeitig genug an Altersſchwäche. Das haben wir Alle, ſo viel wir heute leben, aus eigener Erfahrung und aus der Geſchichte gelernt, um ſo ſchlimmer für die thörichten Leute, die ſich's einfallen laſſen, Revolutionen anzufangen, und ihnen dann gebieten wollen: bis hierher und nicht weiter.

Die hier mitgetheilte Geſchichte, deren Held gleichfalls Cazotte iſt, beruht auf einem zwar höchſt wunderbaren, aber keinesweges bloß erſonnenen Umſtande. Ich erinnere mich genau, daß ich das Faktum aus Cazotte's eigenem Munde gehört habe, zwar noch als Knabe, aber doch ſchon in dem Alter, wo man lebendig auffaßt und wo Erinnerungen ſich deutlich und unverwüſtlich dem Gedächtniß einprägen. Die alte Dame nämlich, welche in unſerem Fragmente unter dem Namen der Madame Lebrun auftritt, ſoll nach Cazotte's Verſicherung keine andere ſeyn, als Marion Delorme, die ſchon unter Heinrich IV. geborene, zur Zeit Ludwig's XIII. und Richelieu's berühmt geweſene Courtiſane, die demnach ein ganz unglaublich hohes Alter von 130 bis 140 Jahren erreicht haben müßte. Sonderbar genug, daß alle hierüber angeſtellte Unterſuchungen nicht nur zu keiner Widerlegung, ſondern eher zu einer Beſtätigung dieſer Angabe zu führen ſcheinen. Schon im Jahre 1781 ließ ein gewiſſer Herr Delaborde, der als ein naher Freund Cazotte's die Geſchichte gleichfalls aus ſeinem Munde gehört hatte, zu London eine Lettre de Marion Delorme au rédacteur du Journal de Paris drucken, die damals durch ihren pikanten Ton und ihren ſonderbaren Inhalt großes Aufſehen im Publikum machte; von einer ernſtlichen und gründlichen Unterſuchung des biographiſchen Faktums iſt freilich darin nicht die Rede, ſondern die Sache iſt in der Manier und im Geſchmacke damaliger Zeit auf ſkeptiſch ironiſche Weiſe und mit frivolem Witze behandelt. Für den neugierigen Leſer ſtehe der Titel des Buches hier, welchem jener Brief als Anhang beigegeben iſt: Delaborde, recueil de pièces intéressantes sur le procès de Chalais, Londres 1781. in—12. Doch haben ſich auch Gelehrte hin und wieder für die Frage intereſſirt; Beuchot hat ſogar in ſeiner biographie universelle, unter dem Artikel Marion Delorme, jener Vermuthung von ihrem überaus ſpäten Tode Erwähnung gethan; doch geht er ſo ſchnell und vorſichtig darüber hin, daß man wohl ſieht, wie wenig er daran glaubte. Ich ſelbſt, voll Vertrauen auf die mündliche Ueberlieferung eines Augenzeugen wie Cazotte, den ich für höchſt glaubwürdig halte, habe die Mühe genauerer Nachforſchungen nicht geſcheut, und ſo mißtrauiſch ſonſt der Leſer gegen die Verſicherungen eines Autors ſeyn mag, der ihm früher manche phantaſtiſche Geſchichten und Mährchen aufgetiſcht hat, ſo möge er mir doch diesmal glauben, wenn ich ihm ſage: ich bin feſt davon überzeugt, daß Marion Delorme und die Anne Oudetto Grappin, verwittwete Lebrun, eine und dieſelbe Perſon ſind.

Ich kann den Leſern nicht zumuthen, mit mir die Polizei-Liſten, die Geburts- und Sterbe-Regiſter, die Taufſcheine, die Trauſcheine und Kirchenbücher zu durchmuſtern, durch deren Anſicht ich jene Ueberzeugung gewonnen habe. Vielleicht ſind die Meiſten ſchon ungeduldig geworden und ſagen: Was geht es denn uns an, ob deiner Geſchichte Wahres oder Erdichtetes zum Grunde liegt, wenn ſie nur gefällt und intereſſirt? Es iſt nun einmal ſo mein Geſchmack, oder, wenn ihr wollt, eine ſonderbare Gewiſſenhaftigkeit, daß ich meiner Phantaſie zumuthe, es ſolle an den Dingen, worin ſie ſich ergeht, immer etwas Wahres ſeyn. Dieſes Bischen Wahrheit muß das Salz in den Geſchichten ſeyn, damit ſie beſſer bekommen. Was ſchadet's auch dem Leſer, wenn er eine intereſſante Anekdote erfährt, während ich für mein Theil das Vergnügen habe, in meinem alten Gedächtniß Eindrücke aus den Knabenjahren wieder aufzufriſchen, die, ſo kindiſch ſie ſcheinen mögen, doch einen langen und tiefen Nachklang in meinem Gemüthe hinterlaſſen haben.

Noch mit einem Worte ſey mir erlaubt, des guten ehrwürdigen Cazotte zu gedenken und den Wunſch auszudrücken, daß von ſeinem Leben und Charakter eine ausführlichere Nachricht ins Publikum käme, als ſie Bergaſſe geliefert hat. Hier iſt nicht der Ort dazu. Hoffentlich hat die gegenwärtige Generation Cazotte noch nicht vergeſſen; hoffentlich giebt es noch Viele, die ſich an ſeinen zarten und lieblichen Erzählungen ergötzen, Viele, die mit Rührung an das Schickſal und die Leiden des edlen Mannes denken. Der Name ſeiner Tochter, Eliſabeth Cazotte, iſt durch heldenmüthige Kindesliebe ewig und unvergeßlich an den ihres Vaters geknüpft; weniger bekannt iſt, daß noch ein Sohn des ehrwürdigen Mannes am Leben iſt, ein Sohn, eines ſolchen Vaters würdig, den aber die Reſtauration, wie viele Andere, mit ihren Ehrenbezeugungen vergeſſen hat; nicht einmal zum Pair hat man ihn gemacht. Ein Enkel Jaques Cazotte's hat in der polytechniſchen Schule ein rühmliches Andenken hinterlaſſen und iſt jüngſt in der Blüthe ſeines Alters als Bräutigam eines geliebten Mädchens vom Tode hingerafft worden. Ein anderer Enkel iſt noch vorhanden. Wäre zu hoffen, daß endlich einmal aus dem Chaos unſerer Revolutionen,

ſtatt ſo vieler angeblicher repräſentativen, eine wahrhaft liberale Regierung hervorginge, eine Regierung, die ihre Ehre darein ſetzte, die heilige Schuld der Nachwelt an berühmte Namen abzutragen und dieſe Namen mit den Ehren zu ſchmücken, die man heutzutage an den Mammon und an die Intrigue hinwirft, — wäre das zu hoffen, ich würde mich freuen, daran erinnert zu haben, daß ein Erbe des Namens Cazotte lebt. (Fortſetzung folgt.)

Spanien.

Reiſe von Salamanca nach den Pyrenäen.

Von dem Amerikaner Ridell.

Während meines Aufenthalts in Madrid hatte ich in einer Zeitung geleſen, daß man beim Graben des Kanals von Sigales (zwei Meilen von Valladolid) die foſſilen Knochen eines Rieſen von mehr als zwanzig Fuß Länge gefunden habe. Als ich in Sigales ankam, beſchloß ich, das Wunder mit eigenen Augen zu ſehen. Ich konnte mir nicht denken, daß Spaniſche Tagelöhner mit einem Hieb ihrer Hacke ein Syſtem vernichtet haben ſollten, das auf Erfahrungen von Jahrhunderten gegründet iſt. — Der Wirth, bei dem wir abgeſtiegen waren, führte mich nach einem Schuppen, der einer Anzahl von Sträflingen, die an dem Kanal arbeiten mußten, als Sammelort diente. Einer dieſer Verbrecher, dem wir eine Priſe Taback anboten, fragte den Wirth, womit er ihm dienen könne? „Oh!“ ſagte mein Begleiter, „ich bringe da einen Herrn, der das große Ding gern ſehen möchte, das man vor ein paar Tagen hier ausgegraben hat — den Rieſen!“ — „„Aha!““ verſetzte der Züchtling, die Lippen zuſammenkneifend, „„ich weiß ſchon. Die Arbeiter haben einige große Steine gefunden, aus denen die Gelehrten mit aller Gewalt ein Skelett machen wollen. Die Steine liegen bei dem Aufſeher.““ Wir waren ſchon auf dem Wege dahin, als der Arzt des Dorfes uns begegnete, ein kleiner, mumienartig vertrockneter Alter, der ſich, nachdem er meinen Wunſch vernommen, mit vieler Wichtigkeit erbot, mir als Führer zu dienen. Bald darauf ſtand ich vor den Ueberreſten des angeblichen Rieſen.

In einem großen Zimmer lag ein ungeheurer Stein von beinahe runder Form, und daneben präſentirten ſich ein paar andere Steine, die etwas länglich gerathen waren. Der kleine Doktor, der weit mehr einem Alchymiſten des Mittelalters, als einem modernen Gelehrten glich, erfuhr mit Bedauern, daß ich ein bloßer Laie ſey, und daß er alſo mit ſeiner gelehrten Demonſtration Perlen vor die Säue werfen würde. Er war gleichwohl ſo herablaſſend, mir zu erklären, wie die Arbeiter dieſe verſteinerten Subſtanzen aufgefunden und leider ſtark beſchädigt hätten, ehe ſie ihren Vorgeſetzten davon benachrichtigt. Die angeſtellten Beobachtungen hatten jedoch ergeben, daß zwiſchen dem erſten gefundenen Steine und dem letzten eine Diſtanz von zwanzig Fuß war. Da nun dieſe Steine die einzigen waren, die man in jener Gegend entdeckte, ſo mußten ſie nothwendig verſteinerte Knochen ſeyn; und da ferner kein anderes Thier, als der Menſch, Knochen von runder Form hat, ſo mußte man den dicken Stein für einen menſchlichen Schädel und die anderen für Arme und Schenkel erklären. Mein Wirth ſchien durch die Argumente des Dorf-Orakels nur ſchwach überzeugt zu werden; ſeine zweifelnde Miene und ein gelegentliches Achſelzucken wollten vermuthlich ſagen: Mit einem bischen Geologie und eben ſo viel Latein iſt es eben nicht ſchwer, einen Rieſen zu zimmern! ....

Durch den Caſtiliſchen Kanal ſoll — vom Fuße der Guadarama bis zum Ocean bei Santander — eine Communication von beiläufig 230 Meilen eröffnet werden. Dieſer Kanal ſoll ſpäter mit dem von Aragonien in Verbindung treten und ſonach das Mittelländiſche Meer mit dem Atlantiſchen verbinden. Ein anderes Ergebniß dieſer ſchönen Unternehmung wäre, daß mehrere Theile der Provinzen Caſtilien und Leon dadurch Bewäſſerungs-Mittel erhielten und, was bis jetzt brennende Wüſte war, in fruchtbare herrliche Gärten verwandelt würde. Wie viele andere nützliche Anſtalten, ſo wurde auch der Kanal von Caſtilien unter Karl III. begonnen, und zwar nach dem Plane des berühmten Don Ramon Pignatelli, der auch den Aragoniſchen Kanal baute. Unter Karl IV. und Ferdinand VII. gerieth der Bau in Stocken; jetzt aber verbreiten ſich Unternehmungs-Geiſt und kaufmänniſche Betriebſamkeit über die Halbinſel: eine Geſellſchaft, an deren Spitze der reiche Banquier Aguado ſteht, hat ſich eigens organiſirt, um dieſes ſchöne National-Denkmal zu vollenden. Ich bewunderte die nach meiner Anſicht übermäßige Breite und Tiefe, die man dem Bette des Kanals giebt. Ueberhaupt tragen alle öffentliche Gebäude der Spanier das Gepräge einer im übrigen Europa ſeltenen Solidität und Großartigkeit. Das gute Ding will aber auch Weile haben; während der Spanier noch an ſeinem Plane zeichnet, ſind wir ſchon mit dem Gebäude fertig. ....

— In der Stadt Burgos findet Herr Ridell ein ſo comfortables Gaſthaus, daß er ſeinen dortigen Aufenthalt um ein paar Tage verlängert. Er ſtattet hier mit noch einigen Reiſenden der Kathedrale einen Beſuch ab.

„Nachdem wir Meſſe und Predigt gehört hatten, wendeten ſich meine Gefährten an einen Kanonikus, den Einer von ihnen kannte, und baten ihn, uns die verſchiedenen Merkwürdigkeiten dieſer Kathedrale zu zeigen, die gewiß eines der ſchönſten Gothiſchen Denkmäler iſt. Unter den zahlreichen Reliquien, deren Wunderkraft gerühmt wird, flößte mir keine ſo großes Intereſſe ein, als der Koffer des Cid (baul del Cid), an den eine charakteriſtiſche Legende dieſes edlen Spiegels der Ritterſchaft ſich knüpft. Als der Cid — ſo erzählt die Sage — die Bahn ſeines Ruhmes betreten wollte, war er ohne Vermögen und außer Stande, ſeinen Dienſtmannen Brot zu geben. Um ſich Geld zu verſchaffen, lud er zwei reiche Juden aus der Nachbarſchaft an ſeinen Tiſch. Nach der Mahlzeit eröffnete er ſeinen Gäſten, was ihm fehlte, ſprach ſie um Geld an und bot ihnen zwei Koffer, die ſein Tafelgeſchirr enthielten, als Unterpfand an. Voll Vertrauen auf die ritterliche Ehre ihres Wirthes, nahmen die Juden dieſe Koffer an ſich, ohne ſie zu öffnen, und lieferten ihm die verlangte Summe. Als nun der Cid nach Valencia's Eroberung ſeinem Könige, dem Kloſter San Pedro und der edlen Ximene reiche Geſchenke übermachte, ließ er zugleich den beiden ehrenwerthen Juden, Raquel und Vidas, die vorgeſchoſſenen 200 Mark Goldes nebſt Intereſſen wieder zuſtellen. Außerdem ließ er ihnen durch einen ſeiner Diener melden, daß die Noth ihn gezwungen habe, eine Liſt gegen ſie zu gebrauchen, und daß die Koffer, die ſie als Unterpfand behalten hätten, mit Sand gefüllt ſeyen. Der Cid bat die Juden wegen ſeines Betruges um Verzeihung; „doch“, ſetzte er hinzu, „durfte Euch dieſer Betrug, wenn Ihr ihn entdecktet, keine Unruhe machen; denn unter dieſem werthloſen Sande ſteckte das Gold meines Ritterwortes (el oro de mi verdad)!“

„Des Nachmittags nahm ich ein Pferd und machte mich auf den Weg nach dem Kloſter San Pedro de Cardena, wo der Cid begraben liegt. In dem Maße, als ich dieſem Kloſter mich näherte, wurde die Gegend wilder und bergiger; ich gewahrte weder Feldbau noch Menſchenwohnungen und mußte froh ſeyn, auf meinem einſamen Marſch eine junge Bäuerin zu finden, die ich fragen konnte, ob ich nicht vom Wege abgekommen ſey? Sie deutete mit dem Finger nach einer wenig entfernten Anhöhe, von der ich das Kloſter im Hintergrund eines düſteren zu meinen Füßen ausgebreiteten Thales entdeckte. Ich ſtieg hinab und ſah bald ein großes vierreckiges Gebäude vor mir. Die traurigſte Landſchaft umgab dieſes Gebäude; ein Gemüſe-Garten hinter dem Kloſter nahm den engen Hintergrund des Thales ein; weiter oben ſah man unangebaute Hügel, auf welchen einige Schafe graſeten; und eine ſchneebedeckte Bergkette, deren Gipfel über den Thürmen des Kloſters hervorſchimmerten, begränzte das Amphitheater. Das wehende weiße Gewand eines Mönches und die Glöckchen einiger Widder waren die einzigen Lebensboten in dieſer ſchauerlichen Oede. Ich verweilte ein paar Augenblicke, um das Gothiſche Portal des Kloſters zu betrachten, auf dem in halb erhabener Arbeit der Cid in voller Rüſtung dargeſtellt iſt. Die Hufe ſeines Roſſes Babieca zerſtampfen abgeſchlagene Maurenköpfe, und der Reiter ſelbſt erhebt dräuend ſein Schwert, um noch mehr Feinde zu erlegen. Dieſe Gruppe, welche bemalt und vergoldet iſt, hat eine beinahe erſchreckende Natur-Aehnlichkeit: das Pferd ſcheint die Kampfluſt ſeines Herrn zu theilen und mit der ganzen Begeiſterung eines wahren Gläubigen ſeines Triumphes ſich zu freuen. Erſt hatte ich einige Mühe, um die Erlaubniß zum Beſuch der Kapelle zu erhalten, wo der Cid begraben liegt; denn die Mönche waren gerade im Chor verſammelt und ſangen ihre Abend-Hymne an die Jungfrau; als man jedoch erfuhr, daß ich ein Fremder ſey, gab man meiner Bitte nach. Ein höflicher Mönch führte mich in einen großartigen Tempel, wo ich kein lebendes Weſen bemerkte, meinen Führer ausgenommen, obſchon die Luft von dem feierlichen Geſang der hinter den Teppichen (?) verſteckten Mönche wiederhallte. In einer Kapelle rechter Hand, zwiſchen der Pforte und dem Altar, ſteht das Monument, welches, wie die Ueberſchrift beſagt, „die Reſte des gefeierten, ſiegreichen und unbeſiegbaren Kriegers birgt.“ An ſeiner Seite und in demſelben Sarkophage ruht ſein Weib Ximene; oben auf dem Sarge liegen die Marmorbilder Beider, neben einander ausgeſtreckt. Etwas weiter, in derſelben Kapelle, ruhen die Ueberreſte der Familie des Helden, Diego Lainez, Lain Calvo, und die Töchter des Cid, Elvira und Maria Sol, welche, nachdem ſie von den treuloſen Grafen Carrion ſo grauſame Schmach erfahren, Beide Königinnen wurden, die Eine von Navarra, die Andere von Arragon. Die Franzöſiſchen Revolutionaire, freche Störer der Ruhe der Gräber, gaben ein empörendes Beiſpiel von Rohheit und Mangel an Ehrfurcht vor dem Heiligen, als ſie den Körper des Cid aus der Kapelle riſſen, wo er ſeit vielen Jahrhunderten ruhte, und ihn auf der Alameda von Burgos zur Schau ausſtellten. Nachmals ſtellte man dieſe ehrwürdigen Reſte dem Kloſter San Pedro de Cardena zurück, welchem der Cid ſelbſt ſie vermacht hatte, und deſſen Geſchichte mit der des Helden eng verknüpft iſt.“

— Von Burgos begab ſich Herr Ridell nach Vitoria, wo damals die Chriſtinos ſich behaupteten. Hier ſetzte er ſich in eine Galera, deren Mayoral, Lorenzo Lanz, ein Mann von bewährter Redlichkeit, den Kriegs-Schauplatz in jedem Sinne zu durchwandern gewohnt war.

„In Zeit von einer Stunde hatte ich meinen Paß viſiren laſſen, meine Zeche bezahlt und die Galera erreicht, die mich aufnehmen ſollte. Die Maulthiere waren vorgeſpannt, und der Conducteur in ſammetnem Kleide, mit jener zuckerhutförmigen Mütze, empfing etwas ängſtlich die Briefe und Beſtellungen, welche verſchiedene Perſonen ihm überbrachten. Endlich umarmte er ſeine Familie, und die Galera ſetzte ſich in Bewegung. Das Thor, welches uns aus der Stadt führte, war von einem Peloton junger Peſetero's oder Baskiſcher Freiwilligen im Dienſte der Königin bewacht. Dieſe anſcheinend recht munteren jungen Leute riefen unſerem Lorenzo ſcherzweiſe zu, er möchte die Karliſten grüßen und ihnen melden, daß man ſich auf ihren Beſuch freute. Ich weiß nicht, wann und wie der Conducteur ſeines Auftrags ſich entledigte; ſo viel aber kann ich verſichern, daß Zumalacarreguy vierundzwanzig Stunden ſpäter Vitoria an der Spitze von 6000 Navarreſen und Basken überrumpelte, alle Thore zugleich beſetzte, die muthvoll ſich widerſetzende Miliz in die Flucht ſchlug und, nachdem er ſechs Stunden in der Stadt gehauſt, wieder fortzog. Er nahm alle Peſeteros mit, deren er habhaft werden konnte, und ließ ſie, zwei Meilen von Vitoria, je Fünf und Fünf niederſchießen.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Je weiter wir in Biscaya vorrückten, deſto beſſer fanden wir das Land angebaut; nach allen Seiten hin erfreuten blühende Steckrüben-Felder unſer Auge; in der Nähe der Hütten bearbeiteten die Frauen jeder Familie das Land vermittelſt großer eiſerner Gabeln, die ſie mit vieler Kraft und Gewandtheit zu regieren verſtanden. Daneben, auf der Landſtraße, bemerkte man ihre weidengeflochtenen und mit Kühen beſpannten Karren. Dieſe Karren ruhen auf Rädern und Achſen von

Holz, deren widerliches Knarren man in bedeutender Entfernung ſchon hören kann; ſo groß iſt aber die Macht der Gewohnheit, daß dieſer einem Fremden unerträgliche Lärm für die guten Leute einen Zauber hat, dem ſie, wie man behauptet, nur ungern entſagen." Der Umſtand, daß die Frauen in dieſer Gegend Spaniens jede Feldarbeit mit ihren Männern theilen, iſt dem Guerilla-Kriege ſehr günſtig. Wirklich kommen die Männer, die als Freiwillige ausziehen, nur zu beſtimmten Zeiten wieder nach Hauſe, wenn ſtarke Arbeit die Hülfe ihres Armes erfordert; ſpäter entfernen ſie ſich wieder, wegen des Unterhalts ihrer Familien unbekümmert, denn ſie wiſſen, daß man während ihrer Abweſenheit Alles fleißig beſorgen wird. Iſt Einer oder der Andere verwundet, ſo bringen ihn ſeine Kameraden, wie eine Katze ihre Jungen, bis zum erſten bedeutenden Dorfe, wo er wundärztlichen Beiſtand findet. Der Kranke darf ſich in jedem Fall guter Pflege verſichert halten, ſelbſt dann, wenn ſeine Freunde und Verwandten fern ſind."

„Die Basken und Navarreſen beſitzen mehr Freiheiten als alle übrige Spanier und hängen um ſo mehr an ihren Gerechtſamen, je mehr ſie ihre Nachbarn gedrückt ſehen. Statt ſchwerer Auflagen und direkter Steuern zahlen ſie der Spaniſchen Regierung eine freiwillige Abgabe, deren Belauf ſie ſelber beſtimmen; und während ein Caſtilianer oder ein Andaluſier wegen einiger Pfunde geſchmuggelten Tabacks in Ketten nach Ceuta geſchickt werden kann, wandert der Baske mit ſo vielem Taback, als er zu tragen im Stande iſt, über die Heerſtraßen des Königreichs, ohne in die geringſte Strafe zu verfallen. Endlich iſt der Bewohner der freien Provinzen auch keiner Conſcription unterworfen und braucht dem Könige nicht perſönlich zu dienen; im ganzen Umfang dieſer privilegirten Länder heißt das Haupt des Staates nur Señor, nicht König. Es iſt alſo nicht Liebe zum Despotismus, ſondern im Gegentheil die Beſorgniß, ihre angeſtammte Freiheit zu verlieren, was ihnen die Waffen in die Hand giebt. „Wir halten es", ſo ſagte mir ein Baske, „weder mit Don Carlos, noch mit der Königin; immer werden wir, komme nun was da wolle, einen Gott haben, der uns richtet, und einen Monarchen, der uns regiert. Können wir nicht Spanier in unſerem Sinn bleiben, mit unſeren alten Gerechtſamen — wer weiß, ob wir dann nicht einen unabhängigen Staat bilden werden, mit einem tapferen Könige, den wir alle Jahre wählen werden." Es liegt am Tage, daß die Idee einer Republik bei ihnen vielfach im Schwung iſt."

„Nachdem wir die Städte Irun, Villa-Franca und Andoan drei Tage paſſirt hatten, erreichten wir gegen Abend den Flecken Urnieta, der auf dem Gipfel und am Abhang eines Hügels liegt. Das Wirthshaus, in welchem wir übernachten ſollten, ſtand unter der Leitung zweier junger Nichten Lorenzo's, die es ſich eifrig angelegen ſeyn ließen, uns gut zu bewirthen. Ich trank eine köſtliche Taſſe Chokolade, wickelte mich dann in meinen Mantel und ſah mich, eh' es finſter wurde, in den Umgebungen ein wenig um. Auf dem Gipfel des Hügels ſtand eine alte verwitterte gothiſche Kirche, die mit Schießſcharten verſehen war und demnach wohl als Feſtung gedient hat. Nicht weit davon, auf einem freien Platze, erhob ſich an der einen Seite das Rathhaus und an der anderen eine kleine Kapelle. Benachbarte Höhenzüge mit maleriſchen Felſen bekränzten üppige Felder und Waldungen. Mitten auf dieſem Platze ſpielten muntere junge Leute von Urnieta Fangball. In einiger Entfernung gruppirten ſich die jungen Frauen, faſt alle groß, friſch und wohlgebildet. Sie trugen bunte Franzöſiſche Kleidung, und ihr langes Haar fiel in Flechten auf den Nacken herab. Einige hatten ihre Säuglinge an der Bruſt, Andere trippelten, die Kleinen auf den Armen wiegend, unter klagendem Geſang auf und nieder. Die jungen Mädchen plauderten, lachten und warfen manchen verſtohlenen Blick auf die Ballſpieler. Die Väter des Dorfes waren theils in der benachbarten Schenke verſammelt, aus deren Fenſter ganze Wolken von Tabacksdampf hervordrangen, theils ſaßen ſie auf einer langen Bank neben der Kirche und ſahen mit ihrer Pfeife im Munde dem Spiel der Jünglinge zu, das ſie vor Zeiten ſelber ſo gern geſpielt. Dieſe Scene des Wohlſtandes, der Ruhe und des patriarchaliſchen Glückes mitten in einem durch blutigen Bürgerkrieg verheerten Lande hatte etwas gar Erquickliches für das Herz; ich konnte mich nicht davon losreißen, und als endlich die Nacht zum Rückzuge mahnte, ſprach ich in meinem Innerſten den herzlichen Wunſch aus, daß dieſes beſcheidene Dorf, wo tiefer Friede und wahrhaft arkadiſche Einfalt der Sitten herrſchten, durch blutige Kämpfe und rohe Parteienwuth nie beunruhigt werden möchte."

„Der folgende Tag war der letzte, den ich auf Spaniſchem Boden zubringen ſollte. Wir reiſten früh Morgens ab, von den Segenswünſchen der Nichten unſeres Mayorals begleitet; die Luft war aber ſo kalt, daß ich lieber zu Fuße vor dem Wagen herging. Nach einem herrlichen Spaziergang von ungefähr zwei Engliſchen Meilen, zwiſchen fruchtbaren, wohl angebauten Feldern und in einer lachenden maleriſchen Landſchaft, erreichte ich die freundliche Stadt Hernani, die an der Seite eines tiefen Thales auf einer Anhöhe belegen iſt. Eine maſſive Hochſtraße, an beiden Seiten mit Geländern verſehen, führt nach der Stadt. Ueber dieſes Geländer hinab hat man eine köſtliche Ausſicht in den blühenden Thalgrund, der mit Gemüſegärten, Feldern und Pflanzungen jeder Art bebaut iſt. Ein befeſtigtes Thor, auf welchem das zierlich in Stein gehauene Wappen der Stadt prangt, begränzt die Hochſtraße und führt nach einem ſchöngebauten Markte, wo das Rathhaus und eine Kirche ſtehen. Ich ging in die letztere, als eben ein junges Weib ihren Finger in das Weihwaſſer am Portale tauchte. In der Meinung, daß ich ein Gleiches beabſichtigte, kehrte ſie ſich mir zu, reichte mir anmuthig beſcheiden ihren benetzten Finger und ließ mir ein Tröpfchen von dem geweihten Waſſer zufließen. Ich dankte mit einem ehrerbietigen Gruße, machte das Zeichen des Kreuzes und folgte meiner Schweſter in Chriſto, tief gerührt von ihrer warmen ungekünſtelten Frömmigkeit. Obſchon die Neugier immer einigen Antheil daran hatte, wenn ich Spaniens Tempel beſuchte, ſo kann ich doch ohne Heuchelei verſichern, daß auch Ehrfurcht und wahre Andacht bei ſolcher Gelegenheit mich beſeelten. Die erhabene Schönheit der Spaniſchen Kirchen und die Art, wie man den Gottesdienſt hält, wirken mächtig auf die Phantaſie; beſonders aber iſt es die naive und herzliche Frömmigkeit der Gemeinde, was unwiderſtehlich feſſelt. In der Kirche zu Hernani ſah ich eine Menge Frauen in tiefer Trauer: ohne Zweifel hatten ſie den Tod ihrer Söhne, ihrer Brüder oder Gatten zu beklagen, die im Bürgerkriege gefallen waren! Vielleicht nirgends iſt die Inſurrection vollſtändiger und allgemeiner geweſen, als in dieſen Kantonen; erſt kürzlich war eine Proclamation des Don Carlos bekannt geworden, die alle waffenfähige Jünglinge unter ſeine Fahnen rief, und Hernani's zahlreiche Bevölkerung hatte mit Begeiſterung Folge geleiſtet." . . . .

„Ungefähr eine Engliſche Meile von Hernani beginnt die ſchöne Straße, welche nach San Sebaſtian führt. Es that mir leid, daß ich keine Zeit hatte, jene Citadelle zu beſuchen, die während des Unabhängigkeits-Krieges der Schauplatz ſo vieler Waffenthaten und verzweifelten Anſtrengungen geweſen."

„Auf der Brücke, welche über die Bidaſſoa führt, verweilte ich ein Paar Augenblicke, um die berühmte Faſanen-Inſel in Augenſchein zu nehmen. Dieſes Fluß-Eiland, wo der Kardinal Mazarin und Don Luis de Haro (1659) den Pyrenäiſchen Frieden verhandelten, in deſſen Folge das Haus Bourbon auf den Spaniſchen Thron kam, iſt jetzt nur noch eine Anhäufung ſchlammiger Erde, von dem Umfang eines gewöhnlichen Hauſes und ganz ohne Anbau. Gleichwohl hielten einſt auf dieſem Flecke die beiden Bevollmächtigten zweier großer Nationen ihre Konferenzen und überboten einander an verſchwenderiſcher Pracht. Hier wurde ferner jene Hochzeit gefeiert, die Spaniens Schickſale ſo lange mit den Schickſalen ſeines ehrgeizigen und unruhigen Alliirten verkettete."

„Als ich den Fuß auf Franzöſiſchen Boden ſetzte, trat ich in ein hübſches Wirthshaus jenſeits der Brücke, wo eine Franzöſiſch redende Wirthin mich bewillkommnete. Man bediente mich mit einem recht guten Mittageſſen, das mir Gelegenheit gab, zu bemerken, daß in der Mannigfaltigkeit alles deſſen, was zum Comfort des Lebens gehört, zwiſchen Franzöſiſchen und Spaniſchen Wirthshäuſern ein bedeutender Unterſchied ſtattfinde. „Ohne Zweifel", ſagte ich, „hat man dieſen größeren Wohlſtand Frankreichs einer beſſeren Verfaſſung und Verwaltung, einem höheren Grade bürgerlicher Freiheit und einem zweckmäßigeren Unterrichte beizumeſſen, der den Gewerbfleiß auf jede Weiſe begünſtigt. Lorenzo ſchüttelte mit Würde den Kopf und ſprach voll patriotiſchen Eifers: „Alles, was Sie hier ſehen, kommt aus Spanien, werther Herr! Betrachten Sie nur dieſe Gabel, ſie iſt aus Spaniſchem Silber; und was die erbärmlichen Baumwollenzeuge der Franzoſen betrifft, von denen ſie ſo viel Lärmens machen, und mit welchen ſie unſere ſchönen und guten Wollenzeuge gern verdrängen möchten, ſo verſichere ich Ihnen, daß man jetzt eben ſo gute Kattune in Catalonien fabrizirt. Mit ihren falſchen Vergoldungen, ihren tombachnen Uhren und Glas-Diamanten wollen ſie uns in Verſuchung führen, und gelingt ihnen das nicht, ſo bringen ſie uns einen Tanzbären oder einen gelehrten Affen und kehren, die Taſchen mit Piaſtern angefüllt, in ihr Land zurück. Wäre ich ein Alcalde, und es zeigte ſich Einer dieſer Taugenichtſe in meinem Diſtrikte, ſo würde ich meinen Leuten ſagen: ſchlagt mir den Bären gleich todt; ſeinem Herrn aber gebet die Baſtonnade und dann einen Reiſepaß nach Bayonne — vierzigtauſend Teufel mögen ihm das Geleite geben! In Frankreich trägt jeder Lump, der mit ſeinem Leierkaſten durch die Straßen zieht, einen langen Rock, wenn er gleich keinen Heller und nicht einmal eine Brodkruſte in der Taſche hat — in unſerem Spanien iſt der, welcher ſich als wohlhabender Mann kleidet, auch wirklich wohlhabend. Hat ein Spanier Brod zu eſſen, braunes Tuch, um ſich zu bekleiden, und allenfalls noch einen Cigarro, ſo iſt er zufrieden. Bringt er es mit ſeiner Arbeit nicht dahin, daß er dieſe drei Dinge haben kann, ſo nimmt er ein Gewehr und geht auf die Landſtraße . . . . Aber er würde hundert Mal lieber vor Hunger umkommen, als im Auslande herumziehen und mit etwas Muſik oder Affen-Grimaſſen ſeinen Unterhalt erbetteln. Der Spanier hat ein edles, ein ſehr edles Herz! (el Español tiene el corazon muy noble, mucho!)" — So lautete die patriotiſche Ergießung meines Freundes Lorenzo Lanz, deſſen Begeiſterung für ſein Vaterland auf dem Franzöſiſchen Ufer der Bidaſſoa natürlich noch ſtärker geworden war."

„Zu Saint-Jean de Luz ſagte ich Spanien ein letztes Lebewohl, indem ich von Lorenzo Lanz Abſchied nahm. Ich beſtieg eine Poſt-Chaiſe, um baldmöglichſt nach Bayonne zu kommen. Der Conducteur derſelben, ein ächter Gascogner, hatte mich bald mit Franzöſiſcher Art und Sitte vollends vertraut gemacht. Kaum ſaß er auf ſeinem Bocke, als er ſeine Pferde, ſeinen Wagen und ſein Talent, die Kutſche zu lenken, bis in den Himmel erhob und aller Lobſprüche gedachte, die von Seiten der Paſſagiere ihm ſchon zu Theil geworden ſeyen. Aber trotz dieſer Verſicherungen und Betheuerungen kamen wir nur mit Schneckenſchritten vorwärts; und als ich mich einmal darüber beſchwerte, antwortete mein Gascogner mit ziemlicher Unverſchämtheit: „Seyen Sie nur zufrieden, mein Herr! Ich fahre alle Geſandten, alle Engländer, alle Mylords; ſie ſind ſämmtlich entzückt von mir. Ich wollte nur, der Herr könnte ſie fragen!" Und nun ließ der impertinente Menſch die Peitſche knallen, als wollte er ſeine ausgemergelten Mähren zum Galopp antreiben, wobei er ihnen aus voller Kehle auf Spaniſch zuſchrie: Alza, alza, Caballos! (Vorwärts, vorwärts, Pferde!)"

„Da ich ſah, daß keine Vorſtellung fruchten wollte, ſo ergab ich mich darein und ſuchte Troſt in der Ueberzeugung, daß ich hier wenigſtens ohne Furcht vor Räubern, Mördern, Chriſtinos und Karliſten reiſen könnte. Schon am folgenden Tage fand ich jedoch dieſe Sicherheit monoton; es fehlte mir ein gewiſſes Etwas, das mein Leben in den zwei vergangenen Monaten pikant gemacht hatte. Dieſes Etwas war eben die Beſorgniß, jedesmal, wenn ich um die Ecke eines Waldes bog, den Ruf: „Die Börſe oder das Leben!" zu hören, von Mordthaten

Digitized by Google

Zeuge ſeyn zu müſſen oder ſelbſt erdroſſelt zu werden. — kurz, jener aufgeregte Zuſtand, den die Idee der Gefahr erzeugt. Ich reiſte mehrere Tage mit einem gewiſſen Hang zur Schwermuth und Langenweile, der erſt bei meiner Ankunft in Paris ſich wieder verlor. Aber mitten unter den mannigfachen Zerſtreuungen, mitten im Strudel der Genüſſe jeder Art, welche dieſe Hauptſtadt darbietet, lehrte ich oft meine Blicke voll liebender Sehnſucht dem ſchönen Spanien zu, das in meiner Liebe die nächſte Stelle nach meiner Heimat einnimmt, und wo ich, wenn auch vielleicht etwas zu flüchtig, ſo manche neue und intereſſante Beobachtung gemacht hatte. Oefter mußte ich ſeufzend die Worte wiederholen, die meinem Buche als Motto dienen:

Salve, tierra de amor! mil veces salve!(**)

(Spain revisited.)

Rußland.

Ruſſiſche Städte-Anſichten.

Odeſſa.

Ich habe über Odeſſa viel geleſen und viel gehört, aber alle Beſchreibungen und Erzählungen gaben mir nur einen ſchwachen Begriff von dem, was ich geſehen habe. In einer Entfernung von ungefähr 7 Werſt auf der Straße von Balta erblickte mein Auge das majeſtätiſche Panorama von Odeſſa und ſeiner reizenden Umgebungen. Der links von der Stadt belegene Hafen war mit ſo vielen Schiffen bedeckt, daß die Maſten einen dichten Wald bildeten; wehende Flaggen, blinkende weiße Segel und in der Ferne das Schwarze Meer, auf welchem Schiffe im vollen Segeln, wie weiße Schwäne, dahinzogen, zeigten meinem Blicke das bezauberndſte Gemälde, das man in der Natur ſehen kann! Es gehört aber eine andere Feder wie die meinige dazu, um es zu beſchreiben; ſie gehorcht nicht immer meiner Einbildungskraft und verſteht es nicht, erhabene Gegenſtände angemeſſen zu ſchildern.

Die auf einem faſt ſenkrechten Kalkfelſen liegende Stadt Odeſſa beherrſcht und ziert den Hafen und das Meer, deſſen brauſende Wogen ſich zürnend an den unerſchütterlichen Maſſen des gigantiſchen Kalkgebirges brechen, als wollten ſie daſſelbe untergraben und zerſtören, bald aber, einen kräftigen Widerſtand findend, ruhiger werden und ſich in weiter Ferne verlieren, während Odeſſa, einem in den Wolken ſchwebenden Adler gleich, von oben herab auf das Meer blickt und gleichſam lächelnd den von allen Welttheilen angelaufenen weißgeflügelten Schiffen zuwinkt.

Prächtige, von der Regierung ſowohl als von Privatleuten aufgeführte Gebäude ziehen unwillkürlich die Blicke auf ſich und ſetzen den Reiſenden in Erſtaunen. Ohne ſie ausführlich beſchreiben zu wollen, bemerke ich nur im Allgemeinen, daß die Mannigfaltigkeit des Geſchmacks in der modernen ſchönen Architektur ſelbſt den peinlichſten und geſchickteſten Baumeiſter befriedigen muß. Verbannt iſt hier die immer langweilende Monotonie, die ſich ſo häufig in anderen Städten bemerkbar macht. Die Börſe, das Theater und mehrere andere Gebäude am Ufer ſowohl als im Innern der Stadt würden auch eine Zierde für Reſidenzen ſeyn. Das Boulevard erhebt ſich am Hafen ſelbſt wenigſtens 10 Klafter über die Meeresfläche und iſt der beliebte und einzige Spaziergang der höheren Klaſſen von Odeſſa's Bewohnern. Hier ergötzt ſich das Auge an den den fernen Horizont begränzenden von Fahrzeugen ſtets belebten blauen Fluthen des Meeres. Hier hört man auf jedem Schritt Unterhaltungen in faſt allen Europäiſchen und Aſiatiſchen Sprachen. Will man Damen und Herren, nach den neueſten Moden von Paris, London, Wien und Petersburg gekleidet, oder Aſiatiſche Trachten ſehen? Hier begegnet man dem leichtbeflügelten Franzoſen, dem ſtolz einherſchreitenden Polniſchen Pan, dem finſter blickenden Engliſchen Phlegmatiker, dem anſpruchslos gekleideten Deutſchen, mit einem Stroh-Cigarren im Munde, dem liſtig lächelnden Italiäner, dem bronzefarbenen Portugieſen, ſtolz herabblickend auf Tataren, Perſer, Griechen, Armenier, Moldauer, Türken, Bulgaren und demüthige Juden, von denen hier die ganze Gegend überſchwemmt iſt.

In Odeſſa angekommen, kehrte ich in einen der beſten Gaſthöfe ein, deren es hier viele gute giebt: die Konkurrenz erregt das Streben, ſich einander in guter Tafel, Aufwartung und innerer Bequemlichkeit zu überbieten und mit vortrefflicher Bewirthung zu billigen Preiſen, die im Allgemeinen viermal niedriger ſind als in Petersburg, zu verbinden. Was den Nachtiſch betrifft, ſo dürfte in ganz Rußland wohl nur Odeſſa einen ſolchen Luxus an Früchten darbieten. An Miethwagen fehlt es nicht; die Italiäniſche Oper iſt vortrefflich und Signora Taſſiſtra ein Liebling des Publikums. Das Orcheſter iſt zwar nicht ſehr zahlreich, beſteht aber aus geſchickten Muſikern und zum Theil aus Virtuoſen, die ſich in Konzerten hören laſſen.

Kein Fremder unterläßt es, den hieſigen Baſar zu beſuchen, und iſt er zum erſten Mal in Odeſſa, ſo erſcheint ihm jede Hauptſtraße wie ein Baſar; Odeſſa hat eine Menge von Läden und Magazinen in allen Quartieren der Stadt; ſie ſind durchgängig geſchmackvoll, ja, theilweiſe prächtig ausgeſtattet und bieten dem Auge hinlängliche Unterhaltung dar. Alles, was Europäiſcher und Aſiatiſcher Luxus erfunden haben, findet man da. — Dafür iſt Odeſſa auch ein Freihafen, ein wahres Paradies für die dortigen Stutzer.

Die durch Kunſt verſchönerten Umgebungen Odeſſa's ſind reizend. Landhäuſer, Weinberge, Obſtgärten und Wirthſchaftsgebäude bieten ein bezauberndes Gemälde dar. Am meiſten gefiel mir, ſeiner Lage wegen, der Landſitz eines Herrn Reynaud. Beraubt man aber Odeſſa dieſes Schmuckes, ſo bleibt nichts als eine traurige Einöde. Der Reichthum und Schönheitsſinn hieſiger Negozianten und anderer Perſonen, durch Nacheiferung belebt, verwandelte, wie durch Zauberkraft, eine Wüſte in ein zweites Italien.

Odeſſa wächſt rieſenartig und ſcheint doch jetzt nur noch ein Kind zu ſeyn; was wird es nicht erſt werden, wenn es ſeine Volljährigkeit erreicht hat?

Odeſſa zählt gegen 55,000 Einwohner; bemerkenswerth war es mir, während meines ganzen dortigen Aufenthalts nicht einem einzigen Bettler zu begegnen.

Die Natur, die über den Süden ihre Reichthümer ausſchüttete, verſagte Odeſſa zwei der nothwendigſten Bedürfniſſe: Wald und ſüßes Waſſer. Doch die nämliche ſchützende Natur, die den Menſchen mit Ueberlegung und Kenntniſſen begabt, half dieſem Uebel bald ab. Das von den Dächern ſtrömende Regenwaſſer wird ſorgfältig in Reſervoirs geſammelt und giebt gereinigt ein Getränk, welches ſchmackhafter iſt als Brunnenwaſſer; das beſte Waſſer wird ſieben Werſt weit aus der ſogenannten kleinen Fontaine geholt. Bau- und Brennholz erhält man größtentheils zu Waſſer aus Cherſon; viele Leute aus dem Mittelſtande und aus den ärmeren Klaſſen brennen ſtatt des Holzes Schilf, Stroh und Steppengras.

Um 4 Uhr Nachmittags ſitze ich am Boulevard, wo ſich um dieſe Zeit die Spaziergänger verſammeln; Damen und Herren ſind ganz ſommermäßig gekleidet; ein milder Südwind verbreitet balſamiſche Düfte. Vergleiche jetzt den Odeſſaer 14. Oktober mit dem Petersburger! Nachdem mich eine Zeitlang das bunte Publikum unterhalten hatte, warf ich meinen Blick auf das wogende Meer und gewahrte ein angekommenes Dampfboot; es hatte geſtern Konſtantinopel verlaſſen. Nur eine Fahrt von 30 Stunden, und ich hätte die große Hauptſtadt des Ottomaniſchen Reiches ſehen können mit ihren fremden Sitten, Gebräuchen und Trachten! (C. M.)

Mannigfaltiges.

— Ein Engländer als Deutſcher Schriftſteller. Bisher iſt unter den lebenden Sprachen gewöhnlich nur der Franzöſiſchen die Ehre zu Theil geworden, daß ſich auch die Gelehrten anderer Nationen ihrer, und zwar lieber, als ihrer eigenen Landesſprache, in ihren Schriften bedient haben. Ein berühmter Deutſcher Dichter, ein Schriftſteller, dem ſeine Mutterſprache die gelungenſten Neuerungen verdankt, Aug. Wilhelm v. Schlegel, ſchreibt ſogar ſeit mehreren Jahren nur Franzöſiſch, weil ihm für ſeine orientaliſchen Forſchungen das Deutſche Publikum nicht groß genug ſcheint. Vielleicht war es derſelbe Grund, nur auf das Engliſche Publikum angewandt, der jetzt einen Engliſchen Gelehrten bewogen hat, ſeine Angelſächſiſchen Studien in Deutſcher Sprache herauszugeben. Herr John M. Kemble, ein eben ſo tüchtiger Schüler als großer Verehrer Jakob Grimm's, hat ſo eben ſeinen Verſuch „Ueber die Stammtafel der Weſtſachſen" erſcheinen laſſen und ſie ſeinem berühmten Lehrer dedizirt. Herr Kemble gilt in ſeinem Vaterlande für einen der gelehrteſten Kenner des Angelſächſiſchen; Deutſchland wird ihm nunmehr das Zeugniß ertheilen können, daß er ein eben ſo gelehrter Kenner des Deutſchen und von ſeinen Landsleuten gewiß auch der eleganteſte Deutſche Schriftſteller ſey. Seine Unterſuchung, die ſich mit der Genealogie der Angelſächſiſchen Könige beſchäftigt, gewährt übrigens das Reſultat, daß die älteſten bekannten Genealogieen dieſer Art als mythiſch und werthlos zu betrachten ſeyen, indem ſämmtliche Namen bloße Synonyma oder Eigenſchaften deſſelben Götzen (Wodan's oder Odin's) wären und die authentiſche Geſchichte der Angelſachſen erſt mit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum beginne.

— Bevölkerung von Paris und St. Petersburg. In beiden Hauptſtädten hat die Bevölkerung während der letzten dreißig Jahre auf eine ganz unverhältnißmäßige Weiſe zugenommen. Paris zählte im Jahre 1805 etwas über eine halbe Million, nämlich 547,750, und St. Petersburg in demſelben Jahre etwas über eine Viertel Million, nämlich 271,137 Einwohner; gegenwärtig aber zählt die Franzöſiſche Hauptſtadt nahe an einer ganzen und die Ruſſiſche nahe an einer halben Million Einwohner. Auch die Bevölkerung Berlins hat ſich in dieſem Zeitraume beinahe um das Doppelte, nämlich von 160,000 auf 280,000 Einwohner vermehrt. Zur Vergleichung des progreſſiven Anwachſens der beiden vorher genannten Städte theilen wir hier einige Zahlen-Angaben mit. Im Jahre 1590 zählte Paris, der verheerenden Bürgerkriege ungeachtet, doch ſchon 200,000 Einwohner. Unter den Regierungen Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. dehnte ſich die Hauptſtadt bedeutend aus, und unter Ludwig XIV., als Paris bereits den Anſpruch machte, die Metropole der gebildeten Welt zu heißen, beſaß es 510,000 Einwohner. Im Jahre 1762 zählte man 576,000 und vor dem Ausbruche der Revolution unter Ludwig XVI. über 600,000 Einwohner. Von 1789 an nahm die Bevölkerung in jedem Jahre bedeutend ab; ſie hob ſich zwar wieder unter dem Direktorium, hatte jedoch auch im erſten Jahre nach dem Regierungs-Antritte des Kaiſers Napoleon noch nicht wieder den Umfang erreicht, den ſie vor der Revolution gehabt; ſie zählte nämlich, wie bereits oben bemerkt, 547,750 Einwohner. Zwei Jahre nach der Reſtauration, im J. 1817, beſaß Paris 713,966, noch zehn Jahre ſpäter 890,431 Einwohner. Abermals trat im J. 1830 eine Revolution und mit derſelben eine anſehnliche Abnahme der Bevölkerung ein, denn im J. 1832 zählte man nur 770,280 Einwohner, die jedoch ſeitdem in noch raſcherer Progreſſion als vorher ſich vermehrt haben. — St. Petersburg beſaß im J. 1800: 220,208, 1805: 271,137, 1812: 308,474, 1814: 335,713, 1817: 344,619, 1819: 363,938, 1825: 424,741 und 1833: 442,896 Einwohner, unter denen ſich jedoch nur 141,026 Frauen befanden.

(**) Gegrüßt ſey mir, du Land der Liebe, tauſend Mal gegrüßt!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 2. Berlin, Mittwoch den 4. Januar 1837.

Schweden.

Ueberſicht der Schwediſchen Literatur im Jahre 1836.

Zur Beurtheilung, welche Zweige der Wiſſenſchaft in Schweden in Zuwachs oder Abnahme ſich befinden, ſchicken wir nachſtehende Tabelle voraus, welche aus der Schwediſchen Bibliographie für die Jahre 1829—1835 zuſammengetragen iſt und ſowohl die Anzahl der in Schweden herausgekommenen Arbeiten, als die Bogenzahl derſelben angiebt:

	1829.		1830.		1831.		1832.		1833.		1834.		1835.	
	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.
Philologie	32	220	29	77	22	236	16	165	25	121	41	227	24	175
Theologie	119	936	122	695	140	711	129	690	122	560	123	775	124	882
Philoſophie	7	41	11	129	9	81	2	6	7	11	6	46	2	38
Pädagogiſche Schriften	29	292	32	250	30	183	52	342	39	300	20	91	19	98
Schöne Wiſſenſchaften	108	811	132	860	110	855	173	1213	158	1080	152	1078	150	1379
Geſchichte	65	837	85	868	82	692	94	904	106	1009	74	819	64	909
Geographie	25	192	30	283	25	307	23	282	32	238	19	265	21	318
Staats-Wiſſenſchaft	102	2560	77	902	77	700	102	525	116	835	157	2588	97	2068
Phyſik	19	83	20	158	31	278	20	238	20	174	23	145	31	252
Medizin	24	138	20	177	45	208	28	129	31	140	70	181	31	155
Oekonomie und Technologie	46	256	35	223	43	262	59	450	36	240	54	325	35	208
Mathematik	17	52	19	89	15	121	18	98	20	131	22	111	26	48
Kriegs-Wiſſenſchaft	6	62	6	79	2	8	10	78	6	36	9	75	2	11
Jurisprudenz	46	244	45	245	80	434	62	306	101	398	67	238	75	150
Schöne Künſte	2	10	4	25	2	6	7	38	4	20	6	25	11	44
Vermiſchte Schriften	25	313	42	344	66	575	55	462	56	732	52	444	52	662
Muſik	27	—	26	—	30	—	36	—	28	—	25	—	19	—
Karten	5	—	4	—	6	—	2	—	2	—	4	—	1	—
Kupferſtiche	—	—	1	—	2	—	1	—	1	—	1	—	—	—
Steindrücke	38	—	26	—	21	—	44	—	30	—	18	—	17	—
Summa . . .	742	7056	766	5504	838	5657	933	5926	941	6025	943	7433	799	7392

Es muß hierbei bemerkt werden, daß unter den im Jahre 1829 aufgeführten Arbeiten mehrere ſich befinden, welche im Jahre 1828 herausgekommen, da wegen unvollſtändiger Ausgabe der Bibliographie dieſe Arbeiten erſt in dem Verzeichniſſe von 1829 angegeben worden ſind. Die unter der Rubrik Staats-Wiſſenſchaften für die Jahre 1829 bis 1835 ſo große Bogenzahl rührt von den Reichstags-Schriften her und hauptſächlich von dem Protokoll der Reichsſtände; in der unter der Rubrik Vermiſchte Schriften angegebenen Bogenzahl ſind nur Zeitſchriften, aber keine Zeitungen begriffen.

In der Bibliographie von 1836, welche bis zum Schluß des Septembers reicht, ſind folgende Arbeiten aufgeführt:

1. Philologiſche Schriften.

Hiervon ſind in dieſem Jahre 28 Werke erſchienen, von denen 13 Originale und 15 Ueberſetzungen ſind; 22 ſind neu, 2 in vermehrten Auflagen, 1 in neuer Auflage und 3 Fortſetzungen vom vorigen Jahre. Zuſammen haben ſie 202¾ gedruckte Bogen betragen. Hiervon ſind die vornehmſten: ein Deutſches und ein Schwediſches Wörterbuch des verdienten Lexikographen Dreen und die ſo lange erwartete Sprachlehre der Schwediſchen Akademie. Im Uebrigen beſtehen die meiſten philologiſchen Schriften in Lehrbüchern und Disputationen.

2. Theologiſche Schriften.

Der Exegetik gehören 2 Arbeiten an, worunter eine Ueberſetzung iſt. In der Dogmatik erſchienen 2 Original-Arbeiten. In der Katechetik eine Schrift. In der Liturgik 1 Arbeit. In der Homiletik 24 Schriften, wovon 17 Schwediſche Originale, 1 in Franzöſiſcher Sprache und 6 Ueberſetzungen, zuſammen 138 Bogen. In der Ascetik 12 Schriften, wovon 8 Originale und 4 Ueberſetzungen, zuſammen 82 Bogen. Von vermiſchten theologiſchen Schriften ſind 6 Arbeiten erſchienen, wovon 5 Originale und 1 Ueberſetzung.

3. Philoſophiſche Wiſſenſchaften.

Es ſind 10 Arbeiten herausgekommen, unter denen 8 Originale und 2 Ueberſetzungen, zuſammen 55 Bogen.

4. Pädagogiſche Schriften.

Von dieſen ſind 4 erſchienen, wovon 3 Originale und 1 Ueberſetzung, zuſammen 25 Bogen.

5. Schöne Wiſſenſchaften.

Von theoretiſchen Schriften ſind 3 Arbeiten erſchienen, ſämmtlich Schwediſche Originale. — Lyriſche Schriften 12, davon 11 Originale und 1 Ueberſetzung, die hauptſächlichſten von Eſaias Tegnér, F. M. Franzén und A. F. Cronhamn. — Epiſche Schriften eine: die Ueberſetzung der Ilias, aus dem Griechiſchen, von J. Trauer. — Dramatiſche Arbeiten ſind 13 herausgekommen, davon 4 Schwediſche Originale, 1 Engliſch und 8 Ueberſetzungen, zuſammen 66 Bogen. — Das Königliche Theater hat ſeit dem Anfang des Jahres 13 neue Stücke aufgeführt, wovon 2 Schwediſche Originale; nämlich Svenskarne i Neapel (die Schweden in Neapel), Schauſpiel in 5 Akten, von Karl Kullberg, und Hobergsgubben (der Alte vom Hoberg oder Hobergs Rübezahl), Singſpiel in 2 Akten, von W—r. — Die 11 anderen Stücke waren folgende: 1 Oper: den Stumma från Portici (die Stumme von Portici), von Auber. 2 Vaudevilles: Pagret för Montauban (die Pagen des Herzogs v. Vendome), von Varin, Arago und Desvergers. — Det nya Blåskägg eller det hemlighetsfulla Kabinettet (der neue Blaubart oder das geheimnißvolle Kabinet), in 1 Akt. — 4 Dramen: Diamanten (der Diamant), in 3 Akten, von Victor Ducange. — Victorine, in 3 Akten, aus dem Franzöſiſchen. — Den Venetianske Bravon (der Venetianiſche Bravo), in 4 Akten, von Anicet Bourgeois. — Angelo Malipieri Paduas Tyrann, in 4 Akten, von Victor Hugo. — 4 Komedien: Giftermålet på befalning eller den Preußiske Grenadieren (die Heirath auf Befehl, oder der Preußiſche Grenadier), in 1 Akt, von Dupin und Dartois — Guldkorset (das goldene Kreuz), in 2 Akten, von Rougemont und Dupatty — Sen er i spegeln (Beſchaut euch im Spiegel [Nehmt ein Exempel daran!]), in 1 Akt, von Töpfer — För ewigt eller Medicin mot ett Kärleksrus (Ewig, oder Arznei gegen einen Liebesrauſch), in 2 Akten, von Scribe und Varner.

Digitized by Google

Das Theater des Königlichen Thiergartens, das während der Sommer-Monate Vorſtellungen giebt, in welchem Zeitraume das Königliche Theater nicht ſpielt, hat folgende neue Stücke aufgeführt: ein Trauerſpiel: Kung Filip (König Philipp), in 5 Akten, Ueberſ. nach Alfieri. — 4 Dramen: Lord Davenant, in 4 Akten, Ueberſ. — Henrik III. och hans hof (Heinrich III. und ſein Hof), in 5 Akten, von Alex. Dumas, Ueberſ. — Hugo Hertig af Modena (Hugo, Herzog von Modena), Ueberſ. 4 Luſtſpiele und 1 Singſpiel: Studentputſen eller Wilddräbstjuſvarne (Studentenſtreiche oder die Wilddiebe), in 1 Akt. — Lorgnetten, in 1 Akt, von Scribe. — Den myſtifierade Brunnsgaſten (der myſtificirte Brunnengaſt), in 1 Akt. — Smygbandlarne (die Schleichhändler), von Raupach. — York och Lancaſter eller den politiſke Mannequinen (York und Lancaſter oder der politiſche Gliedermann), in 5 Akten, von Picard und Empis.

Zwei Schwediſche Originalſtücke ſind außerdem herausgekommen, welche nicht zur Aufführung gebracht ſind: Audienſen eller Lappſkan i Kungsträdgården (die Audienz oder die Lappländerin im Königlichen Luſtgarten), Schauſpiel in 5 Akten, von Franzén. — Drottning Ingjerd eller mordet på Elſarås (Königin Ingjerd oder der Mord zu Elſarås), Trauerſpiel in 5 Akten, von Franzén.

Von Romanen, Novellen, ſatyriſchen Schriften ſind 42 Werke erſchienen, von denen 17 Schwediſche Originale und 25 Ueberſetzungen aus verſchiedenen Sprachen ſind. Unter den Romanen ſind die Qvinnorna (die Frauenzimmer), 3 Thle., vom Verfaſſer der Conſinerna, die vorzüglichſten. Unter den Ueberſetzungen ſind mehrere von Bulwer, Cooper, Leigh Hunt, Weisflog, George Sand, Victor Hugo, Miß Ferrier, Spindler, Paulding, Eugène Sue, Zſchokke und Belani; auch von Rellſtab ſind mehrere Novellen in Ueberſetzungen erſchienen. — In Bezug auf Rhetorik iſt nur eine Schrift herausgekommen. Von ſchönwiſſenſchaftlichen Werken ſind 7 erſchienen, ſämmtlich Schwediſche Originale.

6. Hiſtoriſche Werke.

Von dieſen ſind 64 Werke herausgekommen, davon ſind 57 Originale und 7 Ueberſetzungen. Unter den erſteren ſind die vorzüglichſten: Handlingar rörande Sveriges hiſtoria ur utrikes Arkiver ſamlade och utgifna af Fryxell (Actenſtücke in Bezug auf Schwedens Geſchichte, in den Archiven des Auslandes geſammelt und herausgegeben von Fryxell). 2 Thle. — Anteckningar i fäderneslandets häfder för unga och gamla isynnerhet bland allmogen, af en gammal vän af hiſtorien (Anmerkungen aus den vaterländiſchen alten Zeiten für Jung und Alt, beſonders unterm Volke, von einem alten Freund der Geſchichte). — Guſtav Adolf den Store och hans tidehvarf (Guſtav Adolf der Große und ſein Zeitalter). — Öfverſigt af Svea Rikes Hiſtoria ifrån Konung Carl XII:s död till 1772 års revolution (Ueberſicht der Schwediſchen Geſchichte von König Karl's XII. Tod bis zur Revolution des Jahres 1772). — Betraktelſer i anledning af Ryska Generalen P. v. Suchtelens hiſtoriska berättelſer om Kriget mellan Sverige och Ryßland åren 1808 och 1809 af G. Lagerbring (Betrachtungen in Bezug auf die geſchichtliche Darſtellung des Krieges zwiſchen Schweden und Rußland, vom General P. v. Suchtelen vom Jahre 1808 und 1809). — Den 31 Mars eller de vigtigaſte tilldragelſer vid Revolutionen i Sverige år 1809 af Öfverſte Guſtafsſon (Der 31. März oder die wichtigſten Begebenheiten bei der Revolution des Jahres 1809 in Schweden, vom Oberſt Guſtafsſon).

7. Geographie.

In dieſem Fache ſind nur 9 Werke erſchienen, von denen 5 Originale und 4 Ueberſetzungen.

8. Staats-Wiſſenſchaften.

43 neue Werke ſind herausgekommen, welche zuſammen 440 Druckbogen betragen.

9. Phyſik und Chemie.

In dieſem Zweige der Wiſſenſchaft, der bekanntlich in Schweden einen Reigenführer beſitzt, ſind 16 Werke erſchienen, worunter nur eine Ueberſetzung; 13 ſind neu für dieſes Jahr.

10. Medicin.

Es ſind 14 Werke erſchienen, von denen 9 Originale und 5 Ueberſetzungen ſind.

11. Oekonomie und Technologie.

19 Werke, wovon 16 Originale und 3 Ueberſetzungen, ſind herausgekommen, welche zuſammen 101 Bogen betragen.

12. Mathematik.

Es ſind 8 Werke erſchienen, welche ſämmtlich Originale und neu ſind; ſie zählen 46 Druckbogen.

13. Kriegs-Wiſſenſchaften.

7 Werke ſind herausgekommen, welche 36 Druckbogen betragen.

14. Jurisprudenz.

31 Werke ſind herausgekommen, von denen 19 Originale und 12 Ueberſetzungen; zuſammen 185 Druckbogen.

15. Schöne Künſte.

Zur Erläuterung derſelben ſind 5 Werke erſchienen, welche zuſammen 15 Druckbogen betragen.

16. Vermiſchte Schriften.

a) Schriften vermiſchten Inhalts, 9 Werke, betragen 92 Druckbogen.

b) Verhandlungen gelehrter Geſellſchaften, 3 Werke, 62 Druckbogen betragend.

c) Zeitſchriften 14 Stück, betragen zuſammen 157 Druckbogen.

d) Zeitungen, und zwar folgende in Stockholm: Sveriges Stats Tidning eller Poſt och Inrikes Tidningar; Nytt Dagligt Allehanda; Stockholm's Dagblad; Journalen; Svensk Författnings Samling; Svenska Minerva; Der Sjette Aftonbladet; Nya Argus i Stockholm; Miſſions Tidning; Tidning för Bonde Ståndet; Tidning för Medborgare af alla ſtånd; Svenska Bondens Tidning; Tidning för Theater och Muſik; Lördags Magazinet; Freja und Allmän Eccleſiaſtik Tidning.

Außerdem erſchienen in 30 Provinzſtädten 69 Zeitungen; davon in Gothenburg 6; in Borås 2; in Carlshamn 1; in Carlscrona 1; in Carlsſtadt 3; in Chriſtianſtad 3; in Fahlun 1; in Gefle 1; in Halmſtad 4; in Hernöſand 2; in Jönköping 3; in Calmar 4; in Landskrona 1; in Linköping 2; in Lund 4; in Malmö 2; in Marieſtad 1; in Norrköping 2; in Nyköping 2; in Skara 2; in Strengnäs 3; in Ulricehamn 1; in Upſala 5; in Wenersborg 1; in Weſterwick 1; in Weſterås 3; in Werjö 2; in Wisby 3; in Yſtad 1 und in Oerebro 2.

Frankreich.

Cazotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

(Fortſetzung.)

I.

„Soll das wieder eine phantaſtiſche Geſchichte werden?“ Nein, liebe Leſewelt, fürchte dich nicht. Ich höre, du hörſt, wir Alle hören in den Lüften die Stimme der Zukunft, d. i. die Stimme der nächſten Woche, und ſie ruft laut: „Ach, lieber Gott, erlöſe uns von den phantaſtiſchen Geſchichten, ſie ſind ſchrecklich ennuyant.“ Glaube mir, Leſer, ich bin ſeit längſt ſo überſättigt an dem phantaſtiſchen Zeuge, daß ich mir lieber die trivialſten Fibelſprüche wieder vorkauen laſſen möchte. Was bin ich geheẞt worden bei den romantiſchen Modefahrten, rittlings auf geflügelten Schlangen, auf Baſilisken und Drachen; wäre ich nur ſo glücklich, daß mir Sancho Panſa's Klepper in den Weg käme, ich wollte mich gern ein Weilchen auf ihm ſtrecken und ausruhen. Ihr anderen Leute aber, ihr auf Romantik Verſeſſenen, in deren Plauderſtübchen ein Erzähler nur dann willkommen iſt, wenn er mit Teufels-Extrapoſt zum Schornſtein herunter oder zum Fenſter herein gefahren kommt, wer für euren Geſchmack, für eure ſchiefen Launen und Gelüſte ſchreiben muß, dem hat es euer und ſein böſer Stern angethan. Und wenn ich euch den Gefallen thun, wenn ich noch einmal eine Drachenbeſtie aus eurem Marſtall zwiſchen die Beine nehmen und auffliegen wollte, es würde nichts helfen. Mein altes Handwerk habe ich verlernt; ein leidiger Inſtinkt würde mich zur Natürlichkeit und Wahrheit zurückzwingen; ich habe nicht mehr das Herz, ſo hoch zu ſteigen, daß ich das gelobte Land der Wirklichkeit, wohin ich gern zurückmöchte, ganz aus den Augen verlöre. Sogar von gegenwärtiger kleiner Geſchichte, wozu ich mich eben anſchicke, getraue ich mich nicht, vorherzuſagen, nach welcher Seite ſie ausfallen wird. Wollt ich euch amüſiren, ſo müßte es Erdichtung, wollt ich meine Freude daran haben, ſo müßte es Wahrheit ſeyn. Einſtweilen, da ihr nicht wißt, woran ihr mit mir ſeyd, ſo bitte ich euch, erweiſt mir die Liebe und hört mich bis zu Ende, wenn ihrs ſo lange aushaltet. Hernach wollen wir Beide ſchlafen gehen; wenn ihr aber ſchon früher einſchlaft, meinethalben! Nun fange ich an.

Ich muß euch in das Jahr 1792 zurückführen. Das war für mich eine glückliche Knabenzeit, das zehnte Jahr meines Lebens, davon ich Tag für Tag wohlgemuth und fröhlichen Sinnes verſtreichen ließ. Ich galt bei den Leuten für einen wohlgeſitteten und ziemlich fleißigen Knaben, nur ging es mit meinen Fortſchritten im Lernen und mit meiner Verſtandes-Entwickelung langſamer, als man von meinen Anlagen und meiner glücklichen Organiſation hätte erwarten ſollen. Dies kam daher: ich war in hohem Grade empfänglich für Eindrücke der Empfindung und des Gemüthes, für Anſchauungen und Gefühle; Ideen und Begriffe hingegen machte ich mir nur höchſt langſam und unvollkommen zu eigen. An den wunderbaren Mährchen, an den glänzenden Bildern, womit man die Einbildungskraft der Kinder ergötzt, hatte ich meine Freude; der Unterricht in den poſitiven Dingen, worauf man die Erziehung des Mannes zu gründen pflegt, flößte mir Widerwillen ein. Ich habe mich ſeitdem, in ſo vielen Jahren, nicht ſehr geändert und bin auf meine alten Tage zwar ſo ziemlich ein Mann geworden, aber noch immer eine Art Kind geblieben.

Daher kam es, daß ich von allen Ereigniſſen, von dem reichen und gedrängten Schauſpiele des Lebens, das an mir vorüberging, immer nur die ideale Seite mit Vorliebe auffaßte. Ich erfreute mich an dem Farbenſpiel, womit die Dinge und Ereigniſſe an ihrer Oberfläche ſchillern; ich liebte dieſe bunten Hüllen des Daſeyns, welche die Vernunft freilich bei ernſterer Erwägung der Dinge als etwas Trügliches und Weſenloſes abſtreift. Während meine Zeit- und Altersgenoſſen mit Arbeit und Anſtrengung ſolides Material zum Bau der Geſchichte zuſammentrugen, führte ich zu meiner Luſt Kartenhäuſer auf; ich erſann mir Mährchen und theilte ſie freigebig mit; denn in meinem Sinne war Mährchenerzählen das größte Glück nächſt dem, Mährchen zu hören. Wenn ich mich von Zeit zu Zeit gedrängt fühlte, zu einer feſten Anſicht, zu einem Urtheil über die Ereigniſſe und die Menſchen zu kommen, ſo geſtaltete ſich auch dieſes Urtheil nach den Eigenheiten des Phantaſielebens, welches ich innerlich führte. So wurde mir mein eigenes Jugendleben zu einem lang ausgeſponnenen Mährchen, wie alle Mährchen ſind, ſtellenweiſe ſchleppend und langweilig, dann wieder hell und freundlich, immer jedoch außergewöhnlich und bizarr. Unbekümmert darum, wie das Mährchen ſich abwickeln würde, oder ſeinen Aus-

Digitized by Google

gang in meiner Phantaſie vorhergeſtaltend, ließ ich mirs unterwegs in allerlei Epiſoden herzlich wohl ſeyn, befriedigte mein launenhaftes Spielgelüſt mit Allem, was am Wege lag, und Perſonen und Dinge, wie die Wirklichkeit ſie mir vorführte, mußten ſich gefallen laſſen, in wunderlicher Beleuchtung als Bilder im Felde meiner Zauberlaterne zu figuriren. Man verſtehe dies nicht ſo, als hätte dieſer phantaſtiſche Trieb die Einbildungskraft des Knaben in der wirklichen Welt ſeiner Umgebungen ganz fremd werden laſſen, als hätte er nicht mit lebendigen, kindlichen Neigungen und Wünſchen an ihr gehangen; aber ein für allemal haſtete er mit inſtinktmäßiger Vorliebe an dieſem Gebiete des phantaſtiſch Wunderbaren, dahin ſtrebte er mit Allem, was er ſpielte, mit Allem, was er las. Die Dinge und Elemente, aus denen ſich der alltäglich einförmige Lauf des gewöhnlichen Lebens zuſammenſetzt, waren ſchlechthin ohne Intereſſe für mich. Es ſchien mir, als hätte der eigentlich gar nicht gelebt, dem ſein Lebelang nichts zugeſtoßen wäre, der in ſeinem Leben keine andere Schickſale aufgeſucht hatte, als was der hergebrachte Lebenslauf der Alltagswelt ſo ziemlich über Alle mit geringen Unterſchieden ergehen läßt. Ruhm, Wagniſſe, Abenteuer, ein mächtig treibendes und getriebenes Leben, nur das intereſſirte und bewegte mich innerlich; je mehr der Urſprung und die Herkunft eines ſolchen Lebens im Dunkeln lag, je plötzlicher, je mächtiger, je verwegener es ſeine Macht in der Welt erobert hatte, deſto unwiderſtehlicher fühlte ich mich davon gefeſſelt und erbaut. Von der Leidenſchaft begriff ich nichts als den äußeren Sturm der Bewegung und den gewaltigen Ausgang; aber in dieſer Exaltation und Erſchütterung ſchien mir die einzige des Verlangens und der Sehnſucht würdige Realität des Lebens zu beſtehen.

Der Eindruck, welchen die Gegenwart von Mädchen und Frauen auf Sinn und Gemüth des Knaben ausübte, war unter gewöhnlichen Umſtänden natürlich ein ganz ſchwacher und unmerklicher, wenn auch nicht ganz ohne geheimen unbewußten Reiz. Wenn aber die Erlebniſſe eines Weibes ſich durch romantiſche Schickſale über das Gewöhnliche hinaushoben, wenn mit ihrem Namen ſich die Erinnerung an etwas Gewaltiges, Rührendes, Erſchütterndes verband, wenn in ihrem Leben und Tod ein tiefes, tragiſches Verhängniß ſich ausprägte und beſiegelte, dann ſteigerte ſich jener Reiz und jene geheime Zuneigung bis zur begeiſterten Ueberſpannung. Hieraus wird der Leſer begreifen, — und das beabſichtigte ich eben mit dieſer über Gebühr langen Einleitung, — er wird begreifen, wie es möglich war, daß ein Gefühl, exaltirter und ſchwärmeriſcher noch als die Liebe, daß eine ausſchließliche, beinahe fanatiſch leidenſchaftliche Zuneigung für ein Weib ſich der Seele eines zehnjährigen Knaben bemächtigen konnte. Doch warum ſage ich für ein Weib? nein! für ein Traumbild, für einen Schatten, für ein Phantom, deſſen ich fortwährend mit Sehnſucht gedachte, woran ſich auf einſamen Spaziergängen meine Einbildungskraft entzückte, wovon ich im Schlaf träumte, an welchem ich mit vergeblichem Verlangen und mit den überſchwenglichſten Hoffnungen hing. Dieſes Weib meines Herzens und meiner Gedanken war — ich ſchäme mich faſt, jetzt, nach ſo langen Jahren, den Leſer zum Vertrauten dieſer kindiſchen Einbildung zu machen — war Marion Delorme.

Damals, im Jahre 1792, faßten meine Aeltern auf einmal den Entſchluß, mich zur Vollendung meiner Erziehung nach Paris zu bringen. Damals, nach Paris — das hatte dem kleinen Phantaſten gerade noch gefehlt! Als von dieſer Veränderung zuerſt die Rede war, empfand ich keine große Freude daran; ich fürchtete, man würde mich ſtrenger zum Lernen anhalten, ich fürchtete, ſtreng beaufſichtigt zu werden und die Freiheit für meine Lieblings-Träumereien einzubüßen. Bald aber erwog ich, daß ich mich dem Aufenthaltsorte der Marion Delorme nähern, daß ich das Haus auf der Place Royale, wo ſie gewohnt hatte, mit Augen ſehen würde, und um dieſer frohen Hoffnung willen ließ ich mir die Ausſicht auf Lectionen und Schulzwang nicht leid thun. So ungefähr war mir zu Sinnen, als ich mit meinen Aeltern in einem alten Hôtel garni zu Paris abſtieg. Das Haus lag in der Rue de la Verrerie, an der Ecke der Rue Barre-du-Bec. Der Wirth, ein Herr David, war unſer Landsmann. Will der Leſer das Haus heute aufſuchen, ſo findet er im Erdgeſchoſſe ein ziemlich elegantes Kaffeehaus etablirt; damals bewohnte dieſes Erdgeſchoß ein ehrſamer Goldarbeiter, Monſieur Weisbart; gerade darüber in der erſten Etage waren unſere Wohnzimmer. Ob indeß noch ganz daſſelbe Haus oder ob ein neugebautes an dieſer Stelle ſteht, weiß ich nicht beſtimmt zu ſagen; die Rue Barre-du-Bec ſcheint mir heute viel breiter, als ſie damals war.

Außer dem Hauptzwecke der Reiſe, welcher darin beſtand, mich unterzubringen, erfreute ſich mein Vater zu Paris am Wiederſehen mehrerer Freunde, darunter Einige ſchon damals einen berühmten Namen führten, Andere ihn ſpäter erlangten. Deliſle de Salles, Verfaſſer einer philosophie de la nature, die als eine Art von metaphyſiſchem Roman damals ziemlich im Schwange war, war meines Vaters Schulkamerad im Collège des Frères de l'Oratoire geweſen. Legouvé hatte von meinem Vater den erſten Unterricht in den Elementen der Rhetorik und der Verskunſt erhalten und fand ſich als dankbarer Schüler ein. Mit Collin d'Harleville und Marſollier des Vivetières, der ſpäter mit ſeinem fruchtbaren Talent die Opéra comique ſo glücklich verſorgt hat, ſtand mein Vater ſeit Jahren in einer durch Begegnung in der Welt und durch gemeinſchaftliche literariſche Beſtrebungen vermittelten Bekanntſchaft und Korreſpondenz. Aber mit bei weitem innigerer Freundſchaft hing mein Vater an dem um zwanzig Jahre älteren trefflicheren Jacques Cazotte, den er vor Jahren zu Lyon bei einem gemeinſchaftlichen Freunde, einem jungen Offizier, Namens Saint Martin, hatte kennen lernen. Dieſer Saint Martin war Bekenner und Prediger einer neuen etwas myſtiſchen Philoſophie, gewiſſermaßen ein Thaumaturg. Seine Lehrſätze waren freilich weder in logiſcher Folge geordnet, noch beſonders deutlich ausgedrückt, aber ſie ſprachen das Gemüth und die Phantaſie an und hatten darin einen unendlichen Vorzug im Vergleich mit der dürren, troſtloſen Philoſophie des Jahrhunderts. Mein Vater beſaß wohl einen natürlichen Hang, eine Liebe zum Myſtiſchen und Wunderbaren; doch hielt er in ſeinem Glauben an die Offenbarungen und Theorieen Saint Martin's nicht lange aus, ſondern war ſeit geraumer Zeit zu poſitiveren und nüchternen, wenn auch minder verlockenden Glaubensſätzen zurückgekehrt. Doch fuhr er fort, Cazotte lieb zu haben, hörte die Träumereien des Freundes gern an und legte ihnen weder mit Thaten noch mit Worten etwas in den Weg. Der gute Cazotte täuſchte ſich gern ſelbſt, nahm das lächelnde Anhören für eine ausdrückliche Beiſtimmung und wünſchte ſich im eigenen Herzen Glück dazu, wie ſein verirrter Schüler ſich von Tage zu Tage mehr bekehre. Je größer nun ſeine vermeinten Fortſchritte in dieſem Bekehrungswerke ihm dünkten, deſto häufiger wiederholte er ſeine Beſuche, denn er war mit ganzem Herzen und ganzem Eifer ein Proſelytenmacher. Unſere Geſellſchaft beſtand für gewöhnlich aus den obengenannten Männern und aus einigen liebenswürdigen und geiſtreichen Freundinnen meiner Mutter, für die unſer Hotel, ſo lange meine Aeltern in Paris waren, der gewöhnliche Ort des Zuſammentreffens blieb. Alle waren erfreut, wenn Cazotte kam, aber gewiß Keiner in der ganzen Geſellſchaft ſo herzlich, wie ich. Cazotte's ganze Perſönlichkeit flößte meinem jungen Gemüth Liebe und Verehrung ein; aus ſeinem überaus ſchön und würdig geformten Geſicht ſprach das reinſte, unerſchöpflichſte Wohlwollen, aus ſeinen lebendigen, blauen Augen blickte die freundlichſte, gewinnendſte Sanftmuth; ſein hohes und doch friſches Alter erweckte Ehrfurcht. Dabei beſaß er das unſchätzbare Talent eines trefflichen Erzählers; gewiß Niemand in der Welt konnte, wie Cazotte, Geſchichten vortragen, die, ſeltſam wunderlich und naiv unſchuldig zugleich, durch die genauſte Angabe und Ausfährung von Einzelheiten in die gemeine Wirklichkeit und durch die wunderbarſten Motive und Entwickelungen in die Zauber- und Feenwelt hineinreichten. Er war von der Natur mit einem beſonderen Blick ausgeſtattet, wodurch er alle Dinge in phantaſtiſchen Lichtern und Farben ſah; der Leſer kann ſich nun denken, mit wie innigem Vergnügen, mit wie leidenſchaftlicher Luſt ich mich von einem ſolchen Erzähler in Illuſionen wiegen ließ. Wenn denn zur Abendzeit ein langſamer, ruhiger, gleichmäßiger Schritt draußen auf den Dielen unſeres Zimmerflures ſich vernehmen ließ, — wenn die Thür mit methodiſcher Langſamkeit ſich aufthat und der Schein der wohlbekannten Laterne ins Zimmer fiel, womit ein alter Diener Cazotte's ihm vorleuchtete, — der Alte hieß nur immer der Page, zum Scherz, denn er war viel ſchwächer auf den Beinen, als ſein Herr — wenn dann endlich Cazotte ſelbſt hereintrat, einen dreieckigen Hut in der Hand, im langen grünen Ueberrock von Camelot mit ſchmalen Tuffen, in breiten Schuhen mit einer ſtarken, vorn am Fuße ſitzenden ſilbernen Schnalle, unter dem Arme einen langen Stock mit goldenem Knopfe, dann lief ich jedes Mal auf ihn zu, ſprang an ihm heran, und die Liebkoſungen des alten Mannes brachten mich ganz außer mir vor Freude.

An dem Abende, wo die folgende Geſchichte vorging, war Cazotte ſpäter als gewöhnlich gekommen und trat gerade ein, als das Geſpräch unter den Anweſenden ſeine Wendung auf einen ziemlich ernſten Gegenſtand nahm. Deliſles de Salles hatte damals ein großes Werk vor, eine allgemeine Geſchichte der Menſchheit; ſie macht einen Theil ſeiner bändereichen Schriften aus, an die heute Niemand mehr denkt. An jenem Abend trug er den Anweſenden ſein Syſtem ganz mit dem pomphaften Wortſchwall, mit dem Uebermaß von Bildern, Gleichniſſen und Anſpielungen vor, wodurch ſich auch ſeine Schreibart auszeichnet. Als er nun zu Ende war, hob mein Vater an zu reden: „Daß Du Poeſie in alle Dinge mengſt, das habe ich Dir, lieber Freund, mehr als einmal zum Vorwurfe gemacht; heute jedoch will ich Dir geſtehen, daß es mich recht freuen würde, wenn gerade Du den Verſuch machteſt, in die Geſchichtſchreibung eine neue Form und einen neuen Stil einzuführen. Ich möchte ſagen, daß bis zur Stunde noch Niemand recht verſtanden hat, die Ereigniſſe früherer Zeiten ſo darzuſtellen, daß ſie uns ſo lebendig und ergreifend wie im Momente des Geſchehens vor Augen treten. Da haben wir den alten Plutarch und unſeren Philippe de Commines, der uns ſchier eben ſo alt vorkommt, wie Plutarch. Ja, die verſtehen's, ſich eines Vorganges, einer Handlung zu bemächtigen, das Geſchehene dem Leſer dramatiſch vorzuführen, ja, es ſo zu machen, daß ich nicht bloß vor der Bühne unter den Zuſchauern ſitze, ſondern recht mitten unter die Perſonen verſetzt bin, alle ihre Erlebniſſe und Streitigkeiten mit durchmache, und daß ihre Geſinnungen und Leidenſchaften mir in meinem Innern gegenwärtig und lebendig werden. So was nenne ich mir eine lebendige Geſchichte. Was habe ich aber an denen, die man ſo gewöhnlich, zumal in Frankreich, Hiſtoriker nennt? Die Einen ſind trockene und kalte Kompilatoren, ſie kommentiren das Lehnrecht, ſie regiſtriren Urkunden, ſie verarbeiten Dokumente, oder ſie ſchreiben wie eine Zeitung von vor hundert Jahren; die Anderen gehen mir mit ſchwülſtiger Rhetorik zu Leibe, deklamiren mir aufgeblaſene Phraſen vor und thun eigentlich nichts, als daß ſie die dürren Protokolle, wie jene erſte Klaſſe ſie abfaßt, mit Pathos verbrämen. Erſt heutzutage, nachdem ich 54 Jahre alt geworden, habe ich ein Stück Geſchichte mit Augen geſehen, und wenn es noch etliche Jahre ſo fortgeht, wie in den jüngſten Tagen, dann wird ſich unſer Einer rühmen dürfen, mehr Geſchichte erlebt und erſchaut zu haben, als ſonſt wohl in drei Jahrhunderten vorging. Ein Theil deſſen, was ich an Geſchichte erlebt, iſt ſogar ſchon in Büchern beſchrieben; aber wenn ich dieſe Bücher leſe, ſo wundere ich mich, wie unintereſſant das Alles geworden iſt; wie gemein, wie matt und ſchaal, wie ſchwerfällig und unbeſeelt, wenn ich's mit dem vergleiche, was in meinem Bewußtſeyn ſteht. Beinahe möchte ich behaupten, daß die unmittelbare menſchliche Erinnerung und Tradition, ſo weit ſie nur überhaupt mit Sicherheit zurückreichen kann, bei weitem die vorzüglichſte Geſchichtsquelle iſt. Denkt Euch einen Greis von gutem Gedächtniß, verſtändigem Urtheil, von glücklicher Auffaſſungsgabe und von ſtrenger Wahrheitsliebe, ob man nicht aus den Geſprächen eines ſolchen Greiſes tauſendmal mehr und tauſendmal geſcheidtere Dinge lernen könnte, als

Digitized by Google

aus den weitſchweifigen Rhapſodien unſerer Franzöſiſchen Hiſtoriographen. Ein kleines Beiſpiel. Bei Voltaire lieſt man die ſchöne und charakteriſtiſche Anekdote von dem Chevalier d'Aſſas, der in der Nacht vom 15. zum 16. Oktober 1760 bei Kloſterkamp ums Leben kam. Nun wohl, dieſe Anekdote hat Voltaire aus meinem Munde; ich aber habe ſie von meinem Perückenmacher Charpin, der damals im Regiment Auvergne diente, ich verſichere Euch, der Perückenmacher erzählte die Geſchichte bei weitem beſſer als Voltaire."

Delisles de Salles antwortete nicht. Der Name des Perückenmachers klang ihm zu trivial in die Ohren, und er gab durch ein leiſes Kopfſchütteln ſein Bedenken zu erkennen, daß ein ſolcher, in einer wohlgeſetzten, viergliedrigen Periode mit majeſtätiſch ſpondeiſchem Schlußfall als Autorität zitirt, eine ſchlechte Figur machen dürfte.

Cazotte, der bisher noch nicht geſprochen, nahm das Wort: „Ich gebe Dir, Freund Nodier, nicht bloß Recht, ſondern ich ſage noch mehr; weil eine nicht alltägliche Wahrheit Dir unter den Händen zu einem Paradoxon anzuwachſen ſchien, biſt Du bedenklich und ängſtlich geworden und haſt Deinen Satz auf die Geſchichte der gleichzeitigen Ereigniſſe, auf die Erzählung deſſen, wovon Einer Augenzeuge geweſen, beſchränkt. Sehr mit Unrecht; er gilt für die ganze Geſchichte von der Welt Anfang bis auf den heutigen Tag. Der Menſch iſt überall und zu aller Zeit ein und derſelbe oder doch beinahe; wenn man nun wohlbedächtig und weislich auf dasjenige Rückſicht nimmt, was je nach Zeit und Ort anders wird — und, wie geſagt, es iſt wenig, — ſo wäre es eben nicht ſchwer, die Schlachten von Cannae und Pharſalus eben ſo lebendig und dramatiſch zu ſchildern, als jenes Scharmützel bei Kloſterkamp, für welches ſich glücklicherweiſe in Deinem Perückenmacher eine ſo authentiſche Quelle zum ewigen Ruhme des Namens d'Aſſas gefunden hat. Der Name Moſes iſt freilich viel zu altmodiſch, als daß man ihn heutzutage in einer philoſophiſchen Diskuſſion zitiren dürfte; aber Du hätteſt ihn wohl als einen von den Geſchichtſchreibern nennen mögen, deren Erzählung das unverkennbarſte Gepräge der lokalen Wahrheit und Treue trägt. Dieſen unbeſtreitbaren Vorzug verdankt Moſes ſeiner Quelle, nämlich der mündlichen Tradition, die ſich in den patriarchalen Geſchlechtern forterbte. Ihr könnt dieſe Bemerkung ſchon bei Eurem alten Freunde Pascal leſen. Du haſt Dir einen Greis gedacht, der außer einem umſichtigen und richtig auffaſſenden Verſtande auch etwas von der Seelenwärme und Friſche beſäße, darohne keine tiefe und wahre Auffaſſung möglich iſt; Du kannſt Dir weiter denken, daß dieſer Greis in jüngeren Jahren den Umgang anderer Greiſe genoſſen hat, die mit denſelben Eigenſchaften ausgeſtattet geweſen; ohne Zweifel wird dieſer Greis auf ſolchem Wege an eigenthümlichen, lebendigen, richtigen Auffaſſungen und Eindrücken mehr gewonnen haben, als man aus unzähligen Büchern lernen kann. Denke Dir eine ſolche Kette der Ueberlieferung durch zehn vermittelnde Glieder aufwärts fortgeſetzt, ſo biſt Du ſchon bei einem Zeitgenoſſen der erſten Kapetingiſchen Könige angelangt, die unſere Monarchie gegründet haben; und dazu brauchſt Du gar nicht einmal ein überaus hohes Alter bei Deinen lebendigen Gewährsmännern vorauszuſetzen, ſondern nur eine mäßig anſehnliche Lebensdauer, dergleichen in jedem Jahrhundert Viele erreichen. Ich habe nicht übel Luſt, Euch gleich und handgreiflich einen Beweis von der Möglichkeit deſſen zu geben, was ich hier vorausſetze. Seyd nur erſt ſo gut und ſagt mir, der wievielte Mai heute iſt; das muß ich vorher wiſſen."

„Das kann ich Dir gleich ſagen", ſprach mein Vater und zog ſeine Uhr, die das Datum zeigte: „der 14te."

„Alſo der 14te", ſagte Cazotte. „Gerade heute vor 182 Jahren, nicht mehr, nicht weniger, hat man den Leichnam des guten Königs Heinrich's IV. etliche Stunden nach deſſen Ermordung auf der kleinen Palaſttreppe am Louvre zur Schau ausgeſtellt. Ich habe Dir die Treppe neulich gezeigt. Nun, wie wär's, wenn ich Euch jetzt mit aller Beſtimmtheit und Genauigkeit, wie nur ein Augenzeuge vermag, ganz beſondere Umſtände von der Ermordung Heinrich's IV. erzählte, die noch niemals der Schrift anvertraut worden ſind, und an deren Wahrheit ich doch nicht den mindeſten Zweifel hegen kann."

Bei dieſen Worten rückte unſer kleiner Geſellſchaftskreis noch enger um Cazotte zuſammen, und wir Alle ſaßen lautlos in geſpannter Erwartung da.

„Verſprecht Euch nur nicht zu viel", fing Cazotte wieder an. „Die Einzelheiten, die ich Euch erzählen werde, gehören nur als eine kleine und unſcheinbare Epiſode zu einer ganz kleinen und unbekannten Anekdote. Aber", ſo fuhr er lächelnd fort, „der kleine Charles hat mir in vergangener Woche wieder eine Geſchichte ritterlich abgewonnen; die bin ich ihm noch ſchuldig und will ſie abtragen, denn in meinem Alter behält man manchmal keine Zeit, eine Schuld zu berichtigen. Wenn ihr alſo die Zeit nicht beſſer zuzubringen wißt, ſo will ich mit der Geſchichte herausrücken; ich werde mich kurz faſſen."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Cazotte's Vorſchlag mit Eifer und Begier angenommen wurde. Legouvé namentlich geberdete ſich gegen Cazotte mit einer überfließenden Freundlichkeit und Herzlichkeit, die man gar nicht an ihm gewohnt war; denn von Hauſe aus war er etwas janſeniſtiſch ſteif und herb in ſeinem Benehmen; ich weiß nicht, ob der liebe Gott oder ſein Vater ihn ſo hatte geboren werden laſſen.

„Etwas Unbekanntes vom Tode Heinrich's IV.!" rief er voll Extaſe aus; „ei, das möchte ich wohl erfahren, das intereſſirt mich. Ich will ſchon längſt aus dem Süjet eine Tragödie machen."

„Eine Tragödie", ſprach Cazotte; „alſo Deine ſchöne Liebesgeſchichten von der Aſträa und von ihrem zärtlichen Glück haſt Du abgethan! — Ach ja, die Welt wird alt, erſt waren's Romane vom unſchuldigen Zeitalter, jetzt kommen die hiſtoriſchen Tragödien. Nun denn, wenn's Tragödien ſeyn ſollen, mein Freund, — und hier drückte er Legouvé die Hand — Du wirſt ſie wohl erleben."

Und hierauf fing Cazotte an, zu erzählen, wie folgt.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Le dernier des Carlovingiens. — Von Vignan. 7½ Fr.
Antiquités grecques et romaines. — Von Lebas. 3 Fr.
Argow, le pirate. — Von St. Aubin. 2 Bde. 15 Fr.
La corbeille d'or. Annales romantiques. — 9 Fr.

England.

Irländer in London.

Der Humor des gemeinen Irländers iſt ſprüchwörtlich geworden. Einen Theil ſeiner Wirkung auf das Ohr des Engländers mag man der eigenthümlichen Art zuſchreiben, mit der das Irländiſche Volk, das eben ſo viel Phantaſie als müßige Stunden hat, ſeine Zeit verbringt. Ein ſolches Volk iſt ſeiner Natur nach umgänglich; und wo es nicht eben vielerlei Unterhaltungs-Stoff giebt, ſucht man, zum Erſatze dafür, den vorhandenen Stoff in alle erdenkliche Formen zu gießen. Der Engländer hat gewöhnlich an viele Dinge zu denken, darum faßt er ſich beim Reden ſo kurz, als möglich. Der Irländer aber, der Bergſchotte, der Spaniſche Bauer, der Bettler auf den Landſtraßen aller Länder — dieſe Leute ſind faſt immer geſchwätzig und humoriſtiſch.

Auf den Polizei-Büreaus von London giebt es täglich Scenen, die zu dem eben Geſagten einen Beleg liefern. Vor kurzem verklagte eine Irländerin einen ihrer Landsleute, der ſie unter dem Deckmantel redlicher Zuneigung um zwei Hemden und 11½ Shilling baar betrogen hatte. Die arme Getäuſchte hieß Erina Fagan — ein wahrhaft romantiſch klingender Name, der aber unſere Leſer nicht beſtechen darf; denn die Irländerinnen niederen Standes — wenigſtens diejenigen, welche nach England kommen — gehören zu den abſchreckendſten Exemplaren Iriſcher Häßlichkeit. Als der Commiſſair unſere Erina Fagan über die Urſache ihres Unglücks befragte, nahm ſie eine gravitätiſche Miene an, ſtemmte die Arme in die Seiten und ſprach mit einem lang ausgeholten Seufzer: „Der Schwindler war mir nachgelaufen, als wollte er mich heirathen; auch verſprach er dies buchſtäblich, allein er ſpielte ein falſches Spiel mit meinem Herzen. Ich machte ihm, auf ſein Geſuch, ein Paar Hemden und borgte ihm 11 Shilling 6 Pence, meine ganze Baarſchaft, lauter klingende Münze, Alles aus meiner eigenen Taſche. Was that aber der Schändliche, als er erſt meine zwei Hemden am Leibe und meine 11 Shilling 6 Pence in der Taſche hatte? Er machte, wie aufs Kommando, rechtsum kehrt, bat nicht einmal um Entſchuldigung und heirathete eine Andere. Ich wünſche ihm viel Glück dazu — ſie iſt ſo alt und häßlich, wie Barney's Schwein. Ich will nur meine Hemden und mein Geld zurück haben." Die Erzählung erregte ein allgemeines Gelächter, in welches der Polizei-Beamte ſelbſt beinahe eingeſtimmt hätte.

„Wie lange iſt's her, daß er um Euch freite, Mrs. Fagan?" ſprach der Commiſſair. — „„Seitdem er mit O'Connell rivaliſirt.""

„Was wollt Ihr damit ſagen?" fragte der Beamte etwas ſtutzig.

„„Was ich damit ſagen will? Er geht in alle große Verſammlungen; denn er hat eine ſo gewaltige Stimme, daß er die Todten aufwecken könnte, wenn er ſchreit.""

Jetzt wurde der Mann mit der Stentor-Stimme hereingerufen, ein ſtattlicher Kerl, ſeines Namens O'Regan, in deſſen Geſicht eine Miſchung von Schlauheit und Verwunderung lag. Nun kam es zu folgendem Verhöre: „O'Regan, was habt Ihr auf der Anklage dieſer Frau zu antworten? Iſt es wahr, daß Ihr die Hemden und das Geld widerrechtlich an Euch genommen?" — „„Nein!"" brüllte O'Regan, ſich mächtig in die Bruſt werfend; „„nein! das ſchwör' ich bei Leib und Leben!""

Er war im Begriffe, eine lange Rede zu halten; aber der Beamte unterbrach ihn mit der Aufforderung, die Bibel zu nehmen und einen Eid zu leiſten. O'Regan kam in ſichtbare Verlegenheit; er war nicht darauf gefaßt, daß man ſo ſummariſch mit ihm verfahren würde.

„O'Regan", ſagte der Commiſſair, „Ihr müßt Eure Ausſage eidlich erhärten. So antwortet nun aufrichtig: Hat die Erina Fagan Euch zwei Hemden gemacht, und habt Ihr ſie bewogen, Euch Geld zu leihen?"

„„Wenn dem ſo iſt — je nun! da muß ich ſchon ja ſagen. Allein es iſt eben ſo wahr, daß ſie mir Beides, die Hemden und das Geld, geſchenkt hat. Doch, ich weiß den Grund, warum ſie mich vor Eure Geſtrengen zitirt hat: es iſt ihr nicht um die Hemden zu thun, auch nicht um das Geld. Sie iſt nur ärgerlich darüber, daß ich geheirathet habe; ſie möchte gern mich, nicht aber mein Geld haben.""

„Gut", ſprach der Commiſſair, „jetzt ſeh' ich, wie die Sache ſteht. Ihr habt dieſes Weib betrogen und müßt ſie ohne Weiteres bezahlen. Wovon lebt Ihr? Wo kommt Ihr her? Wo geht Ihr hin?"

„„Je nun — ich gehe immer dahin, wo man mich haben will!""

„Redet kein dummes Zeug! Wer ſeyd Ihr? Wohin geht Ihr, und wem dient Ihr?"

„„Je nun — die reine Wahrheit iſt: ich bin zu Allem zu gebrauchen, und wer ein rechter Gentleman iſt, der bezahlt mich für meine Dienſte."" Hier ſtellte er ſich auf die Zehen und ſchnitt ein furchtbares Geſicht.

Das Urtheil lautete natürlich zu Gunſten der betrogenen Schönen. O'Regan mußte Bürgſchaft für die Bezahlung leiſten und ging unzufrieden nach Hauſe. (Ed. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 3. Berlin, Freitag den 6. Januar 1837.

England.

Geſchichte des Schwarzen Prinzen*).

Die Schlacht bei Poitiers. 1356.

Wenn auch das kürzlich erſchienene Werk des Herrn James wegen des Mangels an höherer hiſtoriſcher Kritik und der öfteren Leichtgläubigkeit des Verfaſſers in manchen Stücken ungenügend erſcheint, ſo iſt doch das Talent deſſelben in der Schilderung, beſonders des Hof- und Ritterweſens, nicht zu verkennen, und man darf ihm daher zu der Wahl ſeines Helden nur Glück wünſchen. Am Hofe Eduard's III., der zu ſeiner Zeit durch Pracht und Eleganz das ganze übrige Europa überſtrahlt, hat der Schwarze Prinz die erſte und hervorſtechendſte Rolle geſpielt. Gleich ſeinem Vater war er nicht nur durch Muth und Tapferkeit im Kriege ausgezeichnet, ſondern legte bei verſchiedenen Gelegenheiten Proben der erhabenſten Geſinnung an den Tag, die allen Eroberer-Ruhm und ſelbſt den Glanz einer Krone zu verdunkeln im Stande waren. Der Schwarze Prinz, der ſich in der Schlacht von Poitiers groß zeigt, erſcheint in ſeinem Benehmen gegen den gefangenen Monarchen von Frankreich erhaben. Was die Wahrheitsliebe, Humanität und Großmuth in Entſchluß und Handlung betrifft, ſo war ſeines Gleichen unter den Rittern ſeiner Zeit kaum anzutreffen.

Ein kurzer Auszug aus dem Werke des Herrn James über die eben erwähnte berühmte Schlacht von Poitiers wird am beſten dazu dienen, ſowohl das Schilderungstalent des Autors als den Charakter ſeines Helden zu beleuchten. Nach einem Raubzuge in das Innere von Frankreich — einem Zuge, der, wie wir mit Bedauern bemerken müſſen, von allerlei Arten von Gräueln begleitet war, die dem Feldherrn einen beträchtlichen Theil der Bewunderung, die wir ihm zollen, zu entziehen geeignet wären — beſchloß der Schwarze Prinz, da er hörte, daß König Johann ihm den Rückzug abzuſchneiden gedenke, ohne Verzug nach der Provinz Guyenne ſich zu begeben. Indeß ſchienen die Maßregeln des Prinzen nicht eben mit vieler Vorſicht ausgeführt. Er hatte keine Spione ausgeſchickt, um die Richtung auskundſchaften zu laſſen, die der Franzöſiſche Monarch eingeſchlagen; auch kannte er ſeine eigene Lage gar nicht, bis er endlich einer kleinen Abtheilung Franzöſiſcher Ritter in den Wurf kam, wodurch er erfuhr, daß ſein Feind nur um einen Tagesmarſch von ihm entfernt ſey. Nunmehr blieb ihm nur die traurige Alternative, entweder einen ſchimpflichen Frieden einzugehen, oder mit der Uebermacht des Feindes zu kämpfen. Es kommt wenig darauf an, ob das Verhältniß der Galliſchen Streitkräfte gegen die der Engländer zwölf, oder acht, oder ſechs gegen Eins — obwohl das Letztere wahrſcheinlich — geweſen iſt: die Franzöſiſche Kavallerie galt damals für die tapferſte auf dem ganzen Erdboden. Aber der Schwarze Prinz fühlte keine Furcht: „Mag Gott uns beiſtehen!“ rief er; „wir müſſen uns entſchließen, zu fechten!“ Um den früheren Mangel an Vorſicht wieder gut zu machen, wählte er nun mit vielem Bedacht das Schlachtfeld aus.

„In der Nacht vom 17. September hatte der Schwarze Prinz ſein Lager aufgeſchlagen, und des Morgens darauf traf er ſchon ſeine Anordnungen zur Schlacht. Sie waren einfach, aber mit Verſtand und Umſicht getroffen. Er ließ ſein ganzes Heer abſitzen und die Hochebene einnehmen; ein eggenförmig aufgeſtelltes Schützen-Corps bildete die Fronte, die Schwerbewaffneten ſtanden hinter denſelben, und ein dichtes Corps Bogenſchützen hielt die Hecken auf beiden Seiten des Hohlweges beſetzt. Auf dieſe Weiſe ward der angreifende Feind, indem er den Hügel erklimmte, ſofort den Engliſchen Pfeilſchüſſen ausgeſetzt, bevor er noch die Poſition der Schwerbewaffneten angreifen konnte, während die Beſchaffenheit des Bodens ſo war, daß die Ueberzahl der Franzoſen ihnen keinen Nutzen brachte.

Sonntags früh hatte der König von Frankreich ſich ebenfalls in Schlachtordnung geſtellt. Nachdem er Meſſe gehört und nebſt ſeinem Bruder und ſeinen vier Söhnen das Abendmahl genommen, ſtellte er ſein Heer auf der Ebene ſüdlich von Beauvoir auf, während de Ribaumont, Johann von Landas, Guichard d'Angle und Guichard von Beaujeu, vier ſeiner erfahrenſten Offiziere, die Engliſche Poſition rekognoszirten. Es wurden drei Diviſionen gebildet, von denen eine jede aus 16,000 Mann beſtand; der junge Herzog von Orleans, der Bruder des Königs und der Dauphin erhielten das Kommando über die beiden erſten Abtheilungen, während Johann ſelber die letzte anführte. Die beiden Prinzen wurden außerdem von einer Anzahl ausgezeichneter Offiziere im Kommando unterſtützt; den Dauphin begleiteten ſeine Brüder Ludwig und Johann, und endlich Philipp, der jüngſte aus dem Hauſe Valois, damals beinahe noch ein Knabe, ritt an der Seite ſeines Vaters zur Schlacht.

Als das ganze Heer in Schlachtordnung geſtellt war, beſtieg König Johann ein weißes Kampfroß, ritt die Reihen entlang, und indem er Gott für die ihm zur Vertheidigung ſeiner Rechte verliehene Kriegsmacht dankte, ermuthigte er ſeine Truppen durch eine begeiſterte Anrede. „So oft Ihr“, ſagte er zu ihnen, „zu Paris, zu Orleans, zu Rouen, zu Chartres ſeyd, verflucht Ihr die Engländer und wünſchet ſie zum Henker. Nunmehr habt Ihr ſie vor Euern Augen — ſo beweiſet denn Euern angeborenen Haß gegen dieſelben und rächet an ihnen alles Euch bisher zugefügte Unglück; denn unfehlbar werden wir mit ihnen handgemein werden.“

Während der König ſo ſprach, kehrten de Ribaumont und ſeine Gefährten zurück und ſtatteten Bericht über die Stellungen der Engländer ab; es ward hierauf beſchloſſen, die ganze Armee abſitzen zu laſſen, mit Ausnahme von dreihundert auserleſenen Kriegern, die die Linie der Engliſchen Bogenſchützen durchbrechen, ſo wie einem kleinen Corps Deutſcher Verbündeten, die als Reſerve dienen ſollten. Während dieſe Anordnungen getroffen wurden, fiel ein Ereigniß vor, das die Schlacht noch auf einige Tage verſchob.

Der heilige Stuhl von Rom war nämlich damals noch voll unermüdlichen Eifers mit dem Werke der Ausſöhnung und der Friedensſtiftung bemüht; kaum hatte man nun daſelbſt vernommen, daß feindliche Heere ins Feld rückten, als bereits Päpſtliche Legate abgeſandt wurden, um, wo möglich, das drohende Blutbad abzuwenden. Der Kardinal von Perigord war in aller Eile der Armee des Königs von Frankreich gefolgt; mit der Morgendämmerung hatte er den 18. September Poitiers verlaſſen, um das Franzöſiſche Lager aufs ſchnellſte zu erreichen. Als er zu Beauvoir ankam, war die ganze Armee bereits ſchlagfertig und die Oriflamme entfaltet; die Truppen waren eben im Begriff, auszurücken, und mehr als 60,000 bewaffnete Männer, Alle vor Begier brennend, jene Handvoll Feinde auf einmal zu vernichten, ſtierten den Friedensboten, als er mitten durch ihre Reihen ritt, mit wilden Blicken an. Der gute Kardinal ſuchte indeß den König Johann ſelber auf und fand ihn endlich in der Mitte der wogenden Banner, der flatternden Helmbüſche und der glänzenden Waffen, umgeben von all dem goldenen Pompe des Königthums und dem traurigen Glanze des Feudal-Krieges. In dem Augenblicke, als der Kardinal ihn erblickte, ſtieg er vom Pferde, fiel zur Erde nieder und erſuchte ihn mit gefalteten Händen, bevor er den Befehl zum Aufbruche gäbe, ihm Gehör zu ſchenken.“

„Gern, ehrwürdiger Kardinal“, erwiederte der König, „was habt Ihr mir zu hinterbringen?“

„Königl. Herr“, erwiederte der Prälat, „Ihr habt hier die Blüthe der ganzen Ritterſchaft gegen eine Handvoll Engländer verſammelt; es würde aber gewiß weit ehrenvoller und vortheilhafter für Euch ſeyn, wenn Ihr Jene ohne Blutvergießen in Eure Hände bekämet, als mit einer ſo herrlichen Armee einen ungewiſſen Kampf zu wagen. So bitte ich Euch denn im Namen Gottes, laßt mich zum Prinzen von Wales reiten, um ihm ſeine Gefahr deutlich zu machen und ihn ſelbſt zum Frieden zu ermahnen.“

„Gut, Herr Kardinal, aber vor allen Dingen ſeyd raſch“, erwiederte der König; und ſogleich, ohne einen Augenblick zu verlieren, ſprengte der Prälat davon in das Engliſche Lager. Hier fand er den Schwarzen Prinzen bereits ſchlagfertig in der Mitte ſeiner Ritter, jedoch keinesweges Friedensvorſchlägen abgeneigt. Die Lage deſſelben war in der That ſehr mißlich, und eine unmittelbare Schlacht gegen die Ueberzahl der Feinde wäre noch das geringſte Uebel geweſen, das ihm hier hätte widerfahren können. Schon zwei Tage litt ſein Heer Mangel an Fourage, und jetzt waren die Lebensmittel faſt gänzlich erſchöpft. Wenn nun die Franzoſen ihn in ſeinem Lager blokirten, ſo hätte er ſich der Uebermacht unbedingt ergeben müſſen. In dieſer Lage erwiederte er dem Kardinal, daß er, wenn nur ſeine Ehre und die ſeiner Kampfgenoſſen nicht darunter litten, ſich in alle Bedingungen fügen würde.

Der gute Prälat kehrte nun zu dem Könige von Frankreich zurück und wirkte bei demſelben, trotz der heftigen Oppoſition Ribaumont's und Landas', durch vieles Bitten einen Waffenſtillſtand aus. Die Soldaten begaben ſich hierauf in ihre Zelte, und während eine Anzahl von Rittern von jedem Heere das feindliche Heer zu rekognoszieren bemüht war, ritt der Kardinal fortwährend aus dem einen Lager in das andere, indem er hier den Franzöſiſchen König erſuchte, ſeine übermäßigen

*) A History of the life of Edward the Black Prince. (Das Leben Eduard's, des Schwarzen Prinzen.) Von G. P. R. James. London, 1836.

Digitized by Google

Forderungen herabzuſtimmen, und dort den Prinzen Eduard ermahnte, ſich in ſein Mißgeſchick zu ergeben. Allein auf der einen Seite hielt der König, im Vertrauen auf ſeine Uebermacht, den Sieg für gewiß und wollte von nichts als von unbedingter Ergebung hören, auf der anderen Seite aber ſetzte der Prinz ſeine Hoffnung auf das Kriegsglück, und obgleich er wußte, daß er, wenn die Franzoſen ihn blokirten, am Ende wohl nachgeben müßte, war er doch entſchloſſen, ſich nicht eher zu ergeben, als bis er durch kräftigen Widerſtand ſeine Ehre gerettet. Alles, was der Kardinal von ihm erlangen konnte, war das Anerbieten, auf alle bereits gemachte Eroberungen — auf ſämmtliche Burgen, Kaſtelle und Gefangene zu verzichten und einen Eid abzulegen, daß er während ſieben Jahren keine Waffen gegen Frankreich führen wolle. Dieſe Zugeſtändniſſe entſprachen jedoch ſo wenig den Anſprüchen des Königs von Frankreich, daß faſt alle Hoffnung auf eine friedliche Beilegung verſchwunden war.

Inzwiſchen fiel ein Ereigniß vor, das hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf. Unmittelbar nach eingetretenem Waffenſtillſtande begegneten ſich der berühmte John Chandos und der Marſchall von Clermont, die Beide in völliger Kriegsrüſtung ausgeritten waren, um die gegenſeitigen feindlichen Lager zu rekognosziren. Zufällig trugen Beide dieſelbe Deviſe auf ihren Waffenröcken, nämlich das Bild einer in Blau gekleideten von einer Glorie umgebenen Dame. Wie es ſchien, hatte es der Marſchall bereits gewußt, daß Chandos ein dem ſeinen ähnliches Sinnbild trug, denn kaum hatte er dieſen ins Auge gefaßt, als er ihm zurief: „Ich habe lange gewünſcht, Euch zu ſehen, Chandos. Wie lange iſt es her, daß Ihr meine Deviſe angenommen?“ — „„Oder vielmehr Ihr die Meinige!““ erwiederte der Engliſche Ritter; „„denn ſie iſt mein eben ſo gut wie die Eurige.““ — „Mit nichten!“ rief Clermont aus, „und wäre es nicht gerade zur Zeit des Waffenſtillſtandes, ſo wollte ich Euch auf der Stelle zeigen, daß Ihr kein Recht habt, ſie zu tragen!“ — „„Je nun!““ erwiederte Chandos; „„zu morgen früh werdet Ihr mich bereit finden, dieſelbe zu vertheidigen und Euch durch Waffenthaten zu beweiſen, daß ſie die meinige iſt.““

Die beiden Ritter wechſelten noch einige heftige Worte und trennten ſich darauf; aber ſo kurz auch ihre Unterredung geweſen, koſtete ſie doch dem Marſchall von Clermont das Leben; er fiel an dem folgenden Tage in einem Zweikampfe mit Chandos. Der Kardinal von Perigord hatte es indeſſen Montag Morgens noch einmal verſucht, den Franzöſiſchen Monarchen zu ſprechen; aber Johann blieb unbeweglich, und mehrere Hauptleute warnten den Prälaten, ſich wieder in ihren Reihen zu zeigen. Dieſer eilte nun, die Nachricht von ſeiner mißlungenen Miſſion dem Prinzen, der bereits ſchlagfertig war, zu überbringen. „Theurer Sohn“, ſagte er zu ihm, „thue, was Du thun kannſt; Du mußt fechten, da der König von Frankreich ſich zu keinem Frieden verſtehen will.“

„Es ſey, guter Vater!“ erwiederte der junge Held; „es iſt unſer feſter Entſchluß, zu fechten; Gott wird dem Rechte helfen.“

Obgleich das Engliſche Heer durch Mangel an Lebensmitteln bereits hart gedrängt ward, ſo war doch der Aufſchub des Gefechtes in manchen Rückſichten für daſſelbe vortheilhaft geweſen. Es hatte Zeit bedurft, um tiefe Gräben zu ziehen und Palliſaden um das Lager aufzuführen, das unterdeſſen auch an der ſchwachen Seite durch Verrammelung mittelſt ſämmtlicher Zugkarren und Bagagewagen, ſo wie durch einen neuen Wall, gegen die Angriffe des Feindes noch mehr befeſtigt wurde. In Folge einer genaueren Unterſuchung der Beſchaffenheit des Bodens hatte man eine kleine Aenderung in der Vertheilung der Streitkräfte vorgenommen. Es zeigte ſich nämlich, daß der Hügel an der rechten Seite des Lagers weniger ſchwierig zu erſteigen war, als man anfangs geglaubt, und Eduard hatte daher Befehl gegeben, daß dreihundert Schwerbewaffnete, ſo wie dreihundert Bogenſchützen zu Pferde, einen Umzug um die Baſis des Hügels halten ſollten, um der Abtheilung des Dauphins, ſobald ſie denſelben hinanzuklimmen verſuchte, in die Flanke zu fallen. Die Verheimlichung dieſer Maßregel ward durch die Beſchaffenheit des Bodens ſehr erleichtert; auch gelang es dem Hauptmann von Buch, dem die Ausführung derſelben anvertraut ward, ſich durch eine Waldſchlucht zu decken, die nur wenige hundert Schritte von dem linken Flügel der feindlichen Armee entfernt war.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Cazotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

II.

Cazotte erzählt:

Zwanzig Jahre war ich alt geworden und war noch nie aus meiner Vaterſtadt Dijon gekommen. Im Jahre 1740 ſchickten die Meinigen mich nach Paris. Ich war an mehrere vornehme Herren, an Edelleute aus meinem Geburtslande Burgund, empfohlen, die am Hofe lebten, um ſich möglichſt zu deprovinzialiſiren; man hoffte, ſie würden mir ihre Protection angedeihen laſſen; ſie empfingen mich mit dem feinen höflichen Weſen, was den Einfältigen und Unerfahrenen wie Herzlichkeit und Gefälligkeit vorkommt; damit war es geſchehen, und ſie ließen mich laufen. Es machte mir wenig Kummer, Hoffnungen und Anſprüche aufzugeben, an denen meinem Herzen eigentlich nie viel gelegen war; kaum hatte ich einen Blick in das Treiben dieſer großen und glänzenden Welt gethan, und ſchon fühlte ich mich ihrer überdrüſſig und ermüdet.

Ich war jung, ich ließ mich, wo die Gelegenheit ſich bot, leicht zu Zerſtreuungen hinreißen; eigentlich aber und in tiefſter Seele liebte ich nichts mehr als Einſamkeit, ſtille Geiſtesſammlung, Nachdenken und Träumen ins Unbeſtimmte. Daher war das Treiben der Geſchäfte, der Lärm der Vergnügungen, worein ich mich gleich anfangs zu ſtürzen verſuchte, mir innerlich unbequem und zuwider. So kam mir denn plötzlich der Entſchluß, mich ganz und gar von aller Welt abzuſondern und ſogar in der äußeren Erſcheinung und Weiſe des alltäglichen Lebens jede Gemeinſchaft mit ihr zu vermeiden. Ich führte ihn aus. Ich kleidete mich in einen langen bis ans Kinn ſorgfältig zugeknöpften Rock; ich trug einen runden niedrigen Hut mit breiten heruntergeſchlagenen Krempen und Kamaſchen-Schuhe mit Lederſchnüren und ſtählernen Schnallen. Die Haare puderte ich nicht, ſchnitt ſie vorn an der Stirn glatt ab und ließ ſie einige Zoll weit über den Kragen auf die Schultern herunterfallen. Könnt Ihr Euch das Alles vorſtellen, ſo wißt Ihr genau, wie Jacques Cazotte damals ausgeſehen; ungefähr wie ein Studiosus ex Hibernia vor Zeiten an der Pariſer Univerſität.

In der vornehmen Geſellſchaft hatte ich keine nähere Bekanntſchaften angeknüpft; wer wollte auch da Freunde ſuchen. So hochgeſtellte Leute haben keine Zeit, Einen liebzugewinnen; ſie haben gar zu viel andere Dinge zu thun. In meiner Verwandlung würden auch diejenigen, die ich am öfterſten beſucht hatte, mich nicht wiedererkannt haben, und ſo war mir's lieb; ich trug gar kein Verlangen, dergleichen Bekanntſchaften zu erneuern. In meiner Stille war ich nicht allein zufrieden und glücklich, ſondern ich fühlte mich auch ſo. Wohl dem, der dieſes köſtliche Bewußtſeyn hat; ohne daſſelbe wird alles vermeinte Glück zur Chimäre. Wie ſchön und ſüß war die Freiheit, die ich mir verſchafft hatte, wie genoß ich ſie mit Herz und Sinnen, wie wohlgenützt für mein Ergötzen glitten mir die Stunden jedes Tages dahin. Allzu ſchnell verfloß mir die Zeit; faſt that es mir leid, wenn das Bedürfniß des Schlafes mich nöthigte, meine lieben Studien und Phantaſieen zu unterbrechen; doch entſchädigten meine Träume mich reichlich dafür. Ich fürchtete mich ordentlich, Menſchen zu begegnen, mit ſo innerlichem und unerſchöpflichem Behagen ſchlürfte ich meine eigenen Gedanken. Kein Schatten war mir dunkel, kein Verſteck entlegen genug, um mich vor allen ſtörenden Blicken zu flüchten und mich mit Sylphen und Feen im Traum-Palaſt meines Dſchiniſtan zu erluſtigen, weit, weit ab von den Straßen, wo die Welt geht. Denn die allergeringſte Störung machte dem Zauber, in welchem ich mich eingeſponnen, ein Ende, wie der Geſang eines allzu früh wachen Vögleins vor Sonnenaufgang die freundlichen Geiſter verſcheucht, die zu Häupten des Schläfers um das Kiſſen ſpielen; wie die Seifenblaſe, klarer als Diamant und in Regenbogenfarben ſchimmernd, an ein winziges, unſichtbar in Lüften ſchwimmendes Stäubchen anſtößt und zerfährt. In meinen inneren Geſichten lebte eine Schöpfung, die mein war, eine ganz andere Schöpfung, als die Ihr mit Augen kennt, viel mannigfaltiger, glänzender und reicher an den wunderbarſten Gebilden. Ich habe in meinem Leben wohl manche lockende und rührende Geſchichte, viele ergreifende, verwickelte, vielgeſtaltige Abenteuer erzählen hören, aber keines durchdrang und erbaute mich ſo innerlich, keines war ſo warm und lebendig in Geſtalten und Farben, als was ich in dieſer Fülle träumeriſcher Schöpfungen meiner Phantaſie mährchenhaft durchlebte. Denn natürlich war immer ich ſelbſt der Held, die Hauptfigur in den vor meiner inneren Anſchauung vorüberziehenden Bildern. Ein fremder Zuſchauer hätte vielleicht geglaubt, ich erläge in dumpfem, träumeriſchem Hinbrüten der Laſt des eintönigſten Müßigganges, während innerlich meine Phantaſie und mein Herz in unaufhörlichen Regungen und Kämpfen anmuthig beſchäftigt waren. Ich erträumte mir Leidenſchaften, die keinen Gegenſtand in der Wirklichkeit hatten; ich kämpfte mit Hinderniſſen, die meine Phantaſie ſich ſelbſt erſchuf; ich ſtürzte mich in Gefahren und kämpfte mich in der Einbildung glücklich durch; ich belebte, ich ſchmückte, ich bevölkerte meine innere Welt und ſchaltete allmächtig über ihr; ich ſchuf mir in Wahrheit ein All aus dem Nichts. Glaubet mir, dies iſt ein Zuſtand, in welchem unſere Seele, unſer wahres Seyn ſich am höchſten zur Nähe der Gottheit aufſchwingt.

So lebte ich einige Monate hindurch mit mir allein, bis ich anfing, mir allein nicht mehr genug zu ſeyn. Die Philoſophie des Selbſtgenügens iſt und bleibt eine kahle und troſtloſe, und ich fühlte mich gar nicht von ihr verlockt. Ich empfand ein ungemeſſenes Verlangen nach Erregungen und Gemüthsbewegungen von neuer Art. Ich dürſtete nach Sympathie, Zuneigung und Herzlichkeit. Ich trachtete mit der expanſiven Strebkraft meines Gemüths, in einem kleinen, traulich begränzten Lebenskreiſe heimiſch zu werden, damit ſie nicht ins Ungeheuerliche hinausſtrebte; ich wünſchte, irgendwo ein freundliches Band häuslichen Lebens und Behagens zu knüpfen, damit ich fortfahren könnte, mit all meinen Tagen und Stunden mein eigen zu ſeyn, ihren Inhalt recht zu ſammeln und auszukoſten, ſtatt ihn zu vergeuden und aufs Gerathewohl zu verſchleudern, wie es in Paris ſo häufig geſchieht. Da erinnerte ich mich auf einmal höchſt glücklicherweiſe, daß mein Vater mir ein Empfehlungsſchreiben an einen gewiſſen Herrn Labrouſſe mitgegeben hatte, deſſen ehrbares, friedliches, patriarchaliſch ſtilles Hausweſen ſogar in der Provinz den Leuten zum Beiſpiel dienen konnte, in Paris aber vollends als ein Wunder ſeiner Art anzuſehen war. Herr Labrouſſe hatte in früheren Jahren ein Droguerie-Geſchäft en gros betrieben und durch glückliche Speculationen nach Indien ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er beſchied ſich bei Zeiten ſeines Glückes, gab ſein Geſchäft auf und ſetzte ſich in ſeinen beſten Jahren zur Ruhe. Ihr kennt das ſchöne und anſehnliche Haus, das mit ſeiner Façade von der Rue du figuier bis zur Rue de Normandières reicht; in demſelben bewohnte Herr Labrouſſe als Hauptmiether die erſte Etage. Als ich ihm meine Aufwartung machte, ſchämte ich mich beinahe, denn ich war eine ewige Zeit in Paris geweſen, ohne mich ihm vorzuſtellen. Ich war entſchloſſen, meine Nachläſſigkeit offen einzugeſtehen und, wenn mir deshalb gerechte Vorwürfe gemacht würden, ſie geduldig hinzunehmen. Ich hatte falſch gerechnet. Man empfing mich in dem Hauſe ſo herzlich und zuvorkommend, als wäre ich erſt vor wenigen Stunden aus der neuen Welt gekommen. Kaum war ich zwei Minuten mit den guten Leuten zuſammen, ſo that es mir in der Seele leid, daß ich nicht früher hingegangen, und ich gab ihnen dieſes Be-

Digitized by Google

dauern ſo aufrichtig und ſo lebendig zu erkennen, daß ich gänzlich ihre Zuneigung gewann.

Herr Labrouſſe war ein guter alter Papa, in ſeinem ganzen Weſen ſchlicht und einfach. Einen erfahrenen, gewandten, durch geſchickte Speculationen reich gewordenen Kaufmann hatte ich mir immer mit feineren und verſchmitzteren Geberden und Manieren gedacht; ich meinte, das vorſichtige Auftreten, das aufmerkſame Umherſpähen nach Gelegenheiten und Konjunkturen, das Spiel mit klugen Combinationen, dieſes Alles müßte ſich auch äußerlich in der Phyſiognomie und in der ganzen Haltung des Benehmens ausprägen. Aber bei Vater Labrouſſe fand ich von dem Allen keine Spur und nahm mir daraus die Lehre, daß auch die Ehrlichkeit zum Reichthum führen kann, wenn ſie ſich glücklicherweiſe mit richtigem Verſtande und treffender Urtheilskraft zuſammenfindet. Beide letztere Gaben beſaß Herr Labrouſſe in ungewöhnlichem Maße, machte aber in ſeinen gegenwärtigen Lebensverhältniſſen faſt gar keinen Gebrauch davon. Er ließ ſeine Ideen mit Ruhe und Behaglichkeit im alltäglichen und gewohnten Kreiſe einherlaufen, und wenn zufällig einmal dieſe Bewegung ſich beſchleunigte, wenn ſeine Gedanken in eine Art von Schwung geriethen und ſich von jenem Kreiſe losriſſen, je nun, ſo ließ er ſie fahren. Er gehörte nicht zu den Gedankenbändigern, die eine neue, noch nicht eingeſchulte Idee feſthalten, wie man ein junges Rößlein an der Mähne faßt, ihm Leitſeil und Zügel anlegt und nicht eher abläßt, als bis es ſeines Meiſters Willen thut. Wenn man im Geſpräch irgend einen fremden oder ungewöhnlichen Gedanken auf die Bahn brachte, ſo ließ Herr Labrouſſe ſich ſchlechterdings darauf nicht ein, ſondern verhielt ſich bei der weiteren Converſation ſo ſtill, als wäre es Chineſiſch; ſobald aber durch eine zufällige Wendung oder durch abſichtliche Herbeiführung die Rede auf einen Gegenſtand gebracht wurde, womit er durch ſeinen Stand und ſeine früheren Beſchäftigungen bekannt und vertraut geworden oder wofür er ſonſt ein praktiſches Intereſſe gefaßt hatte, dann konnte man ſicher ſeyn, aus ſeinem Munde die reichhaltigſte Belehrung, die klarſten Aufſchlüſſe und die ſcharfſinnigſten Antworten und Löſungen für jeden Einwurf und jede Schwierigkeit zu empfangen. Eine ſolche Fülle von Kenntniſſen, eine ſo gründliche Beherrſchung des ganzen Gebietes von Thatſachen, ein ſolcher Reichthum an glücklichen Inductionen, eine ſolche Präciſion und Gemeinverſtändlichkeit ſtand ihm dann zu Gebote, daß er den kühnſten Sophiſten und den hartnäckigſten Disputator aus dem Felde ſchlagen konnte.

Ich muß Euch doch auch die übrigen Mitglieder dieſer Familie ſchildern; es macht mir altem Manne Vergnügen, und Ihr ſeyd ſchon ſo gut, mich bei meiner Manier zu laſſen. Madame Labrouſſe war eine ziemlich korpulente Frau, drall und rund von Leib und Seele, und von ſo ſtätiger, unverwüſtlicher Heiterkeit, daß es ein Vergnügen war, ſie anzuſehen. Man begriff auf den erſten Blick, dieſe Frau müſſe ihr ganzes Leben lang glücklich geweſen ſeyn. Aus ihrer Phyſiognomie ſprach nicht ſowohl eine ſich äußerlich kundgebende Fröhlichkeit, als vielmehr das innere Zufriedenſeyn, die ſtille, reine und ernſte Seelenheiterkeit, die ein höchſt ſeltenes Gut iſt, und wozu etwas mehr gehört, als eine äußerlich glückliche Lage und eine ſanguiniſche Behaglichkeit des Temperaments, — nämlich eine gute Organiſation, gute Geſundheit und hauptſächlich gutes Gewiſſen.

Dieſe liebenswürdige Familie gehört, das geſtehe ich Euch, eigentlich gar nicht in meine Geſchichte, aber die Erinnerung an ſie macht mir ein ſo großes Vergnügen, daß Ihr mir wohl verzeihet, wenn ich Euch auch noch von den drei Töchtern erzähle. Sie waren alle drei höchſt liebenswürdig, und man ſah darin nichts Erkünſteltes, nichts durch Abrichtung aus der großen Welt Erlerntes, ſondern die einfache, ungezwungene und gewinnende Freundlichkeit, die aus wohlwollenden und unverfälſchten Herzen fließt. Die älteſte von den Dreien hieß Madame Lambert, war etwa dreißig Jahre alt und Witwe. Dieſer Witwenſtand theilte ihrem Charakter und Benehmen etwas Ernſtes, Mildes und Geſetztes mit, wie es ſich übrigens auch für ihre Stellung in der Familie ſchickte; denn die Aeltern hatten ſich zur Ruhe geſetzt und ihr gewiſſermaßen die ganze Autorität überlaſſen. So war denn Madame Lambert eigentlich die Herrin im Hauſe; Herr und Madame Labrouſſe gingen unter den Anderen eigentlich wie zwei altgewordene Kinder einher, die ſich aus Bequemlichkeit und aus Vertrauen zu ihren Umgebungen aller Sorgen entſchlagen hatten und, von der Liebe und Sorgfalt der drei Jüngeren umgeben, die Tage ihres Lebens in ruhigem Behagen zu Ende neigen ließen.

Die jüngſte von den drei Töchtern hieß Klara; ſie ging ins ſiebzehnte Jahr, aber nach der ganzen kindlichen Weiſe ihrer Unterhaltung und ihres Benehmens hätte man ſie kaum für zwölf gehalten. Der Charakter ihrer wirklich ausgezeichneten Schönheit beſtand in der reinen und zarten Friſche, wodurch die Unſchuld der Seele ſich körperlich malt, ſo wie die unberührte Frucht an ihrer Oberfläche mit dem Ueberzuge eines weichen Hauches prangt. Ihr Geiſt war lebendig und beſonders liebenswürdig durch den naiven Vorwitz, wodurch ſie alle Augenblick ſich als ein wahres Kind in glücklicher Unwiſſenheit und im regſamen Inſtinkt der Neugier bekundete. So rein, ſo unberührt von der Außenwelt war dieſes Kind, daß ſie in der gewöhnlichſten Unterhaltung über die gewöhnlichſten Dinge tauſend Anläſſe zur Verwunderung fand. Sie war im Alter der Jungfräulichkeit, aber das Bewußtſeyn deſſen, was ſich in minder reinen und ſitten Lebensſphären dem künſtlich frühgereiften Weibe ſo zeitig offenbart, ſchlummerte noch in dieſer friſchen Seele. Sie war keuſch und rein aus innerem, unbewußtem Triebe, gleich der empfindenden Blume, die ihren Kelch voll Scheu gegen die leiſeſte fremde Berührung ſchließt und ſo durch die höchſte Zartheit gegen jede Verletzung bewahrt iſt. (Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Les après-diners de Cambacérès. — Von Langon. 2 Bde. 15 Fr.
Anna Boleyn. — Von Muſſet. 2 Bde. 15 Fr.
De la population dans ses rapports avec la nature des gouvernemens. — 5 Fr.
Dictionnaire de phrénologie et de physiognomie. — Von Thoré. 4½ Fr.
Les escrocs de Paris. — Roman von Vallée. 4½ Fr.
Essais sur la philosophie de Hegel. — Von Wilm in Straßburg, dem Mit-Herausgeber der Nouvelle Revue Germanique. 6 Fr.
Herbier de plantes médicales indigènes. — Von Dalmenesche. Rouen. Fol. 30 Fr.
Histoire de la guerre de Méhémed-Ali contre la porte Ottomane. — Von Cadalvène und Barrault. 10 Fr.

Aegypten.

Bilder aus Aegypten, von Lane.

Herr Lane, der Verfaſſer eines kürzlich erſchienenen ungemein gründlichen und gehaltreichen Engliſchen Werkes über Aegypten*), kam 1825 zum erſten Male nach dieſem Lande. Schon damals mit Arabiſcher Sprache und Literatur vertraut, brachte er es hier binnen einem Jahre ſo weit, daß er mit den Eingeborenen ſich unterhalten und mit ihnen ſeine Ideen austauſchen konnte. Allein dies war ihm noch nicht genügend. Herr Lane bemühte ſich, mehr als irgend einer ſeiner Europäiſchen Vorgänger, die Nationalität der Aegypter kennen zu lernen. Er beſchränkte ſich förmlich auf den Umgang mit Muſelmännern, theilte alle ihre Gewohnheiten, enthielt ſich des Weins und verbotener Speiſen, aß ohne Meſſer und Gabel, äußerte keine Meinungs-Verſchiedenheit in Sachen der Religion und vermied jede Handlung, die ein National-Vorurtheil verletzen konnte. Da er außerdem ſtets in Türkiſcher Kleidung ging, ſo geſtattete man ihm freien Zutritt zu den Moſcheen und ſchenkte ihm überhaupt faſt unbedingtes Vertrauen. Trotzdem aber hatte Herr Lane noch manche Schwierigkeit zu überwinden; die Muſelmänner unterhalten ſich ſehr ungern über Sachen des Glaubens und der Sitte mit Leuten, von denen ſie vorausſetzen, daß ſie in weſentlichen Punkten anderer Meinung ſind. Herr Lane bahnte ſich indeſſen den Weg zu lehrreicher Unterhaltung mit eifrigen und unterrichteten Moslimen, indem er erſt von den Gleichgültigeren und minder Unterrichteten ſo viel oberflächliche Kenntniß, als möglich, zu erlangen ſuchte. Bedeutenden Vorſchub that ihm auch der regelmäßige Unterricht zweier Profeſſoren des Arabiſchen und der Muhammedaniſchen Theologie, denen er alle ſeine Zweifel über dieſes und jenes vortrug. Nicht ſelten hatte er das Glück, aus noch wichtigeren Quellen ſchöpfen zu können, indem Leute von der höchſten orientaliſchen Bildung zu ſeinen Freunden in Kahira gehörten. Nachdem Herr Lane durch ſolche Mittel eine Menge ſchätzbarer Notizen geſammelt hatte, kehrte er nach England zurück; allein er überzeugte ſich bald, daß ſeine Wißbegierde nicht ganz befriedigt war; und einige Mitglieder des Comité's zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, von der Neuheit und Wichtigkeit ſeiner Beobachtungen überraſcht, munterten ihn auf, den Schatz ſeiner Erfahrungen möglichſt zu vervollſtändigen. So ermuthigt, reiſte Herr Lane ein zweites Mal nach Aegypten. Sein nunmehr erſchienenes Werk iſt das Ergebniß ſeines zweimaligen Aufenthaltes in dieſem Lande. Herr Lane hat auf ſeiner zweiten Reiſe über ein Jahr in der Hauptſtadt und über ein halbes Jahr in Ober-Aegypten verweilt.

Die Gegenſtände, die der Verf. hier näher darſtellt, ſind: Land und Klima, Körperbildung und Kleidung, Kindheit und erſte Erziehung, Religion, Geſetze und Verwaltung, häusliches Leben und ſoziale Gebräuche, Sprache, Literatur und Wiſſenſchaft, Aberglaube und Magie, National-Charakter, Manufakturen und Künſte, Erheiterungen, Feſte und Trauer-Feierlichkeiten. Hier mögen einige kurze Auszüge aus dem Werke ſelbſt folgen.

Der Aegypter ſteht ſehr früh, noch vor Tages-Anbruch, von ſeinem Lager auf und iſt ſchon angekleidet, wenn der öſtliche Himmel ſich zu röthen beginnt. Religiöſe Waſchungen, eine Pfeife Taback und ein leichtes Frühſtück ſind die Verrichtungen des Morgens. Hat der wohlhabende Moslim — ſo berichtet Herr Lane — kein beſtimmtes Amt, ſo thut er den größten Theil des Tages nichts, als Reiten, Einkaufen oder Beſuche abſtatten — oder er ſchmaucht, ſchlürft Kaffee und plaudert mit Freunden — oder endlich, er genießt eine Stunde lang und darüber die Annehmlichkeit eines öffentlichen Bades. Um die Mittagszeit muß er, wenn ſeine Religions-Pflichten ihm heilig ſind, wieder eine Anzahl Gebete herſagen; doch giebt es nur wenige Perſonen, die ſich in dieſem Punkte keine Ausnahmen von der Regel geſtatten, und Viele beten überhaupt kaum jemals. Unmittelbar nach Mittage wird geſpeiſt; dann raucht man ſeine Pfeife, ſchlürft eine Schale Kaffee und hält, wenn das Wetter ſchwül iſt, gewöhnlich eine Sieſta. Bald nach Sonnen-Untergang wird zu Abend gegeſſen.

Von den Künſten der Aegyptiſchen Zauberer führt Herr Lane Beiſpiele an, die dem Leſer eben ſo unerklärbar ſeyn werden, wie ihm ſelber. Herr Lane beſchied einen berühmten Lehrer der Magie in ſein Haus, und dieſer traf alle Anſtalten zu dem Zauber des myſtiſchen Spiegels. Eine Schüſſel mit Weihrauch, Koriander und glühenden Kohlen wurde aufgetragen. Dann rief Herr Lane einen Knaben von der Straße herein, denn der Zauber kann nur unter dem Einfluß eines noch unmündigen Kindes, einer Jungfrau oder eines ſchwangeren Weibes von Statten gehen. Der Knabe, der in keinem Fall mit dem Schwarzkünſtler in Berührung ſtand, mußte ſich auf einen Stuhl ſetzen. Dann zeichnete ihm der Wundermann einen magiſchen Zirkel, welcher Arabiſche Zahlen enthielt, in ſeine rechte Hand, ließ mitten in den Zirkel ein Tröpfchen Dinte fallen und hieß den Knaben mit unverwandtem Auge

*) An Account of the Manners etc. (Die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Aegypter.) Geſchrieben in Aegypten während der Jahre 1833—35. Von E. W. Lane. London, 1836.

auf dieſen Flecks hinſehen. Er fragte ihn dann, ob er in dem Dintenfleck etwas bemerkte? Der Knabe verneinte dies anfangs, fügte aber bald mit bebender Stimme hinzu: „Ich ſehe einen Mann, der den Boden fegt.“ — „Wenn er mit Fegen fertig iſt, ſo ſage mir's“, ſprach der Zauberer. Alsbald ſagte der Knabe: „Er iſt fertig.“ — Der Zauberer unterbrach ſich wieder in ſeinem geheimnißvollen Murmeln und fragte den Knaben, ob er wiſſe, was ein Bairak (Fahne) ſey? Der Knabe bejahte dies und ſprach dann, dem Verlangen des Schwarzkünſtlers gemäß, zu der Figur im Tintenfleck: „Bring eine Fahne!“ Bald darauf ſagte er: „Der Mann hat eine Fahne gebracht.“ — „Von welcher Farbe iſt ſie?“ — „Sie iſt roth.“ — Der Knabe wurde aufgefordert, eine andere Fahne zu begehren; er that dies und ſagte gleich darauf, die Fahne ſey gebracht worden und ſey von ſchwarzer Farbe. Auf gleiche Art mußte er eine dritte, vierte, fünfte, ſechſte und ſiebente Fahne beſtellen; alle dieſe Fahnen kamen der Reihe nach zum Vorſchein, und wie der Knabe verſicherte, hatte jede derſelben eine beſondere Farbe. Endlich fragte ihn der Magier: „Wie viele Fahnen haſt Du jetzt vor Dir?“ — „Sieben“, war die Antwort. Dieſe Experimente wurden eine Zeitlang fortgeſetzt, und alsdann kam Herr Lane an die Reihe.

„Der Magier wendete ſich jetzt an mich und fragte, ob ich wünſchte, daß der Knabe eine abweſende oder verſtorbene Perſon in dem Zauberſpiegel ſähe? Ich nannte Lord Nelſon. Von dieſem hatte der Kleine offenbar nie gehört, denn es koſtete ihm viele Mühe, den Namen richtig auszuſprechen. Der Magier forderte ihn jetzt auf, das dienſtbare Weſen im Tintenfleck ſo anzureden: „Mein Meiſter beſtellt dir ſeinen Gruß und bittet dich, Lord Nelſon zu bringen: bring' ihn vor meine Augen, daß ich ihn gleich ſehe.“ Der Knabe that, wie ihm geboten, und ſagte alsbald: „Er iſt gegangen und hat einen Mann in ſchwarzer*) Europäiſcher Kleidung mitgebracht, dem der linke Arm fehlt.“ Hier ſchwieg der Kleine ein paar Augenblicke und ſetzte dann, ſich verbeſſernd, raſch hinzu: „Nein, der Arm fehlt ihm nicht; er hat ihn nur auf der Bruſt liegen.“ Dieſe Verbeſſerung gab der Beſchreibung noch mehr Auffallendes; denn Lord Nelſon trug ſeinen leeren Rockärmel gewöhnlich an dem Bruſtſtück des Rockes befeſtigt; aber es war der rechte Arm, den er verloren hatte. Ohne zu äußern, daß ich den Knaben eines Mißgriffs ſchuldig glaubte, fragte ich den Zauberer, ob die Gegenſtände in der Dinte ſo erſchienen, als ſtänden ſie dem Zuſchauer wirklich vor den Augen, oder ob ſie, wie in einem Spiegel, ſich zeigten. Er bejahte das Letztere, und ſo hatte der Knabe in ſeiner Art Recht.“

Unter den Geſchichtchen, die der Verf. von dieſen Magiern erzählt, befindet ſich eine, die jeden Zweifel an dem Zauberſpiegel niederzuſchlagen ſcheint.

„Vor kurzem“, erzählt Herr Lane, „reichte derſelbe Zauberer ſeinen magiſchen Spiegel in die Hand einer jungen Engliſchen Dame. Nachdem dieſe eine Weile hineingeſehen hatte, ſagte ſie: „Ich ſehe einen Beſen, der den Boden fegt, ohne daß ihn Jemand hielte.“ Ihr Schrecken war ſo groß, daß ſie den Dintenfleck nicht länger betrachten wollte.“

Wir theilen hier nun noch eine intereſſante Stelle mit, wo der Verf. ſeine Meinung hinſichtlich der politiſchen Lage Aegyptens ausſpricht. Er ſagt, man irre ſich, wenn man behaupte, die Civiliſation mache dort reißende Fortſchritte; dennoch zweifelt er nicht daran, daß die Aegypter mit der Zeit uns Europäern immer mehr ſich annähern dürften. Die Einführung der Europäiſchen Taktik beim Heere wie bei der Marine hat bereits eine ſehr bedeutende Reform veranlaßt.

„Schon ſind viele von den Vorurtheilen beſeitigt, die ſo lange auf der Türkiſchen Nation gelaſtet haben. Nachdem wir ihnen die Ueberzeugung beigebracht, daß Ein Zweig unſeres Wiſſens dem entſprechenden Zweige des ihrigen weit überlegen ſey, ſind ſie von dem Wunſche beſeelt worden, noch mehr von uns zu lernen. Eine Wirkung dieſer veränderten Geſinnung, welche den rechtgläubigen Moslim mit finſteren Ahnungen erfüllt, erſcheint dem Chriſten als ein ſehr glückliches Omen. Die Türken fangen damit an, von unſeren Luxus-Artikeln Gebrauch zu machen: mehrere wohlhabende Perſonen führten zuerſt bei ihren Mahlzeiten Meſſer und Gabeln ein; dann gewöhnten ſie ſich, vor den Augen der Welt Wein zu trinken, und jetzt huldigt eine große Zahl höherer Beamten dieſem Gebrauche. Man kann hieraus abnehmen, daß die Vorſchriften des Islam in ihrem Werthe immer tiefer ſinken, und ohne Zweifel werden die Prinzipien der herrſchenden Klaſſe auf die niederen Kreiſe der Geſellſchaft zurückwirken.“

Von dem Charakter Muhammed Ali's**) urtheilt Herr Lane im Allgemeinen günſtig, doch hält er ſeine politiſchen Grundſätze in vielen Stücken für irrig und leugnet nicht, daß die Nation unter ſchwerem Drucke ſeufze. „Um den Paſcha von Aegypten“, ſagt er, „richtig zu beurtheilen, ziehen wir am beſten eine Parallele zwiſchen ihm und einem anderen Türkiſchen Reformator, ſeinem titulairen Oberherrn. Muhammed Ali hat in jedem Punkte, vor Allem aber in der Disziplinirung ſeines Heeres, bewieſen, daß er dem Sultan überlegen iſt. Während Letzterer uns Europäer mehr in kleinlichen oder minder erheblichen Dingen nachahmt, hat Muhammed Ali das Wichtigere erſtrebt und erreicht. Wollen wir dem Letzteren die grauſame Vertilgung der Mameluken zum Vorwurf machen, ſo müſſen wir doch auch in Erwägung ziehen, daß ihm dabei ein ſehr guter Zweck vorgeſchwebt. Zugleich dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Paſcha von Aegypten den Griechiſchen Flüchtlingen Schutz und Sicherheit gewährte, als das Blut ihrer Landsleute in Konſtantinopel floß. Eine Wohlthat für die Aegyptiſche Nation wäre es jedoch, wenn der ehrſüchtige alte Vice-König entweder für unabhängig erklärt oder dazu bewogen würde, daß er dem Sultan ehrlich die Hand böte.“

*) Die dunkelblaue Farbe heißt bei den Aegyptern eswed, ſchwarz.

**) Mehmed iſt eine bloße Aegyptiſche Verderbung von Muhammed. Der Verf. ſelbſt ſchreibt immer Muhammed.

Mannigfaltiges.

— Auber's Botſchafterin. Die beſten lebendigſten Operntexte, die Scribe bisher geliefert hat, ſind von Auber komponirt worden; man weiß nicht, iſt es die freundliche leichte Muſik, die dem Dichter immer zu neuen graziöſen Erfindungen, oder iſt es vielmehr die gewandte Intrigue, das fließende Couplet, was dem Komponiſten ſtets wieder zu den lieblichen Melodieen verhilft, die ſeitdem das Eigenthum von ganz Europa geworden ſind. Unſtreitig wirkt wohl Jeder auf den Anderen zurück, und darum, ſcheint es, haben auch Auber und Scribe ein ewiges Bündniß mit einander geſchloſſen; wenigſtens iſt der Erſtere niemals ohne den Letzteren auf dem Theater-Zettel zu finden. Die Scene von Auber's neueſter Oper: L'Ambassadrice, hat Scribe nach den beiden Deutſchen Hauptſtädten Berlin und München verlegt. Auf dem Opern-Theater in München ſind zwei Sängerinnen, Henriette und Charlotte, die Lieblinge des Publikums und der jungen Männer-Welt. Weil aber Henriette die allgemeine Gunſt in noch viel höherem Grade beſitzt, als Charlotte, iſt dieſe natürlich etwas neidiſch und wird es um ſo mehr, als ſie bemerkt, daß ein vornehmer Unbekannter, der, um ſich bei den Künſtlerinnen Zutritt zu verſchaffen, ſich für einen Theater-Direktor aus Berlin ausgiebt, Henrietten allein ſeine Huldigungen darbringt. Madame Barbert, die alte Tante Henriettens, wacht über deren Ruf und geräth daher ganz außer ſich, als Charlotte ihr verräth, daß der Unbekannte kein Theater-Direktor, ſondern der Herzog von Walberg, ein Botſchafter am Berliner Hofe, ſey, der gewiß keine guten Abſichten habe. Der Botſchafter, der von Madame Barbert erſucht wird, unter dieſen Umſtänden ihr Haus nicht mehr zu beſuchen, kehrt am nächſten Tage mit der Erklärung zurück, Henrietten zu ſeiner Gemahlin erheben zu wollen. Dies giebt der Sache natürlich ein anderes Anſehen. Madame Barbert kündigt ſogleich dem verzweifelnden Theater-Direktor Fortunatus an, daß ihre Nichte nicht mehr auftreten werde; vergeblich bittet der arme Impreſſario, ihm wenigſtens nur noch einige Einnahmen zu verſtatten; vergeblich ſeufzt der beſcheidene Tenoriſt Benedikt, den die liebenswürdige Sängerin längſt ſchon wirklich zu dem ſchwermüthigen Liebhaber gemacht hatte, als der er auf der Bühne neben ihr zu erſcheinen pflegte: die Tante iſt unerbittlich, und am nächſten Morgen ſchon ſitzt ſie mit ihrer Nichte in einem prächtigen mit vier Pferden beſpannten Reiſewagen, der ſie direkt nach Berlin hinfährt. Hier giebt der Herzog, der die beiden Damen in ſein prächtiges Hotel bei ſeiner Schweſter einführt, die Tante für eine Bayeriſche Baronin aus, die mit ihrer Nichte, einer reichen Erbſchaft wegen, nach Preußen komme. Die Schweſter des Herzogs empfängt die Fremden um ſo freundlicher, als ſie bemerkt, daß Henriette dem Herzen ihres Bruders nicht gleichgültig ſey, und während die Tante ihrem gereckten Hange nach vornehmen Manieren, zur Beluſtigung der Berliner feinen Welt, die Zügel ſchießen läßt, beſchränkt ſich die beſcheidene Henriette auf das Haus, in welchem die Schweſter des Botſchafters ſie zu zerſtreuen ſucht und ihr unter Anderem Unterricht in der Muſik giebt. Dem Komponiſten hat natürlich die Scene, in der die erſte Deutſche Sängerin ſich als ein Bayeriſches Edelfräulein in den Elementen des Geſanges unterrichten läßt, zu artigen Erfindungen Anlaß gegeben. Inzwiſchen aber will es der Zufall, daß Fortunatus mit ſeiner Opern-Geſellſchaft nach Berlin kommt, wo er mehr Glück als in München zu machen hofft. In dem Hotel des Botſchafters, welches ein Foyer aller Kunſtfreunde und Gelehrten Berlins bildet, ſtellt ſich auch der Münchener Impreſſario mit Empfehlungsſchreiben an den Herzog ein, um deſſen Protection er bittet. Natürlich kommt dadurch Henriettens Geheimniß an das Tageslicht, und beſonders die neidiſche eiferſüchtige Charlotte beeilt ſich, ſowohl die Schweſter des Botſchafters von dem eigentlichen Stande ihrer Rivalin zu unterrichten, als den Herzog ſelbſt zu ſich hinüberzuziehen. Der Letztere ſchwankt auch nur zu bald in ſeiner Liebe, beſonders nachdem er ſich von ſeiner ſtolzen Schweſter mit Spöttereien überhäuft ſieht. Er verabredet eine Zuſammenkunft mit Charlotte in ſeiner Theater-Loge (loge grillée), und Charlotte, die an dieſem Abende in einer Oper, die zum Benefiz des Tenoriſten Benedikt angekündigt war, auftreten ſollte, läßt ſich, um die Unterredung mit dem Herzog nicht zu verſäumen, krank melden. Der fünfte Akt der Oper führt uns nun in die Loge des Herzogs mit der Ausſicht auf die Bühne. Charlotte nimmt eben bei dem Herzoge ſeine Verwendung für einen jungen Mann in Anſpruch, der ſich um ihre Hand bewirbt, als man das Pochen des Berliner Theater-Publikums hört, das ungeduldig auf den Anfang der Oper dringt. Schon freut ſich Charlotte auf das allgemeine Mißvergnügen, das die Ankündigung von ihrem Unwohlſeyn erregen werde, als der Vorhang in die Höhe geht und Herr Benedikt erſcheint, der folgende Anrede an das Publikum hält: „Meine Herren, Mlle. Charlotte iſt plötzlich unwohl geworden und dadurch des Vergnügens beraubt, heute vor Ihnen aufzutreten; erlauben Sie jedoch, daß eine der berühmteſten Sängerinnen, die ſo eben hier eingetroffen, die Hauptpartie in der Oper übernehme.“ — Rauſchender Beifall folgt, und bald nachher tritt Henriette auf, die raſch den Entſchluß gefaßt hat, das Haus des Herzogs zu verlaſſen, der Kunſt treu zu bleiben und dem beſcheidenen Benedikt ihre Hand zu reichen. Man kann ſich denken, wie ſehr der Herzog ſowohl, dem Henriette in einem Zwiſchenakte ihren Entſchluß ſelbſt ankündigt, als Charlotte und das ganze Publikum dadurch überraſcht werden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß vom vorigen Halbjahre.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 4. Berlin, Montag den 9. Januar 1837.

Frankreich.

Jean Guérin am Hofe Napoleon's.

Aus dem Leben dieſes Künſtlers, von Louis Levrault.

In einem eleganten Boudoir des Palaſtes der Tuilerieen, deſſen blaue Atlas-Tapete reich mit goldenen Adlern verziert war, beendete eben ein Maler in Hofkleidung das Portrait einer Dame, die nachläſſig auf einem Divan von koſtbarem Indiſchen Kaſchemir ſaß. An ihren Zügen, die noch ſanft und lieblich waren, obgleich der Reiz der erſten Jugend ſie verlaſſen, an dem Schmachten ihrer großen ſchwarzen Augen, an ihrem kreoliſchen Teint, deſſen glühende Farben noch von dem Hauch einer tropiſchen Luft belebt zu ſeyn ſchienen, vorzüglich aber an der ſeltenen Grazie, die über jede ihrer Bewegungen ausgegoſſen war, hätte wohl das ganze Europa der damaligen Zeit eine Herrſcherin, die Kaiſerliche Gemahlin des Helden unſeres Jahrhunderts, Joſephine, den guten Genius Napoleon's, erkannt! Mit dem Künſtler ſich unterhaltend, fragte ſie ihn wegen ihrer Toilette um Rath, verſuchte mit anmuthiger Koketterie, ob dieſe oder jene Blume ſie beſſer kleide, ob das in dem Feuer von hundert Schlachten geſchmiedete Diadem einen Theil der Stirn bedecken oder ſie ganz frei laſſen ſollte — als ſich plötzlich die Thür des Boudoirs öffnete und der Kaiſer eintrat. Er ſetzte ſich neben Joſephine auf's Sopha, flüſterte ihr einige Worte zu und neigte dann den Kopf über die Schulter des Malers, um das Portrait zu betrachten.

Wie groß mußte Napoleon's Erſtaunen ſeyn, als Jean Guérin ſchnell mit ſeiner Hand das Miniatur-Bild bedeckte und mit Künſtlerſtolz ſagte: „Verzeihen Ew. Majeſtät, ich laſſe meine Gemälde nur dann erſt ſehen, wenn ſie ganz vollendet ſind.“ — „So machen Sie bei mir eine Ausnahme“, erwiederte der Kaiſer mit freundlicher Stimme. — „Ich muß es Ihnen abſchlagen, Sire .... Auch die Maler haben ihre Koketterieen.“

Napoleon beſteht indeſſen darauf, und von dem hartnäckigen Widerſtand des Malers aufgebracht, ruft er endlich mit der Herrſcher-Stimme des Kaiſers: „Ich will es!“

Bei dieſen Worten, vor denen halb Europa erzitterte, wenn derſelbe Mund ſie ausſprach, blieb Jean Guérin unbeweglich; die ausgeſtreckte Hand bedeckte noch immer das Portrait, und — der Kaiſer gab nach. Lächelnd ſagte er, indem er das Zimmer verließ: „Ich räume Ihnen das Schlachtfeld, Herr Guérin!“

Am anderen Tage ward der Maler von dem Hof-Marſchall Duroc nach den Tuilerieen beſchieden. Er ſollte ein neues Portrait beginnen; — es war das des Kaiſers.

.... Guérin wurde im Jahre 1760 in dem Straßburger Münz-Gebäude, wo ſein Vater als Graveur angeſtellt war, geboren. Sein erſter Lehrer, Huin, war damals als Paſtell-Maler berühmt; Guérin's vortreffliche Arbeiten in dieſem Fache zogen bald die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs vom Elſaß, Herrn von Contades, und die vieler anderer vornehmer Herren auf ſich; der junge Künſtler ward nach Paris geſchickt, um ſich in der Malerei zu vervollkommnen und ſein Glück zu verſuchen. — Er blieb dort nicht lange unbemerkt.

Die Paſtell-Malerei war damals ſchon aus der Mode gekommen, und der berühmte Auguſtin hatte der Miniatur-Malerei, dieſer jetzt gänzlich entthronten Kunſt, einen mächtigen Schwung gegeben. Ein ſprechend ähnliches Bildniß der Frau von Matignon, der Tochter des Premier-Miniſters, Barons von Breteuil, brachte Guérin in Mode, und Alles, was in Paris Anſpruch auf feinen Ton und Vornehmheit machte, wollte ſich nur von ihm malen laſſen. — Wie eine Flamme, die dem Verlöſchen nahe iſt, noch einmal hell auflodert, ehe ſie erſtirbt, ſo ſtrahlte auch um dieſe Zeit die ehemalige Ariſtokratie in ihrem ſchönſten Glanze. Unbekümmert um die Zukunft, beſchäftigte ſich der Franzöſiſche Hof mit den ſchönen Künſten und Feſten, tanzte über dem ſchon halb geöffneten Abgrund der Revolutionen, und gleich den Opfern, die man ſchmückt, ehe ſie zum Tode geführt werden, wanden ſich die Frauen Blumenkränze durch die vielleicht einſt von der Guillotine durchſchnittenen Locken. — Die Königin Marie Antoinette intereſſirte ſich für den jungen Straßburger Künſtler. Zwiſchen zwei Bällen und zwei Feſtlichkeiten in Trianon ließ ſie ſich von ihm malen; und von dieſer Zeit an wurde Guérin der Liebling, der tägliche Gaſt der berühmteſten wie der vornehmſten Bewohner der Hauptſtadt.

Während dieſer glänzendſten Epoche ſeiner Laufbahn knüpfte er ein inniges Freundſchafts-Bündniß mit Kleber. Sie waren in Straßburg Spielgefährten geweſen, und Kleber war nach Paris gekommen, um ſich in der Bildhauerkunſt, wie Guérin in der Malerei, zu vervollkommnen. Dieſe anſcheinende Gleichheit der Beſtrebungen brachte ſie noch näher zuſammen, und bald wurden ſie unzertrennliche Freunde. Aber eines Tages machte ſich Kleber auf, um in Oeſterreichiſcher Uniform gegen die Türken zu Felde zu ziehen. Zehn Jahre ſpäter wurden ſie auf's neue vereinigt; der Bildhauer hatte dem Helden der Republik Platz gemacht; aber der Maler fand ſeinen Kleber dennoch unverändert wieder.

Nach dem 10. Auguſt verbannt, flüchtete Guérin zuerſt nach Straßburg, um unter dem väterlichen Dache Schutz zu ſuchen. Dort machte er Deſaix's Bekanntſchaft, und bald zählte Kleber's Liebling einen Helden mehr unter ſeinen Freunden. Als Monnet, der Maire von Straßburg, den Befehl erhalten hatte, Guérin feſtzunehmen, rettete ihm Deſaix die Freiheit und wahrſcheinlich auch das Leben; er ſteckte ihn in Soldaten-Kleider, nahm ihn mit ſich zu den Vorpoſten und half ihm in das Schloß Ittenwiller, nahe bei Andlau. Dieſes gehörte damals derſelben Familie, in deren Mitte Guérin vierzig Jahre ſpäter ſeine letzten Tage verlebte. Der Künſtler blieb bis nach der Schreckenszeit in Ittenwiller verborgen.

Endlich ſchienen für Frankreich glücklichere Tage anzubrechen, und Guérin konnte ſich auf's neue den Künſten weihen. Er kam nach Paris zurück und ward durch die Verwendung mehrerer berühmter Generale von dem Direktorium, wenn auch nicht beſchützt, doch geduldet. Sein Ruf verbreitete ſich jetzt weit und breit; Kleber's Bildniß erſchien um dieſe Zeit, von ihm gemalt, und war ſo vortrefflich, ſo ſprechend ähnlich, daß es die Aufmerkſamkeit Bonaparte's, der damals mit den Vorbereitungen zur Expedition nach Aegypten beſchäftigt war, auf ſich zog; er ließ den Künſtler darum bitten und behielt es mehrere Tage auf ſeinem kleinen Zimmer in der rue Chantereine. Nach dieſem Portrait ſind alle ſpäter erſchienene Bildniſſe Kleber's kopirt worden.

Guérin's Manier hat ſich immer vor der der beiden anderen großen Meiſter in der Miniatur-Malerei ausgezeichnet; viele Kenner behaupten, daß Auguſtin ſauberer in der Ausführung und Iſabey energiſcher, aber weniger korrekt geweſen ſey. Während des Kaiſerreichs waren Iſabey und Guérin Hofmaler, und Jeder von ihnen hatte ſeine entſchiedenen Anhänger und Gegner. Die Meiſten, Napoleon an der Spitze, zogen Iſabey vor, aber die Kaiſerin und ihre Hofdamen protegirten Guérin und liebten nur ſeine Manier. Wir haben geſehen, mit welchem Muthe er ſeine Künſtler-Unabhängigkeit zu vertheidigen wußte. Dieſe wohlbekannte liebenswürdige Dreiſtigkeit, mit der er immer auf die feinſte Art und unter allen Formen des höheren Geſellſchafts-Tons ſeine Unabhängigkeit zu erhalten ſuchte, trugen vielleicht eben ſo viel, wie ſein Talent, dazu bei, ihn bekannt und berühmt zu machen. Er malte ſtets in ſeinem Hauſe und machte nur bei dem Kaiſer und der Kaiſerin eine Ausnahme von dieſer Regel. Was die Prinzen der Kaiſerlichen Familie und die fremden regierenden Häupter betrifft, welche damals nach Paris kamen, ſo mußten ſie, wie einfache Privatleute, den Maler in ſeiner Wohnung auf dem Quai Voltaire aufſuchen und ihm dort ſitzen. Seine liebenswürdige, geiſtreiche Unterhaltung verlieh übrigens dieſen Sitzungen einen ſeltenen Reiz, und oft beſuchten ihn die hohen Modelle noch, nachdem das Portrait vollendet war, um mit dem Künſtler ſich zu unterhalten. So ward Guérin, faſt ohne es zu wollen, in mehrere galante Intriguen jenes jungen militairiſchen Hofes, welcher die feinen Sitten mit der Ungebundenheit und Zügelloſigkeit eines Feldlagers vereinigte, eingeweiht. Wahrlich, Niemand hätte wohl leichter als er ſeinen Beitrag zu der Chronique scandaleuse aus der Kaiſerzeit liefern können; aber Guérin's Redlichkeit verbot ihm jede Indiscretion, und wenn ſeine Freunde in ihn drangen, daß er ihnen auch nur die kleinſte unbedeutendſte Einzelnheit aus ſeiner Künſtler-Laufbahn mittheilen möge, wenn ſie ihn mit Fragen über Dinge, die ihm allein bekannt waren, beſtürmten, erwiederte er ihnen lächelnd: „Ein Miniatur-Maler iſt wie ein Notar oder Beichtvater; die Pflichten ſeines Standes erheiſchen tiefes Stillſchweigen von ihm.“

Die folgende Anekdote, die er gern zu erzählen pflegte, möge dazu dienen, den Charakter eines Helden jener Zeit, in Bezug auf dieſen Gegenſtand, recht treffend zu ſchildern.

Joachim Murat, dieſer Huſar, der ſich durch ſeinen Säbel zum König von Neapel emporgeſchwungen hatte, beſuchte den Maler Guérin, um ſich portraitiren zu laſſen. „Wie viel Portraits, glauben Sie wohl, habe ich von Ihnen ſchon?“ fragte der König im Laufe des Geſpräches unſeren Guérin. „Sire, ich hatte bis jetzt noch nicht die Ehre, für Ew. Majeſtät zu arbeiten.“ — „Bah, Sie wiſſen freilich nichts davon, offiziell iſt es das erſte Mal, aber ohne daß Sie es vermutheten, haben Sie ſchon oft für mich gemalt. Erinnern Sie ſich nicht noch geſtern der kleinen Herzogin von ***? (Jean Guérin nannte den Namen nie-

Digitized by Google

mals.) Nun, ich will Ihnen eine angenehme Ueberraſchung bereiten, Sie ſollen morgen alle meine von Ihnen gemalte Portraits ſehen.“

Am anderen Morgen kam der König von Neapel, von einem Offiziere begleitet, der ein elegant gearbeitetes, vergoldetes Käſtchen unter dem Arme trug, zur zweiten Sitzung. Nachdem er das Käſtchen mit einem kleinen goldenen Schlüſſel geöffnet hatte, ſchüttet er den Inhalt deſſelben auf den Teppich hin, und zu den Füßen des erſtaunten Malers rollten wohl zwanzig Medaillons, die ſämmtlich Bildniſſe von Damen enthielten. Erkennen Sie dieſes, Herr Guérin, iſt Ihnen jenes bekannt, ſind ſie nicht alle von Ihnen gemalt? rief Murat, indem er mit der Spitze ſeines Fußes ein Bild nach dem anderen bezeichnete. „Mein lieber Guérin, ſo oft Sie eine hübſche Hofdame malen, können Sie dreiſt wetten, daß es für mich iſt.“ — Dann entfernte ſich der erhabene Fant, ohne ſich um die auf dem Teppich umhergeſtreuten Liebespfänder zu kümmern. So ſchnell wie möglich packte Guérin die Portraits wieder in das Käſtchen, dieſes Depoſitorium ſo vieler Familien-Geheimniſſe, verſchloß es ſorgfältig und ſchaffte es in den Palaſt des Königs zurück.

Ehe ich dieſe Notiz über einen durch ſeine geiſtigen Eigenſchaften, wie durch ſein Talent, ausgezeichneten Mann ſchließe, muß ich noch eine Anekdote erzählen, die, wie die vorhergehende, vielleicht dazu dienen wird, einen berühmten Feldherrn näher kennen zu lernen.

Am Abend vor dem 18. Brumaire war Jean Guérin in der Oper und begegnete in einem der Korridore dem damaligen Kriegs-Miniſter B., deſſen Bekanntſchaft er durch Kleber gemacht hatte, und der gern mit dem Maler über den Hof von Verſailles, Marie Antoinette und das ancien régime überhaupt plauderte. An dieſem Abende ſchien B. ſehr bewegt und aufgeregt; er nahm Guérin's Arm, und ohne ein Wort zu ſagen, fing er an, mit großen Schritten den Vorſaal auszumeſſen. „Was iſt Ihnen, General?“ fragte der erſtaunte Maler. „Was mir iſt?“ rief B. auffahrend mit ſeinem ſcharfen Gascogniſchen Accent; wiſſen Sie nicht, daß es mit der Republik aus iſt? es exiſtirt ein hölliſches Komplott .... Morgen wird der Korſe das Direktorium niederlegen. Aber ich kenne meine Pflicht, und wir werden ſehen!“ Guérin kehrte in voller Angſt nach Hauſe zurück und erwartete am anderen Tage ganz Paris unter Waffen und Bonaparte und den Kriegs-Miniſter im Kampfe zu ſehen. Aber am anderen Morgen wurde die Hauptſtadt nur durch die Bewegung der Truppen, die, wie zu einer Revue, mit dem Gewehr im Arm, manövrirten, geſtört; kein General zeigte ſich, um die Republik zu vertheidigen, und als am Abend unſer Künſtler nach der Oper kam, wo der neue Cäſar erwartet wurde, war die erſte Perſon, die er in der Gruppe der Stabs-Offiziere, welche Bonaparte umgaben, bemerkte, General B., der Ex-Miniſter des Direktoriums. Er miſchte ſeinen Freudenruf mit dem Jubelgeſchrei des Volkes und rief lauter als alle Andere: „Es lebe der erſte Konſul!“

Nachdem Jean Guérin 50 Jahre in Paris gelebt, die merkwürdigen Begebenheiten jener denkwürdigen Zeit an ihm vorübergerauſcht waren und er faſt alle berühmte Männer dieſes halben Jahrhunderts kennen gelernt hatte, wollte er ſich nach der Heimat ſeiner Jugend zurückziehen; die Erinnerungen an ſeine Kindheit zogen ihn mächtig nach dieſem Orte, wo ihn eine Familie, die er ſchon in ſeiner Jugend lieb gewonnen hatte, mit herzlicher Freundlichkeit aufnahm. Wie ein Vater von ſeinen gütigen Wirthen in Obernai verehrt und beweint, ſtarb er in ihrer Mitte, im Alter von 76 Jahren.

Cazotte.

(Fortſetzung.)

Noch habe ich von der zweiten Tochter nicht geſprochen, obwohl ich, Gott ſey mein Zeuge, gerade dieſe am allerwenigſten vergeſſen habe. Sie hieß Angelika und war ungefähr drei Jahre älter als Klara. Sie war an Geſtalt und Geſichtszügen den übrigen Gliedern der Familie ganz unähnlich; ja, ſie war in ihrem ganzen Weſen etwas Anderes, als Mädchen gewöhnlich ſind, und von jeher hat es wohl wenig Weiber auf Erden gegeben, die ihr glichen. Eben ſo freundlich und gut, eben ſo herzlich und treu geſinnt, wie ihre Aeltern und Schweſtern, trugen alle ihre Empfindungen einen ernſteren, erhabeneren und wärmeren Ausdruck. Ihr Geiſt zeichnete ſich durch die feinſte, zarteſte Wahrnehmungs- und Auffaſſungsgabe, ihr Herz durch die größte Innigkeit und Fülle der Empfindungen aus. In Worten ſprach ſie wenig, aber aus ihren ſchwärmeriſchen Augen leuchtete eine höhere Beredſamkeit, wenn ihre Seele innerlich Zwiegeſpräch mit den zarteſten und edelſten Empfindungen und Gedanken hielt. Ihr Gemüth verbreitete ſeine lautloſe, aber mächtige Einwirkung im ganzen Kreiſe ihrer Umgebung, es war eine Art von geheimnißvoller geiſtiger Atmoſphäre um ſie, wodurch ſie ſich uns mittheilte, und nur ein Fremder oder Gefühlloſer hätte dieſes Schweigen des gemüthlichen Verſtändniſſes durch laute Worte und Fragen unterbrochen. Nur das in ſeinem heiligen Glauben aufgewachſene Gemüth, nur die an der Religion geſäugte und genährte Phantaſie iſt eines ſolchen innigen Verkehrens im Gebiete der höheren Geiſtigkeit fähig, nur ihr offenbaren ſich die überirdiſchen Stimmen, deren Laut vergeblich an das Ohr der gröber organiſirten Kreatur ſchlägt. Ein gläubiger Grieche aus alter Zeit würde in Angelikens Geſtalt die ſchützende Gottheit des Familienheerdes erblickt haben, und ſo erinnerte auch ihr Name daran — glaubet ja nicht etwa, daß ich ihn erſonnen hätte, damit mein Mährchen um ſo beſſer klänge; ich erzähle Euch eine wahre Geſchichte — ihr Name erinnerte daran, daß ſie wie ein Engel des Himmels zu Schutz, Freude und Troſt unter den Ihrigen einherzuwandeln ſchien. Auch ſah ſie ganz ſo aus; ein hoher, ſchlanker, biegſamer Wuchs, Geſichtszüge voll Adel und Anmuth, ein unbeſchreiblich ſüßes und doch ernſtes Lächeln um die Lippen, der Ton ihrer Rede weich und einſchmeichelnd, wie eine fern durch die Nacht tönende Muſik. Wundert Euch nicht, wenn die Erinnerung an dieſes Mädchen noch heute meinen Ausdrücken einen Anſtrich poetiſcher Begeiſterung verleiht; denn wie geſagt, in ihrer Nähe, in ihrer Atmoſphäre verklärte ſich Alles zu Poeſie, und die Entzückung, der Enthuſiasmus, die glühenden Herzens-Regungen des Jünglings ſind noch heute in der Erinnerung des Greiſes nicht ganz erloſchen; habet daher noch eine Weile Geduld, daß ich mich in den ſchlichten Ton eines Erzählers am traulichen, abendlichen Kaminfeuer wieder hineinfinde.

Es war nicht Fröhlichkeit, nicht ein Gefühl zufriedenen Glückes, was Angelikens Geſellſchaft, ihr Anblick, ihre Rede in mir zu Wege brachte, vielmehr eine lang nachklingende ahnungsvolle Traurigkeit, von deren Grund ich mir keine Rechenſchaft geben konnte. Noch heute weiß ich's nicht. Es war wie eine wehmüthig träumende Erinnerung, wie eine dem Gemüth aus nächtlicher Ferne ſich aufdringende Mahnung an die Flüchtigkeit, an die Nichtigkeit des ſüßeſten Glückes; es war wie der bange, tief aufquellende Zweifel, der mit ahnender Unruhe den Genuß jeder gegenwärtigen Freude verbittert. Ja, wenn ihre Geſtalt ſich plötzlich unter einer höheren Eingebung belebte, wenn eine tiefe, innerſte Aufregung ihren Buſen hob, wenn ihre blendend weiße Stirn, die bleiche Wange in höherer Färbung erglänzte, wie zarte Wolken, wenn die Sonne dahinter tritt, wenn ihr die leiſen, abgebrochenen Worte auf der flüſternden Lippe verhauchten, wie eine Harfe unter den ruhenden Fingern den letzten, leiſen, ſterbenden Klang ihrer Saiten austönt, dann fühlte ich mich von einer tiefen, unnennbaren Angſt ergriffen, wie ſie den verirrten Wanderer überfallen muß, wenn der letzte ferne Lichtſchein, wonach er ſeine Schritte richtete, auslöſcht. Ich fürchtete und wagte nicht, den Gedanken laut werden zu laſſen, Angelika möchte ſo auslöſchen und uns entſchwinden. Schien ſie doch mit der irdiſchen Natur unſer Aller ſo wenig gemein zu haben, als hätte ſie nur aus Liebe und Zärtlichkeit zu den Ihrigen ſich dieſes Band des körperlichen Daſeyns auferlegt, und als könnte ſie's in jedem Augenblick löſen und zu ihrer Heimat zurückkehren. Kennt Ihr den leiſen, halben Schlaf, wo der Gedanke in träumeriſchen Stillſtand gewiegt iſt, aber ſich noch nicht in Schlummer verloren hat; hat Euch dann ein ſchwanker, duftiger Traum ein helles Bild, eine glänzende, beſeligende Erſcheinung vorgezaubert, die Ihr gern mit aller Sehnſucht feſthalten möchtet, und Ihr fühlet doch, wie die ſüße Täuſchung vor Euren ohnmächtig ausgeſtreckten Armen ohne Hoffnung der Wiederkehr verſchwindet; dann verwehrt Ihr Euren Gliedern die leiſeſte Regung, Ihr haltet den Hauch Eures Athems zurück, damit Ihr ja nicht aus der Täuſchung erwachet, die Euch ſo freundlich wiegt, damit Ihr den zauberiſchen Wahn nicht an die arme und kalte Wirklichkeit verliert; — habt Ihr das je an Euch ſelbſt erfahren, und iſt es lebendig in Eurer Vorſtellung, nun, ſo habt Ihr eine Ahnung davon, wie mir in Angelikens Gegenwart zu Muthe war.

Ich liebte ſie, wie ich ſie lieben durfte; meine Liebe war ein Traum, der Hauch des Athems meiner Seele, eine duftige Illuſion, die ſich dem Bewußtſeyn wieder entzog. Nie hatte ich in ihrer Nähe eine trügeriſche Hoffnung in mir keimen laſſen, nie hatte ich mich in den Wahn eingewiegt, ſie einſt mein Weib zu nennen. Die Aeltern ſahen es anders an. Zwar waren ſie viel reicher als ich, aber ſie hatten mich ſo aufrichtig und herzlich lieb, daß der Unterſchied des Vermögens in ihren und in meinen Augen etwas ganz Nichtiges war. Ich war im Hauſe der tägliche Gaſt, ich war ihnen unentbehrlich geworden, ich hieß nur ihr lieber Jacques. So freundlich fühlte ich mich von dieſem vertrauten Verhältniſſe zur Familie angezogen, daß das ungeſtüme, phantaſtiſche Verlangen meiner erſten Jugend nach Reiſen und Abenteuern ganz in mir zum Schweigen gebracht war. Daß die guten Aeltern keiner beſonders klugen Anſtalten und Einleitungen bedurften, um meine Zuneigung zu Angeliken auszuforſchen, das könnt Ihr Euch leicht denken; nicht nur hatte ich keinen Grund, ſie ihnen zu verheimlichen, ſondern ich verrieth ſie alle Augenblick durch die naivſten Ausbrüche meiner Herzensbegeiſterung. Warum hätte ich auch ein Geheimniß daraus machen ſollen? Meine Liebe war mehr als Leidenſchaft, ſie war eine Verehrung, eine Anbetung. Herr und Frau Labrouſſe aber mit ihrem ſchlicht natürlichen Verſtande, mit ihrer nüchternen und ruhigen Ueberlegung waren freilich nicht im Stande, am Charakter meiner Liebe eine ſo feine Nüance zu unterſcheiden, die auch wohl einem beſſeren Beobachter entgangen wäre, ja, deren ich ſelbſt in manchem Momente mir nicht bewußt war. Sie erklärten ſich meine Scheu als bloße Furchtſamkeit und Zurückhaltung, die ich vielleicht wegen meiner geringeren Vermögensumſtände und wegen des Mißlingens meiner auf die Protection vornehmer Gönner gebauten Pläne als Pflicht anſähe. Mit einer Herzensgüte, mit einer großmüthig zuvorkommenden Offenheit, von der die Beiſpiele ſeit der Zeit, da die Menſchheit ihre patriarchaliſchen Zeltwohnungen mit dem civiliſirteren Aufenthalt in Städten vertauſcht, gewiß von Tage zu Tage ſeltener geworden, entſchloſſen ſich die beiden guten Alten, den erſten Schritt zu thun und meiner Werbung mit ihrem Anerbieten entgegen zu kommen.

Wer ſchildert meine Freude, meine Ueberraſchung, meine Wonnetrunkenheit. Mir ſchwindelte im erſten Augenblick, als ob ich um den Verſtand käme; alle meine Gedanken verwirrten ſich bei der erſten Ausſicht auf ein ſo unverhofftes, überſchwengliches Glück. Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, und die guten Alten weinten vor Freuden mit mir; ſie waren ſo glücklich, mich glücklich zu ſehen.

Endlich kam der Augenblick heran, wo das, was zwiſchen uns vorläufig verabredet worden, Angeliken ſelbſt in allem Ernſt und in aller Form eröffnet werden ſollte. Ein Zittern überfiel mich; mein Herz pochte in mir mit mächtigen Schlägen, als wollte es mir die Bruſt dehnen und ſprengen. Beinahe hätte ich gewünſcht, tauſend Meilen davon zu ſeyn! Oder wäre doch nur ein Beſuch, irgend ein unvorhergeſehener Zufall dazwiſchen gekommen, daß die Eröffnung ſich hätte verſchieben laſſen. Ich fühlte mir nicht den Muth, Angeliken in die Augen zu ſehen, denn ich ahnte wohl, ihr erſter Blick würde mein Schickſal entſcheiden. Endlich doch entſchloß ich mich. Sie ſah am

Digitized by Google

dieſem Tage blaſſer als gewöhnlich aus, und je näher ſie im Laufe der Rede von den Abſichten ihrer Aeltern unterrichtet wurde, in deſto tieferes Nachdenken ſchien ſie zu verſinken.

Plötzlich ſtrich ſie, wie aus einem Traum auffahrend, mit der Hand über die Stirn. „Ich bitt' Euch“, ſprach ſie mit ſanfter, aber feſter Stimme, „ſprecht mir nicht mehr davon.“ Darauf neigte ſie ihr Haupt zu mir und ſchloß meine zitternde Hand in die ihrige. „Ich habe Jacques lieb“, ſprach ſie, „ach ja, wenn ich weiß, was Liebe heißt, ich liebe ihn von Herzen. Wenn ich wählen dürfte, ich hätte keinen Anderen gewählt, als ihn. Aber ich darf nicht, nein, ich werde nie die ſeinige werden, ach nein, niemals.“

Ich war verſtummt. Ihre Worte ſetzten mich nicht in Verwirrung, nicht in Verzweiflung, nicht einmal in Erſtaunen. Im Gegentheil, mir war zu Muthe, wie Einem, der ſich aus tiefer und ſchmerzlicher Beängſtigung losgerungen hat. Es wäre vergeblich, Euch meinen Zuſtand und meine Stimmung in jenem Moment beſchreiben zu wollen; kaum mit Gedanken läßt es ſich faſſen. Angelikens Antwort, ſo außerordentlich, ſo unbegreiflich ſie erſchien, war doch ganz ſo, wie ich ſie vorher geahnt hatte.

Ihrem Vater aber war das minder begreiflich. „Was ſagſt Du da“, rief der gute Alte, was ſoll das heißen? Du haſt ihn lieb und magſt ihn doch nicht haben! Was iſt das für eine verkehrte Laune?“

„Eine Laune!“ erwiederte Angelika mit trauriger und nachdenklicher Miene, „eine Laune, ſagſt Du? Freilich wohl, Du kannſt es Dir nicht anders denken; ich liebe ihn, und doch kann ich ſeine Braut nicht ſeyn. Mein Herz iſt frei, ach nein, es hängt an ihm, und doch muß ich ihm Herz und Hand verſagen. Es iſt ein Geheimniß, ein unbegreifliches, nicht wahr? und doch, wer weiß, vielleicht ein Wahn, ein recht thörichter Wahn. Habt Mitleid mit mir; ich werde irre, ganz irre an mir ſelbſt. Betrügt ſich denn mein Herz? O, wenn es doch noch ſeyn könnte, wenn es möglich wäre! Hört“, — und hier wurden ihre Bewegungen und ihre Blicke von neuer Lebhaftigkeit verklärt, — „hört, was ich Euch ſage.“ Sie hielt wieder inne. „Nein doch, nein, ich ſage nichts für gewiß. Was habe ich Euch geſagt? — es trifft vielleicht nicht ein. Ach Gott, ich hätte ja auch gern ein Glück, eine Hoffnung, eine Zukunft; ich möchte ja gern leben. Seht, künftig einmal, wenn wir dann noch Alle hier zuſammen ſind, wollen wir wieder davon ſprechen; — wenn die Madame Lebrun geſtorben ſeyn wird, — drei Monate nach ihrem Tode wollen wir wieder davon ſprechen.“

„Was, drei Monate nach dem Tode der Madame Lebrun?“ — ſo unterbrach Herr Labrouſſe die Reden ſeiner Tochter mit einem Ungeſtüm, mit einer Ungeduld, die ſonſt gar nicht im Charakter des alten Mannes lag. „Was ſoll das heißen, drei Monate nach dem Tode der Frau Lebrun? Was in aller Welt hat die Frau Lebrun im Leben oder im Sterben mit der Verheirathung meiner Tochter zu ſchaffen? — Ich will ihr aus chriſtlicher Nächſtenliebe alles Gute wünſchen, aber ſonſt, ob ſie lebt oder ſtirbt, was ſoll das Dich und mich angehen? — Was machſt Du Dir da für Gedanken, Kind? Wer weiß denn, wann Frau Lebrun ſterben wird, wer weiß denn, ob ſie ſterben wird?“ — Angelika lächelte vor ſich hin.

Von der Madame Lebrun hatte ich bisher höchſtens zwei oder drei Mal, und nur ganz im Vorbeigehen, reden hören. Die Dame war gewaltig hoch bei Jahren und wohnte in Herrn Labrouſſe's Hauſe in der zweiten Etage. Madame Labrouſſe mit ihren Töchtern pflegte einen Abend in jeder Woche der alten Frau Geſellſchaft zu leiſten; Angelika jedoch ging öfters allein hinauf, und wenn ſie herunterkam, ſo war manchmal — das hatte ich wohl bemerkt — ihr ganzes Weſen in einer Spannung und Rührung, die ſich auch in ihren anmuthigen und lieblichen Zügen ausprägte. Dieſe Wahrnehmung hatte mir zeither von keiner beſonderen Wichtigkeit geſchienen, jetzt fiel ſie mir plötzlich wieder aufs Herz. (Schluß folgt.)

England.

Geſchichte des Schwarzen Prinzen.

Die Schlacht bei Poitiers. 1356.

(Schluß.)

Unterdeſſen waren die Franzoſen allmälig vorgedrungen; es mußte einen glänzenden, obwohl ſchmerzlichen Anblick gewähren, als dieſes gewaltige Heer zum Angriff ausrückte. Während indeß der Ocean der hin und her wogenden Helmbüſche den Hügel hinanſtürmte und jene kleine Schaar der Engländer fortzureißen drohte, ſtand der in voller Jugendblüthe ſtrotzende Schwarze Prinz, von Eifer und Heldenmuth belebt, in der Mitte ſeiner Ritter und ſprach in demſelben feſten Tone, in dem er den Tag zuvor erklärt, daß England nie ein Löſegeld zu zahlen haben werde, nunmehr die Hoffnung auf den Sieg aus.

„Liebwerthe Herren“, rief er, indem er auf den Feind hinwies, „ſind wir auch der Zahl nach nur wenig in Vergleich mit der gewaltigen Macht des Feindes, ſo laßt uns darum doch nicht muthlos ſeyn; denn wahrlich, nicht die Menge, ſondern Gott verleihet Sieg und Kraft. Wenn Er will, daß der Tag unſer ſey, ſo wird der höchſte Ruhm dieſer Welt uns zu Theil werden. Bleiben wir aber, nun, ſo habe ich einen edlen Vater und zwei tapfere Brüder, und Ihr habt Jeder von Euch einen Freund, die uns wohl rächen werden. So bitte ich Euch denn, nehmt Euch recht zuſammen für den heutigen Tag, und wenn es Gott und dem heiligen Georg gefällt, ſo werde auch ich meinerſeits das thun, was einem tapferen Ritter geziemt.“

Chandos und Audley wurden nun, als die tapferſten und erfahrenſten Krieger, von dem Prinzen auserwählt, ihm während des Gefechts mit ihrem Rathe beizuſtehen. Audley meinte aber, daß er ſeit langer Zeit das Gelübde gethan, in jedem von dem Könige von England oder einem ſeiner Söhne befehligten Treffen der Erſte unter den Kämpfern ſeyn zu wollen. Gegen einen ſo ritterlichen Entſchluß hatte der ritterliche Befehlshaber nichts einzuwenden, und Audley ſtellte ſich ſofort, in Begleitung vier auserleſener Ritter, an die Spitze des Heeres. Nicht weit von ihm entfernt ſah man ebenfalls im Vortrabe der Engliſchen Armee den Sir Euſtaz von Ambreticourt zu Pferde, gleich Audley vor Begier brennend, ſich im Gefechte auszuzeichnen.

Das Franzöſiſche Heer rückte nun im langſamen gemeſſenen Schritte gegen den Prinzen von Wales heran. Die dreihundert auserwählten, die kräftigſten Roſſe reitenden und mit ſtählernen Rüſtungen bedeckten Krieger eröffneten den Marſch unter dem Befehle der Marſchälle von Audreham und Clermont, während ein ſtarkes Corps Deutſcher Reiter unter den Grafen von Naſſau-Saarbrück und Nidau im Schritte herbeikam, um die zur Durchbrechung der feindlichen Schützenlinie beſtimmte Abtheilung zu unterſtützen. Den aus 16 000 Mann beſtehenden rechten Flügel der Franzöſiſchen Armee befehligte der Herzog von Orleans; eine gleiche Anzahl rückte am linken Flügel unter dem Kommando des Dauphins und ſeiner beiden Brüder heran, während der König Johann ſelbſt den Nachtrab unter dem Banner der Oriflamme anführte.

Die die Elite bildenden dreihundert Mann erreichten bald den engen Pfad zwiſchen den Hecken, ſetzten ihre Pferde in Trab und ſuchten ſo ſchnell als möglich in die eggenförmig aufgeſtellte Schützenlinie einzudringen, um den Bogenſchützen zu entgehen, von denen ſie wohl wußten, daß ſie an jeder Seite des Hügels aufgepflanzt ſeyen. Aber in dem Augenblicke, in dem ſie zwiſchen die Reihen gerathen waren, ließen die Engliſchen Bogenſchützen einen ſolchen Strom von Pfeilen auf ſie herabregnen, daß Alles auf ein Mal in Unordnung und Verwirrung gerieth. Die Pferde bäumten und ſtürzten unter den von Todespfeilen getroffenen Reitern; die Leichname dieſer Gefallenen ſelbſt verſperrten den Uebrigen den engen Weg, auf dem ſie vordringen wollten. Trotzdem gelang es einer bedeutenden Anzahl, dieſe Hinderniſſe zu beſiegen und ſich der vorderſten Schützenlinie zu nähern. Aber in dieſem Augenblicke wurden ſie von Audley empfangen, der ſich mit ſeinen vier Rittern in die dichteſten Reihen der Feinde ſtürzte und während des ganzen Tages immer allein vorwärts drang, ohne ſich an die übrige Heeresmacht zu kehren. Seine erſte Waffenthat war die Außerkampfſetzung des Marſchalls von Audeham, den er im Handgemenge verwundet zu Boden ſtreckte. Audley ſelbſt gab ſich jedoch nicht damit ab, Gefangene zu machen, ſondern überließ den Gefallenen einem Anderen und ſuchte ſich immer weiter durch die dichteſten Reihen des Feindes Bahn zu machen, bis er endlich ſpät am Tage faſt vor den Thoren von Poitiers, mit unzähligen Wunden bedeckt im Blute ſchwimmend, von den vier getreuen Rittern, die ihn während des ganzen Tages nicht verlaſſen hatten, vom Felde hinweggetragen wurde.

Nicht ſo glücklich war Sir Euſtaz von Ambreticourt, der, auf die Deutſche Reiterei, welche den Heereshaufen der Marſchälle deckte, losſprengend, mit einem Ritter zuſammengerieth, der ihm ſelbſt entgegengezogen war, und bevor er noch einen kleinen über denſelben erlangten Vortheil benutzen konnte, wurde er bereits von vier anderen Lanzen zu Boden geſtreckt und mit Stricken gebunden auf einen feindlichen Bagage-Wagen geſchleppt.

Unterdeſſen ſetzten die Engliſchen Schützen ihren Pfeilregen gegen den Heereshaufen der Franzöſiſchen Marſchälle ununterbrochen fort; die Streitroſſe wurden mit jedem Augenblicke wilder, und die ſchwerbewaffneten Engländer drangen durch die in der Schützenlinie vorſätzlich gelaſſenen Lücken, um den vorgedrungenen Feind zurückzutreiben; der ganze Hohlweg war ein Schauplatz des ſchrecklichſten Blutbades; die in Unordnung durch die Gebüſche zurückgetriebenen Ueberreſte der Elite brachten nur Verwirrung in die nunmehr vorrückende Abtheilung des Dauphins, Herzogs der Normandie. In demſelben Augenblick ſtürzte der Hauptmann von Buch aus dem Verſteck, in dem er bisher gelegen, hervor und feuerte auf den linken Flügel des Dauphins, der bereits durch den unordentlichen Rückzug des Heerhaufens der Marſchälle in einige Deroute gebracht worden war. Die Verwirrung in der Fronte, das Feuern der Engländer auf die Flanke, die Unmöglichkeit, zu ſehen, was eigentlich vorgegangen, und das ausgeſprengte Gerücht, daß ein Theil des Heeres bereits geſchlagen ſey, verbreiteten in den hinteren Reihen der Abtheilung des Dauphins allgemeinen Schrecken, und ganze Schaaren, die noch kein Schwert gegen den Feind gezückt, ſuchten in aller Eile ihre Roſſe und flohen davon. Nunmehr begannen auch die Schützen zu Pferde, die dem Engliſchen Hauptmann folgten, ihren Pfeilregen auszuſtrömen. Das ſcharfe Auge des John Chandos bemerkte bald eine Lücke in der feindlichen Linie; ſogleich wandte er ſich zum Schwarzen Prinzen und rief: „Nun, Sire, reitet vorwärts, und der Tag iſt Euer! Laßt uns nun rechts auf den König von Frankreich hinzielen; denn hier muß ſich das Schickſal des Tages entſcheiden.“

„Nur vorwärts, John Chandos!“ erwiederte der Prinz; „Ihr ſollet mich keinen Schritt rückwärts, vielmehr immer vorwärts kommen ſehen. Hier, haltet meinen Banner in die Höhe! Im Namen Gottes und des heiligen Georg!“

Nunmehr ſetzte ſich auch der Theil des Engliſchen Heeres, der bisher den Hügel beſetzt gehalten, zu Pferde und drang mit eingelegten Lanzen auf den Feind ein, während der Hauptmann von Buch ſchleunigſt vorrückte, um ſich der Hauptmacht anzuſchließen. Dieſen beiden Abtheilungen ſtanden aber die ganze Deutſche Reiterei, die bereits durch die Flucht ſchrecklich verdünnte Abtheilung des Dauphins und ein Corps unter dem Connetable von Brienne gegenüber. Der erſte Angriff der Engländer war gegen die Deutſchen, den wiedergeſammelten Heereshaufen der Franzöſiſchen Marſchälle und das von dem Connetable befehligte Corps gerichtet. In einem Augenblicke hatte ſich ſämmtlicher feindlicher Abtheilungen ein entſetzlicher Schrecken bemächtigt, und mancher tapfere Ritter ward zu Boden geſtreckt, um ſich nie mehr wieder aufzurichten. Ueberall erklangen die Worte: „Montjoye!“ „Heiliger Georg!“ „Guyenne!“ mitten durch das Krachen zerſplitternder

Digitized by Google

Lanzen, durch das Geräuſch der ſchnaubenden Pferde und das Geraſſel des Stahls. Endlich ward das Schickſal des Tages entſchieden. Der Herzog von Orleans, Bruder des Königs Johann, war mit einem kraftvollen friſchen Corps von 16.000 Mann etwas weiter unten auf der rechten Seite des Hügels aufgepflanzt. Dieſes Corps ward plötzlich durch den Anblick der Flüchtigen, die von den hinteren Reihen der Abtheilung des Dauphins ausriſſen, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, und 16.000 Soldaten, die während des ganzen Tages noch kein Schwert gegen den Feind gezogen hatten, ergriffen nun zugleich mit ihrem Befehlshaber die Flucht.

Die Deutſche Reiterei wurde nun von allen Seiten durch die Engliſche gedrängt; der Graf von Naſſau-Saarbrück wurde gefangen genommen, und der Reſt ward den Hügel hinab in großer Unordnung zurückgetrieben. Durch die Niederlage der Deutſchen gewann Sir Euſtaz von Ambreticourt ſeine Freiheit wieder; er ſchwang ſich ſchnell zu Pferde und ſchloß ſich an ſeine Landsleute an, die eben im Begriffe ſtanden, die Abtheilung des Dauphins anzugreifen.

Dieſer Theil der Franzöſiſchen Armee war bereits durch den Hauptmann von Buch in die Enge getrieben worden; als nun die Anführer deſſelben die gänzliche Niederlage der Marſchälle und der Deutſchen bemerkten und die ſiegreiche Macht immer mehr vordringen ſahen, da ward ihr Muth wegen der Verantwortlichkeit, die ihnen in Bezug auf die drei Prinzen oblag, plötzlich erſchüttert. Obwohl frei von aller perſönlichen Furcht, waren doch die Grafen von Landas, Baudenay und St. Venant wegen der Kinder des Königs in Unruhe verſetzt, und da ſie die Schlacht für unwiederbringlich verloren hielten, ſo eilten ſie mit den Prinzen, in Begleitung von achthundert Reitern, vom Schlachtfelde fort, entſchloſſen, für ihre Perſon, ſobald ſie die Königliche Familie in Sicherheit gebracht, zurückzukehren und an der Seite des Königs zu ſterben. Aber die Flucht der Prinzen löſte vollends die ganze von ihnen befehligte Macht auf; nur eine Anzahl edler Herren blieb noch auf dem Felde umher zerſtreut und focht in einzelnen Haufen nebſt den unter ihren Bannern geſammelten Anhängern mit dem Feinde.

Die Verſtändigſten und Erfahrenſten unter ihnen zogen ſich zu der vom König Johann in Perſon befehligten Reſerve zurück, der nunmehr mit einer der Zahl nach immer noch doppelt ſo ſtarken Kriegsmacht anrückte, als die, mit der die Engländer die Schlacht begonnen hatten. Indeß ſcheint es doch Wenigen gelungen zu ſeyn, ihre vollkommene Vereinigung mit dem Könige zu bewirken, obwohl ſie alle faſt in derſelben Schlachtlinie mit ſeiner Heeres-Abtheilung aufgeſtellt waren. Als ſonach der Monarch ſeine Truppen in Bewegung ſetzte, behauptete der Connetable ſich noch immer auf dem linken Flügel, während etwas höher hinauf der Herzog von Bourbon mit einem ſtarken Häuflein von Rittern und Waffenleuten eine bedeutende Fronte gegen die heranrückenden Engländer bildete.

Johann ſelbſt hatte übrigens zwar mit Unwillen wahrgenommen, daß ſeine Truppen geſchlagen und ſeine Heerführer flüchtig geworden; trotzdem aber ließ er ſich dadurch nicht außer Faſſung bringen; er zählte vielmehr auf die Uebermacht, die ihm noch jetzt zu Gebote ſtand, ſo wie auf die Zahl der tapferen Ritter, die um ihn waren, und endlich auf ſeine eigene unerſchütterliche Tapferkeit.

„Setzt ab! Setzt ab!“ rief er, als er das Engliſche Heer auf das Franzöſiſche losſtürzen ſah, und indem er ſelber vom Pferde ſprang, ließ er alle ſeine Leute abſitzen und mit eingelegten Lanzen auf die Engliſchen Krieger eindringen. Mit der Streitaxt in der Hand ſchritt er unter dem Banner der Oriflamme vor, feuerte ſeine Krieger an und ſammelte ſie da, wo ſie bereits zu ſchwanken begannen.

Aber von der anderen Seite rückte die Fahne Eduard's immer weiter vor; die ſchwarze Waffenrüſtung des jungen Befehlshabers*) ward an der Spitze der ins Gefecht von neuem vordringenden Ritter von England geſehen. Die Pfeile der Bogenſchützen ſchlummerten keinesweges in ihren Köchern, und bevor die Linien ſich ſchloſſen, wurden die Reihen der Franzoſen noch einmal durch die Flucht gelichtet. Nun kam es erſt recht eigentlich zum Handgemenge, wo Mann gegen Mann und Ritter gegen Ritter focht, und wo Jeder Gelegenheit hatte, ſeine eigene perſönliche Tapferkeit an den Tag zu legen. Der König von Frankreich ſelbſt focht zu Fuß und verrichtete Thaten des Muthes, die ihm zwanzig Schlachten hätten gewinnen können, wenn Muth allein dazu hinreichend wäre. Aber der Schwarze Prinz ſtürmte immer weiter auf die dichteſten Reihen des Feindes los, und ſo mild und gutmüthig er ſich auch im Frieden zeigte, erſchien er doch hier, um uns der Worte Froiſſart's zu bedienen, wie ein junger Löwe, grauſam und wild in der Mitte des allgemeinen ſchrecklichen Blutbades. Während die Herzöge von Bourbon und Athen, die Herren von Landas, Argenton, Chauveney, Joinville, Johann von Saintré und andere Unzählige von Seiten der Franzoſen blieben, rückten die Grafen von Warwick und Suffolk, der Hauptmann von Buch, die Herren von Mucidan, Pomiers, Langaheran, De Torſe und Soultitch de l'Eſtrade, nebſt Audley, Chandos, Burgerſh und viele Andere von Seiten Englands immer ſiegreich vor. Die Franzoſen wurden Schritt für Schritt zurückgetrieben; ihre Streitkräfte hatten ſich in einzelne von einander geſchiedene Haufen aufgelöſt. Ein Ritter nach dem anderen fiel in der Nähe des Königs; Johann ſelbſt gelang es trotz ſeiner faſt unglaublichen Tapferkeit nicht mehr, die Ordnung zu erhalten und ſich auf ſeinem Standpunkt zu behaupten; aber ſelbſt bis zu den Thoren von Poitiers zurückgetrieben, die ſich bereits vor ihm geſchloſſen hatten, widerſtand er noch lange, nachdem bereits alle Ausſicht auf Sieg verſchwunden war. Schon war de Ribeaumont an ſeiner Seite gefallen, aber Geoffrey de Charny, einer der Berühmteſten im ganzen Heere, der die Oriflamme trug, hatte ſeinen Souverain nicht verlaſſen, und ſo lange die heilige Fahne über ſeinem Haupt wehte, wollte König Johann nicht glauben, daß der Tag für ihn verloren ſey. Endlich aber bahnten ſich die Engliſchen Ritter mit Gewalt einen Weg nach dieſer Stelle; Geoffrey de Charny erlag, die Oriflamme ſchwankte und ſank. Mit ihr ſank auch die Hoffnung Johann's. Aber noch jetzt, auf allen Seiten von Feinden umgeben, die vor Begier, ihn zum Gefangenen zu machen, brannten, lichtete er mit ſeiner Streitaxt den Kreis rings um ſich und ſeinen kleinen Sohn, und obgleich Alle ihn lebendig einzufangen bemüht waren, wäre er doch beinahe ein Opfer ſeines hartnäckigen Widerſtandes geworden, bis zuletzt ein gigantiſcher Ritter von Artois, der aus Frankreich verbannt und in Engliſche Dienſte getreten war, auf den Königlichen Helden losſtürzte und ihm auf Franzöſiſch zurief: „Ergebt Euch, Sire, ergebt Euch!“ — „Wem ſoll ich mich ergeben?“ erwiederte der König in derſelben Sprache. „Wo iſt mein Vetter von Wales? Wenn ich ihn ſähe, ſo wollte ich ihn ſprechen.“ — „Er iſt nicht hier“, verſetzte Morbec; „aber ergebt Euch mir, und ich will Euch zu ihm in Sicherheit geleiten.“ — „Und wer ſeyd Ihr?“ fragte hierauf Johann. — „Ich bin Denys von Morbec“, antwortete Jener, „ein armer Ritter von Artois, aber jetzt als ein Verbannter meines Vaterlandes in Engliſchen Dienſten.“ — „Nun“, ſprach der König; „ich ergebe mich Euch“; und ſofort warf er ihm als Zeichen der Uebergabe ſeinen Handſchuh zu.

Unterdeſſen begannen die Banner und Fahnen, die bisher das ganze Feld bedeckt, allmälig zu verſchwinden; man ſah bald nichts als Todte und Sterbende, Haufen von Flüchtlingen und Gruppen von Gefangenen. Auf den Rath Chandos' ließ nun Eduard Halt machen und pflanzte das Siegespanier auf eine von zerſtreuten Gebüſchen und Steinen bekränzte Anhöhe auf, die ſeinen dem Feinde noch immer nachſetzenden Truppen zum Sammelplatz dienen ſollte. Er ſelber ſtieg, von dem Tageskampfe ermüdet, vom Pferde und nahm ſeinen Helm ab; hierauf ward ein kleines Zelt aufgeſchlagen und Wein aus dem größeren Lager geholt, den der Schwarze Prinz mit einer kleinen Schaar von Rittern leerte, während die Trompeten zum Rückmarſche blieſen.

Unter den Erſten, die der Trompetenſchall zurückrief, befanden ſich die beiden Marſchälle des Engliſchen Heeres, die Grafen von Warwick und Suffolk; der Prinz fragte ſie ſogleich nach dem König von Frankreich, um deſſen Leben er aufrichtig beſorgt war. Da man ihm erwiederte, daß der König entweder gefangen oder auf dem Felde geblieben ſeyn müſſe, ſchickte er ſofort den Grafen von Warwick und Reginald Lord Cobham ab, um ihn, wenn er noch am Leben wäre, aufzuſuchen und in Schutz zu nehmen. Dieſe brachen ſogleich auf und bemerkten bald eine dichte Maſſe von Engliſchen Kriegern, die unter ſich in Zwiſt gerathen ſchienen; als ſie näher kamen, fanden ſie, daß der Gegenſtand des Streites der unglückliche König von Frankreich ſey, der den Händen Morbec's entriſſen worden war und den nun ein Jeder als ſeinen eigenen Gefangenen angeſehen wiſſen wollte. Aber der Marſchall bahnte ſich ſofort den Weg durch das Gedränge, und vermittelſt der ihm zuſtehenden Gewalt gelang es ihm, den König, deſſen Leben, bei dem wilden Getümmel um ſeine Perſon, ſichtbar in Gefahr ſchwebte, zu retten. Der Graf von Warwick und Lord Cobham ſtiegen von ihren Pferden und begrüßten ehrfurchtsvoll den gefangenen Monarchen. Sie trieben die Menge zurück und führten den König ſogleich zu dem Prinzen von Wales, der ſeinen gefangenen Gegner mit ehrender Aufmerkſamkeit und Achtung empfing. Er beugte ſogar das Knie vor dem Könige und reichte ihm mit eigener Hand den Becher zum Trinken dar. In dem kühnen Feldherrn und Sieger von Poitiers ſchlug ein Herz, das die Majeſtät ſeines gefallenen Feindes fühlte und ehrte.“

*) Dieſe Rüſtung, die er gewöhnlich trug, war es, die dem Prinzen von Wales den Beinamen, der Schwarze Prinz, verſchafft hatte.

Mannigfaltiges.

— Engliſcher Bijou-Almanach. Auch in dieſem Jahre iſt dieſe Nachahmung des bekannten Deutſchen Lilliput-Taſchenbüchleins wieder erſchienen. Es iſt der Königin von England, deren Bildniß es bringt, gewidmet und enthält außerdem noch die Bildniſſe Coleridge's, Cooper's, Goethe's, von Raumer's, Miſtreß Somerville's und Madame Malibran's. Die Herausgeberin, Miß Landon, hat wiederum die Bildniſſe mit kleinen erklärenden Gedichten begleitet, von denen das zu Friedrich v. Raumer's Portrait folgendermaßen lautet:

He has recalled the past as still
    The present should the past recall;
With careful patience seeking truths,
    And asking lessons from them all.

'Tis the historian's part to weigh
    The glories of a former hour;
His are the trophies that outlast
    The storied arch, the lofty tower.

We mark the progress of the mind —
    How changed to what it was of yore!
And every point of knowledge gained
    Seems an encouragement for more!

Wir verſuchen davon folgende Ueberſetzung:

Er rief uns die Vergangenheit zurück,
    Wie ſtets die Gegenwart es ſollte;
Die Lehren der Geſchichte gab er treu,
    Und Wahrheit iſt es, was er wollte.

Wohl kömmt es auch dem ſtrengen Forſcher zu,
    Dem Ruhm die Waage hinzuhalten;
Das ſtolze Denkmal, das die Macht ſich baut,
    Sein iſt's, er darf darüber ſchalten.

Wie ſchön iſt's doch, den edeln Menſchengeiſt
    In ſeinem Fortſchritt zu erkennen!
Groß iſt die Wiſſenſchaft, doch dürfen wir
    Noch größer ihre Zukunft nennen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 5. Berlin, Mittwoch den 11. Januar 1837.

Frankreich.

Guizot über die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Wirkungen.

(Aus ſeiner Antritts-Rede in der Franzöſiſchen Akademie.)

Ein großes Jahrhundert, ein Jahrhundert, welches die Welt erobert hat, iſt kaum vorüber; ein großer Philoſoph, der Letzte von einer Generation großer Philoſophen*), iſt kaum zu Grabe gegangen, und ich ſoll ſchon meine Gedanken über dieſe gewaltige Epoche und ihren würdigen Repräſentanten ausſprechen! Geziemt es Söhnen, über ihren Vater zu urtheilen? Das achtzehnte Jahrhundert hat uns zu dem gemacht, was wir ſind. Ideen, Sitten, Inſtitutionen haben wir von ihm; wir ſind ihm kindliche Liebe ſchuldig, und ich für mein Theil zolle ihm dies Gefühl. Möge es meine Worte durchdringen, möge es ſich darin offenbaren, ſelbſt in den freiſten! Sind unſere Worte frei, wem verdanken wir es? Das achtzehnte Jahrhundert hat unſere Freiheit geſchaffen. In dieſen Mauern und außerhalb derſelben, überall giebt jeder Gedanke, der ſich ungehemmt entfaltet, jede Stimme, die ſich ungehindert erhebt, Zeugniß von dem Ruhm des achtzehnten Jahrhunderts und ſeiner Wohlfahrt. Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, mächtige Geiſter, unſterbliche Namen, wir ſind frei, ſo wie Ihr uns gewollt; wir werden es auch gegen Euch ſeyn; aber unſere Freiheit iſt die würdigſte Huldigung für Euch, und unſere Dankbarkeit gegen Euch wird mit der Unabhängigkeit unſeres Urtheils ſteigen.

Es kam ein Augenblick im Lauf dieſer großen Epoche, der ihr gewaltiges Geſchick zu Tage förderte. Montesquieu gab den „Geiſt der Geſetze" heraus und vertheidigte ihn mit der etwas ſtolzen Ruhe des über den Kampf gekränkten und des Sieges ſicheren Genies**). Rouſſeau erhob ſich plötzlich aus ſeinem ſtürmiſchen Dunkel und legte die Axt an die Wurzeln derſelben geſellſchaftlichen Inſtitutionen, die Montesquieu am Abend vorher noch mit Ehrfurcht beſiſte***). Voltaire ließ im Glanz ſeiner Zurückgezogenheit, wo ihn der Unwille und die Freundſchaft der Könige nicht erreichen konnten, alle Völker, alle Gewalten, alle Glaubensmeinungen, alle Thatſachen, die ganze Welt mit ihrer Geſchichte vor ſich erſcheinen, richtete über ſie, verurtheilte ſie ſpielend, und ſelbſt die, welche von ſeinen Streichen getroffen wurden, bewunderten ihn und ſtreuten ihm Weihrauch†). Buffon befragte unſeren Erdball, ohne ſich an geheiligte Ueberlieferungen zu kehren, über die Geheimniſſe ſeines Urſprungs und ſeiner Umwälzungen††). Condillac und Helvetius fanden nichts Geheimnißvolles mehr in dem menſchlichen Geiſte; nach ihrer Anſicht gelangt man durch eine ſichere Methode zu allen ſeinen Geſetzen und kann ſie auf ein einfaches Prinzip zurückführen†††). Und während der Menſch, die Geſellſchaft und die Natur ſo nach allen Richtungen hin mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit durchforſcht und behandelt wurden, gab Diderot das noch kühnere Verſprechen, alle Schätze der menſchlichen Wiſſenſchaft in ein einziges Werk zu ſammeln und ſie dem Publikum zum alltäglichen Gebrauch zu überliefern††††).

Zehn Jahre genügten zu ſo viel Arbeiten, zu ſo viel Siegen. Mitten in dieſen entſcheidenden Jahren, am Zenith des achtzehnten Jahrhunderts, erblickte Herr von Tracy das Licht der Welt. Die Philoſophie ſchien nicht ſein Beruf, die Philoſophen nicht die ihm angemeſſene Geſellſchaft. Er war in einer ganz militairiſchen Familie geboren, ſeinen Vater hatte man zweimal für todt auf dem Schlachtfelde gelaſſen, und der Thurm des alten Herrenhauſes trug an ſeinen Zinnen die verdiente Inſchrift: „Gar wohl erworben." Die kriegeriſche Laufbahn ſollte auch die ſeinige werden und wurde es in der That. Aber die Zeit war nicht mehr, wo die Verſchiedenheit des Berufs die Menſchen ſtreng ſonderte, wo der Geiſt ſich in die Gränzen ſeines Standes einſchloß. Gleich dem Tageslicht drang und verbreitete ſich das damals über der Welt aufſteigende Licht überallhin, glänzend und unwiderſtehlich. Die Provinzen wie Paris, der Hof wie die Stadt, die Armee wie die Nation, die Schlöſſer wie die Städte, der Müßiggänger in den Salons, der Geſchäftsmann in ſeinem Kabinet, der Krieger bei ſeinem Regiment, der Geiſtliche auf ſeiner Kanzel, der Richter unter ſeiner Toga, ſie alle empfanden die Macht dieſer Neuerungen, die ſo herrliche Ausſichten eröffneten und eben ſo ſehr die edelſten Leidenſchaften des Gemüths wie die ausſchweifendſten Triebe des menſchlichen Egoismus weckten.

Wie hätte man ihnen widerſtehen ſollen? Nicht dadurch allein, daß ſie ſich an die Vernunft wandte, und nicht durch das kalte Wort der Bücher übte und breitete die Philoſophie ihre Herrſchaft aus. Sie bemächtigte ſich der Geſellſchaft ſelbſt, beherrſchte deren Gewalten, ſuspendirte ihre Geſetze und führte in die Verhältniſſe der Menſchen eine Freiheit, Mannigfaltigkeit und Bewegung ein, die man noch nie gekannt hatte. Jahrhunderte lang war das Schickſal der Philoſophen, der freien Denker rauh, ja, oft ſchmerzlich geweſen; jetzt wurde es leicht und glänzend. Sie ſtrebten nicht etwa in arbeitſamer Zurückgezogenheit bloß nach den herben Freuden des Gedankens, nein, ſie koſteten in der Welt alle Annehmlichkeiten des Lebens. Niemals hatten ſich ſo ſanfte Sitten mit ſo lebhaften Streitigkeiten vereinigt; niemals ſo viel Feuereifer in den Geiſtern mit ſo viel Sicherheit der Exiſtenzen, ein ſo hoher Schwung der Seelen mit ſolchem Sichgehenlaſſen in den Handlungen. Allgemeine Begeiſterung und Allen gemeinſame Ungebundenheit, voll Reiz für Alle; wie wenn gegen das Ende eines Feſtes alle Anweſenden, aufgeregt und fortgeriſſen, ſich umarmen, in einander aufgehen und ſich mit gleicher Sorgloſigkeit zuſammen gleichem Taumel hingeben.

Und es waren nicht mehr die ſchamloſen Ergötzungen, die wilden Ausſchweifungen, welche die erſten Jahre des Jahrhunderts bezeichnet hatten. Edle und reine Freuden geſellten ſich zu den gewöhnlichen Genüſſen, erhabene Hoffnungen zur Befriedigung der literariſchen und weltlichen Eitelkeit. Im Schoß dieſer leichten Sitten wurden die ehrenwertheſten und ſchönſten Geſinnungen wiedergeboren und thaten ſich mit Wohlgefallen hervor. Dieſe Philoſophie, die ihren Schülern ſo reichlich Vergnügen und Ruhm ſpendete, verſprach ſich für alle Menſchen Freiheit und Glückſeligkeit!

Allerdings war es eine mächtige Aufregung, als der große Tag kam, als im Namen Frankreichs, im Schoß von Paris die konſtituirende Verſammlung den Auftrag empfing, alle Verheißungen der Philoſophie zu erfüllen und jeden Ehrgeiz der Menſchheit zu befriedigen! Welcher Enthuſiasmus! Welcher unerhörte Verein der ernſteſten Arbeiten und der berauſchendſten Vergnügungen! Die wirkliche, unmittelbare, praktiſche Herrſchaft, plötzlich auf dieſe Geiſter übergehend, die noch eben erſt in die Kritik und Speculation verſenkt waren; der Stolz der Wiſſenſchaft und der Stolz der Macht vereinigt und triumphirend; der Gedanke und Wille des Menſchen von jedem Zügel frei, ja, unumſchränkt und despotiſch herrſchend, und Alles nicht nur den Blicken, ſondern auch den Händen der Menſchen preisgegeben! Und jene ungeſtümen Eroberer, jene ephemeren Schöpfer, ihr Werk unter den Augen, unter dem Beifallszuruf der kultivirteſten Geſellſchaft und der erregbarſten Menge verfolgend, die eine wie die andere gleich begierig nach Eindrücken und Erfolgen, gleich bereifert, ſich in Dankbarkeit oder in Zorn, in Bewunderung oder in Schmähungen zu ergießen! Ward jemals der Welt ein ſo gewaltiges, ein ſo hinreißendes Schauſpiel dargeboten? Wo finden ſich noch Scenen, die den Geiſt und die Leidenſchaften der Mitſpielenden in ſo hohem Grade aufregen mußten?

Herr von Tracy war einer dieſer Mitſpielenden, und zwar einer der ernſteſten und aufrichtigſten. Er hatte bis dahin ſeinen feſten, thätigen und ſtrengen Sinn auf kein beſonderes Studium gerichtet. Der Zauber jenes geſellſchaftlichen Lebens, das durch die Bewegung in den Gemüthern eben ſo lockend war, wie durch die Anmuth ſeiner Verhältniſſe, hatte ſeiner mehr aufgeregten als beſchäftigten Jugend genügt. Aber Keiner hatte die Luft ſeiner Zeit ſo tief eingeathmet; Keiner ihre Ideen und Hoffnungen mit größerer Liebe zur Wahrheit, mit größerer Achtung für ihre Rechte, mit größerem Vertrauen zu ihrer Herrſchaft in ſich aufgenommen. Jedem Eigennutz fremd, von jedem perſönlichen Ehrgeiz frei, kam er in die konſtituirende Verſammlung, einzig und allein von dem Wunſch durchdrungen, die ſo lange zum Vortheil einiger Wenigen durch Gewalt und Zufall beherrſchte Geſellſchaft nach Vernunft und Gerechtigkeit und zum Wohl Aller zu ordnen. So dachte derjenige Theil des Franzöſiſchen Adels, dem Herr von Tracy angehörte, und der die Reformen eifrigſt verfocht, ohne daß er etwas davon zu erwarten hatte. Wahrhaft freiſinnige Geiſter, wahrhaft edle Herzen, denen die

*) Deſtutt de Tracy, an deſſen Stelle Herr Guizot zum Mitgliede der Akademie gewählt worden, und dem er daher, dem Gebrauch gemäß, eine Gedächtnißrede zu halten hat.

**) Der „Geiſt der Geſetze" erſchien im Jahre 1748 und die „Vertheidigung des Geiſtes der Geſetze" im Jahre 1750. Montesquieu ſtarb 1755.

***) Die „Abhandlung über den Einfluß von Wiſſenſchaft und Literatur" iſt aus dem Jahre 1750, die „Abhandlung über die Ungleichheit der Stände" aus dem Jahre 1754.

†) Die erſte von Voltaire ſelbſt publizirte Ausgabe des „Verſuch über Sitten und Geiſt der Nationen" iſt aus dem Jahre 1757. Voltaire zog ſich im Jahre 1755 auf ſeinen Landſitz „Délices" und im Jahre 1758 nach Ferney zurück.

††) Die erſten Bände der „Naturgeſchichte" erſchienen im Jahre 1749.

†††) Condillac's „Verſuch über den Urſprung des menſchlichen Wiſſens" erſchien 1746, die „Abhandlung über die Empfindungen" 1754 und das Buch „über den Geiſt" von Helvetius im Jahre 1758.

††††) Die beiden erſten Bände der „Encyklopädie" erſchienen 1751.

Digitized by Google

Liebe zur Menſchheit über Alles ging, und die, wenn ſie dem Irrthum nicht immer entgingen, ſich wenigſtens nicht ohne eigene Aufopferung irrten!

Wer mißt den Schmerz, den ſie empfanden, als ſie nach ſo vielen herrlichen Arbeiten, die faſt eben ſo ſchnell ausgeführt als unternommen wurden und die einen neuen geſellſchaftlichen Zuſtand begründeten, ihr Werk gewaltſam aufgehalten, entſtellt und nahe daran ſahen, aufs ſchrecklichſte und unerwartetſte zu ſcheitern und in den Abgrund zu verſinken! Mitten in dem allgemeinen Rauſch plötzlich eine gänzliche Umkehrung; neben jenen glänzenden Verſprechungen alles Glück zerſtört, alle Rechte verletzt; der Unſinn unter Anrufung der Vernunft proklamirt; die Freiheit der Tyrannei als Fahne dienend; die Schaffotte haufenweiſe errichtet, in Permanenz, im Namen der Menſchheit; die Barbarei den Triumphwagen der Civiliſation beſteigend; das Feſt eines großen Volks mit einem Mal unterbrochen, zerſtoben, dem gewaltſamen Tode, dem Leichenbegängniß einer alten und lange Zeit ruhmvollen Geſellſchaft den Platz räumend! — Ach, wie ſind jetzt im Schoße unſeres ruhigen und glücklichen Frankreichs, von dieſen ſchrecklichen Tagen ſchon ſo fern, daß wir uns nur eine ſchwache Vorſtellung von dem bitteren Gefühl und Entſetzen machen können, welches bei dieſem Anblick und ſolchen Verheerungen gegenüber die edlen Geiſter ergriff, die noch am Morgen den Aufgang der ſchönſten Sonne mit Entzücken begrüßt hatten. Wenn dem Herzen des Menſchen nichts ſo theuer iſt, als die reinen und fruchtbaren Ueberzeugungen, in denen er das ganze Menſchengeſchlecht, die ganze Zukunft umfaßt, die ihn mit uneigennütziger Wonne erfüllen, ſein Leben verſchönern und ſein Denken verherrlichen, ſo iſt es gewiß die härteſte Prüfung für den Muth des Philoſophen, die empfindlichſte Lehre für ſeinen Stolz, ſich plötzlich darin getäuſcht und Glauben wie Hoffnung wanken zu ſehen.

Ins Gefängniß geworfen, täglich, ja ſtündlich irgend einen geliebten Gefährten ſeiner ehemaligen Hoffnungen und jetzigen Leiden vor ſeinen Augen zum Tode abführen ſehend und nahe daran, unter dieſer Laſt zu erliegen, verſenkte ſich Herr von Tracy, um ſie abzuſchütteln, um die Welt zu vergeſſen, in das Studium des Menſchen, dieſes erhabene Studium, welches die Seele ganz und gar einnimmt, ſie aufrichtet, wenn Alles ſie niederſchlägt, ſie beruhigt, wenn Alles ſie erſchöpft, und ſie in den heiteren Regionen einbürgert, wohin nur das Licht dringt. Die ſchönen Tage der konſtituirenden Verſammlung hatten Herrn von Tracy als Freund der Philoſophie geſehen; die finſteren Tage des Schreckens machten ihn zum Philoſophen ſelbſt.

Im Schoß des aufblühenden Inſtituts, damit auch die Philoſophie, ſo wie alles Herrlichſte der menſchlichen Einſicht, an deſſen Wiege ihren Platz hätte, förderte Herr von Tracy ſeine erſten philoſophiſchen Betrachtungen ans Licht. Hier las er ſeine Abhandlungen vor, dieſer eben ſo gebildete als ſchlichte, eben ſo geſchmeidige als feſte Geiſt, der, die Wahrheit ſuchend, an ſie glaubte, wie Columbus an die Neue Welt, und der, ſo wie er ſie erblickte, gleich darauf hinwies und „Land, Land!“ rief, damit Aller Anſtrengungen ſich den ſeinigen anſchlöſſen und die Menſchen in Beſitz eines gemeinſamen Schatzes brächten. Die berühmteſten Trümmer des achtzehnten Jahrhunderts, ſeine Metaphyſiker, ſeine Staatsrathe, ſeine Moraliſten, ſeine Geſchichtſchreiber, ſeine Politiker: Raynal, Sieyes, Volney, Garat, Cabanis, Gaillard, ſaßen damals, wie Leidensgefährten, die einem großen Unglück entgangen, im Inſtitut bei einander; ſie genoſſen hier zuſammen Sicherheit, Freiheit, Muße zu ihren Studien und alle die Güter des geſellſchaftlichen Lebens, in deren Beſitz ſie eben erſt ſo grauſam geſtört worden waren. In Herrn von Tracy's Ideen fanden ſie das treue Bild, die gelehrte Begründung der Philoſophie wieder, die ſie in ihren ſchöneren Tagen, in den Tagen der Jugend und Hoffnung, erleuchtet und geleitet hatte. Sie erſchien von neuem unter ihnen; Einer aus ihrer Mitte, Herr von Tracy, hatte ſie aus dem Schiffbruch gerettet und gab ſie den Menſchen zurück, die durch ihre eigene Thorheit faſt um ſie und all die Güter gekommen wären, die ſie ihnen verheißen hatte.

(Schluß folgt.)

Cazotte.

(Schluß.)

Als ich mich mit Herrn Labrouſſe wieder allein ſah und der alte Mann mir zärtlich und herzlich die Hand drückte, um mich durch ein ſolches Liebeszeichen aus meiner Beſtürzung aufzurichten und über das Unerklärliche zu tröſten, erkundigte ich mich bei ihm: „Was iſt es denn mit dieſer Madame Lebrun, wie kommt die Frau dazu, daß an ihrem Namen mein Glückstraum zerſtiebt? Wenn ich recht gehört habe, ſo äußerten Sie ſich ja eben ſelbſt, die Frau hätte gar nichts mit Ihren Familien-Angelegenheiten zu theilen. Kennen Sie ſie denn genau?“

„Madame Lebrun“ — der gute Alte faßte meine Frage eilig auf und war offenbar froh, ein Geſpräch aufs Tapet zu bringen, um mich für den Augenblick meine Traurigkeit vergeſſen zu machen — „Madame Lebrun, ja meiner Treu, wenn ich Dir genau ſagen wollte, wer ſie iſt, da wäre ich in großer Verlegenheit. Weißt Du, wann und wo ich ſie zum erſten Male geſehen habe? Das ſind jetzt mehr als 34 Jahre her, als man Anno 1706 die berühmte Mademoiſelle de l'Enclos begrub. Damals ſah ſie wahrhaftig ſchon ganz ſo alt aus, wie heute. Sie kam zu jener Zeit von weiten Reiſen zurück; reich war ſie in der Fremde nicht geworden. Die Leute erzählten, ſie hätte einen Anſpruch auf ein Vermächtniß einer Verwandten oder einer Freundin — was weiß ich — gehabt, die gerade damals kurz vorher geſtorben war; es hieß, ſie wäre juſt um einen Tag zu ſpät gekommen, ſo daß ihrer im Teſtamente nicht gedacht wurde. Ich hab' mich um das Gerede niemals viel bekümmert. Ich weiß auch gar nicht, wie ſie damals hieß, oder vielmehr, wie ſie zu heißen vorgab; denn ſo viel iſt gewiß, über ihrem früheren Leben ruht ein Geheimniß, an deſſen Bewahrung ihr außerordentlich viel gelegen iſt. Wie geſagt, ſie war damals ſchon ſehr alt, aber ſie hat doch noch einmal geheirathet, offenbar nur der Form wegen, damit ſie einen Rang und Stand in der Geſellſchaft bekäme. Sie nahm einen gewiſſen Lebrun aus der Franche-Comté, einen Mann, der allerhand Finanz-Geſchäfte betrieb, und der vermuthlich auch ihre Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht hat. Ueberdies, wenn man ſo alt wird, wie die Frau, fällt einem wohl hier und da manches ſchöne Stückchen Erbſchaft zu. Wie Manchen hat die Frau nicht begraben ſehen! Wie viele Geſchlechter, Väter, Kinder, Enkel ſind an ihr vorübergegangen, und ſie lebt noch auf Erden. Seit damals hatte ich nichts wieder von ihr gehört, bis ſie vor etlichen Jahren hier im Hauſe einzog; ihr Mann war ſchon längſt geſtorben. Ich glaube, ſie hat gegenwärtig außer uns gar keine Bekanntſchaft mehr, meine Frau aber und meine Tochter unterhalten ſich gern mit ihr und laſſen ſich von ihr erzählen. Denn Du kannſt Dir denken, was die Alte für merkwürdige und wunderbare Geſchichten weiß. Sie hat in ihren Tagen viel Geiſt gehabt und eine gute Erziehung genoſſen, hat viel erlebt, geſehen und im Gedächtniß behalten. Was ich aber mit Wahrheit ſagen kann, ſie iſt eine ſehr würdige und moraliſche Perſon, fromm, wohlthätig, wohlwollend gegen Jedermann, und bezahlt ihre Miethe jedesmal ganz pünktlich. Kurz, ich hätte ihr gar nichts vorzuwerfen, wenn es mich nicht leider bedünken wollte, daß ſie meiner armen Angelika das Köpfchen verrückt und ihr allerhand kindiſche Träumereien beigebracht hat; denn alte Leute werden ſelbſt zu Kindern. Dies, mein lieber Jacques, iſt wirklich Alles, was ich Dir von Madame Lebrun's Geſchichte zu ſagen weiß, wenn ich ſie nämlich von der natürlichen Seite betrachte.“

Dieſer Zuſatz machte meine Neugier aufs neue rege: „Von der natürlichen Seite“, fragte ich, „was hat ſie denn noch für eine Seite?“

Herr Labrouſſe ſah mich mit bedenklicher Miene an: „Ich traue mir kaum zu, Dir ein Wort davon zu ſagen. Ich fürchte beinahe, Du wirſt die gute Meinung von meinem Verſtande verlieren, wenn Du denken könnteſt, daß ich von ſolchen Thorheiten etwas halte. Ich will ſie Dir erzählen, nimm ſie für das, was ſie ſind.“

„Die Leute vom Volke reden ſich immer ein, ſehr alt gewordene Perſonen müßten nicht allein eine große Erfahrung von der Vergangenheit beſitzen, ſondern auch die Zukunft mehr oder minder klar vorherſehen. Der alten Madame Lebrun vollends haben ſie die allerwunderlichſten Geſchichten angedichtet. Man hält ſie für eine Art von ewigem Juden weiblichen Geſchlechts und glaubt, daß ſie ſich jetzt hier ausruht. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn von den Abenteuern, die man ihr nacherzählt, eines und das andere ſchon in Troyes gedruckt wäre. Beim Volke heißt ſie gewöhnlich die Fee von Elfenbein, von der ſonderbaren Farbe und Beſchaffenheit ihrer Haut, woran das Alter ſchuld iſt und wovon man ſich wirklich gar keine Vorſtellung machen kann, wenn man's nicht ſieht. Manche aber nennen ſie immer die Prinzeſſin von Aegyptenland; mancher Andere meint, ſie wäre eine abgeſetzte Königin von China oder Japan. Da ſie von vornehmen Herren, von Königen und Prinzen, die vor Zeiten gelebt haben, als von guten Bekannten ſpricht, ſo reden ſich Manche ſteif und feſt ein, ſie ſey ehemals Königin von Frankreich geweſen; noch Andere ſchwören feſt darauf, ſie ſey Niemand anders, als die unglückliche Maria Stuart, ſie ſey nicht enthauptet worden, ſondern eine treue Kammerfrau hätte zu Fotheringhay ſtatt ihrer das Haupt auf den Block gelegt. Alle aber behaupten einſtimmig, daß ſie eine Prophetin ſey. Ja, das iſt noch das Geringſte, was man ihr nachrühmt. Sie iſt nichts weniger als reich, aber ſie kleidet ſich noch immer auf altmodiſche Weiſe elegant und koſtbar; ſie beſitzt einige Kleinodien und Diamanten, die ſie aus den Trümmern früherer Herrlichkeit gerettet haben mag, und ſie theilt reichliche Almoſen aus, worin allerdings ihre größte Ausgabe beſteht. Das reicht für Viele hin, zu behaupten, ſie beſitze den Stein der Weiſen. Es ſcheint mir beinahe, ſie findet Vergnügen an dem, was die Leute Wunderliches von ihr denken, und verlegt ſich abſichtlich auf Sonderbarkeiten in der Sprache, in den Manieren und in der Lebensweiſe, um ſie in dem Wahne zu beſtärken. Z. B. will ich Dir nur eines anführen, weil wir nicht gar zu weit von der Zeit entfernt ſind, wo es wieder eintreffen wird. Ich habe Dir kurz vorher geſagt, Madame Lebrun gehe, uns ausgenommen, mit keiner anderen Geſellſchaft um; aber ſonderbarer Weiſe, jedesmal, wie das neue Jahr kommt, entfernt ſie ſich und bleibt einen ganzen Monat weg; wo ſie während der ganzen Zeit hinkommt, das weiß kein Menſch. Zum Neujahrsmorgen verſäumt ſie nie, dem Mädchen Geſchenke zu machen, ſeltſame alte Kleinodien, die ſie, Gott weiß wo und vor wie vielen Jahren, in der Fremde aufgeleſen hat. So wie es den erſten Januar des Abends zehn Uhr ſchlägt, geht ſie die Treppe hinunter und hinter ihr eine Art Kammerfrau, die beinahe eben ſo ſteinalt iſt, wie ihre Gebieterin, und aus der Niemand ein einziges Wort herausbekommt; die trippelt hinterher mit einem großen verhüllten Korbe, in welchem vielleicht Lebensmittel ſind. Am erſten Februar zur ſelben Abendſtunde kommt ſie wieder zum Hauſe herein und die Treppe herauf, und dann ſieht ſie viel jünger, viel wohler aus und trippelt noch einmal ſo behende, als da ſie fortging. Die Portiers und die Dienſtboten, die allerwegen und zu allen Zeiten ein neugieriges und geſchwätziges Volk ſind, haben ſichs mehrmals, trotz meines ausdrücklichen Verbotes, zum Geſchäfte gemacht, ihr nachzuſpüren, ſind aber darum nicht klüger aus der Sache geworden. Denn immer, ſo wie ſie um die nächſte Ecke war, hat kein Auge ſie mehr geſehen. Du kannſt Dir denken, was die Leute darüber zuſammenfaſeln.“

Ich hatte ihm mit Begier zugehört und glaubte, in meinem Leben keine wunderbarere Geſchichte vernommen zu haben. Je mehr ich darüber nachdachte, deſto deutlicher verſpürte ich, wie eine ganz neue Folge von Ahnungen und Vorſtellungen ſich vor meinem inneren Geiſtesauge erſchloß.

Herr Labrouſſe, der mein Stillſchweigen anders auslegte, fuhr fort zu ſprechen: „Eines wundert mich nur, wie hat meine kluge, verſtändige Angelika ſich von dergleichen Einbildungen und Mährchen dergeſtalt

Digitized by Google

übermannen laſſen, daß ſie in ernſtlichen Dingen ſolch eine Wichtigkeit darauf legt?“

„Nein, mein lieber väterlicher Freund, ich will lieber mich und uns Alle der Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit, als Angeliken einer ſolchen Geiſtesverirrung zeihen. Wer bürgt uns dafür, ob die Hinderniſſe, vor welchen ſie im Geiſte erſchrickt, wirklich nur Wahnbilder ſind, ob nicht vielleicht etwas mehr? Wenn Gott das Leben ſeiner Geſchöpfe auf Erden ſo weit hinaus verlängert, wenn der irdiſche Leib immer tiefer und hülfloſer in ſeine Schwäche und ſein Nichts verſinkt, vielleicht gewähret der Schöpfer alsdann der Seele, als Erſatz gleichſam für die längere Einkerkerung, einen Vorgeſchmack ihres künftigen Lebens, ein ahnendes Vorgefühl ihrer Zukunft. Vielleicht wird ihr ein Theil des unermeßlichen Schatzes, des Wiſſens vom Guten und Böſen, im Voraus mitgetheilt, wenn ſie auch erſt jenſeits in den Vollgenuß ihres Antheils treten kann. Was iſt nicht Alles möglich! Wenn ſich nun wirklich ein ſchweres, ein trübes Verhängniß an mein Daſeyn knüpfte, wenn der Geiſt jener alten Frau, ſeiner irdiſchen Bande ſchon zum größten Theile entledigt, jenes Verhängniß in Offenbarungen des inneren Sinnes geſchaut, wenn die geheimnißvolle greiſe Freundin Angelika's mit einem Bewußtſeyn, welches mir nicht gegeben iſt, in den unveränderlichen Beſchlüſſen der Vorſehung geleſen und daraus die warnende Ahnung geſchöpft hätte, die meinen Geiſt, weil er ſie unter keinem deutlichen Bilde erfaſſen kann, mit Bangigkeit erfüllt! — Vielleicht hat Madame Lebrun, ſeitdem ich Euer Hausgenoſſe geworden, meinen Namen aus Eurem Munde nennen hören, und er hat vor ihren Ohren, vor ihrer ahnenden inneren Seele wie die Kunde von einem traurigen Ereigniß geklungen. Fürwahr, ich ſelbſt, wie oft habe ich ſelbſt mich unwillkürlich in die Vorſtellung verſenkt, daß der unerforſchliche Wille Gottes mein Leben für ein blutiges Ende aufſpare.“

„Freund, biſt Du bei Sinnen?“ unterbrach mich Herr Labrouſſe und ſah mich dabei ſtarr an. „Dieſe kleine Widerwärtigkeit, die wir hoffentlich leicht überwinden werden, hat doch nicht etwa Deinen Verſtand aus dem rechten Geleiſe gebracht? — Nimm Dich zuſammen, Freund Jacques, ſey guten Muthes und wohl auf!“

In der That, die Worte, die ich zu ihm geſprochen hatte, entſprangen aus einer Reihe von unbeſtimmten, traumhaften Vorſtellungen und Empfindungen, wofür kein Anfang und kein Ende im Denken nachzuweiſen; phantaſtiſche Geiſter ergehen ſich darin, aber der gute Alte war mit ſolchen Vorſtellungen in ſolchem Gebiete ſtockfremd. Ja ich ſelbſt war mir eigentlich neu; es war das erſte Mal, daß ich die Gewalt einer ſolchen Ahnung über mich ergehen ließ; zu jenen Worten hatte es mich von innen heraus, ohne Zuthun meines Willens, getrieben; nicht meine Seele mit ihren gewöhnlichen Kräften hatte geſprochen, ſondern die Stimme einer mir unbekannten geheimnißvollen Geiſtesmacht war in mir ertönt. Solcher Art war mein Zuſtand, daß ich mich ernſtlich fragte, ob meine Vernunft auch ihrer ſelbſt noch mächtig wäre.

Nach Verlauf etlicher Tage jedoch gab meine erregte Phantaſie ſich zur Ruhe, meine Bangigkeit verſchwand. Angeliken ſah ich täglich im Kreiſe ihrer Familie, und ſie erwies mir unveränderlich die liebevollſte Freundlichkeit. Mehr als einmal ſchien es mir, als bräche aus ihren Reden, aus ihren Blicken ein Strahl der reinſten und wärmſten Liebe hervor; ich fühlte mein Glück wiederkehren.

Doch erinnerte ich mich der unbegreiflichen Bedingung, an die Angelika ihre Einwilligung in unſere Wünſche geknüpft hatte; dazu kamen die merkwürdigen Umſtände, die mir Herr Labrouſſe mitgetheilt hatte; durch beides zuſammen war mein Verlangen, Madame Lebrun kennen zu lernen, aufs höchſte geſpannt. Nicht leicht erlangte man die Gunſt, bei ihr vorgelaſſen zu werden; aber Angelika erbat die Erlaubniß für mich, und ihr konnte Madame Lebrun nichts abſchlagen. Der Tag, an welchem ich in Geſellſchaft der Madame Labrouſſe und ihrer Töchter die alte Dame beſuchen ſollte, wurde auf den 31. Dezember feſtgeſetzt. Am folgenden Tage ſollte die geheimnißvolle Madame Lebrun ihre alljährliche Reiſe antreten und auf einen Monat unſichtbar werden. Herr Labrouſſe dachte in ſeinem Gleichmuth längſt nicht mehr an all die Dinge, über die ich ſo große Unruhe und Wißbegier empfand; er blieb daheim am Kamin zu einer Partie Trictrak mit ſeinem Hausfreunde, dem Pfarrer von St. Paul.

Die achte Abendſtunde ſchlug, als die Thür zum Zimmer der Madame Lebrun ſich öffnete. Eine unbegreifliche Angſt bemächtigte ſich meiner in dem Moment, wie ich über die Schwelle trat. Mein Herz ſchlug hörbar; mir war, als müßte dieſe Thür ſich für ewig in ihren Angeln ſchließen und mich von all meinen Hoffnungen ſcheiden. Ich war nie abergläubiſch; mein Glaube an geiſtige Mächte iſt mir Sache des Gewiſſens und der reiflichſten Ergründung; ich habe mich zu ihm bekannt, ſo lange ich überhaupt über die Natur und Beſtimmung des Menſchen nachzudenken vermag, und ich rechne mir dieſes Bekenntniß zur Ehre; aber eben dieſer Glaube hat mich frei von allem ängſtlichen Wahn des Pöbels erhalten, des Pöbels, deſſen Wiſſen von überirdiſchen Dingen immer ein ärmliches und darum ein ſchlechtes und verzerrtes iſt. Ich war nie abergläubiſch, aber ich bebte doch innerlich zuſammen, als man der Madame Lebrun meinen Namen nannte.

Stellet Euch nicht etwa vor, daß das Zimmer der alten Dame auf geheimnißvolle oder prächtige Weiſe wie die Wohnung einer Sibylle ausgeſtattet geweſen; mit nichten, es war Alles weit einfacher, als ich's mir vorgeſtellt hatte. An den Wänden altes Holzgetäfel und ſchmuckloſe Tapeten aus längſtvergangener Zeit; ſaubere und zierliche, allein überaus altmodiſche Zimmer-Geräthe, darunter von beſonders reicher Verzierung und alterthümlichem Ausſehen ein Betſtuhl mit ſonderbaren in Holz gemeißelten Figuren, wie ſie hundert Jahre früher aus Cresſnet's Werkſtatt hervorgegangen, und hart neben dem Betſtuhl eine Art von Poſtament, darauf ein ſchönes, großes, überaus künſtlich gearbeitetes und verziertes Käſtchen, deſſen Beſtimmung ich nicht zu errathen vermochte. Uebrigens, wie man leicht denken kann, verweilten meine Augen nicht auf dieſen Umgebungen, ſondern richteten ſich auf Madame Lebrun in ihrem Lehnſtuhl, wo Angelika um ſie beſchäftigt war und ſie mit größter Mühe nöthigte, ſitzen zu bleiben, um ihr unnütze und ermüdende Höflichkeitsbezeigungen zu erſparen. Ich trat eilends zu ihr hin, beugte mich über ihre Hand und ſuchte ſie auch meinerſeits am Aufſtehen zu verhindern. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, ſah ich, wie ſie ihre beiden ſchwarzen, tiefliegenden Augen auf mich heftete und ſie in mich hineinſchlug, als wollte ſie mich, wie mit eiſernen Ankerhaken, feſthalten.

„O mein Gott, mein Gott“, rief ſie plötzlich aus, auf die Lehne ihres Seſſels zurückſinkend und die Stirn mit beiden Händen bedeckend, „o mein gerechter Gott, kannſt Du ein ſolches Verbrechen noch einmal zulaſſen! Noch immer, o Gott, noch immer!“ —

Die Arme ſanken von der Stirn zur Seite des Seſſels herunter und blieben an der Lehne deſſelben unbeweglich liegen, als wären ſie zuſammengewachſen mit dem lebloſen Geräth. Keine Regung in der ganzen Geſtalt, das Antlitz nachdenklich ernſt; ſie war mit ihren Gedanken in fernen Zeiten und Gegenden, ſie hatte unſerer vergeſſen, die Wimpern ſenkten ſich über die tiefglühenden Augenſterne. Da gewann ich mir Muth, ſie aufmerkſamer zu betrachten. Ihr Anzug war altmodiſch, aber elegant und einfach, nicht anders beſchaffen, als das geſchmückte Negligee, in welchem einſt die Damen von der großen Welt ihren Beſuchern Audienz zu ertheilen pflegten. Aber höchſt auffallend war der Eindruck, den ihre Geſichtsfarbe auf mich machte, und ich begriff augenblicklich, warum das Volk ihr den Namen der Fee von Elfenbein gegeben hatte. In der That, ihre Haut erſchien glänzend wie Elfenbein, wenn ihm die Zeit und das Alter einen trüben, blaßgelben Schimmer verliehen hat. Unter dieſer glatten, geſpannten Haut war kein Blut und kein Leben mehr; hier und da tief eingefurchte ſtarre Runzeln, wie ſie der Meißel eines Künſtlers an einer Büſte eingräbt, und in ihren Tiefen lag, man ſah es deutlich, die Geſchichte und das Weh von hundert Jahren begraben. Ob die elfenbeinerne Fee je in ihrem Leben vollkommen ſchön war, das ließ ſich jetzt kaum entſcheiden, aber daß ſie reizend geweſen, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich verjüngte ſie mir in meiner allzeit fertigen Phantaſie, ich ſah ſie fröhlich, ſchäkernd, lächelnd in aller Anmuth eines jungen Mädchens; da hob ſie auf einmal die Hand von der Lehne ihres Stuhles, langſam und ſchwerfällig, wie die Hand eines Automaten, als erwachte ſie eben aus einem Traume, als wollte ſie mich feſthalten, wie man ein Traumbild feſtzuhalten ſucht, ſo faßte ſie mit ihren Fingern meine Locken.

„Noch immer“, hob ſie wieder an, „und doch, es iſt ſchon ſo lange her, ſagen ſie, daß Armand Jean du Pleſſis nicht mehr regiert. Nein, nein, es iſt kein Irrthum“, — und hier wurde das Murmeln ihrer Stimme immer ſchwächer und ſchwächer, ſo daß nur ich es hören konnte, und daß die letzten erſterbenden Laute kaum mein Ohr erreichten — „das Geſchick erreicht dieſen wie jenen! Noch ein Haupt für Dich, Matabœuf!“ Ich kann nicht ſagen, daß dieſe ſonderbaren Worte einen tiefen oder dauernden Eindruck auf mich gemacht. Ich kümmerte mich nicht einmal darum, was für einen Sinn ſie haben möchten. Ich war auch keinesweges überraſcht, denn ich hatte das Zimmer dieſer Frau mit der Erwartung von etwas Ungewöhnlichem betreten. Es freute mich, daß ich ſie wieder ruhig werden ſah, und daß ihre Gemüthsbewegung nicht länger gedauert als meine. Ich begab mich zurück auf meinen Platz.

„Matabœuf!“ ſprach ſie und ſtützte die Elfenbeinſtirn in die Elfenbeinhand; „woher kommt mir der Name, woher erwachen mir dieſe Erinnerungen, ſo lebendig, ſo mächtig, und es ſind doch hundert Jahre ſeitdem vergangen? Bin ich denn verurtheilt, immer wieder zu ſehen, was ich ehemals ſah?“

Man ſah, wie die Gedanken ſich in ihrem Geiſte drängten, und wie von dem Drange ſich ihre Lippen regten. Wir Alle horchten, am aufmerkſamſten Angelika und ich. Das Geheimnißvolle übt eine unbezwingliche Macht über junge Gemüther, die in chriſtlicher Erziehung und im poetiſchen Glauben an das Wunderbare herangewachſen ſind.

Mad. Lebrun ſaß noch immer nachdenkend, aber ſie hob einen Finger gen Himmel; das war ein Zeichen, daß ſie ſprechen wollte. — — —

„Was ſie uns damals erzählte, das werde ich Euch ein andermal erzählen“, ſagte Cazotte und ſtand auf; „ich glaube, es hat zehn Uhr geſchlagen, und wo die Freiheit herrſcht, da thut man klug, ſich bei Zeiten nach Hauſe zu verfügen. Ueberdies, meine gute Eliſabeth wird leicht unruhig über das Ausbleiben ihres alten Vaters. Es heißt in der Nachahmung Chriſti: „Welche Herzen lieben, die naget die Sorge.““

Er gab dem alten Pagen ein Zeichen, und derſelbe erhob ſich ſchwerfällig von ſeinem Bänkchen hinter dem Ofen. Mein Vater geleitete Cazotte zur Thür hinaus, ich hing mich an ſeinen Arm und ſprang mit.

Als wir wieder hineinkamen, ging Legouvé zweimal in der Stube auf und ab und murmelte halb verdrießlich vor ſich hin: „In dem ganzen Gerede war auch keine Spur von einem dramatiſchen Motiv.“

Marſollier zupfte ſich an der Buſenkrauſe und ſprach: „Mir ſcheint, es ſteckt eine recht gute Intention zu einem Stillleben darin, aber es müßte nur mehr Dispoſition und Stil dazu kommen.“

Ich Knabe dachte bei mir ſelbſt: die Geſchichte darf ich nicht vergeſſen, darum will ich ſie gleich heute Abend aufſchreiben, und ich legte Hand an meines Vaters Schreibzeug und Papier. Er ſah mir zu und ſprach: „Wenn du nun aber das Ende niemals hörſt?“ —

Wir hörten's vier Monate ſpäter. Der edle Greis Cazotte trug ſein Haupt zum Henkerblock der Revolution. Der Terrorismus war noch in ſeiner Wiege, und als Kind in der Wiege fraß er Männer und Greiſe.

Charles Nodier.

Bibliographie.

Donna Bianca Capello. — Gustave Adolphe. — Le chateau du roi de la faim. — Schauſpiele von A. H. 13 Fr.

Histoire de la Restauration. — Von Lubis. Erſter Bd. 7½ Fr.

Digitized by Google

Schweiz.

Ein Sturm in den Gletſchern.

Wenige Reiſende können ſich rühmen, den Gipfel des Mont-Blanc erſtiegen zu haben. Auf dieſem höchſten Punkte unſeres Erdtheils öffnet ſich plötzlich eine ganz neue Welt den Blicken des Menſchen. Die Sonne ſteigt empor, ihre erſten Strahlen berühren anfangs nur die höheren Regionen der Atmoſphäre und von dem ganzen Umfang der Erdkugel nur die äußerſten Spitzen, die Gipfel jener Gletſcher, welche den Silberglanz der Sterne oder die noch ſanfteren Färbungen der Morgenröthe funkelnd zurückwerfen. Bald werden ſich die Strahlen durchkreuzen, ſich in einander drängen und brechen, ſich in die tiefſten Tiefen der Abgründe verlieren und den Umriß der entfernteſten Gegenſtände in das duftige Blau des Horizonts hineinzeichnen; ſo werden dieſe ſtolzen Berge, dieſe echten Söhne der Erde, dieſe Schöpfung von tauſend und aber tauſend Wintern, gleichſam zur Beute, zur Eroberung des himmliſchen Lichtes, ſo zeigen ſie ſich unſeren geblendeten Augen in ihrem undurchdringlichen Glanze, in ihrer funkelnden Unermeßlichkeit.

Dort hängt der Buet mit ſeiner überhängenden Spitze bis in eine Höhe von ungefähr 2000 Klaftern und bedroht die Erde unaufhörlich mit ſeinem Falle; weiter davon erhebt ſich ſtrahlend der große Talèfre und trägt ſeine Eishüllen von Terraſſe zu Terraſſe in die höchſte Wolkenſchicht hinein. Hier endlich thront der Mont-Blanc in königlicher Majeſtät, und vor ihm neigen ſich ſämmtliche Alpenſpitzen.

Iſt es wohl möglich, die Schönheiten einer ſolchen Menge von Bergen und Gletſchern, welche man erſt ganz oben auf dem Scheitel des Mont-Blanc ſelbſt mit einem Blick überſchauen und beherrſchen kann, genügend zu ſchildern? Fürwahr, hier wird das Buch der Natur unendlich erhaben, und nimmermehr wird es einer Beſchreibung gelingen, die hohe Pracht, die unermeßliche Herrlichkeit dieſes neuen Schauſpiels zu erreichen.

Kannſt Du es wohl im Geiſte ſchauen, wie des Ewigen allmächtige Schöpferhand plötzlich die Sonne berührt, um aus den Trümmern eines ihrer Theile hier unten einen Licht-Palaſt zu bilden? Wie dieſe Trümmer des Tages-Sternes ihre ſtrahlende Kugel verlaſſen, nach dieſem Erdball hinabſchießen, unter tauſend mannigfaltigen, phantaſtiſchen Formen, aber mit dem reinen Glanze ihres Urſprungs ihn berühren und dann wieder zum Himmel emporfahren, als ob ſie ſich noch einmal nach dem prachtvollen Thron zurückſehnten, von welchem ſie ausgegangen ſind? Das Sonnenlicht ſpielt auf ihnen und läßt die Glanzwellen ſeines ätheriſchen Goldes, Purpurs und Azurs um ihre Formen fließen; hier ſtarren ſie in diamantklaren, blitzenden Pyramiden empor, dort ſteigen ſchlanke Obelisken in die Höhe, dort wieder drängen ſie ſich zum Bau von Städten mit Zinnen und Thürmen, eine himmelragende Nadel, zuſammen, ſtrecken ihre Spitzen über die Wolken-Region hinaus, und dem ſchwindelnden Auge entfliehen ihre Umriſſe im reinen, höchſten Aetherblau. Hier wieder ſiehſt Du Rieſen-Mauern von Eis, baun ſich Zauberwölbungen von Kryſtall, und im tiefen Spalt der Gletſcherwände liegen Thäler vergraben, deren ewige Stille nur durch das Getöſe der niederbrauſenden Lawine unterbrochen wird, — der Lawine, die das blendende Schneelicht der Höhen und das Entſetzen des Todes in die Tiefe herniederträgt, wie einſt vielleicht der Sturz von Sonnen-Trümmern Beides zur Erde herniederbrachte.

Zu dieſen herrlichen Schauſpielen, bei deren Beſchreibung die Einbildungskraft aus der Ferne im Staube kriechen und ihre ganze Ohnmacht fühlen muß, kommen noch die wunderbaren Kontraſte, welche die reizenden Bilder der Natur an den Gränzen dieſes weiten Eis-Gebiets und oft innerhalb ſeines Umfangs ſelbſt darbieten: fruchtbare Ebenen, anmuthige Thäler, die mit glücklichen Bewohnern bevölkert ſind, Seen, die, von ungeheuern Gletſchern umgürtet, die Gewäſſer ihrer ſtolzen Vaſallen in funkelnden Waſſerfällen aufnehmen und die majeſtätiſchen Formen derſelben mit ihren von ſämmtlichen Strahlen des Tages überſäeten Gewändern in ihrem hellen, klaren Kryſtall zurückſpiegeln.

Wenn man ſo auf einem der zwei höchſten Punkte unſerer Kugel ſteht, wo nur wenige Sterbliche hingekommen, da geräth man ganz außer ſich, man verfällt in jene ſtumme Extaſe, in jene höhere Entzückung, wo die ehrfurchtgebietende Stimme der Natur in dem tiefen, allumgebenden Frieden dieſer Hölle, dieſes Elyſiums von Eis, viel ſtärker, viel tiefer in der Seele erklingt. Mit gierigem, aber nur zu ſchwachem Blick überſchauſt Du die Kette der Alpen, die Dir unter den Füßen hinläuft, und jene Menge von Städten, Provinzen, welche in der Schweiz, Frankreich und Italien ſammt ihren Völkern dem mit Fernröhren bewaffneten Auge gleich Ameiſenhaufen erſcheinen.

Zuweilen gewinnt das geblendete Auge eine Art von Ruhepunkt, wenn es durch die ſchwarzen Krümmungen, die bunten Schattirungen dieſer hohen Alpen umherſchweift, welche jetzt, ganz ſtill und öde, ganz nackt und leer, ihres glänzenden Eisſchmucks entkleidet, dem ungeheuren Gerippe einer untergegangenen Welt ähnlich ſehen, einer Welt, die, noch ehe ſie in ſtarren Todesſchlaf verſank, ſchon Chaos und Wüſte war.

Weiter hin ändert ſich die Scene, überall erſcheint Licht und Leben und mannigfaltiger Reichthum: ja, der erſtaunte Wanderer begegnet hinter einander oder auf einmal den Produkten und Bildern aller Jahreszeiten, den Temperaturen der verſchiedenſten Himmelsſtriche; da wuchert weicher Raſen neben ſtarrendem Reif, da blühet der üppige Weinſtock unter herabgefallenen Schneeklumpen; höher hinauf triffſt Du ſchwarze Tannen und junge Lerchenbäume, die Gluth des Hundeſterns und den Froſt des Winters, das ſanfte Weben des Zephyrs aus den Thälern und die raſende Wuth der Stürme über Deinem Haupte, lachende Wohnungen neben ſchwarzen Abgründen und grauſigen Spalten, welche der Blitz, indem er tief in den Berg hinabfuhr, vom Scheitel bis zu ſeinem Fuße hineingeriſſen zu haben ſcheint; mit einem Wort, es iſt, als ob hier, auf dieſem einzigen Punkt des Erdballs, die Natur alle Wunder ihrer Schöpfung zur Schau zuſammengedrängt hätte.

Doch dieſes großartige und erhabene Bild, welches der Scheitel des Mont-Blanc darbietet, iſt noch nicht das höchſte: viel wunderbarer und mächtiger noch bewegt den Wanderer der Anblick eines Sturmes mitten unter dieſen Gletſchern. Vernehmt die Schilderung des Reiſenden:

Kaum waren wir von der Spitze einer der Neben-Kuppen des Mont-Blanc herabgeſtiegen, da gewahrten wir unter unſeren Augen, wie ſich einzelne Gewölk-Maſſen, die, zuerſt licht und glänzend, den Horizont mit einem Lichtſaume umgürteten, nach und nach immer mehr verdichteten, wie ſie ihre reichen, luſtigen Färbungen verloren und ſich mit finſterem Grau überzogen, wie ſie uns die Erde verhüllten und die Elemente zu einem ſchrecklichen Orkan vorbereiteten.

Anfangs verhielten wir uns bei dieſer Veränderung des Schauplatzes ganz ruhig; wir ſpazierten über der Werkſtätte des Donners in der Erwartung des Sturmes umher und hielten uns beinahe für eben ſo unerſchütterlich und erhaben, als die Gottheit; doch bald gewann das Gefühl unſerer Schwäche ſeine natürliche Oberhand wieder. Sollten wir hinabſteigen und in der Tiefe unterhalb des Gewitters eine Zuflucht ſuchen, oder ſollten wir lieber warten, bis es zu uns heraufkäme? Wir entſchloſſen uns zu Letzterem.

Bald ſahen wir die Flammen des Wetters jene Wolkenfläche durchzucken, welche ſich unter unſeren Blicken ausdehnte. Es war gleich einem hochaufgethürmten Meere, deſſen ſchäumende Wogen, mit reißender Schnelligkeit von einer Gränze des Horizonts zur anderen rollend, nach allen Seiten hin Blitze ſchleuderten.

Welch furchtbares und zugleich erhabenes Schauſpiel bot ſich uns dar: über unſeren Häuptern glänzte klar und heiter der Tag, unter unſeren Füßen tobte eine Hölle, wir ſelbſt ſchwebten gleichſam über einer Welt, die der Zerſtörung des Feuers, dem Kampfe der Elemente preisgegeben ſchien; unſere erſchrockene Phantaſie zeigte uns den Tag eines allgemeinen Weltuntergangs, unſere bange Empfindung fuhr auf den finſtergrauen Fluthen und auf der trüben Lohe des Wetters einher, ſtieg hinauf in die Himmel mit den Feuergarben, welche der Blitz hinſchleuderte, und verſenkte ſich tief in die Abgründe, welche die plötzlich auseinandergeriſſenen Wolken in ihrer Mitte öffneten. Wir fürchteten, die Berge, die uns trugen, möchten, erſchüttert durch die Schläge des Orkans, in ihrem Fall uns mit fortreißen. Auf einmal dringen die Wolkenmaſſen, die Finſterniſſe auch zu uns empor. Da eilten wir beſtürzt hinab und ſuchten Schutz unter einem Felſen.

Hier erwartete uns der ganze Schrecken des Sturmes, hier bot uns das Rollen des Donners mit dem tauſendfachen Echo, welches ihn in den Bergen begleitete, mit dem Krachen der Lawinen, welche durch ſeine Schläge immer zahlreicher und ſtärker wurden, ein wahres lebendiges Bild des jüngſten Gerichts. Man muß dieſe Gletſcherſtürme geſehen, man muß das Wiederhallen des Donners in der lang und hohl nachklingenden Tiefe der Abgründe, das Pfeifen der Winde, die, von dem feſſelnden Widerſtande gereizt, wirbelnd durch die Thäler fahren, den Fall ungeheuerer Eisſtücke, wie ſie rollen, wie ſie ſpringen und mit dem Getöſe eines einſtürzenden Berges zerberſten, dieſes Alles muß man gehört haben, um den ganzen Schrecken dieſes Naturkampfes begreifen zu können. Bei dem Anblick dieſer ſchwarzen, gigantiſchen Wolkenmaſſen, die, von entgegengeſetzten Winden an einander getrieben, unter dem Krachen des elektriſchen Stoffes, der ſich aus ihrem Schoß entwickelte, zuſammenfuhren und ſich vermiſchten, ſtellten wir uns jene ſchreckliche Schlacht vor, welche Milton's böſe Engelſchaaren dem Schöpfer liefern; da ſind ſie ſelbſt, dachten wir; aber wie viel mächtiger und furchtbarer noch ſind dieſe hier, welche die Berge emporwühlen, mitten durch die Lüfte ſchleudern und von dem Stoß dieſer ungeheuren Maſſen das Himmelsgewölbe erſchüttern können!

Welch reißende Schnelligkeit in ihren Bewegungen, welche fürchterliche Erſchütterungen, welcher Kampf himmliſcher Mächte! Da fährt auf einmal ein entſetzlicher Donnerſchlag zu unſerer Seite hernieder und verkündet uns ſeine Nähe. Voll Furcht und Schrecken, mit dem Antlitz nach dem Boden gewandt, wagten wir nicht, unſere geſenkten Häupter wieder emporzurichten; endlich, da das dumpfe Grollen des Donners nur noch aus der Ferne herübertönte, ſprachen wir zu einander: Der Herr iſt vorübergewandelt. Wir richteten uns wieder auf am Rande des Abgrundes und ſahen noch, wie ſich der Sturm entfernte in jener ſtolzen und ernſten Majeſtät eines ſiegenden Gottes, der auf ſeinen Thron zurückſteigt, nachdem er dem Weltall den Frieden gegeben. (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Homöopathie in England. Das Hahnemannſche Heilverfahren muß doch in England ſchon zu einigem Anſehen gekommen ſeyn, da man auch dort bereits anfängt, es mit den Geißeln der Satire anzugreifen. Hood's Comic Annual, ein Taſchenbuch des Scherzes, das ſich ſeit einigen Jahren ein immer größeres Publikum gewinnt, enthält in ſeinem neueſten Jahrgang eine Ode an Hahnemann, in der beſonders der Grundſatz Similia similibus curantur durch alle mögliche Uebertreibungen perſiflirt wird. So heißt es unter Anderem, daß ein homöopathiſcher Arzt einen Soldaten, der von einer Kugel verwundet worden, die ein Pfund gewogen, durch einige Schrotkörner von „Nummer ſechs" wieder hergeſtellt habe; einem Anderen aber, den ein toller Hund gebiſſen, hätte man nur brauchen ein Haar von dieſem Hunde aufzulegen, um ihn von der Waſſerſcheu vollkommen zu heilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 6. Berlin, Freitag den 13. Januar 1837.

England.

Die Franzöſiſchen Emigranten in London.

Jugend-Erinnerungen, von Miß Mitford.

Miß Maria Ruſſel Mitford gehört zu den beſſeren jetzt lebenden Schriftſtellerinnen in England. Liebenswürdig und wahr in ihren Darſtellungen, zeichnet ſie ſich noch beſonders dadurch von ihren literariſchen Landsmänninnen aus, daß ſie nicht, wie manche derſelben, unweiblich und anmaßend auf dem Tummelplatz der Parteien politiſch liebäugelt. Weit entfernt, wie eine ihrer Schweſtern im Schriftſtellerthum, die Blößen der poetiſchen Schöpferkraft und Beobachtungsgabe mit torpſtiſchen und anderen aus der politiſchen Luft gegriffenen Declamationen verdecken zu wollen, bewegt ſich Miß Mitford vielmehr innerhalb der Gränzen der ſchönen Wiſſenſchaften auf dem anmuthigen Gebiete des Geſchmacks und erobert in den Herzen der Tories und der Whigs gleich innige Verehrung. Zu ihren Beſchreibungen der häuslichen Sitten in ihren zarten Abſtufungen hat ſie vor kurzem nachſtehendes Genre-Bildchen gereiht, welches die Franzöſiſchen Emigranten in London zur Zeit der Revolution in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Gegenſtande hat. Wir laſſen ſie ſelbſt reden:

„Noch nie ſind Verbannte von ſo plötzlich hereinbrechenden Bedrängniſſen, von einem ſo ſchnellen Wechſel des Glücks und von einem ſo zu Boden drückenden Elende getroffen worden, wie es die Franzöſiſchen Auswanderer wurden. Die zarten Glieder, die gewohnt waren, ſich in Seide zu hüllen, fühlten jetzt die harte Berührung grober Wollenzeuge; der Hermelin machte dem Kittel Platz, und der Purpur gehörte nur noch der Erinnerung an. Vor wenigen Monaten herrſchte man noch im Reiche des Vergnügens und erſchöpfte es; jetzt weiſt uns das Schickſal an die Wohlthätigkeit, wenn wir unſeren Hunger ſtillen wollen. Comfort, Wohlleben und verfeinerte Genüſſe waren die Elemente, in welchen ihre Seele bisher geſchwelgt; jetzt muß man alle noch gerettete Trümmer der Kraft des Daſeyns ſammeln, um die neuen ungeahnten Nothwendigkeiten ertragen zu lernen; man muß alle ſtoiſche Tugenden in Thätigkeit ſetzen, um mit Entbehrung und Dürftigkeit vertraut zu werden. Wer von ihnen hätte ſich nicht geſchämt, mit Induſtrie und Handelsgeſchäften die geringſte Gemeinſchaft zu haben? Und jetzt mußten dieſe Hochgeborenen ein Handwerk oder ein arbeitvolles Gewerbe ergreifen, um ſich einigermaßen gegen Noth zu ſchützen. Diejenigen Menſchen, welche bisher vom Schweiße Anderer gelebt hatten, mußten nun unter Fremden verſuchen, vom Schweiße ihres Angeſichts zu leben; die ſtolzen Höflinge von Verſailles, die Pairs von Frankreich mußten im Auslande ihr Brod ſuchen und arbeiten.

Doch der Franzöſiſche National-Charakter ſetzte die Bewohner London's, Piemont's und der Rheinländer bald in Erſtaunen. Jene Nobleſſe, die noch voll von Erinnerungen des geſtrigen Glanzes war: zarte Frauen und flatterhafte Herren fanden ſich in die Anforderungen ihrer neuen Lage und waren groß im Unglück. Hier zeigte ſich jene beiſpielloſe Biegſamkeit im Weſen der Franzoſen, jener leichte Sinn, jene Entſchloſſenheit beim Uebergange von einer Lage zur anderen, jene liebenswürdige Frivolität, die an den herbſten Seiten des Unglücks ſcherzend vorbeiſchlüpft und ihm die erträglichſten Seiten abgewinnt; hier zeigte ſich jene Franzöſiſche Elaſtizität ſo vortheilhaft, daß beſonders wir nicht ſo wankelmüthigen Kinder des Nordens unſere Bewunderung nicht unterdrücken konnten. Ich kannte einen Emigranten, der Salat verkaufte, und einen anderen, der im Friſiren Unterricht ertheilte. Haben aber darum dieſe neugebackenen Gewerbsleute ihre vormaligen Wappen zerbrochen? Haben ſie dem Titel Vicomte und Marquis entſagt und ihre Erinnerungen verleugnet? O nein! Sie bewahrten noble Geſinnungen unter den Beſchäftigungen der Armuth und ſtellten ruhig ihren ehrenvollen Fleiß zwiſchen die chimäriſchen Prätenſionen der Vergangenheit und die rechtliche Anſtrengung der Gegenwart. Die Schöngeiſterei, die Galanterie, die pikante, leichtfertige Converſation, die Frivolität des Geſchmacks, die Grazie des Thuns, die tauſend kleinen Eigenheiten, die Intriguen und die Koketterie — Alles war zugleich mit dem Puder und den Schönpfläſterchen von Verſailles und Trianon ausgewandert. Dies Alles, aus ſeinem eigentlichen Rahmen geriſſen, ohne die dringend nöthige Folie des Reichthums und der Macht, kam den Leuten zu Koblenz und London ſonderbar, lächerlich vor; allein unter der lächerlichen Oberfläche lag ein heroiſcher Muth verborgen. Die ſcheinbare Unveränderlichkeit des alten Dünkels erregte Spott beim gemeinen Haufen, aber die wahre Geſinnung der Unglücklichen, ihre Ergebung und ihre Geiſtesgegenwart weckten Bewunderung und Rührung bei denen, die ihnen näher kamen.

Ich war noch Kind, als ſich die Franzöſiſchen Emigranten über England ergoſſen; ein ſehr natürlicher Umſtand verſetzte mich bald in die Mitte der Gruppe, welche ſich in der Hauptſtadt bildete. Während meines Aufenthalts in der Penſions-Anſtalt brachte ich gewöhnlich die Zwiſchenzeit von Sonnabend bis Montag früh im Hauſe einer mir nahverwandten Dame zu; dieſe Dame heirathete einen Emigranten, der ſeiner edlen Geburt durch ſeinen Geiſt und ſeine Thätigkeit alle Ehre machte. Das Steckenpferd ſeines Stammbaums und die Klagen über ſein verlorenes Vermögen beſchäftigten ihn nur kurze Zeit. Er verſtand ſich zu gewerblichen Unternehmungen, nahm offen den Namen und die Sitten eines Engländers an und wußte ſich durch ſeine Talente, verbunden mit dem ihm zugebrachten Vermögen ſeiner Frau, eine unabhängige Lage zu verſchaffen. Statt, wie die meiſten ſeiner Landsleute, an jede Erinnerung einen ſchweren Seufzer über die zu Grunde gegangene Monarchie anzuhängen, ſtatt in jedes Geſpräch ein herzzerreißendes Klagelied über die verſchwundene Größe zu miſchen, hielt er ſeinen Kredit bei Lloyd's für einen hinlänglichen Erſatz. Die heiteren Stunden in ſeinem Hauſe auf Brunswick-Square ließen ihn die ehemaligen des Oeil de Boeuf vergeſſen; er würde ſein Haus zu London ſelbſt gegen ſein Schloß in der Normandie nicht vertauſcht haben und ſein hübſches Weibchen gegen keinen Schatz in der Welt. Er war in jeder Beziehung Engländer geworden; er aß nicht nur Roaſtbeef und Plumpudding mit patriotiſcher Luſt, trank nicht nur Portwein und Porter, ohne Geſichter zu ſchneiden, ſondern er ſprach auch unſere Sprache ſehr gut, las den Pope, ſtritt und urtheilte über die dichteriſchen Schönheiten und Fehler des Shakeſpeare, war ſtolz darauf, den Milton zu verſtehen, und war, unſeren Spleen und ſonſtige Lächerlichkeiten ausgenommen, mit Leib und Seele ein vollkommenes Bild eines Engliſchen National-Charakters.

Inzwiſchen hatte die Liebe zum adoptirten Vaterlande keinesweges die Liebe zum Lande ſeiner Geburt verdrängt. Seinen Freunden und Landsleuten mit Treue zugethan, beklagte er ſie, daß ſie nicht völlig Meiſter der angeborenen National-Vorurtheile werden könnten, daß ſie in den vorſtädtiſchen Winkeln London's arm und einſam ſchmachteten, weil ſie ihre Sitten und Denkweiſe dem Lande nicht anzupaſſen verſtänden, welches ſie freundlich aufnehme. Er war Engländer gegen uns und Franzoſe gegen dieſe bedauernswerthen Freunde. Jeder Tag und jede Stunde waren Zeugen von dem außerordentlichen Wohlwollen, mit welchem er und ſeine Frau dieſen Armen entgegenkamen. Aber der Sonnabend war es beſonders, der den patriotiſchen Zuſammenkünften heilig war. Dieſer Tag war der Franzöſiſche Tag; er war gleichſam der feſtliche Sabbath, an welchem ſich unſere Franzoſen von den Engliſch-weltlichen Sitten der Werkeltage erholten und ſich, geſellig vereint, an den verehrten Gebräuchen der Franzöſiſchen guten alten Zeit erbauten. Es gab Souper, Converſation, Spiel und Muſik. In der Küche mußten Beefſteak und Pudding, Auſtern und Sandwiches (Butterbrodte mit kalten Fleiſchſpeiſen belegt) den Hühner-Friraſſees und Sallats Platz machen. An die Stelle des Backgammon trat das Trictrac, das Whiſt wurde von Reverſi verdrängt. Die Harmonieen Händel's mußten vor denen Gretry's verſtummen.*) Von Shakeſpeare und Milton hörte man kein Wort, dagegen viel von Racine und Corneille.

Was meine kleine Perſon betraf, ſo befand ich mich etwas unheimlich in der Mitte dieſes nach London verſetzten Klein-Frankreichs. Welche gutgeſinnte Engländerin würde ſich aber auch beim Anblick ſolcher „ausländiſchen Greuel" eines unangenehmen Gefühles haben erwehren können? Die ganze Küche der Franzoſen kam mir feindlich vor, und die dabei vernommene Sprache noch mehr. Ich aß faſt nichts und ſprach nicht ein Wort. Franzöſiſch zu reden und zu ſpeiſen, Gerichte, wie Hühner-Frikaſſee, über welches man ſich auf unſeren Bühnen ſo oft luſtig macht, zu berühren, und zwar an einem Abend, der dem heiligen Sonntage vorausgeht, das hielt ich für ein Majeſtätsverbrechen gegen die Nation, für ein Attentat gegen die Rechte der Bürger, für eine Kränkung der Engliſchen Freiheit. Ich ſaß da, mit einer wahrhaft patriotiſchen Miene im Kleinen und verfehlte nicht, meinen geheimen, aber ſehr gerechten Unwillen durch ein abſolutes Stillſchweigen zu erkennen zu geben. Auf alle an mich gerichtete Fragen antwortete ich froſtig: „No!" anſtatt Non.

Wenn ich mich indeſſen auch mit der Zeit an die Unterhaltung und die Speiſen des auswärtigen Frankreichs gewöhnen lernte, ſo ward es mir doch ſehr ſchwer, an den verſchiedenen Perſonen, aus denen es im

*) Doch iſt merkwürdigerweiſe der Erſte eben ſo wenig Engländer, wie der Zweite Franzoſe. Händel war ein Deutſcher und Gretry ein Niederländer.

Digitized by Google

Hauſe meines Verwandten zuſammengeſetzt war, ſo bald Geſchmack zu finden. Es war eine Gruppe von Emigranten, die auf mich den Eindruck einer herumziehenden Komödiantentruppe machte. Obgleich ich von meiner Kindheit an belehrt und gewohnt war, das Alter und das Mißgeſchick bei allen Menſchen zu achten, ſo hatte ich doch die größte Mühe, über die Franzöſiſchen Freunde und Freundinnen meine Lachluſt zu unterdrücken. Dieſe Geſellſchaft vereinigte aber auch ein ſolches Gemiſch ſeltſamer Perſönlichkeiten und luſtiger Gegenſätze, daß ſich darin ſehr viel darbot, was die Einbildungskraft eines jungen Mädchens ergreifen mußte, eines Mädchens, das eine beſondere Geſchicklichkeit beſaß, das Lächerliche aufzufaſſen, und deren Beobachtungsgabe noch beißender werden mußte, je mehr ſie gezwungen war, durch eine ſchickliche Zurückhaltung ihre Kritiken zu verſchweigen. Ich bewunderte die vornehmen Mienen und Schönpfläſterchen, die Schminke, Koketterie und Etikette dieſer armen Marquiſen und Gräfinnen, aber nichts war für mich kleine Engländerin befremdender, als die Unwiſſenheit über England und ſeine Zuſtände, in der ſie freiwillig beharrten, der einſeitige National-Hochmuth, mit welchem ſie in der Mitte der Britiſchen Hauptſtadt ihrem kleinen Kreis den Namen Grande société beilegten.

Fern ſey es von mir, wenn ich hier verſuche, einige der fleißigſten Beſucher hervorzuheben und zu malen, an eine Karrikatur zu denken; ich will nur die einfachen Eindrücke meiner damals noch auf der Gränze der Kindheit ſtehenden Jugend ſchildern.

Die Herzogin von C.... ſoll den Reigen eröffnen; ihr Rang fordert das ſchon. Sie war eine lange hagere Geſtalt, damals ungefähr 60 Jahre alt, und hatte einen ſchwankenden unſicheren Gang. Zu Fuße gehen hat ſie wahrſcheinlich erſt in England gelernt, in den Tagen der Größe berührten ihre Sohlen die Erde nicht ſo leicht, und wenn es geſchah, ſo waren, nach der damaligen Mode, ungeheure hohe Abſätze zwiſchen der Ferſe und dem Boden. Ihr Geſicht zeigte noch deutliche Spuren verblichener Schönheit, ja, ſie würde noch jetzt für ſchön haben gelten können, hätte nicht ein fortwährendes gezwungenes Lächeln ihre Lippen umſpielt, und hätte nicht eine ungeheure Schichte von Schminke in zu großem Mißverhältniſſe mit den hohlen, faſt geiſterhaft ausſehenden Augen und dem grünlich blaſſen Teint geſtanden. Ihre Kleider waren von höchſt einfachem Stoffe, aber ungemein nett. Sie gab vor, der Engliſchen Mode zu folgen, und ſagte oft: „Me voici mise à l'anglaise"; allein weder ſie noch ihre Kammerfrau wollten ſich im Ernſte herablaſſen, „ces grosses bourgeoises de Londres" nachzuahmen, und ſo blieb ihr Anzug weiter nichts als eine verſchollene Mode vom alten Verſailles. Sie war gutmüthig, leutſelig, treu gegen ihre Freunde und, wie alle Hofleute, gewohnt, viele Fragen zu machen und auf keine einzige die Antwort abzuwarten. Am Franzöſiſchen Hofe hatte ſie einſt großen Einfluß und ſich dadurch viele Freunde erworben, die ihr ſeitdem noch treu und dankbar geblieben. Sie hatte einige Koſtbarkeiten gerettet, deren Werth ihr in London ein beſcheidenes Auskommen verſchaffte.

Ein Mann, der das Stichblatt mancher witzigen Spötterei, beſonders von Seiten der Herzogin, war, mag jetzt an die Reihe kommen. Es war ein kleiner Abbé, eine ſanfte Figur, mit Sorgfalt gekleidet, dienſtfertig, geſchäftig, mit Auge und Ohr ſtets auf der Lauer, ein guter Redner und großer Verſchwender von Taback. Er war der Politiker par excellence und als ſolcher eine wahre Geißel für die Miniſter von Großbritanien. Nie überſchüttete ſie Jemand mehr mit Denkſchriften, als der Herr Abbé. Keine Woche ging ohne Beweis ſeiner politiſchen Weisheit und ſchriftlichen Thätigkeit zu Ende. Pläne zur Inſurgirung der Vendee, zu Invaſionen in Frankreich, die Franzöſiſche Flotte zu zerſtören, Bonaparte in Paris aufzuheben und ihn in den Tower von London zu ſperren, wechſelten mit einander ab. Der letztgedachte Plan war ſeine eigentliche Lieblings-Idee, er ſprach mit dem größten Enthuſiasmus davon und hielt, an das Kamin gelehnt, ſtundenlange Reden darüber, wobei er ſich ſo erhitzte, daß er oft erhaben wurde. „Aber", ſetzte er gewöhnlich nach einer Reihe vielverſprechender Phraſen hinzu, „die Miniſter Sr. Engliſchen Majeſtät wollen's nicht begreifen und verlängern unverſtändigerweiſe einen Krieg, der ſo viel Geld und Blut koſtet." Alles Unglück unſerer Land- und See-Expeditionen beklagte er als traurige Folge der Vernachläſſigung ſeiner Rathſchläge, während alles Glück im Kabinette, Parlamente und auf dem Schlachtfelde aus der endlichen Befolgung derſelben entſprang. Er war auch der einzige Franzoſe dieſer Geſellſchaft, der es nicht für ſeiner unwerth hielt, den Verhältniſſen Englands eine ſchwache Aufmerkſamkeit zu gönnen; war ſeine rechte Taſche voll von Entwürfen, die Franzöſiſchen Armeen zu vertilgen, die Tuilerieen in die Luft zu ſprengen und die Vendee zu bewaffnen, ſo ſtrotzte die linke von Maßregeln, unſere Nationalſchuld zu tilgen, die Zehnten zu verwandeln, das Parlament zu reformiren, die Armentaxe aufzuheben und Irland zu unterweiſen.

Der Chevalier des H... verdient eine Stelle in unſerer Gallerie. Er war ein ſchöner Mann mit einer ganz kriegeriſchen Geſtalt und ſchien mehr dem revolutionairen Frankreich als dem ancien régime anzugehören. Er hatte dabei das Talent, hübſche Verſe und Räthſel zu machen, und blies die Flöte. Das merkwürdigſte ſeiner Beſitzthümer aber war ſeine junge Frau. Sie war mehr hübſch als ſchön zu nennen, ſehr wohlgebaut, kleidete ſich geſchmackvoll und hatte in ihrer ganzen Phyſiognomie etwas, das auf Geiſt und Herz ſchließen ließ. Allein ſobald man ſie hörte, mußte man ſich über das voreilige günſtige Urtheil ſelbſt wundern. Sie öffnete den Mund nie, ohne eine Albernheit zu ſagen, und ihr armer, in ſie verliebter Mann zitterte, wenn ſie zu reden anfing. Sie war nicht von adeliger Herkunft, hatte ihrem Manne kein Vermögen mitgebracht, aber war thätig, entſchloſſen und eine ſehr gute Wirthin, alles Eigenſchaften, die wenig für den Salon des auswärtigen Frankreichs paßten. Von den vielen Beiſpielen der Verlegenheit, die ſie ihrem Manne durch ihre Dummheit bereitete, führe ich nur folgendes an:

Der berühmte Deliſle und der berüchtigte Miniſter Calonne beſuchten eines Sonnabends unſere „große Societät" in Brunswick-Square. Welche ſchöne Gelegenheit für unſeren Chevalier, ſein poetiſches Talent geltend zu machen! Eine halbe Stunde vor dem Souper, während die ganze Geſellſchaft ſpielte oder plauderte, ſtand er plötzlich auf, nahm eine nachdenkliche Miene an, ging im Zimmer auf und ab, murmelte zwiſchen den Zähnen, ſchlug ſich auch mitunter an die Stirn, forderte ſodann Dinte und Feder und ſchrieb mit einer Haſt, als fürchtete er, eine glückliche Inſpiration zu verlieren. Er ſchrieb ein wenig, ſchien ein Wort zu ſuchen, ſtrich, veränderte und ſchrieb wieder und präſentirte endlich mit beſcheidener Ruhe dem berühmten Dichter ſein Impromptu. Da dieſer im Gedichte nicht unanſehnliche Komplimente empfing, ſo machte er natürlich dem Verfaſſer bedeutende Gegen-Komplimente, welche dieſer halb geſchmeichelt, halb ſchamroth hinnahm. Die gegenſeitigen Batterieen der Schmeicheleien und Entſchuldigungen ſchwiegen endlich, der politiſche Abbé griff ſchon nach dem Faden ſeiner alleinſeligmachenden Projekte, als plötzlich die Frau unſeres gekrönten Stegreifdichters ihre ſchönen, von Thränen blinkenden Augen zum Himmel erhob und ausrief: „Welches Glück, daß dieſes Impromptu ſo gelungen iſt! Mein armer Mann hat die ganze geſtrige Nacht nicht geſchlafen, immer geſchrieben, auch den heutigen ganzen Tag ſchrieb er daran, wir ſind darüber zu ſpät gekommen. Armer lieber Mann! jetzt biſt Du doch zufrieden?"

Ich habe den Chevalier vor dem Baron von G.... und ſeiner Tochter genannt, und dieſer, fürchte ich, vergiebt mir die Sünde gegen die Rangordnung ſo leicht nicht. Er war ein Elſaſſer. Deutſches Blut rollte in ſeinen Adern und der Stolz eines Kaiſerlichen Reichsfreiherrn. Er war ein Funfziger, hatte edle Züge, elegante Manieren und galt für den beſten Tänzer ſeiner Zeit. Er war nicht heiter und ſchien der Unglücklichſte der Geſellſchaft. In die Sonnabend-Geſellſchaft ging er nur ſeiner Tochter Angelika wegen, der er nichts abſchlagen konnte. Angelika war ein ſchönes Blondköpfchen, ſie liebte ihren Vater zärtlich, und er lohnte ihr mit der größten Sorgfalt und den möglichſten Opfern. Die Quellen des Barons, mit deren Hülfe er ſeine Tochter ſo anſtändig kleidete und ihr alle unſchuldige Wünſche erfüllte, waren ein Geheimniß, bis ich zufällig dahinter kam. Der frühere Tanzlehrer unſerer Penſions-Anſtalt war reich und alt geworden und verließ ſeine Stelle. Sein Platz ward bald durch einen Franzoſen beſetzt, von deſſen Talent unſere Lehrerin mit der größten Bewunderung ſprach und von dem ſie eine vollſtändige Kunſt-Reform in ihrer Anſtalt prophezeite. Der Meiſter wird von uns ſehnſüchtig erwartet, er kommt endlich, und wen ſehe ich? — den Baron von G....

Man denke ſich aber den Schrecken und die Beſtürzung des Barons, als er auch ſeinerſeits mich erkannte: ſeine Hand zitterte, ſein Geſicht erglühte und er konnte faſt kein Wort hervorbringen. Doch ich war ſo klug, mich ſo zu ſtellen, als kenne ich ihn nicht; er that nun daſſelbe, und die Sache blieb volle acht Tage verſchwiegen, bis ich nämlich wieder zur Muhme kam, der ich freilich Alles erzählte. Man bewunderte einen Mann, der ſo ſtolz auf ſeine Geburt, ſo hartnäckig in ſeinen Grundſätzen war und doch, bloß aus Liebe zu ſeinem Kinde, zu einem Geſchäft herabſtieg, das er für Entwürdigung halten mußte. Voll Bewunderung für dieſe väterliche Hingebung, beeilte man ſich, noch funfzehn Andere das Geheimniß und die Bewunderung genießen zu laſſen, und dieſe Funfzehn entdeckten es wieder zwanzig Anderen. Der Baron wurde den nächſten Sonnabend und die folgenden mit noch mehr Achtung als gewöhnlich behandelt, und nichts konnte ihn auf den Verdacht führen, daß wir von ſeinem Metier und ſeiner Taſchengeige etwas wußten.

Angelika machte im Hauſe meines Verwandten die Bekanntſchaft und die Eroberung eines jungen, ſehr reichen Kaufmannsſohns. Es waren für die Liebenden große Hinderniſſe zu überſteigen; der Baron wollte lange nichts von einer Heirath ſeiner Tochter mit einem Bürgerlichen wiſſen; endlich ſiegte auch hier die Liebe für ſein Kind über hartnäckige Vorurtheile. Angelika ward ſehr glücklich mit ihrem Manne; ihr Vater lebte bei ihr, umringt von blühenden Enkeln, in deren Liebkoſungen er ſeinen Stolz und ſeine Unglücksfälle vergaß."

Frankreich.

Guizot über die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Wirkungen.

(Schluß.)

Der weſentliche Charakter, der Ruhm der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts iſt ihre hohe Achtung für den Menſchen, ihr erhabener Begriff von der Würde und den Rechten des menſchlichen Weſens an und für ſich, abgeſehen von jeder anderen Betrachtung, — ein ſo weit rein religiöſer Gedanke, den die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts zum erſtenmal in die bürgerliche Ordnung brachte, indem ſie es ſich zugleich eifrig angelegen ſeyn ließ, den Menſchen, und zwar jeden Menſchen, in vollkommenen und wirklichen Beſitz ſeiner Würde und ſeiner Rechte zu ſetzen.

Daher eine eben ſo hervorragende, eben ſo rühmliche Eigenſchaft der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts: ihr unermeßlicher, unerſättlicher Ehrgeiz, zu Gunſten des Menſchen, zu Gunſten aller Menſchen, — ein Ehrgeiz, der nicht nur das Wohl, das allgemeine Wohl, ſondern auch die Vervollkommnung, die unendliche Vervollkommnung nach allen Seiten hin bezweckte. Der Ehrgeiz führt die Philoſophen wie die Könige irre; aber bei den Philoſophen erzeugt der Ehrgeiz auch alles Große, was die Menſchheit erhebt und bereichert. Wer wir auch ſeyn mögen, laßt uns dem Ehrgeiz mißtrauen, aber ihm niemals entſagen, denn das hieße auf die höchſte Macht unſerer Natur, auf die ſchönſten Ausſichten für unſer Geſchick verzichten.

Hat aber das achtzehnte Jahrhundert die Erhabenheit dieſer Natur,

Digitized by Google

dieſes menſchlichen Geſchicks, die es ſo hoch ſtellte, wohl begriffen! Wußte dieſe Philoſophie, die ſo ſtolz auf den Menſchen, ſo ehrgeizig für ihn war, den Menſchen wirklich auch als einen würdigen Gegenſtand ſo großen Stolzes und Ehrgeizes zu faſſen? Nein, die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts hatte nur einen unvollſtändigen, kleinlichen Begriff vom Menſchen; ſie verkannte, was er Edelſtes und Reinſtes in ſich trägt, was ſein Loos Erhabenſtes und Schönſtes hat. Sie ſah in ihm nicht das hohe, unſterbliche, vom göttlichen Hauch beſeelte Weſen, welches auf ſeinem Wege durch's Leben an einem göttlichen Werke ſchaffen hilft und anderswo den Lohn für ſeine Arbeit empfangen ſoll. Sie betrachtete den Menſchen vorzugsweiſe in ſeinen Beziehungen zu der materiellen, wirklichen Welt, und da ſie eine weſentlich ſociale Philoſophie war, die ſich die Aufgabe geſtellt hatte, die irdiſchen Verhältniſſe des Menſchen zu verändern, ſo ſtudirte ſie an ihm auch nur die Seite, mit der er der Erde angehört.

So ſah man, merkwürdig genug, daſſelbe Jahrhundert, welches die Würde des Menſchen am höchſten achtete, welches am meiſten von dem Menſchen erwartete und die größten Anſprüche zu ſeinen Gunſten erhob, den Menſchen auf der Leiter der Weſen erniedrigen, ſeine Natur verſtümmeln und die Würde ſeines Standpunkts faſt vernichten!

Ein gelehrter und treuer Dolmetſcher der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, ſpiegelt Herr von Tracy ihren Charakter in ſeinen Werken ab. Auch in ihnen iſt der Menſch, nur noch viel beſtimmter und folgerichtiger, ein Weſen, welches von nichts weiß, als von ſeinen Empfindungen, und das ſich ſelbſt nur durch ſeine Empfindungen kennt, deſſen Handlungen von der Nothwendigkeit geboten ſind und durch das bloße Intereſſe ſeines perſönlichen Vergnügens geleitet werden, der nicht weiß und nicht wiſſen kann, ob er eine Seele hat, ob es einen Gott giebt, ob er ſelbſt wirklich ein Weſen iſt, denn die Wiſſenſchaft entdeckt in ihm nur eine flüchtige Verbindung materieller, durch eine unbekannte Kraft angezogener und zuſammengehaltener Stoffe.

Und für dieſes zweifelhafte, untergeordnete Weſen iſt die Philoſophie doch von ſo tiefer Ehrerbietung erfüllt! Für dieſes beſchränkte, ephemere Geſchick hegt ſie die lebhafteſte Theilnahme! Dieſe unſichere, eitle Wahrheit verfolgt ſie mit ſo glühendem, reinem Eifer!

O, danken wir dem menſchlichen Widerſpruch, oder, um ganz aufrichtig zu ſprechen, wie ich denke, vielmehr der göttlichen Weisheit, die den Menſchen ſeine herrliche Natur nicht zerſtören läßt, ſelbſt wenn er ſie verkennt, die in den menſchlichen Geiſt einen Schatz von Wahrheit niedergelegt hat, den kein Irrthum daraus verbannen kann, und in das menſchliche Herz eine Fülle von Uneigennützigkeit, die auch die egoiſtiſchſten Theorieen beſiegt und beſeelt! Die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts haben Gottes Werk oft verkannt, und doch beſaßen ſie Glauben, ja, tiefen Glauben an die Wahrheit, die, wenn man ſie ſprechen hört, kein Recht auf ſo viel Zutrauen hätte; und doch dienten ſie ſo freudig der Menſchheit, die, wenn ſie nichts weiter wäre, als was ſie in ihr ſahen, keinen Anſpruch auf ſo viel Hingebung machen könnte.

Die Schriften des Herrn von Tracy wurden, ſo wie ſie erſchienen, ſehr begierig geleſen, überſetzt und erläutert, beſonders in England, Italien, Spanien und Süd-Amerika, überhaupt in allen den Ländern, wo das achtzehnte Jahrhundert ſein Werk noch nicht gethan hatte, wo der alte geſellſchaftliche Zuſtand nicht umgeſtürzt war. In Frankreich machten ſie keinen ſo lebhaften und allgemeinen Eindruck. In Frankreich hatte das achtzehnte Jahrhundert ſeine Laufbahn vollendet und war über unſere Häupter dahingegangen. Seine Wohlthaten waren erworben, ſeine Fehler erkannt. Neue Bedürfniſſe von ganz anderer Art riſſen uns auf andere Bahnen fort. Was iſt aus dem lockenden, mächtigen Zauber geworden, den das bloße Wort Freiheit noch eben erſt auf das Volk ausübte? Es rennt herbei, es ſtürzt ſich dem Blendwerk der Gewalt entgegen. Geſtern noch verbargen ſich Glauben und Religion, die Kirchen waren geſchloſſen, und ſiehe da, die Kirchen öffnen ſich wieder, die Menge drängt ſich hinzu, und der gewaltige Geiſt, der dem Staate die Religion wiedergiebt, die glänzende Stimme, die ſie in die Seelen zurückruft, feſſeln ganz die öffentliche Gunſt. Man fühlt noch die Schauder der wilden Zerſtörungsſucht, die Frankreich mit Trümmern bedeckte, und überall beleben und erheben ſich die Trümmer wieder; überall regt ſich unendliche, bewundernswerthe Arbeit und allgemeine Luſt, wieder aufzubauen. Jung und Alt, Erfahrung und Ehrgeiz, Beſonnenheit und Enthuſiasmus, Alles drängt nach Einer Richtung hin, Alles hilft an einem und demſelben Werke arbeiten; und Napoleon, der dieſe verſchiedenartigen Triebfedern durchſchaut, vereinigt ſie alle nach ſeinem Willen, reißt ſie fort, wohin es ihm beliebt, theilt den einen Ruhe, den anderen Bewegung zu und beherrſcht als unumſchränkter Gebieter im Namen der Ordnung und des Sieges dieſelben Generationen, die beim Beginn ihres Lebenslaufs die konſtituirende Verſammlung entzückt ewigen Frieden und ewige Freiheit hatten beſchließen hören!

Bei dieſer plötzlichen Umkehr der Dinge hielten die meiſten Philoſophen, Herr von Tracy an ihrer Spitze, ſich fern, überraſcht, beſorgt, mißtrauiſch, unabhängig, im Senat wie im Inſtitut, wenn es galt, über politiſche Maßregeln abzuſtimmen, wie wenn es galt, Ideen zu äußern. Wer möchte ihnen ihre Beſorgniß, ihr Widerſtreben zum Vorwurf machen? Die Reaktion war heftig und blind; ſie führte den Willen eines großen Volks und den Genius eines großen Mannes weit über das rechte Ziel hinaus; ſie ſtürzte Napoleon in die unumſchränkte Gewalt und Frankreich in das Vergeſſen ſeiner Rechte. Die Ideologie war dem Herzen der Philoſophen mit gutem Fug werth und theuer, als der Krieg, welcher der Ideologie erklärt wurde, ſich gegen den Gedanken ſelbſt kehrte. Wie hätte Herr von Tracy nicht mit ſeiner eigenen Freiheit auch die Freiheit des menſchlichen Geiſtes gefährdet glauben ſollen, als er im Jahre 1811 ſeinen „Kommentar“ zu demſelben „Geiſt der Geſetze“, von dem Montesquieu im Jahre 1750 unter der alten Regierung zweiundzwanzig Ausgaben in noch nicht zwei Jahren erlebt hatte, in Frankreich nicht drucken laſſen konnte und ihn in Amerika herausgeben mußte!

Aber wenn Herr von Tracy auch über dieſe Rückkehr zu Ideen, die er beſiegt glaubte, in Staunen gerieth, wenn er auch die Beweglichkeit der Menſchen beklagte, ſo war er doch zu klug, als daß er es hätte verſuchen ſollen, den Kampf weiter zu treiben, als die Würde ſeines Charakters und ſeines Lebens es erheiſchte. Er zog ſich von den Geſchäften und aus der politiſchen Welt zurück, um in Auteuil, wie er ſelbſt ſagt, den ganzen Zauber der Einſamkeit, der Ruhe, der Studien und der Freundſchaft zu genießen, und den Zauber, — füge ich hinzu, — der eben ſo freien als feingeſitteten Unterhaltungen voll Maß und Ungezwungenheit, deren Geheimniß nur das achtzehnte Jahrhundert beſaß.

Bald jedoch mußte er auch dieſes Troſtes entbehren; zu den Aergerniſſen des Philoſophen kamen noch die Prüfungen des Menſchen und zu den Berechnungen des Geiſtes die Trübſale des Herzens. Er verlor in wenig Jahren ſeine vertrauteſten Freunde, ſeine liebſten Bekannten. Mit dem vorrückenden Alter ward ſeine Geſundheit wankend, ſein Geſicht ſchwach; eine gleichmüthige, aber tiefe und unerſchütterliche Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner Seele. „Seitdem“, ſagt er (und er lebte ſeitdem noch zwanzig Jahre), „ſchleppte ich mein übriges Leben nur noch unnütz ſo hin.“

Ein edler Kummer, der das Gemüth des Philoſophen noch voller Lebendigkeit und Hingebung ließ! Als die Verblendung der unumſchränkten Gewalt und die Verirrungen des Ehrgeizes die Uebel über Frankreich brachten, die Herr von Tracy oft vorhergeſagt hatte, als er mitten unter den grauſamſten Unglücksfällen einige Hoffnung durchſchimmern ſah, ſeinem Vaterlande das zu ſichern, was das Kaiſerreich ihm niemals gegeben hatte, ein wenig Frieden und Freiheit, da fühlte er ſeine ganze Kraft wieder erwachen. Niemand betrachtete das Schauſpiel der fremden Invaſion und Frankreichs Schickſalsſchläge mit ſo bitterem Schmerz wie er. Aber wenn auch das Herz des Patrioten litt, ſo bewahrte doch der Philoſoph die Unabhängigkeit ſeines Urtheils; er ſah die Nothwendigkeit ein, ſich zu unvermeidlichen Opfern zu entſchließen und in den Ereigniſſen, welcher Art ſie auch ſeyn mochten, das zu ſuchen, was das Wohl der Nation gebot. Bei dieſer großen Gelegenheit bewies er, daß die Verantwortlichkeit ihn nicht erſchreckte. Er war es, der am 2. April 1814 im Senat die Abſetzung des Kaiſers vorſchlug. Kaum aber war die Reſtauration vollbracht, ſo befand er ſich ſchon wieder in der Zurückgezogenheit und Oppoſition, die er nicht wieder verließ.

Unter dieſer ſchwankenden Regierung, die Frankreichs Stimme nicht erſtickte und ſie doch auch nicht verſtand, bei dieſen fruchtbaren Debatten, wo die verſchiedenen Rechte ſich achten lernten, wo der menſchliche Gedanke, angeregt und zurückgehalten zu gleicher Zeit, ſeine Würde und ſeine Herrſchaft wiedererlangte, ohne ſeine Gränzen zu überſchreiten, und, um der Akademie ſelbſt ein treffendes Wort zu entlehnen, inmitten dieſes „mühſamen Fortſchrittes unſerer bekämpften Freiheiten“ hätte Herr von Tracy ohne Zweifel, wäre es ſein Wille geweſen, den heilſamſten Einfluß ausüben müſſen. Aber ſeine Generation, in der geſellſchaftlichen Unterhaltung und im Studirzimmer aufgewachſen, war nicht für die Herbheit, Langſamkeit und anſcheinende Erfolgloſigkeit der politiſchen Kämpfe, nicht für die ewige, unendliche Wahl zwiſchen Streit und Vergleich geeignet. Sie zählte auf den raſchen Sieg der Wahrheit und zog ſich zornig zurück, ſobald ſie ſah, daß er ihr mit Hartnäckigkeit ſtreitig gemacht wurde. Wer ein etwas ſtolzes Herz und eine etwas hohe Vernunft hat, der muß lange genöthigt geweſen ſeyn, mit der Härte des Eigennutzes und mit dem Ungeſtüm der Leidenſchaften zu unterhandeln, er muß oft ihre Macht erprobt und ihre Schläge empfunden haben, um ſich endlich in ſie zu finden und ſich mit einem unvollſtändigen Sieg zu begnügen. Herr von Tracy nahm an den Debatten der Pairs-Kammer nur wenig Theil und wohnte ihren Sitzungen ſogar nicht mehr regelmäßig bei. Der Gedanke des Philoſophen verlangte nach weiteren Räumen, freieren Bewegungen und minder hitzigen Kämpfen.

Auch der Philoſoph fand in der damaligen Richtung der Gemüther und der Ideen keine große Befriedigung. Das Wiedererwachen früherer Streitigkeiten und alter National-Leidenſchaften führte allerdings einen Theil des Publikums zu Grundſätzen und Werken zurück, die während des Kaiſerreichs ganz unbeachtet geblieben waren. Voltaire, Rouſſeau, Diderot, Condillac, Helvetius wurden von neuem und vielfältig wieder gedruckt, geleſen, gefeiert. Aber während und neben dieſer Auferſtehung der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts wuchs eine neue Philoſophie empor, die in der intellektuellen Welt den Spiritualismus, in der moraliſchen Welt das Pflichtgeſetz als Symbol anerkannte, die in der politiſchen Welt nicht die Souverainetät der Zahl gelten ließ, die dem religiöſen Glauben die Hand reichte und eine Freundin der Wiſſenſchaft und Freiheit war, nur nach anderen Grundſätzen und mit anderen Geſinnungen als ihre Vorgänger. Die Philoſophen ſelbſt laſſen ſich nicht gern, beſonders wenn ihre Ideen die herrſchenden geweſen ſind, auf eine ſtreitige Theilung der Herrſchaft ein. Ungeachtet der wieder auflebenden Popularität ſeiner Meiſter, ungeachtet ſeiner eigenen Erfolge, blieb Herr von Tracy doch mit der Gegenwart wenig zufrieden und hoffte wenig von der Zukunft. Er machte von ſeinem Ruf, von ſeinem Vermögen, von ſeiner Muße den edelſten Gebrauch, indem er an den Fortſchritten der Wiſſenſchaften lebhaften Antheil nahm und gegen geheimes Unglück, gegen ausgezeichnete junge Leute verſchwenderiſch war mit ſeiner Unterſtützung, mit ſeinen Rathſchlägen und mit dem aufrichtigen, ſchlichten Wohlwollen, welches denen, auf die es gerichtet iſt, den Verpflichteten und den Wohlthäter in ganz gleichem Lichte erſcheinen läßt. Er war der Mittelpunkt einer auserwählten, ſeelenvollen, dankbaren und ehrerbietigen Geſellſchaft; die zärtlichſte Sorge umgab ihn; er hatte das ſeltene Glück, ſeine Wahrheitsliebe, ſeine Hingebung für die Menſchheit und das Vaterland unter ſeinem Namen fortleben zu ſehen. Ein grau-

Digitized by Google

ſames Leiden, eine lange Blindheit ſchien die einzige Prüfung, die er zu beſtehen hatte; er trug ſie mit gewohntem Muthe. Aber ſein Muth war düſter, ſeine Seele einſam. Wenn man zu ihm von den äußeren Begebenheiten, von der geſellſchaftlichen und geiſtigen Bewegung ſprach, die um ihn wiederhallte, dann hörte man ihn ſagen: „Ich gehöre nicht mehr dieſer Welt an; was darin vorgeht, kümmert mich nicht mehr.“ Und je drückender die Laſt ſeiner Jahre wurde, je mehr ſeine Körperkräfte ſchwanden, um deſto mehr ſonderte er ſich von der Außenwelt ab, verſchloß ſich in ſeine Erinnerungen und ließ ſich nur noch aus ſeinen Lieblings-Schriftſtellern vorleſen, beſonders aus Voltaire, für den er ſtets eine unerſchöpfliche Bewunderung kundgab. Treuer als jemals hing der Greis jetzt an ſeinen Anſichten, an ſeinen Meiſtern, an der Philoſophie, die ſein Leben geleitet hatte; er ſtaunte nur darüber, daß ſie nicht zu der ſchnellen und allgemeinen Oberherrſchaft gelangt war, die er ſich davon verſprochen; und ſo ſank er nach und nach gleichſam unter der Laſt einer geheimen Verrechnung zuſammen und ſchien, wenn er ſie auch nicht anerkannte, die große Unzulänglichkeit der Ideen, an die er immer noch mit derſelben Aufrichtigkeit und Hingebung glaubte, doch fühlen zu ſollen.

Ein gewaltiges Ereigniß trug ſich indeß neben ihm, um ihn zu, der Sieg der Sache, der ſein Leben gewidmet war. Ja, die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts hatte allerdings zu Gunſten der menſchlichen Geſellſchaft ſehr kühne Anſprüche erhoben, verwegene Hoffnungen gehegt. In ihrem Stolze hatte ſie das unſerer Natur anhaftende Uebel, die unüberwindliche Unvollkommenheit unſeres Zuſtandes überſehen. Auf die Probe geſtellt, erlitt ſie große, empfindliche Niederlagen. Und dennoch, ſind heutzutage nicht die weſentlichſten Forderungen und Hoffnungen der Philoſophie in Erfüllung gegangen? Der Gedanke iſt frei, das Gewiſſen iſt frei, die Arbeit iſt frei, das Leben iſt frei. Mächtige Inſtitutionen, — Inſtitutionen, welche Voltaire in der Ferne bewunderte, und die Montesquieu dem erſtaunten Europa erklärte, ſichern alle dieſe Freiheiten. Ein König, würdig unſerer Inſtitutionen, unverletzlich wie ſie, widmet ihrer Befeſtigung ſeine unermüdliche Weisheit. Auch reifen ſchon ſichtbar ihre vortrefflichen, lange erſehnten Früchte, die Sicherheit, der Wohlſtand, die Civiliſation und die Volksvernunft. Die Menſchen ſind, um zum Genuß derſelben zu gelangen, nur den Prüfungen unterworfen, die das Geſetz der Menſchheit bilden, den Prüfungen der Zeit und der Arbeit. Wer ſich der Arbeit und der Zeit überhoben wähnt, für den giebt es keine Freiheit, keine Civiliſation, keine Geſellſchaft. Und wann waren dieſe nothwendigen und heilſamen Prüfungen jemals ſo kurz und ſo wenig drückend, als jetzt? Welches Jahrhundert, welches Land hat je ein ſo hohes Ziel raſcher erreicht? Man befrage, man höre jenen großen Miniſter, der ſeinen Namen ehrte, indem er ihn an das Inſtitut knüpfte, jenen großen König, der den ſeinigen mit ſo vielem Ruhme Frankreichs vereint hat: Richelieu und Ludwig XIV., die in ihrem langen gewaltigen Leben ſo viel geſehen und ſo viel gethan, ſahen und thaten ſie irgend etwas, das mit dem unter unſeren Augen Vorgegangenen und durch uns Vollbrachten ſich vergleichen ließe? Haben ſie einer ſo vollſtändigen Umwandelung, einer ſo unabſehbaren Entwickelung der Ideen, der Inſtitutionen, der Sitten, der Geſetze, des ganzen Daſeyns ſo vieler Millionen Menſchen beigewohnt und dazu mitzuwirken die Ehre gehabt? Und wie vieler Zeit bedurfte es, um ſolche Reſultate hervorzubringen? Sie haben es eben vernommen: eines Menſchenalters. Als Herr von Tracy geboren wurde, brach der große Kampf im Reiche der Gedanken aus; als er ſtarb, war der große Sieg im Reiche der Thatſachen errungen. Wahrlich, nie iſt die Vorſehung gegen ein Jahrhundert und gegen ein Volk ſo huldreich geweſen; nie waren Zweifel und Kleinmüthigkeit größerer Undank, als jetzt; nie hat die Menſchheit nach ſo viel ſinnloſen Anforderungen und traurigen Irrthümern ſo ausgezeichneten Grund gehabt, an ihre hohe Beſtimmung und an die Macht der Wahrheit zu glauben.

Rußland.

Die älteſte Kirche der Chriſtenheit in Rußland.

Da, wo die grünenden Abhänge des ſchneebedeckten Kaukaſus ſich auszubreiten beginnen und dem linken Ufer des rauſchenden Kurſtromes ſich hinneigen, erheben ſich hart an der entgegengeſetzten Seite andere Terraſſen, die, immer höher ſteigend, die Cartaliniſche Gebirgskette bilden, mit welcher in ſüdweſtlicher Richtung die Trialetiſchen Berge faſt parallel laufen. Zwiſchen dieſen Gebirgen, in einer wilden Schlucht, die wie eine felſige, nicht weniger als 10 Werſt im Umkreiſe habende Vertiefung erſcheint, entſpringt brauſend das Flüßchen Alget und bildet, indem es von Felſen zu Felſen ſpringt, beſtändige Waſſerfälle; hin und wieder eingeengt, wird es von Schritt zu Schritt wilder und dehnt ſich immer mehr und mehr aus, bis es endlich aus einem Flüßchen ein Fluß geworden, ein kleines Thal durchzieht und in ſeinen Fluthen die mit Wald bedeckten Berge ſeiner Ufer abſpiegelt. Hier liegt das Kloſter Manglis mit einer Kirche, die vielleicht die älteſte in der ganzen chriſtlichen Welt iſt, wenn man etwa nicht die heidniſchen Tempel in Anſchlag bringt, die in chriſtliche Kirchen verwandelt worden, oder einige Kirchen Jeruſalems und Roms, die jedoch vielen Veränderungen und Umgeſtaltungen unterlagen.

Die Kirche in Manglis ward von Konſtantin dem Großen im Jahr 324 nach Chriſti Geburt erbaut, wenn auch nicht unter ſeinen Augen, ſo doch in Folge ſeiner Erlaubniß. Zur Bekräftigung dieſer Angabe werde ich ſowohl Wahrſcheinliches als ganz hiſtoriſche Thatſachen anführen.

Obgleich wir wiſſen, daß im weſtlichen Theile des großen Römiſchen Reiches der chriſtliche Glaube bereits im Jahr 311 Eingang gefunden hatte, ſo mußte er jedoch im Oſten noch viel früher Fuß gefaßt haben. Abgar, Zaar von Edeſſa, der von den Wunderthaten Chriſti gehört hatte, ward von ihm auf eine wunderbare Weiſe geheilt. Es iſt nichts natürlicher, als daß die Achtung oder vielmehr tiefe Verehrung des Zaaren für Chriſtus das Dunkel des Heidenthums durchdringen mußte. Thiridat, Zaar von Armenien und Landsmann des Zaaren von Edeſſa, der mit Hülfe der Römer ſein Volk von der Herrſchaft Ardſchar's, erſten Zaaren aus dem Stamme der Saſſaniden, befreit hatte, war von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion überzeugt und wahrſcheinlich ſchon früher als der apoſtelgleiche Kaiſer, wenn auch der Papſt Sylveſter I. erſt im Jahr 319 den heiligen Gregorius als Patriarchen nach Armenien ſandte, wo er eine Saat verbreitete, die dort ſchon lange ausgeſtreut war, wie aus dem angeführten Beiſpiel von Abgar zu erſehen iſt. Will man übrigens das hier Angeführte nicht als hiſtoriſches Faktum gelten laſſen und die Einführung des Chriſtenthums nicht nach einzelnen Epochen, ſondern erſt nach der feierlichen Anerkennung deſſelben, wie es ſeither üblich geweſen, berechnen, ſo möge auch obige Hypotheſe immerhin eine Hypotheſe bleiben. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ſo gab doch die Verbreitung des Evangeliums in Armenien dem Zaar Thiridat Gelegenheit, ſich mit Rom zu befreunden. Nachdem Konſtantin der Große die durch die Gegenwart des Erlöſers geheiligten Orte beſucht hatte, erbaute er viele Kirchen im Orient und größtentheils an Orten, wo ſich bereits Chriſten befanden; zu dieſen gehört auch die in Rede ſtehende in Somchetim, am Ufer des Alget, 50 Werſt von Tiflis, unter 40° 30' nördlicher Breite in einer Gegend, die Manglis hieß. Kartlis-Zchowreb in ſeiner Beſchreibung Grusiens beſtätigt dieſes und ſpricht auch von einem großen Schatz, einem Stücke vom Kreuze Chriſti, das ſich vielleicht noch in dieſer alten Kirche befindet.

Der Zufall veranlaßte mich, einige Wochen in Neu-Manglis zuzubringen. Zwei Werſte davon liegt Alt-Manglis mit einem längſt aufgehobenen Kloſter, in welchem ſich aber der in Rede ſtehende älteſte chriſtliche Tempel noch erhalten hat. Ein Liebhaber des Alterthums, hatten die Andeutungen mehrerer Perſonen meine Neugier rege gemacht, und ich beſchloß, den Greis zu beſuchen, der ſo viele Jahrhunderte überlebt hatte. Der Weg dahin von Neu-Manglis führt durch einen Fichtenwald. Bald erblickte ich die mit Ziegeln gedeckte Kuppel der Kirche; jenſeits derſelben entſtieg dem Horizont eine Reihe von Bergſpitzen, bedeckt mit Wald und in bläulichen Dunſt gehüllt. Hin und wieder brachen ſich Sonnenſtrahlen am Waſſer-Prisma der Wolken und ſpielten in tauſend Lichtern. Dicht an der Kloſtermauer ſprudelte eine Quelle des ſchönſten Waſſers.

Die Eingeborenen hatten die Kirche in Ehren gehalten; von Feinden war ſie verſchont worden, aber die Zeit hatte ihren Tribut genommen. An vielen Stellen fehlen bereits die Steine; andere wollen eben zuſammenſtürzen. Die Architektur iſt kühn und verſtändig. In der ganzen Kirche und ſogar in der Kuppel findet man nicht ein Stück Eiſen; Alles wird durch die Schwerkraft und den richtigen Mittelpunkt zuſammengehalten. Fenſter, Thüren und Säulen tragen noch jetzt die reizendſten Verzierungen. Uebrigens bietet das Innere der Kirche ein Bild der Zerſtörung dar; nur noch in der Kuppel hat ſich etwas Malerei erhalten. Im Allerheiligſten, an der Stelle des Altars, liegt ein Stein, unter welchem, der Sage nach, ein Heiliger, wahrſcheinlich Mangleſſi, der erſte Biſchof, begraben liegt. Hieher finden jährlich Wallfahrten frommer Gläubigen ſtatt. Innerhalb der faſt ganz verfallenen Mauer, die einſt die Kirche umgab, ſteht ein ſehr ſchlecht aus Stein gehauenes Roß, und neben demſelben liegt eine Bildſäule von der nämlichen Arbeit. Dies iſt Alles, was ich über die älteſte Kirche in der Ruſſiſchen chriſtlichen Welt ſagen kann. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Roſſini und ſeine Nebenbuhler. Leider ſcheint es, daß der Schwan von Peſaro nicht mehr Luſt habe, zu den Lorbeern, auf denen er nun ſchon ſeit mehreren Jahren gemächlich ausruht, noch einige friſche Blätter hinzuzufügen. Vor einiger Zeit hieß es zwar, er habe eben eine neue Oper vollendet, die noch vor ſeiner Rückkehr nach Italien in Paris gegeben werden würde, doch findet ſich die France Littéraire veranlaßt, dieſem Gerüchte auf das Beſtimmteſte zu widerſprechen. „Wozu ſoll ich noch arbeiten?“ ſoll der berühmte Maeſtro vor kurzem geäußert haben; „wenn meine neue Oper Glück machte, ſo würde ich kaum noch eine rechte Freude daran finden, und machte ſie kein Glück, ſo würde man mir den dummen Streich noch bis ans Ende meines Lebens vorhalten.“ Das Journal général de France behauptet, daß es vornehmlich Meyerbeer's und Bellini's Erfolge geweſen ſeyen, die Roſſini mißmuthig gemacht und zu dem Entſchluſſe vermocht hätten, nicht mehr zu komponiren. Er ſoll es den Pariſern übel nehmen, daß ſie einem Deutſchen, der früher in Italien ſein Nachahmer geweſen, und einem jüngeren Italiäniſchen Komponiſten, der ſich ſelbſt einen Schüler Roſſini's genannt, noch mehr applaudirt hätten, als ſeinen eigenen zwanzig Opern. Aber dies ſcheint doch wahrlich kein Grund, die einundzwanzigſte nicht zu ſchreiben! Bellini freilich iſt todt, und mit ihm iſt keine neue Konkurrenz vor Preisrichtern dieſer Welt mehr zu beginnen, aber wie intereſſant müßte es den Pariſern ſeyn, ihre drei beliebteſten Komponiſten, einen Italiäner, einen Deutſchen und einen Franzoſen, Roſſini, Meyerbeer und Auber, auf einer und derſelben Bühne in einem Wettkampfe um die Palme des Sieges zu ſehen!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 7. Berlin, Montag den 16. Januar 1837.

Frankreich.

Die Geſchichte zum Kranklachen.

Von Frédéric Soulié.

Meiner hieß Ganguernet; meiner, ſage ich, denn wahrſcheinlich hat jeder Leſer ſeinen eigenen, von dem er zu erzählen weiß. Ich darf die Art Menſchen nur beſchreiben, und jeder Leſer wird ſich erinnern, daß ihm ſo einer ſchon vorgekommen iſt. Klein, unterſetzt, dick und rund, kurzes ſtarres Haar, niedrige Stirn, graue Augen, Naſe mit breiten Flügeln, aufgebauſchte Backen, — Alles an der ganzen Figur in einander geſchoben, der Hals zwiſchen die Schultern, die Bruſt an den Magen, der Magen an den Bauch, der Bauch auf die kurzen Beine. So ein Männlein kugelt und kollert Euch vor die Füße, kichert und kreiſcht Euch in die Ohren, — packt Euch auf der Straße von hinten beim Kopf, hält Euch die Augen zu und fragt, wer bin ich? — zieht Euch den Stuhl hinterrücks weg, wenn Ihr Euch gerade ſetzen wollt, — zieht Euch das Schnupftuch aus der Hand, wenn Ihr's juſt an die Naſe bringen wollt, — und wenn man dem Männchen darüber einen grimmigen Blick zuwirft, ſo kommt es nicht im mindeſten aus der Faſſung, ſondern reibt ſich vergnügt die Hände und ſchnarrt: „Ha, ha, das iſt zum Kranklachen!“

Alſo, lieber Leſer, Du weißt, wie Deiner heißt, und ich ſage Dir, wie meiner heißt: Ganguernet. Zu Rennes habe ich ihn kennen gelernt; dort trieb er als Poſſenreißer ſein Handwerk, und er trieb es ſo recht mit allen Griffen und Kniffen. Niemand übertraf ihn in der Kunſt, an den Klingelzug einer großen Hausthür ein Stückchen Fleiſch oder Wurſt zu befeſtigen; jeder herrenloſe Hund, der nur vorbeilief, ſprang und ſchnappte nach dem Biſſen, und ſo wurden die Domeſtiken zehnmal in der Nacht aufgeweckt. Mit noch größerer Virtuoſität wußte er Ladenſchilder abzunehmen, aufzuhängen und mit einander zu vertauſchen. Einmal hob er das Schild eines Friſeurs ab, ſägte es entzwei und leimte es mit der Hälfte von dem Schilde eines anderen Nachbars zuſammen; am anderen Morgen war zu leſen: M. Noblet vermiethet Lohnfuhren und falſche Locken à la Paris. Ein andermal hängte er die hölzerne Schildtafel eines Puppen-Theaters über einer Apotheke auf, ſo daß ganz Rennes am Morgen las, wie folgt: Jahrmarkt-Theater in der Apotheke von M. F......

Waren Herrn Ganguernet's Streiche in der Stadt ſo anmuthig, ſo waren ſie auf dem Lande vollends liebenswürdig. Mit dem größten Geſchick zerſchnitt und zerſtreute er die Haare einer Bürſte im Bette ſeines guten Freundes, ſo daß der Mann es keine Viertelſtunde im Bette aushalten konnte, ohne vor Kratzen und Stechen in der Haut raſend zu werden. Wenn Jemand etwa in einem Zimmer ſchlief, das von Herrn Ganguernet's Zimmer nur durch eine Holz- oder Tapetenwand geſchieden war, ſo wußte unſer Freund dieſe Wand höchſt künſtlich zu durchbohren und eine Schnur hindurch zu praktiziren, die er an der Bettdecke des Nachbars befeſtigt hatte. Wenn dann der Andere ſchlief, fing er ganz ſachte an, die Decke hinwegzuziehen, ſo lange, bis der Schlafende nichts am Kopf und nichts an den Füßen hatte. Beſonders wenn die Nächte recht kalt und feucht waren, pflegte Herr Ganguernet ſich dieſes Vergnügen zu machen. Der Schläfer erwacht ganz ſtarr vor Kälte, wickelt ſich ſorgfältig ein und legt ſich aufs Ohr, ohne etwas Arges zu denken. Kaum merkt das Ganguernet, ſo zieht er ſachte wieder am Schnürchen, bis der Andere vor Aerger, Ungeduld und Froſt zu brummen und zu fluchen anfängt; dann legt Ganguernet den Mund an das Loch in der Wand und ruft: „Ha, ha, das iſt zum Kranklachen!“

Wenn unſerem Freund eine Perſon von recht einfältigem Geſichte, eine von den Figuren in den Wurf kam, bei denen man ſchwer der Verſuchung entgeht, ſie zum Narren zu haben, — dann führte Herr Ganguernet folgendes Lieblingsſtückchen aus. Er entwendet dem Schlafenden Hoſe und Rock und näht ſie mit vielen Stichen dermaßen zuſammen, daß ſie bedeutend enger werden; er legt ſie wieder hin, dann tritt er ans Bett, rüttelt den Bedauernswürdigen, er ſoll aufſpringen, ſich ſchnell ankleiden und mit auf die Jagd gehen. Der Mann ſpringt auf, will in ſeine Hoſen fahren und kann nicht hinein. „Um Gotteswillen, mein Beſter“, ruft Ganguernet, „was iſt denn das mit Ihnen, was fehlt Ihnen denn, Sie ſind ja ganz geſchwollen.“ — „Wie, ich?“ — „Und wie geſchwollen!“ — „Wirklich?“ — „Ich wollte mich gern geirrt haben, kleiden Sie ſich nur an, kommen Sie hinunter, wir wollen die Anderen fragen, ob ſie's auch merken.“ — „Aber ich kriege die Kleider nicht an!“ — „Sehen Sie wohl, Sie ſind geſchwollen; wenn es nur nicht die galoppirende Waſſerſucht iſt.“ — — — Und ſo fuhr er fort, den Armen zu ängſtigen, bis die Poſſe ſich mit dem hergebrachten Worte löſte: „Ha, ha, 's iſt zum Kranklachen!“

Der abſcheulichſte Streich in dieſer Art war wohl folgender, womit er einem Manne, der allgemein für äußerſt muthig galt, einen tödtlichen Schreck einjagte. Der Mann legt ſich zu Bette und fühlt unten zu Füßen etwas Kaltes, Klebriges, Glattes; er betaſtet es mit den Füßen, es iſt ein runder, länglich geſtreckter Körper; er fühlt es mit Händen an; wahrhaftig, es iſt eine zuſammengerollte Schlange. Von Schreck und Ekel übermannt, ſpringt er mit einem lauten Schrei aus dem Bette; ſieh da, Ganguernet kommt aus ſeinem Verſteck hervor, klatſcht in die Hände und ſchreit: „Ha, ha, zum Kranklachen!“ — Was nämlich jenem ſo große Furcht eingejagt, war nichts als eine Aalhaut, mit naſſem Lehm ausgeſtopft. Der Gefoppte war wüthend und wollte dem Spaßmacher den Hirnſchädel einſchlagen; Ganguernet warf ihm, ſich vertheidigend, eine ungeheure Kanne mit Waſſer an den Kopf und lief eiligſt davon, während er in einemfort ſchrie: „Ha, ha, zum Kranklachen!“ Die Hausleute liefen auf den Lärm herbei, und es gelang ihnen, den Wüthenden, Gefoppten, Begoſſenen zur Ruhe zu bringen, indem ſie ihm vorſtellten, was der Ganguernet für ein trefflicher Kerl wäre, ein munterer Zeiſig, ein Bruder Luſtig, ohne den man vor Langeweile umkommen müßte, zumal auf dem Lande.

Der Meinung werden unſere Leſer nicht ſeyn; vielmehr gehörte Herr Ganguernet zu den unerträglichen Kreaturen, die ihren Nebenmenſchen überall in die Quere kommen, gerade wie wenn Euch ein Hund übers Brettſpiel liefe und mit ſeinen vier Pfoten alle Eure Lieblingspläne zu Schanden würfe. Nein fürwahr, ein ſolcher Menſch iſt ſchlimmer und unerträglicher als ein Hund, denn man kann ſich ihn nicht ſo leicht vom Halſe ſchaffen. Nicht im Ernſt, nicht im Scherz, nicht in der Freude, nicht in der Traurigkeit iſt man vor ihm ſicher; jeden Gedanken, den man ſich macht, jede Empfindung, die Einen beſchleicht, jedes Vorhaben, mit dem man umgeht, ſie lauern darauf, ſie ſpähen es aus, und dann paſſen ſie genau den Augenblick ab, wo ſie Einen mit ihren Verbal- oder Realpoſſen ärgern und verblüffen können. Sie ſind nicht allein läſtig, ſondern wirklich gefährlich; denn ſie bringen Euch dahin, daß Ihr unwillkürlich über Andere lacht, die gefoppt werden, gleichviel obs Eure beſten Freunde oder Eure bitterſten Feinde ſind, und indem Ihr ſolchergeſtalt Vergnügen oder Schadenfreude an den Neckereien empfindet, womit man Andere heimſucht, werdet Ihr gewiſſermaßen zu Mitſchuldigen des Poſſenreißers. Unverſehens kommt die Reihe an Euch ſelbſt, und dann dürft Ihr ſo wenig auf Barmherzigkeit rechnen, als Ihr ſie ſelbſt geübt habt. Das Klügſte iſt dann, ſich ſo wenig als möglich darüber zu ärgern, wenn man Euch tüchtig auslacht, und am beſten iſts, wenn Ihr ſelber mitlachen könnt.

Indeß auch unter den Poſſenreißern giebt es verſchiedene Stufen des Ranges und der Kunſt. Manche ergehen ſich in ſo gemeinen und trivialen Späßen, daß ſie ſich ſehr ſchnell um allen Reſpekt bringen. Das Repertorium ihrer Farcen und Streiche iſt ziemlich bekannt und leicht ausgebraucht. Z. B. Man fährt zur Nachtzeit unvermuthet mit dem Kopfe durch das geölte Papierfenſter einer Schuhflicker-Werkſtatt und fragt den Mann drinnen, ob er wiſſe, wo der Finanz-Miniſter oder Erzbiſchof wohnt, oder: man zieht im Dunkeln eine Schnur quer über die Treppe, ſo daß Alle, die hinunterſteigen, eine Rutſchfahrt per posteriora machen müſſen, oder man weckt mitten in der Nacht einen Notarius auf und heißt ihn eiligſt zu dem und jenem ſeiner Klienten kommen, der im Sterben liege und ein Teſtament machen wolle, während der Mann natürlich ſich ſo geſund befindet, wie ein Fiſch im Waſſer. Dergleichen Streiche giebt's tauſenderlei; es ſind die Anfangsgründe, die erſten Handgriffe zum Metier; wer zweifelt daran, daß Ganguernet ſie meiſterlich verſtand?

Auf ſeinem Repertorium ſtanden aber noch ganz andere Dinge von ſeiner eigenen Erfindung, und auf dieſe gründete ſich eigentlich ſein ungeheurer Ruf. Einmal war ich Zeuge von einer wirklich geiſtreichen Myſtification, die er angeſtiftet hatte. Wir befanden uns in zahlreicher Geſellſchaft auf dem Lande. Eine etwa dreißigjährige Dame genoß die Ehre, daß Ganguernet ihr vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete; ſie aber, eine entſchiedene Freundin des Modiſchen, Eleganten, Pariſiſchen, fand an dem blaſſen, feinen Angeſicht eines ziemlich hübſchen und ziemlich einfältigen jungen Mannes mehr Geſchmack, als an Ganguernet's rundem glänzenden Purpurantlitz. So ſehr auch Ganguernet den ſchönen Helden in Gegenwart und vor Augen der Dame hänſeln mochte, ſeine Einfalt galt bei ihr immer für poetiſche Zerſtreutheit und ſeine Leichtgläubigkeit für ehrliches Gemüth. Eines Abends gingen wir aus einander und zur Ruhe; es war eben zuvor von dem blaſſen jungen

Digitized by Google

Herrn die Rede geweſen, die Dame hatte ihn mit aller möglichen Beredſamkeit vertheidigt, und Ganguernet hatte ihr mit einer Geduld zugehört, woraus nichts Gutes zu prophezeien war. Wir mochten kaum eine halbe Stunde gelegen haben, da hören wir aus dem Salon im Erdgeſchoß überlautes Geſchrei: Feuer, Feuer! Das ganze Haus ſtürzt zuſammen, Herren und Damen, halb entkleidet, halb angekleidet, wie man will. Man drängt ſich in den Salon hinein, Lichter in der Hand; da liegt Freund Ganguernet ganz gemächlich ausgeſtreckt auf einem Seſſel. Man beſtürmt ihn mit Fragen; ſtatt aller Antwort erhebt er ſich, nimmt den blaſſen Jüngling bei der Hand, führt ihn mit feierlichem Anſtand der ſchönen Dame entgegen und ſpricht mit Pathos: „Ich habe die Ehre, Ihnen das poetiſchſte Gemüth der Geſellſchaft in einer wollenen Schlafmütze vorzuſtellen.“ Schallendes Gelächter! Die Dame hat dem Ganguernet dieſen Streich nie wieder vergeſſen; ob ſie's der Schlafmütze vergiſſen hat? — —

Man glaube indeß keinesweges, daß alle Poſſen Ganguernet's auf eine ſolche Rache hinausliefen. Aufs Lachen hatte er's abgeſehen; 's iſt zum Kranklachen, das war ſein Loſungswort. Das Stückchen, auf das er ſich am meiſten einzubilden pflegte, verdient hier zum Ergötzen der Leſer noch eine Stelle. In derſelben Straße zu Rennes, wo Ganguernet wohnte, ihm gegenüber, bewohnten zwei alte ehrliche Bürgersleute, Mann und Frau, ein kleines Häuschen, das ihnen gehörte. Alle Sonntage pflegten ſie bei einem ihrer Verwandten, der ziemlich weitab wohnte, zu Abend zu eſſen und ein Spielchen Piquet zu machen; manchmal ſetzte es auch wohl einen Punſch, oder man ſpülte die Krebſe mit einem wenig mouſſirenden Cider hinunter, ſo daß unſer ehrwürdiges Ehepaar beim Nachhauſekommen um eilf Uhr Nachts allerhand alte Melodieen zu ſummen und allerhand neue Pas dazu zu machen pflegte.

So geſchah es eines Sonntags Abends, daß ſie ein bischen im Zickzack ihres Weges nach Hauſe gingen. Schon ſind ſie an des Nachbars Thür; von da ſind allbekanntermaßen noch zehn Schritte bis zu ihrer eigenen. Sie gehen die zehn Schritte, der Mann greift in ſeine Taſche, ſucht den Hausſchlüſſel und findet ihn; er ſucht auch das Schloß, aber das Schloß iſt nicht da. „Wo iſt das Schloß“, ſchreit er, „wo iſt das Schloß?“ — „Lieber Larquet“, ſagt die Alte, „Du haſt zu viel Cider zu Dir genommen; Du ſuchſt das Schloß, und wir ſtehen hier noch vor Nachbars Wand!“ — „Haſt Recht, Alte“, ſpricht Larquet, „wir müſſen noch ein paar Schritt weiter.“ Sie gehen weiter, aber nun ſind ſie auf einmal zu weit gegangen; vorhin gingen ſie an der Thür des Nachbars zur Rechten vorüber, jetzt ſtehen ſie an der Thür des Nachbars zur Linken. Sie müſſen an ihrer eigenen Hausthür vorbeigegangen ſeyn. Sie kehren um, ſie taſten ſich mit den Händen an der Mauer fort, ſie finden eine Thür, es iſt wieder die Thür des Nachbars zur Rechten. Den armen Alten wird um ihren Verſtand bange, ſie glauben, der Kopf drehe ihnen vom Wein; ſie kehren abermals um, fangen ihre Unterſuchung von neuem an und gerathen richtig wieder an die Thür des Nachbars zur Linken. Immer dieſe beiden Thüren und niemals ihre eigene; ihre Thür iſt fort, wer hat ihnen ihre Thür weggenommen? Die Angſt macht ſie zittern; ſie fragen ſich ernſtlich, ob ſie den Verſtand noch an der rechten Stelle haben, aber ſie ſchämen ſich doch, Leute herbeizurufen; ſie fürchten, man werde ſie gar zu ſehr auslachen, daß ſie, als ehrbare Bürgersleute und Hausbeſitzer, ihre Hausthür nicht finden. So gehen ſie eine ganze Stunde hin und her, auf und ab; ſie ſpähen, ſie taſten, ſie meſſen, Alles umſonſt; keine Thür iſt vorhanden, nur eine Mauer, eine ganz fremde verzweifelte Mauer. Endlich übermannt ſie die Furcht, ſie ſchreien um Hülfe, die Nachbarn kommen mit Licht, und nun findet ſich's, daß man die Thür ſorgfältig vermauert und die Stelle überputzt hat. Alle Welt fragt ſich, wer wohl den alten Leuten dieſen böſen Streich geſpielt haben mag? Ganguernet hat längſt von ſeinem Fenſter aus mit einigen närriſchen Geſellen auf die Straße gelauſcht und ſich an der Noth und Betrübniß des alten Herrn Larquet und ſeiner Ehehälfte ergötzt; jetzt ſteckt er den Kopf hervor, und die Untenſtehenden vernehmen das wohlbekannte: „Ha, ha, zum Kranklachen!“ „Aber“, ſagt man ihm, „die alten Leute werden davon das Fieber kriegen.“ — „Pah“, ſpricht Ganguernet und reibt ſich die Hände: „War's nicht zum Kranklachen?“

Diesmal ließ man doch an den Königlichen Prokurator das Geſuch ergehen, er möchte die Lachluſt des Herrn Ganguernet etwas mäßigen. Seine geſchickte Vertheidigung, indem er unter fortwährendem Händereiben verſicherte: „Herr Präſident, es war zum Kranklachen“ — dieſe Vertheidigung half ihm nichts, man ſperrte ihn auf eine Woche ein.

(Schluß folgt.)

Afrika.

Volksſtämme in Marokko.

Der Markt von Tetuan gleicht einer lebenden Bilder-Gallerie, in der die verſchiedenartigſten Raçen der Bevölkerung von Marokko vor uns die Revue paſſiren. Man unterſcheidet, außer den Juden, im Ganzen vier Hauptſtämme, nämlich: die Berbern oder Amazirgen, die Szelloks, die Mauren und die Araber. Alle Bewohner des Marokkaniſchen Reiches, mit Ausnahme der Juden, laſſen ſich unter eine dieſer vier Hauptrubriken bringen.

Die Amazirgen, mit Unrecht „Berbern“ genannt, ſind die direkten Nachkömmlinge der älteſten Bewohner, nicht bloß von Marokko, ſondern des ganzen nördlichen Afrika's, vom Nil bis zum Ocean. Man hält ſie für ein und daſſelbe Volk mit den alten Numidiern, von denen auch die früheſten Bewohner Mauritaniens, Nubiens und Libyens abſtammen. Amazirgen iſt der allgemeine Name dieſer Völkerſchaften, die je nach den von ihnen in Beſitz genommenen Orten andere ſpezielle Benennungen erhalten; ſo heißen ſie in der Regentſchaft Algier Kabylen, in Tunis Suaven, in Tripolis Adems und in der großen Wüſte Tuaten. Die Amazirgen von Marokko ſind über das ganze Atlas-Gebiet, von dem Riff bis zur Provinz Tedla und dem Reiche Tafilet, verbreitet. Unter den zu dieſer Völkerſchaft gehörigen Stämmen zeichnet ſich der der Gomeren als einer der mächtigſten und berühmteſten aus.

Was die Benennung „Berbern“ betrifft, die ihnen von den meiſten Geſchichtſchreibern beigelegt wird, ſo iſt dieſe unſtreitig fremden, wahrſcheinlich Arabiſchen Urſprungs; ihnen ſelber iſt der Name nicht bekannt, ja ſie würden ihn kaum ausſprechen können, da der Buchſtabe B in ihrer Sprache gänzlich mangelt. Das Volk nennt ſich nie anders als Amazirgen, ein Wort, das ſo viel als edel, unabhängig oder frei bedeutet, ganz analog dem Namen der Franken und der Slaven. Die Araber behaupten von jenen Urbewohnern des Landes, daß ſie von den Amalekiten und Kananitern abſtammen, die durch Joſua und die nachfolgenden Iſraelitiſchen Heerführer aus Paläſtina vertrieben worden; ſie ſelbſt aber verſichern, daß ſie bereits vor jener Zeit im Beſitz des nördlichen Afrika's geweſen, und daß ſie ſchon damals ihre jetzige Sprache geſprochen; dieſe Sprache aber iſt weder Hebräiſch, noch Phöniziſch, noch Arabiſch. Gelehrte Orientaliſten haben überhaupt keine Verwandtſchaft derſelben mit den Semitiſchen Sprachen auffinden können, ein Umſtand, der die Meinung ihres Geſchichtſchreibers Ibnu Chaldun zu beſtätigen ſcheint, welcher ſie nicht von Sem, ſondern von Ham abſtammen läßt.

Die Amazirgen erkennen die Oberhoheit des Sultans nur in einem geringen Maße an. Die meiſten Stämme ſind ganz unabhängig und führen keine anderen Befehle als die ihrer Aelteſten (amzargh) aus. Dieſe Letzteren ſind eine Art erblicher Fürſten, deren erſte Sorge darin beſteht, über die Reinheit ihres Stammbaumes zu wachen. Kein Europäiſcher Fürſt mag wohl je auf ſeine Regentenwürde ſo ſtolz geweſen ſeyn, als dieſe Häuptlinge. Einer derſelben, Namens Amegar Mhauzer, hat ſich in der letzten Zeit durch ſeine militairiſchen Talente berühmt gemacht. Im Jahre 1816 ſtand er an der Spitze einer Empörung gegen den Sultan Suleiman, die er mehrere Jahre hindurch mit vieler Energie leitete.

Ihr dünner, oft kaum bemerklicher Bart iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen der Amazirgen, und obwohl ihre Haut eben nicht ſehr weiß iſt, haben ſie doch oft blondes Haar, ein Umſtand, der ſie mehr den Bewohnern des Nordens, als denen des inneren Afrika's ähnlich macht. Ihre Kleidung beſteht aus einem einfachen Hemde ohne Aermel. Sie leben unter Zelten, oder, wie die Troglodyten, in Gebirgs-Höhlen; ſie ſind mehr Hirten als Ackerbauer, auch ziehen ſie viele Bienen. Als geſchickte Schwimmer und unermüdliche Fußgänger ſind ſie für die Jagd aufs leidenſchaftlichſte eingenommen. Vor Allem aber iſt die Flinte ihr Liebling; ſie ſcheuen keine Koſten, um ſie mit Elfenbein und Silber zu ſchmücken. Die Amazirgen ſind von kleiner Statur, aber ſtark und unternehmend; ſtolz und in ihrer Feindſchaft unverſöhnlich, tragen ſie dem chriſtlichen Namen einen Haß nach, der ſogar die fanatiſche Intoleranz der Mauren überſteigt.

Trotzdem haben wir indeß geſehen, daß ſie eine große Anzahl von Juden in ihrer Mitte dulden; dieſe Toleranz iſt unſtreitig der Meinung der Amazirgen zuzuſchreiben, daß viele ihrer Vorfahren vor der Eroberung der Araber im ſiebenten Jahrhundert Anhänger des Judenthums geweſen, eine Meinung, die durch die Nachrichten mehrerer Arabiſcher und Spaniſcher Geſchichtſchreiber des Mittelalters unterſtützt wird. Nach Einigen hätten viele Berbern zur Zeit des Tarek ſich zum Judenthume bekannt, und ein Geſchichtſchreiber von Grenada, Abdu Muhamed, der im vierzehnten Jahrhundert die Geſchichte der Könige ſchrieb, behauptet ausdrücklich, daß von den Amazirgen Einige der chriſtlichen, Andere der moſaiſchen und noch Andere der Magie, d. h. der Religion des Zoroaſter, zugethan geweſen.

Was die Szelloks betrifft, ſo bewohnen ſie vorzüglich die ſüdlichen Gegenden des Atlas. Ganz abweichend von den Amazirgen, leben ſie mehr vom Ackerbau, als von ihren Viehheerden; ja ſie treiben ſogar Künſte und Gewerbe und liefern mehrere koſtbare Artikel für den Europäiſchen Handel. Anſtatt in Zelten und Höhlen, wie jene, wohnen ſie vielmehr in Städten und Dörfern; ihre Häuſer von Stein und Kalk ſind mit Ziegel- oder Schiefer-Dächern gedeckt und mit Vertheidigungs-Thürmen verſehen. Die Szelloks betrachten ſich als die Nachkommen der Urbewohner des Landes; ſie halten die Berbern für Philiſtäer, für ſolche, die aus Paläſtina eingewandert wären. Gegen die Juden zeigen ſie ſich nicht ſo rückſichtsvoll als jene, indem ſie dieſelben vielmehr in harter Dienſtbarkeit halten.

Von ihren Nachbarn unterſcheiden ſie ſich durch ihre Tracht, durch eine weniger ſtarke Leibes-Conſtitution und durch ein größeres Geſchick zur Betreibung der verſchiedenen Handwerke und Künſte. Dieſe Spuren einer verbreiteteren Civiliſation haben zu der keinesweges haltbaren Meinung Anlaß gegeben, daß ſie die Nachkömmlinge Portugieſiſcher Koloniſten ſeyen, die im Mittelalter das Land in Beſitz genommen, es aber unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika wieder verlaſſen hätten. In der Nähe von Demnet, einer ganz Szellokiſchen Stadt, zeigt man eine mit Lateiniſchen Inſchriften bedeckte Kirche, deren Gründung den Portugieſen zugeſchrieben wird. Es iſt das Gerücht verbreitet, daß ſie von Geiſtern beſucht werde, und dieſe abergläubiſche Geſchichte hat die Kirche bisher noch vor dem gänzlichen Untergange geſchützt: die Eingeborenen wagen es nicht, Hand an ſie zu legen.

Obgleich die nächſten Nachbarn der Amazirgen, leben die Szelloks doch gänzlich von ihnen getrennt; ſie ſtehen in keiner Handels-Verbindung mit denſelben, und es giebt kein Beiſpiel von Ehen zwiſchen dem einen und dem anderen Volke. Was ihre beiderſeitigen Sprachen betrifft, ſo verſtehen ſie ſich einander nicht ohne Dolmetſcher; ja ſelbſt die gewöhnlichſten Worte weichen in beiden Idiomen von einander ab, obwohl ſie aus einer gemeinſchaftlichen Quelle gefloſſen zu ſeyn ſcheinen. Ein Spaniſcher Mönch, der Pater Don Pedro Martin del Roſario,

Digitized by Google

der beide Völkerſchaften beſucht und ihre Sprachen ſtudirt hat, behauptet, daß ſie ſich ungefähr wie das Engliſche zum Holländiſchen verhalten; hinſichtlich des National-Charakters beider Stämme pflegte er zu ſagen, daß die Schellohs die Marokkaniſchen Franzoſen, die Berbern hingegen die Belgier jenes Landes wären.

Leo, der Afrikaner, entwirft von den Erſteren folgendes Bild: „Es ſind kräftige und furchtbare Menſchen, die weder Kälte noch Schnee ſcheuen. Ihre Kleidung beſteht aus einem einfachen wollenen Gewande, über welchem ſie einen Mantel tragen; die Beine verhüllen ſie mit Bänderſtreifen ſtatt der Strümpfe, und den Kopf laſſen ſie das ganze Jahr hindurch unbedeckt. Es ſind die größten Diebe und Räuber von der Welt; ſie beſitzen große Heerden von Eſeln und Mauleſeln und leben in offener Freundſchaft mit den Arabern, beſtehlen dieſelben aber in der Nacht. Bei alledem ſind die Gebirgsleute tapfer; es läßt ſich keiner von ihnen lebendig gefangen nehmen. Sie ziehen mit Speer und Dolch bewaffnet in die Schlacht, und nur mittelſt einer ſtarken Reiterei ſind ſie in die Flucht zu ſchlagen.“

Die Schellohs ſtehen eben ſo wenig unter der Botmäßigkeit des Sultans, als die Amazirgen; ſie leben in völliger Unabhängigkeit und greifen bei dem geringſten Anlaß zu den Waffen.

Nächſt dieſen beiden Stämmen bilden die andere, jedoch kleinere Hälfte der Marokkaniſchen Bevölkerung die Mauren und die Araber. Die Mauren ſind Perſiſchen Urſprungs und ſcheinen überhaupt nur ein Gemiſch von Aſiatiſchen Nationen zu ſeyn. Später als die Amazirgen nach Marokko gekommen, befanden ſie ſich hier doch ſchon lange vor der hiſtoriſchen Zeit der Griechen und Römer. Ihre erſte Erſcheinung in Marokko wird in die Zeit Joſua's, ungefähr 1400 Jahre vor Chriſto, verlegt; ſpäter aber ſollen ſie auch noch von Karthago einen neuen Zuwachs von Koloniſten erhalten haben. Aeltere Geſchichtſchreiber ſchildern ſie als ein nomadiſches Volk, während die Amazirgen feſte Wohnſitze einnehmen. Der größte Theil der Mauren, die das Land zwiſchen dem Atlas und dem Meere innehaben, ſtammt von denen ab, die unmittelbar nach der Eroberung von Granada aus Spanien vertrieben wurden; dieſe Nachkömmlinge der Europäiſchen Mauren bilden die reichſte und mächtigſte Maſſe der Bevölkerung der Städte. Sie bekleiden die höchſten Aemter bei der Regierung und in der Armee und ſind die Einzigen unter den Eingebornen, die direkte Verbindungen mit den chriſtlichen Völkern unterhalten; ein Umſtand, der ſie jedoch nicht hindert, die Letzteren recht ordentlich zu haſſen. Ihre Sprache iſt das ſogenannte Occidentaliſch-Arabiſche, vermiſcht mit vielen Amazirgiſchen und Spaniſchen Wörtern. Die Mauren ſind im Allgemeinen ſchlank und wohlgebildet, aber gegen das reifere Alter neigen ſie ſich, in Folge ihres indolenten und müßigen Lebens, meiſtentheils zur Korpulenz hin. Auch die Frauen, die ſonſt recht hübſch und graziös ſeyn ſollen, werden durch das Embonpoint, das bekanntlich bei ihnen ſelbſt als ein Zeichen der Schönheit gilt, auffallend entſtellt. Wie man ſagt, färben ſich die Letzteren die Augenbrauen und Wimpern ſchwarz, um dadurch ihre Schönheit noch zu erhöhen.

Das Koſtüm der Mauren iſt bekannt; was aber ihren Charakter betrifft, ſo haben wir bereits geſehen, daß Geiz und Treuloſigkeit als die Baſis deſſelben zu betrachten ſind. Ein Beiſpiel mag hinreichen, um zu zeigen, mit welcher teufliſchen Liſt dieſe beiden National-Laſter in der engſten Verbindung mit einander auftreten. Ein einer Mordthat angeklagter Mann war ins Gefängniß geſetzt worden; ſchon hatte man den Tod über ihn verhängt, und man wartete nur auf den letzten Kaiſerlichen Ausſpruch, um die Hinrichtung zu vollziehen; aber einer ſeiner Freunde hatte ſich vorgenommen, ihn zu befreien. Er wandte ſich deshalb an den Kerkermeiſter, der ſich auch bald für eine gewiſſe Summe Geldes anheiſchig machte, die Feſſeln des Gefangenen zu löſen. Es ward verabredet, daß er ihn um drei Uhr des Morgens ſeinem Freunde zuſtellen ſollte. Aber um Mitternacht verfügte ſich der Kerkermeiſter zu dem nächſten Verwandten des Ermordeten, gab ihm einige Winke über die Entweichung des Mörders und machte ſich zugleich, und zwar ebenfalls für eine bedeutende Summe Geldes, anheiſchig, ihm ſeinen Feind um zwei Uhr in die Hände zu liefern, damit er den ſeiner Familie angethanen Schimpf an ihm rächen könne. Die Summe ward feſtgeſetzt, und zur beſtimmten Stunde findet der Verwandte in der That den Gefangenen an dem verabredeten Orte. Mit kaltem Blute durchbohrt ihn jener und geht davon. Als nun um drei Uhr der Freund herbeikam, fand er nur noch den Leichnam deſſen, den er zu retten beabſichtigte. Er bricht in die bitterſten Verwünſchungen gegen den treuloſen Befreier aus; dieſer aber erwiederte ihm kaltblütig: „Ich habe mein Verſprechen erfüllt und meine Belohnung verdient. Habe ich nicht Euren Freund aus dem Gefängniß geſchafft? Was ihm nachher widerfahren, das geht mich nichts an. Nachdem er einmal in Freiheit ſich befand, war es ſeine eigene Sorge, über ſein Leben zu wachen.“

Wenn man bei den Berbern zum wenigſten ihre Kühnheit, ihren Muth und ihre Entſchloſſenheit bewundern muß, ſo haben dagegen die Mauren gar nichts Großes für ſich; vielmehr feig, kleinmüthig, kriechend gegen die Stärkeren und übermüthig gegen die Schwächeren, wiſſen ſie weder was Großmuth noch was Uneigennützigkeit ſey; eben ſo wenig kennen ſie geiſtige Genüſſe, da ſie in viehiſche Wolluſt ſtets verſunken ſind. Sie ſtreben nur nach Reichthümern, und wenn ſie dieſelben endlich erlangt, ſo beſteht ihre größte Sorge wiederum nur darin, ſie ſo viel wie möglich verborgen zu halten. Ein einheimiſcher Dichter erfand wahrſcheinlich mit Bezug auf dieſe ihre unerſättliche Habſucht folgende Mythe: „In dem uralten irdiſchen Paradieſe gab es Bäume von Gold und Silber; unter dem Schatten dieſer Bäume war es, wo Adam nach dem Sündenfalle ſich vor Gott zu verbergen ſuchte, aber die Bäume verſagten ihm ihren Schutz und ſtießen ihn weit von ſich hinweg. Da ſagte Gott zu ihnen: Ihr ſeyd mir vor Allen treu geblieben, darum mag euch zur Belohnung die ganze Welt unterworfen ſeyn. Bei dieſen Worten vergrub er ſie ins Innere der Erde, und ſeit der Zeit iſt das menſchliche Geſchlecht eifrig damit beſchäftigt, dieſe Bäume wieder aufzuſuchen und ausgraben zu laſſen.“

Den vierten Hauptſtamm des Landes bilden die Araber. Sie ſind die Eroberer, die zur Zeit ihrer großen kriegeriſchen Züge aus den Wüſten von Yemen in das Land eingedrungen und dem beſiegten Volke ihre Sprache und ihre Religion aufgezwungen haben. In der Folge verſchmolzen ſie allmälig mit den übrigen Bewohnern des Landes. Jedoch ward das Band der Verbrüderung nie ſo eng, daß nicht der erobernde Stamm noch heutzutage ſich von allen übrigen durch ſeinen Charakter unterſchiede. Die Araber ſind von ſanfteren Sitten als die Mauren; ſie ſind tapferer, gaſtfreundlicher und worttreuer. Wenn ſie auch gegen fremdes Eigenthum nicht eben ſonderlichen Reſpekt beweiſen, ſo treten ſie doch wenigſtens nie als gemeine Räuber oder Meuchelmörder auf. Ziehen ſie ja im Zorn den Dolch, ſo darf man ihnen nur die einfachen Worte: „Denket an Gott und den Propheten“ zurufen, um ſie auf der Stelle zu entwaffnen und zum Frieden zurückzubringen. Im Allgemeinen bilden die Araber einen ziemlich ſchönen Menſchenſchlag, der aber nicht ſo ſchön von Geſichtsbildung als vielmehr dem ganzen Körperbau nach iſt. Sie ſind größer, gewandter und thätiger als die Mauren. Ihre Tracht beſteht aus dem weißen Haik; das Haar tragen ſie kurz, durch ein Band zuſammengehalten. Nur Wenige machen Gebrauch vom Turban; auch gehen ſie lieber baarfuß als mit Sandalen. Sie ſprechen das Arabiſche des Korans in ſeiner urſprünglichen Reinheit, zum wenigſten rühmen ſie ſich deſſelben. Ueberhaupt haben ſie, wie kein anderes Volk, die uralten Gebräuche ihrer Vorfahren bewahrt. Mit Ausnahme der Religion befinden ſich ihre Sitten noch heutzutage auf demſelben Standpunkte, auf dem ſie zur Zeit Hiob's (?) ſtanden.

Sie ſind jenem Hirtenleben treu geblieben, das ihren gränzenloſen Ebenen, ihren brennend heißen Tagen und ihren heiteren Nächten ſo angemeſſen iſt. Sie ziehen von Feld zu Feld, indem ſie ihre Kameele und Viehheerden mit ſich führen, aus denen ihr ganzer Reichthum beſteht. Am liebſten ſchlagen ſie ihre Zelte und Hütten an den Ufern eines Baches, an der Quelle eines Fluſſes oder in der Nachbarſchaft einer Moſchee auf. Wenn ihre Weideplätze abgefreſſen ſind und nicht mehr Futter genug für das Vieh darbieten, ſo wird das Lager abgebrochen, ſie ziehen weiter und ſuchen wieder einen anderen Ort auf, der mit reichem Graſe und mit friſchen Waſſerquellen verſehen iſt. Die Liebe zur Unabhängigkeit und zum nomadiſchen Leben iſt mit der Natur der Araber ſo innig verwebt, daß bisher nichts ſie vermocht hat, ſich in Städten niederzulaſſen oder auch nur ein Dorf zu erbauen. Sie haben ſo wenig Bedürfniſſe, daß ſie dieſelben überall leicht befriedigen können; als Pythagoräer von Natur, achten ſie das Fleiſch der Thiere nicht ſehr und leben überhaupt ſo frugal, als man ſich nur denken kann. Die Milch und die Wolle von ihren Heerden genügen ihren Bedürfniſſen, ſo wie der Gebrauch des Pferdes und die Jagd ihre Lieblings-Vergnügungen ausmachen. Die Frauen arbeiten gleich den Männern, ſie ziehen beſonders Bienen und Seidenwürmer, ſpinnen die Wolle, die zur Bekleidung für die Familie dient, und bereiten die Leinwand, die zum Aufſchlagen ihrer Zelte gebraucht wird. So friſch und ſchön ſie auch meiſt in den erſten Tagen der Jugend ſind, verlieren ſie doch gar frühzeitig ihren Glanz; die Blüthe ihrer Schönheit welkt in Folge ihrer übermäßig angeſtrengten Arbeit hin, und bevor ſie noch das zwanzigſte Jahr erreicht, ſind die Frauen ſchon alt geworden.

Wenn man das Leben dieſer Nomaden in unſeren Tagen in Betracht zieht, ſo kann man ſich kaum einen Begriff davon machen, daß dies einſt die Eroberer des Landes waren. Indeß iſt der kriegeriſche Geiſt in ihnen keinesweges erſtorben; wenn ſie auch auf Augenblicke ſchlummern, ſo erheben ſie ſich doch bald, wo es Noth thut, mit um ſo größerer und lebendigerer Kraft; das nomadiſche Leben tödtet keinesweges den Geiſt, ſondern dient vielmehr dazu, ihn zu ſtärken und ſeine Spannkraft zu erhöhen. Gleich auf das erſte Signal greift der Araber zu den Waffen, ſein Auge entflammt beim Schlachtrufe, gleich wie das Ohr ſeines Roſſes beim Trompetenſchalle ſich in die Höhe richtet. Das patriarchaliſche Leben muß einen außerordentlich großen Reiz haben, ja, es muß einem tiefen Bedürfniſſe der menſchlichen Natur entſprechen, da dieſe tapferen Völkerſchaften ſo lange Zeit mit inniger Anhänglichkeit bei demſelben verharren konnten. Obgleich durch die Eroberung zu Herren des Landes geworden, leben ſie doch darin ſo, daß man glauben könnte, ſie müßten mit dem nächſten Tage als Fremde das Land wieder verlaſſen. Sie begnügen ſich damit, ihren Glauben und ihr Geſetz den Beſiegten aufgezwungen zu haben, aber ſie laſſen ihnen ihre Schätze und ihre Städte; Alles, was ſie ſelber bedürfen, iſt ein Winkelchen Erde, um ihre Zelte aufzuſchlagen, und ein freier Himmel, um die Sterne zu betrachten und Gott anbeten zu können.

Wir haben hier unſeren Leſern die vier Hauptſtämme vorgeführt, die ſich heutzutage in das Gebiet von Marokko theilen. Es hält nicht ſchwer, ſie auf den öffentlichen Sammelplätzen von einander zu unterſcheiden. Wäre ich Maler geweſen, ich hätte auf dem Markte von Tetuan die beſte Gelegenheit gehabt, die merkwürdigen Phyſiognomieen der verſchiedenen Raçen nach lebenden Muſtern zu zeichnen. Die Verſchiedenheiten in ihrer organiſchen Bildung waren nicht minder auffallend, als die Mannigfaltigkeit ihrer Trachten. Das männliche und ſtolze Geſicht des Berbern erſchien um ſo kräftiger neben den weibiſchen und mißtrauiſchen Geſtalten der Mauren; eben ſo wie ſein kurzes Gewand von den wallenden Haiks der Letzteren auffallend abſtach. Auf der anderen Seite tummelte der Beduine ſein muthiges Roß mitten unter den Kameelen herum, als ein treues Abbild der Energie und der Kühnheit der ehemaligen Eroberer. Die Frauen hatten ſich hier in größerer Zahl eingefunden, als auf dem Sank von Tanger, aber in ihre langen Gewänder hermetiſch verhüllt, ließen ſie nichts als Hände und Augen ſehen, die ich faſt bei Allen ſehr ſchön fand. Ihre Taille aber und die ganze übrige Geſtalt wurden durch die weiten Falten ihrer Kleider dem Blicke gänzlich entzogen, und ſo erſchienen uns denn auch die plumpen Maſſen ohne allen Reiz und ohne Grazie. Charles Didier.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Eine Menſchenjagd.

Wir haben in den vorjährigen Blättern des Magazins eine Ueberſicht und reichhaltige Auszüge von Waſhington Irving's neueſtem Werke „Aſtoria“, dieſer Chronik der abenteuerlichen Nordweſt-Expeditionen zur Förderung des Amerikaniſchen Pelzhandels, gegeben. Da bisher noch keine vollſtändige Deutſche Ueberſetzung dieſes Buches erſchienen iſt, ſo theilen wir hier noch eine kleine Nachleſe aus demſelben mit:

„Zwei von jenen kecken Abenteurern, die im Innern der Vereinigten Staaten unermeßliche Strecken weit über die entlegenſten Wohnplätze hinaus vordrangen, um Pelzwerk und Felle zu erjagen, — ſie hießen Colter und Potts — hatten mehrere Tage an einem Arme des Miſſouri verweilt, welcher „Jefferſon's Gabel“ genannt wird. Eines Morgens fuhren ſie in ihrer Pirogue ein Flüßchen hinauf, das in jene „Gabel“ ſich ergießt, und an deſſen Mündung ſie am Abend vorher ihre Fangnetze ausgeſpannt hatten. Der Fluß war in ſehr hohe Felſenufer eingeengt, ſo daß man zu beiden Seiten keine Durchſicht hatte.

Beide Jäger ruderten ungeſtört vorwärts, als Colter plötzlich ein ſtarkes Geräuſch zu hören glaubte. Sogleich rief er: „Das ſind Indianer!“ und bat ſeinen Kameraden, aus allen Kräften zurück zu rudern, um zu entfliehen. Potts ſprach ſcherzend: „Du läßt Dir wohl von einer Büffelheerde Furcht einjagen!“ Aber ſchon nach wenigen Augenblicken erhob ſich ein unmenſchliches Gebrüll, und mehrere hundert Wilde erſchienen am Ufer. Sie winkten den Jägern, ans Land zu kommen, und dieſe mußten gehorchen. Ehe ſie noch aus der Pirogue waren, bemeiſterte ſich ein Wilder der Jagdflinte Colter's und trug ſie davon. Potts ſprang ans Land, entriß dem Indianer die Flinte, gab ſie ſeinem Kameraden zurück, ſtieg dann ſelbſt wieder in die Pirogue und ſtieß vom Ufer ab. In demſelben Moment hörte man eine Bogenſehne ſchwirren und dann einen Pfeil ziſchen. Potts ſchrie, er ſey verwundet. Colter beſchwor ihn, ans Land zu ſteigen und ſich zu ergeben, indem ſonſt keine Ausſicht auf Rettung ſey; aber Potts wußte, daß er kein Erbarmen zu hoffen hatte, und wollte daher ſein Leben theuer verkaufen. Er ſchoß ſeine Flinte ab und ſtreckte Einen der Wilden todt nieder. Bald darauf ſtürzte er ſelbſt, von Pfeilen durchbohrt.

Die Rache der Wilden kehrte ſich jetzt gegen Colter, den ſie für's Erſte auskleideten. Da er einige Kenntniß von ihrer Sprache hatte, ſo verſtand er, daß ſie unter einander zu Rathe gingen, wie ſie ihn auf recht ergötzliche Weiſe umbringen ſollten. Einige ſchlugen vor, den Gefangenen als Ziel hinzuſtellen, um ihre Geſchicklichkeit in der Kunſt des Bogenſchießens an ihm zu erproben. Der Häuptling ſtimmte für ein edleres Spiel; er faßte Colter bei der Schulter und fragte ihn, ob er ein guter Läufer ſey? Der Unglückliche kannte die Sitten der Indianer zu gut, als daß er nicht den Grund dieſer Frage errathen hätte: man beabſichtigte, ihn zum Gegenſtand einer förmlichen Parforce-Jagd zu machen. Obſchon ein berühmter Schnell-Läufer unter ſeinen Kameraden, antwortete Colter dem Häuptling dennoch, er ſey gar leicht zu überholen. Dieſe Liſt gelang, und man hielt es für ſchicklich, ihm einen bedeutenden Vorſprung zu geben. Der Häuptling führte ihn ungefähr 400 Schritte weit von dem Haufen der Wilden, ließ ihn dann los und ſagte ihm, er möge ſich retten, ſo gut er könne. Der arme Teufel verzog keinen Augenblick und rannte mit all dem Eifer, welchen die Hoffnung, ſein Leben zu retten, ihm einflößen konnte. Ein fürchterliches Geheul gab ihm zu erkennen, daß die ganze Meute hinterdrein ſtürmte.

Colter flog mehr, als er lief; er ſelbſt mußte über ſeine Kraft und Leichtfüßigkeit ſtaunen; allein es galt, beinahe zwei Engliſche Meilen zurückzulegen, bevor er die „Gabel des Miſſouri“ erreichen konnte — dies lag außer der Möglichkeit menſchlicher Kräfte. Obendrein war die Wieſe mit einer Unzahl ſtachliger Pflanzen bedeckt, die ſeine nackten Füße zerſetzten; und jeden Augenblick mußte er befürchten, daß ein Pfeil ihn durchbohren würde. Er drehte nicht einmal den Kopf um, damit die Diſtanz, welche ihn von ſeinen Verfolgern trennte, und von deren Behauptung ſein Leben abhing, um keinen Zoll verkürzt würde. Schon hatte er beinahe die Hälfte der Ebene durchlaufen, als das immer ſchwächer werdende Geheul der Wilden ihm endlich den Muth gab, ſich einmal umzuſehen. Die Maſſe der Wilden befand ſich in bedeutender Entfernung; aber einige der beſten Läufer waren den Uebrigen vorangeeilt, und ein Wilder, der einen Wurfſpieß als Waffe führte, hatte ſich Coltern bis auf hundert Schritte genähert.

Von neuer Hoffnung belebt, verdoppelte der Gehetzte ſeine Anſtrengungen, die ſo gewaltig waren, daß ihm aus Mund und Naſe Blut floß. Schon hatte er nur noch eine Engliſche Meile bis zum Fluſſe, als die Tritte des nächſten Verfolgers ihm lauter ins Ohr tönten. Ein verſtohlener Rückblick zeigte ihm denſelben nur etwa zwanzig Ellen entfernt und eben im Begriff, ſeinen Wurfſpieß zu ſchleudern. Colter hemmte ſeinen Lauf, ſchwenkte ſich um und ſtreckte die Arme aus. Der Wilde, erſtaunt über dieſe plötzliche Bewegung, wollte gleichfalls Halt machen, um ſeinen Wurfſpieß nach ihm zu werfen; aber ſeine Beine verwickelten ſich im Geſtrüpp, und er fiel zu Boden. Bei ſeinem Fall drang die Spitze des Wurfſpießes in die Erde und der Schaft zerbrach. Ehe der Wilde noch ſich aufraffen konnte, ſtürzte Colter mit Blitzesſchnelle über ihn her, entriß ihm das Stück von dem Wurfſpieß, durchbohrte ihn und rannte dann mit erneuter Gluth weiter.

Als die Indianer bei ihrem todten Kameraden ankamen, verweilten ſie ein paar Augenblicke, um die gewohnte Todtenklage zu heulen. Colter nahm ſich dieſe Zeit zu Nutze und gelangte an den Saum eines Waldes von Baumwollenſtauden, der am Fluſſe ſich hinzog. Er drang hindurch und ſtürzte ſich ins Waſſer. So erreichte er ſchwimmend ein kleines Eiland, an deſſen oberem Ende das Treibholz des Stromes in Menge ſich geſammelt hatte. Colter ſchwamm unter dieſen Haufen von Baumſtämmen und tauchte nicht eher wieder in die Höhe, bis er eine offene Stelle entdeckte, über welcher die verſchlungenen Zweige eine Art von Bedachung bildeten, ſo daß er hier verſteckt bleiben konnte.

Aber bald hörte er das wüthende Geſchrei der Indianer am Ufer. Er ſah durch das Laubwerk, welches ihn bedeckte, wie ſie ins Waſſer plumpten und auf die Holzmaſſen losſchwammen. Hier ſuchten ſie ihn lange Zeit, und der Eine kam ſogar in ſeinen Schlupfwinkel. Als aber Colter den Wilden herannahen ſah, tauchte er langſam unter, und kam nicht eher wieder in die Höhe, als bis der läſtige Gaſt ſich entfernt hatte. Endlich räumten die Indianer dieſe Gegend und ſchlugen eine andere Richtung ein. Colter beſorgte anfangs, ſie würden vielleicht wiederkehren und, in der Hoffnung, ihn doch noch hier zu finden, an das Treibholz Feuer legen. Glücklicherweiſe kamen ſie nicht auf dieſe Idee.

Als endlich die Nacht hereingebrochen war, faßte Colter den Muth, eine bedeutende Strecke den Strom hinabzuſchwimmen. Dann ſtieg er ans Ufer und marſchirte mit ſchnellen Schritten weiter, bis der öſtliche Himmel ſich röthete. Am nächſten Morgen kam er ganz erſchöpft und ausgehungert zu einer Jäger-Station, wo man ihm allen nöthigen Beiſtand leiſtete. Waſhington Irving.

Bibliographie.

- A lecture on German literature. (Vorleſungen über die Deutſche Literatur.) Eine Geſchichte derſelben von der früheſten Zeit bis zur Gegenwart. Von George H. Calvert, Ueberſetzer des Don Carlos, von Schiller. Baltimore.
- Characteristics of the present century. (Kennzeichen unſeres Jahrhunderts.) Von J. Adams, Präſidenten des Colleges in Philadelphia.
- A treatise on consumption. (Ueber die Schwindſucht und ihre Behandlung.) Mit Hinweiſungen für ſolche Kranke, die das Klima des ſüdlichen Europa aufſuchen wollen. Von Dr. W. Sweetſer, Profeſſor in Vermont. — Boſton.
- Traits of American life. (Züge aus dem Amerikaniſchen Leben.) Von Mrs. Sara Hale. New-York.
- The three eras in woman's life. (Die drei Zeitalter im Leben der Frau.) Novellen von Elizabeth Elton Smith. 2 Bände. New-York.

Mannigfaltiges.

— Engliſcher Getraide-Luxus. Der jetzige Verbrauch der ordinairen Getraide-Sorten in England iſt, wie aus Herrn Macculloch's neuem ſtatiſtiſchen Werke hervorgeht, ungemein geringfügig. Im Jahre 1760 zählten England und Wales etwa ſechs Millionen Einwohner; damals aber lebten nur 3,750,000 Menſchen von Weizen, während ſich 888,000 mit Roggen, 739,000 mit Gerſte und 623,000 mit Hafer ernährten. Gegenwärtig, wo die Bevölkerung mehr als das Doppelte von damals beträgt, werden kaum noch 20,000 Menſchen gefunden, welche Roggen-Brod eſſen. Nur in der Grafſchaft Durham giebt es noch eine Miſchung von Roggen und Weizen, welche Maslin heißt; in allen übrigen Theilen des Landes (von Irland natürlich iſt hier nicht die Rede) iſt der Anbau des Roggens etwas ganz Unbekanntes. Faſt daſſelbe kann von dem Verbrauche der Gerſte geſagt werden. Während man in den nördlichen Grafſchaften Englands, namentlich in Cumberland, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Gerſtenmehl ſogar noch in der Küche häufig anwandte, iſt es jetzt auch in den ärmſten Häuſern durch den Weizen verdrängt. Städter ſowohl als Landleute eſſen nur Weizen-Brod, und in einigen Fabrikſtädten iſt innerhalb der letzten Jahre auch ſchon gegen das ordinaire Weißbrod eine ſo entſchiedene Abneigung eingetreten, daß ſowohl für Arme als für Reiche faſt nur das feinere Mehl in Anwendung kommt.

— Die Zeit des materiellen Fortſchrittes. Herrn Macculloch's neues Werk beweiſt auf jeder Seite, in welcher guten Zeit wir leben, und wie ſehr der Wohlſtand und der allgemeine „Comfort“ gegen jede frühere Periode vorgeſchritten ſeyen. Eigenthümlich aber iſt es, daß das Wohlſeyn der vierfüßigen Thiere und namentlich des Schlachtviehes noch bedeutend mehr zugenommen zu haben ſcheint, als das der Menſchen. Denn von 74,000 Stück Rindvieh und 570,000 Schafen, welche die 675,000 Einwohner von London im Jahre 1750 verzehrten, wog jedes Stück Rindvieh im Durchſchnitte nur 370 und jedes Schaf eben ſo nur 28 Pfund, während die 156,000 Stück Rindvieh und 1,238,000 Schafe, welche die 1,472,000 Einwohner Londons im Jahre 1831 verzehrten, durchſchnittlich reſpektive 800 und 80 Pfund gewogen haben. Es iſt aber kaum zu glauben, daß ſich die Kultur des Viehes ſo unverhältnißmäßig mehr verbeſſert habe, als die der Menſchen, und wir werden wohl, um der Wahrheit näher zu kommen, annehmen müſſen, daß man im vorigen Jahrhundert auf der Brittiſchen Inſel bei weitem mehr Kalb- und Lamm-Fleiſch gegeſſen habe, als jetzt, wo man es bekanntlich in der Bereitung der derben Roaſtbeefs und anderer von ausgewachſenem Vieh herrührenden halbgaren Fleiſchſpeiſen zu einer unerhörten Vollkommenheit gebracht hat. Jedenfalls aber zeigt das obige Verhältniß, wie ſehr ſich der Appetit oder — um immer wieder auf daſſelbe glückliche Reſultat zurückzukommen — der „Comfort“ der Engländer im neunzehnten Jahrhundert vermehrt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 8. Berlin, Mittwoch den 18. Januar 1837.

Moldau und Wallachei.

Romäniſche oder Wallachiſche*) Sprache und Literatur.

Von einem Moldauer.

Le Valaque parlé dans un coin de la Turquie d'Europe, est aussi un débris de la langue romane, qui par son mélange avec le slavon, a adopté une forme toute spéciale, mais qui n'offre que peu de culture et par conséquent peu d'intérêt!!!! (Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde, par F. G. Eichhoff. Paris, 1836.)

Il faudrait regretter la langue moldave, parceque'elle est la dernière trace de l'inflexibilité du caractère romain. Elle s'est enrichie des mots de toutes les langues du Nord et du midi, sans changer ni ses anciennes expressions, ni son génie primitif; elle est encore la langue romaine, non celle de Cicéron et du siècle d'Auguste, elle date beaucoup de plus loin. La langue moldave est celle des soldats de Romulus, elle a conservé la dureté de leurs moeurs, et toute la grossièreté de leurs manières. (Le comte d'Hauterive. Tableau de la Moldavie etc. Paris, 1824.)

Durch Zartheit und Wohlklang ausgezeichnet, ſcheint ſie (die Moldauiſche Sprache) zum Geſang geſchaffen, und was die Süße und Weichheit anbelangt, kann ſie faſt der Italiäniſchen zur Seite geſtellt werden. (F. J. A. Schneidawind. Taſchen-Bibliothek der Reiſen, von J. H. Jack. 86ſtes Bändchen. Nürnberg, 1832.)

Welche Verſchiedenheit des Urtheils!

Von allen Ländern des orientaliſchen Europa's ſind die Moldau und die Wallachei faſt am wenigſten bekannt, und dennoch verdienen dieſe Fürſtenthümer in keiner Hinſicht eine ſolche Vernachläſſigung. Die Geſchichte dieſer Länder iſt voll heroiſcher Thaten, die den Griechen und Römern zur Ehre gereichen würden; man erinnere ſich nur an die Siege Stephan's des Großen, Fürſten der Moldau, an den Muth Helena's, ſeiner Mutter, an das ganze Leben von Michael dem Tapferen, Fürſten der Wallachei.

Die Moldauiſchen und die Wallachiſchen Regierungen haben den orientaliſchen Völkern Europa's das erſte Beiſpiel von Freilaſſung der Leibeigenen gegeben. In Polen, in Rußland und in anderen Ländern ſind die Bauern noch heute Leibeigene, während ſie bei uns alle ſeit dem Jahre 1740 ſich des Zuſtandes der Freiheit erfreuen.

Dieſelbe Geringſchätzung hat auch die Romäniſche Sprache getroffen, obgleich ſie eine Tochter der Lateiniſchen iſt und von mehr als fünf Millionen Menſchen geredet wird; denn ſie iſt die Mutterſprache nicht nur der Wallachen und der Moldauer, ſondern ſie wird auch in Beſſarabien, in der Bukowina, in Siebenbürgen, in dem Banat von Temeſwar, in Macedonien, Thracien und ſelbſt in mehreren Kolonieen der Ukraine geſprochen. Drei Viertel derſelben beſtehen aus Römiſchen Wörtern, und nur ein Viertel iſt aus Slavoniſchen, Gothiſchen, Türkiſchen und Griechiſchen zuſammengeſetzt.

„Vor der Florentiniſchen Kirchen-Verſammlung hatten die Moldauer, nach dem Beiſpiel aller übrigen Nationen, die ihre Sprache aus der Römiſchen verdorben haben, Lateiniſche Buchſtaben. Als aber auf dieſer Synode der Moldauiſche Metropolit ſich zu der Partei der Lateiner ſchlug, ſo hat ſein Nachfolger, Namens Theoctiſtus, Diakonus des Markus von Epheſus, von Geburt ein Bulgar, um den Sauerteig der Lateiner aus der Moldauiſchen Kirche auszurotten und den jungen Leuten die Gelegenheit zu benehmen, die Trugſchlüſſe der Lateiner zu leſen, Alexander dem Guten gerathen, nicht nur die Leute, welche in der Religion anderer Meinung waren, ſondern auch die Lateiniſchen Buchſtaben aus ſeinem Fürſtenthum zu vertreiben und die Slavoniſchen an ihre Stelle zu ſetzen.“ **) Der Fürſt genehmigte dieſe Bitte des Metropoliten, ließ alle mit Lateiniſchen Buchſtaben geſchriebenen Bücher verbrennen und befahl, daß man ſich von nun an nur der Cyrilliſchen oder Slavoniſchen Buchſtaben bedienen ſolle. Wer dieſem Gebote zuwider handelte, wurde von dem Metropoliten mit dem Banne belegt; man verbrannte ſogar die Privilegien und ſelbſt die wichtigſten Dokumente, nachdem man ſie in Slavoniſchen Buchſtaben abgeſchrieben hatte.

Die Wallachen und die anderen Romänen ahmten den Moldauern nach, indem ſie die Lateiniſchen Buchſtaben verwarfen, ſo daß bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts alle Bücher mit Cyrilliſchen Buchſtaben gedruckt wurden.

Im Jahre 1780 gaben Georgius Sinkay und Samuel Klein eine Romäniſche, zuerſt wieder mit Lateiniſchen Lettern geſchriebene Sprachlehre heraus, in welcher ſie jedoch viele Fehler gegen die Orthographie begangen haben. Dieſe Sprachlehre iſt zum zweiten Male gedruckt worden unter dem Titel: Elementa linguae Daco-Romanae sive Valachicae, per Georgium Sinkay. Budae, 1805.

Seit Sinkay und Klein haben ſich viele Gelehrte damit beſchäftigt, die Romäniſche Sprache wieder mit Lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben und gute Bücher darin zu verfaſſen; z. B. Peter Major de Ditsö Sz. Márton: Orthographia Romana sive Latino-Valachica; Dictionnarium quadrilinguum a Rev. D. D. Samuele Klein et Basilio Kolosy; aber das beſte Werk in dieſer Art iſt die: Grammatica Daco-Romana, studio Joannis Alexi. Viennae. 1826, obgleich auch noch in dieſer einige bedeutende Fehler enthalten ſind. Im Jahre 1830 hat der Biſchof Bob in Ofen ein großes Lateiniſches, Romäniſch-Ungariſches Wörterbuch in 3 Bänden drucken laſſen.

Jetzt druckt man in Siebenbürgen und in dem Banat von Temeſwar im Allgemeinen die Bücher mit Lateiniſchen Lettern, und die Romäner der Wallachei und der Moldau haben auch angefangen, dem Beiſpiel ihrer Brüder von Tranſylvanien zu folgen; ausgenommen ſind nur noch die Wallachen von Macedonien und Thracien, welche ſich im Schreiben der Griechiſchen Buchſtaben bedienen.

Um die Aehnlichkeit der Romäniſchen Sprache mit der Italiäniſchen zu zeigen, mögen hier die acht erſten Verſe des Orlando furioso im Italiäniſchen Original mit Romäniſcher Ueberſetzung folgen.

Canto primo.

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,
Che furo al tempo, che passaro i Mori
D'Africa il mare, e in Francia nocquer tanto,
Seguendo l'ire, e i giovenil furori
D'Agramante lor re, che si diè vanto
Di vendicar la morte di Trojano
Sopra re Carlo, imperator Romano.

Cânteeu I ânteiu.

Dómne le, cavaleri i, arme le, amori i
Curtesie le, indrăsneçe le intreprinderi io cântu,
Que furo in tempu l, qeând trecurú Mori i
Mare a d'Africa, si in Francia stricaró atótu,
Urmându argia, si teneresca le furori
A lui Agramante riga loru quare se laudea
De a resplăti mórte a lui Trojanu
Asupra rigei Carolu, impératu Romanu.

Adelung hat in ſeinem Mithridat mehrere Romäniſche Vater Unſer aus verſchiedenen Provinzen mitgetheilt, aber unter dieſen kein einziges ohne bedeutende Fehler: einige enthalten viele falſche Wörter, andere ſind ohne alle orthographiſche Richtigkeit. Es folge hier alſo eins, das in der jetzt gültigen Orthographie abgefaßt iſt.

Tatá nostru quare le esci in ceruri sântiascá se nume le tûu vie impárátia ta, fie voia ta precum in ceriu si pe pámentu. Pâne a nóstrá quea de pururea dâne noi astádi, si ne értá gressa le le nóstre, precum si noi ertámu gressiti loru nostri, si nu ne duce pre noi in ispitá, qui ne isbávesce de quel reu.

Der Gothiſchen oder Deutſchen Wörter, die ſich in der Romäniſchen Sprache finden, ſind ſehr wenige; z. B. Becher, Bachor oder Pachar; geld, galben; Panzerträger (Curassier), pançéru u. ſ. w.

Griechiſche Wörter ſind in größerer Zahl in derſelben vorhanden: παίδευσις, pedépsa; κυβέρνησις, kiverniſire; βλασφημῶ, blastemu etc.

Die Türkiſchen ſind: aferim, bravo; alai, Gefolge; oda, Zimmer; zaraf, Geldwechſeler u. ſ. w.

Der Slavoniſchen Wörter giebt es nach den Lateiniſchen am meiſten in der Romäniſchen Sprache. Sluga, Diener; priczestanie, die Communion; blagoslovit, geſegnet.

* * *

Schon vor dem 11ten Jahrhundert findet man einige kleine in der Romäniſchen Sprache geſchriebene Dokumente, und die Bibliotheken der Klöſter bewahren viele bis jetzt noch unbekannte alte Chroniken. Privilegien von den Wallachiſchen und Moldauiſchen Fürſten exiſtiren ſeit dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Aber das erſte in Romäniſcher Sprache gedruckte Buch iſt eine Cazania oder Predigtbuch von dem Stadtrichter Kreſtel Lukatſch, einem Lutheraner, herausgegeben und zu Kronſtadt in Tranſylvanien 1580 erſchienen.

Außer dieſer Cazania, den Chroniken und noch anderen wenigen Werken waren ſeit dem Florentiniſchen Concilium alle Bücher, welche in Siebenbürgen, in der Moldau und Wallachei erſchienen, in der Slavoniſchen Sprache verfaßt und gedruckt. Die Liturgie ſogar wurde in dieſer Sprache abgehalten, welche weder die Prieſter noch das Volk

*) In der Moldau, und ſelbſt in der Wallachei, iſt das Wort Wallachiſch unbekannt. Die Wallachiſche und Moldauiſche Sprache iſt dieſelbe und wird von denen, die ſie reden, die Romäniſche genannt.

**) Cantimir in ſeiner Beſchreibung der Moldau.

Digitized by Google

verſtanden. Erſt im Jahre 1643 wurden die heiligen Bücher wieder in die Romäniſche Sprache überſetzt.

Georgius Rakoczi, Fürſt von Siebenbürgen, hatte ſich zum evangeliſchen Glauben, den in jener Zeit auch ein großer Theil von Ungarn und alle Siebenbürgiſche Sachſen angenommen hatten, bekannt, und da er wünſchte, daß auch die Romäner ſeines Fürſtenthums ſeinem Beiſpiele folgten, ſo ließ er, um dies zu erreichen, die heiligen Bücher aus dem Slaveniſchen in die Romäniſche Sprache überſetzen. Er errichtete eine Wallachiſche Druckerei in Belgrad und beauftragte mit der Ueberſetzung Simeon Stephan, den neugewählten Biſchof der Romäner, indem er ihm ein Privilegium verlieh, in welchem ſich folgende Worte befinden: „Quod sacrosanctum Dei verbum juxta sacros Bibliorum codices tam Dominicis, quam aliis diebus festivis in Ecclesiis suis tum ad funera, tum vero alibi ubicunque locorum desiderabitur, vernacula sua lingua praedicabit, praedicarique per quosvis alios quoque pastores procurabit ac faciet."

Dieſer Schritt war eine Anregung für die Moldauer und die Wallachen. Baſilius der Albaner, Fürſt der Moldau, ließ im Jahre 1648 gleichfalls den Gottesdienſt Romäniſch halten, und im Jahre 1697 folgten auch die Wallachen dieſem Beiſpiele.

Ein Beweis, daß die Romäner ſich mit der Literatur beſchäftigt haben, ſobald ſie nicht durch äußere Kriege oder den Druck der Tyrannei daran verhindert wurden, liegt auch darin, daß ſie ſchon von ſehr alten Zeiten her viele Rechts-Codices in ihrer Sprache beſeſſen haben.

Die älteſte Geſetzſammlung iſt ein geiſtliches und politiſches Buch der Romäner, von welchem der Abt Pray ſpricht in ſeinem Buch: Dissertationes historicae, criticae in Annalibus veterum Hunnor. etc. Dissert. 7. §. 3, pag. 139. Sie iſt aus dem Griechiſchen in die Romäniſche Sprache und von dieſer in das Lateiniſche überſetzt; in der letzten Form trägt ſie den Titel: „Regula legis voluntati divinae accomodata."

Wann dieſe Geſetzſammlung des Johannes Jomninus, der von 1118 bis 1143 regiert hat, ins Romäniſche überſetzt worden iſt, weiß man nicht, es iſt jedoch zu vermuthen, daß dies geſchah, ehe die Wallachei und die Moldau als Fürſtenthümer beſtanden, und als ſie noch dem Griechiſchen Kaiſer unterworfen waren, alſo zu Ende des 12ten oder zu Anfang des 13ten Jahrhunderts. Die Romäniſche Ueberſetzung dieſer Geſetze iſt jetzt ſehr ſelten, da ſie nur im Manuſkript vorhanden war.

Im Jahre 1401 veranſtaltete Alexander der Gute, Fürſt der Moldau, eine Sammlung von Geſetzen nach den Baſiliken und beſtimmte ſie für ſein Fürſtenthum. Dieſer Kodex wurde auf Befehl Baſilius des Albaners in Romäniſcher Sprache bearbeitet und zu Suczawa 1646 gedruckt. Der genannte Fürſt, einer der größten Wohlthäter der Moldau, ließ in Suczawa eine bedeutende Romäniſche Buchdruckerei errichten, in welcher alle kirchliche Bücher, die Geſetzſammlung und andere Schriften gedruckt wurden. Dieſe Druckerei wurde ſpäter nach Jaſſy gebracht.

Da der Kodex Baſilianus nicht ſehr verbreitet war, ſo ließ Alexander Muruſi durch Thomas Zarrbas den Harmenopulus 1804 in die Landesſprache übertragen, und der Fürſt Callimachi, welcher in der Moldau allen Dingen einen Griechiſchen oder vielmehr einen Phanariotiſchen Zuſchnitt geben wollte, ließ einen neuen Kodex in Griechiſcher Sprache abfaſſen, welcher in Jaſſy 1816 unter dem Titel: *Κώδηξ πολιτικὸς τοῦ Ἡγεμονάτου τῆς Μολδαβίας*, mit vieler Pracht gedruckt worden iſt. Ein Exemplar dieſes Kodex wurde durch den Britiſchen General-Konſul, W. Wilkinſon, an die Univerſität zu Oxford geſchickt.

Auch der Fürſt der Wallachei, Mathei Baſarabu, beſorgte eine Geſetzſammlung für ſein Land, im Jahre 1633—1644, und in der neueren Zeit folgte der Fürſt Karadja dem Beiſpiele Callimachis, indem er eine Reviſion der Geſetze vornahm. (Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Die Geſchichte zum Kranklachen.

(Schluß.)

So viel ſich aber auch Herr Ganguernet auf ſeine vortrefflichen und klugen Streiche einbildete, ging doch ſeine Eitelkeit nicht ſo weit, daß er alle erzählt hätte, manchen verſchwieg er weislich. Zu einem namentlich hat er ſich nie bekannt, aus guten Gründen; denn verſchiedene handfeſte Perſonen hatten gedroht, dem Urheber die Ohren abzuſchneiden, wenn ſie ihn herausbekämen. Ganguernet hatte ſich nämlich für die Verachtung rächen wollen, womit ſeiner Perſon in einer ariſtokratiſchen Geſellſchaft begegnet worden war, und zwar galt es keiner geringeren Perſon, als einer überaus alten Dame von überaus altem Adel, welche die vornehmſte und adligſte Geſellſchaft in der Stadt Rennes und der Umgegend bei ſich ſah.

Dieſe würdige Dame hatte unter vielen alten Gewohnheiten ihres Standes und ihres Geſchlechtes noch folgende zwei beibehalten: erſtens, daß ſie Leuten von gemeiner Herkunft nicht geſtattete, ſich in ihre Geſellſchaft zu miſchen; zweitens, daß ſie ſich in einer Sänfte tragen ließ. Sie kommt auf einen Ball beim Ober-Präſidenten des Gerichtshofes, wo auch Ganguernet eingeladen war. Um Mitternacht verläßt ſie die Geſellſchaft und läßt ſich nach Hauſe tragen; der Regen fiel kalt und in Strömen. Der Leſer kennt die gewaltigen Dachzungen, die ſich in Provinzialſtädten bis mitten auf die Straße hinüberſtrecken und aus denen die Waſſer des Himmels in gewaltig hohen Kaskaden zur Erde herniederträufen. Gerade wie die Sänfte unter einem ſolchen Guß vorbeikommt, erſchallt rechts und links ein gellendes Pfeifen; vier handfeſte vermummte Kerle kommen auf die Sänfte los, die Träger laufen davon und laſſen die Sänfte ſtehen; die edle Dame glaubte nicht anders, ihr letztes Stündlein ſey gekommen. Auf einmal fühlt ſie's gewaltig kalt und naß auf ihrem Kopfe. Wie durch Zauberei war die Decke der Sänfte hinweggenommen, und mitten hinein ergoß ſich der Waſſerfall aus der Dachtraufe mit kalten Strömen. Die arme Gefangene verſucht die Thür zu öffnen, vergebens! In ihrer Noth ſteigt ſie auf den Sitz in der Sänfte, ſo daß ſie ſich mit dem Oberleib über den Rand hinausbeugen kann; in dieſer Poſitur, gleich einem Teufel, den man in eine Kanzel geſperrt hat, fängt ſie laut an, zu predigen und den Zorn des Himmels auf die Mordgeſellen herab zu beſchwören, die ihr dieſes unmenſchliche Tuſchbad bereiteten. Die Böſewichter ſtanden ganz in der Nähe und erwiederten alle Vorwürfe und Schimpfworte nur durch die demüthigſten Verbeugungen. Will man aber die ganze Grauſamkeit und Schändlichkeit dieſes Streiches recht ermeſſen, ſo füge man zu dem Bilde folgende zwei Umſtände hinzu: die Dame war gepudert, und die Böſewichter trugen aufgeſpannte Regenſchirme.

Zur Zeit, als ich Ganguernet kennen lernte, exiſtirte er in dieſer Eigenſchaft bereits zehn Jahre. In der geiſtloſen, dumpfen trägen Geſellſchaftsſphäre ſeiner Provinzialſtadt pries man ihn laut als den jovialſten, liebenswürdigſten, amüſanteſten Menſchen von der Welt. Nur Wenige gab es, die ihn innerlich verachteten, und zu dieſen gehörte ich. Noch mehr, der Menſch kam mir entſetzlich vor. Dieſe grell rothen, beſtändig zum Lachen verzogenen Lippen waren mir ſchrecklich anzuſehen; dieſe unbarmherzige Luſtigkeit, die ſich in alle Begegniſſe des Lebens mengte und eindrängte, erweckte in mir Widerwillen, Unruhe und Ekel; es war mir, als grinſte mich die häßliche Fratze eines Kobolds in einem fort an. Das freche häßliche Wort, mit dem er zu Ende aller ſeiner Geſchichten die Moral derſelben ausſprach, dieſes beſtändige: „Ha, ha, zum Kranklachen", ſchien mir trübſeliger und beängſtigte mich mehr als das: Frater, memento mori eines Trappiſten. Es ahnte mir deutlich, daß dieſer Menſch mit einem großen Unglück für Andere ſchwanger ging; ich ſah voraus, daß er einmal ein zarteres Leben, bedenklichere Verhältniſſe mit ſeiner unſeligen Luſtigmacherei mißhandeln und tödtlich verletzen würde. Wollte Gott verhüten, ſo dachte ich bei mir, daß er nicht einmal bei einem friſchen Grabe ſteht und ſpricht: „Ha, ha, zum Kranklachen!"

Kurz vor der Zeit, da ich Rennes verlaſſen ſollte, luden mich etliche Freunde zu einer Jagdpartie ein. Ganguernet ſollte dabei ſeyn. Wie ich den Namen hörte, verlor ich die halbe Luſt und rechnete auf kein Vergnügen mehr. Doch ſtellte ich mich des anderen Morgens zur frühen Stunde bei meinem Freunde Ernſt B. ein, mit dem ich zuſammen ausreiten wollte.

Ganguernet kam zu gleicher Zeit mit mir. Wie wir eintraten, ſchloß Ernſt eben einen Brief, verſiegelte, adreſſirte ihn und legte ihn auf das Kamin. Ganguernet nahm ihn neugierig in die Hand und las die Aufſchrift. „Sieh da, Du ſchreibſt an Deine Schwägerin", ſprach er. — „Ja wohl", erwiederte Ernſt mit großer Ruhe; „ich benachrichtige ſie, daß wir heute um ſieben Uhr Abends nach der Jagd auf ihr Schloß kommen und diniren wollen. Wir ſind unſerer Funfzehn und müſſen uns wohl anmelden, damit bei Zeiten für uns geſorgt wird. Sonſt riskiren wir eine ſchlechte Bewirthung."

Ernſt ſchellte und übergab den Brief einem eintretenden Domeſtiken. Niemanden fiel es auf, daß Ganguernet mit dem Bedienten hinausſchlüpfte und eine Weile draußen blieb. Wir ritten und fuhren ab. Während der Jagd traf ich zufällig mit Ganguernet an einer Seite des Reviers zuſammen, während unſere Freunde längs der anderen hinſprengten. „Heut' Abend wird's einen rechten Spaß geben", hob Ganguernet an. — „Wie ſo?" — „Denken Sie ſich, ich habe dem Bedienten einen Louisd'or gegeben, damit er den Brief nicht beſtellt." — „Haben Sie den Brief etwa zu ſich geſteckt?" — „Nein, zum Kuckuk, ich habe dem Bedienten geſagt, es gelte einen hübſchen Spaß, und er ſollte den Brief nicht an Ernſt's Schwägerin, ſondern an ihren Mann, an B. den Aelteren, abgeben. Den muß er im Nißienhofe aufſuchen, wo er jetzt präſidirt. Wie wird der ſich ärgern, wenn er erfährt, daß ihn heute Abend funfzehn hungrige Geſellen beſuchen wollen! Das wird ihm das Herz abſtoßen. Der alte Harpagon! Die Vorſtellung, daß wir heute Abend Mord und Plünderung in ſeinen Keller und in ſeinen Hühnerhof bringen wollen, die wird ihn ſo grimmig machen, daß er im Stande iſt, ein Dutzend Inkulpaten unſchuldig zu verurtheilen, um nur zeitig genug hinaufzukommen und ſein Hab' und Gut zu wahren." — „Mit Ihrer Erlaubniß", erwiederte ich, „das iſt ein böſer Streich, den Sie uns da ſpielen, Herr Ganguernet." — „Was", ſagte er, „zum Kranklachen wird's ſeyn. Und am allermeiſten freue ich mich auf den Augenblick, wenn wir dort eintreffen. Prächtiger Spaß! Die anderen Alle, hungrig wie Wölfe und durſtig wie Kameele, laufen aufs Schloß und verſchlingen ſchon in Gedanken ihr excellentes Abendbrod. Da kommen ſie ſchön an; es ſetzt nichts, gar nichts." — „Ei", ſagte ich, „warum erzählen Sie mir das? Glauben Sie denn, es würde mir mehr Spaß machen, als den Anderen? Und dann vergeſſen Sie nicht, Herr Ganguernet, daß Sie ſich ſelber mit zum Beſten haben." — „O, nicht doch, für mich habe ich geſorgt; ich habe ein kaltes Huhn und eine Flaſche Bordeaux-Wein mit. Die Hälfte ſteht Ihnen zu Dienſten." — „Ich danke ſchönſtens; ich will lieber ſchnell zu Ernſt hinreiten und ihm die Sache ſagen."

„Ach Gott, mein Beſter", rief Ganguernet, „was ſind Sie doch für ein Menſch! Mit Ihnen kann man ja gar kein Bischen Spaß anfangen."

Ich ließ ihn allein und ritt eilfaſt zu den Anderen hinüber. Ich fragte nach Ernſt und erhielt zur Antwort, er hätte ſeinen Weg nach dem Schloſſe ſeiner Schwägerin genommen. Eiligſt ſetzte ich ihm nach; ich wünſchte ſogar, ihm zuvorzukommen und Madame B. von dem Streich, den ihr Ganguernet geſpielt, in Kenntniß zu ſetzen. Bei einer Wendung des Weges gewahrte ich in ziemlicher Entfernung vor mir Ernſt, der auf das Schloß zuritt. Ich ſetzte mein Pferd in Galopp, um ihn einzuholen: es gelang mir beinahe; wie ich vor dem Hofthor anlangte, war Ernſt ſo eben eingetreten. Ich wollte ihm nach, da

Digitized by Google

wurde das Thor dicht vor mir zugeſchlagen; im ſelben Moment ertönte inwendig ein Schuß, gleich darauf eine zornige Stimme: „Dein Glück, Bube, daß ich Dich gefehlt; vertheidige Dich!“

Neben dem Thore war ein geſchloſſenes Gitter, durch das man in den Hof hineinſehen konnte; dahin ſtürze ich. — welch’ ein Schauſpiel! B. der Aeltere ſtürzt mit gezücktem Degen in ſchäumender Wuth auf ſeinen Bruder los. „Ha!“ rief er, „Du liebſt ſie, und ſie liebt Dich!“ und dabei ging ſeine Stimme vor Zorn in ein heiſeres Brüllen über. „Du liebſt ſie, und ſie liebt Dich! Wohlan denn, erſt Dich, dann ſie!“

Der durch den Domeſtiken an B. den Aelteren überbrachte Brief hatte ihm ein ſeit vier Jahren verſchwiegen gebliebenes Geheimniß entdeckt, und er, der Richter, hatte ſeine Stelle, wohin der Staat ihn als Rächer des Verbrechens geſtellt, verlaſſen, um ſeine eigene Rache zu vollziehen.

Vergebens rief ich von draußen, vergebens beſchwor ich ſie beim Bruder-Namen; der Aeltere trieb den Jüngeren mit blinder Wuth von einer Ecke des Hofes zur anderen. Plötzlich wird ein Fenſter aufgeriſſen, und Madame B., todtenbleich, mit fliegenden Haaren, ſtreckt hülfeflehend die Arme hinaus. „Geh’ fort, um Gotteswillen, Leonie!“ rief Ernſt hinauf. — „Nein“, ſchrie der Aeltere, „ſie ſoll bleiben, ſie ſoll ſehen! Fürchte nicht, daß ſie ſich zwiſchen uns ſtürzt, ich habe ſie eingeſchloſſen.“ Und abermals ſtürmte und hieb er mit ſolcher Gewalt auf den Bruder ein, daß ſein Degen an der Steinmauer Funken ſchlug. — „Schone ihn“, rief Madame B. von oben; „ich bin die Schuldige, ich muß ſterben! Tödte mich, ich flehe Dich an, tödte mich!“

Ich vereinigte meinen Hülferuf mit dem ihrigen; ich ſchrie, ich rüttelte am Gitter, ich verſuchte, über die Mauer zu klettern. Da ſtürzt Leonie, von Verzweiflung getrieben, vor Angſt und Schmerz und Reue außer ſich, ſie ſtürzt ſich zum Fenſter hinaus und ſinkt zwiſchen dem Geliebten und dem Gemahl zu Boden. Der Ehemann, blind vor Wuth, zückt ſeinen Degen gegen das Weib. Da vergißt Ernſt alle Furcht und Beſinnung; er ſchlägt den Degen bei Seite. „Ha!“ ruft er, „Du willſt ſie umbringen? Nun ſey auf Deiner Hut!“ Und jetzt ſtürzte er mit zornigem Grimm auf den Aelteren los.

Ich war außer Stande, zu ihnen zu gelangen; Leonie ebenfalls. Die Unglückliche lag mit gebrochenem Bein am Boden. Welches Entſetzen! Zwei Brüder, kämpfend in dem Hauſe, das ſie von ihrem Vater ererbt; vor den Augen des Weibes, das ihrer Beider Namen trug. Ich war erſtarrt; ein unbeſchreiblicher Schrecken lähmte mich. Das Blut beider Brüder ſtrömte aus ihren Wunden; aber ſtatt ſie zu erſchöpfen, ſchien der Anblick ihre Raſerei zu ſteigern. Ich war auf die Mauer hinaufgeklimmt und eben im Begriff, in den Hof hinabzuſpringen, als ich unſere Freunde aus der Ferne herbeieilen ſah. Gauguernet war Allen weit voran; auf etliche Schritte rief er mir zu: „Was iſt Ihnen denn? Sie ſchreien ja, wie Einer, dem man die Haut lebendig abziehen will. Wir haben Sie auf eine Viertelmeile weit gehört; was giebt’s denn?“

Wie ich den Elenden ſah, übermannte mich der Zorn; ich ſprang zu ihm hinunter, packte ihn bei den Schultern und ſtieß ihn wüthend mit der Stirn ans Gitter. „Da, ſehen Sie, Herr! ’s iſt zum Kranklachen, nicht wahr? ’s iſt zum Todtlachen.“ B. der Aeltere, von dem Degen ſeines Bruders durchbohrt, lag neben ſeinem Weibe im Blute.

Ernſt hat Frankreich verlaſſen und iſt in den Tod gegangen. Leonie hat am Tage nach dem unſeligen Zweikampfe Gift genommen. Das war, Leſer, die Geſchichte zum Kranklachen. Fr. Soulié.

Das Ballet in älterer und neuerer Zeit.

Der Tanz iſt aus den erſten Bedürfniſſen und Empfindungen, aus den erſten Erfahrungen und Freuden des Menſchen hervorgegangen; auch um Grabesſtätten und um Denkmäler der Todten ſchlang das Alterthum ſeine Reigen gleich Trauerkränzen. Er iſt überhaupt die wahrhafte poetiſche Form der erſten Zeitalter. Als David, deſſen Geſetz als leuchtende Gränzſäule zwiſchen dem uralten Orient und dem modernen Occident daſteht, das Lob des Herrn feierte, that er es durch dieſe beiden Poeſieen: er tanzte vor der Bundeslade, indem er ſie in den Tempel geleitete, und hier ſang er ſeine Pſalmen.

Das Ballet, welches eigentlich ein getanztes Drama, ein Dialog der Geberden iſt, kommt ſchon in den heiligen Ceremonien der alten Aegypter vor und war damals nach hieroglyphiſchen Zeichnungen geordnet: es drückte die Lehre der Prieſter und die Bewegung der Geſtirne aus. Ueberhaupt wurde das Volk im Alterthum durchaus nicht in einem ſo rohen Zuſtande der Unwiſſenheit gehalten, wie man gewöhnlich glaubt; vielmehr bekam es die erhabenſten Wahrheiten unter reizenden lockenden Symbolen, und ſo wurden die Gläubigen der Aegyptiſchen Theokratie durch den Tanz in die Kenntniß der Sternkunde eingeweiht.

Auch die Griechen tanzten ſehr viel. Sokrates war ſchon hoch an Jahren, als er noch die Reihe ſeiner Studien mit dem Unterricht bei der berühmten Tänzerin Aſpaſia beſchloß. Pyrrhus hatte den pyrrhiſchen Tanz erfunden, und Merion hat ſich einer höchſt ſchmeichelhaften Lobpreiſung im Homer zu erfreuen, wo er ein guter Tänzer genannt wird. Selbſt im Areopag tanzte man, und die Glieder dieſer ernſten Verſammlung ſchritten im Takte heran, um ihre Kugel oder ihre Muſchel in die Urne zu werfen.

Pylades und Bathyll waren die zwei berüchtigten Pantomimen, welche unter der Regierung des Auguſtus um die Gunſt des Römiſchen Publikums buhlten. Der Erſtere erfand das edle, zärtliche und pathetiſche Ballet, Bathyll’s Productionen dagegen waren lebendig, leicht und voll heiterer Laune. Zuerſt waren Beide mit einander verbunden, ſie errichteten auf ihre Koſten ein Theater und gaben gemeinſchaftlich Tragödien und Komödien ohne andere Hülfe, als die der Pantomime, des Tanzes und der Muſik. Dieſe glückliche Vereinigung zweier ſo verſchiedener und zugleich ſo origineller Talente verſchaffte dem Römiſchen Publikum eine Fülle der ſchönſten Genüſſe. Pylades und Bathyll erfreuten ſich eine Zeitlang gemeinſchaftlich ihres Vermögens und ihres Ruhmes. Doch bald untergrub die Eiferſucht ihre Freundſchaft und brach ihren Bund; ſie trennten ſich. — Die Talente dieſer beiden Nebenbuhler entſprachen in der Ausführung der Kühnheit und Schönheit des Styl’s, welchen ſie zuerſt auf die Scene zu bringen wagten. Pylades beſonders, welcher der Erfinder deſſelben war, beſaß eine reiche und fruchtbare Einbildungskraft, die ihm jeden Tag irgend ein neues Mittel an die Hand gab, um den Enthuſiasmus der Zuſchauer zu beleben. Er vermehrte die Zahl der Inſtrumente, bildete Tanzchöre, die er mit ſeinen Darſtellungen verband: er ſchrieb ihnen Pas und Figuren vor nach den verſchiedenen Situationen des Drama’s; auch im Koſtüm führte er ſehr wichtige Reformen ein: ſeine Schauſpieler erſchienen auf der Bühne nur in den eleganteſten, prächtigſten Kleidern, welche jedesmal der Natur ihrer Rollen vollkommen angemeſſen waren. In allen ſeinen Tragödien entriß Pylades ſelbſt dem Gefühlloſeſten Thränen, ſo daß mehrere Male das Weinen und Schluchzen die Scenen des Ballets Glaucus unterbrach. Wenn dagegen Bathyll die Liebe der Leda darſtellte, ſo konnte er dadurch leicht die Römiſchen Damen von den unbeſcholtenſten Sitten auf Gedanken-Abwege bringen, welche die Gränzen der gewöhnlichen Empfänglichkeit überſchritten.

Oft wurde auch das Theater durch die Parteiungen der Pyladianer und Bathyllianer mit Blut befleckt. Die Schauſpieler, welche die Verſchiedenheit ihres Erfolges mit Stolz oder Wuth erfüllt hatte, ſchlugen ſich und erwürgten einander am Ende des Stückes hinter der Bühne. Daher verjagte Tiberius ſämmtliche Pantomimen aus Rom; aber Caligula und Nero riefen ſie zurück und ſtellten die öffentlichen Schauſpiele wieder her. Meſſalina faßte eine heftige Leidenſchaft für den Tänzer Mneſter, den Claudius enthaupten ließ. Ueberhaupt war dieſe Kaiſerin in das Ballet wunderbar verliebt. Tacitus erzählt uns von dem Maskenball und den Wettrennen der Frauen und Bacchantinnen in den Gärten der Meſſalina, als ſie öffentlich noch bei Lebzeiten des Claudius ihren Freund Silius heirathete. Die Schauſpieler bei dieſem Hochzeitsfeſt nahmen das Koſtüm der Venus an, wie ſie aus dem Wellenſchaum emporſteigt, und hatten alſo nichts als das Geſicht verſchleiert. Dieſes ſonderbare Saturnal koſtete den Neuvermählten und den Gefährten ihrer Ausſchweifungen das Leben: Tänzer und Tänzerinnen, Satyre und Bacchantinnen, Alles zuſammen wurde ohne Mitleid hingerichtet.

Die Darſteller von Pantomimen brauchten zuweilen auch die gewaltſamſten Mittel, um den Tod, die Ermordung oder die Hinrichtung einer Perſon ganz naturgetreu wiederzugeben. Man nahm einen zum Tode verurtheilten Verbrecher, deſſen Geſicht natürlich mit der Maske des Schauſpielers bedeckt war, welchen er bei dieſer Entwickelung der Handlung vertrat, und ließ ihn alles Ernſtes vergiften, martern, erdolchen oder ins Feuer werfen, wobei die Zuſchauer roh und grauſam genug waren, ſo gräßliche Scenen, vor denen unſere Einbildungskraft erſchrocken zurückbebt, mit dem größten Vergnügen anzuſehen.

Hier muß der Geſchichtſchreiber der Tanzkunſt mit zuſammengeſchloſſenen Füßen einen gewaltigen Satz über mehrere Jahrhunderte hinausmachen und ſich mit einem Sprung von der Regierung Konſtantins bis in das Zeitalter der Merovinger hinabſchnellen. In jener undurchdringlichen Finſterniß, mit welcher das Mittelalter Europa eingehüllt, hatte ſich die ganze dramatiſche Kunſt verloren, und auch die Pantomime und das Theater-Ballet waren von ihrem Glanzpunkte herabgeſunken. Gleichwohl hat man immer getanzt auf eine mehr oder minder kunſtgerechte Weiſe; ja, man findet ſogar die Spuren des Ballets am Hofe Caribert’s, eines Königs von Paris. Dieſer Fürſt zeigte für nichts eine ſo heftige Leidenſchaft, als für die Jagd, und um ihm nun den Geſchmack an dieſen weiten abenteuerlichen Streifzügen, welche ihn einen großen Theil des Jahres hindurch von dem Palaſt entfernt hielten, ganz zu benehmen und ihn mehr an ſich zu feſſeln, veranſtaltete ſeine Gemahlin Ingoberga die reizendſten Galanterie- und Hirtenfeſte, welche, mit den Freuden des Tanzes und der Muſik verbunden, unſeren Caribert ſo ſehr entzückten, daß er nicht mehr daran dachte, die Bewohner des Waldes zu verfolgen, ſondern ſich ganz und gar dieſer neuen Zerſtreuung hingab. Doch nur zu ſpät merkte dieſe tugendhafte Fürſtin, daß das Mittel noch ſchlimmer als das Uebel war; denn zwei Schweſtern von entzückender Schönheit, welche wie Sirenen ſangen und obendrein noch Hoffräulein waren, Meroflede und Marcovera, die in den von der Königin angeordneten Feſten die Hauptrollen gaben, hatten des Königs Herz ſo ſehr mit Liebe entzündet, daß er ſeine rechtmäßige Gattin verſtieß, um die beiden Schweſtern, eine nach der anderen, zu heirathen.

Das erſte nach Kunſtregeln und mit gehöriger Pracht aufgeführte Ballet, worüber uns nach der Epoche der wiederhergeſtellten Wiſſenſchaften berichtet wird, hatte nur den ſehr untergeordneten Zweck, den Appetit und die Verdauung einer Geſellſchaft von erlauchten und berühmten Schmauſern zu befördern. Sämmtliche Notabilitäten der Mythologie und Geſchichte wurden aufgeboten, um dieſen Herren bei einem ſplendiden Gaſtmahl aufzuwarten. Der Veranſtalter war Bergonzio di Botta aus Tortona, ein Mann, deſſen Name in den Annalen der Gaſtronomie und der Tanzkunſt unſterblich fortlebt: die Veranlaſſung war ein Feſt, das im Jahre 1489 zu Ehren der Vermählung des Mailändiſchen Herzoges Galeazzo Sforza mit Iſabelle von Arragonien gefeiert wurde. Die Gerichte und die Tänze machten dem Geſchmack des Feſtgebers Ehre. Von da an wurden die großen Ballets Mode. Anfangs blieben ſie für höchſt feierliche Gelegenheiten aufgeſpart, wenn an den Fürſtenhöfen eine Vermählung, die Geburt eines Prinzen oder ein beſonders freudiges, die Nation betreffendes Ereigniß feſtlich begangen werden ſollte. Das Ballet für ſich allein war ein Schauſpiel, das fürſtliche Summen verſchlang und wobei Pracht und Verſchwendung bis zu unſinniger Höhe getrieben wurden.

Auf dieſe getanzten Haupt- und Staatsactionen folgten in der

Digitized by Google

Mode die poetiſchen Ballets, z. B. die Nacht, die Jahreszeiten, die Menſchenalter; dann kamen allegoriſche Ballets und getanzte Moralitäten, z. B. die geſtörten Wonnen, die Neugier u. ſ. f. Gewöhnlich war eine ſolche choregraphiſche Compoſition in fünf Akte abgetheilt, und jeder Akt enthielt drei oder ſechs oder neun, manchmal ſogar zwölf Auftritte und Figurationen.

Die poetiſchen Ballets hatte eigentlich Katharina von Medicis am Franzöſiſchen Hofe in Mode gebracht. Baltaſarini hieß der Künſtler, der zuerſt dieſe Art von Darſtellungen auf Regeln brachte; für die Vermählung des Herzogs von Joyeuſe komponirte er 1581 das berühmt gewordene ballet comique de la reine, das als Zwiſchenſpiel zur Verherrlichung dieſer Hochzeitsfeier beſtimmt war.

Der Tanz war ein Lieblingsvergnügen des großen Heinrich IV. Sully, der ernſte Sully, machte den maître de plaisir, den Feſtordner, ließ Ballſäle bauen und richtete nicht allein als kundiger Balletmeiſter die Tänze ein, ſondern figurirte ſelbſt als Tänzer dabei und exekutirte die ſchönſten Pas, die er von der Schweſter des Königs gelernt. Für die Hoffeſte dieſes Königs wurden in zwanzig Jahren über achtzig große Ballets komponirt; dabei ſind eine Menge glänzender Bälle und luſtiger Maskeraden gar nicht mitgezählt.

Mit Anfange des 17ten Jahrhunderts nahm das Ballet einen neuen Charakter an; es wurde zu einer anmuthigen Travestie der Hof-Intriguen und Hof-Liebſchaften. Den rauſchendſten Beifall fand Benſerade mit ſeinen Ballets; er flocht Couplets und Rondeaus ein, die von den Herren und Damen geſungen wurden und worin auf feine und witzige Weiſe der Charakter der Sänger geſchildert ward.

Quinault richtete eine Revolution im Balletweſen an, oder vielmehr er führte ſie durch. Schon Pierre Corneille war mit dem Beiſpiel von Tragödien vorangegangen, worin, wie in der Andromeda, Tanz und Geſang als Zwiſchenakte mit dem dramatiſchen Vortrage abwechſelten. Es war dies eine Rückkehr zu den Ueberlieferungen des Griechiſchen und Römiſchen Theaters, eine Rückkehr, die in dem Kunſtweſen und der Kunſtrichtung der damaligen Zeit begründet lag. Durch Quinault wurde der Tanz zurückgedrängt und der Geſang hervorgehoben; er ſchrieb große Opern, in denen ſich die Ballet-Partieen nur wie ein eingeſchobenes Divertiſſement verhalten. Quinault hatte eine beſondere Sucht zu dem Hochtrabenden, Schwülſtigen, Wunderbaren. Er ergeht ſich im Feenreich und Heldenthum, und hierin that er dem ſouverainen Geſchmack Ludwig's XIV. ſchmeichelndes Genüge. Die Allmacht und die überſchwengliche Größe des Königs, das iſt die Grund-Idee in allen ſeinen Opern. Zauberpracht der Decorationen, Götter und Ungeheuer, die erſcheinen und verſchwinden, die Natur und alles Leben in knechtiſchem Gehorſam, die Elemente im zahmen Dienſt, die Feenwelt in ſchmeichelnder Verehrung des Monarchen befangen, das Alles ſahen die Hofleute in den Schauſpielen, die der große König gebot.

Wie geſagt, dieſe Geſtaltung der Tanzkunſt unter Ludwig XIV. ſtand im Einklang mit der gleichzeitigen Entwickelung der übrigen Künſte und der Literatur. Jedermann weiß, daß der Charakter dieſer Geiſtes-Epoche in einer Reaction zum Griechiſchen und Römiſchen, in einer Hinneigung zur klaſſiſch antiken Form beſteht. Die Griechiſchen und Römiſchen Heroen betraten die Bühne wieder, in die Chlamys und in die Toga gekleidet; durch die Zaubermacht der Dichterſprache waren ſie wieder lebendig worden; man ſah und hörte die Gluth ihrer Leidenſchaft, die Qual ihres Unglücks und ihrer Schuld, die Gewaltigkeit ihres Kampfes gegen das unerbittliche Schickſal. Durch Corneille und Racine erhob ſich die Tragödie wieder zu ihrer alten Größe und Majeſtät; da ſprach die Großmuth des Auguſtus wieder mit erhabenen Worten, da entbrannte in Phaedra's Buſen wieder die ſchuldvolle Begier, da loderte Hermione's Eiferſucht wieder empor, da ſchüttelten die Furien wieder die ziſchenden Schlangen ihrer Häupter. Alle Gattungen der Literatur durchdrang dieſe Nachahmung des Antiken; auch im Ballet machte ſie ſich geltend. Die reizenden Ueberlieferungen der Mythologie, die heiteren Bilder und Symbole des Polytheismus liehen den Feſten des großen Königs ihren Schmuck und ihren blendenden Zauber. Der ganze Olymp fand ſich zur Cour ein und tanzte. Die großen Götter und die obſkurſten Genien und Nymphen eiferten um die Wette, die Augen des Monarchen und ſeiner Hofleute mit Pirouetten und Ronds de jambe zu regaliren. Die Dryaden des Haines, die Nereiden des Oceans machten ſich auf die Reiſe nach Paris und ſtellten ſich zu den Tanz-Feierlichkeiten ein; das war ein beſtändiges Flimmern und Blinken, ein berückender und berauſchender Duft von Poeſie und Mythologie. Die Trümmer jener zu Boden geſtürzten Götterwelt wurden aufgewühlt, und ſiehe da, aus ihrem tauſendjährigen Grabe hervor ſtiegen die alten Gottheiten und richteten ſich in ihrem beſten Schmucke blendend und kokettirend empor, um vor der Elite der Franzöſiſchen Geſellſchaft alle Anmuth ihrer Formen, alle Schönheit und Reizfülle ihrer Attitüden und Gruppirungen zu entfalten.

In der trüben, unreinen Atmoſphäre des achtzehnten Jahrhunderts begann dieſe Blüthe der Kunſt zu welken, der Geſchmack verfiel und mit ihm das Ballet. Da trat gegen Ende des Jahrhunderts Noverre auf; er, der Wiederentdecker der pantomimiſchen Kunſt, hat zuerſt wahre Muſter des dramatiſchen Ballets aufgeſtellt; nach ihm haben Mehrere es vervollkommnet, und es beſtehet heute noch. Am 13. Juli 1763 kam das Ballet: Jsmene und Jsmenias, zur Ausführung, in welchem einige Scenen aus einem von Noverre herrührenden pantomimiſchen Ballet, Medea und Jaſon, eingeſchaltet wurden. Aber es dauerte lange, bis man an Noverre's Compoſitionen Geſchmack fand; es geſchah dies nicht eher, als bis er ſelbſt nach Paris kam, die Ausführung zu leiten.

Die Familie Veſtris aus Florenz hat beinahe ein Jahrhundert lang den Franzöſiſchen Tanz beherrſcht. Gaëtano Veſtris trat 1748 bei der Oper auf und verließ die Bühne erſt 1800. Er hatte vier Brüder, ſämmtlich deſſelben Berufes. Sein Sohn Auguſt übertraf ihn noch an Talent und Virtuoſität und ſoll in der Pantomime und in der Ausführung der graziöſeſten und ſchwierigſten Pas unübertrefflich geweſen ſeyn.

Der reißende, zerſtörende Strom der Revolution konnte dem Ballet nichts anhaben. Inmitten der blutigſten Orgien des Jahres 1793 hörte man nicht auf, zu tanzen. Bei dem Feſte des höchſten Weſens, das Robespierre feiern ließ, mußten die Tänzerinnen der Oper figuriren; auch führte man revolutionaire Ballets und Tragödien auf, z. B. ein Ballet: l'offrande à la liberté, und eine fünfaktige Oper: la réunion du dix août. In dem Ballet la rosière républicaine tanzte Auguſt Veſtris im Koſtüm eines Sansculotten ein Pas de trois mit zwei Nonnen, die von den Damen Pérignon und Adeline dargeſtellt wurden. Der Feſtzug, den Robespierre zur Feier des höchſten Weſens anordnete, war eigentlich auch ein ambulatoriſches Ballet.

Am 23. Juli 1827 hat Demoiſelle Marie Taglioni bei der großen Oper in Paris debütirt, und zwar in dem Ballet: „Der Sicilianer“, man weiß, mit wie ausgezeichnetem Erfolg. Ihre naive Grazie, ihre decenten und anmuthigen Bewegungen, ihre wunderbare Leichtigkeit, die überraſchende Neuheit ihrer Ausführungen, in denen man eher eine natürliche Eingebung als ein kombinirtes und vorhergeübtes Kunſtſtück zu erkennen vermeint, — dies Alles erwarb ihr allgemeine, begeiſterte Bewunderung. Wenn eine Künſtlerin ſich von alten Traditionen entfernt, Nachahmung verſchmäht und ſich in neue Bahnen der Kunſt hinüberſchwingt, ſo findet ſie ſonſt wohl Tadler und Widerſacher, die auch der glänzendſte und dauerndſte Erfolg nicht immer entwaffnet. Die Taglioni hat gleich bei ihrem Auftreten alle Stimmen erobert, einmüthiger Beifall kam ihr entgegen, alle Welt war erfreut und entzückt. In der That, wie ſie tanzt, das iſt kein Tanz von dieſer Welt; ſo mögen Elfen und Feen dahinſchweben. Voll Anmuth, voll Geſchmeidigkeit, voll idealer Leichtigkeit, kaum ſieht man ſie den Boden berühren: ſie hat es gar nicht nöthig, es geſchieht nur aus Scherz, aus Caprice, zum Vergnügen, wenn ſie einmal ihr Füßchen an den Boden ſetzt.

(Fr. Litt.)

Bibliographie.

Physiologie des passions. — Von Alibert. 2 Bde. Dritte Auflage. 16 Fr.
Atlas historique des états européens. — Nach den Deutſchen Arbeiten von Kruſe. Fol. 32 Fr.
De l'amour filial. — Von Barrau. 6 Fr.
Cours d'économie industrielle. — Von Blanqui. Erſte Lfg.

Mannigfaltiges.

— Diſſertations-Novellen. Mit dieſem Namen bezeichnet die Foreign-Quarterly-Review bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Schriften des Freiherrn A. von Sternberg*) eine gewiſſe Gattung Deutſcher Erzählungen, zu welchen namentlich die des eben genannten Schriftſtellers gehören ſollen. „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre“, meint der Reviewer, hatten dazu das erſte Muſter abgegeben, das ſeitdem beſonders Tieck unter beifälliger Anerkennung Deutſcher Leſer nachgeahmt habe und nun beinahe zur Karrikatur geworden ſey. „Wir nehmen“, ſagt der Engliſche Kritiker, „eine Deutſche Novelle mit einem anlockenden romantiſchen Titel — wie z. B. die Zerriſſenen — in die Hand, und was finden wir? Dialoge über Religion, Politik, Moral-Philoſophie, Metaphyſik, Aeſthetik, oder irgend ſonſt einen Gegenſtand der Diskuſſion, locker mit einander verbunden durch Beſuche, Geſellſchaften und leichte Inclinationen, oft auch durch die Liebeshändel eines Künſtlers Otto, oder eines Grafen Hermann, oder irgend eines anderen menſchlichen Weſens, hoch- oder wohlgeboren. Wir wollen damit keinesweges ſagen, daß es nicht auch noch andere Arten von Romanen in Deutſchland gebe, aber ſolche unterhaltende Schriften werden dort in der Regel etwas vornehm angeſehen, während es die Diſſertations-Novelle allein iſt, der eine Deutſche Conversazione die Ehre zu Theil werden läßt, ſie ihren Verdienſten oder Mängeln nach gründlich zu beleuchten.“

— L'amor delle svanziche. Dieſe ungebildete Italiäniſche Bezeichnung für die Liebe zum Gelde, dieſer redende Beweis von Deutſchem Einfluß auf das Land, wo im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn, iſt ſo originell, daß wir es uns nicht verſagen können, unſere Leſer damit bekannt zu machen. L'amor delle svanziche! Welches gemüthliche, wir möchten ſagen Leopoldſtädtiſche Bild, ſich die Liebe oder, was hier daſſelbe iſt, Amor mit einem Zwanziger zu denken! Nun bezweifle noch Jemand, wie es erſt kürzlich wieder bei Gelegenheit des Mailändiſchen Ricoglitore, der ſeine Deutſchen Kenntniſſe aus Engliſchen Quellen ſchöpft, geſchehen iſt, die geiſtigen Wechſelwirkungen zwiſchen Süd-Deutſchland und dem nördlichen Italien! Die Gazetta di Milano vom 6. Januar, die jene treffende Bezeichnung wenigſtens ein Dutzend Mal wiederholt, beweiſt damit klar, welchen Anklang in den Herzen der Italiäner das Süddeutſche — Geld gefunden hat. Allerdings will ſo Manches, was mit dem Namen Tedesco belegt wird, noch immer nicht dort anſprechen, doch die Liebe zu den Zwanzigkreuzer-Stücken — welch ein ſchwerfälliger barbariſcher Laut gegen das wohltönige Svanziche! — wird hoffentlich Alles bald ausgleichen.

*) Die Zerriſſenen; Eduard; Leſſing; Galathee und vier Bände vermiſchter Novellen.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 9. Berlin, Freitag den 20. Januar 1837.

England.

Oliver Goldſmith.

Oliver Goldſmith, dieſer auch in Deutſchland beſonders durch ſeinen „Landprediger von Wakefield“ bekannte treffliche Engliſche Schriftſteller, hatte bis jetzt noch keinen würdigen Biographen gefunden. Herr Prior, der Verfaſſer von Burke's Leben, unterzog ſich auf vielſeitig an ihn ergangene Aufforderungen einer ſo rühmlichen Arbeit, und ſo beſitzen ſeine Landsleute jetzt eine Biographie Goldſmith's*), die, was die Darſtellung der Schickſale des merkwürdigen Mannes, ſeiner Gewohnheiten und ſeines Charakters betrifft, alle Erwartungen, die man mit Recht davon hegen durfte, befriedigt. Herr Prior hat mit unermüdlichem Fleiße jeder Quelle nachgeforſcht, die ihm Beiträge liefern konnte, und ſelbſt die kleinſten Details nicht verſchmäht. Es iſt ihm gelungen, nachzuweiſen, daß Goldſmith eine große Anzahl von Sachen geſchrieben hat, über deren Verfaſſer Jedermann bisher in Zweifel war; und ſeine neue zugleich mit der Biographie erſchienene Ausgabe der Werke des Dichters enthält außerdem eine Anzahl noch bisher ganz ungedruckter Schriften.

Ein weſentlicher Fehler der Biographie iſt aber die etwas ungeſchickte Verarbeitung des reichen Materials. Die Fülle und Mannigfaltigkeit ſeiner Data mag Schuld daran ſeyn, daß der Verfaſſer bei dem Verſuche, ſie zu ordnen, geſcheitert iſt; aber das Verdienſtliche ſeiner Arbeit bleibt darum doch ungeſchmälert. Die geſammelten Charakterzüge gewähren ſolches Intereſſe, und die Menge vertrauter Briefe Goldſmith's, die Herr Prior zum erſten Male mittheilt, iſt ſo reich an Charakterzügen, daß man Alles dankbar aufnimmt, wo es nur immer ſtehen mag.

Wir vermiſſen in Herrn Prior's Werke nichts, was zur Ergänzung des Bildes Goldſmith's gehört. Seine Geburt und Erziehung, ſeine jugendlichen Verbindungen, ſeine Reiſen auf dem Kontinente, ſein Leben in London, ſeine ephemere Schriftſtellerei zu kümmerlicher Friſtung des Daſeyns, ſeine Schwächen, ſein Edelmuth u. ſ. w., Alles iſt hier mit einer Vollſtändigkeit dargelegt, die man nur würdigen kann, wenn man das gehaltvolle Werk ſelbſt lieſt. Wir begnügen uns damit, einige beſonders wichtige Reſultate zu berühren, die man Herrn Prior's Bemühungen verdankt.

Ein bekannter Charakterzug Goldſmith's war ſeine harmloſe Eitelkeit, von der kein älterer Schriftſteller ihn freiſpricht. Boswell, der Goldſmith nicht leiden konnte, oder wenigſtens ſehr eiferſüchtig auf ihn war, weil Johnſon ihm ſo viel Ehre zollte, war der Erſte, der dieſer Eitelkeit öffentlich gedachte, und die Anekdoten, welche man von Goldſmith erzählt, beſtätigen in der That Boswell's Behauptungen. Herr Prior iſt indeſſen bemüht, eine ſo unwürdige Anklage von dem Verſtorbenen abzuwehren; aber vermöge eines ſonderbaren Zufalls beſtätigen ſeine geſammelten Denkwürdigkeiten die Thatſache nur noch mehr. Es leidet gar keinen Zweifel, daß Goldſmith von ſeinem Genie und ſelbſt von ſeiner Perſönlichkeit eingenommen war, obſchon er, als ein kurzes, ſtämmiges und nicht allzu behäbiges Männchen, keinen ſonderlichen Grund hatte, ſich auf ſein Aeußeres etwas einzubilden. Aber, wie ſchon bemerkt, ſeine Eitelkeit war, wie die mancher noch jetzt lebenden und ſehr wohl bekannten Gelehrten, ungemein harmlos. Sie verleitete ihn nicht zu falſcher Beurtheilung Anderer und machte ihn überhaupt niemals bitter oder menſchenfeindlich. Sein ſchlichtes und gerades Weſen, ſeine Sympathie gegen Leidende und ſeine unverwüſtliche gute Laune, die nur Mangel und Entbehrung beugen konnten, ſind Bürgſchaft genug dafür, daß er, wenn er auch mehr Rückſichten zu verdienen glaubte, als man ihm bewies, doch mindeſtens dieſe Rückſichten nicht verlangte oder gar auf Unkoſten ſeiner Zeitgenoſſen wünſchte. Lernen wir einen ſo unſchuldig eiteln Menſchen kennen, ſo dürfen wir ihm wohl eine Schwäche verzeihen, die keine ſchlimmere Wirkung hat, als daß er ſich dann und wann einmal lächerlich macht. Schon aus ſeinen Schneider-Rechnungen läßt ſich abnehmen, wie viel ihm zuweilen an ſeiner äußeren Erſcheinung gelegen war, obſchon er ein geputztes und zugeſtutztes Weſen in hohem Grade verabſcheute. Zwar finden wir ihn nach häufiger ſogar nachläſſig in ſeinem Aeußeren; aber dieſe Nachläſſigkeit ſelbſt war nur eine andere Phaſe ſeiner Eitelkeit, und er mußte oft kleine Neckereien darüber hören. Eines Tages hatte Goldſmith unter einem Haufen von Menſchen geſtanden, die eine Frau in ausländiſcher Tracht angafften. Er war gerade auf dem Wege zu einem Diner bei Sir Joshua Reynolds, und als er endlich dort ankam, ſagte Burke (einer von den Gäſten): „Unſer Goldſmith hat heute in einem Volkshaufen geſteckt, der nach einer fremden Frau gaffte. Im Vorübergehen hörte ich ihn ausrufen: „„O ihr Tölpel, die ihr eine gemalte Puppe anglotzt und einen Mann von meinem Genie unbeachtet laſſet!““ Der arme Goldſmith betheuerte, dieſer Ausruf ſey ihm nicht über die Lippen gekommen; doch geſtand er zu, er habe wenigſtens einen ſolchen Gedanken gehabt. Dieſe kleine Anekdote beurkundet eben ſowohl die Eitelkeit wie die kindliche Offenheit unſeres Poeten.

Wer Goldſmith nur aus den Werken kennt, die bis jetzt unter ſeinem Namen bekannt geworden, der wird über die ungeheure Menge und Mannigfaltigkeit der literariſchen Produkte ſtaunen, die Herr Prior demſelben Schriftſteller vindizirt hat. Neben ſeinen eigentlichen Schöpfungen ſind bändereiche Ueberſetzungen, Compilationen, Biographieen, kritiſche Artikel für Zeitſchriften u. ſ. w. aus ſeiner fruchtbaren Feder gefloſſen. Er war gleichſam ein literariſcher Tagelöhner. In Zeit von einem Jahre lieferte er eine Broſchüre über das „Geſpenſt im Hahnen-Gäßchen“ (Cock-lane Ghost), eine Geſchichte von Mecklenburg, einen Engliſchen Plutarch (in ſieben Bänden), eine kurzgefaßte Geſchichte von England, ein Leben des Beau Naſh und viele Beiträge zu dem Public Ledger, einer Zeitſchrift, die noch jetzt fortbeſteht. Für alle dieſe Arbeiten erhielt er ungefähr 120 Pfd. Sterl., eine Summe, die nicht nur dem Werthe derſelben keinesweges angemeſſen, ſondern auch nicht zureichend war, um drückenden Sorgen zu begegnen, die bei literariſcher Thätigkeit um ſo ſtörender ſind. „Er arbeitete“, ſo erzählt Herr Prior, „mit nie erkaltendem Eifer, und hatte er ſich einmal etwas erübrigt, das ihn in den Stand ſetzte, ein wenig zu feiern, ſo ſpielte ihm ſeine Freigebigkeit einen Streich, und ſeine Kaſſe war ſchon wieder leer, ehe er an ſich ſelber dachte. Goldſmith's Ruf führte ihm viele von Armuth gedrückte Verwandte — beſonders Irländer*) — zu; und unaufhörlich wurde er mit Empfehlungs-Schreiben, Bitten um Verwendung u. ſ. w. gepeinigt. Ein Geſuch konnte er nie abſchlagen; ja, oft gab er die willkommene Unterſtützung ſchon, ehe man ihn darum anſprach. So erſchöpfte er bald ſeine Hülfsquellen und feſſelte ſich dann wieder zu einer neuen ſauren Arbeit an ſein Schreibpult. Als Goldſmith eines Tages mit ein paar Freunden in einem Kaffeehauſe ſaß, ließ ſich von der Straße eine auffallend ſchöne weibliche Stimme hören. Schon nach wenigen Minuten rannte Goldſmith hinaus und gab der Sängerin alles Geld, das er bei ſich trug. Als er zurückkehrte, ſcherzten ſeine Freunde über eine ſo ungeheure Freigebigkeit; er aber entgegnete: „Ihr habt nur die Lieblichkeit, nicht den Jammer ihrer Töne gehört.“

Das Intereſſanteſte in dem vorliegenden Werke iſt unſtreitig Goldſmith's Privat-Korreſpondenz, die man wohl ſeines Herzens wahre Sprache nennen kann. Hier erſchließt er ſeine ſchöne Seele mit ſo lieblicher Naivetät, daß wir in dieſem Genre keine anziehendere Lektüre kennen. Wir beſchließen unſere Anzeige mit einigen Auszügen aus dieſer Korreſpondenz. Der nachſtehende Auszug iſt einem Briefe entlehnt, den Oliver Goldſmith im 31ſten Lebensjahre an ſeinen Bruder, einen Geiſtlichen in Irland, ſchrieb. Der Inhalt des Briefes betrifft ſeine Exiſtenz in London und den Einfluß dieſer Exiſtenz auf ſein ganzes Weſen.

„Ich habe mich in Betreff meiner Reiſe nach Oſtindien nicht verrechnet; auch iſt mein Entſchluß nicht wankend geworden. Deſſenungeachtet empfinde ich es ſchmerzlich, daß ich in meinem 31ſten Jahre zum erſten Mal in die Welt trete. Seit unſerem letzten Zuſammenſeyn war ich keinen Tag krank, und doch bin ich der kräftige, rührige Menſch nicht mehr, der ich ſonſt geweſen. Du kannſt Dir kaum einen Begriff davon machen, wie ſehr acht Jahre voll Täuſchungen, voll Sorgen und geiſtiger Anſtrengung mich zerrüttet haben. Wenn ich mich recht erinnere, ſo biſt Du ſieben oder acht Jahre älter als ich; und doch möchte ich wetten, daß ein Fremder, der uns Beide ſähe, mir die Ehre erzeigen würde, das Gegentheil anzunehmen. Denke Dir ein bleiches melancholiſches Geſicht mit zwei tiefen Furchen zwiſchen den Brauen, mit ein paar abſchreckend finſteren Augen und einer dicken Perrücke — dann haſt Du mein treues Portrait vor Dir. Du, mein Bruder, biſt ohne Zweifel friſch und geſund und verlebſt manchen glücklichen Tag im Kreiſe Deiner Kinder oder derjenigen, die Dich als Kind gekannt haben. — Seitdem ich weiß, was das bedeutet, ein Menſch zu ſeyn, fühle ich eine Art von Vergnügen, das mir bis dahin unbekannt geblieben. Ich habe unter kalten Speculations-Menſchen gelebt und ihr ganzes mißtrauiſches Weſen angenommen. Ich würde jetzt für die Geſellſchaft meiner Freunde daheim eben ſo untaug-

*) The Life of Oliver Goldsmith. — Aus Original-Quellen. 2 Bde. London, 1836.

*) Er ſelbſt war bekanntlich in Irland geboren, zu Pallas in der Grafſchaft Longford.

Digitized by Google

lich ſeyn, wie ich die hieſige Geſellſchaft verabſcheue, an der ich Theil nehmen muß. Ich kann bei keinem frohen Gelage mehr froh ſeyn und noch weniger die Freuden deſſelben erhöhen. Ich kann weder lachen noch trinken, habe mir eine unangenehme bedächtige Sprache angewöhnt und ſehe aus, wie ein wahrer Griesgram — kurz, es hat ſich eine ſtehende Melancholie und ein vollkommener Widerwille gegen Alles, was das Leben mit ſich bringt, meiner Seele bemeiſtert. Woher dieſe romantiſche Färbung, die unſerer ganzen Familie geworden iſt? Woher dieſe Liebe zu jedem Orte und jeder Gegend, ausgenommen den Ort und die Gegend, wo wir gerade wohnen? — dieſe Luſt an jeder Beſchäftigung, nur nicht an dem pflichtmäßigen Berufe? — dieſe Sehnſucht nach Beſitz, und doch wieder dieſe Leidenſchaft zum Verſchwenden? Ich bemerke, theurer Bruder, daß ich manchmal eine ordentliche Luſt darin finde, in dieſen milzſüchtigen Stimmungen mich gehen zu laſſen und meinem eigenen Geſchmacke zu folgen, ohne mich um den Deinigen zu kümmern.“ — —

Eines Lebens voll Plage und Bekümmerniß überdrüßig, hatte Goldſmith den Plan gefaßt, als Arzt und Wundarzt nach der Küſte von Coromandel zu gehen. Es war dieſes Projekt, auf das er in ſeinen Briefen hindeutete; er blieb aber unſchlüſſig. Er ſehnte ſich gar ſehr aus einer Geſellſchaft heraus, in der es ihm unheimlich wurde, und konnte doch ein im Hinterhalt lauerndes Gefallen an feinerer Unterhaltung nicht verleugnen. In einem Briefe an einen Freund in Irland beſchreibt er ſeine Lage folgendermaßen:

„Reifliche Ueberlegung läßt mich mit Grund beſorgen, daß meine Würde verdunſtete, wenn ich wieder nach Irland käme. Ich weiß, daß Ihr Irländer ſehr wenig von einem Menſchen haltet, welcher ſchriftſtellert, um ſein Leben zu friſten. Ihr bildet Euch ein, jeder Schriftſteller von Profeſſion trage ſchäbige Kleider und gehe mit der niedrigſten Geſellſchaft um. Gleichwohl glaube ich, daß ein hieſiger Schriftſteller, der auch nur eine Franzöſiſche Novelle überſetzen kann, feinere Kleidung trägt und beſſere Geſellſchaft ſieht, als mancher unſerer Landsleute, den ſeine Unwiſſenheit ſtolz macht. Du haſt keinen Begriff davon, wie ſehr ich zuweilen in meinem Innerſten zerworfen bin; es ſchmerzt mich, Allem, was mir theuer iſt, zu entſagen; bedenke ich aber wieder, daß ich vielleicht eine ehrbare Selbſtſtändigkeit erringen kann — denke ich an die Mahnung der Philoſophie, über Spott und Verachtung ſich zu erheben: ſo ergreife ich mit Gluth jede Gelegenheit, in meinen äußeren Verhältniſſen eben ſo weit von dem großen Haufen mich zu trennen, als ich ihm innerlich entfremdet bin. — Ich weiß nicht, wie es kommt, daß meine Sehnſucht, Irland zu ſehen, die ſo lange eingeſchlafen war, von neuem ſo lebendig geworden iſt. In trüben Augenblicken fühle ich oft eine Verſuchung, nach Hauſe zu kehren und mein Glück im Stiche zu laſſen, obſchon es mir endlich zu lächeln beginnt. Aber nein! — erſt in fünf oder ſechs Jahren gedenke ich dieſes Sehnen zu ſtillen. Ich merke, daß ich noch keine vollkommene Willenskraft beſitze, obſchon dieſe allein den Menſchen groß macht.“

Ein anderer Brief, den Goldſmith in einer ſpäteren Periode an ſeinen Bruder Moritz, einen Kunſttiſchler, ſchrieb, enthüllt uns die innerſten Geſinnungen des Schriftſtellers noch mehr.

„Januar, 1770.

„Theurer Bruder — ich hätte Deinen Brief gern früher beantwortet; allein ich denke nicht gern an die Noth derjenigen, die mir lieb ſind, da es ſo wenig in meiner Macht ſteht, zu helfen. Es thut mir ſehr leid, daß Du von allen Seiten im Gedränge biſt; und meine trübe Stimmung erhält noch Zuwachs durch einen Brief unſerer Schweſter Johnſon, der ähnliche Klagen enthält. Vielleicht könnte ich eine kleine Unterſtützung für Euch auswirken; aber es iſt mein Grundſatz, nie um Weniges zu bitten und überhaupt nicht eher Euch beizuſpringen, bis mir eigne Mittel zu Gebote ſtehen. Der König hat mir neulich das Amt eines Profeſſors der Alten Geſchichte an einer Maler-Akademie übertragen; es iſt aber kein Gehalt damit verbunden. Ein bloßes Ehren-Amt paßt für einen Mann in meiner Lage, wie Manſchetten für einen Menſchen, der kein Hemde auf dem Leibe hat. Du ſchreibſt mir, es kämen mir noch etwa 15 Pfund Sterl. zu Gute, die bei meinem Vetter Lawdon deponirt ſeyen, und fragſt mich, wie ich darüber zu verfügen gedenke. Ach! ich möchte meinen lieben Verwandten in Kilmore durchaus keine Anweiſung dazu geben, wie ſie eine Summe Geldes verwenden ſollen, das ja eigentlich ihnen viel mehr angehört, als mir. Ich entſage hiermit feierlich allen Rechten und Anſprüchen auf dieſes Geld und bin überzeugt, daß ſie den beſten Gebrauch davon machen werden..... Ich habe meiner kleinen Muhme Jenny mein Portrait in Miniatur geſchickt — vielleicht das angenehmſte Geſchenk, das ich ihr anbieten kann. Das Geſicht iſt häßlich, wie Ihr wißt; aber der Künſtler hat es treu wiedergegeben.... Willſt Du mir große Freude machen, ſo ſchreibe recht oft, magſt Du nun Antwort bekommen, oder nicht. Laß mich beſonders von unſerer Familie und den alten Bekannten viel hören. Erzähle mir, wie es unſerer Mutter, unſerem Bruder Hodſon und ſeinem Sohne, den Kindern meines Bruders Harris, meiner Schweſter Johnſon u. ſ. w. geht, wo ſie wohnen und was ſie treiben. Du nannteſt Dich in Deinem Briefe meinen einzigen Bruder — ich weiß nicht, was das heißen ſoll. Ein Stückchen Papier mit Neuigkeiten von Hauſe würde mich ſehr glücklich machen und Dich näher meinem Herzen erhalten. Dein u. ſ. w. Ol. Goldſmith.“

Moldau und Wallachei.

Romäniſche oder Wallachiſche Sprache und Literatur.

(Fortſetzung.)

Während der Beſetzung der Moldau und Wallachei durch die Ruſſiſchen Armeen wurde ein Comité von vier Moldauiſchen und vier Wallachiſchen Bojaren eingeſetzt, unter dem Vorſitze des Ruſſiſchen Staatsraths Minciaki, um eine Conſtitution für das Moldo-Wallachiſche Volk zu verfaſſen. Die Moldauiſchen Mitglieder dieſes Comité waren G. Cataegin, C. Conachi, C. Paſſkann und M. Sturdza, der jetzige Fürſt; die Wallachiſchen waren G. Filipeſku, A. Vilara, G. Basteanu und St. Balaceanu. Dieſe Verſammlung hielt ihre erſte Sitzung in Bukareſt am 29. Juli 1829. Das Moldo-Wallachiſche Volk erhielt am Schluſſe derſelben im Jahre 1830 eine liberale Verfaſſung: es wurde für beide Fürſtenthümer eine außerordentliche General-Verſammlung oder Deputirten-Kammer gebildet, welche aus den großen Landbeſitzern beſteht und jedes Jahr drei Monate in der Hauptſtadt verſammelt bleibt. Die Beſtimmungen des Comité, welche organiſches Reglement genannt wurden, erhielten durch die Kammer, durch den Kaiſer von Rußland und durch den Sultan ihre Beſtätigung.

Im Jahre 1833 fühlte die Deputirten-Kammer der Moldau das Bedürfniß einer neuen in der Romäniſchen Sprache geſchriebene Geſetz-Sammlung; ſie beauftragte damit den hochverdienten Juſtiz-Miniſter Coſtachi Sturdza; der Kodex Callimachi wurde überſetzt und nach vielen Veränderungen von der Kammer beſtätigt und zu Jaſſy im Jahre 1834 in Folio gedruckt.

Was die nationale Geſchichtsſchreibung betrifft, ſo haben die Romäner in dieſem Zweige der Literatur keinen bedeutenden Mangel. In Siebenbürgen, in der Wallachei und in der Moldau finden ſich eine Menge Romäniſcher Chroniken aus verſchiedenen Zeiten, von denen die älteſten aus dem 13ten Jahrhundert herrühren; ſie werden mit dem Slawiſchen Namen Letopis, d. i. Chronik bezeichnet. Ihre Verfaſſer ſind größtentheils unbekannt.

Außer dieſen Letopis haben die Moldauer drei große alte Geſchichtsſchreiber, unter welchen der große Vornik Ureche der älteſte iſt. Er lebte am Ende des 16ten Jahrhunderts, aber leider iſt bis jetzt ſein Werk noch Manuſkript geblieben. De Peyſſonnel ſpricht von dieſem Schriftſteller in ſeinen: Observations historiques et géographiques sur les peuples barbares qui ont habité les bords du Danube et du Pont Euxin. Paris, 1765.

Auf Ureche folgt der Kanzler Miron Coſtin, welcher ungefähr in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte. Seine Geſchichte der Moldau fängt, wie die Chronik des Neſtor, von Adam an und endigt mit der Regierung des Fürſten Stephanizza, Sohn Baſilius des Albaneſers, 1660. Sein Werk iſt ein Manuſkript, in groß Folio von 460 Seiten.

Demetrius Cantimir, Fürſt der Moldau, der in ganz Europa bekannt iſt, hat gleichfalls eine Geſchichte der Moldau geſchrieben, welche erſt im Anfang dieſes Jahrhunderts zu Jaſſy gedruckt worden iſt. Seine übrigen Werke in Romäniſcher Sprache ſind folgende:

1) Die Welt und die Seele, in Griechiſcher und Romäniſcher Sprache, gedruckt in Jaſſy.
2) Geſchichte der beiden Häuſer Brankovanu und Cantakuzenus, eine Handſchrift.
3) Einleitung zu der Türkiſchen Muſik, Manuſkript.

Cantimir, 1673 geboren und 1723 geſtorben, hat viele andere Werke in fremden Sprachen geſchrieben.

1) Geſchichte von dem Anwachſen und Abnehmen des Osmaniſchen Reichs, Lateiniſch geſchrieben und in das Franzöſiſche von dem Abt de Joncquières überſetzt und 1743 in 4 Bänden zu Paris gedruckt. Es iſt die beſte Geſchichte der Türkei, nach der von Herrn von Hammer.
2) Syſtema oder Zuſtand der Türkiſchen Religion, in Ruſſiſcher Sprache, Petersburg 1722 in Folio gedruckt und dem Kaiſer Peter dem Großen gewidmet.
3) Der gegenwärtige Zuſtand der Moldau, in Lateiniſcher Sprache, von Dr. Büſching ins Deutſche überſetzt und unter dem Titel: Beſchreibung der Moldau, in Frankfurt und Leipzig 1771 gedruckt.
4) Geſchichte der Schöpfung, Manuſkript in Lateiniſcher Sprache mit der Aufſchrift Theologo-Physica.
5) Ein Buch Türkiſcher muſikaliſcher Geſänge in Quarto.

Eine in Griechiſcher Sprache verfaßte ausführliche Geſchichte der Moldau und Wallachei, welche von Dionyſius Photinos, einem Griechen, herrührt, iſt zu Wien 1818 in 3 Bänden unter dem Titel erſchienen: Ἱστορία τῆς πάλαι Δακίας τὰ νῦν Τρανσυλβανίας, Βλαχίας, καὶ Μολδαυίας, παρὰ Διονυσίου Φωτεινοῦ. Es iſt die vollſtändigſte Geſchichte Daciens, die bis jetzt gedruckt iſt.

Ein gewiſſer Georgius Vida giebt jetzt zu Jaſſy eine Geſchichte des alten und neuen Daciens heraus, die einen ſchon verſtorbenen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, deſſen Name mir jedoch entfallen iſt. Dieſes Werk iſt die Frucht einer dreißigjährigen Arbeit und ſoll ein Meiſterſtück der Geſchichtſchreibung ſeyn.

Bereits iſt zu Jaſſy die zweite Ausgabe von einem ſehr guten nationalen Buch erſchienen; dieſes iſt die Geſchichte des Urſprungs der Romäner in Dacien, von Peter Major von Ditſö Sz. Márton, zuerſt in Ofen 1812 gedruckt.

Die Römiſchen Alterthümer von Damascenus Th. Boſinka, 2 Bde. Ofen 1832, geben eine vergleichende Schilderung der Sitten der Römer mit den jetzigen Romäniſchen, jedoch in einer nicht ſorgfältigen Schreibart.

Gregori Pleſſoianu, Profeſſor in Bukareſt, hat ſich viele Verdienſte um die Romäniſche Literatur erworben, indem er mehrere Werke theils überſetzt und theils verfaßt hat. In ſeinen „erſten Kenntniſſen der Jugend“ (Bukareſt, 1824.) giebt er unter Anderem einen intereſſanten Ueberblick der Geſchichte und der Geographie der Wallachei und der Moldau.

Zwei Bücher haben ſich im ganzen Romäniſchen Lande einen großen Ruf erworben, nämlich: die Geſchichte von Alexander dem Großen, aus welchem man einen übernatürlichen und wunderbar kühnen Helden gemacht, und deſſen Thaten man ohne Rückſicht auf die Reihenfolge derſelben mit der kühnſten Vermiſchung von Wahrheit und Dichtung auf eine abenteuerliche Weiſe zuſammengeſtellt hat. Man findet z. B. darin erzählt, daß Alexander Athen mit Kanonen belagerte, als er jung war, die Pſalmen lernte, ſich nahe an das Paradies hinwagte und den

Digitized by Google

da zur Hölle ging*). Dieſes Buch iſt ſehr anziehend, da ſich darin viele Romäniſche Sitten geſchildert finden; es iſt vor ungefähr hundert Jahren verfaßt, aber der Name des Verfaſſers iſt auf dem Titel nicht genannt. Es findet ſich in den Händen aller Romäner, welche leſen können, und wird faſt alle Jahre wieder abgedruckt; auch verdient es dieſe Theilnahme wegen der einfachen Schönheit der Gedanken und der kindlich poetiſchen Anſchauungsweiſe, die ſich beſonders in den Episoden zeigt.

Das zweite National-Buch iſt die Geſchichte des ſchönen Argir und der ſchönen Helena mit goldenen Haaren oder Allegorie von der Eroberung Daciens durch Trajan. Dieſes kleine in vier Bücher getheilte und in achtſilbigen Verſen geſchriebene Gedicht iſt dem Ungariſchen nachgeahmt. Es enthält viel Schönes: der Verfaſſer iſt ein Siebenbürge, Johann Barac.

Ein drittes kleines Werk, das gleichfalls große Popularität erlangt hat, iſt ein zwiſchen einem betrunkenen Mann und ſeiner Frau erdichteter Dialog.

Von allen Gattungen der Romäniſchen Literatur aber iſt die Poeſie die reichſte.

Eine Ueberſetzung der Pſalmen in Verſen von Doſoftei, Erzbiſchof der Moldau, welcher im 17ten Jahrhundert gelebt hat, iſt ein Meiſterſtück der Verskunſt.

Poeſieen des Aga G. Aſaki, Mitglieds der Akademie von Rom, Jaſſy, 1836. Dieſer Aga Aſaki, welcher in Italien und in Deutſchland ſeine Studien gemacht hat, iſt der größte lebende Poet, den die Romäner beſitzen. Er war früher Redacteur der Romäniſchen Biene, eines Romäniſch-Franzöſiſchen Journals, in welchem er viele Züge aus der vaterländiſchen Geſchichte mitgetheilt hat. Jetzt iſt er Direktor des öffentlichen Unterrichts und Groß-Archiviſt des Staates, (ein höherer Poſten als der des Archivar). Er hat die Fabeln von Lafontaine, viele Oden von Lamartine, Lieder von Anakreon und Sonnette von Petrarca in ſehr ſchöne Romäniſche Verſe überſetzt. Aber, in ſeinen originalen Poeſieen beſteht ſein größter Ruhm, und ich kann nicht umhin, hier ein Gedicht von ihm in einer Ueberſetzung beizufügen.

Ode an Italien. 1812.

Ich begrüße euch, des alten Auſoniens ſchöne Küſten,
Von zwei Meeren umgeben, vom Apenin durchfurcht,
Wo nahe beim grünen Lorbeer der Friedensolbaum wächſt,
Wo die Blume nicht verſchwindet unter ſtets heiterem Himmel,
Wo ſtolze Andenken beſeelen und vor die Erinnerung führen
Tauſend Bilder des weltherrſchenden Volkes.

Ich begrüße euch! .... denn wer kann ohne Ehrfurcht und Rührung
Dieſen Staub, das Grab der Heroen, mit Füßen treten,
Welche während eines Tauſend von Jahren im Siegen verharrt ſind
Und heute noch leben durch ihrer Tugenden Werk und durch ihre Reden,
So daß, unter welchem Namen es ſeyn mag, niemals
Glorreicheres oder Gewaltigeres, ſeit Menſchen die Erde bewohnen, gelebt hat.

In des Tibers Ebene gelagert iſt Rom wie ein Berg,
Von zertrümmerten Palaſten und Gräbern gebildet
Unter ihnen erhebt ſeine alte Stirn das Kapitol,
Das von den Barbaren und von der Zeit verſchont worden iſt.
Dort erblickt man ein Volk von Statuen, Meiſterſtücken des Phidias,
Die Rom's und Griechenland's Ruhm durch ihren Anblick verkünden.

Zwiſchen Tempeln, Obelisken und geſtürzten Säulen
Erhebt ſich, wie ein eiſerner Thurm, noch unverſehrt die Säule Trajan's;
Auf dieſer erblicke ich, wie der Iſter ſich der Legion Jaſſia unterwirft,
Wie des Decebalus Krieger mit ſeinem Vaterlande ſtirbt,
Und wie im verwüſteten Dacien ein neues Volk ſich niederläßt,
Dem Sprache, Geſetze und Name der Romäner den Urſprung verdanken.

Iſt in dem Walde die alte Eiche vor Alter geſtorben,
So wachſen aus ihrer befruchteten Erde tauſend ſchöne Blumen hervor.
So auch ſind nach dem Falle von Rom, in ausgezeichneter Schönheit,
Gleich neuen glänzenden Geſtirnen, Arioſto, Raphael,
Galileo, Kolumbus Italien geboren, und ihrem Genius
Spendet die Welt, wie den Tagen der Vorzeit, einen ununterbrochenen Tribut.

In dieſen Garten Europa's, wo das Wort ſo ſüß iſt,
Wo die Malerei und der Wohllaut unterworfen und bezaubert haben
Die Fürſten und die Sklaven der Erde, die ſtets ſich dort verſammeln
Von Norden und Weſten, voll von der Bewunderung Leidenſchaft,
Kommt ein Romäner von Dacien zu ſeinen Vorjahren, um zu umarmen
Die Aſche ihrer Gräber und um ihre Tugenden zu lernen.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Der Kriegsgefangene.

Es war an einem Abend im Spätherbſte des Jahres 1812, als die jüngere Bevölkerung von Peebles, einer Stadt in Süd-Schottland, bei ihren gewohnten Spielen ſich ergötzend, plötzlich durch ein Ereigniß, wie es an jenem Orte ſelten vorkam, unterbrochen wurde.

Ein Trupp Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett marſchirte zum Stadtthor herein. Sie eskortirten ſechs oder acht elend ausſehende und zerlumpte Menſchen, die man bald für Franzöſiſche Kriegsgefangene erkannte. Noch jetzt lebt dieſer traurige Anblick lebhaft in meiner Erinnerung. Der kalte gemeſſene Schritt der Soldaten, mit ihrem Offizier und Sergeanten an der Spitze — das melancholiſche Ausſehen der Gefangenen, barfuß und mit halb zerriſſenen, aus rothem, gelbem und blauem Tuche zuſammengeſetzten Kleidern bedeckt und mit ihrem fremdartigen Idiom, wenn ſie einander gelegentlich etwas zumurmelten: Alles wirkte mächtig auf mein jugendliches Gemüth. Voll regen Mitleidens begleitete unſer junger Hauſe die armen Fremdlinge bis zur Pforte des Stadt-Gefängniſſes, wo ſie der Obhut des Schließers übergeben wurden.

An jenem Abende bildete der Einzug der Gefangenen in vielen Familien das vornehmſte Thema der Unterhaltung. Man erkundigte ſich und erfuhr, daß dieſe Leute vor etwa vierzehn Tagen aus Pennycuick, einem ungefähr zwölf (Engl.) Meilen entfernten Dorfe, wo das Depot der Kriegsgefangenen war, zu entfliehen gewagt hatten. Nach ihrer Entweichung, die ſie mit eben ſo viel Muth als Klugheit bewerkſtelligt, waren ſie in Wäldern und Pflanzungen herumgeſtreift und hatten von Feldfrüchten gelebt, bis ein Bauer ſie auf ſeinem Grundſtück entdeckte und an das Militair ablieferte. Manche gute und mitleidige Dame des Ortes konnte nicht umhin, ihren Abſcheu vor dem Menſchen, der die Leidenden ſo herzloſer Weiſe verrathen habe, laut werden zu laſſen.

Als der Tag graute, trieb mich das Intereſſe, das ich an den Gefangenen nahm, aus dem Bette; ich eilte nach dem Stadt-Thore, um ſie fortbringen zu ſehen. Das war eine grauſenerregende Scene! Die Unglücklichen ſahen, als ſie heranwankten, kaum noch menſchlichen Weſen ähnlich — mit allem Staub und Schmutz des geſtrigen Marſches, zerlumpt, gelähmt und von Hunger abgezehrt, waren ſie ein lebendiges Bild des Jammers, der im Gefolge des Krieges ſich befindet. Ihre militairiſche Bedeckung umringte ſie, wie geſtern, und man befahl ihnen, zu marſchiren; allein das konnten ſie nicht. Einige waren ſo ſchwach, daß ſie ſich mit Mühe auf ihren Füßen erhielten. Ein Murmeln des Mitleids erhob ſich; und als der dienſtthuende Offizier bemerkte, daß die Gefangenen kaum im Stande waren, einen Schritt zu thun, war er ſo menſchlich, ein Paar Karren zu ihrem Transporte kommen zu laſſen.

Einer der Gefangenen, welcher noch erſchöpfter ausſah, als ſeine Leidensgefährten — ein ſchlank gewachſener ſchöner Jüngling, anſcheinend nur etwa zwanzig Jahr alt —, wollte beweiſen, daß ſein Zuſtand nicht erheuchelt war. Er wies uns ſeinen mit Beulen bedeckten Fuß, deſſen Anblick allgemeines Grauſen erregte. Jetzt wurde das bisher nur in Seufzern ſich offenbarende Mitleid werkthätig; der Eine ſchleppte mehrere Bündel Stroh herbei, um den Unglücklichen in ihren Karren ein Lager zu bereiten; der Andere holte Leinwand mit Speck geſchmiert, um ſie auf ihre kranken Glieder anzulegen, und ſo ſuchte Jeder, ſein Scherflein zur Linderung ihrer Leiden beizutragen. Die Gefangenen hatten wenig Zeit, ihren tiefgefühlten Dank auszuſprechen. Nachdem ſie mit Mühe eingeſtiegen waren, fuhren die Wagen ab, und bald war der traurige Zug uns aus dem Geſichte.

* * *

Zweiundzwanzig Jahre nach dieſer Begebenheit befand ich mich in Frankreich. Es war im Herbſte 1834. Meine Reiſe ging von Paris über Rouen und Dieppe durch die Normandie. Die damals herrſchende Dürre hatte die Landſtraßen mit undurchdringlichem Sand bedeckt; die Atmoſphäre war zum Erſticken mit Staub geſchwängert, und als wir in Dieppe aus unſerer melancholiſchen Poſt-Chaiſe herauskrochen, hätten wir ohne allen Wechſel der Kleidung das Drama „der Müller und ſeine Geſellen" aufführen können. Ich eilte ſpornſtreichs nach dem Gaſthofe.

„Mein Herr", rief ein kleiner Mann in blauem Ueberrocke und aufgeſtutztem Hute, der am Eingange des Hotels ſtand, „Ihren Paß, mein Herr!" Ich reichte ihm denſelben, in der Erwartung, daß er ihn mit einer Verbeugung ſogleich wieder zurückgeben würde. Allein ich hatte mich verrechnet; es fehlte auf dem Papier die Unterſchrift irgend einer offiziellen Perſon in Paris, und der Polizei-Beamte forderte mich auf, ihm den Grund davon anzugeben. Das war ein Ding der Unmöglichkeit; denn ich verſtand nur ſehr wenig Franzöſiſch. „Mein Herr", ſagte der Beamte mit wichtiger Miene, „Sie werden die Gewogenheit haben, mich auf das Polizei-Büreau zu begleiten." Was ſollte ich thun? Dem Hafen der Ruhe ſo nahe, war es eine fatale Ausſicht für mich, in Zeit von Stunden — wenn es dem Herrn Polizei-Commiſſair ſo gefiele — wieder das Weite ſuchen zu müſſen. Da trat der Gaſtwirth zu uns und erſuchte mich, ihm meinen Paß zu zeigen. Er ſprach ſo rein und gut Engliſch, daß ich ihn anfangs beinahe für einen in Frankreich naturaliſirten Landsmann gehalten hätte. Hoch gewachſen und dabei wohlgeſtaltet, zeigte der etwa vierzigjährige Mann doch einige Anlage zur Wohlbeleibtheit.

Während mein Wirth den Paß überlas, malte ſich angenehme Ueberraſchung in ſeinen Zügen. Plötzlich ſprach er: „Sie ſind ein Schotte von Geburt?" — „„Ja"", verſetzte ich; „„doch was nützt das hier? Meine Abkunft wird mir nicht aus meiner Verlegenheit helfen."" — „Da haben Sie wohl Recht; ich fragte Sie nur aus einem Gefühle von Dankbarkeit — doch, gedulden Sie ſich etwas; ich will unterdeß mit dem Polizei-Offizianten reden."" Er that dies; der Mann mit dem aufgeſtutzten Hute entfernte ſich mit meinem unglücklichen Paſſe, und ich wurde auf mein Zimmer geführt.

Nachdem ich das Diner eingenommen, ließ der Wirth um die Ehre nachſuchen, mir ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Ich beſtellte für uns Beide eine Flaſche vom beſten Burgunder, und bald erſchien der mir intereſſant gewordene Mann. „Sir", ſprach er, „ich muß Ihnen ſagen, daß ich ſechs Jahr und drei Monate in Ihrem Vaterlande Kriegsgefangener war. Als ich einmal zu entfliehen verſucht hatte und wieder eingefangen wurde, fand ich dort eine überaus freundliche Behandlung, die ich nie vergeſſen kann. In dem Städtchen Pennycuick, wo man den Gefangenen erlaubte, ihre Handarbeiten zu verkaufen, verdiente ich mir mit ſelbſtgefertigten Spielwaaren etwas Geld und lernte während meines Aufenthalts an dieſem Orte die Engliſche Sprache, die ich bald geläufig reden konnte." — „„Sie ſprechen allerdings ſehr gut Engliſch; allein dies intereſſirt mich weniger als der Umſtand, daß Sie in Pennycuick geweſen ſind. Ich kenne den Ort ſehr genau. Er iſt nicht weit von Peebles, wo ich in meiner Jugend gelebt habe."" — „Peebles!" rief der Wirth mit großem Intereſſe; „ich habe viel Urſache, dieſer kleinen Stadt zu gedenken. Wäre ich dort nicht ſo gütig behandelt worden, als unſere Wachen ſo lieblos mit uns verfuhren — gewiß, ich lebte jetzt nicht mehr!"

„Iſt es möglich?" rief ich; „waren Sie einer von den unglücklichen Gefangenen, die vor etwa 24 Jahren unter Bedeckung durch-

*) Aehnliche Fabeln über Alexander den Großen exiſtiren bekanntlich auch in anderen Ländern und Sprachen. Vom Indus bis zu den Säulen des Herkules haben Nationen und Weltalter den Macedoniſchen Helden in abenteuerliche Mythen gekleidet. Zu den abenteuerlichſten dürften unter Anderen wohl die Erzählungen des Pſeudo-Joſephus (Joſippon) gehören

Digitized by Google

meine Vaterſtadt kamen?“ — „„Ja wohl“, ſprach der Wirth; „„und ich kann ſogar hinzuſetzen, daß ich der Erbarmenswürdigſte von Allen war. Vielleicht iſt es Ihnen angenehm, den weiteren Verlauf meiner Abenteuer zu hören?““ — „Nichts kann mir erfreulicher ſeyn“, bemerkte ich, ihn unterbrechend; „Sie würden mich aber noch mehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Lebens-Geſchichte von Anfang an erzählen wollten.“ Der Wirth verſprach dies, führte mich aber zu dieſem Zweck in ſein Familien-Zimmer, weil ich, wie er lächelnd ſagte, vor Allem die Urſache ſeiner Leiden wie ſeiner Glückſeligkeit kennen lernen müßte.

Wir wurden von einer ſchönen Frau empfangen, die noch in der Blüthe ihrer Jahre ſtand. Zwei jüngere Familienglieder, eine hübſche Tochter von etwa funfzehn und ein Knabe von zwölf Jahren, ſaßen an einem altmodiſchen Fenſter. Der Mann ſtellte mich dem kleinen Kreiſe als einen Schotten vor, und ſogleich betrachteten mich Alle mit Blicken voll Intereſſe und Freundlichkeit.

Nachdem wir ein paar Fragen ausgewechſelt hatten, füllte der Wirth die Gläſer von neuem und ſchickte ſich an, ſeine Geſchichte zu erzählen. „Hätt' ich“, ſo ſprach er, „meine Madelaine, die hier vor uns ſteht, nie geſehen und geliebt, ſo wäre ich wahrſcheinlich nie Soldat und Kriegsgefangener, aber auch nie ſo glücklich geworden, wie Sie mich jetzt ſehen. Ich wurde an dem Tage geboren, an welchem Ludwig XVI. ſein Haupt unter die Guillotine legte. Mein Vater, der ein kleines Pachtgut nicht weit von Dieppe beſaß, erzog mich zum Landwirthe. Da die Revolution alle unſere Inſtitute eine Zeitlang aufhob, ſo würde ich gar keine Schulbildung genoſſen haben, hätte nicht ein flüchtig gewordener Prediger in der Hütte meines Vaters ein Aſyl gefunden. Dieſer würdige Mann lehrte mich ſchreiben und leſen und gab mir ſehr ſchätzbare Unterweiſung in Moral und Religion. Außerdem lehrte er mich die Sprache Deutſchlands, in welchem Lande er einen großen Theil ſeiner Jugend verlebt hatte. Dieſe Sprache gewann ich beſonders lieb, da die meiſten Bücher des Predigers in derſelben geſchrieben waren. Ueber Allem ſchwebt eine Vorſehung; das Deutſche, welches ich damals zu meiner Erholung ſtudierte, war mir in der Folgezeit vom größten Nutzen.“

„Unter ſolchen Beſchäftigungen verſtrich meine erſte Jugendzeit. Als ich das funfzehnte Jahr erreicht hatte, wünſchte mein Vater, daß ich ein Gewerbe erlernen möchte. Die Wahl wurde mir nicht ſchwer. Der Pfarrer liebte die Blumen, und ich hatte ihm bei der Beſtellung unſeres Gärtchens ſo lange emſig Hülfe geleiſtet, bis enthuſiaſtiſche Liebe zur Gärtnerei in mir ſich regte. Ich fand Beſchäftigung bei einem Kunſtgärtner und Winzer in Dieppe, unter deſſen Leitung ich ein Jahr lang ſehr fleißig und eifrig arbeitete. Um dieſe Zeit wurde aber ein Theil meiner Gedanken auf einen anderen Gegenſtand gelenkt. Die Bewohner von Dieppe kauften meinem Prinzipal Blumen und Pflanzen ab, und oft beſuchten große Geſellſchaften unſere Gärten. Eines Tages, als ich gerade allein war, trat ein ſchönes Mädchen zu mir und verlangte ein Geranium für den kleinen Topf, den ſie in der Hand hatte. Dort ſtehen ſie, Sir — die nämliche Blume und der nämliche Topf, an jenem Fenſter.“ Der Wirth unterbrach ſeine Erzählung einen Augenblick, und ich ſtand auf, um das Gewächs zu betrachten, das ihm ſo theuer war. Als ich meinen Platz wieder einnahm, ſah ich, wie das Ehepaar ſich anſah und die Frau tief erröthete. Sie verſtand kein Engliſch, aber der Umſtand, daß ihr Mann mich auf jene Blume aufmerkſam gemacht, ließ ſie errathen, bis zu welchem Punkte er in ſeiner Erzählung gekommen war.

„Ich brauche kaum zu ſagen“, fuhr der Wirth fort, „daß jenes Mädchen ebenfalls hier im Zimmer iſt, und zwar an unſerer Seite ſitzt. Sie war nur um ein weniges jünger als ich und hatte eine ſo liebliche Stimme — oh! die Blumen rings umher verloren für mich Farbe und Geruch, als ich nach ihr hinblickte! Sie ging mit ihrem Pflänzchen wieder fort, und mir war, als wäre der Tag zur Nacht geworden. Aber bald kehrte ſie wieder, und immer hatte ich eine Pflanze oder ein Sträußchen für ſie in Bereitſchaft. Endlich wagten wir, mit einander im Garten herumzugehen, und ich — obgleich noch ein wahrer Knabe — fand Worte, um ihr auszudrücken, daß ich ſie liebte. Das Mädchen war ganz Unſchuld und Seelenreinheit; ſie konnte mir nichts verbergen; und malen Sie ſich meine Freude, als ich Gewißheit erhielt, daß ihr Herz für das meine ſchlug!“

„Ich habe Ihnen von Madelaine's Verwandten noch nicht erzählt. Ihre Aeltern waren Beide todt, und die Waiſe lebte bei ihrem Oheim, dem dieſes unſer Gaſthaus damals gehörte. Er galt für reich und behandelte Madelaine ſehr freundlich; aber ſeine Willfährigkeit erſtreckte ſich nicht ſo weit, als wir uns eingebildet hatten. Meine Lehrjahre waren beinahe verſtrichen, und ich glaubte, das Geld, das ich mir ſelbſtſtändig erwerben könnte, würde wohl zu unſer Beider Exiſtenz genügen. Wir waren ſo arglos, daß wir eines Tages zuſammen den Oheim angingen und ihm Alles bekannten. Er gerieth in Zorn, jagte mich mit Schimpfworten aus dem Hauſe und ſperrte ſeine Nichte in ihr Zimmer ein. Da konnte ich vor Verzweiflung nicht mehr arbeiten, und nachdem ich vergebens den Verſuch gemacht hatte, meine Geliebte noch einmal zu ſehen, ging ich in einem Anfall von Wahnſinn unter das Militair.“

„Damals ließ man den Rekruten keine Zeit zum Nachdenken oder zur Reue. Wenige Wochen nach meiner Enrollirung befand ich mich auf einem Spaniſchen Schlachtfelde und bald nachher als Gefangener auf einem Brittiſchen Schiffe, das mich einem Brittiſchen Gefängniß zuführte! Jetzt fand ich Muße, meine Thorheit zu bereuen. In einen engen Raum gepfercht, verwundet und erſchöpft, mußten viele meiner Kameraden auf der Reiſe ſterben. Als wir in England gelandet waren, verbeſſerte ſich unſere Lage etwas; aber Gefangenſchaft iſt der Geſundheit nie zuträglich.“

„Wir wurden nach Pennyenick in Schottland geſchickt, wo wir Spielſachen für Kinder anfertigten, die in Großbritanien eben ſo ſelten als auf dem Kontinente gewöhnlich ſind. Den aus dem Verkaufe dieſer Kleinigkeiten entſpringenden Gewinn verwendete Jeder, wie es ſeiner Neigung zuſagte, die nicht immer eine löbliche war. Was mich betrifft, ſo hielt mich das Bild der tugendhaften und liebenswürdigen Madelaine von jedem Laſter zurück. Dieſes liebe Bild machte mich aber auch kühner als meine Kameraden: ich ſchmiedete Pläne zur Flucht, und es gelang mir, einen Theil meiner Kameraden in mein Intereſſe zu ziehen. Wir arbeiteten bei nächtlicher Weile an einem unterirdiſchen Gange — ein Geſchäft, das unſägliche Mühe und Geduld erforderte. Die ausgegrabene Erde warfen wir in den Abfluß-Kanal unſeres Kerkers. Da wir keine andere Werkzeuge hatten, als kleine Meſſer, Pfriemen u. dgl., ſo brachten wir erſt nach Monaten einen Gang zu Stande, den nur eine Perſon, und zwar auf allen Vieren, durchkriechen konnte.“

„In der zu unſerer Flucht verabredeten Nacht krochen wir, Einer hinter dem Anderen, durch dieſe enge Paſſage. Ich war der Vorderſte und mußte die jenſeitige Oeffnung des Ganges von Erde frei machen. Bei dieſer Arbeit ſcheuerte mir ein großer, abwärts rutſchender Stein die Haut vom Fuße; allein dieſer Unfall hinderte mich nicht, herauszuſchlüpfen, nachdem ich meinen Kameraden zugeflüſtert hatte, daß die Oeffnung frei ſey. Obgleich wir uns möglichſt ruhig verhielten, ſo hörte doch die Schildwache am Außenwerk ein Geräuſch. Der Soldat machte ſogleich Lärm und ſchoß Einen meiner Kameraden auf dem Flecke nieder. Als die anderen Schildwachen den Schuß fallen hörten, eilten ſie herbei; aber auch wir verloren keine Zeit. Anfangs hatten wir nach der Seeküſte fliehen wollen, um von da, etwa auf einem Fiſcherboote, nach Holland zu entkommen; aber in der Beſtürzung und Verwirrung des Augenblicks wählten wir die erſte beſte Richtung und kamen über beſtellte Felder, durch Sümpfe, Teiche und Bergwaſſer immer tiefer ins Innere. Endlich, als der Morgen graute, ſuchten wir in einem Walde Schutz. Mehrere Tage führten wir in dieſer Gegend ein Leben wie Raubthiere. Erſt wenn es Nacht wurde, wagten wir uns aus unſerem Verſteck und ſammelten uns Rüben oder andere Feldfrüchte. Solch eine Lebensart mußte unſere Lage immer elender machen. Das Schlafen an der feuchten Erde verſchlimmerte meine Fußwunden immer mehr. Endlich zwangen uns Hunger und Kälte, bei einem Bauer, auf deſſen Grundſtück wir waren, um Speiſe zu betteln. Er zeigte ſich bereit, uns beizuſtehen, aber ſein Verſprechen war falſch. Er verrieth unſeren Aufenthalt der Behörde, und als wir es uns am wenigſten verſahen, waren wir von Soldaten umringt. Dieſe ſchleppten uns ausgehungerte Flüchtlinge über Peebles nach Pennyenick zurück. Mein alter Kerker nahm mich wieder auf; allein ich machte durch meinen Wundarzt eine Eingabe an die Regierung, in der ich mich für einen Deutſchen ausgab und bemerkte, ich ſey zum Franzöſiſchen Kriegsdienſt gezwungen worden. In Folge dieſer Eingabe mußten einige kompetente Perſonen meine Kenntniß der Deutſchen Sprache prüfen, und darauf erhielt ich meine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß ich zwei Jahre lang als Soldat in Oſtindien diente.“

„Obſchon die gute Wirkung meiner Liſt mich freute, ſo war dieſe Bedingung doch wieder niederſchlagend. Ich konnte mich nur damit tröſten, daß ich wenigſtens nicht gegen mein Vaterland zu dienen brauchte. Endlich, nach zweijährigem Dienſt in der heißen Zone, binnen welcher Zeit aller Verkehr mit Frankreich mir abgeſchnitten geweſen, kehrte ich in einem Brittiſchen Schiffe zurück und wurde an Frankreichs Küſte ans Land geſetzt.“

„Wie bang klopfte mein Herz, als ich Dieppe mich näherte! Madelaine konnte mir untreu geworden — ach! ſie konnte auch todt ſeyn! Gott ſey geprieſen, ſie lebte und war treu! Ich fand ſie am Siechbette ihres alten Oheims, der, nachdem ihre rührende Beſtändigkeit ſein Herz bezwungen, vergebens überall nach mir geforſcht hatte. Er erlebte noch unſere Verbindung und ſegnete uns im Sterben. Auch meinen Vater ſah ich langſam ſeinem Grabe entgegengehen, und bald drückte ich ihm die Augen zu. Nach allen meinen Leiden, Sir, habe ich einen Hafen der Ruhe gefunden und genieße jetzt im Kreiſe der Meinigen ein ſtilles Glück, wie es nur Wenigen zu Theil wird.“

Ich blieb viel länger in Dieppe, als ich anfangs beabſichtigt hatte, denn die häusliche Glückſeligkeit des alten Kriegsgefangenen machte einen gar wohlthätigen Eindruck auf mein Herz. (L. P.)

Mannigfaltiges.

— Amerikaniſcher Plutarch. Herr Jared Sparks, deſſen Lebensbeſchreibung Waſhington's in ſeinem Vaterlande als ein klaſſiſches Werk angeſehen wird, ſetzt ſeine Sammlung Amerikaniſcher Biographieen, deren wir bereits früher zu erwähnen Gelegenheit hatten, fort, und es iſt vor kurzem der ſechſte Band derſelben in Boſton erſchienen. Die erſte der in dieſem Bande enthaltenen drei Lebensbeſchreibungen, die des berühmten Rechtsgelehrten und Redners William Pinkney aus Maryland, hat den gegenwärtigen Geſchäftsträger der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn Henry Wheaton, zum Verfaſſer. Herr Wheaton hat bekanntlich auch eine „Geſchichte der Normannen“ geſchrieben, die bei ſeinen Landsleuten in großem Anſehen ſteht. Ueber William Pinkney iſt bereits im Jahre 1826 ein größeres Werk von ihm erſchienen, nach welchem die gegenwärtige Biographie gearbeitet iſt. Der Staatsmann William Ellery und der Prediger Cotton Mather, Beide um ihr Vaterland auf gleiche Weiſe verdient, bilden den Gegenſtand der beiden folgenden Lebens-Abriſſe, die den Profeſſor Channing, einen Enkel Ellery's, und Herrn Peabody, einen ſehr geachteten Amerikaniſchen Gelehrten, zu Verfaſſern haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22$\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{8}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 10. Berlin, Dienſtag den 24. Januar 1837.

Zum 24. Januar 1837.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ hat einen großen Geburtstag. Am 24. Januar 1832 wurde die erſte Nummer deſſelben ausgegeben, und zwar hatten wir das Glück, unſer Blatt, dem die Miſſion ward, das geiſtige Ausland dem Vaterlande näher zu bringen, mit einer neuen Huldigung eröffnen zu können, die das Engliſche Volk dem gekrönten Helden zu Theil werden ließ, der dem Preußiſchen Vaterlande zuerſt ſeine Europäiſche Bedeutung gegeben hat. Des verſtorbenen Lord Dover „Leben Friedrich's des Großen“ war ſo eben erſchienen, und würdig konnten wir mit einer Anzeige dieſes Werkes am 24. Januar, an dem Geburtstage des großen Königs, unſer Blatt beginnen.*)

Ein Luſtrum iſt ſeitdem verfloſſen, das reicher, als jedes andere in dem halben Jahrhundert ſeit dem Tode Friedrich's, an hiſtoriſchen Forſchungen über den König war. Der Würdige iſt immer dankbar. Und ſo mag es denn auch unſerer Zeit zum Ruhme gereichen, daß ſie ſorgſam die Materialien ſammelt, die ein Zeichen der Verehrung dem Geiſte ſeyn ſollen, der ſich freilich in ſeinen Thaten das unſterblichſte Denkmal geſetzt hat. Weniger ihn als uns ſelbſt ehren wir ja durch unſere Huldigungen, und das äußere Monument, das ihm bald auch in unſerer Mitte erſteht, wird eben ſo unſerer eigenen Zeit ein Denkmal ſeyn, als der ſeinigen.

Ein Literatur-Blatt Preußens kann aber wohl den heutigen Tag und ſein eigenes Luſtrum nicht würdiger feiern, als indem es ſeine Leſer von Friedrich als Schriftſteller unterhält. Und dazu hat uns der geachtetſte Geſchichtſchreiber des großen Königs, Herr Profeſſor Preuß, der gleichſam ſchon in ſeinem Namen eine Vocation zu ſeiner beneidenswerthen Thätigkeit erhielt, einen überaus glücklichen Anlaß gegeben. Am heutigen Tage nämlich erſcheint ein neues Werk von ihm, das Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen gewidmet iſt und das den Titel führt:

„Friedrich der Große, als Schriftſteller. Vorarbeit zu einer echten und vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke; bei Annäherung des großen Preußiſchen Thron-Jubelfeſtes ehrerbietigſt der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften empfohlen. Von J. D. E. Preuß.“ **)

Fern ſey es von uns, dadurch, daß wir das Werk vor unſer Forum ziehen, Friedrich als einen ausländiſchen Schriftſteller bezeichnen zu wollen. Hat er auch die Geſchichte ſeines Hauſes und ſeiner Zeit in einem ſo klaſſiſchen Franzöſiſch geſchrieben, daß namentlich die „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg“ anfangs ſelbſt in Frankreich für ein Werk von Voltaire angeſehen wurden***); hat er auch, einem dankbaren Gefühle gegen die Sprache folgend, in der er ſelbſt mit der ganzen damaligen Zeit das Mittel vollendeter Ausbildung fand, ſowohl als Dichter wie als Philoſoph dem fremden Idiom ausſchließlich gehuldigt: ſo war doch ſein Geiſt nach ſeinen einflußreichſten Richtungen ein weſentlich Deutſcher. Er war Deutſch, dem Urſprunge und dem Boden nach, in welchem er wurzelte; er war Deutſch, der Nationalität nach, der er im ſiegreichen Kampfe gegen die Franzöſiſchen Waffen zum erſten Male wieder das von den Reunions-Kammern Ludwig's XIV. verhöhnte Anſehen verſchaffte; er war endlich Deutſch durch ſeine Regenten-Tugenden, von deren Einfluß auf Sprache und Bildung, ſo wie auf die ganze Volksthümlichkeit unſeres Vaterlandes das gerade zu ſeiner Zeit und zuerſt in ſeiner Hauptſtadt wiedererwachte Leben der Deutſchen Literatur ein Zeugniß iſt. Hat doch übrigens er ſelbſt in der Einleitung zu ſeinen (1751 erſchienenen) „Brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten“, wo er ſich wegen ſeines Nicht-Deutſchſchreibens gleichſam entſchuldigt, das Verhältniß näher bezeichnet, in welchem er als Franzöſiſcher Schriftſteller angeſehen ſeyn will. „Wenn“, ſagt er hier, „zu unſerer Zeit ein Deutſcher Franzöſiſch ſchreibt, ſo iſt dies wohl nicht auffallender, als wenn zur Zeit des Cicero ein Römer Griechiſch geſchrieben hat.“ Was lag dieſen Worten wohl näher, als der Gedanke: Rom war zur Zeit, als es ſich der gebildeteren Sprache Griechenlands bediente, darum doch ſtärker und volkskräftiger als das beſiegte Griechenland!

Alſo gerade den Deutſchen Geiſt ſuchen und erkennen wir in Friedrich dem Großen als Schriftſteller, und dieſer iſt es auch, den uns Herr Profeſſor Preuß in ſeinem Werke klar zu machen geſucht hat. Mit Sachkenntniſſen, wie ſie eben nur dem eifrigen Forſcher zu Gebote ſtehen, der ſein ganzes Leben dem Leben ſeines Helden gewidmet hat, liefert uns der Verfaſſer hier eine Kritik der ſämmtlichen Werke des Königs, verbunden mit ihrer Entſtehungs- und Publications-Geſchichte. Die Letztere iſt in der That ungemein merkwürdig. Wir haben wohl Alle aus eigener Anſchauung gewußt, was auch durch die ſcharfen Bemerkungen der beiden großen Geſchichtsſchreiber Johannes von Müller und Gibbon längſt als ein Vorwurf begründet war, daß die nach dem Tode Friedrich's erſchienene Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke eine des großen Königs ganz unwürdige Ausſtattung von Seiten des Buchhandels ſowohl als von Seiten der Herausgeber gefunden habe; neu iſt uns jedoch, daß in dieſe Sammlung Manches aufgenommen worden, was der König gar nicht geſchrieben hat, und vieles Andere, was den großen Verfaſſer und ſeine Zeit beſonders charakteriſirt, ganz herausgeblieben iſt. In doppelter Beziehung alſo fordert das Gedächtniß Friedrich's eine neue, eben ſo echte als vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke.

Und dazu ſcheint in der That kein Zeitpunkt einladender, als der herannahende des großen Preußiſchen Thronjubelfeſtes. Im Jahre 1840 werden wir das hundertjährige Jubiläum der Thronbeſteigung Friedrich's gleichzeitig mit dem zweihundertjährigen der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten feiern. Welch ein großes Jahr, das ſich auf dieſe Weiſe an das Gedächtniß zweier Regenten knüpft, denen unſer Vaterland die ganze Grundlage ſeiner jetzigen moraliſchen und politiſchen Macht verdankt! Willkommen alſo ſey der Gedanke des Autors, deſſen Buch wir heute mit freudigem, von allen Vaterlandsfreunden getheilten Enthuſiasmus begrüßen.

J. L.

Schweiz.

Zwingli's Tod in der Schlacht bei Kappel.

Es iſt bekannt, daß Zürich die Wiege und der Hauptſitz der Reformation in der Schweiz war; nicht viel ſpäter trat auch Bern zu ihr über. Dieſe beiden durch den Glauben verbundenen Kantone hatten ſehr lange gegen den Fanatismus der katholiſchen Kantone zu kämpfen, und unter dieſen waren es beſonders Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, welche ſich durch ihre Intoleranz vor allen übrigen auszeichneten und welche die Schweizer Chroniſten Bullinger, Hottinger, Myconius zuſammen unter dem Namen der fünf Kantone bezeichnen. Zweimal kam es zu den Waffen, 1529 und 1531; das erſte Mal gelang es der Vermittelung der neutralen Kantone Glarus, Freiburg, Solothurn, Appenzell, die Wuth der beiden Parteien zu beſänftigen und im Dorfe Kappel einen Vertrag zu Stande zu bringen. — Zwei Jahre ſpäter, 1531, entſtand ein neuer Friedensbruch; da beſchloſſen die Reformirten von Zürich und Bern, jeden Verkehr mit den Katholiken aufzuheben und ſie auf dieſe Weiſe in den Blokadezuſtand zu verſetzen: ſo hofften ſie jene fünf Kantone, welche, wie dieſer ganze Theil der Schweiz, alle ihre Bedürfniſſe aus den benachbarten Kantonen und beſonders aus Zürich und Bern herholten, durch die Hungersnoth zu bezwingen. Vergebens ſuchte der edle Reformator, Ulrich Zwingli, dieſe Maßregel zu bekämpfen; auch die Vermittelung der neutralen Kantone war diesmal umſonſt, und der Krieg brach aus.

Den 6. Oktober 1531 ließen die fünf Kantone ein Kriegsmanifeſt ergehen .... In jeder von den katholiſchen Städten zog ein Herold, dem das Kreuz vorangetragen wurde, durch die Straßen einher, und rief vor dem verſammelten Volke: — „Krieg, Krieg den Ketzern! Wer will für ſeinen Gott kämpfen, wer will ſeine Seele erretten?“ — Und das Volk drängte ſich haufenweiſe zu den Kirchen, ... hell erleuchtet glänzten die Altäre, der Weihrauch ſtieg in dichten Wolken zu den Gewölben der Tempel empor, und die Prieſter in ihren heiligen Gewändern, die Arme über die knieenden Soldaten ausbreitend, ſprachen feierlich: — „Der Gottloſe hob ſeine Hand auf die heilige Bundeslade, und ſiehe! er ward vom Donner erſchlagen .... Der Gottloſe prahlte in ſeinem Uebermuthe: Ich werde ihnen entreißen das Brod des Lebens, auf daß ſie ſterben und ihre Kirche mit ihnen! .... O Ihr, die Ihr jung ſeyd, Chriſti Statthalter auf Erden ſprach zu Euren Vätern: Ihr ſeyd die Vertheidiger der Kirche. Mögen ſich die Alten deſſen erinnern, auf daß ſie ihre ehemalige Kraft wiederfinden! Wohlan, Ihr Auserwählten des Herrn, ſenket Eure Lanzen, auf daß der Herr ſie einweihe zum Siege!“ — Und das Volk warf ſich auf ſein Angeſicht und bat Gott um das Blut ſeiner Brüder.

---

*) Das Blatt trägt zwar das Datum vom 1. Februar, doch war darauf ausdrücklich bemerkt: Ausgegeben am 24. Januar.

**) Berlin, Verlag von Veit u. Comp. 1837.

***) Friedrich ſchreibt darüber an Voltaire am 21. Nov. 1759: „Quoique je sois très-indifférent sur ce qu'on peut dire de moi en France et ailleurs, on ne me fâchera pas en Vous attribuant mon Histoire de Brandebourg. C'est la trouver très-bien écrite, et c'est plutôt me louer que me blamer.“ (Friedr. d. Gr. als Schriftſteller, S. 56)

Digitized by Google

Hierauf zogen die geweihten Heerhaufen unter den Thoren der Städte vorüber, indem ſie ſtillſchweigend hinter dem Kreuze einherſchritten, und entfernten ſich auf der Straße, welche nach Kappel führt, am Fuß des Berges Albis; dieſen Weg nahmen die von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug; die von Luzern dagegen, 1500 an der Zahl, eilten nach dem Dorfe Bremgarten hin, um ſich zwiſchen Zürich und Bern zu lagern und die Vereinigung der Reformirten zu verhindern.

Noch wußte man in Zürich nichts, und die Stadt war ganz ruhig; ſchon ſank die Nacht herab, und man rüſtete ſich, das Abendgebet zu verrichten. Auf einmal erhebt ſich ein großes Geräuſch von Oſten her.... Athemloſe, ganz mit Schweiß bedeckte Bauern ſtürzen herein und erzählen, daß die Katholiken in großer Anzahl mit Kreuz und Prieſtern bei Kappel ſind, drei Meilen von Zürich, und daß ſie Kappel anzünden würden. Die Erſten, welche dieſe Nachricht hören, ſtürzen gleichfalls durch die Straßen.... Der Tumult nimmt zu, der Lärm verbreitet ſich überall hin.... und die ganze Stadt iſt auf den Beinen. Schnell verſammelt ſich der Rath.... Die Menge umringt zitternd den Saal, voller Beſtürzung fragt Einer den Anderen beim Leuchten der rauchenden Fackeln in der Dunkelheit, und Alles wartet ängſtlich, was der Senat ſagen wird.

Innerhalb, wie außerhalb des Saales, war die Unruhe gleich groß; überall herrſchte dieſelbe Verwirrung, dieſelbe Beſtürzung. — „Der Feind iſt an den Thoren! — Die Katholiken kommen herein! — Man muß die Glocke läuten! — Man muß das Volk zu den Waffen rufen! — Zu den Waffen! zu den Waffen!“ — So ſchrie Alles auf einmal unter einander, und man hörte zugleich den Lärm des Volkes von draußen, das Geſchrei von innen, welches ſich unten auf dem Platze wiederholte.... Da ſchwieg auf einmal die erſchrockene Menge, und eine tiefe Stille herrſchte plötzlich im Saale. — „Um Gottes Willen! Höret mich! rief endlich eine ſtarke und energiſche Stimme, welche die Verſammlung beherrſchte. Aller Augen wandten ſich wie durch eine einzige Bewegung auf denſelben Punkt hin. — Hört mich an! wiederholte Zwingli mit aufgehobenem Arme.

„Ihr ſtürzt die Republik ins Verderben! Hier, hier liegt die ganze Gefahr!“ Die Verſammlung blieb unbeweglich. — „Auch das Volk ſoll man zum Schweigen bringen“, rief Zwingli von neuem. „Sagt ihm, daß ſein Geſchrei den Senat in ſeinen Berathungen ſtört.“ — Nach und nach beruhigte ſich der Lärm und erſtarb allmälig in der Ferne: Alles wurde wieder ganz ſtill.

„Was ſind wir doch für ſchwaches gebrechliches Rohr“, nahm der Reformator wieder das Wort.... „der geringſte Hauch des Sturmes beugt uns zur Erde: den Schrecken treibt Gott aus unſeren Seelen, und unſer armes Fleiſch erzittert und vergeht bei dem geringſten Lärm!.... Noch wiſſen wir gar nicht, welches eigentlich die Gefahr iſt, die uns bedroht, und ſchon ſind wir ganz blaß vor Angſt, als ob Gottes Hand ſelbſt dieſe Mauern mit dem Feuer ſeines Zornes getroffen hätte!.... Laßt uns die Bauern aus Kappel vernehmen.... laßt uns wenigſtens erfahren, was vorgeht.“ Die Bauern wurden in den Saal hineingeführt und erzählten, was ſie geſehen hatten.

Ein großes Heer zog auf Kappel los, heilige Lieder ſingend, die Scheunen verbrennend, die Bewohner der Hütten vor ſich her treibend und mit gierigem Heißhunger Heerden und Lebensmittel fortraubend. Der Schrecken herrſchte in Kappel... die Stadt war in Gefahr, erobert und angezündet zu werden, da die Katholiken aufs heftigſte erbittert waren und Kappel der erſte reformirte Flecken war, der ſich auf ihrer Straße befand. Die Einwohner flehten den Senat an, ſie zu retten.

„Man beruhige das Volk“, ſprach Zwingli... „Man ſage ihm, daß es ſich ganz unnöthig erſchrocken habe, daß die Bürger wieder in ihre Häuſer gehen und die Stadt ſich ganz ruhig halten ſoll. Die Bauern von Kappel haben die Gefahr übertrieben, denn der Menſch iſt ſchwach und leicht geneigt, in Schrecken zu gerathen. Die Katholiken ſind gewiß nur in großer Anzahl ausgezogen, um ſich Lebensmittel zu holen, weil es bei ihnen daran fehlt: nicht zu Krieg und Kampf ſind ſie gekommen.... der Krieg iſt ja nicht erklärt, und Gott wird nicht zugeben, daß Brüder gegen Brüder die Waffen richten. Der Senat wird nach Kappel und nach Bremgarten zwei Kommiſſarien ſchicken, um zu ſehen, was vorgeht; iſt es nöthig, zu handeln, was Gott verhüten möge, ſo wird auch nach der Rückkehr der Geſandten noch Zeit dazu ſeyn.... Bis dahin laßt uns warten und beten!“

Dieſer ruhige und feierliche Ton hatte die beſte Wirkung; der Senat fügte ſich in den Rath des Reformators, deſſen kluge Vorſicht er jetzt zu ſpät einſah; man ſchickte die beiden Kommiſſarien ab und wartete bis zum anderen Morgen.

Den anderen Morgen mit Tagesanbruch erwartete die Menge an den Thoren der Stadt mit Ungeduld die Rückkehr der Geſandten. Die Häuſer waren geſchloſſen, und die Stadt Zürich bot einen trüben, traurigen Anblick dar.

Auch der Rath war verſammelt und harrte in tiefer Stille; diejenigen, welche für die Blokade geſtimmt hatten, waren jetzt über die Verantwortlichkeit erſchrocken, welche ſie auf ſich gezogen, während die, welche dagegen geweſen waren, von Zeit zu Zeit ihre Stimme in bitteren Vorwürfen erhoben.... Zwingli fühlte, wie ſehr unter ſolchen Umſtänden Eintracht und Zuſammenhalt nothwendig wäre.

„Wir haben Unrecht gehabt“, ſprach er, „eine ganze Bevölkerung in Hungersnoth zu verſetzen; aber der Menſch kann nicht Alles vorherſehen. Wir glaubten, Recht daran zu thun, und Gott zeigt uns, daß wir uns getäuſcht haben... Wir wollen uns demüthigen und unſeren Fehler eingeſtehen. Möge wenigſtens dieſes Geſtändniß uns die Kraft geben, den Fehler wieder gut zu machen.... Geſtern, beim Einbruch der Nacht, da habe ich das Volk nicht erſchrecken wollen... aber ich fürchte nur zu ſehr den Krieg! Ich fürchte ihn, weil man nicht mit dem Degen das Evangelium predigen ſoll.... Aber, da wir uns doch einmal vertheidigen müſſen, heute wie immer, ſo iſt es auch unſere Pflicht, mit Bereitwilligkeit unſer Blut für unſeren Glauben zu vergießen! Laßt uns unſere Gemüther vereinigen, und wir werden ſtark ſeyn. Wenn wir einmal kämpfen müſſen, ſo laßt uns dem Feind ohne Furcht ins Antlitz ſchauen und auf Gott allein unſer Vertrauen ſetzen.... Dann wird uns nichts erſchüttern können.“

Von Zeit zu Zeit drang ein verworrener Lärm, der ſich an den Thoren erhob, in die Stadt. Es waren Bauern, welche mit Stöcken und Lanzen vom Lande herkamen, Schäfer, welche ihre Heerden vor ſich hertrieben, um ſie unter den Mauern von Zürich in Sicherheit zu bringen, beſtürzte Weiber, welche in Angſt flohen, mit ihren Kindern in den Armen.... Jeder neue Ankömmling verbreitete neue unglückliche Nachrichten, und der Lärm von draußen verkündigte dem Rath die Ankunft der Leute vom Lande.

Gegen Mittag entſtand plötzlich ein großer Tumult. — „Da iſt ein Abgeordneter! ein Abgeordneter!“ rief die Menge und lief ungeſtüm hinter einem Kurier her, welcher im Galopp ankam und für den Senat Nachrichten mitbrachte. Der Rathsſaal wurde von neuem umringt, wie den vorigen Abend, und endlich ward es ſtill.

Der Kurier war hineingeführt worden,.... er hatte Zeit gehabt, Alles zu berichten, und noch blieb die Verſammlung ganz ſtumm. Das Volk harrte draußen in ſchrecklicher Angſt; ſo verfloß eine halbe Stunde. Hier und da fingen einzelne Stimmen an, ſich unter der Menge zu erheben, wie das Geſchrei der Schildwachen in einem Lager. Noch verharrte die Verſammlung in ihrem Schweigen! Endlich öffnete ſich die Thür.... und Zwingli erſchien auf der Schwelle. „Das Volk ſoll ſich bewaffnen!“ rief er mit bewegter Stimme, und ſogleich verbreiteten die traurigen Töne der Glocke in der ganzen Stadt die Nachricht: achttauſend Katholiken waren am Fuße des Berges Albis.

In einem Augenblick war das ganze Volk in Waffen; die wenigen Truppen, die in der Stadt lagen, waren bereit, zu marſchiren. Der Befehlshaber machte zwei kleine Abtheilungen daraus und ſchickte ſie in aller Eile nach Kappel und Bremgarten; er ſelbſt ſollte den anderen Morgen mit allen Kräften des Kantons folgen.

Es war eine traurige, unruhige Nacht in Zürich. Auf den Mauern, in der ganzen Stadt brannten Fackeln in gewiſſen Entfernungen; helle Feuer wurden auf den Straßen angezündet; überall umher wachte das Volk, und die Töne der Glocken hallten fernhin auf dem Lande, die Bauern und Milizen des ganzen Kantons zu den Waffen rufend.

Endlich brach der Tag an. — Nur 300 Mann waren angekommen, während man ihrer 4000 erwartet hatte. Das Volk ſchrie: „Verrath!“ und es entſtand die größte Verwirrung.... Man verſchob den Abmarſch auf den Mittag, und die Glocke fuhr fort zu läuten.

Um Mittag erſchien der Befehlshaber mit gerunzelter Stirn vor dem Rath. — „Ich habe nicht mehr als 700 Mann“, ſprach er. — „Wir wollen noch warten“, antwortete Zwingli. Um zwei Uhr kam er zurück. — „Hier ſteckt Verrätherei im Spiel: die Bauern müſſen getäuſcht worden ſeyn.... auch nicht ein Einziger iſt gekommen!“ — Da wurde die Verſammlung beſtürzt. — „Was thun?“ fing der Kommandant wieder an; „die Zeit vergeht, das Corps, das in Kappel ſteht, braucht Hülfe.... Wir haben keine Pferde zum Artillerie-Transport, keine Waffen, keine Munition, und endlich fehlt es an Menſchen.“ — „Was thun?.... Auf Gott vertrauen.... und fortziehen“, ſprach Zwingli. Da eilte der Befehlshaber hinaus, ließ die Trompete zum Abzuge blaſen, und das kleine Heer ſetzte ſich ſtillſchweigend in Bewegung.

Aller Augen wandten ſich auf Zwingli, erzählt Bullinger.... ſeine Freunde beſchworen ihn, den Befehlshaber zu begleiten, indem ſie hofften, daß ſeine Gegenwart die Truppen begeiſtern würde. Seine heimlichen Feinde dagegen, welche ſeine Unerſchrockenheit kannten, ſchmeichelten ſich, daß er den Gefahren nicht entgehen würde. — „Ich werde meine Brüder begleiten“, ſprach der Reformator, verließ den Senat und zog ſich in ſeine Wohnung zurück, um ſeine Vorbereitungen zu treffen.

Seine Freunde folgten ihm. — „Denke daran, daß Dein Leben unſerer heiligen Religion nothwendig iſt“, ſprachen ſie zu ihm. „Wenn der Hirt entfernt iſt, werden ſeine Lämmer nur zu ſchnell zerſtreut, und Bosheit und Ungerechtigkeit werden wie früher zurückkehren.“

Zwingli, deſſen Angeſicht ſo ruhig und ſanft wie gewöhnlich war, ſuchte auch ſeine Freunde mit dieſer Ruhe und Ergebung zu bewaffnen. — „Unſere Sache iſt gut“, ſagte er ihnen, „aber ſie iſt ſchlecht vertheidigt. Ich weiß, ich werde ſterben, ich und viele andere brave Männer, welche der Religion ihre urſprüngliche Reinheit und dem Vaterlande ſeine alten Sitten wiedergeben möchten.... Aber daran liegt nichts.... Gott wird ſeine Diener nicht verlaſſen; er wird ihnen beiſtehen, wenn ſie Alles verloren glauben. Auf Gott allein, und nicht auf die Menſchen, wollen wir unſer ganzes Vertrauen ſetzen.... Was auch kommen mag, ich unterwerfe mich ſeinem Willen.“

Bevor er abreiſte, wollte er noch mit ſeinen Freunden das heilige Abendmahl nehmen. — „Dieſer Abſchied“, ſprach er, „wird mir weniger ſchmerzlich ſeyn, als es Chriſtus ſein letztes Mahl war. Mit mir wird kein Verräther die Hand in das Becken tauchen.“ — Ein Tiſch, mit weißer Leinwand bedeckt, ungeſäuertes Brod und mit Wein angefüllte Becher, dies war das Abendmahl nach den Vorſtellungen Zwingli's. Der Reformator ließ ſich am Tiſche nieder. — „Vor ſechs Jahren“, ſprach er, „war es das erſte Mal, daß wir dieſe heilige Feier zuſammen begingen. Bleibt ihr treu, meine Freunde, und der Herr wird nicht zugeben, daß ſie untergehe.“ — Wenige Augenblicke betete er, dann nahm er Abſchied von ſeinen Freunden und eilte, den Befehlshaber aufzuſuchen. — „Laßt uns ziehen“, ſprach er, „es iſt Zeit!“.... und das kleine Heer entfernte ſich.

Der Weg von Zürich nach Kappel führt über den Berg Albis hin und geht lange und ſteil in die Höhe, daher das Fußvolk, mit ſchweren Rüſtungen beladen, nur ſehr langſam vorrückte. Zwingli ſchritt zu Fuß und ermuthigte ſeine Gefährten.

Mitten auf dem Wege hörte man den dumpfen Schall einer Kanone.

Digitized by Google

„Der Kampf hat begonnen“, ſprach Zwingli, „laßt uns eilen!“ Stillſchweigend zogen ſie vorwärts. Nur das eintönige Geräuſch der militäriſchen Schritte hallte wieder an den Seiten des Berges, und aus der Ferne rollte der Kanonendonner. — „Laßt uns ſchnell eilen!“ rief von Zeit zu Zeit der Reformator; „wenn wir zögern, könnten wir zu ſpät kommen.... Was mich betrifft, ſo will ich raſch meinen Brüdern zu Hülfe eilen und ſie entweder retten oder mit ihnen ſterben.“

Als das kleine Heer auf der Spitze des Berges angekommen war, ſah es unter ſich den ganzen Schauplatz des Kampfes: Kappel auf einer kleinen Anhöhe und die Katholiken in der Ebene. Noch war es nicht zu einer eigentlichen Schlacht gekommen; die Katholiken, welche den Feind vortheilhaft poſtirt ſahen und ſeine Stärke nicht kannten, beſchränkten ſich auf ein fortwährendes Kanonenfeuer.

Kaum hatte man Truppenhaufen bemerkt, welche vom Berge Albis herabkamen, da erhob ſich zugleich in Kappel und auf der Ebene lautes Geſchrei. Die neu Angekommenen antworteten von ihrer Seite durch wiederholtes Hurrah und marſchirten in aller Eile nach dem Platze hin, durch ein kleines Gehölz bedeckt, welches ihre Zahl den Augen der Feinde verbarg. Ein große Bewegung entſtand plötzlich unter den Katholiken, welche bei den Feinden anſehnliche Streitkräfte fürchteten.... Da näherte ſich unglücklicherweiſe ein Offizier aus dem Kanton Uri an der Spitze von 300 Reitern, um den Feind zu rekognoszieren. Beim Anblick des kleinen Zwingliſchen Häufleins ſtieß er ein Siegesgeſchrei aus und warf ſich mit aller Wuth mitten unter die Reformirten.... Sogleich ſtürzten die 800 Mann, die in Kappel eingeſchloſſen waren, ihren Freunden zu Hülfe.... Die ganze katholiſche Armee ſetzte ſich zu gleicher Zeit in Bewegung, und der Kampf ward allgemein.

„Muth, Muth! Gott iſt für uns!“ rief der Reformator, indem er mit aufgehobenem Degen ſein Pferd die Reihen hinfliegen ließ und mit Begeiſterung zum Angriff führte. Die erſtaunten Katholiken fangen an zu wanken, ſchon weichen ſie aus ihren Reihen, da ſtürzt plötzlich einer von ihren Reiterhaufen durch das kleine Gehölz hervor auf den Rücken des Feindes. Der Nachtrab deſſelben wird durchbrochen und ergreift die Flucht. — „Verrath! Verrath!“ ſchreit man von allen Seiten. Unordnung, Tumult, Verwirrung nehmen unter den Reformirten überhand. Die Stimme der Führer wird nicht gehört. Die Nachhut zieht den Haufen mit fort, und die Flucht wird allgemein. Nur die vorderſten Reihen, durch Zwingli's Stimme und Beiſpiel angefeuert, bleiben unerſchütterlich mitten in der Verwirrung, noch lange widerſtehen ſie dem Andrang der Katholiken und fallen endlich auf dem Platze unter dem Ruf: Es lebe die Reformation....

Zwingli war gefallen und tödtlich verwundet. Ihn ſuchten die Katholiken mit Wuth überall auf, um ihn zu tödten. Noch athmend hörte der Reformator die Drohungen und Schmähungen ſeiner Feinde, und in Blut gebadet, mit gekreuzten Armen, die Augen zum Himmel emporgehoben, betete er. Da ſtößt ein vorübergehender Soldat aus Unterwalden den unbeweglichen Körper mit ſeinem Fuße. Er hört einen Seufzer, bleibt ſtehen, und ohne den Führer der Reformirten zu erkennen, ſpricht er: „Du biſt ein Ketzer, mag ſeyn, willſt Du Dich bekehren?“ — Zwingli will ſprechen, er kann ſeine erloſchene Stimme nicht mehr deutlich vernehmen laſſen und giebt durch Kopfſchütteln ein verneinendes Zeichen. — „Deſto ſchlimmer“, fängt der Soldat wieder an.... „dann empfehle Deine Seele der Jungfrau Maria“.... Zwingli giebt aufs neue ein verneinendes Zeichen. „Dann fahr in die Hölle“, ruft der Soldat und verſetzt ihm mit dem Degen den Gnadenſtoß.

Alle Nachforſchungen, um den großen Ketzerhäuptling aufzufinden, waren vergebens. Gegen Mitternacht kehrte die Reiterei von der Verfolgung zurück. Man zündete Feuer an, und mitten auf dem noch rauchenden, blutigen Schlachtfelde, in der Finſterniß und dem Schweigen der Nacht ſtieg das Te Deum zum Himmel empor.

Den anderen Morgen wurde der Körper des Reformators von Soldaten, die ihn gefunden und erkannt hatten, im Triumph herbeigebracht. Das ganze Heer wollte dieſen mächtigen Mann, den ſie getödtet hatten, mit eigenen Augen ſehen. Die allgemeine Freude machte ſich in lärmenden Ausbrüchen Luft. Die Wiedereroberung der Freiheit ſelbſt hätte ſie nicht ſo glücklich gemacht, und Niemand ſchien zu bemerken, daß alle dieſe Gefallenen, welche auf der Erde umher lagen, dieſelbe Kleidung trugen, wie die, welche ſie ſo frohlockend betrachteten. Nur ein alter Prieſter, ein ehemaliger Kollege Zwingli's vor der Reformation, näherte ſich traurig ſeinem Leichnam und rief aus: „Armer Ulrich! Was auch Dein Glaube geweſen ſeyn mag, Dein Vaterland haſt Du aufrichtig geliebt: Der Herr vergebe Dir!“.... — Die Stimme des Greiſes wurde von den Verwünſchungen der Soldaten übertäubt: Auf den Scheiterhaufen mit dem Ketzer! ſo ſchrie man von allen Seiten, und um den Leichnam entſtand eine große Bewegung: in einem Nu war der Scheiterhaufen errichtet und angezündet. Vergebens rufen einige Offiziere, daß man die Todten ehren ſolle, der Körper wird fortgetragen und vor einem Tribunal, das ſich durch allgemeinen Zuruf auf dem Platze bildete, niedergelegt.

„Das Gericht ſoll urtheilen“, brüllten die Fanatiker. — „Den Ketzerhäuptling ins Feuer“, antworteten die Richter des Lagers. Und ſogleich verſchwand der Körper in den Flammen. Nur eine einzige Stimme wagte es zu wiederholen: „Armer Ulrich!“

(F. M. de Lausanne.)

Moldau und Wallachei.

Romäniſche oder Wallachiſche Sprache und Literatur.

(Schluß.)

Auch Herr Eliade, Redacteur des Romäniſchen Couriers, welcher zu Bukareſt erſcheint, nimmt einen der erſten Plätze unter unſeren Dichtern ein. Er iſt bis jetzt durch gute poetiſche Ueberſetzungen Franzöſiſcher Werke bekannt, indem er namentlich Lamartine's Meditations und Racine's Phädra dem Publikum mitgetheilt hat; jetzt beſchäftigt er ſich mit einem großen nationalen Gedicht, deſſen Hauptheld Michael der Tapfere, Fürſt der Wallachei, iſt, der im 17ten Jahrhundert gelebt hat.

Der Moldauiſche Bojar Stamati hat viele ſchöne Poeſieen gedichtet, von denen etliche in Jaſſy gedruckt worden ſind. Eines von ſeinen ſchönſten Gedichten iſt: Der Romäniſche Soldat und Stephan der Große.

Nach ihm verdient die nächſte Erwähnung Chriſtowergi, ein junger Adjutant des Fürſten der Moldau, welcher, von der Liebe zum Vaterlande begeiſtert, eine von den ſchönſten Oden, die in der Romäniſchen Sprache vorhanden ſind, verfaßt hat, ſie heißt: „Ode an die Ruinen von Nämtzu“ (Niamtiu).

Der Wallachiſche Bojar Johann Vacarescu, mit dem Beinamen Anakreon der Romäner, hat außer ſeinen originalen Poeſieen mehrere Bücher von Taſſo's befreitem Jeruſalem überſetzt. Jedoch iſt er als Dichter nicht ſo bedeutend als der verdiente Moldauiſche Poſtelniku oder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Beldimann, der zwei Jahre nach der Griechiſchen Revolution von 1821 geſtorben iſt. Er hat viele Franzöſiſche Werke und namentlich Tragödien in Romäniſche Verſe überſetzt. Z. B. den Oreſt von Voltaire, und ſelbſt die Odyſſee und die Iliade nach dem Griechiſchen Original, welche letztere Werke leider noch nicht gedruckt worden ſind. Er hatte auch ein großes Gedicht über die Revolution von Ypſilanti von 1821 verfaßt; aber da ſich noch am Türkiſchen Hofe manche Perſonen befinden, die in demſelben eine ſchlechte Rolle ſpielen, ſo haben die Erben des Dichters für gut befunden, zu beſchließen, das Gedicht erſt nach dem Tode derſelben drucken zu laſſen. Derſelbe Verfaſſer hat auch eine maleriſche Reiſe in die Karpathen geſchrieben.

Außer dieſen Dichtern erſten Ranges beſitzen wir noch viele andere von untergeordnetem Werthe, die wir, der Kürze halber, mit Stillſchweigen übergehen.

Was die dramatiſche Poeſie betrifft, ſo haben die Romäner keine originale Stücke; alle ſind Ueberſetzungen von Racine, Voltaire, Molière, von einigen kleinen Stücken von Florian und Geßner*) und Moſes von Chateaubriand; einige Tragödien von Sophokles und Euripides ſind auch überſetzt. Gegenwärtig befindet ſich in der Wallachei eine Romäniſche Schauſpieler-Truppe, welche zu der Hoffnung berechtigt, daß man bald auch originale Romäniſche Schauſpiele aufführen wird, denn bis jetzt exiſtiren nur zwei Akte in Manuſkript von einem Original-Schauſpiel in Verſen, mit dem Titel: Stephan der Große, Fürſt der Moldau, und ein kleines Vaudeville, die Soldatenfeſte, welches von einigen Moldauiſchen jungen Edelleuten an dem Namenstage des Fürſten der Moldau auf dem Theater zu Jaſſy aufgeführt worden iſt. Der Aga Aſaki hatte zwar eine Tragödie geſchrieben, Michael, der Held der Romäner, aber das Manuſkript iſt nebſt zwei anderen aus dem Franzöſiſchen überſetzten Tragödien, Alzire und Saul, einer Geſchichte des Römiſchen Kaiſerthums und einem Kurſus der Mathematik, in der großen Feuersbrunſt zu Jaſſy 1827 verbrannt.

Die periodiſche Literatur iſt ſehr unbedeutend, indem nur vier Zeitſchriften erſcheinen: 1) Der Romäniſche Courier, eine politiſche und literariſche Zeitung, welche, von Eliades redigirt, zwei Mal die Woche ausgegeben wird. 2) Die Romäniſche Bibliothek, ein literariſches Jahrbuch, erſcheint unter der Redaction von Karkalecki in Transſylvanien zu unbeſtimmten Zeiten. 3) Die Romäniſche Biene, redigirt von dem Aga Aſaki, erſchien bis 1836 in Jaſſy zwei Mal die Woche. Es war ein Franzöſiſch-Romäniſches, politiſches und literariſches Blatt; ſie wird bald wieder von neuem zu erſcheinen anfangen. Endlich 4) das offizielle Blatt der Moldauiſchen Regierung, welches alle Geſetze und Befehle enthält.

Außer dieſen Zeitſchriften erſcheinen jährlich etwa zwölf Almanache in Romäniſcher Sprache, welche Gedichte und proſaiſche Aufſätze verſchiedenen Inhalts bringen.

Die Bücher für das Kriegsweſen, die wir haben, ſind hinreichend für die wenigen regulirten Truppen unſeres Landes. Dieſe Bücher, welche zur Ausbildung der Infanterie wie der Kavallerie beſtimmt ſind, ſind aus dem Franzöſiſchen und Ruſſiſchen überſetzt und 1833 zu Bukareſt gedruckt.

An Elementar-Büchern für niedere Mathematik, für Rhetorik, für den erſten Unterricht in der Jurisprudenz, für die Naturgeſchichte, für die geographiſche Wiſſenſchaft, für die Griechiſche, Lateiniſche, Franzöſiſche und Deutſche Sprache fehlt es nicht; ſie ſind meiſtens in Jaſſy und Bukareſt gedruckt, wo ſich die großen Gymnaſien und die Romäniſche Akademie befinden.

Wir beſitzen auch viele gute Werke, ſowohl über allgemeine Geſchichte als für einzelne Völker, aber ſie ſind meiſtens Ueberſetzungen aus anderen Sprachen, die ich, da hier nicht ein Bücherverzeichniß gegeben werden ſoll, nicht einzeln nennen werde. Aber populaire Bücher ſind geworden: die Geſchichte von Napoleon und von Mentſchikof; die Thaten des großen Kaiſers wie des großen Miniſters ſind allen Romänern bekannt und werden von Mund zu Mund wie Mährchen fortgepflanzt.

In dem belletriſtiſchen Fache haben wir außer den Ueberſetzungen mancher guten Werke der übrigen Europäiſchen Nationen auch einige originale Satiren, die viel Schönes enthalten. Z. B. die Wahrheit und die Lüge, von einem anonymen Verfaſſer.

Aber was den Kern unſerer nationalen Poeſie bildet, ſind die Balladen und die Volkslieder. Es giebt unter ihnen einige, die den beſten Dichtern keine Schande machen würden; und die intereſſanteſten ſind folgende: der Tod Chandjerlis, Fürſten der Wallachei, die Eroberung der Feſtung Chotin, der Tod Ghikas, Fürſten der Moldau u. ſ. w.

*) Unſtreitig iſt hier der „Tod Abels“ gemeint, der wohl auch erſt durch das Medium des Franzöſiſchen den Weg in das Romäniſche gefunden hat.

Digitized by Google

Was die Volkslieder betrifft, will ich hier anführen, was ein Deutſcher Schriftſteller ſagt:

„Wuk Stephanowitz hat durch ſeine Serbiſchen Volkslieder die Aufmerkſamkeit des gebildeten Europa erregt; manche Blicke wandten ſich unwillkürlich nach dem düſteren Norden, und bald überzeugte man ſich, daß die heilige Flamme der Poeſie auf ſchneebedeckten Felſen und unter ewig umwölktem Himmel nicht verglühe; ſondern daß ihr Alles belebender Odem auch die ſchwermüthigen Herzen der Nordländer mit heiliger Gluth durchhauche. Noch mancher koſtbare Edelſtein liegt in den tiefen Schachten der Karpathiſchen Urgebirge vergraben; noch manche duftende Blume blüht und verblüht auf den geſegneten Fluren der Bukowina ungeſehen, unbeachtet, ſehnſüchtig dem Augenblicke entgegenharrend, da auch ihre Sonne ſich heben und deren Strahl Blume und Stein mit leuchtenden Farben beglänzen wird."

„Die Wallachiſche Sprache, wie ſie durch die ganze Bukowina geſprochen wird, iſt eine Tochter der Lateiniſchen. Der Umſtand, daß die Wallachen ſich der Slaviſchen Buchſtaben bedienen, erregte manche Zweifel an dieſer Verwandtſchaft; doch alle Gründe dieſer Art ließen ſich leicht widerlegen. Schon der Umſtand, daß die Wallachen ſich ſeit undenklichen Zeiten Români*) und ihre Sprache limba românésca benennen, und die auffallende Aehnlichkeit beider Sprachen ſcheint jeden Zweifel zu benehmen. Ueberdies iſt bekannt, daß die Moldau, zu der die Bukowina früher gehörte, und die Wallachei Römiſche Kolonieen waren. Die Verbindungen, in denen ſie mit den Ungarn, Illyriern (von welchen ſie die Schriftzeichen zu ihrem Gottesdienſt entlehnten), Griechen und Türken ſtanden, bereicherten ihre urſprünglich äußerſt arme Sprache mit vielen neuen Ausdrücken. Durch Zartheit und Wohlklang ausgezeichnet, ſcheint ſie zum Geſang geſchaffen, und was die Süße und Weichheit anbelangt, kann ſie faſt der Italiäniſchen zur Seite geſtellt werden. Das Volk fühlt es und ſehnt ſich beſtändig nach Sang und Klang. Kaum erſcheint ein neues Lied, ſo durchtönt es mit Blitzſchnelle das ganze „Gottgeſegnete Land" (Bogdana, wie es die Wallachen nennen), und dieſelben Lieder, die bei der Begleitung der Guitarre von den glühenden Lippen einer reizenden Moldauerin ſich ergießen, ertönen ſehnſuchtsvoll bei den melancholiſch-ſchmelzenden Horn-Akkorden in den niederen Hütten der Bauern, auf den kahlen Felſenſpitzen und durch Steppen, beim matten Scheine des aufſteigenden Halbmondes, oder verklingen im Rauſchen Nordiſcher Stürme. Die meiſten dieſer Lieder ſind Erzeugniſſe des romantiſch-poetiſchen Geiſtes des gemeinen Volkes, vor allen der Hüter der Geſtüte und der Heerden. Unter freiem Himmel werden Lieder der Liebe gedichtet, und der Anblick majeſtätiſcher Naturſcenen weckt den Funken der Poeſie und facht ihn zur Flamme an. Wenn mit dem herannahenden Winter die Hirten mit den Heerden in die häuslichen Umzäunungen zurückkehren, bringen ſie gewöhnlich einen reichen poetiſchen Schatz mit. Viele dieſer Lieder verdanken ihren Urſprung der glühenden Phantaſie geiſtreicher und gebildeter Bojarinna's; ſo iſt das herrliche Lied: dia, ceasu l dispartirei, von einer Fürſtin gedichtet, eines der ſchönſten Liebeslieder aller Sprachen. Liebesklagen ſind der gewöhnliche Gegenſtand ihrer Poeſie: doch auch wichtige, auf ſeine poetiſche Exiſtenz Bezug habende Ereigniſſe begeiſtern den ſangluſtigen Wallachen mit dichteriſchem Feuer. So hat man manches ſchöne kräftige Lied aus den Zeiten des Aufſtandes des Wallachiſchen Hoſpodars Brankowanu, und das zarte, düſtere Lied des fliehenden Hetäriſten: Nui, nui, nádejde, nui, kann als Seitenſtück zu der himmliſchen Hymne des Theſſaliers Riga: *Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων* angeſehen werden. Die höchſt einfachen Melodieen haben einen eigenthümlichen Reiz; ſie bewegen ſich meiſtens in Molltönen in einem feierlichen Rhythmus ſehnſuchts- und empfindungsvoll. — Die Zigeuner, dieſe Kinder Oſtindiens, dieſe ausgebreitete Kaſte der Hindus, überall wuchernde Schößlinge, die bald an den Ufern des Nils als Zauberer und Almis, bald an dem Ganges als Seiltänzer und Bajaderen, bald in Aegypten als Schlangen-Anbeter erſcheinen, ſind auch hier in großer Anzahl. Die von ihnen verfaßten Melodieen tragen ſie mit ungemeiner Geſchicklichkeit und Empfindung vor. Der Name eines Angelo, Giorgi und Suczawa iſt weit und breit in der Bukowina bekannt. Die Inſtrumente, mit denen ſie ſich beim Abſingen der Stanzen begleiten, ſind Violinen, Papageno-Pfeifen und eine Art Guitarre, auf der ſie mit einem Federkiele ſpielen (Cobzá). Sind Muſik und Poeſie die Grund-Akkorde in der Seele, die bei einzelnen wie bei ganzen Nationen in ſo mannigfaltigen Abwechſelungen hervorſtrömen, ſo ſollen wir auch dieſen Tönen der Natur ein aufmerkſames Ohr leihen; mit ihrer Hülfe ſollen wir bis zur Quelle dringen, aus der ſie ſo reich hervorſprudeln. Dieſer Geſang, ſo einfach und monoton er erſcheinen mag, iſt ſtets als ein heiliger Naturhymnus zu betrachten. Fehlt auch dem Geſange des Nordens die Gluth und Friſche des Südens, ſo iſt die Sehnſucht danach um ſo rührender ausgeſprochen."

„Wie oft, wenn die Mondſcheibe den Rücken ſchneebedeckter Karpathen mit blaſſem Schimmer übergoß, horchte ich dem Liede eines einſamen Wanderers, der durch die öde Haide in der Stille der Nacht dahintrabte! Wie oft, in dem dunkeln Schatten eines düſteren Eichenwaldes, oder am wärmenden Feuerheerde in der Höhle einer Zigeuner-Familie, verſenkte mich das geiſterhafte Trillern eines alten Schyle in trübes Sinnen. Die ſchauerliche Erzählung des Griechen in der Cafferia zu Botoſchan (Botossáni) war von fernen, ſchwermüthig fallenden Guitarre-Akkorden begleitet." **)

Hier muß noch hinzugefügt werden, daß man auch hiſtoriſche Lieder über verſchiedene Fürſten und berühmte Räuber findet, wie über Jamandi, Bujoru, den Sohn der Romànca, u. ſ. w.

*) Ich habe die Orthographie der Romàniſchen Wörter verbeſſert.
**) F. J. K. Schneidawind. Taſchen-Bibliothek der Reiſen; von J. H. Jack. 85ſtes Bändchen. Nürnberg, 1832.

Um einen vollſtändigen Begriff von dem literariſchen Streben der Moldau und Wallachei zu geben, ſey es erlaubt, einen kurzen Bericht von den wiſſenſchaftlichen Inſtituten derſelben zu erſtatten. In Bukareſt und Jaſſy ſind zwei große Gymnaſien, in welchen man Unterricht in den alten und neuen Sprachen und in den übrigen Schulwiſſenſchaften ertheilt, zu welchen nicht allein die Mathematik und die Naturgeſchichte, ſondern auch die Jurisprudenz gerechnet wird. In jedem dieſer Gymnaſien werden mehr als hundert Söhne von Bojaren und Beamten unentgeltlich erzogen. — Neben dieſen beiden Gymnaſien iſt in der Hauptſtadt der Moldau eine große Unterrichts-Anſtalt von dem Fürſten Sturdza, 1835, unter dem Namen Romàniſche Akademie errichtet und beſtätigt. Die Mitglieder derſelben bilden eine gelehrte Geſellſchaft und halten regelmäßige Zuſammenkünfte; zugleich dient das Gebäude, in welchem dieſe ſtattfinden, zu einer wiſſenſchaftlichen Anſtalt, in welcher hundert junge Edelleute als Penſionaire leben und größtentheils von Mitgliedern der Akademie unterrichtet werden. — In allen übrigen Städten der Wallachei und Moldau und in vielen Dörfern ſind Schulen von der Regierung errichtet. Zu dieſem Zwecke iſt die Einrichtung getroffen, daß jeder Beamte nur neun Zehntheil ſeines Gehaltes bezieht und die eine Hälfte des auf dieſe Weiſe gewonnenen Zehntheils für die Beſoldung von Lehrern und die andere für den Druck guter Bücher verwendet wird.

Außerdem beſteht als gelehrte Geſellſchaft noch in Jaſſy der Verein für Naturwiſſenſchaften und Medizin, zu welchem die ausgezeichnetſten Aerzte und noch manche andere Gelehrten des In- und Auslandes gehören; er erhält vom Staate weſentliche Unterſtützung und ſteht mit den gelehrten Geſellſchaften Würtembergs und des Großherzogthums Baden in lebhaftem Verkehr. Das Naturalien-Kabinet oder Muſeum iſt jetzt ziemlich bedeutend und enthält manche ſeltene Gegenſtände, z. B. ſehr ſchöne antediluvianiſche Foſſilien, merkwürdiges und der Moldau eigenthümliches Erdwachs, welches wir Franzöſiſch cire vierge benennen, u. dgl.

Die hauptſächlichſten Buchdruckereien der Romàner ſind die von Kronſtadt, Belgrad und Suczawa, welche als die älteſten zuerſt genannt zu werden verdienen; aber bedeutender ſind jetzt die in Petersburg, Wien, Ofen, Peſt, Hermannſtadt, Temeſwar, Klauſenburg, Jaſſy, Kloſter von Niamtzu, Bukareſt, Kraiowa, Czernowitz, Kiſſinow u. ſ. w. Nach dieſer großen Anzahl von Preſſen, welche für die Romàniſche Literatur in Bewegung ſind, läßt ſich darauf ſchließen, wie weit verbreitet jetzt die Theilnahme für dieſelbe iſt, und welche Thätigkeit ſich darin offenbart.

Ein Moldauer.

England.

Bibliographie.

History of the reformation. (Stebbing's Geſchichte der Reformation.) Zweiter Band. 6 Sh.
Annual biography and obituary. (Britiſcher Nekrolog vom Jahre 1836.) 15 Sh.
Switzerland, France and the Pyrennees. (Die Schweiz, Frankreich und die Pyrenäen.) Von Inglis. 10½ Sh.
Lyra Apostolica. — 3½ Sh.
The letters and works etc. (Die Briefe und Werke der Lady Mary Wortley Montague.) Herausgegeben von Lord Wharncliffe. 42 Sh.
The revolutions in Spain. (Die Spaniſchen Revolutionen von 1808 bis zu Ende des J. 1836.) Von W. Walton. 2 Bde.
Journal etc (Tagebuch einer Reiſe nach Moskau im Sommer 1836.) Von R. B. Paul.

Mannigfaltiges.

— Deutſche Forſchungen in Frankreich. Ein Herr Beaulieu in Paris hat ſo eben „Archäologiſche und hiſtoriſche Forſchungen über die Grafſchaft Dachsburg im Elſaß" *) herausgegeben. Die kleine Grafſchaft Dachsburg, die ſeit dem 13ten Jahrhundert, und zwar noch bis zum Jahre 1803, das Beſitzthum der Fürſten von Leiningen war, gehört jetzt zu dem Franzöſiſchen Departement der Meurthe und zählt in fünf Kirchſpielen etwa 2000 Deutſche Einwohner, die jedoch zum Theil auch Romaniſch ſprechen. Schon dieſer letztere Umſtand deutet auf eine eigenthümliche Geſchichte des Ländchens, die in der That auch nach der Darſtellung des Herrn Beaulieu, der zu dieſem Behufe ſowohl die alten Orts-Chroniken, als die Handſchriften im Depot des Franzöſiſchen Kriegs-Miniſteriums und mehrere andere Quellen benutzt hat, nicht ohne Intereſſe iſt. Er theilt ſeine Darſtellung in folgende vier Abſchnitte: 1) Zeitraum der Celten und der Triboker; über deren Theogonie und religiöſe Denkmale in Dachsburg. 2) Zeitraum der Triboker und Römer; fernerer Charakter ihrer Bauwerke. 3) Zeitraum der Deutſchen Herrſchaft, vom Beginn des fünften Jahrhunderts bis zum Frieden von Ryswick. 4) Beſchreibung der Celtiſchen, Triboriſchen, Römiſchen und mittelalterlichen Denkmale, die ſich zum Theil noch in der Grafſchaft Dachsburg befinden; erläutert durch mehrere intereſſante Abbildungen, ſo wie durch die Sagen, die in Bezug auf dieſe Denkmale jetzt noch im Munde des Volkes leben. Das alte Wasgauiſche Bergſchloß Dachsburg ſelbſt iſt während der räuberiſchen Invaſionen der Franzöſiſchen Reunions-Kammern im Jahre 1680 von den Franzoſen zerſtört worden.

*) Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg (aujourd'hui Dabo), ancienne province d'Alsace. Paris, Lenormant.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 11. Berlin, Mittwoch den 25. Januar 1837.

England.

Die Luftfahrt von London nach Weilburg *).

Herr Maſon, der den unten angeführten Bericht über die Fahrt, die er in dem Ballon des Luftſchiffers Green in Geſellſchaft mit dieſem und dem Herrn Holland unternommen, hauptſächlich in der Abſicht niedergeſchrieben und publizirt hat, um, wie er ſagt, zu zeigen, daß es Herrn Green gelungen ſey, die Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich bisher den Fortſchritten der Luftſchifffahrt entgegengeſtellt, erſpart dem Publikum, nachdem er ihm die Thatſachen vorgelegt, die Mühe, ſich ſelbſt ein Urtheil daraus zu bilden, indem er die Frage ſelbſt entſcheidet. „Dieſen Erfolg“, bemerkt er am Schluß, nach Beſchreibung der Reiſe, „trage ich kein Bedenken, jetzt für vollſtändig zu erklären.“ Herrn Monck Maſon's bloße Erklärung dürfte jedoch diejenigen wenig befriedigen, denen es um ſpecifiſche Beweiſe und gehörige Gewährſchaft zu thun iſt.

Die Hinderniſſe, mit denen frühere Luftſchiffer zu kämpfen hatten, waren: 1) die Unſicherheit und die Koſten der Füllung mit Waſſerſtoffgas; 2) die Unmöglichkeit, lange genug in der Luft zu bleiben, um eine bedeutende Entfernung zurückzulegen; 3) die mit der Luftſchifffahrt verbundenen Gefahren; und 4) die Unfähigkeit, dem Lauf des Ballons eine beliebige Richtung zu geben. Dieſe Hinderniſſe, oder wenigſtens einen Theil derſelben, ſoll Herr Green, wie der Verfaſſer des Berichts behauptet, wiewohl ſeine Behauptungen nicht ganz klar ſind, nach einer Reihe von Verſuchen beſiegt haben, und zwar: 1) durch Anwendung von Kohlenwaſſerſtoffgas ſtatt Waſſerſtoffgas, wodurch nicht nur der Koſtenaufwand und die Gefahr vermindert werden, ſondern auch noch der Vortheil entſtehen ſoll, daß das Gas ſich länger in dem Ballon erhalte, weil es mit der umgebenden Atmoſphäre nicht ſo verwandt und folglich minder zum Entfliehen geneigt ſey. Herr Maſon verſichert, es ſeyen dabei noch zwei gleich wichtige Vortheile, aber er ſagt nicht, worin ſie beſtehen. 2) Durch ein ſcharfſinniges Mittel, den Ballon immer in gleicher Höhe zu erhalten, ohne daß man Ballaſt auszuwerfen brauche, um ſein Sinken zu verhindern, oder Gas herauszulaſſen, um ſein Steigen zu hemmen, durch welche beide Operationen natürlich die Kraft der Maſchine erſchöpft werden muß. Das Mittel beſteht in einem Seil von angemeſſener Stärke und Länge, welches unten auf der Erde nachſchleppt, oder, wenn man ſich über der See befindet, in einer Anzahl ſchwimmender Gefäße mit flüſſigem Ballaſt, die ebenfalls der Neigung zum Steigen entgegenwirken und, wenn ſie erforderlichen Falls in die Höhe gezogen werden, die umgekehrte Wirkung hervorbringen. Dieſe Operation hat ſich bewährt, und es iſt daher kein Grund vorhanden, die Haltbarkeit der Verſicherung, daß ſie vollſtändigen und ſicheren Erfolg habe, in Zweifel zu ziehen; aber geſetzt den Fall, man wünſchte den Ballon zu wiſſenſchaftlichen Zwecken in einer größeren Höhe ſteigen zu laſſen, als Herr Green es bis jetzt verſucht hat, würde wohl dann dies Mittel noch eben ſo ſicher anzuwenden ſeyn? 3) Ueber dieſes Hinderniß ſagt Herr Maſon ſehr wenig und beweiſt gar nichts. Er führt an, daß Herr Green 226 Mal aufgeſtiegen ſey, ohne daß ihm der geringſte Unfall zugeſtoßen, und ſchließt daraus, daß die Luftſchifffahrt, wenn man nur geſchickt zu Werke gehe, eigentlich gar keine beſondere Gefahr habe. „Ich ſage ohne Bedenken“, bemerkt Herr Maſon, „daß die Luftſchifffahrt eben ſo wenig mit einer außerordentlichen Gefahr verknüpft iſt, wie irgend ein anderes der bis jetzt gebräuchlichen Fortſchaffungsmittel.“ Herr Maſon hat ſelten Bedenken, wie man ſieht, aber deſſenungeachtet möchte es ihm doch etwas ſchwer werden, Andere zu überzeugen, daß ein Ballon eben ſo gefahrlos ſey, wie eine Poſtkutſche, die eines von den „anderen Fortſchaffungsmitteln“ iſt. Dieſe Art von Beweis gehört zu der Klaſſe derjenigen, welche man in der Logik als ſolche bezeichnet, die zu viel beweiſen. 4) Ueber dieſes Hinderniß, das wichtigſte von allen, weil es ſich dabei um den großen Punkt handelt, der dem Gebrauch der Luftſchifffahrt zum Nutzen der Menſchheit im Wege ſteht, ſagt Herr Maſon nichts. Dies iſt der einzige Theil der Sache, wo er Bedenken hat. Er glaubt, die Erörterung der Frage „möchte zu weit führen“, und behält ſich dieſelbe daher für eine künftige Gelegenheit vor.

So viel von den allgemeinen Punkten der Broſchüre; der übrige Theil derſelben iſt mit Herrn Maſon's Bericht über den Verlauf der Reiſe gefüllt, in welchem einige noch nicht durch die früheren Zeitungs-Berichte bekannt gewordene recht intereſſante Wahrnehmungen vorkommen. Als der Ballon den Kanal paſſirt hatte, wo es völlig Nacht geworden, und da der Mond nicht ſchien, ſo hatten die Luftſegler kein anderes Merkmal, woran ſie die Richtung ihrer Fahrt erkennen konnten als die Lichter, mit denen die Erde unter ihnen überall bedeckt war. Dieſe Schilderung iſt eine der beſten in der ganzen Schrift.

„Der Anblick ſelbſt“, heißt es darin, „ging über alle Beſchreibung. Die ganze Oberfläche der Erde, viele Meilen rings umher, ſo weit und weiter, als das Auge reichte, war wie überſtreut mit den vereinzelten Feuern einer wachſamen Bevölkerung und gewährte ein Sternenſchauſpiel unter uns, das an Glanz den ferneren Lichtern des gewölbten Himmels über uns faſt gleichkam. In der erſten Hälfte der Nacht, ehe ſich die emſigen Einwohner zur Ruhe zurückgezogen hatten, kamen fortwährend am fernen Horizont in der Richtung, die wir nahmen, große Lichtmaſſen zu Vorſchein, die uns immer die Nähe irgend einer größeren Ortſchaft bezeichneten, und die anfangs faſt den Eindruck auf das Auge machten, wie eine Feuersbrunſt, wenn man ſie aus ſo weiter Ferne ſieht, daß man noch nichts genau unterſcheiden kann. Je näher wir kamen, deſto heller ſchienen dieſe verworrenen Lichtmaſſen zu werden; ſie dehnten ſich über einen weiteren Raum aus, nahmen eine beſtimmtere Form an und machten eine imposantere Wirkung, bis ſie ſich endlich, wenn wir den Punkt erreicht hatten, wo wir gerade darauf hinabſchauen konnten, in ihre einzelnen Theile auflöſten und in Straßen oder Plätze zertheilten, ſo daß wir das vollkommenſte Modell einer Stadt, nur in mehr oder minder verkleinertem Maßſtabe, je nach der Höhe, in der wir uns befanden, vor uns hatten.“

Der Verfaſſer bemerkt ſodann, daß man ſich von dem Eindruck, den ein ſo ſeltenes Schauſpiel hervorbringe, keine Vorſtellung machen könne, wenn man es nicht ſelbſt geſehen, und fügt hinzu: „Daß wir auf einem ſolchen Fuhrwerk in der gränzenloſen Einſamkeit des Himmelsraums, mitten in der todten Nacht, unbekannt und unbemerkt, ſtill und verborgen Königreiche überblickten, Landſtrecken durchforſchten und Städte im Grundriß ſchauten, und zwar in ſo ſchneller Folge, daß wir kaum Zeit hatten, darüber nachzudenken, dies war ſchon an ſich allein ein ſo erhabenes Gefühl, daß es auch weit unintereſſanteren Scenen, als die waren, welche den Gegenſtand unſerer Betrachtungen bildeten, einen mächtigen Reiz verliehen hätte.“

Auf dieſe Weiſe ſchwebten ſie über einen Theil des Europäiſchen Kontinents, über Städte und Dörfer dahin, die ſie nur an ihren künſtlichen Erleuchtungen wahrnahmen. „Unter dieſen letzteren“, ſagt der Verfaſſer, „war beſonders eine, die durch ihre eigene höhere Anziehungskraft, durch die Länge der Zeit, während welcher ſie uns vor Augen blieb, und durch den ununterbrochenen Anblick, den uns unſere Lage, gerade über ihr, davon gewährte, unſere Aufmerkſamkeit feſſelte und uns wiederholte Aeußerungen des Staunens und der Bewunderung entlockte. Im Mittelpunkt eines Diſtrikts gelegen, der von den unzähligen Feuern, womit er nach jeder Richtung hin, ſo weit unſer Geſichtskreis reichte, überſäet war, völlig zu flammen ſchien, war es, als ob dieſer Ort in ſich allein und auf den erſten Blick einen Inbegriff von all dem Zauber enthielte, den wir vorher einzeln bewundert hatten. Die vollkommene Deutlichkeit, womit jede Straße durch ihre Reihe von Lichtern bezeichnet wurde, die Formen und Verhältniſſe der bedeutenderen Gebäude der Stadt, die Theater und Plätze, Märkte und Hotels, durch größere und unregelmäßigere Anhäufung von Licht angedeutet, dazu das ſchwache Gemurmel einer geſchäftigen, noch munter und lebhaft dem Vergnügen oder dem Gewinn nachjagenden Bevölkerung, dies Alles zuſammen bildete ein Gemälde, welches ſo eigenthümlich und überraſchend war, daß man ſich vorher keinen Begriff davon hätte machen können. Dies war die Stadt Lüttich, merkwürdig durch die vielen großen Eiſenhämmer der Umgegend, die ihr eben das bereits geſchilderte auffallende Anſehen gaben und uns darauf führten, daß dieſer Ort es ſey, was wir ſpäter bei näherer Unterſuchung auch gegründet fanden.“

Wir ſchließen unſere Auszüge mit der Schilderung eines Vorfalls, der die Reiſenden unterwegs ſehr erſchreckte.

„Es war gegen halb vier Uhr Morgens, als der Ballon, der vor wenigen Minuten durch eine Auswerfung von Ballaſt plötzlich einen bedeutenden Zuwachs von Kraft erhalten hatte, — denn da wir in einer Gegend, deren Charakter uns ganz unbekannt war, der Erde ſehr nahe gekommen, ſo glaubten wir uns nicht ganz ſicher und erleichterten daher den Ballon, — als dieſer, ſage ich, mit großer Schnelligkeit zu ſteigen anfing, und ehe wir noch die gewöhnlichen Mittel anwenden konnten, um ſein Aufſteigen zu hemmen, hatte er ſchon eine Höhe von mehr als zwölftauſend Fuß erreicht. In dieſem Augenblick, während Alles ringsumher undurchdringliche Finſterniß und Oede war, erfolgte mit einemmal an der Maſchine oben eine ungewöhnliche Exploſion, von

*) Account of the late aeronautical expedition from London to Weilburg, accomplished by Robert Holland Esqu., Monck Mason Esqu. and Charles Green, aeronaut. London, 1836.

Digitized by Google

einem ſtarken Kniſtern und Raſcheln der Seide begleitet, und alle Zeichen ließen uns das Zerplatzen des Ballons befürchten, obgleich wir uns in einer Region befanden, wo gar keine äußere Veranlaſſung zu einem ſo ſchrecklichen unerwarteten Unfall vorhanden war. Faſt zu gleicher Zeit wurde die Gondel, als wäre ſie plötzlich von ihren Stricken losgelöſt worden, einer heftigen Erſchütterung unterworfen, und es ſchien, als wollte ſie ſo eben mit all ihrem Inhalt in den finſteren Abgrund hinabſtürzen. Eine zweite und dritte Exploſion folgten ſchnell auf einander und waren von denſelben auffallenden Wirkungen begleitet, ſo daß der ängſtliche Reiſende über das Schickſal, das unvermeidlich ſchien, nicht länger gezweifelt hätte. Einen Augenblick darauf war Alles ſtill und ruhig; der Ballon hatte ſeine gewöhnliche Form und ſichere Bewegung wieder angenommen, und es war keine Spur mehr von der unnatürlichen Erſchütterung wahrzunehmen, die er eben noch ſo ſeltſamer Weiſe erlitten hatte."

Dieſer Zufall erklärt ſich dadurch, daß bei der großen Kälte der Nacht das vorher mit Feuchtigkeit geſättigte Netzwerk des Ballons gefroren war; ſeine Erweiterung beim Aufſteigen aus einer niedrigeren in eine höhere Luftſchicht verurſachte den Knall, indem die Maſchen des Netzwerks plötzlich aus ihrem gefrorenen Zuſtande befreit wurden; das Gefühl, als ob die Gondel ſänke, war eine bloße Täuſchung, denn ſie ſtieg im Gegentheil; aber da die Erſchütterung ſo unerwartet kam, war ein irriger Eindruck ſehr natürlich.

Frankreich.

Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon.

Der bekannte Vidocq, der die großen Erfahrungen, die er einſt bei den Gaunern geſammelt, ſpäter im Dienſte der Polizei ſo trefflich anzuwenden wußte, iſt nun auch als Theoretiker aufgetreten und hat unter dem Titel Les Voleurs eine Art von Converſations-Lexikon für oder vielmehr gegen Diebe herausgegeben; denn er verräth darin aller Welt die Geheimniſſe der Zunft, und wer jetzt in den Fall kommt, beſtohlen zu werden, der kann aus dieſem Lexikon erfahren — wenn auch nicht, wo und wie er das Geſtohlene wieder erhält, doch wenigſtens, in welche Kategorie ſein Diebſtahl eigentlich gehört. Indeſſen kann doch mancher der von Herrn Vidocq mitgetheilten Fälle eine Warnung vor ähnlichen Betrügereien ſeyn, und ſo iſt ſein Buch doch wohl nicht ganz unnütz. Wir geben hier zur Probe einige Artikel aus dem alphabetiſch geordneten Wörterbuche:

„Grinchir, verb. transit. = Greinſchen oder Grabſchen, in der Diebesſprache ein Euphemismus für Stehlen oder Mauſen (voler). Wir theilen bei Gelegenheit dieſes Wortes einige Methoden und Einzelheiten der Diebes-Praxis mit. Manches, was wir hier erzählen werden, geht noch täglich aller Orten vor; dagegen giebt es andere Methoden, mit denen ſich nur ihre Erfinder befaßt haben und die daher nicht weiter ausgebildet worden ſind.

— Grinchir au boulon: Haſpen-Greinſchen. Die Erfindung dieſes Kunſtgriffes wird einem Individuum zugeſchrieben, welches ſich durch ſeine Liebhaberei an Angeln und Fiſchfang in der Gauner-Welt einen eben ſo großen Namen erworben hat, wie ein wohlbekannter ehrenwerther Juſte-Milieu-Deputirter in der politiſchen Welt. Da wir (Vidocq ſpricht) jenes Individuum perſönlich kennen, ſo hegen wir einigen Zweifel, ob ihm die Ehre der Erfindung dieſer Methode wirklich gebührt; ſo viel jedoch ſteht feſt, daß er meiſterhaft darin praktizirt hat. Wenn der Pariſer Kaufmann die Thür oder das Schaufenſter an der Vorderſeite ſeines Ladens ſchließt, ſo verwahrt er ſie noch überdies mit Balken und Querſtangen. Damit dieſe feſter anliegen und ſchließen, ſind ſie mit Haſpen verſehen, die man durch eine Oeffnung von außen nach innen ſteckt und an denen inwendig ein Zapfen oder eine Schraube befeſtigt wird, wodurch die Laden- oder Thürflügel zuſammengehalten werden. Der Grinchiſſeur verſteht die Kunſt, einen langen dünnen Faden von Drath, der am oberen Ende mit einer Art von Angelhaken verſehen iſt, durch die Oeffnung, in welcher die Haſpe ſteckt, hindurch zu praktiziren. Mit dem Haken faßt er einen feinen dünnen Gegenſtand, z. B. feine Gewebe, Spitzenſtreifen, Goldkettchen u. dergl., die am Schaufenſter hängen, und zieht ſie allmälig ohne große Mühe heraus. Wer alſo nicht auf dieſe Weiſe beſtohlen werden will, der ſchließe die Löcher, wodurch die Haſpen gehen, noch zum Ueberfluß von innen mit einer Eiſen- oder Blechplatte.

— Grinchir à la cire. Es kommt eine Perſon oder es kommen ihrer mehrere zu einem Reſtaurateur, und während ſie ſpeiſen, ſpielen ſie ein Stück oder etliche Stücke von dem ſilbernen Tiſchgeräth unter den Tiſch und kleben es mit einem aus Wachs oder Pech bereiteten Pflaſter an der unteren Fläche des Tiſches feſt. Für den ſchlimmſten Fall, daß man etwa noch in ihrer Gegenwart den Diebſtahl bemerkt, ſind ſie dann ſicher; denn wenn man ihnen auch die Kleider durchſucht, man findet nichts. Wenn alsdann der Ankleber ſich vom Tiſche erhoben hat und weggegangen iſt, ſo ſetzt ſich alsbald ein Anderer, der angeſtellt iſt, darauf zu warten, an den nämlichen Tiſch und praktizirt das Geſtohlene in ſeine Taſchen. Die Erfindung dieſer Verklebungskunſt datirt von ungefähr zwanzig Jahren her; die Erfinderin war eine junge anmuthige Dame und trieb das Geſchäft in Gemeinſchaft mit ihrer Mutter; was die Tochter unter den Tiſch praktizirt hatte, das holte hernach die Mutter ab. Zwei Jahre lang ging das Gewerbe ruhig und glücklich von Statten; endlich traf das Loos aller Diebe auch die beiden Damen: man nahm ſie feſt und ſchickte ſie ins Zuchthaus. Bei der Inſtruction geſtanden ſie ein, 236 Diebſtähle dieſer Art begangen zu haben.

— Grinchir à la Limonade. Ein Individuum präſentirt ſich in der Eigenſchaft und Tracht eines Bedienten beim Konditor und kommandirt zehn, zwölf oder gar funfzehn Glas Limonade oder Eis für einen Herrn ſo und ſo, der in derſelben Straße mit dem Konditor wohnt, nur gerade am anderen Ende. Iſt das Beſtellte bereitet, ſo geht er über die Straße vor dem Konditor-Burſchen her und gerade auf die Thür des bezeichneten Hauſes los. Der Burſche kommt heran, der Bediente nimmt ihm ſein Brett oder ſeinen Korb ab und bittet ihn, noch ſchnell zurückzulaufen und Liqueur mitzubringen, den hätte er zu beſtellen vergeſſen. Der Burſche denkt kein Arg und läuft über Hals und Kopf zurück, um Liqueur zu holen; er kommt zurück, zieht die Glocke am Hauſe; es kommt zu Explicationen mit dem Portier, und nun erfährt er, wie der verwegene Spitzbube ihm mitgeſpielt hat. Vornehme Speiſewirthe, die ihren Kunden das Eſſen mit ſilbernem Geräth ins Haus ſchicken, haben ſich beſonders in Acht zu nehmen, damit ſie nicht zu ihrem eigenen Schaden erfahren, was Grinchir à la Limonade heißt.

— Grinchir à la desserte: Tafeldecken. Das iſt eine Kunſt, die man nur in Paris zu üben pflegt. Hier kleidet ſich der Grinchiſſeur wie ein Koch oder Tafeldecker; er trägt eine weiße Zipfelmütze und hat ein großes Küchenmeſſer an der Seite. In dieſem Koſtüm verfügt er ſich in ein Haus oder Hotel, deſſen Lokalität er vorher genau ſtudirt hat; denn es kommt darauf an, daß der Speiſeſaal ſo weit als möglich von der Küche entlegen ſey. Gerade zur Stunde, wo angerichtet wird, ſtellt er ſich ein, und wenn er unbemerkt bis in den Speiſeſaal ſchleichen kann, dann wehe allem Silbergeräth, das man auf den Tiſch gepflanzt hat. Der fingerfixe Koch ſteckt ein, ſo viel er kann, und entfernt ſich eiligſt, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Wenn man ſich dann zu Tiſche geſetzt hat, findet ſich der Hausherr oder Wirth nicht wenig überraſcht; er will die Suppe ſerviren, ihm fehlt die große Kelle. Hat die Magd ſie vergeſſen? Er ſchellt; das Mädchen kommt, der Koch kommt, der Tafeldecker kommt; nach vielem Fragen und Reden löſt ſich das Räthſel. In früheren Jahren ereigneten ſich Diebſtähle dieſer Art zu Paris bei weitem häufiger als jetzt, indem die berühmteſten Meiſter im Fache der Tafeldeckerei ihre Geſchäfte aufgegeben und ſich einem ehrlichen Leben zugewendet haben; wir kennen einen, der ein Wucherer, und einen, der ein Gemälde-Liebhaber geworden iſt.

— Grinchir au voisin. Die Methode iſt ſchon ſehr alt, wird aber noch tagtäglich in Praxis geſetzt, wie wir denn noch ganz neuerlich in der Gazette des tribunaux eine Geſchichte von einem Uhrmacher in der Straße St. Honoré geleſen haben, den man auf dieſe Weiſe geprellt hat. In des Uhrmachers Laden tritt ein Mann, der als Nachbar angezogen iſt, d. h. er trägt einen Schlafrock oder eine kurze Jacke oder ein ähnliches bequemes Koſtüm, je nach den Umſtänden. Der Mann ſieht ſich allerhand koſtbare Uhren an, denn er will ſeiner Frau oder ſeinem Neffen eine ſchenken; kaufen will er ſie jedoch nicht eher, als bis der Neffe die Uhr geſehen hat und dieſe ihm gefällt. Endlich nimmt der Mann eine Uhr und bittet den Uhrmacher, ihm einen ſeiner Gehülfen mitzugeben, der das Geld dafür in Empfang nehmen könnte; denn höchſt wahrſcheinlich werde er ſie behalten. Er empfiehlt ſich, und der Uhrmachergehülfe geht mit; nach ein paar Minuten Weges über die Straße ſtehen die Beiden vor der großen Einfahrt eines anſehnlichen Hauſes, der Herr Nachbar klopft oder zieht die Glocke, die Thür geht auf. „Treten ſie gefälligſt ein", ſpricht er zu dem Uhrmachergehülfen; „belieben Sie voranzugehen, mein Herr", erwiedert dieſer. „Bitte ſehr", ſpricht der Nachbar, „nur immer voran, ich bin hier zu Hauſe." „Wenn Sie befehlen", ſpricht der Uhrmacher und ſchlüpft mit einer Verbeugung hinein; kaum iſt er drin, ſo ſchlägt der Nachbar die Thüre hinter ihm zu und macht ſich fort. Nun muß der Betrogene erſt dem Portier des Hauſes lange Erklärungen machen, wozu er hereingekommen und was er hier zu ſuchen habe, und ehe derſelbe ſich bewegen läßt, die Schnur zu ziehen und den Eingeſperrten zu entlaſſen, iſt der Herr Nachbar längſt über alle Berge.

— Grinchir aux deux lourdes. Ein Herr vom vornehmſten Anſtand, von den feinſten Manieren, in eleganter Kleidung, fährt mit Extrapoſt beim erſten Gaſthofe in einer Stadt vor und nimmt die ſchönſten Zimmer in Beſchlag. Er hat einen Kammerdiener; in der erſten Stunde nach ſeiner Ankunft miethet er einen Lohnlakei. Jeder Zoll an ihm iſt ein Millionair; kaum läßt er ſich zu einem Wort an den Wirth und ſeine Leute herab: der Kammerdiener rechnet und bezahlt für ihn. Dieſer nimmt ſich nie die Mühe, die Poſten nachzuaddiren, und wenn er den Namen ſeines Herrn nennt, ſo nimmt er jedes Mal den Hut dabei ab. Kurz, Alles flößt Reſpekt, Verehrung und Zufriedenheit ein. Auf dieſe Weiſe wird der Weg gebahnt. Eines Morgens läßt der fremde Herr einen Wechsler rufen; es ſtellt ſich Einer ein, devot und mit großem Eifer. Der fremde Herr zeigt ihm ſo und ſo viel Rollen voll fremder Goldſtücke, wogegen er Franzöſiſche Zwanzigfrankenſtücke einwechſeln will. Der Wechsler prüft, reibt und wägt die Münzen; Gepräge und Gewicht ſind richtig. Man kommt über Preis und Agio überein; morgen oder übermorgen zur beſtimmten Stunde ſoll das Geſchäft abgemacht werden. Der Wechsler ſtellt ſich pünktlich ein, er berechnet ſchon im Voraus ſein ſchönes Gewinnſtchen. Der gnädige Herr empfängt ihn in ſeinem Schlafzimmer, er ſitzt in einem prächtigen, weiten Schlafrock vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brennt. Der Wechsler zählt ſein Franzöſiſches Gold auf den Tiſch, man rechnet ab; der gnädige Herr läßt das Geld unberührt liegen und bittet den Wechsler, ihm nebenan ins Kabinet zu folgen, wo das fremde Geld für ihn bereit liege. Während die Beiden durch ein paar andere Zimmer ins Kabinet gehen, ſcharrt der Kammerdiener dasjenige, was der Wechsler aufgezählt hat, zuſammen und macht ſich fort. Der gnädige Herr will im Kabinet ſeinen Secretair aufſchließen, ſieh da, er hat den Schlüſſel vergeſſen. Er geht ihn holen und kommt natürlich nicht wieder, ſondern eilt ſeinem Kammerdiener nach, um den Diebſtahl zu theilen.

Man glaube indeß nicht, daß der Grinchisseur à deux lourdes ſich meiſtens an die Geldwechsler mache. Die folgende Anekdote wird beweiſen, daß er auch die Juweliere beehrt.

Digitized by Google

Im Jahre 1812 oder 1813 ſteigt ein Herr in einem der vornehmſten Gaſthäuſer zu Hamburg ab. Sein Bedienter prahlt bei aller Welt mit den Millionen, die ſein Herr im Vermögen habe, und mit der Heirath, die er nächſtens ſchließen und wodurch er noch einmal ſo reich werden wird. Das Betragen des Herrn macht den Prahlereien des Dieners keine Schande, er bezahlt pünktlich, er bezahlt ſplendid, er wirft Geld hin, als wäre es nichts. Eines Tages, nachdem er ſich ſolchergeſtalt in hohe Reputation geſetzt, läßt er den Wirth rufen, eröffnet ihm, er wünſche allerlei Schmuck für ſeine Verlobte zu kaufen, er ſey jedoch in Hamburg unbekannt, der Wirth möge ihm einen recht reellen, ſoliden Juwelier nennen und wo möglich einen, der den eleganteſten Laden in der Stadt führe. Der Wirth iſt entzückt, daß ein ſo großer Herr ein ſolches Vertrauen in ihn ſetze; er empfiehlt den Juwelier Abraham Levy. Der Fremde geht zu Herrn Levy und beſtellt Schmuck und Bijoux zu einem Betrage von 150.000 Franken. An dem Tage, wo der Juwelier die Sachen zu liefern verſprochen, iſt der fremde Herr unwohl; doch da Herr Levy ſich melden läßt, wirft er ſich in ein Negligee und empfängt den Juwelier in ſeinem Salon. Er beſichtigt den gelieferten Schmuck, preiſt und lobt jedes einzelne Stück, öffnet einen prachtvollen Cylinderſchreibtiſch, legt die Kleinodien ſehr ſorgfältig in ein Schubfach und ſchließt ihn wieder zu, läßt jedoch den Schlüſſel ſtecken. Darauf ſchellt er nach ſeinem Kammerdiener, der ſoll ihm den Schlüſſel zu einer eiſernen Kaſſette bringen, die im Zimmer ſteht. Er ſchellt ein, zwei, drei Mal, der Kammerdiener giebt kein Lebenszeichen. Der Herr wird ungeduldig, dann zornig und verläßt endlich das Zimmer, um den Schlüſſel ſelbſt zu holen. Der Juwelier und ſein Commis warten, ſie warten eine Viertelſtunde, der Herr kommt nicht wieder. „Er bleibt ſehr lange“, ſpricht Herr Levy zu ſeinem Commis, „die Sache wird mir bedenklich.“ — „Wie meinen Sie bedenklich“, erwidert der Commis. „Ja, wenn er den Schmuck mitgenommen hätte, aber der liegt hier im Secretair. Wir haben alſo nichts zu beſorgen und können uns immer noch ein wenig gedulden. Wer weiß, es kann ihm ein Bedürfniß angekommen ſeyn, gerade wie er den Bedienten rufen wollte.“ — „Sie haben Recht, Freund Brackmann“, ſprach Herr Levy und gab ſich zufrieden. Nach einiger Zeit jedoch zog er die Uhr und hob an: „Nun ſind ſchon 35 Minuten, daß er fort iſt; das iſt unerklärlich: ſollen wir ihn rufen?“ Herr Brackman ſtimmt ſeinem Prinzipal bei, ſie rufen den Herrn beim Namen, keine Antwort. „Ich meine, um der Sicherheit willen“, ſprach der Juwelier, „da er doch den Schlüſſel hat ſtecken laſſen, wir machen den Secretair auf.“ — „Ich bitte Sie, Herr Levy, woran denken Sie? Wenn er nun wiederkommt und findet, daß wir über ſeinen Secretair gegangen ſind, was wird er von uns denken, was wird er ſagen?“ — Der Juwelier reſignirt ſich und wartet noch länger; aber endlich, nachdem drei Viertelſtunden vergangen ſind, wird ihm die Sache zu arg; er ſchellt, die Domeſtiken des Gaſthofes eilen herbei, man ruft, man ſucht nach dem gnädigen Herrn, er iſt nicht zu finden. Der Secretair wird geöffnet; wer ſchildert die Beſtürzung des armen Herrn Abraham Levy! Die Zimmerwand, an welcher der Secretair ſtand und die Hinterwand des Secretaires ſelbſt waren durchbrochen und die Oeffnungen führten gerade zur Kopfſeite eines im Nebenzimmer an der Wand ſtehenden Bettes, ſo daß man mit der größten Leichtigkeit das Geſchmeide aus den Schubladen des Secretaires herausnehmen konnte. Beide Spitzbuben waren längſt durch die Thüren der Nebenzimmer entwiſcht, und in dem Augenblick, wo Herr Levy den Betrug bemerkte, gewiß ſchon eine Meile weit von Hamburg. Der Eine von dieſen beiden trefflichen Geinchiſſeurs wohnt gegenwärtig ganz ruhig in Paris und iſt ein ehrlicher Mann geworden.

Demnach lautet die Regel: wer Geld verwechſelt, und wer einer Perſon, die er nicht ganz genau kennt, Juwelen verkauft, der verliere ſein Gold und ſeine Juwelen bei Leibe nicht aus den Augen, und um keinen Preis laſſe er ſie einſchließen, ehe er die Bezahlung eingeſtrichen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Essai sur le duel. — Von Chateauvillard.
- Leonie. — Trauerſpiel von Delrieu. 4 Fr.
- Essai sur les aveugles-nés. — Von Dufau. 5 Fr.
- Traité des maladies epizootiques des bêtes. — Von Dupuy. 7½ Fr.
- Encyclopédie pratique du jardinage. — Erſte Lfg. 4. 30 Cent.
- Napoléon et la conquête du monde. — 7½ Fr.
- Paris. Londres. Keepsake français pour 1837. — Erſte bis fünfte Lfg. mit Kupfern. 2½ Fr. Das Ganze wird aus 26 Lfgen. beſtehen.
- Sathaniel. — Roman von Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

Rußland.

Von der Wichtigkeit des Kartenſpiels.

Von Th. Bulgarin.

Ich behaupte ein für allemal, daß die Erfindung der Spielkarten eben ſo wichtig iſt, als die des Pulvers, der Buchdruckerkunſt, der Magnetnadel, der Dampf-Maſchinen und ähnlicher Dinge. Ja, in einigen Fällen gebe ich den Spielkarten ſogar den Vorzug. Für die menſchliche Geſellſchaft ſind ſie, was der Rettungs-Anker dem Schiffe iſt. Hätten die Alten den Gebrauch der Spielkarten gekannt, ſo würden ſie eine Menge Noth und Thorheiten ſich geſpart haben. Ehrſüchtige Römer hätten nicht die Welt durchzogen, um friedliche Völker zu unterdrücken, und dieſe Völker würden ſich in ihrer Verzweiflung nicht wieder auf das Römiſche Reich geworfen haben. Man hätte keine Theilung des Römiſchen Reiches nach ſeinem Verfall und eben ſo wenig eine Völkerwanderung geſehen, die faſt alle Aufklärung von der Erde vertilgte. Boſton und Whiſt hätten ehrſüchtige Römer und Barbaren an den Spieltiſch gefeſſelt und alle wilde Leidenſchaften unterjocht, namentlich deshalb, weil die Luſt am Kartenſpiele den Menſchen an eine Stelle und an eine Geſellſchaft bindet.

Die Völker des Alterthums ſpielten Hazardſpiele, Würfel und dergleichen. Daher ſtammt alles Uebel. Wir nehmen nur die ſogenannten Commerce-Spiele in Schutz, die der menſchlichen Geſellſchaft den wahren Haltpunkt gaben, das Zuſammenleben befeſtigten und zu der heutigen Europäiſchen Bildung den Grund legten. Keine Entdeckung, keine Erfindung der Welt kann mit den Spielkarten verglichen werden! Sie kommen faſt den Diners gleich! Ein größeres Lob und eine größere Wichtigkeit kann ich ihnen nicht beilegen! Der Vorzug der Europäer vor den Bewohnern anderer Welttheile beſteht im Zuſammenleben, und unſer Zuſammenleben hat zur Baſis die zwei Herkules-Säulen: Diners und Whiſt. Ohne dieſe wären wir wilde Thiere geworden.

Ein Mittagsmahl und eine Partie Whiſt ſind für mich eine wahre Wohlthat, eine Spazierfahrt auf dem Meere, mit Einem Wort Alles, was die Hülfsmittel darbietet, geiſtige und phyſiſche Kräfte in ein gehöriges Verhältniß zu bringen. Wenn man ſechs Stunden in ſeinem Kabinet arbeitete, gegen hundert Bücher durchſuchte, um einen Gran eines geſunden Gedankens aufzufinden, und mehr als 10 Bogen Papier beſchrieb, ſo tritt man in Gottes Welt wie aus einem Schmelzofen. Stößt man dann auf einen Pedanten, oder auf einen redſeligen Liebhaber der Literatur, oder auf einen Politiker, der den Bewegungen der Truppen des Don Carlos und der Königin Chriſtine und den Parlaments-Reden wie ein getreuer Trabant folgt — wehe uns! Man ſucht Zerſtreuung, einige Augenblicke Erholung von geiſtiger Anſtrengung; man will ſein Haupt durch den leichten Duft von Chateau Lafitte und durch gedankenloſe Geſpräche erfriſchen, und ſiehe da, ein Pedant, ein Liebhaber der Literatur (Uf!), oder ein Politiker laſtet auf Euch mit ſeiner ganzen Schwere wie ein Kornak auf dem Elephanten, und ſtößt Euch mit ſeiner Stachelſpitze in den Kopf! Hundertmal lieber möchte man krank nach einem reichen Diner, oder dreimal groß Schlemm in ſechs Robber Whiſt werden, als in Geſellſchaft mit dergleichen Verſtandes-Prätendenten ſeine Zeit hinbringen.

In Geſellſchaft muß man mit und für die Menſchen leben, damit ſie es auch mit uns thun. Jeder von uns hat ſeine alten und neuen Verbindungen, ſeine Verwandten und Freunde; es giebt gute liebe Leute, die man gern ſieht, wenn man auch von ihnen nicht erfahren kann, an welcher Stelle z. B. Oleg bei Konſtantinopel landete; auch giebt es Leute, die man nicht gern ſieht, die man aber ſehen muß, weil ſie von Leuten, die uns nützlich oder angenehm ſind, gern geſehen werden. Aus ſolchen Elementen beſteht die Geſellſchaft. Wer möchte es wohl verſuchen, Alle und Jeden zu unterhalten, es Allen und Jedem recht zu machen! Das iſt eben ſo unmöglich, als die Quadratur des Zirkels und ein Perpetuum mobile aufzufinden. Macht man ſelbſt den Erzähler, ſo ermüdet man die Hälfte der Gäſte und erwirbt ſich den Namen eines Schwätzers; fordert man Andere zum Erzählen auf, ſo ſchlafen Einige ein, und in Anderen regt man eine unangenehme Rivalität auf: es erheben ſich Zwiſte, man hört ſpitze Redensarten, beißende Bemerkungen — oder, was noch ſchlimmer iſt, die liebe Langeweile breitet ihre Vielſittige über den ganzen Zirkel aus. Die Tafel iſt aufgehoben. — Wohl bekomm's! Schnell die Karten in die Hände! Die Hausfrau wird dadurch der unerträglichen Pflicht überhoben, ſich mit den Gäſten zu unterhalten; ſelbſt ſorgt man für ſeine Freiheit, macht allen Albernheiten und Unannehmlichkeiten ein Ende, und, was noch mehr iſt, man verſetzt jeden Gaſt in eine unabhängige Lage. Mit den Karten endet man alle indiskrete Fragen und Erkundigungen, alle fade Witze; die Karten entheben den höheren Beamten der läſtigen Familiarität ſeines Untergebenen und dieſen der tödtlichen Kälte ſeines Chefs. Die Karten erlöſen zwei Nebenbuhler, zwei Feinde, aus der peinlichen Lage, vor der Welt freundlich zu thun oder ſich mit Epigrammen zu beſchießen, und, was am wichtigſten iſt, die Karten egaliſiren alle moraliſche Fähigkeiten der Menſchen, eine unerläßliche Bedingung des Zuſammenlebens, weil ein hervorragendes Talent das Gleichgewicht in der Geſellſchaft ſtören würde. Ein Neger erſcheint nicht ſo ſchwarz neben einem Mulatten, als neben einer blonden Schönen. Die Karten ſind heutzutage, was einſt die Masken in Venedig waren. Die Patrizier gingen durch die Straßen maskirt, namentlich um das Volk nicht zu geniren und ſich bei demſelben in Reſpekt zu erhalten. Das Volk ſah das Antlitz der Patrizier nur bei feierlichen Gelegenheiten. Das Talent muß ſich nur in den Schöpfungen des Menſchen zeigen, in Handlungen und Büchern. In Geſellſchaft muß man Karten ſpielen, zu Mittag eſſen und ſich amüſiren — nur nicht auf Koſten Anderer. Das Talent hat in Geſellſchaft keine auszeichnende Tracht, keinen beſonderen Mantel und kein Barett; nur das Genie darf originell ſeyn und ohne Gefahr Thorheiten aller Art begehen. Darum giebt es auch mehr Thorheiten in der Welt, als geniale Erſcheinungen. Mit dem Ausdruck Talent will ich nicht nur Schriftſteller und Künſtler bezeichnen. Ein ausgezeichneter, verſtändiger Offizier oder Civil-Beamter, ja, ein aufgeklärter Kaufmann, mit einem Wort Jeder, der ſich durch ſeine Bildung über die Maſſe erhebt, der ſich durch die ausgezeichnete Weiſe, in der er ſeine Pflichten erfüllt oder ſeine Geſchäfte betreibt, bemerkbar macht — trägt in ſeinem Innern den Keim des Talents. Nicht Jeder konnte die Bahn der Literatur und Kunſt betreten; gäbe es aber außerhalb des Feldes der Literatur und Kunſt keine talentvolle Leute, für wen ſollte man dann wohl ſchreiben und Pinſel und Meißel führen? Wer ſollte über Literaten und Künſtler das Urtheil ſprechen? In ihren eigenen Angelegenheiten ſind Literaten und Künſtler immer parteiiſche Richter; Neid und Verbindungen — die Grundlagen ihrer Beurtheilungen.

Ich bitte daher, nicht zu glauben, daß nur Diejenigen Karten ſpielen, die an nichts denken, nichts thun und nicht im Stande ſind, etwas zu denken und zu thun! Ja, ein dummer Menſch, ein ausgemachter Narr, iſt nicht im Stande, Whiſt zu ſpielen. Einem ſolchen Menſchen wird es eben ſo ſchwer, das Spiel zu begreifen, wie die höhere Mathematik und

Digitized by Google

die Differential- und Integral-Rechnung. Unter der Zahl der Whiſtſpieler kann man dreiſt den vierten Theil als geſcheidte und thätige Leute betrachten, die nach ihren Geſchäften zur Erholung ſpielen. Zwei Drittel der Spielenden machen freilich von jenen geſcheidten und ſachkundigen Leuten keinen anderen Gebrauch, als von Karten, Kreide und Börſen, d. h. ſie bedienen ſich ihrer, damit ein Spiel zu Stande kommt, und dieſen zwei Dritteln iſt das Spiel eben ſo nothwendig, als Luft und Licht, weil ſie ohne Spiel nicht leben und in der Geſellſchaft nicht bemerkt werden könnten. Für dieſe zwei Drittel iſt das Spiel ein Schiff, welches ſie in den erſehnten Hafen führt, obgleich ſie ſelbſt nichts Anderes als Ballaſt ſind. Ohne Ballaſt aber gäbe es keine Schifffahrt! Ein ruhiger, angenehmer Spieler und guter Bezahler iſt etwas Wichtiges im geſellſchaftlichen Leben. Zu der Conduitenliſte der großen Welt liefert er eine glänzende Rubrik. Dergleichen Leute werden geſucht und verhätſchelt. Literaten, Künſtler ladet man nur ein, um ſie zu zeigen, zu einer Art von Ausſtellung, und leider giebt es unter ihnen ſolche gutmüthige Menſchen, die, in dem Wahn, in der Glorie ihrer Berühmtheit zu ſchwelgen, ſich in die geſelligen Zirkel begeben, um dort, wie in Schaubuden, die Neugier des ſchauluſtigen Volks zu befriedigen. Der verſtändige Literat und Künſtler beſucht nur dann Geſellſchaften, wenn er einen guten Magen hat und mit Karten umzugehen weiß, und nimmt eine Einladung nur dann an, wenn man ihn zu Mittage und zum Whiſt bittet. Nach einem ſogenannten Thé (das heißt, nach einer Geſellſchaft, wo nicht zu Mittag geſpeiſt und nicht Karten geſpielt wird) bin ich drei Tage lang ganz unfähig, mich mit etwas zu beſchäftigen, und ſuche ich immer nach der ohne Nutzen und Vergnügen verlorenen Zeit. In dieſen drei Tagen würde ich ein vortrefflicher Mitarbeiter irgend einer Zeitſchrift ſeyn, deren Zweck es iſt, den Ruhm ihrer Freunde und der ergebenen Diener des Herausgebers zu verherrlichen!

Der vierte Theil der Whiſt- und Kartenſpieler überhaupt iſt die unſterbliche Phalanx, die Elite der Helden. Furchtbar und entſetzlich iſt es, ihren Kampf zu ſehen, und noch ſchrecklicher, wenn ſie mit gewöhnlichen Whiſtſpielern zu thun haben! Da iſt das Spiel kein Spiel mehr, ſondern ein Geſchäft, ein wichtiges Geſchäft, wie eine Handels-Speculation, wie eine Belagerung. Der Geiſt arbeitet, die Zunge iſt wie gelähmt, das Auge aber lauert, ruhig wie Marmor iſt das Geſicht! In ſolchem Spiel vereinigen ſich die mathematiſche Berechnung des Ingenieurs, die Tapferkeit des Grenadiers, die Kühnheit des Korſaren, die Berechnung des Kaufmanns, die Begeiſterung des Poeten und die Ueberlegung des Proſaikers. Das einzige Ziel iſt Geld, dieſe Springfeder des Mechanismus im geſelligen Leben, dieſe Springfeder, die das menſchliche Geſchlecht, einem Automaten gleich, weinen, lachen, ſingen, tanzen, ſich verneigen, mit den Füßen ſcharren, ſich krümmen, ja, ſogar ſchreiben und leſen macht! Dieſer ganze Mechanismus liegt vor Einem auf dem grünen Tuch, in 52 Karten. Das Glück eines Jeden hängt von den Triks ab, die er macht. Gelingt es damit, ſo kauft man ſich ein Haus, ein Gut, eine ſchöne Equipage und wird viel höher geſchätzt, als alle geldloſe kluge Leute, die Niemand zu Gaſt bittet, vor denen Niemand ſich verneigt, weil Jeder innerlich von ſich überzeugt iſt, er ſey klüger als alle Andere, und dieſe Anderen nur deshalb für beſſer hält, weil ſie ein gutes Gedächtniß und Geld haben.

Ein Held im Spiel muß jedoch geboren werden, wie ein Dichter, ein Muſiker oder Künſtler. Nach ſolchem Ruhm jage man ja nicht; man erringt ihn nicht und läuft Gefahr, den Hals darüber zu brechen. Mit dem Helden im Spiel verhält es ſich wie mit allen großen Männern. Man ſpricht von ihnen, ohne ſie jemals geſehen zu haben. Nicht nur erfindet man Anekdoten auf ihre Rechnung, man erzeigt ihnen ſogar die Ehre, die ausſchließlich Männern erſten Ranges gehört, man verleumdet ſie! Ein unbeſtreitbarer Beweis von Vortrefflichkeit! Alle geſchickt gewonnene Spiele werden wiederholt erzählt und im Gedächtniß aufbewahrt. Sie bilden die Traditionen, die Sagen unſeres verfeinerten geſelligen Lebens. Noch jetzt leben in unſeren Geſellſchaften Traditionen und Sagen über Spieler aus Potemkin's Zeit! Sie ſind der Ruhm unſerer Geſelligkeit! Das Andenken an unſere ſchriftſtellernden Kollegen wird begraben werden in den Katalogen des Buchhändlers Smirdin, in irgend einer literariſchen Vorleſung, die man beim Abſchied von der Schule ſo ſchnell als möglich zu vergeſſen ſucht; das Andenken aber an einen Helden im Spiel wird an üppigen Mittagstafeln und in eleganten Salons immer erneuert werden. „Ich habe die Ehre, Ihnen den Sohn des verſtorbenen Herrn N. N. vorzuſtellen.“ — „Ah, ich weiß. Ihr verſtorbener Vater gehörte zu unſerer Partie! Er war ein ausgezeichneter Spieler, ein wahrer Meiſter! Ich bitte, treten Sie näher, ich bin ſehr erfreut, Sie bei mir zu ſehen.“ — „Ich bin ſo frei, Ihnen Herrn N. N. vorzuſtellen; er iſt der Sohn des verſtorbenen Verfaſſers....“ „Ja, ich habe von ihm gehört! Vermögen, glaube ich, hat er nicht hinterlaſſen? Die Herren Autoren ſind ſchlechte Spekulanten.... ſie ſchreiben und denken an keine Geſchäfte! Sind Sie auch Schriftſteller?“ — „Nein, o nein!“ — „Nun, Gott ſey Dank, ſo kann man doch etwas für Sie thun, bei Gelegenheit“.... Sey ſo gut und zieh' ab, mein lieber Verfaſſers-Sohn!

Nach allem dieſem ſchimpfe man noch auf die Karten und behaupte, ſie wären unnütz und ſchädlich! Nicht einmal meinem Arzt glaube ich in dieſer Hinſicht, wenn er verſichert, daß ich, Morgens am Arbeits- und Abends am Spieltiſch ſitzend, mir ein frühes Grab bereite. Als ob es nicht einerlei wäre, an Karten zu ſterben oder an Langeweile. Wer für die Geſellſchaft geboren iſt, wer, wie ich, es liebt, mit Menſchen umzugehen, der muß, um mit ihnen zu leben, entweder Karten ſpielen oder vor langer Weile ſterben, oder Andere zu Tode langweilen.

Ich ſagte bereits, daß man nicht ewig leſen, ewig ſchreiben, ewig ſprechen kann, folglich muß man durchaus Karten ſpielen. Ich würde mit Freuden mein halbes Vermögen hingeben, wenn ſchlechte Schauſpieler, ſchlechte Stücke im Theater, ſchlechte Muſik und ſchlechte Ballets mir gefallen könnten. Zehn Jahre meines Lebens würde ich dafür opfern, wenn Klatſchereien, Verleumdungen, ſchlechte Witze und die bleierne Liebenswürdigkeit der großen Welt mich beluſtigen könnten. Mein halbes Leben und mein halbes Vermögen wäre mir nicht zu theuer ſeyn, wenn pedantiſche Unterhaltungen, literariſche Vereine und politiſche Geſpräche mich zu intereſſiren im Stande wären. Mit liebenswürdigen Damen mag ich gern zuſammen ſeyn in auserwählten Kreiſen, die aber ſo ſelten ſind, wie die Nordlichter; mit Gelehrten liebe ich es, mich zu berathen, und mit Literaten freundſchaftliche Geſpräche zu führen — aber nicht über Literatur. Dies ſind indeſſen lauter Seltenheiten auf Erden. Unter einer Menge liebenswürdiger, geſcheidter und guter Frauen giebt es nur ſehr wenige, welche die Unterhaltung mit Literaten lieben! Nur wenige gutmüthige Gelehrte giebt es, die gern mit Rath beiſtehen, ohne mit der Laſt ihrer Gelehrſamkeit zu erdrücken, und noch weniger Literaten, die bereit wären, Euch einiges Talent zuzugeſtehen. Was ſoll man alſo thun? — zu Mittag eſſen und Whiſt ſpielen! Ich ſchreibe dieſen Aufſatz, und mein Arzt ſchreibt mir.... ein Rezept.... Thorheit, liebſter Doktor! Zehn Jahre früher oder zehn Jahre ſpäter, dem großen Schlemm, den uns die Natur verſchrieben hat, entgehen wir doch nicht! Bis dahin — trumpfe ich*).

Bibliographie.

Van Jagoſhinski, Roman von Popoff.
Erzählungen über Dieſes und Jenes, ſo wie über nichts.
Gymnaſial-Kurſus der reinen Mathematik, von Leßnewski.
Wörterbuch der Haus- und Landwirthſchaft, von Dwigubski.
Schilderung des Feldzuges in Frankreich im J. 1814, von Michailowski-Danilewski.
St. Petersburgiſche Flora, von K. Lewin.
Meine ländlichen Mußeſtunden. Gedichte des Bauern M. Suchanoff.
Kurſus der Viehzucht, vom Profeſſor und Ritter Wſewolod.
Schlüſſel zu Karamſin's Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs, von P. Strojew, Chef einer auf Koſten der Regierung veranſtalteten archäologiſchen Expedition.
Briefe über den Gottesdienſt der Griechiſchen Kirche.

Mannigfaltiges.

— Schulen in Holland. Die Revue des deux mondes bringt ſeit einiger Zeit die Berichte, die Herr Victor Couſin über den Zuſtand des Unterrichtsweſens in Holland, nach ſeiner im Herbſte 1836 unternommenen Reiſe, abgeſtattet hat. Für Deutſche Schulmänner dürften dieſe Berichte insbeſondere auch darum von Intereſſe ſeyn, weil Herr Couſin zuweilen Gelegenheit nimmt, ſeine neuen Beobachtungen mit denen zu vergleichen, die er früher über das Schulweſen im nördlichen Deutſchland und insbeſondere in Preußen herausgegeben hat. Die Revue vom 1 Dez. 1836 enthält den Bericht des Herrn Couſin über die Normal-Schule in Harlem, und die vom 15. Januar 1837 das Reſultat ſeines Beſuches der Schulen von Rotterdam. Was den Elementar-Unterricht in Holland betrifft, ſo äußert ſich der Berichterſtatter folgendermaßen darüber: „Der hervorſtechendſte Charakterzug der Holländiſchen Elementarſchulen iſt der Mangel jeder beſonderen Unterweiſung in der Religion, ja ſogar in der Sittenlehre, bei dem Unterrichte eines der moraliſchſten und religiöſeſten Völker der Erde. Die Deutſche Praxis iſt davon ganz abweichend, und dieſer Unterſchied entſpringt aus der entgegengeſetzten Beſchaffenheit dieſer beiden ausgezeichneten Länder. In Holland meidet man Alles, was einen theoretiſchen und ſpekulativen Anſtrich hat, als einen unfruchtbaren Luxus, beſonders bei der Erziehung; man hält ſich vielmehr an die Wirklichkeit, d. h. an die Gewohnheiten, die man durch beſtändige Uebung auszubilden ſich bemüht. In Deutſchland dagegen, wo der Geiſt der Speculation vorherrſchend iſt, giebt es keine Elementar-Schule, in der nicht unter den einfachſten Formen die Wahrheit des Chriſtenthums, die für die Armen an Geiſt eben ſo wie für die Gelehrten geſchaffen iſt, in ihren allgemeineren dogmatiſchen Prinzipien, ſo wie in ihren moraliſchen Folgen, als die feſte Grundlage des häuslichen und öffentlichen Wohles dargeſtellt und gelehrt wird. Ich meinerſeits, ich pflichte dem Deutſchen Syſteme bei. Ich geſtehe, daß mir jene abſolute Trennung von Schule und Kirche nicht beſſer ſcheint, als ihre Durcheinanderwerfung. Es würde hier noch eine „richtige Mitte“ aufzufinden ſeyn, von der man jedoch in Holland weit entfernt iſt.“

— National-Eigenthümlichkeiten. Ein altes Engliſches Sprüchwort ſagt: Der Engländer iſt nur dann glücklich, wenn es ihm recht miſerabel geht; der Schotte iſt nur dann zu Hauſe, wenn er ſich auswärts befindet, und der Irländer hat nur dann Frieden, wenn er im Kriege iſt. Horace Walpole meint, der Engländer mache ſich aus jedem Unglück ein Schauſpiel, und jedes Uebel ſey ihm eine Kurioſität. Als die Peſt in London war, liefen die guten Leute nach den Häuſern hin, wo ſie eben wüthete, bloß um ſich das Ding mit anzuſehen. „Ich bin überzeugt“, fügt Walpole hinzu, „daß, wenn ſich der Marſchall von Sachſen mit 10,000 Mann Franzoſen auf dem Wege nach London befände, die guten Einwohner dieſer Stadt ſich beeilen würden, alle Fenſter in Cheapſide und Charing-Croß zu miethen, um den Feind hier vorbeikommen zu ſehen.“

*) Eine Sammlung der Vermiſchten Schriften von Bulgarin in vier Bänden iſt ſo eben von Ruſſiſchen Zeitſchriften angekündigt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 12. Berlin, Freitag den 27. Januar 1837.

England.

Die Britiſche Gelehrten-Verſammlung zu Briſtol im Jahre 1836.

Der Gedanke, eine Art von Parlament für die Gelehrten-Republik jährlich zuſammenzurufen, entſtand in der neueren Zeit zuerſt in der Schweiz, wo ſchon 1815 unter dem Namen: „Allgemeine Helvetiſche naturforſchende Geſellſchaft“ ein zahlreicher Verein Schweizer Gelehrten zuſammentrat und ſeitdem jährlich an einem anderen Orte ſeine Verſammlungen hält. Der Verein hat beſtimmte ordentliche und Ehren-Mitglieder und unterſcheidet ſich alſo ſchon hierdurch weſentlich von dem Deutſchen Naturforſcher-Verein. Dieſer ward durch Oken ins Leben gerufen. Es war im Jahre 1822, als Oken in ſeiner Zeitſchrift „Iſis“ eine Aufforderung ergehen ließ, in welcher er die Naturforſcher zu einer erſten Zuſammenkunft in Leipzig auf den 18. September einlud. Nur dreizehn Gelehrte, zudem meiſt nur Sächſiſche oder gar Leipziger, folgten der Einladung; doch gab man die Idee nicht auf, obgleich die darauffolgende Verſammlung, 1823 zu Halle, nicht viel zahlreicher beſucht war. Erſt 1826 war die Zahl der Mitglieder auf 150 geſtiegen, und 1828 zählte die Verſammlung in Berlin an 500 Gelehrte. Der Zweck des Vereins iſt, einen mündlichen Austauſch der Ideen durch gegenſeitige Mittheilung angeſtellter Beobachtungen und gemachter Entdeckungen zu befördern, ein Zweck, der durch die Preſſe nicht immer erreicht werden kann.

Die Franzoſen, von denen man bei ihrem Nationalhang zur geſelligen Mittheilung die erſte Gründung, oder wenigſtens die erſte Nachahmung eines ſolchen Vereins erwartet haben dürfte, haben erſt, ſo viel bekannt geworden iſt, einen ſchwachen Verſuch gemacht. Der Grund dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs mit dem Franzöſiſchen National-Charakter iſt ganz einfach. Die Gelehrſamkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft und Bildung der Franzoſen iſt in der Hauptſtadt zuſammengedrängt. Nicht nur die Centraliſation aller Staats- und richterlichen Gewalten macht, daß man mit vollem Rechte behaupten kann, Frankreich läge in Paris, ſondern auch der Mittelpunkt alles deſſen, was das Leben zu verlangen, zu erheitern und irdiſch und überirdiſch zu erheben ſtrebt, iſt an Paris feſtgewurzelt, während das übrige große Frankreich, je nach dem Geiſte ſeiner Bewohner, hier nach geiſtiger Veredlung ſchmachtet und dort ſie, in tiefer Verſunkenheit im Aberglauben des Mittelalters, verwünſcht. Die Franzöſiſchen Gelehrten, das heißt alſo die Pariſer, können ſich täglich leicht Mittheilungen machen, ohne einen beſtimmten Verein zu bilden und ohne koſtſpielige Reiſen machen zu müſſen.

Anders verhält es ſich mit England, wo nicht nur die beiden höchſten Landes-Univerſitäten mit ihren rieſenhaften wiſſenſchaftlichen Sammlungen von der Hauptſtadt getrennt ſind, ſondern auch, wie in Deutſchland, Gelehrte, Künſtler und Dichter an verſchiedenen Orten der drei vereinigten Länder anzutreffen ſind. Als der Deutſche Naturforſcher-Verein anfing, auch im Auslande mit Intereſſe betrachtet zu werden, ſetzten berühmte Engliſche Gelehrte übers Meer, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen, und dies mag noch mit dazu beigetragen haben, daß auch in England ſich ein gleicher Verein bildete. Die erſte Verſammlung fand zu York im Jahre 1831 ſtatt, und die vorjährige zu Briſtol. Der Verfaſſer der folgenden Betrachtungen über den Zweck, die Form und die Erfolge dieſes Vereins iſt, wie er ſelbſt geſteht, ein thätiges Mitglied deſſelben, und ſeine Bemerkungen, die an ſich intereſſant genug ſind, werden durch Hervorrufung mancher Vergleichung zwiſchen dem Deutſchen und dem Engliſchen Vereine für den Deutſchen Leſer um ſo ſchätzbarer. Wir laſſen den Verfaſſer jetzt ſelbſt reden:

„Der vorzüglichſte Nutzen, der unmittelbar aus dem Streben dieſes Vereins entſpringt, iſt, den Sinn für die Natur-Wiſſenſchaften unter alle gebildete Klaſſen zu verbreiten. Der oſtenſible Zweck der Geſellſchaft: „die Beförderung der Wiſſenſchaft“, hingegen, kann nur indirekt erreicht werden. Nicht in den geräuſchvollen Sälen ſolcher Vereine werden die Mittel bereitet, wodurch man Eroberungen in der terra incognita der Natur macht; dem Fleiße der ſtillen Klauſe, den einſamen Anſtrengungen des Laboratoriums hat man ſie noch immer zu verdanken gehabt.

Wollen wir aber damit ſagen, daß der Name: „Geſellſchaft zur Beförderung der Wiſſenſchaft“, ein falſcher iſt? Keinesweges. Ohne Zweifel hat die Geſellſchaft ein mächtiges Werkzeug in Händen, das Reich menſchlicher Kenntniſſe zu erweitern, aber es darf nicht ſo gebraucht werden, wie manche Mitglieder glauben. Gemeinnützigkeit wird ihr unmittelbarer Erfolg ſeyn. Myriaden von Menſchen werden für die Wiſſenſchaft gewonnen und werden belehrt, wie und welche Kenntniß ſie zu erwerben haben; ſie werden gleichſam als Rekruten in der großen Armee der Wiſſenſchaft eingereiht, in welcher ſie ſelbſt ſpäter durch Verdienſte Hauptleute und Anführer werden. Von dieſen Myriaden würde ohne die Anregung und Wirkſamkeit des Vereins kein Einziger ſeinen Geiſt den Kenntniſſen zugewendet haben, während doch jetzt bei ſolcher allgemeinen Beſtrebung die Möglichkeit der Erſcheinung eines neuen Newton oder Laplace um vieles erleichtert wird. Außerdem darf man hoffen, daß manche neue Phänomene entdeckt und beobachtet werden können, wenn ſo viele wohlgerichtete Augen ſich nach dem Firmamente oder dem Schoße der Erde wenden. Männer, welche früher bloß in paſſiver Anſchauung und Wunderſucht auf die Werke der Schöpfung ſahen, werden ſie jetzt mit nützlicher Neugierde und geſchickter Aufmerkſamkeit betrachten, und wo ſonſt nur unwiſſende Bewunderung war, die zum Aberglauben und zum Beſchränken des menſchlichen Geiſtes führte, wird jetzt eine Bewunderung für den Urheber der großen Schöpfung allgemein werden, die ſich Rechenſchaft zu geben weiß, und immer ſtreben wird, ihre Gegenſtände klarer zu ſehen.

Daß aber die Britiſche Geſellſchaft ſolche und andere ſchöne Zwecke vollſtändig und bald erreichen wird, wenn nicht eine größere Sorgfalt auf ihre Organiſation und Operationen verwendet wird, bezweifeln wir ſehr. Wir haben bei einer früheren Gelegenheit ſowohl über die Geſellſchaft als ſolche, als auch über ihre vorzüglichen Mitglieder unſere Meinung zu freimüthig und deutlich ausgeſprochen, als daß wir aus Furcht, mißverſtanden zu werden, jetzt dieſelbe unterdrücken ſollten, wenn es gilt, manche Punkte in dem Verfahren der Geſellſchaft zu bezeichnen, die der Verbeſſerung fähig wären. Wenn wir diesmal nicht die Sprache des Lobes führen, ſo geſchieht es nicht, weil wir das viele Lobenswerthe verkennen, ſondern weil wir die allgemein für gut und edel anerkannten Grundſätze des Vereins und ſeine Verdienſte zu loben für überflüſſig halten müſſen; dagegen aber glauben wir unſerem Leſer und vielleicht dem Vereine ſelbſt eher zu dienen, wenn wir ſeine Aufmerkſamkeit auf einige andere Punkte lenken.

Man ſollte niemals vergeſſen, daß die ſo ſehr zahlreiche Geſellſchaft aus ganz verſchiedenen Klaſſen mit verſchiedenen Eigenſchaften und Vorzügen beſteht, die mehr oder minder Auszeichnungen, Ehrenſtellen und Vortheile von der Geſellſchaft zu erwarten haben. Es liegt daher am Tage, daß das Verfahren nicht ausſchließlich nach den Wünſchen einer dieſer Klaſſen geleitet werden darf, am wenigſten nach den Wünſchen der minder zahlreichen Klaſſe, obgleich ſie auf der höchſten intellektuellen Stufe ſteht.

Es iſt wohlbekannt, daß keine eigentliche Wahl zur Aufnahme in die Geſellſchaft ſtattfindet, ſondern daß man bloß von einem ſchon aufgenommenen Mitgliede vorgeſtellt wird und auf ſichere Aufnahme rechnen kann, ſobald man 20 Shilling für das laufende Jahr bezahlt. Deshalb iſt die Geſellſchaft nicht bloß ſehr groß, ſondern auch mit ihren Mitgliedern ſehr veränderlich, weil immer die Stadt, in der die Verſammlung ſtattfindet, ihre wohlhabenden Einwohner ſendet, die im folgenden Jahr wieder durch die Einwohner einer anderen Stadt erſetzt werden. Zu dieſer Klaſſe von Mitgliedern gehören auch diejenigen, welche aus der Nähe der Stadt der Neugierde wegen kommen, wie man zu einem Muſikfeſte u. dgl. reiſt; ſie laſſen ſich ebenfalls nur für das laufende Jahr als Mitglieder aufnehmen.

Der jährliche Kongreß dauert 6 Tage, von Montag Morgen bis Sonnabend Abend. Sonnabends vor der Eröffnung der Sitzungen verſammelt ſich ein Ausſchuß, der ſich General-Comité nennen oder beſſer ſchelten läßt. Von dieſem Ausſchuß ſollen alle Geſetze und Anordnungen für alle Sectionen des Vereins ausfließen, und alle Entſcheidungen und Beſchlußnahmen der ſämmtlichen Ausſchüſſe ſind ſeiner Reviſion zu unterwerfen. Dieſer General-Ausſchuß beſteht aus lauter Mitgliedern, die ſchon zu den Abhandlungen einer gelehrten Geſellſchaft beigetragen haben. Den Sonnabend vor der erſten Sitzung ſollen die Maßregeln der Geſchäftsführung der folgenden Woche, inſofern ſie Präſidenten, Vice-Präſidenten, Secretaire und Ausſchüſſe betreffen, in Berathung gezogen und beſtimmt werden. Wir ſagen ſollen, denn in Wahrheit hat der ſogenannte General-Ausſchuß nur eine nominelle Autorität, und wir glauben, daß er nicht einmal die Gewalt hat, die kleinſte Veränderung in dem äußeren Geſchäftsgang einzuführen. Wir wollen uns hierüber deutlicher erklären.

Beim Entſtehen des Vereins hielt man es für nöthig, einige wenige Männer zu wählen, um manche Anordnungen in Detail zu treffen, die man nicht füglich zur Berathung in eine größere Verſammlung

bringen konnte. Dieſe Individuen nannte man: Council, und ihre vorzüglichſte Aufgabe war, dem General-Comité Maßregeln vorzuſchlagen, welche die Wirkſamkeit der Geſellſchaft befördern könnten. Dieſes Council ſchlug nun nicht nur Alles vor, Präſidenten, Vice-Präſidenten, Ausſchüſſe und Anordnungen, ſondern es ſah auch, wir wiſſen nicht warum, Alles durch das General-Comité genehmigt und beſtätigt. Ja, das Council wählte ſeine eigenen Mitglieder für das folgende Jahr. Seitdem iſt die Ratification der Beſchlüſſe des Council's von Seiten des General-Ausſchuſſes ſo ſehr eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, geworden, daß man die Ratification gar nicht mehr hier für nöthig hält. Kein Mitglied der Geſellſchaft kann jetzt mit der geringſten Hoffnung auf Erfolg verſuchen, die Beſchlüſſe des Council's zu beſtreiten; die Geſellſchaft wird alſo von einigen ſich ſelbſt wählenden Individuen beherrſcht; und ſo ſehen wir denn ſchon in dieſer jungen Anſtalt die alten Mißbräuche einer geſchloſſenen Körperſchaft. Wir waren bei der Verſammlung zu Briſtol Zeuge, wie ein berühmter Gelehrter, der noch dazu ein ſehr thätiges Mitglied der Geſellſchaft iſt, ſich erhob, um einige Verbeſſerungen im Geſchäftsgange vorzuſchlagen; man erklärte ihm, daß dieſe nur vom General-Ausſchuß angeboten werden können, wenn ſie vom Council kommen!

Doch entfernen wir uns einſtweilen von den etwas zweideutigen Grundſätzen der Organiſation und betrachten wir den praktiſchen Nutzen der Geſellſchaft. Wir wollen nicht fragen: Wirkt ſie Gutes? denn die Bedingung ihres Weſens verhindert ſie, Böſes zu thun, und Gutes muß aus dem Schoße ihres Wirkens hervorgehen, die Mißbräuche mögen noch größer ſeyn, als ſie wirklich ſind. Aber wir dürfen die Frage ſo ſtellen: Könnte ſie nicht Beſſeres wirken? und wir antworten ohne Bedenken: Ja!

Die Diskuſſionen, welche das eigentliche Geſchäft des jedesmaligen Kongreſſes bilden, ſind zwiefach; erſtlich die tägliche in den Sectionen, zweitens die Diskuſſionen, welche die ganze Geſellſchaft jeden Abend beſchäftigen. In den Sectionen werden allgemein wiſſenſchaftliche Fragen beſprochen, und man ſetzt voraus, daß die Mitglieder mit den Wiſſenſchaften vertraut ſind, die ihr reſpektives Fach ſind. Das erſte Erforderniß für den Fortſchritt wäre jetzt, eine zweckmäßige Wahl der Gegenſtände und einſichtsvolle und erfahrene Präſidenten. Ob in einer der Sectionen ſolche Wahlen getroffen worden ſind, können wir nicht beſtimmt ſagen, aber wir können verſichern, daß ſie in vielen Sectionen nicht getroffen worden.

Die Ausſchüſſe der Sectionen mit ihren Präſidenten, Secretairen und anderen Geſchäftsführern werden nicht früher als Sonnabend Nachmittag vor der erſten Verſammlung ernannt. Die Sectionen ſelbſt verſammeln ſich folgenden Montag und jeden folgenden Tag derſelben Woche von 11 Uhr Vormittags bis 3 Nachmittags, manchmal dauert die Sitzung bis 4, je nachdem der Inhalt und das Intereſſe der Diskuſſion die Herren an ihre Katheder feſſelt. Gewöhnlich kommen ſie um 4 Uhr zur Mittagstafel zuſammen, niemals ſpäter als 5. Die allgemeine Verſammlung der Geſellſchaft findet darauf Abends 8 Uhr ſtatt und dauert gewöhnlich bis Mitternacht. Unter ſolchen Umſtänden fragt man mit Recht, wann entledigen ſich denn die Sections-Ausſchüſſe ihrer wirklich wichtigen Arbeiten? Sie müſſen die Gegenſtände für jeden Tag auswählen und ordnen, ſie müſſen Perſonen zur Geſchäftsführung ernennen, ſie müſſen Zeichnungen, Modelle, Inſtrumente und dergleichen herbeiſchaffen und gehörig aufſtellen laſſen, viele ſchriftliche Anträge müſſen geprüft und es muß darüber entſchieden werden, und zu dieſen Arbeiten iſt ihnen die Stunde von 10 bis 11 jeden Vormittag an den Sitzungstagen eingeräumt. Es iſt demnach kein Wunder, daß dann in den Sectionen ſo viele Menſchlichkeiten mit unterlaufen, daß z. B. die Herren vom Ausſchuſſe in den Saal kommen und ſelbſt nicht wiſſen, worüber man eben jetzt ſprechen wird. Die Stellen ſind nicht immer mit Glück beſetzt worden; die Präſidenten-Stelle iſt gewöhnlich, aus Rückſichten auf äußere Verhältniſſe, verliehen und mit geringem Gefühl für die Pflicht der Thätigkeit angenommen worden. Innerhalb der Schranken dieſer Geſellſchaft ſollten der Rang und der Titel am wenigſten für Aemter privilegirt ſeyn. Selbſt das Genie der Gelehrſamkeit dürfte nicht auf Koſten der Tüchtigkeit für den Nutzen der Geſellſchaft bevorzugt werden, und Brewſter und Dalton, ſo hoch ſie auch als Zierden der Geſellſchaft ſtehen, würden doch die unbrauchbarſten Beamten für ſie ſeyn.

Der Mangel guter Anordnung erſcheint noch deutlicher in den General-Verſammlungen. Hierzu drängt ſich die eigentliche Maſſe der Zuſchauer und hier allein ſind auch Zuſchauerinnen. Freilich kann man die Herrn Gelehrten auch im Speiſehauſe beiſammen ſehen; ſie finden ſich ſämmtlich in einem und demſelben Hauſe zur beſtimmten Stunde ein; allein das Volk iſt nicht zufrieden, die Wiſſenſchafts-Menagerie bloß bei der Fütterung zu ſehen; es drängt ſich auch zur Schaubühne, wo der Löwe brüllt und andere Thiere brummen, ſummen oder ſingen. In dieſem Falle aber ſollten die Aufſeher dafür ſorgen, daß deutlich und hörbar, und für die Damen auch anſtändig gebrummt werde. Scherz bei Seite, dieſe Abend-Verſammlungen leiden an noch größeren Unordnungen als die Sectionen, weil ſie gar keine leitende Ausſchüſſe haben.

Wenn man nicht dieſe rauſchenden Verſammlungen gänzlich einſtellen will, ſo wähle man Vorträge und Vortragende, die mehr zu den Umſtänden paſſen. Man laſſe künftig Redner ſprechen, die neben ihren gelehrten Kenntniſſen auch Geſchmack und Sinn haben, Anſtößigkeiten zu vermeiden und ſich nicht, wie bisher geſchehen iſt, Späße erlauben, die mit dem Orte und dem Anſehen der Geſellſchaft nichts zu thun haben ſollten, und durch welche ſie ſich den beleidigenden Namen der „Poſſenreißerei" zugezogen hat. Ja, bei der letzten Verſammlung zu Briſtol war noch mehr als Poſſenreißerei, und wir wundern uns, daß man an Engliſche Matronen und ihre Töchter Worte zu richten gewagt hat, die wir hier uns zu wiederholen hüten, aber an die manche Väter und Ehemänner noch denken werden.

Bibliographie.

German poetry for beginners. (Deutſche Dichtungen — von Leſſing, Goethe, Schiller, Rückert, Uhland, Schwab u. ſ. w. — für junge Leute, die dieſe Sprache erlernen.) Herausgegeben von Dr. Bernaye.

Glenlonely. — Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Selection from the museum of the Vatican. (Schriften aus der Bibliothek des Vatikans.) Von G. Whitwick. Fol. 10½ Sh.

Lectures on local nervous affections. (Vorleſungen über örtliches Nerven-Leiden.) Von Sir Benj. C. Brodie. 4 Sh.

A dialogue in the Devonshire dialect. (Geſpräch in der Mundart von Devonſhire.) Nebſt einem Wörterbuche. Von J. F. Palmer. 5 Sh.

Modern society. (Geſellſchaftsleben.) Eine Fortſetzung der Modern accomplishments, von Miß C. Sinclair. 7 Sh.

Spain and Barbary. (Spanien und die Berberei.) Briefe an eine jüngere Schweſter. 6 Sh.

History of Ireland. (Geſchichte von Irland bis zur Union.) Von Elizabeth Blacker. 4 Sh.

A chemical treatise etc. (Chemiſche Abhandlung über die epidemiſchen Fieber in Weſtindien.) Von W. J. Evans. 9 Sh.

Frankreich.

Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon.

(Schluß.)

Dieſe Art der Dieberei verlegt ſich nicht bloß auf Geld, Edelſteine und Koſtbarkeiten von Metall, ſondern auch auf feine Kanten und Webereien. Ein verſchmitztes Weib, Louiſe Limé, mit dem Zunamen „die Lüttícherin", in der Welt unter dem Namen einer Gräfin von St. Amont bekannt, bezog im Jahre 1823 zu Paris das Erdgeſchoß eines Eckhauſes der Rue de Lille und der Rue des Saint-Pères. Dieſes Erdgeſchoß hatte zwei Ausgänge, der eine führte auf den gemeinſchaftlichen Hausflur, der andere in einen damals leer ſtehenden Laden. Nun hatte die Frau Gräfin in ihrem Zimmer eine ſolche Menge von Kaſten, Schachteln und Kartons über einander geſtapelt, daß man dieſe letztere Thür nicht ſehen konnte. Eines Tages verfügt ſie ſich in ein großes Modewaaren-Magazin und kauft Spitzen zum Belaufe von 36—40,000 Franken für baares Geld. Am nächſten Tage kommt ein Commis mit der Waare auf ihr Zimmer. Sie beſichtigt Alles ſorgfältig, macht den Karton wieder zu, verſchnürt und verſiegelt ihn, und ſchiebt ihn hinter die Anderen. Natürlich ſtand hinter dem Schachtelgerüſt ein Quidam, der mit dem Raube durch die offene Thür von dannen ſchleicht. Während deſſen ſetzt die Frau Gräfin ſich vor ihren Schreibtiſch und zählt blankes, baares Geld wieder auf, Goldſtücke und Thaler. Auf einmal beſinnt ſie ſich und ſpricht zum Kommis: „Wozu ſoll ich Sie mit dem ſchweren Gelde beläſtigen? — Es wird Ihnen wohl lieber ſeyn, wenn ich Ihnen Banknoten zahle." Darauf ſcharrt ſie das Geld wieder zuſammen, thut es in den Beutel, aus welchem ſie es herausgenommen und ſchlüpft damit hinter ihre Schachteln. Im nächſten Moment hört der Commis einen Schlüſſel im Schloß drehen: ſie ſchließt ihre Kaſſette auf, denkt er ſich. Darauf wird es eine Weile ſtill, der Commis denkt, daß ihm die Frau Gräfin die Banknoten abzählt. Da es aber ſehr lange dauert und die gnädige Frau gar nicht wieder hervorkommt, ſo faßt ſich der Commis endlich ein Herz, hinter die Schachteln zu gucken, und hier ſieht er die Beſcheerung. Alle Nachforſchungen der Polizei, um der vermeinten Gräfin von St. Amont auf die Spur zu kommen, ſind ſeitdem vergeblich geworden; Niemand weiß, was aus ihr geworden iſt.

— Grinchir à location. Gegen dieſe Klaſſe von Grinchisseurs kann man ſich nicht genug verſehen; ſie ſind äußerſt gefährlich. Lacénaire hat ſeinen Lebenslauf mit dieſer Kunſt begonnen. Der Grinchisseur à location kommt nie allein, ſondern zu Zweien oder Dreien, öfters in Begleitung einer Dame. Er ſieht ſich Zimmer und Wohnungen an, die zu vermiethen ſind; er weiß genau, was für Leute und wie viel ihrer in dem Quartier wohnen, und zu welcher Stunde ſie nicht zu Hauſe ſind. Wenn er das erſte Mal kommt, ſieht er ſich höchſt ſorgfältig an allen Wänden und in allen Ecken um, kommt aber wegen des Miethens zu keinem Entſchluß. Das Stehlen verſpart er ſich für einen zweiten Beſuch. Wenn dann der rechte Augenblick gekommen iſt, ſo weiß einer von den beiden Gäſten den herumführenden Dienſtboten oder den Portier aufs Schönſte zu unterhalten, während der Andere flink ausräumt und mitnimmt, was er kann und was ihm gefällt.

— Grinchir à la broquille. Dieſe Art von Grinchisseur gehört als eine beſondere Species, eben ſo wie die Schlinger (avale-tout-cru) und die Almoſeniers (aumôniers), zu dem Hauptgenus der détourneurs. Dieſe Klaſſe hat es hauptſächlich auf Juweliere und Galanteriewaaren-Händler abgeſehen. Wer ſich vor ihnen hüten will, der halte ſeine Augen ſtets offen und ſeine Tafeln oder Glaskaſten ſtets geſchloſſen. Das iſt die erſte und allgemeinſte Vorſicht, aber nur die Einleitung zu einer Menge von anderen, deren man ſich nach den Umſtänden bedienen muß. Geſetzt z. B. es tritt ein Fremder in den Laden und will Ringe oder Tuchnadeln kaufen, ſo darf der Kaufmann, wenn er nicht beſtohlen werden will, dem Käufer nie mehr als zwei Gegenſtände auf einmal zur Anſicht in Händen laſſen. Will der Käufer ihrer mehrere ſehen, ſo muß der Kaufmann die erſten zurücknehmen und an ihre Stelle legen, bevor er ihm die anderen giebt. Die Kartons, die kleinen Schächtelchen und Blätter, worin und worauf man dergleichen Schmuckſachen präſentirt, dürfen daher nur für zwei oder drei und nicht für mehr eingerichtet ſeyn.

Dieſe Maßregeln und Einrichtungen ſind unerläßlich; gleichwohl kann der Galanteriewaaren-Händler dabei noch beſtohlen werden und zwar wie folgt: Ein geſchickter Broquilleur ſtellt ſich ans Schaufenſter

Digitized by Google

und beſieht einen Ring, eine Nadel oder dergleichen, was da ausgelegt iſt, ſehr ſorgfältig. Dann geht er zu einem Freijuwelier und läßt eine Nadel machen, die der ausgeſtellten auf ein Haar ähnlich ſieht. Mit dieſer falſchen Nadel geht er in den Laden und handelt um die echte; der Preis, ſo billig er geſtellt ſeyn mag, iſt ihm immer zu hoch. Er giebt daher dem Kaufmann die Nadel, ſo er in Händen gehabt, wieder, natürlich nicht die echte, ſondern die falſche; mit der echten empfiehlt er ſich. Der Kaufmann müßte ſcharf zuſehen, wenn er die Verwechſelung im Augenblick bemerken ſollte; denn das Blatt, die Nummer, die Bezeichnung, die Etiquette, die Seide ſogar, womit die Nadel befeſtigt geweſen, Alles iſt aufs Täuſchendſte nachgemacht.

Eine andere Klaſſe von Brouilleurs verſteht die Kunſt, die einfachen Goldringe mit Facetten, von denen jeder Juwelier mehrere Gehänge zur Auswahl für Käufer vorräthig hat, aus Kupfer nachzumachen. Man geht in den Laden, handelt um einen goldenen Ring, und vertauſcht unvermerkt das eine Gehänge mit dem anderen; der Juwelier hängt die blanken Kupferringe in ſeinen Glasſchrank und der Dieb geht mit den goldenen davon.

Zuweilen ſieht man zwei Damen in anſtändiger, obwohl nicht durchaus eleganter Kleidung in den Laden des Goldarbeiters treten; ſie wollen eine Halskette kaufen, gewöhnlich eine von feinem, gewirktem Golddrath. Sie ſuchen und wählen lang, ehe ſie eine Qualität finden, die ihnen anſteht, und wenn ſie ſich endlich entſchieden haben, ſo wollen ſie vor Abſchluß des Handels noch wiſſen, wie viel mal die Kette um den Hals gehen ſoll. Um genaues Maaß zu treffen, ſchlingt die eine von beiden Damen der anderen die Schnur mehrmals um den Hals; im Aermel aber hat ſie eine kleine Scheere ſtecken, womit ſie ein ganzes Ende der Schnur abſchneidet, ſo daß es vom Halſe zwiſchen die Kleider hinabfällt. Wenn dies glücklich zu Stande gebracht iſt, reden die Damen ab, daß ſie ſo und ſo viel Schnur kaufen wollen, geben Draufgeld und empfehlen ſich. So treiben ſie's an einem Tage mehrmals an verſchiedenen Orten. In der Kunſtſprache nennt man dies: la détourne à la cisaille.

— Haute-Pègre. Derjenige Schriftſteller, den man ſchlechthin den fruchtbarſten Novelliſten nennt, dieſer Schriftſteller, der ſeinen Leſern ein ſo mächtiges Intereſſe für ſeine Helden einzuflößen weiß, erzählt in einem ſeiner jüngſten Romane, im „Vater Goriot"*), von einer Spitzbubenbande, welche den Namen „die Schaar der Zehntauſend" führt, weil ſämmtliche Mitglieder einen Eid darauf geleiſtet haben, nie für weniger als 10,000 Franken zu ſtehlen. Wenn ein Mitglied dieſer Verpflichtung beſtändig und treulich nachgekommen iſt, ſo wird es von der Brüderſchaft in aller Noth unterſtützt und nie im Stich gelaſſen. Wenn wir abrechnen, was der geiſt- und phantaſiereiche Autor von ſeiner Erfindung hinzugethan hat, ſo wird ihm wohl dasjenige vorgeſchwebt haben, was in der Diebesſprache „la Haute-Pègre" heißt.

Unter dieſem Namen begreift man nämlich die vornehmſten und angeſehenſten Mitglieder der Diebes-Corporation; diejenigen, welche der Republik glänzende Beweiſe von ihrer Kühnheit und Tüchtigkeit gegeben haben; diejenigen, die eine beſondere Kunſt und Methode erfunden, lange Zeit hindurch ausgeübt und vervollkommnet haben.

Der Pègre de la haute wird ſich nie herablaſſen, Gegenſtände von geringem Werthe zu ſtehlen; damit würde er ſeiner Autorität und ſeinem Talent zu viel vergeben; er treibt das Geſchäft nur im Großen; er ſpart ſeine Geſchicklichkeit für entſcheidende und wichtige Gelegenheiten auf; das Volk, das Kleinigkeiten mauſt, nennt er verächtlich Pègriots, Pègres à marteau, chiffonniers, blavinistes. Die Corporation der Haute-Pègre hat ihre Geſetze, die zwar nicht ſchriftlich abgefaßt ſind, die aber jedes Mitglied kennt und denen man ſtrenger gehorcht, als die ehrlichen Leute ihren Staats-Geſetzen. Wenn der Pègre de la haute ſeine Kameraden nie verrathen, ſie niemals in der Gefahr im Stiche gelaſſen hat, ſo darf er zu jeder Zeit und in jeder Lage auf ſie zählen; ins Gefängniß, ins Bagno, ja bis zum Fuße des Schaffots ſenden ſie ihm Unterſtützung. Der Pègre de la haute iſt überall in den höchſten und in den niedrigſten Kreiſen anzutreffen, in der Kneipe und im Café de Paris, bei vorſtädtiſchem Tanz-Vergnügen und in den Rang-Logen der Italiäniſchen Oper; an jedem Ort trägt er das geeignete Koſtüm, ungezwungen, mit Anſtand und Leichtigkeit, heute im eleganteſten Frack, den jedesmal Staub oder Quatreſou gearbeitet hat, morgen in der Jacke und in der Blouſe. Wir ſtehen nicht dafür, ob er nicht je zuweilen die Epaulets eines General-Majors und die Stola eines Kirchen-Fürſten anlegt; in alle Formen ſchmiegt er ſich und ſpricht alle Sprachen, die raffinirte des Salons und das Kauderwälſch des Bagno, mit gleicher Fertigkeit.

Die Mitglieder der Haute-Pègre moraliſch beſſern zu wollen, wäre vergebliche Mühe; ſie ſtehlen nicht aus Noth, ſondern weil es ihnen Vergnügen macht und weil ſie daran gewöhnt ſind; ſie lieben das Handwerk, ſie bedürfen der Aufregung, die es ihnen ſchafft. Im Gefängniß geht all ihr Sehnen und Trachten dahin, frei zu werden und von neuem zu ſtehlen. Unbarmherzig verſpotten ſie ihre Unglücks-Kameraden, die etwa Reue bezeugen und für die Zukunft Beſſerung verſprechen.

Es giebt auch in der Haute-Pègre Verſchiedenheiten der Stände und des Ranges. Am deutlichſten unterſcheidet man ohne Zweifel den Spitzbuben aus Paris von dem Spitzbuben der Provinz. Der Pariſer verlegt ſich nur auf ſolche Geſchäfte und Handgriffe, zu denen Gewandtheit, Scharfſinn und Liſt gehört. Der Provinzialiſt läßt ſich mehr auf Dinge ein, wozu Kraft und Verwegenheit nöthig ſind. Die Pariſer Diebe liefern bei weitem das ſtärkſte Kontingent zur Bevölkerung der Zuchthäuſer; in den Bagnos findet man meiſtens Diebe und Räuber aus der Provinz. Beiden Klaſſen indeß kann man nicht etwa zur Entſchuldigung nachſagen, daß ſie aus Unkenntniß der Geſetze ſündigen; vielmehr ſind die Pègres de la haute durchweg vortreffliche Kriminal-Juriſten; ſie ſtehlen gleichſam mit dem Kodex in der Hand und wiſſen genau, was ſie mit jedem Streiche verwirken.

Spitzbuben, die ſich auf eine beſondere Methode des Stehlens mit Liebe verlegt haben, bekehren ſich ſchwerer und hängen weit feſter an ihrem Beruf, als ſolche, die jede Gelegenheit mitnehmen. Man ſieht leicht ein, warum. Wer nur in einem einzigen Genre arbeitet, erlangt binnen kurzem eine ſolche Sicherheit und Meiſterſchaft, daß er beinahe darauf zählen kann, nie ertappt zu werden; und wirklich, wenn man die Fälle durchgeht, wo Mitglieder der Haute-Pègre feſtgenommen und vor Gericht geführt worden ſind, ſo wird man ſich überzeugen, daß faſt immer ganz ungewöhnliche, nicht vorherzuſehende Umſtände zu ihrer Entdeckung geführt haben.

Die Haute-Pègre rekrutirt ſich in unſeren Tagen aus den niedrigſten Klaſſen der Geſellſchaft. Gleichwohl ſetzen die Mitglieder eine Ehre darein, bei allen Gelegenheiten Anſtand und eine gewiſſe Seelengröße zu bewähren; ſie ſind überaus eitel und eingebildet. Man hat Beiſpiele, daß die ehemaligen Koryphäen dieſer edlen Corporation mit ihren Spitznamen, Jambe d'argent und Cap de ville genannt, mit Nachſchlüſſeln oder durch Einbruch in ein Zimmer gelangten und im aufgebrochenen Secretair neben den Geldſummen, von deren Vorhandenſeyn ſie Wind hatten, Pfandſcheine des Mont-de-piété und anderweitige Papiere vorfanden, woraus hervorging, daß die pecuniaire Lage des Beſitzers nicht zu den erfreulichſten gehörte; dann pflegten ſie zum Erſatz für den angerichteten Schaden alles Geld, was ſie bei ſich trugen, auf dem Kaminſims liegen zu laſſen. Ja, es hat ſich ereignet, daß ein anſtändiger Taſchendieb dem erſten beſten Freunde, der ihm begegnete, eine ſo eben geſtohlene Uhr in die Hand drückte, wenn ſie nicht von Gold war.

*) Man ſieht, Herr Widron iſt auch in der neueſten Damen-Literatur beleſen: Herr von Balzac wird ſich durch dieſes Citat gewiß ſehr geſchmeichelt finden.

Menteli.

Eine biographiſche Notiz, von Charles Nodier.

Im April-Monat des Jahres 1824 zogen drei neue Bewohner in das alte Gebäude des Arſenals ein, nämlich Herr St. Martin, Mitglied der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, als Adminiſtrator, — ferner ich, der Verfaſſer gegenwärtiger Notiz, als Bibliothekar, — der Dritte war ein Ungariſcher Gelehrter, Namens Menteli, dem die Obrigkeit in dem allerbeſcheidenſten Kämmerlein des großen Gebäudes Obdach gewährte. Von dieſen Dreien bin ich der Einzige, der noch lebt, wenn ein Zuſtand der Kränklichkeit und des Leidens überhaupt noch Leben heißen kann. Menteli, dem es bei ſeinem Gedächtniß und bei ſeiner ſtupenden Gelehrſamkeit nie an Vergleichungen aus alter und neuer Zeit mangelte, würde mich heute mit dem Spartaner Othryadas vergleichen, der ſeine Gefährten nur überlebte, um ſie zu begraben.

Wie es dem wackeren Menteli in ſeinem Leben früher ergangen, bevor er an das Arſenal gekommen, das iſt ein Geheimniß, das Niemand je erfahren wird. Zwar war er ſehr mittheilend; aber ſeine überſprudelnde Geſprächigkeit ergoß ſich in ſo verwirrter, unzuſammenhängender, aus hunderterlei Sprachen gemiſchter Rede, daß es unmöglich war, etwas davon zu begreifen. Ob er von Hauſe aus Geiſtlicher, Juriſt oder Soldat geweſen, Gott weiß es! So viel iſt gewiß, entweder hat er von Kindesbeinen auf eine Erziehung und einen Unterricht genoſſen, ſo bildend und ſo reichhaltig, wie Wenige, — oder er hat den Mangel des Jugend-Unterrichts durch die gewaltigſte Arbeitſamkeit, durch den eiſernſten Fleiß erſetzt, den nur jemals ein Menſch aufgeboten. Alle Sprachen, von denen die Gelehrten den Namen kennen, kannte er wirklich; er rühmte ſich, gleich ſeinem Vorgänger und Muſter Wilhelm Poſtel, daß er von jedem beliebigen Punkt in Europa aus bis nach China ohne Dolmetſcher reiſen wolle. Slaviſch, Arabiſch, Perſiſch, Hebräiſch, Griechiſch und Lateiniſch, — das waren ſo ſeine alltäglichen Gewohnheits-Sprachen, ſeine Gewohnheits-Sprachen, ſage ich, denn er hatte ſich aus der Vermiſchung aller dieſer Idiome mit dem Franzöſiſchen eine ganz eigene Sprache gebildet, in der er redete und ſchrieb. Zwar war er des Franzöſiſchen in dem Grade mächtig, daß ihm, bei einigem Beſinnen, vielleicht kein Ausdruck gefehlt hätte; aber die ungemeine Lebendigkeit ſeiner Ideen, die drängende und ſich überſtürzende Raſchheit ſeines Gedankenganges, die ſich auch in der ungemeinen Volubilität ſeines Sprechens bekundete, litt es nicht, daß er hätte auf das rechte Wort in der einen Sprache warten ſollen, wenn ihm hundert Worte aus hundert anderen Sprachen zu Gebote ſtanden, um daſſelbe zu bezeichnen. Erſt wenn er die ganze Litanei von Synonymis hervorgegurgelt hatte und merkte, daß man ihn dennoch nicht verſtand, dann erbarmte er ſich, hielt eine Weile inne und warf für das Verſtändniß des verblüfften Zuhörers das vulgäre Franzöſiſche Wort hin: „Na, das, das, wie's bei Euren Leuten heißt."

Wie geſagt, damals vor dreizehn oder vierzehn Jahren kam das Miniſterium auf den glücklichen Gedanken, Menteli zu einer Arbeit anzuwenden, der Niemand als er gewachſen war. Man gab ihm den Auftrag, in der großen Bibliothek des Arſenals die Sprache und den Gegenſtand einer Menge von Manuſkripten und Büchern zu beſtimmen, mit denen die Allwiſſenheit unſerer Gelehrten nichts anzufangen wußte. Für dieſe wichtige Arbeit ſollte er 1800 Franken jährlichen Gehaltes beziehen. Ehe ein Monat verging, waren die Sprachen ſämmtlicher Manuſkripte namhaft gemacht, ſämmtliche Titel überſetzt und Alles gehörig rubrizirt und klaſſifizirt. Menteli ſtrich ſein Salarium für einen Monat ein und ließ ſich auf der Bibliothek nicht wieder ſehen. „Aber Ihre Stelle", ſagte man zu ihm. „Was Stelle!" erwiederte er, „die Arbeit iſt gethan, ich habe keine Stelle mehr." Zur Belohnung jedoch räumte das Miniſterium ihm eine kleine, kleine Zelle in dem alten von Sully erbauten Pallaſt ein.

Menteli war königlich zufrieden; was hätte er mehr verlangt?

Digitized by Google

Er beſaß eine jährliche Rente von 154 Franken (41 Thaler); davon konnte er große Erſparniſſe machen. Ich ſelbſt war Zeuge, daß er zuweilen in Verlegenheit darüber gerieth, was er mit ſeinem vielen Gelde anfangen ſollte. Er wollte es gern ſicher unterbringen. Etliche Wochen hindurch ſtand er alle Qual des Reichthums aus und hatte entſetzliche Furcht vor Dieben.

Wer Menteli perſönlich gekannt hat, bedarf keiner Erklärung, um zu begreifen, wie das zuging. Aber den Leſer müſſen wir mit ſeiner Lebensweiſe etwas näher bekannt machen. Er hatte gar vielerlei Schriften ſtudirt, keine öfter und keine fleißiger, als die von den alten Griechiſchen Philoſophen. Plato war ſein Orakel, den Plato wußte er auswendig, den Plato mengte er in alle Unterhaltungen ein. Ich glaube beinahe, wenn Jemand Plato gerufen, er hätte den Ruf auf ſich bezogen, wie Pythagoras, wenn man den Namen Euphorbus rief. Man konnte wirklich glauben, daß die Seele eines alten Philoſophen bei ihrer Wanderung in dem Leibe dieſes Pannoniers angelangt ſey; es iſt auch möglich, daß er vielleicht ſelbſt ſich etwas der Art einredete; wenn alten Büſten und Bildern vom Plato zu glauben iſt, ſo war die Aehnlichkeit von Menteli's Zügen mit denen Plato's eine höchſt auffallende und gewiß mehr als zufällige. Für ſeine Lebenspraxis jedoch war er weit entfernt, Plato zum Muſter zu nehmen; vielmehr hielt er ſich an den Philoſophen von Sinope. Bei den Angeſtellten und bei den Beſuchern der Bibliothek nannte man ihn auch nicht anders, als Diogenes.

Menteli's ganze Garderobe beſtand aus zwei Hauptſtücken: aus einem alten militairiſchen Kommißmantel, der ausſah, als wäre er niemals neu geweſen, und aus einem Paar Pantoffeln. Sein dichter Bart, halb grau, halb weiß, machte, daß er beinahe ausſah, wie Lafontaine's paysan du Danube. Seine Nahrung beſtand in dem Ausſchuß von Brod, den man an der Thür der Kaſernen verkauft. Dazu kamen, wenn er ſich einmal etwas zu Gute thun wollte, Wurzeln und rohe Kräuter, denn von einem Kochfeuer wußte er als ein Naturmenſch nichts. An Geräth beſaß er einen hölzernen Stuhl, einen Schemel und einen kleinen Kaſten, worein er ſeine Bücher und Papiere packen konnte. Doch glaube ich, daß er dieſes luxuriöſe Inventarium nicht mitgebracht, ſondern in ſeiner Zelle vorgefunden hat, ſo daß er aus eigenen Mitteln nichts anzuſchaffen brauchte, als ein Schreibzeug und zwei irdene Krüge. Beinahe hätte ich einen großen Sack von grauem Linnen vergeſſen, der ihm als Speiſekammer diente und womit er alle 14 Tage auf den Markt einkaufen ging. Damit iſt aber auch wirklich das ganze Inventarium ſeiner Habſeligkeiten erſchöpft und nun kann der Fiskus kommen und die Erbſchaft unter Siegel legen. Danach wird es dem Leſer begreiflich ſeyn, wie ſo Menteli auf ſeine jährlichen 154 Franken ſo große Summen erſparen und zurücklegen konnte — große Summen, ja wohl, denn vor vier Jahren hatte er ein ſeltenes Manuſkript für 400 Franken gekauft. Von dieſer großen Ausgabe wird ſich der Schatz in den letzten Jahren ſchwerlich erholt haben.

Der Leſer fragt vielleicht, ob es denn gar nicht möglich geweſen, die äußere Lage des wackeren Mannes ein wenig zu beſſern? Darauf antworte ich unumwunden mit nein. Während eines ſtrengen Winters ſchickten wir ihm Holz, er nahm es nicht an. Ja, er fand ſich durch ſolches Anerbieten beleidigt, es ſchien ihm eine Herabſetzung ſeines Charakters. Einen Monat etwa vor ſeinem Tode ſprach ich mit ihm von der Möglichkeit, ihm eine kleine Penſion zu verſchaffen. „Wozu“, ſprach er lächelnd, „ich hab' ſchon zu viel Geld.“ In der That, Menteli hatte in ſeiner Lebensweiſe die ſtrengſten Vorſchriften und die reinſten Entſagungsträume der Philoſophen verwirklicht; er hatte es nicht bloß beim Studium der Theorie der Weisheit bewenden laſſen, ſondern er war mit unerſchütterlichem Muth an die Praxis gegangen. Durch die äußerſte Einſchränkung ſeiner Bedürfniſſe hatte er die möglichſte Unabhängigkeit erreicht, in welcher ein Menſch nur irgend leben kann, und in dieſer Unabhängigkeit war er glücklich.

Endlich war es uns doch gelungen, für ihn ein kleines Stübchen ausfindig zu machen, worin er geräumiger, reinlicher und geſünder leben konnte, als in dem vergitterten Loch, in welchem er ſo viele Jahre zugebracht. Er ließ es ſich gefallen, er ſah es als eine Belohnung an, womit die Regierung ihm vieljährige, uneigennützige Arbeiten vergalt. Wie ein Kind freute er ſich, als er von ſeinem neuen Domizil Beſitz nahm.

Acht Tage war ihm die Freude vergönnt. Jüngſt am Donnerſtage, 22. Dezember 1836, ging Menteli wie gewöhnlich um drei Uhr Nachmittag hinaus, um ſeine beiden Krüge an der Seine mit Waſſer zu füllen. Bekanntlich ſtand die Seine in dieſen Tagen ungewöhnlich hoch. Der Philoſoph ging langſam ſeines Weges und blieb am äußerſten Ende der Ile Louvier dem Pont-Marie gegenüber, unterhalb der Staketen ſtehen. Er füllt den erſten Krug und ſtellt ihn neben ſich ans Ufer, darauf taucht er den zweiten ein. Wie er dieſen herausziehen wollte, muß ſich irgend ein Hinderniß getroffen haben, das zu überwinden, dem Philoſophen Anſtrengung koſtete; man überlege, daß Menteli nach gerade alt wurde, und bei ſeiner Diät nicht beſonders zu Kräften kommen konnte. Ein Kahn war vom Strome an das Ufer getrieben worden, aber nicht an daſſelbe befeſtigt. Nun wollen einige Leute geſehen haben, daß Menteli, während er mit der rechten Hand den Krug im Waſſer hielt, ſich mit der Linken auf den Kahn ſtützte. Das war eine böſe Zerſtreuung von einem Gelehrten, der ſein ganzes Leben lang Statik und Mechanik ſtudirt hatte, und es im Disputiren wohl mit Archimedes aufnehmen konnte. Natürlich trieb der Kahn, indem der Philoſoph ſich dagegen ſtützte, vom Ufer ab und der arme Menteli fiel in den reißenden Strom und ſank unter. Arbeiter, die am Ufer Holz aufſchichteten, ſchrieen um Hülfe; es fuhren mehrere Kähne vorbei, aber man hörte ſie nicht. Erſt nach einer Viertelſtunde fing ein Schiffer an zu ſuchen; vergebliche Mühe! Man hätte doch nur einen Leichnam gefunden. Am Ende gaben ſich die Leute zufrieden, da ſie hörten, es wäre nur der Wilde aus dem Arſenal geweſen. Sie wußten freilich nicht, daß dieſer Wilde einer der wackerſten und merkwürdigſten Männer unſerer Tage geweſen. — Menteli war etwa funfzig Jahre alt. Obwohl er Vieles ſchriftlich hinterlaſſen hat, ſo wird doch ſchwerlich ein anderes Andenken an ihn bleiben, als das geringe, welches ich ihm in dieſem trauernden Nachruf ſtifte. Um ſeine Schriften zu benutzen, müßte man ſie leſen können. Aber wer kann ſie leſen, wer ſchafft uns einen zweiten Menteli, eine lebendige Polyglotte? — Er iſt nicht zu erſetzen.

Bibliographie. Gleichzeitig ſind im Laufe dieſes Monats folgende entweder aus dem Deutſchen überſetzte oder nach Deutſchen Gelehrten bearbeitete Werke in Frankreich erſchienen:

Description des iles Canaries. — Von Leopold v. Buch. Ueberſetzt von Boulanger. Mit einem Atlas.
Vues de quelques phénomènes géologiques. — Von Abich. Fol.
La famille Oswald. — Von Jakob Glatz.
Nouvelle choix de paraboles. — Von Krummacher. Ueberſetzt von X. Marmier.
Racines de la langue allemande. — Von Leuf.
Principes d'éducation. — Von Niemeyer. Ueberſetzt von Lochmann. 2 Bände.
Le Serin. — Nebſt mehreren anderen Erzählungen, von Chriſtoph Schmid. Ueberſetzt von L. Friedel.
Essai sur la philosophie de Hegel. — Von Willm. Erſte Abth.

Mannigfaltiges.

— Amerikaniſche Zuſtände. Ein Deutſcher, Herr F. J. Grund, hat ſo eben in London ein in Engliſcher Sprache abgefaßtes Buch über Amerika erſcheinen laſſen*), das, als eine Frucht ſeines funfzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten, zu gleicher Zeit als eine Widerlegung ſolcher Reiſeberichte, wie der von Miſtreß Trollope, dienen ſoll. Die Klatſchereien der guten Dame ſind indeſſen längſt ſchon der Vergeſſenheit übergeben durch gediegene Darſtellungen Nord-Amerika's, wie z. B. die des Engländers Stuart, der Franzoſen Tocqueville und Chevalier und des Deutſchen Julius, deſſen ausführlichere — allerdings nicht in Engliſcher Sprache abgefaßte — Arbeit wir ebenfalls bald erwarten können, und ſo dürfte Herr Grund in dieſer Beziehung wohl etwas mehr oder weniger Ueberflüſſiges geliefert haben. Sein Buch enthält auch, nach dem übereinſtimmenden Urtheil Engliſcher Kritiker, wenig Neues und dagegen viel Widerſprechendes. Er iſt eben ſo ſehr für Amerika eingenommen, als es Miſtreß Trollope dagegen war. Er ſchließt, eben ſo wie ſie, von einzelnen Theilen auf das Ganze, und ſo können am Ende, wenn man ein ſolches Verfahren gelten läßt, Beide recht haben, obwohl ſie ſich faſt überall widerſprechen. Wunderbar iſt nur, daß gerade Herr Grund, der Deutſche, ſo viel von dem intelligenten Volke Amerika's ſpricht; ſeiner Schilderung nach, iſt die Wiſſenſchaft nirgends höher geachtet, als jenſeits des Atlantiſchen Meeres, während doch die oben genannten gründlichen Darſteller Amerikaniſcher Zuſtände alle darin übereinſtimmen, daß nur die materiellen, nirgends aber die höheren geiſtigen Intereſſen einer ſichtbaren Förderung ſich erfreuten. Was wäre es denn auch ſonſt, was in der neueſten Zeit ſo viele gebildete Europäer, die in Nord-Amerika ein zweites Vaterland zu finden wähnten, wieder nach dem alten Europa zurückgetrieben hat? Wir kennen einen Arzt, der in einer großen Deutſchen Hanſeſtadt eine ſehr bedeutende Praxis aufgab, um in Amerika das Ideal geſelliger Einheit aufzuſuchen, das er in ſeinen altfränkiſchen Umgebungen ſchmerzlich vermißt hatte. Aber was fand er jenſeits des Meeres? Nichts weniger als Mitgefühl; nichts weniger, als eine der ſeinigen homogene Bildung und Empfänglichkeit für jeden Fortſchritt der Humanität. Nach fünfjährigem Aufenthalt in den größeren Städten Nord-Amerika's iſt er jetzt wieder in die ehrwürdige Deutſche Hanſeſtadt zurückgekehrt, wo er mit den altfränkiſchen Einrichtungen ſich verſöhnt hat, weil ſie mit allen Vorzügen Europäiſcher Geſittung verbunden ſind, die allein den Standpunkt einer wahrhaft großartigen Welt-Anſicht zu gewähren vermag.

— Die weiße Halsbinde kommt wieder zu Ehren. Die neueſten Pariſer Mode-Zeitungen widmen dieſem wichtigen Ereigniſſe, unter der Ueberſchrift: „La restauration de la cravate blanche“, ſehr ausführliche Betrachtungen. Die Reſtauration von 1814 iſt in Paris kaum ſo viel beſprochen worden, als die der weißen Halsbinden. In dieſem Augenblicke, ſagt der Entr'acte, iſt die weiße Kravate bereits eine „Wahrheit“ geworden, die niemand mehr von ſich weiſen kann. Als ſich auf einem der letzten Pariſer Bälle ein junger Mann noch mit einer ſchwarzen Halsbinde zeigte, wurde er von mehreren Seiten mit der Frage aufgezogen, ob er etwa aus der Provinz oder aus dem „Quartier latin“ komme? Das nahm der junge Mann aber ſehr übel; es kam zu Herausforderungen und mehrere weiße Halsbinden wurden bei dieſer Gelegenheit blutig roth gefärbt. Natürlich hat nun dieſes évènement sanglant der neuen Reſtauration vollends das Siegel aufgedrückt, und weder im Theater noch auf der Promenade und in den Salons ſieht man jetzt mehr eine ſchwarze Halsbinde. Dagegen ſoll bereits Herr Arnal damit beſchäftigt ſeyn, ein neues Vaudeville unter dem Titel „die ſchwarzen Kravatten“ auf die Bühne zu bringen.

*) The Americans in their moral, social and political relations. By Francis J. Grund. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 13. Berlin, Montag den 30. Januar 1837.

Frankreich.

Alt-Franzöſiſche Etikette.

Aus den Memoiren der Marquiſe von Créquy.

Die Memoiren der Marquiſe von Créquy, die es als ein beſonderes Glück ihres Lebens anſah, daß Ludwig XIV. ihr in ihrer früheſten Jugend mit ausnehmender Zärtlichkeit die Hand geküßt habe*), und in einer Anmerkung zu dieſer Stelle auch erzählt, daß ihr Bonaparte im Jahre XI. der Franzöſiſchen Republik die gleiche Ehre erwieſen habe, enthalten viele einzelne Züge von Intereſſe aus dem langen Zeitraume von 1710—1800, den die Verfaſſerin ſchildert. Im Ganzen aber ſcheint doch die Wichtigkeit dieſer ſieben Bände in Deutſchland zu hoch angeſchlagen zu ſeyn, was namentlich von Redakteuren einzelner Zeitſchriften ausgegangen iſt, die immer neue Nahrung für ihr leſehungriges Publikum haben müſſen. Ein zweckmäßig angelegter Auszug würde kaum zwei kleine Bände füllen, denn ſelbſt die angenehme Schwatzhaftigkeit der Herzogin von Abrantes, welche trotz der großen Bändezahl ihrer Memoiren viele Leſer lange bei denſelben feſtgehalten hat, fehlt der Marquiſe von Créquy, die mitunter eben ſo langweilig iſt, als ein großer Theil der Zeit war, welche ſie geſchildert hat.

In dieſe Kategorie gehört nun der größte Theil der Regierung Ludwig's XV. Die vielen genealogiſchen Erörterungen über die Breteuil's, Talleyrand's, Rohan's, Noailles', Tremouille's, über den Hauptſtamm und die verſchiedenen Nebenäſte des Créquyſchen Hauſes, die durchaus ſteife und ceremoniöſe Haltung der Verfaſſerin, die eigentlich nie jung geweſen zu ſeyn ſcheint, ihre preciöſe Frömmigkeit, die Geſchichten von Cartouche und Cagliostro, die Verdammung Voltaire's und ſeines Atheismus, das Einerlei des Hofes zu Verſailles — alles dies zuſammengenommen, vervollſtändigt nur das unerfreuliche Bild jenes langweiligen Lebens am Hofe Ludwig's XV. Es iſt ſehr begreiflich, daß die Etikette des genannten Hofes und das Ceremoniel einen bedeutenden Theil des Buches einnimmt; aber, nach unſerem Dafürhalten, nicht zum Vortheil deſſelben. Denn dieſe Alt-Franzöſiſche Etikette, deren Begründer Ludwig XIV. war und die für das ganze übrige Europa von Wichtigkeit geweſen iſt, erſcheint hier in ihrem Uebergangspunkte aus dem Glanze eines durch äußere Siege und Eroberungen verherrlichten Regentenlebens in die Alltäglichkeit ſeines Nachfolgers, dem bloß körperliche Schönheit und die Gewohnheit, ſich von einem Bourboniſchen Fürſten beherrſchen zu laſſen, bei ſeinen Unterthanen den Namen des Vielgeliebten verſchaffen konnten. Den neuen Geiſt freilich, der ſich neben und unter den Formen der alten Etikette entwickelte, und den unter uns neuerdings J. W. Zinkeiſen in ſeinen Hauptzügen treffend dargeſtellt hat**), ſcheint die alte Frau von Créquy — wenigſtens in den erſten Bänden ihres Werkes — nicht geahnet zu haben.

Man glaube übrigens nicht, daß wir den ſteifen Formen der Etikette ihren Nutzen abſprechen wollen. Wir loben ſie im Gegentheil, weil ſie dem Leben der Großen etwas Würdevolles und Feierliches geben und Anderen Ehrfurcht einflößen, die zugleich es anerkennen müſſen, daß auch hohe Perſonen unverbrüchliche Geſetze des Anſtandes über ſich annehmen und denſelben ihren Willen unterordnen. Oft iſt freilich mit dieſen Formen ein bloßes Spiel getrieben worden, und übertriebene Anforderungen haben gerade die Fürſtliche Hoheit in den Augen der Menge herabgeſetzt, wo ſie doch beſtimmt waren, dieſelbe zu erhöhen. Man denke an die Etikette beim Ankleiden einer Königin von Frankreich, an die Königlichen Prinzeſſinnen von Frankreich, die nie allein eine Treppe hinunter oder herauf gehen durften, an das Feſt des Stiefelausziehens (débottement) des alten Ludwig's XV., an die Schilderungen der Herzogin von Abrantes vom Spaniſchen und Portugieſiſchen Hofe, wo noch am 21. März 1834 Lord Howard de Walden's Auftreten in Stiefeln das höchſte Mißfallen erregte und Ferdinand VII. erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens zugab, daß auf den Königlichen Landſitzen, nicht aber im Palaſt zu Madrid, weite Beinkleider getragen werden durften. Und welchen Eindruck mußte es auf die im Jahre 1789 ohnehin ſchon gegen den Hof Ludwig's XVI. eingenommenen Reichsſtände machen, als ihre Deputation zu Meudon vor den todten Körper des im Juni dieſes Jahres geſtorbenen Sohns Ludwig's XVI. geführt wurde und der Ober-Ceremonien-Meiſter ſie dem todten Prinzen anmeldete: Monseigneur, voilà une députation des états-généraux.*)

Dieſe Präſentation führt uns auf die Stellen der Frau von Créquy zurück, welche gerade über die Präſentation am Hofe und das Recht zu derſelben ſich verbreiten. „Man konnte einſt“, ſchreibt ſie (d. h. zur Zeit Ludwig's XIV.), „am Hofe nicht vorgeſtellt werden, wenn man nicht im Beſitz eines ererbten hohen Ranges ſich befand, oder Aeltern hatte, die vom Könige entweder wegen ihrer Aemter oder durch die Gunſt und das Wohlwollen deſſelben mit einer beſonderen Vertraulichkeit beehrt waren. Aber nachdem der Franzöſiſche Adel ſo ſehr herabgekommen war, wollte Jedermann der Quelle der Gnade ſich nähern, und die Geſuche, um vorgeſtellt zu werden, wurden ſo häufig, ſo allgemein und faſt immer ſo lächerlich, daß man Mittel ergreifen mußte, um ſie zu beſchränken und eine feſte Regel einzuführen.“ **)

Man muß zur Erklärung dieſes Ausfalls wiſſen, daß Frau von Créquy ſich zu einer Zeit, die jedoch von ihr nicht genau beſtimmt iſt (wie denn die chronologiſchen Angaben meiſtens ganz weggelaſſen ſind), höchlich beleidigt fand, daß ein Edelmann aus Anjou, Lejeune de la Fujonnière, es gewagt hatte, ſich den Namen, den Titel und das Wappen der Familie Créquy in Folge alter Anſprüche anzueignen. Die Marquiſe bot Alles gegen ihn auf, aber die heraldiſchen Unterſuchungen des Hof-Genealogen Cherin lieferten kein für ſie günſtiges Reſultat, bis endlich ihr Sohn, der Marquis von Créquy, die Sache beim Parlamente zu Paris anhängig machte und nach einem vierjährigen Rechtsſtreite den Prozeß gewann, wodurch dem Grafen von Créquy dem Jüngeren anbefohlen ward, dieſen Namen und das Wappen der Familie abzulegen.

Nachdem ſich alſo die Marquiſe weitläuftig über das Edikt des Königs Ludwig's XV. (unſtreitig iſt das vom 17. April 1760 gemeint), wonach nur ſolche Adelige das Recht haben ſollten, am Hofe vorgeſtellt zu werden, die ihren Adel bis zum Jahre 1400 hinaufführen könnten, ausgeſprochen und bedauert hat, daß der König mit perſönlichen Ausnahmen zu freigebig geweſen ſey, fährt ſie (p. 126) in folgender Weiſe fort:

„Heutzutage iſt die Ceremonie der Präſentation für die Männer ſehr einfach. Der erſte Kammerherr vom Dienſte nennt ſie dem Könige, indem er die Beſcheinigung ihres Adels nach dem Zeugniſſe des Herrn Cherin hinzufügt. Seine Majeſtät neigt darauf etwas das Haupt und ſagt ihnen einige Worte über ihre Aeltern, wenn ſie die Ehre gehabt haben, dem Könige bekannt geweſen zu ſeyn. Dann folgen die ſo Präſentirten dem Könige auf die Jagd und dürfen in den Königlichen Equipagen Platz nehmen (monter dans les carosses du roi). Iſt dies nun geſchehen, ſo darf man am Hofe erſcheinen, wenn man will.“

(Schluß folgt.)

*) Die Worte der Verfaſſerin ſelbſt dürften nicht ohne Intereſſe ſeyn. Le roi me tendit sa main, la paume en-dessous, comme s'il me l'avait offerte pour la baiser; mais ce fut pour la retourner prestement, en saisissant la mienne, qu'il daigna porter à ses lèvres et qu'il eût ensuite la bonté, la politesse, la galanterie exquise d'abattre tout doucement et de maintenir baissée le long de ma robe, sans parler, mais assez longtems, pour me faire comprendre sa volonté, qui fut d'en rester là. T. I. p. 156.

**) In Raumer's hiſtor. Taſchenbuch f. 1837. S. 371—386. S. 408 ff.

*) Montgaillard Histoire de la France. T. II. p. 38.

**) T. III. p. 121.

Scenen aus Frankreich im März 1815.

Ich weiß nicht, ob es allen Leuten ſo geht; was mich betrifft, ſo bekenne ich: Alles, was auf Napoleon Bezug hat, jeder einzelne Umſtand, jede Erläuterung über die Zeit, wo er mit ſeiner mächtigen Perſönlichkeit allein den hiſtoriſchen Schauplatz ausfüllte, jeder Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik intereſſirt mich aufs höchſte, und meine Wißbegier wird nimmer müde. Man glaube nicht etwa, daß ich den Kaiſer liebe; mit nichten! Ich gehöre zu der großen Zahl derjenigen, die es tief empfinden, wie viel Böſes er Frankreich gethan hat, die noch viel tiefer empfinden, wie viel Gutes er hätte thun können und nicht gethan hat. Die Ordnung hat er wiederhergeſtellt, ja, aber im Intereſſe ſeiner despotiſchen Gewalt.

„Dreifaches Erz umpanzerte die Bruſt,
Darunter ſchlug kein menſchlich fühlend Herz!“

Er gehört zu den über die Welt geſandten Gottesgeißeln; Keiner hat Menſchenrecht und Menſchenwürde verwegener mißhandelt, Keiner hat ſie ſo kaltblütig mit Füßen getreten. Das ſind meine Geſinnungen als Patriot; dagegen bekenne ich frei, alle Neigung und Liebe, die eine hiſtoriſche Geſtalt dem Künſtler abgewinnen kann, die habe ich ihm verdientermaßen zugewendet. Die Perſönlichkeit des Kaiſers iſt die mächtigſte, die imponirendſte, die erhabenſte und anziehendſte, die in neueren Zeiten aufgetreten; die Züge ſeines Antlitzes, mit dem Stempel der großartigſten Originalität gezeichnet, bewältigen den Geiſt in andächtiger Anſchauung durch die Erinnerung an die mächtigen Thaten,

Digitized by Google

womit er ſeine Zeit und Welt bewegt hat. Umgeſtürzt iſt das Meiſte, was ſein gewaltiger Degen gegründet, aber ſein Andenken wurzelt feſt, es lebt unter ſeinen Zeitgenoſſen und Nachkommen; es iſt populair in der vollſten und wahrſten Bedeutung des Wortes. Bis zum Uebermaß hat man dieſe Popularität ausgebeutet, man hat ſie ſchnöde gemißbraucht; aber noch auf lange hin werden die Poeten, wird das Volk, das auf ſeine eigene Weiſe der größte Poet iſt, ſich an dieſem Namen erbauen und begeiſtern. In ihm iſt eine reiche Ader poetiſchen Stoffes für alle Zeiten gegeben. Wer daher vom Kaiſer etwas Neues, und wär' es das Geringſte, zu erzählen weiß, dem hört man begierig und beifällig zu. Jeder kann hierin die Anderen nach ſich ſelbſt beurtheilen. Anekdoten von ſeinem öffentlichen und Privatleben, Schlagwörter, in denen ſein Charakter ſich von einer noch ungeahnten Seite zeigt, ſeine offiziellen Reden, Tagesbefehle und Bülletins, die unwillkürlichen Ergießungen ſeiner Geſinnung oder ſeiner Leidenſchaft, die Ausfälle, in denen ſeine Ungeduld und ſein Unwille ſich Luft machten, wer greift nicht begierig nach jedem Blatt, wo er ſich darüber unterrichten kann? — Nur freilich darf dergleichen nicht für einen gaffenden Pöbel dramatiſirt, es darf nicht von literariſchen Krämern für das müßige Geſchlecht gedankenloſer Leſer der Leihbibliotheken zugerichtet werden. Doch woran vergreift ſich die Induſtrie nicht, um ihre Kunden zu bedienen!

Ich hoffe, dem Leſer wird die Mittheilung einiger wenigen, aber ſehr bezeichnenden Thatſachen, zu deren Kenntniß ich gelangt bin, nicht unwillkommen ſeyn. Sie betreffen den Zug des Kaiſers durch die Provinz Bourgogne bei ſeiner Rückkehr von Elba. Er hatte Lyon erreicht, ohne irgend auf feindlichen Widerſtand zu ſtoßen; der Weg nach Paris war ihm offen; er hatte in Wahrheit Frankreich ſchon erobert. Von Tage zu Tage ſah man in *** (einer anſehnlichen Provinzialſtadt der Bourgogne, deren Namen hier verſchwiegen bleiben möge) ſeinem Durchmarſch entgegen. Es gab dort einen jungen Mann von angeſehener Familie, ausgezeichneten Fähigkeiten, höchſt wackeren und ehrenwerthen Geſinnungen, von großer perſönlicher Liebenswürdigkeit; nur ergab er ſich einer politiſchen Exaltation, die alles Maaß und alle Vernunft überſtieg. Er war ein fanatiſcher Anhänger Bonaparte's und doch zugleich ein ſchwärmeriſcher Freiheitsfreund. Er ſah — und wie Viele theilten damals ſeine Täuſchung! — in dem Kaiſer den Repräſentanten der Revolution und der Volksfreiheiten. In ſeinem Entzücken über die Kunde von der Rückkehr Napoleon's vermaß er ſich, die friedliche Bevölkerung ſeiner Vaterſtadt zu Gunſten des Kaiſers aufzuwiegeln. In bloßem Hals und Kopf, mit wild flatternden Haaren und blitzenden Augen, eine dreifarbige Fahne hoch emporſchwingend, ſo ſtürmt er mit einem kleinen Häuflein durch die Straßen, haranguirt die umherſtehenden Gruppen, ſchreit unaufhörlich: Vive l'empereur! und war binnen kurzem ſo heiſer, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte. Alle Muskeln an ſeinem Halſe ſchwollen, ſein Geſicht glühte und zuckte; er riß den Mund auf und vermochte das Wort nicht auszurufen, das Wort: „Es lebe der Kaiſer!" Es war, als wollte er ſeinen letzten Athem damit aushauchen. Er ſah nicht mehr, er hörte nicht mehr. Wie furchtbar, wie gefährlich können ſolche Naturen werden, die ſich in ihrer eigenen Leidenſchaftlichkeit berauſchen, die der eigene Eifer gewaltſam überwältigt: ſolche fanatiſiren den großen Haufen, reißen ihn mit ſich fort und ſtürzen kopfüber in den Abgrund der Wildheit und Grauſamkeit. An der Spitze einer Grenadier-Compagnie hätte der junge Mann in ſeiner exaltirten Selbſtvergeſſenheit eine todſprühende Batterie mit dem Bajonnet erſtürmt: in den Straßen der guten Stadt *** brachte er keine Wirkung hervor. Es war kein Element einer Volksbewegung vorhanden; nur Knaben liefen hinter dem Agitator und ſeiner Fahne her und ſchrieen an ſeiner Statt, als er nicht mehr ſchreien konnte. Er in ſeiner wahnſinnigen Geiſtesverzückung achtete nicht auf ſeine Umgebungen; er merkte nicht, wie er allein blieb. Mit hochgeſchwungener Fahne ſtürzte er in die Kathedrale, wo man gerade in Gegenwart vielen Volkes die große Sonntags-Meſſe feierte; er drängt ſich durch die Maſſe bis zu den vorderſten Bänken; da tritt der Präſident des Gerichtshofes der Stadt, ein Mann von feſtem und muthigem Charakter, ein ſtandhafter Royaliſt, dem Jünglinge entgegen: „Mein Herr, Sie läſtern Gott und den König." — „Es giebt keinen Gott mehr, es giebt keinen König mehr, es giebt nur einen Kaiſer!" — So ſtürzt er in die Sakriſtei; da findet er einen Chorknaben: „Knechtiſcher Bube, gieb mir den Schlüſſel zum Glockenthurm!" Der Knabe, voll Muth und Verſtand, rührt ſich nicht und ſpricht: „Ein Bube bin ich nicht; Du aber biſt ein Tyrannen-Knecht!" — Dieſe dreiſte und entſchiedene Antwort erregt den Jüngling zur Bewunderung; er hebt den Knaben in ſeinen Armen auf, drückt ihn an die Bruſt und ſpricht im herzlichſten Tone: „Geh' hin, aus Dir wird einmal ein wackerer Burſche!" — Wenige Minuten vergingen, und man ſah die dreifarbige Fahne über dem Thurme der Kathedrale wehen; einen alten Geiſtlichen hatte man im Namen der Freiheit gezwungen, ſie einzuſegnen.

Noch am Tage, ehe dieſes vorging, war es zwiſchen dieſem jungen Manne und ſeinem Vater zu einem heftigen höchſt dramatiſchen Auftritt gekommen. Der Vater war ein Royaliſt von altem Schrot und Korn, unbeugſam in ſeinen Geſinnungen und für ſeinen König von eben ſo glühendem Eifer beſeelt, wie der Jüngling für ſeinen Kaiſer. Bitten, Vorſtellungen, Befehle, Alles bot er auf, den Sohn von ſeinem Vorhaben abzubringen, ihn nur zu bewegen, daß er ſich jeder öffentlichen Darlegung ſeiner Geſinnungen enthielte. Wie Alles nichts half, trachtete er ihn zuletzt zu überzeugen, daß Bonaparte doch ein Tyrann ſey; „Und wenn er tauſendmal ein Tyrann wäre", rief der Sohn in überſchäumendem Eifer, „doch müßte man für ihn kämpfen." Wie der Alte das vernahm — er war mit großen Schritten im Zimmer auf und abgegangen — trat er vor den Jüngling hin, ſein Auge funkelte, ſeine Lippen zornesbleich bebten vor innerer Bewegung, und mit donnernder Stimme rief er: „Nein, nicht kämpfen für einen Tyrannen; ihn tödten, tödten!" —

Am 16. März fuhr der Kaiſer in die Stadt ein und ſtieg im Poſthauſe ab; alsbald füllte ſich die Straße mit einer wogenden Volksmaſſe, die Vive l'empereur ſchrie. Aber es waren nur Leute aus den allerniedrigſten Ständen, — hier und da ſah man einen Mann comme il faut, der aber merklich zitterte und zu mehrerer Sicherheit eine tellergroße dreifarbige Kokarde am Hute trug. Einen Augenblick trat der Kaiſer ans Fenſter, da verdoppelte ſich das Geſchrei, die Marktweiber warfen ihm Küſſe hinauf und riefen mit ihrem Bourgogneſchen Accent: „Eh mon cher ami!" Beim Anblick dieſes Haufens trat der Kaiſer verdrießlich zurück und ſprach: „Giebt es denn nur Volk in Latſchen hier?" — Offenbar entmuthigte ihn die Erfahrung, die er auf ſeinem Wege von Cannes her öfters gemacht hatte, und die ſich ihm hier aufs neue beſtätigte, daß ſeine Rückkehr nicht ſowohl ein nationales Ereigniß ſey, als vielmehr ein populaires in der engſten und ſchlechteſten Bedeutung des Wortes. Wenige Tage zuvor hatte er den Lyoneſern beim Abſchiede zugerufen: „Lyonnais, je vous aime!" Dem Volke von *** that er die Ehre nicht an. Er hielt es ſo vieler Komplimente und Umſtände nicht werth.

Gleich nachdem er im Poſthauſe abgeſtiegen, ließ er den Magiſtrat und die angeſehenſten Einwohner der Stadt zu ſich beſcheiden. Man brachte deren ſo viel zuſammen, als man nur in der Geſchwindigkeit konnte; in aller Eil und doch höchſt ungern folgten ſie dem Ruf. Unterweges traf die Deputation auf den Friedensrichter, der gerade von ſeinem Landgute zurückkam. Der Friedensrichter war ein verſtändiger, gewitzigter Mann, von viel Geſchick und Geiſtesgegenwart, aber ſo wenig wiſſenſchaftlich gebildet, daß er kaum vier zuſammenhängende Worte in gutem Franzöſiſch herausbringen konnte. Als er vom Pferde ſtieg, war er vom ſchnellen Ritt über und über mit Koth beſpritzt. Die Herren Kollegen baten ihn, er möchte ſich ihnen anſchließen, vergebens ſträubte er ſich: er könne ſich in ſo nachläſſigem, überdies unſauber gewordenem Anzug dem Kaiſer unmöglich vorſtellen. „Ach was", ſprach der Herr, der an der Spitze der Deputation ſtand, „kommen Sie nur mit, es iſt gut genug für ihn!" — Der Friedensrichter ließ ſich zureden und ging mit ſeinen Kollegen; — und das war ihr Glück.

Man führte die Deputation beim Kaiſer ein; an ihrer Spitze war der Präſident des Gerichtshofes, derſelbe Mann, welcher in der Kathedrale dem exaltirten Jünglinge ſo ehrenfeſt entgegengetreten war. Der Kaiſer fühlte ſich gedrungen, die Gründe, warum er wiedergekommen ſey, zu erklären und alle Einwendungen vorweg abzuſchneiden; er ergriff daher zuerſt das Wort und richtete es an den Präſidenten. Dieſer, ſo ehrenwerth und charakterfeſt er ſeyn mochte, beſaß doch ſo gut als gar keine Beredſamkeit. Er ſetzte ſich ganz kurz über alles Ceremoniel hinweg, ließ die Anreden: Sire und Eure Majeſtät ganz bei Seite und erwiederte nur die wenigen Worte: „Aber Sie haben abgedankt!" — Der Kaiſer war erſtaunt; er ſtellte ihm weiter vor, daß die Abdankung nur durch Gewalt von ihm erzwungen worden, ſomit nach allem Recht ungültig ſey; der Präſident verlor die Faſſung nicht, erwiederte: „Aber Sie haben einmal abgedankt." Man weiß, wie Napoleon zu diskutiren verſtand; er ließ ſich's nicht verdrießen, ſeinen Beweis noch einmal mit ſtärkeren Gründen zu wiederholen; er ſetzte dem Redner mit der unwiderſtehlichen Schärfe ſeiner Dialektik zu, aber dieſer zog ſich zum dritten Male hinter ſein einziges und alleiniges Argument zurück: „Es ſteht gleichwohl nicht zu leugnen, daß Sie abgedankt haben." — Da verlor der Kaiſer vor dieſer hartnäckigen und muthigen lakoniſchen Kürze die Geduld und kehrte dem Sprecher mit den Worten den Rücken: „Laſſen Sie mich zufrieden, vous n'êtes qu'une bête." Darauf wandte er ſich zu dem Maire, der ehemals Advokat geweſen und mit ſeiner Perſon ſehr verlegen daſtand; er fuhr ihn an: „Ich muß Ihnen meine große Unzufriedenheit zu erkennen geben: warum geben Sie nur mit Adeligen um, was ſoll das heißen? Sie taugen höchſtens zu einem Rabuliſten von einem Prokurator." So ſprach er und riß mit einer heftigen Bewegung dem erſchrockenen Manne ſeine Schärpe ab; darauf herrſchte er mit ſtrenger Miene und Haltung den Abgeordneten zu: „Entfernen Sie ſich, meine Herren!" — Das ließ ſich die Deputation nicht zweimal ſagen. Sie war mehr todt als lebendig. Sie zogen ſich verbeugend an der Perſon des Erzürnten vorüber und bemühten ſich, Vive l'empereur! zu rufen. Aber vor Angſt blieben ihnen die Laute ſtecken. Es war ihnen nach ſo ungnädigem Empfange gar übel zu Muthe. Sie beſorgten, der Kaiſer würde ſie von ſeinen alten, furchtbaren Schnurrbärten, die er von Elba mitgebracht, packen und erſchießen laſſen; mindeſtens glaubten ſie, ins tiefſte Loch geworfen zu werden. Dies ſuchten ſie nun durch Bezeugungen des Enthuſiasmus abzuwenden, die ſo komiſch herauskamen, daß der Zorn des Kaiſers in ein Lächeln überging.

Der Friedensrichter, der bisher einen ſtummen Zeugen des Auftrittes abgegeben, ſammelte indeß ſeine Gedanken, wie er den Sturm wohl abwenden und das Uebel möglichſt wieder gut machen könne. Seine Geiſtesgegenwart half ihm geſchickt heraus. Er blieb vor dem Kaiſer ſtehen und apoſtrophirte ihn: „Großer Monarch!" Bei dieſem Vorwort ſah man Napoleon's Stirn ſich glätten, und er hörte die Rede des Mannes gnädig bis ans Ende; ſie war ganz und gar für den Augenblick und nicht ohne Takt improviſirt, nicht kriechend, nicht allzu ſchmeichleriſch und durch des Himmels Zuthun ſogar ziemlich gut Franzöſiſch. „A la bonne heure", rief der Kaiſer, „ſo laſſe ich gern mit mir reden." Kurz, der Friedensrichter ſprach mit dem ausgezeichnetſten Erfolg, und ſeine Kollegen, die währenddeſſen unter Zittern und Zagen im Vorzimmer gewartet, fielen mit Dankſagungen und Glückwünſchungen über ihn her. Aber die Welt geht ihren Lauf. Vier Monate ſpäter denunzirten ſie ihn als einen Bonapartiſten und jagten ihn von ſeinem Amte. „Der Böſewicht", ſagten ſie, „er hat ihn grand Monarque geheißen." —

Der oben erwähnte junge Mann mit der Fahne wurde dem Kaiſer aufs dringendſte empfohlen; man bat für ihn um das Kreuz der Ehrenlegion, zum Lohne deſſen, was er für des Kaiſers Sache gethan. Napoleon war nicht dazu zu bewegen, er ſchlug es rund ab und wies

Digitized by Google

alle weitere Verwendungen mit folgenden charakteriſtiſchen Worten zurück: „Man ſoll mir nicht mehr davon ſprechen, ich mag ſolche feuerfangende Köpfe nicht.“ — Der Despoten-Inſtinkt ſprach aus ihm und ſprach richtig. Solche Köpfe beugen ſich dem paſſiven Gehorſam nicht; Napoleon fürchtete ſie. Der junge Mann wurde nach der Rückkehr der Bourbonen zum Tode verurtheilt; es war ſein Glück, daß er entfliehen konnte; damals verzieh man nicht ſo leicht.

Auf ſeiner Weiterreiſe von *** ließ der Kaiſer in der nächſten Stadt den Maire und Niemand weiter zu ſich rufen. Der Maire kam und ſprach: „General, ich ſtelle mich zu Ihren Befehlen.“ Napoleon fuhr ihn lebhaft an: „Warum nennen Sie mich General; ich habe nie aufgehört, Kaiſer zu ſeyn, ich bin Kaiſer, ich bin als ſolcher in unabhängig ſouverainer Herrſchaft über die Inſel Elba anerkannt. Kraft dieſes Rechtes meiner Souverainetät führe ich jetzt Krieg gegen den König von Frankreich; ich komme mit 400 Grenadieren, er hat 300,000 Mann, warum wehrt er ſich nicht?“ — Der Maire verbeugte ſich und ſprach: „Sire, Sie haben mich überzeugt.“ Der vorſichtige Mann hätte ſagen können, oder vielmehr er wollte ſagen: „Ich unterwerfe mich dem Geſetz des Siegers, obwohl ich in ihm immer nur den Souverain der Inſel Elba anerkennen darf.“ So ſprechend hatte der Mann die herrſchende Geſinnung von ganz Frankreich ausgeſprochen. (Bibl. Un.)

Bibliographie.

Mémoire sur l'instruction secondaire dans le royaume de Prusse. — Von Victor Couſin. Zweite Auflage. 3 Fr.

Théorie des volcans. — Von de Bylandt Palſtercamp. 3 Bde. Straßburg.

Foĕ kouĕ ki. — Beſchreibung der Buddhiſtiſchen Königreiche, von Schi fa hian. Aus dem Chineſiſchen, von Abel Remuſat. 4.

Examen des questions de l'age du monde. — Von Ferichon. 6 Fr.

Études sur l'économie politique. — Von Simonde de Sismondi. Erſter Bd. Straßburg.

Balderic, Chronique d'Arras et de Cambrai. — Herausgegeben von Le Glay.

Cours des belles lettres. — Von Beuſſon de Mairet. 4½ Fr.

De l'unité; apperçus philosophiques. — 2 Bde. 12 Fr.

Caractères phrénologiques. — Von Peurin. 10 Fr.

Recueil de mandemens et lettres pastorales. — Von dem Erzbiſchof von Quelen. Erſter Bd. 12 Fr.

Rußland.

Kaukaſiſche Skizzen, von Marlinski.

.... Noch war der Sſamur nicht aus ſeinen Ufern getreten, indeſſen hatte er bereits viele trockene Stellen, die ihn in mehrere Arme theilen, überſchwemmt, als ich ihn paſſiren wollte. Ein ſehr guter Bekannter aller Dageſtaniſchen Flüſſe, würde ich auch dieſen mit meinem Pferde durchwatet haben, ohne die Tabackspfeife aus dem Munde zu nehmen; da ich aber auf einem mageren Poſtgaul ſaß, ſo geſtehe ich, daß ich nicht ohne Gefahr in die ſchäumenden Wogen des Sſamur hineinſprengte. Man giebt den Reiſenden gewöhnlich den Rath, ſich nicht umzuſehen, wenn ſie durch Waſſer paſſiren, um Schwindel und Furcht zu vermindern: dieſem Rath gerade entgegen, liebe ich es, meine Blicke ſcharf auf die reißendſten Stellen des Stromes zu richten, um die Gefahr durch irgend ein neues Schauſpiel zu erkaufen. Und in der That gewährt dieſe Manier, außer dem Vortheil, ſeinen Weg zwiſchen großen Steinen auszuſuchen, den fremdartigen herrlichen Anblick des Spiels der Wellen und des Lichts. Die raſche Strömung der Bergflüſſe reißt Myriaden von Kieſeln mit ſich, und dem getäuſchten Blick kommt es vor, als ziehe das ganze Flußbett unter den Füßen des Pferdes hin. Aber die weißen, über moosbewachſene Felſenlager hingleitenden und ſpringenden Kieſel, mit dem Schaum der Wellen und den kleinen blitzenden Fiſchchen und mit dem Wiederſchein der Sonnenſtrahlen, verurſachen einen buntfarbigen Glanz, den das Auge nicht ertragen kann. Mein Pferd, immer in größere Tiefe gerathend, neigte ſich auf die rechte Seite hin, indem ſein Inſtinkt ihm ſagte, daß ein ſcharfer Winkel der Gewalt des Stromes leichter widerſtehe, dergeſtalt, daß mein rechtes Bein ſich ſchon ganz im Waſſer befand, während von meinem linken kaum die Ferſe benetzt ward; endlich gerieth der ganze Sattel ins Waſſer. Rauſchende Wogen hoben mich in die Höhe; mein Pferd ſchwankte in Folge ſeiner Anſtrengungen; es gab einen Augenblick, wo ich meine Füße aus den Steigbügeln losmachte und den Strom hinunterblickte, um eine gute Landungsſtelle zu entdecken, wiewohl die Hoffnung nicht ſehr groß war, in voller Bewaffnung dieſer Hölle zu entkommen. Am Ufer ſelbſt vergrößerte ſich die Noth: der Sſamur hatte die Auffahrt fortgeriſſen, und mein Pferd, nachdem es fünfmal verſucht hatte, das ſteile Ufer hinanzuſpringen, glitt aus, fiel, hätte mich beinahe abgeworfen, und der wild ans Ufer ſchlagende Strom ſiedete und öffnete bereits ſeinen hungrigen Schlund, — aber umſonſt: ich gelangte glücklich aufs Trockene. Ich beſchreibe dieſen unbedeutenden Vorfall nur deshalb, weil hinter mir her mein wohlbeleibter Gefährte ritt, ein Civil-Beamter, bei deſſen Anblick, als ich das Waſſer aus meinen Stiefeln goß, mich ein wahrhaft Homeriſches Gelächter ergriff. Man muß geſtehen, daß unſre ganze Europäiſche Tracht durchaus nichts Aeſthetiſches an ſich hat und nichts weniger als maleriſch iſt, insbeſondere in den Bergen, im Angeſicht einer wilden Natur, mitten unter Aſiaten in ihrem leichten gefälligen Anzuge; — ein kurzer, beſchnittener Frack auf der fliegenden Schabracke eines Perſiſchen Roſſes; eine wahre Anomalie iſt er, das ſchneidendſte Epigramm auf die Geſchmackloſigkeit und Unzweckmäßigkeit unſerer Kleidungsſtücke. Und nun denke man ſich in einem ſolchen Frack eine lange ſechs Fuß hohe Figur, furchtſam durch den Fluß reitend und ſchimpfend auf die Kaukaſiſchen Wege. Nein, es giebt nichts Komiſcheres. Es gelang mir indeſſen mit Hülfe des Zügels, und meinem Gefährten mit Hülfe der Peitſche, das erſchöpfte Pferd ans Ufer zu bringen.

„Nun, lieber S.“, ſagte ich, „bereiten Sie ſich nach den Waſſer-Abenteuern auf Land-Abenteuer vor: vor uns liegt ein Wald, die Herberge Tabaſſaraniſcher Räuber. Sie ſteigen von den Bergen zu den Ufern des Sſamur herab, um unſere Fiſchereien zu plündern, von wo ſie die Gefangenen mit ſich nehmen, oder um Karawanen und Reiſende zu berauben, aus deren Taſchen ſie ihre Perlenfiſcherei und ihre Münzſtätte machen. Haben Sie in Derbend den Offizier des topographiſchen Corps, Tim—ff, geſehen?“

„Ich begegnete ihm unterwegs.“

„Dieſen Offizier fingen die Räuber vor zwei Monaten hier auf der nämlichen Stelle. Er hatte einen Doniſchen Koſaken und zwei Führer bei ſich. Die Sache begann damit, daß ein ausgemergelter armer Lesgier, ſich bis zur Erde bückend, um Erlaubniß bat, hinter dem Koſaken Platz zu nehmen, um durch den Strom zu kommen. Der Offizier erbarmte ſich ſeiner und nahm ihn mit. Noch hatte man nicht funfzig Schritt zurückgelegt, als etwa zehn Räuber plötzlich aus einem Hinterhalte mit Geſchrei hervorſprengten, den Zügel des Pferdes, auf dem der Offizier ritt, ergriffen und, bevor dieſer ſich beſinnen konnte, ihn zu Boden riſſen, während der hinter dem Koſaken ſitzende Lesgier ihn packte und vom Pferde warf; die Führer hatten, wie gewöhnlich, die Waffen fortgeſchleudert. Mit gezogenen Kindſchals ſchleppten die Räuber den Offizier bei Seite und entkleideten ihn. Nachdem Pferde und Kleider des Gefangenen vertheilt worden, warf der Ataman (Anführer) ihm einige Lumpen zu, denen freilich kein Archäolog der Welt hätte anſehen können, zu welcher Tracht der Vorzeit ſie gehört hatten. Uebrigens ſprach der Ataman, den ſeine Umgebung Bey nannte, ihm ſehr freundlich Muth ein, verſicherte ihm, er habe nichts zu fürchten, und bedeckte ihn eine Zeitlang mit ſeiner Burka (Filzmantel). „„Nur dreimal““, erzählte der Offizier, „„war ich am Rande des Grabes. Aus dem mit Truppen beſetzten Walde blinkten Bajonette hervor, und alle Räuber ſtürzten mit ihren Kindſchalen auf mich los, um, wenn ſie überfallen werden ſollten, meinen Körper ins Waſſer zu werfen. Einer verſetzte mir ſogar einen Kolbenſchlag; aber der Ataman nahm ſich meiner ernſtlich an, wiewohl man ſich nicht viel um ihn zu kümmern ſchien. Glücklicherweiſe verſchwanden die Bajonette, und Alles ward ruhig. Aber jedes Knarren eines Rades, jeder Laut eines Thieres auf der Landſtraße erneuerte jene Scenen, und in ſolcher Todesfurcht verbrachte ich einen ganzen Wintertag. Als es zu dämmern begann, führte der Ataman mich auf die Straße, zeigte mir ein Dorf, und darauf entfernte ſich Alles. Ich lief ſpornſtreichs zu meinen Gefährten, die ſich beim Dorf-Aelteſten befanden und es lange nicht glauben wollten, daß ich meinen Kopf noch auf den Schultern trüge.““ — Das Bemerkenswertheſte bei dieſem Ereigniß war, daß dieſer Offizier, ein guter Zeichner, nach ſeiner Ankunft in Derbend die Bildniſſe von fünf dieſer Räuber entwarf, die ſich ſeinem Gedächtniß ganz beſonders eingeprägt hatten: die Tataren nannten Jeden bei Namen. Im Ataman erkannten ſie einen aus Kubi entflohenen Bey.“

„Dieſe Menſchen hat man denn doch wohl eingefangen und hingerichtet?“ fragte mein Gefährte. — „Ei ja, bevor ſie aber ihre Strafe erleiden, warten ſie nur auf Gelegenheit, um Ihnen noch perſönlich ihre Aufwartung zu machen“, antwortete ich, indem ich die Hähne meiner doppelläufigen Flinte unterſuchte.

Ich habe es mir zum Geſetz gemacht, in Aſien niemals ohne gute Waffen zu reiſen, und auch keine Urſache gehabt, es zu bereuen. Ein entgegen gehaltenes Gewehr und ein kühner Anſtand machen auf alle Bergvölker einen ungewöhnlichen Eindruck. Ueberhaupt muß man wiſſen, daß ſie den Tod durchaus nicht lieben und ſich zu einem offenen Ueberfall nur dann entſchließen, wenn ihre Anzahl oder beſſere Bewaffnung ihnen für einen ſicheren Erfolg bürgt. Selten wird ſich Einer von ihnen an Jemanden wagen, der drei Feuergewehre bei ſich führt und Entſchloſſenheit zeigt, dieſe in ſo geringer Entfernung als möglich ihre Schuldigkeit thun zu laſſen. Daher ſind Waffen in den Bergen unentbehrlich, nicht ſowohl um ſich gegen Ueberfälle zu vertheidigen, als um ihnen zuvor zu kommen. Jedenfalls aber, wenn man von fern verdächtige Leute gewahrt, die uns folgen oder entgegen kommen, ſo zeige man nicht die mindeſte Unruhe, mache ſein Gewehr zurecht, greife aber nicht danach und nehme es nicht von der Schulter, bis man ſieht, daß Jene es zuerſt thun: ſonſt führt man einen feindlichen Angriff herbei, anſtatt ihn zu verhindern. Begegnet man aber Reitern, die das Gewehr quer über den Sattel vor ſich liegen haben, ſo iſt es ein Zeichen, daß es Feinde ſind, und man hat das vollſte Recht, das Nämliche zu thun; halten ſie an, berathen ſie ſich, zerſtreuen ſie ſich nach mehreren Seiten, ſo iſt es ein nicht zu bezweifelndes Merkmal eines beabſichtigten Angriffs; und dann frage Jeder ſein Herz — ob er erſchlagen oder gefangen ſeyn will; es gilt hier, ſich zu ergeben oder auf Leben und Tod zu kämpfen. In letzterem Falle muß man des Spruches gedenken, daß dem Kühnen der Himmel beiſteht; nirgends iſt dieſer ſo richtig angewendet, als in Aſien. Man empfehle ſich dem Schutz des Himmels, ſpringe vom Pferde, ſuche irgend einen Baum, einen Felſen, einen Hügel, hinter welchem man ſich bequemer vertheidigen kann. Iſt dergleichen nicht vorhanden, ſo ſchieße man vom Sattel hinunter; wird das Pferd getödtet, ſo lege man ſich hinter daſſelbe, die Hauptſache aber iſt, ſeine Ladung im Rohr zu ſchonen: die eigene Rettung liegt in der Geduld. Ich kenne Beiſpiele, wo umſichtige Menſchen zu Dreien, zu Zweien, ja, ſogar einzeln ganze Banden von ſich abwehrten, ohne eine Kugel zu verſenden. Selten, daß Dageſtaner und am wenigſten Räuber ſich auf den Säbel einlaſſen*): dies iſt nicht ihre Liebhaberei; geſchieht es aber,

*) Was hier von den Dageſtanern geſagt wird, bezieht ſich nicht auch auf Tſchetſchenzen oder auf Tſcherkeſſen. Jeder Volksſtamm im Kaukaſus hat ſeine eigene Art, Krieg zu führen und zu rauben, ſeine eigenen Sitten und Gewohnheiten, ſeine beſonderen Manieren und Launen.

(Anmerkung des Verf.)

Digitized by Google

ſo müſſen wenigſtens Vier zuſammen ſeyn. Läßt man ſie in einem ſolchem Falle auf zehn Schritt nahe kommen und tödtet einen derſelben, ſo hat man nur noch mit Einem zu thun, denn nach einer dem Muſelmanne heiligen Sitte müſſen die Kameraden den Leichnam des Erſchlagenen forttragen. Drei hat man mithin vom Leibe, und der Vierte iſt aufs Höchſte verwirrt und würde ſich ſchon aus dem Staube gemacht haben, wenn er nicht von allen Seiten mit Feuergewehr bedroht würde. Wer oft in den Bergen war und mit den Bergvölkern nicht nur ihr Brod theilte, ſondern auch mit ihnen kämpfte, der wird gewiß mit mir einig ſeyn, daß Vorſicht auf jedem Schritt, Kühnheit in jeder Gefahr und ein zuverläſſiges, jederzeit ſchußfertiges Gewehr — die beſten Leibtrabanten und die ſicherſten Führer eines durch Aſien reiſenden Europäers ſind.

Mein Reiſegefährte war auf feſtem Lande durchaus kein zaghafter Menſch, und wir ritten muthig durch die selva selvaggia. Der Frühling belebte freudig das Herz; erquickende Wohlgerüche entſtiegen dem jungen Grün. Mein Gefährte war, vermuthlich irgend einer ſchweren Sünde wegen, dazu verurtheilt worden, unaufhörlich zu ſprechen; ich aber, der keine ſo große Schuld auf der Seele hatte, ich geſtattete meinen Ohren oft, nicht zu hören, und jedesmal, wenn er, ſich entſchuldigend, mich bat, ihm aufrichtig zu ſagen, ob er mich mit ſeinen Erzählungen nicht im Nachſinnen ſtöre, hatte ich große Luſt, ihm zu antworten — ganz und gar nicht, fahren Sie nur immer fort, ich höre Sie ja doch nicht! Aber nicht vermeiden konnte ich es, ſeine Verwünſchungen des Dageſtanſchen Sattels zu vernehmen; dieſer war ihm entweder nicht tief oder nicht breit genug, auf jeden Fall ſaß er höchſt unbequem. Er konnte zuletzt die Sattelfolter nicht länger ertragen; ſein angeborener Scharfſinn brachte ihn auf den Gedanken, daß man ſich viel angenehmer in einem Wagen befände, als zu Pferde; er miethete daher die erſte Nagaiskiſche Arba (Karren), der wir begegneten, um nach Kuba zu fahren. Ein großes zweiſchläfriges Federkiſſen, welches mein Gefährte immer mit ſich führte, ward in die Arba gelegt, in welche er ſich nicht ohne Mühe einheimiſch machte. Ich warf ihm einen Abſchiedsgruß zu und ſprengte mit zwei Begleitern auf der mir bekannten Straße vorwärts.

Gegen Sonnenuntergang näherte ich mich Kuba. Dieſer Flecken, (ihn Stadt zu nennen, dazu will ich die Sprache nicht mißbrauchen) bietet einen höchſt maleriſchen Anblick dar. Ein waldiges Vorgebirge verſinkt plötzlich in einem Waſſer, und Kuba erhebt ſich wie eine kleine Inſel an dem entfernten jenſeitigen Ufer. Dies iſt übrigens — eine ſchöne Vorrede zu einem häßlichen Buch. Wer kein Neuling in Aſien iſt und es nicht in ſeinem Felleiſen durchreiſte, dem ſind Entzauberungen freilich etwas Gewöhnliches; und dennoch täuſcht keine Stadt wie Kuba, hinſichtlich ihres Rufes ſowohl als der Anſicht, die ſie darbietet. Man komme nur näher, — einem ſchmutzigen Flüßchen begegnet man vor einem verfallenen Thor mit ſtellenweiſe eingeſunkenen Mauern und von Dornen umſchlungenen Wällen. Im Innern tiefer Schmutz; in dieſem Schmutz, der hier nicht das fünfte, ſondern das einzige Element iſt, bewegen ſich Tataren und Soldaten, Hunde und Kinder. Alles iſt flach, ſchwarz und häßlich; nirgends die Kuppel einer Moſchee, nirgends ein hohes Gebäude, das als Leuchtthurm dienen könnte. Ich bin überzeugt, das Labyrinth von Kreta hat hier angefangen; da ich aber unglücklicherweiſe keine Ariadne fand, ſo verlor ich zwanzig Mal des Tages meinen Weg und wanderte immer um meine Wohnung herum, ohne ſie aufzufinden. Doch wir wollen geographiſch ſprechen: Dieſe berühmte große Stadt des nördlichen Dageſtan erfreut ſich des ſeltenen Vorzuges der Kühle; Staub kennt ſie nicht, und obgleich ſie an 5000 Menſchen umſchließt, ſo iſt ſie dennoch nicht dumpfig. Das Klima iſt nur Neulingen verderblich, aber ſpäter ſehr erträglich. Die Wälder, von denen Kuba umgeben iſt, nehmen die ſchädlichen Dünſte auf und mildern die ſengende Hitze des Sommers. Hierbei thun freilich die beſchneiten Berge das Ihrige, wogegen ſie aber feuchtes Wetter herabſenden. Kuba rühmt ſich ſeiner Teppiche: ſie werden in den umliegenden Dörfern verfertigt, ſtehen aber den Perſiſchen bei weitem nach. Der General Jermoloff gab den dortigen Meiſtern ſchöne Europäiſche Muſter, und man kann in der That bis dieſen Augenblick in Kuba Teppiche nach Europäiſchem Geſchmack haben, und nicht theuer. Dafür jedoch kauft man ſtatt eines Teppichs die Ueberzeugung, wie ſchwer es iſt, Aſien umzubilden. Gar nicht zu beſchreiben iſt es, welchen Wirrwarr die Tatariſche Hand aus unſeren Zeichnungen zuſammenwürfelt. Wolle, in zerzauſtem Zuſtande gefärbt, iſt bunt durch einander gewebt. Hier prangt eine blaue Roſe auf karmoiſinrothen Blättern; dort iſt die eine Hälfte einer urſprünglich gleichfarbigen Blume gelb und die andere violet. Das ganze Fabrikat iſt grob, ſchwer und völlig geſchmacklos. Mir iſt der Kubaſche Kohl, mit welchem er Baku und Derbent verſorgt, bei weitem lieber.

Bisher befand ſich hier der Stab des Apſcheronſchen Infanterie-Regiments und der Diviſion, zu welcher es gehört. Hier iſt auch der Sitz der Verwaltung von Dageſtan. Das Regiment lag in dem ſogenannten Neuen Kuba, gegen zwölf Werſt vom alten entfernt, näher am Meer, am Ufer des Flüßchens Guſſari. Die Lage iſt reizend; ein Wald von Obſtbäumen zieht ſich rund umher. Der Weinbau iſt ſchlecht beſtellt und daher kein erträglicher Wein zu haben; das Waſſer iſt ſo trüb und ungeſund, daß es faſt nicht zu trinken iſt. — Die Geſellſchaft? In Trans-Kaukaſien darf keine Rede von Geſellſchaft ſeyn, weil ſie ganz vom Zufall abhängt. Zwei, drei gute Häuſer öffnen ſich einen Augenblick, um bald für immer zu verſchwinden. Heute geht es hier munter und angenehm zu, morgen wird ein ehrenwerther Beamter an einen anderen Ort verſetzt und — dahin ſind die freundſchaftlichen Unterhaltungen, Promenaden und Tänze.

Mannigfaltiges.

— Politiſche Gevatterſchaften. So möchten wir den Titel des fünfaktigen Luſtſpiels „La camaraderie" überſetzen, das Herr Scribe ſo eben auf die Pariſer Bühne, und zwar auf das Théâtre français, gebracht hat. Der Tendenz nach, reiht ſich dieſes Stück an deſſelben Verfaſſers „Bertrand und Raton". Es iſt ebenfalls eine ſogenannte „politiſche Komödie" und hat den gleichen Zweck, auf das nichtige Treiben gewiſſer Parteimänner und auf das Illuſoriſche mancher Volksfreiheiten hinzuweiſen. Der Intrigant, ſagt uns Herr Scribe, weiß die einen wie die anderen für ſich auszubeuten, und ſolcher Intrigants giebt es nicht etwa hier und da, ſondern ganze Geſellſchaften, die ſich gegenſeitig in die Hände arbeiten, die ſich Einer den Anderen loben — entweder als Schriftſteller, und dann gehören ſie in die Kategorie der literariſchen Gevatterſchaften (camaraderies littéraires), deren es eben ſo gut in Berlin und anderen Hauptſtädten als in Paris geben ſoll — oder als Volksbeglücker, Freiheits-Apoſtel und politiſche Syſtemmacher, wie ſie in dieſer Weiſe allerdings nur in Paris anzutreffen ſind. Das neue Stück des Herrn Scribe ſpielt darum auch in Paris. Edmond de Varennes iſt ein junger ausgezeichneter Advokat, der jedoch kein Glück macht, deſſen Reden von den Journalen entſtellt und ohne die üblichen Einſchaltungen (Senſation. — Beifalls-Gemurmel. — Tiefe Erſchütterung unter den Zuhörern u. ſ. w.) wiedergegeben werden, bloß weil er bisher noch keiner „Camaraderie" ſich angeſchloſſen hat. Sein Studien-Genoſſe Oskar Rigaut dagegen, ein Geck, der ſehr oft die Herren „Kameraden" bei einem Dejeuner von Auſtern und Champagner bewirthet, macht entſchiedenes Aufſehen in der journaliſtiſchen und politiſchen Welt. Eine Couſine Oskars, Ceſarine, die zweite Gemahlin des Grafen von Miremont, Pairs von Frankreich, iſt die eigentliche geheime Triebfeder der „Camaraderie". Sie begünſtigt ihren Vetter eben ſo, als ſie den jungen Edmond verfolgt, der einſt, als ſie noch Gouvernante einer Penſions-Anſtalt war, ihre Liebe verſchmäht hatte. In dieſer Penſions-Anſtalt iſt auch Agathe, die Tochter des Grafen aus erſter Ehe, erzogen, und um ſie bewirbt ſich der junge Edmond. Der Graf will ſeine Tochter nur einem Manne von Einfluß, einem Deputirten, geben. Ceſarine aber, der Zeus unſeres politiſchen Olymps, der hier Glücksgüter und dort Donnerkeile austheilt, wird ſchon zu verhindern wiſſen, daß Edmond gewählt werde. Als dem Miniſterium einmal in der Deputirten-Kammer noch vier Stimmen zu einer Maßregel fehlten, durch deren Verwerfung es geſtürzt worden wäre, giebt ſie ihren Gemahl für gefährlich krank aus. Da nun dieſer gleichzeitig mehrere ſehr einträgliche Aemter bekleidet, die das Miniſterium nach ſeinem Tode zu vertheilen hat, ſo ſtimmen in der Ausſicht auf dieſe Aemter 35 Mitglieder mehr für die miniſterielle Maßregel, als früher berechnet worden waren. Die Wahl eines Deputirten für St. Denis ſoll eben ſtattfinden. Sämmtliche Mitglieder der „Camaraderie" bewerben ſich darum und kommen überein, erſt durch Abſtimmung unter ſich zu entſcheiden, wer die Stelle haben ſoll. Wunderbar genug, erhält jeder Kandidat nur Eine Stimme, und zwar die, die er ſich ſelbſt gegeben hat. Auf Ceſarine's Veranſtaltung entſcheidet ſich die Geſellſchaft jedoch für Oskar Rigaut. Ceſarine iſt eben auch beſchäftigt, ihren Gemahl, den Grafen von Miremont, zu bewegen, daß er ſeinen Einfluß auf die Durchſetzung dieſer Wahl verwende, als eine ſchlaue Freundin Edmond's ihr hinterbringt, daß dieſer ſeit ihrer Verheirathung mit dem Grafen ganz unglücklich ſey, weil er ſie liebe. Natürlich ändert dies die Sache. Der Graf, der ſich in die Volksverſammlung begeben will, um für Oskar zu ſprechen, wird nunmehr durch einen Kunſtgriff ſeiner Gemahlin zurückgehalten, die ihn eiferſüchtig macht, indem ſie thut, als wäre ihr Herz für den anweſenden Oskar eingenommen. Der Letztere muß ſich nun allein in die Verſammlung begeben, und zwar beredet ſeine Couſine den Gecken, recht viel zu ſprechen, was ihn natürlich noch lächerlicher macht in den Augen der Wähler, die unter dem veränderten Einfluſſe Ceſarine's den jungen Edmond zu ihrem Deputirten wählen. Nun kann man ſich Ceſarine's Enttäuſchung denken, als dieſer um Agathens Hand anhält und ſie heimführt. Aber auch Edmond wird nicht weniger enttäuſcht; denn er glaubt, allein durch ſeine Rechtlichkeit ſeine Deputirtenſtelle erhalten zu haben, aber es zeigt ſich jetzt, daß es gerade die von ihm verachtete „Camaraderie" geweſen, die ihm zu ſeinem Glücke verholfen hat.

— Macbeth auf Holländiſch. Shakeſpeare iſt den Holländern bisher noch ziemlich unbekannt geblieben, und erſt vor ungefähr einem Jahre hat Herr Juriaan Moulin, ein in ſeinem Vaterlande rühmlichſt bekannter Literat, den erſten Verſuch gemacht, Macbeth zu überſetzen. Es kann dies ein neuer Beweis ſeyn, wie wenig die ſchweſterliche Deutſche Sprache und Literatur von den Holländern gekannt wird; denn unmöglich würden ſie, wenn ſie von den vielen trefflichen Deutſchen Ueberſetzungen Shakeſpeare's auch nur Eine gekannt hätten, ſo lange auf den Genuß verzichtet haben, den erſten dramatiſchen Dichter auch ſich anzueignen. Der Holländiſchen Sprache iſt dadurch die Gelegenheit entzogen worden, ihre Ausdrucksweiſen und poetiſchen Wendungen, wie es unſere Mutterſprache gethan, ſeitdem Wieland und Eſchenburg zuerſt den großen Briten bei uns einheimiſch gemacht, vielfach zu bereichern. Herr Juriaan Moulin hat den Macbeth im Versmaße des Originales wiedergegeben, was ihm auch ziemlich gelungen iſt, bis auf einige Härten im Ausdruck, wie z. B. in der dritten Scene des zweiten Aktes, wo der Vers „And let us not be dainty of leave-taking" im Holländiſchen einen burlesken Anſtrich bekömmt durch die Ueberſetzung: „En laat ons niet verlekkert zijn op afscheid." Von der Aufnahme, die dieſer Verſuch beim Publikum findet, wird es abhängen, ob Herr Moulin auch noch einige andere Shakeſpeariſche Dramen ins Holländiſche überſetzt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 14. Berlin, Mittwoch den 1. Februar 1837.

Frankreich.

Der Salon der Mlle. Contat.

Von Mad. Sophie Gay.

Der Salon einer Schauſpielerin? Das muß ein Irrthum ſeyn; eine Schauſpielerin hat keinen Salon, allenfalls ein Boudoir ...... O nein, eine Künſtlerin, wie dieſe, konnte ſogar auch ehemals ihren Geſellſchafts-Saal ſich bilden; ſie mußte nur, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, Geſchmack für die höhere feinere Geſellſchaft haben. Aber wenn man bedenkt, wie vieler Feſtigkeit es bedarf, und wie viel Geiſt man haben muß, um Leute, deren Rang, Erziehung, Ton und Manieren uns beſtändig an das erinnern, was uns fehlt, ſolcher Geſellſchaft vorzuziehen, die durch ihre untergeordnete Bildung und geringe geiſtige Fähigkeiten uns dienſtfertig unſere eigene Ueberlegenheit fühlen laſſen; wenn man ferner die mannigfaltigen Hinderniſſe berückſichtigt, die früher Vorurtheile und Sitten denjenigen Frauen in den Weg ſtellten, welche Künſtler-Unabhängigkeit mit der Lebensweiſe einer Weltdame verbinden wollten, ſo muß man der Schauſpielerin, die ſie alle zu beſiegen wußte, eben ſo viel Bewunderung als Achtung zollen.

Das Beiſpiel der Damen Lecouvreur und Quinault, in deren Salons ſich die ausgezeichnetſten Leute ihrer Zeit verſammelten, war hinreichend, Mlle. Contat zur Nachahmung zu ermuthigen, und man muß dem ancien régime Gerechtigkeit widerfahren laſſen: es war viel höflicher gegen die Schauſpieler, als unſer Zeitalter, und machte ſich zuweilen ein Vergnügen daraus, ſie für die Ausſchließung aus höheren Zirkeln durch liebenswürdige Gaſtfreundlichkeit zu entſchädigen.

Nachdem das Geſetz alle Stände gleich gemacht, trennt ſie die Geſellſchaft wieder; nachdem die Philoſophie hergebrachte unſinnige Vorurtheile zertrümmert hat, ſucht die Geſellſchaft ſie aufs neue ins Leben zu rufen, führt ſie in die Welt zurück und ruht nicht eher, bis ſie wieder in ihre vollen Rechte getreten ſind. Früher, wo Privilegien, Trachten und Gebräuche einen Stand von dem anderen ſcharf unterſchieden, war man bemüht, ſich gegenſeitig ſo viel wie möglich zu nähern; aber jetzt, wo Jeder fürchtet, für weniger gehalten zu werden, als er iſt, ſucht man die Berührung mit Anderen zu vermeiden und bleibt lieber ſtets in ſeinem Kreiſe, wie eine Statue auf dem ihr angewieſenen Platze. Daher kommt es, daß die Schauſpieler wie die alten Adeligen, die Beamten wie die Trümmer der großen Armee nur unter ſich leben; die Millionäre allein gehören zu allen Koterieen. — Das haben die großen Talente durch die Revolution gewonnen!

Mlle. Contat's Vorliebe für ausgezeichnete Leute des ancien régime, ihre Erkenntlichkeit für das Wohlwollen eines Fürſten, den ſpäter der Thron und das Exil berühmt machten, mußten ihr wohl die Verfolgung jener Ungeheuer der Schreckenszeit zuziehen; ſie wurde mit den ſogenannten „Ariſtokraten der comédie Française" eingekerkert und machte im Gefängniß die Bekanntſchaft mehrerer Hofdamen. Ein Zug, der uns einen Beweis von ihrem Geiſte und der Tiefe ihres Gefühls liefert, hätte ihr beinahe das Leben gekoſtet. Ehe die Königin ſelbſt gefangen war, wollte ſie das Stück: „La gouvernante de la Chaussée" ſehen und wünſchte, daß Mlle. Contat die Rolle der Gouvernante, die nicht zu ihrem Fache gehörte, übernehme. Dieſe lernte in einem Zeitraume von 24 Stunden die 500 Verſe ihrer Rolle auswendig, ſtudirte ſie ein und ſchrieb dann der Perſon, die ihr den Wunſch der Königin mitgetheilt hatte: „Bis jetzt wußte ich noch nicht, wo eigentlich der Sitz des Gedächtniſſes ſey; nun erſt iſt es mir klar geworden; er iſt im Herzen." — Dieſer Brief, der auf Befehl der Königin publizirt wurde, war hinreichend, dem Revolutions-Tribunal das Urtheil zu diktiren, als der neunte Thermidor Mlle. Contat befreite.

Man konnte ſie nicht oft ſehen, ohne von dem Zauber ihrer Unterhaltung entzückt zu ſeyn; aus ihrem Weſen ſprach eine gewiſſe Hoheit und Würde, und ihre Manieren waren durchaus nicht theatraliſch, aber im höchſten Grade impoſant. Durch ihren heftigen, dominirenden, aber auch zugleich empfänglichen und großmüthigen Charakter ſympathiſirte ſie ſchnell und leicht mit jedem edeln Menſchen, und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit ſchützte ſie vor Befangenſeyn oder kleinlicher Demuth, wenn ſie ſich mit Frauen von hohem Range unterhielt; ſie plauderte mit der Marquiſe von J... und der Gräfin von N... auf gleiche Art und mit derſelben Leichtigkeit, wie dieſe Damen unter ſich ſprachen, ohne Verlegenheit, aber auch ohne Vertraulichkeit.

Die innige Freundſchaft, die ein langer Aufenthalt in demſelben Gefängniſſe, gleiche Meinungen und gemeinſchaftliche Gefahren angeknüpft hatten, dauerte auch noch fort, nachdem die Ordnung und die alten Vorurtheile ſchon lange wiederhergeſtellt waren, und das machte eben den Geſellſchafts-Saal der Mlle. Contat zum Nebenbuhler der erſten Salons von Paris.

Ich fühlte mich durch einen ſeltſamen Umſtand zu ihr hingezogen. Sie hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit meiner verſtorbenen Mutter, und als ich nach zwei Jahren des tiefſten Schmerzes zum erſten Male wieder das Theater beſuchte und die Contat auftrat, brach ich in einen Strom von Thränen aus; bei jedem Worte, das ſie ſprach, ſtürmten Erinnerungen auf mich ein; denn es war auch die liebe Stimme meiner Mutter, und ich war ſo heftig erſchüttert, daß ich endlich halb ohnmächtig aus der Loge getragen werden mußte. Trotz aller meiner Bemühungen gelang es mir auch ſpäterhin nicht, dieſe Bewegung zu unterdrücken, und ich mußte mich entſchließen, an den Tagen, wo Mlle. Contat ſpielte, das Theater nicht zu beſuchen. Für mich war das kein kleines Opfer; denn von allen geiſtigen Vergnügungen gewährt mir keines einen höheren Genuß, als das Theater, wenn es von ſo vortrefflichen Mitgliedern unterſtützt wird. — Durch eine ſeltſame Laune des Schickſals mußte dieſe Frau, deren Anblick ich mied, weil er in mir herzzerreißende Erinnerungen erweckte, ein Haus dicht neben dem meinigen beziehen; es lag in der Straße Larochefoucauld, einem jetzt ſehr bewohnten, aber damals noch einſamen Stadtviertel an dem einen Ende von Paris, und ſie hatte vielleicht dieſe von einem großen Garten umgebene Wohnung gewählt, weil der Aufenthalt im Gefängniſſe die Sehnſucht nach friſcher Luft im höchſten Grade rege macht. — Eine ſehr niedrige Mauer trennte ihren Garten von dem meinigen. Von den Fenſtern meines Zimmers konnte ich die Blumenbeete, die Wieſe und die Allee, wo Mlle. Contat gewöhnlich ſpazieren ging, überſehen. So oft das Wetter es erlaubte, war auch ich im Garten, und an der Mauer, die unſere Linden-Alleen trennte, auf und ab gehend, lauſchte ich mit Entzücken auf die Töne jener Stimme, die mein Herz bewegten; denn die Zeit übt einen wunderbaren Einfluß auf den Schmerz aus, und eine Erinnerung, die uns anfangs zu tödten drohte, ruft oft ſpäter in unſerer Seele nur eine ſanfte traurige Stimmung hervor.

Ich kann meine Empfindungen nicht ſchildern, als ich in einem mir ganz fremden Weſen jene Blicke und Bewegungen, denen ich ſonſt zu gehorchen gewohnt war, jenes freundliche graziöſe Lächeln, das mich früher für jede gute Handlung belohnte, wiederfand. Meine Einbildungskraft ward oft durch dieſe Aehnlichkeit ſo erregt, daß ich wirklich meine Mutter zu ſehen glaubte und ſtundenlang unbeweglich das ſchöne Geſicht dieſer Frau anſehen und jeder ihrer Bewegungen folgen konnte, ohne daß dieſe Täuſchung ſich verlor.

Unmöglich konnte ein ſolches Benehmen lange unbemerkt bleiben. Mlle. Contat wollte den Namen der jungen Nachbarin wiſſen, die nicht müde werden konnte, ſie unverwandt anzuſehen. „Ich kenne ſie ſehr genau", antwortete ihr der Vicomte von Ségur; und er entwarf ihr ein Bild von mir, das ſeine alte Galanterie aufs ſchmeichelhafteſte für mich ausmalte. Ich hatte in ſeinen Augen das Verdienſt, ihn zu einer Zeit bei mir geſehen zu haben, wo ſeine ariſtokratiſche Haltung und ſein Koſtüm ſowohl ihm ſelbſt als ſeinen Freunden verderblich werden konnten. Aber ich liebe den Muth unter jeder Geſtalt und hätte mich geſchämt, ihm meine Freundſchaft zu entziehen, weil er ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens dem Sans-Culotismus Trotz bot. Dieſes Gefühl erwarb mir ſeine kokette Freundſchaft; denn bei Herrn v. Ségur miſchte ſich die Koketterie in Alles; das Alter hatte keinen Einfluß auf ihn, er behandelte es wie die Revolution und opferte ihm nicht die kleinſte ſeiner Gewohnheiten. Nachdem er Mlle. Contat beſucht hatte, kam er zu mir und erzählte, daß ich ihr aufgefallen ſey. Ich fürchtete, für eine neugierige, zudringliche Nachbarin zu gelten, und geſtand ihm die Urſache meines Betragens, fügte aber hinzu, daß Mlle. Contat von nun an keinen Grund mehr haben ſollte, ſich zu beklagen. — „Sie beklagt ſich durchaus nicht darüber", erwiederte der Vicomte; „im Gegentheil, ſie freut ſich, daß Sie ſo viel Vergnügen finden, ſie anzuſehen. Aber warum wollen Sie ſich denn dieſe Freude nicht auf eine bequemere Art verſchaffen? Sie wohnen hier wie in einem Dorfe, und auf dem Lande geht man mit ſeinen Nachbarn um."

„Ich wage es nicht, ſie zu beſuchen, und dann wiſſen Sie ja, daß ich mich hierher geflüchtet habe, um in der Einſamkeit zu leben." — „Sie haben ſehr unrecht", erwiederte er; „in dem Salon der Mlle. Contat verſammelt ſich jetzt Alles, was noch von feiner Welt in Paris iſt; und ich muß es, ohne Sie beleidigen zu wollen, ſagen, man iſt dort nicht ausgeſetzt, wie ſo oft bei Ihnen, junge Jakobiner-Talente zu finden." — „Ach, Jakobiner! Sie irren; es ſind Talente, die während der Revolution ans Licht traten und nun neue Ideen benutzen und ſie ausarbeiten." — „Mir iſt das ganz gleich", erwiederte er; „ich haſſe diejenigen, welche die Revolution herbeigeführt, eben ſo wie die,

Digitized by Google

welche aus ihr Nutzen gezogen haben.“ Dieſe Worte bezogen ſich auf Talma, der eben damals die geiſtreiche vom Vicomte von Ségur noch immer geliebte Julie geheirathet hatte.

Wenige Tage darauf kam er mit Herrn Vigée, einem vertrauten Freunde der Mlle. Contat, zu mir und lud mich in deren Namen ein, einen anderen unſerer gemeinſchaftlichen Bekannten bei ihr leſen zu hören. Die Rede war von dem „Verdienſt der Frauen“, einem Stücke in Verſen, in welchem Hr. Legouvé mit rührender Beredſamkeit einige Züge des Heroïsmus erzählt, von welchem ſo viele Frauen während der Schreckenszeit die glänzendſten Proben abgelegt haben; er hatte die bekannteſten und berühmteſten gewählt, denn Bände wären nicht hinreichend geweſen, um aller edlen Handlungen zu erwähnen, durch die ſich damals Frauen jedes Standes und Ranges auszeichneten. Jene uneingeſchränkte Hingebung, ohne alle Hoffnung auf Anerkennung oder Belohnung, jene nichts ſcheuende Großmuth, jene Heroïnen, von denen jede zum Modell hätte dienen können, ſind eben durch ihre Menge zu unbekannt geblieben. In Frankreich hat man einen ſolchen Abſcheu vor dem Gewöhnlichen und Allgemeinen, daß ſogar Keiner gern von dem Erhabenen und Großartigen ſpricht, ſobald es überall gefunden wird.

Am anderen Tage erhielt ich ein Billet von der Contat, in welchem die dringendſte Einladung mit den liebenswürdigſten Schmeicheleien vermiſcht war; es war in einfachem, leichtem und anmuthigem Tone geſchrieben und hatte ganz die Grazie einer geiſtreichen Unterhaltung. Dieſes Talent, auch den unbedeutendſten Dingen einen Anſtrich von Geiſt zu verleihen, erwarb ihr eben den Namen einer „Königin des Billets.“ — Ich war ſehr bewegt, als ich in den Salon der Mlle. Contat trat, denn ich fürchtete, hier die Täuſchung, die ſie mir ſo theuer machte, ſchwinden zu ſehen: es war das erſte Mal, daß ich eine Schauſpielerin ſo in der Nähe ſah, und ich beſorgte, daß ihr Ton vielleicht nicht der Eleganz ihres Spiels entſpräche; aber ihre geiſtreiche Unterhaltung, ihre feine Höflichkeit und Manieren, verſcheuchten bald jede Furcht; nichts in dieſem Salon, weder die Beſuchenden, noch die Dame vom Hauſe, erinnerten an eine Schauſpielerin. Auf dem einen Sopha ſaßen die Marquiſe von S . . . und Mad. Des . . ., auf dem anderen Frau von Soulès und die berühmte Mad. Lebrun; in der Nähe dieſer Damen ſah ich Frau von Beaufort, Mad. Legouvé und endlich ein junges Mädchen von entzückender Schönheit, die, ganz in der Nähe geſehen, ſo ſehr gegen ihre ſonſtige Erſcheinung gewann, daß man Mühe hatte, ſie wieder zu erkennen. Es war die einzige Schauſpielerin vom Théatre Français, der um dieſe Zeit der Zutritt zu Mlle. Contat geſtattet war, und alle diejenigen, die ſeitdem ſo oft das eminente Talent und die liebenswürdige Perſönlichkeit der Dlle. Mars bewundert haben, werden dieſen Vorzug nicht mehr als gerecht finden. Unter den Herren erblickte ich die Elite der vornehmen Welt, jedoch keinen von den berühmten Helden des Tages. Einige junge Schriftſteller ausgenommen, hatten ſich nur Männer, die mehr oder weniger von der Revolution gelitten hatten, in dem Salon eingefunden; ſie hofften dieſe vielleicht hier zu vergeſſen, wo ſie ſich nicht um Politik kümmerten und ſich wie ehemals dem Reize einer leichten, angenehmen Unterhaltung überließen. Der Graf Louis von Narbonne, der Marquis von Jaucourt, der Vicomte von Ségur, die Marquis von Gontant und von Girardin, die Herren Vigée, Deperz und de Parny repräſentirten hier den Geiſt, die Heiterkeit und die Galanterie des ancien régime, und junge Talente diskutirten mit Geſchmack und Beredſamkeit über die dramatiſchen und literariſchen Tages-Neuigkeiten.

(Fortſetzung folgt.)

Alt-Franzöſiſche Etikette.

Aus den Memoiren der Marquiſe von Crequy.

(Schluß.)

„Die Präſentation der Damen“, fährt die Marquiſe fort, „geſchah vormals mit weit mehr Ceremonie und äußerer Zurüſtung. Nachdem man dazu den Befehl Seiner Majeſtät erhalten hatte, welche zuvor von dem Namen der vorzuſtellenden Dame und ihrer beiden Begleiterinnen (adjointes), die immer Damen vom Hofe ſeyn mußten, unterrichtet worden war, langten die Damen an der Thür des großen Kabinets an, in voller Hofkleidung, das heißt in einem Reifrocke von fünftehalb Ellen im Umfange, in einem langen Mantel, der im Gürtel eingehäkelt war, einem dem entſprechenden Korſet, mit lang herabflatternden Bändern (barbes tombantes) und mit einem Haarputz, wie er gerade der Mode des Tages angemeſſen war. Es braucht nicht hinzugeſetzt zu werden, daß man zu dieſer Bekleidung die prächtigſten Stoffe gewählt und ſo viele Diamanten angebracht hatte, als man ſich nur immer verſchaffen konnte. Der König ſprach nicht immer, namentlich unterließ Ludwig XVI. dies ſehr häufig, aber er gab immer ein Zeichen von wahrhaft väterlicher Freundſchaft, darauf umarmt er die ihm vorgeſtellte Dame, einmal, wenn es bloß eine gewöhnliche Dame von Stande war, zweimal (sur les deux joues), wenn es eine Herzogin, oder ihr Gemahl Grand von Spanien, oder wenn ſie einer der Familien angehörte, die ſich im wirklichen Beſitz der Ehre des Louvre befinden und deren Ehemänner den Titel eines Cousin du roi führen. Man erinnert ſich noch immer der ſehr herzlichen Umarmung, mit welcher der König Ludwig XVI. in ſeiner Jugend die Marquiſe von Peacontal empfing, eine ſehr hübſche, aber auch ſehr fromme und furchtſame Frau, die dadurch in eine außerordentliche Verwirrung gerieth. Der König wollte ſie eben auch auf der anderen Seite umarmen, als der Herzog von Aumont, der den Dienſt hatte, ſich zwiſchen den König und die junge Frau mit dem Ausrufe ſtürzte, daß ſie keine Herzogin wäre, worüber denn Jedermann laut lachen mußte und der gute König zuerſt. Hierauf begab man ſich zur Königin, vor der man ſich ſo tief zu verneigen pflegte, um den Schein zu haben, als wolle man niederknieen, um den Saum ihres Kleides zu ergreifen, aber Ihre Majeſtät ließ niemals zu, daß die vorgeſtellte Dame das Kleid wirklich mit den Lippen berührte, und die Königin Marie Antoinette hatte immer die Aufmerkſamkeit, die Robe durch eine leichte Bewegung mit dem Fächer herunter fallen zu laſſen. Man kann überhaupt nicht ausdrücken, welch' eine edle Würde aus ihren Geſichtszügen ſprach und wie ſo höchſt anmuthig ihre Haltung war. Dann ſetzte man ſich einen Augenblick vor Ihrer Majeſtät nieder, jedoch wurde dies nur den Herzoginnen und ſolchen Frauen, deren Männer Granden von Spanien waren, geſtattet (man nannte dies im bürgerlichen Leben avoir tabouret chez la reine), worauf man ſich denn, mit dem Rücken nach der Thür zu gewendet, entfernte und ſehr geſchickt ſeyn mußte, um ſich nicht in den langen Mantel zu verwickeln, der acht Ellen lang hinterher ſchleppte. Zum Schluß ließ man ſich den übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen der Königlichen Familie vorſtellen, wo auch eine beſtimmte Reihefolge ſtattfand, und wo man ſich der wohlwollendſten Aufnahme zu erfreuen hatte.“

So weit die Erzählung der Marquiſe von Crequi. Welch einen hohen Werth ſie auf dieſe Präſentation bei Hofe und auf die Ehre des Louvre legte, ergiebt ſich hinlänglich aus mehreren Stellen ihrer Denkwürdigkeiten*). So erzählt ſie es mit dem größten Mißbehagen, daß eine Frau von Coigny, deren Schwiegervater im Jahre 1747 ſeine Adelsprobe nicht ablegen konnte, um das blaue Band zu erhalten, und dem der König eine Friſt von hundert Jahren zugeſtanden hatte, um ſie herbeizuſchaffen, trotz dem bei Hofe vorgeſtellt wurde und die Ehre des Louvre erhielt. Ja, ſie konnte ſich recht inniglich darüber freuen, daß an einem Tage, wo der König öffentliche Tafel hielt, Frau von Coigny keinen Platz finden konnte, während ſie ſelbſt behaglich in ihrem Seſſel, der ihr als einer femme titrée gebührte, thronte. Eben ſo übel empfand ſie es bei derſelben Veranlaſſung, daß die Marſchallin von Etrées und die Gräfin von Lamark keine Plätze hatten finden können, und daß die Thürſteher ſo dumm geweſen waren, drei bis vier Geſandtinnen, die nicht einmal Gemahlinnen Königlicher Geſandten waren, zu geſtatten, ſich auf Plätze zu ſetzen, die einzig und allein den femmes titrées zukamen. Die Thürhüter wurden weggejagt, und der ganze Hof ließ ſich bei der Gräfin und bei der Marſchallin einſchreiben, um ihnen ſein Mitgefühl bei dieſem traurigen Unfalle zu beweiſen. „Wie konnte es“, ſagt die Marquiſe bei dieſer Gelegenheit, „nun wohl um eine Monarchie gut beſtellt ſeyn, wo die Grundgeſetze und die durch hundertjährige Dienſte erworbenen Rechte verletzt und ſolche arge Ungerechtigkeiten verübt wurden? Wahrlich, ich kann nicht, ohne mich gegen meine Zeitgenoſſen empört zu fühlen, daran denken, daß Alles, was wir jetzt erleben, einſt der Geſchichte angehören und unſere böſe Zeit von den Nachkommen vielleicht noch einmal die gute Zeit genannt werden wird.“ Viel gerechter iſt ihr Unwille darüber, daß Mademoiſelle Poiſſon als Frau von Pompadour eine Wohnung im Schloſſe zu Verſailles erhalten und zur Palaſtdame ernannt worden ſey, und daß ſogar Madame Dubarry die Ehre der Vorſtellung am Hofe genoſſen habe. „Dieſer Skandal“, ſetzt ſie hinzu, „war leider ſo groß, daß er wohl die Grundfeſte der Monarchie erſchüttern mußte; doch muß man auch zur Ehre des Franzöſiſchen Adels nicht vergeſſen, daß es ſehr ſchwer hielt, eine Frau von Stande zu finden, die ſich dazu hergeben wollte, die Dubarry vorzuſtellen, und daß man dieſe endlich nur unter den Hofdamen der verſtorbenen Herzogin von Berry, der Tochter des Herzogs-Regenten, finden konnte.“

Es iſt in der That ergötzlich, in der mit der größten Ernſthaftigkeit verfaßten Erzählung unſerer Marquiſe zu leſen, wie ſich der alte Franzöſiſche Adel über alle Fürſten und den übrigen Adel Europa's erhoben hat. Nach den ſechzehn Venetianiſchen Familien, die man gewöhnlich die zwölf Apoſtel und die vier Evangeliſten zu nennen pflegt, und nach den drei Römiſchen Häuſern der Colonna's, der Urſini's und der Santa Croce gab es kein Haus in der Chriſtenheit, welches den vierzehn oder funfzehn vornehmſten Familien Frankreichs gleich geſtellt werden konnte. Daher dürfen fremde Fürſten aus regierenden Häuſern in Frankreich, wenn ſie nicht von Königlichem Geblüt ſind, auf kein Vorrecht des Ranges Anſpruch machen, namentlich ſollten die Deutſchen Fürſten es nicht vergeſſen, daß ihr Haupt, der erſte Kurfürſt des Deutſchen Reiches, der König von Böhmen, zu Ende des eilften Jahrhunderts noch nichts als ein armſeliger Wilder, ein Götzendiener war, während die Franzoſen ſchon weit früher gebildet und civiliſirt waren, alſo nothwendig auch die älteſten adeligen Familien in ihrem Lande haben mußten!! Eben ſo wenig können die Deutſchen Fürſten es beſtreiten, daß die Lothringiſchen, jetzt mit der Deutſchen Kaiſerkrone geſchmückten Herzöge bis zum Jahre 1748 Vaſallen von Frankreich geweſen ſind. Ich ſelbſt habe es noch, ſagt die Marquiſe, mit meinen Augen zu Verſailles im Jahre 1729 oder 1730 geſehen, wie der Herzog Franz von Lothringen, auf beiden Knieen liegend, dem Thron von Frankreich den Lehnseid als Herzog von Bar leiſtete. Ich habe auch die drei Königlichen Prinzen von Sachſen und Polen in Verſailles an der Marſchalls-Tafel eſſen ſehen, weil es ihnen, nach der Etikette des Franzöſiſchen Hofes, nicht zukam, mit ihrer eigenen Schweſter, der Gemahlin des Dauphin, an einer Tafel zu ſpeiſen. Von einem Platze an der Königlichen Tafel konnte, wie es ſich von ſelbſt verſteht, für ſie gar nicht die Rede ſeyn.

Die Irrthümer in einzelnen Angaben der bereits verſtorbenen Marquiſe von Crequy nachzuweiſen, würde viel zu weit führen; auch ſpringen ſie zum Theil ſo deutlich in die Augen, daß es zu ihrer Widerlegung keiner Worte bedarf. Wer ſich in der Kürze über den eigentlichen Zuſtand des Franzöſiſchen Adels vor der Revolution unterrichten will, findet dieſen genau und bündig in des General von Schütz Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich dargeſtellt.**) Aber daß die Anſprüche des höheren Adels ſehr oft bis ins Lächerliche gingen, mag hier nur an einem Beiſpiele gezeigt werden. Man erfährt näm-

*) T. II. p. 178. 55.
**) T. I. p. 70—77

ſich aus des Barons Grimm Korreſpondenz,*) welch ein großer Streit ſich wenige Tage vor der Vermählung des Dauphin Ludwig mit Marie Antoinette von Oeſterreich (30. Mai 1770) unter dem Adel erhob, als ſich das Gerücht verbreitete, daß eine Dame aus dem Hauſe Lothringen, die Tochter des Grafen Brienne und Schweſter des Prinzen von Lambeſe, die Menuet unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt tanzen ſollte. Der Biſchof von Nezen ſtellte ſich an die Spitze des Hofadels und der Pairs, die dem Könige deshalb eine Eingabe überreichten und veranlaßten, daß ein Ausweg getroffen wurde, der indeß die Anſprüche des Adels doch nicht ganz beſeitigte. Wie ſtreng und genau dieſe Dinge beobachtet wurden, geht ſchon daraus hervor, daß wohl nicht leicht in einer anderen Europäiſchen Nation eine Anzahl gelehrter Männer zu einer ſo höchſt erſchöpfenden Darſtellung der Rechte und Privilegien der einzelnen Stände zuſammengetreten ſind, als in Frankreich. Denn kurz vor der Revolution vereinigten die berühmten Rechtsgelehrten Boucher d'Argis, de Sèze, Garran de Coulon, Merlin, Rodin de Mezas und Treilhard ihre Kräfte zu einem Werke, das unter dem Titel: Traité des droits, fonctions, franchises exemptions et privilèges annexés en France à chaque dignité, à chaque office et à chaque Etat, soit civil, soit militaire, soit ecclésiastique erſcheinen ſollte. Von demſelben ſind im Jahre 1786 zu Paris nur zwei dicke Quartbände erſchienen, die indeß noch nicht einmal das erſte der zwölf Bücher, in welche das ganze Werk zerfallen ſollte, erſchöpften. In dieſem erſten Buche ſollte von dem Könige und ſeinem Hofſtaate, von der Königin, dem Dauphin, den Königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, den Pairs, den Räthen und Miniſtern des Königs, den Geſandten, Intendanten u. ſ. w. gehandelt werden. Der Ausbruch der Revolution hat die Fortſetzung eines Werkes gehindert, das uns jetzt, bei der noch immer wachſenden Menge von Memoiren, ſehr nützlich ſeyn würde, um frühere Zuſtände und Verhältniſſe beſſer zu durchſchauen, als es durch die oft gefärbten Gläſer der Memoirenſchreiber geſchehen kann.

Bibliographie.

Essai sur l'histoire intérieure de Rome. — Von Gemont.

Annales, publiées par la section française, de l'institut archéologique. — Erſter Bd. Heft 1. 1836. 20 Fr.

Oeuvres de Chastellain. — Bildet einen Band von Buchon's Choix de chroniques. 10 Fr.

Arabien.

Die Chronik des Tabari.

Zu Paris erſchien im Jahre 1836 die Chronik des Abu Dſchafar Muhammed Tabari, nach der Perſiſchen Bearbeitung des Abu Ali Muhammed Belami, aus Handſchriften der Königlichen Bibliothek, überſetzt von Louis Dubeux. Von dem Umfange der ſchwierigen, von Herrn Dubeux unternommenen Arbeit kann der Leſer ſich einen Begriff machen, wenn er erfährt, daß die erſchienene erſte Lieferung, 280 Quartſeiten ſtark, erſt den 36ſten Theil des Ganzen bildet. Was iſt nun der Inhalt, fragt der Leſer weiter; was für Reſultate, was für Belehrungen hat man zu erwarten, wenn man ſich in das Studium eines ſo voluminöſen Werkes einläßt? Wir wollen es verſuchen, dieſe Frage zu beantworten.

Der Autor, deſſen Werk in dieſer Franzöſiſchen Bearbeitung vor uns liegt, iſt ums Jahr 838 der chriſtlichen Zeitrechnung in der Perſiſchen Landſchaft Tabariſtan geboren, von der er den Beinamen führt; ſein Tod fällt ins Jahr 922; vierzig Jahre ſeines Lebens hindurch arbeitete er an ſeiner umfaſſenden Weltchronik, die er in Arabiſcher Sprache abfaßte. Sein Werk erwarb im Orient ſchnell eine klaſſiſche Autorität; es wurde um das Jahr 976 ins Perſiſche überſetzt. Der Ueberſetzer, oder, richtiger geſagt, der Bearbeiter war Belami, Weſir des Sultans Abu Salih Manſur von Choraſan. Seine Bearbeitung iſt verdienſtlich und glücklich; er hat Kritik geübt, abgekürzt, zuſammengezogen, er hat Wiederholungen und Widerſprüche aus dem Original ausgemerzt. Dieſe Bearbeitung hat daher im Morgenland ſolche Gunſt gefunden, daß das Original darüber in Vergeſſenheit gerieth; ſie iſt ums Jahr 1300 ins Türkiſche, zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ins Dſchagataiſche übertragen und ungefähr um dieſelbe Zeit in die Urſprache des Originals, ins Arabiſche zurückūberſetzt worden.

Die Bücher der Geſchichten Tabari's beginnen mit der Kosmogonie und geben bis auf die Regierung des Chalifen Moktader (um 920 der chriſtlichen Aera) herab. Es iſt intereſſant, zu beobachten, was ein Hiſtoriker, je nach der Zeit und nach dem Orte ſeines Auftretens, die Welt nennt. Man vergleiche z. B. unſeren Perſer Tabari mit dem nordiſchen Snorre Sturleſon, dem Verfaſſer der unter dem Namen Heimskringla bekannten Weltbeſchreibung. Snorris Welt beſteht aus Skandinavien, den von Skandinavien ausgeſendeten Kolonieen und den Ländern, wohin Skandinaviſche Abenteurer auf Krieg und Beute zogen; Tabari's Welt beſteht aus Perſien, Arabien, den Ländern um den Euphrat und Tigris, Syrien und Aegypten, mit einem Wort, aus den Ländern, wo die bis auf ſeine Zeit über Perſien herrſchenden Dynaſtieen ihre Heimath oder ihren Sitz gehabt. Weiter reicht ſeine Univerſalität nicht.

Tabari's Werk iſt in ſieben große Abſchnitte getheilt; davon enthält der vierte die Geſchichte der Saſſanidiſchen Dynaſtie und der erſten Thaten des großen Propheten. Hier iſt eigentlich die Gränze und der natürliche Ausgangspunkt, von wo an das Werk erſt den Namen einer Hiſtorie verdient. Vor den Saſſaniden und Muhammed iſt für die orientaliſchen Hiſtoriker das mythologiſche, heroiſche, romantiſche Zeitalter, und zu dieſen mythiſch-phantaſtiſchen Elementen kommt noch ein theologiſch-ſcholaſtiſcher Wuſt. Mit der Aera der Saſſaniden nimmt die Erzählung erſt den Charakter glaubwürdiger und ausführlicher Annalen an; mindeſtens iſt ein Beſtreben nach hiſtoriſchem Inhalt und hiſtoriſcher Wahrhaftigkeit zu verſpüren. Davon macht indeß die Geſchichte Muhammed's und ſeines Prophetenthums eine große Ausnahme; denn hier hat Tabari, als eifriger Sunnit, nicht ein Tüttelchen von all den Traditionen und Wundergeſchichten weggelaſſen, womit man die urſprünglich ſo einfache Lebensgeſchichte des Propheten der Moslemim durchwebt hat. Daher kommt es, daß Muhammed's Geſchichte beinahe drei von den ſieben großen Abtheilungen der Chronik des Tabari einnimmt; in den beiden letzten wird die Geſchichte der Nachfolger des Propheten bis auf Moktader hinabgeführt.

Die erſte Lieferung von der Ueberſetzung des Herrn Dubeux bringt uns, wie der Leſer leicht denken kann, nur die Einleitung zum ganzen Werke und einige Kapitel von der erſten Abtheilung; ſie reicht bis zu der Geſchichte des Propheten Ayub (Hiob), auf welchen dann zunächſt Moſes folgt.

Wenn wir den Namen eines Hiſtorikers nur in der volleren und erhabeneren Bedeutung verſtehen, die man neuerdings in Europa mit dem Worte verbinden gelernt hat, wenn der Hiſtoriker ein Mann ſeyn ſoll, der im Namen der Gegenwart ein unparteiiſches, moraliſches und literariſches Gericht über die Vergangenheit verwaltet, dann freilich iſt Tabari nichts weniger als ein Hiſtoriker, ſondern ein bloßer Kompilator. Er hat nicht einmal Geſchick oder Luſt, unter mehreren Verſionen eines und deſſelben Ereigniſſes eine auszuwählen; vielmehr ſetzt er ſeine Ehre darein, mit der größten Umſtändlichkeit alle neben einander zu ſtellen. Die Verwirrung in ſeiner Chronologie überſteigt allen Begriff, alle Zeiten werden wie in einer tollen Zauberwirthſchaft durch einander geworfen. Die Traditionen, die dem Autor bei ſeiner Erzählung zum Grunde liegen, ſind mit einander oft im größten Widerſpruch. Nichtsdeſtoweniger blitzt ein und der andere Lichtſtrahl aus dieſem Chaos auf, und die Lektüre dieſer erſten Kapitel iſt nicht bloß recht intereſſant und anmuthig, ſondern ſogar lehrreich; — lehrreich, ja wohl, nur freilich lieſt und lernt man etwas ganz Anderes, als was der Autor ſagen und lehren wollte.

Bei ſeiner Erzählung vom erſten Menſchen hält ſich der Autor an die Kosmogonie der Guebern oder Parſen: „Sein Name war Kaſumors, d. h. der Lebende, Sprechende, Sterbliche.“ Wie kurz und herrlich iſt die Definition! Die Vorſtellung von der weltregierenden göttlichen Allmacht, von dieſer durch den Islam in ihrer abſtrakteſten Gewalt aufgefaßten Allmacht, bildet gewiſſermaßen den Hintergrund oder die große dunkle Tafel des Gemäldes, worauf der Annaliſt die unabſehbare Reihe der Menſchengeſtalten aller Zeitalter erſtehen, vorüberſchweben und vergehen läßt. Die Allegorieen, wodurch der orientaliſche Erzähler die winzige Kleinheit des Menſchlichen auch in ſeiner größten Herrlichkeit, der unermeßlichen Gottesmacht gegenüber, verſinnlicht, ſind von eigenthümlicher, ſpitzfindiger Großartigkeit: „Als Salomon, der König der Welt, der Herr der Menſchen und der Geiſter, geſtorben war, blieb er noch ein Jahr lang aufrechtſtehen, auf ſeinen Stab geſtützt, und keiner wußte, ob er todt wäre oder ſchliefe oder ob er noch lebte. Da kam eine weiße Ameiſe und zernagte den Stock, und der Stock brach, und Salomon fiel um. Da kam Verwirrung unter die Dews, unter die Peri's, unter die Menſchen.“ Der Umſturz der Welt veranlaßt durch eine Ameiſe; bei Aeſop wäre das albern, bei Tabari iſt es erhaben. Die Ameiſe iſt das Werkzeug, deſſen ſich der allmächtige Gott bedient; mehr braucht es nicht in ſeiner Hand, um die Welt umzukehren.

Folgende Mythe hat Tabari, wie manche andere, dem Talmud nachgebildet. „Nimrod herrſchte tauſend Jahr, und in ſeiner Macht verglich er ſich Gott. Da ſchickte Gott eine Mücke, die blind war auf einem Auge und lahm auf einem Fuße, und gab der Mücke ein, daß ſie aus der Luft hinabflog durch Nimrod's Naſe in ſein Gehirn. Da hob die Mücke an, zu nagen an ſeinem Gehirn, und Nimrod ſchlug mit Fäuſten an ſeine Stirne vor Schmerz. Vierhundert Jahre duldete er die Qual der Mücke und ſtarb. Die Herrſchaft wich von ſeinem Hauſe und kam zu den Aramäern, bei denen ſie geblieben iſt 300 Jahr; von dieſen kam ſie zu den Perſern. Gott ſey mit euch!“

Damit läßt uns der morgenländiſche Annaliſt ſtehen, nachdem er in einer Zeile zwei große Herrſchaftsumwälzungen abgefertigt hat; er läßt uns ſtehen mit der furchtbaren Lehre und Warnung von der ſtolzeſten, unumſchränkteſten menſchlichen Herrſchermacht, die 400 Jahre lang von einer einäugigen und lahmen Mücke bis zu Tode gequält worden.

Einen gigantiſcheren Mythus giebt es nicht, als den, wonach derſelbige Nimrod den mächtigen Gott herausgefordert. Nimrod und ſein Weſir beſteigen einen Wagen, an welchen vier Greife geſpannt ſind. Sie ſteigen in den Lüften empor einen Tag und eine Nacht; da befiehlt Nimrod dem Weſir, ein Fenſter abwärts zur Erde zu öffnen. „Mein Herr und König,“ erwiederte der Weſir, „ich ſehe Staub.“ Und weiter ſtiegen ſie einen Tag und eine Nacht, und abermals öffnete der Weſir das Fenſter und ſprach: „Mein Herr und König, ich ſehe Rauch.“ Da ſchwebten ſie ferner in die Höhe einen Tag und eine Nacht, und Nimrod ſprach zum Weſir: „Mach auf.“ Der Weſir öffnete; ſeng ihn Nimrod: „Was ſieheſt Du?“ — Sprach der Weſir: „Ich ſehe nichts.“ Darauf ſpannte Nimrod — möge er verflucht ſeyn von Gott! — die Sehne ſeines Bogens und that ſeinen Köcher auf und nahm drei Pfeile und ſchoß ſie gen Himmel. Da befahl Gott der Herr dem Engel Gabriel, dem Nimrod die Pfeile zurückzuſenden und ſie vorher mit Blut zu färben. Da ſprach Nimrod: „Ich habe den Gott Abrahams vernichtet“, und er wendete ſeinen Wagen und fuhr wieder zur Erde hinab.“ — Wie klein, wie ſchwach ſind Phlegyas und Kapaneus neben dieſem Nimrod, wie Schade, daß Dante dieſe rieſenhafte Legende nicht gekannt hat.

Aus der Tradition der Hindus, oder vielleicht aus einer älteren gemeinſchaftlichen Tradition des urſprünglichen Orients, hat Tabari die

---

*) T. I. p. [illegible]—[illegible]. — Die Marquiſe von Crequi erwähnt dieſer Sache ebenfalls T. IV. p. 92—100.

Digitized by Google

Kunde, daß Adam, als Gott ihn aus dem Paradieſe trieb, auf die einſame Bergſpitze von Serandib verwieſen wurde. Iſt Serandib das Taprobane der Alten, die Inſel Ceylon? Tabari bemerkt ausdrücklich, daß der Berg in Indien liege; doch weiter läßt ſich nichts entſcheiden. Dagegen iſt es eine ganz ſpäte, rein Muhammedaniſche Sage, daß Eva's Sündenfall bei Dſchidda geſchehen, daß Adam und Eva einander ſpäter in Mekka wiedergefunden, und daß die Hütte, worin der Engel Gabriel den Adam nach dem Sündenfalle beſuchte, zur heiligen Kaaba in Mekka geworden. Man ſieht, wie der Islam ſeine heiligſten Traditionen und Gebräuche an jene erſten Erinnerungen und Ahnungen, an jene Myſterien von der Wiege der Menſchheit anzuknüpfen ſucht. Zugleich mögen wir an dieſem Beiſpiele lernen, wie man auf orientaliſche Traditionen, ſobald ſie einmal durch das Medium des Islam gegangen, durchaus nichts mehr geben darf. Man müßte alle hiſtoriſche Wahrheiten und Wahrſcheinlichkeiten, alle Analogieen in den Wind ſchlagen, um in der Gegend von Mekka den urſprünglichen Heerd der Aſiatiſchen Völkererzeugung zu ſuchen.

Der alte National-Heros der Perſer, Dſchemſchid, deſſen Name von Delhi bis Moskau zu einem Symbol des Glanzes und der Herrlichkeit geworden iſt, und der bei den Griechen den Namen Achaemenes führt, dieſer kommt auch in Tabari's Annalen vor; hier aber wird er in die Zeit vor der Sündfluth geſetzt, und ſeine tauſendjährige Regierung war voll Frevel und Grauſamkeit.

Sehr häufig ſind in dieſen unſicheren Anfängen, in dieſen mythiſchen Präludien zur Geſchichte des Orients, die Hindeutungen auf Alexander's Heldenthaten. Auch bei Tabari wird dieſes Eroberers erwähnt, und zwar unter ſeinem orientaliſchen Beinamen Dh'ũlkarnein.

Im 44ſten Kapitel kommt eine wiſſenswürdige Notiz von der urſprünglichen Eintheilung Aſiens vor. König Afeidun, der in die Zeit zwiſchen Noah und Abraham geſetzt wird, hat drei Söhne, die nach ſeinem Tode das Erbe theilen. Der Erſte heißt Tûr, der zweite Salm, der dritte Iradſché. Des Letzteren Reich iſt an den Ufern des Euphrat und Tigris, in der Mitte der Erde; die beiden Anderen werden an die beiden äußerſten Enden der Welt verwieſen. Wir ſehen alſo, daß der Hauptſitz, vielleicht das urſprüngliche Centrum der Kultur und mythiſchen Bildung, im Gegenſatz zu barbariſchen wilden Volksſtämmen gedacht wird, die ihm zu beiden Seiten benachbart ſind. Man iſt nicht einig darüber, ob Tûr, Turân das Bergland von Armenien und Georgien oder das Turkeſtaniſche Steppenland bedeuten ſoll. Beide Meinungen ſind eifrigſt verfochten worden; die Entſcheidung ſteht dahin, und am wenigſten kann ſie hier gegeben werden.

Wir haben von Tabari's Chronologie geſprochen; bei aller ſeiner Verwirrung und zum Theil durch die Art ſeiner Verwirrung iſt dies ein intereſſanter Gegenſtand. Die neueren Geologen und Kosmographen werden ſich wundern oder freuen, wenn ſie leſen, was der Muhammedaniſche Geſetzesgelehrte in ſeinem dritten Kapitel behauptet: Unter den ſechs Tagen, an welchen Gott die Welt erſchaffen, ſeyen eben ſo viel Zeiträume von tauſend irdiſchen Jahren zu verſtehen. „Wenn Gott gewollt hätte, ſo vermochte er die Welt in einem Augenblick zu erſchaffen; aber er hat eine lange und geraume Zeit zur Schöpfung gebraucht, damit Du lerneſt, daß ein Weiſer ſein Werk verrichten ſoll mit Bedacht, mit Einſicht und Verſtand."

Tabari hegt die Meinung, die auch bei den Chriſten während der erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung ſehr verbreitet geweſen iſt, daß nämlich der Welt Ende tauſend Jahre nach der letzten Geſetzesverkündigung eintreten würde. „Gott, der Allmächtige und Unvergleichliche, hat beſtimmt, daß dieſe Welt ſiebentauſend Jahre dauern ſollte von dem Tage an, da ſie vollendet war. Der Prophet ward geboren, da 6000 Jahre verfloſſen waren, noch nicht voll, oder beinahe; denn wie viel es genau an der Zeit geweſen iſt, das kann Niemand wiſſen." Weiterhin ſtellt Tabari, unter ausdrücklicher Berufung auf die Bücher Moſis, eine Zeitrechnung auf, die ſich aber weder mit dem Hebräiſchen, noch mit dem Samaritaniſchen, noch mit dem Griechiſchen Texte verträgt. Citate und Berufungen auf den Pentateuch und die Evangelien kommen überhaupt bei Tabari ſehr häufig vor, aber immer grundfalſch. Der Orientale kennt jene Bücher, nur in einer durchgängigen unheilbaren Verunſtaltung. Das erklärt ſich leicht, wenn man ſich erinnert, woher die Muſelmänner im 10ten Jahrhundert ihre Kenntniß unſerer Religions-Quellen ſchöpften: für die Bücher Moſis aus dem abgeſchmackten Wuſt der Maſoreten, für die Evangelien aus den myſtiſchen Grübeleien und aus den untergeſchobenen Büchern der Gnoſtiſchen und Sabäiſchen Sekten.

Merkwürdig iſt Tabari's Anſicht von den letzten Dingen der Welt, wobei der Muſelmann dem göttlichen Lehrer des Chriſtenthums einen hohen Rang und eine bedeutende Rolle zuerkennt. Wir theilen die Weiſſagung von der Welt Ende, wie ſie unter den Sunniten gilt, aus Tabari's 23ſtem Kapitel hier mit: Sobald der Deddſchal, d. i. der Antichriſt, nach Jeruſalem gekommen ſeyn wird vor das Angeſicht Jeſus, des Sohnes der Maria — Friede ſey mit ihm! — ſo wird die ganze Größe ſeines (des Antichriſt) Leibes ſchwinden, und er wird dünn werden, als ein Haar. Auch wird Jeſus ihn nicht dulden vor ſeinem Angeſicht und wird dem Mahdi (eine Art Vorläufer Chriſti) befehlen, ihn zu tödten; dann werden die Menſchen auf Erden ſich des Friedens erfreuen, und Jeſus wird den Mahdi als ſeinen Statthalter auf Erden einſetzen, und der Mahdi wird ſeyn auf Erden der Statthalter des allerhöchſten Gottes und Jeſu. Alsdann wird die Welt wachſen und blühen in Frieden und Gerechtigkeit und wir hoffen, daß zu ſolcher Zeit der Tag des Gerichtes eintreffen wird."

In Tabari's dreißigſtem Kapitel finden wir eine andere ſymboliſche Prophetie, die offenbar dem chriſtlichen Dogma entlehnt iſt: „An dem Tage, wo die Poſaune zum Ende der Dinge erſchallt, da werden alle Todten aus ihren Gräbern aufſtehen. Und der Tod wird mitten eingeführt werden in Geſtalt eines Baumes, und man wird den Tod tödten. Wenn nun der Tod wird getödtet ſeyn, ſo wird Niemand mehr können Todes ſterben." Was haben wir hier vor uns? Nicht etwa ein uraltes tiefes Myſterium aus den Anfängen des Aſiatiſchen Völkerlebens, ſondern eine leicht zu erkennende ungeſchickte Nachahmung des erhabenen Bildes im 5ten Kapitel der Offenbarung Johannis, wo unter dem Bilde des geopferten Lammes der Erlöſer erſcheint, welcher durch ſeinen Tod die Hölle überwunden und den Tod ſelber getödtet hat.

So viel von Mythen und Myſterien; wir müſſen aber auch ein Pröbchen davon mittheilen, wie Tabari mit ſeiner Zeitrechnung in hiſtoriſchen Dingen, die ſich kurz vor der Hedſchra zugetragen, unrettbar im Argen liegt. Die bekannte Legende von den Siebenſchläfern hat ſich laut unſerem Autor zur Zeit eines Königs zugetragen, der Decius hieß, und dieſer König herrſchte, bevor Jeſus, der Sohn der Maria, geboren war. Sieben Günſtlinge des Königs Decius wurden insgeheim Muſelmänner und verbargen ſich in einer Höhle; Gott, der Allgeprieſene, verſchloß die Höhle, und die Männer drinnen blieben todt liegen dreihundert und etliche Jahre, bis der allmächtige Gott ſie wieder zum Leben erweckte in den Tagen Jeſu, des Sohnes der Maria. Der Anachronismus beträgt beiläufig 550 Jahre, und dies Beiſpiel gehört keinesweges zu den ärgſten.

Was man ferner aus Tabari mit großer Verwunderung kennen lernt, das iſt die überaus ſpitzfindige Subtilität und Kaſuiſtik, womit die angeſehenſten Geſetzlehrer des Islam ſchon im vierten Jahrhundert der Hedſchra über die Auslegung ihrer Religionsgeſetze und über die Erfüllung ihrer Religionspflichten verhandelten. Der Prophet Ayub (Hiob) hatte, im bitteren Zorne über ſein Weib, geſchworen, ihr hundert Stockſchläge zu geben. Als ſein Zorn verraucht iſt, als das Weib ſeine Verzeihung verdient und erhalten hat, nimmt der Prophet ſeine Zuflucht zu einem poſſierlichen Kunſtgriff, um ſeinen Schwur zu halten, ohne daß es dem Weibe wehthue. Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich Tabari in eine überaus umſtändliche Diſſertation über die Frage ein, zur großen Bequemlichkeit „für diejenigen, ſo ihres Eides wollen ledig werden, ohne ihn zu brechen." In dieſer Praxis hat man es freilich heute weit genug gebracht, aber für die Theorie können wir noch immer bei den alten Muſelmännern, und namentlich bei Tabari in ſeinem 67ſten Kapitel, in die Lehre gehen.

Anmuthiger als dieſe Sophismen ſind die Züge von naiver Natürlichkeit, welche er in die Geſchichte Joſeph's einwebt. „Juſſuf hatte an Schönheit zehnmal mehr als alle übrige Geſchöpfe zuſammengenommen. Rail, das Weib Putiphar's, ſeines Herrn, wurde von anderen Weibern wegen ihrer Liebe zu ihm geſcholten; ſie lud deren fünf in ihr Haus zu einem Gaſtmahl. Juſſuf war verborgen in einem Zimmer neben dem, in welchem die Weiber zum Gaſtmahle ſaßen. Und Rail gab einer jeden der Weiber eine Citrone, um ſie nach Tiſche zu eſſen, und gab jeder ein Meſſer in die Hand, die Citrone zu zerſchneiden. Da trat Juſſuf zu ihnen herein und ſetzte ſich nieder, und der Glanz ſeines Auges traf ihre Augen und blendete ſie. Und die Weiber hatten alle fünf die Meſſer an die Citrone gelegt, aber ihre Augen blieben haften an Juſſuf und ſie ſchnitten alle fünf ſich in die Hand. Und das Blut lief herunter, aber ſie merkten es nicht. Denn ſie waren außer ſich und ihr Verſtand von ihnen gewichen vor der großen Schönheit Juſſuf's. Da ſprach Putiphar's Weib zu ihnen: Sehet Ihr, dieſer iſt's, um deſſen willen Ihr mich geſcholten habt."

Wir ſehen der Fortſetzung dieſes Werkes durch Herrn Dubeux mit Verlangen entgegen. Das Werk iſt höchſt mannigfaltig, inhaltreich, und trägt auf ausgezeichnete Weiſe das Gepräge des Aſiatiſchen Geiſtes. Ein beſonderer Dank gebührt der Londoner Geſellſchaft für die Ueberſetzung orientaliſcher Werke, die dieſer Arbeit ihr Patronat auf höchſt rühmliche und uneigennützige Weiſe zugewendet, die Koſten des Druckes beſtritten und dabei doch geſtattet hat, daß die Ueberſetzung Franzöſiſch und in Frankreich erſcheinen konnte. So iſt es der wahren Wiſſenſchaft würdig, die keinen kleinlichen Neid auf fremden Ruhm kennt. So möge denn die freudigſte Anerkennung von Seiten des Publikums aller Nationen das Verdienſt des Franzöſiſchen Ueberſetzers und der wackeren Londoner Geſellſchaft krönen.

Mannigfaltiges.

— **Franzöſiſche Preis-Aufgabe über Deutſche Philoſophie.** Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften in Paris hat auf Betrieb des Herrn Victor Couſin die kritiſche Unterſuchung der Deutſchen Philoſophie zum Gegenſtand ihrer ſo eben publizirten großen Preis-Aufgabe gemacht. Indeſſen iſt es nicht ſowohl der Preis als die Aufgabe, was groß iſt, denn er beträgt nur 1500 Franken. Die Aufgabe lautet folgendermaßen: „1) Durch genaue Analyſen ſind die hauptſächlichſten Syſteme darzuſtellen, welche ſeit Kant — dieſen mit eingeſchloſſen — bis auf unſere Zeit in Deutſchland erſchienen ſind. Man hat ſich dabei vorzüglich an das Kantiſche Syſtem zu halten, welches das Grund-Prinzip aller anderen war. 2) Dieſe Philoſophie iſt kritiſch zu würdigen; die Grundſätze, auf denen ſie beruht, die Methoden, die ſie anwendet, die Reſultate, zu denen ſie gelangt iſt, ſind zu erörtern; das Irrthümliche und das Wahre darin iſt aufzuſuchen und endlich dasjenige analytiſch darzuſtellen, was in den Augen einer geſunden Kritik von der philoſophiſchen Bewegung in Deutſchland unter der einen oder der anderen Form mit Fug und Recht (légitimement) beſtehen bleiben kann." — Die Arbeiten, die unter den üblichen Formen ſpäteſtens bis zum 31 Dezember 1838 in den Händen der Akademie ſeyn müſſen, können entweder in Franzöſiſcher oder in Lateiniſcher Sprache abgefaßt ſeyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 15. Berlin, Freitag den 3. Februar 1837.

Aſien.

Honigberger's archäologiſche Forſchungen.

Martin Honigberger, ein Deutſcher aus Siebenbürgen, wurde 1795 in Kronſtadt geboren. Nachdem er die Apothekerkunſt ſtudirt hatte, verließ er 1815 ſeine Heimath, um eine lang genährte Sehnſucht, die ihn nach dem Orient trieb, befriedigen zu können. Er ging zunächſt nach Konſtantinopel, wo er nur kurze Zeit verweilte, und reiſte dann durch Anatolien und Syrien nach Aegypten. Dort trat er in die Dienſte Mehmed Ali's; aber die Verwüſtungen, welche die Peſt in Kahira anrichtete, beſtimmten ihn, dieſe Stadt und Aegypten bald zu verlaſſen und ſeine urſprünglichen Reiſepläne auszuführen. Während ſeines Aufenthalts in Aegypten hatte er ſich in der Medizin gründliche Kenntniß erworben und mit den Sitten des Orients vertraut gemacht. Er durchwanderte Syrien als Arzt, begab ſich mit einer kleinen Karawane von Damaskus nach Bagdad und beſuchte dann hinter einander die Städte Baſſora, Buſchir, Schiras und Ispahan. Das weſtliche unabhängige Indien und die beinahe noch unbekannten Länder zwiſchen Perſien und jenem Theile Indiens waren ſein hauptſächlichſtes Augenmerk. Er beabſichtigte, die öſtlichen Provinzen Perſiens zu bereiſen und über Herat nach Kabul und Kaſchmir oder nach dem Pendſchab vorzudringen. Da der Krieg mit Rußland ihm die Reiſe in die öſtlichen Provinzen von Perſien ſehr erſchwerte, ſo kehrte er über Kermanſchah nach Bagdad und Baſſora zurück, an welchem letzteren Orte er ſich nach Maskat und von da nach Bender-Karaſchi, dem beſuchteſten Hafen von Sinde, einſchiffte. Dann beſuchte er, den Indus, Dſchunab und Rawai hinaufſegelnd, die Städte Heiderabad, Chairpuhr, Multan und Lahore. Rundſchit Singh behielt ihn als Arzt an ſeinem Hofe und übertrug ihm dabei die Leitung der Pharmakopöen und Pulver-Fabriken. Die Güte dieſes Fürſten und die Freundſchaft der ihn umgebenden Europäiſchen Beamten konnten unſeren Reiſenden jedoch von dem Wunſche, ſeine Heimath wieder zu beſuchen, nicht abbringen. Rundſchit Singh würde ihm die Erlaubniß zur Abreiſe noch lange vorenthalten haben, hätte nicht Honigberger einen vornehmen jungen Moslim zurückgelaſſen, der ſich unter ſeiner Leitung zum Arzte gebildet hatte.

Der Reiſende wollte anfangs den Indus hinab und nach Bombay fahren, um dort nach Baſſora ſich einzuſchiffen, von wo er über Aegypten in die Europäiſche Heimat zurückzukehren gedachte. Als er aber in Multan ankam, fand er ſich veranlaßt, ſeinen Plan zu ändern und die Handels-Straßen in Central-Aſien bis nach Rußlands Gränze zu verfolgen. Er beſuchte zunächſt Afghaniſtan, wo Dſchaber Chan, der Bruder des Doſt Muhammed Chan und jetziger Regent des Landes, ihm gaſtfreie Aufnahme gewährte. Hier konnte er ſeine wiſſenſchaftlichen Nachforſchungen ungehindert anſtellen.

Honigberger verweilte ein paar Monate in Afghaniſtan, vertraute dann ſeine archäologiſchen Sammlungen der Obhut des Herrn Allard in Lahore, und verließ Kabul mit einer Karawane, die nach Balch und Bochara abging. Sein Aufenthalt in Bochara dauerte beinahe vier Monate. Dann zog er mit einer anderen Karawanen-Gelegenheit durch die Steppen Kiſilkum, Karakum und der Kirghiſen nach Orenburg und endlich von Orenburg über St. Petersburg in ſeine Heimat. In der Folge beſuchte er Frankreich und England. In Paris ſtellte ihm der damals dort anweſende General Allard ſeine Sammlungen wieder zu.

Herr Honigberger hat die Abſicht, ſeine reichhaltigen Notizen zur Grundlage einer Reiſebeſchreibung zu machen, in der er beſonders ausführlich von Afghaniſtan und dem Pendſchab handeln wird, zweien Ländern, deren gründliche Erforſchung ihm weit eher möglich war, als jedem früheren Reiſenden. Auf ſeinen Wanderungen durch Syrien und Kleinaſien widmete Herr Honigberger einem Handelszweige, der in Europa wenig bekannt, aber in jenem Theil des Orients ſehr blühend iſt und einer Menge Familien ſicheren Erwerb giebt, ſeine Aufmerkſamkeit. Es iſt dies der Handel mit Medaillen und antiken geſchnittenen Steinen, welcher faſt ganz in den Händen der Goldſchmiede und Geldwechsler ſich befindet. Dieſe Leute kaufen dergleichen Antiquitäten zu einem niedrigen Preiſe und ſchmelzen ſie um, oder verkaufen ſie mit ungeheurem Vortheil. Honigberger bewahrte viele werthvolle Münzen der Seleuciden und Arſaciden vor den Schmelztiegeln, denen ſie bereits zugedacht waren.

Höchſt intereſſant iſt beſonders dasjenige, was uns Herr Honigberger über die alten gewöhnlich auf Anhöhen befindlichen Denkmäler mittheilt, in denen ſich in der Regel Denkmünzen und andere Koſtbarkeiten befinden, und die höchſt wahrſcheinlich Mauſoleen längſt verſtorbener Großen ſind. Herr Honigberger nennt ſie in der Regel bloß Tops, doch werden ſie in der Sprache der Eingeborenen gewöhnlich Dagops genannt. Dieſe Denkmäler wurden bis vor kurzem gar nicht gekannt, da ſie meiſtens die natürlichen Gipfel der Anhöhen bilden und erſt die angeſtellten Nachgrabungen zur Entdeckung völlig maſſiver Bauwerke geführt haben, die meiſtens das Anſehen eines alten platten Thurmes haben.

Während Honigberger's Aufenthalt in Lahore öffnete der General Ventura den berühmten Top von Manikyala, der ihm eine reichliche Ausbeute von Medaillen gewährte. Der günſtige Erfolg veranlaßte unſeren Reiſenden, als er, auf ſeiner Wanderung nach Kabul, zu dem ſchönen Top von Schekeri-Bala kam, dieſes Monument unter dem Beiſtande Dſchabar-Chan's zu öffnen. Hier traf er auch Herrn Maſſon, der einige Zeit vor ihm nach Afghaniſtan gekommen war und die Ruinen abzeichnete. Beide Alterthumsforſcher wirken jetzt gemeinſchaftlich zum Beſten der Wiſſenſchaft.

Zu Dſchalalabad, welchen Ort Honigberger kurz vor ſeiner Abreiſe nach Bochara beſuchte, entdeckte er ungefähr dreißig Tops von verſchiedenen Dimenſionen, aber nur ſechs oder ſieben derſelben lieferten ihm Artikel von einigem Werthe. Er erfuhr bald, daß die Eingebornen in dem Wahne ſtänden, dieſe antiken Monumente lieferten ihm gewaltige Schätze, und er hielt es darum für gerathen, die Ergebniſſe ſeiner Nachgrabungen öffentlich vorzuzeigen; dies befriedigte aber den Argwohn und Geiz der Afghanen keinesweges, und beinahe hätte die Sache einen ſchlimmen Ausgang genommen. Man wollte durchaus nicht glauben, daß ein geſcheidter Mann, und obendrein ein Franke, ſo viel Zeit und Mühe an bloße Lappalien verwenden würde, und ſchloß daher, die Stücke Mörtel und Aſche, welche Honigberger zu Tage förderte, müßten irgend eine geheime Kraft beſitzen. Auf Befehl des Statthalters von Bamian wurde der Reiſende an den Gränzen von Kabul feſtgenommen und nach der Feſtung Achrabad geſchleppt, wo man einen Theil ſeiner Effekten in Beſchlag nahm. Der Statthalter ſuchte unter den ausgegrabenen Stücken vergeblich den mit Beſtimmtheit erwarteten Stein der Weiſen und entließ Honigberger endlich mit vielen Entſchuldigungen. Der Letztere berichtete über dieſe Behandlung an Doſt Muhammed Chan, erhielt aber nur eine Antwort voll nichtiger Ausflüchte und Verſprechungen.

Während ſeiner Anweſenheit in Bamian und Balch kam er in den Beſitz einiger alter Baktriſcher Münzen, worunter ein ſehr ſchön erhaltener goldener Mokadphiſes,*) von demſelben Gepräge, wie eine andere Münze dieſer Art, die er in dem Top von Kemri entdeckt hatte. Auch ſammelte er in Bochara eine Anzahl ſehr werthvoller Silbermünzen und zwei goldene, von denen eine aus den ſpäteren Zeiten der Indo-Skythiſchen Dynaſtie zu ſeyn ſcheint. Die numismatiſche Sammlung des Reiſenden wurde hier ferner durch beinahe funfzig geſchnittene Gemmen bereichert, darunter: ein Karniol, auf welchem ein Mann in langem Mediſchen Gewande einem beflügelten Löwen mit einem Dolche droht — ein gefärbtes Glas, das einen Löwenkopf zeigt, nebſt Inſchrift in Pehlwi-Charakteren — ein dergleichen mit dem vortrefflich ausgeführten Portrait eines Fürſten und einer Inſchrift in unbekannten Charakteren.

Der erſte Top, der Herrn Honigberger beſonders intereſſirte, war der oben erwähnte, den die Eingebornen den Thurm der ſchwarzen Säule von Schekeri-bala nennen. Er iſt vier Stunden von Kabul entfernt und ſteht auf einer künſtlichen Anhöhe. Dieſes Denkmal hat das äußere Anſehen einer Kuppel, iſt von oben verſtümmelt, muß aber von ſehr eleganten Verhältniſſen geweſen ſeyn.

Das Material bilden ungeheure, ſehr harte und faſt unbehauene Steine, mit einem Anwurfe von Kalk, den der Regen beinahe ganz weggeſpült hat. Der untere Theil des Gebäudes iſt ſo gut als Ruine; aber man darf wohl daran zweifeln, ob es jemals eine vollkommen gleichförmige Oberfläche hatte; denn die Baſis faſt aller übriger Tops von Afghaniſtan iſt unregelmäßig oder vielmehr eine formloſe Maſſe von Steinen und Mörtel. Ueber der Baſis befindet ſich eine Art Gürtel, ſechs bis ſieben Fuß hoch und von kleinen Säulen gebildet, die einer Reihe von Bogen als Stützen dienen. Dieſer Theil der Architektur, deſſen Projection nur gering iſt, macht den ſchönſten Effekt.

Der Erdwall, welcher dem Top als Baſis dient, iſt hohl und ruht vermuthlich auf unterirdiſchen Grundlagen. Sein Umfang beträgt etwa 2000 Schritt. Der Beſitzer des Grundſtücks, auf welchem der Top ſteht, erzählte Herrn Honigberger, er habe vor zehn oder zwölf Jahren in einiger Entfernung von dem Monumente einen Kanal zur Wäſſerung ſeiner Felder anlegen laſſen. Da entdeckten die Arbeiter, wie er

*) Die Herren Maſſon, Prinſep und Honigberger leſen den Namen dieſes Königs wohl minder richtig Kadphiſes.

Digitized by Google

ſagte, eine in der Richtung des Erdwalls laufende unterirdiſche Gallerie, die unter dem Top ſelbſt endigen mußte. Sie waren mit brennenden Fackeln in dieſe enge Paſſage getreten, kehrten aber mit ausgelöſchten Fackeln zurück und berichteten, dieſelben ſeyen durch die Flügel großer Fledermäuſe, welche beſtändig um ſie herum geflattert, verlöſcht worden. Wenige Tage darauf waren die Arbeiter nebſt ihren Familien aus dem Lande verſchwunden, ohne Jemand ein Wort davon zu ſagen. Die anderen Einwohner kamen jetzt natürlich auf den Verdacht, daß Jene einen großen Schatz mit ſich fortgeſchleppt haben möchten, und dieſe Vermuthung erhielt beinahe Gewißheit, als einige andere Arbeiter, auf Befehl des Eigenthümers, durch den unterirdiſchen Gang in eine große Gallerie unter dem Top kamen, wo ſie einige loſe Stücke Silber vorfanden. Herr Honigberger wollte ſich gern ſelbſt von der Wahrheit der Sache überzeugen und verſuchte es, in den unterirdiſchen Gang zu gelangen; aber die Erde war dermaßen eingeſunken, daß er dieſen Verſuch wieder aufgeben mußte.

Herr Honigberger begann damit, daß er am Gipfel des Top graben ließ, deſſen verfallener Zuſtand leichten Zutritt in das Innere zu verſprechen ſchien. Die Arbeitsleute fanden in den Riſſen Schlangen, Skorpione und ganze Neſter von großen Weſpen, und es koſtete unſeren Reiſenden viele Mühe, ſie zu bewegen, ihre Arbeit fortzuſetzen. Nach zwölftägigem angeſtrengten Nachgraben war man noch nicht viel tiefer als die Mitte gekommen und hatte weiter nichts vorgefunden, als eine Art von viereckiger Zelle, aus regelmäßig behauenen Steinen erbaut. Dieſe ungefähr acht Fuß im Quadrat haltende Zelle war mit großen rauhen Steinen angefüllt. Herr Honigberger wollte jetzt nicht weiter von oben herab graben laſſen, ſondern ließ eine kleine Oeffnung am Fuße des Monumentes erweitern und dann in horizontaler Richtung gegen den Mittelpunkt miniren. Obwohl man bei dieſem Geſchäft harte Steine durchbrechen mußte, die ein noch härteres Cement verkittete, ſo kamen die Arbeiter doch in weniger als drei Tagen dem Centrum bis auf drei Fuß nahe. Hier ſtießen ſie auf eine neue Conſtruction von runder Form und aus ſehr kleinen zuſammengekitteten Steinen beſtehend, die eine enge Zelle von einem Fuß im Gevierte einſchloſſen. Die Zelle ſelbſt bildete ſechs Platten von ſchwarzem Stein, die ſehr regelmäßig behauen waren. In dieſer Central-Zelle, die zwei oder drei Fuß über dem Boden anfing, entdeckte Herr Honigberger eine Büchſe aus glattem kompakten Topfſtein (ollaris) mit grauen und ſchwarzen Adern auf gelbem Grunde. Die Büchſe iſt über 4 Zoll hoch und hat $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer. Sie beſteht aus drei Fachwerken; das erſte iſt der Deckel, auf deſſen Außenſeite Baktriſche Charaktere ſtehen, die aber ſo undeutlich ſind, daß ihre Entzifferung wohl unmöglich ſeyn dürfte. In der Mitte des zweiten Fachwerks befindet ſich eine Art Phiole, und das dritte enthielt eine Miſchung von Staub und Aſche, worin man verſchiedene werthvolle Artikel fand, namentlich: eine Granate und einen Türkis, beide herzförmig zugeſchnitten; eine Anzahl ſehr kleiner Goldblättchen, von verſchiedener Form, die größeren gefaltet oder zuſammengerollt und einige an einen kleinen Ring von demſelben Metalle befeſtigt; eine goldene Verzierung, aus drei kleinen Kügelchen beſtehend, die ſo zuſammengefügt waren, daß ſie in jeder Poſitur eine pyramidaliſche Erhöhung bildeten. Zu dieſen Dingen kam noch ein wohl erhaltener Papyrus, auf deſſen Rückſeite ſchwarze Baktriſche Charaktere ſtanden. Die Subſtanz dieſes koſtbaren Papyrus, der einzigen geſchriebenen Reliquie aus jenen Zeiten und Gegenden, die man bis jetzt vorgefunden, iſt ſo zerreiblich geworden, daß ſie nur durch einen chemiſchen Prozeß entfaltet und ausgebreitet werden kann. Die untere Höhlung der Stein-Büchſe enthielt eine kleine Schachtel aus leicht oxydirtem Silber von roher Arbeit, und in dieſer ſteckte wieder ein goldenes Büchschen, das einige Fragmente verkalkter Knochen, zwei gleichfalls verkalkte Perlen, zwei kleine goldene Ornamente und endlich einen oval geſchnittenen Rubin enthielt.

Die Entdeckung dieſer merkwürdigen Artikel veranlaßte Herrn Honigberger, noch einen anderen Top zu öffnen, der Burdſchi Kemri heißt und ungefähr eine Meile von dem erſtgenannten entfernt liegt. Dieſer fußt, wie jener, auf einem von unterirdiſchem Gebäu getragenen künſtlichen Erdwall, den Herr Honigberger zum Theil unterſuchte, indem er durch maſſive Gallerieen in kleine gewölbte Gemächer eintrat, die aber nichts Merkwürdiges enthielten. Es fehlte ihm an Zeit, um auch die anderen Gallerieen auszugraben.

Der Burdſchi Kemri iſt weniger hoch, als jener andere Top; er mißt nur etwa 40 Fuß in der Höhe und beinahe 30 im Durchmeſſer. Seine Verhältniſſe ſind nicht ſo elegant; auch iſt er minder gut erhalten und ſein Gipfel ganz eingeſtürzt. Aus den Borſten und ſelbſt aus den Fugen der Steine wächſt üppiges Gras, und der Boden ringsumher iſt mit Trümmern bedeckt, welche der Regen oder ſteinbrechende Pflanzen losgeriſſen haben. Durch Erfahrung belehrt, fing Herr Honigberger das Nachgraben an der Baſis des Gebäudes an, und ſchon am zweiten Tage waren ſie dem Mittelpunkt ſehr nahe. Sie ſtießen hier auf ein inneres Bauwerk von runder Form, das eine ſehr harte Bekleidung von Mörtel hatte. Im Innern war eine Höhlung, die etwa einen Fuß im Gevierte maß, und in welcher ein vergoldetes bronzenes Becken ſtand. Das Becken war rund, ſehr oxydirt und maß etwa acht Zoll im Durchmeſſer. Ein darüber liegendes feines Tuch zerfiel bei der erſten Berührung in ein dunkelrothes Pulver, das Herr Honigberger ſorgfältig ſammelte. In dem bronzenen Becken befand ſich eine Miſchung von ſehr ſchöner Erde, Baumrinden und Fragmenten eines weißlichen harzartigen Stoffes. In der pulverigen Erde am Boden des Gefäßes lagen: ein in Herzform zugeſchnittener Türkis, ein anderer Edelſtein von ſphäroidiſcher Form und violetter Farbe und einige goldene Ornamente, der werthvollſte Artikel aber, den dieſes Gefäß barg, war ein ſehr ſchön gearbeiteter und vollkommen wohl erhaltener Mokadphiſes aus Gold, deſſen Avers die Büſte eines bärtigen Mannes darſtellt, der eine cylinderförmige Mitra trägt. Das Gewand ſcheint das der Skythiſchen Könige von Baktrien zu ſeyn. Jede von beiden Händen führt ein Königliches Attribut: in der einen befindet ſich eine Keule und in der anderen ein etwas undeutlicher Gegenſtand, der höchſt wahrſcheinlich die Ankuſa, ein Inſtrument, womit man Elephanten lenkt, vorſtellen ſoll. Die im Kreiſe laufende Inſchrift iſt Griechiſch, ſie lautet: „ΜΟΚΑΔΦΙϹΗϹ ΒΑϹΙΛΕΥϹ" (König Mokadphiſes). Auf dem Reverſe ſieht man eine ſtehende nackte Figur. Die linke Hand derſelben iſt mit dem Fell eines wilden Thieres bedeckt und hält ein Inſtrument, das in Form einer Kugel endet; die erhobene Rechte ruht auf einer Angriffs-Waffe, einem Stabe, der mit einem Dreizack endet und deſſen Handhabe ein Beil iſt. Die im Kreiſe laufende Inſchrift, in Baktriſchen Charakteren, iſt durch Friction unkenntlich geworden, läßt ſich aber durch die Inſchrift eines anderen Exemplars ergänzen. Außer dieſen Artikeln enthielt das bronzene Gefäß noch einen ſilbernen Cylinder, mit einem Petrefakte darin, das die Höhlung beinahe ganz ausfüllte. Naturforſcher erklären dieſes Petrefakt für verſteinertes Holz.

Zunächſt ſchenkte Herr Honigberger einem Orte ſeine Aufmerkſamkeit, der bei den Eingebornen Sih Top (die drei Tops) heißt. Wirklich findet man hier drei Tops von ziemlich gleicher Höhe, die am Abhang eines Berges liegen, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden von dem Burdſchi Kemri entfernt. Der Reiſende unterſuchte den größeren Top, der an Bau und Figur mit dem oben beſchriebenen im Weſentlichen übereinkam. Man fand in dieſem Monumente nichts, als eine kleine hübſch gearbeitete Lampe aus Serpentinſtein, welche Fragmente eines weißlichen leicht entzündbaren Harzes enthielt. Die Lampe iſt mit Roſen und Löwenköpfen geziert, und am Vordertheil befindet ſich das Haupt eines fantaſtiſchen Thieres, in welches man ein Loch gebohrt hatte, um den Docht hineinzuſtecken.

Ein anderer Top in der Nähe von Kabul, den Herr Honigberger geöffnet und etwas zu früh wieder verlaſſen hatte, wurde nach ihm von Herrn Maſſon unterſucht, der verſchiedene werthvolle Artikel, unter anderen acht ſchöne Goldmünzen, in demſelben vorfand. (J. A.)

Frankreich.

Der Salon der Mlle. Contat.

(Fortſetzung.)

Da ich mir denken konnte, daß der Salon der Mlle. Contat größtentheils aus intereſſanten Perſonen beſtehe, ſo bat ich Herrn von Ségur, mir die ausgezeichnetſten zu nennen. — „Der kleine Mann dort", ſagte er, „mit den demüthig geſenkten Blicken und der beſcheidenen Haltung, der ſich beſtändig in einen Winkel des Saales drückt, damit man ihn aufſuchen ſoll, iſt Colin d'Harleville. Den Beifall, den er durch ſein Luſtſpiel „der alte Junggeſelle" erwarb, ſchreibt er nur dem vortrefflichen Spiel der Contat zu, und das konnte ihn allein beſtimmen, dieſen Abend herzukommen; er lebt jetzt fern von der Welt, die auch ſeiner nicht mehr, wie früher, achtet; ſeine Anſprüche ſind: Sanftmuth und Milde, ſein Ehrgeiz die Beſcheidenheit. Er iſt das Veilchen des Inſtituts, aber ſeine Feinde behaupten, daß dieſes Veilchen beſtändig mit ſeiner ganzen Familie prozeſſire!" — „Was kümmert das mich; er iſt nichtsdeſtoweniger der Verfaſſer des „Unbeſtändigen", der „Luftſchlöſſer" und jener Rolle der Mad. Evrard, die aus Molière's Feder gefloſſen zu ſeyn ſcheint." — „Ich bewundere das Alles", erwiederte er, „aber noch mehr ſeinen grenzenloſen Haß gegen Fabre d'Eglantine, jenen berüchtigten Septembriſeur, der mehr Talent hat, als er. Iſt es dieſem ſonderbaren Menſchen nicht eingefallen, die Namen der Heiligen im Kalender zu ſtreichen und ſie durch Gemüſe-Namen zu erſetzen! Ich wollte neulich doch ſehen, welcher Name an der Stelle meines Schutz-Patrons ſtünde, und da fand ich denn, daß ich Krauskohl (choux frisé) heiße."

Ich lachte über dieſe Thorheit, welche durch die Friſur des Vicomte einen komiſchen Anſtrich erhielt, und fragte ihn dann, wer der dicke gepuderte Herr ſey, der mit Collin d'Harleville plauderte? „Es iſt Desfaucherets, der Verfaſſer der „heimlichen Heirath"; Mlle. Contat glaubt ſteif und feſt, ihm allein den Beifall zu verdanken, den ſie doch nur durch ihr entzückendes Spiel erworben hat. Obgleich er ſchon ſehr alt iſt, gründet ſie doch noch viele Hoffnungen auf ſein Talent, aber ſie irrt ſehr; ſein Genie iſt ein überaus unfruchtbares, und die heimliche Heirath wird wohl die Geſchichte ſeines ganzen Lebens ſeyn." — „Es iſt immer ſchon ein Verdienſt, dem ſchönſten Talent ſeines Jahrhunderts Gelegenheit zu geben, ſich in ſeinem vollen Glanze zu zeigen", wandte ich ein. — „Ohne Zweifel, der Baum, der ganz frei, ohne Stütze daſtehend, nicht reifen kann, muß zum Spalier ſeine Zuflucht nehmen. Hier iſt eine junge Pflanze, die gewiß allein in die Höhe treiben und gedeihen wird", fuhr er fort, auf einen jungen Mann zeigend, deſſen geiſtreiches, ausdrucksvolles Geſicht ſehr viel verſprach.

„Ich erkenne ihn", ſagte ich, „es iſt der Verfaſſer des „Agamemnon"; einer meiner Freunde hat ihn in meine Loge geführt, während das Publikum ihn, nach der erſten Aufführung ſeiner Tragödie, mit rauſchenden Applaudiſſements hervorrief. Die Art, wie er die vielen Komplimente, mit denen man ihn überhäufte, beantwortete, hat mir eine hohe Meinung von ſeinem Geiſte gegeben; es iſt ſo ſelten, einen jungen Schriftſteller, deſſen Werk mit ungetheiltem Beifall aufgenommen ward, ganz frei von einer gewiſſen lächerlichen Eigenliebe, wie von erheuchelter Beſcheidenheit, zu finden. — „Oh", erwiederte Ségur, „machen Sie ſich nur einen hohen Begriff von ſeinem Geiſte; denn ſeine eigenen Werke ſogar werden nie ſo geiſtvoll ſeyn, wie er iſt."

Dann zeigte mir der Vicomte den Herrn von Parny und ſagte mir, daß der Neffe dieſes Poeten, der ſchon ſeit mehreren Jahren Mlle. Contat liebe, ſie, wie man ſagt, jetzt geheirathet habe, daß aber dieſe Verbindung bis zu ihrem Abgange von der Bühne geheim gehalten werde. Niemand wunderte ſich über ihre gegenſeitige Zuneigung, denn trotz ihrer vierzig Jahre war die Contat noch höchſt reizend, und der junge Parny verband mit einem ſchönen Geſicht und einer hohen Ge-

Digitized by Google

ſtatt die eleganteſte Franzöſiſche Tournüre; dabei wußte er ſich von jener Eitelkeit fern zu halten, die zuweilen auch einen gebildeten, geiſtvollen Mann geckenhaft erſcheinen läßt; er legte durchaus keinen Werth auf ſeine äußeren Vorzüge und erſchien deshalb nur um ſo liebenswürdiger.

„Hier iſt mein junger Mitſchuldiger", fuhr Herr von Ségur fort, indem er mir Emanuel Dupaty bezeichnete, „wir haben zuſammen die „komiſche Oper", jenes kleine Stück, das bei Ihnen, auf dem Lande, in Muſik geſetzt wurde, verfaßt. Dieſer Emanuel iſt der liebenswürdigſte Mitarbeiter von der Welt, denn erſtens macht er drei Viertel der Arbeit, würzt ſie mit niedlichen Verſen und geiſtreichen Worten und dann ſagt er den Theater-Damen, den erſten Liebhaberinnen und Koketten ſo viel ſchöne Dinge, daß ſie ihre Rollen mit doppeltem Eifer ſpielen. Es thut mir nur leid, daß ich ihm nicht auch in meinem „gelben Kabriolet"*) einen Platz eingeräumt habe; es wäre dann gewiß nicht ſo unſanft umgeworfen worden. Wiſſen Sie denn", fuhr er fort, „wie die Republikaner mich geſtern bei meinem Herausgehen aus dem Feydeau-Theater muthwillig beleidigt haben? Die Schurken riefen ſo laut, wie ſie konnten: Das gelbe Kabriolet des Herrn von Ségur! Und Gott weiß, welches Gelächter und wie viel Neckereien ich anhören mußte, ehe es mir gelang, mein Kabriolet zu erreichen. Es wird wieder umgeworfen! riefen Einige. Es iſt ja erſt eben aufgehoben worden! antworteten Andere. Glücklicherweiſe lachte ich mehr, als irgend einer meiner Quäler, und entwaffnete ſo ihre Bosheit."

Nichts glich in der That der liebenswürdigen Heiterkeit, mit welcher der Vicomte in einen Scherz, den man ſich auf ſeine Koſten erlaubte, einſtimmte; er hatte, wie ſo mancher Andere ſeine Lächerlichkeiten, aber er kannte und liebte ſie und nahm es nicht übel, wenn ſie ſeinen Freunden zur Beluſtigung dienten. Auch an dieſem Abende mußte Mlle. Contat ihn in Anſpruch nehmen, um ihre Gäſte von der Langeweile des Wartens zu befreien; denn Legouvé kam, wie gewöhnlich, viel zu ſpät, es war bei ihm weder Unhöflichkeit noch die Sucht, Effekt hervorzubringen, aber Nachläſſigkeit und Saumſeligkeit. Es war damals gerade eine Zeit, wo die Liebe für das Antike vorherrſchend war; die Mode, dieſe despotiſche Fee, hatte mit einem Schlage ihrer Zauberruthe die Säle in Hallen, die Kleider in Tuniken, die Becher in Schalen, die Schuhe in Kothurne und die Guitarren in Lyra's verwandelt. Auch Mlle. Contat hatte eine ſolche moderne Lyra zum Geſchenk erhalten; ſie bat mehrere ihrer Gäſte, ſich darauf hören zu laſſen, aber von all den zahlreichen Muſikliebhabern konnte oder wollte keiner von dem Pindariſchen Inſtrument Gebrauch machen, weil es den Spielenden zu einer gar zu lächerlichen Stellung zwang. Der Vicomte von Ségur allein hatte den Muth, die Lyra aus den Händen der Mlle. Contat anzunehmen und ſich zu einem neuen Geſange zu begleiten. Das anti-Griechiſche Koſtüm des Sängers, ſein ſorgfältig gekräuſeltes und gepudertes Haar, ſeine ſteife Haltung, ſeine ſonderbare Ausſprache nach der Mode der ci-devant Elegants von Verſailles, ſeine dünne Stimme, die, nach der Manier des Phidias, in ſeinen Armen ruhende Leier — das Alles machte einen ſo grotesken Eindruck, daß ich mich nicht enthalten konnte, in lautes Gelächter auszubrechen. Mein Beiſpiel wirkte wie durch einen Zauberſchlag auf alle Andere, die bisher ihre Lachluſt unterdrückt hatten, und der Vicomte, der nun auch ſehen wollte, welchen Anblick er gewähre, rückte ſeinen Stuhl ſo, daß er ſich in einem großen Spiegel ſehen konnte, und ſcherzte nun beſſer, als irgend Einer über ſeine Olympiſche Haltung; jetzt ſang er mit Ausdruck und Geiſt eines der hübſcheſten Lieder ſeines Bruders, Jeder applaudirte, und die Geſellſchaft hatte, wenigſtens für den Augenblick, Legouvé vergeſſen.

Endlich ward dieſer gemeldet; er kam aus dem Theater, wo er dem Debüt ſeiner Schülerin, Mlle. Duchesnois, beigewohnt hatte; die junge Schauſpielerin war mit Beifall überhäuft worden und Legouvé in der glänzendſten Laune.

Er fand ſein Tiſchchen und ein Glas Zuckerwaſſer bereit, und die Gäſte die ſich hier und da im Nebenzimmer zerſtreut hatten, verſammelten ſich jetzt wieder im Salon, um die Vorleſung zu hören. Nun erſt bemerkte ich Alexander Duval und wunderte mich über ſein Hierſeyn, denn ich glaubte ihn mit der Dame vom Hauſe auf immer entzweit. — „Wie unerfahren Sie doch ſind", ſagte Ségur, dem ich meine Gedanken mitgetheilt hatte, „glauben Sie denn, daß zwei Perſonen, die einander ſo nöthig ſind, lange uneinig leben können? Es iſt wahr, daß ſich neulich, bei der letzten Probe des Dramas, das jetzt einſtudirt wird, ein kleiner Streit zwiſchen dem Autor und der Schauſpielerin entſpann; Mlle. Contat wünſchte nämlich eine Aenderung in der Haupt-Scene, und da Duval nicht einwilligen wollte, warf ſie ihm ohne Weiteres ihr Rollenheft an den Kopf; er hob es auf, nahm ſein Manuſkript aus den Händen des Souffleurs und ging davon, indem er betheuerte, daß er nicht ein Wort ändern werde, wenn auch ſein Stück gar nicht gegeben werden ſollte. Es iſt wahr, daß das Alles im Theater viel Senſation erregte, daß man lange nicht wußte, ob die Contat oder der eigenſinnige Bretagner den Sieg davontragen werde; aber da das Stück der Schauſpielerin und die Schauſpielerin dem Stücke einen großen Erfolg verſpricht, ſo mußte das gemeinſchaftliche Intereſſe ſie bald wieder einander nähern und verſöhnen."

Dies iſt daſſelbe Drama, das durch den Beifall des Herzogs von Choiſeul und die lauten Lobſprüche des Vicomte von Ségur dem erſten Konſul verdächtig wurde und dem Verfaſſer eine Verbannungs-Ordre, der er folgen mußte, zuzog. Emanuel Dupaty ward um dieſelbe Zeit von einem gleichen Schickſale bedroht. Er ließ in der Opéra comique ein kleines Stück, mit dem Titel „das Vorzimmer", einſtudiren und ahnte wohl nicht, daß zwei Freunde des Konſuls, in Picaros und Diego und in der Menge der ſie umgebenden Diener eine Myſtification des ſich bildenden jungen Hofes, aus deſſen Mitte bald Könige hervorgehen ſollten, finden würden. Wegen eines unſchuldigen Calembourgs ward Dupaty denuncirt, eines Abends von Gendarmen abgeholt, in eine Poſtchaiſe geworfen und nach Breſt geführt, wo er in einen Ponton, eine Art von ſumpfigem Kerker, eingeſperrt ward, in dem die Langeweile, ſchlechte Nahrungsmittel und peſtilentialiſche Dünſte ſehr ſchnell die Geſundheit der Gefangenen untergraben. — Dieſe und ſo manche andere Beiſpiele beweiſen, daß unter den zu ſtrengen wie unter den zu ſchwachen Regierungen geiſt- und talentvolle Männer oft wie Feinde behandelt werden, und das iſt am Ende, meiner Meinung nach, noch beſſer, als ſich weder protegirt noch verfolgt zu ſehen, denn der Haß reizt und feuert an, aber die Gleichgültigkeit lähmt und ſtumpft ab.

Bei den erſten Lauten der vollen, ſonoren Stimme Legouvé's hörte alle Converſation auf. Mehrere Witzlinge aus der Geſellſchaft wagten es, einige Fadheiten über das Thema der Vorleſung, das „Verdienſt der Frauen", als Vorrede voranzuſchicken; die Boshaften lächelten mit einer Miene, die zu ſagen ſchien: „Ich wäre eben nicht böſe, es kennen zu lernen", und Herr von Ségur flüſterte mir ins Ohr, „Vom Verdienſt der Frauen iſt die Rede? nun Gottlob, das wird nicht lang ſeyn."

Und in der That, es ſchien wohl Keinem zu lang; die Verſe auf die barmherzigen Schweſtern und den Heroismus des Fräuleins von Sombreuil rührten uns bis zu Thränen; das ganze Gedicht war ſo ſchön und dabei ſo wahr, daß wir nicht wußten, ob wir mehr das tiefe Gefühl oder das Talent des Dichters bewundern ſollten; unſer Beifall ſteigerte ſich bis zum Enthuſiasmus. Die guten Leute, die ja unlängſt Alle einem allgemeinen Blutbade entgangen waren, fühlten ſich noch ſo voll von Schauder und Abſcheu gegen die Henker, von Mitleid für die Opfer und von Bewunderung hingebender Frauen, daß kein Herz ungerührt blieb; Jede von uns fühlte ſich wohl in dieſem Augenblicke ſtolz und glücklich, denn wir glaubten ja Alle, zur Zeit des Terrorismus mehr oder weniger Proben unſres Muthes abgelegt zu haben. Bei einer der rührendſten Stellen richteten ſich Aller Augen auf Mad. Lebrun, auf jene herrliche Frau, die ihre Feinde, ſo zu ſagen, aus Frankreich vertrieben hatten, um ihr das Leben zu retten; denn ſie ſollte eben mit dem Tode die Ehre büßen, unſere Geſchichte durch die ſchönſte Schilderung der Märtyrer-Königin bereichert zu haben. Man erinnerte ſich der muthvollen Erkenntlichkeit, die ſie immer ihren erhabenen Beſchützern bewieſen, und die Treue, mit der ſie ſelbſt ſpäter allen verführeriſchen Verſuchungen des Kaiſerreichs widerſtand, erhöhte noch die Bewunderung, die ihr Talent einflößte. Niemals war wohl eine Frau mit reicheren Gaben von der Natur ausgeſtattet worden; Mad. Lebrun war zu gleicher Zeit ſchön und anmuthig, glänzend und einfach, geiſtreich und gut; in ihren Schilderungen wußte ſie die Wahrheit aufs Anmuthigſte einzukleiden, ohne ihr je untreu zu werden; poetiſch in ihrem Talent, in ihrer Converſation, in ihrer Kleidung ſogar, hat man es ihr daher immer verziehen, originell zu erſcheinen, weil ſie nie den Anſpruch machte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenken zu wollen. An jenem Tage hatte das Geſicht der Mad. Lebrun noch den vollen Glanz der Jugend, und dennoch war ihre Schönheit ſchon lange vor der Revolution berühmt geweſen. Aber ſie war ſo glücklich, ſich wieder in Frankreich, umgeben von geiſt- und talentvollen Leuten, zu ſehen, daß ihre Augen vor Freude glänzten, und dieſer belebte Ausdruck, ihr friſcher Teint, ihre ſchönen Farben und ihr herrliches blondes Haar täuſchten über ihr Alter; ſie hatte alle Reize einer jungen Frau.

Ihr Bruder, Herr Vigée, ein geiſtvoller Mann, war der Verfaſſer der „Entrevue", eines kleinen Stückes in Verſen, in welchem Mlle. Contat und Molé ſo vortrefflich ſpielten, daß man wirklich der Zeuge eines häuslichen Zwiſtes zu ſeyn glaubte, wenn man ſie hörte. Herr Vigée war natürlich ſehr dankbar dafür; ſeine Verehrung für Mlle. Contat veranlaßte ihn, noch einige andere kleine Stücke in Verſen zu ſchreiben; doch ſchadete ihnen ein gewiſſer Anſtrich von Pedanterie, die ihm als Profeſſor am Athenäum eigen war, und ſeine Bemerkungen, die wirklich pikant und ſcharfſinnig waren, erhielten dadurch zuweilen eine lächerliche Pomphaſtigkeit. Mlle. Contat ſelbſt ſcherzte oft mit ihm über ſein feierliches Weſen; dann wurde er übelgelaunt, und man neckte ihn nur um ſo mehr. Deſſenungeachtet war er einnehmend und der Freund aller jungen Talente, denen er ſich überlegen glaubte. Auch Legouvé gehörte zu dieſen letzteren, er hatte ihn nicht nur ermuthigt, ſondern auch applaudiren helfen, und nur in Folge der Lobſprüche und der Empfehlung Vigée's hatte die Comédie Française ſich entſchloſſen, den „Tod Abel's" zu geben. Man erräth wohl leicht, wie viele Hinderniſſe ſich dem Stücke des jungen Autors wegen des veralteten Stoffes und der Neuheit des Koſtüms entgegenſtellten, und obgleich Vigée's eifrige Freundſchaft bei dieſer Gelegenheit für Legouvé von großem Nutzen war, ſo hat doch oft die ſchwerfällige Pedanterie des Profeſſors dem jungen Talente geſchadet. Alles mußte bei ihm ernſt und regelrecht ſeyn, jeder ſchüchterne Verſuch eines kühneren Aufſchwungs ward ſogleich unterdrückt, und ſo war das Reſultat der vielen Berathungen mit Vigée, daß der junge Dichter ſeinen nach der Bibel geſchilderten Kain wie Voltaire's Oreſt, ſeinen Abel aber wie Zaire ſprechen ließ, und daß die wilde rohe Einfachheit des erſten in der Welt geſchehenen Verbrechens unter der geglätteten Sprache des Mörders und ſeines Opfers ganz verſchwand. Einige ſehr ſchöne Scenen im Stücke, wo das Talent des Verfaſſers dem Willen und der gelehrten Routine ſeines Freundes Trotz bot, beweiſen, daß er wohl Beſſeres leiſten konnte.

Ich hatte viel von dem Grafen Louis von Narbonne und ſeiner alten Liebe zu der Contat gehört; auch ohne ihn je geſehen zu haben, hätte ich ihn ſogleich erkannt. Es lag ſo viel Geſchmack und Grazie in den Komplimenten, mit denen er Legouvé überhäufte, ſo viel Koketterie in Allem, was er von dem Verdienſte der Frauen ſagte, daß ich in ihm gleich den Mann, der den Frauen zu gefallen gewohnt iſt, erkannte. Die Freundſchaft, die er noch immer der Mlle. Contat bewies, gereichte Beiden zur Ehre, denn es iſt ſchwer, Jemand, den man ſo

*) Der Titel einer komiſchen Oper, die wenige Tage vorher durchgefallen war.

Digitized by Google

glühend geliebt hat, lange zu lieben und der eifrigſte Freund derjenigen zu bleiben, die ihre Liebe ſchon längſt einem Anderen zuwandte. Herr von Narbonne hat auch durch edle und muthige Thaten bewieſen, daß er mehr als bloß liebenswürdig ſeyn konnte; man denke nur an den Brief, den er dem National-Konvent zu Gunſten Ludwig's XVI. ſchrieb, als dieſer angeklagt war, die Mittel, ſein Königreich in den Vertheidigungszuſtand zu verſetzen, vernachläſſigt zu haben. Und doch konnte dieſer Schritt Herrn von Narbonne in den Augen der Seinen nicht von dem Verdachte reinigen, die Volkspartei ergriffen zu haben. Und dieſem ariſtokratiſchen Grolle verdankte der Kaiſer einen eifrigen Miniſter, einen ſeiner tapferſten Adjutanten und einen liebenswürdigen Hofmann.

Der Vicomte von Ségur liebte ihn nicht; er konnte ſich nie von einer kleinen Eiferſüchtelei gegen ihn frei machen, und ſo oft er dem Verdienſte des Herrn von Narbonne Gerechtigkeit widerfahren ließ, war er eifrig bemüht, auch auf die Fehler deſſelben hinzuweiſen. Er warf ihm beſonders den Leichtſinn vor, mit dem er ſich, als Kriegsminiſter, auf ſeiner Viſitations-Reiſe nach den Gränzfeſtungen von Frau v. Staël hatte begleiten laſſen, und erzählte mir bei dieſer Gelegenheit einen hübſchen Zug von Hrn. v. Staël, der mir bis jetzt noch nicht bekannt war. Kurze Zeit nachdem Herr v. Narbonne vom Miniſterium abgegangen war, waren ſeine Vermögensumſtände ſo zerrüttet, daß er ſich von ſeinen Gläubigern hart bedrängt ſah. Ein indiskreter Freund verräth der Frau v. Staël, daß Herr v. Narbonne noch an demſelben Tage ins Gefängniß wandern müſſe, wenn er ſich nicht augenblicklich die Summe von 30,000 Franken verſchaffen könne. Frau von Staël ſucht ihren Gatten auf, und dem Antriebe einer leidenſchaftlichen Freundſchaft nachgebend, ſchildert ſie ihm mit den lebhafteſten Farben die unglückliche Lage des Grafen Louis und fragt, ob es kein Mittel gäbe, ihn zu retten. „Oh, Du machſt mich unendlich glücklich!“ rief Herr von Staël, nahm dann aus ſeiner Brieftaſche die Summe, die zu Herrn von Narbonne's Freiheit nothwendig war, übergab ſie ſeiner Frau und fügte mit bewegter Stimme hinzu: „Stelle Dir meine Freude vor; ich dachte, es ſey Dein Liebhaber.“ (Schluß folgt.)

Bertin de Bellisle.

Dieſen Namen trugen zur Zeit Ludwig's XV. zwei bekannt gewordene Männer, von denen der Eine ein ſehr reicher Arzt und der Andere, ſein Neffe, Polizei-Präfekt von Paris und ſpäterhin Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Staatsrath Ludwig's XV. war. Ueber beide Männer enthält das Franzöſiſche Journal le Droit folgende Notizen:

„Ein Hospodar der Moldau, der mit ſeinem Leibarzt im höchſten Grade unzufrieden war, rief den berühmten Doktor Bertin, Mitglied der mediziniſchen Fakultät zu Paris, an ſeinen Hof. Kaum hatte dieſer gelehrte Mann, den zu gewinnen man keine Opfer geſcheut hatte, die Reſidenz des Hospodars erreicht, als jener unglückliche Zögling des Aeskulap, an deſſen Stelle Bertin berufen war, unter den Augen des Ankömmlings enthauptet wurde. Der Moldauiſche Fürſt hatte — ob mit Recht oder Unrecht, haben wir hier nicht zu erörtern — den Unglücklichen in Verdacht, daß er ihn auf Betrieb des Großherrn habe vergiften wollen. Das Schauſpiel der Hinrichtung verfehlte ſeinen Eindruck nicht, aber es war nicht dazu gemacht, Herrn Bertin ein beſonderes Zutrauen zu ſeinem Kranken einzuflößen; Unwillen, Schrecken und Furcht bemächtigten ſich ſeiner von dieſem Augenblick an, und er faßte auf der Stelle den Entſchluß, ſo kurze Zeit als möglich an einem ſo gefährlichen Orte zu verweilen. Als nach Verlauf von zwei Jahren der Franzöſiſche Konſul am dortigen Hofe nach Paris zurückkehrte, benutzte er die Gelegenheit, bei dem Hospodar ſeine Entlaſſung einzureichen, und er kehrte in ſein Vaterland zurück, nicht ohne ſich furchtſamen Blickes umzuſehen, bis er glücklich über die Gränze gelangt war. Im Monat Dezember 1745 kam er wieder in Paris an.

Er hatte dieſe Hauptſtadt als ein armer Mann verlaſſen und kehrte als ein Kapitaliſt zurück. Er war im Beſitz höchſt bedeutender Summen, die er, faſt ohne zu wiſſen, wie? während ſeines gezwungenen zweijährigen Aufenthaltes am Hofe des Hospodars gewonnen hatte. Für ein Gemüth wie das ſeinige war der Reichthum nur ein Mittel mehr, Wohlthun um ſich her zu verbreiten. Der wackere Mann errichtete in der Bretagne, im Dauphinée und in Paris neue Lehrſtühle der Medizin, gründete Freiſtellen in den Hospitälern, ſchenkte den Findelhäuſern bedeutende Fonds und überhäufte ſeine im Verborgenen lebende Familie mit Wohlthaten, deren ſie kaum würdig war.

Einer ſeiner Neffen, voll Fleiß und Anſtelligkeit, vertrauerte ſeine Tage in der Schreibſtube eines Prokurators im Chatelet. Er entriß ihn dieſem düſteren Aufenthalte, ſetzte ihn in Stand, die Rechte zu ſtudiren, und als der junge Mann ſeine Studien beendigt hatte, kaufte er ihm eine Rathsſtelle im Parlament.

Dieſer glückliche junge Mann hieß Jakob Anton Bertin de Bellisle. Vom Parlamentsrath wurde er zum General-Einnehmer des Steuer-Departements Riom befördert und nicht lange darauf zum Polizei-Präfekten der Stadt Paris ernannt.

Durch den Einfluß des Herzogs von Aiguillon und der Frau von Pompadour zu dieſer Würde erhoben, behielt Bertin alle Irrthümer und Fehler in der Verwaltung bei, ganz wie ſie ihm von ſeinem Vorgänger überliefert worden war. Bertin de Bellisle hatte weder Feſtigkeit, noch Gewalt genug, um die Polizei-Verwaltung zu dem zu machen, was ſie ſeyn ſollte; er ließ ſich von der mächtigen Hof-Partei beherrſchen, anſtatt über das Wohl und die Sicherheit der Stadt zu wachen, die ihm anvertraut war.“

— Um nun zu erklären, warum Bertin de Bellisle, trotz ſeiner nicht großen geiſtigen Fähigkeiten, ſo lange Polizei-Präfekt geweſen und dann auch noch Miniſter geworden, erzählt das obengenannte Journal, angeblich nach einem erſt jetzt aufgefundenen Dokumente, wie der Polizei-Präfekt einmal dem Könige das Leben gerettet, indem er noch zeitig genug ein Komplott entdeckte, wonach der König durch einen ihm feierlich überreichten vergifteten Blumenſtrauß in Gegenwart des ganzen Hofes getödtet werden ſollte. Die Geſchichte trägt jedoch ſo ſehr das Gepräge des Unwahrſcheinlichen, daß das Journal le Droit, welches, ſeiner Tendenz nach, einen juridiſch-hiſtoriſchen Charakter trägt, wohlgethan hätte, ſeine Quelle näher zu bezeichnen.

Von der Polizei-Verwaltung Bertin de Bellisle's wird dann noch Folgendes erzählt: „Trotz der Vorurtheile, die man gegen die Bertinſche Verwaltung hegt, iſt doch nicht zu verkennen, daß er einige ſehr nützliche Anordnungen getroffen. Die Adminiſtration der Franzöſiſchen und der Schweizer Garde verſteigerte alle fünf Jahre ſämmtliche ausrangirte Uniformſtücke. Die Hefe des Pöbels kaufte dieſe Gegenſtände für eine Kleinigkeit an ſich, und es war nichts Seltenes, die Savoyarden auf dem Pontneuf, die Lumpenſammler und ähnliche Individuen mit verſchiedenen Uniformſtücken bekleidet zu ſehen. Dieſe Vermummung führte eine doppelte Unannehmlichkeit herbei: erſtens wurde das Ehrenkleid des Soldaten auf ſolche Art entweiht, und zweitens wurden oft unter dieſer Maske Diebereien und andere Unthaten verübt, die dem Soldatenſtande zur Laſt gelegt wurden. Bertin wollte dieſem eben ſo unmoraliſchen als gefährlichen Handel ein Ende machen und befahl, daß dergleichen Bekleidungs-Gegenſtände nicht ferner zum Verkauf gebracht werden dürften, wenn nicht vorher die Farbe und der Schnitt derſelben geändert worden. Von dem Zeitpunkt ab wurde das Auge nicht mehr durch die groteske Tracht der niederen Volksklaſſe beleidigt, und der Soldat hatte ferner keine Urſache, über Unthaten zu erröthen, durch die ſeine Uniform beſchimpft worden war. Ferner hatten ſeit den Kriegen der Fronde viele herumziehende Handwerker die Gewohnheit beibehalten, ſich des Klanges kriegeriſcher Inſtrumente zu bedienen, um die Aufmerkſamkeit der Käufer rege zu machen. Scheerenſchleifer, Keſſelflicker und Steinguthändler zogen unter diſſonirenden Klängen einer Trompete oder eines Jagdhorns durch die Straßen; ja, ſelbſt die Milchverkäufer wanderten unter brauſenden Fanfaren einher. Dieſe Sitte war eben ſo lächerlich als gefahrvoll. Bertin unterſagte dieſe widerſinnigen Konzerte und duldete nur die Klapper. Eben ſo verbot er den Taſchenſpielern, Seiltänzern und Marktſchreiern, ſich einer Trommel und anderer kriegeriſcher Muſik zu bedienen, und erwarb ſich auf dieſe Weiſe ſowohl den Beifall der Kriegsleute, als den der ruhigen Bürger. Bertin traf auch einige neue Anordnungen hinſichtlich der Straßenreinigung, die aber nicht von ſolcher Wirkung wie die ſeiner Vorgänger waren.“

Bertin de Bellisle iſt als Staatsrath im Jahre 1764 geſtorben und hat den Ruf eines rechtlichen Mannes hinterlaſſen, was damals in Frankreich etwas Ungewöhnliches war.

Mannigfaltiges.

— Franzöſiſche Gelehrten-Verſammlungen. Die nächſte Zuſammenkunft der Franzöſiſchen Natur- und Geſchichtsforſcher wird im September d. J. in Metz ſtattfinden. Auch an mehrere Berliner Gelehrte ſind Aufforderungen dazu ergangen, von denen uns eine vorliegt, die die pomphafte Ueberſchrift „Congrès scientifique de France“ trägt. Nun, bei unſeren überrheiniſchen Nachbarn kommt ja Alles auf den Namen an. Ein „wiſſenſchaftlicher Kongreß von Frankreich“, auch wenn er gar nichts leiſtet, imponirt doch ſchon durch ſeinen Namen mehr, als eine bloße „Verſammlung Deutſcher Naturforſcher und Aerzte.“ Die Verſammlung in Metz wird bereits die fünfte in Frankreich ſeyn, ohne daß von den vier vorhergegangenen viel bekannt geworden wäre. Freilich nehmen auch die Pariſer Zeitungen von den Vorgängen in der Provinz keine ſonderliche Notiz, und ſo kann es wohl ſeyn, daß wir nur deshalb nicht viel von den vier „wiſſenſchaftlichen Kongreſſen“ erfahren haben, weil wir in Deutſchland keine andere Franzöſiſche Zeitungen, als die Pariſer zu halten pflegen. Der letzte „Kongreß“, der in Caen ſtattfand, theilte ſich in folgende Sectionen: 1) für Naturgeſchichte; 2) für Landbau, Gewerbe und Handel; 3) für Phyſik und Medizin; 4) für Geſchichte und Archäologie; 5) für ſchöne Künſte, Literatur und Philologie und 6) für Staatshaushalt und Statiſtik. In Metz wird auch noch eine ſiebente Abtheilung, die für mathematiſche Wiſſenſchaften, hinzukommen. In der uns vorliegenden gedruckten Aufforderung wird Metz durch ſeine vielfachen hiſtoriſchen Erinnerungen, die es ſowohl mit Frankreich als mit Deutſchland verbänden, als beſonders geeignet für den „wiſſenſchaftlichen Kongreß“ gehalten, zu welchem man auch, wegen der Nähe von Deutſchland, ſehr viele Deutſche Gelehrte erwarten dürfe.

— Jüdiſche Soldaten in Oſtindien. Ein anſehnlicher Theil der Armee von Bombay beſteht aus Juden, die ſich in Sprache, Kleidung und Sitte von den Mahratten, unter denen ſie ſo lange gewohnt, nur ſehr wenig unterſcheiden. Dieſe Indiſchen Juden würden vielleicht von allen übrigen Eingebornen die beſten Soldaten ſeyn, wenn ſie nicht dem Trunke ſo ergeben wären. Sie ſind weder ſo ſtolz noch ſo indolent wie die Muſelmänner und haben kein ſo läſtiges Ceremoniell wie die Hindu's. Die meiſten können in der Mahratta-Sprache leſen und ſchreiben, und viele verſtehen auch Hebräiſch. Mit einem ſtarken Körperbau verbinden ſie vielen Sinn für Arbeit und Thätigkeit. Ihre Frauen und Kinder haben meiſtens ſehr ſchöne Geſichtszüge. (Aſiat. Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{8}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 16. Berlin, Montag den 6. Februar 1837.

Schweiz.

Erziehung und Gefangenſchaft.

Eine Jugendgeſchichte aus Genf.

Die Erziehung, ſo ſagt ein alter Spruch, die Erziehung macht den Menſchen. Es giebt eine ganze Gattung von Leuten, die, ſo zu ſagen, auf der Schwelle von ihres Vaters Kramladen groß gewachſen ſind, die ſchon als Knaben durch tägliche Begegnung mit der alltäglichen Welt abgerieben werden. Indem ſie nun ſo aufwachſen, erlangen ſie wohl eine Art von praktiſch pfiffiger Menſchenkenntniß, einen Inſtinkt neugierigen Herumſchnüffelns; ſie ſind auf der Gaſſe zu Hauſe, ihr Denkvermögen giebt ſich mit dem Allertrivialſten zufrieden, und ſie halten ſich ihr Lebelang an die Moral und an die Vorurtheile ihres Stadtviertels. Bei alle dem können ſie Advokaten oder Präſidenten werden; ſie finden ſich in jederlei Beruf und verwalten ihn gut oder ſchlecht, je nachdem ſie's eben an der Ladenthür gelernt.

Es giebt aber eine andere Art Leute; die haben zu ihrer Knabenzeit, ſo etwa ums 15te Jahr, in einem kleinen Kämmerlein geſeſſen mit der Ausſicht auf einen weiten ſtillen Hof und auf einſame Dächer. Darüber ſind ſie nachdenklich geworden. Sie ſind wenig vertraut mit dem, was auf der Gaſſe vorgeht, aber deſto vertrauter damit, wie es innerlich bei ihren nächſten Nachbarn ausſieht. Dabei erlernt man gleichfalls Menſchenkenntniß, zwar keine ſo extenſive, aber eine deſto vertrautere und intenſivere. Und wenn es draußen gar nichts zu ſehen giebt, ſo lebt der Knabe mit ſich allein und muß bei ſich ſelbſt einkehren. Derweilen ſitzt der Andere auf der Schwelle, an der Gaſſe, und guckt alle Augenblick nach etwas Neuem; wie ſollte er ſich ſelbſt kennen lernen? — Er hat's nicht nöthig, er hat keine Zeit, keine Luſt dazu. Wenn nun beide Knaben eines Tages zu Advokaten oder Präſidenten heranwachſen, ſo däucht mir, der aus dem Kämmerlein wird ſich wohl anders anſtellen, als der von der Ladenſchwelle.

Es iſt ein ernſtlich Ding darum, was Einer im 15ten Jahre für eine Wohnung hat, was für Leute er vorbeigehen ſieht, was in ſeine Ohren tönt, und was es zu lachen oder zu weinen giebt, und was die Nachbarn machen, und was ſonſt Alles paſſirt. Es ſoll einmal Einer einen Erziehungs-Plan ausklügeln; er ſoll nach dem Rathe eines Freundes, eines Buches, oder nach eigenen erleuchteten Intentionen, ſeines Sohnes Herzens- und Geiſtesgaben nach väterlichen Abſichten lenken! Er richte ſich drauf: alles Lebendige und Lebloſe in der Nachbarſchaft, jedes Wort, jeder Ton, jedes zufällige Ereigniß vermag mehr als die planvollſte pädagogiſche Weisheit. Gut, wenn es Euch zu Statten kommt; ſchlimm, ſehr ſchlimm, wenn ſich's mit Euren Abſichten nicht verträgt. Das iſt eine Summe von unausweichbaren Einflüſſen; man kann ſie nicht vermeiden, — noch mehr, man kann ſie nicht entbehren.

Das erinnert mich an meine ſchönen Knabenjahre, die ich im ſtillſten Quartiere der guten Stadt Genf verlebte, hinter der Petrikirche, unweit des alten, ſchon damals als Gefängniß dienenden biſchöflichen Palaſtes. Vor meinem Fenſter wiegte ein ſchön belaubter Akazienbaum ſeine Blätter; durch das Grün hindurch ſah ich die hohen Pfeiler der Kirche, die alten Thurmmauern; auf der anderen Seite die ſchwarze Gefängnißmauer; dazwiſchen durch eine freie Oeffnung den See mit ſeinen ſchönen Ufern. Wie glücklich war ich doch vor anderen Knaben meines Alters! Nicht im einſamen Kämmerlein zwiſchen Dächern, nicht auf der proſaiſchen Ladenſchwelle, — an einem Ort, in einer Gegend wuchs ich heran, wo ich fürwahr ein großer Dichter hätte werden müſſen, hätte in der Materia prima meines Gehirns nur das geringſte Körnlein zu einem Dichter gelegen.

Mit wem ich in dem Stübchen lebte? Erſtens mit meinem Präzeptor, ein klein wenig; zweitens mit mir ſelbſt, ziemlich viel, am meiſten aber mit Eucharis, mit Galatea und mit der tugendſamen reizenden Eſtella. Jedermann macht nämlich in ſeinem Leben ein Stadium durch, ein kurzes Stadium, wo er ſich an Florian's Idyllen herzinniglich ergötzt. Damals war ich gerade mittendrin. Mit welcher Luſt träumte ich mich unter die Lämmer hütenden Schönen, und wie erbaute ich mich an ihrer pretiöſen Naivetät, und wie ſchlürfte ich ihre roſenduftenden Sentiments, und wie ſchön dachte ich mir ſie im ländlichen Putz mit den buntbebänderten Hirtenſtäben, tauſendmal ſchöner, tauſendmal anmuthiger, tauſendmal edler und klüger und liedreicher und empfindſamer als die ſchönſten Mädchen in Genf. Ich hatte ihnen Liebe und Treue gelobt; nur Schade, ich durfte bei Leibe nichts davon merken laſſen.

Nämlich: vor ein paar Tagen hatte mein Präzeptor mit mir einen ſehr ernſten Diskurs geführt. Wir überſetzten den Telemach: wie er ſich auf der Inſel der Kalypſo ſo vortrefflich aufführt und die ſchöne Eucharis um der Tugend willen verläßt, welche Aufführung ihm Mentor dadurch erleichtert, daß er ihn ins Waſſer wirft. Alſo las ich: et il précipita Télémaque dans la mer, und überſetzte, ſo gut ich es konnte: et Telemachum in mare de rupe praecipitavit. Da fing Herr Ratin, ſo hieß mein Präzeptor, zu fragen an, was ich wohl davon dächte, und ob der Herr Mentor recht gethan? Ich ſaß ziemlich verdutzt; ſo viel hatte ich aber doch ſchon weg, daß ich den Herrn Mentor in Gegenwart des Herrn Präzeptors nicht tadeln dürfte. Im Grunde wollte es mich bedünken, daß der Herr Mentor mit ſeinem Zögling doch ein bischen zu grob umgeſprungen. „Ich meine“, ſagte ich, „der Telemach iſt noch recht gut davongekommen, daß er einiges bittere Meerwaſſer geſchluckt hat.“ — „Sie haben meine Frage nicht verſtanden“, hob Herr Ratin an; „ſehen Sie, Telemach war in die Nymphe Eucharis verliebt. Nun iſt aber die Liebe eine ſehr ſchädliche und unehrbare Leidenſchaft und läuft der Tugend zuwider. Wenn ein junger Mann verliebt iſt, ſo wird er träge und weichlich und zu nichts nütz, als ſeiner Geliebten zärtliche Komplimente zu machen, wie Herkules der Omphale. Der weiſe Mentor hat es alſo vortrefflich angefangen; um den Telemach vom Rande des Abgrundes zurückzuziehen, hat er ihn heruntergeworfen. Sehen Sie“, ſagte Herr Ratin, „ſo hätten Sie mir antworten müſſen.“

So erfuhr ich denn auf indirekte Weiſe, wie bedenklich mein eigener Kaſus war und wie weit ich ſchon vom Pfade der Tugend abgewichen; denn gewiß, ich liebte Eſtella ſo ſehr, wie Telemach die Eucharis. Alſo nahm ich mir innerlich vor, mein ſündhaftes Gefühl zu bekämpfen; denn aus Herrn Ratin's Lehren und aus ſeiner großen Bewunderung für Herrn Mentor's pädagogiſche Kunſtgriffe ſah ich wohl voraus, daß die Sache mir einmal ein großes Unglück zuziehen könnte. Die Rede meines Präzeptors hatte überhaupt einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und zwar eben darum, weil ich ihn nicht verſtand. Es war etwas Räthſelhaftes, Geheimnißvolles für mich darin. Ich hatte den ernſtlichen Vorſatz, mich gut aufzuführen, mich nicht in den Abgrund zu ſtürzen, meine ſträflichen Gefühle zu unterdrücken, und meine Phantaſie beſchäftigte ſich unabläſſig mit den drohenden Worten meines Präzeptors, wie mit einem Orakel, um deſſen dunkeln Sinn zu ergründen. So war meine erſte Liebe beſchaffen; der Diskurs meines Präzeptors machte ihr den Garaus.

Ich guckte nun fleißiger zum Fenſter hinaus. Da war mir gegenüber die ſchwarze dunkle Mauer, hinter welcher die Gefangenen ſteckten, und ganz unten tief in der Mauer ein einziges Fenſter, eigentlich nur ein Loch, klein, mit Eiſengittern verwahrt und draußen noch durch eine niedrige Mauerbrüſtung verſtellt, ſo daß dem Gefangenen nur von oben ein bischen Licht in ſeinen Kerker fiel; er konnte den Kopf nicht herausſtecken und auch durch das Gitter die Straße nicht ſehen; ich aber ſah es von oben. Der Anblick erregte mir kein Erbarmen, ſondern Furcht und Abſcheu. Das Urtheil eines Knaben wird eben, weil es nach einer Seite hin unſchuldig, gutmüthig und zutraulich iſt, auf der anderen Seite recht hart und ſtreng und grauſam. Das Kind denkt ſich in der Welt lauter gute und ehrliche Leute; um ſo tiefer iſt ſeine Entrüſtung, ſein Abſcheu darüber, daß Einer ſich unterſteht, zu ſtehlen und todtzuſchlagen. Ich wußte es nicht anders, als daß die Gerechtigkeit die guten Leute gegen die Böſen beſchütze; keine Strafe für die argen Böſewichter ſchien mir hart und ſtreng genug. Später freilich mildert die Erfahrung ſolches Urtheil; die guten und ehrlichen Leute kommen Einem ſchon verdächtiger vor; menſchliches Gericht erſcheint nicht mehr heilig und unfehlbar; in den Böſewichtern erkennt man unglückliche Opfer der Verführung, der Armuth, der Ungerechtigkeit, und der Zorn über das Verbrechen wandelt ſich in Mitleid mit dem Verbrecher. Kinder aber, in ihrer glücklichen Unwiſſenheit aller dieſer Dinge, haben daher manchmal harte und grauſame Worte und Gedanken; ihr moraliſches Bewußtſeyn äußert ſich in ungebrochener, ungebeugter Stärke. Wenn ich einen Mann von einem Gendarmen ins Gefängniß führen ſah, ſo ſah ich den Gefangenen mit Haß, den Gendarmen mit Liebe an. Wäre ich nicht ſo unverdorben geweſen, ſo würde ich den Gendarmen gehaßt und den Gefangenen bedauert haben.

Eines Tages, noch erinnere ich mich deſſen deutlich, wurde Einer vorübergeführt, bei deſſen Anblick ſich mein ganzes Blut empörte. Er hatte einem Anderen bei der Ermordung eines ehrwürdigen Greiſes geholfen, deſſen Reichthum ihre Habgier gereizt hatte. Ein Kind war unbemerkt Zeuge des Verbrechens geweſen, und ſie hatten einen zweiten Mord nicht geſcheut, um ſich des Anklägers zu entledigen. Der eine von den Beiden wurde hingerichtet; der Andere mochte einen geſchickteren Vertheidiger gefunden, oder es mochten ſich mildernde Umſtände

Digitized by Google

für ihn ergeben haben, man verurtheilte ihn zu ſchwerem Gefängniß auf Lebenszeit. Auf dem Wege zum Kerker, vor meinem Fenſter vorbei, ſah er noch mit neugierig frechen Blicken die Häuſer und die Menſchen, und wie er mich ins Auge faßte, fuhr ein Lächeln über ſein Geſicht, gleich als kennte er mich. Darüber gerieth ich in Unruhe, in Angſt, ich konnte es nicht vergeſſen, ich ſah den ganzen Tag über die tückiſch lächelnde Fratze vor Augen. Ich erzählte die Geſchichte dem Herrn Ratin; er beruhigte mich, indem er mir einen langen Diskurs hielt voll Vorwürfe, daß ich ſo viel Zeit damit zubrächte, auf die Straße zu gucken.

Er war eigentlich ein kurioſer, ein närriſcher Mann, der Herr Präzeptor, moraliſch und pedantiſch, ehrwürdig und lächerlich, ernſt und drollig, ſo daß ich ihn immer mit Ehrfurcht und doch nie ohne Lachluſt anſah. Hier zeigte ſichs aber, wie die Redlichkeit, die ſtrenge Aufrichtigkeit eines Lehrers und die Uebereinſtimmung ſeines Betragens mit den Vorſchriften, die er predigt, wie dies auf den Schüler wirken kann. Wenn mich auch Herr Ratin gar oft zum Lachen brachte, ſo übte er doch einen Einfluß auf mich und flößte mir einen inneren Reſpekt ein, wie dies keinem noch ſo gelehrten oder gewandten Lehrer gelungen ſeyn würde, an deſſen ſittlichem Betragen ich die geringſte Abweichung von der Strenge ſeiner eignen Vorſchriften ausgeſpäht hätte. Vorſichtig war Herr Ratin über alle Maßen. Ganze Blätter im Telemach hieß er mich überſpringen, weil ſie ſich mit der Sittlichkeit nicht vertrügen; mit dem größten Eifer ſuchte er jede Vorliebe für die zärtliche Kalypſo in mir auszurotten. „Ihres Gleichen", ſagte er, „giebt es viele in der Welt, und ſie ſind höchſt gefährlich." Die arme Göttin hatte es ſchlimm bei ihm, er machte ſie förmlich zu ſeinem Sündenbock. Lateiniſche Autoren laſen wir gar nicht anders, als in den expurgirten Texten des Jeſuiten Jouvency, und auch da wurden noch viele Stellen überſprungen, die der fromme Jeſuit als gefahrlos hatte ſtehen laſſen. Daher kam's, daß ich mir von vielen unbekannten Dingen eine ganz entſetzliche Vorſtellung machte, und daß ich mit der größten Aengſtlichkeit vermied, Herrn Ratin meine Gedanken, auch die unſchuldigſten, zu verrathen, wenn nur im Entfernteſten etwas wie Kalypſo darin vorkam.

Dieſe Methode meines Präzeptors kann ich noch heute nicht ganz löblich finden; im Uebrigen war Herr Ratin ein guter Mann, und ſeine Strenge beſtand hauptſächlich im Predigen, wobei ſeine Diskurſe von Latein und von Römiſcher Geſchichte überquollen. Einen Dintenklecks belegte er mit Citaten aus dem Seneka, und wenn ich einen muthwilligen Streich gemacht, ſo hielt er mir den Cato Uticenſis als Beiſpiel vor. Nur Eines war, was er mir nie verzieh: die Lachluſt. Gott weiß, was der gute Mann Alles aus meinem Lachen heraus diagnoſtizirte: neumodiſches Jahrhundert, frühzeitige Immoralität und alles mögliche Böſe für die Zukunft. Ueber dieſen Punkt gerieth er in Leidenſchaft und diskurſirte ohne Ende. Ich weiß auch wohl, woher das kam: er hatte eine Warze auf der Naſe.

Selbige Warze war ungefähr ſo groß wie eine Erbſe, mit einem Büſchelchen Haare bewachſen. Die Härchen waren ſehr fein und beſaßen ausgezeichnete hygrometriſche Eigenſchaften; denn ich merkte wohl, ſie waren bald glatter, bald gekräuſelter, je nach dem Wetter. Zuweilen geſchah es, daß ich mir, während Herr Ratin vortrug, die Warze anſah, ganz unſchuldigen Sinnes, ohne einen Gedanken an Spott, bloß weil was dran zu ſehen war; dann pflegte mich Herr Ratin auf einmal böſe anzufahren und zu ſchelten, daß ich nicht Acht gäbe. Zuweilen ereignete ſich der intereſſante Fall, daß eine Fliege ſich durchaus und allem Abwehren des Präzeptors zu Trotz auf die Haare ſetzen wollte; dann wurde er unwirſch und ungeduldig und ließ mich gewaltig ſchnell exponiren, damit ich nicht Zeit hätte, vom Texte auf und nach ſeiner Naſe hinzuſehen, wo der hartnäckige Kampf vor ſich ging. Aber eben daran merkte ich, es müßte etwas los ſeyn, und die Neugier ließ mich nicht ruhen, bis ich ihm ganz verſtohlen ins Geſicht geguckt. Wenn ich ſah, was da vorging, wandelte mich die Lachluſt an, und wenn die Fliege hartnäckig Poſto faßte, ſo brach es los; dann that Herr Ratin, als wenn er gar nicht im Mindeſten wüßte, woher ihm das Aergerniß käme, ſondern er ſtellte ſich hin und hielt eine donnernde Predigt gegen die Lachluſt im Allgemeinen und demonſtrirte mir ihre höchſt unſeligen Folgen ganz ausführlich und jede beſonders.

Es iſt aber doch eine gar ſchöne Sache um das Lachen aus Herzensluſt, das Lachen um Nichts und wieder Nichts; ich weiß mir nichts Schöneres, und iſt's verboten, ſo iſt es doppelt ſüß. Mein Präzeptor hat mich nicht davon kurirt, die Jahre haben's gethan. Ja, wer mit inniger Herzensluſt lachen will, der werde ein Knabe von vierzehn Jahren und ſitze über der Lection und ſchaffe ſich, wenn er einen auftreiben kann, einen Lehrer mit einer Warze auf der Naſe und drei Borſthärchen drauf. Gelernt hab' ich aber doch etwas von Herrn Ratin's Warze. Ich habe mir daraus abſtrahirt, daß alle empfindliche Leute irgend eine phyſiſche oder moraliſche Schwäche, ſo eine Art von ſichtbarer oder unſichtbarer Warze an ſich haben. Und darum reden ſie ſich immer ein, daß man ſich über ſie luſtig machen wolle. Bei Leibe lache Keiner in Gegenwart ſolcher Leute, ſonſt lacht er über ſie. Bei Leibe ſpreche Keiner von Linſen oder Wärzchen, ſonſt macht er eine Anſpielung; und wenn einer zu dieſen Leuten von Cicero oder Scipio Naſica ſpricht, ſo mag er ſehen, wie er's verantwortet.

So verſtrichen Tage und Wochen, und es kam die Zeit der Maikäfer heran. Die Maikäfer! wie hatte ich ſonſt mein Spiel und meine Luſt damit gehabt! Jetzt war ich ſchon zu groß, zu vernünftig, kaum ſah ich mehr einen an. Wie ſchnell wird doch der Menſch alt!

Jedoch, wenn man allein auf ſeinem Stübchen ſitzt und ſein Penſum arbeitet und herzlich darüber gähnt, ſo iſt Einem jeder Geſellſchafter willkommen. Ich ließ einen Maikäfer auf meinem Tiſche kriechen und unterhielt mich mit ihm aufs beſte; ich hätte ihn können am Faden ſchnurren oder eine Nußſchale fortſchleppen laſſen; aber nicht doch, das iſt ein kindiſcher Spaß. In ſeinem fünfzehnten Jahre kann man mit einem Maikäfer etwas Geſcheidteres anfangen. Meint ihr etwa nicht? Vom Kinderſpiel bis zum Experiment des Naturforſchers iſt ein weiter Weg und manches Ergötzliche und Lehrreiche liegt dazwiſchen.

Erſtlich legte ich den Maikäfer auf den Tiſch und ſtürzte ein Glas über ihn um; er krabbelte mit Mühe an der glatten Wand hinauf, und ſo oft er herunterfiel, fing er doch unverdroſſen immer wieder von vorn an. Manchmal fiel er auf den Rücken, was für einen Maikäfer immer ein großes Unglück iſt. Ehe ich mich ſeiner erbarmte, ſah ich lange zu, wie er mit ſeinen ſechs Füßen geduldig in der Luft herumſuchte, ob er nicht etwas fände, ſich daran feſtzuhalten. Er fand rund herum nichts, aber er ſuchte doch immer fort. Die Maikäfer haben keinen Verſtand, dachte ich bei mir. Endlich, wenn er ſich lange genug gequält hatte, hielt ich ihm die Fahne meiner Schreibfeder hin, und ſiehe da, ich erfuhr, wie Berquin ſagt, daß jede gute That ſich ſelbſt belohnt. Denn dieſe Hülfsleiſtung verhalf mir zu der ſchönſten und glücklichſten Entdeckung, die man jemals in der Naturgeſchichte der Maikäfer gemacht. Das Thierchen klammerte ſich an die Spitze von meiner Feder und half ſich auf die Beine; ich ließ ihm einige Zeit, wieder zu Sinnen zu kommen und ſich zurecht zu ſetzen; während deſſen ſchrieb ich weiter an meinem Penſum, doch widmete ich den factis und gestis meines Maikäfers größere Aufmerkſamkeit, als den Thaten Julius Cäſar's im vierten Kapitel de bello Gallico, das ich überſetzen ſollte. Was wird der Maikäfer thun? Wird er wegfliegen, oder wird er an der Feder herunterkriechen? Wie oft hängen doch die wichtigſten Ereigniſſe von den kleinſten Umſtänden ab! Wäre er weggeflogen, ſo hätte ich meine große Entdeckung nicht gemacht, ich hätte den Gedanken daran gar nicht gefaßt, aber er that mir den Gefallen und ſpazierte an der Feder herunter. Wie er ſich der Dinte näherte, überſchlichen mich großartige Gedanken, Ahnungen des wichtigen Ereigniſſes, welches eintreten ſollte. So hat Columbus ſeine neue Welt im ahnenden Geiſte geſchaut, bevor ihm die erſehnte Küſte am Horizont erſchien. Endlich, endlich kommt der Moment: Der Maikäfer kriecht über den Schnitt der Feder hinweg und tunkt ſeine Maulzange in die Dinte. Nun geſchwind ein weiß Blatt Papier ...... Was wird der nächſte Augenblick gebähren? —

Der Käfer ſetzt ſeine Vorderfüße auf das Blatt, und indem er ſeinen Weg mit dem Maule ſondirt, zeichnet er ihn mit ſeinen ſchwarzen Punkten vor ſich her. Schöne Linien und Zeichnungen! Ich weiß nicht, ob der Maikäfer durch ſein Genie auf einen Kunſtgriff verfiel, oder ob der Vitriol ihn um das Mäulchen juckte: genug, von Zeit zu Zeit hob er ſeine Zange in die Höhe, dann ſenkte er ſie wieder und dabei marſchirte er immer gemächlich fort; das gab denn eine vortreffliche durchbrochene Arbeit, Pünktchen und Strichelchen von äußerſter Feinheit und Delikateſſe. Auf einmal fällt ihm was ein, er macht Rechts ſchwenkt und nach einer Weile wieder Links ſchwenkt — ſieh da, wahrhaftig, es iſt ein deutliches S. Da kam mir ein Lichtſtrahl. Ich nehme das wunderbare Thier zwiſchen meine Finger, tauche ihm das Maul recht tief in die Dinte, und ſo ſetze ich den Käfer auf das leere Vorderblatt von meinem Schreibeheft nieder. Ich bewaffnete mich mit einem Strohhalm, um ſeinen Marſch zu dirigiren; ich halte ihm den Strohhalm vor die Naſe, ſo muß er Kehrt machen; halte ich ihn rechts, ſo muß er links, halte ich ihn links, ſo muß er rechts, und ſo bringe ich's durch geſchicktes Kommando dahin, daß der Maikäfer meinen Namen auf das Blatt ſchreiben muß. Es war keine kleine Arbeit, zwei Stunden dauerte das Exercitium, aber auch welch ein Meiſterſtück! —

Um die künſtliche und feine Arbeit genauer in Augenſchein zu nehmen, war ich ans Fenſter getreten und hatte es geöffnet. Ich war zu meiner größten Zufriedenheit beim letzten Buchſtaben angelangt, als eine Stimme von draußen mir leiſe zurief: „Junger Freund!" Ich ſah mich auf der Straße um, ſie war ganz leer. „Hier", rief die Stimme wieder. „Wo", fragte ich. „Hier hüben, im Gefängniß", ſo kam die Antwort. Nun begriff ich's, der Gefangene rief mir aus ſeinem Kerkerloch zu, derſelbe Gefangene, der Mörder, deſſen Blick mir eine ſo große Angſt eingejagt hatte. Ich fuhr zurück, ich flüchtete bis hinten in mein Zimmer. (Fortſetzung folgt.)

F r a n k r e i c h.

Der Salon der Mlle. Contat.

(Schluß.)

Als das Abendeſſen aufgetragen war, bot mir Herr von Parny den Arm, um mich in den Speiſeſaal zu führen; er ſelbſt placirte ſich als Hausherr und machte die Honneurs, ſo daß man nicht länger an ſeiner Verbindung mit Mlle. Contat zweifeln konnte. Kaum ſaßen wir an dem mit Eleganz und Geſchmack ſervirten Tiſche, als ihr Jemand mit einer Benachrichtigung aus dem Théâtre Français gemeldet wurde. Mlle. Contat, unwillig, an die langweiligen Pflichten ihres Standes in einem Augenblicke erinnert zu werden, wo ſie ſie ſo ganz vergeſſen hatte, ließ ſagen, daß es ſchon zu ſpät ſey, um ſich mit Theater-Angelegenheiten zu beſchäftigen, und daß man am anderen Morgen wiederkommen ſolle. — „Aber Madame", erwiederte der Bediente, „Herr Florence ſelbſt kömmt im Namen des Comité, wegen einer ſehr wichtigen Sache, und will nicht fortgehen, ohne Sie geſprochen zu haben." — „Nun, ſo laſſen Sie ihn in mein Kabinet treten", ſagte die Contat mit ziemlich übler Laune; „ich werde ſogleich zu ihm kommen."

„O, laſſen Sie ihn hereinführen", rief Mad. T....; „wir ſind neugierig, Florence, den wir bis jetzt nur in der Rolle der Vertrauten geſehen haben, nun auch als Botſchafter und Diplomaten kennen zu lernen."

„Sie haben Recht; er iſt in dieſem Fache viel weniger ſchlecht", ſagte Mlle. Contat; „glauben Sie wohl, daß der mittelmäßigſte Schauſpieler bei unſerer Bühne der beſte Direktor derſelben iſt? Er iſt klug und verſchmitzt; man muß ihm gehorchen, ohne zu wiſſen, warum?

Digitized by Google

Indeſſen nehme ich mir zuweilen die Freiheit, ſeinem Willen Trotz zu bieten.“

„Ich weiß nicht, was er von ihr verlangen wird“, flüſterte mir Vigée zu; „aber ich will hundert gegen Eins wetten, er kehrt nicht unverrichteter Sache zurück.“

Endlich trat der einſtimmig von allen Gäſten begehrte Florence ein und grüßte rechts und links mit einer gewiſſen, den Vertrauten und Bittſtellern eigenen, demüthigen Miene. Ein allgemeines Stillſchweigen herrſchte in dem Saale, als ob man einer feierlichen Botſchaft entgegenſähe, und Florence ſagte nun, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit Talma's die für den anderen Tag angekündigte Vorſtellung des „Manlius“ nicht gegeben werden könne, und daß er gekommen ſey, um Mlle. Contat im Namen aller Uebrigen zu bitten, in dem „Misantrope“ und den „Fausses confidences“ zu ſpielen. Mit verbindlicher Artigkeit fügte er hinzu, daß ſie allein im Stande ſey, das Publikum und den Theater-Kaſſirer für den durch Talma's Krankheit erlittenen Verluſt zu entſchädigen.

Eine klare und unumwundene abſchlägige Antwort war die Erwiederung auf dieſes ſchmeichelhafte Verlangen; jeder Andere, als Florence, hätte ſich muthlos zurückgezogen, denn der verächtliche Blick und gebieteriſche Ton, mit dem ſie ihre Verſagung ausgeſprochen hatte, ſchien jede Hoffnung auf Nachgiebigkeit zu rauben. Indeſſen ließ er nicht nach, bat für die Abonnenten, für die Mitſpielenden; Alles umſonſt. Mlle. Contat erwiederte mit Ungeduld: „Ich will morgen nicht ſpielen, laſſen Sie mich in Ruhe“, — ſo wie man läſtigen Bettlern ſagt: Macht, daß Ihr fortkommt; ich habe kein Geld bei mir. —

Nachdem er alle Beredſamkeit eines Theater-Direktors in vergeblichen Bitten erſchöpft hatte, machte Florence, der bis jetzt unbeweglich hinter dem Stuhle der Contat, wie Narciſſe hinter dem Nero's, geſtanden hatte, einige Schritte der Thüre zu, als ob er ſich entfernen wollte; dann aber näherte er ſich wieder und ſagte mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Sie ſind wahrlich hart und unbarmherzig, Madame; denn Sie zwingen mich, jetzt, ſo ſpät es iſt, noch zu Mad. Petit *) zu gehen, um dieſe zu bitten, daß ſie morgen Ihre Rolle in der „mère coupable“ übernehme. Es iſt eine Grauſamkeit, ſie jetzt zu wecken; denn ſie iſt auch leidend, und dennoch bin ich überzeugt, daß ſie ſpielen wird; ſie iſt eine ſo gefällige Frau.“

Es iſt unmöglich, den magiſchen Effekt zu ſchildern, den der Name der Mad. Petit auf Mlle. Contat hervorbrachte; ihre Eigenliebe war gereizt, denn Jene war ihr in dieſer Rolle weit überlegen; zwar war ſie auch eher für eine zweite Schauſpielerin geſchrieben, doch konnte die Contat die Idee nicht ertragen, ſich in einer Rolle, die ſie einſtudirt, von einer Anderen übertroffen zu ſehen, und der Gedanke, Jene könne Senſation erregen, war ihr fürchterlich.

„Geben Sie Acht“, ſagte mir Vigée lachend, „jetzt fängt die Scene an.“ — Und in der That veränderte die Contat plötzlich den Ton und ſagte mit mitleidiger Stimme: „Wie! Mitternacht iſt vorüber, und Sie wollen die arme Frau jetzt noch quälen, morgen zu ſpielen! Das iſt wirklich eine Tyrannei von Ihnen.“ — „Ohne Zweifel“, erwiederte Florence, „es wird mir ſchwer genug; aber was ſoll ich thun?“

„So geben Sie morgen einen Ruhetag, wegen Unpäßlichkeit.“ — „Das iſt unmöglich, Madame; Schnupfen und Huſten haben die Abonnenten in dieſem Monate ſchon um zu viele gute Vorſtellungen gebracht; die Theater-Kaſſe kann nicht ſo leicht dieſe Einnahmen entbehren.“ — „Wahrlich, wenn man ihn hört, ſollte man nicht glauben, die Exiſtenz der Schauſpieler und der Ruin des Theaters hingen allein von mir ab.“ — „So iſt es in der That“, erwiederte der Direktor mit der erheiterten Miene eines Advokaten, der den glücklichen Erfolg ſeines letzten Mittels vor Augen ſieht; „aber ich habe ſchon zu lange Ihre Geduld gemißbraucht“, fügte er hinzu, und ſich tief verbeugend, wollte er ſich entfernen.

Der Vicomte von Ségur, der vielleicht zuerſt bemerkt hatte, wie der Name der Mad. Petit den Entſchluß der Mlle. Contat wankend gemacht, kam ihr mitleidig zu Hülfe und tadelte mit affektirter Wärme ihren hartnäckigen Widerſtand gegen die Bitten des Theaters und die Wünſche des Publikums; wir Alle, die großmüthigen Abſichten des Herrn v. Ségur errathend, vereinigten unſere Bitten mit den Schmeicheleien des galanten Vicomte, und Mlle. Contat, entzückt, ſich zu der Erfüllung ihres eigenen Wunſches gezwungen zu ſehen, rief Florence zurück, um ihm zu ſagen: „Weil man es denn durchaus will, werde ich morgen Abend in beiden Stücken ſpielen.“

Mlle. Contat ſah den Komiker Dugazon als den beſten Lehrer beim Théâtre Français an, und, ſonderbar genug, er excellirte in der Kunſt, gute Tragiker zu bilden. Er hatte ſich in einem ſolchen Grade die Manier des berühmten Le Kain angeeignet, daß Mlle. Contat zuweilen bis zu Thränen gerührt wurde, wenn er ſpielte; jede ſeiner Bewegungen erinnerte ſie an den großen Tragiker, trotz des grotesken Geſichts, der dünnen Stimme und der ganzen Buffo-Tournure Dugazon's. Sie geſtand uns, in der Rolle der „Suſanne“ auch einmal einen vortrefflichen Rath von ihm angenommen zu haben.

„Er kann nicht beſſer ſeyn, als die Lehre, die Sie ihm neulich gegeben,“ ſagte Herr von Chazet (der junge Dichter, deſſen geiſtreiche und anmuthige Verſe damals ſchon bekannt waren), und er erzählte uns, wie das Publikum vor wenigen Tagen wegen eines zu langen Zwiſchenakts ungeduldig geworden, Dugazon, als zeitiger Direktor für den Monat, den Vorhang habe in die Höhe ziehen laſſen und hervorgetreten ſey, um zu ſagen, daß das Stück „le mariage secret“ nicht angefangen werden könne, weil Mlle. Contat noch nicht mit der Toilette fertig wäre. Das Parterre ziſcht und pocht; doch als das Stück endlich anfängt, iſt Alles wieder ſtill; Frau von Volmare erſcheint, und aufs neue laſſen ſich Töne des Mißfallens hören; verwundert über eine ſo ungewöhnliche Aufnahme, fragt Mlle. Contat nach dem Grund derſelben, erfährt ihn nur zu bald und bietet nun alle Kraft ihres Talentes auf, um durch vortreffliches Spiel das Publikum zu zwingen, ſein erſtes Urtheil zurückzunehmen. Nie ſchien ſie mit ſolcher Grazie und Liebenswürdigkeit geſpielt zu haben; aber auch nie ward ſie durch rauſchenderen ungetheilteren Beifall dafür belohnt; triumphirend tritt ſie hinter die Couliſſe und ſagt lachend zu dem ci-devant Terroriſten: „Nun, Herr Dugazon, Sie müſſen auch immer denunziren!“ — Bei dieſen Worten, fügte Chazet hinzu, machte der arme Ankläger eine ſo betrübte, unglückliche Miene, daß er wirklich Mitleid einflößte.

— Wenige Jahre nach dem Abgange der Frau von Parny von der Bühne ward ſie von derſelben Krankheit ergriffen, die mir meine Mutter geraubt hatte; dieſe merkwürdige Aehnlichkeit in den Zügen, der Stimme und der Todesart hat mich ſo frappirt, daß ich ſpäterhin Niemand ſterben ſehen konnte, ohne auch für den zu zittern, der ihm ähnlich ſah, und dieſe traurige Ahnung iſt leider! faſt immer eingetroffen.

Der Doktor Corviſart beſaß allein Frau von Parny's volles Vertrauen; aber er litt an der Gicht, und nur dem Kaiſer machte er noch perſönlich ſeine Beſuche, wenn es ſeiner ärztlichen Hülfe galt. Nachdem ſie ihn mehrere Mal konſultirt hatte, kam ſie eines Tages zu ihm, um ſich Verhaltungs-Maßregeln wegen ihrer Lebensweiſe und Diät zu holen. Corviſart hatte gewünſcht, den Doktor Hallé zu Rathe zu ziehen, er wollte mit ihm über Mittel ſinnen, das Leben der Kranken, wenn auch nicht zu retten, doch länger zu erhalten. Als ſie zu ihm kam, lag er noch im Bette, man führte ſie in das Kabinet des Doktors, und ſie ſetzte ſich an ſein Büreau. Auf dem Schreibtiſche lag ein angefangener Brief, Frau von Parny's Blick fällt zufällig darauf, und ſie ſieht ihren eigenen Namen mehrere Mal auf derſelben Seite wiederholt. Von dem Wunſche getrieben, zu wiſſen, was Corviſart über ihren Zuſtand an Hallé ſchreibe, nimmt ſie das Blatt in die Hand und lieſt eine Stelle, die ſie zu einem gewiſſen Tode in dem Zeitraume von 4 Monaten verurtheilt und die Mittel detaillirt, die fürchterlichen Leiden zu mildern, welche ein unheilbares Krebsgeſchwür der Kranken verurſacht. In dem Augenblicke, wo dieſe Zeilen eine Todtenbläſſe über das Geſicht der Parny verbreiteten, trat Corviſart ein; ſein Adlerblick ſuchte aus den Zügen der Kranken zu erſpähen, ob ſie ihr Urtheil geleſen; aber ihr liebenswürdiges Lächeln, ihre Heiterkeit täuſchten ihn, ſie wollte ihrem Arzte den Schmerz erſparen, ſie zuerſt auf die Schreckniſſe eines nahen Todes vorbereitet zu haben, und er ahnte nicht, daß die Großmuth ſo viel Kraft verleihen könne. Die Nothwendigkeit, ſich die Füße warm halten zu müſſen, vorſchützend, führte er Frau von Parny in die Nähe des Kamins und warf nachläſſig ſein Taſchentuch über den Unglücksbrief. Die Kranke bemerkte mit naſſem Auge ſeine unnütze Sorgfalt; der Doktor gab ihr die Verordnung zu einem beruhigenden Mittel, das ihr wenigſtens, wie er ſagte, für die Nacht Schlaf verſchaffen werde; ſie entfernte ſich, das furchtbare Geheimniß mit ſich fortnehmend. — An demſelben Abend war ihr Salon mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen gefüllt; man bemerkte, daß ſie nie mit mehr Geiſt und Liebenswürdigkeit ſich unterhalten, nie mit größerem Vergnügen die Heiterkeit und gute Laune ihrer Gäſte geſehen hatte, aber die mitleidigen Blicke, die ſie auf ihre Kinder richtete, der liebevoll ſchmerzliche Ausdruck, mit dem ſie das jüngſte derſelben häufiger als gewöhnlich an das Herz drückte, mußten dem ſcharfen Beobachter das traurige Geheimniß, das ihr Herz durchbohrte, verrathen.

Drei Monate ſpäter war derſelbe Salon wieder mit den ausgezeichnetſten Perſonen gefüllt, aber die Heiterkeit, die ſonſt hier herrſchte, hatte der tiefſten Trauer Platz gemacht, und jene Elite der feinen Welt, jene großen Künſtler, jene ſchon mit Ruhm bedeckten Offiziere und Schriftſteller bildeten einen Trauerzug. Sie hatten ſich verſammelt, um der berühmten Schauſpielerin die letzte Ehre zu erweiſen, um ihrem Herzen, Geiſt und Talent die letzte Huldigung darzubringen.

Sophie Gay.

Bibliographie.

Rassemblement, campement et grandes manoeuvres des Troupes Russes et Prussiennes réunis a Kalisch. — Vom Oberſten v. Decker. Aus dem Deutſchen überſetzt von Capitain Haillot. Mit Karten und Plänen.

Chroniques et légendes de France. — 21 Fr.

Paris historique. — Von Nodier, Regnier und Champin. Erſte Lieferung. 60 C.

Vigée-Lebrun, Souvenirs. — Dritter Band. 7½ Fr.

Revue du Nord. — Dritter Jahrgang.

Le Don Quichotte. Journal des folies du siècle. — Erſter Jahrgang. 10 Fr.

La belle Picarde. — Roman von Lebbuy. 2 Bde. 15 Fr.

Le manteau bleu. — Von dem Fürſten C. v. G. 5 Fr.

Le dernier fils de Louis XVI. — Von Morel de Saint Didier. 1½ Fr.

Auſtralien.

Gebräuche der Eingebornen auf Neu-Holland.

So ſehr auch die meiſten Engliſchen Kolonieen auf Auſtraliens Kontinent an Wohlſtand zunehmen, ſo verharren doch die Eingebornen nach wie vor in ihrer thieriſchen Dumpfheit. Nirgends findet man abgeſchmacktere Gebräuche und einen gröberen Aberglauben.

Diejenigen Eingebornen, welche in Wäldern leben, müſſen ſich ihren Unterhalt ſehr ſauer erwerben; ſie klettern auf Bäume, um Vögel zu haſchen, und fangen die vierfüßigen Thiere in Schlingen. Aus zerſtoßenen Farnkraut-Wurzeln und Ameiſen, wozu in der rechten Jahreszeit noch die Eier dieſer Inſekten kommen, bereiten ſie einen eßbaren Teig. Sie verſchlingen Alles, was ihnen in die Hand fällt, ſelbſt Würmer, Raupen und Ungeziefer nicht ausgenommen. Männer und

*) Ehemals Mlle. Vanhove, nachmalige Mad. Talma.

Digitized by Google

Frauen reiben ſich die Haut mit Fiſch-Oel, das ſie gegen den Stich der Mosquitos ſchützt, ihnen aber zugleich einen ſcheußlichen Geruch mittheilt. Oft beſchmieren ſie den Körper mit rother und weißer Erde und ſchmücken ihr Haar mit Fiſchgräten, Knochen von Vögeln, Federn, Stücken Holz oder Zähnen des Känguru. Manche nehmen ſich ganz wie Prieſter oder Teufel aus: von Kopf bis zu Füßen ſchwarz übertüncht, malen ſie einen breiten Ring von weißer Farbe um beide Augen und weiße Streifen auf Arme, Schenkel und Beine. Zuweilen bringen ſie ſich mit Muſcheln tiefe Wunden bei, und wenn dieſe Wunden ſich vernarben, ſo bilden ſie auf ihrem Körper Zeichnungen, die für eine große Zierde gelten.

Im 12ten oder 13ten Jahre ihres Alters beſtehen die Knaben eine Operation, die man Gna-gung nennt; man durchbohrt ihnen den Naſenknorpel, um ein Stück Rohr oder Knochen hineinzuſtecken. In demſelben Alter werden ſie zum Range von Männern befördert, nachdem ſie einem ihrer Vorderzähne entſagt haben. Ich will hier die vornehmſten Umſtände dieſer Operation mittheilen, von der ich ſelbſt Zeuge war.

Die Wilden eines Stammes in der Nachbarſchaft von Sidney waren, mit Keulen, Schilden und Lanzen bewaffnet und in ihrem ſchönſten Putze ſteckend, auf einem kleinen umzäunten Platze zuſammengetreten. Ihnen gegenüber ſtanden funfzehn Knaben. Die Bewaffneten rückten, ihre Lanzen und Schilde ſchüttelnd und mit den Füßen Staub aufwühlend, unter Geheul heran. Der Staub überdeckte die ganze Verſammlung. Einer der Krieger packte den erſten Knaben, den ſeine Kameraden vergeblich zu beſchützen ſuchten, und ſchleppte ihn nach dem anderen Ende des Yu-lang (ſo heißt der umſchloſſene Raum), wo er mit untergeſchlagenen Beinen, gebücktem Kopfe und in einander gelegten Händen ſitzen blieb, bis auch alle Uebrigen auf dieſelbe Weiſe herbeigeſchleppt worden waren. Die Kerredai's vollzogen darauf einige ihrer myſtiſchen Gebräuche. Einer von ihnen fiel plötzlich an den Boden, wälzte ſich, indem er allerlei gezwungene Stellungen annahm, als litte er die unerhörteſten Schmerzen, und ſchien endlich von einem Knochen entbunden zu ſeyn. Während dieſes fürchterlichen Kreiſels umtanzten ihn eine Menge Eingebornen unter großem Geſchrei, und Einige ſchlugen ihn von Zeit zu Zeit auf den Rücken, bis er den wunderbaren Knochen von ſich gegeben hatte. Kaum war dieſer, im Zuſtande der äußerſten Ermattung und von Schweiß triefend, wieder aufgeſtanden, als ein Anderer denſelben Hokuspokus trieb. Das Ergebniß war dieſes Mal wieder ein Knochen, den der Gaukler wohlweislich in ſeinem Gürtel verſteckt hatte. Durch dieſe grobe Farce will man den jungen Leuten die Ueberzeugung beibringen, daß die Operation, der ſie ſich unterwerfen müſſen, ihnen nur ſehr wenig Schmerz verurſachen werde; denn je mehr die Kerredai's gelitten haben, deſto weniger haben ſie ſelbſt zu leiden. Der Augenblick der Operation war gekommen. Der erſte Knabe, den man herbeiholte, wurde auf die Schultern eines anderen Eingebornen geſetzt, der auf dem Raſen Platz nahm. Zunächſt wurde ein Knochen herbeigeholt, der geſtern Abend den Magen eines der Verſammelten verlaſſen haben ſollte. Das eine Ende dieſes Knochens hatte man geſchärft, um das Zahnfleiſch damit abzulöſen; denn ohne dieſe Vorkehrung würden ſie den Zahn unmöglich herausbrechen können, ohne die ganze Kinnlade zu ſprengen. Dann legte der Operateur eine Art Wurfſpeer mit dem dünnen Ende an den Zahn, und ſchlug mit einem dicken Steine gegen das andere Ende. Dieſe erſte Operation dauerte zehn volle Minuten; denn zum Unglück des armen Kleinen ſaß der Zahn ſehr feſt in ſeiner Höhle. Endlich ſprang er heraus, worauf man den kleinen Patienten bei Seite führte, ſein Zahnfleiſch befeſtigte und ihm die Kleidung anzog, die er mehrere Tage am Körper haben ſollte. Man legte ihm einen Gürtel um, in welchem ein hölzerner Säbel ſteckte, und umwickelte ſeinen Kopf mit einer blendend weißen Binde, die ſich gar nicht übel ausnahm. Der Patient hatte die linke Hand auf dem Munde liegen, welcher geſchloſſen bleiben mußte; er durfte den ganzen Tag über nicht ſprechen und nicht eſſen. Auf dieſelbe Art verfuhr man mit allen übrigen Knaben. Nur ein einziger hübſcher Junge von acht bis neun Jahren wollte, nachdem ihm das Zahnfleiſch bereits abgelöſt worden, nicht mehr als Einen Schlag mit dem Steine aushalten. Er rettete ſich aus den Händen der Peiniger und entkam glücklich. Während der ganzen Operation erhoben die Umſtehenden ein unmenſchliches Geheul, um die kleinen Dulder zu unterhalten und ihre Klagen zu erſticken; die Letzteren aber machten ſich eine Ehre daraus, ihren Schmerz zu bewältigen.

Das Blut, welches aus dem zerriſſenen Zahnfleiſch drang, wurde nicht abgewiſcht, ſondern man ließ es über die Bruſt des Knaben rinnen und dem Eingebornen, auf welchem der Knabe ſaß, auf das Haupt tropfen. Alsdann empfing der Knabe zu ſeinem eigenen Namen noch den des Mannes, der ihn trug. Das getrocknete Blut darf erſt nach einigen Tagen von dem Kopfe der Männer und der Bruſt der Knaben abgewaſchen werden. Iſt die Operation vorüber, ſo läßt man die Knaben um einen Baumſtamm ſich lagern und legt denen, die beſonders vielen Schmerz ausſtehen müſſen, geröſteten Fiſch an das Zahnfleiſch. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, ſprangen die Patienten auf und liefen nach ihren Hütten, indem ſie Alles, was ihnen begegnete, aus dem Wege trieben. Von dieſem Augenblick an ſtanden ſie in gleichem Anſehen wie die erwachſenen Männer; ſie hatten das Recht, Waffen zu führen, und konnten ſich auch Mädchen rauben, ſobald ihre phyſiſche Kraft zu Beidem ausreichte. Europäiſche Aerzte, die von den auf obige Weiſe ausgebrochenen Zähnen einige geſehen, erklärten, daß ein mit den nöthigen Inſtrumenten verſehener Zahnarzt dieſe Zähne nicht beſſer ausgezogen haben würde.

In dem größten Theile Neu-Hollands iſt die brutalſte Gewaltthätigkeit das Präludium der Liebe. Gewöhnlich raubt ſich ein Wilder in einem fremden, ſelbſt feindlichen Stamme ſeine Lebensgefährtin. Er dringt verſtohlen in die Hütte, wo des Mädchens Aeltern wohnen, ſobald er ſie allein zu Hauſe weiß, fällt wie ein Raſender über ſie her und verſetzt ihr ein paar Keulenſchläge auf Haupt und Schultern, dann nimmt er das Mädchen, betäubt und blutend wie ſie iſt, auf den Arm und eilt mit ihr durch Wälder und Hohlgründe nach dem Orte ſeines Aufenthalts. Seine Stammesgenoſſen erklären die Unglückliche für ſein Weib; ſie unterwirft ſich ihrem Schickſal und entläuft dem neuen Gebieter nur ſelten, obgleich ſie ihr Lebelang ſeine Sklavin und allen Mißhandlungen ausgeſetzt iſt.

Daß dieſe Wilden jedoch zuweilen auch für wahre Liebe empfänglich ſind, beweiſt die folgende Anekdote, die mir ein Beamter in Sidney erzählt hat. Ein junger Wilder von ungefähr 22 Jahren, der zu einem benachbarten Stamme gehörte, hatte zwei Schweſtern, von denen die Eine 20, die Andere 14 Jahr zählte. Als dieſer Wilde einſt von der Jagd nach Hauſe kam und ſeine Schweſtern nicht wie gewöhnlich ihm entgegen kamen, ſetzte er ſich an einen Baum in der Nähe der Hütte und zweifelte nicht, daß ſie bald erſcheinen würden. Unterdeß ging die Sonne unter, und ſeine Schweſtern ließen ſich noch nicht blicken. Des Wartens müde und voll innerer Unruhe, ſtand der Jüngling endlich auf und trat in die Hütte. Wie groß war aber ſein Staunen und ſein Schmerz, als er die jüngere Schweſter in ihrem Blute am Boden liegen ſah! Er warf ſich auf die Kniee, rief ſie beim Namen und leiſtete ihr alle mögliche Hülfe; allein ſie war ohne Beſinnung. Er holte Waſſer und rieb ihr das Geſicht. Endlich ſchlug ſie die Augen wieder auf und ſprach: „O Bruder! unſere Schweſter iſt uns geraubt. Der Böſewicht ſchlug ſie mit ſeiner Keule und packte ſie dann, um ſie fortzuſchleppen. Ich wollte ſie ihm mit Gewalt wieder entreißen, allein da fiel er über mich her und ſchlug mich ſo, daß ich die Beſinnung verlor. Bei dieſer Erzählung vergoß das Mädchen heiße Thränen. Ihr Bruder war ſo fürchterlich aufgeregt, daß er nur einzelne Worte von ſich geben konnte. Des nächſten Morgens machten ſie ſich auf den Weg, um den Räuber ihrer Schweſter bei ſeinem Stamme aufzuſuchen. Da begegnete ihnen die Schweſter des nämlichen Wilden, der ihre ältere Schweſter geraubt hatte. Sie war in den Wald gegangen, um Holz einzuſammeln; und der Jüngling, der eine ſo ſchöne Gelegenheit zur Rache nicht vorbeilaſſen wollte, ſtürzte ſogleich mit ſeiner Keule auf ſie los, um ſie niederzuſchmettern. Das Opfer zitterte und ſah den Jüngling mit flehenden Blicken an. Dieſer ſtaunte dermaßen über ihre Schönheit, daß er wie eingewurzelt ſtehen blieb. Als das Mädchen dies bemerkte, warf ſie ſich ihm zu Füßen, um ſein Mitleid beſſer zu erregen; allein bei dieſem war alles Rachegefühl der zärtlichſten Leidenſchaft gewichen. Er warf ſeine Keule von ſich, drückte das Mädchen an ſein Herz und bat ſie, ihm nach ſeinem Stamme zu folgen. Die Schöne beſann ſich nicht lange; ſie tröſtete ihn über das Schickſal ſeiner älteren Schweſter, und Beide wurden ein glückliches Paar.

(Magazin des Voyages.)

Mannigfaltiges.

— Claqueurs in Paris. Man hat es bisher immer für eine Uebertreibung gehalten, wenn von einer förmlichen Organiſation dieſer Leute geſprochen wurde, die in den Pariſer Theatern den Ton angeben und über das Schickſal der Stücke, wie der Schauſpieler, zu entſcheiden pflegen. Die Gazette des Tribunaux theilt jedoch einen förmlichen Kontrakt mit, der zwiſchen einem Theater-Direktor und einem „Unternehmer dramatiſcher Succeſſe" abgeſchloſſen worden, und den man unter den Papieren eines ſolchen Unternehmers, Namens Clochet, gefunden, der kürzlich fallirte, obwohl ihm ſeine Unternehmung in den letzten vier Jahren 30,000 Franken eingebracht hat. Dieſem Kontrakte zufolge, hatte der Unternehmer dem Theater-Direktor die Summe von 20,000 Franken zu bezahlen, wofür ihm auf die ſtipulirte Zeit, ſo oft ein neues dreiaktiges Stück aufgeführt wurde, ſämmtliche Parterre-Billets, bei neuen Stücken von einem Akt oder zweien jedoch nur 100 bis 120 Billets zum Verkauf überlaſſen wurden. Außerdem wurden ihm aber auch noch für jede Vorſtellung 25 bis 30 Billets, ſo wie von Seiten des Autors die üblichen vier Frei-Billets für jedes einaktige Stück zugeſtanden, welche Billets der Unternehmer an „wohlgekleidete" Leute zu vertheilen hatte, „um, was in ſeinen Kräften ſtand, zum Erfolg der neuen Stücke und des Debüts der Schauſpieler beizutragen." Sowohl bei den Generalproben als täglich um 4 Uhr im Sprechzimmer hatte ſich der Unternehmer einzufinden, um hier etwanige Inſtructionen zu empfangen. Man ſieht, daß auf dieſe Weiſe das Intereſſe beider Theile merkwürdig gut verklauſulirt war.

— Bevölkerung von Liverpool. Kein anderer Ort iſt wohl in gleicher Progreſſion ſo raſch zur volkreichen Stadt geworden, als Liverpool. Noch im Jahre 1700 zählte der Ort nur 5714 Einwohner, 30 Jahre ſpäter ſchon 12,000, und von dieſer Zeit an nahm die Zahl derſelben auf erſtaunliche Weiſe zu: 1740 zählte man 18,000, 1770: 34,407, 1801: 77,653, 1812: 94,376, 1821: 118.972, und 1831: 165,221 Einwohner in der eigentlichen Stadt und 45,000 in den im Weichbilde liegenden Ortſchaften (townships), die jetzt ſchon zur Stadt ſelbſt gehören. Gegenwärtig beträgt die ganze Bevölkerung ungefähr 230,000 Seelen. Im Jahre 1770 zählte die Stadt 5928 bewohnte Häuſer, und im Jahre 1831 betrug die Zahl derſelben 25,637. Der Handel in Liverpool hob ſich mit jedem Schritte, den die Engliſche Induſtrie vorwärts that. Liverpool ſelbſt beſitzt keine Fabriken, aber das mit dieſer Stadt durch eine Eiſenbahn verbundene Mancheſter und die dahinter liegenden Fabrikſtädte verſehen ihre Docks mit der ungeheuern Production, die der Welthandel gleichſam verſchlingt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 17. Berlin, Mittwoch den 8. Februar 1837.

England.

Deutſche Kunſt im Auslande.

Bevor noch das große Werk des Herrn Grafen von Raczynski erſchien, ſind die Franzoſen durch einige ausgezeichnete Journal-Artikel auf die Düſſeldorfer Malerſchule aufmerkſam gemacht worden, die ſich, dem Vernehmen nach, auch auf der nächſten Pariſer Ausſtellung durch einige werthvolle Bilder will vertreten laſſen. Eine Ehre iſt in der That der anderen werth. Haben doch die Franzoſen den Anfang mit ihren Geſandten gemacht, und wie in der diplomatiſchen Welt, ſcheint es hier auch in der artiſtiſchen nicht mehr als billig, daß wir die Artigkeit erwiedern und mit einer gleich ſta..en und ehrenvollen Miſſion bei ihnen erſcheinen. Einſtweilen iſt es aber gut, wenn die Deutſchen Maler-Namen in Paris geläufig werden. Ein Ruhm, der nur beſtätigt zu werden braucht, hat es viel leichter, als einer, der erſt neu erworben ſeyn will. Darum verdient die Revue Brittanique unſeren Dank, die an die Spitze ihres Artikels über die Düſſeldorfer Malerſchule die Namen Schadow, Leſſing, Hübner, Bendemann, Hildebrandt, Sohn, Schrödter, Stilke, Jordan und Piſtorius ſtellt. An dieſer Ueberſchrift ſchon merkt man, daß das Ausland hier aus guter Quelle belehrt wird. Die Namen ſind trefflich gewählt und — was noch merkwürdiger iſt — auch richtig gedruckt, ſowohl in dem Franzöſiſchen Journal, als in ſeiner Engliſchen Quelle; denn die Revue Brittanique hat ihren Artikel nach der Foreign-Quarterly-Review bearbeitet. Wer aber aus Erfahrung weiß, wie ſehr unſere Deutſchen Namen von Franzöſiſchen und Engliſchen Berichterſtattern verſtümmelt zu werden pflegen, der wird auch darin eine Art von Aufmerkſamkeit für die Deutſche Kunſt erkennen.

Gleichwohl ſcheint Deutſchland unſeren Nachbarn doch noch immer eine ultima Thule im Gegenſatze zu dem Europa, das ſie allein zu vertreten meinen. Denn ſo unterrichtet auch unſer Engliſcher Kunſt-Kritiker iſt, ſagt er doch — und der Franzoſe ſpricht's ihm nach —: „Vielleicht iſt es uns durch unſere Skizze gelungen, Europa's Aufmerkſamkeit auf dieſe ehrenwerthe und wahrhaft rührende Künſtler-Verbrüderung zu lenken. Unbezweifelt wird auch ihr Ruhm glänzender werden, wenn erſt der Grabſtichel des Kupferſtechers in England und in Frankreich die Compoſitionen Leſſing's, Hildebrandt's, Steinbrück's ꝛc. verbreitet haben wird, Compoſitionen, die ſelbſt die gewandteſte Feder nicht im Stande ſeyn würde, der Einbildungskraft des Leſers erſchöpfend darzuſtellen.“

Gleich zu Anfang ſeiner Betrachtungen meint der Kritiker, daß es wohl nur eine Folge ihrer allzu großen Beſcheidenheit ſey, „wenn Europa dieſe Schule bisher kaum eines Blickes gewürdigt hat.“ Eine ſolche Bemerkung hätten wir von dem feingebildeten Engliſchen Kunſtkenner nicht erwartet. Sieht es doch aus, als ignorirte er abſichtlich, daß es im Herzen von Europa ein großes weites Land giebt, deſſen kunſtliebende Städte die Arbeiten der Düſſeldorfer Maler, wie in einem Triumphzuge, empfingen, und deſſen geſammte Theilnahme gewiß nicht wenig dazu beitrug, die Schule zu fördern und zu immer größeren trefflicheren Arbeiten zu ermuntern. Wahrlich, wir möchten dieſes Land das Europäiſchſte in Europa nennen, inſofern wir unter Europäiſchem Charakter denjenigen verſtehen, der jede Bildung in ſich aufzunehmen vermag und ſich nicht in mehr oder weniger ſelbſtgefälliger Nationalität abſchließt.

Doch hören wir den Kritiker auch da, wo er unſerem Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren läßt: „In Deutſchland“, ſagt er, „iſt die Kunſt, gleich der Poeſie und der Philoſophie, einen geheimnißvollen und langſamen Weg gegangen, deſſen weite Biegungen und gelehrte Abſchweifungen allerdings mit jener reißenden Entwickelung und jenem ſtürmiſchen Drang der ſüdlichen Kunſt lebhaft kontraſtiren. Dafür findet man aber auch in der Deutſchen Kunſtwelt eine Gedankentiefe, eine Aufrichtigkeit des Gefühls, eine Reinheit, einen Adel der Intention und ein Studium der Details, wie ſie die Künſtler der für mehr begünſtigt geltenden Länder ſelten zu erreichen vermögen. Solcher Art war die großartige Erſcheinung der Deutſchen muſikaliſchen Schule, jener energiſchen und machtvollen Schule, die um ſo überraſchender erſchien zu einer Zeit, wo alle Welt glaubte, es gäbe nirgends ſonſt Muſik, und es könne ſich in keinem anderen Lande eine muſikaliſche Schule bilden, als in Italien. Solcher Art war auch in neuerer Zeit die moderne Entwickelung der zeichnenden Künſte in demſelben Lande: eine zweite Jugend, ein zweiter mit dem reichſten Blüthenſchmuck bedeckter Frühling, der weit hinter ſich den verfallenen Zuſtand der Italiäniſchen Kunſt läßt, die einſt durch die Namen Raphael und Tizian erhoben wurde, jetzt aber durch die Mittelmäßigkeit Camuccini's und ſeines Gleichen herabgewürdigt wird.“

Der Kritiker führt ſeine Leſer nun in das hohe lichte Haus am Rhein, das, ſeitdem Meiſter Schadow und ſeine Schüler es zu ihrer Kunſt-Werkſtatt gemacht, eine hiſtoriſche Bedeutung erlangt hat und eine der ſchönſten Zierden des ſchönen Stromes geworden iſt. Er ſchildert das brüderliche neidloſe Verhältniß, das hier, im Gegenſatze zu den Italiäniſchen Schulen, zwiſchen älteren und jüngeren Künſtlern, zwiſchen Mitſtrebenden und Nacheiferern ſtattfindet. „Mitten in dieſem freundlichen Vereine“, fährt er fort, „iſt es Schadow, der als Leiter und Muſter wirkt; Hübner ſpielt die Rolle des Kritikers und des Mannes von Geſchmack; Leſſing, der melancholiſche Maler, übt auf die ſittliche und gemüthanregende Tendenz der Schule und ihrer Leiſtungen einen unverkennbaren Einfluß; bei Hildebrandt iſt es beſonders die Naivetät, bei Stilke und Bendemann dagegen die Majeſtät des Styls und ſeine Reinheit, was uns überraſcht. Was aber die ganze Schule charakteriſirt, iſt eine gewiſſermaßen verborgene Harmonie, ein Kolorit, das wir sfumato nennen, Anſpruchsloſigkeit, das Verzichten auf blendende Effekte und Kraftanſtrengungen, wahre, tiefe, aber auch etwas träumeriſche Empfindung, gewiſſenhafte Ausführung und etwas eben ſo Naives als Studirtes, ganz ſo, wie wir uns Deutſchland zu denken pflegen. Tiefe iſt es und nicht Glanz, was dieſe Künſtler erſtreben, die der Einfachheit der Kunſt ihre edle Hingebung weihen, was aber natürlich dazu beitragen mußte, ſie in einer gewiſſen Obſkurität zu erhalten.“ — Wir vermuthen faſt, daß ſich der Engliſche Kritiker der Geſchmackloſigkeit ſeiner Landsleute ſchämt, die jährlich zu vielen Tauſenden den Rhein hinauf nach Baden-Baden und der Schweiz pilgern, bekanntlich aber dieſe Tour bloß machen, um ſagen zu können, daß ſie da geweſen ſind, und die dabei auch von ſolchen Merkwürdigkeiten, welche in Reichard's „German Tourist“ noch nicht verzeichnet ſind, gar keine Notiz nehmen. Sollten unſere Düſſeldorfer Maler aber wirklich deshalb obſkur genannt werden können, weil die gedankenloſen Engliſchen Dampfboot-Reiſenden, dieſe Theemaſchinen, die kaum für die Rebenhügel des Rheins, geſchweige denn für ſeine Kunſtſchätze, ein Auge haben, ſie noch nicht ſchaarenweiſe aufgeſucht haben? Wahrlich, das wäre eben kein dankenswerthes Verdienſt der Foreign-Quarterly-Review, wenn ihr ſonſt ſo ſchätzenswerther Aufſatz auch den Erfolg hätte, daß nun die Engländer bei Düſſeldorf das Dampfboot verließen und mit ihrer läſtigen Schauluſt den Künſtler-Verein bei ſeinen Arbeiten ſtörten, die ſie doch nicht zu würdigen wiſſen. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß wir hier nur diejenigen Engliſchen Reiſenden meinen, die ſeit zehn Jahren immer zahlreicher den Rhein beſuchen und dort eben ſo wegen ihrer Indolenz als wegen ihrer Knauſerei nicht ſonderlich beliebt ſind, und wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß wir darum kein allgemeines Vorurtheil gegen eine der gebildetſten und einflußreichſten Nationen der Erde hegen.

Unſer Engliſcher Kunſt-Kritiker iſt übrigens mit den Gemälden der Schadowſchen Schule ſo vertraut, daß wir vermuthen, es habe ihm bei ſeinen Details das große Werk des Grafen von Raczynski zum Theil ſchon vorgelegen. Inzwiſchen kennt er doch die neueſten Arbeiten der Düſſeldorfer noch nicht, was namentlich in Bezug auf die „Söhne Eduard's“ zu bedauern iſt, da wir gerade darüber das Urtheil eines Engländers gern gehört hätten. Als Hildebrandt's bedeutendſtes Bild iſt hier noch ſeine „Judith und Holofernes“ genannt. Leſſing wird mit beſonderer Vorliebe portraitirt und auf treffende Weiſe mit Leopold Robert verglichen. Etwas ſchwerfällig nimmt ſich in der Franzöſiſchen Ueberſetzung der Revue Brittanique das „trauernde Königspaar“ als „le couple royale dans la douleur“ aus.

Mit einem heiteren Blick, den unſer Engländer auf das Beiſammenleben der Rheiniſchen Maler wirft, wollen wir dieſen Artikel ſchließen. „An den Ufern des Rheins“, ſagt er, „erhebt ſich ein großes viereckiges Gebäude von ſehr einfacher und regelmäßiger Architektur; Ruhe herrſcht im Innern, ſo wie in den Umgebungen. Die Zimmer zu ebener Erde werden zur Bibliothek, zu Studien-Sälen und zu einigen Wohnungen benutzt. Im erſten Stock befinden ſich die Ateliers, aus einer Reihe von großen Zimmern mit Bogen-Fenſtern beſtehend. Der Schutzgeiſt, der Vater dieſes Künſtler-Kloſters iſt Schadow, deſſen Atelier ſich in einem Zimmer befindet, das gerade auf die große Treppe ſtößt. Um ihn trifft man gewöhnlich ſeine vertrauteſten Freunde, Deger und Köhler; Deger, ſein Tröſter und treuer Achates, Köhler, der ihm ſeine Künſtler-Laufbahn verdankt. In mehr oder weniger entfernten Diſtanzen arbeiten nun andere Maler, die ſich zu zwei und zwei vereinigt haben: Hübner mit ſeinem Schwager Bendemann, Stilke mit Deger, Sohn mit Leſſing, Köhler mit Sonderland, Rethel mit Reinick, Hildebrandt mit v. Oer,

Digitized by Google

Noch eine Treppe höher, in den Zimmern, welche ihr Licht von oben empfangen, befinden ſich Schirmer mit ſeinen Eleven und Achenbach. Die einfachſte Lebensweiſe, die beſcheidenſten Vergnügungen, die brüderlichſte Vertraulichkeit machen aus dieſem Kloſter ohne Strenge, wiewohl nicht ohne Enthuſiasmus, eine merkwürdige Erſcheinung, die einzig in der Geſchichte der Kunſt zu nennen iſt. Sämmtliche Mitglieder dieſer Akademie konſultiren ſich gegenſeitig; Deutſche Gutmüthigkeit, die das Genie keineswegs ausſchließt, herrſcht bei allen ihren künſtleriſchen Beurtheilungen vor. Schadow, obgleich der Meiſter und Stifter, nimmt doch Rath von Hübner an, deſſen ſolides Urtheil und verſtändige Studien er ſchätzt. Nicht minder leiht er aber auch den jüngeren Malern ein gefälliges Ohr, und mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen leitet er ihre Arbeiten. Ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Verhältniſſe haben etwas Rührendes, ſo einfach iſt Alles. Sie kennen keinen Luxus und machen daher auch aus ihren Bildern keinen Gegenſtand der Speculation. Das Kegelſpiel ergötzt ſie; Abends iſt die Unterhaltung bei einem Glaſe Bier und bei einer Pfeife Taback ihr Lieblings-Vergnügen. Das „Stockkämmerchen", ein beſonderes Zimmer, das ihnen oft als Vereinigungspunkt dient, hört ſo manche faſt kindiſche Debatten, Diskuſſionen, nicht ſowohl gelehrter als ausgelaſſener Art, und Späße, die oft grotesk, niemals aber boshaft ſind. In dieſer echt Deutſchen Schule zeigt ſich Niemand unduldſam und exkluſiv. Die Verſchwiſterung der Künſte tritt hier in einem zwar bürgerlichen, aber intereſſanten Gewande auf. Bald übernimmt es der Landſchafter, die Bäume in einem hiſtoriſchen Bilde ſeines Gefährten zu malen, und bald verbeſſert der Geſchichtsmaler die Figuren des Landſchafters. Manchmal ſind ſogar, ſeltſam genug, die Gewänder von einer, die Köpfe von einer anderen und die Architekturen endlich von der dritten Hand. Wenn in Düſſeldorf die Geſchickteſten und Berühmteſten 3—4000 Franken jährlich ſich verdient haben, ſo ſind ſie über die Maßen zufrieden und verlangen nichts mehr." —

Wir haben nach dieſer Ueberſetzung nichts weiter hinzuzufügen, als den Wunſch, daß der wackere Meiſter Schadow und ſeine reich begabte Schule, die bisher in der vollen freudigen Anerkennung der Heimath ihren ſchönſten Lohn gefunden haben, noch lange den künſtleriſchen Ruhm des Vaterlandes erhöhen mögen, das allerdings der Approbation des Auslandes nicht erſt bedarf, um auf ſeine Künſtler ſtolz zu ſeyn.

J. L.

Schweiz.

Erziehung und Gefangenſchaft.

(Fortſetzung.)

„Fürchte Dich nicht, Kleiner", ſo rief's von drüben, „ich will Dir etwas ſagen, ich bin ein ehrlicher Mann." — „Ihr böſer Menſch", rief ich hinüber, „wenn Ihr noch ein Wort zu mir ſprecht, ſag' ich's der Wache dort." Nach einer Weile hob der Gefangene wieder an: „Mein junger Herr, damals, wie man mich durch die Straße führte, hab' ich Ihr Geſicht geſehen, und weil Sie einen ſo gutmüthigen Blick haben, hoffte ich, Sie würden barmherzig ſeyn und Mitleid fühlen mit einem armen unſchuldigen Mann, den die Menſchen ungerecht verurtheilt haben." — „Schweigt lieber, Ihr Böſewicht", rief ich zornig hinüber, „Ihr habt einen guten alten Mann und ein junges Kind umgebracht." — „Ach", ſagte er, „junger Herr, ich ſehe wohl, Sie ſind getäuſcht und denken Böſes von mir, wie alle Welt. Sie ſind noch ſo jung und trauen Ihrem Nebenmenſchen ſchon ſo viel Schlimmes zu." Hier hielt er inne, denn er hörte Tritte kommen. Ein ſchwarz gekleideter Mann ging dicht an der Mauer des Gefängniſſes vorüber. Wie der ſich entfernt hatte, fing der Mann im Kerker wieder an: „Junger Herr, der ehrwürdige Mann, der da vorbeiging, iſt der Gefängnißprediger. Sie können ihn fragen, er kennt meine Unſchuld, Gottlob, er weiß, daß mein Herz rein iſt." Abermals hielt er inne, ein Gendarm ging vorüber. Ich hatte ſchon Luſt, den Gendarmen zu rufen und ihm zu erzählen, was ſo eben geſchehen. Aber ich hielt an mich. Meine Leichtgläubigkeit war durch die Betheuerungen des Gefangenen ſchon halb gewonnen; dabei ſchien es mir unedelich und ſchändlich, einen Unglücklichen zu verrathen, der auf mein ehrliches Geſicht getraut. Hauptſächlich aber hatte der Mann mich gelobt, meine kleine Eigenliebe war geſchmeichelt und wollte ihn nicht Lügen ſtrafen. Ich ſtand noch eine Weile und horchte, aber der Mann drüben ſprach nicht mehr. Da ging ich zurück an meinen Tiſch, um zu ſehen, was mein Maikäfer mache.

Hilf Himmel, ich wurde blaß, ich zitterte vor Schrecken. Ein großes Unglück, ein unerſetzlicher Schaden: was hatte der Maikäfer angerichtet! Im erſten Zorn packte ich ihn und warf ihn zum offenen Fenſter hinaus; dann beſah ich mir den Schaden. Es war zum Verzweifeln, wie die Sachen ſtanden. Ein breiter, dicker, ſchwarzer Streifen fing beim vierten Kapitel de bello Gallico an und lief gerade hinüber an den Rand des Buches rechts. Da hatte es der Maikäfer zu ſteil zum Herunterſpazieren gefunden, er hatte Kehrt gemacht und war über die ganze Breite des Buches zurück auf das Blatt links marſchirt; mitten auf dem Blatte nahm er mit einer halben Schwenkung ſeine Richtung nordwärts; unter einer günſtig gelegenen Stelle war ihm der Uebergang aus dem bello Gallico auf den Rand des Dintenfaſſes geglückt. Von da ging es ſteil und glatt abwärts und, o Wehe, o Jammer, zu ſeinem und meinem Unglück war der Maikäfer in den Abgrund, in die ſchwarze Hölle, in die Dinte hinuntergerutſcht. Da unten merkte er erſt, daß er ſich verirrt hat. Alſo drehte er um und kroch aus der Dinte wieder heraus, ſchwarz, tief ſchwarz, ganz in Trauer, von Kopf bis zu den Füßen. Und ſo war er zurückgekrochen und hatte ſich über das vierte Kapitel de bello Gallico hergemacht, da fand ich ihn herumduſeln. Was für Kleckſe, es war ein Schauder anzuſehen. Flüſſe, Seen, Meerbuſen, neben einander, untereinander; und was für Lineamente, grob, verworren, ohne Verſtand und Geſchmack; eine Kette von tragiſchen Wahrzeichen, die Verewigung eines ſchwarzen Mißgeſchickes. Und was für ein Buch, ein Elzevir, Herrn Ratin's Elzevir, ein Elzevir in Quart, ein ſeltenes, ein koſtbares Exemplar, unerſätzlich. Und wie hatte mich Herr Ratin gewarnt, als er mir's gab, wie hatte er mich für jeden Schaden verantwortlich gemacht! Es war vorbei, es war aus mit mir.

Ich wiſchte die Kleckſe, ſo gut es ging, mit Löſchpapier auf; ich legte das Blatt zum Trocknen ans Fenſter, und nun ergab ich mich wehmüthigen, beſorglichen Betrachtungen über mein Unglück. Waren meine Gewiſſensbiſſe groß, ſo war meine Angſt noch viel größer. Das allerſchlimmſte war der Maikäfer, den konnte ich unmöglich eingeſtehen. Was würde Herr Ratin für ſchreckliche Augen dazu machen, wie würde er mich ſchelten! In verſtändigen Jahren ſo meine Zeit zu vertändeln, als ein großer Menſch mit Maikäfern ſpielen! Gefährlich! wird er ſagen, verderblich! wird er ſagen, unmoraliſch! wird er ſagen. Ich armer Sünder! —

Da kam Satan, von deſſen Liſt ich dazumal noch keine Ahnung hatte, Satan, der niemals fern iſt in Stunden der Verſuchung; der ſchlich ſich in mein Herz und gab mir allerhand Gedanken zur Beruhigung ein. Wie wär's, ſprach er, wenn wir etwas erſinnen könnten, uns aus der Noth zu helfen. Der Nachbarin ihre garſtige Katze iſt in die Stube gekommen, wie Niemand drin war, und hat geſpielt und hat das Dintenfaß auf das 4te Kapitel de bello Gallico geworfen. Aber Herr Ratin hatte mir verboten, ich ſollte nicht weggehen, ehe ich meine Lection gehalten. Alſo, alſo — ich hab' mir eine Feder kaufen müſſen. Aber ich habe Federn genug, ſie liegen im Schrank, und der Schrank ſteht in der Stube. Thut nichts, ich habe geſtern den Schlüſſel verloren, ich bin baden geweſen. Freilich, das war auch verboten: ich bin auch wirklich gar nicht baden geweſen; aber wenn ich eingeſtehe, daß ich ohne Herrn Ratin's Erlaubniß baden gegangen bin, ſo wird er mir um meiner Aufrichtigkeit willen das Uebrige glauben. Und es iſt ja gar keine ſo große Lüge. Meinen Fehler geſtehe ich ja doch, wenn auch nicht den wahren, dafür einen anderen, zu dem ich mich unſchuldig bekenne. Kurz, ich abſolvirte mich ſelbſt im Voraus, und ich hatte mein künſtlich kombinirtes Ausſagen-Syſtem wohl einſtudirt, als ich Herrn Ratin die Treppe herauf kommen hörte. In meiner Angſt machte ich das Buch zu und wieder auf und wieder zu, und wie er ſchon an der Thüre war, machte ich es ſchnell wieder auf; denn, dachte ich, wenn er die Kleckſe ſieht, merkt er's von ſelbſt, und dann brauchte ich nicht anzufangen.

Herr Ratin kam zur Lection; er ſah gar nicht auf das Buch, legte Hut und Stock ab, nahm einen Stuhl, ſetzte ſich, räuſperte und ſchneutzte ſich. In meiner großen Angſt, da ich keine geſcheidte Miene anzunehmen und überhaupt nichts anzufangen wußte, ſchneutzte ich mich auch. Das machte Herrn Ratin ſtutzig; wo es um die Naſe ging, verſtand er keinen Spaß, er ſah mich groß und ſtarr an; er wollte herausbringen, welche muthwillige Intenſion mich dazu bewogen hätte, gleichzeitig mit ihm die Naſe zu ſchneutzen. Ich armer Teufel aber legte mir ſeine Mienen anders aus; ich dachte, er hätte den Klecks geſehen und ſchlug die Augen nieder. Auf ſchnelle, ſtürmiſche Fragen hatte ich mich gerichtet; dieſes ſtrenge, forſchende Schweigen brachte mich aus der Faſſung. Endlich erhob er ſeine Stimme: „Karl, ich leſe Dir aus den Augen." — „Ach nein, Herr Ratin", — „Ich leſe Dir aus den Augen, ſag' ich Dir." — „Ach nein, Herr Ratin, die Katze iſt's geweſen." — Das war dem guten Herren Ratin zu arg, zu unverſchämt; er entſetzte, er verfärbte ſich, ſchon wollte er losbrechen, da fielen ſeine Augen auf das Buch und auf die Rieſenkleckſe. Beſtürzt, erſtaunt ſprang er vom Stuhle auf, und der Schrecken fuhr mir durch alle Glieder. Nun galt es, ſich zuſammenzunehmen, ſeinen Zorn durch Bitten zu beſchwören: „Ach, Herr Ratin .... wie ich weggegangen bin .... da iſt die Katze .... eine Feder kaufen .... iſt die Katze gekommen .... weil ich den Schlüſſel verloren hatte .... wie ich baden war — geſtern ...., der Nachbarin ihre Katze ...." Und je mehr ich ſprach, deſto ſchrecklicher, deſto durchdringender ſah mich Herr Ratin an .... Endlich hielt ich's nicht mehr aus, ich war zerknirſcht und nahm meine Zuflucht zu einem offenen Geſtändniß meiner Sünden: „Ach nein Herr Ratin, ſeyn Sie nicht böſe, es iſt nicht wahr, ich hab' die Kleckſe gemacht" .... Ich ſchwieg, er ſchwieg; eine lange, furchtbare Pauſe.

Nach fünf Minuten räuſperte ſich Herr Ratin abermals und hob im feierlichſten Tone an: „Wundere Dich nicht, daß ich ſo lange ſtumm geblieben; mein Unwille und meine Betrübniß iſt ſo groß, daß ich's nicht auszuſprechen im Stande bin. Ich finde keine Worte, Dein Benehmen" — da war eine Fliege auf Herrn Ratin's Naſe; das Lachen zuckte mir übers Geſicht, er ſah's, und abermals trat eine Pauſe ein, länger und ſchrecklicher, als die erſte.

Da nahm Herr Ratin Hut und Stock: „Mein Freund, Du wirſt Dich zwei Tage lang nicht aus der Stube rühren; ſo lange gebe ich Dir Zeit, über dein Betragen nachzudenken. Bis dahin werde ich ſelbſt wiſſen, was ich in einem ſo exemplariſchen Falle zu thun habe." — Sprachs, ging zur Thür hinaus, ſchloß ab und nahm den Schlüſſel mit.

Alſo war ich eingeſperrt. Aber ich fühlte mich leichter ums Herz, ich hatte ja geſtanden, ehrlich und freiwillig geſtanden. Vor Herrn Ratin hätte ich mich geſchämt, aber er war ja fortgegangen, kurz meine Gefangenſchaft kam mir eher wie eine Befreiung vor. Die ſchwere Kriſis war überſtanden, ich faßte guten Muth. Nur eins lag mir noch auf dem Herzen: ich ſollte ja zwei Tage lang über mein Vergehen nachdenken. Ich dachte nach, ſo gut ich konnte, aber es kam mir nichts Kluges in den Sinn. Ja, wenn ich mir's recht im Grunde betrachtete, was hatte ich denn ſo gar Böſes gethan? Gelogen! Nicht doch, ich hatte lügen wollen, aber ich hatte ja gleich die Wahrheit geſagt, und zwar von ſelbſt, was doch immer ſehr ſchön iſt. Mit einem Wort, ich hätte gern dem Herrn Ratin gefolgt und ein Bischen Reue empfunden, aber es fiel mir ſchwer, es wollte gar nicht gehen. Wie, dachte

Digitized by Google

ich, ſollte denn der Herr Ratin wirklich Recht haben? Habe ich etwa wirklich ſchon ein böſes, verſtocktes, unmoraliſches Herz? Ich nahm mich zuſammen, ich ging in mich: gewiß, gewiß, dachte ich bei mir, ich will's nicht mehr thun, und auch das Lachen will ich mir abgewöhnen.

So ſtand es mit meinen Betrachtungen, da ging unten auf der Gaſſe der Kuchenmann vorbei, der Mann kam pünktlich zu ſeiner Stunde. Sein Rufen brachte ſehr natürlich die Wirkung hervor, daß ich Luſt bekam, Kuchen zu eſſen; die Verſuchung war groß, die Fleiſcheslust wurde mächtig in mir. Aber, aber, ſprach mein Gewiſſen, darf ich denn? Muß ich nicht mein Penſum arbeiten? Muß ich nicht Reue empfinden? Ich bezwang mich, ich blieb hinten in meinem Stübchen ſitzen und ließ den Mann unten warten und rufen. Aber ein Kuchenmann läßt ſich nicht ſo leicht abfertigen, zumal bei guten Kunden. Dieſer war ſeiner Sache ſicher, obwohl er mich nicht ans Fenſter kommen ſah; er verließ ſich auf mein Leckermaul, und nur mit einem Wort trachtete er die Lockung zu verſtärken. Er rief nämlich: „Kuchen, Kuchen, *warme* Kuchen!“ Das Epitheton war von erſtaunlicher Wirkung, es bedrohte all meine Moral mit einer ſchmählichen Niederlage. Zum Glück merkte ich's noch bei guter Zeit und ſtellte alle meine Vorſätze wieder in Schlachtordnung.

Der eheliche Kuchenmann ſtand unten und rief und verlor ſeine Zeit; das ging mir nahe. Soll der Mann meinetwegen zu Schaden kommen? Ich ging ans Fenſter und rief ihm hinunter: „Lieber Freund, verweilt Euch nicht, heut kann ich keine Kuchen nehmen.“ Aber er kannte meinen Appetit und kannte ihn beſſer, als ich ſelbſt. „Geſchwind, junger Herr“, ſagte er, „ich habe Eil'.“ — „Es geht nicht“, ſagte ich, „ich hab' kein Geld.“ — „Auf Kredit!“ — „Ich hab' auch keinen Hunger.“ — „Wer's glaubt!“ — „Ich habe auch viel zu thun.“ — „Na, keine Faxen.“ — „Und überdem bin ich eingeſperrt.“ — „Ach, haben Sie mich doch nicht zum Beſten“, ſprach er und hob ſeinen Korb vom Boden auf, als wollte er weggehen. Dieſe Demonſtration war mir zu ſtark, ich mußte mich überwunden geben. „Wart' ein Weilchen“, rief ich, und ehe eine halbe Minute verging, zog ich an einer Schnur mein Mützchen in die Höhe und drin lagen zwei Kuchen, zwei ganz *warme* Kuchen.

Ich aß ſie mit Behagen und machte mir allerhand Gedanken: Was ſo ein Maikäfer dumm iſt! Hat vier Flügel zum Wegfliegen und kriecht ins Dintenfaß. Bin ich daran Schuld? Wäre der Maikäfer nicht ſo ein Eſel geweſen, ſo hätte ich ruhig meine Lection gearbeitet, und ich wär gut geweſen, und Herr Ratin wär gut geweſen, und Alles wär gut geweſen, und ich hätte keine Lüge zu ſagen brauchen, und ich wäre jetzt nicht eingeſperrt.... O du Eſel von einem Maikäfer! — Dieſer glückliche Gedanke tröſtete mich, ich machte den Maikäfer zu meinem Sündenbock, ich lud ihm all meine Schuld auf. Mein Gewiſſen gab ſich zur Ruhe, und meine Seele wurde froh. Dazu kam noch ein anderer höchſt erfreulicher Umſtand: Herr Ratin war nämlich vor Unwillen ſo außer ſich geweſen, daß er ganz vergeſſen hatte, mir für die zwei Gefängnißtage Lectionen aufzugeben. Alſo hatte ich zwei Tage vor mir und nichts zu arbeiten. Eine ſüße Strafe, ich hätte ſie mir ſelbſt nicht beſſer zugedacht. Alſo, um meine beiden Feiertage recht zu genießen und mich des Bewußtſeyns meiner Schuldloſigkeit in guter Ruhe zu erfreuen, traf ich einige zweckmäßige Anſtalten zur Verſchönerung meines Stübchens. Ich ſchaffte nämlich den Elzevir, das Lexikon, alle meine Hefte und Schreibebücher bei Seite. Wie ich das Terrain meines Tiſches rein ſah, da war mir ſo leicht, ſo froh zu Muth, wie mir noch nie geſchehen; es war, als wären mir Steine und Ketten von der Bruſt gefallen. So ereignete es ſich, daß ich in der Gefangenſchaft zum erſten Mal das ſüße Wohlbehagen der Freiheit empfand.

Frei war ich, und nun fing ich an zu überlegen, wie ich mich wohl amüſiren könnte. Da hörte ich in der Stube nebenan ein Raſcheln und ein Pruſten. Ich gucke durchs Schlüſſelloch: da war ein Gefecht zwiſchen der Nachbarin Katze und einer mächtig großen Ratte. Anfangs nahm ich für die Katze Partei, denn ſie war von längſt meine gute Bekannte. Es war die höchſte Zeit, daß ſie Sukkurs bekam, die Ratte hatte ihr ſchon tüchtig in die Schnauze gebiſſen; der Angriff geſchah furchtſam, der Feind war bis an die Zähne verſchanzt und vertheidigte ſich tapfer. Ich leugne nicht, der ſchwächere Theil gewann durch ſeinen muthigen und geſchickten Kampf gegen einen ſo furchtbaren Gegner meine ganze Sympathie, und ich beſchloß, die ſtrikteſte Neutralität zu beobachten. Aber neutral zu bleiben, iſt ein ſchweres Ding: entweder die Katze oder die Ratte, heißt es im Leben. Es dauerte nicht lange, ſo entdeckte ich an der Ratte noch andere vorzügliche Eigenſchaften: ſie ſchien es mit den Elzeviren ziemlich eben ſo zu halten wie ich. Sie lag nämlich wohl verſchanzt in einem großen Folianten auf der Diele, wo ſie ſich mit ihren Zähnen eine Art von Kaſematte gegraben. Das wackere Thierchen mußte ich retten. Alſo, um der Katze Furcht einzujagen, ſtieß ich mit dem Fuße gewaltig gegen die Thür. Der Verſuch gelang über Erwarten; die alte morſche Thür ſprang aus dem Schloß, und der Weg zum Kampfplatz ſtand mir offen.

Da lag der Foliant, allein und verlaſſen; der Feind war verſchwunden, mein Alliirter ließ nichts von ſich hören, aber ich ſelbſt hatte mich bedeutend kompromittirt. Ich befand mich in einer alten, dunkeln, ſtaubigen Kammer, rings an den Wänden mit Bücherbrettern garnirt; ſie gehörte zu meines Onkels Bibliothek, mein Onkel war verreiſt. Da war eine alte, verfallene Elektriſirmaſchine, Schränke mit Mineralien, unweit des Dachfenſters ein alter Lehnſtuhl. Um der Bücher willen hielt man dieſe Kammer beſtändig verſchloſſen, ich ſollte nicht hinein; Herr Ratin ſprach nur immer höchſt geheimnißvoll davon, als wär' es ein gefährlicher Ort. Nun konnte ich meine Neugier befriedigen. Ich verſuchte etliche Experimente mit der Maſchine, ich ſtudirte ein Bischen Mineralogie; endlich ergriff ich den Folianten und ſchlug ihn auf. Die Ratte hatte ihn tüchtig ſtudirt; vom Titelblatt war nur ein Fetzen übrig, darauf ſtand Dictio..... Ein Dictionnaire, na, das kann doch kein gefährlich Buch ſeyn. Was für ein Dictionnaire denn? Ich blätterte: da ſtand oben über den Kolumnen ein Weibername und in der Mitte allerhand Kauderwelſch mit Latein gemengt und darunter Noten. Ich las, es war von Liebe die Rede. Ei der Tauſend, wer hätte das gedacht! In einem Dictionnaire ſoll was von Liebe vorkommen! Ich war höchlich verwundert, aber das Ding reizte mich. Ich ſetzte mich mit dem ſchweren Folianten in den Lehnſtuhl und fing an, ihn eifrig zu ſtudiren. Es war die Geſchichte von Abälard und Héloiſe. Kurios! Ein Weib, das lateiniſch ſchreibt, eine Aebtiſſin, die ſich verliebt, das brachte alle meine Vorſtellungen in Verwirrung. Gewiß, Herr Ratin hatte recht, es war ein ſchlechtes Buch: ſolche Geſchichten in einem Dictionnaire? — Ich verlor den halben Reſpekt vor allen Dictionnairen, aber ich machte das Buch doch nicht zu, ſondern ich wurde immer neugieriger und las den Text, und noch neugieriger und las die lateiniſchen Brocken und die Noten dazu. Es waren ſonderbare Sachen: Einiges ſchien mir rührend, vieles Andere ein unverſtändliches Geheimniß, und dazwiſchen kamen immer die Stellen, wo die Ratte ſtudirt hatte. Sie hatte es aber wirklich zu arg gemacht, ich war ſehr geneigt, ihr die Freundſchaft aufzukündigen. Wenn man ein zereiſſenes Blatt lieſt, ſo erregt das, was fehlt, immer am meiſten unſere Wißbegier. Der Text kann niemals die Neugierde in dem Grade befriedigen, wie Lücken ſie anregen. (Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

François Gérard.

Von den vier berühmten Künſtlern: Girodet, Drouais, Gros und Gérard, die durch ihre vortrefflichen Leiſtungen den Ruf der Davidſchen Schule, aus der ſie hervorgegangen, weit verbreiteten, war François Gérard der letzte Ueberlebende. Obgleich die Talente dieſer vier Maler eine ſehr verſchiedene Richtung genommen, ſo erinnert doch der Grundton aller ihrer Gemälde an die Manier ihres erſten Meiſters, nach welcher dieſer „den Tod des Sokrates“, „die Beſtattung Hektors“ und „die Horatier“ malte.

François Gérard, der Jüngſte von den genannten Künſtlern, war im Jahre 1770 in Rom geboren, als der Sohn eines Franzöſiſchen Vaters und einer Italiäniſchen Mutter. Schon früh zeigte er Talent und Liebe zur Malerei. Um in dieſer Kunſt den nöthigen Unterricht zu erhalten, ward er nach Paris geſchickt, wo er erſt die Schule des geſchickten Bildhauers Pajou und dann die des damals ſehr beliebten Malers Brennet beſuchte. Von dieſem Letzteren hatte David ſelbſt ſo Manches gelernt, ehe Viens vortreffliche Rathſchläge ihn bei ſeinen erſten Verſuchen unterſtützten. Bald ward der junge Gérard der Leitung deſſelben Malers, der den Künſten zu jener Zeit einen neuen Impuls gegeben hatte, anvertraut, und David wünſchte ſich Glück, einen Schüler mit ſo vortrefflichen Anlagen unterrichten und ausbilden zu können. Nach Drouais' Tode ruhte die ganze Hoffnung der neuen Malerſchule auf Girodet, Gros, Gérard und auf Herrn von Montpellier, der ſchon früh eine Carriere, auf der er ſich ſo glänzend ausgezeichnet, wieder verlaſſen hat. Schon als die vier jungen Künſtler noch Eleven waren, ſuchten ſie ſich mit edlem Wetteifer einander zu übertreffen und ihrem Vorbilde nachzuſtreben; Jeder von ihnen wollte immer das Beſte leiſten, Jeder den Preis davontragen, und dieſes Feuer, das auch ſpäter nie erkaltete, trug gewiß viel zur Vollkommenheit ihrer Arbeiten bei. Girodet und Montpellier gewannen nach einander den großen Preis in Rom. Obgleich Gérard mit der größten Leichtigkeit Ideen auffaßte, Skizzen entwarf und ſie mit Sauberkeit und Eleganz ausführte, gelang es ihm doch niemals, bei der Konkurrenz der Schulen den Sieg über ſeine Nebenbuhler davonzutragen. Vom Glücke durchaus nicht begünſtigt und gezwungen, ſich jede Zerſtreuung, die ihm ſo nothwendig war, zu verſagen, kämpfte er mit Feſtigkeit gegen alle Hinderniſſe, die ſeine Armuth ihm in den Weg ſtellte, und arbeitete mit doppeltem Eifer an der Ausbildung und Vervollkommnung ſeines Talents. Mehrere Portraits, bei denen es dem Maler gelungen, in Kolorit und Stellung der Perſonen eine Zartheit und Wahrheit zu legen, an die man ſeit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war, brachten bei dem Publikum eine große Wirkung hervor. Die erſte Arbeit dieſer Art war das Bildniß des Malers Iſabey des Aelteren, in Lebensgröße. Dieſer war Gérard's Mitſchüler bei David und fing auch eben an, die Aufmerkſamkeit der Kenner durch ſeine niedlichen Miniaturbilder auf ſich zu ziehen.

Im Jahre 1795 ſtellte Gérard ſein Gemälde „Beliſar“ und ſein Bildniß der Mlle. Brongniart aus. Dieſe beiden ihrem Style nach ſo verſchiedenen Bilder waren mit einer ſolchen Vollkommenheit ausgeführt, daß ſie allgemeines Aufſehen erregten und der Ruf des jungen Künſtlers von dieſem Augenblick an feſt begründet war. Dennoch mußte der Maler, trotz des ungetheilten Beifalls, mit dem ſeine beiden Kunſtwerke aufgenommen worden, zur nächſten Ausſtellung ein Gemälde auf ſeine eigenen Koſten und nach ſeiner eigenen Idee entwerfen, eine Thatſache, die jetzt, wo jedes Talent protegirt und aufgemuntert wird, wo man dem Künſtler zuvorkommend Gelegenheit giebt, ſeine Fähigkeiten anzuwenden und zu entwickeln, wunderbar ſcheinen muß. Man erzählt ſogar, daß Gérard den „Beliſar“ nicht hätte vollenden können, wenn ſein reicherer Freund Iſabey das Gemälde nicht im Voraus gekauft und bezahlt hätte. Als Herr Iſabey das Gemälde ſpäter für einen höheren Preis wieder verkaufte, war er redlich genug, dem armen Künſtler den Ueberſchuß der Summe wie eine Schuld auszuzahlen. Die Revolution hatte die Grundfeſten der Geſellſchaft erſchüttert, und um dieſe Zeit bebte dieſe noch von den zu heftigen Stößen; viele reiche Privatleute hatten ihr Vermögen verloren, Anderen fehlte es an Sinn für die Malerei, und die Meiſten ſcheuten ſich, Luxus-Gegenſtände anzuſchaffen, wenn ſie jeden Augenblick fürchten mußten, daß ihnen auch das Nothwendigſte entzogen werde. Dieſe Schwierigkeiten hemmten

Digitized by Google

Gérard nicht in ſeiner Künſtler-Laufbahn. Ohne ſich über die Beſtimmung ſeines neuen Werkes Sorge zu machen, komponirte und vollendete er das Gemälde „Amor und Pſyche“. Niemals hat wohl Gérard mehr Achtung und Liebe für ſeine Kunſt gezeigt, als bei Ausführung dieſer eleganten Arbeit. Kopf und Hände bei den Hauptgeſtalten ſind meiſterhaft gemalt, und das Enſemble bietet eine Scene dar, die den Geiſt beſchäftigt und anzieht, während ſie dem Auge einen pittoresken und graziöſen Anblick gewährt.

Ehe Bonaparte als erſter Konſul auch die Künſte mit in das Räderwerk ſeiner Regierungs-Maſchine zog, hatte Gérard, wie die meiſten ausgezeichneten Maler jener Zeit, durchaus keine Gelegenheit, ſeinen Pinſel zu üben. Das Gemälde Amor und Pſyche wurde gelobt, bewundert, aber dabei blieb es; endlich ward es von dem Künſtler Fontaine und Herrn Breton, Secretair des Inſtituts, gekauft: ſie ſchätzten den Werth des Meiſterſtücks auf 6000 Franken und zahlten dem Maler dieſe Summe. Trotz aller öffentlichen Anerkennung und aller glänzenden Erfolge hatte Gérard noch immer nicht die Mittel, ſich neue Triumphe zu bereiten; die Armuth zeigte ſich ihm jetzt drohender als je, und er ſah ſich gezwungen, ſein Talent zu Arbeiten von untergeordneterem Range anzuwenden, um bei der mühſeligſten Anſtrengung dem Mangel zu entgehen. Er theilte in dieſer Hinſicht das Schickſal der meiſten berühmten Künſtler jener Epoche, und wie Girodet und Prud'hon, machte auch Gérard Vignetten zu den neuen Ausgaben des Virgil und Racine, die damals bei Didot in Druck erſchienen. Die einzige Arbeit von einiger Wichtigkeit, die Gérard um jene Zeit ausführte, iſt das Bildniß Oſſian's, welches für Schloß Malmaiſon beſtimmt war; aber obgleich man auch an dieſem Werke den geſchickten Meiſter erkennt, iſt es doch nur als eine vollendete Skizze zu betrachten.

Gérard war auch in intellektueller Hinſicht vollkommen ausgebildet. Mit einem durchdringenden, klaren Verſtande begabt, ging er ſchnell und leicht in fremde Ideen ein, faßte ſie auf, eignete ſie ſich an und verarbeitete ſie in ſeinem reichen Geiſte. Schon zur Zeit ſeiner erſten Erfolge, die ſich von 1795—1800 datiren, ward er von den ausgezeichnetſten Leuten aufgeſucht; beſcheiden wie ein junger Anfänger erſchien er in ihrer Mitte und hörte mit Aufmerkſamkeit auf die Geſpräche unterrichteter Männer, die ſich wiederum geſchmeichelt fühlten, einen ſo berühmten Künſtler und geiſtvollen Mann unter ihren Zuhörern zu zählen. Gérard liebte die Gelehrten, hatte Sinn und Geſchmack für Muſik, intereſſirte ſich für jeden Zweig der Wiſſenſchaften, und da er ſchon ſelbſt von ausgezeichneten Männern umgeben war, aus deren Umgang er Nutzen zog, ſo hatte er ſich eine mannigfaltige, vielſeitige Bildung angeeignet. Wie verſchieden auch die Talente und Beſchäftigungen derjenigen ſeyn mochten, die ſich mit ihm unterhielten: ſie konnten gewiß ſeyn, auf jede Frage eine treffende, geiſtvolle und ſchmeichelhafte Antwort zu erhalten.

Dieſe ſeltenen Eigenſchaften, verbunden mit ſo eminentem Talente, mußten endlich wohl auch würdig belohnt werden, und als Gérard in das Mannesalter trat, ſtreute das Glück mit vollen Händen ſeine Gaben über ihn aus. Man weiß, wie er unter Napoleon's Regierung in Mode war, und mit welchem enthuſiaſtiſchen Beifall ſeine Gemälde aufgenommen wurden. Die Portraits der Dlle. Brongniart und des Generals Moreau hatten Aufſehen erregt; auch Napoleon ſah ſie, — und es würde zu weitläufig ſeyn, wenn wir alle Bildniſſe aufzählen wollten, die Gérard nun von dem Kaiſer, der Kaiſerin, den Prinzen und Prinzeſſinnen des neuen Hofes malen mußte. Doch wollen wir hier einige der ausgezeichnetſten erwähnen; zu dieſen gehören die Portraits des Herrn Redouté, des Dichters Ducis, des Fürſten v. Talleyrand, der Mad. Bonaparte, des Königs von Sachſen, des Herrn Regnault von St. Jean d'Angely, der Dlle. Mars und noch viele andere, die ebenfalls vortrefflich gelungen ſind.

Gérard war ein **wahrer** Künſtler. Kaum hatte man von allen Seiten erſt ſeinem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, kaum war ſein Glück gemacht, ſo fühlte er auch ſchon das mächtige Bedürfniß, ſeine Studien, deren Lauf er nach der Vollendung der Pſyche unterbrechen mußte, wieder aufzunehmen. Dem Künſtler iſt der Ueberfluß oft eben ſo nachtheilig, wie der Mangel. Gérard fühlte das, und er bedurfte wahrlich keiner geringen Seelenkraft und Feſtigkeit, um der Menge von Königen, Prinzen und ſchönen Frauen zu widerſtehen, die Alle nur von ihm gemalt ſeyn wollten; aber er blieb ſtandhaft und zog ſich in ſein einſames Attelier zurück, um dort ernſt und ununterbrochen zu arbeiten.

Im Jahre 1808 zierte Gérard's Gemälde „die vier Zeitalter“ die Pariſer Kunſt-Ausſtellung, und zwei Jahre ſpäter waren 14 Portraits von ſeiner Hand und eine ſeiner ſchönſten, vollendetſten Arbeiten: „die Schlacht bei Auſterlitz“, ausgeſtellt. Dieſe Compoſition war urſprünglich dazu beſtimmt, den Plafond des Staatsraths in den Tuilerieen zu zieren; der Künſtler aber, der wohl vorherſah, daß man einem Gemälde von ſolcher Dimenſion einen anderen, paſſenderen Platz anweiſen müſſe, arbeitete es, als ob es vertikal placirt werden ſollte. Die Kupferſtiche, welche nach dieſem Gemälde erſchienen, ſind ſo allgemein verbreitet, daß es überflüſſig wäre, daſſelbe zu beſchreiben; aber nie wurde auch wohl ein Gegenſtand von ſo hohem geſchichtlichen Intereſſe von dem Pinſel des Malers würdiger und herrlicher dargeſtellt, als dieſer. Der Künſtler hatte das Bild nicht nur mit Geſchmack, ſondern auch mit Einfachheit und Wahrheit ausgeführt.

Bis zum Jahre 1815 malte Gérard noch viele ausgezeichnete Portraits und unter anderen auch das Ludwig's XVIII.; aber 1817 trat der große Künſtler, glänzender als je, als Geſchichts-Maler auf. Sein „Einzug Heinrich's IV.“ lockte ganz Paris nach der Kunſt-Ausſtellung. Bei dieſem großen Gemälde, wo den Maler freilich das Eigenthümliche und Maleriſche des Koſtüms aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unterſtützte, hatte man wieder Gelegenheit, die mannigfaltigen Eigenſchaften ſeines Genies zu bewundern. Wenige gemalte Darſtellungen entfalten ſo viel Abwechſelung, Leben und Bewegung, wie dieſe; man glaubt, die Figuren aus der Leinwand heraustreten zu ſehen; jeder einzelne Theil des Gemäldes verräth den ſeltenen Geſchmack und das eminente Talent des berühmten Künſtlers, deſſen Verluſt Frankreich jetzt betrauert. Auch dieſes Meiſterwerk iſt durch den vortrefflichen Kupferſtich von Toſchi reproduzirt und allgemein bekannt worden.

Im Jahre 1822 ſah man auf der Pariſer Ausſtellung Gérard's Gemälde „Korinna“, 1824 ſeinen „Philipp V.“, „Daphnis und Chloë“ und endlich 1827 „die Salbung Karl's X.“ Nur in ſeiner Kunſt lebend und in der Ausführung derſelben ſtets neues Vergnügen findend, hat auch Gérard ſeitdem nie aufgehört, thätig zu ſeyn. Außer einer Menge Portraits berühmter Perſonen vollendete er in den letzten Jahren die Gemälde „die Peſt von Marſeille“ und „Ludwig Philipp auf dem Stadthauſe“; dabei arbeitete er fortwährend an den vier großen Logen der Kirche der heiligen Genoveva. Gérard gehört zu der kleinen Zahl der berühmten Meiſter, die aus der Franzöſiſchen Schule hervorgegangen ſind. Sein Ruhm iſt um ſo ſicherer und feſter, als alle ſeine Arbeiten die Probe des Kupferſtichs beſtanden haben; denn das iſt der beſte Probirſtein für die Werke der Maler. Auch ſein Portrait des Herrn v. Talleyrand iſt von Desnoyer geſtochen worden.

François Gérard, der in ſeiner Jugend mit ſo edler Ausdauer gegen die Armuth kämpfte, hat im ſpäteren Alter den Lohn für ſeine Beharrlichkeit empfangen. Er iſt einer der größten Maler ſeiner Zeit geworden, das Glück hat ſeinen Anſtrengungen gelächelt, und es fehlte ſeinem Verdienſte an **keiner** öffentlichen Anerkennung. Gérard war Baron, Ritter der Ehrenlegion, Inhaber des St. Michael-Ordens, Mitglied des Franzöſiſchen Inſtituts, Profeſſor an der Königl. Schule für die ſchönen Künſte, Mitglied des Niederländiſchen Inſtituts und der Akademieen von Wien, Berlin, München, Turin, Mailand, Rom und Kopenhagen, — und ſo hat faſt jeder Europäiſche Monarch dem Franzöſiſchen Künſtler irgend eine Ehre erwieſen. — Trotz dieſer Huldigungen, die man von allen Seiten ſeinem Talente und ſeiner Perſon darbrachte, konnte doch nichts für Gérard ſchmeichelhafter ſeyn, als der Beſuch von fremden Künſtlern, geiſtreichen Männern, Gelehrten und ſo vielen durch Geburt und Rang ausgezeichneten Leuten, die von allen Theilen Europa's nach Paris kamen und ſich glücklich ſchätzten, wenn ſie bei ihm eingeführt werden konnten. Die Erinnerung an dieſe ſchönen Vereinigungen in Gérard's Hauſe wird gewiß noch lange ein Gegenſtand des Schmerzes für ſeine Witwe ſeyn. Alle, die in Paris mit Recht Anſpruch auf Geiſt und Geſchmack machen, und die jungen Eleven der Kunſt, die er edelmüthig mit Rath und That unterſtützte, weil er an ſeine eigene Jugendzeit gedachte, haben gewiß mit dem tiefſten Bedauern erfahren, daß dieſe Art von wöchentlicher Akademie, wo in einer Stunde das Intereſſanteſte aus der Gelehrten- und Künſtler-Welt verhandelt wurde, aufgelöſt ſey, — weil derjenige, der auf eine ſo liebenswürdige und beſcheidene Art ihr präſidirte, nicht mehr iſt. — Schon ſeit mehreren Jahren war Gérard's Geſundheit erſchüttert. Er litt an einem Augenübel, das zuletzt ſein Geſicht ſchwächte; auch waren ſeine Hände durch Gichtanfälle gelähmt und unfähig geworden, den Pinſel zu führen. Indeſſen hat keines dieſer Uebel ſeinen ſchnellen Tod herbeigeführt. Am Abend des 8 Januar 1837 erkrankte er an einem hitzigen Fieber, und drei Tage ſpäter hatte Frankreich einen ſeiner ausgezeichnetſten Künſtler verloren. (J. d. D.)

Bibliographie.

Gessner, Oeuvres complètes. 4 vols. (Unſer Landsmann ſcheint in Frankreich den alten Ruhm noch immer zu behaupten. In Deutſchland würde eine neue Geſammt-Ausgabe ſeiner Idyllen ꝛc. ſchwerlich viele Käufer noch finden.) Pr. 5 Fr.

Herder, les feuilles de palmier. — Ueberſetzt von Terenthal. 3 Fr.

Manuel de généalogie historique. — Von Fellens. $3\frac{1}{2}$ Fr.

Suite de la convalescence du vieux conteur. — Von P. L. Jacob dem Bibliophilen. $4\frac{1}{2}$ Fr.

Mannigfaltiges.

— **Belgiſche Induſtrie.** Mehrere Brüſſeler Blätter — unter anderen auch der Belgiſche Moniteur vom 23. Januar — wiſſen es nicht genug hervorzuheben, daß nicht bloß der einheimiſche **Buchhandel** jetzt in der höchſten Blüthe ſey, ſondern daß auch der **Muſikalien-Verlag** nicht minder glänzende Geſchäfte zu machen beginne. Naiv genug wird dann hinzugefügt, daß, während der Buchhandel ſich hauptſächlich auf den Wiederabdruck (réimpression, bekanntlich ein höfliches Wort für **Nachdruck**) Franzöſiſcher Werke beſchränke, der Muſikalien-Verlag dagegen, der es mit einer Sprache zu thun habe, die aller Welt verſtändlich ſey, auch nach Deutſchlands Schätzen greifen dürfe, die denn auch in echter Korſaren-Manier ausgebeutet werden. Herr H. Meſſemaeckers in Brüſſel, der ſeine Muſikalien alle mit 75 pCt. Rabatt gegen die Pariſer und Leipziger Preiſe verkauft, hat es in ſeinem Nachdrucks-Verzeichniß ſchon bis zur Nummer 2756 gebracht. Der Mann iſt aber auch höchſt unparteiiſch; er druckt eben ſo gut Mozart und Beethoven, als Roſſini und Auber nach; er zieht nicht, wie die einſeitigen Franzoſen, den Pariſer Muſard und deſſen Contretänze dem Deutſchen Strauß und ſeinen Walzern vor. Ihm iſt Alles recht, wenn es ſich nur verkaufen läßt und ihm kein Honorar koſtet. Deutſche Muſikhandlungen werden aber gut thun, vor dieſem muſikaliſchen Polyphem auf der Hut zu ſeyn. Mit einer Sendung Franzöſiſcher Bücher aus Brüſſel könnten leicht auch einmal die „Wiederabdrücke“ unſerer eigenen Muſikalien bei uns eingeſchmuggelt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{8}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 18. Berlin, Freitag den 10. Februar 1837.

Frankreich.

Das ehemalige und das heutige Frejus.

Die vorigen Tage waren übermäßig heiß geweſen, jetzt wurde es entſetzlich kalt. Zu allem Unglück gingen unſere Thiere immer langſamer und langſamer. Dem Maulthiertreiber war alle Luſt zum Singen vergangen. Wir hatten nicht einmal Mäntel, uns gegen den Froſt zu decken: Froſt, denkt Euch, mitten im Auguſt und obendrein in der Provence. Der Miſtral blies mit unerhörter Gewalt von den Bergen her, in kalten, rauhen, ſchneidenden Stößen, unter dieſem milden ſüdlichen Himmel, empfindlicher, als in nördlichen Gegenden der ſchärfſte winterliche Nordoſtwind.

So ſchleppten wir uns des Weges und verwünſchten die Reiſeſucht, die Alpen und den Miſtral. Da bog die Straße um und ſchmiegte ſich hinabſteigend an den Südabhang des Berges; eine weite Ausſicht auf das Tiefland, ein entzückendes Panorama that ſich vor uns auf. In demſelben Augenblick, wie durch Zauberſchlag, hörte der Miſtral auf; wir waren ſeinem Bereich entrückt. Hinter uns tobte er auf der Höhe; ins Angeſicht fächelte uns der friſche Seewind, mit Orangen-, Roſen- und Jasminduft gewürzt. Unter ſeinem ſchmeichelnden Hauch verflog all unſere üble Laune.

Zu unſeren Füßen lag das üppige blühende Thal von Draguignan; den äußerſten Horizont umgränzte das Meer, das Meer, welches wir ſeit drei Jahren zum erſten Male wiederſahen; dort zur Linken, unweit des Meergeſtades, ragte der Thurm der Kathedrale von Frejus hervor, wie ein ſtolzer reicher Herr, der ſeinen eigenen Grund und Boden überſchaut.

Wir beabſichtigten, Frejus zu beſuchen und ſeine Ruinen in Augenſchein zu nehmen; ſodann wollten wir in der Gegend geologiſche Beobachtungen anſtellen; endlich wünſchten wir, unſere Schmetterling-Sammlung mit dem Roſenlorbeervogel, dem herrlichſten unter den Franzöſiſchen Abendvögeln, zu bereichern. Das waren ſo unſere Pläne für die Woche. In Draguignan war nichts für uns zu ſehen, als der uralte Druidenſtein und das nagelneue Theaterhaus, das man auf einen alten Kirchhof zwiſchen ein Gefängniß auf der einen Seite und ein großes Miſſionskreuz auf der anderen hineingebaut hatte. Wir hielten's nicht der Mühe werth, uns darum zu verweilen, ſondern, nachdem wir durch ein reichliches Mittagbrod unſeren Humor und unſere Humores gehörig reſtaurirt, verabſchiedeten wir unſeren muſterhaften Maulthiertreiber und ließen uns in einer bequemen Miethkaleſche gen Frejus ſteuern. Am Wege, im Städtchen Le Muy, ſieht man einen Thurm, welcher der „Thurm Karl's V." heißt. Als nämlich dieſer Kaiſer mit ſeinem Heere in die Provence eingerückt war und Frejus geplündert hatte, verſchworen ſich eine Anzahl rüſtiger Geſellen, dafür am Leben des Kaiſers Rache zu nehmen. Sie warfen ſich in den Thurm und lauerten ihm auf; im entſcheidenden Moment aber erſtachen ſie anſtatt des Kaiſers einen von ſeinen Edelleuten, der in prächtigeren Kleidern einherritt, als ſein Kaiſerlicher Herr.

Nachmittags trafen wir in Frejus ein; dort harrte unſerer bei dem guten Onkel B. der herzlichſte Empfang und eine ſchmack- und nahrhafte Bouillabèse, ein Fiſchſuppe, das Lieblingseſſen der Provenzalen. Noch an demſelben Abend machten wir eine Spazierfahrt nach St Raphael. Der gute Onkel ließ ſich's trotz ſeiner ſiebzig Jahre und ſeines Zipperleins nicht nehmen, unſeren Cicerone zu machen. Ihr müßt wiſſen, der Onkel iſt ein alter Soldat von 1792, lebt nun ſchon ſeit faſt vierzig Jahren zurückgezogen in Frejus, ein Patriot mit Leib und Seele, dabei aber doch ein eingefleiſchter Provencale. Unterwegs hob er an, uns zu erzählen, wie folgt:

„Am 9. Oktober 1799, um 10 Uhr Morgens, ſignaliſirte die Thurmwache des Hafens St. Raphael ein Fahrzeug. Es war die Fregatte „Muiron", die mit vollen Segeln in den Golf hineinſteuerte, und mit ihr, auf ihr Frankreichs Glück. Sie führte Napoleon an Bord. Um ihn drängte ſich die kriegeriſche Blüthe Frankreichs: Murat, Berthier, Beauharnais, Deſaix, Andréoſſy, Gantheaume, Dumanoir und Marmont; ja, Marmont, damals vor allen Anderen der Begünſtigte, der Liebling des großen Generals. Sie Alle kamen von Aegypten, ſie kamen her von den tauſendjährigen Pyramiden, die aufs neue zu Denkmalen des jüngſten Ruhmes der Welt geworden; jetzt eilten ſie ihrem Vaterlande zu Hülfe, das vor Ermattung, belaſtet mit den blutigen Verbrechen von 1793, mißhandelt unter den ſchmutzigen Degen des Direktoriums, zu Boden zu ſinken drohte."

„Auf die Nachricht von der Ankunft des Helden erhob ſich zu Frejus Mann und Weib, Alt und Jung, die ganze Bevölkerung wie Ein Mann. Die Luft erſchallte von Jubelruf, von Segenswünſchen; die Menge ſtrömte zu dem Hafen. Der Strenge des Geſetzes nach, hätte Bonaparte mit ſeinem Gefolge unter Quarantaine gehalten werden ſollen; aber wer hätte an ſolche kleinliche Vorſicht gegen den Retter Frankreichs gedacht. Für ihn, für den Mann des Schickſals, war die Quarantaine nicht gemacht. Die Munizipalität von Frejus ließ ſich die Ehre nicht nehmen, die berühmten Gäſte zuerſt auf Franzöſiſchem Boden willkommen zu heißen; ſie begab ſich an Bord der Fregatte und kam mit dem General wieder ans Land."

„Die Trunkenheit, den Jubel, den Enthuſiasmus, das ganze Schauſpiel der Landung zu beſchreiben, wäre keiner menſchlichen Zunge möglich. Der Patriotismus, die Exaltation, die glühende Lebendigkeit unſerer ſüdlichen Bevölkerung überbot ſich damals ſelbſt. Die Tapferen, die dem Tode im Gefecht und in der Wüſte unerſchüttert geſtanden, fühlten ſich von ſolchem Empfang auf dem Boden des Vaterlands übermannt, und Thränen hingen an ihren Wimpern."

„Nur er, Napoleon, inmitten ſeiner Gefährten, ſchritt einher, als wäre ihm Alles fremd, was rings vorging; kaum daß ſeine Lippen ſich zu einem freudigen oder dankbaren Lächeln verzogen. Doch war es nicht Kälte, Gleichgültigkeit; der herzliche Händedruck, womit er die Grüße der ſich herandrängenden Freunde und Landsleute vergalt, der tiefglühende Blick ſeines Auges ſprach beredter, als Worte vermocht hätten. Er verſchloß ſein Gefühl in ſich, und über die tauſend und abertauſend Köpfe der Menge, die rings um ihn wogte, ſchweifte ſein Adleraug' und verweilte auf den Trümmern der alten Cäſarenſtadt, als wollte es den Ruinen das Geheimniß der Weltgeſchicke abfragen."

„Nachdem der erſte Sturm des Enthuſiasmus ſich gelegt hatte, richtete Bonaparte ſeiner Gewohnheit nach an die nächſtſtehenden allerhand Fragen über die Geſchichte der Stadt Frejus und ihre Monumente. Schon damals drängte bei ihm eine Frage die andere, ſchnell, lebendig, kurz, beſtimmt, überraſchend, — nie kam die Antwort ſchnell genug. Man wies ihm den Zirkus, aus deſſen bedeutendem Umfang man auf eine Römiſche Bevölkerung von mindeſtens 60,000 Seelen ſchließen muß; die Waſſerleitung, wodurch das klare Waſſer der Siagne zehn Meilen weit über zahlreiche Höhen und Tiefen in die Stadt geleitet wird; dort weiterhin die alten Thermen und dicht daneben die herrliche Porta aurea, die Ruinen eines Triumphbogens, der noch großartiger, noch koloſſaler geweſen ſeyn muß, als der neue an der Porte St. Dénis in Paris; endlich drüben am Ufer des ſilberklaren Fluſſes die Stelle, wo das Römiſche Lager des Lepidus ſtand, als Antonius unbewaffnet hineinging und ihm ſeine Legionen abſpenſtig machte. Dies Alles zeigten die Ciceroni dem General, und ihre Beredſamkeit erging ſich weitläuftig, unermüdlich über die alten Namen: Forum Julii und Civitas Octavianorum."

„Die Stadt, urſprünglich eine Kolonie der zu Marſeille angeſiedelten Phocäer, wurde nachmals ein Lieblingsort Julius Cäſar's; ihre überaus günſtige, anmuthige Lage in der fruchtbarſten Gegend bewog ihn, hier eine Militairkolonie zu gründen und ihr ſeinen Namen: Forum Julii, beizulegen; auch wurde die Stadt ein Kriegshafen, Civitas classica. Hierhin führte Octavianus nach dem Siege von Actium die 300 erbeuteten Schiffe des Antonius, hier ſtationirte die zur Deckung der ſüdlichen Küſte Galliens beſtimmte Flotte. Unter den Nachfolgern des Auguſtus wurde die Stadt das Standlager der 8ten Legion, Civitas Octavianorum. Der Schwiegervater des Hiſtorikers Tacitus, Agricola, wurde daſelbſt geboren."

„Als im Jahre 1536 Karl V. in die Provence einfiel und die kleineren Städte faſt alle ſich ihm ergaben, ſo daß der verſchlagene, ehrgeizige Monarch, von ſeinem Siegerglück berauſcht, ſchon ſagte: Poco a poco ré di Francia, — da waren die Einwohner von Frejus die Erſten, die ihm einen Vorſchmack von dem Empfange gaben, der den Spaniern vor Marſeille bereitet war. Sie legten einen Hinterhalt in das Gehölz von Eſterell unweit des Städtchens Las Arcets und brachten dem feindlichen Heer anſehnliche Verluſte bei. Leider kam ihnen dies theuer zu ſtehen; die Spanier nahmen das Gehölz; Karl V. in Perſon ließ Frejus erſtürmen und plündern; darauf, als wollte er dem erſten Eroberer Galliens nachäffen, befahl er, daß die Stadt fortan ſeinen Namen führen und daß der Hafen wiederhergeſtellt werden ſollte, unter dem Namen: Charleville."

„Während man dies Alles hererzählte, war Bonaparte wieder in Schweigen und tiefes Nachdenken verſunken. Sein Auge durchforſchte die Stadt und ihre Umgebungen, nicht wie das Auge eines müßigen Reiſenden, der etwa eine Skizze für ſein Taſchenbuch entwerfen will, ſondern mit dem kundigen und planvollen Blick eines Kriegs- und Staatsmannes. Am aufmerkſamſten ſpähte er rechts hin auf das Meer,

Digitized by Google

er ſuchte die Spuren des ehemaligen Hafens; dort, wo fruchtbare Gemüſegärten an die Stelle der Lachen von Meerwaſſer getreten ſind, dort findet er die Linie des Kanals heraus, durch welchen vor Zeiten Schiffe bis an die Stadt heranfuhren; wo drüben Gärten und Felder ſich hinſtrecken, einſam, unbetreten, da müſſen ehedem Landungsplätze geweſen ſeyn, voll Matroſengewühls, bedeckt mit den koſtbarſten Waaren des Orients. Er kombinirte Alles, ſeine Phantaſie baute Alles wieder auf, wie es zwanzig Jahrhunderte zuvor geweſen; die mächtigen Arſenale, die weiten Magazine voll Heere und Schiffsgeräth. Die Römiſche Stadt baute ſich vor ſeinem innern Auge wieder auf, lebendig, kräftig, geſchäftig, wie in den ſchönſten Tagen ihres Glanzes."

„Sie ſoll, ſie kann wieder erſtehen! Trümmer entſtellen ſie, man kann, man ſoll ſie wegſchaffen. Wer kann uns wehren, den Hafen neu zu graben? Hat denn das Meer ſeine alten Geſtade verlaſſen? Nicht die Natur hat Frejus verwüſtet; den Gothen, den Sarazenen, den Spaniern, ihren wilden Einfällen und Raubzügen iſt es erlegen. Der Hafen iſt verſandet und verſchüttet; der Schlamm hat die Mündung des Fluſſes verſtopft; der wilde Bergſtrom, von Menſchenhand nicht mehr gezügelt, hat Sand und Kies in den Kanal geſchleppt. Dort, wo das Meer ſich mit Sumpf und Lache tief in das Land hineinſtreckte und ſeinen Peſthauch über eine zahlreich wogende Bevölkerung goß, dort hat des Menſchen Hand und Fleiß lachende Gärten gepflanzt, und doch, heute ſind es dreitauſend, damals war es die zwanzigfache Menge."

„Wie der Bergmann und der Naturforſcher mit künſtlicher Berechnung in die Tiefe gräbt, um die Trümmer einer Vorwelt zu Tage zu fördern, die unter dem Anwachs ſpäterer Bildungen vergraben liegen, ſo denkt er, der Kriegsmeiſter, hier das alte Leben der Stadt und des Hafens wieder zu Licht zu wecken. Ein Hafendamm um die Bucht von St. Raphael, ein Kanal, ein Werft, ein Arſenal, — dann wird Frankreich hier in ſeinem Süden am Mittelmeer, wo ſeine Küſte nach Italien, Korſika, Afrika hinausſchaut, den herrlichſten Seeplatz beſitzen. Er beſchließt es in ſeinem Herrſcherſinn; die Zeit, die Mittel wird ihm der Friede gönnen, den er erkämpfen wird."

„Noch hieß er nur der General Bonaparte, aber er trug ſich mit einem feſten, großen, mächtigen Gedanken; er kannte Frankreich's Zuſtand, die Ermattung der Parteien; er wußte, wie Alles ſich nach einer Regierung, nach einer geſellſchaftlichen Ordnung ſehnte, und hätte er's nicht gewußt, die Begeiſterung, der Zuruf des Volkes auf ſeinem Wege hätte es ihn gelehrt. Er eilte nach Paris; dort wartete der Abbé Sieyes, aus Frejus gebürtig; dort wartete ſeiner der 18te Brumaire."

„Funfzehn Jahre ſpäter, am 27ſten April 1814 zehn Uhr Morgens, reiſte Napoleon abermals durch Frejus; nicht mehr der junge, glückausſtürmende General der Republik; der Kaiſer, der verrathene, geſtürzte, vertriebene Kaiſer; er, den die koaliſirten Fürſten Europa's nach der Inſel Elba verbannten. Wer waren ſeine Begleiter? Kein Beauharnais, kein Berthier, kein Murat, kein Deſaix. Ihn eskortirten die Kommiſſarien der Alliirten."

„Doch fand der Kaiſer bei den Bewohnern von Frejus die alte Zuneigung noch wieder. Die Nationalgarde ſtellte ihm eine Ehrenwache. Am 28ſten April des Abends ſagte der Kaiſer ihnen das letzte Lebewohl. Der Kaiſer fuhr nach St. Raphael; ſein Auge ſuchte den Hafen, den Hafen, den er mit Millionen gegründet zu haben glaubte; was fand er? einen elenden Damm, wohinter ſich kaum ein Schifflein von 100 Tonnen vor dem Oſtwind bergen mochte; ein Ruf der Verwunderung, des Unwillens entfuhr ihm; zu ſpät, ſeine Zeit war um. Er beſtieg das Engliſche Schiff „the Undaunted", Capitain Uſher; einundzwanzig Kanonen verkündigten ſeine Abfahrt."

„Zehn Monate vergingen, und abermals landete Napoleon im Golf von Juan unweit Frejus. Die Stadt, ihren alten Geſinnungen und dem National-Ruhm getreu, pflanzte auch damals zuerſt von allen die dreifarbige Fahne auf, die vor dem Kaiſer-Heer von Thurm zu Thurm ſich auf die Spitze von Notre-Dame ſchwang." —

Napoleon iſt keinesweges der Einzige, der in neuerer Zeit den Gedanken einer Wiederherſtellung des Hafens von Frejus gehegt hat; ſchon vor der Revolution hat ihn Necker in einem Schreiben an die Stände von Provence vom 27. Oktober 1779 angeregt: „Auf Ihre Sr. Majeſtät eingereichten Vorſtellungen wegen der dringend nöthigen Reinigung des alten Römiſchen Hafens bei der Stadt Frejus und wegen der Grabung eines Kanals, theils um Ihrer Provinz einen neuen Hafen zu verſchaffen, theils um die ſtehenden ſumpfigen Waſſer abzuleiten, deren Ausdünſtung, wie Sie ſagen, die Bewohner der Stadt und Gegend mit epidemiſchen Krankheiten heimſucht, in Betracht deſſen haben Se. Maj. geruht, der Provence für die nächſten zehn Jahre einen jährlichen Hülfszuſchuß von 15,000 Livres anzuweiſen, um ſie für dieſes nützliche Unternehmen zu unterſtützen, unter der Bedingung jedoch, daß die Provence ſelbſt für daſſelbe eine Summe von mindeſtens 300,000 Livres aufbringt."

Es iſt jedoch daraus nichts geworden; ſtatt den Hafen neu auszugraben, hat man ihn vollends verſchüttet. Die Umgegend iſt dadurch geſünder geworden; die Luft iſt mild und rein, wie auf den geprieſenen Hieriſchen Inſeln; aber Frankreich entbehrt eines Hafens, der, bei der großen Nähe von Nizza, Genua und Livorno, und bei dem neuen Algierſchen Coloniſations-Unternehmen, gewiß binnen kurzem einer von den lebhafteſten Landungs- und Handelsplätzen im Mittelmeer geworden ſeyn würde.

Auch in ſtrategiſcher Beziehung würde Frejus ſich als wichtige Station empfehlen; die Stadt iſt ſo gelegen, daß ſie ſich in anſehnlichen Vertheidigungsſtand ſetzen läßt; dies wäre dann ein ſchöner militairiſcher Punkt für die Küſtenſtrecke von Toulon bis Antibes. In England würde man eine ſolche militairiſche Poſition nicht vernachläſſigen. In Amerika würde man, ehe ein Jahr verginge, rüſtig mit den Hafenarbeiten beginnen. Gott weiß, wann man in Frankreich daran denken wird. Es iſt ein weiter Weg von Paris nach Frejus.

Ein klarer blauer Himmel, die größte Milde des Klimas, der größte Reichthum an Früchten in der ganzen Provence, die anmuthigſte Landſchaft, wie im Rahmen liegend, zwiſchen den waldgekrönten Bergen von Eſterell und dem Kap St. Aigou; die Küſte, reich an den köſtlichſten Fiſchen, Feld und Wald voll Geflügel und Wildpret, das Geſtade nimmer leer von Zugvögeln, die in Schaaren zwiſchen Afrika und Frankreich, zwiſchen Frankreich und dem Norden hin und her wandern; impoſante Ruinen der Vorzeit; ein freiſinniges, fröhliches gaſtliches Volk, — muß das Alles nicht die Reiſenden locken und ihnen den Aufenthalt daſelbſt angenehm machen? Man ſollte meinen, die Reiſenden müßten ſich in den Straßen von Frejus drängen. Aber das Städtchen liegt einſam und verlaſſen; kaum daß von Zeit zu Zeit ein Paar Engländer ſich hieher verirren und eine Skizze vom Cirkus und von der Porta aurea in ihr Album zeichnen. Fürwahr, die Touriſten gewöhnlichen Schlages ſind ein Volk von Schaafen, Alle gehen dem Erſten nach; ſie wählen ſich die betretenſte Straße und die Gegenden, die durch tauſendmalige Beſchreibung Mode geworden ſind. Ich aber ſage Euch, Ihr Großſtädter, Ihr Fabrikſtädter, wenn Euch die Ohren von dem Hammergeräuſch, vom Kreiſchen der Sägen, vom Geklapper der Maſchinen wehthun, wenn das lärmende, raſtloſe, methodiſche Treiben Eures Induſtrielebens Euch ermüdet, wenn Ihr Euch erholen wollt, kommt nach Frejus. Hier könnt Ihr zu Euch kommen, Euch ergötzen, ſinnen, träumen; hier iſt es ſtill, ruhig, friedlich, es ſtört Euch nichts, als am Sonntage das Tambourin und das helle Galoubet, wozu die Dörfler tanzen; keine Induſtrie ſeht Ihr vor Augen, als Bretterſchneiden und Reisſtrohflechten.

Es iſt ein Völkchen von Ackerbauern und Hirten; von Handel und Gewerbe wiſſen ſie blutwenig. Bisher genoß der Kanton Frejus der Vergünſtigung, Taback bauen zu dürfen; letzthin aber hat der Fiskus für gut gefunden, dem ganzen Departement du Var dieſe wichtige Quelle des Erwerbs abzuſchneiden. Vielleicht hat der Fiskus doch nicht ſo übel gethan. Was ſoll der häßliche Taback neben Oelbäumen, Reben, Orangen und Roſenlorbeer! Nicht doch! der wilde Roſendorn an ſeiner Statt wird ſich beſſer ausnehmen.

Die Stadt Frejus ſteht heute noch immer, wie vor 60 Jahren, im Rufe, ſie ſey ungeſund; das iſt ein reines Vorurtheil, welches ihr, wie man ſagt, der reiſende Gelehrte Millin aufgebracht hat. Derſelbe nämlich, als er durch Frejus fuhr, war gerade mit der Verdauung eines ſchlechten Mittageſſens ſehr beläſtigt, darüber er all ſeinen Unmuth an dem armen Städtchen ausgelaſſen, ſagend, es ſey peſthaft wie die Pontiniſchen Sümpfe. Das iſt nun durchaus unrecht, und wer die fröhlichen runden Geſichter der Einwohner und die friſchen munteren Mädchen von Frejus geſehen hat, der glaubt es gewiß nicht. Freilich hat vor Zeiten, der Malaria wegen, ein Biſchof von Frejus, der ſo berühmt gewordene Kardinal Fleury, ſich ſtyliſirt: Von Gottes Zorn Biſchof zu Frejus. Heute aber beſitzt das alte Forum Julii noch immer, wie zu Plinius Zeit, der Brnſtkranken dahin zu reiſen rieth, aërem salubrem et lac hujusmodi curationibus accommodatissimum, d. h. geſunde Luft und Milch, die für Bruſtkranke höchſt zuträglich iſt. Herrn Millin's Unmuth erinnert an jenen reiſenden Engländer, der zu Tours eine unfreundliche Wirthin mit rothen Haaren fand und in ſein Tagebuch ſchrieb: „Die Weiber zu Tours ſind rothhaarig, ſauertöpfiſch und biſſig." So macht man — Reiſebeſchreibungen. (France Litt.)

Schweiz.

Erziehung und Gefangenſchaft.

(Fortſetzung.)

Es war ſpät, der Tag neigte ſich; über dem See und der Landſchaft brannte das Abendroth, als ich aus meinen Träumen erwachte. Zum Dachfenſter ſtarrte ich hinaus über Feld und Berg und Wald; der Roman lag vergeſſen auf meinen Knieen. Ich war in einer anderen Welt geweſen, ich war, mit einem Wort, ich war zum zweiten Mal verliebt, diesmal in ein wirkliches lebendiges Weſen. Acht Tage waren es her, ſeitdem ich ſie zum erſten Mal geſehen, und ſechs Tage, ſchon ſechs Tage, ſeitdem ich ſie nicht geſehen. In dieſen ſechs Tagen hatte ich es gemacht, wie alle unglückliche Liebhaber. Erſt wiegte ich mich in allerlei Hoffnungen, dann ſuchte ich allerhand Zerſtreuungen, und der Leſer weiß, wie ſchlecht mir die bekamen. Nun ſaß ich gefangen und konnte meinen Gedanken nachhängen und durch die romantiſche Lektüre dieſes Abends war meine Phantaſie ſo leidenſchaftlich geſteigert, daß ich mich nicht mehr mit zärtlichen Gedanken und Apoſtrophen begnügte, ſondern etwas Kühnes und Entſcheidendes auszuführen beſchloß. Ich wußte, neben an im Dachgeſchoß in des Malers Stübchen, da konnte ich meine Vielgeliebte finden. Vielleicht iſt ſie zu dieſer Stunde dort allein. Aus der Kammer daneben kann ich ja wohl durch's Dachfenſter ſteigen und dann über das Dach .... eine Minute darauf, war ich wirklich ſchon zur Luke hinausgekrochen. Die Kühnheit meines Vorhabens war mir ſo neu, daß ſie mich faſt überwältigte; beinahe wäre ich umgekehrt. Einſtweilen ſetzte ich mich ein wenig hin, um mich mit meiner gewagten Situation vertraut zu machen. Ich ducke mich, ich lege mich platt auf das Dach und krieche ſo fort, damit mich die Leute von unten nicht ſehen. Bald genug hatte ich beim trüben Dämmerlichte das erſehnte Fenſter erreicht. Noch einen Blick warf ich auf die Straße und zog ihn ſchnell wieder zurück; denn aus der Höhe ſah ich durch die Luke ins Gefängniß des Mörders hinein. Um keinen Preis wollte ich haben, daß er mich ſehe. Noch eine Weile kauerte ich vor dem Fenſter, um mir Muth zu ſammeln. Es war offen. Mein Herz ſchlug hörbar vor Erwartung: wird ſie drin ſeyn, wird ſie nicht drin ſeyn, finde ich ſie allein? Wie ich ſo zauderte, hörte ich mir von unten zurufen: „Nur immer hinein, mein ſchöner junger Herr, fürchten Sie ſich nicht, ich werde es Niemand ſagen." Es war der Gefangene, der ſo zu mir ſprach. Beim erſten Wort, das ich hörte, war es um all meine Faſſung geſchehen. Ueber Hals und Kopf ſprang ich durchs Fenſter in das

Digitized by Google

Stübchen hinein, und — ſprang einer ſchönen geputzten Dame auf den Rücken. Sie fiel um und ich über ſie. Da lagen wir Beide am Boden.

Ich weiß nicht, wie lange wir Beide dagelegen haben; der Sturz und der Schreck hatten mir alle Beſinnung geraubt. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich zu meiner Verwunderung die Madame noch immer daliegen, mit dem Geſicht am Boden. Sie ſchrie nicht, ſie weinte nicht, ſie rührte ſich nicht. Ich ſchleiche leiſe zu ihr hin, ich zupfe ſie am Kleide. „Madame, Madame!“ flüſtere ich weinerlich; keine Antwort. „Madame, Madame!“ kein Laut. Ach, was hab' ich da gethan! Ich habe ſie todtgeſchlagen, umgebracht, eine ſchöne vornehme Dame. Wie wird mir's gehen! Gewiß, die Situation war ſchrecklich. Zwar ſehe ich ſchon einen Kritikus kommen, der ſagen wird, ich hätte ſie bei den Haaren herbeigezogen, dem neumodiſchen Geſchmack an grauſigen Dingen zu lieb. Nicht ſo geſchwind, Herr Kritikus! Das Stübchen war eines Malers Stübchen, und die vornehme Dame war eine Puppe. Beſinnen Sie ſich auf etwas Anderes, Herr Kritikus.

Meine erſte Sorge, nachdem ich mir ſelber auf die Beine geholfen, war, die Madame aufzuheben. Sie war gar nicht ärgerlich; ſie lächelte, lächelte mit ihrem dummen rothgeſchminkten Geſicht in einem fort. Schaden hatte ſie nicht genommen, außer ganz vorn an der Naſenſpitze. Ich bemühte mich, die Verletzung zu kuriren, aber ich ſtand bald davon ab. Denn o Jammer, Jammer, was für Unglück hatte ich angerichtet! Die Madame hatte, als ſie mit mir umfiel, mit ihrer großen Naſe an den Oelfarbentopf geſtoßen; der Topf war gleichfalls umgefallen, da floß und lag Alles in der Stube herum: Oel, Tuſche, Pinſel, Schwämme, Muſcheln, Alles unter einander. Ich kroch in der Stube herum und wollte die Dinge ſo gut als möglich wieder zuſammenleſen. O weh, da war das Unglück lange noch nicht zu Ende. Neben dem Farbentopf war ein langer, dünner, einfältiger Ständer geweſen; den mußte der Topf an den Fuß geſtoßen haben, daß er anfing, zu ſchwanken hin und her, und am Ende machte er kurzen Prozeß und fiel um. An der Wand an einem Nagel hing ein ſchöner großer Herr, der ſah ſich all die Geſchichten an; da kommt der Ständer und kriegt den Herrn im Fallen bei der Bruſt zu packen; der Ständer reißt den Herrn mit, der Herr reißt den Nagel mit, und alle drei werfen ſich auf die Lampe; das Lampenglas zerſpringt, und nebenan ſteht ein großer Theekeſſel, der mit ins Verderben geriſſen wird. Es war eine arge Verwüſtung, eine allgemeine Ueberſchwemmung, und die Madame lächelte in Einem fort.

Da ſaß ich und überlegte mir die Kataſtrophe. Daß jeder Gedanke an meine Liebe mir verflogen war, kann ich dem Leſer betheuern. Die Diverſion war gar zu ſtark und plötzlich gekommen, und während ich ſo rathlos inmitten der Trümmer die Hände in den Kopf ſtütze und all mein Mißgeſchick ausrechne, nimmt ſich der Leſer wohl ein wenig Zeit, um des Näheren zu erfahren, in wen und wie ſo ich mich verliebt hatte. —

— Der Mann, in deſſen Stübchen ich ſo eben unter allgemeinem Umſturz der Dinge eingeſtiegen war, durfte für einen großen Künſtler gelten. Er machte alle Portraits treffend ähnlich und doch alle hübſch. Ja, wenn man's dahin bringt, dann lohnt die Kunſt dem Künſtler. Weiß Jemand einen beſſeren Köder, einen Köder, der ſolche Wunder thut, daß Karpfen und Hechte und Goldfiſche und Gründlinge und Haifiſche und Seekälber zu Haufen herbeiſchwimmen und anbeißen und ſich fangen laſſen? Sie zappeln nicht einmal, die Angel ritzt ſie nicht, und der Angler hat zu ſeinem Fang noch einen ſchönen Dank obendrein.

Das Alles macht die Eitelkeit! Wenn Du, geneigter Leſer, es zu Wohlſtand und Anſehen gebracht haſt, wenn Du ein reicher Mann, ein Mann bei der Stadt geworden biſt, gleich läßt's Dir keine Ruhe. Du ſollſt Dein intereſſantes, Dein originelles, Dein, bei Lichte beſehen, liebenswürdiges Antlitz auf die Leinwand abkonterfeien laſſen. Wie weiß die Eitelkeit Dir zuzureden! Du mußt doch Deiner Mutter, Deiner Frau, Deinem Onkel, Deiner Tante die Freude machen, Du mußt ſie überraſchen. Und wenn Du keine Verwandte haſt, was ſagt ſie dann? Ei, man muß die Kunſt befördern, man muß einem Talent, das ein armer Teufel iſt, etwas zu verdienen geben. Nun wäre zwar das Talent zu tauſenderlei anderen Dingen zu gebrauchen; es könnte Dir z. B. einen Kaminſchirm malen, oder eine Spaniſche Wand, oder es könnte Dir Kopieen anfertigen; aber die Eitelkeit leidet's nicht, ſie will ihr ganz apartes Vergnügen haben. Deine Augen ſollen ſich daran weiden, wie Du auf der Leinwand ſtehſt, hübſch, jugendlich, geputzt, glänzend, friſirt, in feiner Wäſche, mit Glacé-Handſchuhen. Und alle Leute ſollen es ſehen und ſollen es bewundern, das Bild nämlich, das heißt Dich; man ſoll daran ſehen und erkennen Deine Züge, und Deinen Reichthum, und Deine edle Geburt, und Deinen vornehmen Anſtand, und Deine Eleganz, und Dein Talent, und Dein zartes Gefühl, und Deinen Witz, und Deine Klugheit, und Deine Wohlthätigkeit, und Deine gewählte Lektüre, und Deinen feinen Geſchmack und all die anderen vortrefflichen Eigenſchaften, woran man merkt, daß Du ein ausgezeichneter Mann biſt, ein Mann, der ſeines Gleichen ſucht, ein Mann, der tauſend und eine Tugend und Liebenswürdigkeit beſitzt, die liebenswürdigen Fehler ungezählt.

Ergo: die Kunſt-Theorie des Portrait-Malers beruht ganz und gar auf der phyſiologiſchen Theorie des Eitelkeits-Organs im Gehirn. Es hat Maler gegeben, die das nicht gewußt haben; ſie ſind im Hoſpital geſtorben. Dieſe Ignoranten malten einen Hecht wie einen Hecht und einen Pavian wie einen Pavian: wer kann da ein Portrait beſtellen? Sie mögen große Maler geweſen ſeyn; aber am Ende haben ſie den Hunger an die Wand gemalt.

Meiner aber, der neben mir im Stübchen wohnte, das war ein anderer Mann! Alle elegante, faſhionable Geſichter in der Stadt und Umgegend bekam er zu konterfeien. Tag für Tag warteten elegante Karroſſen vor der Thür, während die Beſitzer und Beſitzerinnen derſelben ihm oben ſaßen. Stundenlang ſtand ich am Fenſter und hatte meine Luſt, zuzuſehen, wie die Herrſchaften ausſtiegen und wieder einſtiegen, und wie die Pferde unten ſtanden und mit den Schwänzen nach den Fliegen ſchlugen, und wie die Kutſcher pfiffen und mit der Peitſche knallten. Neugierig muſterte ich die Figur und Kleidung der aus- und einſteigenden Perſonen; ihre Geſichter konnte ich ſelten von oben erkennen, aber ſie entgingen mir nicht: denn ich durfte nur zwei oder drei Tage warten, ſo ſah ich ſie Alle und konnte alle ihre Züge muſtern nach Herzensluſt. Der Maler nämlich hatte an der Außenſeite ſeines Fenſters zwei eiſerne Stangen mit Haken; daran pflegte er von Sitzung zu Sitzung ſeine Bilder auszuhangen, ich weiß nicht, ob zum Trocknen oder zur Schau. Dann durfte ich nur die Augen aufheben, ſo ſah ich die auserleſenſte Geſellſchaft, Mylords und Barone, Herzoginnen und Gräfinnen. Die hingen da einander gegenüber und ſahen einander an, und wenn ich ſie anſah, ſo ſahen ſie mich wieder an; ſo machten wir Bekanntſchaft.

Nun denn, vor acht Tagen am Montag war ich wie gewöhnlich auf das Rollen einer Karroſſe zum Fenſter geſprungen. Prächtige Equipage, vier Pferde, glänzendes Geſchirr, Livreebedienten; zwei Lakaien ſprangen an den Wagentritt und halfen einem alten ſchwachen Mann beim Ausſteigen. Ich ſah den weißen kahlen Schädel von Silberlocken umſäumt und merkte mir's, um den Mann wieder zu erkennen, wenn er im Bilde am Fenſter aushängen würde. Nachdem der Greis ausgeſtiegen war, kam noch ein junges Mädchen zur Karroſſe herausgeſchlüpft. Die beiden Lakaien traten zurück, der alte Mann ſtützte ſich auf den Arm des Mädchens, und ich ſah ihn langſam die Stufen hinauf zum Hauſe eintreten. Hinterher ſprang, gar luſtig mit dem Schweiſe wedelnd, ein niedliches Bologneſerhündchen.

Es iſt immer ein freundlicher und herzbeſtechender Anblick, wenn man die Jugend ſchön und blühend neben dem ehrwürdigen und gebrechlichen Alter ſieht, es pflegend, leitend, ſtützend. Aber das junge Mädchen übte durch ſein ganzes Weſen noch einen beſonderen Zauber auf mich, einen Zauber, der im Augenblick mein Herz umſtrickte. Mitten unter ſo reichen prächtigen Umgebungen ging ſie ſelbſt ſo ganz einfach einher, — ein Strohhut und ein weißes Kleid, — und dabei war in ihrem Weſen, in ihrer Haltung ſo viel Anſtand, Anmuth und Zierlichkeit, daß ich überzeugt war: ich hätte ſie ganz allein, am entlegenſten Orte, ohne Karroſſen, ohne Bediente treffen mögen, und ich würde doch an ihrer Miene, an ihrem ſchwebenden Gang, an ihrer ganzen Liebenswürdigkeit erkannt haben, daß ſie kein gewöhnliches und geringes Mädchen ſey. Aufrichtig geſagt, die vornehme Geſellſchaft, die ich beim Maler oben ſah, hatte mich ſchon verdorben. Ich hatte an der Vornehmheit, am Reichthum, an eleganten Kleidern und Manieren Geſchmack gefunden; ich verlernte den Reſpekt vor den gewöhnlichen, bürgerlichen, alltäglichen Weſen, kurz vor meines Gleichen. Dies trug mit dazu bei, daß ich auf einmal eine ganz ungemeine Zärtlichkeit und Verehrung für dieſe ſchöne, junge, vornehme Antigone verſpürte. In der Begeiſterung meines Herzens vergaß ich die Kalypſo ſammt allen Signalements, die mir Herr Ratin gegeben. Ich war verliebt. Freilich verliebt wie ein Schulknabe, ohne Hoffnung, ohne Ausſicht, ohne zu wiſſen, wie und warum. Aber wer glaubt, daß die Liebe eines Schulknaben darum weniger lebhaft, weniger ernſt, weniger begeiſtert ſey, den ſtrafe ich Lügen.

Die Leute, die ſich dergleichen einreden, müſſen nie Schulknaben geweſen ſeyn, oder wenn ſie's geweſen ſind, ſo haben ſie mit Partikeln und Conjunctionen und mit dem Accusativus cum infinitivo vortrefflich Beſcheid gewußt; ſie ſind gewiß vortreffliche Schüler geweſen, haben gut memorirt, haben ſich artig und verſtändig aufgeführt, haben ihr Herz hübſch lau gehalten, ihren Verſtand wohl einexerzirt, ihre Gedanken nicht auf die Sprünge gehen laſſen und haben dreimal alle Jahr Prämien bekommen, kurz, ſie ſind Muſter von Schülern geweſen, Muſter nach dem Herzen ihres Herrn Ratin und jeder von ihnen ein Herr Ratin in spe. Heute ſind ſie vielleicht Miniſter, Advokaten, Gewürzkrämer, Poeten, Profeſſoren, Tabacksfabrikanten: aber was und wo ſie auch ſeyn mögen, im Tabacksladen oder auf dem Katheder, auf der Börſe oder auf dem Parnaß, ſie ſind gewiß muſterhaft, muſterhaft als Miniſter, muſterhaft als Gewürzkrämer, muſterhaft als Poeten, muſterhaft als Tabacks-Fabrikanten, muſterhaft, ganz und gar muſterhaft, nicht mehr und nicht weniger: iſt das nicht was Schönes? —

Ich aber ſchwöre Euch: um einen einzigen Blick des lieben Mädchens hätte ich den ganzen Herrn Ratin hingegeben; um ein Lächeln von ihr hätte ich den größten Elzevir in der Welt an allen vier Ecken in Brand geſteckt.

Ich lauſchte, wie ſie die Treppe hinaufging. Wie ſie an meiner Stube vorbei waren, machte ich leiſe die Thür auf. Da kam mir das Hündchen in die Stube geſprungen, war luſtig und freundlich, ſeidenweich von Haaren, ein gar ſchönes, niedliches, ein feines, ein vornehmes Hündchen. Abgeſehen von dem Umſtande, daß ich ein kleiner Menſch und er doch nur ein kleiner Hund war, hätte ich ihn faſt beneiden mögen. War es denn nicht ein Hündchen vom beſten Hauſe, ein Hündchen, das mit den vornehmſten Perſonen vertraut umging, ein Hündchen, das die ſchöne junge Dame lieb hatte? und von mir wußte ſie nichts. Auf dem Halsbande trug es einen Namen, der ſchien mir Engliſch; alſo war ſie eine Engländerin.

„Ich gebe Ihnen keine ſehr fröhliche und anmuthige Züge zu malen“, ſo ſprach der alte Herr zu dem Maler — ich hörte es nämlich hinter dem Dachfenſter — „und da vermuthlich die Kopie das Original weit überleben wird, ſo machen Sie es nur ſo wenig unfreundlich als möglich; denn warum ſollen meine Enkel ſich noch vor meinem Bilde fürchten? Fürwahr, zur Eitelkeit kann es mir Niemand auslegen, daß ich mich heute malen laſſe; Ihre anderen Beſucher wählen vermuthlich ihre Zeit beſſer.“ „Das möchte ich bezweifeln“, ſprach der Maler; „ein ſo ehrwürdiges Greiſen-Antlitz, wie das Ihrige, ſieht man gewiß ſeltener, als Jugendfülle und Schönheit.“

„Ich darf mich gegen Komplimente nicht mehr ſträuben, mein Herr“, ſo ſprach der alte Mann; „meine Zeit iſt koſtbar und viele

Digitized by Google

werde ich wohl nicht mehr hören. Sey nicht traurig, Lucy, mein liebes Kind; blicke doch ruhig in die Zukunft, wie Dein Vater thut. Was meinſt Du wohl, wenn wir uns trennen müſſen, wer von uns Beiden mehr verlieren wird? Ich berufe mich auf den Herrn, der mag's entſcheiden." „Die Entſcheidung möchte ich nicht auf mich nehmen", ſagte der Maler; „doch möchte ich eher dem Fräulein beiſtimmen. Für das Beſte halte ich, an eine Trennung, die Beide betrüben muß, gar nicht im Voraus zu denken."

„Ei, ſehen Sie", ſprach der Greis, „gerade ſo denkt meine Tochter auch, und ich halte es, aufrichtig geſagt, für eine Schwäche und möchte es ihr gern ausreden. Ja wohl, eine Schwäche, die man entſchuldigen und ſelber theilen kann, wenn Gott uns unerwartete harte Schläge ſendet, wenn der Tod die ſchönſten Hoffnungen der Jugend knickt, die noch auf viele ſchöne Lebensjahre zählen durfte. Aber wenn der Tod, der lang erwartete und vorhergeſehene, uns am ſpäten Ziele unſerer Lebenstage erreicht, wenn er uns nach langer und mühevoller Arbeit zur Ruhe winkt, wenn ein Vater, bis zum letzten Augenblicke in der Liebe ſeiner Tochter glücklich, in den Armen ſeines Kindes zum letzten Schlummer eingehen möchte, — iſt die Vorſtellung denn gar ſo traurig, daß man die Augen davon abwenden muß? gar ſo ſchrecklich, daß man ſich mit heroiſchem Muth dagegen waffnen müßte? Ei, weine nicht, Lucy; komm her, mein Kind. Sieh nur Alles an, wie ich es anſehe; dann werden meine Tage friedlich und freudig dahinfließen, und ich werde bis zum letzten Augenblick dem Himmel für ſeinen Segen danken. Sieh es nur recht gefaßt und muthig an, meine Tochter, es droht Dir kein Unglück; nur Deine Einbildung, Deine furchtſamen Gedanken und das vergebliche Sträuben Deines Herzens, das macht es erſt dazu; nur Deine eigenen Gedanken machen Dich bange. Entſchuldigen Sie, mein Herr", ſo wandte er ſich zu dem Maler, „über dieſen Punkt liege ich mit meiner Lucy immer im Streit; nun hat das Portrait mich wieder darauf gebracht, und ich habe den Streit ſelbſt in Ihrem Zimmer nicht ruhen laſſen können."

Dem Allen hörte ich zu und war davon entzückt. Wie doppelt ſchön erſchien mir meine Angebetete im Lichte der kindlichen Liebe und einer zärtlichen Schwermuth! Sie hat Pferde und Wagen, dachte ich, und galonirte Bedienten und alle mögliche Pracht. Sie könnte fröhlich ſeyn und eitel und ſich ſchmücken, und doch betrübt ſie ſich und weint, weil die Zeit einmal aufhören muß, wo ſie ihrem alten Vater den Arm reicht. (Fortſetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Jeannie Macrea.

Ein neuer Roman, auf die dramatiſche Epiſode des Unabhängigkeits-Krieges gegründet, den die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gegen ihr Britiſches Mutterland führten, iſt ſo eben in Boſton erſchienen. Die Wahrheit der in dieſen Roman verflochtenen Erzählung wird von allen Zeitgenoſſen beſtätigt.

Jeannie Macrea war die Tochter eines presbyterianiſchen Geiſtlichen, der vor der Revolution in Neu-Jerſey ſtarb. Sein Bruder, der am öſtlichen Ufer des Hudſon wohnte, bot ihr nach dem Tode ihres Vaters in ſeinem Hauſe einen Zufluchtsort an. Dort machte ſie die Bekanntſchaft eines jungen Mannes, Namens David Jones, der um ihre Hand anhielt. Der Krieg brach aus; Jones nahm Dienſte in der Königlichen Armee, begab ſich nach Kanada und wurde zum Lieutenant bei den Truppen des Generals Burgoyne ernannt.

Ungefähr vier Meilen von dem Hauſe, das der Oheim des jungen Mädchens bewohnte, erhob ſich einige hundert Schritte vom Hudſon das Fort Edward, rings umgeben von einer großen angebauten Ebene. Gegen Norden, eine Viertelmeile ungefähr von dem Fort, war die Wohnung einer Amerikaniſchen Dame, die Jeannie Macrea öfter zu beſuchen pflegte und deren Wohnung ein ziemlich hoher Hügel beſchützte. Dichtes Geſträuch bedeckte den Hügel, deſſen Gipfel von einer gigantiſchen Fichte beſchattet wurde, die durch ihren Umfang in der ganzen Gegend berühmt war und zu deren Füßen ein rauſchender Quell ſprudelte. Jeannie Macrea war gerade zum Beſuche bei ihrer Freundin, als die Amerikaniſchen Truppen dieſe Gegend beſetzten. Hundert Mann wurden von dem Fort aufgenommen; ein Piquet Soldaten, von dem Lieutenant van Vechten kommandirt, beſetzte das Gehölz.

Der Morgen war kaum angebrochen, als eine Abtheilung Indianer, mit ihrem durchdringenden Kriegsgeſchrei aus den nahen Wäldern hervorſtürzend, das Piquet Soldaten nahe beim Hügel anzugreifen verſuchte. Vier Leute werden verwundet; der Lieutenant aber und fünf Andere wurden getödtet. Ein Soldat, Namens Samuel Standiſh, der bei der Fichte auf Poſten ſteht, ſieht drei Indianer auf ſich zukommen, zielt auf einen, tödtet ihn, rettet ſich nach der Ebene hin, wird von neuem von vier Feinden umringt, die auf ihn feuern, ihn am Fuße verwunden und, nachdem ſie ſich überzeugt, daß es ihm zu entfliehen unmöglich ſey, ihn bis zur Quelle tragen und ihn dort verwundet liegen laſſen. Einige Minuten war er in dieſer Lage, als zwei Frauen mit zerzauſten Haaren, von denſelben Indianern herbeigeſchleppt, den Hügel heraufkamen. Es waren Miß Macrea und ihre Freundin Miß Macniel, welche von den Indianern in dem Hauſe der Letzteren überfallen und fortgeführt worden waren. Man knebelt ſie und wirft ſie neben den verwundeten Soldaten. Indeſſen erhebt ſich ein heftiger Streit unter den Anführern der Wilden. Aus dem Ton ihrer Stimme, aus der Heftigkeit ihrer Bewegungen läßt ſich ſchließen, wie gereizt ſie ſind. Bald artet der Streit in offenen Kampf aus; einer der Indianer ergreift Miß Macrea bei der Bruſt und durchbohrt ſie. Sie fällt; er hebt ſie wieder auf, und mit einem einzigen Streich ſeines Tomahawk reißt er ihr die Haut mit dem ganzen Haarwuchs herunter und wirft dieſe grauenhafte Trophäe einem Indianer, der ſeine grauſame Wuth nicht theilen wollte, ins Geſicht. Dieſer wirft ſich auf ihn und erſticht ihn. Nach dieſer blutigen Scene verlaſſen ſie den Ort, und die Leichname bleiben auf dem Platze liegen. Benachrichtigt von dieſem gräßlichen Ereigniß, eilt Jeannie Macrea's Bruder nach dem Ort und findet den Körper des armen Mädchens mit neun Wunden bedeckt. Er begräbt ſie.

Das Schrecklichſte iſt nun aber die eigentliche Veranlaſſung und die Entwickelung dieſer tragiſchen Geſchichte. David Jones hatte nämlich zweien Anführern der Wilden den mit einem Briefe begleiteten Auftrag gegeben, ihm ſeine Braut, die ſie im Hauſe ihrer Freundin finden würden, zuzuführen. Die Indianer kannten weder Jones Abſicht, noch ſein Verhältniß zu dem jungen Mädchen. Ihnen ſchien es nur darum zu thun, eine Gefangene zu machen, eine Beute zu erobern. Wenn ſie nur ihre Gefangene oder deren Ueberreſte an Jones brachten, glaubten ſie, ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Unſere Indianer begnügten ſich nicht mit einer Heldenthat; während ſie das junge Mädchen entführten, griffen ſie nebenbei auch die Amerikaner an und lieferten das oben beſchriebene Gefecht.

Jeannie, die im Voraus mit Jones übereingekommen war, den Indianern, die er ſchicken würde, zu folgen, war auch gleich bereit, als ſie den Brief brachten, und ging ohne Widerſtand mit ihnen. Als aber die beiden Gefangenen fortgeführt wurden, entſtand über den Antheil, den ein Jeder an dem Sieg haben wollte, ein Streit, den der Wildeſte unter ihnen dadurch beendete, daß er die Gefangene ermordete. Ein furchtbarer Streit, und gräßlicher noch durch die Entſcheidung. Außerdem aber meinten die Wilden, daß die blutige Trophäe, die Haut, die ſie dem unglücklichen Schlachtopfer abgezogen, den Lieutenant Jones völlig zufriedenſtellen würde; und ſie beeilten ſich daher, ſie ihm zu bringen. Der Bräutigam ſah die blutigen Ueberreſte ſeiner Geliebten von dieſen Wilden vor ſich ausbreiten, er, der ihnen, ohne es zu ahnen, die Waffen ſelbſt dazu gegeben hatte. Er überlebte nur kurze Zeit dieſe fürchterliche Tragödie, von der die Einwohner der Umgegend das Andenken bewahrten.

Es ſind erſt wenige Jahre, daß die Ueberreſte der unglücklichen Jeannie und ihres Bräutigams mit großer Feierlichkeit, von jungen Mädchen bekränzt, auf dem Kirchhofe in einem gemeinſamen Grabe beſtattet wurden. Die Erzählung von dem Tode Jeannie Macrea's hatte ſich bis nach England verbreitet, und Burke erwähnte oft dieſer Geſchichte als eines Zeugniſſes von der Grauſamkeit, womit der Amerikaniſche Krieg geführt wurde.

Bibliographie.

Lecture on public instruction in Prussia, read before the American Institute. (Ueber den öffentlichen Unterricht in Preußen.) Eine Vorleſung, gehalten im Amerikaniſchen Inſtitute, von George S. Hillard. — Boſton.

Manual of classical literature. (Handbuch der klaſſiſchen Literatur.) Aus dem Deutſchen von Eſchenburg. Nebſt Zuſätzen und Bemerkungen von N. W. Fiske, Profeſſor des Lateiniſchen und Griechiſchen am Amherst-College. — Philadelphia.

Elements of international law. (Grundzüge des Völkerrechts, nebſt einer Skizze der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft.) Von Dr. Henry Wheaton, Miniſter-Reſidenten der Vereinigten Staaten in Berlin. — Philadelphia.

Mannigfaltiges.

— Eigene Art von Literatur-Zeitungen. So weit hat es der Nachdruck doch noch nirgends gebracht, als in Nord-Amerika. Man druckt in Brüſſel freilich die Revue de Paris nach, in Paris die Edinburgh-Review und in Deutſchland unter Anderem auch unſer „Magazin", wenn auch nicht ſo vollſtändig wie dieſe beiden Revüen, doch um ſo häufiger von ganz verſchiedenen Seiten. Aber nichts dieſer Art kommt doch der Amerikaniſchen Induſtrie gleich. Hier giebt es Zeitungen, die jetzt ſchon die Vorherſagung wahr machen, daß die Journaliſtik einmal die ganze Literatur verſchlingen werde. Dieſe Zeitungen drucken nämlich vollſtändige Bücher vom Titelblatt bis zu dem Striche nach, der jetzt das in alten Büchern üblich geweſene „Ende" vertritt, und verkaufen für wenige Cents, was in England ein Pfund Sterling koſtet. Die Philadelphia News vom 26. November v. J. giebt in einer Doppel-Nummer den vollſtändigen Inhalt des Engliſchen Taſchenbuches Friendships offering auf das Jahr 1837. Zwar ſind natürlich die ſchönen Stahlſtiche dieſes Almanaches nicht dabei, doch erhält man dafür den Inhalt deſſelben, den man ſonſt mit ſechs Thalern bezahlen muß, für zwei Silbergroſchen. Auf dieſelbe Weiſe hat die genannte Zeitung ſchon den größten Theil von Marryat's und Bulwer's Romanen nachgedruckt, und dabei iſt ſie eigentlich ein politiſches Blatt. Aber gerade in Amerika, wo die freieſte Regierungsform keinerlei Ausdruck der Preſſe in den Weg tritt, fehlt es den Zeitungen oft an politiſchem Stoff. Mit Europäiſchen Nachrichten kann man die Leſer, die allerdings an den Ereigniſſen in England, Frankreich und Spanien großes Intereſſe nehmen, nicht täglich unterhalten, denn die Poſten aus Liverpool und Havre kommen ja in der Regel nur alle 14 Tage an, und ſo geſchieht es zuweilen, daß eine Amerikaniſche Zeitung ihre Spalten mit Gedichten, oder, wie wir aus obigem Beiſpiel erſehen, mit ganzen Taſchenbüchern füllt. Die Philadelphia News verſpricht übrigens, ganz in derſelben Weiſe wie es mit dem Friendships offering geſchehen, auch alle übrige Engliſche Taſchenbücher nach und nach abzudrucken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 19. Berlin, Montag den 13. Februar 1837.

Moldau und Wallachei.

Das Land und ſeine Bewohner.

Nachdem wir im vorigen Monate eine Ueberſicht von der Sprache und Literatur der Moldau und Wallachei gegeben haben, glauben wir, unſeren Leſern eine intereſſante Ergänzung dieſes Artikels in den nachſtehenden Bemerkungen mitzutheilen, die von einem in Paris lebenden Buchareſter herrühren und ſich in einem der letzten Hefte der Revue des deux mondes befinden:

„Da die Wallachei und Moldau in den letzten Jahren der Schauplatz bedeutender Ereigniſſe wurden, ſo zogen ſie zwar die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich, aber es war nur eine flüchtige Neugier, die ſich auf einige Verhältniſſe und auf einige Männer beſchränkte. Die kleinen Königreiche des mittleren Afrika's ſind vielleicht noch mehr bekannt, als dieſe beiden wichtigen Fürſtenthümer. Sollte man es glauben? Hängen ſie nicht offenbar innig mit der orientaliſchen Frage, alſo mit der Frage der Zukunft, zuſammen? Verdienen Länder, die unſeren Kontinent begränzen und von den Wogen des Schwarzen Meeres beſpült werden, eine ſolche Geringſchätzung? Warum hat noch keine Hand verſucht, den Schleier zu lüften, der ſie bedeckt?

Kaum daß die Europäiſche Welt über ihre geographiſche Lage unterrichtet iſt; von ihrem politiſchen Zuſtande aber, von ihrer Geſchichte, von ihrer Vergangenheit und Gegenwart weiß ſie gar nichts; ſie kennt weder die Hülfsquellen, welche ſie darbieten, noch die Leiden, die ſie erduldet haben, noch die Beziehungen, welche ſie mit den Geſchicken des Chriſtenthums und der Civiliſation verknüpfen. Eben ſo unbekannt iſt der Grund und Boden, den ſie umfaſſen, ſo fruchtbar und maleriſch er auch ſeyn mag.

Wenig Gegenden Europa's ſind von der Natur ſo begünſtigt, wie die Moldau und Wallachei. Sie bilden ein großes Becken, das im Weſten und Norden von den Karpathen und im Süden von der Donau begränzt wird. Die Wellen dieſes majeſtätiſch dahinrollenden mächtigen Stroms dienen weiten, bunten, pittoresken und fruchtreichen Ebenen zur Einfaſſung. Eine Menge von Teichen ſtoßen an den großen Fluß, deſſen Waſſer ſie ihren Urſprung und ihre Nahrung verdanken; der Fiſchfang darin iſt ſehr ergiebig und macht eine der weſentlichſten Revenüen der beiden Fürſtenthümer aus. Nach den Karpathen zu findet man herrliches Weideland, Wälder voll Bauholz, Steinſalz-Salinen, die ſich mit dem beſten Produkt dieſer Art in Europa meſſen können, und Salz-Gebirge, die kaum mit einer dünnen Erdſchicht bedeckt ſind, und die noch nie Jemand ausgebeutet hat. Die Regierung behält ſie für ſich und läßt ſie doch unbenutzt liegen. Sie will das Salz, welches ſie aus den Salinen zieht, und woraus ſie ein Monopol macht, zum höchſten Preiſe verkaufen. Im mittleren Theil des Landes wechſeln Ebenen und Hügel, Wieſen und Gehölze ab und gewähren reizende Anſichten.

Der verſchiedene Charakter des flachen, des Wald- und des Hochlandes findet ſich in dieſem Gebiet vereinigt. Alle mögliche Produkte ſind ihm eigen; von Europäiſchen Bäumen werden nur der Oelbaum und die Orange hier durch Boden und Klima nicht begünſtigt. Die zahlreichen Weinberge liefern ein treffliches Gewächs, das bloß einer verſtändigen Behandlung bedürfte, um den Franzöſiſchen Weinen den Rang ſtreitig zu machen. Es fehlt aber an Ausfuhr, und der einheimiſche Abſatz reicht kaum hin, um die erſten Koſten zu decken. In manchen Jahren konnte man das Litre zu zwei bis drei Sous haben; daher die gänzliche Vernachläſſigung dieſes Kulturzweiges von Seiten der Einwohner, trotz deren die ausgezeichnete Qualität des Gewächſes ſich nicht ändert.

Unfruchtbare Gegenden und Haideland trifft man gar nicht an. Zahlreiche Bäche, die von den Karpathen herabkommen, münden ſich in die Donau, und eine Zeit lang bilden ihre ſtillſtehenden Wellen hier und da weite Waſſerflächen, die dem Lande ein wunderliches Anſehen geben. Es iſt, als wären dieſe Landſtrecken einem großartigen Bewäſſerungs-Syſtem unterworfen und harrten der Bebauung. Ueberall fließendes Waſſer, überall fruchtbare Quellen für den Ackerbau. Man benutze einige dieſer Bäche, man mache eines oder ein paar dieſer Waſſerbetten ſchiffbar, und man könnte ein großes Netz von Fluß-Communicationen ſchaffen, man könnte Reichthum über ein armes Land ausſchütten. Etwas Gewerbfleiß würde rieſenhafte Kapitalien vertreten und unermeßliche Hülfsquellen öffnen. Die Wellen dieſer Flüſſe führen oft Goldſplitter mit, die ſich von den Seiten der Berge abgelöſt haben. Queckſilber, Eiſen, Kupfer, Erdpech, Schwefel und Steinkohlen liegen in den noch unerforſchten Gebirgen vergraben und warten nur auf den mächtigen Hebel der Induſtrie.

Im Jahre 1811 wurden Mineralogen von St. Petersburg mit dem Auftrage abgeſchickt, die Minen des Karpathen-Gebirges zu unterſuchen; als der Frieden unterzeichnet wurde, hatten ſie ſchon herrliche Gold-, Kupfer- und Queckſilber-Adern entdeckt; da hörten ihre Arbeiten auf. Daß man eine ſolche Ausbeutung vernachläſſigen, das Glück geradezu von ſich ſtoßen und auf vergrabenen Schätzen arm leben kann! Die Regierung, die ſich ſehr wenig um das Gemeinwohl kümmert, hat vorzüglich die Habgier der Ottomaniſchen Pforte zu erwecken gefürchtet. Man weiß, wie ſchwankend die Herrſchaft der Phanarioten war, und wie die Unſicherheit ihrer Exiſtenz ſie nöthigte, ſich auf den ſchnellſten, ja auf den gefährlichſten Ertrag zu werfen. Der Menſch ohne Zukunft ſetzt Alles für einen augenblicklichen Erfolg daran und richtet ſein Land durch den gegenwärtigen Gewinn zu Grunde. Ohne Kapitalien und ohne die zur Ausbeutung nöthigen Kenntniſſe, konnten ſich die Privatleute auf ſolche Unternehmungen nicht einlaſſen. Vor der letzten Reform verbot ihnen ſogar das Geſetz, dieſes Staats-Eigenthum, dieſe mineraliſchen Fundgruben anzurühren, obgleich Niemand davon Nutzen zog. Wenn man eine entdeckte, ſo wurde ſie als dem Fiskus gehörig angeſehen.

Wachs, Honig, Taback, Butter, Käſe von ausgezeichneter Qualität, Häute, Felle, Flachs, Farbekörner (ramus infectorius), Wolle, Seide, Groß- und Kleinvieh, Geflügel, Wildpret kommen zu dem Naturreichthum dieſer Länder noch hinzu, deren wunderbare Fruchtbarkeit ſich nur durch Unglück und ſchlechte Verwaltung vermindern konnte. Hier, wo alle Getraide-Arten wuchern, weiß man nichts von künſtlichen Mitteln zur Vermehrung der Aerndte; die Worte Düngung und Verbeſſerung ſind unbekannt. Der Waizen giebt hier das Sechzehn-, ja Zwanzigfache der Ausſaat, der Roggen das Dreißigfache, die Hirſe das Dreihundertfache. „In der Wallachei finden ſich alle Arten von Früchten", ſagt Maltebrun; „oft trifft man auf ganze Wälder von Fruchtbäumen, als Birnen, Aprikoſen, Kirſchen und dergleichen. Der größte Theil der Berge gleicht hinſichtlich der Mannigfaltigkeit der Fruchtbäume den ſchönſten unſerer Gärten, die ſtets hinter denen der Wallachei zurückbleiben werden. Die Beſchaffenheit des Bodens, die Ebenen und Hügel vereinigen im Allgemeinen ſo viel günſtige Verhältniſſe, daß man hier in einem Winkel Europa's faſt alle auf dem Erdball bekannte Kultur-Gegenſtände ohne Unterſchied (nur natürlich die Gewächſe der Tropen und der ſehr ſüdlichen Breiten ausgenommen) zuſammendrängen könnte. Man könnte aus dieſem Lande die ſchönſte Gegend Europa's machen." „Es giebt", ſagt er ferner, indem er von der Moldau ſpricht, „wenig Länder, wo die Ebenen, Hügel und Gebirge in einem für den Ackerbau und die landſchaftliche Perſpektive ſo wunderbar geeigneten Verhältniß mit einander abwechſeln. Größer und majeſtätiſcher iſt die Natur in der Schweiz; hier aber iſt ſie ſanfter und lieblicher."

Aber die Natur vermag nichts und ihre Gaben ſind verloren, wenn nicht die Unterſtützung einer einſichtsvollen Thätigkeit hinzukömmt. Der Menſch kann Alles verderben, was von Gott kömmt. Wo Gewerbe und Handel fehlen, bleibt der ſchönſte Boden unbebaut, und die herrlichſten Reichthümer werden mit Füßen getreten.

Der Luxus erzeugt in dieſem Lande unbekannte Bedürfniſſe, und die Induſtrie bietet doch keine hinreichende Hülfsquellen dafür. So ſteigert ſich zwar der Verbrauch, aber nicht die Production. Man nimmt daher ſeine Zuflucht zu fremdem Gewerbfleiß; die Wolle, die Seide und der Flachs, woran das Land Ueberfluß hat, gehen ins Ausland, werden unter ſeiner Hand in nützliche Fabrikate von dreifachem Werth umgeſchaffen und kehren ſo verwandelt zu den Wallachen zurück, die einen ungeheuren Preis dafür zahlen. Oeſterreich verſieht die Moldau und Wallachei mit allem Wirthſchaftsgeräth; die Eiſen-, Glas- und Töpferwaaren, die Leinewand und die Kattune kommen aus anderen Theilen Deutſchlands. Die Leipziger Meſſe liefert die Tuche, die Seidenzeuge, die Tülle, die Spitzen und die neuen Moden. Die prächtigen Kutſchen, die in den Straßen der beiden Hauptſtädte der Moldau und Wallachei dahinrollen, ſind in Wien fabrizirt. Alle Sattel- und Wagenpferde, der Stolz der Reichen, kommen aus Ungarns Geſtüten. Mögen die Feinde der Prohibitiv-Geſetze die Wallachei und Moldau beſuchen; hier werden ſie die traurige Verwirklichung ihres Lieblingsgrundſatzes mit Augen ſchauen: neben einer unbedeutenden Ausfuhr eine ſehr beträchtliche und ſtets zunehmende Einfuhr. Ein edlerer und lobenswertherer Luxus, das Leſen fremder Bücher und Journale, legt dieſem reichen Lande auch eine Auflage, ſo daß es ſelbſt durch ſeine beſſeren Neigungen ärmer wird. An Kapitalien fehlt es überall; der geſetzliche Zinsfuß iſt 12 Prozent. Die große Entwerthung, welche die Münze ſeit der Herrſchaft des reformatoriſchen Sultans erlitten hat, vermehrt dieſe Noth noch, und ſeltſamer Weiſe findet man hier eine traurige Vereinigung von Elend und Ueberfluß.

Digitized by Google

Die Volkszählung, welche kürzlich in der Wallachei und Moldau unter Ruſſiſcher Autorität vorgenommen wurde, und deren Reſultat von dieſer Regierung gewiß nicht zu hoch angegeben werden, da ſie kein Intereſſe an einer ſolchen Uebertreibung haben konnte, lieferte die Summe von 3 Millionen Seelen auf beide Fürſtenthümer. Die Größe des Landes kann aber, in Verbindung mit ſeiner erſtaunlichen Fruchtbarkeit, ohne Zweifel ſechsmal ſo viel Einwohner ernähren. Hier ſind keine Moräſte auszutrocknen, keine Haideſtrecken zu bewäſſern, keine ſchlechte Bodenarten zu verbeſſern. Rüſtige Arme, die das Grabſcheit zu führen wiſſen, weiter iſt nichts vonnöthen. Eine ſo leichte Kultur und ein ſo leichter Gewinn müßten unter einer feſtbegründeten und ſorgſamen Regierung eine zahlreiche Bevölkerung herbeiziehen oder vielmehr ſie erzeugen, denn es iſt jetzt erwieſen, daß Reichthum Konſumenten erzeugt. Auch müßten Gewerbtreibende aller Art natürlicher Weiſe in ein Land ſtrömen, wo noch keine Induſtrie vorhanden iſt und doch eine gewaltige Menge von Fabrikaten verbraucht wird.

Sind nun dieſe vom Himmel ſo geliebten, von den Menſchen aber enterbten Länder etwa von einem herz- und gedankenloſen Volksſtamm bewohnt? Keinesweges; die Hervorhebung einiger einzelner Züge ihres noch wenig ſtudirten und kaum gekannten National-Charakters wird das Gegentheil zeigen.

Vor Allem wird der Reiſende, der dieſe Fürſtenthümer beſucht, von der naiven Gaſtfreundlichkeit ihrer Bewohner eingenommen. Es wird ihm eine wohlwollende und überraſchende Aufnahme zu Theil, die man nicht als jene banale Gewohnheit anzuſehen hat, die gedankenloſe Reiſende allen Orientalen zuſchreiben. Der Wallache liebt in dem Fremden nicht bloß den geheiligten Charakter des Gaſtes und des Reiſenden, ſondern auch die Ueberlegenheit, die er anerkennt, die Civiliſation, die er noch nicht erreicht hat. Von allen in der Kultur zurückgebliebenen Völkern, die Europa einſchließt, fühlt keines ein ſo lebhaftes Bedürfniß, die Sphäre ſeiner Kenntniſſe und ſeiner moraliſchen Macht zu erweitern. Der Wallache beugt ſich vor der geiſtigen Ueberlegenheit; er verehrt ſelbſt äußere täuſchende Zeichen derſelben; ſeine alten Vorurtheile weichen ſeiner Ehrfurcht vor dem Auslande; ein gebildeter Menſch iſt für ihn ein Halbgott. Der Franzoſe wird in der Wallachei als das letzte Reſultat, als der vollſtändige Ausdruck der Europäiſchen Civiliſation angeſehen und als ſolcher mit Enthuſiasmus empfangen; man erkennt alle ſeine Anſprüche an, läßt ſich alle ſeine Anmaßungen gefallen, und nur offenbare Dummheit könnte ihn vor der allgemeinen Vorliebe ſchützen.

Der Reiz der eingebornen Sitten, die höflichen Manieren und die Feſtivitäten einer vergnügungsſüchtigen und verſchwenderiſchen Ariſtokratie haben eine große Menge von Fremden in der Wallachei gefeſſelt. Ernſte und verſtändige Männer, Männer von reifem Alter und hoher Vernunft, konnten dieſen Lockungen nicht widerſtehen. So viel verführeriſche und ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeiten machten, daß ſie ihr Vaterland und die Ergötzlichkeiten der civiliſirten Hauptſtädte vergaßen. Sie wollen unter dieſem fernen Volke ſterben und ſehnen ſich nicht mehr nach den verfeinerten großen Städten und nach den eleganten Geſellſchaften zurück. Wir fragten Einige von ihnen, warum ſie dies rohe Land ihrem Vaterlande vorzögen, aber ſie wußten nur mit einem National-Sprüchwort der Wallachen zu antworten, welches ſagt: Denbovitza appa doultze trine bea nou se mai doutze, das heißt: „Wer das ſüße Waſſer der Denbowitza (eines Wallachiſchen Fluſſes, der durch Buchareſt fließt) trinkt, der kann nicht mehr von dannen.“ Wenn man dieſes Sprüchwort analyſirt, ſo wird man die offenbare Verwandtſchaft der Wallachiſchen Sprache mit den Idiomen des ſüdlichen Europa's bewährt finden: appa iſt aqua; doultze dulcis, trine qui, bea bibit, nou non, se se, mai das Italiäniſche mai, doutze deducit. Alle Wurzeln dieſer Wörter ſind Römiſch.

Vorzüglich iſt es die Ariſtokratie in der Wallachei, die ſich ſo gaſtfreundlich zeigt und ſich zur freiwilligen Sklavin, zur leidenſchaftlichen Verehrerin eines Jeden macht, der das Gepräge feinerer Geſelligkeit an ſich zu tragen ſcheint. Beſonders braucht man nur Deutſcher oder Franzoſe zu ſeyn, um als Fremder hier mit der größten Zuvorkommenheit empfangen zu werden. In der Wallachei lernt Jedermann Franzöſiſch; dieſe Sprache wird hier bald faſt allgemein im Gebrauch ſeyn. Die Bibliotheken des Landes enthalten nur Franzöſiſche Bücher. Seit länger als zwanzig Jahren kommen abwechſelnd funfzehn bis zwanzig junge Wallachen nach Paris, um hier gründliche und fruchtbare Studien durchzumachen. Dieſe jungen Leute eilen durch das gelehrte Deutſchland nach Paris, wo das Leben zwar koſtſpieliger iſt, aber auch einen mächtigeren Reiz auf ſie ausübt.

Biegſamkeit, Geſchmeidigkeit und Lenkſamkeit des Geiſtes zeichnen den Wallachiſchen Volksſtamm vornehmlich aus. Er nimmt alle Eindrücke leicht in ſich auf. Als kürzlich unter den Auſpizien der proviſoriſchen Regierung Rußlands die regulairen Truppen, beſcheidener Weiſe Milizen genannt, organiſirt wurden, konnten die Ruſſiſchen Offiziere ſich nicht genug wundern über die verſtändige Gelehrigkeit der neuen Rekruten, über die Leichtigkeit, womit ſie Alles faßten. War es nicht auch in der That zum Erſtaunen, daß ein Volk, dem die kriegeriſchen Gewohnheiten ſo lange fremd geweſen, ſich ſo leicht in eine ganz neue Disziplin zu finden wußte, von der es vorher gar keinen Begriff hatte! Viele von den Ruſſiſchen Lehrmeiſtern blieben im Wallachiſchen Dienſt; andere, durch das Beiſpiel ihrer Zöglinge milder gemacht, kehrten mit ſanfteren, gefälligeren Sitten zu ihrem Corps zurück.

So iſt dies Volk, ſtets bereit, ſich dem Einfluß hinzugeben, der ihm von Außen kömmt. Kein Wunder, daß es ſich ſo beeiferte, die Franzöſiſchen Moden, die Kleiderpracht, den Glanz der Equipagen und Pferde anzunehmen! In keinem Lande der Welt ſind die Equipagen reicher und eleganter. Man kann ſich kaum eine Vorſtellung machen von den mannigfachen Formen und Farben, von der Pracht des Geſchirres, von der Auswahl der herrlichſten Roſſe. Die blendende Außenſeite der Europäiſchen Geſellſchaft verführt den Wallachen, und ſo ſtürzt er ſich in einen gränzenloſen Luxus. Statt das Lebensprinzip der Bildung, die er verehrt, zu erfaſſen, entlehnt er ihr nur eine ſchimmernde Rinde, reizende Gebräuche und unnütze Ausgaben. Vergebens iſt er zu allen Reformen bereit, vergebens ſtrebt er nach Neuerungen; es fehlt ihm an den nothwendigen Grundlagen. So pflegt es allen minder vorgeſchrittenen Völkern zu gehen, und ſo mußte es namentlich einem ſo empfänglichen Volke gehen, wie die Moldauer und Wallachen es ſind. Deſſenungeachtet muß man an dieſem Lande nicht verzweifeln. Abgeſehen von den bewundernswerthen Anlagen ſeiner Bewohner zum Eintritt in die Bahn der Fortſchritte und Verbeſſerungen, findet man unter ihnen einen geſellſchaftlichen Zuſtand, der lange nicht die großen Hinderniſſe darbietet, auf welche vernünftige Reformen anderwärts geſtoßen ſind; die Ariſtokratie iſt zwar von Vorurtheilen nicht frei, aber ſie geht nichtsdeſtoweniger an der Spitze der Nation einher und würde unter geſchickten Händen ein vortreffliches Werkzeug zu Verbeſſerungen ſeyn.

Der Adel iſt hier von altem Schlage, aber größtentheils nur titulär. Die Subſtitutionen kennt man nicht. Es giebt hier kein Proletariat in Lumpen. Beim erſten Anblick könnte der Reiſende zu glauben verſucht ſeyn, das Land habe nur Grundbeſitzer und zur Ausbeutung des Territoriums verurtheilte Strafarbeiter. Weit gefehlt; Jedermann beſitzt ſein kleines Kapital, welches er bewirthſchaftet, indem er zugleich einige durch das Geſetz beſtimmte jährliche Abgaben zahlt. Mit Ausnahme einer ſehr geringen Anzahl von Perſonen, die nichts beſitzen, haben alle Einwohner einen mehr oder minder bedeutenden Fonds von beweglichem oder unbeweglichem Vermögen; nur an Händen fehlt es zu den Unternehmungen. Um die Hauptſtadt und um einige andere Städte haben die Beamten das Grundeigenthum in ihre Hände konzentrirt; ihr Gebiet hat ſich auf Koſten ihrer Nachbarn ausgedehnt; eine gehörige Rechtspflege würde ihre angemaßten Anſprüche im Augenblick vernichten. In allen anderen Gegenden der Fürſtenthümer iſt der Grundbeſitz ſehr zerſtückelt. Dieſe Menge kleiner Eigenthümer bietet niemals das Beiſpiel der Dummheit und Verworfenheit der armen nothleidenden Klaſſen dar, welche die Hefe der Europäiſchen Geſellſchaft bilden. Nur eine Hand voll Zigeuner, die Heloten dieſes Landes, lungert in ſklaviſcher Barbarei, die ihnen durch die Reize eines trägen Nomadenlebens werther und theurer als Alles wird. Ihre Herren erheben jährlich einen geringen Tribut von ihnen und kümmern ſich weiter nicht um ſie.

Die Milde und Gefälligkeit der Nationalſitten iſt auch merkwürdig. Selbſt der verworfenſte Despotismus, die roheſte Behandlung, die daraus entſtehende Erbitterung und alle ſie begleitende böſe Leidenſchaften haben es nicht vermocht, den Charakter des Volks zu verderben. Keine Polizei, eine ſehr lockere Mannszucht, eine gar nicht ſtrenge Religion, die hier keinesweges den Einfluß ausgeübt hat, den das Chriſtenthum anderwärts hatte, und der es zwar nicht an Anhängern, aber an Predigern fehlt; eine Geſetzgebung, die mit der Todesſtrafe nicht viel Umſtände macht, und doch bei alledem kaum ein einziges Todesurtheil in einem Jahre! Sehr oft gehen die zwölf Monate vorüber, ohne daß der Scharfrichter unter dieſem Volk ſeine ſchreckliche Amtspflicht zu erfüllen braucht, und neun Zehntel unter den Verurtheilten ſind fremde Verbrecher, meiſtens ſolche, die vom andern Donau-Ufer herüberkommen. Todtſchlag in den Familien und Meuchelmord ſtören nur ſehr ſelten einmal das friedliche patriarchaliſche Leben dieſes Volks. Nicht einmal das gewöhnliche Gefolge von Gräueln, welches Volksaufſtände zu begleiten pflegt, hat man hier ſich entfalten ſehen. Keine Steuern! Dieſes Loſungswort aller Inſurrectionen ertönte vor kurzem zum erſtenmal im Ohr des Wallachen, aber kein Blutstropfen befleckte ſeine Hände. Höchſtens kann man einige Leute anklagen, daß ſie inmitten der allgemeinen Empörung an der von den fremden Straßenräubern begangenen Plünderung Theil nahmen. Weiter führte ſie der Revolutionsſchwindel nicht.

Die Moldowallachen ſind mit einer Heiterkeit des Temperaments begabt, die weder Noth, noch Plagen, noch Unglücksfälle niederzuſchlagen oder zu zerſtören vermögen. Iſt es Apathie? iſt es Sorgloſigkeit? Iſt es ein faſt Franzöſiſcher Charakter, der ſich um die Zukunft nicht kümmert, über die Vergangenheit einen Schleier breitet und ſich damit tröſtet, daß er ſich der glücklichen Stimmung eines munteren, lebhaften Geiſtes hingiebt, die ſeine Geſellſchaft ſo anziehend macht und ihn ſeine Leiden weniger fühlen läßt? Die Moldauer ſind etwas ernſteren Gemüths; aber der Wallache ſcheint alle Gegenſtände durch einen durchſichtigen und buntfarbigen Flor zu erblicken. Zwiſchen einem Mazurek und einem Contretanz kann man aus ihm machen, was man will. Unter den Händen eines Staatsmannes wie weiches Wachs, harrt er nur des mächtigen Willens, der ihn umbilden ſoll. Die Franzöſiſche Politik beſchäftigt ihn ſehr, aber nur als Mode; ein Franzöſiſches Journal entzückt ihn; das Leſen eines ſolchen gehört zum guten Ton; bei den eleganten Damen gehört es zu den Bedürfniſſen ihres Putztiſches. Die Debatten über das Wahlgeſetz und über die gezwungene Expropriation werden mit gleichem Vergnügen geleſen; man nimmt daſſelbe Intereſſe daran, wie an einem Berichte über die Wettrennen zu Chantilly oder an einer Oper von Meyerbeer. Für den Gedankenloſen mag die Trägheit, welche man den Wallachen vorwirft, einige Wahrſcheinlichkeit haben; eine traurige geſellſchaftliche und politiſche Organiſation übt auf die Wallachei denſelben Einfluß aus, wie auf Spanien und Italien, dieſe vor Jahrhunderten ſo blühenden Länder; aber man gebe den Einwohnern gute Inſtitutionen, man gebe ihnen Raum zur Entwickelung ihres Gewerbfleißes, und man wird Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt unter ihnen erwachen ſehen.“

Schweiz.

Erziehung und Gefangenſchaft.

(Fortſetzung.)

Noch an demſelben Tage wurde das Portrait ausgehängt, zwar nur als Skizze, doch erkannte ich den ſchönen Greis auf der Stelle.

Digitized by Google

Ich bemerkte, daß er in ganzer Figur die linke Seite des Vordergrundes einnahm; rechts war ein großer Raum leer gelaſſen. Das verdroß mich; aber am zweiten Tage ſchon merkte ich, was das zu bedeuten habe. Die junge Dame kam nämlich allein, ohne ihren Vater, und dennoch nahm der Maler das Bild vom Fenſter weg. Alſo, dachte ich, in den leeren Raum kommt ſie ſelbſt, und ich freute mich ſchon darauf, ihr Angeſicht zu ſehen.

Ich hörte den Maler ſprechen: „Sie waren ſo gütig, gnädiges Fräulein, mir eine Skizze von der Lieblingsſtelle Ihres Herrn Vaters in ſeinem Park zu verſprechen, die ich in das Gemälde aufnehmen ſoll."

„Daran habe ich wohl gedacht", erwiederte ſie; „ich habe es unten im Wagen." Sie rief zum Fenſter herab: „John, bring me my album, if you please." Aber John war nicht zu ſehen, noch zu hören. Kutſcher und Bediente hatten einem armen Teufel die Bewachung von Pferd und Wagen übergeben und waren in die nächſte Schenke gegangen, um ſich gütlich zu thun. Der Maler wollte das Album ſelber holen, aber ich war ihm längſt voraus; ich hatte es geholt und lief ſchnell mit dem Büchlein die Treppe herauf, indem ich es verſtohlen an die Lippen drückte. Ich hoffte, bis an die Thür der Maler-Werkſtatt zu kommen und eben nur ein Bischen hineinzugucken, um einen Blick von ihrem Angeſicht zu erhaſchen. Aber unterwegs kam mir der Maler ſchon entgegen: „Ei, ſchönen Dank", ſprach er, „was ſind Sie für ein gefälliger kleiner Mann!" und damit nahm er mir das Buch aus den Händen. Ich ging in meine Stube zurück und begab mich langſam wieder auf meinen Poſten am Fenſter. Das war dumm von mir. Oben wurde von mir geſprochen, Schade um jedes Wort, das ich verlor.

„Das iſt ja ein recht liebenswürdiges Kind, und wie ich ſehe, verſteht er Engliſch." — „Ja wohl, und er leiſtet mir manchmal bei Ihren Landsleuten Dolmetſcherdienſte. Er iſt ein recht gefälliger und talentvoller Knabe, Schade, daß man ihn nicht zum Künſtler beſtimmt, er hat alle Anlagen dazu. Ich will Ihnen einmal etwas zeigen, was er gemacht hat." Hier hielt der Maler eine Weile inne; dann trat er wieder ans Fenſter: „Sehen Sie, dieſe Skizze hat er einmal von hier aus entworfen; drüben der See und die Gebirge, und hier im Vordergrunde die Gefängnißmauer da drüben; der ſchlechte Hut, der daran hängt, damit die Vorübergehenden ein Almoſen hineinwerfen, ſoll an den armen Gefangenen inwendig erinnern, der ſich des Anblicks dieſer ſchönen Natur nicht erfreuen darf."

„In der That", ſprach ſie, „das iſt recht gefällig entworfen und mit viel Empfindung. Wenn aber ſeine Neigung zur Kunſt ſich ſo deutlich zeigt, warum läßt man ihr nicht ihren Lauf?"

„Seine Vormünder wollen durchaus haben, daß er die Rechte ſtudiren ſoll." — „Seine Vormünder, alſo iſt er eine Waiſe?" — „Seit langer Zeit; er hat einen alten Onkel drüben in Lauſanne, der ſorgt für ſeine Erziehung." — „Das arme Kind", ſprach die junge Miß, und in ihrer Stimme malte ſich ein ſo reines und ſüßes Mitleid, daß ich ganz berauſcht, entzückt davon war. Beinahe hätte ich mich glücklich geprieſen, eine Waiſe zu ſeyn, daß ſie mich bedauern konnte.

Ihr Geſpräch wandte ſich nun auf andere Dinge, und zu meinem großen Leidweſen erfuhr ich, daß ſie Genf bald verlaſſen, daß ſie ſchon in acht Tagen nach England zurückreiſen würde. Das betrübte mich inniglich. Wenn ſie nun wegfährt und mich mit Herrn Ratin allein läßt, was ſoll aus mir werden? O England, du ſchönes Land, wohin die Schiffe mit luſtigem Wimpel ſteuern, wie ſehne ich mich nach deinen grünen Ufern, nach deinen ſchattigen Wäldern, wo die ſüß melancholiſchen jungen Miſſes umherwandeln. Meine Heimath Genf gefiel mir gar nicht mehr, ich ſah den See, den Himmel und die Berge und hatte keine Freude daran.

Der alte Herr kam längſt nicht mehr zur Sitzung. Ich wartete mit Begierde, mit Ungeduld, ob das Portrait nicht bald ans Fenſter kommen würde; aber ein Tag verging nach dem anderen und ich bekam nichts zu ſehen. Da geſchah es, wie oben beſchrieben, daß ich die Bücherkammer und die Dachluke entdeckte. Da führte mich die Sehnſucht über das Dach hinweg in des Malers Atelier; ich wollte die Züge meiner Herzenskönigin im Bilde ſchauen. Der Leſer weiß, welche Kataſtrophe ſich da ereignete, er findet mich, wie er mich verlaſſen, mitten in Graus und Verwüſtung ſitzend, voll wehmüthiger und kläglicher Gedanken. Ich ſah all mein Unglück vor Augen, unvermeidlich; diesmal war es aus mit mir, ganz aus. Zweier großer Vergehen war ich ſchon ſchuldig, einer Lüge und eines ſchwarzen Majeſtäts-Verbrechens am Elzevir; nun noch obendrein Erbrechung einer Thüre, Leſung eines verbotenen Dictio...., heimliche Entweichung aus meinem Gefängniß, Dachüberkletterung, zerſtörender und verwüſtender Einfall in ein Atelier, Mißhandlung einer Puppe, Zerbrechung unzähliger Gegenſtände: welch' unſelige Kette von Miſſethaten! Und der erſte Ring dazu? Herr Ratin weiß ihn, er wird mir ihn nennen mit ſchrecklichem Geſicht: das Lachen um nichts und wieder nichts.

Was war zu thun? Alles wieder auf ſeine Stelle ſetzen, zurechtſetzen, repariren? Unmöglich, der Schaden war zu groß. Mir mit einer erfundenen Geſchichte aus der Noth helfen? Ja, wenn ich nur nicht eben ad vocem Klecks und Maikäfer die Erfahrung gemacht hätte, daß das Lügen nicht ſo leicht iſt. Alles einzugeſtehen? Nein, um keinen Preis, lieber das Aergſte in der Welt. Denn dann hätte ich ja müſſen merken laſſen, daß ich verliebt war, und wie hätte ich da vor Herrn Ratin beſtehen mögen? Auf den geringſten Verdacht von einer ſolchen Verderbniß und Immoralität wäre ihm alle ſeine Decenz blutroth zu Geſichte geſtiegen, mit einem Blick hätte er mich vernichtet.

Endlich kam ich zu dem Entſchluß, ganz ſtill in mein Stübchen zurückzuſchleichen, die Thür zur Bücher-Kammer hinter mir zu ſchließen und unbändig fleißig zu ſtudiren, theils, um mir dadurch die böſen und ängſtlichen Gedanken zu vertreiben, theils, um Herrn Ratin auf eine andere Spur zu bringen. Denn, dachte ich, wenn ich dem Herrn Ratin reichliche Specimina von meiner Pflichterfüllung vorlege, ſorgfältig gearbeitete und ſchön geſchriebene Exercitien, ſo wird er meinen Fleiß loben und keinen Verdacht auf meine Moralität werfen. Es war ſpät und ein paar Minuten wollte ich warten, um dann, von der Dunkelheit begünſtigt, meinen Rückzug über das Dach antreten zu können. Auch der Gefangene unten ſollte mich nicht ſehen.

Dieſe wenigen Minuten beſchloß ich mir noch recht zu Nutze zu machen. Nach einigem Suchen fand ich das Portrait des Alten und der Miß; es ſtand gegen die Wand gelehnt; ich drehte es um und trug es hervor ans Fenſter.

Es war beinahe vollendet. Die Miß ſaß in anmuthiger Haltung neben ihrem alten Vater und zu ihren Füßen das Hündchen, auf deſſen Hals ſie ihre zarte Hand ruhen ließ. Sie ſaßen im Grünen unter dem Schatten alter Buchen, und durch eine Lichtung des Parks ſah man in der Ferne ein ſchönes Schloß auf einer Terraſſe neben einem großen Waſſer. Bei dem Anblick dieſes Liebreizes, dieſer ſanften, ſinnigen, von ſüßer Schwermuth verklärten Züge erwachte meine Zärtlichkeit auf das Lebhafteſte. Ich warf ihr Küſſe zu, ich erging mich in tauſend ſchönen Träumen und erwachte mit dem bitter ſchmerzlichen Bewußtſeyn, daß ich ihr nichts ſey, und daß ſie bald weit, weit von hinnen reiſen würde.

Die Nacht war eingebrochen. Traurigen Herzens nahm ich von dem Bilde Abſchied und langte über das Dach wohlbehalten in meinem Stübchen an, gerade in dem Augenblick, wo man mir Licht und mein Abendbrod brachte. Ich war ſo aufgeregt, daß ich keinen Biſſen eſſen mochte, daß kein Schlaf mir in die Augen kam. Flugs ſetzte ich mich zur Arbeit, damit, wenn Herr Ratin käme und in welchem Augenblick er mich zu überraſchen gedächte, ich jederzeit ſichtbare Beweiſe meines Fleißes und meiner Beſſerung hätte. Alſo erſt Cäſar, und nach dem Cäſar Virgil, und nach dem Virgil Bourdon's Chreſtomathie, und nach der Chreſtomathie drei Seiten Aufſatz, und nach den drei Seiten Aufſatz war ich eingeſchlafen.

Wie ich des anderen Morgens bei früher Dämmerung erwache, höre ich's unten auf der Straße aus voller Kehle geiſtliche Lieder pſalmodiren. Ich wundere mich, wer das ſeyn mag, der mich ſo früh weckt; ich horche genauer hin, ich laufe an das Fenſter, ſieh da, es iſt der Gefangene drüben. Er fuhr fort zu ſingen, immer leiſer und leiſer, und hörte endlich ganz auf. Um dieſer Frömmigkeit willen faßte ich eine ordentliche Zuneigung zu dem Manne. Nach einer Weile, wie er ſah, daß ich am Fenſter ſtehen blieb, hob er an: „Junger Herr, ſind Sie immer ſo fleißig, wie vorigen Abend?" — „Und ſingt Ihr immer ſo fromme Lieder, wie heute morgen?" — „So habe ich's gelernt und gehalten von Jugend auf. Wie könnte ich auch mein bitteres Unglück ertragen, wenn ich die Tröſtungen der Religion nicht hätte!" — „Aber wenn Ihr ſo fromm und gottesfürchtig ſeyd, wie habt Ihr das Verbrechen begehen können, um deſſenwillen Ihr eingeſperrt ſeyd?" — „Ich rufe Gott zum Zeugen, junger Herr, daß ich an dem Verbrechen unſchuldig bin. Sein Name ſey geprieſen, er hat verſtattet, daß meine Richter in ſchweren Irrthum verfielen; doch ſein Wille geſchehe. Alles will ich gern ertragen, mein Leib mag leiden und darben, wenn nur meine Seele ihrer Speiſe nicht entbehrte. Wenn ich doch eine Bibel hätte." — „Was ſagt Ihr da, unmöglich! man wird Euch doch eine Bibel nicht verweigern?" — „Wen man verabſcheut, dem verweigert man Alles." — „Nein, das leid' ich nicht, das geht nicht an, Ihr müßt eine Bibel haben, ich bring' Euch meine." — „Sie, gutes Kind, ſprach der Mann im dankbarſten Tone, wie wollen Sie das anfangen? Man läßt Sie ja gar nicht zu mir. Nein', Sie ſollen auch gar nicht zu mir kommen, Ihr junges, unſchuldiges Auge ſoll nicht aus dieſen abſcheulichen Kerkerwänden Schwermuth ſaugen. Aber ſoll ich aufrichtig ſeyn mit meiner Bitte? Geſtern ſah ich, wie Sie an einem Strick die Kuchen zu Ihrem Fenſter heraufzogen. Ach, dachte ich, warum findet ſich nicht eine mitleidige Seele, die mir armen Gefangenen auf dieſem Wege zum Brodte der Seele, zu Gottes Wort verhilft!"

Da kam mir ein Lichtſtrahl. „Habt Ihr eine Schnur?" rief ich. — „Gott iſt ſo gnädig geweſen, mir eine zukommen zu laſſen", ſprach der Mann, „und ich habe ſie von Anfang an zu ſolchem Zwecke beſtimmt." — „Ich ſchaff' Euch eine Bibel", rief ich, „ich ſchaff' Euch gewiß eine", und voll Freude bei dem Gedanken, dem Unglücklichen eine ſolche Wohlthat erweiſen zu können, ſprang ich zu dem Schrank, wohinein ich geſtern all' meine Bücher geſchoben hatte, und ſuchte die Bibel hervor.

Während ich ſo unter den Büchern ſtöberte, ſchien mir's, als hörte ich's drüben im Gefängniſſe leiſe ſtöhnen und ächzen. Ich horchte auf; „Seyd Ihr's drüben?" rief ich. Das Aechzen wurde immer lauter und kläglicher. „Was fehlt Euch, armer Mann", rief ich beſorgt, „warum ſtöhnt Ihr ſo?" — „Ach", ſprach er kläglich, „ich leide furchtbare Schmerzen. Sie haben mir ein Eiſen um den Fuß gelegt, das iſt zu eng. Der Fuß iſt mir geſchwollen und aufgebrochen, und das Eiſen reibt und drückt mich immerfort. Au weh", ſchrie er, „au weh!" — „Armer Mann, Ihr dauert mich." — „Es quält mich Tag und Nacht, ich kann vor Schmerzen keine Nacht ſchlafen; heute hab' ich bis nach Mitternacht Ihr Licht brennen ſehen." — „Könnt Ihr denn keine Hülfe verlangen?" — „Ach der Wärter kommt nur alle fünf Tage zu mir. Uebermorgen, weh, übermorgen will ich bitten." — „Ich habe herzlich Mitleid mit Euch, kann ich Euch denn gar nicht helfen?" — „Ach nein, junger Herr, nichts, könnte ich nur ..... Ich danke Ihnen tauſendmal, ſchon Ihr Mitleid thut mir wohl, könnte ich nur." — „Nun, was denn?" — „Herr Gott, erbarme Dich meiner, das Blut rinnt mir vom Fuße. Könnte ich nur das Fußeiſen ein wenig abreiben!" — „Iſt Euch mit einer Feile gedient, ich habe eine Feile, o, ich will ſie Euch geben. Geduld ein wenig! Ich will ſie in die Bibel thun."

Ich ſteckte die Feile in die Bibel, ſchlug die Bibel in Papier, band eine Schnur darum und machte eine Schlinge daran. Wie ſollte ich es aber hinüberſchaffen! Ich hätte verzweifeln mögen, daß ich eingeſperrt war. Der Gefangene drüben hörte gar nicht auf, kläglich zu jammern, und jeder Schrei zerriß mir das Herz. Schon wollte ich einen

Digitized by Google

Anlauf nehmen, um eine Thüre zu ſprengen. Da ging zu meiner größten Freude ein Lumpenſammler auf der Straße vorbei. „Heda“, rief ich ihm zu: „Guter Freund, was ich Euch da herunterwerfen werde, das bindet einmal an den Strick da drüben an der Mauer feſt. Macht geſchwind, es ſoll einem armen Manne zum Troſte dienen. Der Lumpenſammler that, wie ihm geheißen, und ich ſah den Strick ſammt der Bibel zu der Luke des Gefangenen hereinziehen.

Gegen Mittag kam Herr Ratin und fand mich emſig bei der Arbeit ſitzen. „Geſtern, mein lieber Charles“, hob er an, „war mein Unwillen über Dein ſträfliches Betragen ſo groß, daß ich vergeſſen habe, Dir Arbeiten auf die zwei Tage zu geben.“ — „Ich habe ſelber welche gemacht“, brachte ich zitternd heraus. Dieſe Eröffnung kam ihm ganz unerhört. Er ſah die Arbeiten durch, ſorgfältig, kopfſchüttelnd, bis er ſich vollkommen überzeugt hatte, daß ich dies Alles wirklich ſeit meiner Einſperrung gearbeitet. „Nun“, ſprach er, „damit bin ich zufrieden. Du haſt recht und klug gethan, Dich ſelbſt vor der Gefahr des Müßiggehens zu bewahren. Ein junger Menſch, der müßig geht, kann nicht vermeiden, allerhand Böſes zu thun; denn in Deinem Alter iſt der Geiſt, wenn er ſich der Trägheit ergiebt, lauter bösartigen, unmoraliſchen Antrieben ausgeſetzt. Erinnere Dich, was Du von den beiden Gracchen geleſen haſt, an denen ihre Mutter Kornelia eine ſo große Freude hatte, weil ſie von Jugend auf alle Zeit ordentlich und fleißig geweſen.“ — „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. — „Ich ſehe, Du haſt dein Abendbrod ſtehen laſſen. Haſt Du Dir nicht Zeit genommen, zu eſſen?“ — „Nein, Herr Ratin“, ſagte ich. — „Es ſoll mich freuen, wenn Dir vor recht inniger Betrübniß über Dein geſtriges Betragen der Appetit vergangen iſt.“ — „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. — „Haſt Du es Dir recht zu Herzen genommen, haſt Du Dir recht ernſte Gedanken darüber gemacht?“ — „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. „Haſt Du recht erkannt, zu wie vielem Böſen Deine Lachluſt Dich verleitet hat? Erſtlich zur Unehrerbietigkeit gegen Deinen Lehrer —“ „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. Aber mir wurde Angſt, ich hörte den Maler die Treppe heraufkommen. — „Und nicht bloß zur Unehrerbietigkeit, ſondern ſogar zu einer Lüge —“ „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. Aber ich hörte nebenan die Thüre zum Atelier aufſchließen. — „Und nicht bloß zu einer Lüge, ſondern auch —“ „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. Nun erhob ſich nebenan ein Lärm, ein Verwundern, Aergern, Fluchen. „Was iſt das für ein Geſchrei?“ fragte Herr Ratin. „Ja, Herr Ratin“, ſagte ich. Aber nebenan wurde der Tumult immer ärger; es kam zu Exclamationen, zu tragiſcher Wuth, zu hochpathetiſchen Apoſtrophen, ich dachte vor Angſt umzuſinken.

(Schluß folgt.)

Oſtindien.

Dramatiſche Beluſtigungen der Hindu's.

Die dramatiſchen Vorſtellungen der Hindu's ſind jetzt größtentheils auf ihre gottesdienſtlichen Feſte eingeſchränkt und tragen folglich einen ganz religiöſen Charakter. Die ſeltſamen und manchmal ſehr phantaſtiſchen Sagen von ihren Gottheiten ſind Gegenſtände dieſer Art von Bühnenſtücken, die ſich oft viele Tage lang hinziehen. Es giebt unter ihnen verſchiedene Klaſſen von Schauſpielern und verſchiedene Grade des moraliſchen Anſehens, in welchem ſie ſtehen. Die Bajaderen ſelbſt werden nicht immer als ſittlich verworfene Geſchöpfe betrachtet; und man zollt ihnen ſogar einen gewiſſen Grad von Achtung, wenn ſie die Beiſchläferinnen von Brahmanen ſind. Viele dieſer unglücklichen Geſchöpfe werden ſchon in zarteſter Jugend zum Tempeldienſt von ihren Aeltern beſtimmt, die ein gottgefälliges Werk zu thun glauben, wenn ſie eine ſchöne Tochter der Gottheit weihen. Die Kinder der Bajaderen erzieht man in demſelben Gewerbe, die Mädchen als Tänzerinnen und die Knaben als Muſiker oder Schauſpieler. Die berühmteren Hindu-Tempel ſind ſehr reich ausgeſtattet, und hier empfangen die vornehmſten Helden des Drama's die früheſte Unterweiſung.

Der Wagen des Thespis wandert noch ſehr anſpruchslos durch Hindoſtan; denn man überhebt ſich vieler ſceniſcher Decorationen. Ein offener viereckiger Raum in dem Hauſe, wo ſie ſpielen, dient als Schaubühne, und wenig kümmert man ſich dabei um optiſche Täuſchungen. Die Schauſpieler entfalten in ihrer Darſtellung der beliebteſten mythologiſchen Charaktere, welche den Stoff des Drama's bilden, oft einen hohen Grad von Kunſt. Iſt die Feſtlichkeit, welche ſie mit ihrem Spiel verſchönert haben, vorüber, ſo kehren ſie nach ihren oft ſehr weit entlegenen Tempeln zurück. Jede große und wohl dotirte Pagode enthält immer eine Anzahl Gemächer, deren ausſchließliche Beſtimmung es iſt, den Schauſpielern als Wohnung zu dienen.

Ueber das Verdienſt der Schauſpieler, ſofern ſie Hindu's oder Muhammedaner ſind, iſt man verſchiedener Meinung. Die meiſten behaupten jedoch, daß unter den Erſteren die vorzüglichſten Sänger, unter den Letzteren aber die beſten Tonkünſtler zu finden ſeyen.

In allen Gegenden Indiens giebt es ganze herumziehende Volksſtämme, die ſich mit der Ausübung einer Art von Dramen Geld verdienen. Die ſogenannten Bhaan's, der Religion nach Muhammedaner, haben in dieſer Kunſt beſonders große Berühmtheit erlangt. Ihre Vorſtellungen haben viele Aehnlichkeit mit den alten Italiäniſchen Pantomimen. Der Bhaan iſt Autor und Schauſpieler zugleich; und in dieſen beiden Eigenſchaften verſteht er es meiſterlich, jeder Nation und jedem Individuum ſeine lächerlichen Seiten abzugewinnen. Der Dialog iſt oft ſehr gemein, aber witzig und beißend; er enthält eine Menge geiſtreicher Wortſpiele, zu denen die Hindoſtaniſche Sprache ſo willig ſich leiht. Viele dieſer extemporirten Stücke beſtehen ganz aus Intriguen; und die Schauſpieler zeigen bei ſolcher Gelegenheit gern, daß ſie von dem Charakter und den Eigenheiten der Europäer Kenntniß beſitzen. Sind dann auch die Farben, wie man ſich ſchmeicheln darf, etwas zu dick aufgetragen, ſo muß man doch auf der anderen Seite geſtehen, daß Vieles ſehr wahr und treffend gezeichnet iſt. So z. B. werden wir in einen Gerichtshof verſetzt, wo Europäer das Recht handhaben. Einer der Schauſpieler, welcher in Engliſches Koſtüm — weiße Jacke nebſt Pantalons und rundem Hut — gekleidet iſt, tritt pfeifend und mit einer Gerte an ſeine Stiefeln ſchlagend in den Saal. Wir müſſen hier bemerken, daß mancher junge Britiſche Beamte, der mit vollkommenſter Geringſchätzung der Eingebornen nach Oſtindien kommt, ſolche löbliche Gewohnheiten ſelbſt bei dem ernſthafteſten Geſchäfte nicht ablegt. Hat nun der junge Sans-Façon ſeinen Sitz eingenommen, ſo wird ein Angeſchuldigter vor ihn gebracht; aber der Herr Richter merkt ſeine Anweſenheit nicht, weil ein junges Mädchen, die unter den Zeugen ſich befindet, ihn ganz beſchäftigt. Während die Zeugniſſe abgelegt werden, giebt der Richter dem Mädchen durch Blicke und Geberden ſeine Gunſt zu erkennen, und es ſcheint ihm ſehr gleichgültig, was für ein Ende der Rechtshandel wohl nehmen wird. Endlich tritt der vornehmſte Bediente des Richters herein, nähert ſich ſeinem Herrn mit gefalteten Händen und ſpricht in tiefſter Demuth: „Sahib, das Frühſtück ſteht bereit!“ Der Richter ſteht ſogleich auf; indem er aber gehen will, fragen ihn ſeine Subalternen, was denn aus dem Gefangenen werden ſolle? Der Mann des Rechts dreht ſich noch einmal unwillig herum, ſchreit: „Nun, zum Teufel, hängt ihn auf!“ und ſtürzt dann aus dem Saale, zur größten Beluſtigung der Zuſchauer.

Eine ganz andere Art von Künſtlern ſind diejenigen, die in der Regel einen Theil der Indiſchen irregulairen Reiterei bilden. Dieſe heißen Kurkhot und ſind ihrer Abſtammung nach Patan's. Sie ſingen auf der Parade feierliche Schlacht-Hymnen und beleben die Evolutionen der Truppen durch ihre gewaltige Stimme. Die Lunge dieſer Leute iſt, wie man ſagt, ſo ungeheuer ſtark, daß ihr Geſang tauſend Reiter in vollem Galoppe übertönt. Sie ziehen mit in den Kampf und wiſſen den Soldaten ſo ſehr zu begeiſtern, daß er mit zehnfacher Glut ſeinen Feinden entgegenſtürzt. Die Kurkhot's ſind jetzt ſelten; hin und wieder findet man ſie noch in großen Muhammedaniſchen Städten, wo ſie die frommen Gläubigen an hohen Feſttagen in Verzückung und Begeiſterung zu bringen wiſſen.

Viele Muhammedaniſche Familien von Rang haben auch ihre dramatiſchen Privat-Beluſtigungen, wobei die weibliche Dienerſchaft eine Rolle ſpielt. Solche Mädchen erhalten ſchon als Kinder regelmäßigen Unterricht in der Schauſpielkunſt; der Lehrer iſt ein altes Weib, die ſich ſelbſt ihr Lebelang dieſem Gewerbe gewidmet hat. Die Mädchen übernehmen, je nach ihrem individuellen Talente, verſchiedene Rollen; Einige tanzen und ſingen; Andere ſpielen Inſtrumente. Zu dem Geſang und Tanz kommt dann zuweilen auch eine kleine dramatiſirte Farce, denen der Bhaan's ähnlich, oder eine Karrikatur, die irgend ein bekanntes Individuum lächerlich machen ſoll. So z. B. hatte in einer Familie ein ehrwürdiger alter Muſiklehrer Zutritt; dieſer Mann beſaß ein ſo ausgezeichnetes Talent, daß man ihn den Paganini des Orients nannte. Er faßte jede Europäiſche Melodie, die er ſpielen oder ſingen hörte, ſogleich auf; und was viel größere Bewunderung verdient — er konnte ſie mit den herrlichſten Variationen auf ſeiner Violine wiedergeben. Er war in ſeinen guten Tagen ein berühmter Sänger geweſen und hatte die ganze Theorie der Kunſt, ſo wie ſie in Hindoſtan gelehrt wird, vollkommen inne. Da nun dieſer gute Mann aus muſikaliſcher Begeiſterung viele Grimaſſen zu ſchneiden pflegte, ſo wurde er deshalb die Zielſcheibe des boshaften Witzes. Eine ſeiner Schülerinnen, das Mädchen des Hauſes, erſchien mit einem künſtlichen Barte und in ganz ähnlicher Kleidung, wie ſie der Alte trug, und wußte alle ſeine Blicke und Geberden ſo täuſchend wiederzugeben, daß alle Zuſchauer in ein konvulſiviſches Lachen ausbrachen. (Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Das Kapitol in Waſhington. Das koſtbarſte und unzweifelhaft auch das edelſte Gebäude in den Vereinigten Staaten iſt das Kapitol in Waſhington. Das Gebäude hat einen Hauptfehler in der Conſtruction, der jedoch dem Künſtler, welcher den Plan entworfen hat, nicht beizumeſſen iſt. Die Central-Kuppel erſcheint nämlich ungemein koloſſal, ſchlecht proportionirt und hier durchaus am unrechten Orte. In der Original-Zeichnung hatte dieſe Kuppel keine größere Kurve, als die Dome an den beiden Seiten, die viel niedriger ſind und ſehr elegant ausſehen. Das Kapitol iſt von ſogenannten Potomacſchen Quaderſteinen erbaut, die von glänzender brauner Farbe ſind. Ein ſchöneres Material giebt es nicht; doch unglücklicherweiſe wurden die vollendeten Theile des Gebäudes, bei dem Brande deſſelben, als Waſhington im letzten Kriege eingenommen wurde, durch den Rauch ſo geſchwärzt, daß man es bei der Wiederherſtellung und Vollendung des Baues für nothwendig hielt, das Ganze anzuſtreichen, ſo daß es, aus einer kurzen Entfernung betrachtet, das Anſehen hat, als wäre es von weißem Marmor. Das Innere des Kapitols iſt einfach und elegant. Die Rotunde, die unter der großen Kuppel ſich befindet, iſt unſtreitig der ſchönſte Saal in Amerika. Sie würde jedoch, eben ſo wie die Senats-Kammer und die Halle der Repräſentanten, noch viel ſchöner ſich ausnehmen, wenn die Decke al fresco gemalt wäre. Dieſe Art der Verzierung iſt aber bei den Amerikanern noch nirgends in Anwendung gekommen. (American Architecture.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 20. Berlin, Mittwoch den 15. Februar 1837.

England.

Die Wallfiſchfahrten in den nördlichen Eismeeren.

Trotz der zahlreichen Unglücksfälle, welche die Unternehmungen und Reiſen im Eismeer von jeher erfahren haben, verlockt der Wallfiſchfang den Seemann immer wieder, ſich jenen ſchrecklichen Leiden und Mühſeligkeiten aufs neue preiszugeben und allen Gefahren des arktiſchen Klimas zu trotzen. Sobald die Jahreszeit für den Wallfiſchfang da iſt, regt ſich faſt in allen nördlichen Theilen der Erdkugel ein ſo geſchäftiges Leben, ein ſo allgemeines Intereſſe, gerade als ob das ganze Daſeyn von dem Erfolge dieſer Unternehmungen abhinge. Doch iſt das auch gar nicht zu verwundern: das Fleiſch jenes Ungeheuers, welches wie rohes Rindfleiſch ausſieht, macht einen unentbehrlichen Nahrungs-Artikel aus; ferner bietet dieſes Thier einen feinen, durchſcheinenden Stoff, welcher ſtatt Fenſterglas gebraucht wird, und ſeine Sehnen, wenn ſie geſchickt aus einander genommen werden, können den Zwirnfaden erſetzen. Die gewöhnlichen Knochen des Wallfiſches werden zur Erbauung von Hütten gebraucht; die Wallfiſch-Gräthen aber oder das Fiſchbein leiſten bei der Verfertigung von Kähnen und anderen Werkzeugen die beſten Dienſte, während der Reſt dieſer Knochen noch den vortrefflichſten Feuerungsſtoff abgiebt. Außerdem iſt der Thran und alle übrige ölartige Stoffe, welche dieſes Thier darbietet, dem Geſchmack der Bewohner jener Gegenden weit angenehmer und willkommener, als den civiliſirteſten Völkern ihre ausgeſuchteſten Delikateſſen. Gewiß, das Rennthier der Lappländer iſt dieſen nicht nützlicher und werthvoller, und auch in den tropiſchen Zonen gewährt die Palme den Eingebornen keine größere Mannigfaltigkeit von Hülfsmitteln zur Befriedigung ihrer ſämmtlichen Lebensbedürfniſſe, als der Wallfiſch jenen nördlichen Stämmen. Wenn die Eingebornen nach langer neun- bis zehnmonatlicher Einkerkerung in ihrem Polar-Winter wie Lebende aus ihren Gräbern hervortauchen, da entwickelt ſich oft die größte Thätigkeit bei ihren Vorbereitungen zur Fahrt auf den Wallfiſchfang, und wenn Alles fertig iſt, verſammelt ſich Weib und Kind, Alt und Jung am Ufer, um die Abreiſe mit anzuſehen. Wenn dann die Seeleute nach einer Entfernung von vielen Wochen, mit den Früchten ihrer glücklichen, aber nur zu gefährlichen Arbeit beladen, in die Heimath kehren, da glänzt Frohſinn und Heiterkeit auf allen Geſichtern, da freut ſich Groß und Klein, nicht weniger ausdrucksvoll und herzlich, als die Glocken von Lerwick, da Capitain Parry von einer ſeiner gefährlichſten und kühnſten Reiſen wohlbehalten zurückkehrte.

Die erſten Europäer, welche den Wallfiſchfang regelmäßig und im Großen trieben, ſcheinen die Bewohner Biscaya's geweſen zu ſeyn. Die Normänner, welche, nach langen Jahren von Raub und Plünderung, ſich endlich an den weſtlichen Küſten von Europa niederließen, ſollen ihn zuerſt mitgebracht haben. Schon damals brauchten die Basken im 15ten Jahrhundert ganz dieſelbe Art von Werkzeugen und Inſtrumenten zum Wallfiſchfang, wie heute, und auch die Art und Weiſe des Fanges hat ſich nicht verändert. Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts wurden ſie immer zuverſichtlicher und kühner in ihrem Gewerbe; ſie ſchweiften hinauf bis nach der Isländiſchen Küſte und fanden daſelbſt eine Norwegiſche Kolonie, welche bereit war, an ihren Zügen Theil zu nehmen: bald zählte ihre Flotte funfzig bis ſechzig Segel.

Ehe noch der Enthuſiasmus, welchen die glänzenden Erfolge des Columbus zuerſt erregt, nachgelaſſen hatte, machten die Holländer und Engländer mehrere ſehr unglückliche Verſuche, den Weg nach Indien auf einem nordöſtlichen Durchgang zu finden. Da trafen ſie, in dieſe Eis-Regionen vordringend, auf ungeheure Wallfiſch-Heerden, welche dort Jahrhunderte lang in ihren abgeſchloſſenen Meeren ungeſtört gewohnt hatten und ſich jetzt ganz zahm und träge dem erſten Angriff ihrer Feinde als Gefangene ergaben. Die Seeleute beſchloſſen, dieſen Gewinn mit ihren Abenteuern zu verbinden, und da ſie ihr urſprüngliches Ziel, auf einem neuen Wege die Gewürze Indiens aufzuſuchen, verfehlten, ſo fanden ſie dafür in den Produkten des Nordens reichlichen Erſatz, und der Bär, das Wallroß, das Seekalb und der Wallfiſch füllten jetzt ihre heimkehrenden Schiffe. Anfangs war dies nur ein zufälliges und gelegentliches Nebengeſchäft geweſen, bald wurde es das Hauptziel dieſer abenteuerlichen Reiſen; und wenn früher die weitausſehenden Hoffnungen der Menſchen nach nichts Geringerem geſtrebt hatten, als den Namen großer Entdecker zu verdienen, ſo begnügten ſie ſich jetzt mit dem reichen Gewinn, welchen die Mühſeligkeiten und Gefahren des Wallfiſchfangs verſprachen.

Doch vor dem 17ten Jahrhundert ſcheint die ganze Sache noch keine große Ausdehnung und Wichtigkeit für den Handel gehabt zu haben. Die erſte Reiſe, welche ganz ausdrücklich und beſtimmt nur den Wallfiſchfang zum Zweck hatte, wurde von Engländern im Jahre 1610 gemacht. Eine Amſterdamer und eine Londoner Geſellſchaft ſandte bald ihre zahlreichen Flotten nach Spitzbergen, und auch andere Völker Europa's fingen um dieſelbe Zeit an, mit jenen zu wetteifern. Da jede Nation dieſelben Eigenthumsrechte an dem Wallfiſchgebiet geltend machte, ſo entſtanden ſehr häufig Streitigkeiten bloß um den Beſitz jener Meeresſtrecken, wodurch die Reiſen oft ganz erfolglos und ohne allen Gewinn blieben. Die Schiffe zogen nicht anders als in kleinen Geſchwadern aus und waren mit Allem verſehen, was zur Plünderung oder Vertheidigung nothwendig iſt. Beſonders trieben es die Engländer darin ſehr weit; ſie wurden im wahren Sinne des Wortes Piraten und verließen ſich mehr auf die Plünderung der Schleichhändler, wie ſie die Schiffe der Uebrigen nannten, als auf ihre eigene ehrliche und mühſame Arbeit. Endlich, nach vielen Jahren eines ſo einfältigen und hartnäckigen Streites, wurde ein Vergleich geſchloſſen, nach welchem die beſten und vorzüglichſten Meeresſtriche an den Küſten von Spitzbergen unter die Engländer, Holländer, Hamburger, Franzoſen und Spanier vertheilt wurden.

Nach dieſem Theilungs-Vertrage trieb die Engliſche Moskau-Compagnie dieſes Gewerbe mehrere Jahre hindurch ſehr glücklich; bald aber verſchwanden nach und nach ihre Flotten, und zuletzt verließen die Engländer die nördlichen Polar-Meere ganz und gar. Es ſcheint, als hätte ein böſer Unſtern alle ihre Unternehmungen begleitet; denn während ſie ein Jahr nach dem anderen immer ohne allen Erfolg heimkehrten, wurden die ſparſamen und ſchlau berechnenden Holländer jährlich mit reichen Ladungen belohnt. Endlich wurden die Engländer genöthigt, dieſen furchtbaren Nebenbuhlern zu weichen, welche das Gewerbe mit demſelben Muth und derſelben Beharrlichkeit fortführten, die ſie auch in allen anderen Handels-Unternehmungen gezeigt haben. Gleich zuerſt fanden die Holländer an dem Küſtenſtrich, welchen ſie bekommen hatten, eine reiche Menge von Wallfiſchen in der trägſten Zahmheit und Ruhe. Sie gründeten am Ufer eine Sommer-Niederlaſſung, um aus dem Thran, welchen die Schiffe ans Land brachten, das Oel auszuziehen und zurecht zu machen. Hier auf dieſer ungeheuren Schneewüſte brachte das kleine Dorf Smeerenberg eine erquickende Abwechſelung in die traurige Einförmigkeit des Todes. Dieſer früher noch nie geſehene Anblick, der ſich empor windende Rauch und der Klang der Glocken gab die Kunde von lebenden Weſen, welche ein Gebiet in Beſitz genommen hatten, das die Natur mit der totalen Vernichtung aller thieriſchen Exiſtenz zu bedrohen ſchien. Während des ganzen ſiebzehnten Jahrhunderts gewann das Unternehmen immer größere Ausdehnung, und gar oft ſah man zweihundert Schiffe, von verſchiedener Art und Größe, in dem Hafen von Smeerenberg umherſchwimmen. Endlich wurden aber die Wallfiſche ſcheu und wild, und bald war man genöthigt, ſich auf die offene See hinauszuwagen und dort den furchtbaren Kampf zu beginnen. Wie ſie nun in den offenen Ocean vordrangen, da entfernten ſie ſich faſt eben ſo weit von ihrer Kolonie als von ihrer Heimath, daher gaben ſie bald die Zwiſchenſtation auf und kehrten mit ihrer Ladung direkt nach Holland zurück. Jetzt iſt von jenem Dorfe keine Spur mehr zu ſehen.

Es würde eben ſo wenig Intereſſe als Belehrung bieten, wenn man allen den verſchiedenen Schwankungen dieſes gefährlichen Gewerbes bis in die kleinſten Einzelnheiten folgen wollte. Es iſt hinreichend, zu wiſſen, daß die Engländer mehr als hundert Jahre lang nur ſehr ſpärlichen Wallfiſchfang trieben, während die Holländer und Hamburger bis auf das Jahr 1778 jährlich eine Flotte von mehr als 200 Schiffen dazu brauchten. Einen Theil dieſes Zeitraums hindurch brauchten ſie ſogar 300 Schiffe und 18,000 Mann. Endlich wurde der Stolz der Britiſchen Regierung wieder geweckt, und durch hohe Prämien und Hoffnungen gelockt, traten die Engländer aufs neue als Nebenbuhler in jenem Gewerbe auf. Die Verſuche, welche unter dem Namen der Grönländiſchen Geſellſchaft und der Südſee-Compagnie gemacht wurden, waren mit Verluſt fehlgeſchlagen. Von 1732—49 war die Prämie auf 40 Schilling pro Tonne geſtiegen, und hier blieb ſie ſtehen für das ganze übrige Jahrhundert. Von da an begann eine neue Aera im Engliſchen Wallfiſchfang. Bis 1758 betrug die Zahl der Britiſchen Wallfiſchfahrer, welche Grönland und die Davis-Straße beſuchten, im Durchſchnitt ungefähr ſechzig. In den vier folgenden Jahren hat dieſe Zahl auf eine beiſpielloſe Weiſe zugenommen, denn um 1788 wurden ſchon 253 Schiffe dazu gebraucht. Nun wurden noch die Holländiſchen Wallfiſchflotten in den furchtbaren Strudel der Franzöſiſchen Revolution hineingezogen, und ſo konnte England in den Grönländiſchen Seen mehr Schiffe halten, als alle andere Europäiſche Nationen zuſammen. Vor

Digitized by Google

dieſer Periode aber hatten faſt alle See-Staaten Europa's zu verſchiedenen Zeiten mehr oder weniger an dieſem Gewerbe Theil genommen.

Anfangs wurde der Handel von der Hauptſtadt aus getrieben, dann wurden von Zeit zu Zeit bequemere Häfen gewählt, und jetzt ſind es vorzüglich die Orte Hull und Whitby in England und Peterhead, Aberdeen, Dundee und Leith in Schottland, von wo aus die Wallfiſchflotten ihre Fahrt beginnen. Die fortgeſetzten eifrigen Verfolgungen haben das Ungeheuer von ſeinen alten Lagern über das Atlantiſche Meer hinaus getrieben. Bis in die Grönländiſchen Meerengen hinein verfolgt, flüchtete es in die Davis-Straße und die Baffins-Bay, und hier iſt jetzt der ausſchließliche Schauplatz des Wallfiſchfanges. Dazu wurden in den letzten acht Jahren vor 1818 einhundert und dreißig Schiffe gebraucht, während dieſe Flotte jetzt bis auf ungefähr neunzig Segel abgenommen hat.

Wenn wir die Geſchichte dieſes verwegenen und gefährlichen Gewerbszweiges verfolgen und auf der einen Seite die Menge und Größe der Gefahren, der Stürme und all' des ſchrecklichen Elends betrachten, mit welchen dieſe Unternehmungen zu kämpfen haben, und auf der anderen Seite durch die großartigſten und erhabenſten Schauſpiele überraſcht werden, welche die Natur dem Menſchen darbietet, dann können wir uns gewiß nur mit Mühe dazu verſtehen, dieſe ganze Induſtrie für eine wirkliche Quelle des National-Reichthums zu halten. Betrachten wir jetzt für einen Augenblick die Leiden der Kälte, des Hungers, der Stürme und des Schiffbruchs, welche jenen Fahrten eigenthümlich ſind. Zuvörderſt darf man nicht vergeſſen, daß die Reiſe gewöhnlich über den 70ſten Breitegrad hinausgeht. Bei den Gefahren der Kälte und aller möglichen Leiden und Beſchwerden, welchen die kühnen Seeleute hier ausgeſetzt ſind, ſcheint ſelbſt der beſte Erfolg keine große Lockungen darzubieten. In der ſchrecklichen Lage, wo ſie zwiſchen lauter Inſeln und Bergen von Eis durchſegeln müſſen, erfordert es die wachſamſte Vorſicht und die erfahrenſte Gewandheit, um allen Gefahren auszuweichen. Die Maſtbäume und das Seegeltuch ſind oft ganz mit Eis überzogen, ihre Taue von Hanf oder Eiſen brechen oft wie Pfeifenſtöcke entzwei, und in dem erſtarrten Zuſtande, in welchem ſie ſich fortwährend befinden, müſſen ſie oft Monate lang den Ocean durchſchiffen. Die gewöhnlichen Gefahren, welche ſie bedrängen, können wir uns vorſtellen, aber wer beſchreibt ihre ſchreckliche Lage, wenn die Finſterniß den Sturm noch furchtbarer macht? Das Schiff wird von einer bergeshohen Woge emporgehoben und fällt hinab in den Abgrund, um vielleicht an einer Eismaſſe zerſchmettert zu werden. Wenn jene ungeheuren Eisfelder, welche die arktiſchen Regionen bedecken, aus einander platzen, dann erfordert es die ganze Geſchicklichkeit des Seemanns, ſich durch dieſe durchbrochenen Maſſen hindurch zu winden. Zuweilen, wenn ſie ſich noch in der ſpäten Jahreszeit dort aufhalten, werden ſie von den Eisſchollen rings eingeſperrt und ſind gezwungen, den ganzen langen nordiſchen Winter dort auszuhalten. Ja, ſie werden auch oft noch weiter hinauf nach dem Pol zu getrieben. Die Tage werden immer kürzer, die Sonne beſchreibt nur einen ſehr kleinen Bogen über den Horizont, zuletzt erſcheint nur noch ein kleiner Theil ihrer Scheibe, und den nächſten Tag iſt ſie verſchwunden und verläßt die Welt ohne Licht, ohne Baum, ohne Leben. Ohne irgend eine von jenen Zerſtreuungen, ohne jene Kamine und Vorbereitungen zu geiſtiger Beſchäftigung, wodurch ſich Roß und Parry ihre Ueberwinterung etwas erträglicher machten, müſſen ſie geduldig einen Monat nach dem anderen warten, bis die folgende Jahreszeit herankommt. Wollen ſie nun vielleicht auf die Jagd gehen, da findet ſich plötzlich einer von der Mannſchaft in den Tatzen eines rieſenhaften Bären, und nur der verſtümmelte Körper eines Kameraden wird aus einem verzweifelten Kampfe gerettet, der um ſo furchtbarer und hartnäckiger wird, je gefräßiger und raſender die Wuth des Bären geworden iſt nach monatlangem Faſten.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Erziehung und Gefangenſchaft.

(Schluß.)

Ich raffte alle meine Sinne zuſammen, um Herrn Ratin in einen Diskurs zu verflechten und ſeine Aufmerkſamkeit von der Scene, die neben uns an ſpielte, abzuwenden. „Als Sie geſtern fortgingen, Herr Ratin —" „Still ein Weilchen", ſagte er und horchte. Der Maler war in Verzweiflung und ſchrie in einem fort: „Was für 'ne Wirthſchaft, um Gottes Willen, man muß zum Fenſter eingeſtiegen ſeyn." Er trat an's Fenſter und rief: „Karl, ſind Sie ſeit geſtern Abend beſtändig zu Hauſe geweſen?" „Allerdings, mein Herr", gab Herr Ratin an meiner Statt zur Antwort, „und zwar auf meinen Befehl." — „Wie geht das zu", ſprach der Maler, „mein ganzes Atelier iſt umgekehrt, Alles durcheinandergeworfen, meine Leinwand zu Grunde gerichtet, mein Geſtell umgeworfen. Ihr Zögling muß doch den Lärm gehört haben!"

„Wollen die Herren erlauben, daß ein armer Gefangener ein Wort mitreden darf!" ſo ließ ſich jetzt die Stimme drüben aus der Luke vernehmen: „Ich kann Ihnen ſagen, wie Alles zugegangen iſt, ich hab's geſehen." „Nun ſagt, geſchwind." „Sie müſſen wiſſen, mein Herr, geſtern Nacht iſt auf dem Dache, gerade vor Ihrem offenen Fenſter, große Aſſemblee geweſen. Es waren ihrer vier Kater und eine Katze. Nun wiſſen Sie wohl, wenn dergleichen Volk auf die Freite geht —" „Nur kurz", rief Herr Ratin. — „ſo pflegt es nicht am frömmſten und ſtillſten herzugehen. Die Katze zierte ſich —" „Nur kurz, nur kurz", fiel Herr Ratin wieder ein: „das kommt gar nicht zur Hauptſache —" „Wenn Sie gütigſt verzeihen wollen, es gehört allerdings dazu; denn wäre die Schöne nicht ſo kokett geweſen, und wären die vier Freier nicht ſo eiferſüchtig geweſen —" „Karl", ſprach Herr Ratin feuerroth, „geben Sie ein Weilchen hinunter"; ich war froh, davonzukommen. — „ſo würde Alles gut abgelaufen ſeyn, in aller Freundſchaft. Sie miauten um die Wette, und zwar recht zärtlich. Die Katze aber that, als hörte ſie's nicht, und putzte ſich die Schnautze mit ihrem Sammetpfötchen. Es war ein Bild, wie Penelope unter ihren Freiern." — „Na, und was weiter?" ſprach der Maler: „Ihr erzählt langſam, Freund. — „Was weiter? Auf einmal nimmt ſich's einer von den vier Liebhabern heraus und applizirt dem anderen ſeine Kralle auf die Naſe. Der nimmt's übel und replizirt. Das war das Signal, nun ging's los; die anderen mengen ſich drein: ein Krieg auf Tod und Leben. Man ſah nichts als einen großen Katzenpelz, mit Zähnen und Krallen und glühenden Augen dazwiſchen; ein Vokalkonzert für Belzebub. Während deſſen nimmt die erſchreckene Penelope die Gelegenheit wahr und ſpringt durchs Fenſter ins Atelier hinein. Das ganze verſchlungene Syſtem von Katern ſpringt ihr nach. Nun ſah ich nichts mehr, aber gehört habe ich genug, und nach dem Lärm ſoll mich's nicht wundern, wenn ſie zehnerlei Geräth über einander geworfen haben. Es mochte ſo um Mitternacht ſeyn."

Ich hörte die ganze Erzählung mit an und ſchämte mich des Gefallens, den der Gefangene mir damit thun wollte; die luſtige Art, womit er dem Maler vorlog, und der freche Witz, womit er ihn zum Beſten hatte, nachdem er kurz vorher ſo viel Frömmigkeit bewieſen und ſo viel Schmerzen ausgeſtanden hatte, das ſchien mir ſo verdächtig, daß ich den Mann gar nicht mehr leiden konnte. Wäre in dieſem Augenblick der Maler allein da geweſen, ich hätte mich überwunden und ihm aufrichtig Alles geſtanden. Weil aber das Verliebtſeyn die erſte Veranlaſſung zu meiner Schuld geweſen, ſo hatte ich nicht den Muth, vor Herrn Ratin's ſittſamen Ohren ein Wörtchen davon verlauten zu laſſen; er ſtand vor mir, wie ein großer ſchwarzer Alp, wenn er ſich rührt, erdrückt er dich.

Sieh da, um das Unglück voll zu machen, kommt die Karroſſe herangefahren und hält vor dem Hauſe; Vater und Tochter ſteigen aus und die Treppe herauf. Dem Maler verging Hören und Sehen. „Was fange ich an, ſo kann ich ſie nicht aufnehmen. Ihr guter Freund da drüben, Ihr habt mir ein albernes Mährchen erzählt. Das Portrait da ſtand gegen die Wand gelehnt, und nun finde ich's umgekehrt. Seit wann drehen die Katzen Bilder auf die andere Seite. Man muß zum Fenſter eingeſtiegen ſeyn. Karl, haben Sie nichts geſehen?

Ich war hinter den Beſuchern die Treppe heraufgeſchlichen und wollte gerade an der offenen Thür meines Zimmers vorbeiſchlüpfen, als Herr Ratin mir aus dem Zimmer zurief: „Karl, jage den Hund da weg." Der Bologneſer war nämlich in die Stube hineingeſprungen und ſchnüffelte an Herrn Ratin's neuem Parapluie. Wer war froher als ich, ich jagte den Hund alle Treppen hinauf bis auf den Boden, bis unter das Dach, damit nur der Maler ſeine fatale Frage nicht wiederholen ſollte.

Als ich wieder hinunterſchlich, war er eben in ſeinem Zimmer in Entſchuldigungen gegen ſeine beiden Gäſte begriffen, daß er genöthigt ſey, ſie inmitten einer ſo ſchrecklichen Unordnung aufzunehmen. „Wenn Ihre Abreiſe nicht ſchon auf morgen feſtſtände", ſprach er, „ſo würde ich Sie inſtändig bitten, dieſe letzte Sitzung bis morgen zu verſchieben." „Ich bedaure von Herzen", ſprach der Alte; „wir müſſen ſpäteſtens morgen reiſen. Aber laſſen Sie ſich durch unſere Gegenwart nicht abhalten; erkundigen Sie ſich, unterſuchen Sie, wer den Schaden angeſtiftet haben mag." Der Maler benutzte die Erlaubniß und ſtieg ſelber zum Fenſter hinaus, um das Dach zu unterſuchen; ich aber begab mich kopfhängend zu Herrn Ratin zurück.

Der gute Mann hatte zu meinem Glück keine Ahnung von meiner Mitſchuld an den Ereigniſſen. Er hatte ſein Parapluie ſorgfältig wieder in den Ueberzug geſteckt, ſtand am Tiſch, blätterte in meinen Büchern und Heften und zeichnete mir mit Bleiſtift Anfang und Ende meiner Exercitien an. „Da Du mir von ſelber Arbeiten vorgelegt haſt, und da ich eine Geneigtheit zur Beſſerung bei Dir verſpüre, ſo will ich —" Hier trat der Maler ins Zimmer, der hatte den Kopf voll von ſeinen eigenen Gedanken und fing gleich an, ganz haſtig: „Ich vermuthe, Sie haben noch ein Zimmer neben dieſem, richtig, hier iſt die Thür. Wollen Sie mir gefälligſt öffnen? Es muß durchaus Jemand von hier nebenan auf das Dach geſtiegen ſeyn; wir wollen doch ſehen, wie Jemand da herein hat kommen können." — „Ich ſtehe zu Dienſten", ſprach Herr Ratin, ſchloß den Schreibtiſch auf, nahm den verlangten Schlüſſel hervor und ſteckte ihn ins Schloß. Auf den erſten Druck ſprang die Thür auf, ich wurde todtenbleich vor Angſt und ſteckte das Geſicht tief in die Bücher, als wenn ich Wunder wie fleißig wäre. Aber nun kam das Aergſte. Während Herr Ratin und der Maler die Kammer daneben viſitirten, erhob ſich ein neuer Lärm drüben im Gefängniß. Ich hörte heftig ſprechen, ſchelten, man rief nach Gerichtsdienern und Wache; mehrere Vorübergehende blieben ſtehen. „Da haben wir's", rief eine Stimme: „hier iſt der Strick." „Seht her", rief ein Anderer, „da hat er eine Feile liegen laſſen, eine Feile hier unter dem Stein." Zugleich ließ ſich Herr Ratin in der Kammer vernehmen: „Wahrhaftig, es iſt ſein Schnupftuch; Karl, komm einmal herein." Aber in der Minute war Karl ſchon über alle Berge.

Der Maler hatte, als er eintrat, die Thür nicht geſchloſſen; ich war hinausgeſchlichen, die Angſt jagte mich, die Treppe hinunter, zum Hauſe hinaus, um die Ecke; ich zitterte an allen Gliedern, mir ſchwindelte. Ich lief über Hals und Kopf, ohne zu wiſſen, wohin, nur aus Furcht, aus Schande, ich wollte mich vor Niemanden ſehen laſſen. Nach den erſten hundert Schritten wagte ich's, einen Blick hinter mich zu werfen; o weh! dort unten kam der Lumpenſammler von heute früh mit einem Gerichtsdiener, ſie gingen auf meine Wohnung zu. Nun nahm ich ernſtlich Reißaus durch die nächſten Straßen, durchs Thor, mit Zittern und Beben an der Thorwache vorüber, — nie habe ich eine friedlichere Wache geſehen, — weit, weit über Feld. Während des Marſchirens überlegte ich mir, wie es mit mir ſtand. Zurück? Gott

Digitized by Google

behüte! Jetzt hatte ich es nicht bloß mit Herrn Ratin, ſondern mit Gendarmen und Gerichten zu thun. Alſo trieb mich die Furcht muthig vorwärts, bis ich das Genfer Gebiet hinter mir hatte. Auf einer Wieſe unweit Coppet ſetzte ich mich nieder, um auszuruhen. Aber noch verließ mich die Angſt keinen Augenblick. So oft ſich ein Staub drüben auf der Landſtraße erhob, mochte es nun ein Laſtwagen ſeyn oder eine Heerde Schaafe oder ein Müllereſel, immer dachte ich, o weh, das ſind die Gendarmen, die die nachreiten. Endlich brachte ich's zu einem feſten Entſchluß: ich laufe in einem fort, bis ich nach Lauſanne komme zu meinem Onkel. Alſo auf und davon.

So war ich denn im Exil. Eine Meile von meiner Geburtsſtadt auf gut Glück in die Welt hinausgelaufen; es war mir ſo weh zu Muthe, als hätte ich Niemanden mehr in der Welt. Mit gepreßtem Herzen, das Weinen niederkämpfend, lief ich längs den ſchönen Ufern des Genfer-Sees, der von meinem Fenſter aus immer ſo lachend anzuſehen geweſen. Beinahe hätte die Traurigkeit meine Furcht überwogen. Mehrmals ſetzte ich mich am Wege nieder und überlegte ernſtlich, ob ich nicht umkehren ſollte zu Herrn Ratin, Alles eingeſtehen und um Verzeihung bitten. Aber die Nacht brach ein, und ich war ſchon ſo weit gelaufen, daß ich's zu meinem Onkel in Lauſanne faſt näher hatte, als zu Herrn Ratin in Genf. Bei dieſer Betrachtung erwachte all mein Muth, ja, faſt alle meine Munterkeit wieder. Wie glücklich, wie elaſtiſch iſt ein junges Gemüth! Ich dachte wieder an meine ſchöne Miß; ich ſah wieder ihr Bild wie geſtern zur nämlichen Stunde; ich malte es mir in den blauen Himmel, in die blühende Flur, in die klare Fluth, in den fernen Duft der Gebirge.

Spät des Abends bog ich vom Wege ab und bat zwei ehrliche Landleute um Nachtquartier. Sie ließen mich ihr Abendbrod und ihre Streu theilen, dafür gab ich ihnen das einzige Stückchen Geld aus meiner Taſche. Früh am Tage ſetzte ich meinen Weg weiter fort; ich war ohne Mütze weggelaufen; die Sonne ſtieg hoch und brannte mir ins Geſicht. Von Zeit zu Zeit trat ich in den Schatten unter das Vordach eines Bauernhauſes, bis die Leute aus dem Hauſe oder Vorübergehende kamen und mich anſahen; dann trieb mich mein böſes Gewiſſen weiter. Meine Jugend und mein ſtädtiſcher Anzug voller Staub fiel den Leuten auf; ich aber meinte, alle Leute wüßten von meinem großen Verbrechen.

Wenn man an dem ſtillen Dörfchen Allaman vorbei iſt, ſo ſtehen links am Wege am Rande eines großen Waldes hohe und prächtige Eichenbäume. Wenn man unter ihrem Schatten ſteht, ſo ſieht man über dem See auf der einen Seite ins Wallis bis zu den weißen Alpenmauern, auf der andern Seite nach Genf hinüber über grüne, ſanftgeſchwungene Hügel, die ſich im dämmernden Horizont verlieren. Hier lagerte ich mich und verzehrte mein Stück Schwarzbrod, das die Bauern mir mitgegeben. Ich dachte mit inniger Sehnſucht an meinen Onkel, und wenn mir die Möglichkeit einfiel, daß er nicht zu Hauſe ſeyn könnte, kamen die Thränen mir in die Augen.

Da fuhr drüben auf der Chauſſee eine prachtvolle Kutſche mit Sechſen im Galopp vorüber, und hinter ihr her wirbelte der Staub in großen Wolken; die Bedienten hinten auf dem Bocke waren eingenickt. Schon waren ſie an mir vorbeigefahren, da hielt die Kutſche an; ein Bedienter ſtieg ab und kam auf mich zu. Schon wollte ich weglaufen, aber wie er näher kam, ſiehe da, es war John, der Bediente der jungen Miß. „Sind Sie der junge Herr, der geſtern von Genf aus der Maison St. Pierre verſchwunden iſt?“ — „Der bin ich.“ — „Dann kommen Sie gefälligſt mit mir.“ — „Wohin?“ — „Dort zum Wagen; Ihr Herr Lehrer hat einen ſchönen Schreck gehabt: kommen Sie nur.“ — „Iſt mein Herr Lehrer auch dort?“ — „Ei, der ſucht Sie auf allen möglichen Kreuzwegen, Sie loſer Herr!“ Die Sache ſchien mir ſehr bedenklich; ich dachte, am Ende ſitzt Herr Ratin mit in der Poſtkutſche; ich fing an zu parlamentiren, ich wollte nicht mit. Da ſtieg drüben ein Mädchen im weißen Kleide aus der Karoſſe. Gleich ſprang ich auf und lief hin, damit die ſchöne Miß nicht etwa durch den Staub herüberkommen dürfte; aber ſo wie ich ihr näher kam, ging ich zögernder, langſamer, theils vor innerer Bewegung, theils, weil ich mich ſchämte. Einige Schritte von ihr blieb ich gar ſtehen. „Ei, Herr Karl, ſind Sie's?“ redete ſie mich freundlich an. „Ich bin's, Mademoiſelle.“ — „Ach, die Sonne hat Sie ja ganz verbrannt! Kommen Sie doch, ſteigen Sie zu uns in den Wagen. Das freut mich ſehr, daß wir Sie gefunden haben; Ihr Herr Lehrer ängſtigt ſich recht.“ Der Alte ſteckte den Kopf zum Wagenfenſter heraus: „Ei willkommen, mein junger Freund! Sie ſind wohl recht müde. Nur immer herein, wir wollen ein wenig mit einander plaudern.“ Ich ſtieg ein, und im Galopp ging es davon.

Da ſaß ich und konnte kein Wort hervorbringen vor Glück, vor Freude, vor Beſchämung. Ich war wie berauſcht, mein Geſicht glühte von Sonnenbrand, mein Herz ſchlug, und in der Hand hielt ich den Ueberreſt von meinem Schwarzbrod. „Ei“, ſprach der Alte, „ich ſehe, Sie haben frugal gelebt, wo waren Sie denn zur Nacht?“ — „Ich habe in einem Bauernhauſe geſchlafen.“ — „Und wo wollten Sie denn heute noch hin?“ — „Nach Lauſanne.“ — „So weit“, ſprach die Miß, „und ſo allein und im bloßen Kopfe?“ — „Und wenn's noch weiter wäre, Mademoiſelle“, ſprach ich; „ich wollte in einem fort laufen, bis ich zu meinem Onkel komme.“ Die Thränen traten mir in die Augen. „Er hat nur einen Onkel“, flüſterte ſie zu ihrem Vater. Und dabei ſah ſie mich ſo mitleidig freundlich an, daß mir ganz wohl ward. „Nun, mein Freund“, ſprach der Alte: „wir fahren auch nach Lauſanne, wir nehmen Sie mit und führen Sie zu Ihrem Onkel. Aber was haben Sie da für einen Streich gemacht, wovor haben Sie denn ſo entſetzliche Furcht?“ — „Weil ich dem Gefangenen die Feile gegeben hatte; er litt ſo große Schmerzen, der arme Mann, er wollte nur ſein Eiſen ein bischen lockerer machen.“ „Ei, das iſt ja nichts Böſes, Sie haben ein gutes Herz: in Ihren Jahren braucht man noch nicht zu wiſſen, wozu ein Verbrecher im Gefängniß eine Feile braucht. Aber wie war es denn mit des Malers Atelier? da ſind Sie auch drin geweſen, nicht wahr?“ — „Ja wohl, ich hätte es auch wohl geſagt dem Maler oder meinem Onkel oder Ihnen, aber ich fürchtete mich vor Herrn Ratin.“ — „Iſt er denn ſo ein gewaltig böſer Mann, der Herr Ratin? Und was hatten Sie denn in dem Atelier zu ſchaffen? Haben Sie das Bild umgedreht?“ Ich wurde roth bis über die Ohren; da fing er an zu lachen: „Ah ſo, das iſt ein ſchlimmer Kaſus. Doch, was geht's mich an, um meines alten Kopfes willen haben Sie's nicht gethan. Nun magſt du böſe werden Lucy.“ — „Nicht doch, Papa, ſprach ſie und lächelte gar anmuthig.“ — „Herr Charles verſteht ſich auf die Kunſt, er zeichnet ſelber gar hübſch; er hat gern ein Gemälde von einem geſchickten Maler ſehen wollen.“ — „Ich will's gelten laſſen, Lucy: in Deinem Alter braucht man noch nicht zu wiſſen, worauf es abgeſehen iſt, wenn man ein Bild umdreht, worauf Dein Geſicht gemalt iſt.“ Da er aber ſah, wie ſehr ich mich ſchämte, klopfte er mich auf die Schulter: „Nun, mein lieber Freund, Sie dürfen nicht gar ſo roth werden; ich denke darum nichts Böſes von Ihnen, und meine Tochter verzeiht es Ihnen auch; nicht wahr, Lucy?“ —

Ein kurzes, verlegenes Stillſchweigen folgte auf den leichten Spott des Alten; bald aber hatte ich auf unzählige Fragen meiner beiden liebenswürdigen Reiſegefährten zu antworten. Der Alte wurde immer freundlicher und fröhlicher, die ſchöne Miß zwar etwas zurückhaltender, doch mit ihren Blicken und Worten ſo wohlwollend wie früher. Ich konnte mich nicht ſatt an ihr ſehen.

Lauſanne lag bereits vor uns. Wird Ihr Onkel Sie nicht ſchelten, ſprach der Alte. „O nein“, ſprach ich, „das thut er nicht, und wenn er's auch thäte, das ſollte mich nicht ſehr grämen. Ich habe ihn gar zu lieb.“ — „Sie ſind ein erkenntliches Kind“, ſprach er, „aber um der Sicherheit willen will ich Sie ſelbſt zu ihm bringen. Wo wohnt er?“ Und bald darauf rief er dem Bedienten draußen zu: John, rue du Chêne, No. 3.

Nun hatte ich nur noch eine Furcht, wir möchten den Onkel nicht zu Hauſe treffen. Der Wagen hielt, mein kleines Mühmchen ſpielte vor der Thüre. „Iſt Dein Papa zu Haus?“ — „Oben in der Stube.“ — „Bitte ihn, er ſoll herunterkommen.“ — „Nicht doch“, ſprach der gute Alte, „wir gehen ſelbſt hinauf; wie hoch?“ — „Eine Treppe“, ſprach die Kleine. Und nun war es wieder wie vor unſerm Hauſe in Genf; die Miß gab ihrem Vater den Arm, ſie traten zum Hauſe ein, und ich ging hinterher und hätte ihre Fußſtapfen küſſen mögen.

Der Onkel war eben nach Hauſe gekommen. Ich ſprang ihm in die Arme: „Ei, Karl, Du biſt's.“ Ich nahm mir nicht Zeit, ihm zu antworten, ſo freute ich mich. „Du kommſt ja ohne Mütze, Kind, aber in guter Geſellſchaft, wie ich ſehe.“ Und nun wandte er ſich zu den Beiden, ſie willkommen zu heißen. Ich ließ ſeine Hand los und brachte Stühle herbeigeſchleppt.

„Unſere Abſicht iſt“, nahm der Greis das Wort, „dieſen Knaben zu Ihrer väterlichen Obhut zu bringen, der ſich eine kleine Unbeſonnenheit hat zu Schulden kommen laſſen; aber ich weiß, er hat das beſte Herz. Wie ſo wir das Vergnügen gehabt, ihn zum Reiſegefährten zu bekommen und uns jetzt Ihnen vorzuſtellen, das wird er Ihnen ſelbſt des Weiteren erzählen. Nun leben Sie wohl, mein kleiner Freund“, ſprach er und gab mir die Hand. „Hier auf der Karte ſteht mein Name, damit Sie mich doch zu finden wiſſen, wenn Sie der Himmel künftig einmal in die Nähe Ihres alten Freundes führt.“ „Leben Sie recht wohl, Herr Charles“, ſprach die Miß und reichte mir auch die Hand. Ich ſah ihnen lange nach und trocknete mir die Augen.

So geſchah's, daß ich wieder zu meinem guten Onkel Thomas kam. Einige Tage ſpäter fuhr er mit mir nach Genf zurück und nahm mich von Herrn Ratin weg. Von da an behielt er mich bei ſich zu Lauſanne.

(Bibl. Univ.)

Frankreich.

Bonaparte, der Artillerie-Lieutenant.

Bonaparte war Artillerie-Lieutenant im Regiment de la Fère, das im Jahre 1790 zu Auxonne in Garniſon ſtand. Die allgemeine Aufregung, welche ſich des ganzen Franzöſiſchen Volkes bemächtigt hatte, erfaßte auch ihn. Von glühendem Enthuſiasmus ergriffen und von den kühnſten Hoffnungen beſeelt, ſtürzte er ſich in den Strudel der Revolution. Der erſte öffentliche Akt, wodurch er ſeine Anhänglichkeit an die Sache des Volkes deutlich ausſprach, war ein Sendſchreiben voll energiſcher Kraft, das er an den General-Major von Buttafuoco, Deputirten des Korſiſchen Adels bei der geſetzgebenden Verſammlung, richtete. Er brachte dieſes Sendſchreiben ſelbſt im Manuſkript nach Dole, um es dort drucken zu laſſen. Herr J. F. X. Joly, der ſich dieſer Arbeit unterzog, erinnert ſich noch mit beſonderer Genauigkeit aller damit verbundenen einzelnen Umſtände. Eines Tages war dieſer achtungswerthe und thätige Buchdrucker mit der Korrektur einiger Kleinigkeiten beſchäftigt, als zwei junge Leute zu ihm eintraten. Der Eine, der eine Carmagnole und weißleinene blaugeſtreifte Beinkleider trug, war von unterſetzter Statur und hatte ein zartes Aeußere; die Züge ſeines bleichen Antlitzes waren von der größten Regelmäßigkeit und verliehen ihm für den erſten Augenblick einen Anflug von ſanfter Melancholie, die ihn ungemein anziehend machte. Aber dieſer Ausdruck ſeines Geſichts verſchwand nach und nach, wenn er von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung fortgeriſſen ward und aus ſeinen Augen die ganze Feſtigkeit und Stärke ſeines Charakters leuchtete. Der Zweite hatte mit dieſem Erſteren einige Aehnlichkeit, doch hatte er eine weniger ausdrucksvolle Phyſiognomie und weniger Hoheit im Blick. Bonaparte ergriff das Wort und nannte kurz und mit ſcharfer Betonung ſeinen und ſeines Bruders Louis Namen und Stand, ſo wie die Urſache ihres Beſuchs. Herr Joly verſprach, das Verlangen der beiden Herren, ſo bald als möglich, zu erfüllen. Kurze Zeit darauf kam der junge Artillerie-Offi-

Digitized by Google

zier jeden Tag, um ſich mit eigenen Augen von dem Fortgang der Arbeit zu überzeugen. Um ſechs Uhr früh verließ er Auxonne, langte um acht Uhr in Dole an, ſetzte ſich ſtill und ruhig in das Arbeitsſtübchen des Buchdruckers, beſorgte mit beſonderem Fleiße die Korrektur desjenigen, was von ſeinem Manuſkripte abgeſetzt war, und ſetzte ſich dann mit Herrn Joly zu Tiſche, deſſen einfaches Frühſtück er mitunter theilte. Während dieſer kleinen Mahlzeiten ließ ſich Bonaparte ganz von ſeinem Feuerkopf hinreißen, er ſprach nur von ſeinem feſten Entſchluß, der Sache des Volks, die er zu der ſeinigen gemacht, mit unerſchütterlichem Eifer zu dienen und zur Erreichung dieſes Zweckes alle Mittel aufzubieten, denn dieſe Sache ſchien ihm für immer das Glück und die Freiheit ſeines Vaterlandes zu begründen; er verſuchte dann allen denen, die ihm zuhörten, ſeine Geſinnungen einzuflößen und ihnen ſeine glühende Begeiſterung mitzutheilen. Nach dem Frühſtück kehrte Bonaparte in die Garniſon zurück. Oft ſchlug er bei dieſer Gelegenheit die Straße nach Gray ein, um Herrn Maſſon von Authume, Beſitzer des Schloſſes, das in dem gleichnamigen Dorfe liegt, einen Beſuch abzuſtatten. Herr Maſſon war früher einer der Chefs des jungen Napoleon geweſen und hatte ſtets für ihn eine beſondere Vorliebe gezeigt, wofür dieſer ſpäter zu Gunſten ſeines vormaligen Lehrers die Stelle eines Bibliothekars an der Militairſchule zu Metz ſtiftete.

Bonaparte machte alle dieſe Wege zu Fuß. Er ſtand von Zeit zu Zeit ſtill, unterhielt ſich mit den Feldarbeitern, zeigte Theilnahme für ihre beſchwerliche Arbeit und richtete oft Fragen an ſie, die bereits den ſcharfſinnigen Beobachter, den geſchickten Staatsmann verriethen. Wenn bei ſolchen Geſprächen, angelockt durch ſeine Uniform und ſeine Worte, die jungen Bauern ſich um ihn ſammelten, gab er ſich die erſinnlichſte Mühe, dieſe für ſein ſchönes Regiment anzuwerben.

Wenn Bonaparte nach Dole kam, verſäumte er auch nie, den alten Pater Charles, einen ehemaligen Bernhardiner-Mönch, zu beſuchen, von dem er auf der Schule zu Brienne den erſten Religions-Unterricht empfangen hatte. Als er erſter Konſul geworden war, erinnerte er ſich ſogleich dieſes Geiſtlichen; er bewilligte ihm eine Penſion von tauſend Franken und begleitete ſie mit folgenden Worten: „Ich habe nicht vergeſſen, daß ich Ihren weiſen Lehren und Ihrem tugendhaften Beiſpiel das große Glück, das ich erreichte, zu verdanken habe. Ohne Religion iſt kein Glück, keine heitere Zukunft denkbar. Schließen Sie mich in Ihr Gebet!“ — Als er, auf ſeinem Zuge nach Italien, wo er ſeine Heldenlaufbahn eröffnete, durch Dole kam, ließ er, während des Pferdewechſels, den Pater Charles rufen. Gerührt von dieſer zarten Aufmerkſamkeit, konnte der alte Geiſtliche, als er ſich dem Helden näherte, nur Thränen vergießen, aber in dem Augenblick der Abreiſe rief er mit prophetiſcher Stimme: „Vale prosper et regna!“*)

Auf einer der Wanderungen, die Bonaparte nach Dole unternahm, ſah ihn der als Profeſſor der Mathematik berühmte Abbé Jantet. Ergriffen von dem energiſchen Charakter des jungen Offiziers, von den tiefen und richtigen Anſichten, ſo wie von den lebhaften und originellen Aeußerungen deſſelben, ſagte er eines Tages: „Dieſer junge Mann wird ſich eine glänzende Laufbahn eröffnen.“ Der Abbé verlangte in ſeinem Enthuſiasmus das Manuſkript des Sendſchreibens an Buttafuoco, um es in einer öffentlichen Bibliothek aufzubewahren; aber er ſtarb, noch ehe er ſein Projekt ausführen konnte, plötzlich zu Beſançon, und das koſtbare Dokument iſt nicht wieder aufgefunden worden. Dieſe Schrift, worin die bitterſte Ironie mit den heftigſten Vorwürfen verbunden iſt, die Bonaparte dem Korſiſchen Deputirten macht, zeigt deutlich, wie die Revolution dieſen Feuerkopf entzündet hatte, der darin mit glühender Beredſamkeit die Ereigniſſe aufzählt, die ſein Vaterland unter Franzöſiſche Oberherrſchaft brachten. „O, Lameth! O, Robespierre! O, Pétion! O, Volney! O, Mirabeau! O, Barnave! O, Lafayette!“ ruft er am Schluſſe aus, „das iſt der Mann, der es wagen durfte, ſich neben Euch zu ſtellen. Befleckt mit dem Blute ſeiner Brüder, beladen mit Verbrechen aller Art, zeigt er ſich in der Uniform eines Generals, die er als Lohn für ſeine Thaten empfing. Er wagt es, ſich einen Repräſentanten des Volkes zu nennen, das er verkaufte, und Ihr leidet es! Ihr duldet, daß er in Eurem Kreiſe weilen, daß er auf Eure Worte merken, Euch frei ins Auge blicken darf. Das iſt nicht die Stimme des Volkes. Ajaccio, Baſtia und der größte Theil der Kantone haben mit ſeinem Bilde gethan, was ſie gern ihm ſelbſt gethan hätten, ſie haben es verbrannt.“

Bonaparte ſoll, wie man ſagt, noch lange dieſe bombaſtiſche phraſenreiche Sprache, die er auf der Schule lernte, beibehalten und ſie erſt ſpäter gegen die kürzere und beſtimmtere vertauſcht haben, die ihn als Kaiſer charakteriſirt. Uebrigens miſchte er ſeiner Schreibart oft unwillkürlich etwas Orientaliſches bei. Die Briefe aus ſeiner Jugendzeit, die man nach ſeiner Erhebung begierig aufſuchte, tragen, unbeſchadet der Sorgfalt, mit der ſie geſchrieben ſind, alle dieſen untrüglichen Stempel. Sie ſind voll Eleganz, verrathen dabei die ungezügeltſte Einbildungskraft und geben faſt alle einen deutlichen Begriff von ſeinen exaltirten politiſchen Grundſätzen. Man wird ſich von der Richtigkeit dieſer Bemerkungen überzeugen, wenn man den nachfolgenden, und zwar im milderen Tone abgefaßten Theil eines bisher noch nicht gedruckten Briefes lieſt, deſſen Original der Schreiber dieſes Artikels**) beſitzt. Die Zeilen, welche wir in der Mitte fortgelaſſen haben, ſind ſo heftig und verletzen ſo ſehr jedes Zartgefühl, daß wir damit dem Andenken des großen Mannes einen Dienſt erwieſen zu haben glauben. Der Brief ward am 27. Juli 1792 zu Valence geſchrieben und iſt an den Artillerie-Capitain Naudin gerichtet, den Bonaparte zu Auxonne genau gekannt hatte, und den er ſpäter zum General-Intendanten des Invalidenhauſes erhob.

„Mein Herr. Beruhigt über das Schickſal Frankreichs und den Ruhm meines Freundes, widme ich meine ganze Sorgfalt meinem Vaterlande. Ueber das Schickſal deſſelben will ich mit Ihnen reden, ihm die Augenblicke widmen, die mir von dieſem Tage noch übrig ſind. Den Kopf angefüllt mit der großen Sache des Vaterlandes, das Herz beſchwert mit der Sorge um Perſonen, die man liebt und achtet — ſo einſchlafen, das iſt eine Wolluſt, die nur die größten Epikuräer kennen .... — Die Einwohnerſchaft dieſer Gegend iſt voll Feuer und Leben. In einer Verſammlung, die aus den 22 einzelnen Geſellſchaften der drei Departements gebildet ward, hat man vor vierzehn Tagen eine Bittſchrift entworfen, daß der König vor Gericht geſtellt werde. — Meine Empfehlung an Madame Renaud, an Marescot und Madame de Goi. Am 14ten war ein Bankett. Ich brachte die Geſundheit der Patrioten von Auxonne aus. Unſer Regiment iſt zuverläſſig; auf ſämmtliche Soldaten und Unteroffiziere, ſo wie auf die Hälfte des Offizier-Corps kann man zählen. Zwei Capitains-Stellen ſind unbeſetzt. Achtung und Freundſchaft. Bonaparte. — N. S. Das ſüdliche Blut rollt mit der Schnelle des Rhone-Stromes durch meine Adern; verzeihen Sie, wenn die Entzifferung meines Gekritzels Ihnen Mühe macht.“

Welche Bemerkungen könnte ich dem Briefe des jungen Artillerie-Offiziers hinzufügen, die nicht Jeder ſelbſt machte? Er enthält die erſten ultra-demokratiſchen Geſinnungen eines Jünglings, der beſtimmt war, eine der größten Rollen in dieſer Welt zu ſpielen; und Jedermann weiß ohne mein Erinnern, wie die Gedanken und Meinungen mit den Jahren wechſeln, wie die Anſichten ſich ändern, ſobald wir in andere Verhältniſſe gerathen, und namentlich, wenn dieſe ſo ſchnell und auffallend wechſeln, wie bei dem Schreiber des Briefes, der 1792 ein armer Offizier war und dann der Eroberer und Beherrſcher von halb Europa wurde. (France Litt.)

Mannigfaltiges.

— Der Reiche und der Arme. Herr Emile Souveſtre, ein junger Dichter aus der Bretagne, hat dieſes Thema erſt in einem Romane behandelt und dann aus dem Roman ein fünfaktiges Drama gemacht, das in der vorigen Woche auf dem Pariſer Theater der Porte St. Martin zum erſten Male gegeben worden iſt. Wie jede dramatiſche Situation, in der der Schwächere dem Stärkeren gegenübergeſtellt und das Gefühl zu Gunſten des Erſteren rege gemacht wird, ſo hat auch dieſe den Beifall der Menge gewonnen. Dem Reichen gelingt in dem Stücke Alles, dem Armen aber nichts. Arthur, der Sohn des reichen Mannes, und Antoine, der der armen Witwe, begegnen ſich überall, in der Schule und auf der Univerſität, als Advokaten vor der Barre und als Nebenbuhler eines und deſſelben Mädchens. Ueberall trägt Arthur den Sieg über Antoine davon, bis dieſer endlich, von Leidenſchaft übermannt, den unedeln Arthur, der ihre beiderſeitige Geliebte verführt und im Elend gelaſſen hat, ſeine phyſiſche Kraft fühlen läßt und das bürgerliche Drama zu einem Trauerſpiele macht. Wir haben dergleichen auch ſchon in Deutſchland auf der Bühne geſehen. Wir erinnern z. B. an Ludwig Robert's „Macht der Verhältniſſe“, ein Drama, das in ganz ähnlichen Gegenſätzen ſich bewegt und zu einer ähnlichen Kataſtrophe führt. Aber Niemand hat hier daran gedacht, wie es doch die Abſicht des Franzöſiſchen Dichters iſt, das Unrecht zu malen, das der Reiche immer gegen den Armen haben ſoll, den Zuſtand der Geſellſchaft als grauenvoll darzuſtellen, weil angeblich der Reiche Alles, der Arme aber gar nichts darin durchzuſetzen vermag. „Das Geld“, ſagt Jules Janin in einer geiſtvollen Kritik des neuen Drama's*), „das Geld iſt weder Privilegium noch Macht; es iſt nichts, als entweder ein Erfolg oder ein Mittel, und oft der kläglichſte aller Erfolge und das elendeſte aller Mittel. Wahrlich, das heißt dem Gelde zu viel Ehre anthun, wenn es zum Gegenſtand eines Romans, eines Dramas oder auch nur eines politiſchen Glaubensartikels gemacht wird. Das heißt, den Turcaret eben ſo behandeln, wie einen Montmorency, das heißt, ſich des Degens gegen einen Feind bedienen, der ſchon vor Harlekins Peitſche davonläuft.“ Janin weiſt dann auf die Unwahrheit der ganzen Darſtellung jenes Dramas hin, und wie in unſerer Zeit nur das Talent es ſey, ja, das Talent des fleißigen, auf die Arbeit angewieſenen Armen noch bei weitem mehr, als das des bequemen Reichen, was zur Achtung der Menſchen und zu den Ehren der Geſellſchaft führe. Mit hinreißender Beredſamkeit zeigt er dem Dichter den Marſchalls-Saal in Verſailles und die dort aufgehängten Bildniſſe. „Dieſe Helden“, ſagt er, „dieſe Herzöge und Pairs ſind nicht Söhne der Reichen, ſondern geboren und aufgewachſen in der Hütte der Armuth, aber groß geworden durch ihr Genie, wie jene unzähligen einflußreichen Redner und Schriftſteller unſerer Deputirten-Kammer, unſerer Barre und unſerer Literatur. Ja, ſelbſt da, wo der Reichthum ſich findet, iſt er in ſehr vielen Fällen die Frucht der Induſtrie und des Talentes, der Beſitz des Fleißigen, der einſt der Sohn der armen Witwe, nicht aber der Erbe des reichen Verſchwenders war.“ Und in der That ſind auch Armuth und Reichthum gar nicht die eigentlichen Hebel des Souveſtre'ſchen Drama's. Der Dichter hat ſie zwar dafür ausgegeben, aber was er, von dem wahrhaften inneren Zuſammenhange der geſellſchaftlichen Ordnung gedrängt, wirklich dargeſtellt hat, das iſt nicht das Geld und die kraſſe Opulenz, ſondern Leidenſchaft und Ehrgeiz, Liebe und Verführung, wie ſie in jedem Drama mehr oder weniger eine Rolle ſpielen und hier nur mit der Maske des Reichen und des Armen bekleidet ſind.

*) Lebe glücklich und herrſche!

**) Armand Marquiſet, Unter-Präfekt in Dole.

*) Journal des Débats vom 6. Febr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 21. Berlin, Freitag den 17. Februar 1837.

Nord-Amerika.

Cooper's Erinnerungen aus Europa.*)

Dieſes neueſte Werk des Amerikaniſchen Novelliſten kann als ein Nachtrag zu ſeinen früheren Schriften über Frankreich und die Schweiz angeſehen werden. „Ich habe", ſagt der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede, „zur Entſchuldigung der Fehler in dieſen beiden Bänden weder Eil noch Mangel an Zeit vorzuſchützen. Alles, was ich wünſche, iſt, daß man nicht mehr darin erblicken wolle, als wofür ſie ſich ausgeben. Sie ſind die Nachernleſe nach bereits eingebrachter Aernbte, unverbunden zuſammengeworfen und ohne die mindeſten Anſprüche, oder wenigſtens mit ſehr geringen, auf arithmetiſche und ſtatiſtiſche Genauigkeit, wie ſie Werken von ernſterem Charakter geziemt. Man findet darin nur die flüchtigen Bemerkungen eines Mannes, der allerdings ein wenig von der Welt geſehen hat, es mag nun zu ſeinem Vortheil geweſen ſeyn oder nicht, der ziemlich gute Gelegenheit hatte, zu prüfen, was er ſah, und der ſich bewußt iſt, daß weder Furcht, noch Gunſt, noch Hoffnung auf Lohn den geringſten Einfluß auf ihn üben. Sein compte rendu muß für das gelten, was es werth iſt."

Gewiß ein aufrichtiges und herausforderndes Geſtändniß; der Leſer wird indeß genug Anziehendes und Unterhaltendes in dieſen zerſtreuten Blättern finden. Mag man dergleichen Bücher auch Sammelſoria nennen, ſie bieten doch, wenn ſie von feinen Beobachtern herrühren, für den Wißbegierigen manches Belehrende und für den, der bloß zu ſeinem Vergnügen lieſt, manches Ergötzliche dar. Nur etwas dürfte vielleicht weder in Amerika noch in Europa an den Betrachtungen und Meinungsäußerungen des Verfaſſers wenig bewundert werden. Cooper hat ſich nämlich in der letzten Zeit zu einem moraliſchen Cenſor aufgeworfen, und er ſagt beiden Nationen, der Amerikaniſchen und der Europäiſchen, in den Vorleſungen, die er ihnen hält, manche Wahrheit. Wenn aber der Hauptcharakter dieſer Vorleſungen als Ausdruck der dem Verfaſſer eigenen Denk- und Gefühlsweiſe zu betrachten iſt, ſo wird man nicht umhin können, dieſe etwas auffallend und ſeltſam zu finden, denn es möchte kaum in den albernſten Engliſchen Moderomanen ſo viel mit philoſophiſchem Anſtrich prunkendes Geſchwätz über bloße Förmlichkeiten und Manieren anzutreffen ſeyn. Das Werk ſcheint für ein Buch der Etikette gelten zu ſollen; wenigſtens könnten die Transatlantiſchen Buchhändler hinreichenden Stoff zu einem Amerikaniſchen Handbuch für den „Mann von Welt" daraus entnehmen. Die Formen und Gebräuche der Europäiſchen Geſellſchaft ſcheinen für den Verfaſſer wirklich Dinge von gewaltiger Bedeutung zu ſeyn, und er meint ganz im Ernſte, daß die Frage über den Vorrang bei Tiſche, wo die Amerikaner, an Gleichheit der Geſetze und Inſtitutionen gewöhnt, wie es ſcheint, noch keinen Unterſchied in den Plätzen machen, ſpäterhin auch werde ins Reine gebracht werden; jetzt ſind die Amerikaner, obgleich ſie Macht genug beſitzen, jeden Streit über eine vermeintliche Beeinträchtigung mit der Mündung der Kanone zu entſcheiden, vermuthlich noch zu ſchwach, um eine ſo wichtige Sache zu erledigen! Was ſie, ihrer zwölf Millionen, nicht vermögen, werden ſie vielleicht, ihrer funfzig, im Stande ſeyn. Aber die funfzig Millionen wären wirklich zu bedauern, wenn ſie ſich mit ſolchen Lappalien abgeben wollten, ſo ſehr auch Herr Cooper jede Gelegenheit benutzt, um ſeine Landsleute zu unterrichten, wie ſie ſich bei Beſuchen, Vorſtellungen, Anzeigen, Einladungen und dergleichen zu benehmen haben. Freilich unterſcheiden ſich dieſe Formalitäten in Amerika und Europa oft ſehr bedeutend, doch ſind ſie nicht auch in jedem Lande Europa's, ja in jeder geſellſchaftlichen Kaſte eines jeden Landes wieder anders? Wohlwollen und Freundlichkeit aber reden eine allgemeine Weltſprache, und wo ſolche Geſinnungen ſich offenbaren, da kömmt wohl auf äußere Formen wenig an.

Als Cooper mit Lafayette zuſammenkam, fragte er ihn, wie es zuginge, daß ſein Vater Graf von Lafayette geheißen habe, und daß er Marquis genannt werde. „Er konnte mir", ſagt der Verfaſſer, „keine Auskunft darüber geben; ſein Großvater ſey Marquis von Lafayette, ſein Vater Graf und er ſelbſt wieder Marquis genannt worden. „„Außer dieſem"", fügte er hinzu, „„iſt mir ſehr wenig darüber bekannt; ich fand mich als kleinen Marquis, wie ich zu denken anfing, und Knaben kümmern ſich um dergleichen nicht viel; und nachher, wie ich in Amerika war, wurde mir der Titel bald zuwider."" — Den Amerikanern ſcheinen aber überhaupt Titel und Würden nicht ſo gleichgültig zu ſeyn, wie man aus dem Umſtande ſchließen könnte, daß ſie ſelbſt unter ſich keine Diſtinctionen haben. So erzählt Cooper: „Ich befand mich einſt zu einem kleinen Diner bei dem Grafen von Segur, wo auch der General Lafayette und Herr Alexander von Lameth zu Gaſte waren. Die Drei hatten zuſammen in Amerika gedient und waren alle ſchon Oberſten, als ſie noch kaum die Knabenjahre überſchritten hatten. Herr von Lameth bemerkte aber im Laufe des Geſprächs ſcherzend, daß die Amerikaner dem General Lafayette immer größere Achtung bezeigt hätten, weil er Marquis geweſen."

Was die politiſchen Anſichten des Verfaſſers anbelangt, ſo konnte man ſchon in den Beſchreibungen ſeiner Reiſen durch Frankreich und die Schweiz wahrnehmen, daß er in der letzten Zeit ſeinen Sinn weſentlich geändert, und daß ſeine mächtigen National-Vorurtheile und republikaniſchen Theorieen ſich allmälig in eine gegen Europa's Einrichtungen und Regierungsformen duldſamere Anſicht verwandelt hatten. Wenn er auch Amerika immer noch den Vorzug vor jedem anderen Lande einräumte, ſo war es doch unverkennbar, daß er oft Urſache fand, Inſtitutionen zu loben, die mit dem Syſtem der Vereinigten Staaten in direktem Gegenſatz ſtanden. Hier nun, wo er uns die zerſtreuten, noch unbenutzten Bruchſtücke aus ſeinem Notizbuch in der Form von Briefen mittheilt und ſie mit den Betrachtungen ausſtattet, die ſich ihm nach längerer Zeit über die ſchon entfernten Gegenſtände aufdrängten, als er ſpätere Erfahrungen mit ſeinen erſten Eindrücken verglich, hier zeigt ſich jene Veränderung noch deutlicher; es tritt hier das ſtillſchweigende Eingeſtändniß noch viel ſtärker hervor, daß in Amerika in politiſcher und moraliſcher Hinſicht noch gar Manches zu verbeſſern und von Europa zu lernen ſey. Dieſe Meinungsänderung iſt inſofern von nicht geringer Wichtigkeit, als ſie, von einem ſolchen Autor ausgehend, auch wohl im Gemüth der Leſer entſprechende Wirkungen hervorbringen und endlich zu richtigeren Begriffen von dem wahren Zuſtande der Dinge in der Neuen Welt führen dürfte.

Das Werk beginnt mit Cooper's Abreiſe von New-York im Jahre 1826, wo er zum erſtenmal Europa beſuchte, um fünf Jahre hier zu verweilen. Es fängt daher natürlich mit vorgefaßten Meinungen an, die aber bald, während ſeines Aufenthalts in Frankreich und England, immer mehr berichtigt werden, ſo daß wir die gereiften Reſultate ſeiner Erfahrungen in beiden Ländern erhalten. Fehlt es dieſen Erinnerungen auch an der Friſche und Lebendigkeit, womit die ähnlichen Schilderungen ſeines Landsmannes, Herrn Willis, die der Impuls des Augenblicks eingab, geſchrieben ſind, ſo beſitzen ſie dafür den gewichtigeren Charakter eines Produkts der ruhigen Ueberlegung und haben zugleich das empfindſame Kolorit, welches von den Schriften eines Autors zu erwarten iſt, der ſo lange im Reiche der Phantaſie gearbeitet hat. Beſonders aber giebt uns Cooper nirgends ſo ſich ſelbſt, wie in dieſem letzten ſeiner Werke.

Die vielerlei Gegenſtände, welche uns hier vorgeführt werden, und die fragmentariſche unzuſammenhängende Weiſe, wie dieſelben behandelt ſind, machen es unmöglich, dem Verfaſſer von Ort zu Ort zu folgen. Nachdem wir daher vorausgeſchickt haben, daß die Schilderungen ſich über Frankreich und England verbreiten und uns bei einer Menge berühmter Perſonen einführen, welche Cooper auf ſeinen Reiſen kennen lernte, wollen wir aus den unterhaltendſten Theilen des Ganzen einige Auszüge folgen laſſen. Zuerſt einen Blick auf die Kleidertracht in Amerika:

„Als Volk haben wir ohne Frage einen entſchieden provinzialiſtiſchen Charakter; aber unſer Provinzialismus zeigt ſich nicht gerade in unſerer äußeren Erſcheinung. Die Männer vernachläſſigen ihren Anzug ganz, denn ſie ſind zu ſehr beſchäftigt, haben wenig Dienſtboten, und die Kleider ſind ſehr theuer; aber die Tracht der Frauen richtet ſich möglichſt nach den Pariſer Moden. Wir trauen es uns nicht zu, eigene Moden aufzubringen. Wo wir von den Gebräuchen der übrigen Welt abweichen, iſt es eine Folge der Umſtände, nicht der Berechnung, wenn es nicht etwa einen pekuniären Grund hat. Wem daran gelegen iſt, daß Veränderungen in der Kleidertracht aufkommen, der weiß die Moden ſchnell herbeizufördern, und es macht in der That nicht ſo viel Schwierigkeit, noch auch mehr Koſten, etwas von Havre nach New-York zu ſchaffen, als eben daſſelbe von Calais nach London zu ſpediren, während es bei uns weit leichter iſt, eine neue Mode einzuführen, weil wir, als ein jugendliches Volk, von Natur nachahmungsſüchtig ſind."

Hieraus ſieht man, daß Amerika kein eigenes Koſtüm, kein Mode-Genie hat, und daß es hinter Europa, ſeinem Vorbild, jedenfalls immer um die Reiſe eines Paketboots zurückbleibt. Nun eine Schilderung von England, nicht des modiſchen Englands, ſondern eines Seehafens, Southampton's, wo der Verfaſſer landete:

„Gegen die New-Yorker gehalten, erſchienen die Leute außerordentlich gut gekleidet. Die Frauen waren zwar nicht ſo modiſch herausge-

*) Recollections of Europe; by J. Fenimore Cooper. 2 vol.

Digitized by Google

putzt, wie die unſrigen, die ſich die Pariſer Moden zum Maßſtabe nehmen, aber ſie trugen ſchöne Engliſche Cambric-Kleider, glänzend rein, und die Männer ſahen alle aus, als wären ſie mit Hut- und Kleider-Bürſten in der Hand auf die Welt gekommen, obgleich ſie ſämmtlich nur eine Art von Strand-Koſtüm anhatten. Ich ſah Manche, in denen mein nautiſcher Inſtinkt ſogleich die Marine-Offiziere entdeckte, und worunter ſich gewiß Capitaine befanden, in Kitteln, aber man konnte an Toiletten nichts ausſetzen, die ſo makellos ſauber waren und ſo nett ſaßen."

Unter den Eindrücken von Londoner Anſichten und Gegenſtänden, die uns der Verfaſſer ſchildert, verdient beſonders der, welchen die **Weſtminſter-Abtei** auf ihn macht, ſeiner Originalität wegen hervorgehoben zu werden: „Staunend", ſagt er, „ſtand ich in dem Gebäude. Ich wußte, daß Weſtminſter, ſo merkwürdig es auch um ſeiner Kapelle willen iſt, doch keineswegs ein Muſter erſter Klaſſe in ſeiner Bauart ſey; und in dieſem Augenblick fühlte ich doch, wie eine Reiſe durch Europa eine Steigerung der herrlichſten Genüſſe ſeyn müſſe, immer einer köſtlicher als der andere. Die ganze Architektur Amerika's zuſammengefaßt, würde nicht den zehnten Theil ſo viel Erhabenheit, Phantaſie und Schönheit (ein paar Nachahmungen Griechiſcher Tempel ausgenommen) in ſich vereinigen, als dieſer einzige Bau darbot. Sollte ich die mächtigen Aufregungen und Gefühle, die bei dem Anblick neuer Gegenſtände erwachen, dem Grade nach aufzählen, ſo würde ich dieſen kurzen Beſuch in der Abtei obenanſtellen, denn er machte den gewaltigſten Eindruck auf mich. Die Empfindung, welche eine erſte Landung in Europa erregt, war längſt vorüber; unſere neueſte Land-Entdeckung war, wie jede andere Land-Entdeckung, bloß erfreulich; und ſelbſt die St. Paulskirche kam mir wie ein alter ganz vertrauter Freund vor. Dies aber war ſchlechthin meine Einführung in die Gothiſche Welt, und dieſe Bekanntſchaft hat ſich mir als fruchtbarer an reinſtem Genuß erwieſen, als irgend eine andere, die ich ſeit meiner Jugend zu machen das Glück hatte."

Zu den Gegenſtänden, die in London die Aufmerkſamkeit des Verfaſſers auf ſich ziehen, gehört auch das Gewerbe der **Beutelſchneider**. Eines Abends kehrte Cooper in Geſellſchaft eines Freundes nach Hauſe zurück, als dieſer einen Kerl dabei ertappte, wie er ihm eben ſein Taſchentuch ſtehlen wollte, aber den Schuft entwiſchen ließ. „Ich äußerte ihm mein Erſtaunen darüber", ſagt der Verfaſſer, „wie er einem ſo abgefeimten Schurken den Laufpaß geben könne; er meinte jedoch, das Klügſte, was wir thun könnten, wäre, uns fortzumachen; der Burſche habe ſicherlich eine ganze Bande zur Reſerve, und wir könnten für unſere Mühe nicht nur beraubt, ſondern auch durchgeprügelt werden; überdies ſey das Taſchentuch nicht wirklich genommen; vor den Gerichten zu erſcheinen, mache viel Koſten und Plackereien, und er würde den Menſchen gerichtlich belangen müſſen. In England iſt alſo der Kläger genöthigt, ſeine Beſchwerde gerichtlich zu verfolgen, was in der That einer Prämie auf das Verbrechen gleichkömmt! Wir haben noch viele von den Ungereimtheiten des Engliſchen gemeinen Rechts beibehalten, unter anderen auch einige, die auf einer Unterſcheidung zwiſchen der Abſicht und der Verübung einer That beruhen; aber ich wüßte nicht, daß einer unſerer Staaten ſo ungerecht wäre, einen Bürger auf ſolche Weiſe zu beſtrafen, weil er ſchon das Opfer eines Schurken geweſen."

Von England begab Cooper ſich nach **Frankreich** und landete in Havre, wo ihm Alles ſehr unbehaglich vorkam. In einem Dampfboot fuhr er von dort die Seine hinauf bis Rouen und dann zu Lande weiter bis Paris. Die Naivetät, womit der Verfaſſer oft ganz bekannte Dinge beſchreibt, iſt keine der geringſten Eigenthümlichkeiten dieſer beiden Bände. Als Probe mag folgende Schilderung einer **Franzöſiſchen Diligence** dienen:

„Eine ordentliche Diligence beſteht aus einem Wagenkaſten und zwei Kutſchenkaſten, einer vor den anderen geſtellt, der erſte in Front. Dieſe ſind ſämmtlich in gewaltigem Maßſtabe gebaut; die Räder und das Geſtell nach demſelben Verhältniß. Obenauf (die drei Kaſten ſind nämlich dicht mit einander verbunden) befindet ſich ein Kabriolet oder bedeckter Sitz, und das Gepäck iſt da oft viele Fuß hoch in die Höhe gethürmt. Ein großes Leder bedeckt das letztere. Ein gewöhnliches Fuder Heu, wenn es auch breiter iſt, macht kaum eine größere Maſſe aus, als ein ſolches Fuhrwerk, welches zuweilen 25 bis 30 Paſſagiere und ein bis anderthalb Laſt Gepäck befördert. Das gewöhnliche Geſpann beſteht aus fünf Pferden, von denen zwei an der Deichſel und drei an der Leine gehen. Die letzteren kehren ihre Köpfe nach auswärts, ſo daß ſie, wie Herr W— bemerkte, zuſammen einem ausgebreiteten Adler gleichen. Der Schwere ungeachtet fahren dieſe Wagen meiſtentheils einen Hügel hinab ſchneller, als auf ebenem Boden. Es wird nämlich vermittelſt einer Winde, die eine Perſon regiert, welche der „Conducteur" heißt (ein Mann, der über Schiff und Ladung die Aufſicht führt), ein Hemmholz an die Hinterräder gebracht, welches man, je nach den Umſtänden, mit größerer oder geringerer Kraft auf dieſelben wirken läßt, ſo daß die Deichſelpferde von den Vorderrädern nicht im mindeſten beläſtigt werden."

In ähnlicher Weiſe ſind die Pariſer Hotels, Thore, Höfe, Vorzimmer und dergleichen beſchrieben; Cooper zeichnet ſolche Dinge mit einer Ausführlichkeit, wie ſie kaum irgendwo noch zu finden ſeyn möchte. So ſagt er über die Franzöſiſchen **Diners, Livreen und Bedienten**: „Ich hätte ſchon früher bemerken ſollen, daß man in Frankreich bei einem Diner faſt niemals ſeinen Nachbar bedient. Die Gerichte werden gewöhnlich auf die Tafel geſetzt, dann der Reihe nach von der Dienerſchaft wieder heruntergenommen, zerlegt und den Gäſten präſentirt, die ſich ſelbſt bedienen. Wo die Aufwartung vollkommen iſt, müſſen jedem Gaſt alle Schüſſeln präſentirt werden. In den großen Häuſern machen Bediente ohne Livree die Vorſchneider bei den verſchiedenen Gerichten, während andere in Livree die Schüſſeln, Saucen u. ſ. w. halten und die Teller wechſeln. Ich glaube, es iſt durchaus haut ton, daß die Livree-Bedienten nichts Anderes thun, als daß ſie denen ohne Livree zur Hand gehen. In Amerika gilt es für modiſch, Livree-Bediente zu haben; in Europa aber ſtehen in der Mode diejenigen obenan, welche die meiſten Bedienten ohne Livree haben, weil dies gewöhnlich eine Dienerſchaft höheren Ranges iſt. So ſehr dies Alles auch unſeren Begriffen ganz und gar widerſtrebt, ſo iſt es doch vollkommen vernünftig, wenn man die verſchiedenen Verhältniſſe, Bildungsſtufen und Gewohnheiten der beiden Völker in Betracht zieht. Hier in Frankreich ſind die Dienſtboten nämlich in mehrere Klaſſen getheilt; Einige verſehen den Küchendienſt, Andere haben die Schlüſſel unter ſich. Diejenigen Häuſer alſo, welche die meiſte Dienerſchaft aus der höheren Klaſſe haben, die niemals Livree trägt, leben auch auf dem höchſten Fuß. Er hält einen Bedienten ohne Livree, heißt ſo viel als: er hat eine beſſere Sorte von Bedienung. Bloße Lakaien tragen immer Livree; der Haushofmeiſter und der Kammerdiener niemals."

Neben ſolchen Kleinigkeitskrämereien nehmen ſich politiſche Betrachtungen, wie die folgende über die **Centraliſation in Paris**, etwas ſeltſam aus: „Es war Napoleon's Politik, ein Centraliſations-Syſtem zu ſchaffen, wonach Alles von ihm ausgehen ſollte. Die ganze Einrichtung der Regierung hatte dieſen Endzweck, und alle Zweige in den Departements wurden ausdrücklich auf die Beförderung dieſer Abſicht berechnet. Die Präfekten ſind weiter nichts als eben ſo viel politiſche Adjutanten, welche die von dem Oberhaupt ausgehenden Befehle zu vollziehen haben; und Telegraphenlinien erſtrecken ſich über ganz Frankreich, ſo daß binnen wenigen Stunden eine Mittheilung von den Tuilerieen nach dem entlegenſten Winkel des Königreichs gelangen kann. Man hat geſagt, einer der erſten Schritte, wenn in Paris eine Revolution bewerkſtelligt werden ſollte, müßte die Beſchlagnahme der Telegraphen ſeyn, vermittelſt deren die von dem Augenblick erheiſchten Nachrichten und Befehle nach den Provinzen befördert werden könnten. Dieſes Centraliſations-Syſtem hat die Fortſchritte der Nation in der Kenntniß der Gebräuche und Zwecke der politiſchen Freiheit, welche die Franzoſen mit herben Erfahrungen aus anderen Quellen erlangt haben, faſt neutraliſirt. Es iſt das beſtändige Ziel desjenigen Theils des Gemeinweſens, der ſich auf das Triebwerk freier Inſtitutionen verſteht, die Befugniſſe der Munizipalitäten zu vermehren und die Functionen der Central-Regierung zu beſchränken; aber man widerſetzt ſich dieſen Bemühungen mit einer mißtrauiſchen Eiferſucht auf Alles, was ſo ausſieht, als ob es vom Volke käme. Mit Recht werden Munizipal-Privilegien als die Keile der wahren Freiheit betrachtet. Ein ſolches Syſtem beſitzt aber Frankreich noch ſo wenig, daß kaum eine Glocke in einer Dorfkirche aufgehängt, kaum eine Brücke ausgebeſſert werden kann, ohne daß vorher mit Paris darüber kommunizirt und Ordre von dort empfangen wird."

Cooper ſcheint von ſeiner Reiſe durch Europa mit nicht ſehr günſtiger Stimmung gegen Amerika zurückgekehrt zu ſeyn; er fand ſich durch die Veränderung, die dort ſo plötzlich ſtattgefunden hatte, keinesweges angenehm berührt, und die Art, wie er ſich darüber äußert, iſt wenig ſchmeichelhaft für ſein Vaterland. „Jedermann", ſchreibt er, „hatte mir geſagt, ich würde das Land nach einer achtjährigen Abweſenheit ſo verändert finden, daß ich es nicht wiedererkennen möchte. Verändert fand ich es allerdings, aber nicht eben ſo augenſcheinlich verbeſſert. Es fiel mir auf, daß die Mittelmäßigkeit ſich ſo breit gemacht hatte, die an ſich zwar gut genug war, wenn ſie ſich nur nicht ſo ausgedehnt hätte, daß ſie faſt Alles verdunkelte, was einſt als ausgezeichneter hervorragte. Dies war vielleicht nur eine natürliche Folge der Elaſtizität und des Wachsthums eines jungen kräftigen Gemeinweſens, das in ſeinem Geſammtcharakter, eben ſo wie in dem Charakter ſeiner einzelnen Glieder, die Jugend durchmachen muß, um zur Mannheit zu gelangen. Dennoch war es peinlich, und doppelt peinlich für Einen, der aus Europa kam. Ich ſah die Städte vergrößert und prunkhafter als je, aber durchaus mit weniger geſundem Geſchmack, als ſie in meiner Jugend gezeigt hatten. Die Malerkunſt allein ſchien mir einen weſentlichen Fortſchritt auf dem rechten Wege gemacht zu haben. Der Reichthum freilich hatte auch ſehr zugenommen, und eben ſo die Leichtigkeit, ſich Reichthum zu erwerben. Deſſenungeachtet waren die Dampfboote die einzigen Gegenſtände, die einige wahrhafte Pracht zur Schau trugen; indeß während ſie an Glanz zugenommen hatten, boten ſie weniger Bequemlichkeit und Anſtand dar. Die Gaſthäuſer hatten ſich im Ganzen verſchlechtert, wiewohl die drei erſten, die ich betrat, nämlich Head's, Barnum's und Gadsby's, ſich wohl mit einer der vornehmſten Klaſſen Europäiſcher Hotels meſſen könnten."

Dieſe Geſtändniſſe ſind gewiß als zuverläſſig anzuſehen, wie denn überhaupt der größte Werth dieſes Buchs darin beſtehen dürfte, daß wir dadurch, wenn auch auf indirektem Wege, den Charakter der Amerikaner beſſer kennen lernen, als aus manchen Schilderungen Europäiſcher Reiſenden.

Bibliographie.

- Thirty years ago. (Vor dreißig Jahren.) Denkwürdigkeiten eines Waſſertrinkers. 2 Bde. — **New-York.**
- Six years in the monasteries of Italy. (Sechs Jahre in den Klöſtern von Italien und drittehalb Jahre auf dem Mittelländiſchen Meere.) Von S. J. Mahony, ehemaligem Kapuziner in Rom. — **New-York.**
- Adventures and exploits in Texas. (Leben und Thaten in Texas.) Von Crocket. — **Philadelphia.**

England.

Die Wallfiſchfahrten in den nördlichen Eismeeren.

(Schluß.)

Zuweilen iſt ein Schiff nach dem anderen in lauter Trümmer zerſchellt worden, und die wenigen Reſte jener zahlreichen Schiffsrotten,

Digitized by Google

welche in bodenloſe Abgründe hinabgeſchleudert worden, ſind nun gezwungen, ſich in ein einziges Schiff zuſammenzudrängen, welches vielleicht ſchon an allen Vorräthen Mangel leidet, oder ſie müſſen in einige kleine Böte flüchten und ſo nach irgend einer nördlichen Küſte hinſteuern. Und was erwartet ſie hier? Iſt es ſchon zu ſpät, um die Schiffe oder die Niederlaſſungen civiliſirterer Menſchen zu erreichen, dann können ſie ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie unter den wilden Stämmen der Eingebornen eine Gaſtfreundſchaft erfahren, welche ſie unter einem gebildeteren Volke vergebens geſucht haben, und wenn ſie ſo, unter einen ſolchen Stamm vertheilt, den nächſten Frühling erwarten können in ſchmutzigen unflätbigen Hütten, wo die verdichtete Feuchtigkeit, ſobald durch eine Oeffnung nur der geringſte Hauch der Kälte eingelaſſen wird, auf der Stelle in Schneeflocken herabfällt. Wenn ſie nicht ſo glücklich ſind, da landen zu können, wo ſie Menſchenſpuren erblicken, dann müſſen ſie, ſo gut wie es geht, aus den ſpärlichen Mitteln, die ihnen noch zu Gebot ſtehen, eine Hütte zuſammenflicken und nun ihre ganze Geſchicklichkeit und Kraft aufbieten, um ſich noch beim Leben zu erhalten. Zuweilen gelingt es ihnen, es auszuhalten und ſich zu retten. So erzählt man faſt die unglaublichſten Geſchichten von vier Ruſſiſchen Matroſen, welche auf dieſe Weiſe ſechs ſolche furchtbare Winter überlebten und von denen endlich drei glücklich nach Hauſe zurückkehrten. Manche alſo von dieſen Unglücklichen retten ſich, aber wie Viele ſterben dahin in Verzuckungen, ehe noch der höchſte Grad der Kälte eingetreten iſt! Wie Viele werden eine Beute des hungrigen Wolfs, und wie Viele endlich haben Leiden zu ertragen, die gar nicht zu nennen ſind, weil ſie noch Niemand geſehen! Dieſe Schilderungen ſind keinesweges Uebertreibungen der Phantaſie. Die Holländer verſuchten in den früheſten Zeiten des Wallfiſchfanges, ob es nicht möglich wäre, auf einer dieſer erſtarrten Eisküſten eine Niederlaſſung anzulegen. Sie ließen mehrere Männer zurück, um den Verſuch der Ueberwinterung zu wagen. Im nächſten Sommer landete ein Boot an der Küſte und fand ihre Hütte feſt zugeſchloſſen. Sie brachen ſie mit Gewalt auf und ſahen ein Grab vor ſich. Alle zuſammen waren umgekommen, vier von ihnen wurden erfroren gefunden, und auf der letzten Seite ihres Tagebuchs ſtanden folgende Worte geſchrieben: „Wir ſind alle vier auf unſeren Lagern ausgeſtreckt und noch am Leben; wir möchten gern Nahrung zu uns nehmen, wenn nur Einer von uns im Stande wäre, aufzuſtehen und ein Feuer anzuzünden. Wir flehen zum Schöpfer mit gefalteten Händen, daß er uns bald von dieſem Leben befreien möge, da wir es unmöglich länger aushalten können ohne Nahrung und ohne Etwas, um unſere erfrornen Glieder zu wärmen. Keiner von uns kann dem Anderen helfen — Jeder muß ſein eigenes Elend ertragen.“

Wir haben alſo Beweiſe genug dafür, daß ſchon ſolches Unglück unſere Mitmenſchen in jenen Gegenden getroffen hat. Viele von ihnen ſind ſo verſchmachtet und umgekommen, ohne daß ein Ueberlebender ihre Leiden und ihr Ende berichten konnte. Doch ſo viel kann man zum Troſt hinzufügen, daß in den hundert Jahren vor 1778 die Zahl der Schiffe, welche gänzlich zu Grunde gingen, nicht vier von je hundert betrug. Der Wallfiſchfang wurde damals beſonders in den Grönländiſchen Meeren und hier mit einer weit größeren Sicherheit getrieben, als ſeit der Zeit, wo ſich die Wallfiſchfahrer in die Baffins-Bay hineingewagt haben. Jeden Herbſt ſtrotzen wieder die Zeitungen von Nachrichten über außerordentliche Unglücksfälle. In den letzten drei Wintern, welche dem jetzigen unmittelbar vorangingen, iſt der fünfte Theil der Flotte gar nicht zurückgekehrt. Wenn wir auf die ganze Geſchichte des Wallfiſchfanges zurückblicken und an die Tauſende denken, welche auf einmal und für immer vom Abgrunde verſchlungen ſind, wie vortrefflich laſſen ſich da Irving's Worte hier anwenden: „Sie ſind hinabgeſunken mitten im Brauſen des Sturmes — ausgebleicht liegen ihre Beine unter den Höhlen der Tiefe. Gleich wie die Wogen ſich über ſie zudecken, hat einſames Stillſchweigen und ewige Vergeſſenheit ſie für immer begraben, und Keiner vermag die Geſchichte ihres Untergangs zu erzählen. Welche Seufzer ſind dieſem Schiffe nachgeſendet worden! Welch' innige Gebete ſind emporgeſtiegen am einſamen Heerd in der Heimat! Wie oft ſind Hausfrau, Gattin, Mutter über die täglichen Neuigkeiten hergefallen, um irgend eine zufällige Nachricht aufzufangen über jene kühnen Schwärmer auf fernen Abgründen! Wie hat ſich nach und nach die harrende Hoffnung in finſtere Angſt, die Angſt in Schrecken, der Schrecken in Verzweiflung verwandelt! Ach! auch nicht das geringſte Zeichen der Erinnerung iſt der Liebe übrig geblieben. Alles, was man von dieſem Schiffe gehört hat, iſt, daß es hinausſegelte von ſeinem Hafen und nie mehr wieder geſehen ward.“

Eine der größten Gefahren für die Grönländiſchen Wallfiſchfahrer ſind die Eisberge. Dies ſind große von ſüßem Waſſer zuſammengefrorne Maſſen. Man nimmt an, daß das Waſſer, welches von den Hügeln längs den Küſten herabſtrömt, in irgend einer Höhle gefriert und ſo die erſte Grundlage des Eisberges bildet, welcher in einer Reihe von Jahren immer mehr ſich emporhebt. Der Schnee, welcher noch dazu fällt, zerſchmilzt und gefriert dann wieder auf dem Gipfel. So wächſt der Berg wohl ein Jahrhundert, bis ſeine Höhe mit den Spitzen der ihn umgebenden Berge wetteifert. Seine Grundlage, welche ſich nach und nach auf den Ocean hinüberlegt, wird von dem plätſchernden Andrang der Wogen unterwühlt. Zuletzt fällt der Berg mit einem furchtbaren Sturz in den Abgrund, und nun ſchwimmt er wie im Triumph Monate lang auf der Oberfläche des Atlantiſchen Meeres dahin, ein Schrecken für den unglücklichen Seemann, der ihm gerade auf ſeinem Wege in die Quere kömmt, bis er endlich in einem milderen Breitegrade ſich auflöſt und zerſchmilzt. Oft erheben ſich dieſe Berge dreihundert Fuß über die Oberfläche des Meeres, und da man gefunden hat, daß nur ungefähr ein Siebentel von dieſen Maſſen aus dem Waſſer hervorragt, ſo müſſen wohl manche von ihnen zweitauſend Fuß in die Tiefe hinabreichen. Mehrere Wallfiſchfahrer ankern oft zugleich unter dem Schutz eines ſolchen Berges: doch dann iſt es nothwendig, ſich in einer ehrerbietigen Entfernung zu halten, weil oft große Stücke vom Ganzen abbrechen und mit gewaltiger Kraft losfahren. Zuweilen zergeht der untere Theil durch die wärmere Temperatur des Waſſers, und dann pflegt der Rieſe, als ob er geneigt wäre, ſich etwas behaglicher im Waſſer hinzuſtrecken, nur langſam und ſchwerfällig umzuſtürzen. Wenn er ſo auf dem Ocean umherſchwimmt, dann kann ihn kein Widerſtand hemmen, außer jenen demantenen Ufern, deren Natur ihm etwas befreundeter und ähnlicher iſt. Man kennt Beiſpiele, wo zwei ſolche mächtige Maſſen mit entſetzlichem Getrache an einander fuhren und die ſchwache Barke des Seemanns in tauſend Stücke zermalmten.

Die gewöhnlichere Art des Treibeiſes iſt aus Meerwaſſer zuſammengefroren und wird durch den Zuwachs von Schnee und Regen immer ſtärker und dicker. Wenn der Sturm dieſe in Stücke zerbricht, ſo treiben ſehr oft die Bruchſtücke zuſammen und thürmen ſich ſchichtenweiſe empor. Durch die ſtrenge Kälte, welche dieſe Maſſen an einander kettet, immer feſter und ſtärker geworden, rollt der Eisberg faſt ohne Widerſtand dahin, und ſchrecklich iſt das Schickſal der Mannſchaft, deren Schiff, als ob es mit eiſernen Banden im Eis feſtgebunden wäre, einen von dieſen Giganten auf ſich zukommen ſieht, der ihm den ſicherſten Untergang mitbringt.

Die dichte Atmoſphäre in jenen Gegenden hat eine ſo ſtarke ſtrahlenbrechende Kraft, daß die Sonne jedesmal lange noch, ehe die rechte Zeit ihrer Rückkehr da iſt, am Horizonte geſehen wird. Die Näſſe, welche in lauter kleinen gefrorenen Sternchen herabfällt, ſtrahlt tauſend mannigfache Färbungen aus und giebt einen Glanz von ſich, wie ihn die Bewohner einer milderen Zone nicht kennen. Hier zeigt ſich auch jene ungewöhnliche optiſche Täuſchung der Fata Morgana — ein Schiff erſcheint hoch in der Luft mit den Maſtbäumen nach unten und dem Rumpf nach oben zu gerichtet. Auch das Nordlicht wird dort mit einem Glanze erblickt, welchen kaum die reichſte Phantaſie beſchreiben kann. Es glänzt und ſtrahlt über den weiten Raum hin, bis der ganze Himmel von einem Feuermeere flammt. Die glänzenden Wolken, welche von jedem Wechſel der unruhigen Luft hin und her getragen werden, ſollen wie die Bewegungen kämpfender Schlachtheere ausſehen und werden von den Eingebornen mit zitternder Ehrfurcht als die Vorboten ſchrecklicher Unglücksfälle betrachtet.

Schon ſehr früh hat man in dem Wallfiſchfang eine vortreffliche Pflanzſchule für die Seeleute erkannt, und aus dieſem Grunde hat es die Engliſche Regierung jedem Schiffe, welches auf die Prämie Anſpruch machen will, zur Verpflichtung gemacht, eine gewiſſe Anzahl von jungen Leuten und Lehrlingen mitzunehmen. Sie ermuthigte und unterſtützte das Gewerbe, um die Liebe zu Abenteuern zu befördern, um die Seeleute in Mühſeligkeiten und Gefahren abzuhärten, um ſie an Gewandtheit, Kühnheit und Vorſicht zu gewöhnen. Daher finden wir auch, daß Viele von jenen Helden, welche den Triumph des Britiſchen Dreijacks über den Erdball verbreitet und den Seeruhm Karthago's, Venedig's und Holland's verdunkelt haben, mit jenen Gefahren und Scenen eines Polar-Winters vertraut waren. Jener Veteran, welcher mit mächtigem Arm und Auge die vereinigten Flotten Europa's bei Trafalgar in Schrecken jagte, hatte ſeine heldenmüthige Entſchloſſenheit, ſeine ſtandhafte Tapferkeit und Gewandtheit unter demſelben arktiſchen Himmelsſtrich geübt, mit welchem der Britiſche Wallfiſchfahrer zu kämpfen hatte. Wenn die längſten und größten Fahrten über den Ocean, wenn die Beſchiffung jedes Meeres auf der Erdkugel, mag ſie ruhig oder ſtürmiſch ſeyn, wenn die ſtrengſte Disziplin und Subordination zahlreicher Mannſchaften die beſte Pflanzſchule für Seeleute abgeben, dann iſt gewiß das Gewerbe des Wallfiſchfangs vor allen anderen dieſen Erforderniſſen entſprechend.

Bibliographie.

- Philosophy and religion. (Das Verhältniß der Philoſophie zur Religion.) Von Galloway. 16 Sh.
- The Duchess de la Vallière. — Schauſpiel von E. L. Bulwer. (Hat auf der Bühne wie im Druck eben ſo mißfallen, als ſeine Romane zu gefallen pflegen.) 5½ Sh.
- On the use of torture. (Ueber die Anwendung der Tortur in der Engliſchen Kriminal-Rechtspflege.) Von Jardine. 3½ Sh.
- The stories of aunt Alice. (Geſchichten der Tante Alice.) Von L. F. Dibbin. 2 Sh.
- Digest of the homoeopathic principles. (Zuſammenſtellung der homöopathiſchen Prinzipien.) Von E. Williams. 2 Sh.
- Zalarida. — Roman vom Verf. der White Cottage. 3 Bde. 31½ Sh.

Italien.

Die Email-Malerei und Madame Jaquotot.

Um das Jahr 1530 brachte ein Enkel des Luca della Robbia die Kunſt, auf gebrannte Erdarten zu malen, nach Paris und gelangte durch dieſelbe zu Ehren und Reichthum; jetzt, nach drei Jahrhunderten, befindet ſich eine Franzöſiſche Künſtlerin mit wunderbaren Werken dieſer Gattung in Italien und zeigt hier, welche Vollkommenheit jene Kunſt erreicht hat, die noch in der Kindheit war, als dieſes Land ſie an Frankreich überließ. Die Künſtlerin heißt Madame Jaquotot und hat kürzlich in Mailand von ihren unvergleichlichen Leiſtungen in der Porzellan-Malerei eine Ausſtellung veranſtaltet.

Die Email-Malerei, auch Schmelz-Malerei genannt, hat dieſen Namen daher erhalten, daß die Farben am Feuer verglaſt werden, um unzerſtörbar zu bleiben, mag das Gemälde nun auf eine Metallplatte oder auf gebrannte Erde aufgetragen ſeyn. Die Verſchiedenheit beſteht nur in der Anwendung der Farben, in der Art, wie man ſie am Feuer verglaſt, und in der Dimenſion. Die Metallplatte darf nicht ſehr breit ſeyn; ſie hat eine konkave, noch öfter eine konvexe Oberfläche; ſie nimmt nicht alle Farben ohne Unterſchied an, und man härtet ſie frei auf einem Roſte. Die gebrannte Erde dagegen kommt in den Ofen; man

kann ihre Dimenſion nach Gefallen ausdehnen; die Oberfläche iſt eben, und ſie bequemt ſich der Palette des Malers wie die Leinwand oder die Holztafel eines Oelgemäldes. Um dieſer Vorzüge willen iſt die letztere Gattung beliebter, als die erſtere.

Schon auf den Ziegelſteinen der Mauern von Babylon ſoll Schmelz-Malerei angebracht geweſen ſeyn, und auch die Griechen und Römer verſuchten dieſe Kunſt, ohne jedoch große Fortſchritte darin zu machen. Im Mittelalter wurde ſie in Konſtantinopel und Mailand gepflegt, wovon das aus Griechenland nach Venedig gebrachte Pallium des heiligen Marcus und das von Valvino gearbeitete Pallium des heiligen Ambroſius Zeugniß geben. Dieſe Pallien enthalten Malereien auf kleinen Metallplatten mit wenigen Farben, obwohl man auch kleine Köpfe verſucht hat. Zu Dante's Zeit übte man die Schmelz-Malerei in Florenz, aber nur auf Metallplättchen, die zum weiblichen Schmucke gehörten, wie aus einem Geſetze hervorgeht, das dieſen Luxus verpönte.

Unterdeß wurde im Jahre 1388 der Florentiner Luca della Robbia geboren, welcher dieſen Zweig der Induſtrie zu einer ſchönen Kunſt erheben ſollte. Der langwierigen Marmor-Skulptur überdrüſſig, machte er ſich an plaſtiſche Basreliefs, die er, damit ſie an Dauerhaftigkeit dem Steine gleichkämen, mit einem verglaſten Firniß oder Schmelz von eigener Erfindung überſtrich und dann am Feuer härtete. Der Verſuch gelang ſo wohl, daß die Basreliefs noch jetzt allen zerſtörenden Einflüſſen trotzen. Damit noch nicht zufrieden, erſann er nun auch eine Methode, die Figuren auf Flächen von gebrannter Erde zu malen; und dieſe Experimente hatten gleichfalls einen Erfolg, der allgemeines Staunen erregte. Schon Leonardo gedenkt dieſer Erfindung in ſeinem Werke über die Malerei mit gebührendem Lobe.

Die Söhne des Erfinders traten zuerſt in ſeine Fußſtapfen, und bald thaten andere Künſtler ein Gleiches. Man verſuchte die Erfindung an Gefäßen aus unechtem Porzellan (Majolica, Fayence) in den Fabriken von Faenza und Caſtel Ducante. Guidobaldo, Herzog von Urbino, ließ ſich die Förderung dieſer Kunſt ſo angelegen ſeyn, daß er nur die Werke der größten Meiſter auf Majolica kopirt haben wollte. Diejenigen Künſtler, welche ſich der Schmelz-Malerei ganz widmeten und alle Gefäße der Fabrik von Caſtel Ducante malten, waren Giorgio da Ugubio, Federigo Brandani, Orazio und Flaminio Fontana, Raffaello Ciarla, Luca, Ottaviano, Agoſtino und Girolamo della Robbia. Der Letztgenannte ging nach Frankreich und arbeitete für Franz I. Vieles in dieſem Genre.

Während nachmals die Fabrik von Urbino in Verfall gerieth, regte ſich neue Luſt an der Schmelz-Malerei bei den Franzoſen, die es bis dahin noch nicht mit Farben auf Majolica oder Metall verſucht hatten. Einige Künſtler, wie Toutin (1630) und ſeine Schüler Gribelin, Dubié, Morlere, nahmen zwar Farben, allein ſie wagten ſich nur an kleine Bildchen auf Blechen. Erſt 1649 lieferten Jean Petitot und Jaques Bordier Malereien in größerem Maßſtabe, beſonders Portraits in Emaille, die, weil ſie Perſonen des Hofe vorſtellten, große Epoche machten. In ihre Fußſtapfen traten mit gleichem Glück die beiden Miniatur-Maler Hame und Guernier, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Auguſtin, deſſen Gemälde einen großartigeren Charakter hatten, als die ſeiner Vorgänger.

Unterdeß wurde in Frankreich eine Compoſition erfunden, die dem Chineſiſchen Porzellan zunächſt kam, und bald verſuchte man die Schmelz-Malerei mit vielem Glücke in der Fabrik von Sèvres. Die beiden Maler, welche das meiſte Lob ärndteten, waren Conſtantin und Madame Chevaſſien. Von dem Erſteren beſitzt die Königl. Gallerie zu Turin ſechzehn Werke in ſchöner Dimenſion, Kopieen von Rafael, Titian u. ſ. w. Aber auch damals fehlte es der Kunſt noch an vielen Mitteln; beſonders erhielten die Gemälde zu viele harte und grelle Partieen; denn der Künſtler konnte nicht immer berechnen, in welchem Grade eine oder die andere Farbe durch die Verglaſung ſich nüanciren würde.

Unſerer Zeit und insbeſondere der Madame Jaquotot war es vorbehalten, die Schmelz-Malerei auf Porzellan dem Ideale ihrer Vollendung nahe zu bringen. Ihre Werke ſind theils Originale, theils Kopieen, und die Dimenſion wechſelt von kleinen Portraits in Miniatur bis zu den größten Gemälden, die man jemals in dieſem Genre verſucht hat. Kleine Bilder und Kopieen ſind die meiſten Portraits, z. B. die Kaiſerin Maria Thereſia, Anna von Bretagne, Maria von Medici, Maria Stuart, die Mancini und die Maintenon, Ludwig XVIII. und Cromwell. Größere Bilder und zugleich Originale ſind: ein Napoleon und zwei Karl X. Alle übrige Arbeiten ſind Kopieen in größerer oder kleinerer Dimenſion: die Feroniere Leonardo's, Anna Boleyn von Holbein, die Hoffnung von Gerard. Drei figurenreiche Gemälde in großem Maßſtabe ſind Kopieen Rafaelſcher Stücke: „die Glorie der Madonna von Foligno" und „die Gärtnerin", beide größer als Desnoyers' bekannter Kupferſtich; ferner „die heilige Familie", noch größer als der rieſige Kupferſtich Edeling's.

Ich habe ſchon darauf hingewieſen, daß die Werke der Madame Jaquotot eben ſo viel Genie als künſtleriſche Vollendung bekunden, zwei Eigenſchaften, die bis jetzt noch kein Email-Maler vereint beſeſſen hat. Madame Jaquotot verſtand es, der Methode, welche dieſe Gattung erheiſcht, die höchſte Vollkommenheit zu geben. Weder die Mannigfaltigkeit der Farben, noch die Schwierigkeit des Verglaſens iſt für dieſe Künſtlerin ein Hinderniß; ihre Gemälde beſtehen die Feuer-Probe im buchſtäblichen Sinn des Wortes. Sie weiß nicht nur die Palette, ſondern auch die Kraft und Meiſterſchaft des Malers wiederzugeben. Ihre Fleiſch-Tinten haben ſo viel Weiches, ſo ſanft verſchwimmende Schatten, ſolche Lebendigkeit, wie nur das vollkommenſte Oelgemälde ſie aufweiſen kann. Der Eindruck aller dieſer Eigenſchaften wird noch erhöht durch die Vollendung und den Glanz des Schmelzes.

Daß Madame Jaquotot den Namen einer Künſtlerin mit vollem Rechte verdiene, erſehen wir aus ihren Original-Portraits: das Bildniß Karl's X. ſcheint zu ſprechen; man ſieht Lebensregung im Geſichte, in den Augen, am Munde. Eben dies kann man von Napoleon's Bildniß ſagen. Als der Letztere Madame Jaquotot den Auftrag gab, ihn zu portraitiren, ſagte er zu ihr: „Ich will ein lebendes Medaillon von Ihnen; aber laſſen Sie mich nicht ſo ernſthaft ausſehen, wie alle übrige Portraits, unter denen mein Name ſteht." Wirklich gab die Künſtlerin dem Genius der Schlachten ein Lächeln von großem Liebreiz, wie man es auf keinem anderen Portrait Napoleon's wiederfindet.

Die Vorgänger dieſer Künſtlerin glaubten ſchon genug zu leiſten, wenn ſie den Gedanken des Originals wiedergaben; Madame Jaquotot verſteht die Kunſt, in den Geiſt des Malers einzudringen und denſelben ſich eigen zu machen. Man findet in ihren Kopieen das Individuelle, die Manier jedes Meiſters ſo treu bewahrt, daß man, wenn die Originale eines Raphael, eines Leonardo und Holbein verloren gingen, aus ihren Kopieen beurtheilen könnte, wer und welches Geiſtes Kinder dieſe Männer geweſen.

Endlich müſſen wir noch eines Verdienſtes gedenken, das Madame Jaquotot ausſchließlich angehört; dieſes iſt die vollkommene **Harmonie** der Farbengebung, bis zu welcher keiner ihrer Vorgänger ſich erheben konnte. In den Werken der übrigen Schmelz-Maler zeigt uns das Kolorit eine Menge Ungleichheiten, die unſere Künſtlerin mit vielem Glücke zu vermeiden gewußt.

Jetzt, da Herr Carlo Tinelli weder Mühe noch Koſten ſcheut, um eine großartige Porzellan-Fabrik in Italien ſelbſt zu errichten, iſt es gewiß wünſchenswerth, daß auch einmal wieder Italiäniſche Künſtler, durch die bewundernswürdigen Leiſtungen der Jaquotot angeregt, ihr Talent an der Schmelz-Malerei erproben. Defendente Sacchi.

Bibliographie.

Saggi d'eloquenza protestante. — Herausgegeben vom Kardinal Maury und den Abbés Guillon und Caillot. Mailand. 4½ Lire.

Storia d'Ancona. (Geſchichte von Ankona, ſeit ſeiner Erbauung bis zum J. 1802.) Von Agoſtino Peruzzi. 2 Bde. Peſaro.

Storia del Regno di Napoli. (Geſchichte des Königreichs Neapel.) Von Giuſeppe Caſſetta. 5 Bde. Neapel.

Versi alla luna. (Gedichte an den Mond.) Von 15 neueren Italiäniſchen Dichtern. Parma.

Vite e ritratti. (Lebensbeſchreibungen und Bildniſſe von dreißig berühmten Bologneſen.) Bologna.

Mannigfaltiges.

— Geſchichte der Moldau und Wallachei. Das Intereſſe für die beiden Fürſtenthümer iſt mit einem Male und auf höchſt bedeutungsvolle Weiſe von ſehr verſchiedenen Seiten rege geworden. In Frankreich und in Deutſchland zugleich laſſen ſich Stimmen über den Volks-Charakter, die Sprache, den Boden und die Literatur des Landes vernehmen, und jetzt ſollen wir ſogar auch, einem uns vorliegenden Proſpektus zufolge, eine gründlich ausgearbeitete Geſchichte deſſelben erhalten, deren Verfaſſer ein Moldauer, Herr Michael von Kogalnitſchan, iſt. Dieſelbe wird unter dem Titel „Histoire ancienne et moderne de la Moldavie, de la Valachie et des états indépendants des Transylvains et des Valaques transdanubiens" in der B. Behr'ſchen Buchhandlung in Berlin erſcheinen. Daß ein Moldauer in Deutſchland eine Geſchichte ſeines Landes in Franzöſiſcher Sprache herausgiebt, wird uns weniger auffallen, nachdem wir aus früher mitgetheilten Schilderungen der beiden Fürſtenthümer erſehen haben, wie ſehr dort Franzöſiſche Erziehung und Lektüre unter den höheren Ständen verbreitet ſind. Herr St. Marc Girardin, der bekanntlich im vorigen Sommer eine Reiſe nach Konſtantinopel unternehmen wollte, aber der Peſt halber, die damals eben wieder in der Türkiſchen Hauptſtadt ausgebrochen war, nur bis nach der Moldau ging, theilt über die förmlich zur Epidemie gewordene Verbreitung Franzöſiſcher Romane in den beiden Fürſtenthümern ebenfalls manches Ergötzliche mit. Die Frauen nämlich, die eben den ganzen Tag nichts weiter thun, als Romane leſen, und die keine Ahnung von dem Unterſchiede haben, der zwiſchen der wirklichen gebildeten Welt — die allerdings dort eine terra incognita iſt — und dem Romanen-Leben ſtattfindet, glauben nun auch ihre Bildung nicht beſſer manifeſtiren zu können, als indem ſie Liebe und nichts als Liebe denken, ſprechen und ins Werk ſetzen. Daher denn die unglaublich zahlreichen Eheſcheidungen in der Moldau. „Unſere Damen", ſagte ein Bojar dem Franzöſiſchen Reiſenden, „machen es in der Ehe wie im Mazurek: eine Tour mit dieſem und die andere mit jenem Herrn." Inzwiſchen giebt auch Herr St. Marc Girardin zu, daß die ihrem eigenſten Weſen nach von uns noch nicht gekannten Fürſtenthümer ein höchſt intereſſantes Studium darbieten, und ſo wird denn eine Geſchichte des Landes, die ſich, eben weil ſie Franzöſiſch geſchrieben iſt, an alle Gebildeten Europa's wendet, ein um ſo willkommeneres Werk ſeyn. Herr von Kogalnitſchan verſpricht übrigens in ſeinem Buche, das bis zu den Ernennungen der Fürſten Stourdza und Ghika zu Hospodaren der Moldau und Wallachei reichen ſoll, auch neue Details über die Sprache, die Literatur, die Geſetze, den Handel, die Sitten, Inſtitutionen und Ceremonien des Moldo-Wallachiſchen Volkes, und ſo wird er wohl auch Gelegenheit haben, dasjenige zu berichtigen oder zu beſtätigen, was der oben erwähnte Franzöſiſche Reiſende über die merkwürdige Frivolität der Frauen einerſeits und den ſchwankenden Charakter der Männer andererſeits erzählt hat.*)

*) Man vergl. das Journal des Débats vom 8. Febr. d. J.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 22. Berlin, Montag den 20. Februar 1837.

Frankreich.

Pariſer Koſtüme im Jahre 1796.*)

Die Bevölkerung von Paris theilte ſich im Jahre 1796 nach ihrem Koſtüm in vier von einander durchaus verſchiedene Klaſſen. Die hartnäckigen Jakobiner und die Leute der niedrigſten Klaſſe waren wahre Sans-Culotten geblieben; ſie trugen ihre rothen Mützen und Holzſchuhe, rundgeſchnittene Weſten, die man Carmagnole nannte, von einem groben Zeuge, eine Art von Ueberrock (houpelande) ohne Nath und natürlich oben und unten von gleichem Umfange, die nichts als ein Stück unbearbeiteter, zottiger Schaafwolle war und meiſtens auch von der Farbe dieſer Thiere. Die Frauen dieſer Männer erſchienen noch ſchrecklicher als vor der Revolution, weil ſie noch weit ſchmutziger und weit erbärmlicher von Anſehen waren. Um dieſe Zeit kam die Gewohnheit auf, ſich die Haare nicht mehr friſiren zu laſſen, ſondern den Kopf mit einem baumwollenen oder ſeidenen Schnupftuch zu umwickeln. Denn vor der Revolution beſtand der Kopfputz aller dieſer Frauen aus den niederen Volksklaſſen, von den Sträußerverkäuferinnen auf der Straße bis zu den Lumpenhändlerinnen, in dem ſchleierähnlichen Kopfputz der Bauermädchen (bavolet) von dichter Leinwand, mitunter auch von Batiſt, aber ohne Spitzen, und in den Wochentagen meiſtens von ungebleichter Leinwand.

Die ſämmtlichen Schüler des Bürgers David und ein großer Theil der Schauſpieler von den Boulevard-Theatern waren Griechiſch gekleidet und zeichneten ſich durch die ſtrengſte Beobachtung des Koſtüms aus. Demnach trugen ſie die Lacedämoniſche Tunika, die bis über das Knie reichte, einen leichten Mantel mit einer Kante, die in Wolle geſtickt war und meiſtens die Krümmungen des Fluſſes Mäander darſtellte. Bruſt und Kopf waren alſo unbedeckt, und eben ſo die Arme und die Beine ganz entblößt. Man kann ſich in der That von der Annehmlichkeit keinen Begriff machen, deren dieſe Leute während des ganzen Winters genoſſen, aber am größten war ihre Unbehaglichkeit, wenn ſie ſich auf dem Concordien-Platze oder auf dem Pont National allen Stürmen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche ausgeſetzt ſahen. Den Regen aber ertrugen ſie mit einem ſolchen Stoicismus und einem ſo würdevollen Anſehen, daß man nicht leicht etwas Aehnliches gewahren konnte. Der junge Cephiſe Rotiſſet, ein Neffe der Madame Roland, ſagte einſt zu ſeiner Tante, einer Demoiſelle Dupont, daß der Regen für ſie einen doppelten Vortheil habe, einmal, ihnen den Kopf zu waſchen, und zweitens, ihre Haare lockig zu machen. Dieſer Jüngling war auch einer aus David's Schule, aber er zeichnete nur die Genien des Ackerbaues und des Handels. Etwas Anderes verſtand er nicht. Seine Aeltern meinten, es habe nicht leicht einen ſchmutzigeren Knaben und einen abſcheulicheren Republikaner gegeben.

Außer der Nachahmung Griechiſcher Kleidungen und Koſtüme ſuchte man auch bei Feſten und Gaſtmählern die größtmöglichſte Illuſion hervorzubringen. Die Decoration eines Saales, in welchem die Bankete gefeiert zu werden pflegten, war ganz im Römiſchen Style mit kannelirten Säulen; im Hintergrunde war die Bildſäule des Lykurgus an dem Ufer des Eurotas, in welchem Schwäne ſchwammen, die man aus dem ehemaligen Schloſſe Chantilly, welches jetzt National-Eigenthum war, hatte kommen laſſen. Der Saal war überall mit Blumen geſchmückt; Männer ſowohl als Frauen, ſo viel am Gaſtmahl Theil nahmen, trugen Blumenkränze und tranken aus Bechern, deren Rand ebenfalls mit Blumen geſchmückt war, was für ſie eben nicht bequem ſeyn konnte.**) Die Aufwartung bei der Tafel beſorgten junge und faſt ganz nackte Diener. Aber die Schönheit, die Anmuth und der fröhliche Muthwille der Bürgerinnen, welche an dieſer intereſſanten Geſellſchaft Theil nahmen, gaben gewiß denſelben Eigenſchaften der Aſpaſien, Phrynen und anderer berühmter Schönheiten des alten Griechenlands nichts nach! Es ſcheint auch, daß die Bürgerin Conſtanze Pipelet (die nachmalige als Schriftſtellerin bekannte Gemahlin des Fürſten Joſeph von Salm-Reifferſcheid-Dyk) bei dieſer Gelegenheit einen Geſang hat vernehmen laſſen, der einer Sappho würdig war. Endlich vollendeten die Stimmen der Sänger, welche von der Griechiſchen Schalmei oder Panflöte begleitet wurden, die Reihe dieſer reizenden Illuſionen, indem ſie den erſten Chorgeſang aus der Wolke des Ariſtophanes anſtimmten, und zwar nach der Melodie, in welcher die katholiſchen Geiſtlichen noch jetzt die ſogenannte préface (praefatio) ſingen. Denn es iſt hinlänglich bekannt, daß dieſer Theil der Meſſe nichts Anderes iſt, als das alte Rezitativ des Griechiſchen Theaters, welches die Tradition der Römiſchen Kirche aufbewahrt hat.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit widmeten aber die Journale jener Zeit der berühmten Spartaniſchen Suppe, die im Alterthum ſo großen Beifall gefunden hatte, und die Freude war außerordentlich groß, als man ſich das Rezept zu derſelben durch die Bemühung des Bürgers Cephiſe Rotiſſet zu verſchaffen gewußt hatte, der ſelbſt ein begeiſterter Verehrer des Alterthums war. Seine Nachforſchungen waren durch eine Frau von ausgezeichneter Bildung unterſtützt worden, die für die älteſte und vertrauteſte Freundin des berühmten Abbé Barthelemy, des gelehrten Verfaſſers der Reiſen des jungen Anacharſis, galt. Sonſt war auch eine Alt-Griechiſche Suppe von Gerſtenbrod mit Käſe aus Brie ſehr beliebt; eben ſo wilde Maulbeeren, die im Ofen gedörrt waren, wogegen die in Olivenöl gebackenen und mit ſchmierigem Honig angemachten Kuchen bei den Kennern keinen Beifall finden konnten.

Unwillkürlich muß man ſich bei ſolchen Erzählungen an jenes Gaſtmahl im Geſchmack der alten Griechen und Römer erinnern, welches im zweiten Theile des Peregrine Pickle mit ſo vielem Humor beſchrieben wird. Als ſein Verfaſſer dieſe Scenen ſchilderte, konnte wohl weder er noch einer ſeiner Leſer daran denken, daß ſich funfzig Jahre ſpäter bei einem Volke, das ſich das raffinirteſte in allen Tafelgenüſſen zu ſeyn rühmt, dieſe Scenen in der Wirklichkeit wiederholen würden. Doch hören wir unſere Marquiſe weiter erzählen.

Wie die Männer, ſo gefielen ſich auch die Frauen in der Griechiſchen Kleidung. Die Damen aus der Straße Vivienne und aus der Straße Thiroux trugen nichts als ein leichtes Kleid von durchſichtiger Gaze (chemise de percale) und ein Mäntelchen von Muſſelin ohne Aermel; die ganze Bruſt und die Schultern waren durchaus entblößt. Dieſe antike und faltenloſe (sans ampleur) Robe wurde auf der Taille unmittelbar unter der Bruſt von einem rothwollenen Gürtel zuſammengehalten, und von derſelben Farbe waren die drei- bis viermal um den Kopf geſchlungenen Bänder, womit ſie das Haar zu ſchmücken pflegten, das ziemlich kurz abgeſchnitten war. Die Beine waren ganz nackt; die Stelle der Schuhe erſetzte der Cothurn, der bis zur Hälfte der Wade reichte, mit durchbrochenen Zacken und rothwollenem Beſatz. Handſchuhe ſah man nirgends, und an Taſchen konnte man bei einem ſolchen Gewande, welches nur eben über die Hüften hinabfiel, natürlich auch nicht denken.*) Man behalf ſich denn, ſo gut es gehen wollte, mit einem netzförmigen Beutel (réticule); denn man konnte ſich doch nicht bloß à l'antique kleiden, man mußte ſich doch auch mitunter die Naſe ſchnauben. Die Art aber, ſich die Haare auf dem Wirbel des Kopfes à la victime friſiren zu laſſen, verdankte ihren Urſprung den jungen Gefangenen, die nach dem 9. Thermidor aus ihren Kerkern befreit worden; die Republikanerinnen behielten dieſe Mode bei, zum Andenken an die erlittene Verfolgung. Und weil die Hand des Henkers die Generationen in Frankreich decimirt hatte, ſo trugen alle dieſe Damen große Sorge, die Nation über ihre Zukunft zufrieden zu ſtellen, indem ſie alle ſich den Anſchein gaben, in geſegneten Umſtänden zu ſeyn. Dieſe Zeichen der Fruchtbarkeit nannte man die demi-termes, und keine elegante Frau aus dem Jahre 1796 würde haben öffentlich erſcheinen wollen, ohne ihre Toilette durch einen ſolchen Zuſatz zu verſchönern.

Die dritte Art des Pariſer Koſtüms im genannten Jahre war die der Wunderbaren (merveilleuses), die vom Luxembourg, wo die fünf Direktoren ihre Reſidenz aufgeſchlagen hatten, ausging. Dieſe Damen waren die entſchiedenen Gegnerinnen der Griechiſchen Mode und gaben der Römiſchen Tracht den Vorzug, weil man bei derſelben Veranlaſſung zu einer weit glänzenderen und eleganteren Toilette hatte. Dieſe reizen-

*) Nach den Souvenirs de la Marquise de Créquy. T. VII. p. 155—162.

**) Man muß der Marquiſe ſchon einige archäologiſche Unwiſſenheit zu gute halten, denn es war allerdings bei den Römern ein geſteigerter Luxus, wenn man die Blätter aus den Kränzen in die Becher pflückte und ſie mittrank. Dafür hat der ältere Plinius in der historia naturalis (lib. XXI. sect. 9) den Ausdruck coronas bibere in der Anekdote von der Cleopatra und Antonius. Eben ſo unrichtig iſt, was im Texte gleich darauf von der Entſtehung der praefatio in der katholiſchen Meſſe angeführt iſt. Allerdings nannte man in der Griechiſchen Liturgie die praefatio, welche zwiſchen der Secreta und dem Sanctus geſprochen wurde, πρόλογος, ohne aber dabei an Ariſtophaniſche Chorgeſänge zu denken.

*) Damit man nicht glaube, daß die Ariſtokratin aus Verdruß ihre Schilderungen übertrieben habe, ſo ſetzen wir zur Vergleichung eine Stelle aus des eifrigen Bonapartiſten Lavalette Memoiren her, der jene Zeit als Augenzeuge beſchreibt: „Ohne es geſehen zu haben, wird man kaum glauben, daß liebliche Frauen, welche eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen hatten und von vornehmer Geburt waren, fleiſchfarbige Pantalons trugen, den Kothurn anlegten und, kaum mit durchſichtigen Gazekleidern bedeckt, den Buſen entblößt, die Arme nackt bis zu den Schultern, öffentliche Orte beſuchten und weit entfernt waren, die allgemeine Schamhaftigkeit zu verletzen, im Gegentheil Beifall und Bewunderung fanden.“ (I. 175.)

Digitized by Google

den Julien, Agrippinen, Cornelien und Fauſtinen, welche am Hofe der neuen Tiber und Neronen glänzten, erſchienen in lange, patriotiſche, purpurne Roben gekleidet, die mit kleinen goldenen Palmzweigen geſtickt waren; ihre langen Haare fielen in Flechten à la Poezia herab und funkelten von koſtbaren Steinen, was ſich recht gut ausnahm. Aber ihre Fußbekleidung fiel ſehr unangenehm in das Auge; denn ihre fleiſchfarbenen Strümpfe waren wie die Handſchuhe, ſo daß die einzelnen Zehen ſichtbar wurden, und überdies hatten ſie auf einer jeden derſelben einen Diamantring. Die Erfinderin dieſer Mode war die Bürgerin Tallien; Gott weiß, woher ſie dieſelbe haben mochte, aber ihrem Geſchmacke machte ſie ſicherlich keine Ehre.

Von der vierten Klaſſe, fährt die Marquiſe fort, von den ſogenannten Incroyables in ihren buntgewürfelten Kleidern und mit Hundsohren (oreilles de chien*), mag ich lieber gar nicht ſprechen. Dieſe waren mit allerhand Medaillons, mit Augengläſern, mit Halsbändern, mit Ohrringen von geſchnittenen Steinen geſchmückt und hatten die Haare zu einem förmlichen Gerüſt aufgebaut, das entweder in Ringeln herabfiel oder von einem krummen Kamme zuſammengehalten wurde. Sie trugen Strümpfe, wie man ſie auch nicht leicht wiederſehen wird, von einem ſteifſigen Zeuge, welches um die Füße lauter dicke Ringe bildete. Der Hals endlich war in eine wirklich unbegreifliche Halsbinde (système de cravate inconcevable) eingewickelt, und in der Hand führten ſie ein kleines Stöckchen von Weinrebe in der Geſtalt eines Kochlöffels. Die Marquiſe ſetzt hinzu, daß ſie glaube, es hätten die Incroyables eine ſo auffallende Kleidung gewählt, um einen recht gründlichen Kontraſt mit den Republikanern hervorzubringen. Die Carmagnole, ſagt ſie am Schluſſe, war eine Infamie; die Griechiſche Kleidung, welche durch die Maler und Schauſpieler aufkam, war eine Narrenpoſſe (folie); aber das Koſtüm, welches dieſe jungen Stutzer (muscadins) zur Mode machen wollten, war von einer unglaublichen Ueberſchwenglichkeit. Das iſt aber nicht der rechte Weg, die Narren zu übertreffen, wenn man es ihnen in Narrheit zuvorthun will.

Bibliographie.

Les deux mères. Scène de famille. — Von Lagache. 6 Fr.
Une voix dans le desert. — Von Laurent. 6 Fr.
Ma vie et mes pensées. — Von Leinode.
Mémoires sur les causes de la peste. — Von Pariſet. 2½ Fr.
Nouveau système de physiologie végétale. — Von Raſpail. 2 Bde. 30 Fr.
Histoire naturelle des insectes. Aptères. — Von Walckenaer. Erſter Band. 6½ Fr.
La Suisse et le Tyrol. — Scenen aus dem Gebirgsleben. Mit Kupfern. 12 Fr.

Italien.

Ueber die Verſchiedenheit der Angaben ſtädtiſcher Bevölkerungen.

Von Adriano Balbi.**)

Wenn ſchon die Beſtimmung der Einwohnerzahl eines Landes großen Schwierigkeiten unterliegt, ſo werden dieſelben noch ungleich größer, wenn es ſich darum handelt, die Bevölkerung einer Stadt zu zählen oder zu ſchätzen. Die Behauptung ſcheint auf den erſten Blick paradox, doch hoffen wir den Leſer von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugen zu können. Die Unterſuchungen gelehrter Statiſtiker und die Mittheilungen der berühmteſten und zuverläſſigſten Reiſenden geben uns Thatſachen genug an die Hand, auf die unſere Darſtellung ſich ſtützen kann.

Da das Verfahren des rechnenden Statiſtikers ſich immer nach der Beſchaffenheit der Quellen und Nachweiſe richten muß, die ihm zu Gebote ſtehen, ſo muß man vor aller Unterſuchung ſich davon Rechenſchaft geben, ob das Land, die Stadt, die Gegend, deren Einwohnerzahl ermittelt werden ſoll, zu einem der wiſſenſchaftlichen Statiſtik zugänglichen geographiſchen Gebiete gehört oder nicht. Demzufolge müſſen wir zwei Klaſſen von Städten unterſcheiden: erſtens ſolche, deren Bevölkerung uns durch bereits angeſtellte Zählungen, wo nicht genau doch einigermaßen bekannt iſt, ſo daß wir an jenen Zählungen eine verläßliche Baſis für die Abſchätzung beſitzen; zweitens ſolche, für die noch keine Zählung angeſtellt oder noch keine uns bekannt geworden iſt. Die Städte der letzteren Klaſſe liegen, wie ſich von ſelbſt verſteht, meiſtens in ſolchen Ländern und Provinzen, die noch gar nicht oder nur wenig ſtatiſtiſch erforſcht ſind.

Betrachten wir zuvörderſt nur die Städte der erſten Klaſſe, ſo begegnen uns gleich mancherlei Bedenken, die eine große Unſicherheit in den Zahlen hervorbringen. Erſtens nämlich wird in vielen Fällen nicht bemerkt, ob in der angegebenen Einwohnerzahl nur die Bewohner des Stadtbezirkes im engſten Sinne begriffen, oder ob die Bewohner der Vorſtädte, der umliegenden einzelnen Häuſer, der zum Stadtweichbild gehörigen Vorwerke, Weiler, Dörfer und dergleichen mitgezählt ſind. Daher rühren die größten Abweichungen in ſtatiſtiſchen Tabellen, die beinahe gleichzeitig abgefaßt ſind; der Eine hat nur die Bevölkerung intra muros angeben wollen; der Andere hat die Vorſtädte und die nächſtliegenden einzelnen Wohnungen und Gehöfte mit in Rechnung gebracht; noch Andere zählen Alles mit, was innerhalb des Kreiſes oder Weichbildes der Stadt wohnt. In manchem Schwediſchen und Norwegiſchen Dorfe, beſonders höher gegen Norden, findet man nicht den fünften Theil der Einwohnerzahl, die ſie, den geſchätzteſten geographiſchen Handbüchern zufolge, haben ſollen. Wenn man lieſt, eine Stadt in Italien, in Spanien, in Großbritanien, im Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaat u. ſ. w. habe ſo und ſo viel Einwohner, ſo iſt dabei in der Regel die Bevölkerung der Vorſtädte und der umliegenden Wohnſtellen, öfters auch die Bevölkerung ſämmtlicher ländlicher Gemeinden des Stadtbezirkes mitbegriffen.

Als z. B. im Jahre 1810 zu Padua die Volkszählung angeſtellt wurde, ergaben ſich innerhalb der Stadtmauern 31,174, in den Vorſtädten 12,177, ferner in neun zum Stadtbezirke gehörigen Gemeinden 17,633 Köpfe. Demnach konnte ein Reiſender, ein Geograph und Statiſtiker die Bevölkerung von Padua angeben: a) der Stadt im engeren Sinne zu 31,174, b) der Stadt mit den Vorſtädten zu 43,351, c) der Stadt mit Vorſtädten und Landbezirk zu 60,984. Die jüngſte im Jahre 1832 angeſtellte Zählung giebt für a) 36,381, für b) 50,981, für c) 78,318. Zu Wien wurden im Jahre 1824 gezählt 289,598 Einwohner bürgerlichen Standes; davon aber nur 49,550 in der eigentlichen Stadt Wien, die übrigen in den vierunddreißig Vorſtädten und in den fünf der Stadt zunächſt liegenden Ortſchaften, Hernals, Neulerchenfeld, Wahring, Fünfhaus und Simmering; die letzteren hatten zuſammen 15,806 Einwohner. Im Jahre 1826 zählte man zu Wien 280,805 Einwohner bürgerlichen Standes, davon 51,525 in der eigentlichen Stadt, 215,030 in den Vorſtädten, 14,250 in den fünf Ortſchaften außerhalb der Linie. — Ueber die Bevölkerung der Ungariſchen Stadt Schemnitz findet man in gleichzeitigen Quellen, die ſämmtlich Glauben verdienen, auffallend abweichende Angaben, die ſich wahrſcheinlich auf ähnliche Weiſe erklären.

Die Stadt Odeſſa, über deren Bevölkerung die Angaben gleichfalls ſehr ſchwankend ſind, zählte 1829 innerhalb des Freihafengebietes nur 41,552 Einwohner; hätte man die anſtoßenden Ortſchaften und Straßen jenſeits der Zolllinien mitgezählt, ſo wären ungefähr 60,000 herausgekommen. Die Einwohnerzahl von München wurde aus gleichen Gründen lange Zeit zu gering angegeben; ſie belief ſich im Jahre 1829 auf 95,718, die folgendermaßen vertheilt war: 79,530, worunter 4863 vom Militair in der eigentlichen Stadt, 9505 in der Vorſtadt Au, 4501 in Haidhauſen, und 2182 in Obergieſing.

Wenn man bei Engliſchen Geographen und Statiſtikern die Einwohnerzahl einer Stadt angegeben findet, ſo iſt dies faſt durchgängig ſo zu verſtehen, daß die Seelenzahl in allen innerhalb des Jurisdictionsbezirkes der Stadt gelegenen Kirchſpielen mitgerechnet iſt. Wenn die Einwohnerzahl von London auf Grund der jüngſten Zählung zu 1,624,034 angegeben wird, ſo ſind hierbei nicht bloß die Einwohner der City und der ihr zugehörigen vorſtädtiſchen Bezirke, ſondern es ſind auch alle Kirchſpiele von Weſtminſter und Southwark eingerechnet, obwohl die letzteren nicht zur Jurisdiction des Lord-Mayor von London gehören. Die ganze Grafſchaft Middleſex, in der das eigentliche London liegt, beſitzt nur eine Seelenzahl von 1,358,200, das iſt um ein ganzes Fünftheil weniger als die obige Angabe. Dieſelbe Bewandniß hat es mit ſehr vielen Großbritaniſchen Städten. So z. B. werden zur Bevölkerung der Stadt Newcaſtle in der Grafſchaft Durham gewöhnlich die Einwohner des anſtoßenden Fleckens Gateshead mitgerechnet; dieſer Flecken gehört aber gar nicht mehr zur Grafſchaft Durham. Stockport in der Grafſchaft Cheſter, ſollte nach der im Jahre 1821 angeſtellten Zählung 44,957 Einwohner haben, in der eigentlichen Stadt wohnten aber nur 21,726; für Sheffield in der Grafſchaft York wurden 62,115 angegeben, die eigentliche Stadt enthielt nur 42,157; in Edinburg, der Hauptſtadt von Schottland, zählte man 138,235 Seelen, davon aber 9870 in Canongate, 50,597 in St. Cuthbert, 7025 in North-Leith, und 18,975 in South-Leith.

Hieraus iſt leicht zu erſehen, daß man einen großen Irrthum begeht, wenn man auf bloße Zahlenangaben hin Engliſche und Franzöſiſche Städte in Rückſicht auf ihre Bevölkerung vergleichen will. Unter Berufung auf die Reſultate der jüngſten in Großbritanien vorgenommenen Zählung, hat Herr Galibert einen intereſſanten Artikel in der Revue britannique mitgetheilt, worin er nachzuweiſen ſucht, wie man es anſtellen müßte, um die Einwohnerzahl von Paris und London zu vergleichen. Erſtlich müßte man zu den zwölf Stadtbezirken von Paris noch die Bevölkerung von Montrouge, Paſſy, Batignolles und anderen bereits zur Stadt gezogenen Ortſchaften miteinrechnen. Dazu kommt in der Pariſer Bevölkerung noch ein wandelbares, wanderndes, ab- und zuſtrömendes Element, z. B. von Leuten, die nur die Hälfte des Jahres in Paris, die andere Hälfte in den Departements zubringen; ferner die in Paris garniſonirenden Regimenter und dgl. m., kurz es findet ſich, wenn der Vergleichung gleiche Bedingungen zu Grunde liegen ſollen, daß man entweder von der Londoner Bevölkerungsſumme gewiſſe Beſtandtheile zum Belauf von ungefähr 200,000 abrechnen oder zu der Pariſer eine Maſſe von ungefähr 100,000 zurechnen muß. Daſſelbe gilt von allen Franzöſiſchen Städten im Vergleich mit den Engliſchen. Die Einwohnerzahl von Lyon z. B. wird immer weit unter ihrem wirklichen Betrag angegeben, weil man die Bevölkerung der beiden anſtoßenden Vorſtädte La Guillotière und La Croix-Rouſſe nicht mitzählt; hingegen Mancheſter, Liverpool, Birmingham, Edinburg, u. ſ. w. ſind in der Wirklichkeit bei weitem nicht ſo ſtark bevölkert, wie die Angaben lauten, in welchen man die Bewohner aller umliegender Landgemeinden miteinrechnet.

Zu Philadelphia ergab 1830 die Zählung 167,811 Einwohner; davon wohnten 80,458 in der Stadt, 58,380 in den nördlichen Vorſtädten (Northern Suburbs) und 29,003 in den ſüdlichen (Southern Suburbs).

Im Jahre 1810 zählte man zu Havana 43,175 Einwohner in der Stadt, außerdem aber noch in den Vorſtädten, wie folgt: 28,419 in La Salud, 11,625 in Jeſus Maria, 3989 in Jeſus del Monte, 2585

*) Wir wiſſen keinen paſſenderen Ausdruck. Die Sache ſelbſt aber erläutern zwei Stellen aus Napoleon's Lebensgeſchichte: denn da, wo die Herzogin von Abrantes (Denkwürdigk. I. 180) ſeine ſchlechte Kleidung bei ſeinem erſten Auftreten in Paris beſchreibt, ſpricht ſie ebenfalls von „zwei ſchlecht gepuderten Hundsohren, die auf den Kragen ſeines grauen Ueberrocks herabgefallen wären", und Baron Fain ſchildert ihn im Manuscrit de l'an trois (1793—1795), indem er ſagt: Des cheveux longs lui tombent des deux côtés du front, le reste de sa chevelure, sans poudre, se rattache en queue par-derrière.

**) Als Nachtrag zu ſeinem Abrégé de géographie, von welchem ſo eben in Paris eine dritte Auflage erſcheint.

Digitized by Google

in San Lazaro, 2290 in Horcon, 2218 in Regla, 2000 in La Cerro. Wenn man dieſes Alles zuſammenſchlüge, ſo würde man die Einwohnerzahl der Hauptſtadt von Cuba, ganz richtig, auf mehr als 96,304 Seelen berechnen. Eben ſo geben die Nord-Amerikaniſchen Geographen der Stadt Boſton nur eine Bevölkerung von 61,392 Seelen; wenn ſie aber nach Engliſcher Weiſe rechnen und die Bewohnerſchaft von Charlestown und anderen anſtoßenden Ortſchaften mit zur Stadt ziehen wollten, ſo kämen über 80,000 heraus.

Ein zweites Bedenken iſt folgendes: ſehr häufig wird bei Angabe der Einwohnerzahl von Städten nicht bemerkt, ob das in Beſatzung liegende Militair mitgerechnet iſt oder nicht. Zwar bei Städten des erſten Ranges, bei ungemein volkreichen Hauptſtädten, wie Paris und London, macht die Zu- oder Abrechnung des Militairs wenig aus; die allerſtärkſte Beſatzung kommt gegen eine ſo ungeheure Volksmaſſe nur wenig in Betracht. Mit Wien, Berlin, Petersburg verhält ſich die Sache ſchon anders; hier ſind die Volksmaſſen bei weitem geringer, das Militair dagegen iſt verhältnißmäßig ungleich zahlreicher, als in der Franzöſiſchen und der Engliſchen Hauptſtadt. Am auffallendſten aber wird der Unterſchied, wenn es ſich von Feſtungen, Kriegshäfen und anderen Waffenplätzen handelt, wo die militairiſche Beſatzung nicht ſelten ein volles Viertheil oder gar ein Drittheil der geſammten bürgerlichen Bevölkerung beträgt.

So z. B. zählte man 1813 zu Petersburg 285,500 Einwohner, darunter 55,036 Mann Militair; im Jahre 1823 zu Moskau 246,545 Seelen, darunter 22,194 vom Militair.

Zu Anfange des Jahres 1826 belief ſich nach Rohrer die Geſammtbevölkerung von Wien auf etwa 300,000, darunter das Militair auf etwa 20,000 Mann. Paris hatte laut der Zählung von 1817 eine Bevölkerung von 713,966 Seelen; davon betrug die Beſatzung 17,073, dazu kamen 3192 Invaliden, alſo belief ſich die Zahl des zu Paris ſtationirenden Militairs auf 20,265. Berlin hatte im Jahre 1826 199,776 Einwohner bürgerlichen Standes und daneben 16,461 Mann Militair. Im Jahre 1817 zählte man zu Venedig 101,638 vom Bürgerſtande und 6700 vom Militair; in demſelben Jahre zu Warſchau 76,000 Bürgerliche und 10,000 Soldaten. Zu Mainz lagen im Jahre 1816 über 10,000 Mann Beſatzung, während die Bevölkerung der Stadt nur 25,251 betrug. Die Stadt Sebaſtopol in der Krimm, bei welcher ſich ein Ruſſiſcher Haupt-Kriegshafen befindet, hat höchſtens 2000 Seelen eigener Bevölkerung; ſie ſteigt aber auf 15,000 durch das geſammte Perſonal der Marine, welches den größten Theil des Jahres über daſelbſt ſtationirt. Ollmütz hat nur 12,000 Einwohner, aber, die Beſatzung miteingerechnet, wohl 20,000. Die Stadt Gibraltar hat 20,000 Einwohner, dazu kommt Jahr aus Jahr ein eine Beſatzung von 5000, die in Kriegszeiten auf 10,000 und mehr gebracht wird. Die kleineren feſten Plätze vollends, z. B. Palma auf Majorka, Peſchiera im Venetianiſchen, Silberberg, Küſtein und Torgau in der Preußiſchen Monarchie, haben faſt immer beinahe ſo viel Beſatzung als eigene Einwohner.

Türkei.

Eine Reiſe zu Waſſer von Konſtantinopel nach Ungarn.

Aus dem Tagebuch eines Britiſchen Offiziers.

Um die Mittagszeit des 24. September 1836 gingen wir in dem prächtigen Hafen von Konſtantinopel an Bord des ſchönen Oeſterreichiſchen Dampfſchiffes „Ferdinand I.“. Das Boot ſollte uns bis Galatz, einer Moldauiſchen Stadt, bringen, die ungefähr 60 Engl. Meilen von der Mündung der Donau entfernt liegt. Unſere Reiſegeſellſchaft beſtand aus ſechs Herren, worunter drei liebenswürdige und unterrichtete Deutſche. Den Bosporus hinan ging es langſam, wegen der beſtändigen ſtarken Strömung aus dem Schwarzen Meere; allein dieſer Umſtand erhöhte noch unſeren Genuß, da es vielleicht in der ganzen Welt keine entzückendere Gegend giebt, als die Ufer des Bosporus bei ſchönem Wetter. Die Krümmungen des Ufers theilen dieſe Meerenge in viele freundliche Binnen-Seen von dunkler Bläue, deren Strand mit Orangen-Hainen, Baumgärten und Rebenhügeln bedeckt iſt, welche die lachenden Kioske der reichen Griechiſchen, Armeniſchen und Fränkiſchen Kaufleute umgeben.

Von der Serai-Spitze an ſegelten wir bei einer Reihe prächtiger Paläſte und anderer Bauten vorüber und durch eine Flotte von größeren und kleineren Schiffen, welche die Wirkung der ganzen Scene noch verſtärkt. Kaum war aber die „Erhabene Pforte“ mit ihren vergoldeten Moſcheen und Minaret's unſeren Blicken entſchwunden, als wir auch ſchon an die Eitelkeit alles irdiſchen Glanzes erinnert wurden. Der Himmel verdüſterte ſich, und bald gab es ſo vielen Nebel, Regen und Wind, daß wir nichts Anderes mehr ſehen konnten.

Zu Therapia — etwa 14 Engl. Meilen von Stambul — geſellte ſich ein Britiſcher Offizier mit ſeiner Tochter zu uns, einer jungen Dame von eben ſo viel Geiſt als Liebenswürdigkeit. Das Wetter war ſo abſcheulich, daß wir bei **Büjükdere***) eine Zeit lang landen mußten. Abends acht Uhr kamen wir im Schwarzen Meere an.

Der Bosporus iſt da, wo er das Schwarze Meer berührt, ſehr eng, weshalb Fahrzeuge, die im Finſtern oder bei ſtarkem Nebel einlaufen wollen, ſehr auf ihrer Hut ſeyn müſſen. Zwar giebt es hier zwei wohlbelegene Türkiſche Leuchtthürme; aber die Beleuchtung iſt ſo ſchlecht, daß ſie gar keinen Nutzen gewähren. Am Mittag des 25ſten kamen wir bei Cap Emineh, dem Ende der Balkan-Kette, vorüber, und Nachmittags 4 Uhr ankerten wir in der Bucht von Warna. Es iſt dies eine kleine Bai mit gutem Ankergrunde von fünf bis acht Faden Tiefe. An der Süd- und Oſt-Seite iſt ſie unbeſchützt, und mächtige Wogen dringen ein, wenn die Winde aus jenen Himmels-Gegenden vorherrſchen.

*) Unſer Britiſcher Offizier muß einen ſchlechten Dolmetſch für Türkiſche Wörter gehabt haben; denn er überſetzt bujük-dere, was **große Wieſe** bedeutet, durch **tiefe Bucht** (deep bay)!

Eine beſtändige Brandung macht das Landen ſchwierig. Die Stadt Warna liegt in einer Tief-Ebene zwiſchen dem Meere und einem großen Binnen-See. Der kleine Strom, welcher aus dem See in das Meer fließt, hat durch Kunſt mehr Tiefe und eine ſolche Geſtalt bekommen, daß er den Platz mit vertheidigen hilft. Die Meer-Batterieen ſind ſtark und gut angelegt; die Land-Fortificationen beſtehen aus einer Linie von Verſchanzungen, zwiſchen See und Meer. Der Plan dazu war vortrefflich, und das Terrain eignet ſich ganz beſonders zu einer befeſtigten Stadt; aber die Feſtungs-Werke, an denen man jetzt baut, haben ein gar kümmerliches Anſehen; es ſind lange Linien unbeſchützter Zwiſchenwälle, mit kleinen Baſtionen. Bedeckte Wege und Außenwerke fehlen ganz; der einzige Graben iſt ſchmal und ſeicht, und wenigſtens die Hälfte der Contre-Escarpe an keiner Seite beſchützt. Gegen Weſten dehnt ſich ein fruchtbares Thal aus, und ſowohl nordwärts als ſüdwärts erheben ſich, etwa 5 Engl. Meilen entfernt, hohe Felſen-Reihen mit ſchwierigen Päſſen.

Da wir hier einige Ladung einzunehmen hatten, ſo ſtiegen wir ans Land und promenirten durch die Stadt, welche ein trübſeliges und ärmliches Anſehen hat. Wir machten Adſchib Paſcha unſere Aufwartung; und dieſer empfing uns mit vieler Güte. In der ganzen Türkei herrſcht eine große Vorliebe für England. Nachdem wir einige Pfeifen geraucht und Kaffee geſchlürft hatten, ließ der Paſcha für die Lady und einige andere Perſonen von der Geſellſchaft ſeinen eigenen Wagen vorfahren, für mich aber ein herrliches Pferd aufzäumen; und ſo beſuchten wir in Begleitung eines Italiäniſchen Offiziers, der in Dienſten des Paſcha's ſteht, die Feſtungswerke.

Um acht Uhr Abends gingen wir ſehr befriedigt wieder an Bord. Das Wetter blieb ſchön, und wir erfreuten uns einer nächtlichen Fahrt auf dem jetzt beruhigten Pontus Euxinus bei hellem Mondlicht. Um die Mittagszeit des folgenden Tages paſſirten wir das Land zwiſchen den beiden Donau-Mündungen Pertiſcha und Georgiew, das ſehr flach iſt, und an die Küſte Coromandel erinnert. Indem wir unſere Fahrt dicht an der Küſte fortſetzten, gelangten wir um 2½ Uhr an die Mündung Sulina, welche die Haupt-Einfahrt in die Donau iſt. Wir fuhren ſogleich hinein und glaubten beinahe, daß hier, ſtatt eines Fluſſes, ein breiter Kanal ſey; denn die Donau hat in dieſer Gegend bei 250 Yard's Breite gegen 50 Fuß Tiefe, und dieſe Tiefe geht ſo dicht bis ans Ufer, daß man letzteres mit den Rudern beſtreichen könnte. Der Fluß behält dieſe Breite und Tiefe bis in die Nähe von Galatz, und eben ſo weit reicht die monotone Fläche. Von Anbau ſieht man nirgends eine Spur; Schafe, Rindvieh und Pferde ſind ſelten; das Land iſt die perſonifizirte Einöde.

Zwiſchen dem Bosporus und den Donau-Mündungen giebt es keinen Hafen für große Schiffe; aber an ſehr vielen Stellen iſt guter Ankergrund, der eine Engl. Meile vom Lande 5 Faden mißt und dann allmälig ſich vertieft, bis auf 25 Faden in einer Entfernung von drei Meilen. Wir ſetzten unſere Fahrt ſtromanwärts fort, ohne daß uns Jemand anhielt, obſchon wir an der Beſſarabiſchen Seite von einer Engliſchen Meile zur anderen Ruſſiſche Wachthäuſer gewahrten.

Gegen zehn Uhr Abends paſſirten wir bei hellem Mondlicht eine Sandbank, mit ungefähr 12 Fuß Waſſertiefe, welche die Agherna-Bank heißt. Sie bildet ſich durch die Erweiterung des Fluſſes und die Lostrennung eines bedeutenden Armes. Hier werden die Schiffe ausgeladen und nicht eher wieder befrachtet, als bis die Gefahr vorüber iſt. Wir berührten **Tanltſchi**, ein kleines Bulgariſches Fort und Dorf. Am Morgen früh paſſirten wir die Mündung des Pruth, eines Fluſſes, der nur inſofern merkwürdig iſt, als er die Gränze zwiſchen der Moldau und Rußland bildet; und um ſechs Uhr Nachmittag (den 27ſten September) erreichten wir die Moldauiſche Stadt Galatz, die erſte Haupt-Station auf unſerer Fahrt.

Galatz iſt eine kleine offene Stadt und hat eine gute Lage an der einzigen Anhöhe, die wir auf der linken Seite des Fluſſes bis dahin gewahrten. Da die großen Schiffe wegen der abnehmenden Tiefe des Waſſers nur bis hierher ſegeln können, ſo wird in Galatz ein lebhafter Handel getrieben, indem man hier Felle, Talg, Wolle, Getraide und Bauholz für alle Küſten des Mittelländiſchen Meeres einſchifft. Mehrere Schiffe von 200 bis 300 Tonnen wurden während unſeres Aufenthalts befrachtet. Da der Sanitäts-Cordon uns keine Landung an der Moldauiſchen Küſte erlaubte, ſo ſetzten wir queer über den Fluß, um das Ufer von Siliſtria kennen zu lernen. Dieſe Gegend iſt nur eine Fortſetzung der öden Flächen des Donau-Delta's, und nur wenige vereinzelte Hügel in einer Entfernung von ungefähr 10 Engl. Meilen geben der Landſchaft einigen Hintergrund. Wir beſuchten zwei kleine Dörfer, in denen wir viel Armuth, aber auch viel Gaſtfreiheit und Genügſamkeit fanden. Wir kauften da einige große herrliche Waſſer-Melonen.

Den 28. September beehrte uns der Hoſpodar der Moldau an der Spitze ſeines General-Stabes mit einem Beſuche. Am Abend deſſelben Tages kam das Dampfboot „Pannonia“, welches uns weiter fördern ſollte, und am folgenden Tage bezogen wir unſere neue ſchwimmende Wohnung.

Der „Ferdinand I.“, auf dem wir gekommen waren, iſt ein ſchönes und tüchtiges Boot mit zwei Maſchinen, von denen jede die Kraft von 50 Pferden hat. Zu unſerer Fahrt von Konſtantinopel nach Galatz hatten wir 66 Stunden gebraucht, mit Einſchluß von 9 Stunden, die wir im Allem vor Anker gelegen; alſo waren wir nur 57 Stunden gefahren.

Die „Pannonia“, welche am 30. September mit uns und unſeren Effekten von Galatz aufbrach, iſt ein kleines Boot mit plattem Kiele, einem Boote von Graveſend ſehr ähnlich. Es enthält eine kleine Kajüte für Damen und einen großen Saal für die männlichen Paſſagiere. Seine beiden Maſchinen, jede von 18 Pferden Kraft, ſind viel zu ſchwach, und das Schiff hat deshalb viele Noth, wenn ein ſtarker widriger Wind ſich erhebt. Wir paſſirten die Stadt Brailow (Jbrail) vor Tagesanbruch. Von hier an verliert der Fluß ſeine kanalartige

Digitized by Google

Geſtalt; er wird reißender, breiter und ſeichter. An den Ufern ſieht man Zwerg-Weiden, mit Eſpen untermiſcht, und andere Bäume, welche feuchten Boden lieben. Von hier an erſcheint das Land als eine ſchöne wellenförmige Niederung, von Felſen eingefaßt, an deren Fuße die Donau ſtrömt. Auf einem dieſer Felſen-Ufer ſteht das kleine Kaſtell Hirſowa, welches von einer bedeutenden Ruſſiſchen Streitmacht erſt nach einer beinahe zweimonatlichen Belagerung eingenommen wurde. Die Stadt iſt ſeitdem nur noch ein Haufen von Lehmhütten. Wir landeten hier und nahmen eine kleine Anzahl ſchmutziger Türken, Juden u. ſ. w. als Verdeck-Paſſagiere auf.

Die Bulgarei hat viel Schaaf- und Rindviehzucht; auch Pferde werden viel gezogen. Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir Zarniboda, bei welchem Orte der Fluß jählings nach Weſten ſich dreht. Von hier beträgt die Diſtanz zu Lande bis zum Schwarzen Meere nur zehn Seemeilen. Dazwiſchen liegt ein fruchtbares Thal, welches einſt zu den Mündungen der Donau gehört haben muß, denn noch jetzt findet ein kleiner Strom durch daſſelbe ſeinen Weg in das Meer.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kamen wir vor Siliſtria an. Da wir nothwendig mit dem Paſcha zu verkehren hatten, ſo mußten wir warten, bis es Seiner Hoheit gefiel, das Bett zu verlaſſen. Dieſer Verzug reute mich nicht, da er mir Gelegenheit gab, die Stadt genauer anzuſehen, welche mit einer Türkiſchen Garniſon von 12,000 Mann einem 30,000 Mann ſtarken Ruſſiſchen Belagerungs-Heer neun Monate lang Widerſtand leiſtete. Die Feſtungswerke ſind in demſelben Stile erbaut wie die von Warna — lange und ſchwache Zwiſchen-Wälle, mit zwei oder drei elenden, weit aus einander liegenden Baſtionen. Die Stadt iſt verödet, und es war unmöglich, Eier, Milch oder auch nur Obſt zu bekommen, obſchon das letztere in dieſer Gegend beinahe wild wächſt. Die Stör-Fiſcherei hatte in dieſem Jahre wenig Ausbeute geliefert, und ſo konnten wir nicht einmal friſchen Kaviar haben. Unermeßliche Heerden von Rindvieh, Schaafen und Pferden waren auf der Wanderung nach Rußland.

Die Bulgarei iſt von Siliſtria an ein ſchönes Land, wo üppige Niederungen mit anmuthig bewaldeten Ufern wechſeln. Bei der Stadt Olenitza, auf dem Wallachiſchen Ufer, ſind ausgedehnte Salz-Bergwerke, welche alles Türkiſche Land an beiden Seiten der Donau verſorgen.

Um drei Uhr Nachmittags hielten wir bei Turtukai, einem ſchönen Dorfe, deſſen Häuſer auf einem weiten Areale zwiſchen Baumgärten, Weingärten u. ſ. w. zerſtreut lagen. Dieſer Ort zählt etwa 5000 Einwohner, die, nach dem guten Anbau der Gegend zu urtheilen, verſtändige und betriebſame Leute ſeyn müſſen. Um neun Uhr erreichten wir Dſchurdſchewo (Giurgewo), eine Wallachiſche Stadt, wo man gerade ein Feſt zu feiern ſchien; denn die Häuſer waren erleuchtet, und viele Raketen flogen in die Luft. Um zehn Uhr Abends ankerten wir bei Rustſchuk. Hier mußten wir übernachten, da es nicht möglich war, vor Anbruch des folgenden Tages Kohlen einzunehmen.

Von Siliſtria bis Rustſchuk hatten wir bei ſeichtem und reißendem Waſſer vierzehn Stunden gebraucht. Rustſchuk iſt eine ſchöne Stadt von 30,000 Einwohnern und liegt auf einer Reihe ſchroffer Anhöhen. Die Nordſeite wird von der Donau und die Weſtſeite von einem ſchmalen Strome beſchützt, den man zu einem tüchtigen Graben erweitert und vertieft hat. Die Feſtungswerke ſind großartig und nach einem vortrefflichen Plane angelegt; es war dies, mit einem Worte, die erſte ſtarke Feſtung, die ich bis dahin auf Türkiſchem Gebiete geſehen hatte. Die Umgebungen ſind ſehr gut angebaut und ausnehmend fruchtbar, was man aus der großen Wohlfeilheit vieler Lebensmittel — z. B. Eier, Rind- und Hammelfleiſch, Geflügel u. ſ. w. — abnehmen kann. Die Ausfuhr beſteht in Getraide, Vieh, Wolle, Häuten, Talg und Bauholz; Einfuhr-Artikel ſind: Salz von Olenitza, Kaffee, Zucker, Eiſen und Fabrikwaaren.

Des folgenden Morgens um acht Uhr ſetzten wir unſere Reiſe fort. Die Bulgariſche Landſchaft zeigte ſich immer fruchtbar und angebaut — die Wallachei dagegen immer öde und uneranicklich. Um zwei Uhr Nachmittags hielten wir einige Minuten bei Liſtova, einer kleinen, aber ſchön gelegenen Stadt, die von einem Amphitheater von Hügeln umgeben iſt. Das öſtliche Ende dieſer Hügelreihe bildet ein kühnes felſiges Vorgebirge, auf welchem ein verwittertes Gothiſches Kaſtell ſteht. Wir verſchafften uns hier treffliche Weintrauben und Waſſer-Melonen von ungeheurer Größe. Dieſe köſtliche Frucht iſt im Sommer hier eine Hauptnahrung der niederen Klaſſen. Etwas oberhalb Liſtova's hat der Fluß eine Engliſche Meile in der Breite, und die Schifffahrt iſt wegen ausgedehnter Sandbänke und reißender Strömungen ſehr ſchwierig.

Die Donau iſt auf ihrem ganzen Laufe von Peſth bis ins Meer eben ſo trüb und ſchmutzig, wie die Themſe an der Londoner Brücke, und es gehört ein außerordentlich geübtes Auge dazu, um die Gefahren zu entdecken, die unter dieſem flüſſigen Schlamme verborgen ſind. Um 6½ Uhr erreichten wir Nikopolis, wo zu unſerer großen Freude der letzte Verdeck-Paſſagier mit ſeinem unangenehmen Gepäck Abſchied nahm.

Von Rustſchuk bis Nikopolis waren wir eilf Stunden unter Dampf geweſen. Die „Pannonia" hat nicht Kraft genug, um den Strömungen widerſtehen zu können, die in jener Gegend ſo häufig ſind; aber es heißt, daß eiſerne Böte mit Maſchinen von doppelt ſo großer Kraft eingeführt werden ſollen. Nikopolis iſt eine hübſch gelegene kleine Stadt, die ſonſt nichts Intereſſantes darbietet. Wir verließen ſie um zwei Uhr des Morgens, bei Mondſchein; bald aber ſahen wir uns genöthigt, zu ankern, weil ein dicker Nebel, wie ſie auf der Donau nichts Ungewöhnliches ſind, eingetreten war. Erſt um ſieben Uhr konnten wir weiter fahren, und um 11 Uhr paſſirten wir Rahova, eine andere ſchön gelegene und dabei große Stadt in der Bulgarei. Nahe dem Ufer bemerkten wir die Ruinen bedeutender Römiſcher Bäder und auf einer ſchroffen Anhöhe ein Stück von einem großen antiken Kaſtell.

Nachmittags drei Uhr hielten wir an einem eingefriedigten Platze auf der Wallachiſchen Seite, welchen die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft als ein Depot für Kohlen angewieſen erhielt. Eine Wache in der Nähe hat darauf zu ſehen, daß die Paſſagiere nicht umherlaufen und die Regeln der Quarantaine verletzen. Der Spaziergang am Ufer iſt auf die Länge des Schiffes und des Kohlenplatzes beſchränkt. Das kleine Stück Wallachiſchen Landes, welches wir überſehen konnten, ſchien fruchtbar und war mit Heuſchobern bedeckt. Nach anderthalb Stunden ſchifften wir uns wieder ein, mußten aber ſchon um ſieben Uhr ankern; denn die Nacht war ſo finſter, daß der Pilot ſich weigerte, ſein Amt zu verwalten.

Des anderen Morgens um die ſiebente Stunde erreichten wir Widdin, eine große volkreiche Bulgariſche Stadt, wo wir eine Stunde verweilten. Die Feſtungswerke ſind großartig und höchſt zweckmäßig angelegt; eine ſehr ſtarke Fronte derſelben, von 1200 Yard's Länge, iſt dem Fluſſe zugekehrt, und vier mächtige Baſtionen beſtreichen ſeinen Lauf. Die Fortificationen an der Landſeite ſind nach demſelben Maßſtabe angelegt. Die Feſtung hat 280 Kanonen, von denen in dieſem Augenblick die meiſten dienſtfähig ſind.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Engliſche Geſetzgebung. „Die Engländer fangen nunmehr endlich auch an, einzuſehen, daß ein Geſetz, wenn es ſeine Zwecke vollſtändig erfüllen ſoll, auch in konciſer Form und in einer dem niederen Volke eben ſo wie dem geübten Rechtsgelehrten verſtändlichen Sprache abgefaßt ſeyn muß. Das Parlament hat, um Vorſchläge in dieſer Beziehung zu erhalten, einen Ausſchuß niedergeſetzt, und von dieſem iſt ſo eben der vollſtändige Bericht im Druck erſchienen.*) Unter den Sachkundigen, deren Gutachten bei dieſer Gelegenheit vernommen worden, befindet ſich auch ein Nord-Amerikaniſcher Rechtsgelehrter, Herr Duer, der für ſein Vaterland einen großen Theil der Engliſchen Rechts-Statuten umgearbeitet hat. Uebereinſtimmend waren ſämmtliche Gutachten darin, daß England, welches ſich rühme, das freieſte Land in der Welt zu ſeyn, die allerunverſtändlichſten dunkelſten Geſetze habe, daß hier die Richter ſowohl als die Advokaten, die Magiſtratsperſonen eben ſowohl als das Volk, die Geſetze, unter denen ſie lebten und deren Befolgung ſie beſchworen hätten, gar nicht kennen, ja, daß ſogar die Legislatoren, welche die Geſetze machten, im Ganzen eben ſo unwiſſend in dieſer Beziehung ſeyen, als alle Uebrigen. „Wir haben uns", wird unter Anderem geſagt, „an dieſen Zuſtand der Dunkelheit nun ſchon ſo lange gewöhnt, daß wir gleichſam Furcht vor dem Lichte haben oder uns einbilden, daß ein verſtändlich abgefaßtes Geſetz unmöglich auch ein gutes ſeyn könne." Es iſt in Vorſchlag gebracht worden, eine Geſetz-Kommiſſion zu errichten, welche jede neue Bill in ſprachlicher Hinſicht prüfen und nach gewiſſen feſtzuſtellenden Grundſätzen auf eine möglichſt einfache Faſſung zurückführen ſoll. Es fragt ſich jedoch, ob die Parlaments-Mitglieder in dieſer Kommiſſion nicht eine Beſchränkung ihres Rechtes erblicken würden, nach Gefallen Geſetze vorzuſchlagen und in das Ober- oder Unterhaus einzubringen. Darum haben Andere gemeint, daß ein gewiſſes Paradigma, eine Formel, wonach alle Bills unabänderlich zu entwerfen ſeyen, für den Zweck vielleicht genügen würde.

— Anerkennendes. Des Herrn Profeſſor Adolf Erman „Reiſe um die Erde", deren zweiter Band unter der Preſſe iſt, wird jetzt auch von Engliſchen Zeitſchriften ein viel umfaſſendes intereſſantes Buch genannt, und zahlreiche Auszüge müſſen dieſem Urtheil als Beleg dienen. Das Athenaeum ſagt bei dieſer Gelegenheit von dem Verfaſſer, er ſey ein Reiſender aus der Schule Humboldt's, d. h. ein Mann, der, bevor er auf die Reiſe gegangen, ſeinen Geiſt mit dem vollſtändigſten gelehrten Apparat ausgerüſtet habe und daher da, wo ein gewöhnlicher Engliſcher Reiſender oft nichts als die Dunkelheit merkwürdig finde, mit Hülfe ſeiner wiſſenſchaftlichen Leuchte Neues entdecke und Intereſſantes wahrnehme. Der Engliſche Kritiker meint zwar, dieſer große Vortheil ſey ſehr oft auch mit dem Nachtheil verbunden, daß Reiſende ſolcher Art ihren gelehrten Beobachtungen gar zu großen Spielraum ließen, und es wäre daher zu fürchten, daß auch das Erman'ſche Werk über die Gebühr ausgedehnt werden möchte; wir können ihn jedoch mit der Verſicherung beruhigen, daß, dem Vernehmen nach, mit dem zweiten Bande die eigentliche Reiſebeſchreibung des Verfaſſers beendigt ſeyn werde.

— Frau v. Staël und Göthe. Franzöſiſche Blätter theilen eine bisher noch ungedruckt geweſene poetiſche Epiſtel der Frau v. Staël an Neapel mit. Der Anfang dieſes Gedichtes erinnert ſo ſehr an Mignon's Lied in Wilhelm Meiſter, daß wohl kaum zu zweifeln iſt, die Verfaſſerin habe in ähnlicher ſehnſüchtiger Weiſe das ſchöne Italien beſingen wollen; doch hat ſie ſich von ihrer Phantaſie und von dem hiſtoriſchen Boden, den ſie bereits betreten hatte, nur zu bald hinreißen laſſen, und aus der Elegie iſt ein Dithyrambus geworden, der nur am Schluſſe wieder eine elegiſche Wendung mit einem rührenden Hinblick auf Necker, ihren verſtorbenen Vater, nimmt. Die erſten Zeilen des Gedichtes lauten:

Connais-tu cette terre où les myrtes fleurissent,
Où les rayons des cieux tombent avec amour,
Où des sons enchanteurs dans les airs retentissent,
Où la plus douce nuit succède au plus beau jour!

Von den Reizen des Landes an ſeine Geſchichte erinnert, ruft ſie wehmüthig aus:

Ah! bienheureux l'oubli dans la contrée antique,
Où par les souvenirs naîtrait tant de douleur;
Où tout fut généreux, noble, fier, héroïque.
Quels héritiers, grand Dieu, pour le peuple vainqueur!

*) Report from the select committee on public bills, with the minutes of evidence. Printed by order of the House of Commons.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 23. Berlin, Mittwoch den 22. Februar 1837.

England.

Die Aufſuchung der Wallfiſchfahrer im Jahre 1836.

Von Cap. James Clark Roß.

Zu Anfang des vorigen Jahres unternahm Capitain James Roß der jüngere ſeine neueſte Reiſe nach dem nördlichen Eismeere, bei der er vornehmlich den Zweck hatte, über das Schickſal von eilf verſchollenen Wallfiſchfahreen Kunde zu erhalten. Am 21. Dezember 1835 zog der Capitain an Bord des Schiffes „Cove“ im Hafen von Hull ſeine Flagge auf.

Man wendete Alles an, um das Fahrzeug zum Dienſte geſchickt zu machen. Die Zimmerleute, die Kalfaterer und alle übrige Werkleute arbeiteten ſogar die ganze Nacht bei Fackelſchein; erwägen wir jedoch, daß von den zwei- oder dreihundert Mann, die beſtändig auf dem Schiffe in Thätigkeit waren, die Meiſten einen Bruder, einen Vater, oder einen Sohn an Bord der vermißten Schiffe hatten, ſo darf uns der Eifer und der Enthuſiasmus, womit Jeder arbeitete, nicht Wunder nehmen. Von den Schiffs-Docken bei Deptford und Woolwich wurden Vorräthe jeglicher Art in Dampfböten dem „Cove“ zugeführt. So war das Schiff ſchon in vierzehn Tagen zum Abſegeln im Stande.

Während der Ausrüſtung des „Cove“ kamen zwei von den vermißten Schiffen, die „Harmony“ und „Duncombe“, in England an. Die Schiffsheeren berichteten, daß vier dieſer Schiffe, namentlich „William Torr“, „Jane“, „Viewforth“ und „Middleton“, im Land-Eiſe der Weſt-Küſte eingefroren ſeyen, und daß die anderen vier Schiffe, welche mit den angekommenen gemeinſchaftlich geſegelt, noch von Eismaſſen umgeben, ſüdwärts trieben. Das eilfte Schiff, „Dordon“, hatte Schiffbruch gelitten, und die Mannſchaft war an Bord der anderen Fahrzeuge aufgenommen worden.

Man ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, die vier von Eis eingeſchloſſenen Schiffe würden wohl baldigſt wieder frei werden und im Hafen anlangen; allein es war auch die Möglichkeit vorhanden, daß ſie in den Schollen ſtecken blieben, bis ihr ganzer Vorrath an Lebensmitteln erſchöpft wäre. Unter dieſen Umſtänden ſollte der „Cove“ dahin trachten, in möglichſter Eile die Gränzen der Eismaſſe zu erreichen, damit er jedem Schiffe, ſobald es herausgetrieben würde, gleich mit Speiſevorräthen, Arzrei und Kleidungsſtücken aushelfen, auch, im Fall ein Fahrzeug geſcheitert ſeyn ſollte, die etwanigen Ueberlebenden aufnehmen könnte. Außerdem erhielt der „Cove“ die Weiſung, mit den Däniſchen Kolonieen an der Weſtküſte Grönlands in Verbindung zu treten, weil die Mannſchaft eines verunglückten Fahrzeugs möglicher Weiſe dorthin ſich gerettet haben konnte.

Zwei Bombardier-Galliotten, der „Erebus“ und der „Terror“, ſollten Capitain Roß nachgeſchickt werden und ihm dazu behülflich ſeyn, durch die Hauptmaſſe des Central-Eiſes zu dringen. Die Ausrüſtung beider Fahrzeuge begann mit großem Eifer; als aber der „Cove“ abgeſegelt war, ließ dieſer Eifer nach, und endlich erhielten ſie gar den Befehl, zurückzubleiben. So überließ man den „Cove“ in dieſer gefährlichen Jahreszeit ganz allein ſeinem Schickſal. Doch müſſen wir hinzuſetzen, daß, ehe dieſer unlöbliche Beſchluß erfolgte, alle übrige vermißte Schiffe, bis auf zwei — „William Torr“ und „Lady Jane“ — bereits zurückgekehrt waren. Den Berichten der Capitaine zufolge, war der „William Torr“ wahrſcheinlich nicht eingefroren, ſondern trieb mit den Eismaſſen ſüdwärts. Ein Beſuch an der Weſtküſte Grönlands war nun überflüſſig geworden.

Am 5. Januar 1836 ging der „Cove“ unter Segel. „Am Morgen des 9ten“, heißt es in dem Schiffs-Tagebuche deſſelben, „verließen wir den Pentland Firth. Ein Fiſcherboot meldete uns, der „Norfolk“, eines von den vermißten Schiffen, ſey am 2. Januar in Stromneß angelangt. Da Wind und Fluth uns entgegen waren, ſo ankerten wir im Hafen Long-Hope, von wo Lieutenant Inman ſofort nach Stromneß geſchickt wurde, um von der Ankunft des „Norfolk“ ſich zu überzeugen und die neueſte Kunde in Betreff der übrigen Schiffe einzuziehen.

Bald nachdem wir geankert hatten, kam ein Sturm aus Süd-Weſt, und wir ſchätzten uns glücklich, in einem ſo guten Hafen ſeiner Wuth zu entrinnen. Am folgenden Tage ließ der Sturm bedeutend nach, und wir kamen ſchon mit der Dämmerung wohlbehalten in den Atlantiſchen Ocean.

Den 14. Januar, unter 6° W. Länge (von Greenwich) und 61° N. Breite, erblickten wir zu unſerem Erſtaunen zwei ſehr große Eisberge. Da wir uns erſt 200 Engl. Meilen von der Britiſchen Küſte entfernt hatten, ſo war dies für die ganze Mannſchaft eine höchſt intereſſante Erſcheinung. Man konnte mit Recht befürchten, daß manches Schiff zur Nachtzeit oder bei dichtem Nebel an dieſen Maſſen zertrümmern möchte. Der eine von den Eisbergen hatte nicht weniger als ſiebzig Fuß Höhe und mehr als eine Engl. Meile im Durchmeſſer; der andere war noch höher, aber viel weniger ausgedehnt.

Von dem Wetter, das wir jetzt zu beſtehen hatten, kann nur derjenige ſich einen Begriff machen, der mit uns zu Schiffe war. Heftige Stürme aus Weſten folgten ſo raſch auf einander, daß Offiziere und Mannſchaft Alles, was in ihren Kräften ſtand, aufbieten mußten, um dagegen anzukämpfen. Wir machten uns jede veränderte Richtung des Windes ſorgfältig zu Nutze und breiteten, ſo oft er nachließ, alle Segel aus, die das Schiff tragen konnte. Den 24ſten hatten wir unter 59½° N. B. den Meridian von Island erreicht. Am Abend jenes Tages erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der fünf ganze Tage anhielt und am Nachmittag des 28ſten ſein höchſtes Stadium erreicht zu haben ſchien. Die See ſtieg in ungeheuren Wogen, deren mächtiger Andrang unſerem kleinen Schiff jeden Augenblick den Untergang drohte.

Indeß bot unſer Fahrzeug, zur Verwunderung der ganzen Mannſchaft, dem raſenden Elemente Trotz, bis endlich (etwa um 5 Uhr Nachmittags) eine furchtbare Wogenmaſſe gegen das Steuerbord anſchlug, das Bugſpriet, die Baſteien u. ſ. w. mit ſich fortriß und dem Kiele ſelber Schaden zufügte. Was unten im Schiff war, eilte ſogleich auf das Verdeck, weil man aus der Gewalt des Stoßes abnahm, das Schiff müſſe wohl gegen einen Felſen oder Eisberg gerannt ſeyn. Der paniſche Schrecken war indeſſen nur augenblicklich: die ruhig ernſte Stimme des Capitains, welcher mit großer Kaltblütigkeit ſeine Befehle ertheilte, brachte Jeden zu männlicher Beſonnenheit. Noch ehe der Sturm ſich erhob, waren ſo gute Maßregeln getroffen, daß die Maſten des Schiffes unverletzt blieben; aber es ſchwankte beſtändig, wegen des fehlenden Bugſpriets, und drohte jeden Augenblick, ſich auf die Seite zu legen. Unter großer Gefahr, welche das nächtliche Dunkel noch vermehrte, gelang es endlich, den Vordermaſt zu ſichern und das Takelwerk ꝛc. zu retten; aber ein Unglück von ſolcher Art ſchlug den Muth der ganzen Mannſchaft nieder. Es war gebieteriſche Nothwendigkeit, nach England umzukehren, und der Sturmwind ſelbſt, mit dem wir ſo lange und verzweifelt gerungen, mußte uns jetzt wieder nach Hauſe treiben.

Den 30ſten legte ſich der Sturm. Die ganze Mannſchaft wurde jetzt angewieſen, die Maſten zu ſichern und ein Noth-Bugſpriet anzufertigen, das am 1. Februar betakelt wurde. Am 3ten ſahen wir die Inſel St. Kilda, und am Morgen des 5ten ankerten wir in dem Hafen von Stromneß. Alle Schiffs-Zimmerleute, die ſich auftreiben ließen, wurden ſogleich zur Ausbeſſerung des Schadens angehalten; auch arbeiteten ſie im Ganzen mit löblichſtem Eifer; aber eine übertriebene religiöſe Geſinnung hielt ſie zurück, auch am Sonntag zu arbeiten, obſchon der Capitain ihnen vorſtellte, das Leben von Hunderten ihrer Mitmenſchen — die der „Cove“ noch retten ſollte — ſtände dabei auf dem Spiele. Zu ihrer Schande ſey es geſagt, daß ſie den Tag des Herrn mit Faullenzen feierten, während ihre Mit-Chriſten vielleicht vor Hunger umkamen.

Am folgenden Sonnabend war Alles fertig und das Schiff wieder im Stande, die See zu halten. Um 11 Uhr kam die „Jane“ von Hull, eines der vier Schiffe, die im Land-Eiſe der Weſtküſte eingefroren ſeyn ſollten, und ankerte auf der Rhede. Sogleich ſchickte Capitain Roß unſere Böte mit friſchem Fleiſch und anderen Vorräthen dahin ab und bot der Mannſchaft jeden möglichen Beiſtand an. Herr Tather, der Capitain jenes Schiffes, kam am folgenden Morgen an Bord und berichtete uns, der „Middleton“ ſey geſtrandet, die ganze Mannſchaft aber gerettet. Ein Theil derſelben war mit ihm an Bord der „Jane“, und ein anderer Theil am Bord des „Viewforth“.

Das letzterwähnte Schiff erreichte am ſelbigen Nachmittag die Rhede und legte zu unſerer Seite vor Anker. Die Scene des Elends, die ſich uns darbot, als wir an Bord dieſes Schiffes kamen, geht über alle Beſchreibung. Die Mannſchaft beſtand urſprünglich aus 84 Seelen, darunter 27 von dem geſtrandeten „Middleton“. Vierzig dieſer Leute hatten der Skorbut und die Kälte getödtet. Viele lagen im letzten Stadium jener Krankheit, und Mehrere hatten wohl drei bis vier Monate lang ihre Betten nicht verlaſſen. Das Bett faulte unter ihnen, und der Geruch, den ſie verbreiteten, war fürchterlich. Nur ſieben Individuen auf dem Schiffe waren im Stande, zu arbeiten; und wären ſie nur ein paar Tage länger zur See geweſen, ſo hätte unſtreitig Keiner ſein Leben gerettet. Der ſchauderhafte Anblick dieſer Unglücklichen erſchreckte die Einwohner in ſolchem Grade, daß Niemand ſie in ſein Haus nehmen wollte; und hätte nicht Capitain Roß ein großes leeres Gebäude zu ihrer Aufnahme und Verpflegung gemiethet, ſo würden ſie in ihrem Elend umgekommen ſeyn.

Digitized by Google

Jetzt ereignete ſich ein unerwarteter ſehr verdrießlicher Vorfall. Der grauſenerregende Zuſtand, in welchem die Mannſchaft des „Biewforth“ angekommen war, die heftigen Stürme, mit denen wir auf unſerem erſten Ausflug zu kämpfen gehabt, und ein ausgeſprengtes Gerücht, der „Cove“ werde nicht lange die See halten — dies Alles hatte eine ſolche Wirkung auf die Mannſchaft, daß die Meiſten offen erklärten, ſie könnten ſich nicht entſchließen, vor Ablauf einiger Monate wieder in See zu gehen.

Sobald der Capitain dies vernommen hatte, verſammelte er die Mannſchaft auf dem Verdeck und hielt ihnen mit eben ſo vieler Feſtigkeit als Milde vor, wie grundlos ihre Befürchtungen ſeyen und welcher Makel ihnen künftig ankleben würde, wenn ſie ihre Mitbrüder einem entſetzlichen Schickſale preisgäben. Der Seemann auf Handelsſchiffen hat weit mehr Nachdenken, als der auf Kriegsſchiffen, und die Wirkung dieſer Ermahnungen war eben deshalb eindringlicher, als wenn Capitain Röß zu Drohungen ſeine Zuflucht genommen hätte.

Schon am nächſten Morgen lichtete man die Anker. Noch nie hatte die Mannſchaft des „Cove“ mehr Eifer, Thätigkeit und Heiterkeit gezeigt, als bei dieſer Gelegenheit. — — — —

Auf unſerer neuen Fahrt erfreuten wir uns bis in die erſten Tage des März einer günſtigen Witterung — dann aber kamen die alten Drangſale wieder. Der Wind drehte ſich nach Weſten und blies faſt ohne Unterbrechung 23 Tage lang, binnen welcher Zeit wir nur um 100 Engl. Meilen vorwärts kamen. Die gewaltigen Wind- und Wellenſtöße erforderten die ganze Thätigkeit und Aufmerkſamkeit der Mannſchaft, und dieſe beſtändigen Anſtrengungen in Kälte und Näſſe wirkten ſehr nachtheilig. Dazu kam noch, daß die Fugen des Verdeckes wegen der ſteten Erſchütterung des Schiffes bedeutend aus einander gegangen waren; von jeder Welle, die über unſer Fahrzeug hinwegſpülte, kam ein Theil in die Hangmatten der Mannſchaft; aber Alles wurde mit heiterer Geduld ertragen, und das Benehmen des Schiffsvolkes war wirklich über jedes Lob erhaben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Impressions of Italy. (Italiäniſche Eindrücke.) Von Lady E. S. Wortley. 10½ Sh.

Indian reminiscences. (Erinnerungen aus Indien.) Von G. A. Addiſſon. 14 Sh.

The gamblers dream. (Des Spielers Traum.) Roman in 3 Bdn. 31½ Sh.

Paynell — oder der Getäuſchte. Von M. Stapleton. 2 Bde. 21 Sh.

Türkei.

Eine Reiſe zu Waſſer von Konſtantinopel nach Ungarn.

(Schluß.)

Um drei Uhr Nachmittags paſſirten wir die Mündung des Flüßchens Timok, das die Gränze zwiſchen Bulgarien und Serbien bildet, und um eilf Uhr in der Nacht gelangten wir zu den Trümmern der berühmten Trajans-Brücke. Der Fluß iſt hier ungefähr 1100 Yard's breit. Die Pfeiler an beiden Seiten ſind noch vollſtändig erhalten, aber die Trümmer der Mittel-Pfeiler liegen unter dem Waſſer und erſchweren die Paſſage bedeutend. Um Mitternacht erreichten wir das elende Serbiſche Dorf Skala Kladova, die zweite Haupt-Station auf unſerer Fahrt. Das ſchöne Wetter hatte den Capitain beſtimmt, an dieſem Tage zwanzig Stunden zurückzulegen.

Wir brauchten von Galatz bis Skala Kladova fünf Tage. Der Aufenthalt, den das Einnehmen friſcher Kohlen mehrmals verurſachte, war unvermeidlich, da wegen des niedrigen Waſſerſtandes das Boot nicht vollgeladen werden durfte. Die Station bei Ruſtſchuk und die andere zwiſchen hier und Skala Kladova werden aus dem Banate von Temeswar mit vortrefflichen Steinkohlen verſorgt.

Von Drenkova, das ungefähr 60 Engl. Meilen höher ſtromanwärts liegt, bis in die Nähe von Skala Kladova fließt die Donau durch eine Reihe prächtiger Gebirgs-Päſſe. An einigen Stellen wird das Bett des Fluſſes durch Felſenriffe ſehr eingeengt, und gegenwärtig kann auf dieſer ganzen Strecke nur eine Art kleiner Kähne durchkommen, die von Ochſen gegen den Strom gezogen werden. Wir mußten demnach hier ausſteigen und unſere Perſonen nebſt Gepäck auf einige armſelige Ochſenkarren laden, die uns nach der etwa vier Stunden Weges entfernten Quarantaine-Station Orſova bringen ſollten.

Glücklicherweiſe fand ſich ein Privat-Fuhrwerk mit ein Paar guten Pferden, welches für unſere liebenswürdige Dame und ihren Vater gemiethet wurde. Ein Ungariſcher Herr und ich ſelbſt konnten ſie begleiten, und ſo hatten wir eine herrliche Spazierfahrt an den Ufern der Donau, die hier alle ihre Reize entfaltet. Ungefähr 15 Engl. Meilen oberhalb Skala Kladova, in einer Krümmung des Fluſſes, liegt das Eiland Orſova, welches von den Oeſterreichern befeſtigt und nachmals an die Türken wieder abgetreten wurde. Orſova iſt eine ſehr ſtarke Feſtung und hat, vom Ufer aus betrachtet, ein recht pittoreskes Anſehen. Der Boden ſteigt hier jählings, und zwar zu einer bedeutenden Höhe, an beiden Seiten der Donau, ſo daß rechts und links nur ſchmale Pfade am Fluß entlang gehen. Die Straße an der Serbiſchen Seite führt durch ein ſtarkes, in der neueren Zeit erbautes Kaſtell aus Ziegelwerk. Dieſes Kaſtell kann einem feindlichen Heere viel zu ſchaffen machen, da man nicht im Stande iſt, ihm mit Kanonen nahe zu kommen, ausgenommen von der ſchmalen Land-Straße und vom Fluſſe aus. Beide Punkte aber werden durch die mächtigen Batterieen des Kaſtells und der Inſel beſtrichen.

Etwa vier Engl. Meilen weiter gelangten wir zu dem kleinen, aber netten Orte Tekia, dem Ziel unſerer Reiſe am rechten Donau-Ufer. Während wir hier unſere Gefährten und unſer Gepäck erwarteten, ließ uns der Gouverneur zu ſich einladen. Wir wurden von deſſen Gemahlin, einer der ſchönſten Frauen, die ich ſeit meiner Abreiſe von England geſehen, ſehr gütig aufgenommen. Nachdem auch die Uebrigen eingetroffen waren, beſtiegen wir ſammt und ſonders ein großes häßliches Boot und ruderten der Ungariſchen Stadt Alt-Orſova zu, wo jeder unglückliche Reiſende aus Oſten auf den Verdacht hin, daß er verpeſtet ſeyn könnte, in die Quarantaine kommt. Nach kurzer Prüfung durch Aerzte und andere Beamte, die, während ſie ihr Amt verwalteten, in der ehrerbietigſten Entfernung blieben, eskortirte man uns mit aufgepflanztem Gewehr nach dem Lazarethe, das eine gute Viertelſtunde von der Stadt liegt. Hier wurden wir ohne Gnade eingeſperrt und von aller Communication mit der Außenwelt abgeſchnitten.

Das Lazareth von Alt-Orſova iſt geräumig und wohl eingerichtet. Der Gouverneur, ein ſehr liebenswürdiger alter Mann, bewies uns alle mögliche Aufmerkſamkeit; aber ein Kerker bleibt doch immer ein Kerker, und wären die Gitterſtangen von Gold. Erſt nach zehn Tagen (den 15ten) wurden wir unſerer Haft entlaſſen. Da das Dampfboot erſt am 17ten von Drenkowa abfuhr, ſo hatten wir Gelegenheit, die Bäder von Mehadia und die reizende Landſchaft kennen zu lernen. Auf einem Wagen mit drei und einem anderen leichten Fuhrwerk mit zwei Pferden fuhren wir etwa 15 Engl. Meilen an den Ufern eines kleinen Fluſſes entlang, deſſen klares Waſſer gegen das ſchlammige der Donau ſehr kontraſtirte. Es iſt unmöglich, die Schönheit des Panoramas, das ſich auf dieſer Spazierfahrt vor unſeren Blicken entfaltete, mit Worten zu beſchreiben. Die jähen Berge waren bis zum Gipfel mit Waldgebüſch in herbſtlicher Belaubung überwachſen. Ungeheure Felſenmaſſen, hin und wieder meilenlang ausgedehnt, ſtrebten oft kerzengerade einige hundert Fuß hoch, und rieſige Tannen ſchmückten ihre Häupter. Bedeutende Ueberreſte einer Römiſchen Landſtraße, welche dieſes Thal hinangeführt, waren noch ſichtbar. Die Bäder, ein öffentliches Etabliſſement, liegen in einer der wildeſten Schluchten dieſer wilden Gegend. Es ſind heiße Schwefelquellen von ungefähr 125° Fahrenheit, und der Badende muß warten, bis ſie ſich abgekühlt haben, da ſie durch Beimiſchung kalten Waſſers an Wirkſamkeit verlieren.

Den Bädern gegenüber ſtrömt der Fluß dicht an einem ſteilen Felſenberge, der von wilden Reben und anderen rankenden Gewächſen wie umſtrickt iſt. Die Abhänge am jenſeitigen Ufer treten etwas zurück und bilden hier einen ſchmalen flachen Raum, auf welchem ſechs oder ſieben ungeheure Gebäude errichtet ſind, die wenigſtens 200 vornehmen Ungarn und Oeſterreichern im Sommer einen comfortablen Aufenthalt gewähren.

Sehr angenehm war unſere abendliche Spazierfahrt nach Orſova. Hin und wieder erblickten wir zu beiden Seiten der Donau fruchtbare und ziemlich ausgedehnte Thäler mit ſchönen Weingärten, die an den Seiten der Berge hinangingen. Die Straße, welche eben ſo gut iſt, wie nur irgend ein Theil der Landſtraße von Bath nach London, führt faſt ununterbrochen bei Kirſchen-, Pflaumen- und Wallnuß-Baumpflanzungen vorüber. Der Frühling muß hier außerordentlich reizend ſeyn.

Den 16. Oktober um 4 Uhr Morgens machten wir uns in zwei leichten Korbwagen auf den Weg nach dem etwa 45 Engl. Meilen entfernten Drenkova, um dort unſer Dampfboot zu treffen.

Auf dieſer Strecke windet ſich der Fluß durch eine Reihe Felſenpäſſe, längs welcher man jetzt mit großer Mühe eine Straße baut. Da dieſe aber noch nicht paſſirt werden konnte, ſo fuhren wir auf einem abhängigen, am Ufer ſich ſchlängelnden Wege. Herrliche Gebirgs-Partieen in reicher Mannigfaltigkeit erſchloſſen ſich hier unſeren Blicken.

Gegen 9 Uhr Morgens kamen wir in ein ſchönes und ausgedehntes Thal, wo der Fluß das Anſehen eines gewaltigen, von hohen und dicht bewaldeten Bergen umgebenen Binnen-Sees hat. Wir verweilten hier einige Zeit in dem Oeſterreichiſchen Ingenieur-Etabliſſement Plaswibiwitzars, wohin die Regierung einige talentvolle junge Offiziere abgeordnet hat, die daſelbſt Pläne zur Verbeſſerung der Communication an dieſem ſo ſchwer zugänglichen Theile der Donau entwerfen.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir in Drenkova an, wo wir jedoch, zu unſerem Verdruſſe, kein Dampfboot vorfanden, da der außerordentlich niedrige Waſſerſtand daſſelbe genöthigt hatte, bei dem vier ſtarke Stunden entfernten Alibeg Halt zu machen. Nach kurzer Raſt fuhren wir daher weiter und erreichten das Boot endlich Abends 9 Uhr.

Der „Franz I.“, welcher uns ermüdete Wanderer aufnahm, iſt in demſelben Style erbaut, aber größer und bequemer eingerichtet, als die „Pannonia“. Er geht, wenn er befrachtet iſt, 3 Fuß 2 Zoll tief und hat zwei Maſchinen, jede von 36 Pferden Kraft. Um halb 5 Uhr des nächſten Morgens gingen wir unter Segel. An der Serbiſchen Seite bemerkten wir die Trümmer eines großen und ſehr ſtarken Kaſtells, das durch ſeine Lage den Fluß beherrſchte. Noch jetzt ſtehen acht große Thürme, die durch Mauern mit Zinnen verbunden ſind. Kaſtelle von ähnlicher Art ſtehen faſt auf jedem die Donau beherrſchenden Punkte von Belgrad aus bis zu ihrer Vereinigung mit dem Meere. Wir ankerten eine halbe Stunde vor Moldava, einer gewerbthätigen Stadt, wo ein Kohlen-Depot und eine Station für die Agenten der Societät ſich befindet. Nahe dabei und in geringer Entfernung vom Fluſſe ſteht das Griechiſche Kloſter Borlovich, ein ungeheuer weitläufiges Gebäude, in welchem ſich gegenwärtig 300 Mönche befinden.

Stadt und Schloß Semendea, wo wir um 2 Uhr vorüberfuhren, haben eine hübſche Lage an der Einmündung des Flüßchens Dſcheiava in die Donau. Das Kaſtell, in der Form eines aufgekrempten Hutes, kehrt ſeine gerade Seite dem Lande zu. Es deckt einen bedeutenden Raum und beſteht aus 27 großen viereckigen Thürmen in regelmäßigen Zwiſchenräumen, die durch ungemein ſtarke Wälle verbunden ſind. Von der Landſeite können dieſe Werke ihrer ganzen Ausdehnung nach beſchoſſen werden und ſind überhaupt keiner regelmäßigen Feſtung unſerer Tage an die Seite zu ſtellen; aber die bekannte Hartnäckigkeit der Türken im Vertheidigungs-Kriege machte ſie in einem ſolchen Fort immer noch furchtbar.

Der Theil von Ungarn, den wir hier vor uns hatten, das Banat

Digitized by Google

genannt, iſt eine ungeheure und ſehr geſegnete Ebene, bietet aber wenig Pittoreskes dar. Serbien dagegen iſt ein gebirgiges und gut bewaldetes Land.

Um halb 7 Uhr Abends hatten wir bei Mondſchein eine Ausſicht auf die Minarets von Belgrad, und bald nachher ankerten wir bei der Slavoniſchen Stadt Semlin, welche durch die Sava von Belgrad getrennt iſt. Zu unſerer großen Freude mußte das Dampfboot — ich weiß nicht, aus welcher Urſache — am 18ten bei Semlin vor Anker bleiben; denn dieſer Verzug erlaubte uns einen Abſtecher nach dem berühmten Belgrad. Zunächſt nahmen wir die erſtere Stadt in Augenſchein. Semlin hat breite, gerade, wohlgepflaſterte Straßen, ſchöne Kirchen und ein angenehmes Glockengeläute — es iſt eine Stadt von echt Europäiſchem Charakter. Die Läden waren alle mit Waaren verſorgt, und Produkte jeder Art konnte man wohlfeil und in Fülle auf den Märkten haben. Ich beſtieg einen Hügel im Weſten der Stadt, um die Trümmer eines alten Kaſtells zu beſuchen, das weiland dem Ungariſchen Patrioten Hunyady, dem Vater des Matthias Corvinus, als Schutzwehr diente. Es war einmal ein großes viereckiges Gebäude mit gewaltigen runden Thürmen in jeder Ecke; jetzt aber iſt es beinahe dem Boden gleich.

Die gütige Verwendung eines einflußreichen Ungariſchen Mitreiſenden verſchaffte uns Zutritt in Belgrad. Nachdem wir in Begleitung einiger Quarantaine-Beamten einen Arm der Donau hinabgeſchifft und über die Mündung der Sava geſetzt waren, landeten wir einmal wieder auf Türkiſchem Gebiete. Wir ſprachen zunächſt bei dem Oeſterreichiſchen Konſul ein, der uns freundlich begleitete und die Erfüllung jedes unſerer Wünſche erleichterte. Dann machten wir dem General Miloſch, Bruder des regierenden Fürſten von Serbien, unſere Aufwartung. Er empfing uns ſehr freundlich und ſtellte uns ſeiner Gemahlin und ſeiner hübſchen Tochter vor. Es war ein wunderlicher Anblick, uns durch die Straßen der Stadt marſchiren zu ſehen, begleitet von drei Männern mit langen Stäben, die jede andere Perſon, ſelbſt unſeren Freund, den Konſul, von uns entfernt hielten. Bei dem General durften wir auf hölzernen Stühlen ſitzen und wurden wir mit Pfeifen Taback u. ſ. w. bedient. Alles aber mußten unſere eigenen Aufwärter uns reichen.

In einer intereſſanten Unterhaltung mit unſerem verſtändigen alten Wirthe erfuhren wir, daß die Türken, obſchon vertragsmäßig nur im Beſitz der Feſtung, nach und nach viele von ihren Leuten in die Stadt Belgrad einſchmuggelten, was denn große Konfuſion erzeugte, indem zwei Arten von Rechtspflege, von polizeilicher Verfaſſung u. ſ. w. nothwendig wurden. Belgrad zählt 20,000 Einwohner, worunter 6000 Türken und 2000 Juden. Alle Uebrigen ſind Chriſten von Griechiſcher Konfeſſion. Der Palaſt des Prinzen Eugen und viele von den ſchönen Oeſterreichiſchen Bauten ſind jetzt im Verfall. Die Citadelle liegt auf einer majeſtätiſchen Felſenhöhe zwiſchen der Sava und der Donau; ſie iſt mit aller erdenklichen Kunſt befeſtigt, aber durch die Sorgloſigkeit der Türken und namentlich Juſſuf Paſcha's (des nämlichen, der Warna übergab) iſt Alles in Verfall gerathen. Selbſt die großen Waſſerbehälter ſind vernichtet, und aller Waſſerbedarf muß durch Pferde aus dem Fluſſe geholt werden. Nur wenige Kanonen ſind montirt, und dieſe wenigen haben ein ſchlechtes Anſehen. Die Niederung zwiſchen der Citadelle und der Vereinigung beider Flüſſe iſt ebenfalls durch mächtige Batterieen beſchützt, die alle Zugänge beſtreichen; aber auch hier ſahen wir Spuren von großer Vernachläſſigung. Die Garniſon, jetzt nur 600 Mann, exerzirte auf dieſem Platze unter dem Kommando Osman Bei's, des zweiten Sohnes des Paſcha's.

Nachdem wir Belgrad und dem Türkiſchen Gebiete ein letztes Lebewohl geſagt, kehrten wir auf das jenſeitige Ufer der Sava zurück, wo ein freundlicher Italiäniſcher Offizier in Oeſterreichiſchen Dienſten uns in ſeinem Wagen nach Semlin zurückfuhr. Am Abend deſſelben Tages ſahen wir eine Prozeſſion von Bauern in Gala-Kleidung, welche die Weinleſe feierten. Die Weiber ſchritten, Körbe voll Weintrauben tragend, voran und ſangen ein wildes nationales Lied; die Männer aber folgten und ſtimmten dann und wann in den Chor ein. Die Sonne ging wunderſchön unter, und die Wirkung des Ganzen war faſt bezaubernd zu nennen.

Wir kehrten auf unſer Dampfboot zurück und rüſteten uns zur frühen Abreiſe am folgenden Morgen nach Peſth, Preßburg und Wien.

(U. S. J.)

F r a n k r e i ch.

Zigeuner in Avignon.

Ein berühmter Schriftſteller ſagt irgendwo, daß es in Spanien hochadelige, hochgelahrte und hochromantiſche Städte gebe. Auch im ſüdlichen Frankreich finden ſich Orte, die einen wunderbar ernſten religiöſen Anblick gewähren und an die Zeiten des Ritterthums erinnern. Iſt Avignon zum Beiſpiel mit ſeinen Mauern, die überall mit dem Päpſtlichen Kreuz geſchmückt ſind, nicht eine prieſterliche Stadt zu nennen? Wenn man dieſe hohen ſchönen Mauern mit ihren in dem Blau eines reinen ſüdlichen Himmels ſchimmernden Kreuzen, dieſe Heiligenbilder, dieſe überall in Stein gehauenen Tiaren betrachtet, ſollte man nicht glauben, daß die Bevölkerung der Stadt noch jetzt, wie zu den Zeiten Petrarka's, aus Kardinälen, Domherren und Mönchen beſtehe? Aber dieſe Täuſchung ſchwindet, ſobald man in Avignon eintritt. Solche alte Städte erinnern freilich durch ihre antiken Gebäude, ihre ehrwürdigen Kirchen und ihre hohen dunkeln Thürme an eine ferne Epoche, deren Kennzeichen auf ihren bemooſten Mauern eingegraben ſind; aber kaum dringen wir weiter vor, ſo löſt ſich der Zauber, in den der Anblick der Stadt uns verſetzte, und ein eleganter junger Modeherr, den wir, mit einem Journal in der Hand, in irgend einem Kaffeehauſe treffen, führt uns, trotz der Päpſtlichen Schlüſſel und der hohen für eine Ewigkeit erbauten Thürme, auf unſere Zeiten und auf die Gegenwart zurück.

Nur in der Oper ſieht man dieſe alten Behauſungen, dieſe Gothiſchen Kathedralen, dieſe dunkeln Klöſter, mit ihren hohen Bogengängen, von einer Bevölkerung erfüllt, die wieder auferſtanden iſt, um dieſes Mittelalter von Pappe und Leinwand zu beleben und durch Koſtüm und Sprache den Zuſchauer in die Vergangenheit zu verſetzen.

Ich war indeſſen vor ungefähr einem Monate durch einen ſeltenen Zufall ſo glücklich, der Vorſtellung eines Dramas aus dem Mittelalter beizuwohnen, zu dem das Mittelalter ſelbſt die Decorationen ſowohl als die Schauſpieler geliefert hatte: jene waren wohl fünfhundert, dieſe hingegen vielleicht zwei- bis dreitauſend Jahre alt. — Wie bei den alten Griechiſchen Schauſpielen, beleuchtete anfangs die Sonne, ſtatt des Kronleuchters, die Scene; doch endigte das Drama bei dem Scheine von fünf bis ſechs ziemlich übelriechenden Lampen. Was aber die Decorationen betrifft, ſo fordere ich die Einbildungskraft der größten Maler heraus, ſchönere zu erfinden; ich fand ſie in dem großen Karthäuſer-Kloſter zu Villeneuve-Les-Avignon.

Der Miſtral übernahm die Partie des Orcheſters. Das iſt ein mächtiger Muſiker, dieſer Miſtral, vorzüglich wenn die Rhone ihm zum Inſtrumente dient. Er blies an dieſem Tage mit einer ſolchen Gewalt, daß die Erde in ihren Grundveſten zu erbeben ſchien. Der Weg zu meinem Theater führte über eine Brücke von Eiſendrath, die mit ungeheuren Pfeilern und Brückenmauern am Ufer befeſtigt war; aber dennoch ſchüttelte ſie der Miſtral wie ein Kinderſpielwerk hin und her. Es gehörte Kühnheit dazu, ſie jetzt zu betreten; ich ſetzte mein Leben aufs Spiel, aber eine Ahnung, die mich auch nicht betrog, flüſterte mir zu, daß in der Karthauſe von Villeneuve Ueberraſchungen meiner warteten, welche mich für alle überſtandene Angſt reichlich entſchädigen ſollten, und ich ſchritt dreiſt vorwärts, indem ich den Flußgott und den Miſtral bat, mich gnädig ans andere Ufer zu leiten.

Als ich in der Mitte der Brücke war, fing die Ouvertüre an. Es war eine hebräiſche Melopöe, deren Sinn mir vollkommen klar ward. Anfangs hörte ich klagende Töne, die den Seufzern der Verbannten glichen; dann wieder das ängſtliche Weinen von Kindern, die dem Arm der liebenden Mutter entriſſen worden; und auch dieſe herzzerreißenden Jammertöne hörten auf und machten einem bald ſanften, bald wilden Paſtorale Platz; ich hörte das ſilberne Geklingel der Glöckchen, das Blöken der Schafe, das Geſchrei des Waldeſels, und dann ſchien wieder der Sturmwind die Zelte der Auswanderer zu zerreißen und deren einzelne Stücke weit in die Wüſte zu entführen. Die Noten ſanken und ſchwollen wieder an: bald war es ein leiſe gehauchtes Piano, dann wieder das brauſendſte Fortiſſimo; man hätte glauben ſollen, daß die Muſik wild durch einander aus einem Abgrunde mit ehernen Wänden emporſtiege. Bibliſche Erinnerungen, die ſich von Babel und Sodom herdatirten, kreuzten ſich in dem koloſſalen Tonſtück, das der Miſtral und die Rhone den Päpſtlichen Thürmen gegenüber ausführten, und ich vergaß Angſt und Gefahr, indem ich auf die wunderbaren Melodieen lauſchte.

Die Ouvertüre war noch nicht zu Ende, als ich den Eingang des Kloſters erreichte, deſſen weite Ruinen auf einer von dem Fort St. André begränzten Anhöhe liegen. Ich betrat die Schwelle der alten Abtei und vertiefte mich in lange dunkele Korridore, deren Wölbungen ſich hier und da geſenkt hatten und dem Einſturze nahe ſchienen; überall triumphirten Zerſtörung und Verwüſtung, man ſah nichts als ungeheure Steinhaufen und Ruinen; der ganze Raum ſchien ein Schlachtfeld zu ſeyn, auf dem die Rieſen-Karthauſe doch endlich nach langem Widerſtande der Zeit und den Stürmen erlegen war, die mit vereinigter Kraft ihre Mauern umgeſtürzt hatten. An dieſem Tage ward das Kloſter mit ſeinen Trümmern zu einer gigantiſchen Orgel, aus welcher der Miſtral wunderbar mannigfaltige Töne zog. Wenn ein heftiger Windſtoß von oben ſenkrecht herab in die alte Kirche fuhr, ließ das mächtige Inſtrument das Rollen des Donners hören; aber wenn er ſich in den Bogengängen der Abtei verlor, verwandelte ſich dieſes Brauſen in ein leiſes Seufzen; aus dem Innern des Kloſters drang eine liebliche Muſik: es waren die vollen ſtarken Töne einer Orgel, und dann wieder die melodiſchen Klagen eines ſanften Weſtwindes. Die Karthauſe ſang in allen ihren Theilen, und aus allen ihren Oeffnungen ſtrömte eine großartige erhabene Melodie.

In einem kleinen finſteren Hofe waren die Schauſpieler des Dramas verſammelt. Die Nacht war während meiner Wanderungen durch die Ruine hereingebrochen, und einige ſchlecht brennende Kerzen verbreiteten über die Scene, die ſich jetzt meinen Blicken aufthat, ein magiſches Halbdunkel. Auf der den Hof umgebenden Mauer zeichneten ſich die Silhouetten der Schauſpieler in den bizarrſten Formen; ein junges Mädchen tanzte und ſang dabei in einer mir fremden unbekannten Sprache; ihre Modulationen waren ſanft und lieblich, und die übrigen Perſonen hatten einen großen Kreis rund umher gebildet, um ſie tanzen zu ſehn. Was würden die Leſer von „Notre Dame de Paris" darum geben, wenn ihnen nur einmal das Glück zu Theil würde, einer Esmeralda, ſo wie ſie der Phantaſie des Dichters vorſchwebte, zu begegnen? Und Victor Hugo's liebliches Geſchöpf gilt ja für unwahrſcheinlich und fabelhaft, weil man bis jetzt noch kein ſolches aus Luft und Strahlen gewebtes Weſen traf, das in den ſchmutzigen Straßen tanzen konnte, ohne ihr graziöſes Füßchen und ihr mit Flittern beſetztes Kleid im geringſten mit dem Kothe zu beſudeln. In der That hat ſeit dem Erſcheinen dieſes Romans noch keine von Straße zu Straße ziehende Tänzerin an jene liebliche Zigeunerin erinnert, die wirklich, der Schilderung des Dichters nach, faſt ein überirdiſches Weſen zu ſeyn ſcheint; gewöhnlich bräunt die Sonne den Teint dieſer Frauen, das unregelmäßige Leben höhlt ſchon früh ihre Wangen, und ſie flößen unter ihren verblichenen Stickereien und ihren idealiſchen, nur zu oft zerriſſenen Gewändern nichts als Mitleid ein. Mir aber war es vorbehalten, der wieder auferſtandenen Esmeralda zu begegnen: ja nur ein ſolches Weſen

Digitized by Google

konnte ſich der Dichter gedacht haben, das waren die ätheriſch leichten Bewegungen, das liebliche Geſicht, die bezaubernde Grazie, das Koſtüm jener Esmeralda, und in ihrer bizarren Umgebung erſchien auch mir die Afrikaniſche Tänzerin wie eine Lichtgeſtalt, wie ein überirdiſches Weſen.

Die Zigeunerin ſchwang mit Anmuth ein Tambourin über ihrem Kopf, deſſen Glöckchen, von dem lebhaften Tanze in Bewegung geſetzt, ein liebliches Geklingel hören ließen. Die Zuſchauer beobachteten das tiefſte Stillſchweigen; ich ſuchte mich mit den Kindern der Horde zu befreunden und ſchenkte ihnen einige Sous, die mir eine gute Aufnahme verſchafften, und gegen einen Pfeiler gelehnt, hörte ich mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf den melancholiſchen Geſang, mit dem die Tänzerin ihre Schritte begleitete. — Was aber ſang ſie? — Die Sprache, in der ſie ſich ausdrückte, hat in dem Wörterbuch der bekannten Idiome keinen Namen; auch war es mir unmöglich, aus den melodiſchen Tönen, die über die Lippen der Sängerin floſſen, den Inhalt des Liedes zu verſtehen, nur wenn ich die um ſie her ſitzenden Zuhörer genau beobachtete, glaubte ich, aus dem ſchnell wechſelnden Ausdruck ihrer wilden beweglichen Geſichtszüge den Sinn eines Refrains zu verſtehen, auf den der Arabiſche Komponiſt die durchſichtigen duftigen Verzierungen ſeines Rhythmus geworfen hatte. Wahrſcheinlich drückte dieſer Refrain den Schmerz des Exils, den Gram über die Verfolgung durch fremde Nationen, die Sehnſucht nach der fernen Heimath aus; denn ſo oft er wiederkehrte, drangen Thränen in die Augen der Zigeuner; aber es ſchienen nicht Thränen des Mitleids oder der Rührung zu ſeyn; der wilde Ausdruck ihres Geſichts verrieth nur Wuth und Rachſucht.

Die Trachten der Zigeuner waren fremdartig und grotesk; alle Welttheile hatten dazu beigetragen, ſie zuſammenzuſetzen. Das Koſtüm der jungen Tänzerin war vollkommen idealiſch, es gehörte keiner Nation an, und ſein phantaſtiſcher Schnitt entſprach dem Gewerbe und der Lebensweiſe derjenigen, die es trug; obgleich es mir vorkam, als ob das liebliche Weſen nur dieſen Stand ergriffen und ſich der Herde angeſchloſſen habe, um das traurige Leben derſelben zu verſchönern. Wenn man jedes einzelne Kleidungsſtück dieſer armen Leute muſterte, ſo konnte man errathen, wie viele Gegenden ſie durchzogen; denn jedes Europäiſche und Aſiatiſche National-Koſtüm hatte zu dem bizarren Anzug der Zigeuner irgend einen Theil geliefert. Der Caſtilianiſche Sombrero bedeckte den Kopf eines jungen kräftigen Mannes, der Türkiſche Turban den eines Greiſes; eine Frau hatte eine Andaluſiſche Mantilla umgeworfen, ihr kleiner Knabe verſchwand faſt in den weiten Beinkleidern, die er aus irgend einer Stadt der Halbinſel Morea mitgenommen, und ein junges Mädchen trug ein Franzöſiſches Kleid, das freilich ſchon hier und da durchlöchert war, aber doch noch die verblichenen Ueberreſte von Luxus und Eleganz zeigte. Als die Tänzerin einen Augenblick ruhte, richteten ſich Aller Augen auf mich; es lag in den Blicken dieſer Leute eine Miſchung von Kühnheit und Argliſt, von Demuth und Stolz, von Niedrigkeit und Entſchloſſenheit; man hätte Einige von ihnen für Juden, Andere für Araber halten können; es war mir, als ob ich in die Mitte eines Urvolks verſetzt wäre. Meine Augen fielen auf ein Kind, das von ſeiner Mutter genährt wurde und kaum ſechs Monat zählen konnte, aber es ſah mich mit einem ſo ſonderbar verſtändigen Ausdruck an, daß ich es anredete und ihm dabei ein Goldſtück zeigte. Dieſes Kind hatte Runzeln wie ein Greis und einen ſicheren feſten Blick; es lächelte und reichte mir ſeine Hand; aber dieſes Lächeln hatte nichts Unbeſtimmtes, nichts Liebliches, es glich dem der befriedigten Habſucht; aus den Zügen und Augen des Kindes ſprach eine ſo erſchreckende frühzeitige Reife des Geiſtes, daß ich meine Augen nicht von ihm abwenden konnte und keinesweges erſtaunt geweſen wäre, wenn es mit mir geſprochen hätte. So ſeltſam dieſe Erſcheinung auch iſt, ſo ſoll ſie doch bei dieſem Stamme keine ungewöhnliche ſeyn.

Als die Sängerin ihren Tanz und ihr Lied beendigt hatte, begann eine lärmende Unterhaltung unter den Zuſchauern; Italiäniſche, Engliſche, Spaniſche, Franzöſiſche und Provenzaliſche Worte kreuzten ſich mit Arabiſchen und Türkiſchen; und dann hörte ich wieder eine Sprache, deren Idiom mir ganz unbekannt war. Dieſe verſchiedenen Zungen erinnerten wahrlich an den Thurmbau zu Babel und ſchienen mir ein neuer Beweis, daß dieſes Volk ſchon in den älteſten Zeiten exiſtirt haben müßte.

Eine Frau redete mich Franzöſiſch an. — „Wer ſeyd Ihr?“ fragte ich ſie. — „„Wir ſind Zigeuner.““ — „Und woher kommt Ihr?“ fuhr ich fort. — „„Von allen Orten und aus allen Gegenden.““ — „Aus allen Gegenden?“ — „„Ja, mein Herr, unſere Schuhe ſind noch mit dem Staub aller Wege bedeckt; die Welt iſt unſer Vaterland, wir wandern von Ort zu Ort und gehen mitten durch Völker, die uns verabſcheuen. Man flieht uns, weil man uns fürchtet; alle Thüren ſchließen ſich, ſo wie wir uns nähern; die Hunde ſogar verfolgen uns mit ihrem Gebell; überall werden wir wie Feinde betrachtet.““ — „Und wißt Ihr nicht, woher Ihr ſtammt, in welcher Gegend Euer Vaterland iſt?“ — „„Wir ſtammen von den Römern ab; denn in unſerer Sprache heißen wir Rumani, nur Ihr habt uns den Namen „Zigeuner“ gegeben.““ — „Weder Euer Weſen noch Eure Geſtalt erinnert an die Römer“, erwiederte ich, „viel eher will ich glauben, daß Eure Ahnen ſich Rumani genannt haben, um ſich mit einem berühmten Namen zu ſchmücken.“ — „„Das iſt möglich, mein Herr, auch ein gelehrter Sibirier ſagte es mir einſt.““ — „So giebt es in Sibirien auch Gelehrte?“ — „„Es war ein vornehmer Ruſſe, den ſein Kaiſer in jenes traurige Land verbannt hatte, er beſuchte uns auf dem Jahrmarkt von Irkutzk, und ich fragte ihn, ob er ſeine Zukunft wiſſen wolle; lächelnd reichte er mir die Hand; die verſchlungenen Lineamente derſelben verkündeten einen nahen Tod; ich ſagte ihm, daß er nach drei Tagen ſterben werde, und meine unglückliche Prophezeiung iſt eingetroffen; denn als er am dritten Tage in einem Walde Kräuter ſammelte, ward er von einem weißen Bären getödtet.““ — „Ihr habt in Euren Geſichtszügen und Euren Manieren nichts von einer Zigeunerin“, fuhr ich fort, „Ihr ſeyd der Franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig, gehört Ihr denn auch zu dieſem Stamme?“ — Die Frau ſah mich mit einem Blicke an, der mich die ganze Indiscretion meiner unvorſichtigen laut ausgeſprochenen Frage fühlen ließ. Einen Augenblick ſpäter, als der Geſang aufs neue begonnen hatte, flüſterte ſie mir zu: „„Ich bin Franzöſin, aber die Frau eines Zigeuners; meine Lebensgeſchichte iſt auf dieſen Blättern niedergeſchrieben; nehmen Sie ſie, aber bewahren Sie ſie ſorgfältig auf.““ Ich verbarg ſchnell das Papier, und die zur Zigeunerin gewordene Franzöſin ſchilderte mir jetzt mit den lebhafteſten Farben ihr trauriges Vagabundenleben. Ihre wilden Gefährten hatten einen Geſang angeſtimmt, der einem Geheule glich und in den Wölbungen des alten Kloſters unheimlich wiederhallte; wir konnten unbemerkt unſere Unterhaltung fortſetzen. „„Die Zigeuner““, ſagte ſie, „„ſind die Beduinen der civiliſirten Gegenden; dieſe leben frei und ſchweifen in ihren Wüſten umher, wir ziehen durch Eure Städte, lagern uns auf Eure Felder und brechen des Morgens das Zelt ab, das wir den Abend vorher erſt errichtet haben. Woher kömmt es, daß die Obrigkeit uns ungehindert von Ort zu Ort wandern läßt, daß es noch keinem Prokurator des Königs einfiel, uns als Landſtreicher feſtzunehmen? Wir beſitzen weder Geld noch Gut, ein einziges Maulthier oder ein Eſel transportirt das Mobiliar einer ganzen Familie; wir haben kein Gewerbe, die Hände unſerer Männer und Söhne ſind zu jeder Arbeit untüchtig; wir Frauen ſind Wahrſagerinnen, oder wir ſingen und tanzen, unſere Männer leben von den kleinen Gaben, die uns geſpendet werden, und beſchützen uns auf unſeren Reiſen. Wir durchwandern Gegenden, wo die Vagabunden den härteſten Strafen ausgeſetzt ſind, und doch wagte noch kein Häſcher unſeren Zügen Einhalt zu thun und uns ins Gefängniß zu ſetzen. O! wir würden auch unſere Hirnſchädel gegen die Eiſengitter des Kerkers zerſchmettern, denn wir bedürfen der Luft, der freien und reinen, die man in dem weiten unendlichen Raume mit voller Bruſt einathmet; die dumpfe Atmoſphäre Eurer Städte würde uns erdrücken. Vielleicht ſchont man unſerer, weil man nicht die Trümmer eines ſo alten Stammes vernichten will, eine Art von abergläubiſcher Verehrung umgiebt uns, und iſt es nicht für die meiſten Menſchen ein intereſſantes und wunderbares Schauſpiel, wenn ſie ſo die Reſte einer primitiven Geſellſchaft, die ſeit mehr als 3000 Jahren, trotz aller Berührung mit civiliſirten Völkern, ganz unverändert geblieben iſt, von Stadt zu Stadt wandern ſehen? In meinen Adern fließt durchaus kein Zigeunerblut. Als ich ſechzehn Jahr alt war, traf mich ein gräßlicher Unglücksfall, ich wollte mit der Welt brechen und hatte nicht den Muth, mich zu tödten, wohl aber Kraft genug, um ein Nomadenleben zu ergreifen, deſſen aufregende Zerſtreuung und Abwechſelung wohlthätig auf mein Gemüth wirkte. Ich mußte mich einem langen Noviziat unterwerfen, ehe die Zigeuner mich in ihre Horde aufnahmen und in ihre Geheimniſſe einweihten, aber meine Ergebung, die mannigfaltigen Dienſte, die ich ihnen leiſtete, die Treue, mit der ich an dem Gatten hing, den ich, den Gebräuchen des Stammes nach, unter den Zigeunern wählen mußte, der Muth, mit dem ich alle Entbehrungen und Anſtrengungen ertrug, erwarben mir bald die Liebe der ganzen Horde. Ich machte in der Wahrſagekunſt ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ich jetzt eine ihrer erſten Zauberinnen bin.““

Als die Zigeunerin dieſe Worte ſprach, hatte ich wahrlich Mühe, mich zu erinnern, daß ich ſie den 7. Dezember 1836 hörte; denn nichts um mich her rief mir unſer Zeitalter mit ſeiner hohen Civiliſation zurück. Die Nacht hatte mich in einem alten Kloſter überraſcht; zwar fand ich dort keine weiß gekleidete Mönche, aber Leute von einem älteren Geſchlechte als ſie, und in ihrer Mitte eine Frau, die ſich mit Leib und Seele jenem halb wilden Stamm ergeben hatte, die mir ganz ernſthaft ſagte, daß ſie eine der erſten Zauberinnen der Horde ſey.

Die Poeten und Schriftſteller haben Unrecht, wenn ſie ſich über das gänzliche Hinſterben des Mittelalters beklagen. Ohne Zweifel exiſtirt es nicht in unſeren Hotels, auf unſeren Boulevards und in unſeren glänzenden Soireen, aber dennoch iſt es nicht ganz aus Frankreich verſchwunden. An jenem Tage, wo ich einer Esmeralda begegnete und mich mit einer Wahrſagerin unterhielt, fühlte ich ſein Wehen; es war mir, als ob die grauen Ruinen der Karthauſe von Villeneuve ſpottend auf unſere Zeiten herabſähen. (L. M.)

Mannigfaltiges.

— Das Leben Alcuin's. Eine Dame, Miß Jane Mary Slee, hat das gelehrte Werk unſeres Landsmannes, Herrn Profeſſor Friedrich Lorenz, ins Engliſche überſetzt.*) Alcuin, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Karl's des Großen, war bekanntlich ein Engländer, und die Schule zu York, die er bei ſeinen gelehrten Einrichtungen in Frankreich ſtets als Muſter betrachtete, ward auch noch in ſpäteren Jahren zu wiederholten Malen von ihm beſucht. Es iſt daher wohl zu verwundern, daß die Engländer, eben ſo wie die Franzoſen, die dem thätigen Alcuin ihre älteſte wiſſenſchaftliche Kultur verdanken, erſt durch einen Deutſchen über ſein Leben belehrt werden müſſen.

— Auch ein Juſte-Milieu. Der bekannte Miniſter Horace Walpole ſchreibt in einem ſeiner kürzlich in England geſammelt erſchienenen Privatbriefe: „Zu Cromwell's Zeit gab es hier einen Florentiniſchen Geſandten, der mit großer diplomatiſcher Vorſicht an ſeine Regierung berichtete: Einige behaupten, der Protektor ſey todt, Andere ſagen, er lebe noch; was mich betrifft, ſo glaube ich weder das Eine noch das Andere.“

*) The life of Alcuin. By Dr Fr. Lorenz. Translated from the German by Jane Mary Slee. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 24. Berlin, Freitag den 24. Februar 1837.

Frankreich.

Die Franzöſiſche Philoſophie unſerer Zeit.

(Nach der Bibliothèque Universelle.)

Der Stand der Philoſophie in einem Lande läßt ſich aus zwei weſentlich verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten: nämlich, entweder will man wiſſen, wie ſich die Philoſophie äußerlich manifeſtirt und welche Verbreitung ſie gewonnen hat, oder man will in ihr inneres Leben, in die Gründe ihrer Entwickelung und ihres Fortſchrittes Einſicht gewinnen. Im erſten Falle lautet die Frage: wie weit und in welchem Grade iſt die Philoſophie populair geworden, im anderen Falle: wohin iſt ihre Entwickelung als einer Wiſſenſchaft gediehen? Wer Antwort ſucht, der begebe ſich im erſten Falle in die zahlreiche Geſellſchaft der Gebildeten, unter das intelligente Volk, und ſehe zu, wie die Philoſophie in dieſen Kreiſen aufgenommen wird; oder er ſuche im zweiten Falle Eingang in den wenig zahlreichen Kreis der wiſſenſchaftlichen Denker, an deren geiſtige Wirkſamkeit aller wahre Fortſchritt der Philoſophie gebunden iſt. Dieſe zwiefache Betrachtungsweiſe iſt übrigens unerläßlich; denn die Differenz zwiſchen den beiden bezeichneten Sphären iſt in jeder Hinſicht bedeutend, und man würde fehl gehen, wenn man aus Beobachtungen, die für das eine Gebiet gelten, Schlußfolgen auf das andere ziehen wollte. Es iſt möglich, daß eine Nation Philoſophen zählt, deren Forſchungen die intellektuelle Wiſſenſchaft ungemeine Fortſchritte verdankt, ohne daß außerhalb ihrer Studirezimmer und außerhalb des Kreiſes ihrer nächſten Schüler eine Bewegung, ein Intereſſe für die Philoſophie erwachte. Es iſt andererſeits möglich, daß die Philoſophie in einer Nation ſehr viele Köpfe einnimmt, ſehr viel Antheil, viele Wißbegier rege macht, und daß trotz dem ihr innerer Fortſchritt ſich auf nichts reduzirt. Um es kurz zu ſagen, die Philoſophie kann in die Breite, ſie kann in die Tiefe wachſen, aber eins hängt mit dem anderen nicht zuſammen. Wir wollen uns daher nach Raum und Kräften beſcheiden und uns hier zunächſt auf die eine Hälfte der Betrachtung beſchränken. Es ſoll demnach im Folgenden von der populairen Ausbreitung und Geltung der Philoſophie die Rede ſeyn, natürlich das Wort populair in ſeiner beſten und höchſten Bedeutung genommen.

Der Leſer verſetze ſich, wenn er es kann, eine Weile in die Zeit vor der Franzöſiſchen Revolution, in das ablaufende 18te Jahrhundert, zurück. Damals ſchien eine neue Aera für die Philoſophie aufzugehen, eine Zeit lebendigen Fortſchrittes und äußeren Erfolges. Eine nicht geringe Zahl von Denkern trat mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, Verſuchen und Forſchungen hervor und ſchien einen fruchtbaren Kern, einen ſtarken organiſchen Mittelpunkt für die intellektuelle Wiſſenſchaft abgeben zu wollen. Aus Frankreich waren ſeit einem halben Säkulum die ausgezeichnetſten Beobachter und Dolmetſcher der Natur in allen ihren Reichen hervorgegangen; jetzt, ſo hoffte man, würden auch die Räthſel des Menſchengeiſtes von Frankreich aus ihre befriedigende und glänzende Deutung gewinnen. Die beredteſten Lehrer, Schriftſteller voll Talent und Gewandheit ſaßen und ſchrieben inmitten einer aufhorchenden Jugend; da wurden alle Fragen erörtert über das Wiſſen des Menſchen von ſeiner Seele, über die Geſchichte und den Wechſel der philoſophiſchen Meinungen, über Menſchenrecht und Menſchenpflicht. Es war vielleicht kein tiefer, kein höchſt umfaſſender, aber doch gewiß ein anziehender, nützlicher, heilſamer Unterricht, eine Vorbereitung für die ernſteren Aufgaben des Denkens. Noch waren die Geiſter in der großen Mehrzahl nicht gewöhnt und geübt, ihr Augenmerk auf die höchſten, überſinnlichſten Objekte der reinen Intelligenz zu richten; der Lehrer mußte zu ihnen hintreten, ſich auf gleiche Höhe mit ihnen ſtellen, ihr Faſſungsvermögen zur Philoſophie heranbilden. Für ſich abgeſondert betrachtet, mochte es wenig ſeyn, was im 18ten Jahrhundert für die Philoſophie gewirkt wurde, aber es war ſehr viel im Vergleich mit früheren Zeiten, es war ein großer, erſter Schritt auf einer Bahn, die man ſeit vielen Menſchenaltern nicht betreten.

Leider hat es ſich gezeigt, daß die an ſolchen Anfang geknüpften Hoffnungen voreilig geweſen; nicht allein iſt die Erfüllung ausgeblieben, ſondern, wenn man ſich in der Gegenwart umſieht, ſo findet man, daß man auch den Hoffnungen auf lange Zeit hinaus Valet ſagen muß. Die Fundgruben der Philoſophie ſtehen verlaſſen; nur wenige Denker arbeiten in der Einſamkeit, und es ſtört ſie faſt Niemand in ihrem Fleiß, als eine gewiſſe Klaſſe von Charlatanen, die mit Philoſophie prunken wollen. Ueberall ſonſt herrſcht Gleichgültigkeit, und wo dieſe überwunden oder nicht eingedrungen iſt, da regt ſich der Unſinn. Alles, was für die Philoſophie geſchieht, reduzirt ſich ſomit auf die vulgairen Formeln, die man den Schülern in den Klaſſen vorträgt, auf ſchale Verſuche von Dilettanten und auf einige wenige Bücher voll Gelehrſamkeit, die man nicht lieſt. Keine Spur mehr von dem Eifer, dem Fleiß, der Strebſamkeit, womit früher die Geiſter ſich um das Panier der Geiſteswiſſenſchaft drängten; da iſt Alles zerſtoben und zerſtreut, andere Paniere ſind aufgeſteckt; der Glanz der philoſophiſchen Studien iſt vor dem Glanz der ſogenannten Juli-Sonne ganz und gar erblichen. Dies iſt ein Umſtand, der näher [illegible] zu werden verdient.

Offenbar iſt die Revolution des Jahres 1830 ihren Ergebniſſen nach weit mehr eine ſociale, als eine politiſche geweſen; von Tage zu Tage wird dies offenbarer. Man darf nur die gegenwärtigen Zuſtände betrachten und bedenken, wie wenig die Verfaſſung verändert iſt und wie ſehr die Sitten. Wenn eine Revolution ſo plötzliche und merkwürdige Veränderungen in einer Geſellſchaft zu Wege bringt, ſo muß ein bedeutendes Element, eine entſchiedene Kraft und Tendenz dieſer Geſellſchaft von ihr erfaßt und umgewandelt worden ſeyn. Das philoſophiſche Beſtreben war zur Zeit der Reſtauration beinahe in die Sitten eingedrungen, es hatte ſich der Jugend bemächtigt, ihre Liebe und Neigung gewonnen; kein Wunder, wenn die Philoſophie auf das entſcheidendſte von einer Revolution berührt worden iſt, welche Jugend und Sitten verwandelt hat. Und zwar konnte dieſe Berührung nicht anders als ſchädlich ſeyn; ſie mußte in ihren Folgen die Philoſophie aufs tiefſte beeinträchtigen.

Unter welchen Umſtänden, mit welchem Charakter iſt denn jene philoſophiſche Tendenz aufgetreten, der ſich unſere Jugend im letzten Drittel der Reſtaurationszeit ſo eifrig ergab? Sie gehörte als ein Theil zu der Summe von offenen oder geheimen Oppoſitions-Beſtrebungen; ſie gehörte zu den tauſend Waffen, womit man die Regierung Alt-Bourboniſchen Styles und die Kaſten-Anſprüche des Adels und der Prieſterſchaft bekämpfte. Die geiſtige Bewegung lief vielleicht nicht auf das Reſultat einer Revolution hinaus, aber ſie verlief ſich in dieſem Reſultat. Die intellektuelle Wiſſenſchaft ſtand zum Kampf in Reihe und Glied neben anderen, die ihr gleich oder wohl über ſie geſchätzt wurden. Auf allen Punkten ging der eifrige und glückliche Widerſtand in den Angriff über, und ſo wurde auch die Philoſophie nicht aus uneigennütziger Wißbegier um ihrer ſelbſt willen ſtudirt, ſondern man wollte ſie zum Angriff handhaben lernen; die Geiſter ſollten frei werden, um ſich nicht in den Zwang der beſtehenden Ordnung zu fügen. Man verſchwor ſich mit den Wiſſenſchaften gegen das Bourboniſche Regiment, zuerſt mit der Geſchichte, zuletzt auch mit der Philoſophie.

Nun ſollte man meinen, wenn die Philoſophie ihr Schärflein zu dem großen Revolutions-Werke beigetragen, ſo hätte ſie von dem Ergebniß ihren Nutzen haben ſollen. Sie hatte die Emancipation herbeiführen helfen, ſollte ihr nicht die neue Freiheit vor allen anderen zu Nutze kommen? — Lehrer und Schüler hatten im Kampfe ihren Mann geſtanden und ſich in die Kriegs-Disziplin geſchickt; nun, ſollte man meinen, würden ſie in dem eroberten Lande der Freiheit mit Ehren Grund und Boden gewinnen und ſich ihrem Werke mit erneuetem Eifer zuwenden. Das Feld war offen; was ſie früher hinderte, war geſtürzt, bei Seite geſchafft; nun alſo vorwärts! Juſt das Gegentheil geſchah. Die Anführer der bisherigen philoſophiſchen Bewegung ſtürzten ſich urplötzlich in eine neue Laufbahn, die ihnen früher verſchloſſen geweſen, und verfolgten dieſen Weg mit ſolcher Haſt und ſolchem Eifer, als hätten ſie nie etwas Anderes erſehnt und erſtrebt. Sie wendeten ſich, vielleicht nur für einige Zeit, vielleicht auch für immer, von den Bahnen ihres früheren Ruhmes; ſie hingen, wie jener Gladiator bei Horaz, ihre Waffen im Tempel des Gottes auf und gingen anderen Künſten nach. Früher befanden ſie ſich außerhalb des thätigen Lebens, da wandten ſie ſich einſtweilen an die Wiſſenſchaft, zur Aushülfe; ſie wurden Philoſophen ad interim und gingen von Anfang an mit dem edeln Vorſatz um, eines Tages ein großes Opfer zu bringen und ihre geiſtig wiſſenſchaftliche Stellung für Rang und Aemter hinzugeben. Wer weiß, vielleicht hatten ſie eine Ahnung, daß Ehre und Erfolg, unter günſtigen äußeren Umſtänden erworben, ihnen nach ſolchem Umſchwung der Dinge nicht mehr treu bleiben würden. Geiſtreichen Männern war von jeher ein glücklich treffender Inſtinkt der Eitelkeit nicht fremd, und Vielen kam die Weisheit früh genug, daß ſie die Welt gerade noch verließen, ehe die Welt ſie verließ.

Und doch, welch hoher Beruf war ihnen aufgethan, wie edel, wie mächtig konnten ſie wirken! Woran fehlte es ihnen? An Talent, gewiß nicht; vielleicht an Geſinnung, an Muth. Sie fanden ſich durch Glück und Erfolg in der ſchönſten Stellung; was ſie zu thun hatten, das mußte ihr Gewiſſen ihnen ſagen, und ſie konnten ſich dem gewachſen fühlen, es rüſtig angreifen. Sie hatten die Geiſter nach ſich gezogen auf den Wegen des freien Denkens, der philoſophiſchen Emancipa-

Digitized by Google

tion, — ſie hatten der Jugend, vielleicht zu voreilig, die ſcharfen Waffen der Unterſuchung in die Hände gegeben; ſie hatten den Trieb geweckt, jetzt lag ihnen ob, ihn zu zügeln, zu mäßigen, in geſunde Bahn zu leiten. Sie für ihre Perſon kamen zum Beſinnen und hielten inne; aber ſie hätten wiſſen ſollen, daß ein Strom in ſeinem Zuge nicht von ſelbſt ſtill ſteht. Hatten ſie keine Ahnung, wohin er ſich verirren könne? Heute freilich wiſſen wir Alle, wohin die vorſchnell emanzipirten Geiſter gerathen ſind, wie weit ſie ſich in Zügelloſigkeit, in Unſittlichkeit, in raffinirte Geiſtesſchwelgerei verirrt haben.

Hier müſſen wir einhalten, wir dürfen gegen jene ausgezeichneten Männer nicht ungerecht werden, wir dürfen nicht ihnen allein ein übertriebenes Maaß der Schuld aufbürden. Die Lehrer traten zurück und ſchwiegen, aber auch die Schüler zur ſelben Zeit wurden gleichgültig und blieben davon. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob die Meiſter den Jüngern oder die Jünger den Meiſtern früher den Rücken gekehrt; Mancher, den die Einſamkeit rings um ſeinen Lehrſtuhl entmuthigte, hat ſich dann erſt am Ehrgeiz wieder aufzurichten verſucht. Die jungen Geiſter, nach Thätigkeit dürſtend, von der Reſtauration mit halber Mißgunſt angeſehen und argwöhniſch zurückgewieſen, dieſe Alle ſahen mit einem Male, am Tage nach der Revolution, tauſend Bahnen weltlichen Vortheils und äußerer Ehre geöffnet, und Jeder, der am Kampfe Theil genommen, ſtreckte die Hand aus nach ſeinem Antheil an der Siegesbeute. Wer hätte ihnen zumuthen ſollen, ſich in Speculationen über das Weſen der Intelligenz zu vertiefen, während ſie ſelbſt mit aller ihrer Intelligenz vollauf beſchäftigt und angeſtrengt waren, ihres Vortheils wahrzunehmen und eine Stellung im Staate, in der Geſellſchaft zu erringen? Alle wißbegierige Forſchungen über das verborgene Weſen der Seele, über die urſprünglichen Thatſachen des Bewußtſeyns wurden bei Seite geſchoben, jetzt galt es, ſich die neue Organiſation der Geſellſchaft zu Nutze zu machen, wodurch jeder Fähigkeit und Tüchtigkeit der Weg zu ſicheren Erfolgen geöffnet war; es galt, alles Vermögen und alle Kraft des Geiſtes auf's Schleunigſte für die Gegenwart zu verwenden, um eine vortheilhafte, einflußreiche, glänzende Stellung in der Welt zu erobern. Da erſchien der ungeduldigen Jugend alle Beſchäftigung mit ſpekulativen Wiſſenſchaften nur wie ein unnützer Aufenthalt. Wer mag ihr's verdenken? Nicht die geläuterte Gedankentiefe, ſondern das praktiſch gewandte Talent hat in Frankreich und wohl überall von jeher gegolten. Wenn Ihr nur zur rechten Zeit klug und zweckmäßig handelt, ſo wird wenig danach gefragt, wie es mit Euren Anſichten und Eurem Denken beſchaffen ſey. Die Revolution bebte, im äußeren Leben ſowohl als in den Gemüthern, mit ſtarken und erſchütternden Schwingungen nach; da war nirgends eine feſte Ordnung, Sicherheit und Stätigkeit; alle beſtehende Verhältniſſe ſchienen auf's Neue in Frage geſtellt. In ſolcher Zeit drängen ſich die poſitiven und materiellen Intereſſen mit Macht in den Vordergrund; die unruhige Sorge für das Nächſtliegende nimmt die Geiſter dermaßen in Anſpruch, daß ſie nicht Ruhe noch Muße finden, den Lehren der Philoſophie aufzumerken. Inmitten dieſer brauſenden Gährung, wo der Wettſtreit der Intereſſen, wo Leidenſchaft, Furcht, Aengſtlichkeit, erlaubte und unerlaubte Wünſche in allen Richtungen durcheinanderfahren, war allerdings keine Ruheſtatt, geſchweige denn ein Katheder für die Philoſophie herzuſtellen. Und dennoch bleiben wir bei unſerer Behauptung, daß es unrecht, daß es eine ſchwere Pflichtverſäumniß von Seiten der Bekenner der Philoſophie war, den Kampf mit den verwirrenden Mächten des Tages ganz aufzugeben und ſich ſtill bei Seite zu halten. Denn allerdings war ein Terrain vorhanden, wo ſie mit der Ausſicht auf ein wohlthätiges und gemeinnütziges Wirken auftreten konnten.

Der Leſer wolle ſich nämlich erinnern, daß es, wo nicht zweierlei Philoſophieen, doch zweierlei Arten giebt, wie die Philoſophie auftritt und ſich geltend macht. Einmal als reine Wiſſenſchaft, Theorie, Speculation, als tiefes abſtraktes Studium des menſchlichen Geiſtes; hier bedarf es der geduldigen, angeſtrengten, in ſich gekehrten Forſchung; hier bedarf es der ſtillen Sammlung des Geiſtes, um die überſinnlichen Eingebungen, die Offenbarungen des inneren Menſchen zu vernehmen. Inmitten der Störung und Verwirrung des öffentlichen Weſens, wo das moraliſche Selbſt nach allen Seiten anzukämpfen und ſich feindlicher Einflüſſe zu erwehren hat, ſo daß es unvermeidlich und ungeachtet ſeines Widerwillens in den Kampf der Tagesgeſchichte hineingezogen wird, — da vermag Keiner, ſich mit Andacht in die Innerlichkeit des Geiſtes und Gemüthes zu verſenken und aus tiefſtem Bewußtſeyn heraus die Grund-Phänomene ſeines Erkennens und Wollens, den Urſprung der Triebe und die Gründe aller Pflicht zu deuten. Dies iſt ein enges und heiliges Gebiet, welches den Denkern zu eigen gehört und dem ſich niemals, auch in Tagen der Ruhe nicht, geſchweige denn in Zeiten des Kampfes, das Intereſſe der lauten Welt zuwenden kann. Es giebt aber ohne Zweifel eine praktiſche Geltung und Wirkung der Philoſophie, und dieſer ſteht ein weiteres Feld offen, ein ſo wohlgelegenes, ſo vielfach nutzbares Feld, daß wir es ſchwerlich billigen können, wenn man die feindlichen Umſtände, die Verwirrung, die Bedrängniß des äußeren Lebens zum Vorwande nimmt, die Hände in den Schooß zu legen.

Nein, unter keinen Umſtänden, ereigne ſich was da wolle, ſoll man auf dieſe Einwirkung der Philoſophie in das Leben verzichten. Was ſoll man von Eurer Wiſſenſchaft des menſchlichen Geiſtes denken? Iſt ſie ſo elend, ſo dürftig, ſo kraftlos, daß ſie nichts vermag, daß ſie müßig und regungslos zuſchaut, wenn der Menſch mit ſeinen geiſtigen Kräften und mit ſeinen Begierden über Maaß und Gränze und Sitte hinaus ſtrebt? Gerade wenn der Menſch Eurer Wiſſenſchaft am meiſten bedarf, wenn ſie ihn vor Verwirrungen, Uebereilungen, Ausſchweifungen behüten ſoll, läßt ſie ihn gerade dann mit Achſelzucken im Stich? O pfui über ein ſo hohles, leeres, erbärmliches Wiſſen, über Eure aufgeſpeicherten, dürren, unfruchtbaren Abſtractionen, über Eure Syſteme und Nomenklaturen, wenn Ihr Geiſt und Herz nicht anders zu erforſchen wißt, als wie der Anatom Leichen zerlegt und präparirt. Schmach über Eure Philoſophie, wenn ſie nur mit Schattenbildern umzuſpringen weiß, wenn ſie ſich zum Voraus beſiegt, entwaffnet und verloren giebt, ſobald ihr zugemuthet wird, ſich mit der Realität, mit dem Leben zu meſſen. Es iſt fürwahr eine ſchnöde Unwiſſenheit, zu meinen, es ſey bei der Philoſophie keinerlei Hülfe gegen das Schlimme in der Zeit zu finden; glaubt Ihr aber an ihre Kraft und getraut Euch nicht, Gebrauch davon zu machen, das wäre noch viel ſchlimmer, das wäre Feigheit.

Womit befaßt ſich denn Eure Wiſſenſchaft? Welches iſt ihr Gegenſtand? Der Menſch ohne Zweifel, der Menſch und ſein geiſtiges Vermögen. Dazu gehört denn, daß Eure Betrachtung den Menſchen ganz umfaſſe, in allen Beſtandtheilen und in allen Aeußerungen ſeines Weſens. Das Erkennen, das Wollen, das Handeln, die Sitte, die Leidenſchaft, das Recht, die Pflicht, wo iſt denn das Alles zu finden? Ich denke doch, in der wirklichen Welt, in der Erſcheinung des Individuums, der Familie, der Geſellſchaft, des Staates, des hiſtoriſchen Ganzen der Menſchheit. Wenn Eure Prinzipien, Eure Regeln, Eure Sätze hierher nicht paſſen, hier nicht gelten, wenn ſie auf keine Lebensſphäre, auf kein Individuum, auf keine Gemeinſchaft von Individuen Anwendung finden, wenn die Richtigkeit und Weisheit Eurer Conceptionen ſich im Wechſel der Erſcheinungen nicht bewährt, was iſt dann Euer Wiſſen und Eure Lehre? Die Philoſophie muß ſich unſeren Zuſtand, die Organiſation unſerer Geſellſchaft, wie ſie einmal iſt, gefallen laſſen; ſie muß ſich daran anſchließen und von der Gegenwart aus weiter ſtreben. Woher ſoll ſie des Lebens theilhaftig werden, wenn ſie jeder Berührung mit den konkreten Geſtaltungen des Lebens ausweicht?

Wir wiſſen wohl, unſere Anforderungen ſtellen die Philoſophie auf eine ſchwere, auf eine gefährliche Probe. Es läßt ſich freilich in der Welt des Abſtrakten, des rein Intellektuellen, leichter mit den Prinzipien operiren, als in einem Leben voll thätigen und ſpröden Inhaltes. Der Philoſoph kann ſeine Sätze und Formeln in ſchönſter Ordnung aufmarſchiren laſſen; ſie nehmen ſich trefflich aus, ſie exekutiren jedes Kommando auf das Genaueſte, wie Paradeſoldaten auf dem Exerzierplatz; aber in der Wirklichkeit, auf dem Schlachtfelde, da ſtehen ſie dem Anfall nicht, da ſchwanken und brechen ihre Reihen, da zeigt ſich der Zufall mächtiger als Taktik und Syſtem. Darum eben halten wir keine Theorie für erprobt, bevor es ſich gezeigt hat, ob ſie in der Praxis beſteht; gebt Ihr Eure Philoſophie für unſtellbar, für unausführbar in der Wirklichkeit, ſo habt Ihr ſie ſelbſt gerichtet; kann Euer Syſtem ſich den Bedürfniſſen der Welt nicht anſchließen, kann es nichts auf Erden fördern, ſo brecht nur getroſt den Stab darüber. Wenn Euer wiſſenſchaftliches Thun auf die Erkenntniß des Menſchen gegründet iſt und den Menſchen ſelbſt zum Objekt und Ziel hat, ſo müßt Ihr doch irgend wie auf den Menſchen wirken können. Was ſind das für Lehrer, die uns ſagen: ſo wäre es recht zu denken, zu meinen, ſo zu handeln, ſo zu glauben und zu hoffen, nur bei Leibe laßt Euch nicht einkommen, ſolches Denken, Handeln und Hoffen in Eurem täglichen Leben geltend zu machen. Es klingt wie Hohn oder wie Wahnſinn, wenn man uns zumuthet, gerade dasjenige Wiſſen, wonach wir unſere Erkenntniſſe berichtigen, unſere Vorurtheile ausrotten, unſere Leidenſchaft mäßigen, unſere Geſinnung veredeln könnten, was doch Alles ganz unſtreitig vom wichtigſten und entſchiedenſten Einfluß auf allen Verlauf menſchlicher Dinge iſt, gerade dieſes Wiſſen ſoll auf ewig innerhalb der Gränzen der Speculation gebannt bleiben und ſoll in einemfort nichts erzeugen dürfen, als Undinge, mit Glanz und Scharfſinn ausgeſtattet. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Die Aufſuchung der Wallfiſchfahrer im Jahre 1836.

(Schluß.)

Endlich am 7. April, und nach unſäglichen Mühſeligkeiten, erreichten wir unter 54° N. Breite und eben ſo viel W. Länge den Rand der Eismaſſen. Die letzten heftigen Stürme aus Oſten hatten das Eis ſehr dicht zuſammengedrängt, und die See brach ſich mit Macht am Rande deſſelben. Am nächſten Morgen begannen wir, die Eisfelder zu peitſchen; und ſeitdem wiederholten wir unſere Angriffe auf dieſe Feſtung täglich mit Sonnen-Aufgang. Das Schiff wurde in das lockere Eis hinein bugſirt, ſo weit man dies ohne Gefahr thun konnte; denn hier trieb uns die Strömung beſtändig nach Süd-Oſt, und es war ein mächtiger Gegendruck nothwendig, wenn wir gegen Strömung und vorherrſchende Nordweſt-Winde das Feld behaupten wollten. Oft hinderten uns die dicken Nebel und das Schneewetter, der Hauptmaſſe näher zu kommen; am ſchwerſten wurden wir aber geprüft, wenn die Stürme aus Oſten am Rande der Eisfelder uns überraſchten. Beſonders fürchterlich war der Orkan vom 27. April.

Als wir am Nachmittage jenes Tages eben damit beſchäftigt waren, unſere gewohnten Unterſuchungen anzuſtellen, wendete ſich der Wind plötzlich nach Nordoſt und wurde mit Einbruch der Finſterniß zu einem wüthenden Sturme. Ungeheure Wogen-Berge, von denen jeder Tod und Vernichtung drohte, rollten über unſer Schiff. Das Dunkel der Nacht und der dicke Meeres-Schaum, welcher am Schiffe gefror, machten es uns unmöglich, nur funfzig Schritte weit zu ſehen, und wir ſchwebten daher in fortwährender Beſorgniß, daß unſer Schiff mit einem der zahlreichen Eisberge zuſammenſtoßen würde.

Der Sturm wüthete fort bis zum Sonntag. Schon waren die Bollwerke an der Windſeite und viele Gegenſtände auf dem Verdecke fortgeriſſen, und wir konnten jeden Augenblick gewärtig ſeyn, daß das einzige Segel, welches wir aufgezogen hatten, das Hauptmaſt-Segel, in Stücke gehen würde. Noch nie hatten wir dem Tageslicht mit größerer Ungeduld entgegen geharrt; und doch konnten wir, nachdem es angebrochen war, nicht viel mehr ſehen, als vorher, weil der Schnee ungeheuer dicht herabfiel. Unſer Schiff glich vom Kiele bis zur Spitze des Hauptmaſtes einem aus Eis nachgeformten Fahrzeuge; das Tauwerk war mit dem gefrornen Meeres-Schaum überzogen, und nach unten hatte ſich

Digitized by Google

das Eis in ſolchem Grade angehäuft, daß wir für die Maſten fürchten mußten. Am Nachmittage legte ſich der Sturm etwas, und jetzt waren alle Hände geſchäftig, die Maſten vom Eiſe zu befreien.

Dies war nur Eine von den zahlloſen Gefahren, die wir beſtehen mußten; doch wir hatten uns ſchon darauf vorbereitet, ehe wir dem heimathlichen Heerde Lebewohl ſagten. Wir waren vertraut mit dem unaufhörlichen Wüthen der Elemente und hatten alle ſchon einmal den ausgeſtreckten Arm der Barmherzigkeit zu einer Zeit erblickt, als Menſchenwitz und menſchliche Hülfe nichts mehr fruchten wollten.

Eifrig benützten wir jede Gelegenheit, um unſere verſchollenen und nothleidenden Brüder ausfindig zu machen. Obſchon wir nur zu oft in die Nothwendigkeit verſetzt waren, für unſer eigenes Schiff zu ſorgen, ließen wir doch den wichtigen Gegenſtand der Expedition niemals aus den Augen. Wäre irgend ein Fahrzeug dem Rande der Eismaſſen nahe geweſen — es hätte uns nicht entgehen können.

Zu Anfang des Mai war unſer Waſſer-Vorrath ſehr gering geworden, und wir konnten an den Eisbergen, bei denen unſer Schiff alltäglich vorüberfuhr, kein Waſſer einnehmen, weil die Meereswogen an dieſen Maſſen unaufhörlich eine ſtarke Brandung erzeugen. Da erſann der Capitain ein Mittel, uns Waſſer zu verſchaffen, das allgemeine Beachtung verdient. Einer der zwei Tonnen faſſenden eiſernen Waſſerbehälter wurde auf dem Verdeck ſo befeſtigt, daß durch eine zehn Fuß lange bleierne Röhre die Waſſerdämpfe aus kupfernen Keſſeln, die allerdings ſehr viele Feuerung koſteten, hineingeleitet werden konnten. Hier wurden dieſe Dämpfe vermittelſt einer durch Verdunſtung hervorgebrachten Kälte wieder kondenſirt. Und auf dieſe Art wurden täglich 60 Gallonen wohlſchmeckenden Waſſers gewonnen — eine zum Gebrauche der ganzen Mannſchaft mehr als hinreichende Quantität. Ein Paar Tage darauf wurde dieſe Deſtillir-Methode überflüſſig, weil wir einige große Stücke Eis, die ſich von einem Eisberge abgelöſt hatten, in unſere Gewalt bekamen.

Wenn ein Schiff vor dem 1. Mai Cap Farewell paſſirt hat, ſo pflegen die Grönlandfahrer an dem genannten Tage eine Feſtlichkeit zu begehen, derjenigen ſehr ähnlich, welche ſtattfindet, wenn Schiffe die Linie paſſiren. Alle neue Matroſen werden alsdann Herrn Neptun vorgeführt und von ihm an Kindes Statt aufgenommen. Da der 1. Mai dieſes Mal auf einen Sonntag fiel, ſo verſchob Neptun, mit geziemender Rückſicht für dieſen geheiligten Tag, ſeine Viſite bis nach Mitternacht. Das Meer war gerade ſehr ſtürmiſch; dennoch ermangelten Neptun und ſeine reizende Amphitrite nicht, von allen ihren Satelliten begleitet, zu erſcheinen; und die herkömmlichen Ceremonien wurden mit ſo viel Humor vollzogen, daß ſie unſerer Mannſchaft nach Monaten noch Stoff zu heiteren Geſprächen gaben.

Am 15. Mai trafen wir mit dem „Undaunted" von Kirkcaldy zuſammen, der uns die endliche Rückkehr der „Lady Jane" anzeigte. Ein Theil ihrer Mannſchaft war umgekommen, und die Uebrigen hatten in einem traurigen Zuſtande den Hafen von Orkney erreicht. Wir erfuhren auch bei dieſer Gelegenheit, daß man in England allgemein glaubte, die Mannſchaft des „William Torr" habe ihr Schiff verlaſſen und bei den Eskimos der Weſt-Küſte Zuflucht geſucht, um ihr Leben zu friſten, bis Hülfe käme.

Um die Mittagszeit hatten wir eine Sonnen-Finſterniß, deren Anfang wir jedoch wegen des bewölkten Himmels nicht beobachten konnten. Es war ein ſchöner Tag und für uns, die wir ſo lange einſam auf dem Ocean herumgetrieben, ein erfreulicher Anblick, noch ein Schiff an unſerer Seite zu haben. Am Abend ſchieden wir, indem der „Undaunted" ſeinen Lauf nach Norden richtete und wir den unſrigen nach Weſten, um die Eismaſſen weiter zu verfolgen.

Jetzt konnten wir unſer mühevolles Werk mit weniger Unterbrechung fortſetzen, weil die Tage länger und das Wetter beſſer wurden. Wir ſteuerten auch unſer Fahrzeug viel weiter in das Eis, weil wir jetzt viel weniger Gefahr dabei liefen.

Am Abend des 27ſten waren wir unter 65° Breite angekommen. Hier mußten wir unſere Aufſuchungen einſtellen und bei Holſteinburg ankern, wo die Bombardier-Galioten am 1. Juni zu uns ſtoßen ſollten. Um 9 Uhr Abends fanden wir in einer Tiefe von 210 Faden Felſen- und Korallen-Grund. Es war nebelig, und feiner Schnee fiel zugleich, ſo daß wir ſelbſt auf die kürzeſte Diſtanz nichts wahrnehmen konnten. Als der Capitain das Verdeck verließ, ſagte er zu dem wachthabenden Lieutenant, er würde, ſobald das Wetter ſich aufklärte, in einer Entfernung von 90 Engl. Meilen die Gipfel einiger Berge erblicken. Um ſechs Uhr des anderen Morgens erblickte man dieſelben wirklich in der genannten Diſtanz gegen Nord-Oſt. Da dieſer Tag der Geburtstag unſeres Königs war, ſo erhielt das Schiffsvolk eine Quantität Grog und eine Zulage an Speiſe.

Den 30. Mai hatten wir das Hochland um Holſteinburg vor uns, und Lieutenant Crozier wurde in einem Boote vorangeſchickt, um dem Capitain der Bomben-Schiffe, wenn ſie dort ſeyn ſollten, unſere Annäherung zu verkünden. So lange der Tag dauerte, wurden wir von den Eskimos beſucht, die mit den Wallfiſchfahrern alle Jahr zu verkehren pflegen, wenn dieſe nordwärts auf den Fang gehen. Von den Eskimos erfuhren wir, daß jetzt keine Schiffe im Hafen ſeyen, daß aber ein beſchädigter Wallfiſchfahrer einige Zeit hier verweilt habe, um den Schaden wieder gut zu machen.

Erſt am Abend des folgenden Tages konnten wir den Hafen erreichen, wo wir um zehn Uhr ankerten. Lieutenant Crozier kam ein paar Stunden ſpäter zurück und beſtätigte die unwillkommene Kunde, daß die Schiffe nicht angekommen ſeyen. Viele Wochen lang hatten wir den verſprochenen Gefährten mit froher Bangigkeit entgegengeſehen und gute Nachrichten von unſeren Freunden und Lieben in England erwartet; und ſo fühlten wir uns Alle bitter getäuſcht. Doch tröſteten ſich Viele mit der Hoffnung, das ſtürmiſche Wetter habe die Ankunft der Schiffe noch verzögert und wir dürften ſie wohl bei Whale-Island vorfinden.

Während unſeres Aufenthalts in Holſteinburg wurden wir von dem Däniſchen Statthalter und anderen Däniſchen Bewohnern dieſer Kolonie mit großer Güte und Gaſtfreundſchaft behandelt, und die Erinnerung an jene glücklichen Tage wird nicht leicht aus dem Gedächtniſſe derer ſchwinden, welche ſich der freundlichen und faſt brüderlichen Aufnahme bei jenem herrlichen Volke zu rühmen hatten.

Wir bemühten uns vergebens, über die Mannſchaft des „William Torr" etwas zu erfahren. Man verſicherte uns, daß kein Fremder ohne Wiſſen der Bewohner von Holſteinburg gelandet ſeyn könne, da ſie häufigen Verkehr mit den Nord- und Süd-Gegenden an der Küſte hätten und in den kürzlich empfangenen Briefen keine ſolche Begebenheit erwähnt war.

Die Kolonie Holſteinburg liegt an der äußerſten Spitze der Nordküſte eines weiten und ſehr geräumigen Fiord's. Ihre Lage iſt, genau berechnet, 66° 56′ 32″ nördlicher Breite und 53° 34′ 28″ weſtlicher Länge. Den geräumigen Hafen ſchützen viele kleine Eilande, die, mit Einſchluß des gefährlichen ausgedehnten Riffs im Nord-Weſten und der vielen verſteckten Felſen im Süden, für unkundige Schiffer den Zugang ſehr gefährlich machen. Wenn das Wetter nicht allzu ſtürmiſch iſt, ſo kommen die Eskimos jedem Schiffe, das ſie heranſegeln ſehen, gleich entgegen, und Viele derſelben kennen die gefährlichen Punkte hinlänglich, um als Piloten zu dienen.

Wir erfuhren auch in Holſteinburg, daß der letzte Winter außerordentlich kalt geweſen ſey, und daß die Meerenge und die Baffins-Bay im Norden mit Eis wie angefüllt ſeyen; denn es gab — wie ſie ſagten — nur wenige bedeutende Stürme, die das Eis brechen und nach Süden treiben konnten. Wir ſtaunten nicht wenig über die letztere Nachricht, da wir im Atlantiſchen Ocean mit ſo mächtigen Orkanen gekämpft hatten; und unſer Staunen wuchs noch, als wir bei Durchleſung des Wetter-Regiſters fanden, daß während des wüthenden Sturms, welcher vom 24. bis 29. Januar anhielt und unſer Schiff ſo arg mitnahm, hier in Holſteinburg nur leichte Winde und ſelbſt dieſe zumeiſt aus Oſt und Nord-Oſt geweht hatten.

Am Morgen des 13. Juni nahmen wir von unſeren freundlichen Wirthen Abſchied und ſtachen in die See. Von einem ſtarken Südwinde begünſtigt, machten wir ſchnelle Fortſchritte gegen Norden und hielten uns dabei dicht am Ufer, deſſen hohe ſchneebedeckte Berge, von unzähligen Thälern und Fiord's durchſchnitten, eine ganz neue und imposante Scene darboten. Wer aber zum erſten Male in jene Gegenden kam, der wird noch lange an die Paſſage über den Riff Riſrol denken. Wir erreichten den Südrand des Riffs um zehn Uhr Abends; allein hier konnte man nur wenige Eisberge ſehen; die See war mit dem zunehmenden Sturme geſtiegen und brach ſich über dieſen Felsmaſſen auf eine fürchterliche Weiſe. Als wir bald nach Mitternacht dem Nordrande des Riffs uns nahten, nahmen die Eisberge an Zahl und Größe zu, ſo daß es einem ungeübten Auge vorkommen mußte, als könnte das Schiff nirgends einen Ausgang finden. Mehrere dieſer Eisberge waren gewiß über 200 Fuß hoch, und ihre mannigfachen Geſtalten, langſam hervortretend aus der ſchäumenden Brandung, die von Zeit zu Zeit über ihre Gipfel hinwegrollte, gewährten ein eben ſo erſchreckliches als majeſtätiſches Schauſpiel. Erſt in größerer Nähe entdeckten wir eine ſchmale Oeffnung zwiſchen zwei hohen Eisbergen, durch die unſer Schiff paſſiren konnte. Der Capitain und der Steuermann gaben dem Schiffe ſeine Richtung, und es flog, von dem ſtarken Winde und den mächtigen Wogen getrieben, wie mit vollen Segeln durch die enge Paſſage. Nachdem wir dieſe zurückgelegt hatten, bekamen wir leichten Wind und ſehr ruhiges Waſſer. Die große Eismaſſe zeigte ſich in einer Entfernung von zwei bis drei Engl. Meilen gegen Weſten.

In dem Maße als wir vorrückten, fanden wir das Eis viel dichter am Lande und kamen wir mühſamer hindurch. Endlich kam wieder eisfreies Waſſer, und die Wallfiſch-Eilande zeigten ſich in einer Entfernung von 8 bis 9 Engliſchen Meilen. Gegen eilf Uhr Abends ankerten wir in einem ſehr bequemen Hafen. Von einem Wallfiſchfahrer, dem „Lord Gambier", der hier ankerte, erfuhren wir, daß keine Bomben-Schiffe uns nachgeſchickt ſeyen, und daß einige andere Wallfiſchfahrer Befehle zu unſerer Rückkehr nach England mitgebracht hätten. Dieſe Depeſchen ſollten in Lievely, einer Däniſchen Niederlaſſung an der Südſpitze der etwa 20 Engl. Meilen entfernten Disco-Inſel, wo der Ober-Gouverneur aller nördlichen Kolonieen, Major Faſting, reſidirte, gelandet worden ſeyn. Sogleich ſchickten wir Lieutenant Inman in einem Bote dorthin. Wegen des ſchlechten Wetters konnte er erſt am Abend des 18ten zurückkehren; er brachte jedoch kein offizielles Schreiben mit.

Am nächſten Tage liefen zwei andere Schiffe, die „Eclipſe" und „Clarendon", im Hafen ein. Von dieſen erfuhren wir, daß alle an uns gerichtete Schreiben der Regierung an Bord der „Lady Jane" von Newcaſtle ſeyen, welches Schiff in bedeutender Entfernung geſehen wurde. Unſer Boot, das wir an Bord deſſelben geſchickt hatten, kehrte am nächſten Morgen mit den Befehlen der Admiralität zurück.

Die Capitaine verſchiedener Wallfiſchfahrer, welche im Laufe des Tages zu uns an Bord kamen, und von denen wir mit friſchem Proviant unterſtützt wurden, ſagten uns, daß der diesjährige Wallfiſchfang ſehr wenig Ausbeute geliefert habe. Einer von ihnen — Capitain Gray — war der Letzte, der im vergangenen Jahre mit dem „William Torr" verkehrt hatte. Er traf dieſes Schiff am 16. September bei Coutl's Fiord, und der Capitain äußerte ihm ſeine Abſicht, an irgend einem Punkte der Küſte ein Winterquartier zu ſuchen.

Wir hatten uns überzeugt, daß keiner von der Mannſchaft an irgend einem Theil der Grönländiſchen Küſte gelandet war; auch verſicherte man uns, wir müßten das Schiff geſehen haben, wäre es nicht ſchon vor unſerer Unterſuchung der Eisfelder geſcheitert. Es blieb uns daher nur noch die Hoffnung, ſie könnten wohl an der Küſte von Labrador gelandet ſeyn, denn dieſen Küſtenſtrich zu unterſuchen, waren wir wegen zu großer Ausdehnung der Eismaſſen bis jetzt nicht im Stande geweſen.

Es ging auch ein Gerücht, daß der „Von Accord" (Capitain

Digitized by Google

Parker) bei Kap Farewell (der Südſpitze von Grönland) an dem Wrack eines Schiffes mit gelben Maſten vorübergekommen ſey; und wirklich waren — wie man ſagte — die Maſten des „William Torr“ mit dieſer ungewöhnlichen Farbe angeſtrichen geweſen. Alle dieſe Umſtände beſtimmten den Capitain vor der endlichen Heimkehr nach England, einen Abſtecher in nördlicher Richtung zu machen, um doch jedes Mittel verſucht zu haben, das der unglücklichen Mannſchaft des „William Torr“ auf die Spur führen konnte.*) (U. S. J.)

Piemont.

Unerwartete Begegnung.

Im September 1833 beſuchte ich von Genf aus das Chamouny-Thal. Unweit des Weges, zwiſchen Cluſe und Sallenches, liegt die merkwürdige Höhle, die unter dem Namen der „Grotte de Balme“ bekannt iſt. Ihr Eingang liegt in der ſteilen Bergwand, ſiebenhundert Fuß über dem Waſſerſpiegel der Arve, und ihre Tiefe iſt unergründlich. In einer Entfernung von drei- bis vierhundert Fuß vom Eingange öffnet ſich zu den Füßen des Wanderers ein Abſturz, wie ein Brunnen, und unten hört man in der ewigen Felſennacht die Bergwaſſer rauſchen.

In dieſem Lande macht man alle Natur-Merkwürdigkeiten beſtens zu Gelde, und ſo iſt auch dieſe Grotte von Seiten der Sardiniſchen Regierung an eine Savoyardin verpachtet; dieſe Frau iſt nämlich ausſchließlich berechtigt, Reiſenden die Grotte zu zeigen oder zeigen zu laſſen, und zahlt dafür jährlich eine gewiſſe Summe an die Obrigkeit. Sie hat auf eigene Koſten und mit vieler Arbeit, zur Bequemlichkeit der Reiſenden, Treppen und Stiegen in die Felswand hauen laſſen, wo man ehedem auf zuſammengebundenen Leitern, den ſchwindelnden Abgrund zu Füßen, bis zur Oeffnung der Grotte hinaufklimmen mußte.

Meine Führerin den Berg hinauf war ein junges Mädchen, deren Haltung, beſonders des Kopfes, und deren Accent die Italiänerin verriethen; ſchlank und zart gewachſen, gelbbräunlichen Teints, erinnerte ſie mich, wie ſie die Höhe hinauf leichten Fußes vor mir herlief, lebhaft an die Fenella von Walter Scott. Am Eingange der Höhle zündete ſie eine Fackel an, deren trübes flackerndes Licht die Wunderbarkeit und Schauerlichkeit des großartigen Natur-Schauſpiels noch erhöhte.

Jedoch auf eine Beſchreibung der Grotte iſt es hier nicht abgeſehen. Ich war ſchon im Begriff, den Rückweg anzutreten, als meine Begleiterin mich noch aufforderte, meinen Namen in das Buch einzuſchreiben, in welchem die reiſenden Beſucher der Grotte ſich verewigen. Wie ich in dem Buche hin und her blättere, fällt mir ein Name auf, der auf eine ſonderbare Weiſe ausgelöſcht, wie weggewiſcht, aber doch in den Zügen noch halb und halb kenntlich war. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr mir, und meine Begleiterin wurde aufmerkſam. „Wie ſo iſt der Name hier weggelöſcht?“ fragte ich. Sie ſah mich mit einem ſonderbar forſchenden Blicke an, gleich als wollte ſie meine Gedanken von meinem Geſichte leſen: „Sie ſind wohl aus Frankreich, mein Herr, nicht wahr?“ hob ſie an; und als ich dieſes bejahte, fuhr ſie fort: „dann will ich Ihnen die Geſchichte erzählen.“ Ich ſetze die Erzählung her, wie ich ſie auf dem Rückwege aus ihrem Munde vernahm; nur leider kann ich die Naivetät und die lebhafte fremdländiſche Betonung ihres Ausdrucks nicht wiedergeben.

„Es mögen drei Monate her ſeyn“, ſprach ſie, „da kamen drei junge Männer von Sallenches herauf und wollten die Grotte ſehen; ich mußte ſie umherführen. Einige Zeit nach ihnen war ein anderer Reiſender mit einem Bedienten eingetroffen, und den führte die Madame ſelbſt, weil Niemand anders da war. Sie kamen uns entgegen, wie die drei jungen Leute ſchon mit mir zurückgingen und hinaus wollten. Im Dunkeln konnten ſie einander nicht genau ins Auge faſſen, nur fiel den jungen Leuten die ſonderbare Ausſprache des Herrn auf; ſie machten ſich darüber luſtig und lachten. Zuletzt erſuchte ich die Herren, ſich vor dem Weggehen noch in das Buch einzuſchreiben; der Eine von ihnen, dem die Anderen einen gewiſſen Reſpekt bewieſen, obwohl er keinesweges älter an Jahren ſchien, gab mir zur Antwort, ſie pflegten das nicht zu thun; doch ſtellte er ſich an das Buch, blätterte hin und her, las einige Namen laut vor und machte ſich über Einiges luſtig, was hineingeſchrieben war. Auf einmal erblickt er auf dem letzten Blatte den allerletzten ganz friſch geſchriebenen Namen; er ruft ihn laut aus, die Anderen treten hinzu, und alle Drei ſehen ſich eine Weile ganz überraſcht und erſtaunt an. Der Eine tritt wieder an das Buch, ſtarrt eine Zeit lang hinein, und dann, als wenn ihm eine plötzliche Eingebung käme, ruft er: „Er iſt hier, meine Freunde! er iſt wahrhaftig hier, er kam uns vorhin entgegen. Sehet, Gott liefert ihn in unſere Hände, damit er für ſeine Schändlichkeit büßen ſoll.“ — „Wohlan“, riefen die beiden Anderen, „ihm nach! wir müſſen ihn finden.“ Ich ſtand beſtürzt; ich begriff gar nicht, was vorging, aber ihr lautes Geſchrei, ihre zornigen Geberden, — ich war ganz erſchrocken, mir ahnte ein großes Unglück.

Sie riſſen mir die Fackel gewaltſam aus der Hand und ſtürzten fort in die Grotte zurück. Sie ſtießen im Laufe an die Tropfſtein-Zapfen und an die Felſen-Ecken; aber im Eifer merkten ſie es nicht. Ich folgte ihnen von weitem, am ganzen Leibe zitternd. Da ſie fürchteten, ſich in den mancherlei Gängen nicht zurecht zu finden, ſo kamen ſie wieder auf mich zu, gaben mir die Fackel in die Hand und zwangen mich, ihnen den Weg zu weiſen.

So liefen ſie lange Zeit hin und her, aber der fremde Herr war nirgends zu finden; ich hoffte und wünſchte im Stillen, er möchte die Grotte ſchon verlaſſen haben. Da auf einmal hören wir Stimmen in unſerer Nähe; es war der Fremde, den die Madame mit der Fackel begleitete; ſie waren nur durch eine Ecke, um welche der Gang bog, von uns getrennt. Da ſchoben die Drei mich mit Gewalt bei Seite und ſprangen voller Wuth auf den Fremden los. Was ſie zuerſt für Worte wechſelten, das konnte ich nicht verſtehen; aber ich kam gerade dazu, wie ſie den fremden Herrn beim Kragen gepackt hielten und ihn wüthend umherwarfen. Er ſchrie um Gnade; der Bediente lag auf den Knieen und bat kläglich für ſeinen Herrn, er klammerte ſich an ihre Röcke, aber ſie ſtießen ihn ungeſtüm zurück. „Fort mit ihm!“ rief der Eine; „hinunter mit ihm ins Loch!“ Sie ſchleppten ihn fort nach dem Brunnen hinten in der Grotte. Der arme Mann ſuchte ſich feſtzuklammern, wo er konnte, an den rauhen Steinwänden, an den ſcharfen Ecken; ſeine Kleider waren zerriſſen, er blutete im Geſicht und an den Händen; er ſtreckte die Hände nach der Madame und mir aus und bat um Hülfe, um Erbarmen, ſo kläglich, mit ſolchem Wehgeſchrei, daß ich noch heute mit Schreck und Mitleid daran denke; damals aber waren wir Beide vor Angſt ſo außer uns, daß wir keinen Laut hervorbringen konnten. So ſchleppten ſie ihn, wie er ſich ſträubte, bis hart an den Abgrund; da verſuchte er ſie noch einmal zum Erbarmen zu rühren mit Thränen und Betheuerungen, aber das machte ihren Grimm noch ärger. „Henkersknecht!“ riefen ſie, „ehrloſer Büttel! haſt Du Erbarmen gehabt? Kein Mitleid mit Leuten Deinesgleichen!“ Sie packten ihn, und ſchon hing er mit dem halben Leibe über der Tiefe.

Da konnte es die Madame nicht länger mit anſehen; ſie ſtürzte ſich zwiſchen die Kämpfenden und ſchlang ihre Arme mit Gewalt um die Füße des Unglücklichen, der nur noch mit erſtickter Stimme winſelte. „Ach, meine lieben Herren“, rief ſie, „haben Sie Erbarmen! um des Himmels willen, richten Sie eine arme Witwe nicht zu Grunde! Sie bringen mich und meine Kinder ums Brod.“ Sie zerfloß ganz in Thränen; ich hatte mich neben ihr auf die Kniee geworfen und half ihr bitten. Die Drei hielten inne, ſie waren durch unſere Bitten erweicht; ich glaube auch wohl, ſie haben von Anfang an nicht mehr gewollt, als dem Unglücklichen einen rechten Schreck einjagen. Sie gingen eine Weile unter einander zu Rathe: „Gut, wir laſſen ihn laufen; aber“ — zu ihm gewendet — „der Strafe ſollſt Du nicht entgehen, wie ſie Dir gebührt. Wir wollen Dich züchtigen, marſch!“ So trieben ſie ihn zum Eingange zurück; er war todtenbleich, zitterte wie Eſpenlaub, er ſah und hörte nicht, und ſeine Füße trugen ihn kaum. Uns beiden Frauenzimmern war kaum beſſer zu Muthe, wir waren voller Angſt über das, was noch kommen würde. Vor dem Tiſche, worauf das Fremdenbuch lag, zwangen ſie ihn, niederzuknieen; „Elender Schurke, Dein Name beſudelt dieſes Buch, löſch' ihn aus!“ Der Unglückliche ſtreckte die Hand nach dem Schreibzeug. „Nein, nein, nicht ſo! ablecken mußt Du ihn mit Deiner eigenen Zunge.“ Anfangs ſträubte er ſich, aber da drohten ſie ihm noch fürchterlicher; ſie drückten ihm das Geſicht mit Gewalt auf das Papier .... hernach warfen ſie ihn mit Schimpf und Schande hinaus.

— „Und wer waren die jungen Leute?“ fragte ich das Mädchen; „haben Sie ihre Namen nicht erfahren?“ — „Nein“, ſprach ſie, „ſie gingen fort, ohne ſich zu nennen; aber hernach habe ich die Leute ſagen hören, daß an demſelben Tage ein junger Mann mit zwei Begleitern in Sallenches eingekehrt wäre; ſie nannten ihn Louis Bonaparte.“

Und der im Fremdenbuche ausgelöſchte Name hieß Sir Hudſon Lowe. (Gaz. des Tribunaux)

Mannigfaltiges.

— Gedruckte Briefſammlungen. Die im vorigen Jahre in Mailand erſchienene Sammlung von Briefen berühmter Italiäner des achtzehnten Jahrhunderts*) iſt in den Italiäniſchen Blättern vielem Widerſpruch in Bezug auf den Grundſatz begegnet, ob die Privat-Korreſpondenz von Männern, die ihren Verbindungen nach immer noch der Gegenwart angehören, veröffentlicht werden dürfe oder nicht. Da in Deutſchland ganz ähnliche Fragen erhoben worden ſind, ſo wird es wohl nicht unintereſſant ſeyn, auf die Meinung eines geachteten Italiäniſchen Kritikers, des Herrn Defendente Sacchi in Mailand, zu verweiſen, der jene Briefſammlung als eine vollkommen gerechtfertigte und zeitgemäße Publication erklärt.**) Herr Sacchi behauptet ſogar, es könne nur mit Hülfe ſolcher Werke eine vollſtändige Literaturgeſchichte zu Stande kommen, da man nur aus ihren Privatbriefen erfahre, welche verwerfliche Mittel oft ein Aretino oder ein Algarotti angewandt habe, um zu ſeiner Berühmtheit zu gelangen. Allerdings werden Namen und Privat-Skandale noch lebender Perſonen dabei zu vermeiden ſeyn, aber was das literariſche Verhältniß und das epiſtolariſche Talent von Verſtorbenen betrifft, ſo gehört das eine wie das andere der öffentlichen Kritik gewiß eben ſo gut an, als dasjenige, was ſie ſelber für gut gehalten haben, von ſich zu publiziren.

— Portugieſiſche Bibliothek. Die vollſtändigſte Portugieſiſche Bücherſammlung außerhalb Portugals beſitzt ein Engliſcher Gelehrter, Herr John Adamſon in Newcaſtle, als Ueberſetzer der „Inez de Caſtro“ und als Verfaſſer der „Denkwürdigkeiten von Camoens“ auch in der literariſchen Welt rühmlichſt bekannt. Gegenwärtig hat er unter dem Titel „Bibliotheca Lusitana“ einen 113 Seiten ſtarken Katalog ſeiner Sammlung drucken laſſen, die, wie man glaubt, für das Britiſche Muſeum erworben werden dürfte. Es befinden ſich darunter einige Unica und viele andere Werke, die ſelbſt in Portugal zu den größten Seltenheiten gehören.

*) Ob dieſer Abſtecher von Erfolg geweſen iſt, wird in dem United Serv. Journ. noch nicht mitgetheilt.

*) Lettere inedite di quaranta illustre Italiani del secolo XVIII. — Milano, Bravetta, 1836.

**) Gazzetta di Milano del 13. Febbrajo.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 25. Berlin, Montag den 27. Februar 1837.

Frankreich.

Zur Geſchichte Ravaillac's.

Von A. Bazin.*)

Als der erſte Schrecken nach der Ermordung Heinrich's IV. vorüber war, als man ſah, daß dieſem kühnen Streich keine weitere Bewegung folgte, und daß er durchaus nicht, wie man anfangs wohl befürchten mochte, das Signal zu einem Aufſtande war, da erging ſich ganz Paris in den verſchiedenartigſten Vermuthungen über die höhere Triebfeder, die den Arm des Mörders bewaffnet, über den Fanatismus, der ihn zu dieſer That verleitete, und über die Mitſchuldigen, die man bei einem ſo großen Verbrechen vorausſetzte. Paris war damals, wie jetzt, mehr als jede andere Stadt in Frankreich, voll von Leuten, die gern über die Tagesbegebenheiten hin und her raiſonnirten, deren verſchiedene Folgen zu beſprechen und von den Ereigniſſen ſelbſt auf die erſten Urſachen zurückzugehen pflegten. Ehe noch die Juſtiz ſelbſt Zeit gehabt hatte, in ihren Unterſuchungen zu irgend einem Reſultat zu gelangen, fanden ſich ſchon eine ganze Menge ſolcher Alleswiſſer, welche die Sache ganz klar durchſchaut zu haben meinten und aus einigen unbeſtimmten öffentlichen Gerüchten, die ſie für ſichere Thatſachen annahmen, die große Schlußfolgerung gezogen hatten, welche ſie für die einzig wahre hielten. Nur war dieſe einzige Wahrheit ſo verſchieden, als die Leute ſelbſt. Die Einen behaupteten, es ſey gewiß die alte eingefleiſchte Feindſchaft Spaniens gegen Frankreich, welche den Mörderdolch gedungen habe; denn, ſagten ſie, da man nicht bemerkt hat, daß die großen Kriegsrüſtungen, welche von Heinrich IV. gegen den katholiſchen König getroffen wurden, dieſem die geringſte Sorge gemacht hätten, ſo muß er wohl einen anderen Ausweg gefunden haben, ſich ſeines Feindes zu entledigen. Andere meinten, dieſes Bubenſtück ſey gewiß von der Jeſuitenbrut ausgegangen, zumal da ein Geiſtlicher dieſes Ordens den Abend vor der That ſich gegen den König geäußert, es müßte wohl ſehr ſchwer ſeyn, Gott für ſein Heil zu bitten, wenn er in einem Lande, das ſchon ohnedies ganz voll Ketzer ſey, noch den geringen Reſt der Katholiken durch einen Kriegszug ausrotten wolle. Manche wieder glaubten in dem Verbrechen die Rache eines Weibes zu erkennen, der Marquiſe von Verneuil, einer ehrgeizigen Dame, die der König im Stich gelaſſen. Einige endlich gingen noch weiter in ihrem Verdacht, bis zur Königin ſelbſt; deren Eiferſucht, meinten ſie, habe gewiß den Herzog von Epernon, das Haupt der katholiſchen Partei am Hofe, oder auch deſſen vertrauteſten Diener Concino Concini, der vielleicht bei der Königin ſelbſt noch mehr als bloßer Diener ſey, zum Werkzeug ihrer Rache auserſehen. Bei allen dieſen vagen widerſprechenden Gerüchten aber waren faſt Alle einig in ihren Klagen über den langſamen Unterſuchungsgang der Juſtiz und über die Geheimnißkrämerei der Regierung, Klagen, welche uns die Geſchichte, die gewöhnlich nur zu gern die gehäſſige Seite der Dinge auffaßt, vor allem Anderen treu überliefert hat.

Der Mörder hatte keinesweges verſucht zu entfliehen, wiewohl er ſehr leicht die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Man hatte ihn unter der Bewachung der Bogenſchützen von der Königlichen Leibwache in ein benachbartes Hotel geführt, wo man gewiß ſehr Unrecht gethan hat, ihn zwei ganze Tage zu laſſen. Gleich in den erſten Augenblicken nach der That ſcheinen ſich mehrere Perſonen zu ihm gedrängt zu haben; ja, Einige ſollen ihn ſogar wegen ſeiner Handlung gelobt und ihm tiefes Stillſchweigen empfohlen haben. Er ſelbſt verſicherte, es hätte ihn ein Hugenott, der durchaus keinen Beruf dazu gehabt, durch die grauſamſten Martern zwingen wollen, ſeine Mitſchuldigen zu entdecken. Hier beſtand er vor dem Präſidenten Jeannin und dem Staatsrath de Bullion das erſte gerichtliche Verhör, wo er aber nur die Fragen über Namen, Stand und Wohnung zu beantworten hatte und außerdem noch einige dunkle Aufſchlüſſe gab über die Leute, mit denen er am meiſten zuſammenzukommen pflegte, über den Zweck ſeiner Reiſe nach Paris, über die Gründe, die ihn zur That getrieben, und über einige Papiere, die man bei ihm fand. Noch andere Perſonen höheren Ranges hatten Zutritt zu ihm und fragten ihn aus, doch ohne irgend einen gerichtlichen Beruf, der ſie dazu befähigte, was gewiß nach ſtrengem Recht nur zu tadeln iſt. Man erzählt, er habe Allen mit der größten Ruhe geantwortet, daß er ſich nur freue, ſeinen Anſchlag ausgeführt zu haben, und daß ihn der Eifer für die Religion und ein unwiderſtehlicher Trieb dazu fortgeriſſen habe. Einige, die mit ihm über die Gerechtigkeit einer ſolchen That disputiren wollten, fanden ihn mit allen möglichen Vertheidigungswaffen verſehen und von den verſchiedenen Ausflüchten und Spitzfindigkeiten, die es in dieſem Thema gebe, ganz wohl unterrichtet, obgleich er ſonſt in jedem anderen Punkte der Theologie ſich vollkommen unwiſſend gezeigt habe. Uebrigens erzählt man auch eine ſehr kluge Antwort von ihm, womit er gewiſſe Perſonen vom höchſten Rang abgeſpeiſt haben ſoll, als ſie in ihn drangen, zu bekennen, wer ihn zu dieſem Verbrechen angetrieben habe. „Sehen Sie zu", ſagte er, „daß ich nicht Ihren eigenen Namen nenne." Endlich nahm das Parlament den Verbrecher unter ſeine Jurisdiction und ließ ihn in die Conciergerie bringen, wo man ihn in dem ſogenannten Thurm Mont-Gommery einſperrte. Nun wurde der Prozeß von dem erſten Präſidenten de Harlay, dem Präſidenten Potier und zwei Parlamentsräthen regelmäßig inſtruirt.

François Ravaillac, aus Angoulême gebürtig, 32 Jahr alt und unverheirathet, ein Mann von hohem Wuchs und ſtarkem Körperbau, mit rothem Bart und ſchwarzen Haaren, mit großen tiefliegenden Augen und weiten Naſenlöchern, nach Allem zuſammen mit einer ziemlich auffallenden Schurken-Phyſiognomie verſehen, hatte zuerſt in ſeiner Jugend die gerichtliche Praxis getrieben und ſich in Paris beſonders mit Prozeſſen beſchäftigt. Später hatte er ſich in ſeiner Geburtsſtadt niedergelaſſen und daſelbſt die Kinder gelehrt, ihre Gebete nach der katholiſchen Religion zu verrichten. Vater und Mutter waren ihm noch am Leben, aber ſie wohnten ſchon ſeit ſechs Jahren nicht mehr zuſammen und lebten Beide nur von Almoſen; er ſelbſt unterſtützte ſeine Mutter und hatte achtzig Schüler, die ihm ſeinen Unterricht in Fleiſch, Speck, Korn und Wein bezahlten; mit dem Gelde, das er hieraus löſte, konnte er von Zeit zu Zeit nach Paris kommen. Nicht viel ſpäter hatte er ſich in ein Barfüßer-Kloſter zu Paris aufnehmen laſſen, wo er aber nur ſechs Wochen blieb wegen gewiſſer Viſionen und Träumereien, die ihn zu einem Gegenſtande öffentlichen Skandals machten und ſeine Ausſtoßung aus der Congregation bewirkten. Erſt ſeit dem letzten Weihnachtsfeſt vor dem Morde wird ſeine frühere Geſchichte etwas deutlicher, auf dieſe Zeit ſcheinen ſich alle ſeine Erinnerungen und Gedanken zurückzubeziehen, obgleich auch nur ſehr verworren und unklar, gerade als er „mit der Erlaubniß ſeines ehemaligen Barfüßler-Priors ſeine Andacht verrichtete." Er glaubte, das Fegefeuer der Ketzer vor ſich zu ſehen, indem ihm aus Leib und Füßen Schwefel- und Feuergeſtank ausſtrömte. Als er ſich einige Tage ſpäter außerhalb des Kloſters befand und ſich mit gefalteten Händen und über einander gekreuzten Füßen frommen Gedanken überließ, da kam es ihm vor, als ſchwebte ihm etwas, das er nicht recht erkennen konnte, auf Geſicht und Mund hin und her. Wie er die Pſalmen ſingen wollte, glaubte ſein Ohr die Töne einer Trompete zu vernehmen. Endlich waren ihm beim Scheine ſeines Heerdfeuers Hoſtien, wie ſie zum Abendmahl der Katholiken dienen, auf beiden Seiten des Geſichtes erſchienen. Das war das größte Ereigniß ſeines Lebens, welches ihm ſeine ganze Erinnerung erfüllte und von wo er eigentlich die Sendung, für die er ſich berufen hielt, herleitete.

Dieſe Viſionen hatten in ihm den Gedanken erzeugt, daß er von Gott dazu auserwählt ſey, die Ketzerei zu zerſtören und der katholiſchen Religion die ungetheilte alleinige Herrſchaft in der Welt zu begründen; daß die Zeit gekommen wäre, dieſen herrlichen Akt des göttlichen Willens zu erfüllen, und daß der König von Frankreich deſſen Werkzeug, er ſelbſt aber, der arme Schulmeiſter, ſein Vorläufer und Herold ſeyn müſſe. Er reiſte alſo von Angoulême gegen das Ende des Jahres 1609 ab, um den König aufzuſuchen und ihm zu ſagen, daß es ſeine Pflicht ſey, durch alle Mittel, die in ſeiner Macht ſtänden, ſelbſt durch den Krieg, die Reformirten in den Schooß der Römiſchen Kirche zurückzuführen; als Zeichen dieſer Pflicht trug er ein kleines Meſſer bei ſich, auf welchem ein Herz und ein Kreuz eingegraben waren; dies ſollte bedeuten, daß das Herz des Königs bereit ſeyn müſſe, dem Kreuze Jeſu Chriſti durch das Schwert einen ewigen Sieg zu verſchaffen. Nach 18 Tagen kam er im Anfang des Jahres 1610 in Paris an und verſuchte umſonſt, zur Perſon des Königs zu gelangen, indem er ſich zu verſchiedenen Malen im Louvre meldete und immer wieder abgewieſen ward, indem er im Gefolge der großen Herren oder an den Thüren der Klöſter vergebens Jemanden aufſuchte, ihn einzuführen; endlich hatte er, nach ſeiner Ausſage, bei einem Jeſuiten, Namens d'Aubigny, Zugang gefunden, gerade als dieſer in der Kirche der Straße St. Antoine die Meſſe gehalten. Er behauptete, ſeine Viſionen dieſem Prieſter erzählt zu haben, welcher ihm rieth, „ſich das Alles aus den Gedanken zu ſchlagen, ſeine gute Brühe zu eſſen, nach Hauſe zurückzukehren und ſeine Paternoſter herzuſagen; übrigens ſolle er, wenn er dem König etwas zu ſagen habe, ſich an irgend einen Großen wenden, um Zutritt zum König zu bekommen." Einen anderen Tag, da er den König vor Sankt Innocent

*) Aus deſſen „Geſchichte von Frankreich unter Ludwig XIII.", die in 4 Bänden binnen kurzem erſcheinen wird.

Digitized by Google

vorbeifahren geſehen, habe er laut gerufen, damit er ein wenig anhalte und ihm Gehör ſchenke. Doch man trieb ihn mit einem Stock bei Seite, und ſo war er voller Verzweiflung in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt.

Als er wieder nach Hauſe war, fingen ſeine Viſionen von neuem an, ihn heimzuſuchen; doch jetzt arbeiteten ſeine Gedanken nach einem ganz anderen Ziele hin. Da der König von Frankreich zu dem heiligen Werke, das der Fanatiker ſtets vor Augen hatte, nicht helfen wollte, ſo trug er gewiß nur dazu bei, es zu hemmen, und dann blieb nichts weiter übrig, als ihn aus dem Leben zu ſchaffen. Um ſich zu überzeugen, ob dieſer Gedanke wahr und gerecht wäre, erzählte er einem Franziskaner aus Angoulème die höheren göttlichen Eingebungen, die er bekommen, über die Nothwendigkeit, die Reformirten zum Katholizismus zu bekehren. Dieſer Mönch antwortete ihm, daß dies gar nicht zu bezweifeln wäre. Dann befragte er einen anderen Bruder dieſes Ordens, um von ihm zu erfahren, ob ein Prieſter, dem in der Beichte das Geſtändniß eines Mordplans gegen den König anvertraut worden, dieſe Beichte öffentlich anzeigen müſſe; doch erinnerte er ſich nicht mehr, welche Antwort er darauf bekommen habe. Uebrigens hatte er, mag man es ihm damals geſagt haben oder nicht, ſich nachher vollkommen überzeugt, daß es allerdings die Pflicht eines Prieſters wäre, ein ſolches Geſtändniß bekannt zu machen, und darum hatte er ſich ſeitdem wohl in Acht genommen, Jemanden etwas zu entdecken, aus Furcht, er möchte ſchon der bloßen Abſicht wegen dieſelbe Strafe erleiden, wie nach der That ſelbſt.

So trug er ſein trauriges Vorhaben im tiefſten Geheimniß mit ſich herum, indem er es von Zeit zu Zeit bald fallen ließ, bald wieder aufnahm. Was ihn zuletzt wieder von neuem dazu reizte, das war ein Gerücht, welches ſich in ſeiner Provinz verbreitete, daß nämlich die Hugenotten ſich verſchworen hätten, am Weihnachtsfeſte ein großes Katholiken-Gemetzel im Lande anzurichten, und daß der König, wiewohl er darum gewußt, ſie doch nicht dafür beſtrafen wollte; ferner, daß der Nuntius des Papſtes den König mit Excommunication bedroht hätte, falls er gegen den heiligen Stuhl Krieg führte, worauf der König geſagt haben ſolle, wenn der Papſt ihn exkommunizire, ſo würde er den Papſt abſetzen. Unter dieſen Betrachtungen brachte der Schwärmer die ganze Faſtenzeit hin, und die andächtige exaltirte Stimmung in dieſem Zeitraum trug gewiß nicht wenig dazu bei, ihn in ſeinem unglücklichen Entſchluß zu beſtärken, bis er gegen Oſtern von Angoulème abreiſte, doch ohne vorher das heilige Abendmahl zu empfangen, indem er glaubte, daß er durch die böſe Verſuchung dieſer Gnade unwürdig geworden ſey; doch tröſtete ihn hiebei die Ueberzeugung, daß er durch ſeine Mutter, wenn ſie zugleich für ihn mit das heilige Sakrament nehme, auch dieſer Wohlthat theilhaftig würde. Nachdem er acht Tage unterweges zugebracht, kam er ungefähr drei Wochen vor dem 14. Mai in Paris an und nahm ſein erſtes Quartier im Faubourg St. Jacques. Um aber dem Louvre näher zu ſeyn, ſuchte er eine Wohnung in einem Gaſthof bei dem Armenhauſe der Quinze-Vingts, wo ſich jedoch kein Platz fand, ihn zu beherbergen. Hier bemächtigte er ſich in dem Saale, wo er wartete, eines liegen gebliebenen Meſſers, nicht, wie er hinzufügte, um ſich für die abſchlägliche Antwort zu rächen, ſondern weil ihm das Meſſer ganz dazu gemacht ſchien, den König zu tödten. Endlich fand er eine Schlafſtelle in der Straße Saint-Honoré vor der Kirche Saint-Roch. (Schluß folgt.)

Die Franzöſiſche Philoſophie unſerer Zeit.

(Schluß.)

Es giebt keine wahre Philoſophie, als die ihre Anwendung in der Welt der Wirklichkeit findet. Sie wird ſich bei dieſer Anwendung nach dem Charakter, der Phyſiognomie, nach den Neigungen und Anlagen der Gegenwart und der Umgebungen richten; ſie wird Mittel und Methode mit Weltklugheit wählen müſſen, um heilſamen Grundſätzen und Vorſchriften Eingang und Geltung zu verſchaffen. In Tagen der Ruhe, wo die Geſellſchaft ſich mit Behagen dem Triebe des Erwerbes und des Genuſſes hingiebt, wird die Philoſophie das Ihrige thun, geiſtige Intereſſen zu wecken, Wißbegier und Forſchung anzuregen, die Intelligenz zur Thätigkeit in entſchiedenen Richtungen anzuſpornen. In Tagen der Bewegung, des Aufruhrs der Gemüther, wo die Ueberreizung ſich in gefährlichen, leidenſchaftlichen Symptomen bekundet, wo die Geſinnungen mit überſpanntem Antriebe aus den Geleiſen des Rechtes und der Pflicht gewichen ſind, in ſolcher Zeit ſoll der philoſophiſche Gedanke in imponirender Geſtaltung und mit ernſten eindringlichen Worten die Geiſter zu Maaß und Ordnung ermahnen, nicht indem er ſie ſtrafend und zürnend in die alten Bahnen zurückweiſt, ſondern indem er ihnen die wahren Wege der Zukunft eröffnet.

Die Philoſophie alſo ſoll ſich der Zeit und ihrem Charakter akkommodiren. Damit iſt aber nicht gemeint, daß ſie ſich den Volksmeinungen bequemen, daß ſie ſich dem Wahn und der Tendenz des Tages ſtillſchweigend unterordnen oder laut darin einſtimmen ſoll. Sie braucht, um auf den Willen und die Ueberzeugung der Menſchheit einzuwirken, ihr eigenes Wollen und Glauben nicht zu verleugnen; mit ſolchem Opfer die ſcheinbare Herrſchaft des Tages zu erkaufen, iſt für die Wiſſenſchaft die verderblichſte Demüthigung. Lieber ſchweige ſie ganz. Nicht der Inhalt der Lehren ſoll je nach Zeit und Ort wechſeln, ſondern der Ausdruck, die Einkleidung, die Art und Weiſe des Anknüpfens an die Gegenwart. Man kann an die Geiſter und an die Fragen heute von dieſer und morgen von jener Seite herantreten, man kann ſich bald an das eine, bald an das andere geiſtige Vermögen der Zeitgenoſſen wenden, man kann ſich mit Geſchick an ein in der Gegenwart lebendiges Intereſſe anſchließen, ohne ein Jota der wahren Lehre und Ueberzeugung zu verleugnen. Anders trete die Philoſophie in einer fantaſtiſch exaltirten, anders in einer zweifelſüchtigen und materialiſtiſchen, anders in einer puritaniſch ſtrengen, anders in einer zuchtlos ausgelaſſenen Geſellſchaft auf. Es iſt in unſerer Menſchheit kein ſo rober und heilloſer Zuſtand denkbar, daß die Philoſophie abſolut unüberwindliche Hinderniſſe vor ſich ſähe; aber allerdings giebt es Zeiten, wo die Frage, wie ſoll gelehrt werden, unendlich wichtiger und ſchwieriger erſcheint, als die Frage nach dem Was. In ſolchen Zeiten wird ſich Takt und Geſchick wirkſamer beweiſen als Genie, Beredſamkeit wirkſamer als Forſchergabe, Umſicht erſprießlicher als Tiefſinn. Ueberhaupt, ſobald die Philoſophie als äußerlich wirkend im Leben gedacht wird, ſo erſcheint ſie nicht ſowohl als eine geiſtige Werbung, denn als ein Predigtamt; der Thätigkeit, die an der Wiſſenſchaft groß gezogen, wird eine Miſſion, ein moraliſches Problem aufgelegt, wobei es nicht ſowohl auf die Verbreitung neuer Ideen, als auf die Berichtigung und Läuterung der ſchon vorhandenen ankommt. So mindeſtens war die Philoſophie, die wahrhafte Menſchenweisheit, in dem Geiſte und in dem Munde eines Sokrates beſchaffen.

Wenn dies der Beruf der Philoſophie für das Leben iſt, ſo haben ihn die Franzöſiſchen Philoſophen, die nach den Ereigniſſen des Jahres 1830 zurücktraten und verſtummten, unleugbar im Stiche gelaſſen. In dem entſcheidenden Moment, wo der freie Gedanke und die freie Rede ſich wie eine Fluth über die Geſellſchaft ausbreiteten, da war es nöthig, da war es heilſam, die Stimme der ernſten Wiſſenſchaft mit Nachdruck durch das Gewühl tönen zu laſſen; da hätte man ihr Organe ſchaffen ſollen, ſo zahlreich und bedeutend als möglich, auf den Lehrſtühlen, in den Zeitſchriften, in rüſtigen literariſchen Beſtrebungen. Die Publizität war aufgethan, weit aufgethan für Wahres und Falſches, für Thörichtes und Verſtändiges, für Heilſames und Verderbliches; da galt es, den Platz zu behaupten. Es brachen Tendenzen herein, die mit der Philoſophie eben ſo abſolut unverträglich ſind, wie mit der geſellſchaftlichen Ordnung; keinen Zoll breit hätte die Philoſophie vom Terrain weichen ſollen. Warum blieb ſie davon?

Die Elemente der Verderbniß aufzuzählen, welche der aufmerkſame Beobachter in den gegenwärtigen ſittlichen Zuſtänden Frankreichs erkennt, dieſer Mühe können wir hier überhoben ſeyn. Niemand wird beſtreiten, daß ſie vorhanden ſind; man kann ſogar weiter gehen und behaupten, daß ſie bei allen civiliſirten Völkern vorhanden ſind, nur in ungleicher Entwickelung und bei einigen erſt im Keime. Nur ein Symptom, glauben wir, gehört dem neueren Frankreich, wie es ſeit 1830 geworden iſt, eigenthümlich an. Es iſt dies die Skepſis, der Indifferentismus, der ſich aller höherer Fragen, wie aus Ueberdruß, entſchlägt, der im Handeln dem entſchiedenſten Materialismus huldigt und ſich dabei in Spielen und Beſchäftigungen des Geiſtes der beiſpielloſeſten Ungebundenheit, der verderbteſten Licenz hingiebt; viel Uebel auf einmal und in der allergefährlichſten Verbindung. Der Zweifel ſaß und wurzelte von lange her feſt in den Gemüthern; er war angreifend herausgetreten zu jener Zeit, als die Religion mit gehäſſigen Mitteln der Unterdrückung gewaffnet erſchien. Dieſer Antagonismus hatte ihn geweckt und genährt; ſich ſelbſt überlaſſen, hatte er ſich zur Ruhe begeben und erſchien nun äußerlich als Indifferentismus. Er greift nicht mehr an, aber er iſt auch nicht überwunden; tief in den Geiſtern ſteckt er, und mit ihm beſteht keine ernſtliche Ueberzeugung, kein innerlicher Glaube, kein wahrer und warmer Antheil an geiſtigem Leben. Wo er lange und ausſchließend die Seele beherrſcht, da geht jede Ahnung, jeder Keim erhabener Geſinnungen zu Grunde, und auch der Glaube an fremde Geſinnung erliſcht. Es giebt Gemüther, die unter der drückenden Laſt dieſes Zweifels danach ringen, wieder zu ſich zu kommen; gequält, verſtört, mißvergnügt ſchleppen ſie ſich durchs Leben, und hin und wieder macht ihr gepreßtes Bewußtſeyn ſich in einem plötzlichen Aufſchrei Luft. Der Zweifel aber höhnt diejenigen, die von ihm beſeſſen ſind, und treibt ſein Spiel mit den Qualen und Aengſten des Gemüthes. Mit affektirten Schmerzen wird den wahren nachgeäfft, die Einbildungskraft und der erfinderiſche Witz müſſen zum Ergötzen aller Welt Qualen erſinnen und beſchreiben, die das Herz nie empfunden hat; aber das iſt ja eben das Pikante, das Unerhörte, das höchſt Tief- und Scharfſinnige, daß man alle mögliche Empfindungen und Gemüthsbewegungen willkürlich hervorrufen und das Erlogene mit diaboliſcher Seelenkenntniß darſtellen kann. Der Zweifel hat alle Geſinnung ausgehöhlt und alle Ueberzeugung ausgetrieben. Da iſt kein ſtarkes, feſtes, innerliches Band, woran die Menſchen zuſammenhalten könnten für ein gemeinſames Glauben, Thun und Hoffen; da iſt kein Centrum der Anziehung, wohin ein gemeinſames Wollen und Streben ſich richten könnte in Religion, Sitte, Literatur, Politik.

Dieſer Zuſtand eines latenten Zweifels, dieſes Dahinleben der Menſchen in unbekümmerter Unwiſſenheit über ihr eigenes, wahres Selbſt wird nun noch ganz beſonders befördert durch die ungemeine Ausdehnung und Wichtigkeit, wozu die materiellen Intereſſen während der letzten Jahre gediehen ſind. Die raſtloſe Arbeit zur Erzeugung von Reichthümern, der unerſättliche Durſt nach Gewinn, der Trieb zu Genuß und Wohlleben, die vielfältigſten Unternehmungen in Induſtrie und Handel, mit einem Wort, die Steigerung aller materieller Lebens-Functionen in der Geſellſchaft, das iſt die Bewegung, die heutzutage in allen Ständen der Franzöſiſchen Nation, im höchſten wie im tiefſten, unaufhaltſam vor ſich geht. Es iſt ein ſchönes und würdiges Schauſpiel, wie der Menſch mehr und mehr die Natur unterwirft und ihre Kräfte zu Dienern ſeiner Lebensbedürfniſſe macht; aber gefährlich iſt es, wenn dieſe materielle Richtung ausſchließend überwiegt, wenn das phyſiſche Leben alle Kraft und Thätigkeit an ſich zieht, während das moraliſche darbt. Der Menſch iſt kein Thier, das ſeine Bedürfniſſe mittelſt der Intelligenz befriedigt. Es iſt ſchlimm, wenn der Materialismus die Exiſtenz einer Seele leugnet; es iſt noch unendlich ſchlimmer, wenn er ſich aller Gedanken an eine Seele entſchlägt und ſich's in der Gleichgültigkeit bequem macht.

Zwar ſcheint es auf den erſten Anblick, und wenn man ſich mit dem Anſchein auf der Oberfläche begnügt, als wenn in der Franzöſiſchen Geſellſchaft eine ganz außerordentliche geiſtige Thätigkeit und Produktivität rege wäre. Die Geiſter raſten nicht, die Phantaſie ſchafft unauf-

Digitized by Google

hörlich und mit unbegreiflicher Fruchtbarkeit. Gedanken und Ideen aller Art kommen tagtäglich in Unzahl zum Vorſchein; die literariſchen Erzeugniſſe drängen ſich, als wenn eine ganz ungemeine intellektuelle Entwickelung zu Grunde läge. Bei genauerer Betrachtung aber erkennt man in allen dieſen Erſcheinungen nur die Symptome einer fieberhaften Ueberreizung, hervorgerufen durch die politiſche und ſinnlich leidenſchaftliche Aufregung der jüngſten Zeit. Der Geiſt erſchöpft ſich in der politiſchen Exaltation, er entartet in dem Jagen nach Genuß. Der politiſche Eifer hängt ſich mit allen Beſtrebungen und Wünſchen an die vergänglichen Intereſſen des Tages; er geräth in eine Beſchränktheit, wobei er den Sinn für das Rechte und Edle einbüßt, wo Sophismen die Vernunft und Leidenſchaften die Rechtſchaffenheit übertäuben. Die Sinnlichkeit verunreinigt alle geiſtige Kräfte und Vermögen; die Phantaſie und alle ſchaffende Geiſteskräfte entziehen ſich den Geſetzen des Schönen und Guten; die Werke des allergrößten Talentes erſcheinen entwürdigt, es miſcht ſich ihnen etwas Bösartiges, Verworfenes bei, was ſich wohl am richtigſten durch den Ausdruck geiſtige Proſtitution bezeichnen läßt.

Durch dieſe Betrachtung ſind uns die Punkte bezeichnet, wohin die Philoſophie ihren lebendigen ſozialen Einfluß hätte richten ſollen. Die verderblichen Tendenzen zu bekämpfen, auf Trümmerſtellen einen neuen Bau zu gründen, den Geiſt in ſeine Anſprüche wieder einzuſetzen, wo die Sinnlichkeit eingedrungen iſt; befeſtigen und veredeln, wo die moraliſche Schwäche und Verderbniß einzubrechen drohte; keinen Fuß breit von einem Uebel weichen, das man herankommen ſieht; einen Kampf nicht ſcheuen, der ſtets wahren Nutzen und Ehre bringt, wenn auch zuvörderſt kein entſcheidender Sieg errungen wird. Einer großen Bewegung darf man nicht unthätig gegenüber ſtehen; nicht am Ufer darf man verweilen und in ſelbſtzufriedener Ruhe warten und zuſehen, bis der wilde Strom der Zeit vorübergerauſcht, ſondern in den Strom ſelbſt müſſen wir muthig hineinſteuern, jedes Treiben, jeden Zug, jede Richtung der Strömung mit Geſchick zum Fortkommen benutzen, damit man an die praktiſche Kraft unſerer Lehre glauben lerne, damit unſere Wiſſenſchaft Eingang zur wahren Popularität gewinne.

Oder wäre es etwa eine Täuſchung, eine gutmüthige Illuſion, womit wir uns ſchmeicheln? Wenn man inmitten einer civiliſirten Welt lebt, die wohl im Stande iſt, philoſophiſche Lehren zu begreifen; wenn der Staatsorganismus eine große geiſtig befähigte Volksklaſſe an die Spitze des nationalen Lebens geſtellt hat, dann wird doch wohl jeder Philoſoph, der es nicht bloß zur Parade ſeyn will, den Wunſch, den Trieb empfinden, ſeinen Mitbürgern zu verkündigen, was er von den ewigen Wahrheiten des Geiſtes der Menſchheit, von den ewig nothwendigen Grundſätzen des Rechtes in Erfahrung gebracht. Dieſe Wahrheiten ſind Nahrung und Stärkung für das Leben und Gedeihen der Völker. Die vom Lärm der Umgebung übertäubten Geiſter von ihrer Unruhe und ihren Zweifeln zu erlöſen, ſie zurückzurufen, daß ſie ſich ſammeln und in ſich ſelbſt einkehren; mit Ernſt, mit Nachdruck und mit Liebe die beſſeren Geſinnungen und Beſtrebungen heraufbeſchwören, die in den Seelen zu Grunde liegen, ſollte dieſer Beruf nichts Anderes einbringen, als vergebliche Mühe und Ueberdruß?

Es haben ſich auch in Frankreich einzelne Stimmen in unſerem Sinne vernehmen laſſen, bald warnend vor der gefährlichen Bahn, bald mit überzeugenden Grundſätzen auf die beſſere hinweiſend, und mit größerer Einſicht und Beredſamkeit, als uns zu Gebote ſteht. Aber ſie waren leider einzeln; dergleichen Proteſtationen werden ſchnell überhört und können auf die Geſinnung und die praktiſchen Sitten eines Volkes keinerlei Wirkung ausüben. Immer und ewig, unabläſſig, mit Eifer und Energie müſſen die heilſamen Wahrheiten gepredigt und ſtets aufs neue gepredigt, bekräftigt, erwieſen, tagtäglich und von allen Seiten dargeſtellt werden. So machen es die Verbreiter der böſen Lehren; warum ſollte es denn mit den guten nicht gehen? Als es den Angriff gegen das Vergangene galt, da wußte man der Philoſophie einen großen Wirkungskreis anzuweiſen, warum nicht heute zur Bekämpfung desjenigen, was der Gegenwart Verderben droht?

Die Philoſophie iſt in Frankreich während der letzten Jahrhunderte immer nur in zwei Formen aufgetreten, die in ihrem Reſultat einander gerade zuwider liefen. Es gab Schulen, und in den Schulen konſtruirte man Syſteme; was aber im öffentlichen Leben die Philoſophie ſo populair machte, die Kraft, wodurch ſie die Geiſter in Bewegung ſetzte, das war nicht der ſyſtematiſch aufbauende, ſondern der kritiſch wegleugnende und zerſtörende Geiſt. Sie iſt zu verſchiedenen Zeiten ariſtokratiſch und anarchiſch, abſolutiſtiſch und revolutionair geweſen; wenn es ihr gelang, in rein wiſſenſchaftlichem Gebiete etwas zu gründen, ſo hat ſie andererſeits nur weniger abſtrakter Ideen zum Hebel bedurft, um Verfaſſung, Gewohnheit und Sitte von Grund aus umzuwälzen. Heute iſt es an der Zeit, daß ſie jene beiden Charaktere ausziehe und ſich zu einem neuen verjünge. Im ariſtokratiſchen Charakter kann ſie nicht fortfahren, ſonſt ginge ſie alles öffentlichen Einfluſſes verluſtig; im revolutionairen aber auch nicht, denn dieſer kann nur eine momentane Bedeutung haben, und nach jeder Umwälzung muß man ſich zu der Arbeit eines neuen Aufbaus ernſtlich entſchließen.

Darum haben die Männer, welche ſich in Frankreich der Beförderung und den Fortſchritten der Philoſophie widmen, etwas Größeres und Gedeihlicheres vor ſich, als bloßes gelehrtes Forſchen und ſpekulative Theorie: die große Aufgabe, diejenigen zu bilden und zu unterrichten, deren Leitung das Schickſal des Vaterlandes anvertraut ſeyn wird. Nicht die Geburt, ſondern Fähigkeit und Thätigkeit wird künftighin in Frankreich zur Macht führen; darum iſt die rechte Pflege der Intelligenz die allerwichtigſte Aufgabe für die Lenker der öffentlichen Angelegenheiten. Nirgends kann es heutzutage mehr dahin kommen, daß der große Haufe, wie Römiſcher Pöbel, von nichts als Brod und Schauſpielen lebt; die Ideen ſind fortan ein Lebenselement und ihr praktiſches Eingreifen in die Geſellſchaft und den Staat eine Nothwendigkeit für das Beſtehen beider.

Der Menſch kann nicht anders exiſtiren, als durch Thätigkeit, und eine unvermeidliche Folge ſeiner Thätigkeit iſt für ihn der Irrthum; darum bedarf er eines höheren Geſetzes, wonach er ſein Thun richten, einer Lehre, wodurch er vom Irrthum zur Wahrheit zurückkehren kann. Früher erfüllte die Religion dieſen Beruf; heute iſt die menſchliche Vernunft im Begriff, ſich ſeiner zu bemächtigen; denn auf die Mehrzahl der Menſchen wirkt nur ſie allein und der Glaube nicht mehr. Es bedarf einer Wiſſenſchaft, die Allen zugänglich und wodurch der Menſch ſich ſelbſt offenbar werde, einer wahren Wiſſenſchaft des ſozialen Lebens, wodurch die Emancipation des Menſchen geiſtig und moraliſch ſich von innen heraus vollzieht. Daß der Menſch ſich ſelbſt kennen lerne, in ſeinem Reichthum und in ſeiner Dürftigkeit, mit ſeiner Kraft und ſeiner Schwäche, daß er klar werde über ſeine Beſtimmung und ſeine Pflicht, über Wahr und Unwahr, über Gut und Böſe, und daß dieſe Erkenntniß die Geſinnung, die Sitten und das Leben Aller durchdringe, das ſteht nicht durch weitere philoſophiſche Forſchungen und Studien, ſondern durch die unverzügliche praktiſche Anwendung des Erforſchten zu erreichen.

Man wird uns zum Schluß einwenden, daß wir der Philoſophie zu viel zutrauen, wenn ſie und ſie allein das geiſtige und moraliſche Leben eines Volkes erfriſchen und reinigen ſoll. Dies iſt, ſo wird man ſagen, ein Ideal, welches die Philoſophie ſich vorſetzen und wonach ſie den Geiſtern ein dringendes Verlangen einflößen kann, aber ſie wird ſich allezeit nur einer bevorzugten Minderzahl von Geiſtern verſtändlich machen können, und ein großes Element des Erfolges, eine Kraft zum Siege, fehlt ihr ganz und gar: der Glaube. — Es iſt aber nicht die Schuld der Philoſophie, wie ſie ſeyn ſoll, wenn der Glaube verkannt und verſchmäht wird, wenn ſo Wenige nach einer Religion verlangen; gerade der Philoſophie könnte es auf dem Wege einer gründlichen und heilſamen Beleuchtung gelingen, die Geiſter wieder für die Religion zu gewinnen. Wenn das Gemüth ſich hingebend der Wahrheit öffnet, wenn das Bewußtſeyn mit Redlichkeit ſeiner ſelbſt klar zu werden ringt, dann kann es auch der Glaubenswahrheit nicht mehr verſchloſſen ſeyn. Die Religion in ihrer Wahrheit iſt zugleich die einzig wahre Philoſophie; alle unſere Hoffnung in der Gegenwart beruht auf der Einheit und auf der künftigen Vereinigung beider. Möge die Philoſophie, nachdem ſie uns lange Zeit von der Religion abgelenkt, uns von jetzt an wieder ihr zuführen. (Bibl. Un.)

Spanien.

Ein Stiergefecht im Jahre 1679.

Wenn der König von Spanien ein Stiergefecht anbefohlen hatte, ſo ſandte der Königliche Ober-Forſtmeiſter ſchon am nächſten Morgen ſeine Leute in die Andaluſiſchen Gebirgs-Wälder, wo die wüthendſten und unbändigſten Stiere zu Hauſe ſind. Sie brachten eine Anzahl wohl dreſſirter Kühe mit, welche in die größten Dickichte ſich vertieften und die wilden Stiere durch allerlei kokette Geberdungen anlockten. Von dem Ausgange des Waldes bis zu dem Orte, wo das Stiergefecht ſtattfinden ſollte, hatte man zwei Reihen hoher und ſtarker Paliſaden errichtet, die zuweilen eine nahe an 30 Meilen lange Straße bildeten. Hatten die Stiere, den verrätheriſchen Dulcineen auf dem Fuße folgend, dieſen Weg erſt betreten, ſo konnten ſie nicht wieder umkehren. Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Reiter ſchnitt ihnen — zuweilen erſt nach blutigem Kampfe — den Rückzug ab. So in der Mitte, zwiſchen Liebreiz und Todesſchauer, gelangen die getäuſchten Stiere nach mehrtägigem Marſche endlich auf die Plaza Mayor, wo man einen Stall mit zwei einander entgegengeſetzten Thüren angebracht hat. Die Kühe, welche immer einen Vorſprung behalten, ziehen zur einen Thür herein und zur anderen wieder hinaus, und bald ſind ihre vierfüßigen Anbeter Gefangene, ohne zu wiſſen, wie. Durch dieſe Liſt hat man zuweilen ſchon an funfzig Stiere auf einmal eingefangen. Wenn ſie ein paar Stunden der Ruhe gepflegt und Futter zu ſich genommen haben, ſo werden ſie durch ſtarke und junge Bauerburſche einer um den anderen aus dem Stalle gelaſſen, worauf man ſie, vermittelſt eines glühenden Eiſens am Schenkel zeichnet und ihnen die Ohren ſchlitzt. Iſt dies geſchehen, ſo bewirft man die Plaza Mayor mit Sand und ſchlägt rings herum dicke Pfähle aus Eichenſtämmen in den Boden. Die Räume zwiſchen dieſen Pfählen ſind nur ſo weit, daß ein Menſch mit Mühe hindurch gelangt. Aber es mußte ein Kämpfer ſchon bis zum Aeußerſten oder ſo weit gekommen ſeyn, daß die Todesfurcht ſein Ehrgefühl beſiegte, wenn er auf ſo ſchimpflichem Wege ſeine Rettung ſuchen ſollte. Die Räume zwiſchen den Pfählen waren ſeine Caudiniſchen Päſſe.

Die Häuſer auf der Plaza Mayor, alle fünf Stock hoch, ſind oben mit Pavillons verſehen, und jede Etage ſchmückt ein Balkon. Wenn alle dieſe Balkone von geputzten Herren und Damen wimmeln, ſo iſt dies ein bezaubernder Anblick. An einem ſolchen Tage giebt der König eine öffentliche Collation, die aus Früchten, Eis und trockenen Konfitüren beſteht. Den Damen überreicht man elegante Körbchen, Handſchuhe, Bänder, ſeidene Strümpfe und dgl.

Nachdem Seine Majeſtät angekommen war und Jedermann ſich niedergelaſſen hatte, gab der Alguazil-Mayor das Zeichen zum Anfang. Sogleich ſah man ſechs Reiter (die Picadores) auf dem Platze erſcheinen, deren Pferde prächtig angeſchirrt waren. Jeder von den Reitern hatte außerdem zwölf Leitpferde und ſechs Maulthiere, welche letztere einen Vorrath von Garrochon's trugen.*) Die Picadores ritten mit ihrem Gefolge über den Platz, hielten vor dem Königlichen Balkon, machten dann, nachdem ſie abgeſeſſen waren, eine tiefe Verbeugung und baten den König um die Erlaubniß, mit den Stieren kämpfen

*) Es ſind dies Lanzen aus trockenem Tannenholz, von fünf Fuß Länge, vergoldet und mit einem ſehr ſcharfen Eiſen verſehen.

Digitized by Google

zu dürfen. Nachdem Se. Majeſtät beifällig genickt hatte, ertönte von allen Seiten eine Fanfare von Trompeten, Trommeln, Pfeifen, Hautbois, Flöten und Sackpfeifen, und das auf einem rings um den Platz laufenden Amphitheater geſchaarte Volk begrüßte den gewöhnlichen Zuruf: Vivan los bravos caballeros! Die reitenden Alguazil's öffneten die Thüre des Stalles, um einen Stier heraus zu laſſen, ein Alguazil zu Fuß ſtand aber hinter der Thür und ſchlug ſie gleich wieder zu, ſobald das Thier den Stall verlaſſen hatte. Dann kletterte er eilig eine Leiter hinan auf den Stall; denn nur ſo kann er der Wuth des Stieres, die ſich zuerſt gegen dieſen Mann kehrt, entrinnen.

Einer der ſechs Reiter ſpringt auf das wüthende Thier los und ſchleudert gegen daſſelbe einige kleine Wurfſpieße, die mit Pech-Papier umwickelt ſind, welches kurz vorher angezündet worden. Der Stier, von dem Eiſen und Feuer zugleich verletzt, ſpringt, dreht und windet ſich auf alle Weiſe, wobei ihn die Dämpfe ſeines glühenden Athems wie ein dichter Nebel umhüllen. Dann bleibt er plötzlich ſtehen und ſucht ſeinen Feind mit zornfunkelnden Augen. Bald hat er ihn entdeckt und ſtürzt ihm entgegen. Der Reiter erwartet das Thier mit erhobenem Garrochen und wirft ihm, wenn es noch ungefähr zehn Schritt entfernt iſt, ſeinen Hut oder Mantel zu. Der Stier macht eine Wendung und ſtürzt ſich auf den zugeworfenen Gegenſtand; aber in demſelben Augenblick ſtößt ihm der Reiter den Garrochen in die Bruſt. Der Stier, von ſeiner neuen Wunde, die ihn heftiger ſchmerzt, weil ſie tiefer iſt, als die früheren, noch wüthender gemacht, ſtößt ein entſetzliches Gebrüll aus, kehrt ſeine klaffenden Nüſtern in die Höhe und bleibt einige Sekunden ruhig, als wär' er verzweifelt oder reſignirt. Aber der Reiter, welcher die Manieren ſeines Gegners ſchon kennt, weiß recht gut, daß dieſer augenblicklichen Ruhe eine entſetzliche Exploſion folgen wird. So iſt es auch in der Tat; das raſende Thier konzentrirt ſeine ganze fürchterliche Muskelkraft auf Einen Punkt, eine unglaubliche elaſtiſche Gewalt hebt den Stier, ſo leicht, als wär' er ein Windhund, in die Höhe, bis er in der Richtung ſeines Feindes mit geducktem Kopfe wieder an den Boden kommt. Kein lebendes Weſen — den Elephanten und das Rhinoceros ausgenommen, würde einen ſolchen Angriff beſtehen können; aber zum Glücke für den Picador ſchließt der Stier immer ſeine Augen, wenn er auf ſolche Weiſe losſtürmt. Fernando, der Reiter, that einen ausweichenden Sprung; und als der Stier eben an den Boden ſah, wo er ſeinen beſiegten Feind zu erblicken glaubte, ſtieß ihm der Picador ſeinen Garrochon in die Knochennaht zwiſchen beide Hörner. Das Eiſen drang bis ins Gehirn, und der Stier fiel, wie vom Blitze getroffen.

Ein Gewitter-Regen unterbrach das Feſt für heute, zum großen Verdruſſe der ganzen Verſammlung, die nach Hauſe gehen mußte, ohne einen Tropfen Menſchenblut geſehen zu haben. Wenn die Spanier zu dieſen fürchterlichen Spielen herbeiſtrömen, ſo hoffen ſie nichts Geringeres, als daß der Sand mit dem Blute der geopferten Stiere und Menſchen ganz getränkt werden würde. Sie wollen an zuckenden Eingeweiden ihr Auge erquicken — wollen ſehen, wie Todesbläſſe ein Geſicht überzieht, das noch vor wenigen Augenblicken friſch und blühend war. Und wirklich ſollten ſie am nächſten Tage volle Satisfaction bekommen; man höre, was ſich zutrug:

Ein junger Toledaner, 19 Jahr alt, Don Palacio, meldete ſich des folgenden Tages als Picador. Er gedachte, durch eine rühmliche That die Gunſt ſeines künftigen Schwiegervaters zu erwerben, der einem ſo ſehr jungen Manne ſeine Tochter nicht anvertrauen wollte. — „Was ſchadet's, daß ich erſt 19 Jahre zähle", ſprach der Jüngling; „wenn ich die Kraft und den Muth eines Mannes von 30 Jahren habe? Nicht wahr, Mariola?" Die letzten Worte richtete er an ein 15jähriges Mädchen, das ihn mit liebendem Vertrauen anſah. — „„Ja"", bemerkte die Geliebte; „„wenn etwa Palacio morgen an dem Stier-Gefecht Theil nähme, ſo wäre ich überzeugt, daß er keinem ſeiner Mitkämpfer geſtatten würde, noch tapferer und geſchickter zu ſeyn, als er ſelbſt."" — „Ich werde es Keinem geſtatten", rief Palacio, „und davon wird alle Welt ſich überzeugen!" — „„Wie denn das?"" fragte ſeine Geliebte mit einiger Unruhe. „Weil ich die Abſicht habe, in die Schranken zu treten und Deinem Vater zu beweiſen, daß ich kein Kind, ſondern ein Mann bin." — Mariola wurde bleich und zitterte. Nachdem der Vater Beide allein gelaſſen hatte, ſagte ſie: „„Palacio, glaubſt Du, daß es mein Ernſt war, als ich ſprach, Du könnteſt bei dem Stiergefechte der Tapferſte und Geſchickteſte ſeyn? Glaubſt Du wirklich, daß ich Dir zumuthen wollte, morgen mitzukämpfen? O nein! Ich wollte nur meinen Vater wegen Deines Alters beruhigen. Ich habe recht unbeſonnen geredet; aber Du wirſt mich nicht dafür beſtrafen — wirſt nicht mit den Stieren kämpfen — ſchwöre es mir!"" — „Morgen, theure Mariola, morgen nach dem Kampfe komm ich wieder und bringe Deinem Vater meinen Siegerkranz — mein Entſchluß iſt gefaßt — Du mußt bei dem Feſte zugegen ſeyn, Dein Vater auch! Uebermorgen wird er mich ſeinen Sohn nennen!" Mariola mochte weinen und bitten, ſo viel ſie wollte: nichts konnte Palacio wankend machen. „Du wirſt doch mit zugegen ſeyn, Mariola?" ſprach er, Abſchied nehmend. „„Nun — ja — das will ich!"" entgegnete ſie in ernſtem Ton und mit bedeutungsvollem Blick — „„Du biſt unbeugſam — glaubſt, meine Gegenwart werde Dich ermuthigen. O! ich fürchte das Gegentheil! Doch es ſey!""

Am nächſten Morgen ritt Palacio auf einem feurigen Andaluſiſchen Hengſt in die Schranken und reihte ſich den Kämpfern an. Schon waren zwei Stiere durch einen unerſchrockenen Valencianer geworfen worden, als der Alguazil, welcher, ſo oft ein neuer Stier heraustritt, die Stallthüre ſchließen muß, beim Zudrücken derſelben hinter dem dritten Stier einen unbeſiegbaren Widerſtand verſpürte. Die Thüre flog blitzſchnell auf und zerſchmetterte den Alguazil an der Mauer. In demſelben Augenblick drangen wohl dreißig Stiere dicht hinter einander aus dem Stall hervor. Von allen Seiten hörte man einen Schrei des Entſetzens. Es war nicht mehr möglich, die Stiere in den Stall zurückzudrängen — man mußte entweder fliehen oder gegen ſie ankämpfen. Allein der Stiere waren dreißig, und der Kämpfer nur zehn!

Mehrere unerſchrockene Bürger ſprangen, als ſie die Gefahr der Picadores ſahen, in die Arena, bewaffneten ſich mit Garrochon's und gingen dem Feinde entgegen. Es gab nun eine wahre Metzelei — einen Kampf ohne Ordnung, ohne Liſt und Taktik. Der Hagel von Wurfſpießen, das Geſchrei der Volksmenge und das Schwenken der Schärpen und Taſchentücher machten die Stiere wie betrunken. Sie ſprangen herum, wie Felſenſtücke, die eine angezündete Mine in die Luft ſchleudert. Einige rannten gegen die Schranken und warfen Alles nieder, was ihnen im Wege ſtand; einige andere bäumten ſich vor Entſetzen, wie Pferde, und blieben einige Augenblicke in dieſer Stellung, ganz von dem Dampf ihrer glühenden Atmoſphäre umgeben, der ſie wie hölliſche Phantome erſcheinen ließ.

Schon keuchten mehrere Stiere auf der Arena neben den Leichen einiger Picadores. Das Amphitheater trank die vergoſſenen Blutſtröme mit den Augen, und noch war ſein grauſamer Durſt nicht geſtillt. Palacio's Pferd lag bei einem Stiere, deſſen Hörner in ſeinen Eingeweiden ſteckten, und der Jüngling ſelbſt ſah ſich von wuthſchnaubenden gehörnten Feinden eingeſchloſſen, die ihn grauſig umtanzten. Mit zwei Garrochon's bewaffnet, beobachtete Palacio alle ihre Bewegungen. Vergebens hatte er einige Mal, wenn der Kreis ſich enger zog, auf allen Vieren durch die Beine der Beſtien zu entwiſchen geſucht. Er fühlte, daß die Kräfte ihm ausgehen würden, wenn es ihm nicht gelänge, mit Gewalt oder Liſt aus dem Kreiſe zu kommen; und der Gedanke an ſeine theure Mariola beflügelte ſeinen Entſchluß. Er ſtürzt mit Blitzes Schnelle auf einen der Stiere los, packt ihn an den Hörnern und ſchwingt ſich über ihn weg; aber ſein Unſtern will, daß er rittlings auf einen anderen Stier fällt. Dieſer rennt mit ſeiner ungewohnten Laſt wie unſinnig auf der Arena umher. Palacio klammert ſich an die Hörner feſt, und verdoppelt ſo die Wuth des Stieres. Die anderen Stiere folgen ihrem Kameraden inſtinktmäßig in allen ſeinen Bewegungen und machen es keinem Menſchen möglich, dem unglücklichen Palacio zu Hülfe zu kommen. Außerdem waren die meiſten Picadores nicht mehr kampffähig, und Andere hatte der Schrecken hinausgetrieben. Palacio wird bleich von übermäßiger Anſtrengung, und ſeine Kräfte ſchwinden .... Da ſieht man plötzlich, wie ein junger Bauer durch die Menge ſich Bahn macht und, mit einem Wurfſpieß bewaffnet, in die Schranken eindringt. Er erwartet den Stier am äußerſten Ende der Linie, die er durchlaufen zu müſſen ſcheint, und ſtößt ihm ſein Eiſen in die Seite. Palacio ſchreit laut, und ſeine Hände laſſen das Thier los, deſſen unwiderſtehlicher Andrang den jungen Bauer niedergeworfen hat. Er hebt ſeinen Retter vom Boden auf, umarmt ihn und ſtößt ihm dabei die Mütze vom Haupte. Das Haar des Unbekannten löſt ſich und fällt in langen Locken herab. — „O Himmel, meine Mariola!" ruft Palacio. — „„Ich hatte Dir wohl geſagt, daß ich hier ſeyn würde ....."" Sie konnte ihre Rede nicht vollenden; denn in demſelben Augenblick verſetzte ihr ein anderer Stier einen ſo fürchterlichen Stoß, daß ſie entſeelt niederſank. Die Liebenden ſtarben, Eines in dem Arm des Anderen.

Das Amphitheater und der Hof hatten dieſes Mal große Urſache, zufrieden zu ſeyn; denn die Arena war mit Stier-Blut, mit Männer-Blut und mit dem Blute eines Mädchens getränkt. (F. L.)

Mannigfaltiges.

— Dante Alighieri. Dem fleißigen Förderer Italiäniſcher Literatur-Kenntniß in unſerer Deutſchen Hauptſtadt, Herrn Profeſſor Fabio Fabbrucci, haben wir neuerdings die Herausgabe einer Schrift zu verdanken, die zur Verbreitung dieſer Kenntniß nicht wenig beitragen kann. Durch einen mit Anmerkungen und kritiſchen Zugaben begleiteten Abdruck von Brocchi's Briefen über die göttliche Komödie des Dante*) wird der Poeta Divino auch unſeren Frauen zugänglicher gemacht, die ſonſt vor der dunkeln Majeſtät dieſes Dichters eine gewiſſe heilige Scheu zu haben pflegen, und daher gerade den eigenthümlichſten und großartigſten Genius unter den Italiäniſchen Dichter-Heroen nicht kennen lernen. Brocchi hat dieſe Briefe vor vierzig Jahren an eine Engliſche Dame gerichtet und iſt dabei dem Beiſpiele Addiſon's gefolgt, der bekanntlich das „verlorene Paradies" in einer Reihefolge geiſtvoller Aufſätze zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen im Spectator gemacht und dadurch zu ſeiner Zeit die Kenntniß des Milton'ſchen Gedichtes von neuem geweckt hat. Wie Addiſon, ſo weiß auch Brocchi, der nicht bloß mit den Dichtern Italiens, ſondern auch mit der Engliſchen und Franzöſiſchen Literatur innig vertraut iſt, gerade die intereſſanteſten Stellen des klaſſiſchen Werkes mit ſeiner gewandten einſchmeichelnden Darſtellung zu verweben, und ſo wird am Ende die Leſerin unvermerkt mit dem koloſſalen Gedichte vertraut, von dem ſie bisher ein allzu großer Reſpekt entfernt gehalten hat. Wie ſehr man in unſerem Vaterlande den großen Dichter ſchätzt, können wir aus den zahlreichen Ueberſetzungen ſchließen, die bereits vom Dante erſchienen ſind, und deren Cyklus, ſo trefflich auch beſonders die Uebertragung von Karl Streckfuß iſt, doch noch nicht geſchloſſen ſcheint, da uns ſchon wieder eine neue Bearbeitung, und zwar nicht in dem ſchweren Terzinen-Gewande, von einem poetiſchen Kenner der Italiäniſchen Idiome, Herrn Auguſt Kopiſch, angekündigt iſt. Jedenfalls aber können die „Briefe des Brocchi" jeder Ueberſetzung, eben ſo wie dem Originale, als ein angenehmer Begleiter dienen.

*) Lettere sopra la Divina Commedia di Dante, di G. B. Brocchi. Ora ristampate con alcune note ed un appendice, per opera e cura di Fabio Fabbrucci, Toscano, Regio Professore e publico lettore di lingua e letteratura Italiana nella R. Univ. di Berlino. 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 26. Berlin, Mittwoch den 1. März 1837.

Frankreich.

Der Konſul Bonaparte und die Marquiſe von Créquy.

Die Marquiſe von Créquy hatte, wie die übrigen altadeligen Familien in Frankreich, während der Revolution ihre Güter und Beſitzungen verloren. Nach der Errichtung des Konſulats im Jahre 1802 zeigte ſich der erſte Konſul Bonaparte gegen mehrere Damen aus den älteſten Familien in der Zurückgabe der als Eigenthum der Nation konfiszirten Grundſtücke ſo gefällig, daß ſich auch Frau von Créquy nach langem Widerſtreben durch den Baron Breteuil beſtimmen ließ, in ihren Angelegenheiten an den erſten Konſul zu ſchreiben. Ein Adjutant deſſelben brachte ihr die mündliche Antwort, daß Bonaparte ſie zwei Tage darauf um zwei Uhr des Nachmittags zu ſprechen wünſche. Für die Marquiſe war dieſe Einladung höchſt unangenehm; aber ſie überwand endlich alle ihre Bedenklichkeiten und ließ ſich am 12. November 1802 in einer Sänfte nach den Tuilerieen tragen, wo damals die Konſuln ihren Sitz hatten. Sie vergißt dabei nicht, zu bemerken, daß ſie in ihrer gewöhnlichen Kleidung war.*)

Man meldete, ſo beginnt ſie ihre Erzählung, dem Konſul die Bürgerin Créquy, und ſo befand ich mich nun dem Sieger bei den Pyramiden gegenüber. Er betrachtete mich zwei oder drei Minuten lang mit einer nachdenkenden Miene und gab ſich den Anſchein, gerührt zu ſeyn. Dann ſagte er mit einem Ausdrucke, den ich faſt kindlich nennen möchte: „Ich habe gewünſcht, Sie zu ſehen, Frau Marſchallin“; fuhr aber ſogleich in einem anderen und ziemlich unbeſcheidenen (passablement impertinent) Tone fort: „ich habe Sie ſehen wollen. Sie ſind hundert Jahr alt.“ — „Vielleicht noch nicht ganz, aber ich bin nahe daran.“ — „Nun, wie alt ſind Sie denn gerade?“ Ich geſtehe, daß ich über dieſe befehlshaberiſche Frage faſt Luſt hatte, zu lachen; indeß ich lächelte nur (wie man in meinem Alter lächeln kann) und ſagte ihm: „Mein Herr, ich kann Ihnen mein Alter nicht ganz genau angeben. Ich bin auf einem Schloſſe in der Provinz geboren.“ —

„Ja, ja“, unterbrach er mich heftig, „zu Ihrer Zeit waren die Civilſtands-Regiſter noch nicht in Ordnung, oder es gab noch gar keine.“ Darauf fing er ſehr trocken, wie ein Unterſuchungs-Richter im Verhöre, an zu fragen: „Wo wohnen Sie?“ — „Im Hotel Créquy.“ — „Ach, zum Teufel! und in welchem Viertel?“ Ich begriff ſeine Neugierde zwar nicht, doch ſagte ich ihm endlich, daß dies das ehemalige Hotel Feuquières ſey, in der Straße Grenelle.

„Ah ſo, in der Straße Grenelle. Nun, da haben Sie geſtern und vorgeſtern in Ihrem Viertel Lärm gehabt. Haben Sie ſich gefürchtet? Es war wegen der Brodpreiſe.“

„Die Unruheſtifter waren nicht zahlreich, ſagte man, und ſo habe ich mich auch nicht beunruhigen laſſen.“

„Es werden künftig unter meiner Regierung keine Pöbel-Unruhen mehr möglich ſeyn! keine ernſthafte Aufſtände, ſage ich, vielleicht etwas Geſchrei, das thut nichts. Frankreich iſt darum nicht weniger glücklich und zufrieden! man darf ſich darüber nicht täuſchen; einige ſchlechte Menſchen beweiſen noch nichts für die allgemeine Unzufriedenheit. Wenn das Volk ſich wohl befindet, ſo läßt es ſich nicht darauf ein, in der Straße Lärm zu machen: eine Handvoll Unzufriedener und Uebelgeſinnter giebt ſich das Anſehen, etwas zu ſeyn; aber es iſt nichts, gar nichts. Habe ich nicht Recht?“

„Ei, ganz gewiß. Drei Frauen, welche ſchreien, machen mehr Lärm, als dreitauſend Männer, welche ſchweigen.“

„Das war vortrefflich geſagt. Wiſſen Sie wohl, daß dies ganz vortrefflich war, was Sie da geſagt haben?“ Und ich antwortete beſcheiden: „Sie ſind gar zu gütig, mein Herr.“

„Sie kennen den Fürſten von B.......? Was halten Sie von ihm?“

„Die Frage iſt gar zu delikat und ohne Umſchweife, aber zum Glück verwirrt ſie mich nicht, denn ich kenne den Fürſten zu wenig, um von ihm eine eigentliche Meinung zu haben.“

„Man hat ihn mir ſehr gerühmt. Aber das war ohne Grund. Wenn das heißt, weiſe ſeyn, ſo weiß ich nicht, was ein Thor iſt.“

„Im Gegentheil“, erwiederte ich; „wenn das heißt, thöricht ſeyn, ſo weiß ich ſehr wohl, was ein Weiſer iſt.“ Hierbei ſah er mich mit einem Blicke an, wie er einen Soldaten anſehen würde, den er beloben will, und ſagte: „Sie wiſſen ſich eben ſo einſichtig als treffend auszudrücken.“

Hier bemerkt die Marquiſe, daß ſie faſt ein ſpöttiſches Wort hätte laut werden laſſen, als ſie ſich von dieſem Soldaten (pauvre soldat) wegen ihres Verſtandes in demſelben Schloſſe rühmen hörte, wo ſie ſo oft mit den erlauchteſten Perſonen zuſammengelebt hatte und das Bonaparte jetzt als das ſeinige betrachtete. Aber ſie gedachte des Zwecks ihres Hierſeyns und ſchwieg.

Das Wetter war an dieſem Tage ſehr unangenehm. Der Himmel war finſter, Regengüſſe und Windſtöße wechſelten mit einander ab. „Es thut mir leid“, ſagte Bonaparte, „daß ich Sie heute zum Ausgehen veranlaßt habe; aber man kann ſich auf das Wetter nicht verlaſſen, ſeine Herrſchaft iſt eine ſehr arbitraire“, und lächelnd betonte er das letzte Wort. Dann fuhr er fort: „Wir ſehen häufig eine Dame bei uns, die zu Ihrer Verwandtſchaft gehört.“

„Wer wäre denn das?“ entgegnete ich ganz verwundert und in einem vertraulichen Tone, den er jedoch nicht bemerkte.

„Nun, das iſt Frau von Miranda.“

„Ich wüßte nicht, daß wir mit einander verwandt wären. Ich bin Herzogin von Miranda in Spanien, und deshalb hat ſie ſich vielleicht geirrt.“ — Aber der erſte Konſul nahm hierüber eine ſo zornige Miene an, daß es mir leid that, ſo viel geſagt zu haben, denn ich wollte ja weder Gutes noch Böſes von jener Abenteurerin ſprechen.

„Sie haben Ludwig XIV. geſehen?“ fuhr er mit ſehr belebter Stimme und ſtarker Betonung fort. „Haben Sie auch Peter den Großen geſehen, Frau Marſchallin?“

„Ich habe dieſe Ehre nicht gehabt. Ich befand mich gerade damals auf einem älterlichen Schloſſe in der Provinz.“

„Nun, haben Sie viel unter der revolutionairen Geſetzgebung gelitten?“ fragte er weiter, ganz trocken und faſt mit dem Anſehen eines Zerſtreuten. Vielleicht wollte er es vermeiden, ein langes Klagelied zu hören, alſo faßte ich mich kurz und war bald bei meinen Forſten, deren Rückgabe ich wünſchte. Er antwortete mir gar nicht hierauf (es ſchien, als ob er ganz an etwas Anderes dächte, als mir einen Beſcheid zu geben), ſondern ſprach: „Madame, wer in Revolutionszeiten Gutes thun will, der ſchreibt auf den Sand am Ufer des Meeres. Was dem Winde entgeht, das ſpülen die Wogen weg.“ Das waren ungefähr ſeine Worte, auf die ich nichts erwiederte.

(Hier findet ſich nach der Angabe des Herausgebers der Créquyſchen Denkwürdigkeiten eine unleſerliche Stelle, wo ſich bloß die Jahreszahl 1718 erkennen läßt.)

„Das war“, nahm Bonaparte das Wort, „das Jahr, in welchem D'Agueſſeau verbannt wurde? Haben Sie den Kanzler D'Agueſſeau gekannt?“

„Ich habe ihn einige Male geſehen, General, er war der Freund meines Schwiegervaters geweſen.“

„Haben Sie Dubois und Cartouche gekannt?“

Dieſe Frage kam der alten Dame gar zu überraſchend. Sie antwortete kein Wort und ſah dem Konſul ſo ſtarr und ſtreng ins Geſicht, daß ſie ſich ſelbſt hinterher darüber gewundert hat. Er mochte es indeß wohl ſelbſt fühlen (fährt ſie fort), daß es eine große Unſchicklichkeit war, die Marquise douairière von Créquy nach Neuigkeiten von Cartouche zu fragen (von dem ſie übrigens im erſten Theile ihrer Denkwürdigkeiten ſo viel erzählt hat, daß dem Leſer Bonaparte's Frage gar nicht ſo wunderlich vorkommen kann), und er wendete ſich daher mit einem ſo feinen, naiven und ſanften Lächeln zu ihr, daß ſie gänzlich entwaffnet wurde. „Erlauben Sie mir Ihre Hand zu küſſen“, ſagte er. Ich wollte alſo ſchnell meinen Handſchuh (mitaine) abſtreifen, wie es ſich für eine ſolche Gelegenheit ſchickte. Aber er ſetzte mit vieler Gutmüthigkeit hinzu: „Ziehen Sie Ihren Handſchuh nicht aus, mein gutes Mütterchen (ma bonne mère)“, und drückte nun ſeine Lippen mit Heftigkeit auf die Spitzen meiner armen hundertjährigen und mageren Finger, die nicht vom Handſchuh bedeckt waren. Darauf bewilligte er mir mit großer Anmuth die Zurückgabe meiner Waldungen und ſprach viel von dem edlen und vortrefflichen Betragen des Herzogs von Créquy-Lesdiguières zu Rom, indem er hinzuſetzte, daß Frankreich ſehr Unrecht gehabt habe, zu geſtatten, daß man die Säule niederreißen durfte, die auf das deutlichſte die Genugthuung bezeugte, welche der Römiſche Hof unſerem Botſchafter hatte geben müſſen. Ach! was hilft mir jetzt dieſer ſchöne Name, den ich als die Letzte vom Hauſe Créquy trage, und den man bald in ein ſchmutziges Todten-Regiſter ſchreiben wird, wie den aller gemeinen Leute, und vielleicht gar auf ein Blatt mit den Namen eines Merlin oder Gasparin!

Bonaparte wußte übrigens nicht, oder vielleicht erinnerte er ſich nicht daran, daß auf der Säule, deren Zerſtörung er bedauerte, die Korſen als eine durchaus verwerfliche und von allen Völkern gehaßte

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy. T. VII. p. 232—237.

Digitized by Google

Nation bezeichnet waren, die für unfähig erklärt worden, künftig im Dienſt der Könige zu ſtehen.

So weit die Marquiſe. Wir geſtatten uns nur in Beziehung auf die letzten Aeußerungen Bonaparte's den Zuſatz, daß in denſelben die Händel gemeint ſind, welche im Jahre 1662 zu Rom ſtattfanden, als der Herzog von Créquy außerordentlicher Geſandter am Hofe des Papſtes Alexander VII. war. Die Franzöſiſchen Bedienten hatten Streit mit der Päpſtlichen Wache, die aus Korſen beſtand, gehabt, und es war zum Handgemenge gekommen und der Franzöſiſche Geſandte nebſt ſeiner Gemahlin am 20 Auguſt perſönlich beſchimpft worden. Zur Genugthuung für den höchſt erbitterten König Ludwig XIV. ſchickte der Papſt eine Geſandtſchaft nach Paris, ließ eine Schandſäule an dem Orte errichten, wo ſich die Begebenheit ereignet hatte, und verbannte die Korſenwache für immer aus Rom, worauf dann der Herzog von Créquy nach Rom zurückkehrte. Die Säule ſelbſt wurde indeß ſchon nach drei Jahren mit Einwilligung des Königs von Frankreich niedergeriſſen. M. ſ. Le-Bret's Geſchichte von Italien in der Allgem. Welt-Hiſtorie Th. 46. Bd. 2. S. 669 — 676. Die Worte der Inſchrift giebt übrigens Frau von Créquy falſch an. Denn die Korſiſche Nation wurde nur für unfähig erklärt, je wieder dem Päpſtlichen Stuhle zu dienen, inhabilis et incapax, wie die Worte lauteten (ſ. Allgem. Welt-Hiſtorie Th. 39 S. 559), ad sedi Apostolicae inserviendum, nicht aber als untauglich für den Dienſt der Könige überhaupt. J.

Zur Geſchichte Ravaillac's.

(Schluß.)

Kaum aber war Ravaillac ſeinem Ziele ſo nahe, als plötzlich ſein Entſchluß beinahe geſcheitert wäre. Er verließ Paris, kehrte wieder um und ging dann aufs neue bis zu den Thoren von Etampes, nachdem er auf der Straße die Spitze ſeines Meſſers zerbrochen hatte, bis er endlich auf einmal, ohne neuen Grund, ohne irgend etwas Beſonderes auf dem Wege getroffen zu haben, als eine heilige Figur auf dem erſten Hauſe der Vorſtadt, ſich nach ſeinem erſten Logis in Paris zurückbegab. Das Einzige, womit er dieſe plötzliche Rückkehr zu erklären wußte, beſtand in einer traurigen Erinnerung, die ihm zum Unglück unterweges eingefallen war. Es hatten ihm nämlich einige Soldaten in Paris geſagt, ſie wüßten zwar nicht, zu welchem Krieg ſie verſammelt würden, aber ſelbſt, wenn es gegen den Papſt ginge, ſo würden ſie doch ihrem König bereitwillig folgen und auf die Gefahr ihres Seelenheils für ihn bis in den Tod kämpfen. Dieſes aufbrauſende Geſchwätz einer kampfluſtigen Soldateska machte die Perſon Heinrich's IV. aufs neue zum Ziele des Mörders; „da", meinte er, „gegen den Papſt Krieg führen ſo viel iſt als gegen Gott den Herrn." Er wetzte alſo wieder ſein abgebrochenes Meſſer und fing nun an, den König ſelbſt aufzuſuchen. Doch ehe er den Schlag ausführte, wollte er noch warten, bis die Krönung der Königin, die ſchon zehn Jahre vermählt und Mutter von ſechs Kindern war, vorüber wäre, indem er glaubte, daß nach dieſer Feierlichkeit der Tod des Königs weniger Verwirrung verurſachen würde. Endlich den folgenden Tag nach dieſer Ceremonie, Freitag den 14. Mai, hatte er ſich den ganzen Morgen zwiſchen den beiden Thoren des Louvre aufgehalten; als er den König herausfahren geſehen, folgte er ihm bis zu dem Orte, wo er einige Monate vorher umſonſt verſucht hatte, ſich Gehör zu verſchaffen; und hier war es, wo er ihm mit ſeinem Meſſer ein oder zwei tödtliche Stiche in die Seite verſetzte.

Außer dieſem Meſſer mit einem Hirſchhorngriff hatte man noch bei ihm einige Stanzen gefunden in Franzöſiſchen Reimen für einen zum Tode gehenden Verbrecher; dieſe rührten nach ſeiner Ausſage nicht von ihm her, ſondern von einem Landsmann, der ſie ſeinem Urtheile unterworfen habe, „da er ſich zuweilen mit Poeſie beſchäftigte"; ferner ein Papier, auf welchem das Franzöſiſche Wappen abgebildet war, und daneben zwei Löwen, von denen der eine einen Schlüſſel und der andere einen Degen hielt, mit folgender Aufſchrift von ſeiner eigenen Hand, die, wie er ſagte, ſeinem Vorhaben zum Wahlſpruch dienen ſollte:

> Ne souffre pas qu'on fasse en ta présence
> Au nom de Dieu la moindre irrévérence;

drittens fand man ein Stück Baumwolle in Form eines Herzens, das ihm ein Kanonikus aus Angoulème gegeben hatte, um ihn vom Fieber zu heilen, und in welchem ſeine Frömmigkeit ein Stückchen von dem wahren Kreuz eingeſchloſſen glaubte, welches ſich aber nicht darin befand; endlich noch ein Papier, auf welchem an drei Stellen der Name Jeſu Chriſti geſchrieben ſtand, und einen Roſenkranz, den er in der Rue Saint-Jacques gekauft hatte, um ſeine Gebete zu verrichten. Bei dem zweiten Verhör, das er beſtand und aus welchem alle dieſe Thatſachen hergenommen ſind, ſchrieb er hinter ſeinen Namen folgende zwei Reime:

> Que toujours dans mon coeur
> Jésus soit le vainqueur.

Dies war der Menſch, dies der Charakter, welcher ſo eben den Plänen und dem Leben eines großen Königs ein Ziel geſetzt und den ganzen Lauf der Ereigniſſe in Europa plötzlich verändert hatte.

Man richtete natürlich eine große Menge direkter und indirekter Fragen an ihn, um ſeine Mitſchuldigen von ihm herauszubekommen; daß er welche haben müſſe, ſuchte man ihm mit ſehr vielen Argumenten eindringlich zu machen. Doch er beharrte auf ſeiner Ausſage, daß ihn in Paris Niemand gekannt habe, außer ſeinen Landsleuten im Jakobiner-Kloſter, wo er immer die Meſſe beſucht hatte; daß weder er noch die Seinigen vom Könige das geringſte Unrecht erlitten, und daß Keiner ihn dazu angetrieben oder verführt hätte; daß er ſeit länger als zwanzig Jahren aller fremden Leitung entwachſen ſey, und daß die That, die er gewagt, von ihm allein herrühre, und zwar aus einer böſen, teufliſchen Verſuchung, welche die verſchiedenen Reden und Predigten, die er gehört, noch verſtärkt hätten; auch die größten Qualen, meinte er, würden nie etwas Anderes von ihm herausbringen. Gern erkannte er an, daß er eine große Sünde begangen habe, für die er Gott, und die Königin, und den Dauphin, und den Hof und alle die, welche dadurch zu Schaden kommen könnten, um Verzeihung bäte; doch verzweifele er nicht an der Gnade des Herrn, zu deſſen Ehre er die Sünde gethan habe, „dieweil ja Gottes Barmherzigkeit mächtiger ſey, als das Verbrechen der Sünder"; darum wolle er bis zum Tode in Glaube, Hoffnung und Liebe verharren. Er fügte hinzu, daß er ſich der göttlichen Gnade und des Himmelreichs für unwürdig hielte, wenn er von einem Franzoſen oder einem Fremden zu der That verleitet worden wäre und dies nicht vor dem Tode bekennen wolle; denn dann würde ja ſeine Sünde noch größer werden und er daran Schuld ſeyn, daß alle ſeine Mitbürger durch ihren ungerechten Verdacht gegen Den oder Jenen tagtäglich eine Sünde begingen. Er verſicherte feierlich, daß er gewiß niemals aus einem anderen Grunde, als wegen eines Krieges gegen den Papſt, einen ſolchen Anſchlag gefaßt haben würde, daß er ſeine That tief bereue und Jedermann inſtändigſt bitte, ihn allein dafür verantwortlich zu machen und ja keinen Anderen offen oder im Geheimen böslich zu verdächtigen. So oft man auf dieſen Gegenſtand zurückkam, wurde er in ſeinen Worten, die ſonſt ziemlich kalt und matt waren, plötzlich warm und eifrig. Durch dieſen allgemeinen Glauben der Menſchen, die ihm durchaus Mitſchuldige aufdringen wollten, fürchtete er nicht nur, ſeinen eigenen Charakter verkannt zu ſehen, ſondern er hielt es auch für eine Sünde, die Welt in dieſer Ungewißheit zu laſſen. Auch über den Verdacht, daß er von ehrgeizigen Leuten gedungen ſeyn könne, ließ er ſich ziemlich genügend vernehmen. „Wenn das wahr wäre", ſagte er, „würde ich gewiß nicht hundert Meilen weit hergekommen ſeyn, mit dem Könige ſelbſt zu ſprechen, und ich hätte mir's nicht ſo viel Zeit und Mühe koſten laſſen, zu ſeiner Perſon zu kommen." Er ſelbſt, ſein eigener Entſchluß habe ihn dazu fortgeriſſen, freilich wider den höchſten Willen Gottes; er habe dieſer Verſuchung nicht widerſtehen können, da es ja nicht in der Macht des Menſchen wäre, das Böſe von ſich abzuwehren; jetzt aber, nachdem er die ganze Wahrheit bekannt, ohne das Geringſte zu verbergen, „wolle er nur noch zur heiligen Jungfrau flehen und zum heiligen Sankt Petrus und zum heiligen Sankt Paulus und zum heiligen Sankt Franziskus, ſeinem Schutzpatron, — deſſen Namen er mit heißen Thränen ausſprach, — und zum heiligen Sankt Bernhardus und zu dem ganzen heiligen Hof des Himmelreichs, ſich für ihn bei unſerem Herrn Jeſus Chriſtus zu verwenden, auf daß er ihn durch ſein Kreuz von der Hölle erlöſe."

Auch der Pater d'Aubigny wurde natürlich über das ſonſt ganz unſchuldige Verhältniß, in welchem er nach der Erzählung des Mörders zu dieſem ſtand, vernommen, und obwohl der Rath, den dieſer von ihm bekommen haben wollte, gewiß der einzige und beſte war, den ein Geiſtlicher einem ſo fanatiſchen Schwärmer geben konnte, ſo leugnete doch der Jeſuit, den Ravaillac jemals geſehen zu haben, obgleich dieſer bei ſeiner Ausſage blieb. So erinnerte er ihn auch unter Anderem, daß er ihm einen Sou geſchenkt habe, worauf der Jeſuit erwiederte, daß die Geiſtlichen ſeines Ordens niemals Geld gäben und auch gar keines bei ſich trügen; er nannte den Angeklagten einen verſtockten Böſewicht und meinte, er ſolle nach einem ſolchen Bubenſtück nicht noch einen Unſchuldigen hineinmiſchen, ſondern ſich mit ſeinen eigenen Sünden begnügen und nicht noch tauſend anderes Unheil verurſachen. Auf alle Einwendungen und Erklärungen des Mörders antwortete er bloß, das wären nichts als Träumereien und unverſchämte Lügen.

Dies war der Inhalt der Reſultate, welche die Inſtruction des Prozeſſes von vorn herein ergab. Ravaillac's Ausſagen in Bezug auf ſeine wiederholentlichen Verſuche, zum Könige zu gelangen, wurden von den Leuten beſtätigt, die ſich erinnerten, ihn, wie ſo viele Andere, abgewieſen zu haben. Sonſt kannten ihn in ſeinem zurückgezogenen ärmlichen Leben nur einige Handwerker, mit denen er zuſammen wohnte und ſpeiſte. Uebrigens ſuchte man auch hier, wie immer, von allen Seiten die entfernteſten Umſtände zuſammen, die ſich auf das Verbrechen beziehen konnten, und es wurden eine ganze Menge von ominöſen Zeichen und Vorbedeutungen angeführt, wie ſie, ſelbſt in den aufgeklärteſten Jahrhunderten irgend wichtigen Ereigniſſen niemals gefehlt haben. Ja, man erzählte ganz ſonderbare Geſchichten von dieſen Orten, wo man zu gleicher Zeit die gräßliche That im Augenblicke der That gewußt und beklagt haben ſoll. Daß die Obrigkeiten und Beamten, trotz aller Bemühungen, dieſer Spur zu folgen, doch nichts weiter zu entdecken vermochten, das wurde natürlich von den Unzufriedenen ihrem ungeſchickten Verfahren zugeſchrieben. Dagegen hatten ſie, ohne ſich von den hergebrachten Regeln zu entfernen, alles Mögliche verſucht, um den Sinn des Delinquenten durch Drohungen zu erſchüttern. So hatte ihm der Präſident unter Anderem bemerkt, wenn er nicht die Wahrheit geſtehen wolle, ſo würde man ſeinen Vater und ſeine Mutter holen und Beide vor ſeinen Augen unbarmherzig zerreißen laſſen, bis er Alles bekenne. Einige behaupten, daß ihn dieſe Drohung außer Faſſung brachte; nach Anderen aber ſoll er die Gerechtigkeit einer ſolchen Maßregel beſtritten haben. Zu allererſt hatte man ein weit wirkſameres Mittel vorgeſchlagen, das die Königin ſelbſt empfahl. Ein Pariſer Fleiſcher erbot ſich, wenn man ihm den Verbrecher anvertraue, ſo wolle er ihn mit ſo viel Geſchicklichkeit und ſo langſam abſchinden und dabei doch ſeine Kräfte ſo zu ſchonen wiſſen, daß er, ſelbſt wenn ihm ſchon die ganze Haut abgezogen ſey, doch noch bis zur Hinrichtung leben könne. Da man endlich durch Schrecken nichts vermochte, ſo nahm man zu geiſtigen Ermahnungen die Zuflucht. Man ſchickte Mönche und Prediger zu ihm, die ihm vor der ewigen Höllenqual Angſt machen ſollten; doch auch dieſe konnten nicht mehr von ihm herausbringen, als was er gerichtlich ausgeſagt hatte.

Auch die wenigen Perſonen, mit denen er einige Verbindung gehabt, meiſt ziemlich einfältige Leute und arme unwiſſende Mönche, wurden verhört. Nur Einer von dieſen, Namens Dubois, wußte einen beſonderen Umſtand aus dem Leben des Mörders zu erzählen. Er hatte nämlich vor vier Jahren mit dem Angeklagten in einer Stube zu Paris

Digitized by Google

logirt und hatte des Nachts beim Schein eines hellen Lichtes bemerkt, wie Ravaillac, indem er ihn für eingeſchlafen hielt, den Teufel heraufbeſchworen und wie ihm dieſer in der Geſtalt eines großen ſchwarzen Hundes erſchienen ſey. Dieſe Entdeckung mußte natürlich den ganzen Heiligkeits- und Frömmigkeitsſchein, den der Mörder bis jetzt angenommen, zerſtören; es war nun keine höhere Eingebung mehr, ſondern die ſchwarze Kunſt, die ihn zu dem Verbrechen verleitet; daher Ravaillac dieſe Beſchuldigung mit allen Kräften abwehrte. Er erinnerte ſich zwar, mit jenem Menſchen in einem Miethshauſe gewohnt zu haben, aber nicht in demſelben Zimmer. Er erzählte, daß er den Dubois aus ſeinem Zimmer um Hülfe ſchreien hörte, daß er ihm nicht auf der Stelle beiſpringen konnte, und daß er ſpäter von ihm erfahren habe, ein ungeheurer ſchwarzer Hund wäre zu ihm gekommen und hätte die Pfoten auf ſein Bett gelegt. Hierauf hatte er ihm gerathen, den anderen Morgen in die Meſſe zu gehen, um dieſe ſchreckliche Viſion zu vergeſſen.

Dergleichen Einzelnheiten waren nur wenig geeignet, die Unterſuchung zu befördern; jetzt war die Reihe an der Tortur. Man ſchlug vor, die grauſamſten und ſchrecklichſten Künſte des Henkers anzuwenden, ja, Einige wünſchten, man möchte ſich eines ganz beſonderen ausgeſuchten Folterwerkzeugs bedienen, das neulich in Genf erfunden worden und deſſen praktiſchen Erfolg ſie zu rühmen wußten. Andere dagegen fanden es ſehr ſeltſam, daß man etwas, woran Frankreich, Gott ſey Dank, keinen Mangel leide, vom Auslande borgen wolle; es gab auch welche, die von dieſer neuen Erfindung deshalb nichts wiſſen wollten, weil ſie von den Ketzern kam. So kam man denn überein, ſich an die gewöhnlichen und hergebrachten Martern zu halten, was wieder die Reformirten für eine ſehr lächerliche Schwäche hielten. In ſo fern aber ging man über die gewöhnliche Sitte hinaus, daß man, nach einem ähnlichen Beiſpiele unter der Regierung Ludwig's XI., auch den Mörder Heinrich's IV. ſchon damals ohne Weiteres eine der härteſten Proben beſtehen ließ, während ſonſt nur die Angeklagten, welche ihr Verbrechen leugneten, vor der Hinrichtung auf die Folter gelegt wurden. Nach dieſer erſten Probe mußte man ſtehen bleiben, weil der Delinquent ſich in ſeinen Ausſagen und Antworten durchaus nicht geändert hatte; auch wollte man ihn nicht zu ſehr ſchwächen, damit er es noch bis zur Strafe aushalten könne.

Als die Inſtruction des Prozeſſes vollendet ſchien, ließ ſich der General-Prokurator, da er krank war, in das Palais de Justice bringen, um mit den Königlichen Advokaten ſeine Verabredungen in Betreff des Endurtheils und der Strafe zu nehmen. Man wünſchte noch einen außerordentlichen Zuſatz zu erfinden zu der gewöhnlichen Beſtrafung großer Verbrechen; dieſe beſtand nur darin, den Körper mit glühenden Zangen zu zwicken und gliedweiſe hinzurichten, und damit wollte man nun noch ein ſinnreiches Gemiſch von mehreren Stoffen verbinden, wodurch das Fleiſch zerriſſen und grauſam verbrannt würde; das Rezept dazu hatte man ſchon bei den Alten gefunden. Da wurde es aber plötzlich rathſam, die Sache zu beſchleunigen, damit ſich nicht die Geſundheit des Verbrechers verſchlimmere und er zu wenig Strafe litte. Endlich verſammelten ſich den 27. Mai die verſchiedenen Kammern des Pariſer Parlaments, um das Endurtheil auszuſprechen. Als der Verbrecher vor die Schranken kam, erzählte er zum erſten Male von einer neuen Viſion, die ihm in der Kirche von Vivonne begegnet war. Da er ſich nämlich hier aufgehalten hatte, um ſein Gebet zu verrichten, habe er in einer dreieckigen Figur den Kopf eines Mohren vor ſich geſehen, und als er nachher einen Maler, mit dem er zuſammen wohnte, um ſein Schreibzeug bat, um ſich die ganze Geſtalt dieſer Erſcheinung auf dem Papier aufzubewahren, fand es ſich, daß dieſes Schreibzeug juſt auch die Geſtalt eines Dreiecks habe und daß der Maler ebenfalls das Bild eines Mohren beſäße. Ueber dieſes Zuſammentreffen erſtaunt, konnte er es ſich nur damit erklären, daß dieſer Mohrenkopf, deſſen Schwärze alle Waſſer des Meeres nicht wegwaſchen konnten, Niemand anders wäre, als der König ſelbſt. Uebrigens wiederholte er vor den verſammelten Richtern Alles, was er vor den Kommiſſarien ausgeſagt, und ſo gab denn das Parlament ſein Endurtheil, nach welchem er „des Verbrechens der beleidigten Majeſtät am Oberhaupt des Staates und des gottloſen, abſcheulichen Vatermordes an der Perſon des verewigten Königs Heinrich's IV. lobſamen Andenkens für ſchuldig und überführt erklärt und zu der Strafe verurtheilt wurde, daß ſeine Bruſt, Waden und Schenkel mit glühenden Zangen gezwickt, ſeine rechte Hand, die mit dem Meſſer den Mord begangen, mit Schwefel verbrannt, daß auf die Stellen, die mit Zangen gezwickt werden, geſchmolzenes Blei, ſiedendes Oel, brennendes Pech und Wachs und Schwefel zuſammen gegoſſen, und daß nach dieſem ſein Körper von vier Pferden zerriſſen, ſeine Glieder vom Feuer verzehrt und ſeine Aſche in alle vier Winde geſtreut werden ſolle; ferner erklärte es ſeine Güter für konfiszirtes Eigenthum des Königs, verordnete, daß das Haus, in welchem er geboren, niedergeriſſen, der Eigenthümer deſſelbigen vorher entſchädigt und daß auf dem Platze in Zukunft kein neues Haus gebaut werden ſolle; ſodann befahl es ſeinem Vater und ſeiner Mutter, in vierzehn Tagen das Königreich zu verlaſſen und nie mehr wieder dahin zurückzukehren, widrigenfalls ſie ohne weiteren Prozeß gehängt würden; endlich unterſagte es ſeinen Brüdern und Schweſtern, ſeinen Vettern und anderen Verwandten, in Zukunft noch den Namen Ravaillac zu führen, und gebot ihnen, einen anderen dafür anzunehmen." Dieſes Urtheil war vielen noch nicht ſtreng genug; der General-Prokurator ſelbſt hatte mehr verlangt. Er wollte, daß zwiſchen den Zangen und den vier Pferden eine Pauſe von einer ganzen Stunde hingehen, ferner daß man auf den Boden des umgeriſſenen Hauſes Salz ſtreuen und endlich, daß man alle Verwandten, die den Namen des Delinquenten führten, in das Verbannungsurtheil aufnehmen ſolle. „Wenn ich bei dem Urtheil zugegen geweſen wäre", ſchrieb der damalige Supplikenmeiſter Nicolas Pasquier, „ſo würde ich noch weiter gegangen ſeyn; Vater, Mutter, Brüder und Schweſtern hätten alle zuſammen mit ihm ſterben müſſen."

Vor der Execution, welche noch denſelben Tag ſtattfinden ſollte, wurde der Delinquent noch der Spaniſchen Stiefelprobe unterworfen, um ihn zur Entdeckung ſeiner Helfershelfer zu zwingen. Bei der erſten und zweiten Schraube ſchrie er, daß Niemand etwas von ſeinem Plan gewußt, bei der dritten verlor er die Beſinnung. Als man ihn wieder zu ſich gebracht hatte, wiederholte er, daß er nichts verberge, daß er ſich der göttlichen Barmherzigkeit unwürdig hielte, wenn er die Wahrheit verheimliche, daß ihn die Verſuchung des Teufels zu einer großen Sünde verleitet habe, und daß er dafür die ganze Welt um Verzeihung bitte. Nachdem er darauf den Prieſtern übergeben worden, legte er dieſen ſeine letzte Beichte ab, beſtätigte alle frühere Erklärungen und verlangte die Bekanntmachung der Beichte. Sodann führte man ihn in einem Karren vor die Kirche Notre-Dame, um daſelbſt öffentliche Abbitte zu thun, und endlich auf den Grève-Platz mitten unter den Verwünſchungen der Menge, über die er ein wenig verwundert ſchien; denn gleich allen denen, welche die feindſeligen Worte der Parteien aufgefangen und zur That verwirklicht haben, glaubte er, für den Dienſt des Volkes zu ſterben und wenigſtens im Tode Mitleid zu verdienen. Auf dem Schaffot empfing er die Abſolution des Prieſters unter der Bedingung der ewigen Verdammniß, wenn er nicht die Wahrheit geſagt habe; dies nahm er an. Mit Ruhe und Gleichmuth ſah er das Schwefelfeuer ſeine Hand verzehren. Die Zangen, die ſein Fleiſch zerriſſen, die brennenden Flüſſigkeiten, die auf ſeine Wunden gegoſſen wurden, entriſſen ihm furchtbares Angſtgeſchrei; aber nichts deſto weniger beharrte er dabei auch mitten unter dieſen Leiden, daß er Alles geſtanden habe. Als endlich in dem Augenblick, wo die vier Pferde ihr Werk begannen, die Prieſter die gewöhnlichen Gebete herſagen wollten, da übertäubte ſie das Wuthgeſchrei des Volkes. Die Bretter, zwiſchen welchen der Körper eingefügt war, fielen, die wildgewordenen Pferde fingen an zu reißen, und als eins von ihnen ermattete, lieh ein Pferdehändler das ſeinige, um es zu erſetzen. Der Nachrichter hatte nur das Hemde des Delinquenten zu verbrennen; denn das Volk war über ſeine Reſte hergefallen, und Jeder hatte ein Stück davon mitgenommen. Alle Prinzen und Herren vom Hofe, alle Beamten der Krone und des Staatsraths wohnten dieſem ſchrecklichen Schauſpiel bei von den Fenſtern des Hôtel-de-Ville. Es wird nicht berichtet, ob auch der Florentiner Concini, der nachherige Marſchall d'Ancre, zugegen war, und ob auch er, dem es ſpäter nicht viel beſſer ging, zuſehen konnte, wie das Volk ſeine Rache an einem Leichnam ausübte.

Bibliographie.

Esquisses historiques etc. de l'armée française. — Von Ambert. 2 Bde. Saumur.

Des forces militaires de l'Empire Russe. — Aus dem Deutſchen des General von Bismark.

Cours de littérature allemande du moyen age. — Von Eichhoff. Erſte und zweite Lfg.

Almanach du commerce de Paris. — Von Bottin. Jahrgang 1837. 12 Fr.

Annales françaises et étrangères d'anatomie etc. — Erſte Lfg. Jährlich 14 Fr.

Le droit et la géométrie. — Bericht für das J. 1837. 12 Hefte. 14 Fr.

Veillées du Nord. — Sittenſchilderungen von Madame H. L. 6 Fr.

Traité de la peremtion d'instance. — Von Regnaud. 7 Fr.

De l'étude du droit romain. — Von Beyrières. 4½ Fr.

Essai sur la dissolution de la gravelle. — Von Chevallier. 3½ Fr.

Le musée de Versailles. — Von Revoil. Erſte Lfg. 60 Cent.

Leçons de médecine homoeopathique. — Von Simon.

Chroniques contemporaines. — Von Viollet. 7½ Fr.

Rußland.

Kaukaſiſche Skizzen, von Marlinsky.

Mulla-Nur, der Tſcherkeſſen-Häuptling.

Man hat mir in Kuban viel von Mulla-Nur erzählt, und ſo viel ich aus Allem, was ich hörte, ſchließen kann, verſteht dieſer Räuber ſein Handwerk ſehr gut. Wollte er die Kaufleute und Reiſenden, die ſich von Kuban nach Schamacha begeben, total ausplündern oder gar tödten, ſo würde er natürlich die Uebrigen zurückſchrecken, ſie von dieſer Straße fern halten und dadurch ſeinen, wenn auch nicht großen, ſo doch ſicheren Durchgangszoll verlieren. Jeder, der jetzt dieſe Bergſchlucht paſſirt, ſagt zu ſich ſelbſt: „Wahrſcheinlich begegne ich Mulla-Nur nicht, und geſchieht es, ſo iſt das Unglück auch nicht groß. Er nimmt mir zwei Rubel ab, höchſtens einen Dukaten, während mir der Umweg über Alti-Agatſch zweimal ſo viel Geld und dreimal ſo viel Zeit koſten würde"; und Jeder reiſt ohne Gefahr und ohne des Räubers Erſcheinung zu fürchten, da deſſen ſogenannte Rechtlichkeit zum Sprüchwort geworden iſt.

Faſt unbegreiflich iſt es aber in der That, wie ein Räuber, und ein Tſcherkeſſiſcher Räuber noch dazu, beim Anblick von Gold und werthvollen Waaren der Verſuchung zu widerſtehen und ſich mit Wenigem zu begnügen vermag, wenn er Alles nehmen kann! Dies ſtimmt eher mit angeborener Uneigennützigkeit überein, als mit ſcharfſinniger Berechnung. Noch bemerkenswerther iſt ſein Wohlwollen gegen Ruſſen. Er beraubt ſie nicht nur niemals, ſondern erweiſt ihnen Höflichkeiten, geleitet ſie durch einen reißenden Strom, ſchützt ſie an gefährlichen Stellen gegen fremde Räuber und verehrt ihnen bei der Trennung einen Apfel oder eine Granate mit den Worten: „Gedenket Mulla-Nur's!" und dergleichen mehr.

In ganz beſondere Affection nahm er den Geiſtlichen des Apſcheron'ſchen Regiments, der in Kirchen-Angelegenheiten ſich oft nach Schamacha begeben muß. Er kommt ihm entgegen, geleitet ihn, führt ihn an ſchlüpfrigen Stellen der Fuhre durch den Tengi, ſein Pferd am Zügel, und ſpricht: „Danke mir nicht; ich muß Dir dienen, weil

Digitized by Google

Du ein Mulla (Prieſter) dem Herzen nach biſt und ich es nur dem Namen nach bin; deshalb achte ich Dich. Es giebt nur Einen Gott! Lebe wohl!" Einſt war der Diener des Geiſtlichen weit hinter ihm zurückgeblieben. Als Mulla-Nur auf ſeinem Rückwege dem Säumigen begegnete, ließ er ihn die Geſchmeidigkeit ſeines Sattelriemens fühlen und gab ihm dabei die Lehre: „Verlaſſe Deinen Herrn nicht an ſolchen Stellen, wo er ohne Hülfe, und ohne daß man je etwas von ihm erführe, durch Waſſer, durch einen Sturz vom Felſen oder durch böſe Menſchen umkommen kann!"

Während einer Hungersnoth nahm er von jedem Bündel Weizen, das aus Schirwan gebracht wurde, welche Provinz von der Dürre nicht gelitten hatte, ein gewiſſes Maaß als Abgabe und vertheilte dieſen Weizen unter die ärmſten Leute in den Gebirgsdörfern. Dafür hat aber auch die ihm treue Anhänglichkeit der Bewohner der Umgegend bisher noch jedem Geldanerbieten und jeder Androhung von Strafen widerſtanden. Mulla-Nur findet überall Aufnahme, erfährt es immer zeitig genug, wenn man heimlich einen Angriff gegen ihn vorbereitet, und gewöhnlich kehren die gegen ihn ausgeſandten Reiter ohne Erfolg und ohne Eiſen an den Hufen ihrer Pferde zurück, während der kühne Räuber auf der Spitze eines ſteilen Felſens ihrer vergeblichen Anſtrengungen ſpottet. Es kam zwar mehrere Male zum Handgemenge, doch Mulla-Nur, durch die Oertlichkeit geſchützt, rettete ſich immer mit ſeiner Schaar, zwar nicht ohne Verluſt, aber ohne verfolgt zu werden; denn wo er mit ſeinem Pferde durchkommt, folgt ihm ſo leicht Niemand, der die Gegend nicht genauer kennt.

Vor einem halben Jahre ungefähr hatte der Platz-Adjutant von Kuban einen Plan entworfen, ihn zu fangen. Ein Bewohner von Kuban und Vertrauter Mulla-Nur's gab das Haus in dem Dorfe an, wo er bei einem Verwandten übernachtete. Bei Tagesanbruch näherten ſich gegen hundert gewandte Reiter der Höhle des Panthers, — und er ſchlief noch. Der wachthabende Tatar machte aber Lärm, und in demſelben Augenblick begrüßte Mulla-Nur's Gewehr die Angreifenden. Er und ſeine Gefährten fochten wie Verzweifelte, wobei das an den Felſen ſtoßende Haus ihnen alle Vortheile der Defenſive darbot. Der Offizier ward verwundet, und die Räuber, die augenblickliche Verwirrung benutzend, entkamen in die Berge. Sie in den Schluchten fangen zu wollen, wäre eben ſo gut geweſen, als hätte man Luſt gehabt, den Wind auf freiem Felde zu haſchen. Die Expedition kehrte zurück.

Am Abend des nächſten Tages begab ſich Mulla-Nur ganz ruhig in das Haus ſeines Verräthers und ſetzte ſich ſchweigend an das im Kamin brennende Feuer. Der unglückliche Denunziant erbleichte, als er die finſtere Miene des Eingetretenen wahrnahm. Fortgehen konnte er nicht: ein Piſtolenlauf ſchloß ihm die Thür. — „Erinnerſt Du Dich, Bagir", ſagte Mulla-Nur endlich, „wie viel Gold Du von mir empfangen haſt, wie oft ich Dich aus der Noth rettete. Nicht nur, daß Du Dein gutes Auskommen haſt, ſondern auch daß Du lebſt — verdankſt Du mir. Iſt es ſo?"

Die Antwort erſtarb auf Bagir's Lippen.

„Ich würde übrigens ein elender Menſch ſeyn, wenn ich Dir dergleichen unbedeutende Wohlthaten vorhalten wollte. Was iſt Leben, was iſt Gold, wenn das Leben Kummer und Sorgen, und das Gold — Schande bringt; wenn man beide nicht mit Ehre und Zufriedenheit genießen kann? Ich aber rettete zweimal Deinen guten Namen, Bagir; ich gab Dir die Mittel, ihn auch künftig gegen allen Vorwurf zu bewahren. Sage, iſt es Wahrheit, was ich ſpreche, oder nicht?"

Bagir fiel auf die Kniee nieder.

„Auch damals fielſt Du vor mir auf die Kniee, wie jetzt, und riefſt Gott zum Zeugen Deiner Dankbarkeit an; Du legteſt Deine Hand auf den heiligen Koran und ſchworſt mir Freundſchaft und Treue! .... Geſchah es ſo, oder habe ich es geträumt? Antworte!"

„Erbarme Dich meiner!" rief voll Verzweiflung die Hände ringend Bagir.

„Und Du ließeſt Dich ohne alle Noth in einen Handel ein, meinen Kopf zu verkaufen; Du wogſt in einer Hand mein Blut und in der anderen den Preis dafür? Du biſt ein ſchlechter Rechner, Bagir; es hätte Dir mehr Vortheil gebracht, mir Ruſſiſches Pulver als Ruſſiſches Blei zu verkaufen. Wie viel verſprach man Dir für Deine blutige Vermittelung? Zwanzig oder dreißig Dukaten?"

„Zehn", ſtotterte der überführte Sünder hervor.

„Nur zehn? Wenn man mich nicht höher ſchätzte, ſo zeigt es, daß man ſehr gut wußte, wie viel an Dir iſt. — Wahrſcheinlich empfingſt Du ſchon Zahlung und Geſchenke für Dein herrliches Unternehmen?"

„Nein; ich ſollte Alles erſt erhalten, wenn ich Dich nach Kuban brächte!"

Die Augen Mulla-Nur's ſprühten vor Zorn. „Ich bin in Kuban!" rief er, indem er in die Höhe ſprang. „Du haſt Dein Gold verdient und ſollſt es zum Vollen erhalten!"

Die Nachbarn fanden Bagir mit Dukaten erſchoſſen, die ihm bis mitten ins Herz gedrungen waren. Seit dieſer goldenen Hinrichtung zeigte ſich noch kein Liebhaber wieder, Mulla-Nur zu verrathen, und wie früher trägt er auf ſeinen Schultern das als Preis aufgegebene verbrecheriſche Haupt.

Meine Neugier ward rege. „Dieſes wilde Thier möchte ich wohl ſehen!" ſagte ich. — „Das iſt nicht ganz gefahrlos", antwortete ein Offizier. — „So leicht iſt es nicht", meinte ein Anderer. „Ich habe ihn aufgeſucht, habe ihn bei Namen gerufen, aber vergebens." — „Man findet ihn gewiß, wenn man die Tenginskiſche Schlucht paſſirt; ich habe ihn gar nicht ſehen wollen und begegnete ihm unerwarteter Weiſe", ſagte ein Dritter.

„Ich will durch die Tenginskiſche Schlucht." Und vor mir lag ein Reiſepaß in Ruſſiſcher und Türkiſcher Sprache: „Den Inhaber N. N. hat man auf der über Kunakent führenden Straße ungehindert paſſiren, ihm gegen geſetzmäßige Zahlung ſo und ſo viel Pferde verabfolgen zu laſſen und, nach Verhältniß der Gefahr, ihm bewaffnete Begleiter mitzugeben."

Dieſer Talisman bringt mich in einem Nu über das Gebirge nach Schirwan. Der Kommandant ſuchte mir von der Reiſe auf der nächſten Straße abzurathen: „Die Ströme in den Schluchten ſind angeſchwollen; auf den Bergen iſt der Schnee nicht geſchmolzen; der Gefahren giebt es viele und von jeder Art!" — „Um ſo mehr muß dieſer Weg erwählt werden, Herr Oberſt!" ſprach ich zum Kommandanten. „Ihre Wunden beweiſen, daß Sie ſich vor gewiſſer Gefahr nicht ſcheuten; ich müßte mich ja ſchämen, vor eingebildeter zu bangen." — „Liebſter Freund", antwortete der Kommandant, „ich ward im Dienſte des Kaiſers verwundet, und böten jene Berge irgend einen Vortheil dar, ſo würde ich Sie nicht nur nicht zurückhalten, ſondern ſogar ſelbſt hinführen. Wer aber, wage ich zu fragen, ſoll einen Vortheil davon haben, wenn Sie ſich mit jenen Abgründen bekannt machen?"

„Die Poeſie", erwiederte ich.

„In der That? Dann hab' ich freilich Unrecht und vergaß, daß Sie zu einer Klaſſe von Leuten gehören, denen die Regionen über den Wolken von Rechtswegen angehören, und die ſich den Hals auf die maleriſchſte Weiſe brechen dürfen. Nun, Gott ſey mit Ihnen. Ich will Sie nicht länger zurückhalten. Sie thäten aber wahrlich viel vernünftiger, wenn Sie, wie Ihre Kollegen, auf der Feder reitend über das Gebirge zögen."

„Ja, die Gebirge meiner Kollegen erinnern darum auch an ihre Dachſtuben, liebſter Oberſt; ich will ſie aber im Original ſehen. Meinen herzlichſten Dank."

Das Siegel ward dem Viſa aufgedrückt, und die Pferde hielten an der Treppe. Lebe wohl, geliebtes Kuban! Du biſt ſehr liebenswürdig; wenn es dir aber nicht einfallen ſollte, mich zu beſuchen, — meinen Beſuch wirſt du vergebens erwarten.*)

Mannigfaltiges.

— Franzöſiſche Real-Encyklopädieen. In Paris erſcheinen jetzt neben einander drei verſchiedene Encyklopädieen, die ſämmtlich mehr oder weniger dem Deutſchen Converſations-Lexikon nachgebildet ſind. Von dem bedeutendſten, dem Dictionnaire de la Conversation, welches die berühmteſten Mitarbeiter zählt, haben wir bereits mehrere Mal in dieſen Blättern intereſſante Proben mitgetheilt. Die neueſte Lieferung deſſelben enthält, zum Theil aus der gewandten Feder des Miniſters Guizot, den Artikel France (Frankreich), den wir nächſtens ebenfalls in einem Auszuge zu geben gedenken. Das zweite Unternehmen, die Encyclopédie des gens du monde, wird von Herrn Schnitzler geleitet und war Anfangs darauf berechnet, mehr eine bloße Ueberſetzung des Brockhaus'ſchen Werkes als ein freies Unternehmen zu ſeyn. Es zeigte ſich jedoch bald, daß die Deutſche Encyklopädie für die mehr politiſche als wiſſenſchaftliche Bildung der Franzoſen einerſeits nicht praktiſch und andererſeits nicht umfaſſend genug ſey. Die Encyclopédie mußte daher, eben ſo gut wie das Dictionnaire, neue Artikel und andere Bearbeitungen geben, wenn ſie von dieſem nicht völlig verdrängt werden wollte. Gegenwärtig iſt ſie zwar erſt bis zum C gelangt, während ihr Rival bereits den Buchſtaben F vollendet hat, doch ſcheint es ihr ebenfalls nicht an lebhafter Theilnahme zu fehlen. Der dritte Konkurrent endlich iſt die Encyclopédie moderne von Herrn Courtin. Dieſer nimmt zwar für ſein Werk das Recht der Anciennetät in Anſpruch, und allerdings exiſtirt es bereits ſeit mehreren Jahren in vollendeter Geſtalt; da ſich jedoch die neue Ausgabe deſſelben als völlig umgearbeitet ankündigt und das Verſprechen gegeben wird, den beiden anderen nach einem viel größeren Plan angelegten Unternehmungen nicht nachſtehen zu wollen, ſo dürfte es jetzt wohl als deren jüngerer Bruder zu betrachten ſeyn.

— Straßen-Namen. Das New Monthly Magazine macht die Bemerkung, daß es in dem großen London keine einzige Straße gebe, deren Namen mit einer hiſtoriſchen Erinnerung an berühmte Perſonen verknüpft ſey. Weder Königen und Staatsmännern, noch Dichtern, Künſtlern und Gelehrten iſt in London die Auszeichnung zu Theil geworden, ihre Namen auf Stadtviertel und Straßen übertragen zu ſehen. Die Benennungen der letzteren ſcheinen vielmehr alle ganz zufällig entſtanden zu ſeyn, und ſo giebt es in London Straßen mit höchſten Titeln verbunden, wie König, Königin, Regent, Herzog, Graf (Earl) ꝛc.; mit Namen von Pairs, wie Argyle, Somerſet; mit Städten, wie Hannover, Berwick, Marlborough (dieſe Straße und ihr Name ſind älter als der berühmte Feldherr); mit Gewerben, wie Bäcker, Brauer; mit Vögeln, wie Finke, Falke, Schwalbe; mit den Weltgegenden Nord, Süd, Oſt und Weſt; mit Metallen, wie Silbern, Golden; mit Vornamen, wie Martin, Paul, Marie ꝛc. Alle dieſe Bezeichnungen wecken jedoch keine hiſtoriſche Erinnerung. Wie ſchön wäre es dagegen, wenn London etwa eine Alfred-, Chaucer-, Königin Eliſabeth-, Spenſer-, Shakeſpear-, oder Milton-Straße hätte! Es ſcheint dies eine eben ſo einfache, als leichte Weiſe, große Namen populär zu machen und ihr Andenken ſelbſt beim niederen Volke zu erhalten. Ja, wir wundern uns, daß es noch keine Deutſche Reſidenz giebt, in der eine Schiller- und eine Goethe-Straße ſchweſterlich parallel laufen, eine prächtige Leſſing- und eine winkelige Gottſched-Straße ſich durchkreuzen, und eine lange Biſchof-Straße in einen großartigen Luthers-Platz ausläuft.

*) Wenn Herr Alexander Marlinsky das Reſultat ſeines Beſuches bei Mulla-Nur veröffentlichen ſollte, ſo werden wir nicht unterlaſſen, es unſeren Leſern mitzutheilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 27. Berlin, Freitag den 3. März 1837.

Frankreich.

Jules Janin.

Ein kritiſcher Verſuch von Aug. Buſſière.

Nichts macht ſolches Glück wie ein guter Erfolg, hat Janin ſelbſt geſagt; er hatte aber ſchon etwas Beſſeres gethan, als es blaß zu ſagen: er hatte es durch ſein eigenes Beiſpiel bewieſen. Jener Ausſpruch kann als Motto für die Literatur gelten, die er hervorgerufen, und die ſich heutzutage in ganz anſehnlichen Schaaren unter ſeinem Banner gruppirt. Daraus allein läßt ſich der Ruf ſo vieler Namen erklären, für deren Glück man ſchwerlich einen anderen Grund auffinden dürfte, als dieſen leidigen Zirkelſatz.

Nehmen wir aber auch mit Janin an, daß der Zufall, das Glück, die Mode, genug Alles, was den ſogenannten guten Erfolg bildet, gewöhnlich in kürzerer Zeit mehr für das Schickſal eines Schriftſtellers thun, als echte, durch genügende Vorarbeiten erworbene Anſprüche, ſo glaube ich doch, daß die Sicherheit, Würde und Freiheit auf Seiten derer, welche den letzteren Weg einſchlagen, jenem die Wagſchale halten. Sicherheit iſt, wo man nicht auf den geſtrigen Zufall den heutigen, auf das geſtrige Glück das heutige baut. Würde iſt, wo man nichts der Gunſt und der Laune des Publikums anheimſtellt, wenn man es ihnen abdringen kann. Freiheit iſt, wo man ſeine Zukunft nicht durch ſeine Vergangenheit, ſeine Begeiſterung nicht durch einen Schlendrian und durch handwerksartige Kunſtgriffe, die Glück machen, ſeine Selbſtſtändigkeit nicht durch beſondere Gelüſte feſſelt, zu deren Augendiener man ſich hergegeben und denen man nun, bei Todesſtrafe, jedwedes Verlangen ablauſchen muß.

Hat man ſich aber einmal auf dieſe Bahn fortreißen laſſen, ſo iſt es ſchon ein gutes Zeichen, wenn man nur ſeinen Irrthum einſieht. Indeß das Schwerſte bleibt noch zu thun übrig; man muß mit ſeinen Verbindungen, mit ſeinen geiſtigen Gewohnheiten, mit der Süßigkeit einer errungenen Stellung brechen; man muß dem Beifall, der uns ſtolz gemacht, Stillſchweigen gebieten und alle die alten Klienten fortjagen, die uns unterjochen und die ſchärferen, aber zurückhaltenderen Stimmen der Kritik nicht zu uns gelangen laſſen. Erſt wenn man von dieſer Berührung gereinigt iſt, kann man unter den Leuten, mit deren Talent es ernſter genommen wird, zur freien Praktika zugelaſſen werden.

Schon ſeit langer Zeit ſcheint es, als wollte Janin die Quarantaine beziehen. Janin, der ſo ſehr über ſeine Triumphe und über ſeine Werke erhaben iſt, daß er oft nicht umhin kann, über ſein Publikum und über ſich ſelbſt anmuthig zu ſcherzen; Janin, der mit ſeinen Broſamen ſo vielen Anderen zu Triumphen verholfen hat; Janin, der mit ſeiner Perſon ohne Frage auf dem Gipfel der leichten Literatur ſteht und alle Stufen bis zu demſelben hinauf mit ſeinen Nachahmern beſetzt hält; Janin, der König aller der Reiche, die man von der Höhe aus ſieht, auf die ſein Erfolg ihn erhoben hat; Janin iſt ſo hoch nur geſtiegen, um inne zu werden, daß der Erfolg ihn getäuſcht, und daß er noch weit zu ſteigen habe. Und nennt er nicht ſelbſt dieſen Gipfel irgendwo ein Loch? ein Loch, das ihm allerdings eine ſichere Zuflucht gewährt, und aus dem Niemand ihn vertreiben kann! Doch was hilft ihm das, wenn ſein eigener Drang ihn hinaustreibt, wenn er ſeinen Geſichtskreis darin zu beſchränkt, ſein Leben zu eng und gedrückt findet; wenn der Schwung ſeiner Gedanken dort gefeſſelt und gehemmt iſt? Janin iſt über ſeinen Erfolg erhaben, denn dieſer Erfolg, ſo unerhört er auch iſt, ſo ſehr er auch die gewöhnlichen Gränzen überſchreitet, erſcheint ihm doch noch nicht als vollſtändig.

Wie oft hat nicht der Verfaſſer ſo allerliebſter Erzählungen und vor allen ſo allerliebſter Feuilletons, wie ſie das neunzehnte Jahrhundert nicht zum zweitenmale aufweiſen kann, die Feſſeln der öffentlichen Gunſt ſchwer auf ſeinen Schultern laſten gefühlt! Wie oft hat er nicht den Willen gezeigt, ſich frei zu machen, einen anderen Weg einzuſchlagen, ein neuer Menſch zu werden, zu ernſter Arbeit, zu ernſten Dichtungen zurückzukehren. Wie angelegentlich iſt er nicht bemüht, dieſe Worte oder andere ähnliche voranzuſchicken und den Wunſch durchblicken zu laſſen, ſie möchten fortan eine treue Begleitung ſeines Namens ſeyn! Sieht man daran nicht, wie er dem öffentlichen Urtheil voraneilt, wie er es unvermerkt zu gewöhnen und nach dem neuen Geſichtspunkt hin zu drängen, ja zu treiben ſucht, wohin er es haben will, indem er nicht die Geduld beſitzt, dort allein darauf zu warten, und nicht weiß, ob es auch wohl von ſelbſt dahin gelangen möchte? Wie oft haben uns nicht ſeine Feuilletons und ſeine Vorreden die lahmen, immer wieder nachlaſſenden Anſtrengungen verkündigt, womit er eine beſſere Stellung zu gewinnen ſtrebt! Wer erinnert ſich nicht der Zeit, wo er ſeine „ſämmtlichen Werke“ herausgab, wie er ſie ausdrücklich in der Abſicht benannte, um den Kreis der Kindereien und Ueppigkeiten ſeiner Jugend, den er für beendet hielt, völlig abzuſchließen und gleichſam einen Ballen daraus zu machen, den er, als etwas lächerlich bezeichnet, hinter ſich werfen könnte, um freier und leichter in eine neue männliche Phaſe eintreten zu können? Alles dies hatte zwar in der Praxis einige Verſuche zur Folge, wovon ſich hier und da die Spuren finden, aber es vermochte nicht, eine Umgeſtaltung des urſprünglichen Charakters ſeiner literariſchen Phyſiognomie herbeizuführen. Er mußte ein Kind bleiben, ein wider ſeinen eigenen Willen verzogenes Kind, wider Willen leichtfertig, wider Willen ein Gegenſtand der Mode. Er mußte bleiben, wie der Erfolg ihn genommen, angeworben und benutzt hatte. Er mußte ſeine Pagen-, ſeine Cherubim-Rolle fortſpielen, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, und die Livree, die Farben des Herrn und Gebieters, den er ſich gegeben, beibehalten.

Indeß darf man ſich auch nicht täuſchen. Die Knechtſchaft, welche Janin ſich aufzuerlegen beliebt hat, iſt keine gänzliche Verzichtleiſtung auf ſeine Perſönlichkeit. Der geiſtige Hang und Geſchmack, dem er in ſeinem Publikum ſchmeichelt, iſt ein Hang und Geſchmack, den er demſelben beigebracht. Er hat es ſich aſſimilirt, ehe er ſich von ihm verſchlingen laſſen. Sein erſter Aufſchwung war freiwillig und eigenthümlich, er bahnte einen Weg, auf dem die ganze Mittelmäßigkeit in Literatur und Kritik ihm nachgezogen und mit fortgeriſſen wurde. Sein Fehler, da er ſich einmal an der Spitze dieſer Bewegung befand, war nur, daß er die Leitung nicht länger zu behaupten wußte, ſondern ſich paſſiv dem Impuls hingab, der ihm von hinten ankam, und den er urſprünglich ſelbſt verurſacht hatte. Solchergeſtalt getrieben, bleibt er fortwährend im Gange, dreht ſich aber ſtets in einem und demſelben Kreiſe herum. Er bewegt ſich um ſeine eigene Axe. Das hat ſein Fortſchreiten, ſeine jetzige Originalität, aber nicht ſeine urſprüngliche Originalität getödtet.

Anſtatt ſich vermöge eines unaufhörlichen inneren Arbeitens beſtändig zu erneuern und immer mehr zu entwickeln, hat er ſich in ſeiner Ueberlieferung verſtrickt. Anſtatt das durchſichtige und geſchmeidige Wachs ſeiner Gedanken zu immer neuen und mannigfaltigen Werken frei aufſieden zu laſſen, hat er es in eine einzige feſte Form gerinnen laſſen. Dieſe Form aber, dieſe Ueberlieferung gehört ihm allerdings zu eigen. Man ſieht in der That nicht, wem Janin folgen, welches Muſter er hätte nachahmen können.

Janin nimmt in der Literatur einen Platz ein, der ihm allein eigen iſt, der nie Anderen außer ihm gehört hat. Er bildet eine neue literariſche Exiſtenz, für ein ganz neues Bedürfniß berechnet. Funfzehn Jahre des Friedens, nach einer langen verzehrenden Aufregung, hatten die Geiſter gezwungen, ſich in ſich ſelbſt zu kehren, weil ſie außer ſich keine Nahrung für ihre Thätigkeit fanden. Ein Zuwachs an Wohlſtand, als Folge des Friedens, und an Bildung, als Folge des Wohlſtandes, war dieſer geiſtigen Entwickelung zu Hülfe gekommen und hatte ihren Einfluß über eine größere Oberfläche ausgedehnt. Die Summe unſerer Kenntniſſe hatte nicht zugenommen, aber die Zahl der Theilhaber hatte ſich vermehrt, und wenn ſich die Bedürfniſſe des Geiſtes bei einer größeren Anzahl fühlbar machten, ſo hatten ſie dafür bei dieſen Neulingen auch ein wenig von ihrer reizbaren und geläuterten Zartheit verloren. In ihrer guten Zeit hatte die Franzöſiſche Literatur die Griechen zu ihrem Geſetzgeber angenommen. In antikem Gewande zog ſie ſich auf die Gipfel des Helikon und Parnaſſes zurück, wo ſie einen Attiſchen Tempel von allerdings vollendetem Geſchmack, aber für die Menge unzugänglich und verſchloſſen, bewohnte. Sie begeiſterte ſich durch das feierliche Schweigen dieſer von ihr allein genoſſenen Schatten und ſchlürfte aus den Dichterquellen Permeſſus und Hippokrene. Später jedoch wurde ſie wieder auf den bürgerlichen Frack zurückgeführt, ihr Tempel wurde entweiht, ihre Geheimniſſe wurden veröffentlicht und Jedwedem mitgetheilt, der danach begierig war. Der Permeſſus und die Hippokrene, dieſe kleinen, oft austrocknenden Bächlein, die nur für ein Kollegium von Eingeweihten hinreichen, konnten die neuen Bedürfniſſe nicht mehr befriedigen. Es bedurfte einer Literatur zum Gebrauch für die ganze Welt von Schöngeiſtern und großer Herren vom vorigen Abend, die ſich von allen Seiten herbeidrängten, — einer ſtets überquellenden Literatur, damit man ohne Mühe und Anſtrengung daraus ſchöpfen könne. Viel Oberfläche und viel Waſſerſtrahlen, um in die Augen zu fallen; wenig Tiefe, um den Muth dieſer Neulinge nicht zu erſchrecken und nicht zu ertränken, das war es, was unſere Zeit forderte. Und Herr Janin iſt der Mann, der uns Speiſe nach unſerem Hunger und Getränk nach unſerem Durſt gereicht hat. Er war die ſtets für Jedermann gedeckte und ſervirte Tafel. Er war mit ſeiner immer mun-

Digitized by Google

teren, ſprudelnden Laune, mit ſeiner unverſiegbaren Fluth von Phraſen und Bildern der unerſchöpfliche Quell, in welchem alle literariſche Gluth der Stadt bei Tag und Nacht hinreichende Stillung fand.

Wahrlich, ein ſolcher Erfolg iſt originell und rechtmäßig. In der periodiſchen Preſſe beſonders hatte er einen gewaltigen Wiederhall und unermeßliche Reſultate. Sie war auch das eigentliche Terrain, welches Janin wählen mußte, um ſeine Natur gehörig zu entfalten. In der periodiſchen Preſſe iſt er geboren und groß gewachſen. Er verdankt ihr ſeinen Namen und ſein Glück, und er hat ihr auch zurückerſtattet, was ſie ihm gegeben. Um ihr eigenes Glück zu gründen oder wiederherzuſtellen, hat die Preſſe oft auf dieſen Namen, den ſie ſelbſt geſchaffen hatte, Wechſel auf Sicht gezogen.

Anfangs war ſie ziemlich hart gegen ihn. Sein Eintritt in eine Laufbahn, auf welcher ſolche Triumphe ſeiner warteten, ließ wenig von dem glücklichen Erfolg ahnen, der ihm vorbehalten war. Geboren im Jahre 1804, in dem Jahre, mit welchem, wie er ſagt, das Jahrhundert beginnt, zu Ampuy an den Ufern der Rhone, kam er in ſeinem funfzehnten Jahre nach Paris, um auf dem Gymnaſium Ludwig's des Großen ſeine Studien zu beendigen. Dort fand er als neuer Ankömmling hervorragende Talente ſchon feſt begründet, die nachher vor den ſeinigen verblichen, und er vermochte ſich durch nichts bemerklich zu machen, als durch eine gewiſſe Zügelloſigkeit der Phantaſie, wovon ihm noch etwas verblieben iſt. Schon auf der Schule war er derſelbe Geiſt wie jetzt, überſprudelnd, wißbegierig, oberflächlich, voller Nachläſſigkeit und Ungleichheiten, unbeſtändig, plötzlich aufwallend, verwegen und ſtets in Athem. Eines Tages borgte er ſich von einem ſeiner Kameraden den Montesquieu. Am Abend hatte er ihn geleſen und gab das Buch mit den Worten zurück: Das iſt ſchön! — So machte er es auf der Schule. Hat er es nicht nachher in der Welt faſt eben ſo gemacht?

Wer ſeine Selbſtbiographie im erſten Bande der „neuen Erzählungen" (Contes nouveaux) geleſen hat, der weiß, daß er, als er dieſe Schule verließ, ſich mit einer alten Tante zuſammen, die bei ſeinem Abgange aus dem väterlichen Hauſe verreiſt war, um nicht den Abſchied von ihm aushalten zu müſſen, und die nun ihre letzten Tage und ihre letzten Thaler mit ihm theilen wollte, in die Drachen-Straße (rue du dragon) zog, wo ſie nach vielem Suchen „ein ziemlich erbärmliches Neſt für ihre Armuth gefunden hatten." Hier ertheilte er Jedem, der da kam, Unterricht im Lateiniſchen, im Griechiſchen und vielleicht noch in anderen Dingen. Er lehrte, was er wußte, und was er nicht wußte, von Letzterem noch mehr als von Erſterem, und er lernte noch mehr, als er lehrte. In dieſem „Neſt" und unter dieſer Beſchäftigung verfloſſen heiter und froh ſeine zwei oder drei erſten unabhängigen Jugendjahre. Eines Abends begegnete er vor der Thüre des Theaters Feydeau einer Schauſpielerin am Arm eines Journaliſten, und dieſe Begegnung machte ihn ſelbſt zum Journaliſten.

So wurde der Erfinder des modernen Feuilletons und des Journal-Stils auf den Weg zu ſeinem Amerika geführt, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben. Dieſes Amerika brachte ihm anfangs, ſo lange er am „Figaro" arbeitete, nicht mehr als fünfundzwanzig Franken monatlich ein!

Die Anekdote von dem Theater Feydeau iſt nicht bloß um der Folgen willen, die ſie für das Leben des neuen Kolumbus gehabt, ſondern auch deshalb von Wichtigkeit, weil ſie ihn ganz ſo malt, wie er iſt. Es iſt ganz er ſelbſt; ein haſtiges Leben und Gemüth, ohne Uebergänge, unvorbereitet, plötzlich und auf der Stelle entſchloſſen, ohne in die Zukunft zu blicken, ein Leben und Gemüth voller Sprünge und Einfälle.

Vom „Figaro" ſieht man ihn zur „Quotidienne" übergehen, die ihn beinahe an den Hof verſetzt hätte. Zum Jahrestage des 21. Januar hatte er in dieſem Blatte einen Artikel geſchrieben, der großes Aufſehen im Schloſſe machte. Die Dauphine ließ ihn zu ſich rufen. Er kam und mußte warten; da fing ihm ſeine fünf Minuten lange Größe ſchon an läſtig zu werden. Endlich erſchien man. „Sie ſind der Verfaſſer dieſes Artikels?" — „„Ja, Madame."" — „Sie können ſich rühmen, mir recht viel Thränen entlockt zu haben!" — Die Prinzeſſin, die hiermit ohne Zweifel das Maaß des Ehrgeizes und Glücks dieſes Mannes gefüllt zu haben glaubte, begnügte ſich mit dieſen Worten. Janin ſeinerſeits, der ſich nicht denken konnte, daß die Gunſt, welche man ihm erweiſen wollte, indem man ihn nach den Tuilerieen beſchied, ſo kurz ſeyn werde, wiegte ſich noch in Träumereien über die möglichen Folgen, als ſeine erhabene Gönnerin ſchon verſchwunden war.

Die Herzogin von Berry, eine Dame von nicht ſo chevaleresken Manieren und weniger das Gepräge ihrer alten Zeit tragend, fügte dem Wohlwollen der Dauphine eine minder ideale Gunſtbezeigung hinzu. Bei einer Gewerbe-Ausſtellung brach Janin vor einem porzellanenen Frühſtücks-Service in einen Ausruf des Entzückens aus. Die Herzogin, welche zufällig gegenwärtig war, hörte dies und erkannte entweder Herrn Janin oder fragte nach ſeinem Namen. Am nächſten Morgen ſtand das Service auf dem Tiſch des enthuſiaſtiſchen Bewunderers.

Um dieſe Zeit, 1829, trat er als einer der thätigſten Mitarbeiter der „Revue de Paris" auf, die damals gegründet wurde. Sein erſter Artikel für dieſes Journal war „Eine Nacht in Alexandrien", eine kleine anmuthig erzählte Novelle mit einem pikanten Schluß. Auch erſchien ſein erſtes und beſtes Buch und ſein erſter glücklicher Erfolg, „der todte Eſel und die guillotinirte Frau".

Der Erfolg, den Janin hatte, war, wie geſagt, ganz eigenthümlicher Art; dies tritt beſonders hervor, wenn man denſelben mit anderem Erfolg vergleicht, der ſich um eben die Zeit Bahn brach, und wenn man ſieht, wie ſehr ſich der ſeinige ſowohl durch ſeinen Ausgangspunkt wie durch ſeine Mittel davon unterſchied. Es ſcheint, als wäre das literariſche Glück des Verfaſſers des „todten Eſels", des Schriftſtellers mit den leichtfertigen und unbekümmerten Paradoxen, in Hinſicht ſeines Urſprungs ſelbſt ein Paradox geweſen, und als habe der Menſch das Leben faſt eben ſo angegriffen, wie der Schriftſteller die Ideen und Charaktere deſſelben angreift, nicht gerade ganz verkehrt, aber doch ſchief und von einer Seite, die ihm die wenigſte Beute darbieten konnte.

Das erſte Drittel des Jahres 1829, welches uns den „todten Eſel und die guillotinirte Frau" ſchenkte, war überhaupt für die literariſche Bewegung, die damals alle Leidenſchaften und alle lebendige Kräfte, Janin ausgenommen, in der einen oder anderen Richtung mit ſich fortriß, ein glänzender, entſcheidender Augenblick. Bis dahin hatte der Angriff nur Rekognoszirungen angeſtellt und Vorpoſtengefechte geliefert, um den Feind zu prüfen. Jetzt aber war der Tag des allgemeinen und entſcheidenden Kampfes gekommen. Es erſchienen plötzlich in weniger als vier Monaten die „Orientalen", der „letzte Tag eines Verurtheilten", „Heinrich III.", die „Dichtungen Joſeph Delorme's", die „Gedichte" des Herrn von Vigny, die wieder auflebten, um Theil an der Schlacht zu nehmen, die „Zeitgeſchichte Karl's IX." von Mérimée, die „Studien" von Deschamps und ſo weiter. Dies Alles war jung, ſiedend, kühn bis zur Verwegenheit. In dieſe unwiderſtehliche Schaar mußte ſich, um ſich durchzuſchlagen, jeder nach Auszeichnung und Ruhm dürſtende Ehrgeiz werfen. Janin befand ſich allerdings darunter, aber in welcher Eigenſchaft!

Theorieen waren es, entweder im angewendeten Zuſtande oder in Geſtalt von Formeln, um die jene Männer kämpften. Die Metaphyſik der Kunſt war von Grund aus aufgerührt. Victor Hugo maß in der Vorrede zu ſeinen „Orientalen" der Kritik ihren Raum zu und zog einen Kreis um den Dichter, den er zu überſchreiten verbot. Joſeph Delorme half ſich mit der Ueberlieferung und dem Gefühl, indem er das Recht der neuen Poeſie begründete; er ſetzte das ſinnlich unmittelbare Zeichen dem mittelbaren Zeichen entgegen, das maleriſche Wort dem abſtrakten und eine unbeſtimmte Empfindung ausdrückenden Wort. Andere begnügten ſich mit der praktiſchen Ausübung und predigten durch Beiſpiele. Alle aber dienten ihrem Banner mit gleicher Energie, ſie mochten es nun entfaltet vor ſich her tragen oder nicht.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Vie de Grégoire VII. — Von de Vidaillan. 2 Bde. 15 Fr.
- Histoire de Bretagne. — Von Morice. Th. 15 und 16.
- Histoire des Reines et des Regentes de France. — Von Dubern. 10 Fr.
- Expériences sur la poudre de guerre. — 5 Fr.
- Elemens de géographie physique. — Von Lecoq. Clermont-Ferrand.
- De l'influence pernicieuses des saignées. — Von Wiesecke.
- Monsieur et Madame. — Von de Lamothe Langon. 2 Bde. 15 Fr.
- Les Moscovites. Olesnia. — Erzählungen von Lestreline. 3½ Fr.
- L'agent de change. — Von Villotey. 3 Fr.
- L'abbé Maurice. — Von F. Bodin. 2 Bde. 15 Fr.
- Beaux jours et jours d'orages. — Gedichte von Caſtellan. 6 Fr.
- Scènes morales de la vie privée. — Von Hennequin. 2 Bde. 8 Fr.
- La chatte grise. Chronique allemande.

Italien.

Die Katakomben in Rom und Palermo.

Es giebt keinen Fremden und vielleicht auch keinen Bürger in Paris, der nicht zuweilen, des Tumultes dieſer ungeheuren Hauptſtadt überdrüſſig, in ſeinem Herzen einen ſchwermüthigen Hang zur Ruhe und zur Einſamkeit fühlte. Alsdann verläßt er den Aufenthalt der Lebenden, um die letzte Behauſung der Todten zu beſuchen, und betritt den ungeheuern Kirchhof des Pater Lachaiſe, jene impoſante Nekropole, die hier wie ein trauriger Gedanke mitten im Jubel der Freude erſcheint, wie eine Warnungsſtimme beim Feſtgelag, die uns zuruft, daß unſer Leben vergänglich ſey, und daß die Trauer der Fröhlichkeit auf dem Fuße nachfolgt.

Allein dieſe Pariſer Nekropole erinnert nur an den Tod; ſie malt ihn nicht, ſtellt ihn nicht leibhaftig vor unſere Augen, wie die Nekrodemen von Rom und Palermo; in dieſen Städten ſieht man nicht bloß die Wohnungen der Abgeſchiedenen und ihre Grabſchriften, ſondern die Todten ſelbſt. Wenn es jemals einem Fremden, der in Italien weilt, begegnete, daß er, getäuſcht von dem Ueberfluß an Lebenskraft, welchen das ſüdliche Klima in ihm erzeugt, und gefeſſelt von dem Zauber des ewig heiteren Himmels und der üppigen lachenden Natur, die ihn umgiebt, ſich unſterblich wähnen ſollte: ſo lenke er ſeine Schritte in die Kloſter-Kirchen der Kapuziner zu Rom und zu Palermo; er ſteige hinab in die unterirdiſchen Räume derſelben, und ein ganzes Volk von Todten wird ihn daran erinnern, daß er ſelbſt ſterblich ſey. Es giebt mehrere unterirdiſche Kammern, wo die Römiſchen Kapuziner die Leichname ihrer Ordensbrüder beiſetzen. Menſchen-Gebeine jeglicher Art ſchmücken die Wände derſelben, und in den gleichfalls mit Todten-Gebein ausgelegten Niſchen liegen ſymmetriſch geordnete Skelette von Kapuzinern in ihrer Ordenstracht. Oben an der gewölbten Decke des erſten Gemaches iſt das Skelett eines Kindes angebracht, welches in der einen Hand eine Wage und in der anderen eine Sichel hält. Selbſt die Lampen, welche dieſe Kammern erhellen, und die drei Ketten, an denen jede Lampe hängt, ſind aus Menſchenknochen zuſammengeſetzt. Menſchliche Zähne, muſiviſch eingefugt, ſchmücken die Altäre, welche auf einem Boden ſtehen, deſſen Erde aus Paläſtina hierher gebracht iſt. Dieſe Erde hatte ſonſt die Kraft, in Zeit von 24 Stunden jeden menſchlichen Leichnam, den man ihr anvertraute, bis auf das Skelett zu verzehren. Jetzt, nachdem die Zeit ihr viel von ihrer Kraft genommen, äußert ſie dieſe Wirkung langſamer. Hat der Körper eines Kapuziners ſo lange in der Erde gelegen, bis er zum Gerippe geworden iſt, ſo wird er ausgegraben und an eine Wand des Gemaches gehängt. Dieſe traurigen Räume ſind übrigens nicht bloß von Leichen bewohnt;

Digitized by Google

ein lebender Kapuziner verweilt hier bei Tage und ſchläft hier zur Nachtzeit.

Die Körper in dem Todten-Gewölbe von Palermo, welches unter der Kapuziner-Kirche in den Felſen gehauen iſt, ſind nicht Skelette, ſondern wahre Mumien. Wie ſie zu Mumien werden, iſt ein noch ungelöſtes Räthſel. Dieſe Katakomben beſtehen aus mehreren ſehr langen und geräumigen Gallerieen, an beiden Seiten mit Niſchen verſehen. Hier ſieht man die Mumien von Männern und Frauen, von Geiſtlichen und Laien jedes Alters und Standes aufgeſtellt. Ein kleiner Eiſendraht, der ihnen mitten um den Körper geht, und ein kleiner eiſerner Haken halten ſie an der Mauer feſt. Da übrigens nichts als die Kleidung ihre Gliedmaßen zuſammenhält, ſo ſind dieſe Körper allen möglichen Contractionen des Zellgewebes unterworfen. Der Eine ſteht ſo ſteif da, wie eine Schildwache; der Andere krümmt ſich, wie eine Perſon, die eine tiefe Verbeugung macht; bei einem Dritten iſt der Kopf zurückgefallen, und ſein Körper bildet einen Bogen, der die konvexe Seite nach Außen kehrt; ein Vierter erſcheint faſt wie ein Knäuel zuſammengeballt, während ſein Nachbar das Haupt emporhebt, die Arme hervorſtreckt und die Hände ausbreitet. Nicht weniger mannigfach iſt die Bekleidung dieſer Körper, denn Jeder trägt ein Gewand, wie es ihm bei ſeinen Lebzeiten zukam; ſo erblickt man die grobe Kutte eines Mönches neben der ſeidenen Robe eines Fräuleins, und dann wieder das ſammetne, mit Gold und Silber geſtickte Kleid des Herzogs oder des Marcheſe, oder eine militairiſche Uniform. Mehrere dieſer Mumien ſind ſchon ſeit ungefähr drei Jahrhunderten Bewohner der Katakomben; dennoch halten Gerippe und Zellgewebe ſo feſt zuſammen, daß ſie nicht einmal mit Gewalt ſich trennen laſſen.

Die Bewohner Palermo's ſtatten dieſen unterirdiſchen Gallerieen häufige Beſuche ab und ſchätzen ſich glücklich, nach ihrem Tode hier wohnen zu können. Jeder ſucht ſich ſelber ſeine Niſche aus und prüft das größere oder geringere Verdienſt der Perſonen, die eines Tages ſeine Nachbarn ſeyn werden. Hat er endlich eine Wahl getroffen, ſo kehrt er von Zeit zu Zeit wieder und ſtellt ſich eine Weile ſtumm und regungslos in die Niſche hinein, als gehörte er ſchon nicht mehr zu den Lebenden.

Aber ſelbſt dieſe melancholiſche Behauſung hat ihren Feſttag. An dem Allerſeelen-Feſte ſieht man hier unzählige Fackeln leuchten und ein lärmendes Volk durch einander wogen, das den Leichen ſeiner Angehörigen Kränze aufſetzt und Blumenſträuße in die Hände ſteckt. Und wie es bei Feſtlichkeiten Brauch iſt, daß die Lebenden ihre beſte und neueſte Kleidung anlegen, ſo werden auch die hingeſchiedenen Bewohner der Katakomben von Palermo an jenem Tage neu bekleidet.

Wir begreifen nicht, wie Herr Carlo Botta (in ſeiner Franzöſiſch geſchriebenen Reiſe) zu der Behauptung gekommen iſt, daß keinem weiblichen Weſen — ſey es nun lebend oder todt — der Eingang in die Katakomben von Palermo verſtattet ſey! Um dieſe Behauptung zu widerlegen, genügt ſchon die Bemerkung, daß wir am 12. Juli 1832 in Begleitung einer Spaniſchen Dame, der Herzogin Luiſa von Montemar, die Katakomben beſucht haben. Viele andere Damen unſerer Bekanntſchaft haben ohne alle Schwierigkeit und vorgängige Erlaubniß dieſen Ort betreten; und was die Beiſetzung von Frauen an dieſem Orte betrifft, ſo iſt uns noch eine weibliche Mumie in friſchem Andenken, die ganz ſteif in ihrer Niſche ſtand und deren Geſicht noch Spuren von Schönheit trug. Ihre Arme lagen kreuzweiſe über der Bruſt, und ihr Anzug beſtand aus einem Kleide von ſchwarzem Tuche, weißen Strümpfen, ſchwarzen Schuhen und Schuhbändern von derſelben Farbe, die gleich den Bändern der antiken Kothurne zuſammengeſchürzt waren.

(Foglie Ital.)

Afrika.

Ein Spaziergang von Algier nach Blidah.

Die Entfernung von der Stadt Algier bis Blidah beträgt nicht mehr als 15 Stunden; aber ungeachtet der Kürze des Weges iſt doch Niemand zu rathen, denſelben anders, als unter Begleitung einer zahlreichen Schutzwache einzuſchlagen. Der Europäer wird oft von Neugierde oder Jagdluſt verlockt, die Vorpoſten-Linie unbegleitet zu überſchreiten; aber ehe er es ſich verſieht, taucht plötzlich, wenn er um die Ecke des Weges biegt, ein bronzefarbiges Geſicht empor, neben welchem ein ungeheuer langes Gewehr ſich ausdehnt, deſſen Zielpunkt er geworden iſt. Sehr wenige ſolcher Nimrod-Söhne oder Neugierigen, die vom Forſchungsgeiſte zu weit, das heißt über die Vorpoſten-Linie hinaus, getrieben wurden, haben das gefährliche Zuſammentreffen und den ſchrecklichen Eindruck, den es auf ſie gemacht, nachher erzählt; denn die Meiſten kamen nicht lebend zu ihren Landsleuten und Freunden zurück; ihr verſtümmelter Körper, den man nachher fand, diente nur zur warnenden Belehrung für ihre unvorſichtigen Nachahmer. In der letzten Zeit ſchienen ſich die Verhältniſſe friedlicher mit den Stämmen der Ebene zu geſtalten, aber ohne Zweifel wird es noch Jahre dauern, bis der Araber ſeinen mörderiſchen Gewohnheiten entſagt, bis er ſich das Vergnügen entreißen läßt, auf den Rumi (Chriſten) Feuer zu geben, den mit einer Kugel zu bewillkommnen ſeine geprieſene Gaſtfreundſchaft für keine Sünde hält.

Im Jahre 1833 waren die Ausflüge nach dem Innern des Landes noch mit viel größerer Gefahr verbunden, als jetzt. Als die Mitglieder der von der Regierung nach Afrika geſchickten Unterſuchungs-Kommiſſion das Verlangen äußerten, die Ebene von Metidjah zu beſuchen, hielt man es für nöthig, um ſie in ihrem Unterſuchungs-Beruf nicht zu ſtören und ihre Sicherheit nicht zu gefährden, ihnen eine Ehrenwache beizugeſellen, die aus ungefähr 3000 Mann beſtand und in welcher alle Armee-Corps repräſentirt waren: Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Genie-Truppen, Zuaven und Spahis. Es war ein ſehr ſchöner Tag, als dieſe furchtbare Kolonne mit Pulverwagen und Feldſtücken durch die zum Bab-el-Ued führende Straße defilirte. Der ungewöhnliche Zug erregte die Neugierde und beſchäftigte die Muthmaßungen der Eingebornen im höchſten Grade. Sie glaubten nicht anders, als daß es ſich um eine blutige Unternehmung handele, um ſo mehr, als denſelben Morgen die Nachricht einlief, daß der Kadi von Buffarik, Verbündeter der Franzoſen, von den Hadjuten ermordet worden ſey. Selbſt die National-Garde von Algier ward mitgenommen; man hat jetzt ſeine National-Garde am Fuße des Atlas ſo gut wie am Fuße des Montmartre.

Wenn man durch das Bab-el-Ued (Thor des Hohlweges) nach Blidah ſich begiebt, hat man zunächſt einen langen ebenen Platz zu durchſchneiden; hierauf kömmt man zu einer von unſeren Ingenieuren angelegten, zum Gipfel des Hügels führenden Straße; man geht weiter über die Kaſſanbah hin und gewinnt bald das Kaiſerſchloß.*) Hier genießt man noch den letzten Ueberblick über die weiße dreieckige Stadt, die in Form eines Halbmondes umſpülte Rhede und das herrliche Meer und verliert ſich dann in Buſchwerk und Dickicht.

In einer kleinen Entfernung kann man von einem erhöhten Standpunkte aus das Schlachtfeld Staoueli erblicken, wo die Franzoſen den entſcheidenden Sieg, der zur Capitulation führte, erfochten haben; man durchzieht das Lager Muſtapha, indem man zur Rechten das Dorf Delhi-Ibrahim läßt. Das Dorf iſt angelegt und bevölkert von armen Bauern aus dem Elſaß und aus Würtemberg; ſie wohnen in hölzernen leichten Hütten, in denen man nichts gewahrt, als herzzerreißende Armuth.

Nach einem Marſche von 4 bis 5 Stunden kamen wir im Lager von Duära, dem letzten unſerer Poſten, an, welches in einem kleinen Thale abgeſteckt iſt. Von der Höhe der das Thal umgebenden Hügel zeigt ſich dem überraſchten Auge die ganze Ebene von Metidjah, deren Horizont die hohe Kette des Atlas bildet. Man glaubt dann, daß es nur eine Entfernung weniger hundert Schritte ſey, die ſich zwiſchen dem Gebirge und dem Standpunkte befindet; man glaubt hier und dort grünes Buſchwerk und weiße Steine zerſtreut zu ſehen; aber man erkennt bald in den kleinen Geſträuchen große Bäume, und die weißen Steine ſind Heiligen-Gebäude oder Marabuts. Es iſt faſt eine volle Tagereiſe bis zum Atlas, und doch iſt die Täuſchung ſo vollſtändig, daß man auch hieraus auf die außerordentliche Reinheit und Durchſichtigkeit der Afrikaniſchen Luft ſchließen kann.

Das Lager von Duära könnte eine vortreffliche militairiſche Stellung ſeyn, aber es iſt nichts als eine traurige Garniſon. Für manchen nagelneuen Lieutenant könnte man es das Lager des Bedauerns nennen. Der zarte junge Herr, der friſch aus der Schule von Saint-Cyr kömmt, wird gewiß mit ſchmerzlichen Erinnerungen an die ſchönen Tage vom Palais-Royal, oder auch nur an die des Holländiſchen Kaffeehauſes zurückdenken, wenn er hier in der wilden Gegend nichts vor ſich hat, als ein ſchlechtes Zelt zur Wohnung, die nackte Erde zum Fußboden, und nur dann und wann einen Arabiſchen Hirten erblickt. Es iſt noch ein großes Glück für unſern angehenden Helden, wenn die guten Kabylen oder Araber ſich zu einem Scharmützel verſtehen, das ihn wieder an die einzuſammelnden Lorbeern erinnert, die wahrſcheinlich auf der Schule oft genug ſeine Einbildungskraft entzückt haben.

Jedoch für einige Stunden iſt das Leben im Lager gar nicht ohne Reiz. Die im Ebenmaße an einander gereihten Zelte, die in Pyramiden ſtehenden glänzenden Gewehre, das muntere Wiehern der Roſſe, der Schall der Trompeten, das luſtige Treiben in den Marketenderbuden, wo junge und alte Göttinnen des Branntweines mit ihrem Nektar die Diener des Mars bewirthen, wenn dieſe nur das kleinſte Metallſtück opfern, das behagliche Feuer, in welchem das Holz von Citronen- und Oelbäumen praſſelt; dies Alles in dem wildromantiſchen, von Hügeln eingeſchloſſenen Thale, verbunden mit der überall geſchäftigen Lebhaftigkeit der Franzöſiſchen Soldaten, bietet dem Beſucher ein anziehendes Bild voll Leben und Reiz. Kurz vor dem Zapfenſtreich bildete das Muſik-Corps einen Kreis und ſpielte einige ſeiner gewöhnlichen Märſche, die alle nach Melodieen von Roſſini und Auber komponirt ſind und die, obwohl wir ſie ſchon bis zum Ueberdruß oft in Paris gehört haben, dennoch hier in der Einſamkeit dem Gefühle wohlthun, ja etwas Friedliches in ſich tragen. Sobald die Stunde des Nachhauſegehens ſchlägt, ſieht man die Feuer durchs ganze Feld erlöſchen, ausgenommen in den Zelten der Generale und anderer Oberoffiziere; man hört bald, ſtatt des früheren Lärmes, nichts mehr als den regelmäßigen Gang der Patrouille und von Zeit zu Zeit ein kräftiges qui vive? denn der größte Theil der Fremden-Legion beſteht aus Deutſchen und anderen Ausländern, und ein großer Theil der Truppen zu Duära gehört der Fremden-Legion an.

Gegen Mitternacht brach ein allgemeiner Trommelwirbel das Schweigen und den Schlaf. Man mußte aufbrechen, um in der Kühle der Nacht und unbemerkt von den auf den Bergen lauernden Arabern den Weg bis zu den Mauern der Stadt Blidah zurückzulegen. Die Soldaten, welche an ſolche wirbelnde Erweckungsmittel gewöhnt ſind, waren in weniger als einem Augenblick auf den Beinen und reiſefertig; nicht ſo die Koloniſten, die Neugierigen und die Kaufleute aus Algier, welche die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen wollten, die Ebene von Metidjah ohne Gefahr zu bereiſen. Dieſen Herren ward es ſehr ſchwer, ſich ſo ſchnell von der Bequemlichkeit ihres Lagers zu trennen, obſchon daſſelbe ſich auf ein wenig Stroh, oder auf ein Plätzchen Erde, wie es Gott erſchaffen hat, beſchränkte. Daß es bei dieſer Gelegenheit in der Finſterniß nicht an Unordnung und an Verwechſelungen und unwillkürlichem Tauſchhandel gefehlt hat, kann man ſich leicht denken. Die vielen Fälle, wo ſaumſelige Menſchen das Opfer ihrer Saumſeligkeit in dieſer Gegend geworden ſind, ſpornten auch die Trägſten zum eiligen Aufbruch an, und ſo ſetzte ſich der halb bürgerliche, halb militairiſche Zug in Bewegung.

Bei Tagesanbruch erreichte die Spitze der Kolonne das Defilé von Buffarik, das voll ſumpfiger Schluchten iſt, über die man leichte Brücken

*) Bekanntlich vom Kaiſer Karl V. bei ſeinem unglücklichen Zuge nach Algier angelegt.

Digitized by Google

geſchlagen hat, und auf beiden Seiten in halber Schußweite von dichtem Gehölze begränzt wird. Dieſe Beſchaffenheit des Bodens iſt am beſten zu Hinterhalten geeignet, aber unſere Feinde haben glücklicherweiſe entweder nichts von unſerem Zuge oder die ſo leicht wahrzunehmenden Vortheile des Bodens nicht zu benutzen gewußt. Am Ausgange des Defilés befindet ſich ein mit Bäumen bepflanzter Platz, in deſſen Mitte eine Quelle ſprudelt. Hier wird jede Woche ein Vieh- und Getraidemarkt abgehalten, der faſt von der ganzen Provinz Algier beſucht wird. Heutiges Tages ſieht man daſelbſt Araber und Europäer ſich im friedlichen Handelsverkehr begegnen; ſo war es aber bei weitem nicht zu der Zeit, von der wir ſprechen. An der Quelle machten wir Halt. Tags vorher ward an dieſer Stelle der Kadi von Buffarik erſchlagen, und unſer Gemüth ward von einer düſteren Ahnung erſchreckt, daß der heutige Tag auch nicht ohne blutige Begebenheit ablaufen werde. Unter tauſend düſteren Gedanken ſetzten wir unſeren Weg bis zu den erſten Strahlen der Morgenſonne fort.

In dieſem Augenblick erhob ſich der majeſtätiſche Atlas, der bis jetzt in ein graues Leichentuch gewickelt ſchien; die Nebel, welche durch die Ausdünſtungen der Sümpfe der Ebene entſtehen und ſeinen Fuß umgeben, erhoben ſich und verdrängten die Wolken, welche ſeine Gipfel bedeckten, und der erhabene Berg rechtfertigte jetzt die Vorſtellungen des Heidenthums, daß er den Himmel auf ſeinen Schultern trage.

Angenehme Düfte, Wohlgerüche von Roſen, Jasmin und Orangenblüthen kündigten die Nähe von Blidah an. Dieſe hart am Fuße des Atlas gelegene Stadt ward ſchon mehrere Male durch Erdbeben zerſtört. Aber „Allah akkbara“ (Gott iſt groß)! ſagt der Gläubige und baut, wenn er nicht ſelbſt mit umgekommen iſt, ſein Haus wieder auf dieſelbe Stelle und erwartet darin einen zweiten Beſchluß des Fatums. Doch geſtehe ich, es muß auch einem weniger in der Indolenz des Fatalismus verſunkenen Menſchen ſchwer werden, die üppige Vegetation, die immergrünen Gärten zu verlaſſen, welche ſich um Blidah, wie von Blumen- und Balſamduft erfüllte heilige Haine, ausdehnen.

Unterdeſſen entſtand ein großer Schrecken in der Stadt, deren Einwohner beim erſten Lärm über die Ankunft der Franzoſen glaubten, es ſey entweder ihre eigene letzte Stunde oder doch wenigſtens die ihres Vermögens gekommen. Unter der Regierung des Deys und der benachbarten Kabylen ſind ſie an ſolche Vermuthungen gewöhnt worden, und wie man ſagt, ſoll auch ein Franzöſiſcher General bei ſeinem bewaffneten Beſuche nicht alles Mögliche gethan haben, ſie auf andere Gedanken zu bringen. Wir waren kaum am Thore, als eine aus etwa funfzig Perſonen beſtehende Deputation der Einwohner auf uns zukam, an deren Spitze der Kadi und der Mufti der Stadt, zwei ſehr ehrwürdig ausſehende Männer, ſtanden. Der ganze Trupp, der auf kleinen Berberpferden ritt, näherte ſich den Generalen Boirol und Bonnet, und an den Erſten, der eine glänzende Uniform trug, wendete ſich, nach vielen Salems, der Kadi mit ſeiner Anrede.

„Preis und Lob ſey Allah, der alle diejenigen erhört, die ihn anrufen“, ſagte er im Tone des Schreckens und der Beſtürzung; „zu ſeiner rechten Seite geht der große, ruhmreiche und wohlwollende Kriegsfürſt der Franzoſen. Noch einmal Salem! Derjenige, welcher ſich unterfängt, mit Dir zu ſprechen, iſt der unglückliche Sidi Hadſchi Muhammed Ben Abdallah Scherif, Kadi von Blidah; der, welcher zu meiner Seite ſteht, iſt der Mufti Sid Haſſan Ben Ismaël. Weder er noch ich, noch einer derer, die uns hier folgen, noch einer derer, die uns zu Dir abgeſandt haben, können errathen, welcher böſe Geiſt uns verfolgt und Dich anreizt, den Sturm Deines Zornes auf unſer Haupt zu entladen. Wir lieben ja und verehren den ruhmbedeckten Sultan der Franzoſen; und deshalb bitten wir Dich, auf uns einen Blick der Barmherzigkeit zu werfen, wofür Gott in ſeiner unverſiegbaren Gnade die leuchtende Sonne ſeiner Belohnung über Dich ſcheinen laſſen wird.“

Die Generale, denen der Dolmetſcher die Anrede Wort für Wort überſetzte, antworteten durch daſſelbe Organ, daß ſie nichts Feindſeliges gegen die Stadt im Sinne hätten und nur hier wären, die Ebene zu durchziehen. Erſtaunen und ungläubiges Mißtrauen malte ſich auf den Geſichtern der Mauren, denen es nicht in den Kopf wollte, daß man 15 Stunden Weges und in ſolcher Geſellſchaft ſpazieren gehen könne, und der Kadi nahm zum zweiten Male das Wort:

„Preis und Lob ſey Allah ꝛc. (kein wohlerzogener Muſelmann eröffnet ſeine ſchriftliche oder mündliche Rede anders, als mit dieſer Formel) wir danken Dir, großer und erlauchter Kriegsfürſt, daß Du die Sonne der Gerechtigkeit über die armen Bewohner von Blidah leuchten läſſeſt; aber was willſt Du in unſerer Stadt ſehen? Ach! ſie iſt kaum wieder aus ihren Trümmern entſtanden; ihre Häuſer ſind elend, ihr Anblick traurig; unſere Straßen ſind kaum breit genug für einen Deiner Reiter, deſſen Kopf die ſchwachen Stäbe unſerer Dächer erreichen kann; unſere Weiber, unſere Greiſe und unſere Kinder werden beim Anblick Deiner Soldaten vor Schrecken vergehen!“ Der Dolmetſcher verſicherte nochmals, daß man unverletzliche Achtung gegen Perſonen und Eigenthum haben werde. „Gut!“ verſetzte der Kadi, „aber was wird nach Deinem Abzuge aus uns werden? wer wird uns gegen die Kabylen, dieſe Geier der Berge und Thäler, vertheidigen? Sie werden ſich unter der Anklage auf uns ſtürzen, daß wir den Franzoſen, deren verblendete Feinde ſie ſind, die wir aber lieben, Gaſtfreundſchaft boten. Wir hätten Dir gern Geſchenke gebracht, aber unſere Stadt iſt arm; überdies biſt Du über uns gekommen, wie der Adler über ſeine Beute, ohne uns Zeit zum Athemholen zu laſſen. Indeſſen bitten wir Dich, die Früchte unſerer Gärten anzunehmen.“

In demſelben Augenblick ließ er mehrere Pferde vorführen, die mit Körben voll Trauben beladen waren, Trauben, deren Größe und Geſchmack an die Trauben der Iſraelitiſchen Kundſchafter in Kanaan erinnerten. Der Kadi hatte den ſchönſten Erfolg von ſeinem Rednertalent; man beſchloß, nicht nach der Stadt zu ziehen; die Deputation entfernte ſich und wünſchte allen Segen Allahs auf das Haupt der Franzoſen herab.

Während dieſes hier vorging, trug ſich im Engpaſſe zu Buffarik eine ſchauderhafte Begebenheit zu. Ein Deutſcher Marketender blieb unglücklicherweiſe, trotz aller ihm gemachten Vorſtellungen, im Lager von Duëra bis ſechs Uhr Morgens zurück. Um dieſe Zeit machte er ſich auf den Weg mit ſeiner Frau, ſeiner kleinen Tochter, einem Soldaten und noch einer Perſon, die gleich ihm zurückgeblieben waren. Buffarik erreichten ſie glücklich; hier aber ſahen ſie plötzlich ein Dutzend weißer Bernuſen, deren Träger ſich im vollen Gallopp auf ſie ſtürzten. Alle ſchreiren: „Wir ſind verloren!“ Keiner dachte an Widerſtand. Der Soldat, der ſeinen gewiſſen Tod vorausſah, war ein phlegmatiſcher Elſaſſer, und da er glaubte, die Araber ſeyen noch ziemlich entfernt, ſo fiel er über den Branntwein her, um ſich zu betrinken und in der Trunkenheit weniger Bewußtſeyn des Todes zu haben. Einer nur hatte die Gegenwart des Geiſtes, ſich hinter dickes Gebüſch von Kaktus und Aloe zu verbergen. Es war auch die höchſte Zeit, denn er war kaum geborgen, als die Kugeln der Araber den Marketender und den Soldaten zu Boden ſtreckten. Die Frau mußte die gräßlichſten Mißhandlungen ertragen, bevor ſie das Schickſal ihres Mannes theilte, das Mädchen wurde mit dem Karren und dem Pferde weggeführt, nachdem die Leichname geplündert und verſtümmelt waren. Der Verſteckte war während dieſes Auftritts mehr todt als lebendig; aber wie ſteigerte ſich ſeine Angſt, als die Araber einen ihrer Hunde umherſpüren ließen, um neue Opfer anzugeben. Glücklicherweiſe war das Gebüſch dick genug, und die Feinde entfernten ſich ſchnell, da ein bewaffnetes Detaſchement erſchien, das auch den Geretteten nach Duëra zurückbrachte.

Was uns betrifft, ſo ſetzten wir uns nach kurzer Ruhe unter den ſchattigen Bäumen bei Blidah in Marſch nach Buffarik zurück. Wir waren noch keine Stunde marſchirt, als einige hundert Araber mit unſerem Nachtrabe handgemein wurden. Es gab ein heftiges Gewehrfeuer, das bis zu unſerem Einrücken in Buffarik dauerte. Ein Schwarm von Arabern machte hier Miene, auch unſeren Vortrab zu beunruhigen, indeſſen reichten ein paar Kanonenſchüſſe hin, Feinde zu verjagen, die gegen Kanonen und Haubitzen eine beſondere Abneigung haben. Die verſtümmelten Leichname der drei Unglücklichen machten einen tiefen Eindruck auf Alle, und an dieſen Eindruck knüpften ſich die fürchterlichſten Bilder. Der Eine wollte jetzt noch mehr Leichname geſehen haben, ein Anderer glaubte überall Feinde und Hinterhalte, und als wir Abends im Lager ankamen, ſprach man ſchon von 30 Erſchlagenen. In Algier aber hatte man bereits von 100 erzählt, und wir wurden mit traurigen Geberden bewillkommt und mit beunruhigenden Fragen heimgeſucht.

Nach genauer Unterſuchung ergab ſich, daß die drei Perſonen, deren beklagenswerthes Ende wir erzählt haben, die einzigen Gefallenen waren. Das lange Scharmützel von Blidah bis Buffarik hat uns keinen einzigen Todten, ja keinen einzigen Verwundeten gekoſtet, ja, die Araber waren ſolche gute Schützen geweſen, daß man Mühe hatte, ein halbes Dutzend Soldaten aufzufinden, die eine Kontuſion davongetragen.

Felix Mornand.

Mannigfaltiges.

— Die Scipiade von Petrarka. Der Sänger Laura's und der Quelle von Vaucluſe hat auch eine Epopöe, und zwar in Lateiniſcher Sprache, geſchrieben, die jedoch über ſeine Italiäniſchen Sonnette und Kanzonen ganz in Vergeſſenheit gerathen iſt, obwohl ſie es war, die ihm die Lorbeerkrone des Kapitols erwarb. Das Gedicht, das ſonſt auch unter dem Namen „Afrika“ bekannt war, hat den zweiten Puniſchen Krieg zum Gegenſtande, und Scipio, der Afrikaner, iſt natürlich der Held deſſelben. Jedoch ſchon Petrarka's Zeitgenoſſen fanden nur wenig Geſchmack an ſeiner Lateiniſchen Epopöe, nachdem ihnen bereits durch die „göttliche Komödie“ ein viel großartigerer Gegenſtand, und noch dazu in dem neuern Idiom, dargeboten worden war. Viele behaupteten ſogar, Petrarka habe bloß das Gedicht des Silius Italicus, welches er aufgefunden, umgearbeitet und für das ſeinige ausgegeben. Dies hat ſich nun zwar als ungegründet erwieſen, doch dauerte es lange, bevor der Nachruhm des Dichters von dieſem unverdient ihm aufgehängten Flecken gereinigt werden konnte. Gegenwärtig hat es nun Herr Montanari unternommen, die Scipiade des Petrarka ins Italiäniſche zu überſetzen, und davon bereits einen Geſang im Druck herausgegeben.*) Das Ganze iſt ſehr umfangreich, und der Ueberſetzer hat es daher noch nicht gewagt, damit hervorzutreten; doch iſt ihm dazu von vielen Seiten die Aufmunterung zu Theil geworden, da das Gedicht neben vielen Mängeln auch zahlreiche Schönheiten hat.

— Hiſtoriſche Geſellſchaft. In England, wo bald jeder Zweig der Wiſſenſchaft ſeine beſondere Societät haben wird, geht man damit um, auch einen „hiſtoriſchen Verein“ zu ſtiften, zu dem ein Herr E. H. Barker den Plan entworfen hat. Mit dem Vereine ſoll eine Bibliothek verbunden werden, die nichts als hiſtoriſche Werke, aber in allen Sprachen, enthalten ſoll. Eine andere Societät, die ſich eben in Wallis bildet, hat ſich die Aufgabe geſtellt, ältere und neuere Walliſiſche Manuſkripte herauszugeben, die jetzt ganz unbenutzt liegen, da ſeit langer Zeit nichts Erhebliches in dieſer alten Sprache gedruckt worden iſt. Beſonders die „Welshmen“ ſcheinen ſich für dieſen Verein ſehr zu intereſſiren, doch dürfte er auch wohl von wiſſenſchaftlich gebildeten Engländern unterſtützt werden.

*) Saggio di traduzione della Scipiade di Francesco Petrarca offerto agli amatori delle lettere da Giuseppe Ignazio Montanari. — Pesaro.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 28. Berlin, Montag den 6. März 1837.

England.

Geſchichte der Männertrachten in England.

Es gewährt eine angenehme Unterhaltung, alle Jahr zur glänzendſten Zeit der Londoner Seaſon in Regent-Street auf und ab zu ſpazieren und auf die Veränderungen zu achten, die jedes neue Jahr in dem Anzug und Aufzug der eleganten Spaziergänger herbeiführt. Wenn die Mode-Gecken von heute und die Stutzer von vor hundert Jahren einander begegnen könnten, was würden ſie wohl gegenſeitig für Augen machen! Jene Elegants von ehedem, die auf der Bühne des Lebens figurirten, voll ſtattlicher Toilette, voll zierlicher Mienen, in aller Pracht der aufgekrämpten Dreimaſter, der langflutenden Perrücken, der reichgeſtickten Staatsröcke, der Spitzen-Manſchetten, der Kavalier-Degen, der Puder-Wolken, der Spaniſchen Hoſen, — wie würden ſie mitleidig die Achſeln zucken über die nichtsſagenden, ſchmal zugeſtutzten, glattröckigen, in langen Pantalons einherſchlotternden Dandies, die Einem heutzutage über den Weg laufen.

Seit der Regierung Karl's I. hat ſich unſtreitig Manches in unſeren National-Gewohnheiten und Trachten geändert, aber doch Nichts ſo ganz und gar, wie der Anzug und überhaupt die äußere Erſcheinung eines Engliſchen Gentleman. Verſetzen wir uns um nicht volle zwei Jahrhunderte zurück, ſo befinden wir uns in der Zeit Van Dyk's, des Malers der Engliſchen Königs-Familie; es war dies zugleich die Zeit des größten Aufwandes, des größten Glanzes und Geſchmacks in der Kleidung. Ein galanter Hof-Kavalier trug ſich damals, wenn uns die History of British Costume recht berichtet, wie folgt: „Ein Wamms von Seide, Atlas oder Sammt, mit weiten vorn aufgeſchlitzten Aermeln; auf die Schultern herab fiel ein Kragen vom feinſten reichgeſtickten Spitzengewebe mit Säumen à la Van Dyk; darüber ein kurzes Spaniſches Mäntelchen, nachläſſig über eine Schulter geworfen. Die Beinkleider lang, mit Borten oder Stickereien; Stiefel mit überaus weiten Schäften, woran Quaſten und Troddeln vom allerfeinſten Geſpinnſte hingen. Ein breitflügeliger Flämiſcher Biberhut, mit reichen Bändern und prächtigen Federn geſchmückt, ſaß keck auf einer Seite des Kopfes; um die rechte Schulter war das breite koſtbare Degengehenk wie eine Schärpe geworfen, und daran hing zur linken Seite das Spaniſche Rappier. An die Stelle dieſes ſeidenen oder ſammetnen Anzuges trat in jenen unruhigen Zeiten öfters das feſte Wamms von Büffelleder, reich mit Schnüren beſetzt, zuweilen wohl gar mit Gold oder Silber geſtickt, um die Hüften mit einer breiten ſeidenen Binde gegürtet. Zu dieſem Koſtüm gehörte das Spaniſche Mäntelchen nicht. Zuweilen wurde das Büffel-Wamms ohne Aermel als Ueberkleid über dem Seiden-Wamms getragen. Unter dem Kinn ſtand der ſpitze Zwickelbart, auf den Lippen ein kleiner aufwärts gedrehter Schnauzbart; das Haar fiel lang im Nacken herunter und war vielleicht bei Manchen ſchon gepudert.

Dieſes Koſtüm der Van Dykſchen Zeit entartete unter den Hofleuten Karl's II. Das Wamms wurde immer kürzer, dabei ließ man es vorn offen, und zwiſchen den beiden Wammsflügeln über dem Beinkleidergurt blähte ſich ein reiches koſtbares Jabot hervor. Die Aermel des Wammſes weit und bauſchig, die Beinkleider desgleichen, beide mit Bändern und Stickereien übermäßig verziert. Man trug Kniebänder mit lang herunterhängenden Spitzen und Treſſen. Der breite Spitzenkragen und der hoch aufgeſtülpte Federhut behielten am längſten den alten chevaleresken Charakter bei. Dann kam die Zeit, wo die Franzöſiſchen Moden vom Hofe Ludwig's XIV. über die Meerenge drangen und im Königs-Palaſt zu White-Hall herrſchend wurden. Den Höflingen, den knechtiſchen Schmeichlern und Affen des großen Monarchen verdanken wir das garſtigſte, abſcheulichſte, abgeſchmackteſte Modenſtück aller Zeiten: die Perrücke.

Der König von Frankreich hatte als Jüngling außerordentlich ſchönes Haar, das ihm in langen wallenden Locken über die Schultern herabfloß. Da wetteiferten alle Hofleute, ihren Reſpekt vor der Perſon ihres jungen Königs dadurch zu beweiſen, daß ſie ihr Haar trugen wie er, ſie mochten's haben oder nicht; ſo kam der falſche Lockenkopf auf, der ſich durch alle Grade bis zum Ungethüm der Allonge-Perrücke entwickelte. Als nun der große König zu Jahren gekommen war, wußte er die ehrfurchtvolle Aufmerkſamkeit ſeiner Getreuen aufs höchſte zu belohnen, indem Er Höchſtſelbſt eine Perrücke aufſetzte. Und es dauerte nicht lange, ſo luden auch in England alle Gentlemen die ehrwürdige Laſt auf ihre Häupter und Schultern. Aber nicht bloß die Köpfe, auch die Beine wurden von Frankreich aus tyranniſirt. Die Kunkelhoſen kamen auf, und die langen Strümpfe, die über dem Knie ungeheuer weit waren und mit Bändern an die Hoſen befeſtigt wurden. Anno 1659 beſchreibt uns Holmes die Figur eines Gentleman wie folgt: „Ein kurzes Leibwamms und kurze Kunkelhoſen, wovon der Beſatz bis aufs Knie herabhängt und darüber mit dem Kniebande befeſtigt wird; die Hoſen ſind an den Seiten bis zur Taſche hinauf und an den Schenkeln vorn mit Bändern geſtickt; auch der Leibgurt iſt mit Stickereien beſetzt, und das Jabot ſteht darüber hervor." Gegen Ende der Regierung Karl's II. ging eine neue Veränderung mit dem Wamms vor; es wurde nämlich mit den Schößen bis zu den Lenden hinab verlängert; dagegen wurden die Aermel kürzer und reichten nur bis zum Ellenbogen, wo ſie zugebunden wurden; darunter hervor kam nun der feine Hemde-Aermel, in Falten aufgebauſcht, bebändert und geſtickt. Hierdurch war nun das Wamms ſchon zu einem Mittelding zwiſchen Jacke und Rock geworden, und ſchon im Jahre 1679 finden wir in einem Garderoben-Verzeichniß König Karl's II. immer die drei Stücke als zuſammengehörig angeführt, aus denen ſich unſere heutige Männertracht herausgebildet hat: Oberwamms, Leibwamms und Hoſe, das iſt: Rock, Weſte und Pantalon. Auch Halstücher fing man damals bereits zu tragen an.

Während der Regierung Wilhelm's von Oranien und Mariens kam wenig Neues in den Kleidertrachten auf, nur daß die Strümpfe an dem Schenkel noch weiter hinauf rückten. Die Perrücken wuchſen mit Macht, und die Stutzer, ſo wird uns berichtet, kämmten ſich die Perrücke öffentlich vor allen Leuten ſo unbefangen, wie ein heutiger Elegant an ſeinem Schnurrbarte kräuſelt. Die breiten Hutränder wurden allmälig in mancherlei Formen aufgekrämpt; am Hute flatterte noch immer Feder und Band. Der ehrliche Sir Roger von Coverley*) hat uns aus jener Zeit einen Diskurs hinterlaſſen, worin er die allmälige Veränderung der Trachten an den Portraits ſeiner Vorfahren beſchreibt. Darunter ſchildert er Einen: „Ein ſeidenglatter Gentleman, in einem Wamms mit kleinen Knöpfen, mit Stickereien und Schärpen darum und daran, mit kleinen Stiefelchen an den Füßen; der war im Stande, einen Schuldſchein über ſein halbes Vermögen zu unterſchreiben, und er hätte ſeine Handſchuhe dabei nicht ausgezogen, und vor einer Lady ſetzte er ſeinen Hut nicht auf, wenn auch ganz England darüber hätte zu Grunde gehen müſſen." Im Spectator beſchreibt der alte Stutzer Sir Roger ſich ſelbſt, wie er ſich „aufgerichtet hat in Schuhen mit hohen Abſätzen und mit Riſten von glänzend polirtem Wichsleder." Im Juni 1709 bemerkt der Tatler, daß Schuhe mit rothen Abſätzen ein weſentliches Stück ſeyen, wenn Einer als ein recht geſchniegelter Kerl einhergehen wolle. Damals kamen bei den Damen kirſchrothe Hauben auf, worüber Will Sprightly in höchſter Extaſe erklärte, das wäre der kühnſte Streich, den die Weiber ſeit hundert Jahren erſonnen hätten; und dabei drohte er, nächſtens in White's Kaffeehaus mit einem Anzuge einzuſteigen, daß ganz London darüber außer ſich gerathen ſollte, mit einem großen kirſchrothen Dreimaſter über der Perrücke.

Ueberhaupt hatte die Mode während der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die allerſeltſamſten Launen und gewährte den ſatiriſchen Tages-Schriftſtellern einen reichen und wohlbenutzten Stoff. Beſonders die Landjunker kamen ſchlecht weg, wenn ſie mit ihren rothen Röcken, ihren Schottiſchen Monmouth-Hüten u. ſ. w. ſich unter ihren eleganten Londoner Brüdern ſehen ließen, und noch heute lieſt ſich im Tatler die Beſchreibung eines Squire vom Lande höchſt ergötzlich, der ſich im Park mit Karoſſe, Trachten und Manieren ganz von ſeiner eigenen Erfindung ſehen ließ.

Mit dem Regierungs-Antritte Georg's III. kam einmal auch eine Deutſche Mode auf, große breitkrämpige Hüte, die man „Herrnhuter" nannte. Da leſen wir: „Manche trugen ihre Hüte mit der Krämpe vorn offen, wie eine Waſſerrinne am Kirchendach; bei Manchen lief er vorn ſpitz zu, wie die Schnauze von einem Windhunde, und die Ecken ſtachen ihnen über der Naſe weit in die Luft hinaus." Die Patrone bei den Wettrennen trugen damals auch eine eigene Art Hüte, mit einem ſchmalen Saum von Goldband, wie man es noch auf alten Gemälden von Stubbs oder Gilpin ſieht. Anno 1770 machten die Hüte à la Nivernois Furore; ſie waren ganz klein und niedrig, die Klappen nach einwärts aufgeſchlagen und mit Schlingen und Knöpfen am Deckel oben befeſtigt; die Ecke, die man nach vorn trug, war rinnen- oder ſchaufelförmig und mit Draht ausgeſteift. Anno 1775 kamen Hüte mit Goldborten in Mode, und während der Kriegszeit ſah man viele Leute damit einhergehen, um ſich ein militairiſches, reputirliches Anſehen zu geben und vor der Soldaten- und Matroſenpreſſe ſicher zu ſeyn.

---

*) Sir Roger von Coverley gehörte bekanntlich zu den trefflich gezeichneten Charakteren, unter deren Namen Addiſon in ſeinem Spectator auftrat.

Digitized by Google

Die Franzöſiſche Revolution hat die dreieckigen Hüte zu Grabe getragen; aber über den Urſprung der runden, die jetzt allgemein herrſchen, weiß unſere Geſchichte leider nichts zu ſagen. Jene alten Dreimaſter führten den Spitznamen „Egham-, Staines- und Windſor-Hüte“, weil nämlich, wenn Einer mitten in London ſtand, die drei Ecken ſeines Hutes nach jenen drei Orten hinausſchauten. In dem witzigen Romane „Geoffrey Gambado“ beklagt der Held das Verſchwinden dieſer ehrbaren Hüte: „denn“, ſagt er, „abgerechnet, daß ein Dreimaſter jedem Geſicht, auch dem dümmſten, ein ehrwürdiges Anſehen giebt, ſo läßt ſich noch überdies für einen, der öfters reitet, gar keine beſſere Art von Hut erdenken; denn wenn der Reiter einen runden Hut trägt, ſo wird er blind vor Staub, wenn der Wind geht, und wenn es regnet, wird er begoſſen; ein Dreimaſter aber, wenn er ordentlich aufgekrämpt iſt, hält das Regenwaſſer hübſch bei ſich, bis der Reiter ins Quartier kommt, und hält ihm den Kopf kühl, wenn er etwa zu heiß geritten iſt, und erfriſcht ihn, wie ein Waſſerkübel einen Blumentopf erfriſcht.“ Auch die Perrücken ſind mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Grabe gegangen, und nur die Königlichen Richter auf ihrem Sitze müſſen ſich noch mit der alten Mode quälen.

Eine große Epoche in der Geſchichte des Engliſchen faſhionablen Lebens machte das Auftreten des Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Georg IV., um das Jahr 1780. Ein ſolcher Aufwand, eine ſolche Eleganz, eine ſolche Verſchwendung wird wohl nie wieder in England zu ſehen ſeyn. Jede neue Idee führte er aus, und zwar im größten Maßſtabe: mochte ſie nun Kunſtliebhaberei, Bauluſt, Pferderennen, Juwelenſchmuck, Gold- und Silbergeräth, Equipagen, Garderobe betreffen; da kam es bald, daß die ihm jährlich ausgeſetzten 30,000 Pfund nicht zur Hälfte reichten; zweimal binnen zwölf Jahren mußte der Prinz ſeine ganze Einrichtung aufgeben, ſeine Pferde, Equipagen u. ſ. w. veräußern. Mancher wird ſich noch erinnern, welch’ ein Paradezug es war, als zwanzig Jockeys mit des Prinzen Rennpferden durch die Straßen der Stadt nach Tatterſalls ritten, wo ſie verkauft werden ſollten; Anno 1792 kamen gar 300 Pferde des Prinzen auf den Markt. Auch wird noch Mancher zu erzählen wiſſen, wie der Prinz in ſeinem prächtigen Phaeton mit Sechſen einherſauſte, einen winzig kleinen Jockei auf dem vorderſten Sattelpferd, während er ſelbſt mit geſchickter Hand die vier anderen lenkte. — An Wahl und Geſchmack der Toilette kam Niemand Georg IV. gleich. So ausgezeichnet war ſeine Figur, ſein Anſtand und ſein Geſchick, daß er mit Anmuth und Eleganz das zu tragen wußte, was jeden Anderen plump und häßlich gekleidet hätte; ihm ſtand Alles wohl. In ſeinen glänzenden Jahren war er ganz gewiß der ſtattlichſte Mann, der feinſte vollkommenſte Gentleman in der ganzen Welt. Wie er bei dem Wettrennen von Aſcot auf der Tribüne ſtand, mit ſeinem impoſanten fürſtlichen Weſen, den Blick über die Haide und das Wettrennen ſchweifen ließ, und wie er ſich umwendete zu dem Volke, das rechts und links heranwogte und ihn mit Freudengeſchrei begrüßte, von dem die Lüfte bebten, wie er da an das Fenſter der Tribüne trat und hinausgrüßte, mit ſo erhabener Freundlichkeit, mit ſo durchaus eigener Anmuth und Würde — jeder Zoll an ihm war ein Königsſohn.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Rabbi Kimchi’s commentaries. (Rabbi Kimchi’s Kommentare zu dem Propheten Zacharias.) Aus dem Hebräiſchen überſetzt von A. Mackaul. 7 Sh.

Tales in prose. (Erzählungen.) Von Miß Mary Howitt. $3\frac{1}{2}$ Sh.

Illustrations etc. (Ornithologiſche Abbildungen.) Nebſt Text. Von Jardine und Selby. 3 Bde. 4. $10\frac{1}{2}$ Pfd.

Life etc. (Gerhard Terſteegen’s Leben.) Aus dem Deutſchen überſetzt von S. Jackſon. Dritte Auflage. 5 Sh.

Essays illustrative of the Halle of John Halle. (Das Leben John Halle’s, Bürgers und Kaufmanns von Salisbury zur Zeit Heinrich’s VI. und Eduard’s IV. Nebſt einer Geſchichte der von ihm angelegten Halle.) Von Edw. Duke. Erſter Theil. [Ein ſehr weitſchweifiges Werk.] Salisbury.

Frankreich.

Jules Janin.

(Schluß.)

Mitten hinein in dieſe Reibung der Ideen, mitten in dieſes Handgemenge, welches alle Gemüther entzweite und in welchem alle glänzende Namen der Zeit geſchmiedet wurden, traf der Verfaſſer des „todten Eſels.“ Er langt eben in dem Augenblick an, wo die Geiſter, in gerader Linie nach entgegengeſetzten Meinungsſtrömungen hingeriſſen, mit blinder logiſcher Wuth nach den ſteilſten und gefährlichſten Abgründen der abſoluten Prinzipien hinſtürzten. Es gilt für ihn, ſein Glück zu machen, und um ſchneller zu ſeinem Ziel zu kommen, läßt er ſich nicht etwa von dem Handgemenge mit fortreißen, benutzt nicht, ſich blindlings hineinwerfend, den einen oder den anderen Strom, ſondern kehrt ſich gegen alle Parteien. Zu den Beſiegten ſagt er: Marſch fort mit euch! die Sieger parodirt er; und trotz dem macht er Glück. Einen ſolchen Erfolg kann man wohl parador nennen. Welche neue Formen brachte er den von Formeln und Neuerungen ſo eingenommenen Geiſtern? Was hatte er gethan, um eine einzige von den Fragen, die damals alle Köpfe in Flammen ſetzten, auch nur einen Schritt weiter zu fördern? Von welcher Idee, von welchem Prinzip wollte er der Repräſentant ſeyn? Von keiner Idee, von keinem Prinzip. Eine ſchöpferiſche, materialiſtiſche und umherſchweifende Phantaſie, wie es je eine gab, war er nicht der Mann dazu, ſich mit Metaphyſik zu befaſſen oder zu Theorieen zu ſchwören. Er war keines Prinzips Schildhalter; er repräſentirte ſich ſelbſt und nur ſich ſelbſt. Sein Buch war ſein Abbild und wollte nichts Anderes ſeyn. Außerdem aber war es ein Bild, dem er vielleicht den Abend vorher nicht ähnlich geſehen hatte und das ihm am anderen Morgen nicht mehr ähnlich ſehen ſollte.

Janin iſt in der That nicht ein Mann aus Einem Stück, bei dem ſich Alles in einer gleichartigen Reihe ſtreng aus einander abzuleitender Folgen verkettet und gebiert, — ein Mann, deſſen Weg man mit geſchloſſenen Augen finden könnte, wenn man nur ſeinen Ausgangspunkt und ſeine Richtung hat. Er bewegt ſich immerfort in gebrochenen Linien, ohne ſich darum zu kümmern, von wo er ausgeht, ohne zu bedenken, wohin er gelangt. Seine Muſe iſt die Unabhängigkeit, die Willkür, die Laune. Seine Stärke beſteht darin, daß er ganz in dem Gedanken aufgeht, der ihn eben beſchäftigt, daß er ſich beeilt, ihn auszudrücken, daß er, wenigſtens fünf Minuten lang, feſt davon überzeugt iſt; ſein Reiz aber beſteht darin, daß er ſeine Ueberzeugungen nur für das nimmt, was ſie ſind, daß er keine zu ernſte Sache daraus macht, daß er ſich ſelbſt wohlfeilen Kaufs giebt. So merkwürdig auch ſein Leben durch den bunten Wechſel und die Zuſammenhangsloſigkeit iſt, die ihn charakteriſiren, ſo kann man ihn doch keinen inkonſequenten Menſchen nennen, denn er hat gar keine Prinzipien; man kann ihm auch nicht vorwerfen, daß er gegen ſein Gewiſſen handle, denn er lebt ſo ſchnell, ſo im Courierſchritt, daß er ſtets vor ſeinem Gewiſſen, das heißt vor ſeinem Nachdenken anlangt und demſelben ſtets um eine oder zwei Stationen voraus iſt. Janin hat niemals am Abend ſeinen folgenden Tag geſchrieben. Es iſt ein Denken, ein Leben für den Augenblick, das ſich jeden Tag, jeden Moment improviſirt.

Janin verſteht ſich außerordentlich auf die Ausführung des Einzelnen, aber er vermag kein Ganzes zu ſchaffen. Das iſt der Grund, warum er kein Buch ſchreiben kann, obgleich er ſehr ſchöne Feuilletons ſchreibt; das iſt der Grund, warum er mit Parodieen größeres Glück macht, während es ihm mit anderen Mitteln nicht ſo gelingen will. Sein Geiſt verträgt keinen Zügel, ſelbſt den Zügel ſeiner eigenen Ideen kann er nicht lange aushalten; er würde ſeinen ganzen Nerv, ſein ganzes Kolorit verlieren und wahrſcheinlich nichts dafür gewinnen, wenn er unter irgend ein Joch ſich bequemte.

Freilich hat Janin ſich auch ein volles Maaß cyniſcher Freiheit genommen, aber er weiß, man möchte ſagen bis auf einen Gran, welche Doſis ſich davon vertragen läßt, und er treibt ſie nie über dieſen Gran hinaus. Es ſcheint, als hätte er die Laterne des Diogenes geborgt, nicht um einen Menſchen zu finden, ſondern um mit ſeinem Blick bis tief in die Grundſuppe des menſchlichen Herzens einzudringen. Es ſcheint, als führe er uns deshalb durch alle Gräuel und Nichtswürdigkeiten der phyſiſchen und der moraliſchen Welt, um uns alles Rohe und Schmutzige, das noch tief verborgen lag, vor die Augen zu bringen; aber in dem Augenblick, wo wir uns vor Ekel abwenden, erliſcht ſeine Lampe ſtets zur rechten Zeit, und wie durch einen Zauberſchlag ruft er friſche und lachende Bilder um uns hervor. Viele ſtark ins Auge fallende Kontraſte ſind eines der Mittel, deren er ſich am geſchickteſten bedient hat. Ein plötzlich eintretender unerwarteter Schluß, pikante Zuſammenſtellungen, gut angebrachte Einfälle, viel komiſche Laune und treffender Witz öffnen alle Augenblicke eine Ausſicht auf irgend eine anmuthige Seite der Natur und des menſchlichen Lebens, wenn das Gemüth des Leſers von dem künſtlichen Alp beklemmt iſt, den es ſich aufwälzen läßt.

Die „Beichte“, ein Roman in zwei Bänden, iſt ein Buch, das ſeinen Anfang überall, ſeine Mitte überall, das Ende überall und die Vernunft nirgends hat. Es iſt keine dramatiſche Handlung, kein Charakter-Gemälde, kein Intriguen-Gewebe. Der Verfaſſer bringt durch ein Motto, das er an die Spitze geſtellt hat, auf den Gedanken, es könne ein in Geſtalt eines Romans verdünntes Epigramm ſeyn, und das wäre ſchon ein Schritt zur Entdeckung der Gattung, welcher dieſes ſeltſame Geiſtesprodukt angehört; man könnte es geradezu eine in einen Roman gekleidete Sammlung von Räthſeln nennen, eine Sammlung, die weder dem Roman noch dem Räthſel Ehre einbringt. Janin bedurfte eines bedeutenden Triumphs, um dieſen unglücklichen Fall wieder aufzuwiegen, und wir ſehen ihn endlich ſein Kapitol beſteigen, indem er bei dem „Journal des Débats“ eintritt. Es war im Jahre 1830, in dem Jahre, welches er mit Herausgabe der „Beichte“ eröffnet hatte. Die „Quotidienne“ hatte er verlaſſen, als das Polignacſche Miniſterium ans Ruder kam, und ehe er das literariſche Scepter des Feuilletons im „Journal des Débats“ erhielt, hatte er ſich in dem „Premier-Paris“ in der Oppoſition gegen die politiſche Gewalt geübt. Es iſt wenig bekannt, daß er auch am „Journal des Débats“ ſich mit der Politik befaßte, bevor er ſich zur Literatur wandte. Unter Janinſcher Politik muß man ſich einige gute Oppoſitions-Artikel in einer ſchönen Sprache, einige mit reichem, glänzenden Stil ausgeſchmückte lebhafte und poetiſche Zornausbrüche denken. Uebrigens kann man eine Probe davon in der letzten Nummer dieſes Blattes vor den Juli-Tagen finden. Dieſer Artikel ſchließt für das „Journal des Débats“ die Periode der liberalen Oppoſition deſſelben ab und iſt durch eine dreitägige Ruhe von dem getrennt, der die neue Periode beginnt. So war es demjenigen, der in ganz Frankreich am wenigſten Politiker iſt, beſchieden, den politiſchen Artikel zu verfaſſen, der am längſten im Beſitz der Oeffentlichkeit blieb, einen Artikel, der drei Tage lebte!

Sein Feuilleton ſchien anfangs weniger Glück machen zu wollen, als ſeine Politik. Es koſtete ihm Mühe, ſich darin feſtzuſetzen. Die neue ungewohnte Manier gab dem alten „Journal des Débats“ Aergerniß, den Redacteuren ſowohl wie den Abonnenten. Man hatte damals noch keine Idee davon, daß das Feuilleton etwas Anderes ſeyn könne, als Kritik und Didaktik, etwas Anderes als eine Art von Herold im Gefolge der Literatur, um deren Kommen und Gehen anzukündigen, mit dem Recht, ſie vorzuſtellen, aber ohne die Gränzen dieſer Function irgendwie überſchreiten zu dürfen. Daß es ſelbſt eine beſondere Gattung von Literatur ſeyn könne, die ihre Unabhängigkeit und Originalität hätte, das ließ man ſich nicht träumen. Etwas konnte man noch nicht begreifen, nämlich, daß es, ſo wie es im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Literatur-Zeitungen gegeben, jetzt umgekehrt eine Zeitungs-

Digitized by Google

Literatur geben ſollte. Aus dem Gliede, das es geweſen, war das Journal zum Magen geworden. Dieſe Stellung konnte das Journal nicht behaupten, wenn es ſich, wie früher, auf eine Analyſe der Materialien, die ihm von der Literatur geliefert wurden, beſchränken wollte. Dadurch hätte es ſich zu einer untergeordneten, abhängigen Stellung bequemt. Es mußte ſich einen Theil des Feldes zuerkennen, auf welchem die älteren Gattungen, ſeine Vorgänger, das Aerndterecht hatten. Es mußte eine müßige Fiber in dem öffentlichen Geiſte ausfindig machen, die es wecken und deren Thätigkeit es beſchäftigen könne. Zur Vollendung dieſes Werks war die Kritik, und beſonders die Feuilletons-Kritik, durchaus unzureichend. Auch iſt Janin kein Kritiker.

Einige meinen, Janin habe im „Journal des Débats", durch die Mittelglieder Geoffroy und Duvicquet, wieder an die Ueberlieferung der Franzöſiſchen Kritik angeknüpft, wie Freron ſie hinterlaſſen. Das iſt zwar eine ganz nette, aber ſehr zu beſtreitende Ableitung. Janin hat keine Ueberlieferung für ſich, er ſtammt in gerader Linie von Niemand ab, am wenigſten von Freron. Janin iſt Komiker. Er hat der vom Theater geflüchteten Komödie das Feuilleton als Aſyl geöffnet. Am unmittelbarſten iſt er unter den Heutigen als Molière's Erbe zu betrachten. Er hat das komiſche Genie der Franzoſen in ſich wieder geſammelt, dieſen großen verfallenen Ruhm, der von Rabelais bis auf uns ſo verſchiedene Schickſale durchlebt hat. Da er keinen Palaſt mehr hatte, worin er ihm eine Wohnung anweiſen konnte, wie Molière, kein zweideutiges ſchmutziges Haus, wie Rabelais, keinen regelrechten vornehmen Salon, wie Leſage, lauter Dinge, die nicht mehr an der Zeit ſind, ſo brachte er es, ſo gut es gehen wollte, in einem Feuilleton unter, in dem Winkel eines Journals, in dem Neſt der alten Kritik, die mit ihren Erzeugern, den Poetiken, geſtorben war. Das erſchreckte denjenigen Theil der „Débats", der einen Kritiker auszubrüten geglaubt hatte und nun plötzlich Schwingen ſich entfalten ſah, in denen man einiges Gefieder von Molière erkannte.

Einen hervorragenden Charakterzug aufzuhaſchen und ihn durch einen einzigen kräftigen, treffenden Pinſelſtrich in die Augen ſpringen zu laſſen, das iſt Janin's Kunſt. Eben ſo vortrefflich weiß er in ſeinen beſſeren Momenten in das oft nichtige Spiel der Worte einen Gedanken einzuhüllen, der plötzlich in Lichtglanz hervorbricht und durch ſeine Richtigkeit und Wahrheit eben ſo mächtig ergreift, wie durch die Art und Weiſe, in welcher er gegeben wird. Könnte Janin im Zuſammenhange denken und beobachten, verſtände er es, einen Charakter und eine Handlung im Ganzen zu faſſen und beide mit feſtem Schritt durch das Labyrinth einer dramatiſchen Fabel hindurchzuführen, ſo würde er ohne Zweifel auf dem Theater noch mit größerer Macht und Herrlichkeit regieren, als im Feuilleton. Leider jedoch iſt Janin nur ein Genie in Einfällen, ohne Stetigkeit und Mittelpunkt; leider giebt er Alles nur in einzelnen Brocken, Strahlen und Blitzen. Aber dieſe Blitze leuchten nur in ſeinem Innern, und deshalb iſt er allein unter allen Kritikern von Profeſſion kein Kritiker des Geſchmacks und der Thatſachen.

Man folge nur Herrn Janin Abends einmal ins Theater. Im Namen der Kritik und um der Kritik willen geht er hinein. Nun ſollte man glauben, er werde ihr, nach dem Beiſpiel ſeiner Kollegen, ſeinen ganzen Abend zum Opfer bringen, er werde nur um ihretwillen ſehen, nur um ihretwillen hören, nur um ihretwillen denken. Aber man betrachte jenes gelbe Stück Papier, das ihm in die Hände geſchoben werden und auf das er zufällig einen Blick geworfen hat. Lebe wohl Kritik, denn dies Papier hat ihn eine andere Beſchäftigung für den Abend finden laſſen. Lebe wohl Theaterſtück, das auf der Bühne geſpielt wird, denn er hat ein anderes Stück gefunden, das in ſeinem Kopfe ſpielt, ein Monodrama, das ihm durch das gelbe Papier, welches er zwiſchen den Fingern rollt, eingegeben werden. Am anderen Tage, wenn man ſein Urtheil über das Melodram oder Vaudeville ſucht, das er geſehen, findet man ſtatt deſſen eine kleine Komödie in Monolog-Form, die folgendergeſtalt anhebt: „Seit langer Zeit ſchon empfand das Publikum den Mangel eines gelben Journals." Läßt ſich die Sprache der unzähligen Subſcriptions-Aufforderungen, womit der Charlatanismus und der Speculationsgeiſt das Publikum überſchwemmen, feiner und geiſtreicher perſifliren?

Ein andermal, wenn er ſein Stück für ſich beendet hat, erinnert er ſich plötzlich, daß er gekommen war, um ein anderes zu ſehen, und daß man von ihm darüber Rechenſchaft fordern wird. Siehe da, was er der Wißbegier des Leſers darbietet: „Uebrigens habe ich das Stück nicht geſehen." Es ließe ſich kein lakoniſcheres und beſſeres Referat über ein ſchlechtes Stück denken, wenn uns der Verfaſſer ſelbſt nicht noch ein anderes geliefert hätte. Nach dem Titel des Stücks läßt er nämlich vier bis fünf Reihen Punkte folgen; das iſt Alles. Dann, nach vollbrachter Aufgabe, kehrt er in ſich ſelbſt zurück und antwortet auf Vorwürfe, die ihm gemacht worden, mit dem Ausruf: „Und nun wird man noch ſagen, ich ſey Herrn Scribe feindlich geſinnt!"

Ein kleines mit wahrer Meiſterhand entworfenes Gemälde iſt folgendes, zu welchem ihm die Oper den Stoff liefert. Janin hat von dem Tanz der Taglioni geſprochen. „Keine Anſtrengung", ſagt er, „kein Zwang. Das kommt ihr Alles wie dem Vogel der Geſang. Wenn ſie endlich einhält, wenn ſie aus dieſem dritten Himmel herabſteigt, wo ſie ſo ſchön war, geſchieht es, um uns nicht zu ermüden." Und nun das Gegenſtück: „Zwei Tage darauf zeigte man uns an demſelben Platz, nein, ich irre mich, unter demſelben Platz einen Tänzer, der zum erſtenmale auftrat. In der That, es war ein wirklicher Tänzer von Fleiſch und Blut. Tanzte er gut oder ſchlecht, war er ſchwerfällig oder leicht, häßlich oder ſchön, dick oder dünn, jung oder alt? Ich weiß es nicht. So viel nur weiß ich, daß es ein Tänzer war. Er hatte den Körper eines Tänzers, die Schenkel eines Tänzers, die Beine eines Tänzers, die Arme eines Tänzers. Er tanzte wie ein Tänzer, er lächelte wie ein Tänzer. Genug, er war durchaus, vollkommen und ſchlechterdings ein Tänzer. Auch fand ich ihn ganz vortrefflich und hoffnungsvoll, nur einen kleinen Fehler hatte ich an ihm auszuſetzen: daß er ein Tänzer war."

Einmal fängt er eine Geſchichte folgendermaßen an: „Hier iſt eine Geſchichte, die ich für wahr halte, obgleich ſie mir von einem Augenzeugen erzählt wurde." Solcher Züge von ſprudelnder Satire, die eben ſo viel feinen Sinn, als Salz und Heiterkeit in ſich ſchließen, finden ſich unzählige bei Herrn Janin. Wo ſoll nun aber bei dieſem Schriftſteller die Kritik herkommen? Und in der That, es verbleibt ihr ein ſehr kleiner Raum. Wer ſo fruchtbar und ergiebig an eigenen Erzeugniſſen iſt, kann ſich damit nicht abgeben, die Erzeugniſſe Anderer zu kritiſiren. Ueberdies finden wir Janin hier ganz eben ſo wieder, wie wir ihn überall geſehen, als einen Schriftſteller, dem ſeine Begeiſterung plötzlich kömmt, der eine unabhängige nomadenhafte Phantaſie hat, der ſich nicht am Fuß eines Princips anzuſiedeln und das Feld ſeiner Streifzüge auf den Punkt zu beſchränken vermag, wo die logiſche Entwickelung der Folgen am Ziel iſt. Die Kritik, eine in ihren Mitteln abſtrakte Geiſtesthätigkeit, iſt auch in ihren Ergebniſſen abſtrakt. So geſchickt ſie auch Alles aufzulöſen verſteht, ſo vermag ſie doch nichts wieder zuſammenzuſetzen; ſie bringt nichts zu Stande, ſie beſteht und gilt nur als Idee, und die Idee eben, abſtrakt genommen, iſt für Janin nicht vorhanden. Seine Kritik beſteht nicht in zerlegenden Betrachtungen, ſondern in Geſtaltungen, in Bewegungen, in Farben, die er ſehr geſchickt anderen Farben, anderen Bewegungen, anderen Geſtaltungen entgegenzuſetzen weiß. Sie verwirklicht ſich in Parodieen, in witzigen, drolligen Paradoxen, in Widerſprüchen und Kontraſten aller Art. Er läßt ſich nicht darauf ein, die Eindrücke, welche ein Werk des Geiſtes auf ihn gemacht, zu analyſiren und zu erklären; er giebt ſie in lebensfriſcher, ausdrucksvoller Geſtalt wieder, die er mit ſeinem Hauch beſeelt, und deren überaus feine Umriſſe ein kräftiges, ſcharf hervortretendes Gepräge nicht ausſchließen. Bei ihm vor Allen nimmt jeder Einfall gleich einen Körper, eine Seele, einen Geiſt, eine Geſtalt an und immer die ihm am beſten zuſagende, die ihm eigenthümliche Geſtalt, ausgenommen wenn der Verfaſſer eine hiſtoriſche Figur darſtellen will, wie man an der Art und Weiſe ſehen kann, wie er Barnave und die anderen denſelben umgebenden Perſonen geſchildert hat.

Janin iſt, wenn auch kein antiker, doch ein heidniſcher Geiſt, der die Form um ihrer ſelbſt willen liebt und ſie gern vergöttern würde, wenn er durch Verleihung der Göttlichkeit etwas für ſie zu thun glaubte. Er verzeiht ſich und Anderen alle Widerſprüche, Verſtöße und Sünden gegen die Geſchichte, gegen die Wahrheit und gegen die Wahrſcheinlichkeit; aber einen Mangel an Eleganz, einen Verſtoß gegen den guten Ton und Stil wird er Anderen und ſich niemals vergeben. Welche harmloſe Laune iſt auch in ſeiner grauſamſten Bosheit! Welche auserleſene Urbanität in ſeinem leidenſchaftlichſten Zorn! Welche Anmuth, welcher Zauber in ſeinen unbedeutendſten Gedankenſpielen! Wenn man bedenkt, was er in einem arbeitſamen Leben ſeit acht bis zehn Jahren in dieſer Beziehung Alles produzirt hat, ohne zu ermüden, ohne ſich ein einziges Mal Lügen zu ſtrafen, ſo hat Herr Janin nicht ſeines Gleichen. Niemals zeigte ein Schriftſteller ſo lange Zeit ſo viel Witz ohne Gift und Unſauberkeit.

Der ausſchließliche Formſinn, das ausſchließliche Streben nach Form, das iſt Janin's ganzes Weſen, der Urquell ſeiner Vorzüge und ſeiner Fehler, der Grund, weshalb man ihn eher unter die Komiker als unter die Kritiker ſtellen kann, weshalb er mehr ein ſchaffender, als ein auflöſender Geiſt iſt. Aber der Mangel an Zuſammenhang und Verkettung in den Ideen, der ihn hindert, ein Kritiker zu ſeyn, verbietet ihm auch jede längere Production. Das Feuilleton, in enge Gränzen eingeſchloſſen, die leicht mit einem Wurf zu durchmeſſen ſind, war ein vortrefflicher Rahmen für die hingeworfenen, blitzartigen Erzeugniſſe dieſes Geiſtes, für dieſen Stil, der nie reicher und anmuthiger iſt, als wenn der Schriftſteller nichts zu ſagen hat, und nie ſchwerfälliger und unbeſtimmter, als wenn man ihn an das Schlepptau einer Idee befeſtigen will. Wenn Janin's Phantaſie gezwungen iſt, zwei Bände hindurch das ganze Gepäck eines ſich regelmäßig entwickelnden Werks zu ziehen, gleicht ſie einem Rennpferde, das man vor einen Laſtwagen geſpannt hat. Sie ſträubt und bäumt ſich unter dieſen ungewohnten Feſſeln, ſie ſchleppt, ſtößt, wirft die unerträgliche Maſchine rechts und links, zerſchmettert ſie und gallopirt querfeldein, die Trümmer, deren ſie ſich nicht hat entledigen können, nach ſich ziehend, bis es ihr endlich Halt zu machen beliebt. Aber man laſſe ihr in ihrer gewohnten Rennbahn die Zügel ſchießen, und ſie wird Wunder thun, ohne wilde Seitenſprünge, ohne Schweiß und ſichtbare Ermattung. Janin's Feuilleton iſt es, was ihm zum Ruhm und dem Publikum zum Vergnügen gereicht; ſein Feuilleton, in welchem er über Alles bei Gelegenheit von Allem ſpricht; ſein Feuilleton, dieſer Spiegel mit unzähligen Rauten, der alle Zuſtände und Vorkommenheiten des Pariſer Lebens beſtändig zurückſtrahlt; ſein Feuilleton, das in Allem, was jeden Tag geſagt und gethan wird, die Poeſie und das Lächerliche herausfindet. Während rings um ihn die Poeſie ſchwermüthig, träumeriſch, der Güter, die uns nahe liegen, überdrüſſig geworden iſt und in unausſprechlichen, eingebildeten Genüſſen ſchwelgt, führt Janin die Poeſie auf das zurück, was da iſt, und ſtürzt ſich ſeine Phantaſie, die luſtige Tochter ſeines Körpers, in Erwartung des Glücks der reinen Geiſter, nach welchem ſich jetzt die Gemüther ſo eifrig hinwenden, einſtweilen in den Strudel der Freuden dieſes Lebens. Zuweilen indeß erhebt er ſich auch zur Moral, wie zum Beiſpiel, als Paganini es abſchlug, ein Konzert zum Beſten der Opfer der Cholera zu geben, ſo wie als Nina Laſſave an einem Schenktiſch für Geld „die Ueberreſte von Fieschi's Liebſchaft" zur Schau bot. Aber dieſe Moral iſt bei ihm mehr die Wächterin über die äußere Form, das Geſetzbuch der Salons; ſie entſpringt aus großer Zartheit der Nerven und aus den Gewohnheiten eines verfeinerten, jeden Skandal ſcheuenden Lebens.

Was ſeinem Feuilleton am nächſten kömmt, ſind die Artikel, die er für die „Revue de Paris" geſchrieben hat. Dieſe Erzählungen und Schilderungen haben etwas ſehr Anmuthiges, wenn ſie kurz und flüchtig ſind; ſie werden aber verworren und ermüdend, ſobald der Verfaſſer

Digitized by Google

die Entwickelung eines Gedankens oder einer Intention darin verfolgt, wie in der Geſchichte „Ein Herz für zwei Liebſchaften.“ Ein Meiſterwerk unter Janin's Arbeiten und ein Muſter der litterariſchen Polemik überhaupt iſt das „Manifeſt der jüngeren Schriftſteller.“ Doch wohlverſtanden, es handelt ſich hier nicht etwa von ſchlagenden Vernunftgründen, nicht von einer in dichten, undurchdringlichen Maſchen um eine Kunſt-Theorie geſchlungenen Beweisführung; nein, Janin's Haupt-Argument iſt, daß er die Thatſache ſelbſt für ſich ſprechen läßt. Ihr wollt uns vertreiben, uns leichtes litterariſches Volk; aber wenn wir uns nun zurückzögen, wer wäre dann da, um uns zu erſetzen? Dies würde freilich nicht beweiſen, daß die „leichte Literatur“ eine an ſich untadelhafte und unſchädliche Sache ſey, die den Bann nicht verdiene, mit dem ſie belegt worden. Hätte Janin nur dieſe Gründe gehabt, um Recht zu behalten, ſo wäre das Interdikt auf ihm haften geblieben. Aber er hatte ſeinen Witz, der nie reicher, ſchärfer, anmuthiger, attiſcher, unwiderſtehlicher, er hatte ſeinen Stil, der nie Franzöſiſcher, er hatte alle Grazie und Verführungskunſt der leichten Literatur, die nie hinreißender, nie bezaubernder geweſen waren, als an dieſem Tage, wo ſie ihre eigene Sache vertheidigten.

Sehr viele von den Artikeln, die er in der „Revue de Paris“, in ſeinen „neuen Erzählungen“ und anderwärts publizirt hat, knüpfen ſich an Studien über das achtzehnte Jahrhundert. Dies Jahrhundert, das unter ſeiner Revolution begraben liegt, wie Pompeji unter ſeinem Vulkan, wurde ſo gepudert und duftend, ja vielleicht noch gepuderter und duftender, als es je zu ſeinen Lebzeiten war, von Janin aus dem Schutt emporgezogen. Er ſtäubte es ab und reſtaurirte es vom Kopf bis zu Fuß, nach allen Richtungen hin, von Mirabeau bis zum Marquis von Sade, von Freron bis Voltaire, von Frau von Pompadour bis Marie Antoinette, von der Encyklopädie bis zur Charade des „Mercure“, vom Boudoir der Tänzerin bis zur Bodenkammer Jean Jacques Rouſſeau's, vom Sopha Crebillon's des Jüngeren bis zum Schaffot des Wohlfahrts-Ausſchuſſes. Er verſuchte es, jene von Sinnentaumel, Paradoxen und Blut trunkne Welt wieder auf ihre Füße zu ſtellen; er zeigte ſie uns, die Wolluſt auf den Lippen und den Tod im Herzen. Als er mit dieſer Reihe von kleinen Gemälden fertig war, in denen ſein Pinſel anfangs ſo funkelte, fand er das auf ſeiner Palette präparirte Roſa und Schwarz noch nicht ganz verbraucht; da nahm er den Reſt, kleckſte und ſchmierte ihn auf eine große Leinewand und nannte auf gut Glück das Produkt dieſer Operation „Barnave“. Ein anderer eben ſo unglücklicher, wenn auch verzeihlicherer hiſtoriſcher Verſuch war die Vorleſung über die „Geſchichte der Journaliſtik“, die er im Athenäum begann und nicht zu Ende brachte. Das Programm darüber in der „Revue de Paris“ verſprach gewaltig viel. Zu Programmen und Proſpekten iſt Janin's Hand allerdings wie gemacht. Dies hier war ſein Triumph und ein wohlverdienter Triumph. Warum aber ging er weiter? Geſchichte! Fühlte ſich Janin denn nicht zermalmt durch dies bloße Wort? Fühlte er nicht, daß es eines ſtählernen Griffels bedürfe, nicht einer Kolibri-Feder, um Geſchichte zu ſchreiben, und wäre es auch nur die Geſchichte des Journalweſens? Solche Geſchichte, wie die des „Theaters zu vier Sous als Fortſetzung zur Geſchichte des Théatre français“, ja, die läßt man ſich wohl von ihm gefallen! Da iſt Witz, Salz, muntere Satire, Paradoxie und Parodie am rechten Platz; da haben wir den ganzen Janin, das freie Spiel ſeiner innerſten wahren Eigenſchaften. Eine Geſchichte der Art kann er ohne Furcht ſchreiben, und Niemand thut es ihm darin gleich. Janin's Einbildungskraft hebt die kleinen Dinge empor und erniedrigt die großen. Was Barnave und Mirabeau verlieren, wenn ſie durch ſeine Hände gehen, das gewinnt Debureau. Dieſer wird zu einer Perſon, Mirabeau zu einem Bajazzo. Herrn Janin iſt es zu danken, daß ganz Paris Debureau ſehen wollte, und daß ganz Paris vielleicht einen Augenblick glaubte, dieſer ſeltene Künſtler ſey etwas mehr als ein wenig Mehl auf einer unbeweglichen, trivialen Maske. Die Täuſchung war nur angenehm und kam ſehr gelegen, um Paris von der Cholera abzulenken. In dieſem Sinn waren jene beiden Bändchen Jules Janin's nicht nur eine hübſche geiſtreiche Kleinigkeit, ſondern auch eine für Theater und Publikum wohlthätige Erfindung.

Eines iſt bei der Geſchichte der von Janin herausgegebenen Werke noch zu bemerken. Sie ſind bis jetzt alle aus irgend einem Journal-Artikel ausgekrochen, ſo ſehr führt ihn die Natur ſeines Geiſtes in ſeinen Erzeugniſſen immer wieder auf dieſe ihm eigenthümliche Form zurück, die man embryoniſch nennen könnte. Der „todte Eſel und die guillotinirte Frau“ hat ſeinen Embryo in einem Artikel des „Figaro“, betitelt: „Sie und der Eſel“; „Barnave“ in einem Artikel über Mirabeau, der in der „Revue de Paris“ ſtand; „Debureau“ in einigen Feuilletons des „Journal des Débats“, und der „Kreuzweg“ endlich in einer Erzählung der „Revue de Paris“, die „das Piedeſtal“ überſchrieben war. Janin ſcheint erſt nach geſchehener That ſeinen Roman in ſeinem Journal-Artikel zu finden. Wollte man ein Gleichniß aus der Naturgeſchichte hernehmen, ſo könnte man ſagen, Janin gehöre, als Verfaſſer von Romanen oder von Büchern in die Klaſſe der eierlegenden, nicht in die der Säugethiere. Nur von der „Beichte“ iſt das Ei noch nicht aufzufinden geweſen; aber man möchte wetten, daß es im „Figaro“ oder an irgend einem anderen Ort läge.

C h i n a.

Chineſiſche Brücken.

Außer den gewöhnlichen Brücken, auf denen man über Gewäſſer geht, haben die Chineſen noch eine Unzahl anderer, die von Berg zu Berg und über tiefe Abgründe führen. Zu dieſen Brücken hin gelangt man oft auf anſehnlichen Kunſtſtraßen, die mit erſtaunlicher Mühe in den Felſen gehauen ſind. In dem Alpenlande Schen-ſi findet man auf einer Strecke von wenigſtens zehn Meilen eine faſt ununterbrochene Reihe ſolcher Brücken, die ein Heer von mehreren hunderttauſend Soldaten angelegt haben ſoll. Das Material dieſer Brücken ſind zuweilen ungeheure Balken und Sparren, die von einer Klippe zur anderen führen, und denen wieder andere auf den Abhängen der Felſen ruhende Balken als Stützen dienen. An ſolchen Stellen, wo keine enge Schlucht, ſondern ein weites und tiefes Thal zwiſchen den Bergen liegt, wird die Brücke von ungeheuer hohen und ſtarken Pfeilern getragen, welche aus dem Boden des Thals und bis zum Niveau der Berge hinanſteigen. Auf einem Drittheil des Weges erheben ſich die Brücken ſo hoch über den Abgrund, daß der Wanderer nur mit Grauen über das Geländer hinunterblicken kann; und dabei haben ſie eine ſolche Breite, daß vier Reiter neben einander die Brücken paſſiren können. Alle ſind an beiden Seiten mit eiſernem oder hölzernem Geländer verſehen.

In derſelben Provinz Schen-ſi giebt es auch eine ſteinerne Brücke von 400 Fuß Länge, die aus einem einzigen gewaltigen Bogen zwiſchen zwei Bergen beſteht. Unten im Thale, und zwar angeblich in einer Tiefe von 825 Fuß, ſtrömt ein Bergwaſſer. Die Chineſen nennen dieſe Brücke die „Fliegende Brücke“.

Unter den Hänge-Brücken der Chineſen iſt beſonders Eine in der Provinz Yün-nan, die über ein ſehr tiefes Thal mit einem reißenden Strome führt, ſehr berühmt geworden. Erbaut wurde dieſe Brücke im Jahre 65 unſerer Zeitrechnung. Die Balken derſelben ruhen auf 20 eiſernen Ketten, welche zu beiden Seiten an große Ringe oder Haken befeſtigt ſind. Wenn viele Perſonen zu gleicher Zeit über dieſe Hänge-Brücke gehen, ſo ſchwankt ſie hin und her, und der Wanderer muß ſehr ſtarke Nerven haben, der ohne Schwindel und Todesfurcht dieſe ſchwankende Bewegung lange auszuhalten vermag. (Canton Register.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Ueber die Erziehung der Blindgebornen. Herr Dufau, einer der Lehrer und Direktoren des Blinden-Inſtitutes in Paris, hat kürzlich über dieſen wichtigen Gegenſtand ein Buch herausgegeben *), das ganz dazu geeignet iſt, die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf einen Zweig des National-Unterrichts zu lenken, der bei ihnen noch allzu ſehr vernachläſſigt iſt. Denn während Herr Direktor Zeune berechnet hat, daß in Frankreich auf 1650 Menſchen ein Blindgeborner, mit Einſchluß aber der ſpäterhin des Augenlichts beraubten ſchon auf 822 Menſchen ein Blinder komme, giebt es dort doch nur zwei Inſtitute, die dem Blinden-Unterrichte gewidmet ſind. Von etwa 40,000 Franzoſen, welche die himmliſche Gabe des Lichts entbehren, genießen alſo nur ungefähr 100 öffentlichen Unterricht, während 300 von den Gemeinden unterſtützt, die Uebrigen aber ohne allen geiſtigen und phyſiſchen Beiſtand von Seiten des Staates gelaſſen werden. Herr Dufau theilt in ſeinem Buche die reichen anthropologiſchen Beobachtungen mit, die er über die Natur der Blindgebornen und insbeſondere über ihre Erziehung gemacht hat, und ſchließt ſich dadurch auf eine würdige Weiſe den Menſchenfreunden in Deutſchland und England an, welche darüber ſchon früher ihre Erfahrungen veröffentlicht haben. Wem es bekannt iſt, wie ſehr der Materialismus der Franzoſen auf den Senſualismus des vorigen Jahrhunderts begründet iſt, der in der Seele nichts weiter als den geſammelten Eindruck der äußeren Sinne erblickt, der wird ein Buch, in welchem dargethan wird, daß die Seele der Blindgebornen, denen doch eines der erſten Sinnenwerkzeuge ganz abgeht, der höchſten menſchlichen Ausbildung ganz eben ſo fähig, wie die der Sehenden ſey, gewiß für eine um ſo intereſſantere Erſcheinung erklären. Neu ſcheint uns die Beobachtung des Herrn Dufau, daß Blinde ſelten in dem Maaße geiſteskrank werden, wie Sehende. Uebrigens aber iſt der Verfaſſer der Meinung, der Blindgeborne könne, wenn er von früheſter Kindheit an eine ſelbſtſtändige Anwendung ſeiner körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten gewöhnt werde, mit geringen Ausnahmen jede Art von Lebens-Thätigkeit, wie ſie ſcheinbar nur für Sehende ſich eignet, ebenfalls ergreifen.

— Deutſches Leben. Unter dieſer Ueberſchrift theilt das Londoner Athenaeum Auszüge aus „Berlin wie es iſt und — trinkt“, aus „Leipzig wie es geht und ſteht“ und aus „München wie es trinkt und ißt“ mit, drei Schriften, die bekanntlich das niedere Volksleben in den genannten Städten darſtellen. Unſere „Eckenſteher“ müſſen doch eine ganz beſondere Anziehungskraft haben, denn nachdem ſie in der Perſon des „Nante“ die Wanderung über alle Deutſche Bühnen gemacht haben, **) werden ſie nun auch in die Engliſche Geſellſchaft eingeführt und hier als eine der originellſten Menſchenklaſſen präſentirt. „Diejenigen“, ſagt unſer Engländer, „die in der Preußiſchen Hauptſtadt noch nicht geweſen ſind, werden nicht wenig überraſcht ſeyn, zu hören, daß das kalte Klima des intelligenten Nordens eine Art von Lazzaroni hervorbringt, die es in der Grobheit und ſonſtigen nur unter freiem Himmel üblichen Sitten mit ihren Neapolitaniſchen Kollegen aufzunehmen vermögen.“

*) Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés, avec un nouveau plan pour l'amélioration de leur condition sociale, par P. A. Dufau.

**) Wir haben ſogar den „Berliner Eckenſteher Nante im Verhör“ von einer wandernden Truppe in den Steyriſchen Alpen aufführen ſehen. Das Komiſchſte dabei war, daß der Schauſpieler, der den Nante gab, auch nicht die allerentfernteſte Ahnung vom Berliner Volks-Dialekt hatte. Er glaubte, ein vollkommener Berliner zu ſeyn, wenn er mit dem weichen G ſprach, das Mir und Mich verwechſelte und dabei in Sächſiſcher Weiſe melodirte. Am Ende war es auch einerlei; die guten Steyermärker lachten ſo herzlich, als ob ihnen Beckmann den „Nante“ vorgeſpielt hätte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 29. Berlin, Mittwoch den 8. März 1837.

Frankreich.

Centraliſation und Kommunal-Verfaſſungen in Frankreich.
Von F. Guizot.*)

Bevor wir zu Herrn Guizot's Artikel ſelbſt übergehen, ſey es uns geſtattet, über den Geſichtspunkt, aus welchem derſelbe aufzunehmen ſeyn wird, einige allgemeine Betrachtungen anzuſtellen.

Es gehört wohl mit zu den nachtheiligeren Seiten des conſtitutionellen Lebens mancher Länder, daß auf ihrem Boden die harmloſe Pflanze der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit nicht ohne Beunruhigung von einer oder der anderen Hand keimen, emporſchießen und Früchte tragen darf, wenn der Pflanzer zufällig zu einer oder der anderen Fahne der politiſchen Parteien geſchworen hat. Aus der Fäulniß der Parteiſucht nimmt er ſeinen Dünger (sit venia verbo), ihre Sonnen und Wolken befördern oder hindern das Gedeihen ſeiner Saat, und ihr Urtheil beſtimmt endlich den Werth der gewonnenen Frucht.

In keinem Lande begegnen uns aber ſo widerliche und abſchreckende Geſtalten des politiſchen Sakrilegiums gegen alles Schöne, Bildende und Belehrende, wie in England. Abgeſehen von Dichtern, die ihren Hippogryphen vermiethen, von Gelehrten, die ihre Muſe als Sklavin verkaufen, giebt es dort ehrenwerthe und in der öffentlichen Meinung des Inlandes ſo wie in der Achtung des Auslandes hochgeſtellte Männer, die in den Schöpfungen der poetiſchen, ja oft in der hiſtoriſchen Wahrheit ſtets ihre Teufel mit den Farben der Gegenpartei, ihre Engel aber mit den Farben der eigenen Partei malen. Der geſunde Sinn eines gebildeten Leſers kann zwar unangetaſtet bleiben, wenn er das zudringliche Geſchrei einer Blue-stocking, wie Miſtreß Trollope, hört, einer Dame, die es für zu unbequem hält, ſelbſt zu ſchaffen, aber für angenehm, im geiſtigen Müßiggang eines geſchäftigen Nomadenlebens in allen Ländern des alten und neuen Kontinents umherzuziehen, überall „die Nacktheit des Landes zu ſehen", dann ihr „gefunden!" durch alle Reihen der freundlich Geſinnten ruft, es zu zwei oder drei Büchern breitſchlägt und ſich dafür von der lieben Schweſter Quarterly-Review die Frau von Staël Englands nennen läßt. Walter Scott und Bulwer, Southey und Thomas Moore, Coleridge und Byron, die Fürſten des Engliſchen Parnaſſes, waren und ſind den Einflüſterungen der Politik offen, wenn man ſie im treuen Dienſte der einen und ewig untheilbaren Republik der Muſen glaubte. Der verächtlichſte Unfug dieſer Art aber zeigt ſich in den kritiſchen Zeitſchriften, beſonders in der Quarterly-Review. Jede Spalte dieſes Blattes iſt ein ſicheres Verſteck, aus welchem hervor ein Ungenannter ungeſtraft auf die der Muſterung unterworfenen Schriftſteller entweder einen Hagel der pöbelhafteſten Ungezogenheiten, oder ſüßen Segen von Artigkeiten ſchüttet, je nach dem politiſchen Evangelium, auf welches der beurtheilte Dichter, Gelehrte oder Künſtler ſchwört.

Amerika würde ſicher ſeinem Mutterlande in dieſem Punkte nichts nachgegeben haben; die Schriftſteller und Kritiker würden noch mehr von Parteizwecken geleitet werden in einem Lande, wo Habſucht die erſte und Käuflichkeit die zweite Tugend iſt. Allein Amerika hat durch das einfachſte Mittel von der Welt keine parteiiſche und vorurtheilsvolle Schriftſteller und Kritiker, weil es gar keine Schriftſteller und Kritiker hat. Bruder Jonathan kümmert ſich um Kunſt und Wiſſenſchaft ſo wenig, wie um die Ehre des politiſchen Einfluſſes auf fremde Staaten. Wie der Sultan und der Paſcha von Aegypten jährlich eine Anzahl Jünglinge nach Paris, London, Wien und anderen Städten ſchicken, um daſelbſt die Landesſprachen zu erlernen und ſpäter Lehrbücher daraus ins Türkiſche oder Arabiſche zu überſetzen, ſo ſchicken die Amerikaner jährlich eine Anzahl Profeſſoren (man erlaube den Ausdruck) nach Europa, beſonders auch nach Deutſchland, um hier nächſt den Anfangsgründen gewiſſer Heidenſprachen auch ſo viel Deutſch zu lernen, daß man bibliſche Exegeſe von dort nach der Heimath verpflanzen kann; denn die Bibel ſpielt in der Amerikaniſchen Politik eine große Rolle. Statt daß anderswo die profane Weltgeſchichte zur Beglaubigung der verſchiedenen Meinungen aufgerufen wird, muß dort die heilige Schrift ſich gefallen laſſen, zur Vertheidigung verworfener Grundſätze aufgeboten zu werden, und wir müſſen von einer geſetzgebenden Verſammlung hören, „daß die Sklaverei gottgefällig ſey, denn der gute Patriarch Abraham habe auch Sklaven gehalten."

In Frankreich iſt durch den geſelligen Charakter der Nation und einer gewohnten Artigkeit, noch mehr aber durch eine zartere Achtung für die Hoheit der Wiſſenſchaft und Kunſt, dieſe noch nicht ſo vom kalten ſelbſtſüchtigen Geiſte der Politik entweiht. Daher ſehen wir die Muſe Lamartine's, des enthuſiaſtiſchen Verehrers der Reſtauration, nach St. Helena ſchweben, um an der Trauerweide dieſer Inſel eine Thräne der Wehmuth zu vergießen. Daher ſehen wir Beranger, der mit den Streichen ſeines Spottes die Grundfeſten der Reſtauration erſchüttert, den treuen Anhänger und glänzenden Vertheidiger derſelben, Chateaubriand, in rührenden Verſen zur Rückkehr nach Frankreich einladen, und endlich ſehen wir dieſen mit Thränen im Auge und unausſprechlichem Schmerz im Herzen am Grabe Armand Carrel's ſtehen. Die kritiſchen Blätter Frankreichs werden zwar, wie in allen anderen Ländern, oft von perſönlichem Haſſe, von perſönlicher Liebe, oder vom Geiſte einer Schule, gewiß aber ſehr ſelten vom Geiſte der politiſchen Parteiſucht geleitet. Nur ein Zweig der Wiſſenſchaft iſt in Frankreich mehr als anderswo abwechſelnd eine Offenſiv- und Defenſiv-Waffe in den Händen der Partei, dies iſt die, ſchon ihrer Natur nach, von jeder guten und ſchlechten Sache zum Zeugen vorgeladene Weltgeſchichte. Ein Meiſterſtück von Gewandtheit, die Thatſachen der Geſchichte ſo zuſammenzutreiben, zu beleuchten und darzuſtellen, daß ſie dem gläubigen Leſer ein klares Bild geben von der Nothwendigkeit, die politiſchen Anſichten des hiſtoriſchen Darſtellers als die allein ſeligmachenden zu betrachten, liefert der als Staatsmann mit getheiltem und zweideutigem, als geiſtreicher, fleißiger und ſehr gelehrter Hiſtoriker mit ungetheiltem Beifall gekrönte Miniſter Guizot. Frankreich, das ſtets an der Spitze ſeines Staats-Gebäudes ſchnitzelt und künſtelt, aber für die Grundlage und Pfeiler deſſelben keine Sicherheit und Stärke auffinden kann, das ſich darum ſtreitet, ob der König herrſcht, oder regiert, aber den Gemeinſinn des wahren Bürgerthums durch geſunde Städteordnung zu wecken unterläßt, hat eben jetzt wieder einen Verſuch gemacht, die Munizipal-Angelegenheiten auf ſelbſtſtändigere Grundlagen zurückzuführen und ſie von Gebrechen der eiſernen Obergewalt zu emanzipiren, unter denen ſie ſeit Ludwig XIV. ſeufzen, und bei denen Napoleon und die Reſtauration nur die Käuflichkeit der Stellen gegen die Willkür der Angeſtellten vertauſcht hatten. Der Sinn wahrer Weisheit und wahrer Freiheit, welcher die Preußiſche Städteordnung ſo erſprießlich durchdringt, und der im Engliſchen Parlamente die ſchönſte und allgemeinſte Anerkennung gefunden, ſtößt in Frankreich auf das despotiſche Syſtem der Centraliſation, wodurch eine wahre Miniſterial-Oligarchie entſteht, die jeder freien Bewegung des Bürgerſinnes ungünſtig iſt. In den neueſten Verhandlungen über die Verfaſſung des Gemeindeweſens in der Franzöſiſchen Deputirten-Kammer hat die Centraliſation abermals über die Emancipation der Gemeinden einen bedeutenden Sieg davongetragen. Um dieſen Sieg ſtrategiſch vorzubereiten, und nicht bloßer Zufall mag es ſeyn, iſt gleichzeitig mit der Einbringung des Munizipal-Geſetzes in der Kammer unter dem Artikel France in dem trefflichen Dictionnaire de la Conversation ein Aufſatz von Herrn Guizot erſchienen, der die großen Vortheile der modernen Centraliſation vor den Munizipal-Inſtitutionen nachzuweiſen zum Zwecke hat. Ob er auch Deutſche Leſer davon überzeugt, mag dahingeſtellt ſeyn, gewiß aber gehört der Schluß dieſes höchſt geiſtreichen, gewandten und gründlichen Umriſſes der Geſchichte der Franzöſiſchen Inſtitutionen mit zu dem Leſenswertheſten, was aus der Feder des berühmten Schriftſtellers gefloſſen iſt. Guizot ſagt bei dieſer Gelegenheit Folgendes:

„Die Arbeitſamkeit ſpielte ohne Zweifel eine große Rolle bei der Bildung ſowohl der Städte des Alterthums, als der neueren Kommunen; aber das Wort bezeichnet auch hier ſehr verſchiedene Arten von Thätigkeit. Die Einwohner einer entſtehenden Stadt, einer Kolonie, wie Marſeille, widmeten ſich ſchon im Augenblicke ihrer Niederlaſſung dem freien und grundbeſitzlichen Ackerbau; ſie bebaueten den Boden in dem Maße, als ſie ſich ſeiner bemächtigt hatten, eben ſo wie die Römiſchen Patrizier den Boden der durch Rom eroberten Länder ausbeuteten. Zum Feldbau geſellte ſich der Handel, aber ein ausgebreiteter, mannigfacher, hauptſächlich zur See getriebener Handel, voll von Freiheit und Großartigkeit. Welcher Abſtand von den emporſteigenden Kommunen des Mittelalters! Hier iſt Alles dienſtbar, ſchwankend beengt, elend. Die Bürger kultiviren den Boden, aber ohne wahre Freiheit, ohne wahres Eigenthum; ſie erobern dieſe nicht in einem Tage und durch Waffenglück, ſondern langſam und durch harte Arbeit. Kann hier von

*) Aus dem Artikel France im Dictionnaire de la Conversation. Dieſer umfangreiche Artikel umfaßt außer der Guizot'ſchen Arbeit auch noch folgende Unter-Abtheilungen: 1) Boden, Klima und Natur-Erzeugniſſe, von Ferry; 2) hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Geographie, von Walckenaer; 3) Geſchichte des Handels und der Induſtrie, von Blanqui; 4) Geſchichte, Urſprung und Verfall der Franzöſiſchen Sprache, von Ch. Nodier; 5) Geſchichte der älteren und neueren Literatur, von Niſard; 6) Geſchichte der Philoſophie, von Matter; 7) Geſchichte der Wiſſenſchaften, von Bory de St. Vincent; 8) Geſchichte der ſchönen Künſte, von de l'Ecluſe; 9) Geſchichte der Muſik, von Caſtil Blaze; 10) allgemeine Geſchichte von Frankreich, von Tiſſot.

Digitized by Google

Gewerbfleiß und Handel die Rede ſeyn? ihre Thätigkeit beſtand lange Zeit in bloßer Handarbeit, und ihr Handel war in einen ſehr beſchränkten Kreis eingeſchloſſen. Nichts gleicht hier jener freien Thätigkeit, jenen ausgedehnten und weit verbreiteten Verbindungen der Kolonieen des Alterthums. Dieſe bildete man mit den Waffen in der Hand und unter ausgeſpannten Segeln; die Kommunen des Mittelalters gingen aus einer Furche und einem Kramladen hervor.*)

Im inneren geſellſchaftlichen Zuſtande der Römiſchen und der Feudalwelt ſind mir drei Dinge vorzüglich bemerkenswerth. In den meiſten Städten der alten Gallier ſehen wir die bürgerlichen und religiöſen Functionen vereinigt. Es iſt einer der großen Charakterzüge der Römiſchen Civiliſation, daß die Patrizier, die Familienhäupter, im Innern des Hauſes zugleich Prieſter und Herrſcher waren. Es war keine Körperſchaft da, die, wie die chriſtliche Geiſtlichkeit, der Ausübung religiöſer Amtsverrichtungen geweiht war. Die beiden Gewalten waren in derſelben Hand und auf eine gleiche Weiſe mit dem häuslichen Leben verknüpft; dieſe Gewalten waren überdies unbeſchränkt. Im Verlaufe der Zeit erlitten ſie wichtige Modificationen; auch waren ſie in den Städten Griechiſcher Abſtammung verſchieden von denen Römiſcher Herkunft, blieben aber trotz dem ein vorherrſchender Charakterzug jenes ſozialen Zuſtandes. Endlich lebten die bedeutenden Familien und Häupter der Städte umgeben von Sklaven und ausſchließlich durch ſie bedient. Keines dieſer drei Verhältniſſe treffen wir in dem Gemeindeweſen des Mittelalters. Die Trennung der religiöſen von den weltlichen Amtsverrichtungen iſt vollſtändig. Eine ſehr isolirte Körperſchaft, die Geiſtlichkeit, herrſcht allein in der Religion, iſt gewiſſermaßen im Beſitz derſelben. Die väterliche Gewalt iſt mächtig in Betreff der Güter, aber ſehr eingeſchränkt über Perſonen; der majorenne Sohn iſt ganz frei und unabhängig vom Vater. Endlich giebt es keine häusliche Sklaverei; von Handwerkern, freien Männern läßt ſich der vornehmere und reichere Städter bedienen. Dieſer einzige Umſtand, daß eine höhere Klaſſe über eine niedrigere verfügt, giebt den Ideen, Geſinnungen und der ganzen Lebensweiſe der Städtebewohner eine andere Geſtalt. Die Verfaſſungen der ſüdlichen Staaten und Städte im Amerikaniſchen Staatenbund ſind meiſtens demokratiſcher als die des Nordens, und dennoch ſind in Folge der Sklaverei die Sitten und Gedanken des Südens viel ariſtokratiſcher als die des Nordens.

In Betreff der Verhältniſſe der Städte zur ländlichen Bevölkerung finden wir abermals eine ungeheure Verſchiedenheit. Die Herren der Römiſchen Welt wohnten in oder in der Nähe der Stadt, das Land hingegen war von Sklaven oder halbſklaviſchen Koloniſten bevölkert. Im Schoße der Städte hatte die politiſche Gewalt ihren Sitz. Das entgegengeſetzte Schauſpiel begegnet uns in der Epoche des Feudalweſens. Die Großen, die Herren des Bodens wohnen auf dem Lande, die Städte aber ſind einer untergeordneten Bevölkerung überlaſſen, die ſchwere Kämpfe beſtehen muß, ſich zu ſchützen, ſich zu vertheidigen und ſich eine ſchwache Freiheit hinter ihren Mauern zu erringen. Der hervorſtechendſte Charakterzug alſo iſt, daß der ariſtokratiſche Geiſt in den Städten Roms, der demokratiſche in den Städten des Mittelalters herrſchte. Das Gefühl einer höheren Stellung, der Stolz, die Würde und alle ſich daran knüpfende Verdienſte waren die Lichtſeiten des ariſtokratiſchen Geiſtes; die Leidenſchaft des Vorrechts, das Bedürfniß, die niedere Klaſſe an Fortſchritten zu hindern, iſt ſeine Schattenſeite; während die Unabhängigkeit, Liebe zur individuellen Selbſtſtändigkeit und ſteigender Entwickelung die ſchöne Seite des demokratiſchen Geiſtes ausmachen.

Gegen das Ende der Feudalzeit, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, bemerkt man mit Erſtaunen, daß die Gemeindeweſen im Verfalle ſind und doch der dritte Stand im Fortſchritte begriffen iſt; daß die Bürgerſchaften zahlreicher und mächtiger ſind, obgleich die Kommunen viele ihrer Freiheiten ſchon verloren haben. So wie die Lehnsherren, die von keinem inneren Bande zuſammengehalten waren, endlich in eine Menge kleiner Souveraine ausarteten, ſo kamen die Städte nach und nach in eine iſolirte Lage und waren ohne bedeutenden Umfang. Sie haben ſich freilich durch Erhebung von den kleinen Ortsbeherrſchern losgemacht und ein politiſches Leben gewonnen, allein ſie waren ohne innere Verbindung, ohne allgemeine Organiſation und ohne Macht, ihre Verhältniſſe zu erweitern.

Der größte Theil der Städte befand ſich jetzt einem anderen Herrn gegenüber, als früher. Der kleine Lehnsherr war beſiegt, dagegen trat jetzt ein furchtbarerer Ober-Lehnsherr auf, welcher für eigene Rechnung die ſämmtlichen Rechte der vielen Lehnsherren ausübte. Die Stadt Amiens z. B. hatte dem Grafen von Amiens einen Freibrief und mehrere wirkſame Bürgſchaften abgerungen. Darauf kam aber die Grafſchaft an Frankreich, gegen deſſen König jetzt die Kommune für ihre Privilegien mit mehr Anſtrengung und weniger Ausſicht kämpfen mußte. Die Kommunen, welche vom König oder großen Ober-Lehnsherrn abhängig waren, ſtritten faſt immer vereinzelt, jede für ſich ſelbſt. Hier und da wurden einige Verſuche zur Allianz gemacht, aber ſie waren nur momentan, ſchwach und bald vernichtet.**) Dies war der erſte Stoß gegen das Kommunalweſen. Ein zweites Uebel war, daß ſich die Städte oft um Schutz und Beiſtand gegen einen kleinen Lehnsherren an den König oder an Ober-Lehnsherren wandten. Dieſe halfen auch, aber ſie machten dann die Einflüſſe aller Beſchützer geltend und zerſtörten früher oder ſpäter die Unabhängigkeit der Gemeinde.

Ein dritter Umſtand mußte noch den Städten gefährlich werden. Unter den Schöppen, Schultheißen, Geſchwornen und Verwaltern verſchiedener Grade und Namen hatten manche eine Sehnſucht nach willkürlicher und grauſamer Herrſchaft und verſagten ſich kein Mittel zu dieſem Zwecke. Die niedere Bevölkerung war gewohnt, gegen die Reichen und Werkmeiſter in ſteter Eiferſucht und brutalem Widerſtande zu ſeyn. Man leſe die Urkunden oder nur die Briefe des Herrn Thierry über die Geſchichte der Stadt Laon; man wird erfahren, welchen ſchrecklichen Scenen der Anarchie, der Tyrannei, der Grauſamkeit und Willkür eine freie Kommune zur Beute werden konnte. Die Freiheit dieſer Zeit hat nur eine traurige Geſchichte. Nachdem die Bürger ſich von dem Drucke von oben befreit hatten, fielen ſie der Plünderung und dem Morde von unten in die Hände; ſie ſuchten von neuem Hülfe beim König oder Ober-Lehnsherrn, der von neuem retten mußte; aber in Folge dieſer häufigen Hülfsgeſuche wurden zwar die Bürger gegen ihre Unterdrücker geſchützt, doch ihre Freiheiten gingen auch um ſo raſcher verloren. Frankreichs Civiliſation war zu jener Zeit der Art, daß man die Sicherheit nur um den Preis der Freiheit erkaufen konnte. So ſtürmiſch, ſo fürchterlich war damals der Zuſtand des Landes, daß man vor der Freiheit, wenn nicht Widerwillen, doch Angſt hatte und um jeden Preis eine Ordnung der Dinge ſuchte, die einige Sicherheit gewährte, welche ja der Hauptzweck jeder geſellſchaftlichen Vereinigung iſt. Schon zu Ende des 13ten und zu Anfang des 14ten Jahrhunderts verſchwinden eine Menge Kommunal-Verfaſſungen mit ihren Gerechtſamen.

Man ſchlage die Sammlung Königlicher Verordnungen auf; man wird daraus erfahren, daß zu jener Zeit eine Menge von freien Städten ihre Unabhängigkeit verloren haben und zwar immer entweder durch einen zu ungleichen Gegner, oder durch einen furchtbaren Beſchützer, oder durch eine Reihe von Unordnungen, die den Bürger vor ſeiner Freiheit zittern machten. Bis zu Ende des 13ten Jahrhunderts ſchloſſen die Könige mit den einzelnen Städten beſondere Verträge; von da ab beginnen die allgemeinen Anordnungen der Königlichen Gewalt über die Kommunen. Da der größte Theil der Städte unabhängig oder wenigſtens mit bedeutenden Privilegien verſehen war, ſo ſchrieb weder der König, noch der Ober-Lehnsherr eine allgemeine Regel für die Gemeinde-Verwaltung vor. Dieſes fängt unter Ludwig dem Heiligen und Philipp dem Schönen erſt an und iſt ein ſicherer Beweis, daß damals die Unabhängigkeit und die Freiheiten der Städte völlig geſtürzt waren. Hätte das Schickſal des Bürgerſtandes von den Freiheiten ſeiner Kommunen abgehangen, ſo wäre er zu dieſer Zeit ſchwach und ebenfalls im Verfalle geweſen. Aber dem war ganz anders; die dritte Stadt fing gerade damals an, ſich zu heben und ſich von ſehr verſchiedenen Quellen zu nähren. Während die eine verſiegte, wurden die anderen reich und ergiebig. Neben den eigentlich ſogenannten Kommunen gab es Städte, die zwar keine kommunalrechtliche Exiſtenz hatten, aber unter Freiheiten und Vorrechten und unter der Verwaltung Königlicher Beamten an Bevölkerung wie an Reichthum zunahmen. Dieſe Städte theilten keineswegs den Verfall der Kommunen im 13ten Jahrhundert. Man ſah in ihnen jenen Geiſt entſtehen, der in unſerer Geſchichte eine ſo mächtige Rolle ſpielt, einen Geiſt, der nicht ſehr ehrgeizig, nicht ſehr unternehmend, ſogar ein wenig furchtſam und nicht für den Gedanken eines entſchiedenen und heftigen Widerſtandes gemacht iſt, der aber redlich, der Ordnung befreundet, ausdauernd und ſeinen Rechten ergeben iſt, denen er früher oder ſpäter Achtung zu verſchaffen weiß.

Vorzüglich in den Städten, die im Namen des Königs und durch ſeine Beamten verwaltet wurden, gab ſich dieſer Geiſt kund. Man darf auch nicht glauben, daß aus Mangel wahrer Kommunal-Unabhängigkeit dieſe Städte keine innere Sicherheit hatten. Das Königthum erinnerte ſich ſehr wohl der Mühe, die es hatte, aus den Trümmern der frühern Kaiſerlichen Oberherrſchaft wieder ein Ganzes zu machen. Es wachte auch ſorgfältig über die Macht ſeiner verſchiedenen Beamten, daß ſie ihm nicht gefährlich werde. Zudem bildete ſich damals unſer Parlament und das ganze Gerichtsweſen. Fragen über Verwaltung der Städte und Streitigkeiten zwiſchen Bürgern und den Königlichen Prévôts wurden vor das Parlament zu Paris gebracht und dort darüber mit mehr Billigkeit und Unabhängigkeit als anderswo entſchieden. Auch bereicherte der dritte Stand noch aus einer anderen Quelle ſeine Bildung. Jene Richter, Beamten, Schultheiße und Seneſchalle des Königs oder Ober-Lehnsherrn wuchſen bald zu einer großen Zahl an. Sie waren aber meiſt vom Bürgerſtande und gaben dieſem ſomit durch ihre Gewalt und Zahl einen großen Zuwachs von Wichtigkeit. Dieſer Umſtand hat vielleicht am meiſten dazu beigetragen, demſelben das ſoziale Übergewicht zu geben, deſſen er ſich bemächtigt hat. In demſelben Augenblick, wo der Franzöſiſche Bürgerſtand einen Theil ſeiner Freiheiten in ſeinem Kommunalweſen verlor, wußte er vermittelſt der Parlamente und der Königlichen Beamten einen großen Theil der Gewalt doch an ſich zu reißen. War es nun ein großes Unglück für die Kommunen, ihre Freiheiten zu verlieren? Ich glaube, wenn ſie hätten beſtehen und ſich dem Laufe der Begebenheit anpaſſen können, es wäre ein Gewinn für unſere Inſtitutionen und unſeren politiſchen Geiſt geweſen. Indeſſen hat die unſere Geſchichte charakteriſirende Centraliſation für Frankreich viel mehr Segen und Größe, glücklichere und glorreichere Schickſale gebracht, als es je erlangt hätte, wenn die lokalen Einrichtungen, lokalen Ideen und lokalen Unabhängigkeiten herrſchend oder auch nur vorherrſchend geblieben wären. Ohne Zweifel haben wir durch den Fall der Kommunen des Mittelalters etwas eingebüßt, gewiß aber nicht ſo viel, wie man uns gern möchte glauben machen."

---

*) Herr G. ſcheint zu vergeſſen, daß die Lage des Ortes ſein ſchnelles oder langſames Emporkommen bedingt. Wenigſtens iſt Marſeille kein ausgewähltes Beiſpiel. Eine Küſte kann nur zum Handel im Großen auffordern, und Maſſilia würde im Mittelalter eben ſo wohl in Beſitz eines großen Handelsverkehrs gekommen ſeyn, wenn Frankreich und England ſolche Bewohner gehabt hätten, wie ſie die Phocäer vorgefunden haben. Man denke nur an die Kolonieen an den Amerikaniſchen Küſten, die, obgleich im ſpäten Mittelalter gegründet, doch verhältnißmäßig ſo ſchnell wie das alte Maſſilia aufblühten, während wieder Kolonieen des Alterthums ſchnell zu Grunde gingen, wenn ſie im Innern des Landes lagen.

**) Und doch war der Bund der Lombardiſchen Städte unter der Aufreizung und dem Schutze der Päpſte gegen die Deutſchen Kaiſer mächtig und dauernd genug, und er war es, dem die Hohenſtaufen ihren Untergang beizumeſſen haben. Freilich waren aber auch die Franzöſiſchen Städte niemals zu den organiſchen Kräften und zu dem Machtgefühle der Lombardiſchen gelangt. Ludwig XI. würde in Italien an ſeinen Verſuchen eben ſo geſcheitert ſeyn, wie die Deutſchen Kaiſer.

Digitized by Google

Die Schlacht bei Tours. 732.

Herrn Reynaud's Werk über die Invaſionen der Sarazenen in Frankreich*) iſt von der gelehrten Welt mit einem Beifall aufgenommen worden, den es auch zu verdienen ſcheint. Es wird dadurch eine Periode des Mittelalters aufgehellt, über welche bisher noch ein großes Dunkel verbreitet war. Die amtliche Stellung des Verfaſſers, der in der Königl. Bibliothek von Paris die Aufſicht über die orientaliſchen Handſchriften führt, hat ihm die nöthige Vergleichung derſelben mit den mittelalterlichen Chroniken ſehr erleichtert, und ſo iſt denn ein gründliches Werk zu Stande gekommen, das auch noch für die Zeit, in der es erſchienen, ein beſonderes Intereſſe gewährt, indem es den jetzigen Invaſionen der Franzoſen in dem Lande der Mauren die der Letzteren in Frankreich gegenüberſtellt und ſo zu einer Vergleichung der Arten, den Krieg zu führen, Gelegenheit giebt. Was die Grundzüge betrifft, ſo ſind ſich die beiden Nationen in ihren Enkeln gleich geblieben, wenn auch freilich Waffen und Taktik ganz andere geworden ſind. Wir theilen hier zur Probe folgende ergänzende Notizen über die für die chriſtliche Welt ſo merkwürdige Schlacht bei Tours mit.

„Nach dem Berichte eines Arabiſchen Geſchichtſchreibers ſoll Abd al Rahman wegen des Mangels an Mannszucht, der in Folge der ungeheuren von ſeinen Kriegsſchaaren überall fortgeſchleppten Beute in die Reihen derſelben eingedrungen war, bei der Annäherung Karl Martell's in Furcht gerathen und für einen Augenblick ſelbſt entſchloſſen geweſen ſeyn, ſeine Truppen ſofort aufzufordern, daß ſie einen Theil ihrer unermeßlichen Schätze fahren laſſen möchten. Trotzdem wollte er es nicht wagen, in einem ſo kritiſchen Moment die Unzufriedenheit ſeines Heeres rege zu machen, ſondern verließ ſich vielmehr auf deſſen Tapferkeit und auf ſein eigenes bisher gewohntes Kriegsglück.

Derſelbe Arabiſche Autor erzählt, daß die Muſelmänner ſich vor den Augen Karl's in die Stadt Tours warfen und daſelbſt gleich wilden Tigern in Raub und Blut ſich wälzten, was, wie er hinzufügt, ohne Zweifel den Zorn Gottes gegen ſie reizte und das nachfolgende Unglück herbeirief. Die chriſtlichen Schriftſteller, deren Berichte in der That ſehr mangelhaft ſind, thun der Einnahme von Tours gar keiner Erwähnung, noch ſagen ſie etwas von der Plünderung der Schätze der St. Martins-Kirche daſelbſt, woraus wir denn ſchließen dürften, daß nur die Vorſtädte jenes Ortes auf eine kurze Zeit der Plünderung der Barbaren ausgeſetzt waren.

Endlich, nachdem ſie acht Tage lang damit zugebracht, daß ſie ſich gegenſeitig beobachteten und einige kleine Scharmützel einander lieferten, ſchickten ſich die beiden feindlichen Heere zu einem Haupttreffen an. Nach der bereits erwähnten Arabiſchen Quelle iſt die Schlacht in der Nachbarſchaft von Tours geliefert worden, wie wir's auch beim Ximenes, der im Allgemeinen den Berichten der Araber treu geblieben, angegeben finden. Die meiſten Fränkiſchen Chroniken hingegen, unter anderen eine Compilation des Abtes Moiſſac, behaupten, daß jene Schlacht bei Poitiers, ja daß ſie in einer von den Vorſtädten dieſes Ortes ſtattgefunden. Dieſe beiden verſchiedenen Angaben laſſen ſich indeß dadurch mit einander ausgleichen, daß man annimmt, das erſte Zuſammentreffen der beiden feindlichen Heere habe ſich allerdings vor den Thoren von Tours ereignet, deſſen Vorſtädte ſelbſt man bereits zu plündern begann, als die Sarazenen in Folge des Gefechts entflohen und endlich unter den Wällen von Poitiers eine völlige Niederlage erlitten.

Die Schlacht fällt nach der Uebereinſtimmung mehrerer Schriftſteller in den Oktober des Jahres 732. Die Sarazenen eröffneten den Kampf im Vertrauen auf ihre ſchnellfüßige Reiterei; aber die Franken waren nicht minder durch die Erinnerung an die vielen früheren Siege, als durch die Gegenwart Karl Martell's, der überall, wo die Gefahr am größten war, an der Spitze ſich zeigte, begeiſtert. Vergeblich verſuchten die Sarazenen, durch ihre ungemein raſchen Bewegungen die Reihen der Chriſten in Unordnung zu bringen, da die Letzteren ſchwer bewaffnet und, nach dem Ausdrucke eines Schriftſtellers aus jener Zeit, einer Mauer oder einer Eismaſſe glichen, die, jeder Gewalt trotzend, die heftigſten Stürme der Feinde zurückwarf. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, und nur das Dunkel der Nacht vermochte die beiden Heere zu trennen. Des Morgens darauf begann der Kampf von neuem. Die blutgierigen Muſelmänner rückten mit verdoppelten Kräften heran. Aber plötzlich ward ihr Lager durch eine, wie es ſcheint, von dem Herzog von Aquitanien befehligte Abtheilung angegriffen. Sogleich verließen die Sarazenen ihre Reihen, um ihre reiche Beute dem Feinde nicht in die Hände fallen zu laſſen. Abd al Rahman verſuchte es, die Ordnung wieder herzuſtellen, aber alle ſeine Bemühungen waren vergebens; er ſelbſt blieb, von einem Pfeile getroffen, auf der Wahlſtatt. Von dieſem Augenblicke an ward die Verwirrung unter den Sarazenen fürchterlich; es gelang ihnen zwar, ihr Lager zu retten, aber ein großer Theil ihres Heeres war auf dem Schlachtfelde geblieben.

Während der Nacht bereitete ſich Karl wieder zum Kampfe für den nächſten Morgen vor; aber die Sarazenen, die ihre Abſicht, Frankreich zu unterjochen, bereits vereitelt ſahen, hielten es für unzweckmäßig, ihr Kriegsglück noch einmal zu verſuchen. Sie benutzten vielmehr das Dunkel der Nacht, um in aller Eil den Weg über die Pyrenäen aufzuſuchen; ja, ſie nahmen ſich nicht einmal Zeit, die Zelte abzubrechen oder ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Des Morgens darauf, als Karl mit ſeinem Heere vergebens den Feind erwartete, rückte er ſogleich in das feindliche Lager ein und vertheilte die von allen Seiten her zuſammengeplünderten Schätze der Barbaren unter ſeine Krieger."

---

*) Invasions des Sarrasins en France, et de France en Savoie, en Piémont et dans la Suisse. (Einfälle der Sarazenen in Frankreich u. ſ. w.) Von Herrn Reynaud. Paris, 1836.

England.

Geſchichte der Männertrachten in England.

(Fortſetzung.)

Zu jener Zeit, d. i. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, herrſchte in der ganzen Welt als Morgenkoſtüm der Frack nebſt ledernen Pantalons und Heſſiſchen Stiefeln mit Quaſten; dabei ſetzte man einen Vorzug darein, die Pantalons ſo überaus eng und knapp zu tragen, daß der Elegant ſie nicht heraufziehen konnte, ſondern von oben hineinſteigen und durch das Gewicht ſeines Körpers, von einer geſchickten ſchwingenden Bewegung unterſtützt, die Paſſage erzwingen mußte; es war keine kleine Arbeit, ſich dergeſtalt hinunterzuboren. In einer Poſſe von Foote beſtellt ein Stutzer bei ſeinem Schneider ein Paar Hoſen nach der neueſten Mode und ſpricht mit Emphaſe: „Merkt's Euch, Meiſter, wenn ich ſie anfkriegen kann, nehme ich ſie nicht." Die Heſſiſchen Stiefel trug man mit ſehr kurzen bräunlichen Schäften, die etwa nur bis mitten auf die Wade reichten, und die Lederhoſen waren doch nicht ſo lang, daß man nicht im Vorübergehen die blaßrothen ſeidenen Strümpfe des Stutzers hätte bewundern können. Allmälig wurden die Schäfte länger und endlich knapp anſchließend, wie bei den heute gebräuchlichen Jagdſtiefeln. Der Stutzer Brummell, unſterblichen Namens, dem man nachſagt, er habe die verwöhnten Schäfte ſeiner Stiefel nie anders als mit Champagner getränkt, dieſer Heros der Mode hat die hell-roſenrothen Stülpen anſtatt der dunkelbraunen oder mahagonifarbenen aufgebracht.

Mit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts verfiel man auf die Mode von den hellfarbenen Röcken, und je lichter der Rock ausſah, für deſto feiner galt es. Mancher hat dieſe Mode noch bis vor wenigen Jahren beibehalten; den ſehr ehrenwerthen Lord Scarborough ſah man häufig im Park einherſpazieren in einem altmodiſchen Rock von der Farbe, die man Pfeffer und Salz nennt. Die wichtigſte Veränderung aber um dieſe Zeit beſtand darin, daß die kurzen Kniebeinkleider immer mehr in Mißkredit kamen, und daß die Pantalons endlich ſogar im Opernſaal Eingang fanden. Zwar ſuchten die Patroneſſes der Almacks-Bälle jene ältere Tracht durch ein ausdrückliches Gebot vor dem Untergange zu retten, aber gerade dies führte ihn um ſo ſchneller und vollſtändiger herbei. Jetzt ſieht man ſie nur noch an einigen ſteinalten Pairs, an Kellnern in den Gaſthöfen und an Lohnbedienten.

Den Kriegen, welche mit dem Jahre 1814 endigten, verdanken wir zwei aus Frankreich eingeführte, jetzt aber auch in England völlig einheimiſch gewordene Kleidungsſtücke, den Frack und die Wellington-Stiefel. Die weiten Pantalons ſollen urſprünglich bei den Koſaken zu Hauſe ſeyn; im Jahre 1814, als die gekrönten Häupter uns in London einen Beſuch abſtatteten, fingen die Pantalons an, in der Stutzerwelt Furore zu machen. Damals ſtand überhaupt der Dandyismus in ſeiner höchſten Blüthe, und es war eine Tracht aufgekommen, die es an Abgeſchmacktheit keiner aus früheren Zeiten nachgab, ohne die Augen dafür durch Pracht, Schmuck und Glanz zu entſchädigen. Die richtigſte Definition eines Dandy läßt ſich vielleicht ſo geben: Ein menſchliches Weſen in Kleider geſteckt, wovon kein einziges ihm paßt. Alles war unnatürlich an dieſen Menſchenfiguren; der Hut des Dandy war ſo klein, als hätte er aus Verſehen einen Kinderhut aufgeſetzt; dieſes Diminutivum ſaß auf einer ungeheuren aufgeſträubten Haar-Pyramide, die zu beiden Seiten mit einem unförmlichen Buſch über die Ohren hinausragte. Der Rock, das war ein lächerlich kleines, ſchwindſüchtiges, verhungertes Ding, eng, ſchmal, zuſammengelaufen; der ſchmale Kragen ſaß ganz hinten auf den Schultern, und darüber empor ſtieg die unermeßlich weite, ſteifaufgerichtete weiße Kravatte und ein nicht minder hoher, nicht minder ſteifer, geſtickter Hemdkragen; dazwiſchen befand ſich der Kopf und Hals des dergeſtalt Geputzten eingezwängt, wie in einem Halseiſen. Er konnte die Augen nicht rechts noch links wenden, ohne ſich mit dem ganzen Leibe zu drehen. Das Leibſtück des Fracks, mit kleinen dichtſtehenden Knöpfen beſetzt, ſaß gar nicht auf der Bruſt, ſondern nur halb auf den Schultern, und von dem Rückenſtück abwärts bis zur Kniekehle baumelten zwei lange, ſchmale Schwalbenſchwänze, vulgo Frackſchöße. Mancher närriſche Märtyrer vermehrte ſeine Leiden noch, indem er ein Schnürleib trug oder ſeinen Rock an Bruſt und Seiten ſteif wattiren ließ. Daher es ſich wohl ereignete, daß Lady Oldtown den Sir Henry Millingtown erſuchte, neben ihr Platz zu nehmen, und der würdige Baronet ſehr bedauerte, die Ehre nicht haben zu können: er hatte den Abend nicht Toilette zum Sitzen gemacht, er trug ſeinen Stehfrack. Auch die Weſte des Dandy war ſehr kurz gerathen, mit einem Ueberſchlag und niedrigem Stehkragen; der Frack gewöhnlich blau mit Metallknöpfen, eine Mode, die heute wieder aufzukommen ſcheint. War nun ſolchergeſtalt der Oberleib des Dandy ſehr ſchmal und dürftig bekleidet, ſo ſah es wie Spott aus, daß er ungeheuer weite, faltige Pantalons trug, aber ſo kurz, daß man nicht recht wußte, ob ſie am Knie oder an der Wade aufhörten. Dazu ein Paar ſehr lange Wellington-Stiefel, die ſo knapp am Fuße lagen, daß der Schuſter, wenn er ſie ablieferte, ſeinem Kunden rieth, eine Weile damit ins Waſſer zu gehen, ehe er ſie ordentlich anzöge, ungemein hohe Abſätze mit klirrenden Eiſen und Sporen von Meſſing oder Stahl. Auch gehörte es zur feinſten Manier, kurzſichtig zu ſeyn, und die Lorgnette des Elegant war in beſtändiger Bewegung. Kurz, es war keine kleine Arbeit für einen Dandy, ſich in Staat zu werfen, und war er einmal darin, ſo taugte er den ganzen Tag zu Nichts, bis er aus der Zwangsjacke wieder heraus kam.

Dieſe abgeſchmackte Mode ſchlug nun auf einmal in ihr völliges Gegentheil um. Die Schwalbenſchwänze und die kurzen Weſten verſchwanden urplötzlich, und an ihrer Stelle ſah man Jacken mit langen Taillen und ganz kurzen Schößen. Man ſah einen Mann zum Speiſe- oder Ballſaal eintreten, hinten ſo kurz abgeſtutzt, als käme er eben mit Reinecke, der den Schwanz verlor, aus der Falle. Die Pantalons gin-

Digitized by Google

gen über das ganze Bein hinab und wurden im Sommer in außerordentlich hellen Farben getragen, mit breiten Streifen nelkenfarb und blau; dazu große Weſten mit karirten Muſtern in ähnlicher Farbe, mit doppelten Ueberſchlägen und runden Kragen. Anſtatt der weißen Halstücher kamen phantaſtiſch geſtreifte auf, und am Ende wurden rothe, blaue und grüne zur herrſchenden Mode. Die geſtreiften Pantalons mußten bald darauf Ruſſiſchen Jagdhoſen von gebleichtem oder ungebleichtem Drill Platz machen, deren Einfachheit und Bequemlichkeit ihnen eine lange Herrſchaft zu verſprechen ſchien. Das nahmen ſich die Schneider zu Herzen und erſannen eine Veränderung, wobei die Sache unmöglich dauern konnte. Nämlich ſie ließen die Taſchen nicht oben an der Seite, ſondern ſie brachten ſie weiter abwärts neben der Hüfte an; dabei wurden die Beinkleider rings um den Gurt in breite Falten aufgezauſt, ſo daß ſie ſich bauſchten, wie bei dem dickleibigſten Holländiſchen Bürgermeiſter. Die Folge davon war, daß man allernächſt gar keine Taſchen mehr in die Pantalons machte; allerdings kein großer Verluſt für Manchen, der nichts hineinzuſtecken hatte, als ſeine Hände. Die Gegenſtände, die in neueſter Zeit die größte und dauerhafteſte Gunſt in der Mode erworben haben, waren die Pantalons von Schottiſchem, gewürfeltem Zeuge und die über die Bruſt zugeknöpften Harrington-Fracks, beides eine ſehr populaire und bequeme Tracht. Man pflegte zu ſagen: Mit einem guten zugeknöpften Frack mit doppelten Ueberſchlägen, mit ein Paar Pantalons, Wellington-Stiefeln und einem ſchwarzen Stocke könnte ein Mann ſich überall anſtändig ſehen laſſen, wenn er auch ſonſt gar nichts auf dem Leibe trüge.

Stutzer und Narren ſind von jeher nur ephemere Geſchöpfe geweſen, und ſo iſt auch der Dandyismus faſt ganz verſchollen, oder er hat ſich zu ſeinerer, gentlemänniſcher Eleganz in Manier und Kleidung herabgeſtimmt. Von den Sternen, die während der letzten zehn Jahre am Himmel der Mode aufgegangen ſind, hat keiner mehr als drei Sommer lang geglänzt. Vor allen verdient hier, als Muſter und Orakel des Geſchmackes in Kleidung, Einrichtung und Equipage Herr Hughes Ball genannt zu werden, — man hieß ihn ſchlechtweg den Gold-Ball, und alle Zeitungen waren ſeiner Thaten und Leiſtungen voll. Er hatte wirklich den feinſten Sinn für alle dieſe Dinge und gerieth dabei nie ins Lächerliche und Uebertriebene, ſondern wußte immer, mit dem ſoliden Anſtand und Weſen eines Gentleman aufzutreten. In jenen Tagen waren alle Elegants verſeſſen auf's Kutſchiren; Herr Ball kutſchirte auch in einer überaus gefällig geformten, dunkel chokoladefarbenen Chaiſe, mit vier weißen Pferden, zwei nette Grooms mit brauner Liverei hinten auf; an ihm konnte man lernen, wie ein Gentleman dieſer Liebhaberei fröhnen und mit Vieren vom Bock fahren kann, ohne ſich darum wie ein Fuhrmann zu kleiden oder zu geberden. Auch in ſeiner Kleidung trug er ſich ſtets ungemein glücklich und wohlgefällig, nie in ſchreienden Farben, ſondern meiſtens weiß und ſchwarz; er hatte auch die großen Kravatten mit ſchwarzer Schleife erfunden, und ihm verdankt man es, wenn dieſes Element der Toilette, ehedem das ſchwierigſte und mißlichſte in der Behandlung, jetzt ſo einfach und bequem geworden iſt. Das Sprüchwort, daß kein großer Mann in den Augen ſeines Kammerdieners groß ſey, fand auf ihn keine Anwendung; denn auch ſein Kammerdiener, der ihn auf ſeiner Tour durch den Kontinent begleitete, ſchwor überall in allen Wirthshäuſern, in allen Bedientenſtuben, an jeder table d'hôte, ſein Herr ſey unter allen Herren der ſchönſte, der feinſte, der beneidetſte, und nächſt ſeinem Herrn er ſelbſt.

Dieſem Herrn Ball zunächſt, aber in unermeßlichem Abſtand, folgte in der modiſchen Welt ein gewiſſer Herr Haine, ein junger Mann, dem ſein Vermögen die größten Anſprüche in der Geſellſchaft eröffnete, und der ſich mit vielem Koſtenaufwand die Auszeichnung erwarb, eine Zeit lang in den Zeitungen neben jenem großen Koryphäen genannt zu werden. Die Nachwelt wird ſich bei ſeinem Namen erinnern, daß ſein Garderobenbehältniß allein, den wechſelnden Inhalt ungerechnet, 1500 Pfund werth war; ferner daß er ſich im Frühjahr 1825 zu allgemeinem Furore in einem erbſengrünen Frack blicken ließ, aber zur Abſchreckung der Nachahmer verkündigte, noch vor dem Monat Auguſt werde er einen braunen tragen. Dieſer würdige Mann hält ſich gegenwärtig zu Brüſſel auf. Gleichfalls auf dem Kontinent lebt gegenwärtig Herr Long Wellesley, der zwar in bockledernen Handſchuhen auszureiten pflegte, ein Vergehen, worauf in den Brummelſchen zehn Geboten Ehrenverluſt ſteht, dem aber doch Niemand den feinſten Geſchmack, in ſeinen Equipagen namentlich, abſprechen kann. Nächſt dieſen iſt Herr Bailey zu nennen, ein wahrer Schmetterling von einem Dandy, ein lebendig umherflatterndes Muſter von allen hellen Farben: hellblauer Frack, bunte ſeidene Kravatte, Weſte mit Deſſins à la fantaisie; nicht zu vergeſſen, daß er ein eifriger Beförderer der Nanquin-Pantalons war. Wenn er an Sommerabenden die Promenade von Rotten-Row auf und ab mit ſeinem Rappen und Reitknecht paradirte und ſeine ſchillernden ſeidenen Strümpfe und ſeine ſuperfeinen Pumpſchuhe mit den ſilbernen Schnallen erglänzen ließ und die Luft auf zwanzig Schritte in die Runde parfümirte, indem er mit ſeinem duftenden Cambric-Taſchentuch dem edlen Rappen die Fliegen abwedelte, — oder wenn er Abends in der Oper mit nachläſſig über einander geſchlagenen Armen an der Logenbrüſtung lehnte, das Haar in Locken über dem Ohr geringelt, in einer blitzenden Weſte von blauem oder nelkenfarbenem Seidenzeuge mit Gold- oder Silberſtickereien, überhaupt Alles, was er am Leibe trug, vom kokettesten, brillanteſten, koſtbarſten Stoffe, — ſo hätte ihn ein Fremder leicht für eine lebendig gewordene Modenpuppe angeſehen; aber das war Herr Bailey nicht, ſondern, wo es galt, ein munterer, reſoluter, herzhafter Kamerad. Ja, einmal hatte er Nachts mit ſeiner eigenen Fauſt alle Nachtwächter in Bond-Street zerarbeitet. Er war der luſtigſte Dandy, ſeit Menſchengedenken, in der großen Stadt London; und als die Herrlichkeit verging, als ſein Garn bis auf den letzten Faden abgehaſpelt war, da kamen unendliche Rechnungen vom Schneider für Kaſimirhoſen, vom Modewaarenhändler für Cambrictücher u. ſ. w., daß den ehrlichen Geſchwornen ſchier Hören und Sehen verging. Seitdem begegnete uns der Mann noch einmal an den Dünen bei Oſtende, aber es war nicht mehr er ſelbſt, er vegetirte nur noch.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Home, its joys and sorrows. (Die Heimath mit ihrem Freud und Leid.) 3½ Sh.

An autumn dream. (Ein Herbſttraum.) Gedicht von Sheppard. 7 Sh.

A glossary of terms etc. (Erläuterung der in der Griechiſchen, Römiſchen, Italiäniſchen und Gothiſchen Architektur vorkommenden Kunſt-Ausdrücke.) Mit 150 Holzſchnitten.

Dispatches etc. (Depeſchen des Marquis von Wellesley.) Dritter Band. 25 Sh.

Education reformed. (Verbeſſertes Unterrichtsweſen.) Von Thomas Wyſe. Erſter Bd. 15 Sh.

The evils of the factory system. (Die Nachtheile des Engliſchen Fabrikenweſens.) 21 Sh.

Geology and mineralogy. (Die Geſchichte unſeres Erdbodens mit einem Hinblick auf Theologie und bibliſche Geſchichte.) Von dem Geiſtlichen Dr. W. Buckland.

Mannigfaltiges.

— Ueber Dufau's Blindenſchrift. Von dem im letzten Blatte des Magazins angeführten Werke über den phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand der Blinden, von Dufau, iſt ſo eben eine Deutſche Ueberſetzung in Leipzig von einem ungenannten „praktiſchen Arzte" erſchienen. Sowohl der Verfaſſer als der Ueberſetzer ſtellen einige auffallende Behauptungen auf. 1) Erſterer ſagt, daß Blinde ſelten in dem Maße geiſteskrank werden, wie Sehende; aber Blödſinn findet ſich bei ihnen ſehr häufig, meiſt als Folge der oft ganz vernachläſſigten Erziehung, und auch Schwermuth tritt oft in vorgerückten Jahren ein. 2) Letzterer ſagt, daß das Nervenfieber bei Blinden nie gaſtriſch wäre; aber in der Berliner Anſtalt waren gerade umgekehrt alle Nervenfieber nur gaſtriſch. Man ſieht auch keinen Grund, warum der Mangel des Geſichts eine ſtärkende Kraft auf das gaſtriſche Vermögen ausüben ſollte. A. Z.

— Pariſer Kunſt-Ausſtellung. Die Säle des Louvre ſollten wie gewöhnlich am 1. März für die Ausſtellung des Jahres 1837 eröffnet werden. Nicht weniger als 4000 Kunſtwerke waren angemeldet, doch hat das Comité, die ſogenannte Kunſt-Jury, die freilich in ihren Entſcheidungen weder die höchſte Unpartheilichkeit, noch den beſten Geſchmack immer bekunden ſoll, an 1500 Arbeiten zurückgewieſen, ſo daß der Ausſtellungs-Katalog nur etwa 2500 Nummern darbieten wird, was allerdings immer noch ſehr viel iſt, wenn man bedenkt, daß die Franzöſiſche Kunſt alljährlich eine ſolche Maſſe neuer Erzeugniſſe zur Schau ſtellt. Indeſſen hat auch hier das „ſehr viel" ſeine bedenkliche Seite, wie es ja überhaupt in der Kunſt mehr als in irgend einem anderen Gebiete ſich bewährt, daß multa nicht immer multum ſey. Jährlich hört man in Frankreich darüber klagen, daß größere Kunſtwerke, die einer ſorgfältigen Ausführung und längerer Arbeit bedürfen, durch die allzuhäufig wiederkehrenden Ausſtellungen gedrängt und daher auch ſehr oft übereilt würden. Nicht gern will ein Franzöſiſcher Künſtler bei einer Ausſtellung ſeinen Namen ganz fehlen laſſen, und ſtatt das Publikum zu bitten, ſich bis zum nächſten Jahre auf eine vollendete Arbeit zu gedulden, giebt er lieber in dieſem Jahre eine mittelmäßige hin. Zuweilen kömmt es auch wohl, daß Künſtler, wie dieſesmal Herr Gigoux mit ſeinem Gemälde: „Antonius und Kleopatra verſuchen die Wirkung des Gifts an ihren Sklaven" und Herr Marquis mit ſeinem „Gottfried von Bouillon", ihre Arbeiten unvollendet zur Ausſtellung geben und ſie dort unter den Augen des Publikums zu Ende bringen. Sollte man hiernach nicht annehmen, daß Herr Gigoux und Herr Marquis entweder für ſich oder für ihre Arbeiten die Beſorgniß hegen, ſie möchten das nächſte Jahr nicht mehr erleben? Iſt es bei ſolchem Drängen der Eitelkeit und Ruhmſucht nicht ganz natürlich, daß die kleinen Bildchen, die Genre-Stücke und die karikirten Hiſtorien-Malereien, wie wir deren auch einige auf der letzten Berliner Ausſtellung aus Franzöſiſcher Fabrik geſehen haben, in den Salons des Louvre ein ſo bedeutendes Uebergewicht erhalten? Freilich fehlt es auch nicht an einigen Meiſtern. Auch in dieſem Jahre bringt Herr Delaroche, der zuerſt die „Söhne Eduard's", obwohl in ganz anderer Weiſe als Hildebrandt, gemalt, wieder einige Prachtſtücke aus der Engliſchen Geſchichte*); Gudin wird es nicht an Seeſtücken und Watelet nicht an Franzöſiſchen Städte-Anſichten fehlen laſſen, und die in Paris viel belobten Deutſchen Namen Scheffer, Schnetz und Lehmann**) werden auch dieſesmal mit neuen Werken glänzen, aber wird das Ausgezeichnete nicht durch die Maſſe erdrückt? Wird der Geſchmack des Publikums nicht verwöhnt und der Reiz der Neuheit, der kein kleiner Sporn der allgemeinen Kunſtſchätzung iſt, bei ſo oft wiederkehrenden ſtehenden Ausſtellungen nicht abgeſtumpft? Wir glauben, dieſe Fragen möchten hier nicht ganz am unrechten Orte ſeyn.

*) „Lord Strafford, der das Schaffot beſteigt, empfängt den Segen Laud's, Biſchofs von London" und „Karl I. blickt ſtolz auf die ihn verſpottenden Kriegsknechte Cromwell's."

**) Der Letztere iſt, ſo viel wir wiſſen, ein junger Hamburger und trat in Paris zuerſt im Jahre 1835 mit entſchiedenem Erfolg auf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 30. Berlin, Freitag den 10. März 1837.

Frankreich.

Die heutigen Theaterdichter der Franzoſen.*)

I. Scribe.

Unter allen Gattungen der neueren Poeſie iſt es nur die dramatiſche, welcher die Kritik beſonders aufmerkſam zu folgen ſcheint, — ſcheint, ſage ich, denn wenn man der Sache freimüthig auf den Grund geht, ſo ſtellt ſich heraus, und wir ſagen damit gewiß Niemanden etwas Neues, daß keine Kritik ſo viel Lärm macht und ſo wenig thut, wie die dramatiſche. Allwöchentlich ſchießen die Feuilletons in die Höhe, ihre Zahl iſt Legion, und bringen zu Protokoll, was für neue Stücke man vom Montage bis zum Sonnabend gegeben hat; aber mehr als Protokoll iſt es auch nicht. Der Rezenſent führt gewiſſenhaft an, welche Schauſpieler in dieſer oder jener Rolle debütirt haben, welche mit Applaus begrüßt oder begleitet worden ſind; er erzählt die Fabel des Stückes bis zum letzten Akt und bis zur letzten Scene, und dann ruht er auf ſeiner Arbeit aus, als hätte er ein recht ſinnreiches und ſchweres Kapitel über die Kunſt zu Tage gefördert. An einem ſo abgefaßten Feuilleton iſt nun eigentlich nichts zu loben und nichts zu tadeln, ihm gebührt gar kein Platz in der Literatur. Es begnügt ſich, Regiſter darüber zu führen, was beifällig aufgenommen und was durchgefallen ſey, und begiebt ſich alles eigenen Vortheils.

Gleichwohl iſt es doch an der Zeit, daß unſere Theaterkritik in den Feuilletons einigermaßen ernſter und gehaltreicher werde. Es iſt dahin gekommen, daß unſere dramatiſche Poeſie bei aller anſcheinenden Fruchtbarkeit doch im Grunde ſo armſelig und dürftig beſchaffen iſt, wie keine andere. Die Beweiſe ſind mit Händen zu greifen. Nehmen wir zuerſt denjenigen dramatiſchen Schriftſteller vor, welcher die größte Popularität und dabei die ſchwächſten literariſchen Eigenſchaften beſitzt, Herrn Scribe. Wir haben in neuerer Zeit vier Stücke von ihm geſehen, bei denen ihm keiner von ſeinen unzähligen Mitarbeitern geholfen hat: le mariage d'argent, Bertrand et Raton, l'ambitieux und ganz jüngſt la camaraderie; alle vier ſind gänzlich arm an Erfindung und dienen zum vollgültigen Beweis, daß Herr Scribe nichts Großes und Rechtes produziren kann. Und doch haben Bertrand et Raton und la camaraderie beim großen Publikum den rauſchendſten Beifall gefunden. Es ſteht nicht zu leugnen, nur muß man es richtig erklären. Der große Applaus am Boulevard Bonne-Nouvelle und in der Rue Richelieu macht weder dem Autor noch dem Publikum ſo ungemein große Ehre. Herr Scribe war ganz der Mann dazu, bei Zeiten zu merken, wie in der Geſellſchaft eine Scheidung eintrat zwiſchen den enthuſiaſtiſchen und den poſitiven Geiſtern, zwiſchen den Ueberzeugungen, den Leidenſchaften, wenn man will, und den Intereſſen. Es war ſeinem Scharfſinn leicht, zu entdecken, wie das Recht meiſtens gegen die Thatſachen, die Tugend gegen die Verhältniſſe zurückſtehen muß, und wie der reichſte Egoiſt den Armen auslacht, der ſeine Pflicht thut. So wirft er auf der einen Seite die großmüthigen Geſinnungen, die ſo leicht in ihrem Glauben getäuſcht werden, und die alberne Einfalt, die ſich alles Mögliche einredet, — er wirft dieſe beiden Charakter-Typen zuſammen und ſtellt ſie als gleich mitleidswürdig dar; auf der anderen Seite ſteht ihm der Erfolg und mithin auch die Klugheit. Das ſind die Axiome ſeiner dramatiſchen Moral, die freilich in der heutigen Welt ſo viel und mehr als auf den Brettern gilt, und mit dieſem Ideenvorrath macht er ſich auf den Weg, der breit und offen vor ihm liegt. „Die Reichen haben Recht, daß ſie reich ſind, und von den Armen iſt es dumm, daß ſie arm ſind“; dieſes Evangelium iſt der Ausgangspunkt und das Ziel der neuen Scribeſchen Komödie. Nun ſollte man meinen, wenn dies Evangelium ſo in einem fort verkündet wird, ſo müßte es am Ende eintönig und langweilig ausfallen. Thut nichts, Herr Scribe kennt ſein Publikum und hat längſt herausgebracht, daß man nicht immer Neues zu bringen braucht, um Glück zu machen. Dieſes ewige Wenden und Wiederkäuen einer und derſelben Idee verhilft ihm ſogar gewiſſermaßen zur Popularität, will heißen zur gemeinen Verſtändlichkeit. Der große Haufe macht immer gern mit alten Späßen neue Bekanntſchaft, und wenn man ihm dazu verhilft, daß er aus einer Sache klug wird, ohne daß es ihm viel Nachdenken und Aufmerkſamkeit koſtet, ſo gefällt ihm das gar ungemein. Ein Witz, der zum hundertſten Mal vorkommt, wird natürlich gleich verſtanden, da freuen ſich die Leute denn ihres eigenen Witzes und Scharfſinnes, wie ſie das ſo ſchön und ſchnell auffaſſen. Der ausgedienteſte, der invalideſte Gedanke macht bei dieſem Haufen das meiſte Glück. Dieſes Rezept kennt Herr Scribe und weiß es in allen Fällen meiſterlich zu brauchen; darin beſteht das Geheimniß ſeines vielen Glückes.

II. Caſimir Delavigne.

Herrn Caſimir Delavigne's dramatiſcher Ruf beruht nun freilich auf ungleich beſſeren Anſprüchen; und doch müſſen wir ſagen, die Gründe, die Eigenſchaften, die ſein Glück in der dramatiſchen Laufbahn gemacht, liegen eigentlich nicht innerhalb des Weſens der Literatur, ſondern in Nebendingen. Delavigne verdient ſich ſeinen Beifall nicht ſowohl durch das, was er leiſtet, als vielmehr durch das, was er vermeidet. Vor allen Dingen enthält er ſich aller Erfindung; denn wer erfinden will, der ſetzt den Fuß ins Ungewiſſe, der riskirt; Herr Delavigne aber iſt vorſichtig, er will immer ſein ſicher gehen. Darum hütet er ſich ſorgfältig vor allen gewagten Neuerungen, ſo lange das Publikum ſie noch nicht durch beifällige Aufnahme legitimirt hat; dem Ungewöhnlichen, an dem der Geſchmack des Publikums zur Stunde noch Anſtoß nehmen könnte, geht er aus dem Wege, wie der ärgſten Todſünde; kurz, aus allen den Fehlern, die er nicht begangen oder nicht zu begehen gewagt hat, ſummirt ſich für Delavigne gewiſſermaßen eine negative Berühmtheit zuſammen, deren Kredit eben darum auf breiterem Grunde ſteht, als deſſen andere Dichter in unſeren Tagen ſich rühmen können. Nun dürfen wir aber auch nicht ungerecht gegen ihn ſeyn; er thut mit unverdroſſener Mühe und Ausdauer das Seinige, ſich in dieſem Anſehen mit Ehren zu erhalten. Macht er nichts Großes, Neues, Geniales, ſo macht er doch, was er kann und ſo gut er's kann. In der Anlage und Durchführung ſeiner Stücke, in der Wahl und Charakteriſtik ſeiner Perſonen, im Techniſchen des Versbaues, in Cäſur und Reim läßt er ſich's angelegen ſeyn, alle Pflichten eines rechtſchaffenen Dichters zu erfüllen. Kann er die größten Vorzüge nicht erreichen, ſo möchte er doch gern auch im Kleinſten fehlerlos ſeyn. Auch zum Genialen, Tiefſinnigen, Pathetiſchen nimmt er mit beſtem Willen ſeinen Anlauf, und es iſt offenbar nicht ſeine Schuld, wenn er's nicht über ſeine Kräfte hinausbringt. Die Natur hat ihn nun einmal nicht zum ſchöpferiſchen Dichter gemacht, und da kann Fleiß und Mühe nicht nachhelfen.

Bekanntlich iſt Delavigne bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom zum erſtenmal als Dichter aufgetreten, und es lohnt der Mühe, ihm nachzugehen und zur Einſicht zu kommen, wie er ſich von damals bis heute durch- und emporgebracht hat. Auf welche Hülfsmittel hat er ſich geſtützt, mit welchen Tendenzen iſt er in den Bund getreten, an welcher Seite hat er das Publikum zu faſſen und ſeine Neigung zu erforſchen gewußt, und welche poetiſche Aufgabe hat er ſich überhaupt geſtellt? Mit einem Wort, wie läßt ſich ſeine Berühmtheit hiſtoriſch erklären?

Die Baſis für alle Operationen Delavigne's heißt unverbrüchlicher Reſpekt vor dem, was eben Tradition iſt. Er hat niemals daran geglaubt, daß man mit beſtändigen Nachahmungen Corneille's und Molière's ein geeignetes Repertoir für das heutige Theater zu Stande bringen könne; aber gleichwohl rückte er mit der Loſung Tartüffe und Cinna in das dramatiſche Feld. Seine Anerkennung dieſer beiden Namen ſicherte ihm den Beifall und die Gunſt der großen Mehrzahl, während er doch im Stillen von den klaſſiſchen Muſtern des 17ten Jahrhunderts ſo viel beibehalten oder ſo viel daran ändern konnte, als ihm bequem war. Und man muß ſagen, Delavigne's Ruf iſt unter dieſem wohlthätigen Schutze der Tradition vortrefflich groß gediehen. Seine „Sicilianiſche Vesper“ iſt freilich keine Fortſetzung Corneille's, denn im Grunde iſt ſie doch nichts, als ſonorer Tragödienſtyl. Seine „Schule der Alten“ iſt freilich keine Fortſetzung Molière's, denn im Grunde iſt es nur der Stoff zu einer geiſtreichen Epiſtel in Dialog gekleidet. Aber der kluge Vater hat es verſtanden, den beiden Kindern weiland Molière und weiland Corneille zu Pathen zu geben, er nimmt den franzöſiſch-literariſchen Patriotismus für ſie in Anſpruch, er proklamirt im Prolog oder auch mitten im Dialog ſeinen Reſpekt vor den Dichtern des goldenen Säkulums, und ſiehe da, dieſes Glaubensbekenntniß gilt bei einer Menge guter Leute als eine Gewähr ſeines Genies. Dabei wird denn das Publikum in ſeiner Leichtgläubigkeit eigentlich myſtifizirt, aber auf eine ſo unſchuldige Weiſe, daß wir es ihm nicht gar zu ſchlimm anrechnen wollen. Wer die Finte durchſchaut, nun, der nimmt die Erklärungen des Dichters, daß er ſich zu dieſen oder jenen Grundſätzen bekenne, für das auf, was ſie werth ſind, und iſt Zeuge ſeines Erfolges, ohne darum von ſeinen Leiſtungen eine höhere Meinung zu faſſen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Nach der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

England.

Geſchichte der Männertrachten in England.

(Schluß.)

Der Fürſt im Modenreiche iſt gegenwärtig unſtreitig, und ſchon ſeit mehreren Jahren, Graf d'Orſay. Sein Ruhm iſt über alle Anfechtung erhaben; ſchon ehe er nach London kam, hatte er ſeine Proben an den Höfen von ganz Europa mit Glanz abgelegt. Wir ſahen ihn zu Paris Abends in der Oper, mit ſeiner blühendſchönen Braut, kurz nach ſeiner Rückkehr von Neapel; die Beiden überſtrahlten das ganze Haus. Er trug faſt beſtändig das Hofkleid vom prächtigſten ſchwarzen Sammet; ſeine Equipage, ſeine Apfelſchimmel waren der Neid und die Bewunderung von ganz Paris. Dieſer fürſtliche Genius ließ ſich zu keiner Schule, zu keiner Sekte im Reiche der Mode zählen; er gehörte allen, aber keiner ausſchließlich und ſklaviſch an; ehe man ſich deſſen verſah, hatte er ſich von Grund aus in neue Tracht geworfen. Sollen wir indeß durchaus ein Prinzip nambaft machen, zu dem er ſich in ſeiner Praxis bekannte, ſo nennen wir's mit einem Franzöſiſchen Worte étalage de formes. Denn immer, ob er ſich nun in engen weißen Lederbeinkleidern mit Heſſiſchen Patentſtiefeln, oder ob er ſich in beſcheideneren Pantalons ſehen ließ, war es bei ihm auf die Darlegung eines Luxus an Formen und Gliedmaßen abgeſehen, worüber ſeiner Zeit der Amerikaniſche Schriftſteller Willis in bewundernder Ekſtaſe gerieth. Noch zur Stunde iſt Graf d'Orſay der Mann, der ſich am ſchönſten trägt, aber bei der Verſatilität ſeines Talentes, bei ſeinem ſchnellen Wechſeln der Trachten kann es nie dahin kommen, daß er an der Spitze einer Partei, einer Sekte in der Modenwelt auftrete; um es mit dem Kunſt-Ausdruck zu ſagen: er bringt nichts auf, man kann ſich nicht getrauen, ihm was nachzumachen. Denn man kann wohl ſehen, wie er ſich heute trägt, aber wie er ſich morgen tragen wird, das weiß Niemand. Seine Nachahmer würden ewig hinter ihm her ſeyn, wie an einem Wagen das Hinterrad hinter dem Vorderrade — und das wäre ärger, als eine Tantalusſtrafe.

Unter den Sternen zweiter Größe iſt Herr Duncombe, das radikale Parlaments-Mitglied für Finsbury, zu nennen; er weiß die Farben zu ſeinem Anzuge ſehr geſchmackvoll zu wählen und zu verbinden; es iſt ein beſcheidener, verſteckter Reichthum in Allem, was er trägt, es harmonirt Alles aufs Schönſte und Beſte. Lord Jerſey iſt das anerkannte Haupt in Sachen der Jäger-Toilette; die Jerſey-Hüte und die Jerſey-Sporen ſind nach ihm genannt; um ihn ſchaaren ſich zahlreiche Nachahmer, die auf jedes Wort ſchwören, das er ſpricht. Wenn wir nicht irren, ſo iſt er Urheber der Mode, die Pantalons eng um das Knie und unten weit zu tragen. Vergeſſen wir endlich Herrn John Warde nicht, den Patriarchen aller Fuchsjäger, der unerſchütterlich den Lederhoſen und Quaſtenſtiefeln treu geblieben iſt und mit dieſer Tracht erlebt hat, wie vor Zeiten Sir Roger v. Coverley mit ſeinem Wamms, daß ſie zehnmal aus der Mode und wieder in die Mode kam.

Heutzutage kleidet ſich Jedermann, wenn er Geſchmack hat, nach ſeinem Geſchmacke, und man kann eigentlich nie ſagen, dieſes oder jenes ſey an der Mode. Zwar ſehen wir ſo allerhand Sachen aufkommen, z. B. Seidenkragen anſtatt der Sammetkragen, und allerhand ſeidenes Flickwerk vorn am Frack, und allerhand neue Schnitte und Façons an den Rockaufſchlägen und Weſtenkragen; aber alles das beweiſt uns, wie die Schneider ſich den Kopf zerbrechen müſſen, um es dahin zu bringen, daß die Leute ſich neue Kleider machen, während die alten noch gut ſind. Auch muß man ſagen, die heutige Jugend hat keine ſo koloſſale, abſonderliche Einfälle mehr, worüber die ganze Stadt die Augen aufreißt, wenn man ſie produzirt; unſere Stutzer verlegen ſich vielmehr mit ihren Eitelkeiten, Witzen und Capricen auf Kleinigkeiten, auf nichtsſagende Dinge. Der Eine hat was Beſonderes in Handſchuhen und Kravatten, der Andere in Nadeln und Knöpfchen; ein Dritter hat was Apartes an den Schuhen; dann giebt es wieder Welche, die halten was auf Ringe, Ketten, auf verzierte Knöpfe und dgl. Kurz es zeigt ſich, daß die Putzſucht, die puppenhafte Eitelkeit bei unſerer heutigen glatten, einfachen Modetracht eben ſo wenig zu Ruhe kommt, als vor Zeiten, da der Mann ſich erklecklich und ſchwülſtig herausſtaffirte. Sogar die Quäker putzen ſich.

Juwelenſchmuck gehört eigentlich nur zur Frauen-Toilette, und da läßt ſich viel Bedeutung und Ausdruck hineinlegen; es giebt eine Juwelenſprache, wie es eine Blumenſprache giebt. Vor Zeiten äußerte ein in ſolchen Dingen wohl bewanderter Hofmann und Schriftſteller, er getraue ſich, aus den Schuhſchnallen eines Ceremonienmeiſters bei Hofe heraus zu demonſtriren, in was für diplomatiſchen Verhältniſſen beſagter Hof mit allen verſtorbenen Potentaten geſtanden habe; ja noch mehr, er getraue ſich, an dem Schmucke, den eine Hofdame und ihr Anbeter an einem Abend trügen, den Grad ihrer gegenſeitigen Zuneigung zuverläſſig zu ermeſſen.

Da wohl jeder Leſer bei dem Kapitel von Kleidern auf irgend eine Weiſe intereſſirt iſt, ſo wollen wir zu guter Letzt die Sache noch ein wenig von der ökonomiſchen Seite betrachten. Dabei wollen wir uns nicht mit Extremen befaſſen, und unſere Leſer weder in die Toilettengeheimniſſe eines exquiſiten Dandy's einweihen, noch ihnen ſolche Kunſtgriffe an die Hand geben, wie ſie uns Addiſon von einem alten Stutzer erzählt. Es war dies nämlich ein armer Teufel, deſſen Einkünfte Alles in Allem, Jahr aus Jahr ein, ſich auf neunzig Pfund beliefen; aber als Mann von Stande, als Hofmann gab er ſich große Mühe, die Hoftrauer um alle regierende Perſonen mitzumachen. Beim erſten König, der ſtarb, ließ er ſich einen neuen ſchwarzen Anzug machen; beim zweiten ließ er ihn wenden; als der dritte ſtarb, ließ er ihn bürſten, rührte ſich aber nicht aus der Stube. Kleineren Potentaten, die Todes verblichen, that er die Ehre an, daß er neue ſchwarze Knöpfe auf ſeinen grauen Rock ſetzen ließ; den Tod eines Fürſten, deſſen Heldenthaten er in der Zeitung oft bewundert, feierte er durch drei Finger breit Krepp um ſeinen Hut. Dergleichen Beiſpiele könnten wir den Leſern noch manche vorführen, theils aus der Geſchichte, z. B. von den beiden Edelleuten zur Zeit Karl's I., die zuſammen ein Herz, einen Beutel, eine Kammer und einen Hut hatten, theils auch aus der Gegenwart. Wir wollen aber die Frage ganz alltagemäßig praktiſch unterſuchen, damit recht viele Leſer ſich einen guten Rath daran nehmen können.

Was ein Mann an Kleidern wirklich braucht, iſt gar nicht viel; aber freilich der Laune und der Mode zu Liebe ſchafft man ſich manches Unnöthige an, wie es denn ſchon bei Shakeſpeare heißt: Die Mode trägt mehr ab, als der Mann trägt. Wie Mancher ſieht im dreißigſten oder fünfunddreißigſten Jahre die Schneider-Rechnungen aus dem fünfundzwanzigſten mit Kopfſchütteln an und kann's nicht begreifen. Dies rührt aber daher: erſtlich, wenn man den Schneidern gar zu ſehr aufs Wort glaubt und folgt, ſo oft ſie ſagen, dies oder jenes ſey die neueſte Mode; zweitens, wenn man immerfort auf Kredit arbeiten läßt; drittens endlich bedenke man, daß der Modeſchneider ſich für eine Menge verlorener Poſten in ſeinem Schuldbuche an ſolchen Kunden ſchadlos halten muß, welche zahlen. Manche Schuld ſteht fünf, ſechs Jahre aus, ohne daß der Schneider mit einem Worte mahnt; dabei ſind die Geſetze über Schuldenarreſt von der Art, daß ihre gänzliche Abſchaffung dem Schneider, ſeinen reichen und vornehmen, aber liederlichen Schuldnern gegenüber, eher Vortheil als Schaden bringen würde. Wie die Sachen heute ſtehen, gilt es gewiſſermaßen für recht und honett, den Schneider ſchmachten zu laſſen, während die reſpektabelſten Schneidermeiſter darin übereinſtimmen, daß es mißlich und ganz unthunlich für ſie ſey, von der ihnen geſetzlich zuſtehenden Befugniß zum Arreſt Gebrauch zu machen.

Nun denn, die Haupt- und Grundregel der Oekonomie in Angelegenheiten der Garderobe lautet wie folgt: Bleibe bei Einer Tracht und laſſe Dir jeden Anzug aus dem beſten Stoffe ſo tüchtig und vollkommen als möglich arbeiten. Dazu gehört aber, daß man ſich an einen ſoliden, wohlberufenen, ſeit vielen Jahren etablirten Schneider hält. Nur hüte man ſich vor den celebrirten Modeſchneidern, die bloß, um ihrem Namen Ehre zu machen, jedes Item in ihrer Nota doppelt hoch anſetzen.

Der Londoner Frack- und Rockſchneider befaßt ſich mit der Verfertigung von Beinkleidern und Pantalons nicht, ſondern dieſe bilden ein beſonderes Departement, dem ſich eigene Künſtler widmen. Zwar auf ausdrückliches Verlangen würde jeder Schneider ein Paar Hoſen arbeiten, aber wer einmal erfahren hat, wie ſchön und angenehm und mit welchem Comfort ein Paar von Meiſtern dieſes Faches verfertigte Beinkleider ſich tragen, der wird eingeſtehen, daß hier die Spezialität ihren guten Grund und Zweck hat. In die Verfertigung der Weſten haben ſich beide Künſtlerklaſſen getheilt, und man kann ſie ſowohl beim Rock- als beim Hoſenſchneider arbeiten laſſen. Bemerken müſſen wir, daß nur der Erſtere vorzugsweiſe auf den Kunſtnamen eines Tailor Anſpruch macht, der Letztere führt den beſcheideneren Titel eines breeches-maker. Die Weſte iſt dasjenige Stück der männlichen Garderobe, woran der Elegant ſeinen Geſchmack, ſeine Originalität oder ſeine Laune am auffallendſten und brillanteſten zeigen kann. Sie ſticht von der ganzen Kleidung am meiſten hervor und trägt weſentlich zur Phyſiognomie des Anzuges bei. Eine glänzende oder ſonſt auffallende Weſte zieht unfehlbar alle Augen auf ſich, und wir könnten ein Ex-Mitglied des O'Connelliſchen Schweifes im Unterhauſe nambaft machen, welches dieſe Regel fein zu benutzen wußte. Wenn der Mann nämlich Abends im Hauſe ſprechen wollte, warf er ſich in eine ſo furiös brillante Weſte, daß er dem Sprecher blendend in die Augen ſtach, wie er ſich nur erhob; auf dieſe Weiſe gelang es ihm, anderen Mitgliedern das Wort vor dem Munde wegzunehmen.

Der Hut iſt ein überaus wichtiges Garderobenſtück und trägt durch Form und Beſchaffenheit das allermeiſte dazu bei, wie Jemand durch ſeinen äußeren Aufzug ſich empfiehlt. Die meiſten Leute gehen bei der Wahl eines neuen Hutes ſehr unaufmerkſam und ungründlich zu Werke; ſie nehmen die Façon, die ihnen der Kaufmann eben als die neueſte empfiehlt, unbekümmert, ob ſie ihnen zu Kopfe paßt oder nicht. Es gehört aber in Wahrheit zu jeder Geſichtsform eine beſondere Hutform, und wer einmal die ſeinem Kopfe zuſagende Façon ausfindig gemacht, der ſollte dabei bleiben und ſich durch den Wechſel der Tagesmode nicht irre machen laſſen. Einen feinen Hut kann man zu jederlei Kleidung, auch zu ganz ſchlichter und gewöhnlicher tragen, ohne daß es ſtörend abſticht; ja, ein neuer Hut macht beinahe einen abgetragenen Rock wieder neu. Einen ſchlechten Hut zu tragen iſt die kläglichſte Erſparniß. Es mag ſeltſam klingen, aber es bleibt wahr: einen guten Hut findet man nur zu London und ſonſt nirgends in England.

So hätten wir denn unſeren Gegenſtand gleichſam von ſeiner Wiege an bis auf den heutigen Tag herabgeführt. Wenn es dem Leſer trivial ſcheint, ſich mit dergleichen Minimis zu befaſſen, ſo erinnern wir zu unſerer Entſchuldigung an Lord Cheſterfield's Maximen. Es iſt ein wichtiges Ding, wie ein Mann ſich kleidet; wer fein und ſtattlich auftritt, der führt ſich ſelbſt am beſten und empfehlendſten ein; hingegen mit einem ungeſchickten und erbärmlichen Aufzuge kann man ſicher ſeyn, es im Voraus bei Fremden und bei Zuhörern zu verderben. Hätte Marcus Tullius Cicero ſeine Reden mit einem ſchlechten Mantel um die Schultern, ſtatt in einer prächtigen Toga gehalten, ſo hätte der populus Romanus viel eher über die Figur des Konſularen gelacht, als ſeine Eloquenz bewundert. Wie Einer ausſieht, das ſieht und bekrittelt eben Jeder; Talent und Charakter vermögen die Wenigſten zu beurtheilen. Närriſchem Modeweſen und Puppenſpiel wollen wir nicht das Wort reden, aber ehe wir einen jungen Mann nachläſſig oder ſchäbig gekleidet einhergehen ſehen, wollen wir's doch lieber mit der alten Stutzermoral halten und ihm zurufen: Hans, nimm Dich zuſammen und mach' Dich fein!

(Fraser's Mag.)

Digitized by Google

P e r ſ i e n.

Perſiſche Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

I. Der Tod Feth Ali Schah's.

Eines Morgens ſpazierte ich durch die engen und dunkeln Straßen von Tabris, die ſich in ewigen Krümmungen winden, als hätten ſie Furcht vor den Häuſern. Es war gleich im erſten Augenblick zu bemerken, daß irgend ein Geheimniß durch die Stadt ziehe: das Volk drängte ſich in den Baſars und bildete Gruppen; aufmerkſam horchte die Neugier auf Erzählungen mit halber Stimme; die Kaufleute, die mit untergeſchlagenen Beinen an den Schwellen ihrer Laden zu ſitzen pflegen, dampften heute nicht aus ihren Tabackspfeifen wie gewöhnlich, ſtrichen ſich vielmehr ihre langen Bärte, ſteckten die Hände in den Gurt und gaben durch ihre Geberden zu verſtehen, daß ſie, — gelobt ſey Allah, — etwas von der Sache wüßten.

Mitten in einer Gruppe, der ich mich näherte, ſtand ein Mann, Huſſein-Bey, die linke Hand am Kinſhal und mit der rechten ſeine Mütze zurecht ſetzend, und erzählte, mit wichtiger Miene auf die Umſtehenden herabblickend, er habe einen Brief aus Jspahan vorleſen hören, in welchem gemeldet werde, daß der Padiſchah, „die Zuflucht der Welt“, vier Melonen zu Abend geſpeiſt, ſehr viel Scherbet dazu getrunken habe und am nächſten Tage an einem Fieber gefährlich erkrankt ſey.

„Du lügſt! — Nimm Deinen Bart in Acht, Huſſein-Bey! — Verbreite nicht ſolche Nachrichten über den Padiſchah!“ — ſo rief man ihm von mehreren Seiten zu.

Aber verächtlich ſah Huſſein-Bey auf ſeine Umgebung und warf einen vernichtenden Blick auf den Verwegenen, der ihn einen Lügner geſcholten hatte. Er warf ſich in die Bruſt, ſtrich ſeinen Knebelbart und ſagte mit feſter Stimme: „Ihr ſeyd Alle Narren. Selbſt Satan kann ſolche dumme Kerle nicht brauchen. Wiſſet, Schafsköpfe, daß der Padiſchah todt iſt!“

„Aman! Aman! — Wai! Wai!“ ſchrie im Chor die verſammelte Menge, und in einer Sekunde ſtand der ſo eben noch von einem neugierigen Publikum umringte Erzähler ganz allein mitten im Baſar; Alles floh vor ihm, als wäre er verpeſtet. Es fiel Niemanden ein, daß Feth Ali Schah jemals ſterben könne. Wie ungeliebt er auch ſeyn mochte, im Laufe ſeiner vierzigjährigen Regierung war man doch ſo daran gewöhnt, ihn zum Beherrſcher zu haben, daß der Gedanke an einen neuen Herrn unter keiner einzigen Schafpelzmütze Raum finden konnte. Die ihnen jetzt wie Schnee aufs Haupt fallende Nachricht vom Tode Feth Ali Schah's jagte allen Bewohnern von Tabris den größten Schrecken ein. Die Meiſten glaubten an einen hinterliſtigen Plan der Obrigkeit, irgend einen Rechtgläubigen auf Mangel an Ergebenheit für den Padiſchah zu ertappen und ihn in Folge deſſen entweder abzuſchälen wie eine Linde, oder ihm vielleicht gar die Augen auszuſtechen.

Hiernach läßt ſich der paniſche Schrecken, in welchen Alle durch Huſſein-Bey's Erzählung verſetzt wurden, begreifen. Einige beſchloſſen ſogar, ſich beim Beylerbey von Tabris über Huſſein zu beklagen, weil er es gewagt, eine ſolche entſetzliche Neuigkeit zu erdenken. Es verſteht ſich, daß Niemand ſeiner Erzählung Glauben ſchenkte.

Es trafen indeſſen Reiſende von Teheran ein, die, wenn ſie auch die Nachricht von dem Tode des Schahs nicht vollkommen beſtätigten, doch darin übereinſtimmten, daß Se. Hoheit todkrank danieder läge. Die Behörden aber ſchützten in dieſer Sache eine völlige Unwiſſenheit vor und ſagten, daß ſie durchaus keine Berichte hätten. Nach drei Tagen endlich erſchien aus Teheran ein Abgeſandter an den Thronfolger Muhamed-Mirſa mit der Anzeige, daß ſein erhabener Oheim Feth Ali Schah am 8. Oktober in Jspahan, nach einer kurzen und in der That durch Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken veranlaßten Krankheit, „geruht habe“, von dieſer irdiſchen Welt in die ewige „überzugehen“. Die herrlichen Jspahanſchen Melonen hatten ihm den Tod gebracht.

Feth Ali Schah ſtarb in ſeinem 76ſten Jahre nach einer 39jährigen Regierung. Als Regent that er nichts, was ihm Anſpruch auf einen glänzenden Namen in der Geſchichte geben könnte; als Menſch aber verdient er, ſeines Charakters wegen, die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen. Ich will verſuchen, einigermaßen einen Begriff von ihm zu geben. Ich beginne, wie es üblich iſt, mit ſeinem Aeußeren.

Feth Ali Schah war nicht groß und ſehr mager. Durchdringende Augen und eine ziemlich anſehnliche etwas gebogene Naſe waren die einzigen Geſichtstheile, die ein dichter Bart ſehen ließ, der gleich unter den Augen anfing und bis zu den unteren Regionen des Bauches hinabreichte. Dieſer Bart ward für den längſten in ganz Perſien gehalten. Die Maler, die dem Schah ſchmeichelten, verlängerten ihn auf den Bildniſſen bis ins Unendliche. Dies iſt Alles, was man über das Aeußere der entſchlafenen „Zuflucht der Welt“ ſagen kann.

Der Hauptzweck ſeines Lebens war die Befriedigung der Sinnlichkeit und ſeiner heftigen, alles Andere beherrſchenden Leidenſchaft, Geld zu ſammeln. Sein Harem beſtand aus 300 bevorrechteten Frauen, und rechnet man dazu deren Dienerinnen und Tänzerinnen, ſo würde man leicht über 1000 weibliche Seelen zuſammenbringen. Dafür hinterließ er aber auch 935 Nachkommen an Söhnen, Töchtern, Enkeln u. ſ. w. Der größte Theil lebte bei ihm in Teheran, und die übrigen fanden ſich in ganz Perſien zerſtreut. Bei der Auswahl ſeiner Frauen kehrte Feth Ali Schah ſich an kein Geſetz: Damen aus den höchſten Ständen, Weiber der niedrigſten Herkunft, wurden, wenn ſie Sr. Hoheit gefielen, Mitglieder ſeines Harems. Die liebſte Gemahlin des Schahs in der letzten Zeit ſeiner Regierung war die Tochter eines gewiſſen Kebabſchi, eines Verkäufers von gebratenem Fleiſch, und führte den Titel: Tadſhi-Dowlet, „Krone des Reichs“.

Der Geiz Feth Ali Schah's überſtieg alle Begriffe; er geſtand ſelbſt, daß er den Tag, an welchem er nichts in ſeinen Geldbeutel zurücklegte, für einen verlorenen hielt, und daß er die Nacht darauf nicht ruhig ſchlafen könne. In Perſien erzählt man von ihm eine unzählige Menge von Anekdoten. Einige derſelben ſind, meiner Anſicht nach, ſehr intereſſant, weil ſie den Schah mit wenigen Zügen ſchildern.

Er hatte die Gewohnheit, in Begleitung von 20 bis 30 Großen des Reichs, jeden Tag außerhalb der Stadt einen Spazierritt zu machen. Einſt bemerkte er, ungefähr vier Werſt von der Stadt entfernt, einen an einem Brunnen ſtehenden Bettler, der aus vollem Halſe auf das Jämmerlichſte ſchrie: „Um Gotteswillen gebt mir ein Stück Kupfergeld!“ Der Gulam (Stallmeiſter) des Schahs machte bereits Anſtalt, ſeine Pflicht zu erfüllen, und ſprengte mit erhobener Peitſche auf den Bettler zu, als der Schah ihm plötzlich befahl, einzuhalten, den Armen zu ſich rief, mit ihm ſcherzte, ſich nach ſeiner Familie und ſeinen Geſchäften erkundigte und, nachdem er ſich ſatt gelacht hatte, aus ſeiner Taſche ein Goldſtück zog und ſagte: „Hier haſt Du einen Dukaten; ich gebe ihn Dir als ein Kapital, mit der Bedingung, daß Du die Prozente mit mir theileſt.“ Der Bettler nahm den Dukaten und konnte lange vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen, ſo daß der Schah mit ſeinem Gefolge ſchon lange fortgeritten war, als er noch immer wie bezaubert auf derſelben Stelle ſtand und gedankenlos das glänzende Goldſtück anſtarrte. Endlich blickte er nach der Richtung hin, die der Zug des Padiſchahs genommen hatte; lange folgte er ihm mit ſeinen Augen und ſchien eine ſchwere Sorge auf dem Herzen zu haben. Da fiel ihm plötzlich ein ſeltſamer Gedanke ein: er ſetzte ſich auf einen neben dem Brunnen ſtehenden, von einer dichtbelaubten Cypreſſe beſchatteten Stamm und beſchloß, den Dukaten in der Hand haltend, die Rückkehr Sr. Hoheit abzuwarten. Mehrere Male flüſterte ihm ein böſer Dämon zu, das Geld in die Taſche zu ſtecken und nach Hauſe zu gehen, aber er widerſtand der Verſuchung. Den Padiſchah von Ferne erblickend, ſtand er auf und erwartete ihn in ehrerbietiger Stellung. Als der Schah näher kam und den Bettler erblickte, gerieth er in Wuth, er glaubte, das Gold habe ihm gefallen, und er wollte nun noch mehr erbitten. Wie groß war daher ſein Erſtaunen, als der Arme an ſein Pferd trat und, die Hand ausſtreckend, ihm den Dukaten wieder gab. „Was ſoll das heißen?“ fragte der Schah. „Ich gebe Dir, Herr, Dein Geld zurück, weil ich fürchte, daß ich bei der Prozenten-Theilung mein Hemd vom Leibe verlieren könnte.“ Dem Schah machte dieſer Vorfall viel Vergnügen; er nahm ſeinen Dukaten wieder und ſcherzte den ganzen Weg entlang viel über den Bettler, ſich innerlich freuend, Geld zurück empfangen zu haben, welches er, in Erfüllung einer der erſten Vorſchriften des Propheten, um „Gotteswillen“ ausgegeben hatte: auf dieſe Einnahme hatte er nicht gerechnet.

Jedesmal wenn der Schah auf die Jagd ritt, brachte er mehr Geld als Wild nach Hauſe. Das ging ganz einfach zu. Er lud gewöhnlich einige Große dazu ein. Alle fürchteten ſich vor dieſer Ehre: ſie richtete ſie zu Grunde. Denn der erhabene Feth Ali Schah that, wie Ludwig XIV., niemals einen Fehlſchuß, weder mit der Flinte noch mit dem Bogen, ja, nicht einmal mit dem Wurfſpieß; fehlte er, ſo hatten ſeine Diener ſchon zeitig genug für eine hinlängliche Anzahl getödteten Wildes geſorgt. Wenn der Schah ſich ſchußfertig machte, wendete er ſich zu einem der Anweſenden und ſagte: „Chan, der Schah ſchießt auf Deine Geſundheit!“ Dann ſchob er ſeinen langen Bart bei Seite und legte an. Kaum war der Schuß gefallen, als ſeine Diener vorſprangen und nach einigen Minuten Se. Hoheit das getödtete Wild brachten. Während dieſer Zeit blieb der Schah, eine Hand auf dem Rücken haltend, ſtehen, und der Chan, auf deſſen Geſundheit geſchoſſen worden war, mußte in die „goldene Hand“ des Gebieters ſo viel Gold legen, als es ſein Vermögen erlaubte. Es gab nur Wenige, die es wagten, für die ihnen erwieſene Ehre weniger als 50 Batſch-Ogli (Dukaten) zu opfern. Dieſe Ausnahme ward nur den ſehr Unbemittelten geſtattet, denen der Schah ſelbſt ſagte: „Du biſt ein armer Menſch, von Dir ſind 30 oder 25 Batſch-Ogli auch genug.“ Durch die Gewohnheit, mit Geld umzugehen, erwarb ſich Feth-Ali eine erſtaunliche Fähigkeit, die man in Europa wahrſcheinlich dem Magnetismus oder Hellſehen würde zugeſchrieben haben; er wußte nämlich dem Gewichte nach, wie viel Gold er in der Fauſt hielt, und ſoll ſich nie auch nur um einen Dukaten geirrt haben.

Auf dieſe Weiſe ließ der verſtorbene Schah keine Gelegenheit vorübergehen, Geld zu nehmen, wo und von wem er es konnte. Die Leidenſchaft für das Gold, von welcher die Geizigen ſich oft zu den unvernünftigſten Handlungen hinreißen laſſen, hatte den nämlichen Einfluß auch auf ihn. Man darf nur einen Blick auf die von ihm eingeführte Verwaltung Perſiens werfen. Alle Provinzen des Reiches theilte er unter ſeine Söhne, die ſie gewiſſermaßen wie in Pacht hatten und dafür dem Schah jährlich eine gewiſſe Summe zahlen mußten. Die Prinzen, unter deren Verwaltung Maſanderan und Schiras ſtanden, gewannen dabei ſo viel, daß ſie faſt reicher wurden, als ihr Vater, und ſich unter allerlei Vorwänden weigerten, ihren Tribut zu zahlen. Nach einigen vergeblichen Mahnungen rückte Feth Ali Schah in Perſon mit Truppen bis an die Gränze einer dieſer Provinzen. Die hierdurch erſchreckten Prinzen kamen dem Vater entgegen und legten ihm einige Tauſend Dukaten zu Füßen — vielleicht nur den unbedeutendſten Theil deſſen, was ſie ſchuldig waren; wenn er Gold ſah, war der Schah jederzeit gnädig; er kehrte nach Teheran zurück. Ein ſolches Finanz-Syſtem iſt ſehr einfach und ſicher.

Seine Haupt-Ausgaben waren die für den Unterhalt ſeines großen Harems, der in der That eine Maſſe Geld verſchlang, und für die Jahrgehalte derjenigen Söhne, die keine Provinzen verwalteten. Der Luxus bei Hofe war übrigens gar nicht ſo groß, als man ſich nach den Begriffen von orientaliſcher Verſchwendung und nach der Schilderung vieler Reiſenden, die ihre Nachrichten größtentheils, Gott weiß, woher hatten, in Europa vorſtellen dürfte. Die ſpitzigen Farben dieſer Schilderungen ſtimmen eben ſo wenig mit den nackten Steppen überein, die einen großen Theil von Perſien bedecken, als mit den geſchmackloſen

Handarbeiten ſeiner Bewohner. Ich, der ich faſt Alles geleſen habe, was über dieſes Reich geſchrieben worden, ich muß vor Allem einem Werk Gerechtigkeit widerfahren laſſen, das ungefähr 200 Jahr alt iſt, — der Reiſe Chardin's. Die Gewiſſenhaftigkeit, mit der es abgefaßt iſt, muß der ſtrengſte Kritiker loben. Perſien macht gar keine Fortſchritte in der Aufklärung; die Intelligenz befindet ſich immer auf einem und demſelben Punkt und dem Gefrierpunkt ſo nahe, daß die naturgetreue Schilderung Chardin's wohl noch zweihundert Jahre richtig ſeyn und das beſte Buch über das „Vaterland der Roſen und Nachtigallen" bleiben wird. Wollte der Himmel, daß es mehr ſolcher Bücher in allen Literaturen gäbe!

Die Bewohner großer Städte befolgen im Allgemeinen die Geſetze des Propheten nicht ſehr ſtreng. Was den Wein betrifft, ſo iſt er, trotz der Gebote des Korans und des Eifers der Mollah's, die bisweilen ziemlich ſtrenge Beobachter der Reinlichkeit, der Religionsgebräuche und der Sitten ſind, unter den höheren Ständen und bei reichen Leuten ein ſehr beliebtes Getränk. Oeffentlich wagt es freilich kein Rechtgläubiger, ſeine Lippen durch Berührung einer Schaale mit Wein zu entweihen, aber heimlich, in verſchloſſenen Zimmern im abgelegenſten Theil des Harems, berauſchen ſich die Perſer nicht ſchlechter, als jeder Kaffe. Der Beylerbey von Tabris, Feth Ali Chan, ein Mann bei Jahren, hatte einen ſolchen Geſchmack am Wein gefunden, daß ſchon kein Getränk mehr ihn berauſchte. Er wandte ſich an Engliſche Kaufleute, die einen ungewöhnlich ſtarken Spiritus für ihn kommen ließen. Feth Ali Chan miſchte ihn zur Hälfte mit Rum und erreichte einigermaßen ſeinen Zweck, nachdem er mehrere Gläſer dieſes Feuertrankes nach einander zu ſich genommen hatte. Der verſtorbene Schah war dem geheimen Gebrauch dieſes verbotenen Nektars auch ſehr ergeben; nach ſeinem Tode fand man in ſeinem Keller eine unzählige Menge von Flaſchen mit Schiras-Wein. Auch ahndete er dieſe Sünde bei ſeiner Umgebung nicht. Als Feth Ali Schah auf einer ſeiner Reiſen, nach Teheran zurückkehrend, das Gebirge Kaflun-Kuch paſſirte, welches Aderbidſchan von Chamſi und folglich auch von Irak trennt, ſagte er zum Beylerbey von Tabris, deſſen wir eben erwähnten: „Ach, wie wohl fühle ich mich hier! Mir kömmt der Duft von Irak entgegen." Der Beylerbey, in der Meinung, die Rede ſey von Arak, begann, hoch und theuer bei ſeinem Barte, bei dem Grabe ſeines Vaters und bei Allem, was ihm heilig war, zu ſchwören, daß er an dem Tage kein ſtarkes Getränk zu ſich genommen habe. Dem Schah machte dieſes Mißverſtändniß vielen Spaß.

Die Bewohner St. Petersburgs bewunderten vor mehreren Jahren eine koſtbare Bettſtelle aus Kryſtall, welche der Kaiſer dem Schah von Perſien als Geſchenk überſandte. Dieſe ausgezeichnete Arbeit der Petersburger Glasfabrik verdiente es, als ein Zeichen Ruſſiſcher Induſtrie Jahrhunderte zu dauern. Im Buche des Schickſals aber war es anders beſchloſſen. Als man dieſes Wunderwerk nach Teheran brachte, befahl der hoch entzückte Schah, es in einem der prächtigſten Säle ſeines Palaſtes aufzuſtellen; dieſer Befehl ward von dem Ruſſiſchen Beamten Herrn Moskoff, der das Bett nach Perſien begleitet hatte, ausgeführt. Feth Ali Schah konnte ſich lange nicht ſatt ſehen an dieſem Prachtlager, und alle Hofleute, die es betrachteten, ſtanden vor Erſtaunen ſtundenlang davor. Perſiſche Dichter machten Oden auf dieſes Bett; in Teheran ſprach man von nichts, als von dem kryſtallenen Bett „das wie Tauſend und eine Sonne ſtrahlte". Inzwiſchen aber brach der Krieg mit Rußland aus. Eriwan ward genommen, auch Naſchitſchewan. Die Ruſſen näherten ſich den Mauern von Tabris. Eines Tages ging der Schah, von einem Spazierritt nach Hauſe kehrend, durch den Saal, wo das Geſchenk des Ruſſiſchen Kaiſers ſtand. Die „Zuflucht der Welt" ſehnte ſich nach Ruhe, obgleich der Feind nahe war, und ſo bekam der Schah Luſt, in dem Prachtlager zu ruhen. Gedacht, gethan. Kaum eine Viertelſtunde hatte „der Schatten Allah's" ſich niedergelegt und ſeine matten Glieder gepflegt, als ein Tſchapar (Courier) aus Tabris ihm die Nachricht brachte, daß die bedeutendſten Städte von Aderbidſchan und die Reſidenz des Perſiſchen Thronfolgers von den Ruſſen beſetzt ſeyen. Die Wuth des Schahs kannte keine Gränzen. Vermöge ſeines Aberglaubens ſchrieb er die Einnahme von Tabris dem ungläubigen Bette zu, welches er dieſen Tag zum erſtenmal benutzt hatte. Auf der Stelle befahl er, es aus einander zu nehmen, in die Kiſten zu packen, in welchen es gekommen war, und bei Seite zu ſtellen. Der Eifer der Diener des Schahs, deſſen Willen ſo ſchnell als möglich zu vollſtrecken, war ſo groß, daß ſie mehrere Stücke zerbrachen. Seit dieſer Zeit hat Niemand mehr das berühmte Bett geſehen.

Der Zorn des Schahs beſchränkte ſich indeſſen nicht auf das Fortſchaffen des Bettes; er ſann nach, was wohl noch außerdem Schuld an der Einnahme von Tabris ſeyn könne. Da fuhr ihm ein Lichtſtrahl durch das Haupt, und er ſandte ſogleich nach Allajar-Chan. Dieſer, aus der Familie der Kadſharen, d. h. des jetzt regierenden Hauſes, führte den Titel „Aſiſſud-Dowlet", „des Reiches Salomon", und hatte eine Tochter des Schahs zur Gemahlin. Man ſieht hieraus, daß er ein ziemlich wichtiger Mann im Staate war.

Nachdem der Schah Befehl gegeben, dieſen zu rufen, begab er ſich in ein abgelegenes Zimmer ſeines Palaſtes, deſſen Fenſter nach einem großen Platz hinausgingen, und ließ vor den Fenſtern einen Teppich ausbreiten. Allajar-Chan, der daran gewöhnt war, oft zum Schah gerufen zu werden, der ſeine Geſellſchaft liebte, ſchmückte ſich Königlich. Sehr auffallend war ihm indeſſen der Befehl des Schahs, ſich nicht in die inneren Gemächer des Palaſtes zu begeben, ſondern auf den großen Platz, vor denjenigen Flügel, aus welchem der Schah gewöhnlich dem zuſah, was ſich auf dem Platz zutrug. Als er dort angekommen war, ließ der Schah ihn die gewöhnlichen Verbeugungen und unterthänigen Phraſen vollenden und ſprach dann: „Mit Dir, als einem Verwandten des Schahs, wollten wir uns über das uns widerfahrene Unglück unterhalten. Du weißt, daß die Ungläubigen in Tabris ſind?" — „Ich hab' es gehört", antwortete er, „daß die unüberwindliche Armee Deiner Hoheit von dieſen Verfluchten beſiegt worden iſt, und mein dem Schah ergebenes Herz iſt vor Kummer zu Waſſer geworden. Aber Allah iſt groß, und wenn nur der Schatten Deines Wohlwollens für die Welt ſich nicht vermindert. . . . ." — „Dummes Zeug!" fiel der Schah zornig ein. „Dummes Zeug! Mein Schatten iſt ein Schatten, und Du mußt wiſſen, daß Du an Allem ſchuld biſt." — „Gott behüte! Wie kann ich, ein niedriger Sklave, der es nicht werth iſt, den Staub Deiner Füße zu küſſen, ſchuld an einem ſo wichtigen Ereigniſſe ſeyn? Ich würde ja bereit ſeyn, für meinen Schah und Wohlthäter mich in die Hölle zu ſtürzen." — „Genug der Lügen, alter Fuchs! Haſt Du mir nicht gerathen, mit den Ruſſen Krieg anzufangen?" — „Es iſt wahr, ich gehörte zu denen, die Dir den Rath gaben, Padiſchah, Deine Waffen durch Vernichtung dieſer Böſewichter zu verherrlichen. Aber der Erfolg hing nicht von mir ab." — „Das lügſt Du! Du verſicherteſt mir, daß meine Truppen unbeſiegbar ſeyen." — „Wer kann der Macht des Padiſchahs, der Zuflucht der Welt, widerſtehen!" — „Schweige und reize meinen Grimm nicht noch mehr; ich will Dich lehren, wie in der Zukunft geſcheidten Rath zu geben und Dein Amt beſſer zu begreifen." Bei dieſen Worten klopfte der Schah in die Hände, und es erſchienen vier Ferraſcha's mit Stöcken, ſtreckten den Salomon des Reichs auf den Teppich hin, ſchloſſen ſeine Füße in dazu beſtimmte Blöcke ein und hieben herzhaft auf die Fußſohlen des Schwiegerſohnes Sr. Hoheit los. Der Salomon des Reichs, oder richtiger der Reichs-Groß-Weſir Salomon, hatte drei Wochen lang an ſeinen geſchwollenen Füßen zu heilen.

Mannigfaltiges.

— **Alexander Puſchkin.** Ueber dieſen genialen Dichter, den man nicht unpaſſend den Ruſſiſchen Byron nannte und der mitten in ſeiner ruhmvollen Laufbahn vom Schauplatze dieſer Welt abgetreten iſt, giebt Herr Löwe Weimars, der bei ſeinem letzten Aufenthalt in St. Petersburg Gelegenheit hatte, den Verſtorbenen perſönlich kennen zu lernen, im Journal des Débats einige nähere Nachrichten. Einer der älteſten Ruſſiſchen Familien angehörend, wallte doch in dem Blute des Dichters noch ein ganz eigenes fremdartiges Element; Puſchkin's Großmutter war nämlich die Tochter des Neger-Fürſten Hannibal geweſen, den ſchon in frühеſter Jugend Peter der Große an ſeinen Hof gezogen hatte, und der als Feldzeugmeiſter der Ruſſiſchen Artillerie ſtarb. Die Geſichtszüge Puſchkin's zeugen auch noch die Spuren dieſer für einen Europäiſchen Dichter gewiß merkwürdigen Abſtammung. Puſchkin hat den Boden ſeines Vaterlandes niemals verlaſſen, obwohl er nach Deutſchland, Frankreich und England große Sehnſucht hatte. Die Literaturen dieſer Länder kannte er zwar genau, doch tragen ſeine Schöpfungen alle einen echt-nationalen Ruſſiſchen Charakter. Sein großes Gedicht „Ruslan und Ludmilla" ſpielt in der früheſten Zeit, an des Zaaren Wladimir Tafelrunde; der „Berggefangene" ſchildert die Lebensweiſe der jetzt auch politiſch wichtig gewordenen Tſcherkeſſiſchen Gebirgsvölker; die „Quelle von Baktſchi-Serai", ein Gedicht von 600 Verſen, das die Krimm zum Schauplatze hat, brachte dem Dichter ein Honorar von 3000 Rubeln; „Eugen Onegin" iſt eine Art von Ruſſiſchem Don Juan, mit dem Puſchkin jedoch ſeine epiſchen Dichtungen beſchloß, während er mit dem rauſchend aufgenommenen „Boris Godunoff" einen Cyklus von Tragödien begann. Das Feuer und die Keckheit ſeiner Jugend, die früher manchen Anſtoß gegeben hatten, waren der beſonnenen Denkart des Mannes gewichen, der jetzt auch der Geſchichtsſchreiber ſeines Vaterlandes werden wollte und ein umfaſſendes Werk, die Geſchichte Peter's des Großen, ausarbeitete. Aber noch einmal kehrte der jugendliche Ungeſtüm zurück, und durch einen unglückſeligen Familienzwiſt ließ er ſich zu einem Zweikampf hinreißen, der dem Dichter im 38ſten Jahre ſeines Alters das Leben koſtete. Von der Kugel ſeines Gegners tödtlich im Unterleib getroffen, erhob er ſich doch noch einmal, feuerte ſein eigenes Piſtol ab und verwundete auch ſeinerſeits den Mann, von dem er in ſeiner Ehre ſich gekränkt glaubte. Der Kaiſer Nikolaus hat unmittelbar nach dem Tode des Dichters den Befehl ertheilt, daß für die Wittwe und die vier unerzogenen Kinder deſſelben auf eine des Beſchützers wie des Schützlings würdige Weiſe geſorgt werde.

— **Eduard Bendemann in Paris.** In einem Artikel über „Deutſche Kunſt im Auslande" (Nr. 17 des Magazins) haben wir die Hoffnung ausgeſprochen, auf der nächſten Pariſer Kunſt-Ausſtellung die Düſſeldorfer Schule durch einen tüchtigen Repräſentanten vertreten zu ſehen. Wir freuen uns, nunmehr berichten zu können, daß wirklich eines der tüchtigſten Bilder, Bendemann's „Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem", in den Sälen des Louvre ausgeſtellt iſt, und daß trotz der geſpannten Erwartungen und der vielen Ueberraſchungen, mit denen die Pariſer in die bis dahin hermetiſch verſchloſſenen Hallen der Ausſtellung traten, das Deutſche Bild doch einen großartigen Eindruck nicht verfehlt hat, der ſich auch ſchon in den erſten Zeitungsberichten über die Ausſtellung abſpiegelt. Der Pariſer Katalog befolgt die doppelte Eintheilung nach den Kunſtgattungen und nach den Namen der Künſtler. Die bibliſchen Gemälde, die nach Franzöſiſcher Kunſt-Abtheilung nicht zu den hiſtoriſchen gezählt werden, gehen den ſtreng hiſtoriſchen voran und daher kömmt es denn, daß Bendemann's „Jeremias" das Verzeichniß eröffnet, worauf, als das nächſte bedeutende Bild, Delaroche's heilige Cäcilia folgt. Wer den „Jeremias" kennt, wird wohl kaum bezweifeln, daß dieſes Bild auf die Franzoſen einen mächtigen Eindruck machen muß, denn gerade diejenigen Effekte deſſelben, die vielleicht dem Deutſchen Beurtheiler allzu gehäuft erſcheinen, möchten wohl den Franzöſiſchen Beſchauer unbedingt dafür einnehmen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 31. Berlin, Montag den 13. März 1837.

Schweden.

Ein Tag in St. Gallen.

Aus dem Tagebuche eines Schwediſchen Reiſenden.*)

Ich hatte das bunte gemüthliche Schwaben hinter mir, und je weiter ich kam, um ſo mehr bereitete mich die an Schönheit zunehmende Landſchaft auf die Schweizer Natur vor. Bald lag des Bodenſees Spiegel vor mir ausgebreitet und, auf ſeiner Oberfläche ſchwimmend, ein Venedig im Kleinen, die Stadt mit dem romantiſchen Namen, das entzückende Lindau. Grünende Thäler, von ſchneebedeckten Bergen umſchattet, begegneten ſeit einem Jahre zum erſten Male wieder meinem Auge. Im vorigen Jahre war es die merkwürdige Gebirgsgegend des Vaterlandes, die Spitzen des Areskuta, welche zum erſten Male in meinem Leben mir ein ähnliches Schauſpiel gewährt hatte. Wie mager iſt jedoch die nordiſche Alpen-Natur gegen des Südens Ueppigkeit, Friſche und Leben! Ein Dampfſchiff führte mich über den ſchönen See nach Conſtanz, welches vielleicht das netteſte Städtchen in der Welt wäre, wenn es kein Lindau gäbe. Schöne Villa's, liebliche Landhäuſer eilten jede Minute meinen Blicken vorüber. Nur auf den an Naturpracht unerreichbaren Seen der Lombardei habe ich etwas geſehen, das dieſen Anblick überträfe. Am See liegen Moos, Giebelbach, paradieſiſche Gegenden, und Arenenberg, zu jener Zeit noch in der großen Welt unbekannt, innerhalb ſeiner ländlichen Mauern die bezaubernde Hortenſia beherbergend, die damals noch nicht ihres Sohnes letzte Thorheit und Verbannung beweinte — alles dieſes und noch viel mehr überſieht man faſt mit Einem Blicke vom Verdecke des dahineilenden Fahrzeuges, das in einem halben Tage ſeine Runde um den herrlichen See vollenden kann.

Bei Rorſchach iſt man ſchon auf Schweizeriſchem, das heißt, auf wirklich freiem Boden, was man ſchon daraus ſieht, daß die Paß-Polizei aufhört. Durch ein Land, das man ohne Uebertreibung einen einzigen romantiſchen Garten nennen kann, geht oder fährt man in einigen Stunden nach St. Gallen.

Wohl verdiente es ſeine eigene Schilderung, dieſes liebliche St. Gallen mit ſeiner vortrefflichen Lage in der ſchönſten Thales-Ebene, ſeinen pittoresken Hügeln und Bergen, überſäet mit amphitheatraliſch gelegenen Landhäuſern und fetten glänzenden Heerden, ſeinen lebendigen, wiewohl engen Gaſſen, ſeinem Wohlſtande, ſeinem Reichthum, ſeiner herzlichen, gaſtfreundlichen Bevölkerung mit einfachen, aber gebildeten Sitten, ſeinem Freudenberg, von wo man, während man ſich am vorzüglichen Landwein erquickt, vom Balkon des Wirthshauſes eine der ſchönſten Ausſichten in der Schweiz hat, auf der einen Seite über den weiten und ſonnenbeglänzten Spiegel des Bodenſees, auf der anderen nach den fernher ſchimmernden Spitzen des Eiger, Titlis und der ganzen Berner Oberlands-Kette blickend — alles dieſes verdiente wohl eine Schilderung, aber ſie mag für ein anderes Mal aufgeſpart werden. Anſtatt deſſen will ich jetzt etwas von einem merkwürdigen Zuſammentreffen erzählen, das ich in St. Gallen erlebte, nicht weil es gerade mir begegnete, ſondern weil es auch für Andere nicht ohne Intereſſe iſt.

Ich wohnte im „weißen Roß“, einem der vielen Wirthshäuſer, die in St. Gallen, wie in den übrigen Schweizer Städten, in Ueberfluß vorhanden ſind. Eben von einer Exkurſion vom Freudenberg zurückgekommen, hatte ich mich einige Minuten auf meiner Stube ausgeruht und ging hinunter, um einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Ich mußte hier bei der Thür des Speiſeſaals vorbeikommen, wo ich eine Kleinigkeit hatte liegen laſſen. Schon auf der Treppe trafen mein Ohr die Töne eines alten, etwas heiſeren Klaviers; in langſamen Akkorden ſchienen die Hände darüber hin und herzugehen. Es lag gewiß nichts Geniales oder Virtuoſenmäßiges in dieſen Phantaſieen, aber die tiefe Melancholie, welche ſie ausdrückten, weckte meine Aufmerkſamkeit. Ich öffnete die Thür, und das Spiel hörte ſogleich auf. Das Zimmer war leer, und nur am Klavier ſaß ein Mann, der bei meinem Eintritt ſich ſogleich mit einem gedrückten und menſchenſcheuen Ausſehen erhob. Es war eine lange ſchlanke Geſtalt von ungefähr 60 Jahren; der ganze vordere Theil des Geſichtes war markirt, und die Seitentheile bedeckte kaſtanienbraunes mit Grau vermiſchtes Haar; er hatte eine etwas große, übrigens wohlgebildete Naſe und dicke, aufgeworfene Lippen, von denen die obere von einem kurzen dünnen Schnurrbart bedeckt ward. Sein Blick hatte etwas Starres, ſeine Bewegungen waren ſteif und abgemeſſen. Sein helles Geſicht, die Formen deſſelben kamen mir bekannt vor; da es mir aber in Deutſchland ſo oft widerfahren war, auf Geſichter zu treffen, die mir wahrhaft Schwediſch und wohlbekannt erſchienen, ſo achtete ich nicht weiter darauf. Ich entſchuldigte mich bei dem Fremden wegen der Störung, die ich ihm verurſachte, und erklärte, daß, ſobald ich nur das Vermißte gefunden hätte, — es waren meine Handſchuhe, die auf dem Tiſche lagen — ich mich ſogleich wieder entfernen wolle. Er beantwortete meine Entſchuldigungen kalt, aber höflich, und an ſeiner Ausſprache merkte ich, daß er wenigſtens kein geborener Schweizer ſeyn könne, denn dieſe radebrechen das Deutſche in einer Weiſe, daß man es kaum noch für Deutſch halten kann, und der Mann, den ich vor mir hatte, obgleich in groben grauen Kleidern und deshalb, ſo vermuthete ich, nicht den höheren Klaſſen der Geſellſchaft angehörend, bediente ſich doch einer reinen und gebildeten Sprache. Ich verbeugte mich raſch und ging hinaus, ohne mich weiter um meinen Klavierſpieler beſonders zu bekümmern, der, ſobald ich nur die Thür hinter mir geſchloſſen hatte, ſich wieder hinſetzte und mit ſeinen traurigen Akkorden fortfuhr, die mir bis auf die Straße nachtönten. Nach ein Paar Stunden kam ich zurück; auf dem Wege nach meinem Zimmer tönten mir wieder Klänge von demſelben Klaviere entgegen, aber jetzt waren ſie in einen munteren Walzer übergegangen, und die Schwingungen eines tanzenden Paares ließen ſich deutlich vom Speiſeſaal her vernehmen. Was, dachte ich, etwa ein improviſirter Ball? Neugierig ging ich hinein und ſah jetzt die Eine von den Töchtern des Wirthes am Klaviere ſitzend, während die Andere recht tapfer im Zimmer herumwalzte — mit demſelben Manne, der vorhin ſo melancholiſch phantaſirt hatte und jetzt in einer herrlichen Laune zu ſeyn ſchien. Der Tanz ward wohl durch mein Eintreten unterbrochen, aber als ich mich zum Weggehen anſchicken wollte, trat der Alte zu mir heran, bat mich, mich nicht geniren zu laſſen, und plauderte auf recht muntere Weiſe. Ich dankte, ging aber doch meinen Weg. Auf dem Flur begegnete ich einem Kellner, und da der ſpielende und tanzende Fremde durch die ſchnelle Veränderung ſeiner Manieren meine Aufmerkſamkeit im hohen Grade erweckt hatte, ſo redete ich den Kellner an: „Das iſt ein wunderlicher Mann, dieſer alte Herr da, wer iſt er?“ — „Oh“, antwortete er mit einer ſchlauen und wichtigen Miene, aber ohne den außerordentlichen Eindruck, den ſeine Worte auf mich hervorbringen ſollten, zu ahnen, „dieſer Mann iſt ein merkwürdiger Mann — es iſt Oberſt Guſtafsſon, der ehemalige König von Schweden.“

Ich ſah den Oberſt nicht mehr wieder, da ich den folgenden Tag ſchon abreiſte, aber zufällig hatte ich noch am ſelben Abend Gelegenheit, von glaubwürdigen Perſonen etwas über ſeine Stellung und Lebensart zu erfahren, wovon Folgendes das Weſentliche iſt.

Guſtaf Adolf bewohnte in St. Gallen ein kleines, höchſt einfaches Zimmer im dritten Stockwerke zum „weißen Roß“, ward von einem Kellner im Wirthshauſe bedient, ging ſelten aus, ward ſelbſt in St. Gallen wenig geſehen und haßte jede Aufmerkſamkeit, die auf ſeine Perſon gerichtet wurde. Hatte er einen Fremden in Verdacht, daß er aus Neugierde Zutritt zu ihm ſuchte, ſo ſchloß er ſich ſogleich ein. Seine eigentliche Beſchäftigung war das Leſen alter Zeitungen, ſo wie der Romane und anderer Bücher, die er, als Mitglied der Leſegeſellſchaft in St. Gallen, zugeſchickt bekam. Sein ſtarres trockenes Weſen wechſelte oft ab mit Aeußerungen von Traurigkeit, übler Laune und kindiſch lärmender Freude. Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit wollte er nichts von ſeinen Kindern hören und weigerte er ſich, jede Unterſtützung, oder Etwas, das nur im Entfernteſten als eine ſolche erſcheinen konnte, von ihnen anzunehmen. Die kärglichen Mittel, die er ſich ſelbſt erſpart hat, würden trotz ſeiner einfachen Kleidung und ſeiner mäßigen Lebensweiſe doch ſchon längſt erſchöpft geweſen ſeyn, wenn nicht ſeine erlauchte Tochter, die Großherzogin von Baden, auf eine Liſt gekommen wäre, wodurch Guſtaf Adolf während ſeines Aufenthalts in St. Gallen ſtets von der rechten Spur abgeleitet worden iſt. Sie hielt nämlich in St. Gallen einen Commiſſionair, der im Einverſtändniſſe mit dem Wirthe zum weißen Roß dafür ſorgte, daß ihres Vaters Lebensunterhalt und das Wenige, was er für ſich ankaufen ließ, ihm ſtets zum Drittel oder Viertel des wirklichen Werthes angerechnet wurde, während das Uebrige von der Tochter bezahlt ward. Er fand daher bloß, daß St. Gallen der Ort ſey, wo man Alles unendlich billig haben könne, und zog den Aufenthalt dort jedem anderen vor.

*) Nach dem Stockholmer Journal Dagligt Allehanda.

Bibliographie.

Dramatiska studier. (Dramatiſche Studien.) Von Bernh. v. Beskow. [Enthaltend: Hildegard, Trauerſpiel, und Torkel Knutſon, Trauerſpiel.]

Tirfing eller dödsvärdet. (Tirfing oder das Todesſchwerdt.) Romantiſches Gedicht in 10 Geſängen, von Ling.

Digitized by Google

Poetiſk ſångkalender för år 1837. (Muſen-Almanach für 1837.) Von C. F. Dahlgren. Mit Muſik-Beilagen.

Illuſionerna. (Die Täuſchungen.) Roman.

Skildringar ur ſällſkapslifvet. (Schilderungen aus dem Geſellſchaftsleben.) Schwediſcher Original-Roman. Erſter Theil.

Grannarne. (Die Nachbarn.) Von der Verfaſſerin der Skizzen aus dem Alltagsleben. 2 Thle.

Betraktelſer i anledning af Ryſka Generalens P. v. Suchtelens hiſtoriſka berättelſe. (Betrachtungen, veranlaßt durch des Ruſſiſchen Generals van Suchtelen hiſtoriſchen Bericht über den Krieg in den Jahren 1808 und 1809.) Vom General Lagerbring. Stockholm.

Frankreich.

Die heutigen Theaterdichter der Franzoſen.

III. Alexandre Dumas.

Dumas trat zum erſten Male im Jahre 1829 auf, und obwohl er als der Letzte die Bühne betrat, ſo gerāth er doch ſchon wieder in Vergeſſenheit. Ihm gebühret das Lob, daß er ſeiner dichteriſchen Thätigkeit ein deutliches Ziel geſteckt hatte, daß er wußte, worauf er losging. Er hat freilich nicht Alles gethan, was er vermocht hätte, er hat nicht alle Hoffnungen erfüllt, die ſich an ſein erſtes ſiegreiches Auftreten knüpften. Er hat die geiſtig literariſche Bedeutung ſeiner Kunſt nicht begriffen; dafür aber hat er ſich mit großer Energie in eine Tendenz geworfen, in die Reaction gegen die dramatiſche Schule des 17ten Jahrhunderts. Er fand Traditionen auf ſeinem Wege, die der große Hauſe blindlings reſpektirte; er nahm ſich vor, ſie zu ſtürzen. Er ſah die Zuſchauer in andächtiger Bewunderung vor der idealen Schönheit des Griechiſchen Typus bei Racine, vor der gigantiſchen Größe des Römiſchen bei Corneille, und von da an ſtand es in ſeinem Geiſte feſt, dieſe alten, conventionell gewordenen, viel angeſtaunten Typen durch friſchere, jüngere, natürlichere zu verdrängen. Leider hat er ſich dieſe Aufgabe nicht in ihrem ganzen Umfange reiflich überlegt, erſt ſeit kurzem ſcheint ihm die Ahnung gekommen zu ſeyn, wie ſchwer ſie iſt, und was dazu gehört, und noch immer iſt eine arge Verwirrung in ſeinen Gedanken und Bezeichnungen, wenn er ſich darüber ausſpricht. Dieſer Mangel an Ueberlegung iſt ſchuld daran, daß er ſich verirrt, daß er ſich weit ab in ein Gebiet verirrt hat, wo die wahre Literatur, welche die Offenbarung eines Geiſtes ſeyn ſoll, auch ihn, Dumas, verleugnen muß. Es iſt in ihm ein Ungeſtüm, eine kindiſche Haſt; kaum iſt ein Gedanke in ihm geboren, er gönnt ihm nicht die Zeit, ſich zu entfalten, zu läutern; es treibt ihn zur Ausführung. Kaum hat er die Idee gefaßt, die klaſſiſche Tradition zu bekämpfen, ſo ſtürzt er ſich kopfüber in den Kampf. Er unterſucht nicht, auf welchem, auf wie tiefem Grunde das ruhe, was er umſtürzen will, er ſchätzt deſſen Gewicht und Umfang nicht, er fragt ſich nicht, was denn wohl der Sinn, die Bedeutung, der Kern dieſes Monumentes aus alten Zeiten ſey. Wäre er über ſolche Fragen ernſtlich mit ſich und mit ſeinen Studien zu Rathe gegangen, ſo würde er bald deſſen inne geworden ſeyn, daß kein Genie, ſey es noch ſo kühn, noch ſo mächtig, trete es mit noch ſo neuen Ideenſchöpfungen auf, daß kein Genie jemals die Tradition zertrümmern oder mit einem Hauche hinwegblaſen, ſondern nur ſie modifiziren, ſich ihrer bemächtigen und ſie in neuem Geiſt, in neuen Richtungen fortſetzen kann. Herr Dumas wird nicht müde, eine Wiedergeburt der Tragödie zu prophezeien, aber was er ſich darunter denkt, das iſt etwas ſehr Beſchränktes, Einſeitiges, ganz aus ſeiner perſönlichen Befangenheit Herausgebildetes. Was waren denn Herrn Dumas Intenſionen, als er vor neun Jahren für das Theater zu ſchreiben anfing? Er war in hohem Grade eingenommen für Shakeſpeare und Schiller, die er damals nur in ihren äußeren Eigenſchaften zu würdigen wußte, und in noch höherem Grade von einigen neueren Franzöſiſchen Dramen, die aber bloß zur Lektüre, durchaus nicht zur Bühnendarſtellung geſchrieben waren. Da ging ihm ein Gedanke auf: Natürlichkeit — und in dem Augenblick wurde ihm das Idealiſche zum Gegenſatz des Natürlichen, zur Unnatur. Dieſem Phantom der idealen Unnatur ſchwor er den Krieg, und die Streiche, die er auf den Feind zu führen dachte, fielen auf die Poeſie ſelbſt. In ſeinem blinden Haß unterſchied er nicht, was an der alten Franzöſiſchen Tragödie conventionelle Form und was weſentliche poetiſche Schönheit ſey. Er war des ehrlichen Glaubens, er iſt's vielleicht noch, die höchſte Aufgabe der dramatiſchen Dichtkunſt ſey, die Natur nachzuahmen, ſie zu reproduziren. In dieſem Sinne, für dieſen Zweck iſt Alles, was er für das Theater geſchrieben. Hätte Herr Dumas ſich einmal ernſtlich gefragt, ob es denn wirklich die Aufgabe der Kunſt im Allgemeinen ſey, der Natur nachzuahmen, ſo hätte er in Betreff der Tonkunſt und der Baukunſt gleich mit Nein antworten müſſen. Der Maler und der Bildhauer ſcheinen zwar beim erſten Blick auf das Wiedergeben einer natürlichen Form und Farbe angewieſen, aber in der Hand des großen, des vollendeten Künſtlers wird die natürliche Form nie ſklaviſch nachgebildet, ſondern immer als Träger eines Gedankens und durch den Gedanken beſeelt erſcheinen. Nie iſt das Werk des Malers, des Bildhauers in Zeiten, da die Kunſt gedieh, ohne dieſe Beſeelung, ohne dieſen idealen Inhalt geweſen. Wenn der Marmor und der Ton, die Farbe den ſinnlichen Gegenſtand nicht naturgetreu nachzubilden, ſondern die Naturform in die Idee zu erheben angewieſen ſind, wenn hier ein Theil, eine Linie hervorgehoben, dort eine verwiſcht werden muß, damit der geformte Stoff der adäquate Ausdruck eines Gedankens werde, ſo wird, denke ich, auch das menſchliche Wort, wo es zur Kunſtſchöpfung der Poeſie verwendet wird, ſich dem Dienſte des Ideals nicht entziehen dürfen. Wenn Stein und Leinwand die Sklaverei der abſoluten Nachahmung verſchmähen, ſo wird doch das menſchliche Wort nicht durch ſolchen Frohndienſt zur poetiſchen Weihe aufſteigen.

Geſetzt aber auch, wir gäben es zu: alle Kunſt ſolle und darf nur die Natur nachahmen, und der Dichter habe nicht nöthig, eine Idee in das Bild der natürlichen Wirklichkeit einzukleiden, — ſelbſt dann hätte ſich Herr Dumas der Aufgabe, dem Beruf eines Dichters noch bei weitem nicht gewachſen gezeigt. Was er nachahmt, was er darzuſtellen trachtet, das iſt nicht die wahre, volle Natur des Menſchen, es iſt nur das niedrigſte, das grobſinnlichſte Element dieſer Natur. Statt uns den Menſchen zu zeigen, wie er iſt mit Leib und Seele, zeigt uns Dumas nur das phyſiſche Geſchöpf mit ſeinen Trieben. Er will die Leidenſchaft in ihrer Werkſtatt belauſchen, wie ſie entſteht, wie ſie wächſt, aus dem Grunde. Noch hat er weit, bis er dahin kommt; was er belauſcht, das ſind nicht Gefühle, ſondern Begierden. Was er uns auf der Bühne als Liebe vorführt, iſt nur das Begehren der Geſchlechter zu einander; die Liebe als ethiſches Gefühl, als Leidenſchaft, iſt ihm in ihrem Weſen noch fremd. In ſeinem Drama treten nicht Perſonen und Charaktere, ſondern nur Kreaturen mit Kennzeichen der Gattung und des Geſchlechtes auf. Nur das heiße Blut, nicht die Gluth der Begeiſterung, der Leidenſchaft, der Freude vermag er zu ſchildern. Alſo wollen wir ihm gern die Aufgabe erlaſſen, die Wirklichkeit zum Ideal zu erheben; wir wollen froh ſeyn, wenn er fürerſt dahin gelangt, die Wirklichkeit ganz zu faſſen.

IV. Victor Hugo.

Victor Hugo iſt durch die Lyrik zum Theater und zum Roman aufgeſtiegen. Man merkt dies an den drei erſten Dramen, die er für die Scene geſchrieben, ſie ſtehen in nächſter Verwandtſchaft mit dem lyriſchen Charakter. Im Cromwell, der noch früher geſchrieben, aber nie für die Bühne beſtimmt war, kommen zwar auch ſehr lange lyriſche Stellen vor, aber der vorherrſchende Charakter in dem ganzen Stück iſt doch das Groteske. Hingegen in „Marion Delorme“, „Hernani“ und „Triboulet (Le Roi s'amuse)“ iſt dem Lyriſchen ein ſehr freier Spielraum gelaſſen. Es war ein bedeutender und achtungswerther Verſuch, dem dramatiſchen Körper ſolchergeſtalt lyriſche Blüthe und Färbung zu geben, bedeutend für die Literatur, nicht für das Theater. Von der Bühne herab wird ein ſolches, aus lyriſchem Geiſt empfangenes Drama nie dauernden Eindruck machen, und darauf kommt doch Alles an. Denn ein Theater iſt nichts, wenn es nicht auf ſein Publikum wirkt. Der Freund des Schönen in der Literatur wird dem Dichter dieſe drei Schöpfungen allezeit danken. Es ſieht ſich ſchön und zauberiſch an, wie der lyriſche Gedanke gleich einer Lichtgarbe emporſteigt, ſich in farbige Strahlen ausbreitet und die Figuren, wie des Dichters Phantaſie ſie rings herum gruppirt hat, mit ſeinen bunten Lichtern überkleidet. Nur freilich iſt dieſer Glanz keine Wärme, und die Farbe, die von außen um die Form ſpielt, kein Leben. Der lyriſche Gedanke kann mit den Perſonen eines Dramas nicht ſo ſchalten, wie der Muſikmeiſter mit ſeinen Inſtrumenten im Orcheſter; wo der Dichter eine Perſon, einen Charakter geſchaffen hat, da muß er ihm eine Freiheit zum Erbtheil geben, und dieſe Freiheit geht in die innere Einförmigkeit des lyriſchen Moments nicht auf. Es iſt das Weſen des lyriſchen Gedankens, daß er keiner Metamorphoſe fähig iſt, ſondern ſich immer wieder ſelbſt in die Tiefe ſeines Urſprungs zurückverſenkt, und wenn der Dichter verſucht, ihn zu zerſtücken und ſeine Glieder unter die Perſonen des Dramas zu vertheilen, ſo iſt er doch darum nicht vielgeſtaltig geworden, wie das Leben im Drama es verlangt. Die lyriſche Erregung wird nie zur dramatiſchen Wirkung.

Hugo's „Marion“, „Hernani“, „Triboulet“ ſind zuerſt und urſprünglich lyriſche Gedanken, und als ſolche wollen ſie dramatiſch lebendig einherwandeln. Dieſe Courtiſane, dieſer Bandit, dieſer Königsnarr bekümmern ſich eigentlich wenig um das, was im Drama mit ihnen vorgeht. Sie greifen nicht in die Handlung ein, ihr Hauptgeſchäft ſind ihre bilderreichen Reden. Sie hören ſich ſelbſt mit Wohlgefallen ſprechen, ſie geben Alles auf den glänzenden Ausdruck ihres Denkens und Fühlens, weniger auf deſſen inneren energiſchen Fortgang. Sie ſingen eine beſtändige Ode von ihrer Leidenſchaft, ſonſt aber merkt man an ihrem Weſen und Handeln nichts davon. Doch gilt dieſer Vorwurf für Marion Delorme weniger als für Hernani; man ſieht wohl, daß Hernani der erſte und kräftigſte Wurf des lyriſchen Gedankens in unſerem dramatiſchen Dichter war. In Triboulet vollends tritt das lyriſche Moment bereits gegen ein neues dramatiſches Motiv zurück, woraus Hugo ſeitdem gearbeitet hat, obwohl in ſeiner Vorrede zum Cromwell und wo er ſonſt ſeine Poetik entwickelt, von demſelben keine Rede iſt. Dies Motiv iſt der Gegenſatz. Die erſte Spur davon befindet ſich allerdings ſchon im Charakter von Hernani und Marion, ſtarkes und reines Getränk im äußerlich ſchmutzigen Gefäß, der Diamant in ſchlechter Schlacke, die Seelenreinheit im ſündigen Leib, der moraliſche Großſinn in äußerlich verworfener Lage. Aber ſo überwiegend, ſo kühn und abſichtlich tritt dies noch nicht hervor, wie ſpäter im Triboulet. Der Dichter hat es geradezu darauf abgeſehen, die Seele eines Sokrates äußerlich unter dem Narrenkleid und der Narrenkappe zu vermummen, und ſo ſoll ſie ſich dramatiſch offenbaren. Er iſt mit dieſem Drama geſcheitert, aber dadurch in ſeinem Eifer für dieſes neue Motiv nicht ermattet; es iſt übrigens bekannt, daß Hugo ſeit lange ſchon keinem Rathe folgt, als ſeinem eigenen Sinn.

Wie früher den lyriſchen Gedanken zur dramatiſchen Erſcheinung, ſo wollte er jetzt durchaus das Grundmotiv der Antitheſe zur dramatiſchen Geltung bringen. Was hat er nun auf dieſem Wege geſchaffen; was zeigen uns ſeine drei letzten Dramen „Marie Tudor“, „Lucrecia Borgia“ und „Angelo“? Erſt ſehen wir Schaffot und Beil im Schlafgemach einer Königin; dann ſehen wir den ins Ungeheure getriebenen Gegenſatz der Mutterliebe, des Verbrechens im Herzen der verabſcheuteſten Ehebrecherin, deren Bett ihr Vater und ihre Brüder beſteigen. Und endlich im „Angelo“? Den Gegenſatz von Pflicht und Leidenſchaft, — aber ſo iſt es nicht beim rechten Namen genannt: wir ſehen auf der einen Seite die eheliche Treue, auf der anderen eine Art von

Digitized by Google

verruchter, unſinniger Trennung zwiſchen Leib und Seele, wobei jener entweiht wird und dieſe dennoch rein bleibt; auf der einen Seite die keuſche, gehorſame, duldende Gattin, auf der anderen eine Buhlerin, die ihren Leib dem Manne verkauft hat, den ſie tödtlich haßt, aber dafür dem Manne, den ſie wirklich liebt, ihre Liebesgunſt verſagt. In ſo kindiſch und gewaltſam aus einander gezerrten Gegenſätzen gefällt ſich nun Hugo und redet ſich ein, hier habe er ganz neue und großartige dramatiſche Charaktere geſchaffen. Daher der weite und klägliche Abſtand, wenn man Hugo's drei letzte Dramen mit ſeinen drei erſten vergleicht. Denn erſtlich iſt das bloße Motiv des Gegenſatzes, und ſey es noch ſo gewaltig durchgeführt, im Vergleich mit einem wahren, tiefen lyriſchen Gedanken immer etwas Aermliches, Oberflächliches. Zweitens iſt dieſes Geſetz der Antitheſe, dem Hugo für ſein Drama huldigt, ein ſehr tyranniſches und launenhaft gefährliches, das ihn immer weiter und weiter zu ſchweren Verirrungen fortgeriſſen hat. Er iſt auf dieſem Wege vom Drama zum Spektakelſtück herabgeſunken. Indem er mit aller Gewalt durch Gegenſätze Eindruck bei den Zuſchauern bewirken will, ſo klammert er ſich, weil das bloße einſeitige Aufweiſen des Gegenſatzes innerlich nicht rührt und nicht rühren kann, an die äußerlichen Mittel, wodurch derſelbe in der Wahrnehmung der Menge recht ſchlagend verſinnlicht wird. Darum thut es ihm Noth, uns auf der Scene finſtere Kerker neben glänzenden Paläſten, Sack und Aſche dicht neben ſchwelgeriſcher Pracht, den groben Kittel neben Sammet und Seide vorzuführen. Der Decorations-Maler, der Maſchiniſt, der Theater-Schneider haben ihm helfen müſſen, die Antitheſen zu realiſiren und deutlich herauszuarbeiten. Was bietet er nicht auf für ſeine Stücke, wie viel verſchwendet er an Farbenpracht, an äußerlicher Schau, an verborgenen Treppen und Thüren, an vergoldeten Knäufen, an ſtrahlenden Zinnen, an Kronen, Mänteln, Perlenſchmuck, Halsbändern, Ritterrüſtungen; der reichſte König- und Kaiſerhof Europa's kann ſich keines größeren Luxus rühmen. Trotz alledem aber hat er das Publikum nicht gewonnen, nicht gefeſſelt.

Wenn ſeinen erſten lyriſch dramatiſchen Erzeugniſſen eine Verkennung der Natur des Dramas zu Grunde lag, ſo legten ſie doch Zeugniß ab von einem ſchönen dichteriſchen Beſtreben, und darum konnten einſichtige Freunde der Literatur ihm ihren Beifall nicht verſagen. Er war in einem Irrthum befangen, aber er kämpfte und ſtrebte mit Ehren vorwärts; der poetiſche Geiſt und Inhalt ſeiner Schöpfungen errang den Erfolg trotz der unangemeſſenen dramatiſchen Form, — und wenn er das Unmögliche erſtrebte, ſo erſtrebte er's doch auf Wegen und mit Mitteln, welche die Kunſt für erlaubt anſehen durfte. Damals mußte, auch, wer mit Hugo's Meinungen nicht übereinſtimmte, doch ſeine Ueberzeugung und ſein Streben in Ehren halten. Jetzt hat der Irrthum auch ihn auf einen Boden geführt, den die wahre Literatur zu ihrem Bereich zu ziehen verſchmäht; ſein lyriſcher Genius iſt von der Höhe auf die Bretter herabgeſtiegen und macht, der gaffenden Menge zur Augenweide, Kunſtſtücke mit der Antitheſe, Theater-Effekt mit glänzenden Puppen und Decorationen. Seine früheren aufrichtigen Freunde ſehen ihn mit großem Bedauern auf ſo hoffnungsloſer Bahn. Mit „Lucrecia Borgia“ ſah man ſich in früheren Hoffnungen getäuſcht, mit „Angelo“ ſchien leider über Hugo's Zukunft als dramatiſcher Dichter der Stab gebrochen zu ſeyn.

V. Alfred de Vigny.

Alfred de Vigny ſteht als Theaterdichter auf einem eigenen Boden, und der Grund dieſer Eigenthümlichkeit iſt in ſeiner Perſönlichkeit, in ſeiner Stimmung und Geſinnung zu ſuchen. Sein erſtes Drama, „die Marſchallin d'Ancre“, und ſein letztes, „Chatterton“, ſind freilich in Anlage, Plan und Fabel himmelweit von einander verſchieden. Dort eine vielbewegte, ereignißreiche Handlung, hier nur die ſtille Entwickelung eines Charakters; dort eine laute, weitausgreifende Bewegung, hier die Darlegung einer tiefen Innerlichkeit, die Reflexion. Und dennoch iſt eine Analogie, eine Geundähnlichkeit in beiden Stücken, natürlich nicht in der äußeren Faſſung und im Verlaufe der Handlung, ſondern in der Intention, welche der Dichter in die Haupt-Charaktere legt. Dieſe Intention und die dichteriſche Eigenthümlichkeit Alfred de Vigny's überhaupt iſt weſentlich elegiſch. In der „Marſchallin d'Ancre“ ſind mehrere ſehr vorzügliche Scenen; die Unterredungen namentlich, die dem Stücke zur Expoſition dienen, ſind höchſt anziehend, voll treffenden Sinnes, voll Eleganz. Aber die Wahrheit iſt, daß es auch dieſem Drama an Handlung fehlt. Man verſtehe uns recht: Ereigniſſe ſind viele darin, aber eine Folge von Ereigniſſen iſt noch lange keine dramatiſche Handlung. Mit Ereigniſſen giebt die Geſchichte ſich zufrieden, und der Dichter kann ſie ihr entlehnen; ſeine Sache iſt's, eine Handlung durch dieſe Ereigniſſe hindurch zu ſchlingen. Das Verhör der Leonora Galigai, der Zweikampf, womit das Stück endet, das ſind lauter Scenen voll Erhabenheit, voll Erſchütterung, voll Pathos, die noch heute in höchſter Lebhaftigkeit vor unſerem Gedächtniß ſtehen; aber der Grundzug des Charakters in dieſer Leonora bleibt, ſo gut wie im Chatterton, immer elegiſch.

Alfred de Vigny's poetiſches Talent zeichnet ſich vor anderen durch eine ungemeine Reinheit, Zartheit, Anmuth aus, und mit allen dieſen Gaben entfaltet es ſich am ſchönſten in der Darlegung des inneren Seelenſchmerzes, in der Klage. Nun iſt es zwar an ſich nicht unmöglich, daß ein Dichter in zwei ganz verſchiedenen Gattungen der Poeſie Vortreffliches leiſte; aber der Elegiker wird doch unter Allen am meiſten zu ringen und ſich zu kräftigen haben, ehe er ſeinen Erzeugniſſen das wahre dramatiſche Leben einhauchen kann. Wenn wir nun nach jenen beiden Probeſtücken von Alfred de Vigny's dramatiſchem Beruf urtheilen ſollen, ſo findet ſich, daß er in dem erſten einen recht entſchiedenen, erfolgreichen Schritt zur dramatiſchen Compoſition gethan hat, daß er aber mit dem zweiten ganz und gar wieder zum Elegiſchen zurückgekehrt iſt. Alle Elemente, welche der Dichter in „Chatterton“ dramatiſch geſtaltet hat, ſind eigentlich und in Wahrheit elegiſche.

Sehr erwünſcht, ſehr zur rechten Zeit iſt dieſes Drama über unſere Bühne gegangen; die geiſtige Reinheit und Höhe der Geſinnung, mit einem Wort der Spiritualismus, kraft deſſen es aufgefaßt und geſchrieben iſt, hat heilſam, läuternd auf den Geſchmack des Publikums und hoffentlich auch auf die dramatiſche Literatur eingewirkt, die beide ſich im Kraſſen zu verlieren drohten. Der Beifall, womit Chatterton aufgenommen worden, die andächtige und innige Theilnahme des Publikums an einem dreiaktigen Stück, deſſen ganzer Inhalt die Einſamkeit, die Verlaſſenheit eines armen Dichters iſt, — dies konnte als eine wahre Reaction gegen die jüngſten Succeſſe von Dumas und Victor Hugo angeſehen werden, eine Reaction, die Mancher gewünſcht, Mancher vorhergeſehen, die aber auch mancher Schwachgläubige für unmöglich gehalten hatte. Wir haben daran Gottlob geſehen, daß unſere Bühne noch für Beſſeres empfänglich iſt und nicht für ewig an die Reizkünſte der Sinnlichkeit und an den Pomp der Spektakel-Stücke verfallen. Unſere Zufriedenheit hierüber darf uns aber nicht zu einem allzu günſtigen Urtheil über das eigentlich dramatiſche Verdienſt des Chatterton verleiten; es iſt ein elegiſches Sujet in der zarteſten und harmoniſchſten Darſtellung, es iſt überall herrlicher, tiefer Ausdruck des Gefühls. Aber wir dürfen nicht wünſchen, daß ſolcher Erzeugniſſe mehrere auf einander folgen. Im Gegenſatz gegen den Materialismus, der die Bühne eingenommen hat, helfen ſie den theatraliſchen Sinn und Geſchmack läutern; zum Typus des Drama geworden, würden ſie ſehr bald alle Welt gleichgültig laſſen und langweilen. Wenn der Spiritualismus ſich im Drama als in einem Organ hat offenbaren können, ſo muß er in ſeinen kräftigſten Manifeſtationen auftreten, nicht in ſeiner gedämpfteſten, in der elegiſchen; die Stimme der Klage, töne ſie noch ſo ergreifend, aus noch ſo reiner Höhe des Dichtergeiſtes und der Geſinnung, wird ihre Wirkung zwar auf einen Leſer nicht verfehlen, den Zuſchauer aber leicht erſchlaffen und ermüden. Es iſt löblich von de Vigny, daß er den beſſeren Theil des Menſchen, den Dumas verleugnet und Hugo entſtellt, daß er die unſichtbare Kraft, die Ahnung der inneren Schönheit, die keine ſtürmiſch wilde Begierde erregt, daß er dies Alles in ſein Drama aufgenommen, daß er den Kampf gegen den kraſſen Senſualismus auf dem Theater erhoben hat. Aber weil Chatterton applaudirt worden iſt, darum iſt noch lange der Sieg des Beſſeren nicht gewonnen. Man vergeſſe nicht, in welchem Zeitpunkt dieſes Stück auf die Bühne gekommen iſt, ganz kurz nach den famoſeſten Produkten von Dumas und Hugo, als das Publikum ganz erſchrecklich blaſirt, als der große Haufe des beſtändigen Schauſpiels von Ehebruch und Schaffot ſatt geworden war und alle Welt durchaus nach Erregungen von beſſerer und edlerer Art ſchmachtete. Die ſtille, verſchämte, gegenſeitige Liebe des Chatterton und der Kitty Bell war ein wohlthätiger, ein anziehender Ruhepunkt für die überjagte ermattete Schauluſt; dies und der reine ſchöne Stil, die Vollkommenheit der dichteriſchen Ausführung, erklärt den Beifall und die Gunſt, welche der Dichter mit dieſem Stück gewonnen hat.

Schlußwort.

Wir haben hiemit unſere Meinung über die heutigen Theater-Schriftſteller ausgeſprochen, ohne unſeren Widerwillen oder unſere Vorliebe für die Sache zu verhehlen. Man wird uns unbillige Strenge gegen die Meiſten vorwerfen wollen und uns nachſagen, wir ſeyen Peſſimiſten. Wir können aber unſerer Ueberzeugung nach dem, was wir vor uns ſehen, nicht abhelfen. Viele werden uns angreifen, weil wir unumwunden herausſagen, was ſie ſelbſt eigentlich auch denken, aber öffentlich zu äußern für mißlich halten. Wir meinen aber, was Einer über ſolche Dinge im Stillen denkt, das iſt er gehalten, der Welt zu ſagen; denn wer wäre noch ein ſolcher Narr, ſich auf literariſche Studien und auf Kritik zu verlegen, wenn am Ende alles tiefen Nachdenkens ſich das Axiom herausſtellt, daß er — das Maul halten muß. Ich weiß wohl, wenn man ſchweigt, oder wenn man ſo vorſichtig iſt, die Fragen hinzuſtellen, aber die bedenkliche Antwort für ſich zu behalten, ſo heißt man ein guter Mann, ein wohlwollender Geiſt, und erwirbt ſich wohlfeil Freunde. Aber ſolche Freundſchaften ſind auch danach, ſie halten kein freimüthiges Wort aus. Es bleibt wahr, daß die Lyrik und der Roman heute in Frankreich weit höher ſtehen, als das Drama; jene beiden Gattungen ſind durch preiswürdige, kunſtgemäße Schöpfungen vertreten, die einen Anſpruch auf Dauer haben. Es wäre uns freilich lieber, wenn wir das heutige Drama auch loben könnten, aber es wäre nicht einmal leicht, in dieſem Sinne zu lügen; wir würden uns ſelber peinigen und doch Niemanden täuſchen. Die Wahrheit frank und frei iſt hier das Beſte, das Sicherſte, das Leichteſte.

Wenn man die genannten dramatiſchen Autoren mit einander vergleicht, ſo ſieht man, daß Jeder von ihnen ſich an eine beſondere Klaſſe von Leuten wendet: Scribe namentlich an die Financiers und Banquiers, Delavigne an die ehrbare Mittelklaſſe, Dumas, Hugo und de Vigny an die literariſch gebildete Jugend in ihren verſchiedenen Richtungen. Danach geſtaltet ſich das Publikum, welches ſie finden. Was bei Scribe eigentlich allen Stücken zu Grunde liegt, iſt Baarſchaft in Barren oder Münzen; bei Delavigne iſt es Moral, in allerhand Sentenzen von dem Glück der Ruhe und von der aurea mediocritas. Scribe und Delavigne haben es mit dem Theater eigentlich gar nicht in ſo fern zu thun, als es eine literariſche Inſtitution iſt; ſie ſchreiben nur ihrer Zuhörerſchaft zu lieb, die es gern hat, wenn man das Geld und die goldene Mittelmäßigkeit lobt; geſchieht dies zu ihrer Zufriedenheit, ſo verlangen die Geldmenſchen und die Bürgersleute nichts weiter. Es bleiben alſo nur die Drei, Hugo, Dumas und de Vigny, welche eigentlich die dramatiſche Kunſt in Händen haben. Es wird ſich Mancher wundern, der meint, ſeine Proben abgelegt zu haben, daß wir ihn nicht mitzählen; aber wir können's nicht auf unſere Verantwortung nehmen. Jene drei Kämpen repräſentiren, ziemlich deutlich, drei dramatiſche Typen: den ſinnlichen Drang, die ſchaumäßige Pracht und die weiche elegiſche Muſik. Darin ſpricht ſich auch ihre Unvollſtändigkeit aus. Hugo und de Vigny ſteht größere Vollkommenheit und Korrektheit des Stils zu Gebote; ſo

Dumas' Werken iſt keine Spur von Stil, es iſt keiner möglich, aber er weiß ſeinen Perſonen mehr ſinnliches, greifbares Leben zu geben. Von welchem unter den Dreien das Meiſte für die Zukunft zu hoffen ſey, wer mag's entſcheiden? Die Bedingung iſt, daß Jeder aus ſeiner einſeitigen Natur und Manier heraustrete; dazu gehören umfaſſende Studien und hauptſächlich poetiſche Gewiſſenhaftigkeit. Freilich darf und kann de Vigny das ſinnliche Element von Dumas nicht kopiren; freilich kann Dumas mit ſeinem Weſen nicht in die elegiſchen Motive de Vigny's eingehen; ſo ganz zieht Niemand ſeine Natur aus. Aber Jeder von ihnen hat Kräfte und Eigenſchaften, woran das Talent der beiden Anderen lernen und ſich befruchten kann. Guſt. Planche.

England.

Engliſche Zeitungs-Annoncen (Puſs).

Die Induſtrie wird in England alle Tage erfinderiſcher. Sie hat es mit einer reichen glanzliebenden Ariſtokratie zu thun, die das Geld mit vollen Händen wegwirft, die aber auch aufs unvergleichlichſte bedient ſeyn und jede Laune, jedes Gelüſt aufs prompteſte und vollkommenſte befriedigt ſehen will. Zu London namentlich giebt es ein großes Publikum von Leuten, die in Luxus, Müßiggang und Langeweile dahin leben und herzlich froh ſind, wenn ihnen Jemand mit Rath zur Hand geht, wie ſie ihre Banknoten und Guineen auf gute Art und faſhionabelem Wege los werden können. Täglich nehmen ſie, um die Zeit zu tödten, eine beträchtliche Zahl von Zeitungen, Journalen und dgl. zu ſich, und auf dieſe Leſerklaſſe ſind denn hauptſächlich die Anzeigen berechnet, mit denen die Gewerbetreibenden aller Art ihre Waaren und Dienſte auspoſaunen. Mit einer einfachen ſchlichten Ankündigung reicht man aber bei ſo langweiligen und gelangweilten, trägen und für Alles abgeſtumpften Leſern nicht aus; man muß ſie aus ihrer Apathie wecken, ihre Neugier ſtacheln und es durch alle mögliche Kunſtgriffe dahin bringen, daß ſie eine Ankündigung wirklich ins Auge faſſen, ſie leſen und ſich dafür intereſſiren. Die Zeitungs-Anzeige tritt daher in London neuerdings in allen möglichen Formen und Einkleidungen auf; ſie koſtümirt ſich als Epiſode, bald epiſch, bald dramatiſch; ſie dehnt ſich zu einer Erzählung, zu einer Novelle, zu einem kleinen Roman. Der Leſer meint, eine hübſche Geſchichte oder eine Tagesneuigkeit zu leſen, die ihn intereſſirt, die ihn ſpannt; er lieſt ſie gierig zu Ende, und ſiehe da, die Floskeln, die hochtrabenden Phraſen, der Schreck, die Rührung, das Mitleid, — worauf läuft das Alles hinaus? auf die Annonce eines Krämers, eines Tanzmeiſters oder eines Schuhwichs-Fabrikanten.

In dieſer neuen vervollkommneten Geſtalt führt die Annonce den Kunſtnamen Puſ. Es giebt Künſtler, Virtuoſen, die den Puſ in jeder beliebigen Quantität und Qualität, in allen möglichen Dimenſionen und Manieren darzuſtellen verſtehen. Ja, es iſt jüngſt ein Büchlein darüber erſchienen, voll Scharfſinn und Gelehrſamkeit, zum Gebrauch für das gewerbtreibende Publikum und für Zeitungs-Redaktoren. Wir laſſen hier ein Pröbchen von der gewöhnlichſten Art folgen:

„Geſtern Abend trug ſich am Strand ein erſchreckliches Unglück zu. Das Baugerüſt von einem Hauſe ſtürzte plötzlich ein; ein Greis von ehrwürdigem Anſehen wurde von den fallenden Holzſtücken am Kopfe getroffen und ſchwer beſchädigt. Man hob ihn auf und trug ihn in die benachbarte Offizin des Apothekers Pickergill; das Blut ſtrömte aus ſeinen Kopfwunden, er gab kein Lebenszeichen; zwei eilends herbeigerufene Aerzte bemühten ſich vergebens, ihn zu ſich zu bringen, und entfernten ſich mit der Erklärung, er wäre todt. Aus den Papieren, die man in ſeinem Portefeuille fand, ergab ſich, daß er Sir Thomas L... heiße, als Gutsbeſitzer in Northumberland anſäſſig und gegenwärtig eines Prozeſſes halber nach London gekommen ſey. Mehrere Perſonen, die Zeugen des Vorfalles geweſen, eilten jetzt, den Coroner zur Todtenſchau herbeizurufen. Als dieſer mit ſeinen Beamten in das Zimmer des Apothekers trat, war das Erſte, was er ſah, der vermeintliche Todte ſelbſt, der aufrecht auf dem Stuhle ſaß und ganz munter ausſah, nur daß ein Verband um ſeinen Kopf gelegt war. Sir Thomas ſpaßte mit den Gerichts-Beamten recht witzig, wie er jetzt wohl ſein Leichen-Protokoll aufnehmen ſollte: Gottlob, ſagte er, ich werde heute nicht an Pinto's Tafel, ſondern in Prince-Regent-Tavern zu Nacht ſpeiſen; meine lieben Neffen mögen immer noch ein Paar Jährchen warten, ehe ſie mich beerben. Darauf empfahl ſich der alte Herr, nicht ohne dem Apotheker einen anſehnlichen Beweis ſeiner Dankbarkeit zu hinterlaſſen. Der Coroner verwunderte ſich; die Leute vollends, die den Coroner geholt, waren vor Erſtaunen ganz außer ſich: ſie hatten den Mann verlaſſen, wie er mit gräßlich zugerichtetem Kopfe, über und über blutend, für todt da lag, und jetzt fanden ſie ihn wohlauf, geſprächig, fröhlich, rührig, und er ging mit dem beſten Appetit von der Welt zu ſeinem Diner. Wer hatte dieſes Wunder bewirkt? Herr Pickergill mittelſt einer einfachen Kompreſſe, die er um den zerſchlagenen Kopf des alten Mannes legte, und mittelſt ſeines vortrefflichen Wundwaſſers, wodurch ihm ſchon unzählige glückliche Kuren gelungen ſind an Leuten, die fünf Stockwerk hoch zum Fenſter heruntergefallen waren oder gar in einem Anfall von Spleen ſich eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen hatten."

Ueberhaupt muß man bemerken, daß die Londoner Apotheker ſich trefflich auf den Puſ verſtehen; Alles muß ihnen herhalten, Anekdote und Weltgeſchichte, Tragödie und Komödie, Entſetzliches, Pathetiſches und Komiſches. Jede Spezerei, jede Arznei hat in dieſem Genre ihre eigene Literatur. Aber es geht nicht immer ſo gewaltig her, daß Häuſer einſtürzen; wir geben Folgendes als Muſter eines ruhigeren Styles:

„John R...., der Sohn einer reichen Familie, war von Jugend auf bruſtkrank. Sein Jünglingsalter verſtrich ihm kläglich unter unaufhörlichen Leiden; er war Erbe eines großen Vermögens, aber er hatte keinen Genuß davon. Gegen ſein dreißigſtes Jahr verfiel er in den höchſten Grad der Lungenſucht, die Aerzte gaben ihm nicht lange mehr zu leben. Darüber freute ſich Niemand mehr, als ſeine Vettern und muthmaßlichen Erben. Es ging ſchnell mit dem Kranken abwärts, er ſchleppte ſich tagtäglich zuſehends dem Grabe näher; ſeine Füße trugen ihn kaum; mit ſeinem bleichen, abgefallenen, hohläugigen Geſichte ſah er aus, wie ein dem Todtengräber entronnenes Geſpenſt. Unter ſolchen Umſtänden ſetzten jene Verwandte alle ſchonende Rückſicht bei Seite, ſie ſpekulirten offenkundig auf ihres Vetters Tod und machten im Voraus Schulden auf ſeine Güter. Dieſes Benehmen empörte den Kranken ſo tief, daß er ſich plötzlich entſchloß, ſeine Vettern zu enterben und all ſein Vermögen auf eine Leibrente anzulegen. Der Bevollmächtigte des Entrepreneurs der Rente kam mit einem Arzte, ſich von dem Geſundheitszuſtande John's zu unterrichten, und da es zum Sterben mit ihm ging, ſo wurden ihm unbedenklich funfzehn Procent jährlich als Rente von ſeinem Kapital bewilligt. Der Vertrag wurde rechtskräftig ausgefertigt und unterzeichnet, und der todtkranke Mann ſah auf einmal ſeine jährlichen Einkünfte verdreifacht. Die ganze Familie John's aber erhob ein lautes und wüthendes Geſchrei gegen ihn: er wäre undankbar, hieß es, herzlos, niederträchtig gegen die Seinigen und obendrein ein elender Dummkopf, für ſein ganzes Vermögen eine Leibrente auf ein Vierteljahr zu kaufen; denn länger würde er's doch nicht machen. In der That ging es mit John alle Tage ſchlimmer. Eines Tages, nach vielen Monaten, werden ſämmtliche Verwandte in John's Haus eingeladen; ſie zweifeln nicht, daß es dem Begräbniſſe ihres lieben Vetters gilt, und während ſie ſich zur Trauer-Ceremonie in tiefes Schwarz kleiden, wünſchen ſie im Herzen den Verſtorbenen zu allen Teufeln, der über all ſeinen Beſitz ſo thöricht und boshaft verfügt und ihnen nichts zu erben gelaſſen habe, als ſein Mobiliar-Vermögen. Wer ſchildert nun aber ihr Erſtaunen, als ihnen bei ihrem Eintritte in das Haus John ſelbſt entgegen kam, geſund, friſch und munter und bei der beſten Laune, und als er ſie, ſtatt zu einem Leichenzuge, vielmehr zu einem trefflichen und reichlichen Frühſtück um ſich verſammelte, wobei er ſelbſt in alle Gerichte wacker mit einhieb und allen Weinen die gebührende Ehre anthat. Nach dem Frühſtücke machte man einen weiten Spaziergang; John marſchirte ſeine Strecke wie ein Held und ſchien gar keine Anſtrengung zu verſpüren. Waren die Herren Vettern darüber nicht wenig verblüfft, ſo hätte der Spekulant, welcher John's Kapitalien und Güter auf funfzehn Procent jährlicher Leibrente genommen hatte, ſich vollends die Haare ausraufen mögen. Er kann ſich die ſchönſte Hoffnung machen, die Rente noch mindeſtens vierzig Jahre lang zu bezahlen; denn John R.... iſt ſeitdem an Geſundheit und Stärke ein wahrer Athlet geworden; er iſt verheirathet, hat zwei Söhne und hofft, Urenkel zu erleben, um ſie zu lehren, die Moriſon'ſchen Pillen ewig in dankbaren Ehren zu halten, dieſe wunderthätigen Pillen, die wahre Lebenerrettung für alle Schwindſüchtige."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Leontine Zurzkowska. So heißt die ausgezeichnetſte jetzt lebende Polniſche Schauſpielerin. Die Nationalbühne in Warſchau beſitzt überhaupt eine Auswahl tüchtiger Künſtler. Freilich giebt es außerdem nur noch zwei oder drei Polniſche Schauſpieler-Geſellſchaften, aber es ſcheint in der That, daß gerade da, wo die dramatiſche Kunſt nicht allzu ſehr im Lande verbreitet iſt, wie dies auch in Deutſchland noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Fall war, die auf wenigen Punkten konzentrirten Talente ſich gegenſeitig mehr an einander entwickeln und ausbilden können. Wundern wir uns daher nicht, wenn ein Reiſender uns erzählt, daß er in Warſchau Schiller's „Jungfrau von Orleans" in einer Polniſchen Ueberſetzung viel gerundeter habe darſtellen ſehen, als auf irgend einem Deutſchen Theater. Beſonders aber iſt es Leontine Zurzkowska, die als Jeanne d'Arc einen wunderbaren Eindruck machen ſoll. Die drei Lebensmomente der Jungfrau, das einfache Hirtenmädchen, die gottbegeiſterte Seherin und Heldin, und endlich das liebende Weib ſoll ſie mit ſo zarten Uebergängen und ſo voll künſtleriſcher Wirkung geben, daß der leicht zerſtörbare poetiſche Duft, den der Dichter über ſeine Schöpfung gehaucht hat, unverſtümmelt auch in der theatraliſchen Darſtellung bleibt. Ihre Geſtalt und die Grazie ihrer äußeren Bewegung ſollen an die reizende Fanny Elsler, ihr Organ aber und ihr ergreifendes Spiel an die verſtorbene Sophie Müller erinnern. Während ihr Rollenfach, beſonders in den aus dem Franzöſiſchen überſetzten Stücken, im Ganzen mit dem der Dlle. Lanceſtre übereinzuſtimmen ſcheint, verſucht ſie ſich doch auch in den entgegengeſetzten Extremen, und ſo giebt ſie unter Anderem die alte Zigeunerin Viarda in Wolff's und Weber's „Precioſa" mit einer Wahrheit, die die Zuſchauer vor dieſer geſpenſtiſchen Wahrſagerin erſchrecken macht. Sie lacht, indem ſie zu dem alten Spaniſchen Grande ſagt: „Ei, gnädiger Herr, wenn meine Enkelin Precioſa Euren Sohn heirathet, ſo bin ich ja Eure Verwandte", aber ſie lacht dann mit ſo dämoniſcher Gewalt, daß ſich das Gelächter unauslöſchlich in das Gedächtniß einprägt. Schade, daß das Polniſche ſo wenig bei uns verſtanden wird; wir würden ſonſt die Künſtlerin einladen, auch in Deutſchland einmal Schiller's Jungfrau und die alte Viarda zu geben: Denn gerade die fremde Auffaſſung Deutſcher Rollen könnte uns vielleicht noch eine ganz neue Seite an ihnen zeigen, wie uns ja oft auch Engländer verſichert haben, daß ſie bei guten Deutſchen Aufführungen Shakeſpeariſcher Stücke manche Schönheit derſelben kennen gelernt hätten, die ihnen bei der typiſchen nationalen Darſtellung ihres großen Dichters ganz entgangen ſey.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 32. Berlin, Mittwoch den 15. März 1837.

Frankreich.

Das Schmuggel-Syſtem der Kontinental-Sperre.

Von Leon Gozlan.*)

Diejenigen, die jetzt unſere Seeſtädte beſuchen und mit Recht über das darin herrſchende geſchäftige Leben erſtaunt ſind, können ſich wohl kaum vorſtellen, wie traurig es zur Zeit unſerer Kriege mit England dort ausſah. Dumpfe Stille war damals an die Stelle der früheren geräuſchvollen Thätigkeit getreten; aller Handel ſtockte; man hörte keinen freudigen Geſang im Hafen, keinen Jubelruf von ankommenden oder auslaufenden Schiffen, und vergebens ſuchte das Auge auf dem Landungsplatze nach den pyramidenförmig aufgethürmten Ladungen von Kaffee, Rum, Taback oder anderen Kolonial-Waaren, die ſonſt von dieſen Städten aus nach allen Theilen Frankreichs hin verſendet wurden. Nur einige alte Seeleute, die verſtümmelt und zum Dienſte ſo untauglich wie ihre Schiffe waren, belebten die traurige Scene, und dieſe troſtloſe Lage verdankten wir der Kontinental-Sperre.

Die Kontinental-Sperre! Iſt das nicht eine jener furchtbaren Ideen, die nur in dem Kopfe eines Napoleon entſpringen und allein mit dem Willen und dem Beiſtande einer ganzen Nation ausgeführt werden konnte? Damit Napoleon nicht untergehe, mußte Englands Macht gebrochen werden. Unverletzlich und durch ihre Lage vor jedem Angriff geſchützt, lag die Britiſche Inſel da; man mußte ihr an irgend einem anderen Orte beizukommen ſuchen, und Napoleon's Genie erfand bald ein ſicheres, unfehlbares Mittel, das ſtolze England zu demüthigen: er wollte ihm alle ſeine Berührungs-Punkte mit anderen Ländern abſchneiden, um ihm ſeine beſte Lebenskraft zu rauben; der ganze Kontinent ſollte — ſo hatte er es beſchloſſen — die Engliſchen Schiffe wie verpeſtete Fahrzeuge zurückweiſen; gegen ſie ſollte jede Küſte zu einer Batterie, jeder Felſen ein Gibraltar, jede Stadt zu einer Feſtung und jeder Hafen zu einem Abgrunde werden.

Wer aber verhinderte die Ausführung dieſes großen Planes, den ein Napoleon erſonnen? Nur ein Mann konnte es — Napoleon ſelbſt; er hatte die Kontinental-Sperre geſchaffen, er war es auch, der den Kontinental-Schleichhandel ſchuf. Unter ſeinen Augen wurde die Contrebande in Frankreich eingeführt, hier direkt durch ein kühnes Schmuggler-Schiff und dort auf Umwegen zur See nach der Levante und von da zu Lande über Salonichi, Brody, Wien und den Rhein nach Paris. Die Geſchichte jener Zeit ſagt das Nähere, und wir wollen den Lauf unſerer Erzählung verfolgen.

Mitten in einem Hafen des Kanals la Manche, der ſo wie alle andere Seehäfen von dieſem plötzlichen Handels-Stillſtand betroffen worden, lag ein großes Engliſches Schiff, das die Franzoſen genommen hatten. Es war alles Takelwerks, aller Maſten beraubt und glich einer unförmlichen Maſſe Holz, die unbeweglich wie ein Haus auf dem grünen ſtehenden Waſſer ruhte. Wer hätte wohl in dieſem entſtellten Schiffe den fürchterlichen „Alcyon", der dem Franzöſiſchen Handel ſo vielen Schaden zugefügt und unſeren Aſſuradeurs ſo ſchlafloſe Nächte gemacht hatte, wieder erkannt? Die Zahl der Fahrzeuge, die aus dieſem Hafen ausgelaufen und von dem „Alcyon" genommen oder verbrannt wurden, beläuft ſich auf zwei- bis dreihundert; die Seeleute ſuchten jedes kleine Gefecht mit ihm zu vermeiden, ſie wichen ihm ſo viel wie möglich aus, und ſelbſt die Kühnſten erſchraken, wenn ſie, trotz aller Manöver, mit dem Ungeheuer zuſammentrafen. Nur ein alter Franzöſiſcher Korſar, Namens Scipio, hatte in einem Augenblicke des Zorns, den ein neuer Sieg des „Alcyon" ſtärker als je in ihm anfachte, geſchworen, den kühnen Segler, der gleich dem Vogel (alcyon, Eisvogel), deſſen Namen er trug, am Horizonte auftauchte und mit Blitzesſchnelligkeit wieder verſchwand, nicht nur zu erobern, ſondern ihn auch aufs tiefſte zu entehren: er wollte das Schiff in den Hafen bugſiren, ſeine Maſten abſägen und dann ein Haus aus dem einſt ſo gefürchteten Fahrzeuge machen; denn das war, den Begriffen eines Seemannes nach, die ſchimpflichſte Erniedrigung. Die Verachtung ging weit, glaube ich; aber die Kühnheit blieb wahrlich nicht hinter ihr zurück. Scipio griff den „Alcyon" an, eroberte und bugſirte ihn, kappte ſeine Maſten, überſtrich das Schiff mit Steinmörtel und veränderte das ganze Fahrzeug dergeſtalt, daß man ſein früheres Ausſehen freilich nicht wieder erkennen konnte, obgleich es keinesweges einem Hauſe glich. Scipio triumphirte; er hatte den „Alcyon" verſtümmelt, und in ſeinen Augen war er zu einem unanſehnlichen Hauſe herabgewürdigt.

Niemals hatte wohl Jemand einen tieferen, glühenderen Haß gegen die Engländer genährt, als Scipio; er konnte ihrer nicht erwähnen hören, ohne mit den Zähnen zu kniſchen und die Fauſt zu ballen, als ob er der ganzen Nation Verderben drohe. Ich kannte ihn, dieſen leidenſchaftlichen Piraten. Sein Vater war von den Briten getödtet worden; ihn ſelbſt hatten ſie verwundet und nach Portsmouth geſchleppt, wo er lange Zeit im Kerker ſchmachten mußte. Wenn er erzählte, wie er und die Seinigen bei der Eroberung des „Alcyon" die Engliſchen Matroſen niedergemetzelt hatten, war er wahrlich imponirend vor Zorn und Begeiſterung. Scipio hatte ſich mit ungefähr 20 Invaliden, die früher daſſelbe Handwerk getrieben hatten wie er, an Bord des „Alcyon" zurückgezogen; täglich ſah man vom Kai und den beiden Ufern aus, wie die Piraten, mit der Pfeife im Munde, auf dem Verdecke ihres ſogenannten Hauſes hin und her gingen oder ihre Fernröhre nach allen Gegenden des Horizontes hin richteten, um das Segel irgend eines befreundeten Korſaren zu erſpähen, der vielleicht mit einer guten Priſe von ſeinen Streifzügen zurückkehrte.

„Iſt es wohl begreiflich", ſagte der alte Scipio zu ſeinen Kameraden, „daß die Stadt noch jetzt, wie in Friedenszeiten, mit Kaffee, Zucker, Taback, leinenen und baumwollenen Zeugen verſehen iſt, obgleich ſchon ſeit vielen Wochen kein befreundetes Schiff die Anker hier geworfen hat?" — „Das macht, wir ſind verrathen und verkauft", erwiederte man ihm; „wißt Ihr denn wirklich nicht, Meiſter Scipio, daß man hier jede Nacht, faſt vor unſerer Naſe, trotz der Säbel der Douaniers und der Flinten unſerer Küſten-Wächter, große Vorräthe Engliſcher Waaren ans Land ſchafft?" — „Wahrhaftig, Freunde", fügte ein Dritter hinzu, „die Blokade wird kaum reſpektirt; es giebt keinen Patriotismus mehr. Dieſe Bettler von Krämern ſind froh, wenn ſie ihre Tonnen mit Zucker aus Jamaika und mit Kaffee von der Inſel Bourbon füllen können, und unſere Waarenhändler würden, glaub' ich, die Schlüſſel des Zeughauſes für eine Elle Engliſchen Muſſelin ausliefern: das iſt, wahrhaftig, die beſte Art, mit den Engländern fertig zu werden."

„Nun denn", ſagte Scipio, „obgleich es uns mit Hülfe der Briten an nichts fehlt, ſo wollen wir doch unſerem Eide treu bleiben. Wir müſſen den ſchlechteſten Franzöſiſchen Taback übertrieben theuer bezahlen, während man uns den beſten Engliſchen für die Hälfte des Preiſes verkauft. Von heut an rauchen wir nur Franzöſiſchen Taback!" — Und Alle riefen einſtimmig: „Keinen Engliſchen Taback mehr!"

„Das Pfund Zucker koſtet 10 Franken: der hereingeſchmuggelte wird uns für 8 Franken angeboten", fuhr Scipio fort. — „So kaufen wir auch keinen Zucker mehr!" riefen die Seeleute. — „Und mithin auch keinen Kaffee?" — „Auch dem Kaffee entſagen wir. Es lebe die Kontinental-Sperre! Wollte Gott, daß wir dem Engländer dadurch Schaden zufügen könnten." — „Was unſere Frauen betrifft", fuhr Scipio fort, „ſo mögen ſie ſich kleiden, wie ſie wollen; doch wehe ihnen! wenn ſie Holländiſche Leinwand, oder Muſſeline, die von den Engländern eingeführt worden, tragen; ſie können ſelbſt ſpinnen und weben, und niemals dürfen ſie es wagen, den Engliſchen Handel zu begünſtigen. Wenn alle Franzoſen ſich der Sperre ſo lebhaft annähmen, wie wir, ſo würden die Engländer bald zu Grunde gerichtet ſeyn." — Und dieſe braven Seeleute, die mit der Blindheit des Fanatismus zugleich eine gar falſche Staats-Oekonomie verbanden, wollten lieber alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, als ſie der Engliſchen Contrebande zu verdanken haben.

In der That bietet es einen höchſt auffallenden Kontraſt, wenn ein Handelsplatz, der des Abends noch der nöthigſten Kolonial-Waaren entbehrt, am anderen Morgen reich mit allen ausländiſchen Produkten verſehen iſt, obgleich kein Franzöſiſches Schiff in den Hafen einlief. — Dennoch hatte erſt vor kurzem ein erneuertes Geſetz den Schleichhandel bei Todesſtrafe unterſagt.

„Was thut denn aber unſer Marine-Commiſſair", fragte Scipio, „warum ſchickt er nicht alle bewaffnete Zoll-Schiffe gegen dieſen verdammten Schleichhändler? Er erſcheint des Abends, ladet ſeine Waaren des Nachts aus, wenn der Wind oder die Gelegenheit ihm günſtig iſt, am anderen Morgen aber iſt er auf und davon und weit außer dem Bereiche unſerer Zoll-Beamten." — „So iſt es allerdings. Aber habt Ihr nicht bemerkt, Meiſter Scipio, daß er gerade immer nur dann landet, wenn die bewaffneten Schiffe ihren Lauf nach einer anderen Seite hin gerichtet haben?" — „Ich habe es auch ſchon beobachtet. — So wird er alſo immer unſere Magazine mit ſeiner Contrebande füllen? Das dauert wahrhaftig ſchon viel zu lange. Sein Schiff ſchwimmt

*) Es iſt dies eine Epiſode aus dem ſo eben unter dem Titel „Les Méandres" erſchienenen Buche des Herrn Gozlan: allerdings eine etwas romantiſch ausgeſchmückte Fiction, aber doch der Wahrheit ziemlich nahe kommend.

Digitized by Google

raſch, das geſtehe ich; aber unſere Kugeln fliegen doch noch ſchneller. Der „Alcyon“ ſegelte auch gerade nicht langſam, was meint Ihr dazu? Darunter muß ein Geheimniß ſtecken. Ich möchte wohl wiſſen, wie ſo er immer ſo genau den günſtigen Moment zur Landung wiſſen kann?... Aber bemerkt Ihr nichts dort unten, oſtwärts von hier, am äußerſten Rande des Horizontes, auf jener blauen leichtſchäumenden Waſſerlinie? Reicht mir ſchnell mein Fernrohr. Wenn das der verdammte Schleichhändler wäre!“

Und Scipio, den Blick unverwandt auf den Punkt, den er am Horizonte bezeichnet hatte, gerichtet, nahm das Rohr aus den Händen eines ſeiner Kameraden, bückte ſich, kniete nieder und veränderte ſeine Stellung aufs neue, bis dieſe endlich mit der Linie am Horizonte parallel war: das Fernrohr fiel auf den Ruhepunkt, ſein Auge berührte das Glas; ſtill wie im Gebet verſunken, lag der alte Korſar da; ſeine Kameraden ſtanden um ihn her und athmeten kaum, ſo geſpannt ſahen ſie auf jede ſeiner Bewegungen; endlich unterbrach er ſelbſt das tiefe Stillſchweigen. „Woher kommt es denn“, rief er, indem er fortwährend die Höhe des Horizonts maß, „daß ein junges Mädchen, in einem ſchönen blauen Kleide, täglich zu derſelben Stunde, zwei Meilen von der Stadt am Ufer des Meeres ſpazieren geht? ich habe ſie ſchon mehrere Male durch mein Glas beobachtet, ſie ſcheint die Geliebte irgend eines hübſchen Offiziers von der Feſtung zu ſeyn.“ ... Dann brach er plötzlich ab, als ob ein neuer Gegenſtand ihn frappirt. Seine Kameraden, welche die Schärfe und Richtigkeit ſeines Blickes wohl kannten, wagten es endlich nach einer langen Pauſe, das Stillſchweigen zu unterbrechen. „Nun, Scipio?“ fragte Einer von ihnen. — Keine Antwort. „Scipio, was giebt's dort unten?

Der Korſar ſtand auf, ſchloß mit der größten Kaltblütigkeit ſein Fernrohr und ſagte dann trocken: „Es iſt richtig, es iſt der Schleichhändler, morgen iſt das Pfund Zucker oder Kaffee um zehn Sous billiger als heut, und unſeren Damen wird es, Gottlob! zu den nächſten Feſttagen nicht an Muſſelin fehlen. Bei meiner Treu! ich gehe augenblicklich zu dem Marine-Commiſſair, und wehe ihm, wenn er mir den Kaperbrief verſagt! Ich weiß, daß nur eine ſchlechte Goelette in dem Hafen liege, und verlange nichts als dieſen Kahn, er iſt für mich hinreichend. Und nun ſeht, ob wir nicht verrathen ſind; gerade jetzt, wo keine einzige unſerer bewaffneten Schaluppen in der Nähe iſt, zeigt ſich der Engliſche Schleichhändler. Kein Zweifel mehr, unſere lieben Landsleute dort in der Stadt ſind mit ihnen im Einverſtändniß; ſie haben verabredete Zeichen ... Wo aber ſoll man dieſe auf den tauſend Dächern der Häuſer herausfinden?“ Meiſter Scipio ſtieg ans Land und machte ſich auf den Weg nach der Wohnung des Marine-Commiſſairs.

Während dieſer Zeit ward das Schiff nach und nach ſichtbarer; es vergrößerte ſich immer mehr und mehr, blieb aber doch noch weit genug vom Ufer entfernt, um vor jedem Angriff ſicher zu ſeyn. An ſeinen Bewegungen, die bald lebhaft und raſch, bald langſam und ängſtlich waren, konnte man wohl ſehen, daß es nur näher komme, um beſtimmt zu wiſſen, ob es ſich ganz entfernen oder ſpäter an der Küſte anlegen ſolle. Der Engländer erwartete augenſcheinlich ein Signal.

Meiſter Scipio hatte glücklich die Wohnung des Marine-Commiſſairs erreicht; aber es koſtete ihm keine geringe Mühe, bis in das Nebenzimmer des großen Saales zu gelangen, wo der hohe Beamte an dieſem Tage en famille ſpeiſte. Er wurde von zwanzig galanten Bedienten befragt, hin und her geſtoßen und aufgehalten. Der Luxus, der in allen Zimmern herrſchte, ärgerte ihn; ſo wie alle Seeleute, wußte auch er die Dienſte, welche die Adminiſtrations-Beamten dem Staate leiſteten, nicht zu ſchätzen; er erſtickte einige derbe Flüche, zählte die Flieſen des Zimmers und die Nägel an den Lehnſtühlen, dann aber war ſeine Geduld erſchöpft: er ſprang auf, ergriff die Klingel, die auf einer prachtvollen Konſole ſtand, und ſchellte, ſo laut er konnte. Ein Bedienter trat ein: „Sagen Sie dem Herrn Commiſſair, daß ich ihn zu ſprechen wünſche.“ — „Die Sprechſtunde iſt vorüber; es iſt jetzt 5¼ Uhr; nach fünf wird Niemand mehr vorgelaſſen.“ — „Und doch muß und will ich augenblicklich zu ihm“, ſagte Scipio, „ich höre ihn dort im Saale und werde gleich unangemeldet hineingehen“ — „Wen ſoll ich melden?“ — „Einen Seemann.“ — „Von welchem Range?“ — „Iſt denn des Fragens kein Ende? Ich bin Korſar.“

Scipio packte den Bedienten bei den Schultern und ſchob ihn in den Saal, wo man einige Minuten ſpäter eine leichte Unruhe wahrnahm. „Mein Herr“, ſagte der wiedereintretende Lakai, höflicher als vorher, „der Herr Commiſſair ertheilt dreimal wöchentlich Audienz. Dienſtags von zehn bis eilf Uhr Morgens iſt er für diejenigen zu ſprechen, die Nachrichten zu geben oder Anſprüche auf Belohnung zu machen haben, Mittwochs von eilf bis zwölf für ſolche, die eine Anſtellung wünſchen und Donnerſtags von zwei bis vier Uhr melden ſich Alle, welche um ihren Abſchied einkommen wollen. Nun ſehen Sie, zu welcher Kategorie Sie gehören. Ich empfehle mich Ihnen.“

„Donner und Blitz!“ rief Scipio, „heut iſt erſt Freitag, und ſo müßte ich noch vier Tage warten, ehe ich den Commiſſair darauf aufmerkſam machen kann, daß der Schleichhändler in unſerer Rhede herumſpukt?“ Er ergriff die Klingel aufs neue und ſchellte heftiger als vorher. Der Bediente trat wieder ein. „Gehen Sie zu Ihrem Herrn zurück und ſagen Sie ihm, daß ein Engliſcher Contrebandier in der Nähe iſt; in einer Stunde wird es dunkel ſeyn, und morgen früh haben wir die ganze Ladung verbotener Waaren in der Stadt, wenn er es nicht zu verhindern ſucht.“ Der Bediente gehorchte. Bald kehrte er wieder zurück und ſagte, daß der Herr Commiſſair ihm für ſeine Nachricht danke, daß er aber ſchon vorher von der Ankunft des Schleichhändlers unterrichtet geweſen ſey und nach Tiſche die ferneren Befehle ertheilen werde. „So gehen Sie noch einmal zu ihm zurück“, rief der alte Scipio wüthend, „und ſagen Sie, daß ich nicht bloß hergekommen wäre, um die Nachricht zu bringen und meine Meinung zu ſagen, ich verlange einen Kaperbrief von ihm, weiter nichts; aber der muß mir gleich ausgefertigt werden, verſtehen Sie mich?“ Er wurde gebeten, ſich nur noch ein wenig zu gedulden. Eine halbe Stunde verging und kein Bedienter erſchien, um ihn zu dem Marine-Beamten zu führen. Endlich wurde der Braten in den Speiſeſaal getragen und Scipio's Ungeduld ſtieg aufs Höchſte. „Die Nacht bricht herein“, ſagte er, „der Wind hat ſich ganz gelegt; der Schmuggler wird von der plötzlich eingetretenen Stille überraſcht ſeyn, und wir könnten keinen günſtigern Moment finden, ihn zu fangen, als jetzt, aber in einer Stunde iſt es zu ſpät; er wird die Dunkelheit benutzen, um ſeine Contrebande ſo ſchnell als möglich abzuladen oder zu entfliehen; und mich haben ſie hier feſtgenagelt, wie ein altes unbrauchbares Stück Geſchütz.“ Gewiß hätte man im Nebenſaale die lauten Ausbrüche ſeines Zornes bemerkt, wenn es nicht dort ebenfalls geräuſchvoll genug zugegangen wäre. Scipio hörte das Klingen der Gläſer und Teller, das laute Gelächter der Gäſte, und ſeine Geduld war erſchöpft. „Das nennen ſie Vaterlandsliebe, dieſe ſchönen Herren“, rief er, „ſie ſchwelgen an der Tafel, während der Engländer dort die Sperre zu überſchreiten wagt. Die Nacht bricht herein und ſie eſſen noch immer; ich konnte wahrlich keinen Biſſen in den Mund nehmen, ſeitdem ich dieſen Hund von Schleichhändler geſehen habe.“ (Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Annuaire pour 1837, par le bureau des longitudes. 1 Fr.
Le registre de Mademoiselle. — Von Baudot. 7½ Fr.
Relation du voyage de la commission scientifique de Morée. — Von Bory de St. Vincent. Erſter Band. Nebſt Atlas.
Leçons de physiologie. — Von Lordat. 5 Fr.
Allégories pour la jeunesse. — Von Mrale.
Le docteur de Tombouctou. — Von de Pompery. 7½ Fr.
Recherches sur l'affection tuberculeuses des os. — Von Nelaton.

England.

Engliſche Zeitungs-Annoncen (Pufs).

(Schluß.)

Manchmal iſt der Puf nur etliche Zeilen lang, aber auch in dieſer Kürze nie ſo dürr und trocken, ſo auf das Nöthigſte zur Sache ſich beſchränkend, wie die Annoncen in Franzöſiſchen und Deutſchen Zeitungen. Auch begnügt er ſich nicht mit einem verlornen Plätzchen oder Winkelchen auf der letzten Seite oder in den Beiblättern. Der Puf ſucht ſich in den Engliſchen Zeitungen die günſtigſte Stelle aus; gleichſam ein ſchlankes, ſchmächtiges, pfiffig verwegenes Bürſchchen, weiß er ſich überall einzuſchleichen und die höchſte Stelle in den mächtig hohen Zeitungs-Kolumnen zu erklettern. Mitten aus der Londoner Tages-Chronik ſteckt er ſeinen Kopf hervor; er hängt ſich an die Neuigkeiten, an die Skandale und Kurioſa, die kein neugieriger Leſer überſchlägt. Die geleſenſten Londoner Blätter melden, wie folgt:

— „Die Herzogin von Norfolk hat bei Sr. Majeſtät dem Könige Privat-Audienz gehabt; ſie trug eine Robe von grünem Sammet aus dem Atelier der berühmten Mrs. Abbot.“

— „Der ſehr ehrenwerthe Henry P.... hielt Abends im Unterhauſe eine Rede zu Gunſten der Bill; er ſprach mit glänzender Beredſamkeit und ſiegreicher Logik; die Oppoſition war ſichtlich dekonzertirt. Aufſehen erregte die neue Perrücke des Redners, die Birwill meiſterhaft verfertigt hat.“

— „Geſtern Abend wurde in Drury-Lane die Weberſche Oper „der Freiſchütz“ gegeben. Bekanntlich verkauft in dieſem Stücke ein Jäger dem Teufel ſeine Seele und bekommt dafür drei Freikugeln, mit denen jeder Schuß trifft. Das kann man aber heute ohne Teufel und Zauberei haben, wenn man ſich eine Flinte aus der Waffen-Fabrik von Morſart anſchafft. Dieſe Flinten ſchießen ſo ſicher, daß man nie damit fehlt, auch wenn man gar nicht ſcharf zu zielen verſteht.“

— „Der alte Doktor Abraham Lewis wurde neulich in Geſellſchaft gefragt, wie er nur bei ſeinem hohen Alter noch in ſeiner überaus klein gedruckten Bibel leſen könne? Es iſt wahr, erwiederte er, neunundneunzig Jahre bin ich alt, und meine Augen ſind ſehr ſchwach; aber ich darf nur meine Brille von Blackinſton aufſetzen, ſo kann ich geläufig leſen, und wenn es auch die kleinſte Perlſchrift wäre.“

— „Sir Henry B.... hat ſich geſtern mittelſt einer Schnur von vegetabiliſcher Seide erhängt. Dieſe Seide iſt ein höchſt brauchbarer und empfehlenswerther Artikel; man findet die beſte Auswahl bei ....“

Allein im Ganzen ſtehen ſo kurze und kleine Pufs nicht beſonders im Kredit; wer ſicher ſeyn will, einen namhaften Effekt zu machen, der muß mindeſtens etwas ſo Umſtändliches und Ausgezeichnetes liefern, wie folgendes Geſchichtchen:

„Lord Arthur S.... war ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, von der feinſten, vollkommenſten Bildung, Erbe einer Pairie und eines großen Vermögens, dabei von der Natur mit den ſchönſten Eigenſchaften des Körpers und des Geiſtes verſchwenderiſch ausgeſtattet. Er war hoch gewachſen und von männlich ſchönem Geſicht; er hatte ſeine glänzenden Talente durch gründliche Studien zu Oxford ausgebildet; aber auch in angenehmen Künſten und in allen Leibesübungen war er unübertrefflich: er ſang unvergleichlich ſchön, er ſaß zu Pferde wie ein Centaur und traf mit der Piſtole ſein Ziel trotz Herrn Gendebien. Hauptſächlich aber in der Führung des Degens that es ihm Niemand gleich, und in mehreren Duellen bereits hatten die Gegner blutend oder ſterbend für Lord Arthur's Ueberlegenheit Zeugniß gegeben. Er hatte die Fechtkunſt unter den beſten Meiſtern ſtudirt und ließ es ſich noch fortwährend angelegen ſeyn, dieſe Fertigkeit höher auszubilden; das Fechten war ſeine Vorliebe, ſo zu ſagen ſein Steckenpferd. Auf ſeinen Reiſen verſäumte er nie, ſo oft er in einer bedeutenden Stadt anlangte, den beſten Fechtmeiſter holen zu laſſen und Stunden bei ihm zu nehmen. Zwar in den meiſten Fällen konnte er ſelbſt den Fecht-

Digitized by Google

meiſter mehr lehren, als von ihm lernen; doch aber profitirte er auf dieſe Weiſe unendlich viel, er lernte die verſchiedenſten Methoden und Fechtkunſtgriffe aller Europäiſchen Länder kennen, und wo er hinkam, da galt er unbeſtritten als der geſchickteſte und furchtbarſte Degen."

„Dieſer junge Mann begab ſich im Jahre 1833 auf die Reiſe von London nach dem Kontinent, und zwar zunächſt nach Paris, wo er ſich in den Strudel der Vergnügungen ſtürzte, welche dort einem jungen und reichen Fremden auf jedem Schritt und Tritt zu Gebote ſtehen. Der Großbritaniſche Botſchafter präſentirte den jungen Lord in den höchſten Geſellſchaften und Salons; er fand überall den glänzendſten Succeß, er kam in die Mode, und er hatte die Ehre, durch ſeine bonnes fortunes einigen Skandal in der Pariſer Welt zu verurſachen, wo doch Ereigniſſe dieſer Art zu dem Allergewöhnlichſten gehören und ſonſt gar kein Aufſehen machen."

„An einem Vormittage bemerkte Lord Arthur, als er eben längs des Tuilerieen-Gartens auf und ab ſpazierte, hinter dem Gitterzaun eine Dame, die ganz allein, in eine anziehende Lektüre verſenkt, auf der Terraſſe des Feuillans langſam hin und her ging; ihr Wuchs, ihr Gang, ihr ganzes Weſen ſchien ihm höchſt anmuthig und reizend. Er eilte in den Garten und ging ihr nach; ſie hatte von der Terraſſe ihren Weg nach der petite Provence genommen; da ſchlug ſie ihr Buch zu, blieb ſtehen und ſah den Schwänen zu, die im klaren Waſſer ſchwammen und ſpielten. Arthur ſtellte ſich in ihre Nähe und konnte ſie nun mit voller Muße betrachten; er ſchwor ſich zu, nie etwas Reizenderes geſehen zu haben. Sie war höchſtens zwanzig Jahre alt, brünett, ihre Geſichtsbildung voll reizender Schönheit und Lebhaftigkeit, der Blick ihrer großen blauen Augen ſtolz und doch ſittlich. Nach einer Viertelſtunde ungefähr kam ein junger Mann, der die Dame vertraulich grüßte; ſie hieß ihn mit freundlichem Lächeln willkommen, nahm ſeinen Arm, und Beide zuſammen ſchlugen den Weg nach den Champs-Elisées ein. Lord Arthur folgte ihnen eine große Strecke und ſchickte ihnen dann einen Lakaien nach, um auszukundſchaften, wer ſie wären. Noch an demſelben Abend brachte der Lakai Auskunft: die Dame war eine Italiänerin, Eliſa B....., der Herr ein Engländer, Sir Charles D....; Beide jung, Beide kannten ſich erſt ſeit zwei Monaten und waren in einander verliebt bis über die Ohren. Lord Arthur verſuchte, ſich der Dame zu nähern, aber man ſchien ihn gar nicht zu bemerken. Eine Woche lang beſchäftigte ihn dieſe Caprice, dann ſchlug er ſie ſich aus dem Sinn und verlor Beide aus den Augen."

„Sechs Monate hielt Lord Arthur ſich zu Paris auf, dann reiſte er nach Italien; er beſuchte Rom, Neapel, Florenz und Venedig. In letzterer Stadt ſieht er auf dem St. Markus-Platz eine Dame an ſich vorüber ſtreifen, deren Wuchs und Haltung ihn an Eliſa erinnerte; ſie war es wirklich. Diesmal war Arthur noch viel verliebter, als bei dem erſten Begegnen; er trat kühn zu ihr und redete ſie an, aber es wurde ihm ſehr kalt geantwortet. Doch gab unſer Held darum die Hoffnung nicht auf. Eliſa befand ſich noch immer in Begleitung des Sir Charles. Die lieben ſich nun ſchon ein ganzes Jahr, dachte Arthur, jetzt muß die Reihe an mich kommen. Dabei ſtand er vor dem Spiegel und muſterte wohlgefällig ſein Geſicht und ſeinen ſchlanken ſtattlichen Wuchs. In der That war Charles bei weitem ein ſo glänzender Kavalier nicht, wie er; Charles war vierundzwanzig Jahre alt, kleiner und ſchmächtiger von Wuchs, ſein Geſicht bleich, aber von einnehmenden Zügen. Trotz dem kam Lord Arthur nicht zum Ziele; ſeine kecken Blicke, ſein verwegenes Auftreten, ſein verſchwenderiſcher Glanz, ſeine künſtlich angelegten Intriguen, Alles wurde abgeſchlagen. Eliſa und ihr Geliebter verließen Venedig und waren weit über alle Berge, ehe Arthur von ihrer Abreiſe das Geringſte vernahm. Da er nun zu Venedig nichts weiter zu thun hatte, ſo nahm er ſeinen Weg nach Deutſchland und langte nach vielen Kreuz- und Querfahrten zu Wien an."

„Siehe da! in dem Augenblicke, wie Lord Arthur vor dem Hotel „zur Linden" zu Wien aus der Poſt-Chaiſe zu ſteigen im Begriff iſt, ſieht er Charles und Eliſa vor ſeinen Augen in ihren Reiſewagen ſteigen und in geſtrecktem Trabe wegfahren. Auf der Stelle befiehlt er Poſt-Pferde; er will Beiden auf dem Fuße nach, aber ein Verzug von einer Viertelſtunde war unvermeidlich, den Vorſprung mußte er ihnen laſſen. Eine Strecke hinter dem Thore, zu welchem Charles mit ſeiner Geliebten hinausgefahren war, theilte ſich der Weg, und nun war guter Rath theuer: waren ſie rechts oder links abgefahren? Lord Arthur beſann ſich eine Weile und faßte den klügſten Entſchluß; er befahl, umzukehren, und hielt ſich noch etliche Monate zu Wien auf."

„Nach dreijähriger Abweſenheit war Lord Arthur endlich wieder in London angelangt. Er dachte wohl manchmal noch an Eliſa, und es that ihm leid, ſie wahrſcheinlich für immer verloren zu haben; aber der Gram war doch nicht ſo heftig, daß er dabei nicht hätte luſtig leben und allen möglichen Abenteuern nachgeben können. Da tritt an einem ſchönen Morgen der Kammerdiener in ſein Zimmer und meldet ihm, eine junge Dame ſey draußen, die ihn zu ſprechen wünſche. Sie wird natürlich vorgelaſſen; es war Niemand anders, als Eliſa. Arthur war erſtaunt und freudig bewegt. „Mylord", ſprach Eliſa, „hören Sie mich an: Sie haben mir geſagt, daß Sie mich lieben, und nach allen Anzeichen muß ich es glauben; nun denn, heute bitte ich Sie um einen Ritterdienſt." — „Madame, Sie machen mich unausſprechlich glücklich; welchen Dienſt? Sie dürfen nur befehlen." — „Mylord, Sir Charles D.... iſt Ihnen ohne Zweifel bekannt." — „Ich erinnere mich, ihn in Ihrer Geſellſchaft geſehen zu haben." — „Der Verräther! der verheirathet ſich." — „Was in aller Welt liegt daran, Madame? vergeſſen Sie ihn!" — „Wie, ihn vergeſſen? und mich nicht rächen? Nein, Mylord, ich bin eine Italiänerin." — „Alſo, Madame, was befehlen Sie?" — „Ich gebe mich nicht zur Ruhe, bis er ſtirbt. Mylord, ich weiß, Sie ſind der geübteſte Fechter in ganz England; wenn Sie ihn zum Duell fordern, muß er fallen." — „Sie können auf mich zählen, Madame".

„Noch am Abende deſſelben Tages traf Lord Arthur mit Sir Charles im Klub zuſammen. Der Lord trat vor den Augen der ganzen Geſellſchaft einige Schritte vor ihn hin, blieb ſteif und gerade ſtehen und ſprach ganz laut: „Sie, zu Paris habe ich Sie getroffen, zu Venedig habe ich Sie getroffen, zu Wien habe ich Sie getroffen, jetzt zu London treffe ich Sie wieder. Das muß ein Ende nehmen; denn, Sir, Sie müſſen wiſſen, Ihr Geſicht hat die beſondere Eigenſchaft, mir ganz und gar unausſtehlich zu ſeyn." — „Mylord, ich glaube, dieſe Ihre Impertinenz ſoll eine Herausforderung bedeuten." — „Verſteht ſich; es freut mich übrigens, Sir, es freut mich ſehr, daß Sie ſo klug ſind, dies gleich zu begreifen; es hätte mir ſehr leid gethan, wenn ich, um verſtändlicher zu werden, eine Maulſchelle hätte hinzufügen müſſen." — „Mylord, ſolche Bravaden ſind mir verächtlich, ich müßte mich ihrer ſchämen. Uebrigens treffen wir uns morgen in Greenwich-Park, und zwar auf Degen, wenn es Ihnen gefällig iſt." — „Soll mir lieb ſeyn."

„Als Sir Charles einige Freunde beſuchte und ſie bat, ihm morgen bei dem Duelle zu ſekundiren, waren Alle im höchſten Grade beſtürzt, als ſie den Namen ſeines Gegners erfuhren. Lord Arthur, weit und breit der furchtbarſte Mann auf der Menſur, und ihm gegenüber Sir Charles, der erſt ſeit drei Monaten den Fechtboden beſuchte. Da Charles ſelbſt auf Degen gefordert hatte, ſo konnte man dies nicht wieder rückgängig machen; übrigens hätte er mit dem Piſtol nicht minder den Kürzeren gezogen. Am anderen Morgen zur verabredeten Stunde traf man ſich auf dem Terrain. Zu einer Beilegung ſtanden die Sachen zu ernſt; eine ſolche Beleidigung konnte nur mit Blut abgewaſchen werden. Nach den üblichen Formalitäten traten Beide mit dem Degen in der Fauſt einander gegenüber, Lord Arthur mit übermüthiger Zuverſicht, wie ein Mann, der ſeiner Klinge auf alle Fälle gewiß iſt; des Anderen Haltung war beſcheidener, aber doch feſt und ſicher, und an der Art und Weiſe, wie er ſich in Parade auslegte, konnten Lord Arthur und die Sekundanten gleich anfangs abnehmen, er werde kein zu verachtender Gegner ſeyn. Lord Arthur griff ſogleich mit großem Ungeſtüm an, Sir Charles parirte ſeine blitzſchnellen, furchtbaren Hiebe mit einer Geiſtesgegenwart und Gewandtheit, welcher die Zeugen ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. So hielt er etliche Gänge in der Defenſive aus; auf einmal ging er in die Offenſive über, und mit einer gewaltigen Quart ſaß ſein Degen in Lord Arthur's Bruſt und ſtach ihn durch und durch, daß er todt auf dem Platze blieb."

„Als Eliſa von dieſem Ausgange hörte, erſtickte ſie ſich in Kohlendampf. Lord Arthur's Vermögen und Pairs-Würde iſt auf ſeinen jüngeren Bruder übergegangen. Sir Charles hat ſeine Vermählung gefeiert, ſeine junge wunderſchöne Frau bringt ihm eine Million zu. Viele Leute konnten gar nicht begreifen, wie Lord Arthur, dieſer berühmte Degen, einem Anfänger unterliegen konnte, der erſt ſeit drei Monaten Unterricht im Fechten genoß; aber die wahren Kenner der Fechtkunſt wunderten ſich nicht mehr, als ſie erfuhren, bei wem Sir Charles dieſen kurzen Unterricht genoſſen hatte: bei dem ausgezeichneten und berühmten Profeſſor Crockwell."

Nun, wie denken, der geneigte Leſer hat an dieſem Pröbchen vor der Hand genug und über genug.

Nord-Amerika.

Cooper und Walter Scott in Paris.

In dem neueſten Cooperſchen Werke: Erinnerungen aus Europa, von deſſen Inhalt wir ſchon neulich geſprochen, finden ſich auch einige intereſſante Details über das erſte Zuſammentreffen jener beiden Schriftſteller, während ihres Aufenthalts in Paris, zu der Zeit nämlich, wo Scott nach Frankreich gekommen war, um die Materialien zu ſeiner Geſchichte Napoleon's zu ſammeln. Cooper kannte den Schottiſchen Romanendichter durchaus noch nicht perſönlich, er hatte niemals Gelegenheit gehabt, ihn irgendwo zu ſehen, deſto mehr mußte ihm jetzt daran liegen, den glücklichen Zufall zu benutzen, der ſie Beide in einer fremden Stadt zuſammenbrachte. Nachdem er ſich mehrere Tage deshalb vergeblich bemüht hatte, wandte er ſich an die Fürſtin von ***, in deren Hauſe er freundlich empfangen worden, und auch dieſe geſtand ihm, daß ſie höchſt begierig ſey, den berühmten Romanendichter, den ſie noch nie geſehen, kennen zu lernen, und verſprach ihm, ſobald ihr dies gelungen, auch ihn an der erſehnten Bekanntſchaft Theil nehmen zu laſſen. Man leſe, wie Cooper ſelbſt die erſte Zuſammenkunft beſchreibt.

„Es waren ſchon zehn Tage verfloſſen, ſeitdem Sir Walter Scott nach Paris gekommen war, als ich eines Morgens einen Wagen verlangte, um auszufahren. Schon war ich in den hoch gelegenen Parterre-Flur des Hauſes hinabgeſtiegen, als ich an dem Stampfen der Pferde im Hof merkte, daß ein anderer Wagen vorgefahren ſey und den meinigen genöthigt habe, ihm Platz zu machen. Da es ſehr ſtark regnete, ſo ging ich nicht weiter herab, ſondern wartete ruhig, bis der neue Ankömmling aus dem Wagen geſtiegen wäre. Der Kutſchenſchlag öffnete ſich, und ich ſah einen großen, ſtarken, etwas beleibten Mann herauskommen. Seine Haare fingen an, grau zu werden; er hinkte ein wenig und mußte ſich im Gehen auf einen Stock ſtützen. Da nun mein Wagen wieder Platz bekommen, ſetzte ich meinen Weg fort, und als wir uns auf der Treppe begegneten, grüßten wir einander nach höflicher Sitte. Schon hatte ich die Thür des Hotels erreicht und wollte eben in den Wagen ſteigen, als mir plötzlich einfiel, daß ja dieſer Beſuch mir ſelbſt gelten könne. Ich blieb alſo ſtehen, um zu ſehen, ob der Fremde bis zu meiner Etage hinaufſtiege; natürlich hatte ich auch nicht die geringſte Ahnung davon, wer die Perſon eigentlich ſeyn könne, obgleich mir ihre Züge und ihre ganze Haltung nicht durchweg unbekannt zu ſeyn ſchienen."

„Der Fremde ſtieg mühſam die breite ſteinerne Treppe hinauf, indem er ſich mit der einen Hand an das Geländer, mit der anderen auf ſeinen Stock ſtützte. Gerade als ich ſtehen blieb, hatte er das hohe Parterre erreicht und war im Begriff, weiter hinauf zu ſteigen. In

Digitized by Google

dieſem Augenblick mußte auch ihm ein ähnlicher Gedanke wie mir gekommen ſeyn, und indem er vermuthete, daß ich vielleicht ſelbſt das Ziel ſeines Beſuches wäre, wandte er ſich an mich und fragte mich auf Franzöſiſch, aber mit ſtarkem fremdländiſchen Accent: „„Habe ich vielleicht die Ehre, Herrn Cooper vor mir zu ſehen?““ Ich antwortete ihm in derſelben Sprache: „Ja, mein Herr, ich heiße Cooper.“ — „„Ah, deſto beſſer, und ich bin Walter Scott.““

„Sogleich eilte ich ihm entgegen, drückte ihm herzlich die angebotene Hand und gab ihm zu erkennen, wie ſehr ich mich von dieſer Zuvorkommenheit geehrt fühlte. Er erzählte mir, daß die Fürſtin ihm gleich nach ihrer erſten Bekanntſchaft meine Adreſſe gegeben, und daß er, um jeder Ceremonie zuvorzukommen, ſich direkt in mein Hotel aufgemacht habe. Er ſprach noch immer Franzöſiſch, obgleich ich ihm nur Engliſch antwortete. Endlich, als ob ihm auf einmal eine unerwartete Erinnerung wiederkäme, fing er an, daß ich gewiß über ſein fortwährendes Franzöſiſch ſprechen ſehr verwundert ſeyn müſſe. „„Aber““, ſagte er, „„ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll, von dem Augenblick an, wo ich hierhergekommen, habe ich faſt meine Mutterſprache vergeſſen müſſen.““ Unterdeſſen ſtiegen wir die Treppe weiter hinauf, er nahm meinen Arm und ſetzte die Unterhaltung Engliſch fort. Das Gehen fiel ihm ſchwerer, als ich anfangs geglaubt hätte. Man wird mir gewiß die kleine Eitelkeit verzeihen, wenn ich hier ein Kompliment, das er mir machte, wieder erzähle. „„Ich will Ihnen ſagen““, ſprach er, „„was mir beſonders an Ihnen gefällt: es iſt der ſchöne Grundſatz, nach welchem Sie bei jeder Gelegenheit Ihr eigenes Vaterland vertheidigen und darin doch niemals ſo weit gehen, unſer Land anzugreifen. Sie müſſen gewiſſermaßen die beiden Nationen als einander feindlich gegenüberſtehend betrachten, und dieſe edle Feindſeligkeit kann ich nur achten. Uebrigens glaube ich beinahe““, fügte er hinzu, „„daß die Mutter gegen ihre Tochter nicht immer ſehr gerecht geweſen, und daß freilich auch ein wenig Eiferſucht mit ins Spiel kommt; denn wenn wir nicht annehmen wollen, daß England ſchon zu ſinken anfängt, ſo müſſen wir wenigſtens zugeben, daß es den Culminationspunkt erreicht hat.““

„Obgleich er ſich damals noch nicht als Verfaſſer ſeiner Werke öffentlich bekannt hatte und immer nur noch „der berühmte Unbekannte“ hieß, ſo ſprach er doch mit mir ſehr offen davon und verlangte nicht einmal, daß ich ſein Geheimniß verſchwiege. Er fragte mich auch, ob ich ein Exemplar von einem meiner Romane bei mir hätte, und als ich ihm offen geſtand, daß ich auch nicht ein einziges von allen meinen Werken beſäße, ſprach er lächelnd: „„So geht es allen Schriftſtellern, und was mich betrifft, ſo werde ich mir wahrhaftig kein graues Haar wachſen laſſen, wenn ich in meinem ganzen Leben auch nicht einen einzigen Roman von dem Verfaſſer des Waverley wiederſehen ſollte.““

„Er blieb faſt eine Stunde bei mir und plauderte fortwährend mit einem heiteren Humor, der oft in Ironie und beißenden Witz überging. Als er z. B. von dem Pariſer Buchhändler ſprach, der eine Ueberſetzung unſerer Werke herausgegeben, meinte er: „„Ich glaube, mit dieſen Romanen hat unſer Gosling *) gewiß etliche goldene Eier gelegt.““

„Ich war ſo frei, ihn zu fragen, ob ſeine Forſchungen nach Materialien, die er zur Geſchichte Napoleon's brauche, Erfolg hätten. Er beſann ſich einen Augenblick, ehe er antwortete; dann ſprach er: „„An Anekdoten und Geſchichtchen fehlt's mir nicht, aber es kommt darauf an, eine gute Auswahl zu treffen und zu wiſſen, welche am meiſten für ein ſolches Buch paſſen.““

„Als ich ihn fragte, ob wir hoffen könnten, ſein Werk bald erſcheinen zu ſehen, antwortete er mir, er vermuthe, noch im Laufe dieſes Winters, obgleich die Arbeit zwei Bände mehr umfaſſen würde, als er anfangs berechnet hätte. „Wenn das ſo iſt“, ſagte ich, „dann werden Sie's wohl ſchwerlich vor dem Frühling vollenden können.“ — „„Das glaube ich denn doch nicht; wenn ich erſt wieder zu Hauſe in Abbotsford bin, dann will ich dieſe beiden Nachzügler ſchnell expediren.““ Ich antwortete nichts, obgleich mir das ein wenig zu arg ſchien; ich glaubte, ein ſo gewaltiger Sprung paſſe wohl für ein Werk der Phantaſie, aber nimmermehr für eine hiſtoriſche Arbeit.“

„Als er endlich aufſtand, um ſich zu empfehlen, bat ich ihn noch, nur eine kurze Zeit in den Salon treten zu wollen, damit ich ihm meine Frau und meinen Neffen vorſtellen könne; auch dies ließ er ſich mit viel Laune und Gutmüthigkeit gefallen und verweilte noch ein wenig bei uns. In der weiteren Unterhaltung erzählte ihm meine Frau unter Anderem, daß der Lehnſtuhl, auf welchem er jetzt ſitze, heute wohl Urſache habe, ſtolz zu ſeyn; denn eben habe ihn erſt vor einer halben Stunde der General Lafayette verlaſſen. Darüber ſchien ſich Scott zu wundern. „„Ich glaubte““, ſprach er, „„der General ſey nach Amerika gegangen, um dort den Reſt ſeines Lebens zuzubringen.““ Wir belehrten ihn über die wahrhaften Verhältniſſe Lafayette's, und hierauf begnügte er ſich, zu antworten: „„In der That, es iſt ein großer Mann.““ Aber ich glaubte zu bemerken, daß er dieſe Worte ziemlich kalt und nur aus Gefälligkeit für uns hinwarf.“

„Walter Scott hatte mir das Verſprechen abgenommen, übermorgen bei ihm zu frühſtücken. Als ich kam, fand ich ihn mit einer ganz neuen ſeidenen Douillette bekleidet, die er ſo eben gekauft. Er ſagte, daß er ſich jetzt ſo viel wie möglich zu Franzöſiren ſuche; doch ſo viel ich ſah, ſchien ihm dies ſehr ſchwer zu fallen; denn man merkte ihm durchaus von innen wie von außen den Schotten an. Er hatte gerade von der Fürſtin eine Einladung zu einer Soiree bekommen und zeigte ſie mir mit den Worten: „„Ah, Sie ſind ja mit der Dame bekannt und können auch beſſer Franzöſiſch als ich; ſagen Sie mir doch, ob dieſe Einladung für Donnerſtag oder Montag oder Dienſtag gilt, oder ob der Tag überhaupt angegeben iſt.““ Als ich ihm den Tag genannt, meinte er: „„Sie müſſen gewiß ſehr oft ſolche Billets bekommen, ſonſt könnten Sie ſie nicht mit ſo leichter Mühe durchleſen. Wahrhaftig, die bloße Mühe, dieſes Gekritzel zu entziffern, wird auch durch das beſte Diner noch nicht zu theuer bezahlt.““

„Im Ganzen ſchien Paris nicht den beſten Eindruck auf ihn zu machen. Seine Anſichten über die Franzoſen ſchienen mir ziemlich richtig, obgleich ſie von verjährten Vorurtheilen nicht ganz frei waren. Des Abends ſah ich ihn bei der Fürſtin wieder; die Verſammlung war daſelbſt nicht ſehr anſehnlich. Doch fanden ſich unter der Zahl der Gäſte einige ſehr geiſtreiche Perſonen und beſonders zwei oder drei Frauen, deren Namen ſchon hiſtoriſch geworden und die ich ſchon ſeit langer Zeit verſtorben glaubte. Faſt alle Damen hatten nach jenem feinen Takt, der den Franzoſen ſo eigenthümlich iſt, entweder an ihren Kopfputzen oder an ihren Kleidern irgend einen national-Schottiſchen Schmuck angebracht, ſo daß Miß Scott die einzige Dame im ganzen Saale war, die man nicht für eine Caledonierin gehalten hätte. Sie war in halber Trauer und mit ihren dunkeln Augen und Haaren erſchien ſie faſt pechſchwarz; ſie hätte für eine Franzöſin gelten können, wenn nicht die Form ihrer Wangen ganz merklich den Nationalzug verrathen hätte. Sie war übrigens dieſen Abend ſehr ſchön und wurde ungemein bewundert.“

„Walter Scott war natürlich der Gegenſtand der allgemeinen Neugierde und ließ ſich die gaffenden Blicke, die von allen Seiten auf ihn gerichtet waren, mit der größten Geduld gefallen, bis er endlich einen günſtigen Augenblick erwiſchte, um ſich in einen Winkel zurückzuziehen, wo ich ihn aufſuchte. Lachend ſagte er mir, daß er nur ſehr ſchlecht und mühſam Franzöſiſch ſprechen könne, und er wüßte daher nicht, wie er die Menge von Komplimenten, die man ihm mache, erwiedern ſolle. „„Ich bin als Löwe ſehr ſanft und zahm““, fügte er hinzu, „„und laſſe mir die Mähne ſtreicheln, ſo viel ſie wollen, aber ihnen noch auf Franzöſiſch dazu brüllen, um ſie zu amüſiren, das kann und will ich nicht.““

Mannigfaltiges.

— **Deutſche Kunſtwerke in Paris.** Nach und nach erfahren wir durch die Pariſer Blätter immer mehr von den Gemälden Deutſcher Schule, welche ſich in dem diesjährigen „Salon“ befinden. Nicht bloß Bendemann's „Jeremias“, ſondern auch noch zwei andere auf der Berliner Ausſtellung gleich bewunderte Bilder: Leſſings „Huſſiten-Predigt“ und „Kaiſer Heinrich IV. in Canoſſa“, von Begas, ſind dort, und ſo groß iſt der Eindruck, den dieſe fremden Kunſtwerke machen, daß der gründliche Kritiker des Journal des Débats davon einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf die Franzöſiſchen Malerſchulen prophezeit. Aber auch darin würde nur eine billige Vergeltung liegen, da uns ja ſehr wohl bekannt iſt, welche unverkennbare Muſter namentlich die Franzöſiſchen Marine-Maler, die ſeit drei Jahren Proben ihrer Kunſt nach Deutſchland geſandt, für unſere einheimiſchen Künſtler geworden ſind. Unſer Franzöſiſcher Kritiker, der Overbeck und Cornelius nicht bloß vom Hörenſagen kennt, ſieht die obengenannten drei Bilder als Beweiſe regen Fortſchreitens der Deutſchen Schulen an, die, nachdem ſie die freilich nothwendigen, aber immer etwas penibeln Studien der Kunſt-Erudition durchgemacht, nunmehr wieder zum Idealen, das nicht erſt auf dem Umwege des Verſtandes, ſondern direkt zum Herzen ſpricht, ſich gewendet haben. Für jetzt wird von den drei Bildern nur immer noch der „Jeremias“ ausführlich beſprochen. In dieſem Bilde, heißt es, erkenne man allerdings gleich beim erſten Anblick die ſymmetriſche Figurenſtellung der alten Meiſter, aber zugleich fühle man ſich von der Gewalt ergriffen, mit der es der Künſtler verſtanden habe, das Innerſte ſeines Gedankens auszudrücken, der beſonders im Jeremias ſelbſt auf eine effektvolle Weiſe ſich kund gebe. Auffallend wird die geringe Höhe des Bildes im Verhältniſſe zu ſeiner Breite gefunden, wenn auch die Form deſſelben dem Gegenſtand übrigens entſpreche und die eben ſo ſchöne als großartige Idee vollkommen zur Erſcheinung bringe. Die Figur des ſinnenden Propheten, in deſſen Haupt ſich die Gedanken ganzer Jahrtauſende zu bewegen ſcheinen, preiſt der Kritiker jedoch vor Allem und als weit über die übrigen Figuren des Bildes ſich erhebend. „Dieſe Figur“, ſagt er, „zählen wir zu der ſehr kleinen Anzahl ſeit zwanzig Jahren gemalter Geſtalten, in denen das Großartige und das Natürliche, Wahrheit und Begeiſterung, vereinigt ſind.“ — Auch auf das Urtheil über die anderen Deutſchen Bilder werden wir zurückkommen, ſobald die Franzöſiſchen Blätter uns dazu Gelegenheit geben.

— **Ein Spanier über Nord-Amerika.** Unter den vielen Werken, die in der neueren Zeit über Nord-Amerika herausgekommen ſind, zeichnet ſich das des Spaniſchen Gelehrten, Don Ramon de la Sagra, Direktors des botaniſchen Gartens in Havaña, auf eine vortheilhafte Weiſe aus. Es iſt ſo eben in Paris eine Franzöſiſche Ueberſetzung deſſelben erſchienen *), und wir haben jetzt daher Gelegenheit, Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche und Spaniſche Urtheile über Amerika mit einander zu vergleichen. Es iſt beſonders das Thema des Herrn Dr. Julius, ſo wie der Herren Beaumont und Tocqueville, nämlich das Amerikaniſche Gefängnißweſen und Beſſerungs-Syſtem, was Herr Ramon de la Sagra behandelt; aber auch über den Unterricht und über den Standpunkt der Naturwiſſenſchaften in den Vereinigten Staaten, ſo wie über Handel, Induſtrie und vorzüglich über Eiſenbahnen, ſpricht ſich der Verfaſſer mit redlicher Umſicht aus.

*) Ein Wortſpiel, welches auf der Namensähnlichkeit des Herrn Goſſelin, des Franzöſiſchen Herausgebers der Scottſchen und Cooperſchen Werke, mit dem Engliſchen Wort Gosling beruht, wodurch eine Gattung aus dem Geſchlecht des Anser domesticus, ein Gänschen, bezeichnet wird.

*) Cinq mois aux États-Unis de l'Amérique du Nord (29 Avril — 23 Septembre 1836). Journal de voyage de M. Ramon de la Sagra. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 33. Berlin, Freitag den 17. März 1837.

Frankreich.

Ein Geſpräch mit Napoleon vor ſeiner Einſchiffung nach Elba.

Der letzte Tag der politiſchen Laufbahn des Kaiſers Napoleon ſchien gekommen. Er ſollte Frankreich, dem Frankreich, das er mit ſo viel Macht und Glanz beherrſcht hatte, ein ewiges Lebewohl ſagen. Am 20. April verließ er Fontainebleau, und am 27ſten traf er in Le Luc ein, wo ſeine Schweſter Pauline auf einem benachbarten Schloß ſeiner wartete. Er verließ ſie nach einem ergreifenden Abſchied, um ſich nach Frejus zu begeben, und in der Nacht vom 28. zum 29. April machte er auf einer Engliſchen Fregatte die Ueberfahrt nach dem Hafen von St. Raphean.

Nachſtehendes Schreiben an den damaligen Marine-Miniſter Malouet enthält den Bericht über eine Unterhaltung, die am Abend vor ſeiner Abreiſe nach der Inſel Elba zwiſchen Napoleon und dem Marine-Capitain von Montcabrié ſtattfand:

„Paris, 5 Mai 1814.

Gnädigſter Herr! Ich habe die Ehre, Ihnen, Ihrem Wunſche gemäß, das Nähere der Unterredung zu melden, die ich mit dem Ex-Kaiſer Napoleon in dem Augenblick hatte, als ich zu Frejus bei ihm erſchien, um ihn an Bord zu nehmen und nach der Inſel Elba zu führen.

Zuerſt äußerte er ſein Bedauern darüber, daß er ſchon mit den Engländern eins geworden und daher nicht auf den Schiffen überfahren könne, die ich für ihn in Bereitſchaft geſetzt. „Die Engländer“, ſagte er, „ſind Herren des Meeres; wenn ſie es übel nähmen, daß ich Gegenbefehle hinſichtlich meiner Abreiſe ertheilte und mich mit Ihnen einſchiffte, ſo könnten ſie ſich Ihrer Fahrt widerſetzen, und es könnte zu ernſtlichen Erörterungen kommen. Man hatte mir eine Korvette verſprochen, und man ſchickt mir eine Brigg; das iſt nicht paſſend; die Engländer haben mir eine Fregatte, ja ſogar einen Dreidecker angeboten; man behandelt mich ſehr ſchlecht, und man hätte mehr Rückſichten für die Würde der Krone haben ſollen, die ich getragen.“

Ich antwortete ihm, daß Sie, gnädigſter Herr, ſich in den beſonderen Inſtructionen, die Sie mir ertheilt, ganz derſelben Ausdrücke bedient hätten, daß mir alle mögliche Rückſichten und die größte Ehrerbietung empfohlen worden, und daß die Fregatte „Dryade“ zu ſeiner Verfügung ſtehe.

Anfangs ſchien er gegen Sie erbittert; als ich ihm aber genau Ihre Worte in Betreff der Rückſicht und Ehrerbietung, die man der **Krone ſchuldig ſey, welche er getragen**, als ich ihm dieſe berichtet und ihm auseinandergeſetzt hatte, daß er die Korvette als ſein Eigenthum anſehen könne, und daß die Fregatte da ſey, um die Ueberfahrt mitzumachen und während derſelben zu ſeiner Verfügung zu ſtehen, da kam er von dieſem erſten Eindruck zurück und wiederholte mir, wie ſehr er es bedaure, ſich ſchon gebunden zu haben. Er wurde freundlicher gegen Sie geſtimmt und ſagte zu mir: „Ich hätte auch nie gedacht, daß Herr Malouet, der ein ſo einſichtsvoller Mann iſt, eine Unſchicklichkeit begehen würde; und ich wäre wahrhaftig lieber im Kielraum einer Franzöſiſchen Tartane übergefahren, als auf einem Engliſchen Dreidecker; doch ich bin nicht mein eigener Herr, ich hänge von den Kommiſſarien der verbündeten Mächte ab, die den Auftrag haben, mir meinen Weg vorzuſchreiben; durch meine Einſchiffung auf einem Engliſchen Fahrzeuge gebe ich mich ganz in ihre Hand, ich weiß nicht, was man mit mir machen wird; ich bin ein verlorener Mann; es iſt ſchrecklich, daß ich meinen Feinden anheimgefallen bin, die noch vor kurzem mein bloßer Name in Schrecken ſetzte.“ Er drang ſodann in mich, ich möchte ihn mit meiner Fregatte und der Korvette „Inconſtant“ begleiten, worauf ich entgegnete, daß ich, ohne die Eskorte zu kommandiren, nicht daran Theil nehmen könne, indem ich nimmermehr meine Flagge der Engliſchen unterordnen würde.

Napoleon fuhr fort: „Von Fontainebleau bis Valence bin ich von den Truppen ſo wie von Einwohnern der Städte und Dörfer mit lebhafter Theilnahme empfangen worden; in der Armee des General Augereau beſonders gaben mir die Soldaten durch den wiederholten Ruf: Es lebe der Kaiſer! ihre innige Anhänglichkeit zu erkennen. Ich war mit dieſem Marſchall nicht weit von ſeinen Truppen zuſammengetroffen, wir hatten mit einander geſprochen, und ehe wir ſchieden, bezeugte er mir ſeine Theilnahme, und ich hielt ihn für aufrichtig; aber ich wurde bald enttäuſcht, denn als ich zu ſeinen Soldaten kam, trat Einer von ihnen aus den Reihen heraus und ſagte zu mir: „„Sie ſind dem Marſchall Augereau begegnet, Sire; er betrügt Sie; wie es ſcheint, zweifeln Sie daran; ſehen Sie hier ſeine Proclamation, wenn Sie ſich überzeugen wollen.““ Ich geſtehe, daß ſie mich wirklich überraſchte; ich forderte nun dieſe Krieger auf, ſich ruhig und pflichtgetreu zu verhalten, und ich verließ ſie unter dem Ruf: Es lebe der Kaiſer! An mehreren Orten, durch die ich kam, wurden mir, unter anderen Beweiſen der Theilnahme von Seiten des Volks, Zettel in den Wagen geworfen, die reine Herzensergießungen enthielten und beſonders meine Abreiſe beklagten; genug, der Empfang, der mir zu Theil wurde, war von der Art, als wäre ich noch Kaiſer der Franzoſen. So wie ich aber in die Provence gelangte, wurde ich empörend behandelt, namentlich in Orgon, Avignon und Aix; Weiber, Kinder und Pöbel ſpielten mir ſchändlich mit, und hätte ich nicht die Fremden bei mir gehabt, ſo wäre ich der größten Gefahr ausgeſetzt geweſen; das erſchütterte mich tief; ich weiß nicht, was ich den Provençalen gethan habe. (Bekanntlich zeichneten ſich vor Allen die Bewohner von Orgon durch die ärgſten Unbilden aus. Zu Avignon hängten ſich die Weiber wie Furien an ſeinen Wagen und überhäuften ihn mit Beſchimpfungen. Zu Aix lief er auch die größte Gefahr, und nur mit Hülfe einer Verkleidung entging er den Meuchelmördern und Fanatikern.) Hätte ich den Krieg fortſetzen wollen, ſo konnte ich es ſelbſt vor Paris noch, wo mich eine Handvoll Verräther feigherzig verließ. Eben ſo leicht wäre es mir geweſen, in Frankreich einen Bürgerkrieg zu entzünden, wenn ich die Begeiſterung und Anhänglichkeit der Truppen und der Einwohner mancher Gemeinden hätte benutzen wollen; aber das war nicht mein Wille. Ueberdies, wozu hätte es geführt? Es wären viel Menſchenleben durch mich verloren gegangen; ich wäre vielleicht früher oder ſpäter unterlegen, und ich hätte meine Anhänger und ihre Familien mit in meinen Sturz hineingezogen. Ich bete für Frankreichs Glück und werde ſtets dafür beten, aber ich glaube nicht, daß die fremden Armeen dazu beitragen....“ Nach einigem Stillſchweigen fügte er hinzu: „Es haben mir Mächte eine Zuflucht angeboten; die Engländer, als ſie mir dies Anerbieten machten, ſagten, ich würde ihrem Gebiet eine Ehre dadurch erweiſen. Doch nein!“.... Wieder eine Pauſe.... „Meine Laufbahn iſt zu Ende. Ich ziehe mich nach der Inſel Elba zurück. Sie ſey für mich ein Eiland der Ruhe, und was auch kommen möge, ich werde ſtets Franzöſiſcher Soldat ſeyn und nichts Anderes.“

Im Lauf des Geſprächs, das ungefähr zwei Stunden dauerte, unterhielt er mich von den Marine-Truppen, von ihrer Disziplin, von ihren Manövern, vom Bau und von der Einrichtung der Schiffe, von dem guten Geiſt, der in der Armee herrſche, von der Zuneigung und außerordentlichen Hochachtung, die ſie für ihn hege, und von dem weiſen Benehmen, welches dieſe Armee unter den gegenwärtigen Umſtänden beobachtet habe, um ſich rein zu erhalten; auch ſagte er mir perſönlich viel Schmeichelhaftes und äußerte, daß er Ihnen dafür Dank wiſſe, mich ausgewählt zu haben, um für ſeine Ueberfahrt nach der Inſel Elba Sorge zu tragen.

Ich muß übrigens bemerken, gnädigſter Herr, daß ich auf meiner Rückkehr von Toulon nach Paris überall die Beſtätigung von dem Allen gefunden, was mir Napoleon geſagt hatte. In der Provence große Erbitterung gegen ihn; ich überzeugte mich dort auch von dem, was der General Bertrand mir geſagt, nämlich, daß der Kaiſer, um der Wuth des Pöbels an mehreren Orten zu entgehen, genöthigt geweſen ſey, ſich zu verkleiden, ſeinen Wagen zu verlaſſen und, von einem einzigen Bedienten begleitet, zu Pferde weiter zu reiſen.

Von Valence bis Fontainebleau und ſelbſt bis Villejuif hatte ich Gelegenheit, nicht nur von Seiten der Soldaten, ſondern auch von Seiten einiger Bürger und Leute aus dem Volk, beſonders zu Lyon, Vienne, Nevers und Moulins, Zeichen von Theilnahme und Schmerz zu bemerken. Ich ſprach mit Mehreren, die mir gerade in den Weg kamen, und wünſchte von ihnen zu hören, warum ſie, wie es ſchien, theils Napoleon bedauerten, theils ſo kalt wären. Diejenigen Leute aus dem Volk oder Bürger, die eine Ausnahme von der allgemeinen Freude zu machen ſchienen, antworteten mir weiter nichts als: „Wir werden ja ſehen, ob wir glücklicher ſeyn werden.“ Die Soldaten, namentlich die von der Garde, äußerten ihr Leidweſen ganz unumwunden. In Lyon war große Gährung, als die Garde durchmarſchirte; man ließ daher aus Vorſicht die Truppen in der Vorſtadt der Guillotière kantonniren und verbot ihnen, in die Stadt zu gehen.

Von dem General Schuwaloff habe ich unterweges gehört, daß Napoleon ſich zu St. Raphean auf der Engliſchen Fregatte „die Unbezwingliche“ in der Nacht vom 28. zum 29. April eingeſchifft hat, und daß er im Augenblick ſeiner Einſchiffung, um 11 Uhr Abends, von einundzwanzig Kanonenſchüſſen ſalutirt worden iſt.

Mit Ehrerbietung Ew. Excellenz unterthänigſter und gehorſamſter Diener (gez.) von Montcabrié, Schiffs-Capitain.“

Digitized by Google

Nachſchrift. So eben fällt mir noch eine der merkwürdigſten Aeußerungen Napoleon's ein; ich hatte nicht daran gedacht, und ich theile ſie Ihnen noch nachträglich mit. „Ich hätte ſterben können", ſagte er zu mir, „nach allem dem, was mir begegnet iſt; aber ich hielt es für muthvoller, zu leben und mein Unglück zu ertragen!" (F. P.)

Das Schmuggel-Syſtem der Kontinental-Sperre.

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblicke glaubte Scipio, in der Ferne einen Kanonenſchuß zu hören. „Man ſchlägt ſich dort", ſchrie er außer ſich vor Wuth und ſtürzte in den Speiſeſaal.

„Herr Commiſſair", rief er dieſem entgegen, „iſt es wohl Recht von Ihnen, mich hier zwei Stunden im Vorzimmer warten zu laſſen, wenn Sie recht wohl wiſſen, daß ſeit dieſer Zeit der Schleichhändler vor der Stadt kreuzt und ich nichts als einen Kaperbrief verlange?" Alle Gäſte waren beſtürzt. „Niemand darf ſich unterſtehen, mir meine Pflicht vorzuſchreiben", ſagte der Commiſſair, indem er ruhig ſein Glas mit ſchäumendem Champagner füllte, „entfernt Euch augenblicklich." — „Ja, das werde ich thun", rief Scipio, „aber erſt muß ich Ihnen meine Meinung ſagen. Heißt das Jagd auf die Schleichhändler machen, wenn man gebratene Hühner ißt und Champagner trinkt? Meiner Treu! Ich erzähle es den Leuten in der Stadt und am Hafen, daß Sie mir ein elendes Stückchen Papier, welches mir das Recht gegeben hätte, gegen die Feinde meines Vaterlandes zu kämpfen, verweigert haben! Hier im Zimmer iſt Jemand, der die Regierung verräth, aber ich bin es wahrlich nicht! Ich weiß wohl, wer den Felſen kennt, wo um Mitternacht die Contrebande ausgeladen wird." ...

Plötzlich fiel der wilde Blick des alten Korſaren auf die Tochter des Kriegs-Commiſſairs, die mit Zittern den Ausgang der Scene erwartete, und ſeine Wuth ſchien ſich zu legen. Er ſah ſie mit einem ſonderbaren Ausdruck des Erſtaunens an, und je mehr er ſie betrachtete, deſto ruhiger ward er.

„Auf das Wohl meines Kaiſers und der Kontinental-Sperre!" rief er aus, indem er ein volles Glas ergriff und an die Lippen führte. Eine momentane Stille folgte dieſem Toaſt, und ein junger Marine-Offizier benutzte den günſtigen Augenblick, um Scipio zu bitten, nicht auf's neue Lärm anzufangen und ſich ruhig zu entfernen. „Ah, Sie ſind es, Herr Auguſt?" erwiederte der Korſar. — „Ja, mein alter Freund, ich bin es." — „O, wenn Sie mir nur einige Erkenntlichkeit ſchuldig zu ſeyn glauben, weil ich Sie ſo manches Manöver lehrte, ſo verſchaffen Sie mir eine Barke oder eine Schaluppe, damit ich mich noch heute mit dieſen Schleichhändlern herumſchlagen kann!" — „Weißt Du denn nicht, Scipio, daß hier eine Verlobung gefeiert wird?" — „Eine Verlobung?" — „Ja wohl, die Tochter des Marine-Commiſſairs wird ſich in acht Tagen verheirathen." — „Mit einem Engliſchen Schleichhändler vermuthlich?" — „Nein Scipio, mit mir; meine Braut iſt das junge Mädchen, die Du ſo ſonderbar angeſehen haſt." — „Sie heirathen dieſe Dame?" — „Iſt das ſo etwas Unbegreifliches, Scipio?" — „Sie würden dann wohl thun, Herr Auguſt, ein Haus am Ufer des Meeres zu beziehen; Ihre Frau liebt die Seeluft ſehr." — „Ich verſtehe Dich nicht." — „Wiſſen Sie denn nicht, daß Ihre Braut ſehr gern Promenaden am Strande macht?" — „Erkläre Dich endlich deutlicher." — „Es bedarf gar keiner Erklärung. Seit ſechs Monaten geht die junge Dame täglich, trotz Wind und Wetter, auf dem Hafendamm ſpazieren, und ich ſehe ſie oft allein die ſteilſten Felſen erklettern. Haben vielleicht dort Ihre Rendezvous ſtattgefunden?" — „Rendezvous! Am Ufer des Meeres? Und meine Cäcilie ganz allein? Verſprichſt Du mir, mich von der Wahrheit Deiner Ausſage zu überzeugen, Scipio?" — Nichts iſt leichter als das," erwiederte Scipio, „kommen Sie morgen an Bord meines „Hauſes", und mein Fernglas wird Ihnen Ihre Braut ſo deutlich, wie ich Sie jetzt vor mir ſehe, zeigen." — „Auf morgen alſo, Scipio!" — „Auf morgen, Herr Auguſt." — Sie trennten ſich.

Die Nacht war hereingebrochen, und am anderen Morgen wußte die ganze Stadt, daß der Schleichhändler die volle Ladung ſeiner verbotenen Waaren ans Land geſchafft habe.

Scipio that dem Marine-Commiſſair augenſcheinlich Unrecht; denn niemals hatte dieſer in ſeiner langen Dienſtzeit durch irgend eine Handlung den leiſeſten Verdacht erregt. Er hatte, unter dem Admiral Suffren, die Reiſe nach Indien mitgemacht und war von Napoleon zu ſeinem jetzigen Amte berufen worden, weil er ſich auf ſeiner früheren Laufbahn ruhmvoll ausgezeichnet hatte. Sein Ruf war alſo ſo feſt begründet, daß er durch Scipio's Beſchuldigung wahrlich nicht erſchüttert werden konnte; zwar iſt es wahr, daß man in ſeinem Departement nicht immer allzu ſtreng gegen den Betrug verfuhr; aber das war nicht ſeine Schuld, und Keiner hätte es wohl gewagt, ſeine Redlichkeit deshalb in Zweifel zu ziehen.

Cäcilie war in Indien, wo ihr Vater eine Zeitlang als Gouverneur lebte, geboren. Als ein Kind jenes heißen tropiſchen Himmels, war ihr unſer kälteres Klima durchaus nicht zuträglich; ihre warmen, friſchen Farben ſchwanden; ihre graziöſe Geſtalt paßte nicht recht für das ſteife Europäiſche Koſtüm, und der glühenden feurigen Kreolin war es nicht wohl hinter den Schranken, mit denen die Etikette ſie umgab. Jetzt hatte ſich für ſie ein neues Leben eröffnet: ſie liebte mit der ganzen Kraft ihrer jugendlichen Seele; leidenſchaftlich, glühend, wie nur eine Kreolin zu lieben vermag, mit jener Liebe, die erſt mit dem Tode aufhört. — Scipio mußte ſich alſo geirrt haben, und in einer Entfernung von zwei Meilen kann ja wohl die Tochter eines Fiſchers der eines Marine-Commiſſairs gleichen. — Iſt es denn auch glaublich, daß ein junges Mädchen, die kaum der Penſion entwachſen, die von einem Vater, (die Mutter hatte ſie früh verloren), mit der liebreichſten Sorgfalt auferzogen worden, und jetzt von einem jungen, braven See-Offiziere geliebt wurde, ſo ihren Ruf, ihr Leben und ihre Zukunft auf's Spiel ſetzte, um, zwei Meilen von der Stadt entfernt, mit Wohlgefallen auf die Worte eines Liebhabers zu lauſchen, der doch ganz beſondere Gründe haben mußte, um ſeine Bewerbungen ſo geheim zu halten? — Auch war Cäcilie ein Kind, das an Ruhe und Bequemlichkeit gewöhnt war; ſie liebte ihr weiches, ſammetnes Sopha, ihren Vogel, den ſie mit ihrer ſüßen Kreolen-Stimme gezähmt hatte, ihre Harfe, über die ſie oft ſtundenlang hingebeugt ſitzen konnte, während ihre Finger mechaniſch die Saiten berührten und ihre Blicke in die Zukunft ſchweiften. So verſtrich ihr Leben, und ein ſolches Weſen beſchuldigte der alte Korſar eines verbotenen Einverſtändniſſes! Scipio! Scipio! dein Geſicht iſt nicht mehr ſo ſcharf, wie früher, vielleicht haſt du am Geſtade nichts als den Schaum bemerkt, der den Felſen bedeckte, und hielteſt ihn für die ätheriſch leichte Jungfrau!

Am anderen Morgen war Auguſt zu der beſtimmten Stunde an Bord des „Alcyon." Er hatte eine ſchlafloſe Nacht verbracht und demjenigen, der ſo ſtörend zwiſchen Cäcilie und ihn trat, die glühendſte Rache geſchworen.

Der Himmel war vollkommen heiter und klar, kein Wölkchen zeigte ſich: man hätte wohl zehn Meilen weit ſehen können, aber Scipio und Auguſt bemerkten nichts; ſie warteten, bis die Nacht hereingebrochen, und erſt dann war jener überzeugt, daß die Dame im blauen Kleide heute nicht zum Rendezvous kommen würde. Die Freunde trennten ſich mit ſehr verſchiedenen Gefühlen, und die zweite Probe ward auf den anderen Tag feſtgeſetzt.

Auguſt von Buſſy verbrachte den Abend bei Cäcilie. In ihrer Gegenwart ſchwand jede Spur von Eiferſucht; er glaubte, ſie nie liebenswürdiger, nie reizender geſehen zu haben, und war wohl zwanzig Mal im Begriff, ihr im ſcherzenden Tone von ſeinem thörichten Glauben an Scipios Schwätzereien, von ſeiner Zuſammenkunft mit ihm und von dem Rekognoszieren mit dem Fernrohre zu erzählen; aber ein gewiſſes Etwas hielt ihn immer davon zurück. Sie plauderten von ihrer nahen Hochzeit und bauten Pläne für die Zukunft; Auguſt hoffte auf Beförderung, aber wenn er nun auf ſeinem erſten Ausfluge von den Engländern gefangen genommen und in die Pontons geſchleppt würde? Ein ſchrecklicher Gedanke für die Liebenden; und doch mußten ſie ſich mit ihm vertraut machen, denn Auguſt konnte ja leicht daſſelbe Schickſal haben, wie ſo viele ſeiner Vorgänger. Während ſie ſo abwechſelnd lachten und ernſt wurden, von Ruhm und Tod plauderten, bemerkte Auguſt, daß Cäcilia ein feines Engliſches Batiſttaſchentuch in der Hand hatte. „Du elegantes Mädchen", rief er ſcherzend aus, „was würde der Kaiſer dazu ſagen? ſo achteſt Du der Sperre? Du weinſt in Engliſchen Batiſt?" — „O Gott", ſagte ſie zuſammenſchaudernd, „wie konnte ich, die Tochter des Marine-Commiſſairs, ſo die Geſetze übertreten? Engliſchen Batiſt! Aber mein Vater ſelbſt hat mir dieſes Tuch geſchenkt." Sie zerdrückte es in ihrer kleinen Hand und hielt es über die Flamme der Wachskerze. In dieſem Augenblick trat der Vater ein. „Was Du machſt da, Cäcilie?" rief er. — „Papa", erwiederte ſie, „ich verwalte Dein Amt, ich ergänze Dich; Du verbrennſt die Engliſchen Waaren auf dem großen Platze und ich mein Batiſt-Taſchentuch an der Flamme dieſes Wachslichtes. Ich halte auch die Sperre in Ehren, bin ich denn nicht Deine Tochter?" Auguſt war außer ſich vor Freude. Der Commiſſair umarmte ſeine Tochter kalt, und eine Wolke flog über ſeine Stirn. „Die letzten Nachrichten von den Kreuzern lauten nicht günſtig", ſagte er. Cäcilie erbleichte. „In acht Tagen werden Sie abreiſen, Auguſt, um im Kanal zu kreuzen"; fügte er hinzu, „die Reihe iſt jetzt an Ihrer Fregatte; erſt nach beendigtem Kriege können wir an die Hochzeit denken."

Auguſt hätte ſeine Braut ſchwer zu beleidigen geglaubt, wenn er wieder zu Scipio gegangen wäre und an ihrer Treue gezweifelt hätte. Er ſchickte ihm 10 Pfund Franzöſiſchen Taback und ſchrieb ihm, daß er ihm herzlich für ſeine Mittheilung danke, es aber für recht fände, die Sache nicht ferner zu unterſuchen, weil er überzeugt wäre, daß von Scipio's Seite irgend ein Irrthum obwalte.

Nichts aber konnte den alten Seemann von ſeiner einmal gefaßten Meinung zurückbringen, er ſuchte das junge Mädchen durch ſein Fernglas jetzt mit demſelben Eifer, wie er früher dem Schleichhändler aufgelauert, aber acht Tage vergingen und kein Mädchen erſchien auf dem Felſen, kein Contrebandier zeigte ſich am Horizonte. Auguſt von Buſſy reiſte ab.

Am neunten Tage war Scipio wie gewöhnlich auf ſeinem Poſten, und o Wunder! ſein Glas zeigte ihm eine bekannte Geſtalt, die des jungen Mädchens. „Iſt es wohl glaublich?" rief er, „kaum hat Auguſt die Stadt verlaſſen, ſo iſt ſie auch ſchon wieder da! Warum iſt er denn nicht hier, um es noch zu leugnen. Nicht wahr, der alte Korſar iſt thöricht und weiß nicht, was er ſieht? Ja! ſie iſt es, kein Zweifel mehr, daſſelbe blaue Kleid, ihr Geſicht — ihr Mund — ihre Augen — ich ſehe ſie, als ob ſie dicht vor mir ſtände, aber wo geht ſie denn hin? in ſolchem Wetter ... und von Fels zu Fels mit dem wehenden Schnupftuche, was ſoll das bedeuten?" Plötzlich fällt ſein Auge auf einen anderen Gegenſtand, auf das Schiff des Schleichhändlers. „Der Elende", rief er aus, „ſo weiß er ſchon, daß die Fregatte unter Segel gegangen iſt. Und Scipio richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Schleichhändler-Schiff und hätte ſich wohl zehn Ferngläſer gewünſcht, damit auch keine ſeiner Bewegungen ihm entgegangen wäre. Dann ließ er wieder das Rohr ſeines Inſtrumentes um ſeine Achſe laufen, um auch das junge Mädchen im blauen Kleide zu beobachten. So richtete er ſeinen Adlerblick bald auf die Dame, bald auf das Fahrzeug, verglich die Bewegungen Beider, und es ward ihm endlich vollkommen klar, daß dieſe Erſcheinungen ſich einander nicht fremd wären. Er erklärte ſich die Rückkehr des Schleichhändlers aus dem Abgange der Fregatte und zweifelte nicht länger, daß zwiſchen dem jungen Mädchen am Ufer und dem Schmuggler eine geheime Korreſpondenz durch verabredete Zeichen ſtattfände; auch erinnerte er ſich, Cäcilie jedesmal

Digitized by Google

am Strande geſehen zu haben, wenn die Segel des Engliſchen Schiffes am Horizonte auftauchten. Scipio triumphirte; er ſchloß ſein Fernrohr, ſtieg ans Land und ging geraden Weges zu dem Marine-Commiſſair; unangemeldet trat er in ſein Zimmer und ſagte mit gebieteriſchem Tone: „Ich erſuche Sie, Herr Commiſſair, mir augenblicklich einen Kaperbrief auszufertigen. Und um jeder überflüſſigen Einwendung vorzubeugen“, fügte er leiſer hinzu: „Der Schleichhändler wird dieſe Nacht in den Hafen einlaufen; das junge Mädchen mit dem blauen und weißen Kleide macht eben ihre gewöhnliche Promenade auf den Felſen, die unſer Fort begränzen.“

„Still! Still! um Gotteswillen, Scipio!“ rief der Commiſſair zuſammenſchaudernd, „komm' in mein Kabinet.“

„Ich habe keine Zeit zu verlieren, mein Herr.“

„Es fehlt Dir an Kleidungsſtücken, Scipio; zehn Stücke Tuch gehören Dir. — Du haſt keine Wäſche; funfzig Stück Holländiſcher Leinwand ſind für Dich beſtimmt. — Du rauchſt gern; zwei Fäſſer vom beſten Virginiſchen Taback für meinen braven alten Freund. — Du biſt zu arm, um Kaffee und Zucker zu kaufen; zehn große Fäſſer voll von dieſen Waaren liegen bereit! — Deine Frau ſchläft auf Stroh, Deine Kinder auf der bloßen Erde; von heute an ſollen ſie alle nur auf Eiderdaunen ruhen. Ich werde Deinen Keller mit Rum, Liqueur und den beſten Weinen, Deine Schränke mit Wäſche füllen! verſtehſt Du mich, Scipio?“

„Einen Kaperbrief! Einen Kaperbrief! Herr Commiſſair.“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le fils du banqueroutier. — Von Arthaud. 2 Bde. 15 Fr.
Connaissance des tems etc. pour 1839. — 7 Fr.
La Religion expliquée catholiquement. — 2 Bde. 8 Fr.
La camaraderie. — Von Scribe. 5 Fr.
Le fils d'un agent de change. — Von Scribe und Dupin. 2 Fr.

Oſtindien.

Die Landſchaft Sindi (Sind).

Von Alexander Burnes.

Ueber Sindi iſt viel geſchrieben worden. Ich habe das Meiſte davon geleſen und will die Ergebniſſe meiner Studien ſo wie meine eigenen Beobachtungen mittheilen. Ich nenne meine Gewährsmänner nicht und überlaſſe es Anderen, die Punkte aufzufinden, in welchen ich von früheren Schriftſtellern abweiche. Nur ſo viel ſage ich mit Ueberzeugung, daß Nathan Crow's „Bericht über die Landſchaft Sindi“ das Text-Buch aller folgenden Schriftſteller geworden iſt. Obgleich ſchon im Jahre 1800 geſchrieben, bleibt dieſes Buch ein Muſter, welches man, meines Bedünkens, nicht ſo leicht übertreffen wird. Allein was beſtimmt mich denn, gerade Sindi zum Gegenſtand meiner Betrachtung zu wählen? Ich thue dies, weil wir in neuerer Zeit viele Gelegenheit gehabt, unſere Kenntniß von dieſem Lande zu vermehren. Auch habe ich in meinem gedruckten Werke mehr von dem Fluſſe Indus, als von dem Lande geredet, das er durchſtrömt.

Die Landſchaft, welche der Indus bewäſſert, heißt Sindi. So wird auch der Fluß ſelbſt von den Eingebornen genannt. Die Benennung iſt alt, denn ſchon bei Arrian kommt Sindomara vor. Genau genommen, verſteht man unter Sindi das Land vom Ocean bis dahin, wo die Flüſſe des Pendſchab in den Indus einmünden, d. h. von ungefähr 23° bis 29° N. Breite und 67° bis 71° O. Länge. Doch werden auch die Geſtade des Indus bis Sengger (30° N. Breite) hinauf, zuweilen Sindi genannt. Ohne dieſe Zugabe beträgt das Areal ungefähr 100,000 (Engl.) Quadrat-Meilen. Im Süden gränzt Sindi an die Provinz Ketſch (Cutch) und den Ocean; im Oſten an Radſchputana; im Norden an das Pendſchab und im Weſten an Beludſchiſtan, von welchem Lande es durch die hohen Berge von Hala getrennt wird.

Der Indus durchſtrömt das Land diagonal und in einem Bette bis unter 25° 30′ Breite. In dieſer Gegend fängt er an, ſich in einzelne Arme zu theilen; ſein Delta aber beginnt unterhalb Tatta (24° 40′ Breite). Er hat eilf Mündungen, und nimmt am Ocean eine Fronte von 125 Engl. Meilen ein. Die Quellen dieſes großen Stromes ſind unbekannt; nur ſo viel weiß man, daß er auf dem Himalaya und an der Gränze von Tübet entſpringt. Die örtlichen Namen für verſchiedene Theile des Indus ſind mannigfaltig.

Die Phyſiognomie von Sindi iſt uninteressant. Nach Oſten ſieht man keine Anhöhe und kaum einen Stein, ausgenommen die Hügel von Bekker und Heiderabad. Eine öde, mit Strauchwerk bedeckte Fläche zieht ſich bis zu der Sandhügel-Wüſte, welche Sindi von Indien trennt. Im Weſten des Indus erſtreckt ſich eine ganz ähnliche Fläche bis an den Fuß der Beludſchi-Berge und ſüdwärts längs dem Ufer bis Sihwan. Von dieſer Stadt an wird das Land felſig und unfruchtbar. Das Delta des Indus iſt zwar fruchtbar, aber ſchlecht angebaut. Zehn Engliſche Meilen von der See findet man öfter undurchdringliche Dickichte. Noch weiter aufwärts iſt der Boden mit Tamarisken-Sträuchern überwachſen, die ſich ebenfalls ganz in einander verſchlingen. Sonſt gewahrt man nur eine nackte Fläche von hartem Lehm. Vieles zum Ackerbau geeignete Land wird nur zu Viehweiden benutzt; große Striche bleiben ſogar ohne allen Anbau, und doch iſt die Reis-Aerndte ſo ergiebig, daß ſie den Bedarf weit überſteigt. Der Reis iſt Sindi's Stapel-Produkt; die Eingebornen leben davon, und die Kaufleute führen ihn aus. Beſonders ergiebig ſind die Reisfelder gegen das Meer hin; weiter aufwärts baut man die ſchelzen Getraide-Arten: Weizen, Gerſte, Dſchewari u. ſ. w., desgleichen Indigo, Zuckerrohr, Taback und Hanf. Es giebt nur wenige Bäume in Sindi.

Sindi verdankt ſeine ganze Fruchtbarkeit dem Indus, beſonders aber dem jährlichen oder periodiſchen Anſchwellen dieſes Fluſſes. Die Gewäſſer ſteigen im März und treten im September zurück; das Schmelzen des Schnees auf dem Himalaya iſt die Urſache dieſes Phänomens. Die Eingebornen leiten das Waſſer vermittelſt Kanälen weit vom Fluſſe ab; denn die wirkliche Ueberſchwemmung erſtreckt ſich an beiden Ufern ſelten weiter, als eine halbe Engliſche Meile. Das Land unmittelbar am Ufer iſt nur theilweiſe angebaut; der Boden iſt ſalzig und zum Ackerbau ſchlecht geeignet, wie man aus allen Vegetabilien, die hier wild wachſen, abnehmen kann. Ohne den Indus aber würde ganz Sindi eine vollkommene Wüſte ſeyn, gleich der Gegend im Oſten. Man ſieht allerwärts Incruſtationen von Salz und Salpeter. Der letztere wird ausgeführt. Viele Sträucher geben Alkali's, die man in den Fabriken gebraucht.

Obgleich nun Sindi in manchem Betracht ſtiefmütterlich von der Natur behandelt iſt, belaufen ſich ſeine Einkünfte doch zuweilen auf 40 Lak Rupien (400,000 Pfd. Sterl.) jährlich. Unter der vorigen Dynaſtie rechnete man das Doppelte. Sindi hat einen ähnlichen Boden wie Aegypten und Bengalen, iſt aber nicht ſo reich wie dieſe Länder. Die Beſtellung des gewäſſerten Bodens macht übrigens wenig Noth; man ſäet, und die Aerndte bleibt nie aus.

Die Geſchichte von Sindi liegt uns klarer vor, als die der meiſten übrigen Länder Aſiens. Nach Herodot ſchickte Darius Hyſtaspes eine Expedition zur Unterſuchung des Indus, welche aus dem Fluſſe ins Meer ſegelte. Alexander der Große machte ſich die Ergebniſſe derſelben zu Nutze. Er fand dieſe Gegend von Hindu's bewohnt und von Brahmanen beherrſcht. Sie wurde ein Theil des ephemeren Königreichs Baktrien, erlangte aber ihre Unabhängigkeit wieder, die ſie auch bis zu den Zeiten des Islam ſich erhielt. Nach verſchiedenen Kämpfen wurden die Bewohner endlich Muhammedaner. In dem erſten Jahrhundert der Hedſchra (7ten Jahrh. n. Chr.) rotteten die Chalifen die Brahmaniſche Dynaſtie aus und regierten das Land durch Abgeordnete aus Bagdad. Im 11ten Jahrhundert fiel Sindi dem Sultan Mahmud von Gasna in die Hände. Altimeſch, der Ghoriſche Sultan von Delhi, machte es zu einem Lehen ſeiner Krone, und erſt im 14ten Jahrhundert ſchwangen ſich die eingebornen Radſcha's wieder empor. Der erſte Stamm, welcher zu Macht und Anſehen gelangte, die Sauma's, mußte bald den Suma's weichen, die noch jetzt fortbeſtehen. Der Radſcha von Ketſch und die Dſcharidſcha-Radſchputen ſind Abkömmlinge dieſer Suma's. Ein Theil der Suma's huldigt noch dem Brahmanenthum und ein anderer Theil dem Islam. Die Tatariſchen Eroberer Delhi's unterwarfen Sindi mit einiger Mühe. Nadir-Schah ſchlug das Land zu ſeinem Gebiete, und es bildete fortan einen Theil des Königreichs Kabul. Noch heutzutage iſt Sindi dem Namen nach von Kabul abhängig. Zu Nadir's Zeit wurde das Land den Kalora's, einer Prieſter-Familie aus Beludſchiſtan, anvertraut; unter Timur-Schah von Kabul aber kam es an die Familie Talpuhr, ebenfalls von Beludſchiſcher Abkunft, die noch jetzt über Sindi herrſcht.

Sindi iſt nicht volkreich, und die Eingebornen wohnen ſehr zerſtreut. Es enthält eine Menge Dörfer, die größtentheils beweglich ſind, d. h. man kann die Häuſer von einem Orte zum andern transportiren. Selbſt die ſtehenden Wohnorte ändern ihre Namen mit ihrem Beſitzer. Dieſer beſtändige Wechſel der Orte und Namen macht es erklärbar, warum nicht zwei Karten von Sindi einander vollkommen ähnlich ſehen. Die ganze Bevölkerung mag ungefähr eine Million betragen. Großer Wohnorte giebt es nicht viele; die bedeutendſte Stadt iſt Schikarpuhr, mit 25,000 Seelen, bevölkerter als die neuere Hauptſtadt Heiderabad.

Die meiſten Einwohner ſind Muhammedaner; etwa ein Viertheil der Bevölkerung hängt dem Hindu-Glauben an. Die Muhammedaner ſind groß, wohlgewachſen und von ſehr dunkler Hautfarbe. Alle übrige Bekenner des Islam ſcheeren das Haupthaar; nur die Bewohner von Sindi laſſen es wachſen. Auch tragen ſie Mützen ſtatt der Turbane. Der Name Sindi's wird hauptſächlich den Bewohnern der beweglichen Dörfer beigelegt; ſie ſind größtentheils zum Islam bekehrte Ur-Einwohner, die mit den Eroberern ſich vermiſcht haben. Die Hindu's unterſcheiden ſich nicht von denen im eigentlichen Indien; ſie haben ein ſchöneres Aeußere, als die Muhammedaner.

Die Unterjochung Sindi's iſt immer durch den Indus erleichtert worden; das Land iſt von dem Pendſchab aus leicht zugänglich. Die Bewohner ſind nicht ſo weichlich wie die Indier und nicht ſo fein wie die Perſer. Sie haben weniger geiſtige Bildung und mehr Bigotterie als beide Völker; doch beſteht in Sachen des Glaubens ziemliche Toleranz. Es giebt keine große Hinduſche Bauwerke in Sindi, aber auch keine große Muhammedaniſche, eine Moſchee und einige Heiligen-Gräber ausgenommen.

Die Regierung kann despotiſch heißen; die Herren des Landes, die Emire, werden durch kein Geſetz gezügelt, obſchon ſie angeblich nach den Satzungen des Korans das Recht handhaben. Es giebt keine Beamten, wie die Kadi's oder Molla's, die ihre Aemter unabhängig verwalteten. Den Seid's und Fakir's zollt man die größte Ehrerbietung, weil Erſtere aus dem Geſchlechte des Propheten ſtammen und Letztere einen ſehr ſtrengen Lebenswandel führen oder wenigſtens erheucheln. Viele Fakire ſind unbezweifelt tugendhafte Männer; aber der große Haufe iſt ein heuchleriſches Geſindel. Bettler giebt es hier in erſtaunlicher Anzahl. Man könnte ſie eher Räuber als Bettler nennen, denn ſie erſcheinen oft in ganzen Haufen und verlangen unter Drohungen Almoſen. Viele Leute vom Volke ergreifen dieſes einträgliche Gewerbe, das nur einen gewiſſen Schein von Heiligkeit erfordert. Dazu gehört z. B., wenn man die ganze Nacht auf dem Dache eines Hauſes ſitzt und den Namen Allah ſo viele tauſend Male wiederholt, als die Zunge es vermag. In Sindi wirkt die Religion weder mildernd, noch veredelnd; ihre unwürdigen Bekenner erniedrigen ſie zu einem Gewerbe.

Digitized by Google

Es giebt in Sindi keine Mittelklaſſe zwiſchen den Herren des Landes, ihren begünſtigten Seid's und dem gemeinen Volke. Einige Hindu's ſind reich; aber die große Menge iſt arm. Sie haben keinen geregelten Unterricht; nur wenige Individuen können leſen und ſchreiben. Beide Geſchlechter ſind dem Bang, einem berauſchenden Getränke aus Hanfſaamen, ſehr zugethan. Auch trinken ſie einen aus Reis und Datteln deſtillirten Branntwein. Ueberhaupt iſt es ihnen nur um grobſinnliche Genüſſe zu thun. Der Bauer hat keine geſunde Leibes-Uebungen; er führt eine träge Exiſtenz, wie die Großen des Landes. Recht wohlbekleidt ſeyn, iſt eine Auszeichnung. Eine weiſere Regierung würde den Zuſtand dieſes Volkes verbeſſern; ohne dieſelbe muß der Bewohner von Sindi in ſeinem jetzigen hoffnungs- und freudenloſen Zuſtande beharren.

Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß die Wiſſenſchaften in Sindi vernachläſſigt werden. Mit den mechaniſchen Künſten ſteht es beſſer: das Leder wird in keinem Theile Indiens ſo gut zubereitet, und die Londſchi's, oder Stoffe aus Seiden-Kattun, ſind eben ſo koſtbar als ſchön.

Die Sprache von Sindi iſt Sanskritiſchen Urſprungs. Die höheren Stände ſprechen ein verdorbenes Perſiſch; die niederen aber ein Gemiſch von Sindi und Pendſchabi. Das Sindi iſt auch Schrift-Sprache.

Eine deſpotiſche Regierung kann ſich nur durch Gewalt behaupten: der Soldat iſt hier unumſchränkter Gebieter. Die Bewohner von Sindi haben keinen Begriff von den Rechten eines Bürgers und kennen ihre eigene Stärke eben ſo wenig, als die Schwäche ihrer Gewalthaber. Die meiſten Häuptlinge von Sindi ſtammen aus Beludſchiſtan; doch rekrutiren ſie ſich nicht von dorther, obſchon ſie mit ihrer Heimath in Verbindung bleiben. Es iſt jetzt ſchwierig, einen Beludſchi von einem echten Sindi zu unterſcheiden, denn die Herren des Landes haben ſich ſchon durch Heirathen mit den Eingebornen vermiſcht. Sie bewahren jedoch ſorgfältig ihr Geſchlechts-Regiſter und rühmen ſich ihrer Abkunft.

Die militairiſche Macht von Sindi iſt bedeutend, jedoch ſchlecht diszipliniert. Sie beſteht aus Fußvolk; die Waffen ſind eine Flinte und ein Säbel. Es giebt wenige Pferde, und eben deshalb keine Reiterei. Kanonen ſind vorhanden; allein die Artillerie iſt ſchlecht bedient und vernachläſſigt. Die Eingebornen gelten übrigens für tapfere Soldaten; wenigſtens werden ſie von ihren Nachbarn geehrt und oft um Lohn gedungen.

Die Erzeugniſſe der organiſchen Natur ſind ſo ziemlich dieſelben wie in anderen Theilen Indiens. Die Witterung iſt veränderlich. Im Winter hat man oft ſtrenge Kälte und im Sommer drückende Hitze. Es regnet faſt gar nicht, und der Staub iſt unerträglich. An den Dächern der Häuſer ſind Windräder angebracht, und Fenſter und Thüren macht man ſo klein als möglich, damit nicht allzu viel Staub eindringe. Im Ganzen iſt das Klima ſchwül und der Geſundheit nachtheilig.

Der einzige nennenswerthe Fiſch des Indus iſt der Sandfiſch (pulla), welcher in vier Monaten des Jahres gefangen werden kann. Dieſer Fiſch findet ſich in keinem anderen Fluſſe des weſtlichen Indiens; er hat einen ſehr angenehmen Geſchmack. Wildpret von jeder Art giebt es in Ueberfluß; allein die faſt undurchdringlichen Buſchwälder erſchweren die Jagd. Kameele und Büffel ſind vortrefflich und ſehr zahlreich. Hornvieh und Schafe ſind hier im Allgemeinen größer als in Indien. Die ganze Landſtrecke zwiſchen Sindi und Indien wird von Hirten beſucht, die in Brunnen und Teichen Waſſer für ihre Heerden finden. Zwiſchen den Sandhügeln giebt es Weideland, und die Hügel ſelbſt ſind nicht ganz ohne Vegetation.

Bei den Orten Dſcherk und Lackpet fand ich foſſile Muſcheln in Kalkſtein. Einige derſelben wogen zwölf bis ſechzehn Pfund und waren vollkommen wohl erhalten. Weſtwärts von dem Indus giebt es verſchiedene Gattungen Marmor. Kalkſtein iſt wohl ohne Zweifel der vornehmſte Beſtandtheil des Bodens; doch fehlt es auch nicht an Sandſtein. In den Hala-Bergen giebt es viele Mineral-Quellen.

Mannigfaltiges.

— Scribe als Novelliſt. Der beliebte Theaterdichter Scribe ſchreibt jetzt auch Novellen, die man jedoch Vaudevilles in Form von Erzählungen nennen möchte, ſo gefallſüchtig iſt hier wie dort Alles auf eine leichte dramatiſche Wirkung berechnet, ſo wenig tief, wenn auch pikant, ſind die Charaktere gezeichnet, und ſo ſehr iſt das Ganze dem wirklichen Leben unähnlich, wenn es auch ſcheinbar der Gegenwart und der nächſten Nähe abgeborgt iſt. Aber gerade das macht das Glück ſeiner Novellen, wie ſeiner Theaterſtücke. Seine neueſte Erzählung heißt „Judith oder die Loge im Opernhauſe“ und iſt die Geſchichte einer tugendhaften Tänzerin im Corps de Ballet. Der Gegenſtand der Geſchichte iſt neu, wie man ſieht, aber noch neuer iſt wohl die Form derſelben, denn das Ganze wird uns im Theater erzählt, und zwar in den Zwiſchen-Akten der Oper „die Hugenotten“. Herr Scribe iſt nämlich mit einer Geſellſchaft in einer Loge verſammelt und wartet eben die erſte Vorſtellung der neuen Oper ab, als man gegenüber eine leere Loge bemerkt, die aber nicht bloß heute, wo manche Plätze mit dem hundertfachen Werthe bezahlt worden, ſondern ſchon ſeit mehreren Jahren leer, obwohl beſtändig abonnirt iſt. Das iſt natürlich ein eben ſo intereſſantes, als unerklärliches Problem; aber ein anweſender Notar, der Alles wiſſen muß, weiß auch den Zuſammenhang dieſer Geſchichte, die nun voller Spannungen ſo erzählt wird, daß gerade immer ein neuer Zwiſchen-Akt und folglich auch eine Unterbrechung da eintritt, wo die Zuhörer und die Leſer am neugierigſten ſind.

— Stradella. So heißt eine neue fünfaktige Oper, Text von Deschamps und Pacini, Muſik von Niedermayer, die kürzlich in Paris gegeben wurde. Aleſſandro Stradella war ein berühmter Venetianiſcher Tonſetzer und zugleich der vorzüglichſte Sänger des 17ten Jahrhunderts. Eine von ihm komponirte Arie hat Herr Fetis in ſeinen hiſtoriſchen Konzerten ausführen laſſen. Dieſes ſehr ſchöne Muſikſtück gewinnt dadurch noch ein ganz beſonderes Intereſſe, daß Stradella der gewaltigen Wirkung deſſelben einſt ſein Leben verdankte. Der Künſtler liebte nämlich ein junges Mädchen von hohem Stande, entführte ſeine Geliebte und floh mit ihr nach Rom. Die Familie des Mädchens ſchickte ihm Meuchelmörder nach, und der Streich ſollte in der Kirche Santa Maria Maggiore geführt werden, wo Stradella am grünen Donnerſtage eine von ihm geſetzte Motette ſang. Als aber die Banditen in die Kirche traten und die Töne des Sängers hörten, wurden ſie ſo mächtig erſchüttert, daß das Wunder des Orpheus ſich erneuerte: ſie ſtürzten ſich ihm zu Füßen, geſtanden ihm ihr Vorhaben und beſchworen ihn, ſich durch die Flucht den ihm drohenden Gefahren zu entziehen. Zwei Jahre lang glückte es dem Tonkünſtler auch wirklich noch, dem unermüdlichen Haß ſeiner Feinde auszuweichen, endlich aber fiel er doch ſammt ſeiner Geliebten als Opfer ihrer Rache; man fand Beide eines Tages in ihrer Wohnung zu Genua erwürgt. Die Verfaſſer des Textbuches fühlten wohl das Gefährliche einer ſolchen Entwickelung im Drama und noch mehr das der Hauptſcene, die den Komponiſten der Oper wieder in die ſchwierige Lage verſetzte, aus der ſich bis jetzt nur ein Genius wie Gluck mit glücklichem Erfolg herauszuziehen wußte. Wären ſie der Geſchichte treu geblieben, ſo hätten ſie die Muſik genöthigt, ſich ſelbſt zu beſingen, was immer eine mißliche Aufgabe bleibt. Dergleichen Compoſitionen bleiben gewöhnlich weit hinter der beabſichtigten Wirkung zurück, und ſo bezaubernd auch in der unſterblichen Tartarus-Scene des Gluckſchen „Orpheus“ die Geſänge des Gatten der Eurydice ſind, ſo erreichen ſie doch immer nicht das Ideal, welches ſich die Phantaſie davon macht, und der Eindruck beruht hauptſächlich auf dem Kontraſt, den die ſchreienden Mißtöne des Chors der Geiſter des Orkus dagegen bilden. So haben denn die Verfaſſer des „Stradella“ die Macht über die Gemüther der beiden Bravi nicht ſowohl vom Geſange, als vom Inhalte deſſelben ausgehen laſſen. Stradella verkündet ſingend die Strafen des Weltgerichts, und die Mörder ergreifen, von religiöſen Schauern durchbebt, die Flucht. Außerdem ſind noch bedeutende Abänderungen in dem Süjet vorgenommen. Stradella's Geliebte iſt nicht die Tochter vornehmer Aeltern, ſondern eine Waiſe, und der Sänger hat in dem Venetianiſchen Senator Peſaro einen mächtigen Nebenbuhler erhalten, der die beiden Liebenden die fünf Akte hindurch auf alle mögliche Weiſe verfolgt, am Ende aber, zum Dogen erwählt, ſich großmüthig zeigt, ſeinem Rival das Leben ſchenkt und das zärtliche Paar vereinigt. Die Vermählung des Dogen mit dem Adriatiſchen Meer macht den Schluß der Oper, die überhaupt an Pracht der Decorationen und Aufzüge Alles, was man in dieſer Hinſicht ſchon auf der Pariſer Bühne geſehen, noch überbieten ſoll. Ueber den Komponiſten und die Muſik läßt ſich ein dortiger Kritiker folgendermaßen vernehmen: „Herr Niedermayer hatte ſich ſchon durch ein graziöſes Werk, „der See“ betitelt, in den Pariſer Salons bekannt gemacht. Aber zwiſchen der Compoſition einer Romanze und einer großen Oper iſt ungefähr derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen dem See von Bourget, der Herrn von Lamartine zu ſeinem reizenden Gedicht begeiſterte, und dem Adriatiſchen Meer, auf dem ſich die Handlung in „Stradella“ bewegt. Man könnte daher fürchten, daß der Gondolier der leichten Barke nicht die nöthige Kraft gehabt haben möchte, um das Steuerruder des großen Fahrzeuges zu regieren, das man Oper nennt. Aber die Lüfte ſind dem jungen Komponiſten günſtig geweſen, und ſein Schiff iſt ohne Havarie in den Port gelangt. Herrn Niedermayer's Muſik zeichnet ſich weniger durch Kühnheit und Originalität, als durch gehaltene Klarheit und oft elegante Einfachheit aus. Nur hätte er zuweilen ſein Pianoforte etwas mehr vergeſſen ſollen, als er für das Orcheſter ſchrieb, denn zwiſchen dieſen beiden iſt ein gewaltiger Unterſchied. Beethoven, Gluck und Weber waren zwar auch große Virtuoſen auf dem Flügel, und Meyerbeer iſt es ebenfalls; aber dieſe Komponiſten vernachläſſigten darüber nicht die Inſtrumente des Orcheſters, und ihrem Beiſpiel hätte Herr Niedermayer mehr folgen ſollen.“

— Der Indiſche Guttenberg. Sir Charles Wilkins, der Ueberſetzer der Bhagwat-Gita ins Engliſche, iſt bisher überhaupt als derjenige Engländer angeſehen worden, der zuerſt in die Geheimniſſe des Sanskrit eingedrungen und den Weg geebnet habe, der ſeitdem von ſo vielen Europäiſchen Sprachforſchern betreten worden. Der Friend of India, ein in Kalkutta erſcheinendes Engliſches Journal, vindizirt dieſe Ehre jedoch für einen älteren Landsmann, Herrn Marſhall, der bereits im Jahre 1677 die „Serebaugabut Puran“, ein Sanskritaniſches Werk, ins Engliſche überſetzt habe. Ein Exemplar dieſer Ueberſetzung ſoll ſich im Britiſchen Muſeum in London befinden. Dagegen hat Sir Charles Wilkins das große Verdienſt, die Buchdruckerei, ſowohl in Dewanagra- als in Bengaliſchen Typen, in Indien eingeführt und durch Unterricht und Beiſpiel ſo populair gemacht zu haben, daß die Indiſche Preſſe es bald der Europäiſchen gleich thun wird und nicht wenig dazu beiträgt, Civiliſation und Wiſſenſchaft in dem weiten Hindoſtan zu verbreiten. Die erſte Schriftgießerei hat Sir Charles Wilkins um das Jahr 1770 in Hooghly errichtet, wo auch zuerſt im Jahre 1773 Halhed's Bengaliſche Grammatik gedruckt wurde. Wilkins lebte noch lange genug (bis zum Jahre 1833), um die reichen Früchte der von ihm mit uneigennütziger Hand ausgeſtreuten Saat überall reifen zu ſehen. Gegenwärtig geht man damit um, dem Indiſchen Guttenberg in Hooghly, dem Indiſchen Mainz, ein Denkmal zu errichten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 34. Berlin, Montag den 20. März 1837.

Frankreich.

Die Jagd ins Blaue.
Von Méry.

Es war eines Tages im Oktober des Jahres 1811 oder 1812, früh zur fünften Morgenſtunde, als Herr Ebay, ein wohlgemuther Junggeſell und nebenbei einer der vortrefflichſten Muſiker des ſüdlichen Frankreichs, in Jägertracht mit Büchſe, Taſche und Kappe über die thauigen Hügel vor den Thoren Marſeille's, unweit des Meergeſtades, einherbirſchte.

Mit der Jagd hat es nun im ſüdlichen Frankreich eine eigene Bewandniß. Es iſt hier ein großer Ueberfluß an Jägern vorhanden und ein großer Mangel an Wild. Zu Marſeille iſt Jedermann, der nur im Stande iſt, ein Gewehr zu tragen, von Gott- und Rechtswegen ein Jäger und geht mit Flinte und Jagdtaſche einher. Will er nun wirklich auf die Jagd gehen, ſo ſteht er um drei Uhr Morgens auf und marſchirt, mit einem halben Dutzend Vogelbauer in der Hand, anderthalb oder zwei Stunden weit über Feld bis in den Buſch, wo er ſich hinter den Bäumen eine Art von Schilderhäuschen hat hinſtellen laſſen, was ſie in der Jägerſprache einen Anſtand nennen. Hier hängt er ſeine Käfige mit den Vögeln darin, die, ſeitdem man ſie ausſtopfte, das Singen ganz und gar verlernt haben, an den Bäumen auf, ſchleicht in den Anſtand, ladet ſeine Flinte, guckt die Sterne an und macht ſich allerhand Gedanken. Wenn ihn zu frieren anfängt, ſpazirt er zehn Schritte auf und nieder; zum Zeitvertreib kaut er die grünen Nadeln von den Lärchenbäumen und läßt ſich vom Morgenwinde den Duft von Wieſen und Hügeln zufächeln. Es erheben ſich nach einander die Dämmerung, die Morgenröthe, die Sonne und der Wind; der Jäger giebt zu dem Allen einen geduldigen Zeugen ab. Er lugt aufs Meer hinaus, er verwünſcht die Wolken, die ihm mit ſchlechtem Wetter drohen, und wenn die Sonne brennend höher ſteigt, ſchmachtet er nach dem kühlen Nordwind von den Bergen her. Um zehn Uhr macht er ſich auf den Rückweg und hält ſeinen Einzug in die Stadt, ganz glücklich und ſeelenvergnügt, daß er auf der Jagd geweſen iſt. Morgen geht's wieder von vorn. Dieſes Jagd-Vergnügen koſtet dem Jäger nebenbei ein unerſchwingliches Geld; es muß viel darauf verwendet werden, wenn man einen guten Anſtand haben will. Ereignet ſich dann und wann der unerhörte Fall, die erſtaunenswürdige Fatalität, daß eine wilde Gans, von ihrem Verhängniß getrieben, einem Marſeiller Jäger in den Schuß kommt, ſo koſtet ſie dem Glücklichen, Alles in Allem gerechnet, an die fünfhundert Franken. Mein guter Freund, Herr Blanc de Radas, hat mich einmal mit einer Schüſſel Wildpret bewirthet, die ihm ſchier dreitauſend Franken zu ſtehen kam; darin lagen ſechs gebratene Ortolane, von des Wirthes eigener Hand erlegt.

Ein ſolcher Jäger war nun auch unſer Freund Ebay; er war bei ſeiner Jagd mit ganzer Seele und brennendem Eifer, wie man's von einem Süd-Franzoſen, der obendrein ein Künſtler und ein Junggeſell iſt, leicht denken kann. Er ſchaute nach allen Himmelsgegenden aus und ſah, wie gewöhnlich, nichts kommen. Doch nein, eben mußte ihm wohl ſein Glücksſtern am Horizonte aufgehen: denn es kam wirklich ein Vogel geflogen und ſetzte ſich in den Lärchenbuſch. Noch war es Nacht, und das kam dem Vogel zu Statten; denn unſer Freund mußte ſein Auge ungewöhnlich anſtrengen, um beim Sternenlicht des großen Bären, der ſich drüben nordwärts über die Anhöhe neigte, einen ſchwarzen Punkt oder Schatten zu beobachten, welchen er in dem grünen durchſchimmernden Laubdach ſah oder zu ſehen glaubte. Er legte die Flinte in der Richtung auf das räthſelhafte Objekt an und ſtand da und getraute ſich nicht, loszudrücken. Er hatte Recht; denn welcher geſcheidte Jäger wird auf eine Illuſion ſchießen wollen und einen Knall riskiren, wobei alle etwa vorhandene wirkliche Vögel Reißaus nehmen? Ein Marſeiller Jäger zumal weiß, wie vorſichtig und rückſichtsvoll man mit ſolchen raren Gäſten, mit ſolchen Naturſeltenheiten umgehen muß. Es wollte gar nicht Morgen werden; Herr Ebay zählte die Sterne am Himmel, es waren ihrer juſt noch dreizehn. Dreizehn, eine böſe Zahl; ſieben am Wagen, ſechs am Orion, außerdem noch ein verlaufener Planet, den es ſehr darob zu langweilen ſchien, daß die Sonne nicht bald kommen wollte.

Endlich doch ließ die Morgenröthe im fernen Oſten den blaßrothen Saum ihres Gewandes blicken, und immer näher und immer höher goß ſie ihre glänzenden Lichtſtreifen, von Hügel zu Hügel, von Baum zu Baum, und erreichte endlich auch das Gehölz, in welchem unſer Freund Ebay auf der Lauer ſtand. Ein Lichtblick ſtahl ſich plötzlich hinauf in den Verſteck des geſährdeten Vogels, und der Jäger ſah ihn, Kopf und Flügel vom Schein der Morgenröthe übergoſſen. Da reizte es ihn zum Schuß, die Büchſe knallte; nur freilich hatte das Pulver auf dem Zündkraut eine geraume Weile zuvor hübſch gepufft und geknistert, damit's der Vogel merken könne — die Zündhütchen mochten damals noch nicht erfunden ſeyn — auch war es unſerem Freunde etwas froſtig in den Händen. „Pautz, da fällt er!" rief der Jägersmann und lief ſpornſtreichs unter den Baum, worauf der Vogel geſeſſen hatte. Er hob etliche bemooſ'te Steine und Fetzen von der Baumrinde auf, aber nichts weniger, als einen Vogel. Nur eine Feder hatte der Flüchtling zwiſchen den harzigen, ſpitzigen Nadeln ſtecken laſſen; Herr Ebay ſtreckte die Hand danach, um doch einen Ausweis über ſeinen Fehlſchuß zu beſitzen; er betrachtete ſie mit trübſinnigem Auge und ſchmerzlich reſignirtem Lächeln.

In dieſem Augenblicke leuchtete die roſenfingerige Eos recht aus der Scheitelhöhe auf das Kuerfleck des Jägers nieder, wo er die Feder als einen Ordensſchmuck, als eine ornithologiſche Trophäe hineingeſteckt. „O Himmel!" rief unſer Freund, dem jetzt ein Licht aufging, „es war eine Schalaſter! Die Feder iſt von einer Schalaſter!" — Nun erſchien ihm ſein Unglück doppelt groß. Der Verluſt war unerſetzlich, denn wann kommt ſo ein Phänomen wieder, wie eine Schalaſter! es iſt kein gewöhnlicher Vogel; ſelten, kaum ein paar Mal im Jahre, läßt er ſich ſehen, und ſein Erſcheinen, ſein Verſchwinden bedeutet immer Etwas. Glücklich, dreimal glücklich der Jäger, der mit einer ſolchen Beute zur Stadt heimkehrt: er iſt ein gewaltiger Jäger vor ſeines Gleichen, gewaltig wie Nimrod vor dem Herrn.

Da ſtand der arme Ebay und wehklagte: „Es war eine Schalaſter!" laut und leiſe, in allen Tonarten, in der Höhe und in der Tiefe: „Es war eine Schalaſter!" Hätte er ſein Violoncell unter Händen gehabt, er hätte ſich zu dieſem Thema accompagnirt. Er ſpähte mit troſtloſen Blicken über das weite Gefild, auf das die Sonne bereits mit ſo hellen und blinkenden Strahlen ſchien, als wollte ſie ſich über ihn luſtig machen. Kein Laut, kein Leben in dem ganzen weiten Raume, kein einziger Vogel ſtrich unter dem blauen Himmelszelt. Herr Ebay lud ſeine Flinte taktmäßig nach dem Kommando wieder und ſchlenderte weiter durch das Gehölz. Jeden Haufen welker Blätter am Boden ſtörte er mit dem Fuße auf, ob vielleicht eine Schalaſter darunter ſteckte; er reckte ſeinen Hals und ſuchte ſie in den höchſten Baumzweigen; wenn die Mücken ſummten, horchte er auf, wenn eine Weſpe vorbeiſchnurrte, ſah er ſich um, ob es nicht ein Vogel wäre. Dabei ging er keine zwölf Schritte, ohne die Dämmerung, das Flintenſchloß und das trügeriſche Licht der Sterne von ganzem Herzen zu verwünſchen.

„Da iſt ſie wieder!" rief er und ſprang ſeitwärts. In der That, es war die Schalaſter; aus einem Gräſerbuſch dicht vor des Jägers Füßen war ſie aufgeſcheucht. Die Büchſe ging von ſelbſt, wie unter Geiſterhänden, los, und zwei Tannzapfen fielen vom Baume. Der Vogel wiegte ſich triumphirend in den Lüften, er ſchüttelte ſeine ſchickſalverkündenden Schwingen, er flog vom Walde zu Berg, vom Berge zu Thal, vom Thal hinüber zur See. Unſer Freund war tapfer und rüſtig hinterher; er ſah nicht rechts, er ſah nicht links, der Vogel in den Lüften wies ihm den Pfad. Es mochte etwa acht Uhr des Morgens ſeyn. Die Verfolgung wurde immer intereſſanter, immer hitziger. Der Jäger wollte von dem Vogel nicht ablaſſen; der Vogel flog immer tauſend Schritte, wie gezählt, ſetzte ſich ruhig auf die Haide und wartete, bis der Jäger die Flinte auf ihn anlegte; dann flog er auf und davon. So legten Beide manche Strecke über Hügel und Ebenen zurück; der Jäger ſuchte ſeinen Durſt an dem wilden Weinlaub zu ſtillen, das ſchier trockener war, als ſeine Kehle. Schon ſenkte ſich hinter den Füßen des Jägers, hinter den Schwingen des Vogels der Abhang der Hügelkette, die von der Kuppe des Pugét bis zum Cap Montredon ſtreicht; die beiden Abenteurer ließen Caſſis und La Ciotat zur Rechten und folgten der weiten, langhingeſtreckten Thalſenkung zwiſchen Signe und Saint-Cyr; Beide waren todtmüde. Die Nacht brach ein; das niedliche Dörfchen Saint-Cyr ließ ſeine abendlichen Lichter durch die Scheiben blinken. Der Hunger, der Durſt, die Müdigkeit, alle Erlebniſſe des heutigen Tages hatten unſerem Freunde arg zugeſetzt; er trat in die Thür des Wirthshauſes zum ſchwarzen Adler, wo man zu Fuß und zu Roß einkehren kann, und legte die Büchſe aus der Hand. Wo die Schalaſter ihr Nachtquartier gefunden, wer kann's wiſſen!

Für einen Fußgänger iſt die Nachtherberge der wahre Vorſchmack des Paradieſes. Herr Ebay ließ ſich ein ſchmackhaftes Abendbrod vorſetzen, — es war eigentlich ſein Frühſtück, Mittag- und Abendbrod, Alles in Einem, — darauf legte er ſich wohlgeſättigt und wohlgemuth in das weiche Bett und that einen köſtlichen Schlaf mit ſchönen Träumen: er griff die Schalaſtern mit beiden Händen.

Digitized by Google

Früh mit dem Morgenroth war er ſchon wieder auf den Beinen, nach üblicher Waidmannsſitte; denn für den Jäger vor Allen hat Morgenſtunde Gold im Munde. Er wollte den Rückweg nach Marſeille einſchlagen; zuvor ſendete er noch einen ſehnſüchtigen Blick und Seufzer nach den gebenedeiten Gefilden des Dorfes Le Caſtillet, wo der unerreichbare Vogel, allem Vermuthen nach, ſich zur Nachtruhe niedergelaſſen. Unſer Freund ſchlenderte unter ſolchen Gedanken längs einer halb eingeſtürzten Gartenmauer, die über und über gar ſchön bekleidet war mit dem Laube wildwachſender Feigenbeerſträucher. Er ſtieß zum Spiel mit dem Flintenſchafte in die Blätter und murmelte mit den Lippen dazu allerhand Rittere und Verſe nach Jägermanier. Da erhebt ſich mit Flügelſchlag und ängſtlichem Geſchrei der Vogel, die Schalaſter, von ihrer Schlafſtatt und flattert auf in den kühlen Morgenwind. Hinterher ging die Flinte los, gleichfalls in den Wind, und der Jäger ſtürzte und ſtolperte über Gartenmauer und Weinberg dem Rauch, der Kugel und dem Vogel nach. Er vergaß der Heimkehr. Von Station zu Station lockte ihn der Flüchtling, von Thal zu Thal, abermals den ganzen Tag, und mit dem Abend erreichte der Jäger Hyères, das kleine freundliche Hyères in ſeiner von Orangen durchduſteten Thalbucht.

Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß unſer Freund nach Hyères kam; er liebte die Orangen und ihren Blüthenduft über Alles; darum verſuchte er noch ſpät am Abende, vor Schlafengehen, einen Spaziergang nach dem anmuthigen Hesperidengarten, der Herrn Filhe zugehört. Die Büchſe unterm Arm, ſchlenderte er ſeines Weges und wiegte die Schultern ſo wohlgefällig, wie der ſchmuckſte Jäger in der ganzen Provence. Das Vollmondlicht ſpielte und glitzerte um die Kronen der Stechpalmen, ſo hell und freundlich, wie es zu Paris die Mittagsſonne auf den Baumwipfeln der Boulevards nicht gleichthut. Unſer jagdluſtiger Muſikus trug, wie alle Kinder des Südens, ohne daß er's ſelbſt recht wußte, einen reichen Schatz von Poeſie im Gemüthe. Er gab ſich ganz und gar der ſüßen Luſt des Anblickes hin, er verſank in ein ſtillbehagliches, weiches Träumen; der Seewind fächelte ihm lau und ſchmeichelnd ins Geſicht und tränkte ſeinen Athem mit dem würzigen, berauſchenden Duft von Myrthen und Orangen. Ach! ſprach unſer Freund bei ſich: was gäb' ich drum, wenn ich mein Violoncell hier hätte! ich möchte gleich das Lied aus Joſeph in Aegypten ſpielen: O heimathliche Fluren!

Etwas Glänzendes fiel dem Sehnſüchtigen während dieſer Reflexion ins Auge; er trat einen Schritt ſeitwärts; es war eine Pflanze, die an der Gartenmauer wuchs, ein Feigenbeerſtrauch; die Kehrſeite der Blätter blinkte im Mondenlichte mit mattem Silberglanze. Der entzückte Wanderer trat näher und bückte ſich mit dem ganzen Leibe, wie ein Fragezeichen, über das lauſchende Pflänzchen; das rauſchte leiſe zur Antwort und ſtreichelte ihm mit den Blättern über's Geſicht. Der Waidmann aber achtete auf die Liebkoſung nicht, er hatte was Anderes geſehen. Er richtete ſich empor kerzengerade, wie ein Ausrufungszeichen, nahm die Büchſe, lud und ſchlug ſie drehend an. Fünf Schritte von ihm, auf einem dürren, blattloſen, hervorſpringenden Zweige, da ſaß ein Vogel, fächelte mit den Flügeln, badete die Bruſt, ſchüttelte ſich bis in jede Federſpitze vor Behagen in der friſchen Nachtluft. Es war die Schalaſter. Schon lag des Jägers Zeigefinger am Hahn der Büchſe, aber er lag wie Blei; er brachte es nicht über Herz und Gewiſſen, loszudrücken. Einen armen Vogel, der ſich nichts verſieht, auf fünf Schritte erſchießen, pfui doch! welcher ehrliche Jäger wird ſeinen Vortheil ſo mißbrauchen. Und dann wäre es der unglückſeligen Schalaſter, ſo nahe vor dem Schuß, ſchlimmer ergangen, als weiland Romulus, dem erſten Römiſchen Könige; ſie wäre ganz und gar, bei lebendigem Leibe, in Knall und Rauch und Feuer verſchwunden, verbrannt und zerſtoben. Ueberdies war es in der guten Stadt Hyères, ſo gut wie anderwärts, verboten, zur eilften Nachtſtunde eine Flinte abzuknallen. Aus allen dieſen Gründen enthielt ſich unſer Freund des Schießens und blieb unbeweglich ſtehen, die Mündung ſeiner Büchſe beſtändig auf den Vogel gerichtet. Der machte ſich keine Sorge darum, ſteckte den Schnabel unter die Flügel und ſchlief harmlos ein, wie ein Kind am Rande eines tiefen Brunnens. Der Jäger ſtand, freute ſich des Schlafes der ſüßen Unſchuld und dachte: wart' nur, wenn's Tag wird! Zum Zeitvertreib probirte er in Gedanken die mörderiſche Scene durch, die mit dem früheſten Morgenlichte vor ſich gehen ſollte. Er zielte ſcharf auf das arme Thier, das im ehrlichen, klaren Mondlicht einen ungefährdeten Schlaf gehofft; er briet es ſchon in Gedanken, goß aus der Phantaſie eine Kapernſauce darüber, zerſtückte und verſchlang es mit den Augen. Mit ſolcherlei Vorſtellungen beruhigte er ſeinen Magen, der ſich allmälig nüchtern zu fühlen begann. Er ſah nach der Uhr, und zwar ſo oft, daß der Morgen ſich endlich wirklich über die Rebenhügel im Oſten des Städtchens heraufmachte. Jetzt war es vor Gott und Menſchen erlaubt. Unſer Held ſchlich zehn Schritte rückwärts und ſang in Gedanken das damals beliebte Lied von Berton: „Quand on fut toujours vertueux, qu'on aime à voir lever l'aurore." Er nahm die Schalaſter ſcharf aufs Korn, recht mitten in den Büchſenlauf und drückte ab. Der Hahn ſchnappte mir nichts dir nichts auf den Stein, aber das Echo der Wälder und Felder blieb ſtumm; das Pulver auf der Pfanne war über Nacht in Waſſer zerfloſſen. Der Jäger fluchte aus Leibeskräften ein Donnerwetter, der Vogel fuhr aus dem Schlafe, reckte Kopf und Flügel und ſchwang ſich auf gen Süden. Herr Chav vermaß ſich hoch und theuer und rief alle Orangenbäume zu Zeugen ſeines Schwures, daß er die Schalaſter haben müſſe, todt oder lebendig, und müßte er ſeine eigene Waidmannsſeele gegen die arme Seele des Vogels einſetzen. Diesmal war er wirklich vor Jägerwuth außer ſich; er ſtürzte fort, längs den Ufern des Var, er zertrat und zerhieb alle Feigenbeerſträucher am Wege und verſchlang die Beeren; auf fünfhundert Schritte ſchoß er hinter dem Vogel her. Er trank, wie König David auf ſeiner Flucht, von dem Waſſer des Gießbachs; er ſpürte nicht, wie ſein Magen vor Hunger knirſchte, wie ſeine Eingeweide ſich empörten, wie ſeine Füße brannten und ſchwollen. Mit haſtig zuckender Lippe, ſchlaflos gläſernem Auge, die Adern an den Händen blau aufgelaufen, die Haare ſtarrend und ſträubend unter dem Filzhut, die Stirne ſonnverbrannt, ſchweißfleckig und blutrünſtig, ſo langte er am folgenden Tage in Nizza an, lief in das Hotel zum ſchwarzen Adler und warf ſich erſchöpft, halb todt getrieben ins Bett.

Die wohlthätige Natur gönnte ihm einen erquickenden achtzehnſtündigen Schlaf. Er erwachte, rieb ſich die Augen und ſchellte, um ein Frühſtück zu beſtellen. Ein Aufwärter kam, verbeugte ſich und ſprach: „Che domanda la Sua Eccellenza?" — „Ei zum Kuckuk", rief unſer Waidmann, „hat mich denn die verwünſchte Schalaſter nach Italien hinein verirrt, wo ich kein Wort Italiäniſch verſtehe! das wäre ja zum Hungerſterben!" — In dieſer Noth nahm er ſeine Zuflucht zur allgemein verſtändlichen Geberdenſprache, um dem Burſchen das Hungerſterben begreiflich zu machen. „Brodo? manzo? vitello?" fragte der Burſch. „Brodo, manzo, vitello", entgegnete Chav bejahend, der in ſeiner Hungerqual mit Allem zufrieden war.

Er ſtand auf und kleidete ſich an. Wie er nach der Weſte greift, überfällt ihn ein ſchrecklicher, niederſchlagender Gedanke. Sein letztes Fünffrankenſtück hatte er zu Hyères ausgegeben; ſeine Börſe lag vor ihm auf der Kaminplatte, langgeſtreckt, leer und ſchmächtig; es traten ihm Thränen in die Augen. Er that, was man ſich unter ſolchen Umſtänden gratis zu Gute thun kann; er hielt einen ſchwermüthigen Monolog: „O Jammer", ſprach er, „wie werde ich ausſehen, ich Ritter von der traurigen Geſtalt, wenn der Kellner mir die Karte zum Bezahlen hinreicht und ich den Leuten kein Wort in ihrer Sprache ſagen kann, mich zu entſchuldigen. Nein, lieber als ehrlicher Mann tauſendmal Hungers ſterben, denn mit Schimpf und Schande als ein Inſolvente daſitzen. Geſchworen ſey's, ich rühre dieſes unerſchwingliche Frühſtück nicht an, bis ich ſicher weiß, wo ich Geld für den Wirth hernehme."

Eben war unſer Held über dieſen wackeren Vorſatz mit ſich ins Reine gekommen, als der Aufwärter mit einem großen Tafelbrett eintrat und ein herrlicher Duft von Braten und Speiſen durch das Zimmer ſtrömte. Unſer Freund wappnete ſich mit heroiſcher Entſagung; mit ſtolz ablehnender Geberde und ausgeſtrecktem Arme wies er den Burſchen ſammt ſeinen Schüſſeln zur Thür hinaus. Der ſah ihn verwundert an. „Haben Sie ein Violoncello?" fragte Chav; „un gran violino, una cosa che fa così?" und zur Verdeutlichung des letzten Satzes ſtellte er ſich hinter einen Stuhl und geigte mit dem Ladeſtock ſeiner Flinte über die Lehne. „Ah!" ſprach der Aufwärter, „una bassa cantante! un violoncello! ce n'è uno nell' osteria." Der Burſche lief hinunter und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Violoncell zurück, das er unſerem Freunde zu Füßen ſtellte.

Bei dieſem Anblicke fuhr ein Freudenſtrahl über das Geſicht unſeres Dulders. Er umarmte das Inſtrument, er liebkoſte es, er that damit, als hätte er einen Herzensfreund in wildfremdem Lande gefunden. Er rief in wehmüthiger Begeiſterung: „O holde Kunſt, laß mich in deinem heiligen Dienſt alle Qual des Mangels und des Hungers verſchmerzen! ein Lied von Mehul ſoll mein Frühſtück ſeyn." Er ſtimmte das Inſtrument, es gab einen reinen ſtarken Ton. Er präludirte mit dem Solo aus dem zweiten Akte der Veſtalin, in der Scene, wo das Altarfeuer erliſcht. „Eigentlich zwar", dachte er bei ſich, „iſt das Solo für die Klarinette geſchrieben; wenn ich aber jetzt den Spontini treffe, da ich doch einmal in Italien bin, ſo rathe ich ihm, er ſoll es für das Cello umſetzen. Was das gleich für einen anderen Effekt macht! Gut ſo, — nun was von Mehul, von dem göttlichen Mehul; die große Arie aus Joſeph: „Umſonſt wird Pharao ꝛc."

Das Cello ertönte und goß ſeinen ſüßen tiefbebenden Klang durch die Lüfte. An Thüren, Fenſtern und Treppen liefen die Leute zuſammen; man hielt im Städtchen große Stücke auf Franzöſiſche Muſik; das Völkchen horchte mit offenem Munde, ſchrie Bravo und applaudirte ſich die Hände wund. Ehe eine Stunde verging, wußte man im Städtchen, daß Apollo über Nacht ins Land gekommen, und ehe der Abend einbrach, zirkulirten ihm zu Ehren ein halb Schock Sonnette, die alle ſo anfingen: „O Febo francese, dio della musica!" Aber Phöbus hatte nichts im Magen und war ſehr nüchtern.

Der Wirth trat endlich unter überhöflichen Reſpekts-Bezeugungen zu dem Künſtler ins Zimmer und ließ ſich gewiſſermaßen Franzöſiſch mit der Bitte vernehmen, ob la Sua Eccellenza ſeinem Hauſe die Ehre widerfahren laſſen wolle, im großen Saale ein Konzert zu geben, das Billet zu zwei Franken. Man kann denken, wie der Vorſchlag unſerem Freunde einleuchtete. „Mit dem größten Vergnügen", erwiederte er, „Sie dürfen es nur ankündigen und den Saal dazu in Bereitſchaft ſetzen. Was meinen Sie, ob etwas dabei zu machen iſt?" — „Für 150 Franken ſtehe ich", ſprach der Wirth. „Gut", ſagte Chay; „kündigen Sie es für morgen an, und jetzt bitte ich, laſſen Sie mir ein Frühſtück auftragen." (Fortſetzung folgt.)

Das Schmuggel-Syſtem der Kontinental-Sperre.

(Schluß.)

„Unglücklicher", ſprach der Marine-Commiſſair beſchwichtigend, „Du haſt kein Geld und ſollſt reich werden!"

„Ich will nichts als einen Kaperbrief! Bei dem St. Elmsfeuer! es wird ſpät, denken Sie an Ihre Ehre!" rief Scipio. — „Deine Söhne ſollen von dem Land- und Seedienſt befreit ſeyn, Freund!" — „Einen Kaperbrief!" — „Das Kreuz der Ehrenlegion ſoll Dein Knopfloch zieren, Freund!" — „Es wird Nacht, geben Sie mir einen Kaperbrief, Herr Commiſſair, oder ich kenne mich ſelbſt nicht mehr." — „Und wenn Du ihn nun haſt, Scipio! Ich kenne Dich, Du wirſt den Schleichhändler fangen, das Schiff zerſtören und die Waare verbrennen. Was bleibt Dir dann übrig? Nichts als die Aſche ...."

Digitized by Google

„Und das nennen Sie Nichts, Herr Commiſſair?“ ſchäumte Scipio. „O dieſe Aſche, wie will ich ſie in meinen Händen zerreiben und ins Meer ſtreuen! Wollte Gott, ich könnte ganz England ſo vernichten, wie dieſe Waaren.“ — „Und wenn ich Dir nun den Kaperbrief verweigerte, was würdeſt Du dann thun?“ — „Ich würde Sie denunziren.“ — „Welches Verbrechens kannſt Du mich anklagen?“ — „Mein Kaiſer ſoll Sie, den er ſo treu glaubt, als einen Schleichhändler, einen Freund der Engländer, einen Verräther an der Kontinental-Sperre kennen lernen!“ — „Man wird Dir nicht glauben.“ — „Und Ihr Kind, Ihre Tochter?“ — „Wodurch könnte meine Tochter mich kompromittiren?“ — „Glauben Sie, daß mir ihre Zeichen am Ufer des Meeres entgangen ſind? Sie trägt ein blaues Kleid, wenn der Schleichhändler ohne Gefahr landen kann, ein weißes aber, wenn er entfliehen ſoll.“ — „Du irrſt Dich Scipio, meine Tochter verläßt mein Haus niemals; ſie iſt auch heut den ganzen Tag in ihrem Zimmer geblieben.“ — „Aber warum boten Sie mir denn Geld an?“ — „Unſinniger! weil ich Dich in Deinem Vorſatz noch mehr beſtärken, Deinen Muth noch höher anregen wollte; das erſte Mal habe ich Dir den Kaperbrief verweigert, weil ich das Leben meiner Seeleute nicht ſo leicht aufs Spiel ſetze, heute ſollſt Du ihn haben.“

Während dieſes Geſprächs war die Nacht hereingebrochen, und ein dicker Nebel entzog dem Auge ſelbſt die nächſten Gegenſtände. „Du hielteſt meine Dir angebotene Belohnung für eine Beſtechung“, ſagte der Commiſſair, „für eine Schlinge, die ich Dir legen wollte, nicht wahr Scipio? Aber ich entſchuldige Dich, denn nur Dein eifriger Patriotismus konnte Dich zu dieſem Irrthum verleiten.“

Scipio vergaß bei dieſen Geſprächen, daß es ſchon ſo ſpät und dunkel geworden, daß der Engel der Finſterniß ſelbſt den Schleichhändler nicht hätte finden können. Endlich klingelte der Commiſſair: — Cäcilie trat ein und brachte ihrem Vater den Kaperbrief. Sie hatte eine elegante Toilette gemacht und war augenſcheinlich zu friſch und zu geputzt, um den Glauben aufkommen zu laſſen, daß ſie vom Ufer des Meeres zurückkomme. Dem alten Korſaren war dieſe Verwandlung unbegreiflich; er traute ſeinen Augen kaum, und doch konnte er an der Identität Cäciliens mit dem jungen Mädchen auf den Felſen nicht zweifeln.

Endlich verließ er den Commiſſair, aber der Contrebandier hatte ſchon längſt wieder das Weite geſucht.

Scipio knirſchte vor Wuth und zerknitterte das Papier in ſeinen Händen.

Die Fregatte, mit der Auguſt vor zwei Tagen abgeſegelt war, lief in derſelben Nacht mit einer Priſe von vier Engliſchen Schiffen in den Hafen ein. In dem Kampfe, deſſen Reſultat die Eroberung der feindlichen Fahrzeuge geweſen, hatte Auguſt ſich durch Muth und Geſchicklichkeit ausgezeichnet. Er war von allen ſeinen Vorgeſetzten dem geneigten Wohlwollen des Miniſters Sr. Kaiſerl. Majeſtät empfohlen worden. Wie glücklich war Cäcilie, als ſie nach der kurzen Trennung den Geliebten wiederſah. Er erzählte ihr mit dem Feuer eines jungen Kriegers, der ſeine erſte Waffenthat ruhmvoll vollbrachte, von den Kugeln, die um ſeinen Kopf ſauſten, von der Hitze des Gefechtes, den Kartätſchen und dem Kommando ſeiner Chefs, und ſie hielt ſeine Hände in den ihrigen und ſtrich ihm das blonde Haar von der Stirn, um zu ſehen, ob er auch wahr ſpräche und wirklich nicht verwundet ſey: ſie war ſo ſelig!

Plötzlich ertönte ein Kanonenſchuß von der Fregatte; es war das Zeichen, daß die ganze Equipage ſich augenblicklich an Bord des Schiffes begeben ſolle. Auguſt und Cäcilie mußten ſich trennen. Als der junge Offizier an ſeinen Poſten zurückeilte, begegnete er Scipio auf dem Verdeck ſeiner Fregatte. „Wie kommſt Du hieher, alter Freund?“ fragte er. — „O“, erwiederte der Korſar, „ich will lieber als Matroſe oder Kanonier auf Ihrem Schiffe dienen, als täglich mit übereinandergeſchlagenen Armen der müßige Zuſchauer von Dingen ſeyn müſſen, die mir das Herz abſtoßen.“ Auguſt hatte nicht Zeit, ſich noch länger mit dem Korſaren zu unterhalten, denn die Fregatte ging unter Segel. Sie lavirte die ganze Nacht hindurch, und am anderen Morgen waren die Einwohner der Stadt, die durch einige dumpfe Kanonenſchüſſe erweckt worden, die Zeugen eines ſchönen Schauſpiels.

Die Franzöſiſche Fregatte hatte den bekannten und gefürchteten Schleichhändler ſo gedrängt, daß er zwiſchen dem feſten Lande und dem Schiffe eingeſchloſſen und ſo leicht keine Rettung für ihn möglich war; er lief Gefahr, unter die Kanonen der Wälle zu gerathen oder gegen die Felſen zu ſcheitern. Nur noch ein Weg des Heils blieb für ihn offen: zwiſchen dem großen Fels und dem Ufer war eine enge Paſſage, die er durch geſchicktes Manövriren erreichen und ſo entfliehen konnte; denn für die Fregatte war dieſer Weg zu ſchmal und daher unzugänglich. War wohl dem Engliſchen Contrebandier dieſer Rettungsweg bekannt, oder wußte er nichts von ihm? So fragten ſich die Einwohner der Stadt, die auf den Anhöhen, welche die Rhede begränzten, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit dem Manövriren der beiden Schiffe zuſahen. Dem Schleichhändler ſchien die Paſſage unbekannt; er lavirte rechts und links, und es zeigte ſich ihm kein Ausweg; da ſchickte die Fregatte, ohne ihre Beute aus den Augen zu verlieren, ein kleines Fahrzeug ab; es war mit zwölf Marine-Soldaten, einem Bootsmann und einem Lieutenant bemannt und richtete ſeinen Lauf dem Ufer zu. Das Meer ging an dieſem Tage ungewöhnlich hoch, die Karabiner der Soldaten ſtießen dumpf an einander, und in der Mitte des Schiffes ſtand der Offizier mit bleichem Geſicht, ohne Hut, die Seetrompete in der Hand. Auf dem flachen Geſtade war Niemand als ein junges Mädchen in weißem Kleide, die ohne Zweifel dorthin gekommen war, um ſich an der reinen Seeluft zu ſtärken, oder um ihren Geliebten während des Kampfes, zu dem man ſich eben anſchickte, nicht aus den Augen zu verlieren; ihre langen dunklen Haare flatterten, vom Winde bewegt, und ſie glich in ihrem reinen weißen Kleide einer antiken Statue, ſo unbeweglich ſtand ſie da.

Die Barke kam immer näher. Bald unterſchied man Scipio am Steuerruder, und Auguſt, der, aufrecht ſtehend, Befehle ertheilte; ſchon waren ſie an den Klippen, und der Schleichhändler machte eben eine letzte verzweifelte Bewegung, um ſich zu retten: er war verloren, wenn ihn nicht ein Signal darauf aufmerkſam machte, ſich mit Blitzesſchnelle in den Paß zu werfen. — Die ganze Bevölkerung athmete kaum vor geſpannter Erwartung. — „Angelegt!“ rief Auguſt, und die Seetrompete entfiel ſeinen Händen. — „Feuer!“ donnerte Scipio. —

— Eine blendend weiße Hand hatte ſich eben erhoben, um mit einem weißen Tuche vielleicht ihrem Geliebten den Morgengruß zuzuwehen; — aber die Hand ſank nieder, und der Körper ſtürzte zuſammen. —

— Zwölf Flintenſchüſſe hatten wohl getroffen. — Zwölf Kugeln hatten das junge Mädchen mit dem weißen Kleide getödtet, die an das Ufer des Meeres gekommen war, um auf Befehl ihres Vaters die geſunde ſtärkende Seeluft einzuathmen.

Der Schleichhändler ſtrich die Segel ohne Widerſtand; ſein Schiff wurde in den Hafen bugſirt.

An Bord der Fregatte ertönte der Ruf: „Es lebe der Kaiſer!“ und vom Ufer und der Stadt wiederhallte es: „Es lebe Napoleon! Es lebe die Kontinental-Sperre!“

Am Abend jenes verhängnißvollen Tages entflog ein Vogel aus ſeinem Käfig, die Saiten einer Harfe ſprangen, und ein Buch blieb offen auf dem kleinen Pfeilertiſchchen liegen; es ward von dieſem Tage an nie wieder geſchloſſen.

In der Stadt herrſchte nach der Eroberung des Schleichhändler-Schiffes der lauteſte Jubel, die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten vom Fort herab, und die ganze Bevölkerung ſtrömte dem großen Platze zu. Der Krieg, Napoleon und die Kontinental-Sperre hatten diſe Leute ins Verderben geſtürzt, und dennoch rief das Volk wie aus einem Munde: „Es lebe der Krieg und Napoleon! Es lebe die Kontinental-Sperre!“ Alles, was die Engländer und ihr Land verabſcheut, war mit Kanonendonner zu dem Feſte, zu dem man ſich eben anſchickte, eingeladen, und die ganze Stadt war der Aufforderung gefolgt. Glaubt Ihr etwa, daß Brod, Wein, Salz, Taback oder Gold unter das Volk vertheilt werden ſollte? O nein, keinesweges; nur Rache, Rache an England war der einzige Gedanke, der dieſe ganze Maſſe beſeelte; die Greiſe, Kinder und Frauen, ſie alle, alle wollten ihr Theil dazu beitragen, dem Nationalfeinde zu ſchaden.

Auf dem großen Platze, wo das rachſüchtige, wüthende Volk ſich jetzt verſammelt hatte, lagen Waaren aus allen Ländern, theils in Ballen, theils in Tonnen umher; die Schätze beider Hemiſphären waren durch einander auf die Erde geworfen, und alle dieſe ſeltenen und nützlichen Waaren ſollten dem Verderben preisgegeben werden. O! wie würde dieſe geſponnene Wolle, jene Baumwolle, die armen Frauen, denen man den bitterſten Mangel anſah, beglücken; wie viele unglückliche Familienväter könnten mit dem Gelde, das dieſe Waaren werth waren, gerettet werden! Der ganzen Volksmenge war der Stempel der Armuth aufgedrückt; es fehlte ihr auch das Nothwendigſte, und doch wollte ſie weder Tuch, noch Wolle, noch Brod, nur: „Rache! Rache!“ brüllten die Wüthenden wie aus Einem Munde. „Es lebe unſer Kaiſer und König! Tod unſeren Feinden, den Engländern!“ — Endlich theilte ſich der dichte Haufe, um mehreren neu Ankommenden Platz zu machen. Es war der Marine-Commiſſair und ſein Gefolge. Er war mit einer dreifarbigen Schärpe geſchmückt, trug eine Fackel in der Hand, und ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude und Patriotismus. Auguſt, bleich wie der Tod, ging ihm zur Seite, und die ganze Equipage der Fregatte folgte ihnen. In der Mitte des Platzes war ein ungeheurer Scheiterhaufen errichtet; vor dieſen trat der Marine-Commiſſair, und die Fackel über ſeinem Kopfe ſchwingend, rief er aus: „Es lebe der Kaiſer und die Kontinental-Sperre! Tod den Engländern!“ — „Tod! Tod, den Engländern!“ brüllte der ganze Haufe.

Dann ſtieg der Commiſſair auf einen ungeheuren Wollſack und gebot durch eine Handbewegung dem Volke Stillſchweigen. Der Pöbel verſtummte, und er las: „Kaiſerliches Dekret. Einziger Artikel: „Alle Engliſche Waaren, welche, ſowohl auf Brittiſchen Schiffen, wie auf ſolchen, die dieſer Macht befreundet ſind, mit Beſchlag belegt werden, ſind ſofort zu verbrennen. Gezeichnet Napoleon.“

„Es lebe der Kaiſer!“,

Und um dem Volke zu zeigen, wie er den Geſetzen gehorche, nahm er eine Handvoll roher Seide und warf ſie in die Gluth. Scipio und ſeine Korſaren ſchlugen nun mit Aexten die großen Tabacksfäſſer ein, und nachdem ſie noch einmal den herben, aber für den Seemann ſo angenehmen Geruch des Knaſters mit Wolluſt tief eingeathmet hatten, rollten die Tonnen in die Flammen, die Alles verzehrten. Waaren, deren Werth ſich wohl auf zwei Millionen belief, waren bald in Aſche verwandelt.

Der Marine-Commiſſair und der Generalſtab der Fregatte, zu dem auch Auguſt gehörte, verließen ihre Ehrenplätze nicht eher, bis Alles vernichtet war. Bis Mitternacht loderten die Flammen, die glühende Rachſucht war geſtillt, denn Alles, Alles war in Aſche verwandelt; und als das ungeheure Freudenfeuer verloſch, da zogen dieſe Dämonen, dieſe ewigen Feinde Englands bei dem Commiſſair vorüber und rieſen jubelnd, ihre zerlumpten Mützen ſchwenkend: „Es lebe Napoleon! Tod den Engländern! Tod!“ —

Scipio drängte ſich an den Commiſſair: „Sie iſt todt!“ flüſterte er ihm zu. „Todt!“ wiederholte der unglückliche Vater; „Todt!“ ſagte auch Auguſt mit der dumpfen ſtarren Gefühlloſigkeit des tiefſten Schmerzes. „Schweigt, um Gotteswillen!“ fügte Scipio leiſe hinzu. Er miſchte ſich unter das Volk und rief, ſo laut er konnte: „Es lebe der Kaiſer!“ Drei Tage ſpäter ward Auguſt zum Lieutenant ernannt und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion aus den Händen des Marine-Commiſſairs. Und auch dieſem ward ein Belobungsſchreiben und eine Medaille von Seiten des Kaiſers überſandt. Leon Gozlan.

Digitized by Google

Perſien.

Die Univerſitäten des heutigen Perſiens.

In jeder namhaften Stadt Perſiens giebt es wenigſtens Eine größere oder kleinere Lehr-Anſtalt. Die kleineren können funfzehn bis vierzig, und die größeren bis an zweihundertundfunfzig Individuen beherbergen. Einige dieſer Kollegien haben ziemlich gute Fonds, andere ſind ſehr ärmlich bedacht, und wieder andere haben gar kein ſicheres Einkommen. Alle ſind durch Könige und vornehme Herren oder reiche Perſonen geſtiftet worden. Ein Perſiſcher Student bezahlt weder Koſt, noch Wohnung; und iſt das Kollegium ſo ſehr verarmt, daß es ihn nicht unterſtützen kann, ſo giebt er Stunden oder faſtet und betet um Geld für reiche Verſtorbene.

Iſpahan beſitzt die größte und bedeutendſte Univerſität Perſiens. Außerdem giebt es eine dergleichen in Schiras und eine dritte in Meſchid, der Hauptſtadt von Choraſan. Auf allen dieſen Hochſchulen ſtudirt man Arabiſche Sprache und Literatur, ſo wie das muhammedaniſche Geſetz, in größerer oder geringerer Ausdehnung; doch iſt jede wegen eines auf derſelben beſonders vorherrſchenden Zweiges der Literatur berühmt. So gilt Meſchid für den Sitz der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, obgleich die dortigen Studenten kaum jemals über die Elemente des Euklid hinauskommen. Das Ptolemäiſche Syſtem der Aſtronomie wird auch ziemlich oberflächlich ſtudirt, und der Glaube an Aſtrologie iſt noch ſehr allgemein. Von Geographie weiß man im buchſtäblichen Sinne gar nichts. Iſpahan iſt die hohe Schule für Metaphyſik und Philoſophie, denen man hier mit regſtem Eifer obliegt. Die Stadt enthält gegen dreißig bewohnte Kollegien, und die Zahl der Lehrer und Studirenden mag ſich im Ganzen auf ſechs bis ſieben Tauſend belaufen. Zu Schiras ſind die Sekten und Studien ſonderbar gemiſcht. Man findet hier die ſtrengen Orthodoxen (Achbari's), die jeden Zweig der Literatur, ausgenommen Fikah und Hadith (d. h. Geſetz und Tradition), für nichtig erklären — die Hakimi-Uſuli's oder Religions-Philoſophen, bei denen auch weltliche Weisheit etwas gilt, obſchon ſie das Studium des Geſetzes höher anſchlagen, als jedes andere — und endlich die Sufi's in zwei Klaſſen: Muteſcherria (Orthodoxe) und Mutlak (abſtrakte Denker). Erſtere geben zu, daß der Prophet ein Gottgeſandter ſey, und leugnen nur ſein direktes Herabkommen von Oben. Ihrer Anſicht nach, war Muhammed ſelbſt ein Sufi, den der Geiſt Gottes antrieb, den großen Haufen zu leiten und die Geſellſchaft zu organiſiren; allein ſie halten ſich nicht für verpflichtet, ſeinen Geboten ſo, wie ſie im Koran ſtehen, zu gehorchen. Mehrere dieſer Gebote legen ſie metaphoriſch aus und handeln in Gemäßheit dieſer Auslegung. So z. B. glauben ſie nicht, daß der mäßige Genuß des Weines ein Verbrechen ſey. Die Sufi-Mutlak's betrachten den Koran nur als ein ſchönes literariſches Kunſtwerk, ohne ſeinem Urheber eine beſondere Art von Ehrerbietung zu beweiſen. Im Ganzen ſind die Sufi's unſtreitig die verſtändigſten und liberalſten Gelehrten Perſiens. Jeder Zweig des Wiſſens intereſſirt ſie, und ſie diſputiren über Gegenſtände aller Art mit Jedem, gleich viel, zu welcher Sekte oder zu welchem Glauben er ſich bekennen möge. Ihr Lebenswandel iſt unſträflich, obſchon die bigotten Muſelmänner nicht müde werden, ſie anzuſchwärzen.

Neben den drei Haupt-Univerſitäten, deren wir oben gedacht, giebt es noch eine vierte, die nicht eigentlich auf Perſiſchem Boden liegt, aber den Perſiſchen Lehr-Anſtalten viele ſehr orthodoxe Molla's liefert. Es iſt dies die Univerſität von Kerbela in Meſopotamien, nach welchem Orte, als der Begräbniß-Stätte des heiligen Huſſein, die Pilger der Sekte Schii aus allen Gegenden ſtrömen. Die Studenten ſind hauptſächlich Araber und Perſer. In Kerbela reſidirt gewöhnlich der oberſte Modſchtahed von Perſien; von hier aus verſchickt er ſeine Hirtenbriefe und ſeine zahlreichen Schüler, deren Erz-Muhammedanismus und Choſchki-Demagh (d. i. Trockenheit des Hirns) über alle Beſchreibung hinausreicht. Alles, was man von dem Aberglauben und der Bigotterie der gelehrten Araber unſeres Jahrhunderts hört, paßt auch faſt ganz auf jene Perſiſchen Fekiba's (Theologen) aus der Schule von Kerbela. Uebrigens greift die Lehre der Sufi's immer mehr um ſich, und die „Hirnvertrockneten" werden nicht mehr in ſolchem Grade verabſcheut wie ehemals. Ein gelehrter Sufi kann jetzt ruhig in ſeinem Auditorium und im Kreiſe ſeiner Schüler ſitzen und dociren; vor einigen zwanzig Jahren ſchützte ihn nichts vor öffentlicher Beſchimpfung und ſelbſt vor lebensgefährlichen Handgreiflichkeiten.

Das Syſtem der Unterweiſung, die Methode des Studiums und die Sitten der Studenten in den Perſiſchen Lehr-Anſtalten ſind gleich trefflich. Jedes Kollegium hat einen Superior, der mit einem oder zwei Aſſiſtenten über die Disziplin wacht und die Fonds verwaltet. Kein Lehrer iſt auf ein beſonderes Departement des Unterrichts eingeſchränkt. Alle Vorleſungen ſind öffentlich, und Jeder, der Belehrung ſucht, hat freien Zutritt. Ein Profeſſor kann auf keine andere Emolumente als Ruhm und Ehre rechnen. An jedem Wochentage (mit Ausnahme der Montage und Freitage) werden vom Morgen bis zum Abend Vorleſungen gehalten, und Viele, die in einem Auditorium Zuhörer geweſen, ſind im anderen Lehrer. Auch pflegen die Studenten, wenn eine Vorleſung geſchloſſen iſt, in einen anderen Saal zu gehen, um das Vorgetragene gemeinſchaftlich zu repetiren. Manchmal wiederholt Einer, von den Uebrigen aufgefordert, die ganze Vorleſung, ſo weit es ihm möglich iſt, und bei ſolcher Gelegenheit giebt es nicht ſelten ſcharfe Diſputationen. Dieſe Gewohnheit hat ihren weſentlichen Nutzen; ſie ſchärft den Geiſt der Studirenden, hält ihr Urtheils-Vermögen in ſteter Uebung und macht ſie geſellig und mittheilend. Wirklich findet man auch bei den Bewohnern dieſer Kollegien ſo viel Eintracht und gegenſeitige Freundlichkeit, wie ſie ſchwerlich eine andere Genoſſenſchaft oder Innung aufweiſen kann. Alles, was ſie haben, iſt Gemeingut.

Der Perſiſche Student beſitzt große Enthaltſamkeit. Nach einem kärglichen Mahle aus Brod und Obſt oder Reis und Milch (Fleiſch giebt es ſelten und nur im Winter) begiebt er ſich auf ein paar Stunden zur Nachtruhe und verläßt ſchon gegen zwei Uhr des Morgens ſein Lager wieder, um ſein angeſtrengtes Studium fortzuſetzen. Eine oder zwei Stunden vor Sonnenaufgang begiebt er ſich nach den Kollegien. Es iſt ein ſonderbarer Anblick, an einem Frühmorgen, wenn die Läden eben erſt geöffnet werden, zahlreiche Schaaren dieſer jungen Männer mit ihren weißen Turbanen hin- und herwogen zu ſehen.

(Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— Croſſe's Thier-Fabrication. Es iſt kaum glaublich, mit welcher Leichtfertigkeit auch die ſolideſten Deutſchen Journale ſich dazu hergegeben haben, die Mährchen nachzuerzählen, die aus England über die Inſekten-Fabrication des Herrn Croſſe berichtet worden ſind. Herr Andrew Croſſe hatte ſich zuerſt bei der vorjährigen Gelehrten-Verſammlung in Briſtol durch den Bericht über ein neues elektro-galvaniſches Experiment bekannt gemacht, vermittelſt deſſen es ihm gelungen war, das ſchwefel- und kohlenſauren Kalk enthaltende Waſſer der Holwell-Höhle bei Broomfield, deren Kalkſtein-Felſen von bunten Incruſtationen bedeckt ſind, auf künſtlichem Wege zu kryſtalliſiren. Auf dieſe und andere eben ſo gelungene Verſuche geſtützt, behauptete Herr Croſſe, daß es möglich ſey, einen Prozeß aufzufinden, wodurch unter anhaltender und richtiger Anwendung elektriſcher Agentien die Natur in ihrer Kryſtall- und Metall-Formation nicht bloß nachgeahmt, ſondern durch ein ungleich raſcheres Verfahren noch übertroffen werden könne, ja daß der Diamant eben ſo wie Gold und Silber auf dieſe Weiſe herzuſtellen ſey. Das Experiment machte Aufſehen. In England wie auf dem Kontinent wurde viel darüber geſprochen, und die „Dorf-Zeitung" wollte ſogar ſchon erfahren haben, daß die Spaniſche Regierung unter der Hand bei Herrn Croſſe habe anfragen laſſen, ob er nicht an Herrn Mendizabal's Stelle Finanz-Miniſter werden wolle: er brauchte dann bloß Gold zu machen und könne ſich ſeinen Gehalt nach Gutdünken ſelbſt anfertigen. So weit ließ ſich indeſſen die Sache noch hören; die Chemie hat ja längſt durch Analyſe herausgebracht, daß der Diamant aus lauter uns zu Gebot ſteh[illegible] Elementen gebildet ſey — warum ſollte nich[illegible] aufzufinden ſeyn, wonach wieder gebunden werden [illegible] analytiſch getrennt wurde? Aber Herr Croſſe und ſein Ruf waren durch den Erfolg kühn gemacht. Bald ſollten nicht mehr bloß unorganiſche Körper, ſondern auch lebende Weſen durch die Voltaiſche Säule hergeſtellt oder wenigſtens neu belebt werden können! Inſekten wurden vorgezeigt, vor denen die Engliſchen Naturforſcher, gleich den Zauberern Pharao's, verſtummten. Herr Croſſe wollte dieſe Inſekten nämlich aus einer Auflöſung von verſteinerten Infuſorien oder gar von Feuerſteinen erhalten haben, die er auf elektro-galvaniſchem Wege, natürlich mit einer bisher noch unerhörten verſtärkten Potenz dieſer Naturkraft, wieder belebt hatte. Ja, Herr Faraday, der berühmte Faraday, hat dieſes Experiment, das ſehr genau beſchrieben wurde, bereits nachgemacht und vollkommen richtig befunden — wenigſtens berichteten ſo einige ſonſt ſehr vor- und umſichtige Deutſche Zeitungen. Aber was geſchieht nun? Herr Faraday erklärt in der Literary-Gazette, an Allem, was von ihm ausgeſagt worden, ſey kein wahres Wort. Allerdings habe er ſich von der Identität der Inſekten des Herrn Croſſe überzeugt; aber daß dieſe auf dem angegebenen Wege hergeſtellt worden, ſey nicht bloß noch zu beweiſen, ſondern eine Sache, die er überhaupt nicht für möglich halte.

— Südpol-Expeditionen. Ein Engländer, der auf die wiſſenſchaftlichen Entdeckungen und auf die kommerziellen Vortheile eiferſüchtig iſt, die den Nord-Amerikanern ihre vom Kongreß bereits beſchloſſene, nach dem Südpol beſtimmte Expedition von einer Fregatte, zwei Briggs und einem Schooner bringen kann, hat ein Sendſchreiben an den Präſidenten der Londoner geographiſchen Geſellſchaft drucken laſſen,*) worin er es als Sache des Nationalruhmes darſtellt, ebenfalls eine antarktiſche Expedition auszurüſten, damit den Briten nicht von anderen Nationen am Südpol das Reſultat einer Arbeit genommen werde, die ſie am Nordpol begonnen hätten. Unſer „Antarktikus" meint nämlich, daß es zur Vollendung der bekanntlich von Herrn Alexander von Humboldt angeregten Forſchungen in Bezug auf den Erd-Magnetismus nothwendig ſey, einen magnetiſchen Südpol eben ſo feſtzuſtellen, als bereits der magnetiſche Nordpol von Capitain Roß feſtgeſtellt worden. Indeſſen, fügte er hinzu, wäre bei einer ſolchen Expedition nicht bloß wiſſenſchaftlicher Ruhm, ſondern auch neuer Handel zu gewinnen, denn unſtreitig ſeyen im ſüdlichen Polarmeere neue Küſten und Fiſchereien von Seehunden, deren Felle immer ſeltener und theurer würden, noch aufzufinden. Wie demüthigend aber würde es für Alt-England ſeyn, wenn es ſich ſowohl den Erd-Magnetismus als die Seehunde von Bruder Jonathan vor der Naſe wegnehmen ließe!

*) Letter to the President of the Royal Geographical Society of London, on Antarctic Discovery. London, Murray.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 35. Berlin, Mittwoch den 22. März 1837.

Belgien.

Das Beguinen-Stift in Gent.

Ohne Zweifel hat jeder Engliſche Touriſt, welcher über die Gränzen der drei Königreiche hinausgekommen, von der Lady Morgan bis auf Herrn Willis, die alte berühmte Stadt Ghent oder Gand, Gant oder Gent beſucht — wir überlaſſen dem Leſer die Auswahl nach Belieben unter dieſen Namen. Dieſer Ort iſt einer von den merkwürdigſten auf dem ganzen Kontinent — eine Stätte, reich an den mannigfachſten hiſtoriſchen Erinnerungen und an den großartigſten Monumenten eines verſunkenen Ruhmes, der Schauplatz vieler Schlachten und Bündniſſe und von einem Thore zum anderen voll von den Denkzeichen und Reſten des tapferen Heroismus der Einzelnen und des begeiſterten Geſammtkampfes für die Freiheit. Freilich jetzt iſt es nichts als eine Fabrikſtadt, die auch nicht eine Spur von Glanz und Pracht eines Hofes bietet, und wo, gleich wie in Lüttich, die alte Herrlichkeit verſchollen, der alte Reichthum untergegangen iſt; aber gleich wie Lüttich, hat auch dieſer Ort eine lange Liſte von edlen, großherzigen Thaten aufzuweiſen, von Thaten, die noch in den Gedächtniſſen der Menſchen fortleben werden, wenn ſolche Städte, wie Brüſſel, ſchon längſt in Vergeſſenheit hinabgeſunken ſind. Es war einmal eine Zeit, wo Gent ſich rühmen konnte, die reichſte und blühendſte Stadt vielleicht in ganz Europa zu heißen. Damals war es, wo Karl V. ſich des Scherzes zu bedienen pflegte, er könne ganz Paris in ſeinen Handſchuh (gant) hineinſtecken; ja, dieſer Fürſt war ſo ſtolz, ſich den Herrn jener einſt ſo mächtigen Hauptſtadt Flanderns nennen zu können, daß man von ihm erzählt, als der berüchtigte Herzog von Alba in ihn drang, die aufrühreriſche Stadt dem Erdboden gleich zu machen, habe ihn Karl auf die Spitze des Wachtthurms geführt und, auf das ungeheure Häuſer-Panorama, das ſich unten vor ihnen entfaltete, hinweiſend, ausgerufen: „Combien il falloit de peaux d'Espagne, pour faire un gant de cette grandeur?"

Aber die Freiheiten und Privilegien der ſtolzen Bürger ſind erloſchen — die große Glocke, welche die Städter in Zeiten der Gefahr zu den Waffen zu rufen pflegte, hängt ruhig und träge in ihrem Thurm — und der unruhige, aufgeregte Geiſt des Volkes, welches ehemals die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern zu ſchrecken vermochte, hat jetzt dem geſchäftigen Lärm und Getöſe der Fabriken Platz gemacht. Doch auch jetzt noch hat Gent etwas von jener alten Widerſetzlichkeit gegen die höchſte Gewalt zurückbehalten; auch jetzt noch iſt es der Mittelpunkt aller Unzufriedenheit und Oppoſition, die in Belgien gegen die Regierung exiſtirt, und der König Leopold kennt dieſe Geſinnungen der Einwohner ſo gut und entzieht ihnen ſo ſorgfältig jede Gelegenheit, derſelben auf irgend eine Weiſe Luft zu machen, daß er jedesmal in der Bade-Saiſon, ſtatt auf geradem Wege über Gent nach Oſtende zu gehen, lieber auf einem Umwege über die Straße durch Oudenaarde hinreiſt, um nur Gent nicht paſſiren zu dürfen.

Gent iſt jetzt tief in Dunſt und Rauch begraben, und ſeine Keſſel und Dampfmaſchinen nehmen ihm faſt alle Geſtalt aus der Ferne, allen Charakter von außen; aber der neugierige Wanderer, welcher die Mühe nicht ſcheut, ſeine toſenden Hallen, ſeine geräuſchvollen Straßen näher zu durchſtreichen, wird überall reichen Stoff für ſeine Schauluſt und für ſein Nachdenken finden. Faſt jedes Winkelchen ſeiner Gaſſen und Plätze bietet dem Beobachter etwas Intereſſantes dar. Dort die ungeheure Kanone, die in den Tagen Philipp's des Guten gegoſſen ward, die größte in der ganzen Welt (ſie heißt die tolle Grete), die bei der Belagerung von Oudenarde im 14ten Jahrhundert ſo vortreffliche Dienſte that; der alte Thorweg des Schloſſes von Oudeburg, welches von Balduin Eiſenarm Anno 868 erbaut und wo Johann von Gaunt geboren wurde; das Haus des unſterblichen Brauers Philipp van Artevelde und ſeines Vaters Jacques, und eine Menge anderer Reliquien aus der Vergangenheit, die Dir faſt bei jedem Schritt aufſtoßen, das Alles wird Dich zu ernſten, faſt wehmüthigen Betrachtungen ſtimmen, und grübelnd und kopfſchüttelnd über die Hinfälligkeit alles irdiſchen Ruhmes wirſt Du in Dein Quartier zurückſchlendern.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es geht gewiß jedem Reiſenden ſo, der auf ſeinen Wanderungen noch etwas Anderes ſucht, als einen bloßen Anblick von lauter hübſchen Sachen und ergötzlichen Kurioſitäten; gerade die traurigen, mehr Ernſt und Wehmuth erregenden Gegenſtände machen den tiefſten und dauerndſten Eindruck auf ihn. Weder die heitere Promenade am Ufer des maleriſchen Kanals, noch die Place d'Armes mit ihren hiſtoriſchen Gebäuden, ihren Klubs, Kaffeehäuſern und Soldaten-Compagnieen beſchäftigt die Aufmerkſamkeit auch nur einen Augenblick länger als im Vorübergehen; das Beguinen-Stift dagegen — die Haupt-Congregation dieſes Ordens in Flandern*) — feſſelt die Anſchauung und den Geiſt und hinterläßt ein Bild, welches nimmermehr aus dem Gedächtniß verſchwindet. Die beſte Stunde, dieſen Ort zu beſuchen, iſt die Veſperzeit: da kommt die ganze Schweſterſchaft in der Kapelle zuſammen, 600 an der Zahl, eine Verſammlung, die von ſo erſtaunlicher, feſſelnder Wirkung auf den Fremden iſt, daß er in einen traumhaften Zuſtand verſinkt und erſt nach langer Zeit erwacht; da ſind die Nonnen ſchweigend in ihre Zellen zurückgeſchlichen, und er findet ſich ganz allein in der religiöſen Einſamkeit, die ſo eben noch von andächtigen Gebeten und Lobgeſängen erfüllt war.

Das Beguinen-Stift iſt eines von den wenigen Nonnen-Klöſtern, die von Joſeph II. geſchont wurden. Es iſt eine kleine Stadt für ſich, in einem Winkel von Gent, und auf allen Seiten mit einem ſchützenden Graben umgeben. Man tritt durch einen alten maſſiven Thorweg in das Innere, wo die Häuſer von lauter ſchmalen düſteren Straßen durchſchnitten und mit kleinen Einzäunungen an der Vorderſeite verſehen ſind. Jede Nonne hat ein Häuschen für ſich, auf deſſen Thür nicht ihr eigener Name eingeſchrieben iſt, ſondern der des Heiligen, den ſie zum Schutzpatron erwählt hat. In der Mitte dieſes ſonderbaren Platzes ſteht die Kapelle auf einem Hofe, im Viereck von Gebäuden eingeſchloſſen, welche über den Pflaſterweg, der zu der niederen Pforte hinführt, einen dunkeln Schatten werfen. Die Sonne war gerade untergegangen, als ich das Kloſter beſuchte, und das ſchwankende Dämmerlicht, welches eben anfing, in Finſterniß überzugehen, ließ die Formen der Dinge immer mehr in einander verſchwimmen und gab mit den immer länger werdenden Schatten dem Ganzen eine faſt höhere, religiöſe Färbung. Das erſte Schauſpiel, welches ſich beim Eintritt in die Kapelle bot, war eines von den eigenthümlichſten und intereſſanteſten, das man ſich denken kann. Die Schweſterſchaft erfüllte in andächtiger Stellung die Chorgänge und das Schiff der Kirche, während die Orgel in mächtigen, aber ſchwermüthigen Klängen über die weiten ſtattlichen Wölbungen hin ertönte. Da lagen die ſechshundert Nonnen auf ihren Knieen, mit vorwärts gebeugten Körpern, in lange ſchwarze Mäntel eingehüllt, und über ihre Häupter war die alte Flamändiſche Faille geworfen, weiße Schleier, die über ihre Schultern herabfielen. In dieſer ungeheuren Menge war auch nicht eine Spur von einer Bewegung — das Ganze ſo ſtill wie das Grab: und wie nun noch von den Wachskerzen, die an den etwas entfernter ſtehenden Säulen aufgeſteckt waren, die blaſſen, matten Strahlen auf ſie herabfielen, da glichen ihre ſchneeigen Schleier in ihren nur ſchwach ſichtbaren Umriſſen einer Reihe von Gräbern, auf welchen das Mondlicht erzittert. Nach und nach ſtiegen die Stimmen des Geſanges immer höher empor, und die anſchwellenden Noten erregten ein ſo tiefes Gefühl frommer Scheu und Ehrfurcht, daß der Beſucher faſt gezwungen ward, den leiſeſten Hauch des Athems anzuhalten. Dicht am Eingang ſteht der Altar: in deſſen Umkreis hatten ſich die wenigen Fremden, welche die Neugierde hereingelockt, nach und nach hinter den maſſiven Pfeilern gruppirt, und ſo ſtarrten ſie über den weiten Raum der Kapelle hin mit den mannigfachſten Ausdrücken ſtummer Bewunderung und tiefen Erſtaunens. Einige phantaſtiſche Guirlanden und ein Paar dünne, matte Kerzen umgaben das gewöhnliche Bild der Jungfrau mit dem Kinde, welches in dem dem Altare gegenüber liegenden Raum aufgerichtet war; aber dieſe bunten Zierrathen wurden über der Betrachtung jener wunderbaren bewegungsloſen Andacht ganz überſehen, über dem Anblick jener unzähligen, tief in Anbetung verſenkten Schaaren von eingeklöſterten Häuptern, welche das Innere einnahmen, ſo weit das Auge reichen konnte. Auf dem Orgel-Chor ſtanden am anderen Ende die Novizen; auf dieſe fielen die vollen Strahlen jener düſteren Lichter herab und gaben ihnen ein prieſterliches, faſt heiliges Anſehen, welches noch durch ihre halb klöſterliche Kleidung und ihre weißen Roſenkränze um ihre Häupter für die Phantaſie geſteigert wurde. Ihre Jugend, ihre ſanften ruhigen Blicke, noch durch keine umherirrende Gedanken, durch keine fruchtloſe Hoffnungen und Wünſche unſtät geworden, und ihr ganzes ſtilles, demüthiges Weſen, wie es zuweilen über die verzückte Menge da unten hinblickte, gab ein wirkliches Bild von jener vertrauensvollen, innigen Hingebung, die ſich ganz dem Dienſt der Religion widmet, und die wir überall vergebens ſuchen, außer in ſolchen Inſtituten, wo die ſich aufblähenden Eitelkeiten der Hierarchie,

*) Dieſer Orden iſt durch kein Gelübde gebunden; ſeine Mitglieder können, ſobald ſie wollen, in die Welt zurückkehren; aber obgleich ſie ſchon viele Damen von hohem Rang und Vermögen unter ſich zählten, ſo rühmen ſie ſich doch, daß auch nicht ein einziges Beiſpiel vorgekommen, wo eine Schweſter dieſe Freiheit benutzt habe.

Digitized by Google

wo der Pomp und der irdiſche Triumph des Prieſter-Amtes nicht eindringen können.

Man konnte dieſe ſtille Congregation nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht und Demüthigung betrachten. Wir, die wir eben die äußere Welt von Saus und Braus verlaſſen und uns plötzlich mitten in dieſes ruhige, hehre Schauſpiel verſetzt fanden, uns mußte das Leben der gottergebenen Schweſtern als ein Leben voll der höchſten Reinheit und Ruhe erſcheinen, durchaus frei und unerreichbar für alle Gefahr der Verderbniß. Hier, abgewandt von all den Sorgen, den Verſuchungen, den unreinen Vergnügungen und den fieberhaften Genüſſen der Geſellſchaft, wohnen dieſe Frommen.

Gebet war ihr Geſchäft, Gott preiſen ihre Luſt! Mit ihren Blicken auf eine höhere Welt gerichtet, bringen ſie ihre einſamen Stunden, die durch keine Mißgunſt, durch keine unglückliche Pläne oder kleinliche Intereſſen getrübt werden, in Buße und frommen Betrachtungen hin; ihre Tage widmen ſie, durch feierliche Entſchlüſſe und Gelübde gebunden, den ſchönen Handlungen der chriſtlichen Liebe — wie ſegenreich muß doch ihr ſündenloſes Leben in die Ewigkeit hinübergleiten. Einige Nonnen hatten durch eine ſorgloſe Bewegung, indem ſie aufſtanden oder ſich umdrehten, für eine Minute den Anblick ihres Geſichts vergönnt; ſie wußten nicht, wie viel Augen, vielleicht nur mit zu viel Neugierde, auf eine ſolche Gelegenheit lauerten. Von dieſen Nonnen waren einige außerordentlich ſchön, voller Sanftmuth und himmliſcher Milde. Ihre blaſſen Marmorzüge und ihre heitere, unbefangene Miene kontraſtirten gar ſehr mit dem, was wir ſo eben draußen in der Welt verlaſſen und was wir bald in wenigen Minuten wiederſehen ſollten. Dieſe ſich ſelbſt aufopfernden Weſen, welche gewiß für die ſchönſten Sympathieen, für die treueſte Zärtlichkeit, für die tiefſte Liebe empfänglich waren, hatten freiwillig die lockenden Scenen ihrer Jugend verlaſſen, gerade als dieſe erſt zu blühen anfing, hatten ſich von aller Gemeinſchaft mit dem Leben losgeriſſen und vollführen nun in dieſer ſtillen Zurückgezogenheit fortwährend ganz dieſelben heiligen Dienſte Tag und Nacht hinter einander — während die, welche in der Welt zurückgeblieben, ſich ihren Neigungen und Leidenſchaften überlaſſen, Herz und Seele quälen, ihre ganze Kraft und ihren Verſtand vergeuden und vergänglichen Lüſten und Glücks-Phantomen nachjagen, welche vor der gierig haſchenden Hand wie ſpottend zerfließen.

In der Nähe des Altars trippelten einige alte Nonnen, welche über die Uebrigen eine Art Vorrang zu beſitzen ſchienen, mit kleinen Laternen, die aus ihren Händen ſchimmerten, verſtohlen hin und her: ſie ſammelten Almoſen von den Fremden und blieben zuweilen ſtehen, um ſchnell ein paar Paternoſter herzubeten, oder vor einigen von den zahlreichen Kreuzen und Reliquien, welche die Niſchen und Winkel zierten, eine ehrfurchtsvolle Kniebeugung zu machen: dann ſchlüpften ſie hinaus. Endlich war der Gottesdienſt vorüber, die Schweſtern erhoben ſich eine nach der anderen geräuſchlos von ihren Plätzen und verſchwanden — man hörte die leiſen Tritte nicht — durch die verſchiedenen Thüren, die in der Richtung nach ihren Zellen führten. Nur wenige verweilten noch, als die übrigen ſchon fort waren, um noch ihre Gebete zu vollenden oder ſich der Gluth ihrer Andacht noch inniger hinzugeben. Bald folgten auch dieſe, und in wenigen Augenblicken war die ganze Kapelle leer. Die Ruhe, mit welcher die Menge verſchwand, der geſpenſterartige Charakter ihrer langen Schleier und das Hin- und Herzittern derſelben in den Lichtſtrahlen, welche durch die dunkelen Corridore quer herabfielen, — das Alles trug dazu bei, dem Ganzen das Anſehen einer Geiſtererſcheinung zu geben. Nur ungern trat ich in die freie Luft hinaus; noch ſah man einige Nonnen, wie ſie, gleich einzelnen Vögeln, die in ihre Neſter hüpfen, ſchnell in ihre Schlafgemächer ſchlüpften. Wenige ſchwache Lichter warfen ihren Schein herab von den oberen Fenſtern, und an einem ihrer Gebäude ſah ich im Vorübergehen durch die halbgeſchloſſenen Vorhänge hindurch eine bejahrte Schweſter allein vor einem Kruzifix knieen. Im nächſten Moment befand ich mich in der Stadt. Da funkelten noch die Läden in reicher Erleuchtung — da drängten ſich die Fußgänger auf den Straßen — zahlreiche Wagen und Kutſchen fuhren hin und her, von einem Platze zum anderen — gellendes Geſchrei und luſtige Lieder ertönten in meinen Ohren — die offenen Fenſterflügel der bunten Eſtaminets und Billardſtuben zeigten ganze Gruppen von trägen, verſchwenderiſchen Tagedieben im Innern — und liederliche Soldaten, welche einzeln die Straße herunter kamen, brüllten im trunkenen Chor abgebrochene Stücke aus der Marſeillaiſe. (Br. Rev.)

Bibliographie. — In Brüſſel erſchienene Originalwerke:

Codes militaires de la Belgique, d'après le système de Rogron. 4 Fr.

Dictionnaire des hommes de lettres etc. de la Belgique. 8 Fr.

Esquisse historique de l'ancien pays de Liège. — Von Polain. $4\frac{1}{2}$ Fr.

Frankreich.

Die Jagd ins Blaue.

(Fortſetzung.)

Beim Frühſtück ſetzte ſich Chap hin und entwarf ſein Konzert-Programm wie folgt: Nr. I. Serenade aus „Montano und Stephanie". Nr. II. Das Jäger-Finale aus „Heinrich's IV. Jugendjahre". Nr. III. Die Schalaſter, ein notturno, freies Thema mit Variationen. Nr. IV. Lied: „Quand on fut toujours vertueux", von Berton. Nr. V. Große Arie: „Umſonſt wird Pharao ꝛc." aus Joſeph in Aegypten, von Mehul. Nr. VI. Abſchied an Nizza (Nice mia Nice addio) den Freunden dieſer Stadt gewidmet von Chap.

Der Wirth empfing den Zettel aus ſeinen Händen und fragte: „Gedenken Ew. Gnaden längere Zeit in Nizza zu verweilen?" — „Das nicht; ich wünſchte ſogar bald nach dem Konzerte abzureiſen." — „Ew. Gnaden haben alſo alle Dero Geſchäfte in dieſer Gegend beendigt?" — „So ziemlich alle; wie komm' ich am kürzeſten nach Marſeille zurück?" — „Da finden Ew. Gnaden gleich übermorgen die ſchönſte Gelegenheit; es geht ein Schiff nach Toulon ab, eine nette Brigg, „La Vierge des Sept Douleurs"; da können Sie mit, das iſt eine Spazierfahrt." — „Meiner Treu, Ihr Rath iſt gut; haben Sie die Güte und beſtellen Sie mir einen Platz auf der Brigg. Wann komm' ich dann nach Toulon?" — „Abends bei guter Zeit, noch vor Nacht; um dieſe Jahreszeit hat es immer günſtigen Wind dort hin." — „Ei wahrhaftig, das iſt mir lieb; bei dieſer Gelegenheit bekomm' ich Toulon zu ſehen, wo ich noch nie geweſen bin." — „Kommen Ew. Gnaden denn nicht von Toulon?" — „Ach nein, ich kam die Kreuz und die Quer über Feld; ich lief mit der Flinte einem vermaledeiten Vogel nach bis hierher; daran werde ich denken."

Der Abend des folgenden Tages kam; das Konzert ging an und ging zu Ende; es war zwar etwas einförmig, aber es brachte unſerem Künſtler doch 200 Franken. Ach was, dachte er, das iſt zweimal ſo viel, als ich zur Heimreiſe brauche; — und ſomit vertheilte er hundert Franken unter die Dienerſchaft des Hotels, die ihn dafür mit Lob- und Segensſprüchen überſchüttete. Am anderen Morgen zur beſtimmten Stunde ging die Brigg, mit unſerem Freunde am Bord, nach Toulon unter Segel.

Es ging ihm, wie faſt allen Reiſenden: er hatte zur Ausfahrt das vortrefflichſte Wetter. Vor ſeinen entzückten Augen breitete ſich das Meer und kräuſelte ſich auf in unzähligen kleinen Schaumwellen, und mit jedem Tropfen, in jeder Welle gleitete ein Sonnenſtrahl in fröhlichem Farbenſpiel auf und nieder. Die Segel bläheten ſich wollüſtig unter dem Winde; die kleinen Wellen brachen und theilten ſich unter der gewölbten Bruſt des Fahrzeuges und rauſchten und murmelten dabei manch' ſüßen Italiäniſchen Monolog. Unſer Freund zog mit weit geſchwellter Bruſt den friſchen Duft der Seegräſer, den Hauch der Beholzung von der Küſte drüben, den Duft der Muſchelbänke und den kräftigen Theergeruch der Schiffsplanken in ſich. Er ſpazierte auf dem Verdeck hin und her, innerlich glücklich, ſeelenvergnügt, ſtolz aufgerichtet, mit jauchzenden Sinnen, — er warf der glatten See ſchmeichelnde Grüße zu: wie ſchön iſt's hier! dachte er, — geſegnet ſeyen die Schalaſter und mein Schutzgeiſt, daß ſie mich hierher geführt.

Der Capitain ſaß am Fuße des Maſtbaumes bei ſeinem Frühſtück; Chap trat zu ihm heran: „Herrliches Wetter, Capitain, was wir heute haben; nicht wahr?" — „Landwind!" brummte der Seemann. — „Nun ja doch, und dann ...." — „Na, was meinen Sie? dann ...." — „Ich meine, ich meine", ſagte Chap und meinte weiter nichts, ſondern guckte in den Himmel hinaus, pfiff ein Liedchen und ging zum Steuermann: — „Wir haben Landwind, Alter, he?" — Der Steuermann gab keine Antwort, und unſer redſeliger Freund machte ſich wieder an den Capitain. „Heute Abend, Capitain", ſprach er händereibend, „ſind Sie in Toulon mein Gaſt bei einer Bowle Punſch." Der Capitain ſchüttelte den Kopf. — „Was wir da unten ſehen, Capitain, iſt Cap Sicié, nicht wahr?" Jetzt ließ der Capitain ſich vernehmen: „Kreuz Millionen Donnerwetter", fluchte er und warf ſein Frühſtück ins Waſſer, „ſchon wieder Engländer!" Chap fuhr vor Schreck drei Schritte zurück, „Engländer", ſchrie er, „um Gotteswillen, wirklich Engländer? wo denn, wo?" Der Capitain ſtampfte ingrimmig mit dem Fuße: „Vier, fünf, ſechs, ſieben Fregatten, Höllen-Element!" — Der arme Muſikus wurde todtenbleich. „Werden ſie uns gefangen nehmen?" fragte er kleinlaut. „Bei Leibe nicht, auf Ehre nicht!" rief der grimmige Seemann, „eher ſoll mich ...." — „Was, was?" fragte der Künſtler unter Zähneklappern. „Eher ſteck' ich die brennende Pfeife ins Pulverfaß und ſprenge die Brigg mit Mann und Maus in die Luft." Das Uebermaß des Schreckens brachte unſeren Freund wieder zu ſich, daß er eine Stimme zum Reden fand: „Hören Sie, Herr Capitain, hören Sie", platzte er heraus, „ſo hören Sie doch nur." — „Na, ich höre, nur was Geſcheidtes! heda, wo ſteckt meine Pfeife?" — „Hören Sie, Herr Capitain! Bedenken Sie, Sie haben Familienväter an Bord, mich zum Beiſpiel; ich, ſehen Sie, hören Sie, ich habe eine Frau und ſieben Kinder zu ernähren. Nehmen Sie's zu Herzen, Herr Capitain, Ihre Frau, bedenken Sie, Ihre Frau Gemahlin." — „Ach, zum Henker mit Eurem Bedenken! ich bin Junggeſell." — „Schön, ſchön! aber bedenken Sie nur ...." — „Was ſchnattert Ihr da, Herr Komödiant? 's iſt Alles längſt bedacht; ich hab' keine Luſt, bei den ſchuftigen Engländern auf die Pontons zu kommen und mir die Seele aus dem Leibe zu ludern; verſteht Ihr mich?" — „Schön, ſchön, Herr Capitain, ich verſtehe; nichts für ungut, gute Freunde...." — „Baſta, Herr Komödiant, thut uns die Liebe, laßt uns hier manövriren, ſchert Euch runter in Eure Koje und betet. Weg da!"

Der Morgennebel hatte ſich verzogen, und das Geſchwader Sir Hudſon Lowe's lag jetzt unſeren Reiſenden deutlich vor Augen. Sieben Fregatten und mehrere kleinere Fahrzeuge im Halbkreiſe ſchloſſen eine ſo wohlverwahrte Kette vor der Rhede von Toulon, daß keine Nußſchale hindurchſchlüpfen konnte. Unſer Freund lehnte mit ſchlotternden Knieen und thränenden Augen am Hinterdeck: „Die Schalaſter, die Schalaſter!" ſeufzte er tief in ſich. Der Capitain kommandirte Manöver über Manöver, eines ſchrecklicher als das andere. Eine Schaluppe ſtieß vom Engliſchen Flaggenſchiff ab und ſchoß auf die Brigg los, wie ein Krokodil auf ſeine Beute. „Um Gotteswillen", bat und rief Chap mit gefalteten Händen, „Herr Capitain, laſſen Sie umkehren, nach Nizza zurück." — „Sacredieu, Herr Komödiant!" wetterte der Capitain, „wenn Ihr noch ein Wort muckſt, jage ich Euch eine Kugel durch den Kopf." In dieſem Augenblicke läutete plötzlich die große Schiffsglocke und war auf einmal abgeriſſen. „Wer läutet denn?" ſchrie der Capitain. „Niemand", antworteten die Matroſen. Der Capitain drehte ſich um: „Ah, ſo!" — „Wer hat denn geläutet?" fragte Chap leiſe den Steuermann. „Wer wird's geweſen ſeyn", lachte der Alte,

Digitized by Google

„es iſt uns ein kleiner Sechsunddreißigpfünder über die Köpfe geflogen.“ Der arme Chap bedeckte ſich das Geſicht mit den breiten Händen und kauerte ſich nieder. „Aufgepaßt, Herr!“ rief der Steuermann, „es kommt noch ſo eine Bohne angeflogen, ich höre ſie pfeifen; ſehen Sie wohl! ein Fuß weiter links, und wir hatten den Garaus. Die dritte, die vierte, die fünfte! es iſt unſer Glück, die Kerls drüben verſtehen nicht zu zielen. Ja, lieber Herr, bei Trafalgar, wo ich mit dabei war, auf dem „Pluto“, da haben wir zehntauſend ſolcher Nüſſe abgekriegt.“ — „Um eine Schalaſter“, murmelte unſer Freund ſchaudernd. „Was meint der Herr?“ fragte der Alte. „Nichts, guter Freund, ich meine gar nichts.“

„An Eure Stücke, Jungens!“ kommandirte der Capitain mit einer Stimme, wie der brüllende Nordwind, „an Eure Stücke!“ Es war ein alter Haifiſch, der Capitain! die Kugeln und er waren von längſt gute Bekannte; er hätte vor Luſt zappeln mögen, daß er wieder einmal Pulver roch; ſein Herz im Leibe war ſo feſt und zähe, wie ſein getheerter Schiffshut. In unſerem furchtſam niedergeduckten Freund wurde die Neugier mächtig; er hob ſich ein Bischen auf den Zehen, um vorſichtig über Bord zu gucken. Welch' ein Anblick! die Haare ſtanden ihm zu Berge; hundert Schritte vor ſich ſah er die Schaluppe, eine weiße Rauchwolke quoll aus ihrem Bord, mitten hindurch zuckte ein röthlicher Blitz, und im nächſten Moment hörte er zu ſeinen Füßen am Hinterbord die Planken krachen. „Das war brav gezielt“, ſprach der Steuermann. — „Na, was macht Ihr denn da, Herr Paſſagier!“ rief der Capitain; „habt Ihr Eure Flinte bloß zur Mäuſejagd? holt ſie nur herauf, Ihr könnt ſie brauchen.“ — Unſer Freund bebte an allen Gliedern, er ſchlich oder, beſſer geſagt, er ſchob ſich zur Luke hinunter und wäre beinahe die Treppe zum Zwiſchendeck hinabgeſtürzt. Da unten in der Kajüte ſtand die unglückſelige Flinte traurig in einen Winkel gelehnt. „Das iſt ſie“, ſeufzte er, und in dieſem Seufzer lag die Erinnerung an die ganze lange Leidensgeſchichte der letzten Tage, die ihm beim Anblicke des unſchuldigen Mordgewehres nur deſto tiefer ins Herz ſchnitt. Die Beine wollten ihn nicht mehr tragen, er warf ſich troſtlos in die Hangematte und empfahl ſeine Seele Gott.

Künſtler haben bekanntlich ein ſehr reizbares Nervenſyſtem, und es iſt daher kein Wunder, wenn bei ihnen nach der gewaltigſten Aufregung eine plötzliche Reaction und Abſpannung eintritt; dann fühlen ſie die Mattigkeit in allen Knochen, die Thätigkeit des Gehirns geräth ins Stocken, und der Schlaf bemeiſtert ſich ihrer Sinne. Es ging daher auch ſehr natürlich und vollkommen phyſiologiſch zu, daß Chap nach wenigen Augenblicken in ſeiner Hangematte einſchlief. Sein Lager warf und ſchaukelte ihn hin und her, auf und nieder, aus einem wüſten und ſeltſamen Traume in den anderen. Erſt ſah er lauter Engländer mit Schalaſterfedern an den Hüten, ſie kamen auf ihn zu, brummten Goddam, Goddam und wollten ihn in ein Violoncell einſperren. Dann ſah er lauter große Glocken umherlaufen, und der Klöpfel in jeder war eine Sechsunddreißigpfünderkugel. Auf einmal lief eine Engliſche Schaluppe mit vollen Segeln in den Konzert-Saal zu Nizza ein; er ſpielte, oben auf einer Stechpalme ſaßen Pharao und Joſeph und riefen ihm auf Aegyptiſch Bravo! zu. Dann kam der göttliche Mehul, aber in der Uniform eines Schiffs-Capitains, und komponirte eine Cantate mit drei Reihen Kanonen am Deck. Gott weiß, wie lang unſer Freund ſo geträumt und geſchlafen haben mag. Wie er erwachte, war es dunkel um ihn, und wie dunkel! eine Finſterniß mit Händen zu greifen. Er horchte, horchte, aber er vernahm nichts, als ein leiſes, lang anhaltendes Pfeifen, ſo hohl, ſo ſchauerlich, als wenn lauter abgeſchiedene Seelen im Winde vor ſeinen Ohren vorüberzögen. Ein Schauder überlief ihn: „Wo bin ich?“ dachte er bei ſich, „bin ich ins Nichts verſunken?“ Dieſe ſchreckliche Vermuthung wurde ihm mit jedem Augenblicke wahrſcheinlicher. Kein Laut weit und breit, Grabesſtille, dicke, dicke Finſterniß. Unſer Held führte in Gedanken ein Selbſtgeſpräch: „Ganz gewiß“, ſagte er, „ich bin ins Nichts verſunken, ich liege mitten im Nichts; was ſoll ich machen? was kann ich hier für ein Leben führen?“ Nach reiflicher Ueberlegung kam er zu der Anſicht, das Beſte in ſeiner Lage dürfte ſeyn, gar nichts zu thun. Dieſer Gedanke deuchte ihm je länger, deſto klüger. Er lag eine geraume Zeit ſtill, wie im Grabe, er regte kein Glied.

Auf einmal hört er's nicht weit von ſich im Finſtern mit ſchweren Schritten tappen. „Wer da!“ rief er mit einer Art von Leichenſtimme. „Oho!“ hört er's antworten, „Sie liegen wohl gar noch ſchlafen, Herr Komödiant! Marſch, auf die Beine und heraus; die Reiſe iſt zu Ende, wir liegen im Hafen.

Chap ſprang vor Ueberraſchung von der Hangematte bis an die Decke. „Im Hafen“, rief er, „Gott ſey Dank!“ Er tappte mit den Händen nach der Seite, wo ein ſchwacher Schimmer von oben herabfiel; er ſtieß an eine Leiter und ſtieg hinauf, — ſiehe, da flimmerten die Sterne über ſeinem Scheitel, gerade vor ihm lag die erleuchtete Stadt, und ſeine Naſe ſpürte den Theer- und Brandgeruch der Schiffswerfte. „Gott ſey Dank!“ jauchzte er aus tiefem Herzen auf, „wir ſind in Toulon.“

Der alte Steuermann ſaß auf dem Deck, Chap grüßte ihn mit erleichtertem Herzen: „Was meint Ihr, Freund, wie glücklich wir davongekommen ſind!“ — „Ja wohl“, ſprach der Alte, „die heilige Jungfrau hat ihrem Schiffe zu Liebe ein Wunder gethan; juſt in dem Augenblicke, wie der Engländer uns nehmen wollte, ſchickte ſie ihm den Sturm über den Hals, und der hatte ſich gewaſchen. Aber wie haben wir auch manövrirt! Was meinen Sie zu unſerem Manöver, Herr Komödiant? he?“ — „O, es war ein ſuperbes Manöver!“ — „Und was für ein Sturm; zehn Knoten trieb er uns in der Stunde!“ — Unſerem Freunde fuhr jetzt erſt nachträglich der Schreck über die ausgeſtandene Gefahr in die Glieder. „Ums Himmelswillen“, rief er, „ein Sturm?“ — „Na, was Teufel!“ ſprach der Alte, „Sie thun ja, als wären Sie gar nicht dabei geweſen.“ — „J freilich, ja doch, ja doch, der Sturm...... o himmliſche Mutter Gottes!“ — Und unſer Held ſtieg ganz ſtill wieder in die finſtere Kajüte hinab, um ein Salve Regina zu beten und ſeine vergeſſene Flinte zu holen.

Einige Minuten ſpäter ſprang er, die Flinte im Sacke über den Arm, leichtſinnig wie er war, in einen der vielen Kähne, die ankommenden Reiſenden zu Dienſte ſtehen. Der Kahn glitt hin, drei Ruderſchläge — und der Reiſende fühlte, zu ſeiner herzinnigen Freude, feſten Boden unter ſeinen Füßen; er ſtand auf dem maſſiv gemauerten Quai. „Gott ſey Lob und Dank!“ dachte er, „ich bin in Toulon, zehn Stunden von Marſeille; morgen kann ich zu Hauſe ſeyn. Nun aber fürs Erſte ins Quartier und zu Bette.“ — Er befand ſich in einer langen, ſchnurgeraden Straße; zu beiden Seiten waren noch einige Läden offen und erleuchtet. Vor dem nächſten Hauſe brannte eine große Laterne, und bei ihrem Scheine ſah er einen ſchwarzen Adler über der Thüre gemalt. „Das wäre nun ſchon der dritte ſchwarze Adler auf meiner Reiſe“, dachte er; „thut nichts, wir wollen nicht vorbeigehen. Kellner“, rief er eintretend, „ein Zimmer und ein gutes Bett!“ — Ein maulfauler Burſche, der unter ſeiner weißen Zipfelmütze eingenickt war, fuhr auf den Ruf des Ankömmlings empor, ging wie ein ſtummer Nachtwandler vor ihm her, führte ihn in ein Zimmer, ſetzte Licht auf den Tiſch und entfernte ſich, ohne gute Nacht zu ſagen. — „Grobjan!“ murmelte unſer Freund; „aber freilich, ſo empfängt man Reiſende, wenn ſie nicht wie große Herren angefahren kommen. Weil ich gar nichts mit mir führe, hält er mich für einen Lump.“ — Er fand bald einen Troſt für dieſe Betrachtung. Die Kleider warf er vom Leibe und ſich mit innigem Behagen ins Bette, wie in ein erquickendes Bad. Er that einen Schlaf, als wollte er alle ſchlafloſe Nächte in ſeinem Leben wieder einbringen; er ſchlief tief und ruhig wie ein Kind, und lachende Träume umgaukelten ihn. Am anderen Morgen waren die Sonne und unſer Freund zur gleichen Stunde auf, als hätten ſie, wie Brüder auf einem Lager, einander geweckt. Chap ſprang auf, kleidete ſich an, ſchellte, und als der Aufwärter eintrat, warf der Gaſt ein Fünffrankenſtück auf den Tiſch mit den Worten: „Da, für Zimmer und Bette, der Reſt für Sie.“ Sprach's, nahm die eingewickelte Flinte unter den Arm und war mit drei Sätzen die Treppe hinunter auf der Straße. Er ſah ſich um. „Alle Wetter!“ murmelte er beifällig, „'s hat prächtige Straßen in Toulon. Ich möchte mir wohl das Arſenal beſehen, wenn ich Zeit hätte. Aber die Hauptſache iſt, daß ich heute noch bei Zeiten nach Marſeille komme: vorwärts!“

(Schluß folgt.)

England.

Edmund Burke bei dem Tode ſeines Sohnes Richard.

Kein Umſtand in dem Privatleben des großen Staatsmannes Burke iſt von ſolchem Einfluß auf ſein öffentliches Leben geweſen, als der frühe Tod ſeines einzigen Sohnes. Ein ſolcher Verluſt wird zwar auch von manchem anderen Vater tief empfunden; aber im vorliegenden Falle machten die beſonderen Umſtände und die Verhältniſſe zwiſchen Vater und Sohn dieſe Prüfung zu der härteſten, welche den Menſchen auferlegt werden kann.

Unbekannt und ohne Freunde hatte Burke ſeinen Geburtsort in Irland verlaſſen, aber bald und ſchon als Jüngling war er ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geworden. Noch nicht 30 Jahre alt, nahm er bereits im Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften und der philoſophiſchen Kritik eine ausgezeichnete Stelle ein, und vor dem 40ſten ſtand er auf einer der höchſten Stufen männlicher Thätigkeit. Er hatte die glänzendſten Rednergaben entwickelt und gehörte ſchon zu den gefeiertſten Staatsmännern ſeiner Zeit.

Neunundzwanzig Jahre nach ſeinem erſten Eintritt ins Parlament übertrug Burke ſeinem Sohne Richard ſeinen Sitz für Malton, damit er in den öffentlichen Geſchäften diejenige Rolle übernähme, welche, in des Vaters Augen, ſeinen Talenten am angemeſſenſten war. Der große Staatsmann fühlte allmälig die Beſchwerden des Alters und wollte am Abend ſeines Lebens den theuren Sohn auf dieſelbe ehrenvolle Bahn führen, die er vor ihm betreten hatte. Richard wurde zur großen Freude des Vaters, bald nachdem er ſeinen Sitz im Parlamente eingenommen, Secretair des Lord Fitzwilliam, Statthalters von Irland. Bei einem Diner, welches er bei dieſer Gelegenheit verſchiedenen Freunden gab, unterhielt der Vater ſeine Gäſte von der glänzenden Laufbahn, die ſeinem Sohn jetzt bevorſtehe. Der Sohn war zugegen, und obſchon Keiner ſeine Gedanken zu äußern wagte, ſo erregte doch die hektiſche Röthe auf Richard's Geſicht bei Vielen von der Geſellſchaft, ſtatt froher Hoffnungen, traurige Beſorgniſſe. Dieſe Beſorgniſſe waren nur zu wohl gegründet. Brocklesby, der Hausarzt, welchen Burke über den Zuſtand ſeines Sohnes, den er ſelbſt nur für unpäßlich hielt, zu Rathe zog, zweifelte nicht, daß Richard an der Auszehrung leide. Da Brocklesby jedoch wußte, wie ſehr der gefühlvolle Vater an dieſem einzigen Sohne hing, ſo hütete er ſich wohl, ihm die wahre Natur der Krankheit zu entdecken. Die Familie Burke zog nach Cromwell-Houſe in Brompton, wo Richard, vor ſeiner Reiſe nach Irland, in der freien Landluft ſich erholen ſollte. Es erfolgte aber das Gegentheil: ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich hier plötzlich, und endlich mußte man dem Vater die traurige Wahrheit eröffnen. Von dieſem Augenblick an — es war nur eine Woche vor Richard's Tod — konnte der alte Burke kaum noch ſchlafen oder Speiſe zu ſich nehmen und klagte unaufhörlich, bis zu der Stunde, in welcher das Grab über ſeinem Sohne ſich ſchloß.

Mehrere Briefe, die er im Verlauf dieſer Woche (Auguſt 1794) ſchrieb, zeugen von dem Gemüths-Zuſtande des unglücklichen Vaters. So ſagt er unter Anderem in einem Schreiben an Dr Lawrence, ſeinen wohlbekannten Freund: „Die Ausſichten ſind traurig genug, obſchon die Aerzte mir zureden, ich ſolle die Hoffnung nicht ſchwinden laſſen. Sein Magen behält keine Speiſe mehr, weil die Trachea am unteren

Digitized by Google

Theile entzündet und daher ſehr irritirt iſt. Das Fieber dauert in gleicher Stärke fort. Dann und wann ſchläft er, obwohl ſehr unerquicklich — aber ſeine Lebenskraft ſchwindet zuſehends, und ſeine Stimme iſt ſo gut als nicht mehr vorhanden. Doch — Gott hat Mittel für Alles: ſeine unendliche Güte und das Gebet der Mutter können Viel thun. Ich ſelbſt bin wie ausgetrocknet. Ob ich noch Geſchäfte übernehmen kann, das hängt von ſeiner Wiederherſtellung ab.“

Endlich kam die Kataſtrophe, deren rührende Einzelnheiten Dr. Lawrence in einem Briefe an Miſtreß Haviland, eine Verwandte des Burkeſchen Hauſes, mit folgenden Worten erzählt: „Sie wiſſen Alles, was bis zu der Nacht vor ſeinem Tode ſich ereignete. In dieſer Nacht war er unruhig und konnte nicht ſchlafen. Am Morgen bemerkte man, daß ſeine Lippen ſich geſchwärzt hatten. Seine Stimme war jedoch kräftiger geworden. — Die günſtigen Symptome hatten auf Vater und Mutter keine Wirkung mehr; ihr Weinen und Wehklagen drang bis zu den Ohren des kranken Sohnes. Er ſtieg aus dem Bette und ließ ſich von den Bedienten nach dem Gemache führen, wo ſeine Aeltern in Thränen ſaßen. An der Thüre hieß er diejenigen, die ihn unterſtützten, wieder abtreten und ging allein in das Zimmer, um vor ſeinen Aeltern ſo zu erſcheinen, als ob er kräftiger geworden wäre. Er ſammelte mit großer Anſtrengung ſeine ganze noch übrige Kraft und ſchritt quer durch das Zimmer bis zu der Stelle, wo Vater und Mutter in ängſtlicher Spannung und unfähig, ein Wort zu reden, nach ihm hinſtarrten. Er verſuchte, ein Geſpräch anzuknüpfen, und ſagte, gegen ſeinen Vater gewendet: „Ich befürchte nichts. Ich fühle mich beſſer und aufgeräumt; aber mein Herz iſt doch unruhig, ich weiß nicht, warum. Sprich doch mit mir, Vater; ſprich von Religion, von Sittlichkeit, oder, wenn Du willſt, von gleichgültigen Dingen.“ Als er ſich bald darauf weit ſchwächer fühlte, führten ihn ſeine Aeltern wieder in ſein Schlafgemach. Er hörte ein Geräuſch draußen und fragte, ob es regnete. Der Vater bemerkte ihm, es ſey der Wind in den Bäumen. Bald darauf deklamirte der Kranke mit ſilberheller Stimme und ungemeiner Anmuth einige ſchöne Zeilen aus „Adam's Morgen-Hymne.“ Bei den letzten Worten ſank er in die Arme ſeiner Aeltern zurück, wie in einen feſten und ſüßen Schlaf; und nach wenigen Augenblicken war ſeine Seele entflohen.“

„Am erſten Tage (ſo fährt Lawrence fort) ſoll der Schmerz des Vaters wahrhaft beunruhigend geweſen ſeyn. Von Zeit zu Zeit ſtürzte er, wie wahnſinnig, in das Zimmer, wo ſein Sohn lag, warf ſich auf das Bette, oder gar an den Fußboden, und rief mit herzzerreißender Stimme: „O mein Richard! letzter Troſt, letzte Stütze meines Alters!“ Dann kamen wieder Zwiſchenräume der Ruhe, in denen er ſich zu reſigniren verſuchte. In ſolchen Augenblicken beſchäftigte er ſich mit jeder kleinen Arbeit, an der ſein Sohn Vergnügen gefunden hatte, oder von der er glaubte, daß ſie ſeinem Richard Freude machen würde, wenn er noch lebte. Der Schmerz der Mutter war nicht weniger tief, obſchon weniger ſtürmiſch. Er offenbarte ſich in ununterbrochenen Thränenſtrömen, wobei ſie unaufhörlich beklagte, daß Gott ſie nicht abgerufen habe, ehe ſie von dem Untergang aller ihrer Hoffnungen Zeuge ſeyn mußte. Auf das wiederholte Zureden ihres Mannes, von dem traurigen Orte ſich entfernen zu laſſen, antwortete ſie unverändert: „Nein, Edmund; ſo lange Er noch hier iſt, werde ich auch hier bleiben.“

Vernunft und Religion fanden nach einiger Zeit in den Herzen der unglücklichen Aeltern wieder Eingang. Burke's Gemüthsruhe kehrte inſoweit zurück, daß er in Betreff der letzten Pflichten, die man dem Todten zu erweiſen hatte, die nöthigen Vorſchriften geben konnte; und ſeine Gattin ließ ſich endlich durch die Bitten ihrer Freunde bewegen, das Haus vor der Beerdigung zu verlaſſen. Dr. Lawrence beſchreibt die Lage der Aeltern, als er ſie nach Richard's Tode zum erſten Male geſehen, in folgenden Worten: „Ich habe den armen Burke geſehen. Sein Schmerz ſchien mir doch nicht ſo unerträglich, als ich vermuthet hatte. Er ſtand auf einmal vor mir, ſonſt würde ich ihm ausgewichen ſeyn. Er ſagte mir, daß er ſein Herz nach und nach an ſeine traurige Lage zu gewöhnen ſuche, und beklagte es nur, daß er ſeinen Sohn im Tode geſehen. Die Miene des Todten, — ſo meinte er — habe ſich ſeiner Phantaſie zu tief eingeprägt, und er könne nun die Züge des *lebenden* Richard in ſeinem Gedächtniß kaum wieder auffriſchen.“ In einem anderen Briefe gedenkt Lawrence ſeiner Unterhaltung mit Miſtreß Burke. — „Nach unſerem erſten Zuſammentreffen“, ſo ſchreibt er, „war ſie gefaßter, als Er, oder ſie ſpielte ihre Rolle natürlicher, damit ihr Gatte nicht alle Faſſung verlieren möchte. Er ergriff meine Hand und ſprach in einem Tone erkünſtelter Standhaftigkeit; allein ſie durchſchaute ihn und gab ihm einen ſanften Verweis darüber, daß er ſich nicht, wie er verſprochen, zu beherrſchen wiſſe.“

Sollte Jemand, trotz dem, was wir von dem innigen Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn geſagt, behaupten wollen, der Schmerz des Erſteren ſey zu ſtürmiſch geweſen, ſo möge er bedenken, welch' ein glühendes und empfängliches Temperament unſeren Burke in ſeinem ganzen Leben auszeichnete. Außerdem war der ſo früh Verklärte des Vaters Tröſter und kluger Rathgeber geweſen. Richard Burke betrachtete ſeinen Vater als einen der bedeutendſten hiſtoriſchen Charaktere, und der Vater ſchätzte Richard's Talente höher, als ſeine eigenen. Der alte Burke erholte ſich nie von dieſem Schlage; und alle ſeine nachmaligen Schriften und Briefe — die ihm nur das Bedürfniß, ſeine politiſchen Meinungen zu vertheidigen, eingab, — ſind voll ſchwermüthiger Erinnerungen an dieſe harte Prüfung. Wir beſchließen unſeren Artikel mit einer ſolchen Stelle, die dem Andenken eines Sohnes einen edleren Tribut weiht, als ihn jemals ein Sohn dem Andenken ſeines Vaters gezollt hat.

„Hätte es Gott gefallen, mir die Hoffnung auf einen Nachfolger zu laſſen, ſo würde ich, ſofern meine eigene Mittelmäßigkeit und die Mittelmäßigkeit meines Zeitalters es geſtatteten, in gewiſſem Betrachte der Stifter einer Familie geworden ſeyn. Ich würde einen Sohn hinterlaſſen haben, der in keinem perſönlichen Verdienſte, ſey es nun Wiſſenſchaft, Geiſt, Ehre, oder liberale Geſinnung, dem edlen Lord oder jedem Anderen nachgeſtanden hätte. Er würde bald jedem Bedürfniß abgeholfen, jedes Mißverhältniß ausgeglichen haben. Es wäre nicht ſeine Sache geweſen, an dem ſtehenden und ſumpfig gewordenen Waſſer *meines* Verdienſtes zu ſchöpfen; denn er trug in der eigenen Bruſt einen ſtillen und doch lebensvollen Born edler und männlicher Thätigkeit. Der Sturm hat mich niedergeſchmettert, und ich liege am Boden, wie eine der alten Eichen in meiner Nachbarſchaft, die von dem letzten Orkane entwurzelt worden ſind. Ich erkenne die Hand der göttlichen Gerechtigkeit; während ich aber vor Gott mich demüthige, glaube ich doch nicht, daß es mir verboten iſt, die Angriffe ungerechter und unkluger Menſchen von mir abzuwehren. . . . Ich ſtehe allein — habe Niemanden, der meinen Feinden am Thore begegnet. Ich führe eine verkehrte Exiſtenz; die, welche mir folgen ſollten, ſind vor mir vom Schauplatz abgetreten — meine Nachkommenſchaft hat den Platz meiner Vorfahren eingenommen. Ich bin dem theuerſten Verwandten jenen Akt der Pietät ſchuldig, den er mir ſelbſt erwieſen haben würde — bin es ihm ſchuldig, der Welt zu zeigen, daß er keinen unwürdigen Vater gehabt.“

Edmund Burke überlebte ſeinen Sohn Richard nur drei Jahre. Er ſtarb am 8. Juli 1797, im 68ſten Jahre ſeines Alters.

(Chamber's Edinburgh Journal.)

Bibliographie.

British Flora medica. — Von Barton und Caſtle. Erſter Band. 21 Sh.
Hawks of Hawk-Hollow. — Von Bird. 3 Bde. 27 Sh.
Letters from the South. (Thomas Campbell's geſammelte Briefe aus Algier, von denen unſer „Magazin“ im vorigen Jahre die intereſſanteren mitgetheilt hat.) 2 Bde. 31½ Sh.
Letters to Lord Brougham. — Von Sir Arthur B. Faulkner. 9 Sh.
Picciola. — Nach Herrn v. Saintine. 2 Bde. 16 Sh.
On civilisation. (Statiſtiſche Betrachtungen.) Von Moreton.
Crichton. — Roman von W. Harriſon Ainsworth. 31½ Sh.
Semilasso in Africa. 3 Bde. — Eine Ueberſetzung der bekannten Schilderungen des Fürſten von Pückler-Muskau.

Mannigfaltiges.

— Deutſche Literatur in Holland. In der trefflichen Holländiſchen Zeitſchrift „Athenaeum“, die ſeit dem Anfange des vorigen Jahres im Haag erſcheint, äußert ſich Herr van Ghert, einer der Herausgeber, bei Gelegenheit ſeiner eben ſo gründlichen als anerkennenden Kritik der Holländiſchen Ueberſetzung von Tieck's Novelle „die Verlobung“, folgendermaßen: „Es iſt in der That ſeltſam, daß unſere Ueberſetzer aus dem Deutſchen, ſo überaus zahlreich auch ihre Arbeiten ſind, ſich doch ſo häufig, um nicht zu ſagen immer, an die mittelmäßigſten und oberflächlichſten Produkte unſerer Nachbarn machen, während man das Tiefſte und Würdigſte entweder nicht zu beachten ſcheint oder es wohl gar bei Seite legt, weil man unſeren Landsleuten nicht Geſchmack, Kenntniß oder Eifer genug zutraut, um es wagen zu können, ihnen dergleichen im Holländiſchen Gewande darzubieten. Wie wenig iſt doch bisher noch von Schiller und Goethe, dieſen beiden Heroen der Deutſchen Literatur — um Tieck's, von dem wir jetzt erſt eine Probe erhalten, und Anderer nicht zu gedenken — in unſere Sprache übertragen, obſchon man es wohl als allgemein bekannt vorausſetzen darf, daß in ihren Werken die reichſten Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft, der erhabenſten und tiefſten Poeſie, mit Einem Worte, von Allem, was Verſtand und Herz anſpricht, erſchloſſen ſind? Allerdings iſt nicht zu überſehen, daß, wer in unſerem Vaterlande zu den gebildeteren Kreiſen gehört, auch das Deutſche verſteht, weshalb man ſich denn wohl in vielen Fällen nicht wundern darf, wenn das Original einer Ueberſetzung vorgezogen wird; aber warum werden nun gerade doch die ſchlechten Sachen aus dem Deutſchen überſetzt? Soll derjenige Kreis, der einmal Ueberſetzungen lieſt, nicht auch Gelegenheit haben, die *guten* Schriftſteller kennen zu lernen? Merkwürdig iſt es übrigens, daß die Franzoſen, die wir ſo oft als leichtfertig und oberflächlich darſtellen, doch mehr Eifer an den Tag legen, als wir, um die gründlichen und wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen der Deutſchen Literatur zu ſtudiren. Es gilt dies auch in Bezug auf die neuere Philoſophie, wie aus den Werken Lerminier's, Victor Couſin's, Michelet's und Anderer zu erſehen iſt, obwohl doch die Franzoſen ſelbſt unendlich tiefer in das Gebiet der Philoſophie eingedrungen ſind, als leider wir in neuerer Zeit.“ — Die Klage, die Herr van Ghert hier ausſpricht, findet übrigens in der Zeitſchrift ſelbſt, der wir ſie entlehnen, ihre ſprechendſte, obgleich ſtillſchweigende Beſtätigung; denn um das Journal dem Holländiſchen Publikum angenehm zu machen, haben die Herausgeber von ihrem urſprünglichen Plane, ausſchließlich der Wiſſenſchaft und Kunſt zu huldigen, abgehen und die materiellen Intereſſen, Handel, Schifffahrt und Induſtrie, hineinziehen müſſen. Inzwiſchen bleibt das Holländiſche Athenäum doch ein ehrenwerthes Zeugniß von dem gebildeten Streben der Herausgeber, die, eben ſo wie mit Deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur, ganz beſonders auch mit Deutſcher Muſik vertraut ſind und faſt in jedem Hefte einen Deutſchen Komponiſten zum Gegenſtande ihrer lehrreichen Betrachtungen machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 25. März 1837.

Aegypten.

Baſars und Volksleben in Kahira.

Die Einwohner von Kahira verſammeln ſich alle Freitage in großer Anzahl auf dem „Gurich", dem ſchönſten Baſar der Aegyptiſchen Hauptſtadt. Hier werden die Indiennes, die Muſſeline und alle jene koſtbaren Stoffe verkauft, die von Indien, Perſien, Europa oder Kleinaſien eingeführt werden. Hauptſächlich ſieht man hier die Frauen in großer Menge, angeblich um Einkäufe zu beſorgen, in Wahrheit aber voll Sehnſucht nach den jungen Männern blickend, welche in den Läden der Kaufleute ſitzen und unter Rauchen und Plaudern ein neues Abenteuer erwarten.

Wenige Punkte in Kahira bieten ein Schauſpiel dar, das die Bewunderung der Fremden mehr zu erregen im Stande wäre, als der Gurich. Die Häuſer, welche den Baſar bilden, ſind hoch und regelmäßig gebaut; die Straßen ſind breit und bequem; Binſenmatten von ungeheuerem Umfange ſind querüber von einem Dache zum anderen geſpannt, wodurch eine angenehme Kühle in den Straßen erhalten und dieſe vor den Sonnenſtrahlen geſchützt werden. Die Gewölbe ſind kaum vier Fuß tief, aber eine breite Sitzbank, die in einer Niſche des Mauerwerks angebracht iſt, vergrößert den Raum um die Hälfte. Dieſe Bank, die „mastabé" genannt wird und mit einem eleganten hölzernen Geländer umgeben iſt, ſchafft der Beſitzer des Gewölbes vermittelſt einiger Teppiche und Kiſſen in einen Divan um; hier empfängt er ſeine Freunde, die ihn beſuchen, hier breitet er vor ſeinen Kunden die ſeltenſten Waaren aus. In der Mitte des Baſars befinden ſich zwei ſonderbare, einander gegenüberliegende Moſcheen; die Eingänge zu denſelben, zu welchen man auf Marmorſtufen emporſteigt, erheben ſich über zwanzig Fuß vom Erdboden; vor den hohen, mit bronzenen Arabesken ausgeſchmückten Eingangs-Pforten hängen ſilberne, mit Straußen-Eiern verzierte Lampen.

Ich ſaß bei einem Kaufmann, der mich ganz beſonders in Affection genommen hatte. Mein Auge ruhte mit Verwunderung auf der bunten beweglichen Menge. Welches Leben, welcher Reichthum überall! Hier miſchten ſich die bunten Farben der Boutiken mit den tauſendfachen Farben-Nüancen in der Bekleidung der Vorübergehenden. Hier drängten ſich Gruppen von Frauen vorüber, alle ſorgfältig in ihre ſchwarzen Schleier gehüllt; nur die leuchtenden Augen blitzten aus der ſchwarzen Hülle hervor. Offiziere von der Aegyptiſchen Armee, in ihren langen goldgeſtickten Scharlachröcken, hielten die bedeutendſten Läden beſetzt. Man erkannte ſie ſchon von weitem an ihren hohen rothen, mit großen blauſeidenen Troddeln verzierten Mützen, an ihrer weitſchallenden Stimme und an ihren prahleriſchen Redensarten. Das furchtſame Volk hatte ſich in immer weiteren Kreiſen von ihnen zurückgezogen und drängte ſich dagegen mit Eifer in die Nähe eines ehrwürdigen Greiſes. Alle bemühten ſich, mit heimlichem Neide auf einander, ihm ſeine Hände oder ſein Gewand zu küſſen, und beantworteten die Reden, welche er an ſie richtete, mit lauten Segenswünſchen. Dieſer Greis war ein Scheik und mit einem Gewande von hellglänzender Farbe bekleidet; um ſein Haupt hatte er einen grünen Shawl gewunden, was die Majeſtät ſeines ſilberweißen Bartes noch mehr hervorhob. Wenige Schritte von dem Orte, wo er ſaß, hielt ein Diener ein Maulthier am Zügel, das mit einem goldbrodirten Teppich bedeckt war.

Dort naht ſich ein Herr, gefolgt von einer zahlreichen Dienerſchaar; die Menge weicht ohne Murren zu beiden Seiten aus. Sein Pferd, ſtolz auf ſein mit Gold und Topaſen beſetztes Geſchirr, hebt ſein edles Haupt und läßt die kleinen ſilbernen Kettlein erklingen, die auf der Spitze ſeines Kopfes befeſtigt ſind und bis auf die Bruſt herabhängen. Der Reiche wirft einen verachtenden Blick auf die Menge, grüßt einige Kaufleute mit vornehmer Miene und ſprengt vorüber. Während nun diejenigen Perſonen, deren Reichthum ſich ſchon in ihrer Kleidung ausſpricht, ſich um ſolche Gewölbe drängen, wo die reichſten Stoffe und die theuerſten Waaren aufgeſtellt ſind, umſtehen die Frauen aus dem Volke, mit einfachen blauen Kleidern angethan, ja oft nur mit Lumpen bedeckt, jene Kaufleute, die große unechte Perlen, ſo wie kupferne Ringe und Armbänder feilbieten. Eine derſelben handelt um einen Halsſchmuck von Glasperlen mit Gewürznelken untermiſcht; eine andere erſtebt ein viereckiges, mit Rauſchgold verziertes Stückchen Muſſelin; Alle, die eine Kleinigkeit für ſich einkaufen können, ſind glücklich und werfen keinen Blick des Neides auf die koſtbaren Stoffe, die ihrer Börſe nicht zugänglich ſind. Die ſeidenen Schleier der vornehmen Damen duften von einer Miſchung aus Roſen, Ambra und Moſchus, die Lumpen der Weiber aus dem Volke haben dieſe Eigenſchaft nicht; die Weiber der höheren Stände ſingen, ſtatt zu ſprechen, ihr Ton iſt reich an Modulationen und voll Wohlklang, aber im Munde des gemeinen Volkes klingt die Arabiſche Sprache ungefällig, hart, diſſonirend. Dort ſieht man nichts als Reichthum und Schönheit, die nur von Liebe träumt, — hier hingegen zeigt ſich die Armuth und in ihrem Gefolge Arbeit und Entbehrung aller Art. Das niedere Volk des Orients iſt vom Elend tief daniedergedrückt; und doch verhält es ſich ſo leidend, ſo ruhig, daß man kaum weiß, ob man eher ihre außerordentliche Ergebung bewundern oder ihr tiefes Unglück beklagen ſoll.

Man bezeichnete zu Kahira die erſten Tage des Monates Ramadan 1251 als den Zeitpunkt der Rückkehr Ibrahim Paſcha's, der während der drei Jahre, die er in Syrien zugebracht, die Hauptſtadt Aegyptens nicht beſucht hatte. Es wurde öffentlich bekannt gemacht, daß, um die Ankunft des Siegers von Koniah würdig zu feiern, ſämmtliche Häuſer erleuchtet werden und die Feſte und Ergötzlichkeiten drei Tage dauern ſollten. Alſobald bedeckten ſich die öffentlichen Plätze mit Zelten; alle Tänzer und Gaukler aus den Dörfern von Unter-Aegypten ſtrömten in der Hauptſtadt zuſammen; an den Straßenecken wurden für die Kinder Ringſpiele und Schaukeln angebracht. Ueberall hörte man das Geräuſch der Hämmer wiederhallen; hier errichteten die Franken einen Triumphbogen, geſchmückt mit den Bildniſſen Mehmed Ali's und Ibrahim Paſcha's; dort prangten Tannenbäume, Säulen und Pyramiden in den hellſten Farben, von oben bis unten mit Lampen behängt. Der Armenier Boghos-Bey, Miniſter des Handels, ließ in der Straße, die nach ſeinem Hauſe führte, eine Grotte errichten, die man mit militairiſchen Trophäen, untermiſcht mit mythologiſchen Gruppen, ausmalte. Die ganze Stadt war in Bewegung und verſprach ſich von ihren drei Tagen ein ungemein großes Vergnügen.

Nach einer Woche ungeduldigen Harrens verkündigten die Kanonen der Citadelle die Ankunft Ibrahim Paſcha's zu Schubra, einem an den Ufern des Nil's belegenen Sommerpalaſt Mehmed Ali's. Die Generale, die Oberſten und alle hohe Staats-Beamte empfingen ihn bei ſeiner Ausſchiffung. Es war ein hübſcher Anblick, den Sieger ſo vieler blutiger Schlachten zu ſehen, wie er, inmitten ſeiner mit Gold bedeckten Generale, einfach gekleidet einherging; und indem ſich Alles bis auf die Erde beugten, um ihn zu begrüßen, beugte er ſich ebenfalls, aber nur, um ſeinen Sohn in die Arme zu ſchließen und ihn mit Liebkoſungen zu überhäufen. Der Zug, geleitet von allen in Kahira anweſenden Truppen, ſetzte ſich alſobald in Bewegung. Er ging durch das Thor Bab-el-Naſr (Siegesthor) und bewegte ſich durch die große Straße gegen die Citadelle, wo Mehmed Ali ſeinen Sohn erwartete. Alle Häuſer waren mit Teppichen und reichen Stoffen bedeckt; die Einwohner hatten die Shawls ihrer Frauen und andere ſchöne Stoffe dazu verwendet; der Wohlhabende hatte große Koſtbarkeiten aufgeſtellt, um den Sieger zu ehren, während die Armen nur geringe Opfer zu bringen vermochten; aber auch dieſen verlieh der Glanz des Tages ſeinen Werth.

Die Gewölbe waren ſorgfältig aufgeputzt; köſtliches Rauchwerk duftete; man bewunderte die ſeltenſten Waaren, die herrlichſten Blumen und Gemälde, die man von den Europäern geborgt und aufgeſtellt hatte. Die Juden hatten groteske Gliederpuppen verfertigt, die ſie vor ihren Läden ausſtellten, um die Maſſe des Volkes anzuziehen. Mehrere Muſelmänner hatten Taſchenſpieler herbeigeſchafft, welche ſangen und ſpielten und durch ihre große Geſchicklichkeit die Vorübergehenden in Erſtaunen ſetzten. Vom Erſten bis zum Geringſten ſchien ſich Alles vereinigt zu haben, ſeine Freude über die Rückkehr des Sohnes des Vice-Königs auszudrücken. Von drei verſchiedenen Seiten donnerten von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Artilleriesalven über die Stadt hin und ſchienen die Bevölkerung zur Freude zu ermuntern.

Alle Arbeit war eingeſtellt, und Jedermann beeilte ſich, an den Nachtfeſten Theil zu nehmen, nämlich an den Illuminationen und Feuerwerken, welche auf der Citadelle, auf dem Platz Esbekieh und vor dem Tſchazr und Dubas, dem Palaſte Ibrahim Paſcha's, abgebrannt werden ſollten. Ich ſuchte meine Freunde auf, um mit ihnen gemeinſchaftlich alle dieſe Herrlichkeiten zu beſchauen.

Zunächſt nahmen wir den Palaſt Achmed Paſcha's in Augenſchein; die Mauern deſſelben waren in einer Länge von mehr als dreihundert Fuß mit Lampen geſchmückt, welche die verſchiedenartigſten Feuer-Arabesken und Feuer-Guirlanden bildeten. Oberhalb des Gebäudes, in welchem ſich die Wagen befinden, die der Paſcha aus Europa hat kommen laſſen, war eine große Phantasmagorie angebracht. Die Bilder derſelben, welche die verſchiedenſten Gegenſtände vorſtellten, wechſelten mit jeder Viertelſtunde zum großen Erſtaunen der Menge, die den Mechanismus nicht kannte.

Der Platz Esbekieh, der dem Palaſte zunächſt liegt, gewährte einen überaus ſchönen Anblick. Man hatte große hölzerne Pyramiden in allen

Digitized by Google

Formen erbaut und mit Lampen geſchmückt. Eine Batterie war aufgefahren, mit der Mündung nach dem Quartier der Kophten gerichtet. Die Kanonen donnerten, und das furchtbare Getöſe hallte von den Echo's des umfangreichen Platzes wieder. Nachdem der Donner des Geſchützes ſchwieg, vernahm man den ſcharfen Ton der Zummiarah (Schilfpfeife) und die hellen Klänge der Darabukeh (Türkiſche Trommel), die einen eigenen Effekt machten und ſich zu den verſchiedenartigſten Melodieen vereinigten. Eine große Volksmenge drängte ſich nach den Orten, wo die Feuerwerke zu ſehen waren. Wir beſuchten den Baſar im Quartier der Franken, das von den Europäiſchen Kaufleuten auf das ſchönſte geſchmückt war. Aber wenige Menſchen gewahrte man in dieſem von Chriſten bewohnten Stadttheil. Doch als wir nach der Grotte des Boghos-Bad kamen, fanden wir das Gedränge und das Gewühl von Männern und Frauen ſo groß, als ob wir uns bei einem Volksfeſte auf den Elyſäiſchen Feldern in Paris befunden hätten. Manche Türkiſche Frau ſchien ſich hier ihrer momentanen Freiheit zu freuen, und ſelbſt ich hatte den Zwang des Orients auf einen Augenblick vergeſſen. (Journ. Fr.)

Frankreich.

Die Jagd ins Blaue.

(Schluß.)

Ebay gelangte, ein Liedchen pfeifend, auf einen Platz, wo eine Anzahl Fuhrleute mit Lohnwagen hielten. Er trat unter ſie und fragte, ob Gelegenheit nach Marſeille wäre? Einer von den Kutſchern nickte ſtatt der Antwort mit dem Kopfe und wies mit dem Peitſchenſtocke nach ſeiner Kaleſche, worin bereits drei Perſonen ſaßen und auf die vierte warteten. „Geht es gleich ab?" fragte Ebay. Der Kutſcher nickte abermals und ſtieg auf den Bock; unſer Freund ſchob ſich in den Wagen, grüßte ſeine drei Reiſegefährten und drückte ſich recht mit Behagen in ſeinen Eckplatz Nr. 4.

„Das muß ich ſagen", ſprach er in Gedanken, „wie ſich das glücklich trifft! Seit geſtern, ſcheint es, iſt der Zufall mir wieder gnädig geſtimmt; es war aber auch die höchſte Zeit." — Der Wagen fuhr in raſchem Trabe dahin, die drei Paſſagiere ſaßen und ſprachen kein Wort; es herrſchte ein unfreundliches, langweiliges Schweigen in dem engen Raume: das hielt unſer Freund nicht aus. Er ließ ſich's keine Mühe verdrießen, die Unterhaltung anzuknüpfen. „Wir fahren raſch", ſagte er, — das verfing nicht. „Es iſt ein wunderſchöner Morgen", ſagte er, — es war wie ins Leere geſprochen. „Es fährt ſich zu Lande doch wohlgemuther, als zu Waſſer", ſprach er, — den drei Anderen ſchien das ganz gleich zu ſeyn.

Er ſah nun wohl, er mußte die Sache ſchärfer angreifen. Alſo wendete er ſich direkt an ſeinen Nachbar zur Rechten und ſprach: „Was meinen Sie, mein Herr, ob wir früh genug eintreffen?" — „Alle venti tre",*) erwiderte der Gefragte. „Alle venti tre?" wiederholte Ebay, „der Herr ſind wohl ein Italiäner; signor Italiano?" — „Signor, si." — „Aus Nizza?" — „Di Firenze", entgegnete der Nachbar, „de Florence." — „Aus Florenz? ei der Tauſend, da ſind Sie weit von Hauſe." Nach dieſen Worten wendete ſich Ebay zu ſeinem vis-à-vis: „Sie verzeihen, mein Herr, ſollt' ich mich irren? es iſt mir, als hätte ich ſchon irgendwo das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen. Sind Sie nicht aus Marſeille?" — „Signor, no! di Livorno." — „Ah ſo, aus Livorno; in Livorno bin ich nicht bekannt." — Jetzt nahm auch der dritte Reiſegefährte, der bisher ganz ſtill drüben im Winkel geſeſſen, das Wort und ſprach: „Jo sono di Pisa." — „Ei wahrhaftig!" rief Ebay und lachte, „das trifft ſich kurios; wir ſind drei Italiäner und ein Franzoſe." — „Wenn es Ihnen gefällig iſt", hob der Piſaner wieder an, „ich ſpreche ein wenig Franzöſiſch." — „Tant mieux", ſagte Ebay, „denn ſehen Sie, ich verſtehe wohl, was man mir auf Italiäniſch ſagt, aber ſelber kann ich kaum ein paar Worte radebrechen. Wenn ich Ihnen in Marſeille mit etwas dienen kann, mein Herr, Sie dürfen über mich befehlen." — „Der Herr ſind ausnehmend gütig", ſprach der Piſaner. „Bitte recht ſehr", ſagte Ebay, „ich kann mich leicht an Ihre Stelle denken; ich weiß wohl, wie man in der Fremde in Verlegenheit kommen kann. Sind Sie ſchon einmal in Marſeille geweſen?" — „Noch nie." — „Ei, da werden Sie eine ſchöne Stadt ſehen; ſchöner, o viel ſchöner, als Toulon. Sie reiſen wohl in Geſchäften nach Marſeille?" — „Nach Marſeille? daß ich nicht wüßte, ich reiſe nach Florenz." — „Das heißt, Sie wollen von Marſeille zu Schiffe nach Florenz." — „I, nicht doch, direkt nach Florenz." — „Zu Waſſer?" — „Ei behüte Gott, zu Wagen." — „Mit Ihrer Erlaubniß, Sie fürchten ſich wohl vor der Seereiſe." — „Nicht im Geringſten; was denken Sie von mir?" — „Nun ich denke, wegen der Engländer ...." — Der Piſaner wurde ungeduldig: „Was reden Sie von Engländern? ich verſtehe eigentlich längſt nicht, mein Herr, was Sie meinen; ich ſage Ihnen ja, dieſe beiden Herren und ich, wir wollen alle Drei nach Florenz." — „Ah ſo!" ſprach Ebay, „die beiden Herren wollen auch nach Florenz; na, das ſind achtzig oder gar hundert Meilen." — „Ich ſehe wohl, ein Franzoſe iſt immer zum Scherzen aufgelegt. Hundert Meilen ſagen Sie? mit Gottes Hülfe ſind wir heute vor Abend da." — „Wo, da? in Florenz?" — „I freilich." — „In dieſem Wagen?" fragte Ebay, dem der Kopf zu ſchwindeln anfing. „Ganz gewiß, in dieſem Wagen." — „Und wir fahren über Marſeille?" — „Eh che diavolo Marsiglia!" — „Aber meine Herren", fragte Ebay, „wenn Sie durchaus nicht nach Marſeille wollen, wo kommen Sie denn her?" — „Wo Sie her kommen, von Livorno." — „Was?" ſchrie Ebay mit einem unbeſchreiblichen Accent, „was, ich komme von Livorno?" — „Eh, diavolo! wie heißt denn bei Ihnen die Stadt, wo Sie heute früh in den Wagen geſtiegen ſind?" — „Wie ſie heißt? Toulon! ich bin doch geſtern Abend zu Toulon im Hafen ausgeſtiegen."

Der Piſaner wollte ſich vor Lachen ausſchütten; Ebay ſah ſeine Reiſegefährten mit ſtieren gläſernen Augen an. „Halt ein Weilchen!" ſchrie er, „he da, Kutſcher, halt ein Weilchen! Conductore halt! ich bin in den unrechten Wagen geſtiegen; halt!" Der Kutſcher hielt, ſtieg vom Bock und trat an den Wagenſchlag. „Wo fahrt Ihr mich hin?" ſchrie Ebay ihn an: „dove andate? dove caminate? mountc ana?" ſetzte er in der Herzensangſt auf Provençaliſch hinzu. „Eh, a Firenze", brummte der gelaſſene Roſſelenker. „Was, nach Florenz? wollt Ihr mich zum Beſten haben? gleich ſetzt mich ab, hier im Dorfe ſetzt mich ab; ich ſteige aus, das Dorf muß ich kennen: es iſt Le Bauſſet! da habt Ihr Euer fünf Franken, ich gehe zu Fuße nach Marſeille."

Geſagt, gethan. Er rannte mit ſeiner Flinte das Dorf entlang. „Gottlob, daß ich von den Kerls losgekommen bin!" dachte er und fiel mit der Thür ins Wirthshaus hinein. „Kellner, ein Glas Bier, de la bière!" rief er. Ein junges, ſchönes Mädchen kam heraus, ſah ſeinen Geberden lächelnd zu und ſprach: „non c'è birra." — „Iſt denn alles Volk hier Italiäniſch!" rief er und wurde immer wilder; „wie heißt das Dorf? il nome di quel vilagio?" — „Ponto d' Era", war die Antwort. „Heißt es nicht Le Bauſſet?" — „Ponto d' Era", wiederholte das Mädchen. „Von dem Dorfe habe ich all' mein Lebtage nichts gehört; aber hinter Ponto d' Era, mein ſchönes Kind, che si trova? dann kommt Le Bauſſet, nicht wahr?" — „Dopo Ponte d' Era, Empoli", ſprach ſie. — „E dopo Empoli?" was kommt dann? Le Bauſſet?" — „Firenze", ſprach das Mädchen.

Die Antwort traf unſeren Freund wie ein Donnerſchlag, die Hände ſanken ihm auf den Tiſch, die Zunge im Munde war ihm gelähmt, eine Viertelſtunde lang ſtand er wie eine Bildſäule. Ein Schluck Branntwein verhalf ihm endlich zur Beſinnung; er wankte hinaus, um ſich Ort und Straße zu beſehen.

Draußen auf dem Kirchplatze des Dorfes fand er zu ſeiner großen Freude vier Franzöſiſche Soldaten: das ſind Landsleute, dachte er, die werden ehrlich mit mir umgehen. Er wollte durchaus noch nicht glauben, daß er ſo verzweifelt weit von Hauſe wäre; er verlangte Beweiſe, ſchlagende, handgreifliche Beweiſe für ſein Mißgeſchick. „Brave Kameraden", redete er die Soldaten an, „ich bin ein unglücklicher Franzoſe, ich habe mich unterweges verirrt; ſeyd ſo gut und ſagt mir, wie heißt die allernächſte Stadt nach dieſer Seite?" — „Livorno", antwortete der Sergeant. — „Ach Gott, alſo doch Livorno! wenn man aber die Straße dorthin geht, wo kommt man hin? ſagt mir, wie heißt die Stadt?" — „Florenz", ſprach der Soldat; „wollt Ihr ſonſt noch was wiſſen?" — „Schönen Dank, Sergeant", ſagte Ebay. Die Soldaten gingen vorüber; unſer Freund ſtand auf die Toskaniſche Landſtraße hingepflanzt, wie die Salzſäule am Wege bei Sodom, unbeweglich; aber er brütete Schreckliches in ſeinem Innern, und als er nach langer Zeit den Fuß wieder eilend vorwärts ſetzte, da hätte jeder an dem unheimlichen Funkeln ſeiner Augen errathen können, daß er mit einem letzten, verzweifelten Entſchluſſe ſchwanger ging. „Das iſt zu viel!" ſeufzte er, indem er zur Pforte des Dorfes hinausrannte: „das ertrage, wer da kann! verzeih mir Gott, wenn ich der Plage ein Ende mache, und mein Blut komme über die hölliſche Schalaſter!" — Schon war er weit vom Dorfe ab, mitten im Felde, am Waſſer neben der Florentiner Landſtraße. Er wickelte ſeine Flinte aus dem grauen, ſackleinenen Futteral, ſtieß das Blei in den Lauf hinab, bat den Himmel noch einmal um Vergebung dieſer letzten Sünde, ſtützte die Flinte an den Boden und ſeine Stirn oben an die Mündung. In dieſer Stellung ſagte er noch mit zerknirſchtem Herzen ein Lateiniſches Bußgebet für das letzte Stündlein her, und zwiſchen jedem Verſe ſeufzte er: „O der unſeligen Schalaſter!" Schon ſuchte er mit der Fußſpitze nach dem Hahn, um abzudrücken, da hörte er Schritte von der Landſtraße her. Verdrießlich über die Störung, richtet er ſich auf und ſieht zwei junge Leute auf ſich zu kommen. Es waren Reiſende, die längs der Landſtraße wanderten und die Merkwürdigkeiten des Landes in Augenſchein zu nehmen wünſchten; ſie hatten, von der Straße aus, unſeren Freund mit der Flinte am blühenden Uferrande des Flüßchens Era erblickt; jetzt legte ihm der Eine die Hand auf die Schulter und fragte in gebrochenem Italiäniſch mit Franzöſiſchem Accent: „Dove sono le rovine del tempio etrusco?" — Ebay ſchnauzte ihn unfreundlich auf Provençaliſch an: „Ana vo demanda al pastré d'aqui" (d. h. fragt die Schäfer dorten). Der junge Reiſende verdolmetſchte ſeinem Gefährten die Antwort wie folgt: „En avant à main droite à trois pas d'ici"; ſtach ſeinen Stock in die Erde, nahm ſein Tagebuch heraus und notirte den Vorfall darein mit dieſen Worten: „Der Toskaniſche Landmann liebt die Jagd leidenſchaftlich, ſpricht das Italiäniſche rauh und durch die Kehle; Fremden begegnet er barſch und unfreundlich, vielleicht, weil die Franzöſiſche Herrſchaft ihm läſtig wird; es ſcheint mir aber überhaupt, daß er in der Verbannung die alte, weltberühmte Toskaniſche Urbanität eingebüßt hat."

Während der junge Franzoſe dieſe ſcharfſinnigen Bemerkungen niederſchrieb, hatte unſer Freund Ebay unten im Schilfe ein Waſſerhuhn erſpäht. Das Blei, welches er ſich ſelbſt zugedacht, traf jetzt den armen Vogel und blies ihm das Lebenslicht aus. Er fiel ins Waſſer; der Jäger vergaß im Nu all' ſein Leid, ſprang hinunter über Gras und Schilf und brachte ſeine Beute triumphirend herauf. „Das war ein Schuß!" rief er und glänzte über und über vor Freude; „das ſaß wie geblaſen!" Er lud die Flinte wieder und ſtellte ermunternde Betrachtungen an: „Das iſt ja ein prächtig Revier, eine wahre Hecke von Waſſerhühnern. Heiſa! vorwärts, mein Schatz!" — Er machte ſich mit großen Schritten davon, und der Reiſende mit dem Tagebuche ſah ihn bald längs des Weges hinter den Ulmen und den freundlich grünen Rebengehängen, die noch heute wie zu Virgil's Zeiten des Landes Schmuck ſind, verſchwinden.

*) Um 23 Uhr, d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang.

Digitized by Google

Mit leichten Schritten und fröhlichen Sinnen betrat und durchſchweifte unſer Freund das anmuthige Thal, wo Alfieri ſeinen ſchönſten Dichterträumen nachgegangen, das Val d'Arno, umgürtet von wilden Bergen und üppig ſchwellenden Hügeln, wo die lachenden weißen Landhäuſer aus dem Grün hervorlauſchen, wo der klare Arno mit ſeinen blauen ſpielenden Wellen die friſchblumigen Ufer liebkoſt. Da ging dem Wanderer das Herz weit und groß auf; er jauchzte in die herrliche Landſchaft hinein, er umarmte und herzte die Bäume und bat ihnen in Gedanken tauſendmal den abgeſchmackten Vorſatz ab, ſich zu erſchießen. Sein leichtes und kindliches Künſtler-Gemüth überließ ſich der Luſt, wie vorher der Verzweiflung, mit der naivſten Heftigkeit und Ertaſe; er ließ die Luft von neuen und alten Liedern erſchallen; alle zehn Minuten feuerte er ſeine Flinte ab, und es war ihm gleich, ob er den Vogel traf oder nicht traf, — ſo groß war ſein Vergnügen dabei. Er fühlte ſich in eine neue Welt, in ein neues Leben verſetzt, und in ſeinem Entzücken ſegnete er tauſendmal die Schalaſter, die Engländer, den Sturm, den Kutſcher, Alles, was ihn zu dieſem Glücke geführt.

Spät am Abend erreichte er Florenz und kehrte im Hotel zum ſchwarzen Adler im Borgo Ogni Santi ein. Er ließ den Cameriere rufen und machte ihm höchſt großmüthiger Weiſe ein Präſent mit funfzehn Stück Geflügel, die er während des heutigen Marſches im Val d'Arno erlegt hatte. Dieſer Cameriere war ein munterer Franzoſe, ein ehemaliger, ausgedienter Soldat. „Es ſcheint", ſprach er, „der Herr verſtehen ſich auf die Jagd." — „So ein bischen", erwiderte unſer Freund geſchmeichelt. — „Da ſind Sie gerade im rechten Land", ſprach Jener weiter; „ein Jäger kann ſich's nicht beſſer wünſchen. Wenn der Herr, wie ich ſehe, gut zu Fuß ſind und ein wenig Strapazen nicht ſcheuen, ſo müßten Sie einmal drüben in die Berge jagen gehen, nach Poggibonzi und Siena zu. Da kann man ſchießen, Vögel, Wild, was das Herz verlangt. Ich habe manche Schalaſter drüben geſchoſſen..." — „Wie!" fragte Chav haſtig, „Schalaſtern haben Sie geſchoſſen?" — „O, wohl hundertmal." — „Das iſt ja wunderſchön, da muß ich gleich hin, gleich morgen will ich hin; na, wie heißt es doch, wo ich hin muß?" — „Poggibonzi." — „Schön, ſchön; nicht wahr, Sie ſchreiben mir den Namen auf und zeigen mir morgen auch den Weg zur Stadt hinaus, gelt, ja?" — „O, mit Vergnügen."

Früh am Morgen ſtand unſer Freund geſtiefelt und gerüſtet, Flinte unterm Arm, und fragte nach der Karte. Der Cameriere richtete ihm ein ſchönes Kompliment vom Wirth aus: die Rechnung betrage nichts, man ſey ihm vielmehr noch recht ſehr verbunden für ſein Geſchenk. — Das iſt ja prächtig, dachte Chav; da könnte ich ja bis an der Welt Ende reiſen, ſo lange es Vögel giebt, die ich ſchießen kann. Wahrhaftig, eine hübſche Manier, die Zeche zu beſtreiten. — Und ſomit ſchritt er des Weges gen Poggibonzi nach den Apenninen.

Am Abend des nämlichen Tages traf er in Siena ein, wieder mit einer Laſt von geſchoſſenen Vögeln, und abermals winkte ihm, in der großen Straße, die mitten durch die Stadt geht, ein ſchwarzer Adler auf gaſtlichem Schilde. Auch hier ließ der Cameriere ſich die Jagd-Trophäen unſeres Helden als Geſchenk gefallen und rüſtete ihm dafür ein vortreffliches Abendbrod und ein vortreffliches Bett in der ſchönen Oberſtube, wo das Bild der heiligen Katharina von Siena hing; ja, er geleitete ihn am anderen Morgen zum Thor hinaus auf die Straße gen Torrinieri.

Dieſe Entdeckung, wie wohlfeil er reiſen könne, gab unſerem Freunde einen Wander- und Jägermuth, wie nie in ſeinem Leben. Er durchzog und zeichnete die Spur ſeines Pfades mit dem Blute der Thiere des Waldes, — er durchzog die öde Fläche von Torrinieri, die ſumpfigen Thalgründe von Ricorſi, er überſtieg die erloſchenen Vulkankegel von Radicofani, er watete durch die Gießbäche der Paglia, überſchritt bei Ponto Centino das Gebiet des alten Königs Porſenna, die Haidekraut-Flächen von Aquapendente, die Ufer des Sees von Bolſena, die Weinberge, wo der köſtliche Monteſiascone wächſt, die öde Haide, über die der Weg nach Viterbo führt, den Wald der Raubmörder, welcher hinter Viterbo wolkenhoch bergan ſteigt und ſich auf der anderen Seite zu den Ufern des Lago di Vico hinabſenkt, die Pinien-Wälder von Ronciglione, die Wieſenfläche rings um Baccano und die einförmige Sandöde von La Storta. In fünf Tagen hatte der leichtfüßige Jäger die ganze Kette der Apenninen im Bogen durchwandert.

Da geſchah es eines Abends ſpät um neun Uhr, daß er zum Thore einer Stadt einzog; die Straßen waren finſter, es brannte keine einzige Laterne. Er hatte ſich doch endlich müde gejagt, der unermüdliche Jäger. Endlich ſah er an der Ecke eines Platzes ein erleuchtetes Kaffeehaus und trat ein, um ein wenig auszuruhen. Neben ihm wurde in einer Gruppe von Gäſten, die Zuckerwaſſer aus großen Gläſern tranken, Franzöſiſch geſprochen. Chav wandte ſich an den, welcher am freundlichſten ausſah, mit den Worten: „Entſchuldigen Sie, mein Herr, wollen Sie mir gefälligſt ſagen, wie dieſe Stadt heißt?" — „Welche Stadt?" fragte der Mann. — „Dieſe hier, wo ich mich jetzt ſeit einer halben Stunde befinde." — „Wollen Sie Scherz mit mir treiben?" — „Nein, wirklich, ich frage im Ernſt, ich weiß es nicht." — „Nun wohl, Sie ſind ſeit einer halben Stunde in Rom." — „Hilf heilige Mutter Gottes! ich bin in Rom? ich bitte Sie, mein Herr, weiſen Sie mir einen Gaſthof, aber recht nahe, ich bin müde." — „Gehen Sie über den Monte Citorio, fragen Sie nach der Piazza San Augustino und nach dem Albergo della Torretta, da finden Sie gutes Quartier." — „Danke tauſendmal, mein Herr."

Hier geht dieſe unglaubliche, aber wahrhafte Geſchichte von der Jagd des Herrn Chav zu Ende. Er hatte bei ſeinem Sommerhäuschen vor Marſeille auf eine Schalaſter geſchoſſen, ſie nicht getroffen, und darum war er jetzt in Rom! Zu Waſſer wagte er die Rückreiſe nicht, wegen der Engländer; zu Lande dünkte ihn der Marſch doch zu lang. In dieſer Verlegenheit erbat er ſich eine Audienz beim damaligen Konſul, Herrn von Norvins, und trug ihm ſeine Lage vor. Dieſer, der nie einen Landsmann aus Frankreich im Stiche ließ, verſchaffte unſerem Freunde ungeſäumt eine beſcheidene und einträgliche Stelle bei der Regierung in Rom. Daſelbſt blieb unſer Muſikus und Jägersmann bis 1814, und erſt nach dem Frieden kehrte er nach Marſeille und auf ſeinen Anſtand zurück. Hier verlebt er ſeitdem auf ſeinem Landgut friedliche Tage und vertreibt ſich die Zeit, vergnüglich und gemach, zur Hälfte mit dem Violoncell, zur Hälfte mit der Doppelflinte. Méry.

Ueber Aſſekuranz-Geſellſchaften.*)

Das Syſtem der Aſſekuranzen gehört zu denjenigen, wo ſich der Mangel an allem legislativen Prinzip am meiſten bemerkbar macht, und in der That, wenn man die Wohlthaten, welche dieſes bewundernswürdige Inſtitut verſpricht, von philanthropiſchem Geſichtspunkte aus betrachtet, wenn man damit vergleicht, was für Mißtrauen es zu erfahren hat, und wie ſein ganzer Nutzen fortwährend in Frage geſtellt wird, dann muß man ſich allerdings wundern, daß in den meiſten Fällen die kontrahirenden Parteien kein anderes Geſetz haben, als die bloßen Verträge. — Iſt es nicht bekannt, daß der Aſſekurirte immer der ſchwächere und der Aſſekurant der ſtärkere Theil iſt? Ward es nicht durch unzählige Gerichts-Verhandlungen hinlänglich klar, wie der Erſtere mit ſeiner Aſſekuranz zum Verbrecher und der Zweite ſeinen Verpflichtungen treulos werden kann? Hat man nicht geſehen, wie gerade damals, als die erſten Feuerverſicherungs-Geſellſchaften gegründet wurden, das Feuer auf dem Lande die größten Verheerungen anrichtete? — Auf die bewundernswürdigen Sterblichkeits-Geſetze, die man ſeit Leibnitz, Bernouilly und Neper ſo fein berechnet hat — wie gering iſt doch ihr Werth, jenen ſinnreichen Auswegen des Betrugs gegenüber, die ſo häufig die Bedingungen und Verhältniſſe der Lebens-Aſſekuranz verändern! Giebt es nicht alle Augenblicke immer neue Prozeſſe über den Schadenerſatz nach einem unglücklichen Ereigniſſe, und wie viele Verbrechen weiß man nicht durch geſchickt vorhergetroffene Verabredungen zu verheimlichen? — Ja, es exiſtirt eine vollkommen ausgebildete Induſtrie, die unter dem Namen der Agentſchaft oder des Mäkler-Geſchäfts beſchuld der Compagnieen. Welche Sicherheit bieten alſo die Verſprechungen, deren Werth kaum bekannt iſt, und deren wahre Quellen weiter nichts ſind, als die Unwiſſenheit und das Vertrauen des Aſſekurirten und die ſtillſchweigende Mitchungen einer Aſſekuranz-Police, und wie können die Verträge der kontrahirenden Parteien die Kraft eines Geſetzes haben, wenn dieſe Parteien nicht einmal einander kennen und wenn ſie oft ohne Treu und Glauben und meiſt nur durch Zwiſchenträger mit einander unterhandeln, deren einziges Intereſſe es iſt, Beide zu täuſchen?

Doch vielleicht wird die Konkurrenz an der Stelle des Geſetzes die Privat-Intereſſen befördern; vielleicht wird ſich aus den Verhandlungen der Geſellſchaften, aus dem Kampf der verſchiedenen Aſſekuranz-Syſteme ein helles Licht ergeben, das allen Betrug aufdecken wird; vergebliche Hoffnung: jene Konkurrenz exiſtirt nur dem Namen nach; ſeit zehn Jahren haben die Aſſekuranzen ihre Oligarchie, und das Publikum iſt bei der Mangelhaftigkeit des Geſetzes durchaus ohne allen Schutz. Das ganze Aſſekuranz-Syſtem wird vom Monopol beherrſcht; es iſt allerdings recht, daß die großen Geſellſchaften, die ſchon ſeit längerer Zeit beſtehen, einen großen Kredit genießen; gleichwohl müßte doch immer eine neue Compagnie in dem Geſetze hinreichenden Schutz finden, um ſich einen ähnlichen Kredit zu begründen, wenn ſie nur ſonſt dieſelbe Reellität und dieſelben Garantieen zeigte. Das iſt aber durchaus nicht der Fall; nur durch hochgetriebene Prämien, die ſie ihren Agenten bewilligt, kann ſich eine Geſellſchaft die erſten Subſcriptionen verſchaffen, und außer dieſen Prämien überläßt man dem Aſſekuranzen-Mäkler zuweilen noch den ganzen Betrag der Summe, die der Aſſekurirte bezahlt, ſo daß die neue Geſellſchaft, wenigſtens in den erſten Jahren, ſich das Recht erkauft, Riſikos zu garantiren.

Nun beginnt der Kampf: die Agenten der verſchiedenen Geſellſchaften wenden ſich alle an dieſelben Aſſekurirten zugleich, die Konkurrenz zwingt jede von den Compagnieen, ihre Geſchäfte öffentlich bekannt zu machen, und der Sieg gehört hier immer der älteſten unter ihnen, denn dieſe braucht nicht am Ende des Jahres ihr Defizit durch künſtlich berechnete Zahlen vor ihren Actionairen zu verheimlichen. Die neue Geſellſchaft dagegen, welche das Recht, Schaden zu vergüten, erkaufen muß, garantirt oft die kühnſten Chancen, weil ſie weniger zu wählen hat, ſie muß ihren Actionairen, die durchaus nicht geneigt ſind, die Intereſſen ihres Geldes oder irgend einen Theil ihres Kapitals aufzugeben, Rechenſchaft ablegen, um ſich nur eine freilich ſehr beſchwerliche Kundſchaft von Aſſekurirten zu verſchaffen, und wiewohl ſie ſonſt die beſten Abſichten hat und ihren Intereſſenten hohe und wirkliche Vortheile gewährt, ſieht ſie ſich doch gezwungen, ihre Rechnungen zu verheimlichen, ihre finanzielle Lage durch Schweigen und Dunkel zu verdecken und mit Lügen und falſchen Zahlen zu antworten.

So bleibt jeder Verſuch einer neuen Verſicherungs-Geſellſchaft fruchtlos, das Monopol behält ſeine Herrſchaft, es iſt ſtark und mächtig und hat ſogar bis in die Sitze des Franzöſiſchen Staatsraths ſeine Organe, die es vertheidigen, ſo wie auch nicht weniger auf den Bänken der geſetzgebenden Kammern.

So lange es kein ausreichendes Geſetz über die Aſſekuranzen giebt, wird die Zahl der Prozeſſe zwiſchen Aſſekuraten und Aſſurateurs immer größer; man mag die erſte beſte Aſſekuranz-Police nehmen, man wird immer Stoff darin finden für eine Gerichtsverhandlung zum Vortheil des Aſſurateurs, daher iſt es auch Sitte geworden, in den Zeitungen die Ausnahmsfälle bekannt zu machen, wo die Entſchädigungen nach einem unglücklichen Ereigniß ſchnell und ohne Prozeß geordnet werden.

---

*) Wir entlehnen dieſe Betrachtungen über ein auch in Deutſchland vielfach intereſſant gewordenes ſtaatswirthſchaftliches Thema einer Franzöſiſchen Monatsſchrift: „La France départementale", die ſeit einigen Jahren unter tüchtiger Redaction beſteht und wegen ihres meiſt gediegenen Inhalts großes Anſehen genießt.

Digitized by Google

Während ſo in den Land-Aſſekuranzen bei dem Mangel eines Geſetzes das Monopol jede Konkurrenz vernichtet, ſtehen ihnen gegenüber die See-Aſſekuranzen, für die ein ſpezielles Geſetzbuch da iſt, in der vortrefflichſten Blüthe.

Die Verſicherungen gegen Feuersbrunſt, welche die Reihe der Land-Aſſekuranzen beginnen, haben keine Mäkler, welche den Aſſekurirten Garantieen anbieten. Sie können faſt niemals die Regeln befolgen, welche für das Verfahren der See-Aſſekuranzen beſtimmt ſind, weil ſie nur zwiſchen Parteien von ungleicher Stellung, zwiſchen Kaufleuten und Eigenthümern, zwiſchen Städtern und Landleuten, zwiſchen gewandten Geſchäftsmännern und ehrlichen Bauern kontrahirt werden. Dieſe haben bis jetzt mehr als alle übrige gezeigt, wie nothwendig eine beſſere Geſetzgebung wäre. Aus England mit den Formeln ihrer Policen, mit dem Zinsfuß ihrer Prämien und allen ihren adminiſtrativen Syſtemen herübergekommen, haben ſie, wie in England, neben ſich die Zahl der Feuersbrünſte, die ſie vergüten mußten, wachſen ſehen, ſo daß man beinahe glauben konnte, es habe die Vorſehung jedes Jahr einen Theil der menſchlichen Werke der Zerſtörung geweiht, und da nun der Rettungsmittel immer mehr würden, ſo müßten auch die Unglücksfälle zunehmen, damit nur ja dieſelbe Zahl von Menſchen durch zeitliches Unglück gebüßt oder beſtraft würde.

Doch auch dieſe Vermehrung der Unglücksfälle hat endlich aufgehört, und wir wiſſen jetzt nichts mehr, wie in den erſten Zeiten der Reſtauration, von ganzen Provinzen, die das Feuer verheert. Vielleicht kommt dies daher, daß ſich die wechſelſeitigen Verſicherungs-Geſellſchaften in den Departements ſo wirkſam gezeigt haben. Die Aufſicht, welche nach dieſem Syſtem ein Nachbar über den anderen ausübt, macht gewiß das Verbrechen ſchwerer und bringt auch in den eventuellen Unglücksfällen ſchnellere Hülfe herbei.

Ueberwiegende Gründe haben zuerſt das Syſtem der Prämien-Compagnieen unterſtützt; ich will hier nicht von dem Kredit ſprechen, den faſt alle Theilnehmer dieſer Geſellſchaften genießen, und nur die Thatſache feſtſtellen, daß die Aſſekuranz mit fixer Prämie und mit der Garantie eines anſehnlichen Fonds ſich allein von England aus in Frankreich feſtſetzen konnte. Erſt die Konkurrenz zwiſchen den verſchiedenen Geſellſchaften mit fixen Prämien und die ſkandalöſen Prozeſſe, die ſie beſonders der Habgier ihrer Mäkler zu verdanken hatten, konnten das Vertrauen, das man ihnen ausſchließlich ſchenkte, erſchüttern und den wechſelſeitigen Verſicherungs-Geſellſchaften mehr Kredit verſchaffen. Die Verſicherungen auf bewegliche Güter, welche früher als ausſchließliches Privilegium den großen Pariſer Geſellſchaften gehörten, der Name eines Königlichen Commiſſaires, der noch heute einigen von ihnen geblieben iſt, alles dies erhält ihnen noch immer ein großes Vertrauen im Lande. Es iſt möglich, daß die Stellung, die ſie ſich begründet, trotz des Monopols, das ihnen anklebt, ſehr nützlich iſt; ſo viel aber iſt gewiß, daß das Publikum, beſonders das in den Departements, durch die Provinzial-Preſſe belehrt, neue Garantieen verlangt und in den gegenwärtigen Aſſekuranz-Geſellſchaften nur ein gefährliches Mittel gegen ein unvermeidliches Uebel erkennt. Unter dem Einfluß dieſes Mißtrauens haben auch mehrere General-Conſeils in den Sitzungen von 1834 und 1835 ihre Berathungen gehalten.

Die landwirthſchaftlichen Verſicherungen, deren Zweck es iſt, die Felder der Landleute gegen Hagel oder das Leben der Thiere gegen die Viehſeuche zu ſchützen, ſind gewiß an glücklichen Reſultaten am fruchtbarſten und doch am allerwenigſten fortgeſchritten. Sie ſind ſo zu ſagen bis jetzt nur verſucht worden, und ihre geringen Fortſchritte ſchreiben ſich beſonders daher, daß die Geſetzgebung die kleinen Spezial-Verſicherungen nicht in Schutz nimmt; für jede von dieſen bedürfte es eines eigenen Geſetz-Abſchnittes, und es müßte jede Gegend, die mehr oder weniger den atmoſphäriſchen Veränderungen unterworfen iſt, ganz beſondere Verhältniſſe und Bedingungen für ihre Aſſekuranzen haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Franzöſiſche Urtheile über Begas und Leſſing. Vermuthlich in Folge eines Druckfehlers im Katalog wird Leſſing's Bild von den Berichterſtattern gewöhnlich der „Eid" (serment) ſtatt der „Predigt" (sermon) eines Huſſiten genannt. Natürlich aber giebt dies der Beurtheilung ſowohl der Hauptfigur als der zuhörenden Huſſiten eine nicht ganz richtige Grundlage. Ohnedies ſind die Pariſer gewohnt, in ihren Katalogen eine förmliche Erklärung der Bilder und ihrer einzelnen Figuren zu erhalten, während die Deutſchen Maler ſich begnügen, den Gegenſtand mit wenigen Worten zu bezeichnen. Deſſenungeachtet aber ſcheint es doch ſeltſam, daß der Kritiker des Journal des Débats nur in dem predigenden oder ſchwörenden Huſſiten Exaltation und Fanatismus erkennt, während ihm deſſen Zuhörer in großer und ruhiger Einfachheit erſcheinen. Unſer Kritiker glaubt, die Idee dieſes Bildes richtig erkannt zu haben, und ſcheint es ſeinem Scharfſinne nicht wenig als Verdienſt anzurechnen, indem er die Meinung ausſpricht, daß hier ein Schüler des berühmten Böhmiſchen Hereſiarchen die Landleute zu ſeinem fanatiſchen Glauben zu bekehren ſuche. „Wenigſtens", fügt er hinzu, „ſcheinen die Stellung und der Ausdruck der Figuren uns zu einer ſolchen Auffaſſung des Gegenſtandes zu berechtigen. Die Schönheit des Werkes — fährt er dann fort — beſteht hauptſächlich in dem Gegenſatze der Ruhe und der Naivetät der zuhörenden Bauern zu der außerordentlichen Exaltation des Huſſiten. Dieſe Eigenſchaft des Enſemble findet ſich auch in den Details wieder, und in der Stellung der Bauern, ſo wie in ihrer regungsloſen Aufmerkſamkeit, liegt etwas Rührendes. Nähme man die Figur des Huſſiten hinweg, ſo würde das Uebrige ein allerliebſtes Genrebild (!) abgeben, doch werden wir uns wohl hüten, einen ſolchen Wunſch im Ernſte auszuſprechen, da eben der Huſſit aus dem Ganzen eine ſehr ſchöne Scene macht." — Jedes Wort hier ſcheint uns ein neuer Beweis, wie wenig die Franzoſen mit der Geſchichte ihrer Deutſchen Nachbarn vertraut ſind. Als ob es auf dem Bilde nur Einen Huſſiten, nur Einen Fanatiker gäbe! Ja, als ob es möglich wäre, die Zeit der Huſſiten durch ein Genrebild darzuſtellen, in deſſen Mitte ſich ein raſender Demagog befände! Daß Kaiſer Heinrich IV., der noch viel älter als die Huſſiten iſt, den Franzoſen bekannter ſey, iſt wohl noch weniger anzunehmen. Durch das Bild von Begas haben gewiß die Meiſten erſt erfahren, daß es außer dem guten König Henri quatre auch noch einen Kaiſer dieſes Namens gegeben, wenn nicht Einige aus Duval's Luſtſpiel „La jeunesse de Henri V." ſich erinnert haben, daß auch die Engländer einen ſolchen Namen beſitzen. „Einen Papſt und einen Kaiſer" hat der Deutſche Künſtler gemalt; ja, das wiſſen die Franzöſiſchen Kritiker alle; daß dieſer Papſt aber Gregor VII., daß es Hildebrand war, und daß der Künſtler in ſeiner „Buße Heinrich's IV." das Mittelalter in einem ſeiner denkwürdigſten Momente habe darſtellen wollen — das iſt ihnen freilich entgangen. Wie kahl erſcheinen daher auch alle Bemerkungen, gleich den folgenden, die wieder dem Journal des Débats entlehnt ſind: „Der obere Theil des Gemäldes (der Balkon, auf dem ſich der Papſt und die Gräfin Mathilde befinden) iſt unſtreitig der ſchwächere, aber in dem Uebrigen müſſen wir das Verdienſt ſowohl der Compoſition als der Ausführung anerkennen. Die Stellung Heinrich's iſt wahr, edel und maleriſch zugleich, und unter den ihn umgebenden Figuren ſind einige Kinderköpfe voll Grazie und Naivetät. Was beſonders an dieſem Werke und namentlich an der Figur des Kaiſers gefällt und hervortritt, iſt, daß der großartige Styl deſſelben doch an nichts Analoges erinnert, das man ſchon bei den großen Deutſchen oder Italiäniſchen Meiſtern geſehen hätte — es müßte denn ſeyn, daß der Maler es verſtanden habe, die Nachahmung mit vieler Kunſt zu verbergen." — Im Allgemeinen ſcheint man in Paris das Kolorit der Deutſchen Bilder nicht lebhaft genug zu finden. „Nicht, daß es ihm an Wahrheit fehlte, wohl aber an Glanz und Macht." Nun, wenn nur die Wahrheit nicht fehlt, ſo mögen immerhin unſere Künſtler ihrer bisherigen Weiſe auch ferner treu bleiben. Die Wahrheit kann wohl ohne Glanz und Macht, nicht aber können Glanz und Macht ohne Wahrheit eben ſo den nachkommenden Geſchlechtern als der Gegenwart imponiren.

— Franzöſiſche Orts-Namen. Es giebt zwar auch in Deutſchland ein halbes Dutzend kleiner Städte, die Neuſtadt, zwei große Städte mit Meſſen, die Frankfurt, drei Badeörter, die Baden (mit Einſchluß des Schweizeriſchen), und endlich wohl ein Dutzend Dörfer, die Herrndorf, Schulzendorf ꝛc. heißen; aber von der Konfuſion, die oft in Frankreich durch die Gleichnamigkeit unzähliger Orte entſteht, hat man bei uns doch keinen Begriff. Die Franzöſiſche Poſt zählt jährlich im Durchſchnitte 800,000 unbeſtellbare Briefe — unbeſtellbar zum größten Theil, weil der Ortsname auf der Adreſſe nicht genauer bezeichnet worden und man den Brief nicht nach allen den verſchiedenen Plätzen ſchicken kann, die denſelben Namen führen. Auch die Hinzufügung des Departements genügt nicht immer, da z. B. bloß in dem Departement „Seine und Oiſe" nicht weniger als acht Ortſchaften „Malmaiſon" heißen. Den Namen „St. Martin" führen in Frankreich vierhundertundvierzig Städte, Dörfer und Weiler; „Lachapelle" findet ſich dreihundert Mal, „St. Jean" 273 Mal, „St. Pierre" 260 Mal, „Fontaine" oder „Lafontaine" 105 Mal, „Labaſtide" 80 Mal u. ſ. w. Man ſollte beinahe glauben, die Franzöſiſche Sprache habe bei der Vertheilung der Namen nicht ausgereicht, und darum hätten ſo viele Orte ſich mit einer und derſelben Benennung begnügen müſſen. Daß man in Amerika dieſelben Europäiſchen Ortsnamen unzählige Mal wiederfindet, mag ſeinen natürlichen und ehrenwerthen Grund haben; aber in Europa dürfte es doch wohl keinem bewohnten Punkte an einer eigenen hiſtoriſchen Erinnerung fehlen, mit der er ſeinen Namen zur Unterſcheidung von anderen Orten verbinden könnte!

— Engliſche Eiſenbahnen. Von einem überaus ſachverſtändigen Manne, dem Oberſt-Lieutenant des Britiſchen Ingenieur-Corps, Herrn Mudge, iſt ſo eben eine Schrift über Eiſenbahnen erſchienen*), in welcher zunächſt dargethan wird, daß man damit in England noch gar nicht ſo weit vorgeſchritten ſey, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Das ganze Eiſenbahn-Syſtem befindet ſich vielmehr auch hier noch in der Kindheit, und es ſey daher, bemerkt der Verfaſſer, immer noch Zeit, den projektirten Bahnlinien diejenige Richtung anzuweiſen, die ſie im allgemeinen Intereſſe des Landes, und nicht im beſonderen eines einzelnen Ortes oder einer Geſellſchaft von Spekulanten, zu befolgen haben. Zunächſt würde daher auch eine Kommiſſion zu ernennen ſeyn, der alle Eiſenbahnen-Pläne zur Prüfung und Berichtigung vorzulegen wären und auf deren Bericht erſt das Parlament ſeine Entſcheidungen zu treffen hätte. Hierdurch allein würde diejenige Einheit zu erlangen ſeyn, die den jetzigen Plänen, wonach das ganze Land von Eiſenbahnen bunt durchkreuzt werden ſoll, ganz und gar abgehe. Dieſe Einheit aber liege nicht bloß im Intereſſe des Landes, ſondern auch in dem der Unternehmer, denn abgeſehen davon, daß jetzt eine Bahn der anderen hinderlich ſeyn möchte, würden ſie auch kaum in Verbindung mit einander treten können, indem z. B. die eine Bahn breites Geleiſe und die andere ſchmales haben werde, was natürlich die Maſchinen und Wagen der erſten für die zweite ganz unbrauchbar machen wird. Am zweckmäßigſten aber würde es namentlich für London ſelbſt ſeyn, wenn nur etwa vier Hauptbahnen von hier ausgingen und dieſe dann die übrigen nach den verſchiedenen divergirenden Richtungen beſtimmten Zweigbahnen alle in ſich aufnähmen.

*) Observations on Railways. By R. Z. Mudge. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 37. Berlin, Dienſtag den 28. März 1837.

Italien.

Ein Blick auf die neuere Italiäniſche Literatur.

Von Defendente Sacchi.

Es ſind gegenwärtig in Italien ungefähr zwanzig koloſſale literariſche Unternehmungen im Gange, koloſſal nicht bloß durch ihren äußeren Umfang, ſondern auch durch die Wichtigkeit ihres Gegenſtandes, durch den Reichthum der typographiſchen Ausſtattung, durch die Zahl und Pracht der beigegebenen Zeichnungen, Kupferſtiche u. ſ. w. Wir nennen zuvörderſt die Famiglie celebri (die berühmteſten Geſchlechter Italiens) des Grafen Pompeo Litta, eine Sammlung von Lebensbeſchreibungen ausgezeichneter Männer Italiens, die bisher noch gar nicht oder nicht nach Verdienſt bekannt geweſen, mit dem größten Fleiße aus zum Theil neu aufgefundenen Urkunden und Denkmälern aller Art zuſammengeſtellt, mit Kupfern von der ſorgfältigſten Zeichnung und Illumination. Vom Marcheſe d'Azeglio erſcheint: la Reale Galeria di Torino illustrata (die Königliche Gallerie zu Turin in Abbildungen) mit einer Pracht der Ausſtattung, wie noch kein Werk dieſer Art. Zuccagni giebt eine Nuova Corografia d'Italia (Neue Landesbeſchreibung von Italien) heraus; zu der unermeßlichen Menge und Vollſtändigkeit der Angaben in dieſem Werke kommen noch Darſtellungen und Bilder der berühmteſten Gegenden, Tempel und Monumente Italiens, in einer bisher noch unerreichten Vollkommenheit und Zierlichkeit des Stahlſtiches. Ueber Aegypten ſind zwei Unternehmungen gleichzeitig im Werke, die eine von Roſellini, die andere vom Profeſſor Valeriani, nebſt Karten und Zeichnungen in einem Atlas von Segato, beide zeichnen ſich durch die Fülle der mitgetheilten Beobachtungen und Beſchreibungen aus. Le antichità di Sicilia (die Alterthümer Siciliens) vom Duca di Serradifalco, — il Museo Borbonico di Napoli (das Bourboniſche Muſeum zu Neapel), — und Piſtoleſi's il Vaticano illustrato, — hiermit haben wir in einem Athem drei Werke genannt, deren Beginn und Fortgang den größten wiſſenſchaftlichen Eifer, die aufopferndſte Geduld und den unermüdlichſten Forſcherfleiß vorausſetzt, Werke, die ein ganzes ihnen gewidmetes Menſchenleben erfordern, und deren Werth durch unzählige koſtbare Kupferſtiche erhöht wird, die dem Leſer Denkmäler der älteſten und neueſten Zeit, worunter viele bisher unbekannte, in getreuen Abbildern vor Augen ſtellen. — Im Gebiete der Geſchichte und Ethnographie geht das große Werk des Doktor Giulio Ferrario, il Costume antico e moderno (Volkstrachten und Gebräuche alter und neuer Zeit) eben erſt mit ſeinen Nachträgen zu Ende, und ſchon erſcheinen zwei neue derſelben Art: il Costume di tutti i populi e di tutte le nazioni (Trachten und Gebräuche aller Völker und Nationen) vom Profeſſor Menin, und i Castelli del Tirolo (die Burgen und Schlöſſer Tyrols) von Agoſtino Perini. Das erſtgenannte Werk von Ferrario übertrifft die anderen bei weitem an typographiſcher Pracht und an Menge und Mannigfaltigkeit der ſchönſten Figuren; beim zweiten, das Menin herausgiebt, ſind die erläuternden Texte nach einem vorzüglichen Plane gearbeitet und bilden ein wohlgeordnetes Ganzes; das dritte hat vor beiden anderen die Neuheit des Gegenſtandes voraus, die den Unterſuchungen und Darſtellungen ein beſonderes Intereſſe verleiht. Sämmtliche drei reichen weit über den Maßſtab des Gewöhnlichen hinaus, und namentlich Ferrario's Werk wird ſchwerlich in der Literatur eines anderen Volkes ſeines Gleichen finden.

Auch den Naturwiſſenſchaften kommt der literariſche Unternehmungsgeiſt der Italiäner zu Gute. Was Maſcagni und Scarpa an Glanz der äußeren Ausſtattung für ihre Wiſſenſchaft, die Anatomie, zu bewirken ſtrebten, das hat ihr würdiger Nachfolger Panizza in unſeren Tagen erreicht: zu ſeinen Werken über vergleichende Anatomie, die voll der ſchönſten Entdeckungen ſind, hat Ferreri's Grabſtichel Zeichnungen geliefert, die alles früher Geleiſtete übertreffen. Doktor Vittadini hat ein bewunderungswürdiges Buch über die Schwämme geſchrieben; ſind ſeine Beobachtungen im höchſten Grade verdienſtlich, ſo ſind es die von des Verfaſſers eigener Hand gezeichneten und geſtochenen Kupfertafeln nicht minder. Dergleichen Werke nehmen freilich einen beſcheideneren Raum ein und können ſich an Umfang und Koſtbarkeit mit den zuvor erwähnten hiſtoriſch-antiquariſchen nicht meſſen. Doch hat auch die Naturwiſſenſchaft nicht minder koloſſale Unternehmungen aufzuweiſen, und um nur zweier zu gedenken, die zugleich in Hinſicht der Kunſt die vortrefflichſten Leiſtungen darlegen, nennen wir il Regno naturale (die Reiche der Natur), herausgegeben von Antonio Loratelli, und Galeſio's „Pomona".

Wir haben hiermit nur einen kleinen Theil der großartigen Unternehmungen aufgezählt, die gegenwärtig im Erſcheinen begriffen ſind, — großartig durch den Aufwand an Fleiß, Kunſt, Gelehrſamkeit und Geldmitteln, den ſie erfordern. Und dabei iſt es keine Akademie, keine gelehrte Geſellſchaft, die ihre vereinten Kräfte an Werke ſolcher Art wendet, ſondern es ſind Einzelne, die ſich der Bearbeitung unterziehen und durch ſelbſtſtändigen Fleiß und Gelehrſamkeit leiſten, was anderwärts nur Vielen im Vereine gelingt. So war es aber in Italien von jeher. Der einzige Muratori hat für die Geſchichte und die Alterthümer Italiens ſo viel und mehr geleiſtet, als Grävius und Gronovius mit vielen anderen Gelehrten in Verbindung vermocht haben. Für die Franzöſiſche Literatur haben die Mitglieder der Congregation von Saint-Maur anderthalb Jahrhunderte hindurch ihren lebenslänglichen, beharrlichen Fleiß aufgeboten; für die Italiäniſche hat Tiraboſchi allein die Arbeit beſtritten. Auch kommen jene Prachtwerke in Italien nicht durch außerordentliche Zuſchüſſe und Unterſtützungen von Staats wegen zu Stande, ſondern durch Beiträge und großmüthige Opfer von Privatleuten; auf Koſten der Unternehmer, z. B. des Grafen Litta, reiſen Künſtler durch ganz Europa, um die vorzüglichſten Denkmäler der Kunſt abzuzeichnen; für den Stich, für Abdruck und Färbung werden die ausgezeichnetſten Meiſter in Anſpruch genommen und überall die neueſten und beſten Methoden, nach ſorgſamer Prüfung, in Anwendung gebracht.

Wir fühlen uns eben ſowohl durch die Pflicht der Wahrnehmung unſerer Ehre, als in Folge einer unparteiiſchen Kritik aufgefordert, dergleichen Thatſachen zum Ruhme der Italiäniſchen Literatur und unſeres gelehrten Publikums jetzt anzuführen. Der Franzöſiſche Schriftſteller Herr Balzac, der ſich eben im nördlichen Italien befindet, würde wohl thun, dieſen gutgemeinten Wink zu beachten und zweimal zuzuſehen, bevor er wieder wie neulich behauptet, die Literatur Italiens ſey im Vergleich mit der Franzöſiſchen arm. Dergleichen Urtheile muß man nicht ſo leicht hin ausſprechen; Nationen ſind nicht wie Damen; man ſoll keiner mit dem leeren Komplimente ſchmeicheln, ſie ſey die ſchönſte oder die glänzendſte unter allen. Daß es mit unſerer Literatur in der Gegenwart doch nicht gar ſo dürftig ausſehen könne, dafür brauchten wir die Leſer nur auf die Gazetta di Milano vom diesjährigen achtzehnten Februar zu verweiſen, wo ein Verzeichniß der in den Jahren 1820 bis 1836 verſtorbenen berühmten Männer Italiens mitgetheilt iſt. Darunter befinden ſich 170 ausgezeichnete Naturforſcher, Mathematiker und andere Gelehrte, Philoſophen, Dichter, Schriftſteller und Künſtler, und mehr als zwanzig unter dieſer Zahl gehörten zu den wahren Koryphäen der Wiſſenſchaft und Literatur und genoſſen eines wohlbegründeten Rufes durch ganz Europa. Wenn Jemand aus dieſem allerdings ſchmerzlichen Verzeichniß unſerer Verluſte folgern wollte, die Italiäniſche Literatur habe die großen Namen und Zierden, deren ſie ſich während des erſten Drittheils des gegenwärtigen Jahrhunderts erfreute, eingebüßt und brauche jetzt einige Zeit, bis ihre neuen Vertreter und Schildhalter ſich heranbilden, ſo würde auch dies ihr nicht im mindeſten zur Unehre gereichen; denn auch die Franzöſiſche, und überhaupt jede Literatur, hat eine Zeit lang im Schlafe gelegen, aus dem ſie ſich verjüngt mit neuen Schöpfungen erhob. Aber auch dies brauchen wir für das heutige Italien nicht gelten zu laſſen; wir ſind nicht auf die Erinnerung an die Namen älterer Zeitgenoſſen beſchränkt, ſondern wir beſitzen noch heute eine große Zahl ausgezeichneter Männer in jedem Fache menſchlichen Wiſſens. Das Verdienſt Italiäniſcher Gelehrten findet gerade von Frankreich aus die meiſte Anerkennung; unter den auswärtigen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern und Korreſpondenten ſämmtlicher Klaſſen des Franzöſiſchen Inſtitutes gehören bei weitem die meiſten Namen der Italiäniſchen Nation an. In den verſchiedenen Zweigen der Literatur, kann ſich Italien für den Verluſt einiger Dichter des höchſten Ranges mit dem Beſitze vieler anderer tröſten, die Tragödien, lyriſche und epiſche Geſänge, religiöſe und hiſtoriſche Gedichte in großer Zahl und Vortrefflichkeit geſchaffen haben. Im Fache des Romans und der Erzählung vollends ſind wir heute reicher, als je zuvor. Daſſelbe gilt für die Hiſtorie; beinahe jede Italiäniſche Stadt darf ſich eines tüchtigen Geſchichtsforſchers oder Geſchichtsſchreibers rühmen; und nur im Vorbeigehen wollen wir an zwei große Italiäniſche Hiſtoriker des gegenwärtigen Jahrhunderts erinnern, davon der Eine in drei bedeutenden Werken ſich als Erzähler einem Comines, Guicciardini, Davila, Sarpi und Hume an die Seite ſtellt, der Andere durch Kraft des Ausdruckes und Gedankentiefe einem Tacitus nacheifert.*)

Noch manches Andere möchten wir Herrn Balzac zu erwägen geben. Wir erinnern nur an den Unterſchied der Bevölkerung von Frankreich und Italien, ſo wie an die geographiſche und politiſche Beſchaf-

*) Unſtreitig ſind hier wohl Carlo Botta und Sismondi gemeint.

Digitized by Google

ſenheit unſerer Halbinſel, deren Gelehrte und Schriftſteller ſich auf achtzehn Univerſitäten und auf acht Staaten und Hauptſtädte vertheilen, während in Frankreich Alles nach einem Mittelpunkte zuſammenſtrömt. Die Theilung in mehrere Staaten hat zur Folge, daß, was an einem Orte in Italien gedruckt werden, an mehreren anderen nachgedruckt werden kann, wodurch den Verfaſſern bei weitem der größte Theil des Ertrages ihrer Werke verloren geht. Der Italiäniſche Autor wird daher nicht, wie der Franzöſiſche, durch die Ausſicht auf reichen Gewinn zur Production ermuthigt. Es iſt dies übrigens ein alter Uebelſtand: ſchon Torquato Taſſo mußte bei allen Italiäniſchen Regierungen ein Privilegium nachſuchen, damit ihm ſein „befreites Jeruſalem“ nicht nachgedruckt würde. Könnte man dieſen Mißſtand beſeitigen, ſo würde Italien, obwohl es bei weitem weniger Einwohner zählt, als Frankreich, dennoch im Stande ſeyn, ſeinen Schriftſtellern und Dichtern den reichſten Lohn für ihre Werke zu gewähren. Der Abſatz beliebter Schriften iſt in Italien gewiß eben ſo ſtark, wo nicht ſtärker, als in Frankreich. Nehmen wir z. B. Manzoni's bekannten Roman „die Verlobten“; von dieſem Buche ſind allermindeſtens zwölf Ausgaben zum Präjudiz des Verfaſſers ins Publikum gekommen, und keine von dieſen war unter tauſend Exemplaren; rechnen wir nun für jedes Exemplar den ſehr mäßigen Ladenpreis von $1\frac{1}{2}$ Thaler, ſo ſtellt ſich eine Summe von 16,000 Thalern oder 72,000 Lire Oeſterreichiſcher Münze und, nach Abzug des Profits, den die Buchhändler nehmen, immer noch von 60,000 Lire heraus, die Manzoni zu Gute gekommen ſeyn würde. Bringt man nun noch den Ertrag der erſten rechtmäßigen Ausgabe in Anſchlag, ſo zweifeln wir, ob Victor Hugo ſich von ſeiner Notre Dame de Paris, der genialſten und großartigſten Romanſchöpfung in der neuen Franzöſiſchen Literatur, größerer Erfolge in pecuniärer Hinſicht zu rühmen hat.*) Für andere Italiäniſche Werke gilt die nämliche Rechnung mit den nämlichen Reſultaten; käme der Abſatz der gewöhnlich erſcheinenden zwei, drei oder vier Nachdrücke immer dem urſprünglichen Verleger zu Gute, ſo könnte es nicht fehlen, daß dieſer an jedem nur einigermaßen verbreiteten Buche ein oder etliche tauſend Zechinen gewänne, wovon doch, ſo hart auch eines Verlegers Gewiſſen ſeyn mag, mindeſtens die Hälfte auf des Verfaſſers Antheil käme.

Und trotz dem wird der berühmte Franzöſiſche Schriftſteller, mit dem wir es hier zu thun haben, die Wahrheit nicht hinweg leugnen können, daß bei der geringen Ausſicht auf Gewinn gleichwohl eine außerordentliche literariſche Thätigkeit und Regſamkeit in Italien beſteht. Die ſtatiſtiſchen Nachweiſe für das Jahr 1835 liegen vollſtändig vor uns; im Laufe deſſelben erſchienen im Drucke 190 Zeitſchriften und 2875 andere Werke in 4333 Bänden. Man ſtudirt, man forſcht, man ſchreibt, man denkt; wenn der Ertrag den gerechten Erwartungen und Hoffnungen nicht entſpricht, ſo tröſtet man ſich gern mit dem Lobe und der günſtigen Anerkennung der Beſſeren im Volke; wenn auch dieſer Lohn ausbleibt, wenn das Intereſſe ſich von den einheimiſchen Erzeugniſſen ab und auf allerhand fremde Neuigkeiten und Wunderlichkeiten wendet, ſo beruhigt man ſich in dem Bewußtſeyn, das Gute gewollt und erſtrebt zu haben. Man ſtudirt und ſchreibt in Italien, Gottlob, nicht bloß aus Gewinnſucht; man jagt nicht bloß nach leichten Erfolgen und ephemerer Berühmtheit, wie ſie allerdings Vielen, z. B. dem Romanſchriftſteller Chiari, zu Theil geworden iſt; es lebt in den Geiſtern diejenige Liebe für Wiſſenſchaft und Literatur, aus der allein große Werke zur Ehre des Vaterlandes entſpringen, — diejenige Liebe, die den Franzöſiſchen Philoſophen Condillac antrieb, ſeinen Traité sur l'origine des connaissances humaines zu vollenden und herauszugeben, obwohl der ganze Ertrag ſich für ihn auf die ärmliche Summe von nur 600 Franken belief.

Herr Balzac iſt ein Fremder in unſerem Vaterlande, und es iſt billig und freundlich, daß wir den Gaſt darauf aufmerkſam machen, was bei uns Schönes iſt, — daß wir unſeren Reichthum nicht vor ihm verbergen und verſchließen. Wie ein guter Hausvater dem beſuchenden Fremden alle ſeine lieben Kinder nennt und vorſtellt, ſo möchten wir dieſem Franzoſen, wenn es der Raum geſtattete, die Namen der wackeren Männer nennen, deren unſer von jeher klaſſiſcher Boden ſich gegenwärtig rühmt, die Namen mindeſtens, da er doch einmal ihre Werke nicht kennt. Es würde uns zum beſonderen Vergnügen gereichen, ihn davon zu überzeugen, daß man in Italien auch fremde Literaturen ſtudirt, und daß man namentlich die Franzöſiſche Literatur ſehr gut kennt — nicht ganz ſo gut wie in Paris, aber doch gewiß ſo gut wie irgendwo ſonſt in Frankreich. Wer befaßt ſich dagegen in Paris mit Italiäniſcher Literatur? Gewiß Wenige thun's; *nicht einmal Literaten, die nach Italien reiſen.*

Gern hätten wir Herrn Balzac auch noch ein Wörtchen geſagt von dem blühenden Zuſtand der Künſte und Gewerbe in unſerem Lande, von der raſchen gedeihlichen Entfaltung unſerer Induſtrie; ferner von dem menſchenfreundlichen, mildthätigen Geiſte unſeres Volkes, und wie die ſchönſten Wohlthätigkeits-Anſtalten von ganz Europa alle bei uns einheimiſch ſind; endlich auch von der ſittlichen Reinheit und Zartheit, die ſich in dem Charakter und Kolorit der Italiäniſchen Geiſtes- und Kunſterzeugniſſe ausſpricht und ihre Lieblichkeit erhöht. Hiermit wollten wir angedeutet haben, daß die jüngſt in Frankreich neugeſchaffene ſataniſche Literatur bei uns nicht Eingang gefunden hat, noch jemals finden wird — dieſe Literatur, wo alles Geiſtreiche und alles kindiſch Alberne, alles Scharfſinnige und alles Schmutzige, alles Wahre und alles Abſchreckende, aus Rabelais und Crebillon, aus Diderot und Laclos zuſammengewürfelt und nebenbei mit allem Graus und Fluch der neueſten Revolution verſetzt wird; dieſe Literatur, wo alles Elend, alles Laſter, alle Schande der menſchlichen Geſellſchaft recht mit Vorliebe geſchildert wird, doch ohne daß die Darſtellung davon abſchreckt. Helvetius konnte es ſich für ein Lob rechnen, daß eine geiſtreiche Dame über ſeine Schriften äußerte: Vous m'avez trop souvent fait rougir; — aber auch auf ſolches Lob verzichten die neueſten Franzöſiſchen Schriftſteller. Sie gießen Hohn und Spott über alles Menſchliche aus: hätten ſie nur mindeſtens den heiteren und gefälligen Witz Voltaire's; ſie wollen den Ungeſtüm der Leidenſchaften ſchildern — aber hätten ſie nur den geringſten Theil von der kernigen Kraft eines Corneille, oder von der empfindungsreichen Tiefe Racine's. Wie treiben ſie Alles bis zum widerwärtigſten Aeußerſten, wie tragen ſie recht mit Luſt überall die ſchwärzeſten Farben auf, wie laſſen ſie ſichs mit wahrhaft grauſamer Kunſt angelegen ſeyn, die Herzen und Gemüther zu quälen und zu bethören. Darum iſt der Inhalt ihrer Werke Proſtitution, Spielerwuth, wahnſinniger Rauſch, Verzweiflung, Meuchel- und Selbſtmord und, zum ergötzlichen Ende aller Dinge, Henker und Galgen; und ihr Styl iſt, wie es ſich für ſolchen Inhalt ſchickt, ſchwülſtig, geſchraubt und doch zugleich ſchmutzig und gemein. Dem vortrefflichen Neuen zu Liebe, wovon Voltaire, Rouſſeau, Deliſle und dergleichen armſelige Geiſter keine Idee gehabt haben, müſſen allerhand unerhörte, übertriebene, falſche Manieren ausgeheckt werden, wie vormals in Italien zu der ſchönen Zeit, da es einen Preti und Achilini gab. Wenn das die Literatur iſt, im Vergleich deren Italien ſeine Armuth bekennen ſoll, ſo geſtehen wir gern und mit Freuden: ſo lange noch ein Reſt von guter Sitte und Menſchenverſtand dieſſeits der Alpen waltet, wird eine ſolche Literatur bei uns nicht Raum gewinnen, eine ſolche unſeren vaterländiſchen Boden nicht beflecken, unſeren reinen Horizont nicht verdunkeln.

Es wäre vielleicht ein gutes Werk, dieſe Andeutungen über den Stand unſerer Literatur näher auszuführen und zu einer Skizze zu vervollſtändigen, wenn es nur unſere Kräfte nicht überſtiege. Wir wollen uns freuen, wenn ein Anderer Hand an dieſe Arbeit legt, es jedoch Keinem zum Vorwurfe machen, wenn er es unterläßt. Wir für unſer Theil kennen das Maaß unſerer Kräfte zu gut, um etwas der Art verſprechen zu wollen; jedoch weil wir einmal aus gerechtem Eifer hier das Wort ergriffen haben, ſo liegt uns auch ferner ob, ſo gründlich als möglich darzuthun, daß wir mehr als Worte machen und zu Ehren unſerer vaterländiſchen Literatur manche tüchtige Lanze brechen können. Wir kommen hoffentlich noch mehrmals darauf zurück; einſtweilen mag die Hinweiſung auf ſo großartige literariſche Unternehmungen, wie die Eingangs erwähnten, den Fremden darauf aufmerkſam machen, daß es doch nicht eben dürftig um eine Literatur ſtehen kann, die ſo viel Kräfte und Mittel auf langwierige, umfangreiche Werke und auf deren luxuriöſe Ausſtattung verwendet. Wenn unſer Beiſpiel andere, höher befähigte, für die Ehre unſeres Vaterlandes beeiferte Schriftſteller dazu bewegen könnte, Ueberſichten einzelner Literaturzweige nach ihrem gegenwärtigen Stande in Zeitſchriften zu veröffentlichen, ſo könnte daraus binnen kurzem ein vollſtändiger Abriß unſerer Literatur hervorgehen: wir legen ihnen dieſen Wunſch an's Herz. (Foglie Mil.)

Bibliographie.

Federico II. Aragonese sul trono di Sicilia. — Eine Kanzone, Griechiſch gedichtet und ins Italiäniſche überſetzt von dem Prieſter Nicolo Di-Carlo. Palermo.

L'America settentrionale e meridionale. (Nord- und Süd-Amerika. Geographiſch und pittoresk.) 12 Hefte. Turin.

Le antiche ruine di Capri. — Gezeichnet von Francesco Alvino. Neapel.

Antichi monumenti sepolcrali scoperti nel ducato di Ceri. — Herausgegeben von P. E. Visconti. Rom.

Atlante della storia generale italiana. — Dem Könige Ferdinand II. gewidmet. Von Raffaele Maſtrojani. Neapel.

L'Arte di analizare, ovvero Trattato pratico di analisi chimica. — Von Heinrich Roſe. Nach der von Jourdain veranſtalteten Franzöſiſchen Ueberſetzung ins Italiäniſche übertragen von F. Dupré. Venedig.

Il castello di Milano. — Chronik von fünf Jahrhunderten. Von Lorenzo Sonzogno. Mailand.

Frankreich.

Ueber Aſſekuranz-Geſellſchaften.

(Schluß.)

Was die *Lebens-Verſicherungen* betrifft, ſo hätte man vor zwei Jahren noch glauben können, daß ſie in Frankreich gar keinen Eingang finden würden. Man braucht nur mit Beſonnenheit und ohne alle Vorurtheile die Sitten Englands und Frankreichs mit einander zu vergleichen, und man wird einſehen, daß dieſelben Verſicherungs-Syſteme durchaus nicht beiden Ländern zugleich angemeſſen ſind. Jenſeits des Kanals ſammelt man unter beſtändiger mühſamer Arbeit, mitten in einer zahlreichen Konkurrenz und mit allem möglichen Riſiko ein kleines Handels-Vermögen an; das Leben eines Menſchen iſt ſein größter Reichthum, mit dieſem Leben hat er Kredit und Einkünfte; ſobald er ſtirbt, ſtirbt Alles mit ihm. Die Familie jedoch iſt ein ehrwürdiges Heiligthum, das ſelbſt von dem Unwürdigſten geachtet wird; und wie zahlreich und koſtſpielig ſind nicht die Bedürfniſſe, die das Klima und die Sitten mit ſich bringen? Unter ſolchen Umſtänden ſein Leben verſichern, kann nur etwas ſehr Gewöhnliches und Vernünftiges ſeyn.

Anders iſt es in Frankreich: wie ſollte hier eine Lebens-Verſicherung etwas Lockendes ſeyn, ſobald die politiſchen Erſchütterungen alle Exiſtenzen in Frage ſtellen und das Vertrauen auf alle Verſprechungen der Zukunft vernichten? wenn die Glieder einer jeden Familie ohne religiöſes, ohne ariſtokratiſches Band, von keiner Einigkeit, von keiner

*) Die Zuſammenſtellung erſcheint ſeltſam, wenn man ſich erinnert, daß Victor Hugo wirklich gute Einnahmen gemacht hat, Manzoni aber ſie nur gemacht haben *könnte*, — wenn die Nachdrucker nicht geweſen wären. — Warum aber folgt man nicht endlich auch in Italien dem rühmlichen Beiſpiele, das die Deutſchen Bundesſtaaten durch ihre Vereinigung gegen den Nachdruck gegeben haben?

Digitized by Google

Liebe und Hingebung für einander durchdrungen ſind? Dazu kommt noch die Eigenthümlichkeit unſeres ſchon mehr ſüdlichen Charakters, in unſerer Zukunft mehr auf die eigene Fähigkeit zu rechnen, als auf ein Erſparniß, das den Händen eines Anderen anvertraut worden.

Gleichwohl werden doch immer noch jedes Jahr im Durchſchnitt drei bis vier Millionen Verſicherungen abgeſchloſſen, um die Erbſchaft nach dem Tode zu garantiren; und gewiß, wenn das Geſetz dieſer Art von Aſſekuranzen günſtiger wäre, wenn die Verpflichtungen, zu beſtimmten Terminen die Prämien zu zahlen, durch ein beſonderes Straf-Geſetz garantirt würden, wenn man nicht von allen Seiten glaubte, daß die Wechſel des Glückes, wo man oft nicht in einem Monat ohne weitere Friſt die für jedes Jahr verſprochene Prämie abtragen kann, eben ſo viele vortheilhafte Chancen der **Ungültigkeit der ganzen Police** für den Aſſurateur ſind, dann würden auch die Lebens-Verſicherungen die beſten Fortſchritte machen.

Die Verſicherungen auf Leibrenten ſcheinen nicht mehr Erfolg zu haben, als die auf das ganze Leben. Es iſt uns einmal Allen durchaus eigenthümlich, die Zukunft der Gegenwart zu opfern, und ſelbſt wenn ein Menſch in reiferen und verſtändigeren Jahren ſich dazu verſtände, eine Aſſekuranz für ſein Greiſen-Alter zu kaufen, könnte er da wohl hoffen, ohne ein ſehr ſtarkes Opfer von ſeinen gegenwärtigen Einkünften ſich eine Rente zu ſichern, die für ſämmtliche Bedürfniſſe ſeines Alters genügend wäre? — Ueberhaupt iſt Frankreich mehr ein ackerbauender und induſtrieller, als ein Handels-Staat; der Ackerbauer und Gewerbtreibende aber vertraut ſich lieber ſeinem materiellen Reichthum und ſeinem feſten Kapital an, während der Kaufmann nur gewiſſe Einkünfte hat, von welchen er ſich Erſparniſſe für das Alter ſammeln kann: dieſe Erſparniſſe hebt er ſich entweder ſelbſt auf, oder er übergiebt ſie einem Kaſſirer, und dieſer Kaſſirer iſt entweder die Bank, oder der Notar, oder die Verſicherungs-Geſellſchaft.

Die Verſicherungen auf Großjährigkeit ſind eigentlich die einzigen in dieſer Kategorie, welche in Frankreich wirklich Eingang finden. Die Conſcription unter Napoleon, die ſo viele traurige Erinnerungen zurückgelaſſen, die Konkurrenz in den freien Künſten, die ſeit dem Frieden ſo viele Täuſchungen verurſacht hat, die Schwierigkeiten und Hinderniſſe in der Abſchließung der Ehen, die wegen Mangel an Subſiſtenzmitteln in den letzten Jahren der Reſtauration noch größer waren, als in den ſchrecklichſten Kriegen der Revolution und der Kaiſer-Herrſchaft, das ſind eigentlich die temporairen Urſachen, welche den Verſicherungen auf Mitgift ſo allgemeine Verbreitung verſchaffen. Die Vorſorge des Vaters, der für ſein Kind eine ſolche Verſicherung kontrahirt, iſt auf eine ziemlich lange Erfahrung begründet und daher gewiß ſehr weiſe und vernünftig, ſie wird durch die Liebe und das Mitleid für einen jungen Sohn, den man vielleicht ſpäter fremden Vormündern überlaſſen muß, wo nichts für ſeine Sitten und ſeine Zukunft gethan wird, noch geſteigert, und es muß dabei die Verſicherung auf ſeine Majorennität eine Wohlthat werden, die man immer mit dem größten Eifer annehmen wird.

Nun kommen endlich noch die **Aſſekuranzen auf Zeit**: dieſe beſtehen nur darin, daß man ſich gegenſeitig gewiſſe Geldſummen verſichert für den Todesfall der einen von beiden Parteien; daß dieſe bis jetzt nur eine ſehr kleine Zahl von Subſkribenten aufzuweiſen haben, iſt ſehr natürlich. Welcher Menſch wird auch ſo habgierig ſeyn, um aus dem Todesfall derjenigen, die mit ihm kontrahiren, Nutzen ziehen zu wollen, und wer wird auch zugleich das Intereſſe ſeiner Angehörigen ſo kompromittiren, daß er ſie wegen gewiſſer Ausſichten und Speculationen für eine beſtimmte Reihe von Jahren in Gefahr ſetzt, das Kapital oder die Zinſen, die er weggeben muß, zu verlieren? — Ein Geizhals will auch nach ſeinem Tode nichts verlieren, und nur ein Geizhals wäre im Stande, dieſe Todes-Lotterie, die man ihm in den Tontinen anbietet, zu berechnen.

Es giebt auch noch andere viel verbreitetere Aſſekuranzen, die jeden Tag in Frankreich geſchloſſen werden. So die Lyoner gegenſeitigen Verſicherungen, die des Vereins Saint-Joſeph in Paris, die der induſtriellen Geſellſchaft in Nantes und in Mühlhauſen, mit einem Wort alle die verſchiedenen Aſſekuranzen gegen Krankheiten, gegen Arbeitsunfähigkeit und freilich auch nur zu oft gegen die Herabſetzung des Arbeitslohns in Zeiten der Handels-Kriſis; letzteres ſind allerdings Inſtitute, die zuweilen die öffentliche Ordnung ſtören, aber viel öfter noch ſind ſie es gerade, welche die öffentliche Ruhe und die Sicherheit der Perſonen beſchützen.

Man hat auch noch andere Syſteme verſucht, die alle ihren Werth und Nutzen haben und von denen auch nicht ein einziges ganz zu Grunde gegangen iſt, ſobald es nur ziemlich allgemeinen Bedingungen unterworfen wurde, um die jedem gegenſeitigen Syſteme nothwendige Ausdehnung zu gewinnen. Hierher gehören die Aſſekuranzen für eingeſchmuggelte Waaren, die ſogenannten gerichtlichen Verſicherungen, welche die Prozeſſirenden gegen die Erpreſſungen der Rechtsgelehrten beſchützen, ferner die ſogenannten hypothekariſchen, deren Zweck es iſt, die Fehler der Geſetzgebung über die Hypotheken zu bekämpfen, und endlich die Aſſekuranzen gegen das Rekrutirungs-Geſetz. — Solche Verſicherungen ſind gewiß am beſten dazu geeignet, die Mängel in unſeren Zoll- und Rekrutirungs-Geſetzen, in unſerem Prozeß- und Hypothekenweſen aufzuzeigen, und in der That, man darf nur die glücklichen Reſultate dieſer Inſtitute aufmerkſam ſtudiren, um zu wiſſen, welche Reformen in unſeren Geſetzbüchern nothwendig wären.

Wenn man noch die Aſſekuranzen auf die Mildthätigkeits-Inſtitute und auf die Penſionen der öffentlichen Beamten ausdehnte, was für herrliche Erſparniſſe würden ſie zur Folge haben, was für Nutzen würden ſie ſtiften: ſämmtliche Oekonomiſten haben die ganze Einrichtung des Almoſens eine Geißel der Geſellſchaft genannt; gegen dieſe Doktrinen des Egoismus haben wieder die Männer der Religion ihre Stimmen erhoben, und ſie hatten Alle zuſammen recht. —

Wenn die Almoſen-Stiftungen, die Hospitäler, die Wohlthätigkeitshäuſer, die Beaufſichtigung der Gefängniſſe ſich in lauter vorſorgende Inſtitute verwandelten, wenn neben dem Elementar-Unterricht für das Volk zahlreiche und mannigfaltige Aſſekuranz-Syſteme exiſtirten, die aus der ganzen Nation einen großen Verein bildeten, wenn ſo der Egoismus ſelbſt ein Element der Einigkeit und des Friedens würde, dann könnten die Religion und die politiſche Oekonomie nicht länger einander bekämpfen, ſondern ſie müßten beide zu einem und demſelben Ziel hinführen.

Eine geſchickte Geſetzgebung, welche allen Aſſekuranzen einen ſicheren Weg öffnet und die Verpflichtungen des Aſſekurirten und des Aſſurateurs weiſe ordnet, das iſt die erſte Grundlage, auf welcher man dieſe Inſtitute überhaupt bauen muß; aber dieſe gerade fehlt uns.

Neſtor Urbain.

Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben.

Von einem Pagen des Kaiſerlichen Hofes.

Auf gewöhnliche ſoldatiſche Tapferkeit gab Napoleon wenig; in ſeiner Meinung war dies eine jedem Franzoſen angeborene Eigenſchaft. Unerſchrockene Verwegenheit hingegen galt etwas Großes in ſeinen Augen; um dieſer Eigenſchaft willen ließ er Manches hingehen. „J'aurais tout passé à un intrépide", ſo drückte er ſich aus. Wenn ein Militair bei einer Audienz oder bei einer Revue um eine Gnadenbezeugung bat, ſo war die erſte Frage des Kaiſers immer: „Haben Sie Wunden?" — Jede Wunde, pflegte er zu ſagen, gilt eine ganze Reihe von Ahnen. Wer mit Wunden geſchmückt war, der konnte der Ehre und reichen Lohnes gewiß ſeyn. Oft, wenn der Kaiſer vor der Front eines Regimentes ſtand, fragte er den Oberſten: „Wer iſt der Muthvollſte (le plus intrépide) von Ihren Offizieren?" Und nachdem der Oberſt ohne Beſinnen geantwortet, wendete der Kaiſer ſich an die umſtehenden Offiziere und fragte abermals: „Wer unter Ihnen, meine Herren, iſt der Muthvollſte?" — „Sire, der und der", kam die Antwort, immer mit der früheren übereinſtimmend. Dann redete Napoleon den Genannten an: „Ich ernenne Sie zum Baron; ich belohne in Ihrer Perſon ſowohl Ihre perſönliche Tapferkeit als die des Corps, zu welchem Sie gehören. Sie haben alſo dieſe Ehre nicht bloß meiner Gunſt und Gerechtigkeit, ſondern hauptſächlich der Hochachtung und dem Zeugniß Ihrer Kameraden zu verdanken."

Aber nicht bloß um Offiziere, auch um gemeine Soldaten bekümmerte er ſich in dieſer Weiſe; denen, die ſich durch Tapferkeit und gute Aufführung vor Allen ausgezeichnet hatten, ertheilte er höhere Grade und wies er, wenn ſie in einem hitzigen Gefecht auch nur leicht verwundet worden waren, Geſchenke, nicht ſelten ſogar Penſionen aus der Kaiſerlichen Schatulle an. Im Jahre 1807, nach der Schlacht bei Eilau, ertheilte der Kaiſer einem jungen Soldaten eine Penſion von 600 Franken und machte dies, ſo wie die rühmliche That des Belohnten, in einem Tagesbefehl bekannt. Es war der erſte Feldzug, welchen dieſer mitmachte; er hatte während der Schlacht ſeinen tödtlich verwundeten Oberſten mitten aus einer Schwadron Ruſſiſcher Küraſſiere herausgeholt; er hatte ihn auf ſeinen Schultern getragen und mit ſeinem Säbel löwenmüthig vertheidigt: „wie ein Sohn ſeinen Vater", drückte ſich der Kaiſer im Tagesbefehl aus und verglich dieſe That den heldenmüthigſten, welche die Geſchichte aller Zeiten überliefert habe.

Wo ſich Napoleon auch befinden mochte, ob in den Tuilerieen, ob zu St. Cloud, oder bei der Armee im Hauptquartier, ſelten verging eine Woche, wo er nicht mindeſtens zwei- oder dreimal Heerſchau über die Truppen hielt, die er juſt am nächſten hatte. Außerdem ließ er tagtäglich nach dem Frühſtück die dienſthabenden Bataillone und Schwadronen ſeiner Garde im Schloßhofe vor ſich defiliren; man nannte dieſe kleine Parade la garde montante. In der Regel war ein neu organiſirtes, oder reformirtes, oder ein eben aus dem Depot gekommenes, oder auch ein zum Abmarſch nach ſehr entfernten Punkten beſtimmtes Regiment zu dieſer Parade kommandirt. Zum Anfange ließ Napoleon das Exercitium durchmachen und mehrere Evolutionen kommandiren; in der Regel führte Prinz Eugen mit ſeiner herrlich ſchallenden Stimme dabei das Kommando, zuweilen vertrat ihn ſein Adjutant, General Mouton, zuweilen der ſchöne und tapfere Oberſt Dorſène, der eines der beiden Grenadier-Regimenter von der Infanterie der alten Garde befehligte und der von Natur gleichfalls die Gabe beſaß, auf welche der Kaiſer ſehr großen Werth legte, nämlich ein kräftiges und ſonores Organ. Während des Vorbeidefilirens der Kolonnen hatte jeder Soldat, vom Gemeinen bis zum Oberſten, das Recht, an den Kaiſer heranzutreten und ihm ſein perſönliches Anliegen vorzutragen. Napoleon hörte, fragte und gab augenblicklich Beſcheid; wenn er abſchlug, ſo geſchah es mit Gründen und auf ſolche Weiſe, daß der Bittende ſich nicht gekränkt fühlen konnte. Jeder Zuſchauer bei dieſen Paraden konnte Zeuge ſeyn, wie der ſchlichte, gemeine Soldat, während ſeine Compagnie vor dem glänzenden Stabe des Kaiſers vorüberzog, heraus und mit gemeſſenen militairiſchen Schritten auf den Kaiſer zutrat, ſein Gewehr präſentirte und, dicht vor dem Kaiſer ſtehend, ihm auf der Spitze ſeines Bajonnettes eine Bittſchrift überreichte. Der Kaiſer nahm und las ſie auf der Stelle, gewährte das Geſuch auch in der Regel, wenn es ſich mit der militairiſchen Ordnung vertrug. Im Beſitze dieſes ſchönen Rechtes fühlte der gemeine Soldat ſein Vertrauen und ſein Pflichtgefühl gehoben, und zugleich war dadurch dem Mißbrauch der Autorität von Seiten der höheren Offiziere wirkſam vorgebeugt.

Eines Tages hatte der Kaiſer ein fremdes, ſeit kurzem in Paris eingerücktes Regiment, „die Scharfſchützen des Rhein-Bundes" genannt, welches binnen kurzem wieder ins Feldlager abgehen ſollte, zur Früh-Parade kommandirt und wollte es ſelbſt inſpiziren. Nachdem er dem Oberſten des Regiments ſeine Zufriedenheit mit der ſchönen Haltung ſeiner Leute bezeugt, wendete ſich der Kaiſer zu ſeinen Ordonnanz-Offizieren und rief den Jüngſten derſelben. „Ich denke, Herr Fürſt von

Digitized by Google

Salm“, ſprach der Kaiſer, „Sie müſſen mit dieſen Leuten bekannt ſeyn; treten Sie vor, kommandiren Sie das Schuß-Exercitium und Pelotonfeuer auf zwei Glieder.“ Der junge Fürſt erröthete, kam aber nicht aus der Faſſung; er trat aus der Gruppe des Kaiſerlichen Stabes hervor, ſalutirte den Kaiſer, zog den Degen und entledigte ſich des ihm gewordenen Auftrages unter allgemeinem Lob und Beifall. — Ein ähnlicher, in ſeinem Hergang beſonders intereſſanter Vorfall ereignete ſich einige Zeit ſpäter.

Am erſten Sonntage in jedem Monat pflegte nämlich der Kaiſer nach der Meſſe im Schloßhofe der Tuilerieen große Revue über die Garde abzuhalten. Eines Tages nun hatte er ſchon früh am Morgen die jungen Zöglinge der Kriegsſchule von St. Cyr zu dieſer Parade beſcheiden laſſen. Unter dieſen Leuten fiel dem Kaiſer ein Sergeant auf, der höchſtens 17 bis 18 Jahre zählen mochte, aber eine Haltung und ein reſolutes Weſen an ſich hatte, trotz einem alten Soldaten. Der Kaiſer liebte es, ſeine künftigen großen Leute gleichſam in der Eiſchale kennen zu lernen; er läßt den jungen Sergeanten hervortreten, richtet etliche Fragen an ihn und weiſt ihn auf einmal hinüber zu dem erſten Grenadier-Regiment von der alten Garde, das vor dem Kaiſer in Front aufmarſchirt ſtand; er befiehlt ihm, dieſen alten Schnurrbärten das Exercitium mit Schritt, Gewehr und Schwenkungen zu kommandiren. Wir müſſen dem Leſer hier bemerken, daß die Kriegsſchule von St. Cyr von jeher im beſonderen Rufe der Genauigkeit und Präciſion im Exercitium ſtand; die alte Garde hingegen hatte mehr mit der Erinnerung an ihre Siege als an die Pelotonſchule zu thun und legte keinen beſonderen Werth auf jene Fertigkeit. Der junge Sergeant poſtirt ſich unerſchrocken dreißig Schritt vor die Mitte der Front, wo ein alter militairiſcher Schnauzbart neben dem anderen ſteht, und kommandirt mit feſter Stimme, ohne die geringſte Befangenheit zu verrathen: „Achtung — Präſentirt — das Gewehr!“ Die Grenadiere pariren, aber nachläſſig und nicht recht auf einen Schlag. — „Das war nicht recht“, rief der junge Soldat mit verweiſendem Tone, „noch einmal!“ — Der Kaiſer lächelt; manchem alten Brummbart kommt die Sache drollig vor. Da ſchreit der Zögling von St. Cyr abermals mit aller Kraft ſeiner Stimme: „Achtung — Präſentirt — das Gewehr!“ Die Grenadiere machen ihre Sache nicht beſſer als das vorige Mal. — „Donner und Wetter“, flucht der Sergeant, „ich ſag' Euch, ſo iſt's nicht recht.“ Dabei ging er zehn Schritte rückwärts, um die Front beſſer mit einem Blick überſchauen zu können. „Ich will Euch zeigen, wie man's machen muß, ſeht her, eins, zwei, flink, drei“, und er machte ihnen das Kommando vor, ganz untadelhaft, daß nichts daran auszuſetzen war. Der Kaiſer lacht laut auf, etliche alte Grenadiere runzeln die Stirn; der junge Mann kommandirt zum dritten Male: „Aufgepaßt das Mal; Achtung — Gewehr an!“ Die Garde gehorcht, aber's geht nicht beſſer, als die beiden erſten Male. Der kleine Sergeant ſtampft ganz ungeduldig mit dem Bajonnetkolben auf den Boden: „Habt Ihr denn nicht gehört? Das iſt ja zum Davonlaufen, pfui doch, Ihr exerziert ja wie die Lapſe!“ — Das war zu ſtark. Ein zorniges Murmeln lief durch die ganze Front; Verwünſchungen brachen aus: Laps! Gelbſchnabel! hört man's ſchallen. Der Kaiſer vernimmt's, er tritt vor, Alles wird ſtill. Er läßt ſich von dem jungen Sergeanten das Gewehr in die Hand geben, ſtellt ſich mitten in den Schloßhof, die Grenadiere zur Rechten, die Zöglinge von St. Cyr zur Linken und kommandirt in eigener Perſon den Letzteren das Exercitium. Die Schüler, angefeuert durch den Vorgang, von dem ſie eben Zeuge geweſen, und noch mehr durch die mächtige Stimme des Kaiſers, vollziehen jedes Manöver, das ihnen kommandirt wird, mit unnachahmlicher Schnelligkeit und Präciſion, die ganze Front wie Ein Mann. Der Kaiſer läßt ſo viel Zeit vergehen, bis etwa der Zorn ſeiner vieux lapins (ſo nannte er bisweilen ſeine alten Grenadiere) verraucht ſeyn kann, dann wendet er lächelnd das Geſicht zu ihnen und weiſt mit der Hand auf die junge Kolonne: „Na Kinder, Ihr müßt doch geſtehen, die Kleinen machen's nicht ſchlecht.“ Darauf trat er auf den jungen Sergeanten zu, überreichte ihm ſein Gewehr wieder und ſprach in ernſtem, nachdrucksvollem Tone, ſo daß Alle es hören konnten: „Ja wohl, mein junger Freund; aber als wir jung waren, haben wir's doch noch beſſer gemacht.“ Dieſe Worte verſöhnten Alles, und einſtimmig ſchallte aus allen Reihen der Ruf: Vive l'Empereur!

Nicht ſelten geſchah es bei Revüen dieſer Art, daß Napoleon in eigener Perſon den Mantel, das Geräth, den Torniſter des Soldaten unterſuchte, oder daß er einem jungen, ſchwächlichen Konſkribirten das Gewehr aus der Hand nahm und ihn mit freundlichen, ſcherzenden Worten ermuthigte: „Nicht wahr, junger Freund, es iſt ja doch nicht ſchwerer als die anderen Gewehre; mit der Zeit wird man's gewohnt, es wird ſchon gehen.“ — Eines Morgens vor der Parade inſpizirte der Kaiſer das 2te Bataillon Garde-Jäger, welches an dieſem Tage den Dienſt im Schloſſe hatte. Auf einmal blieb er vor einem Soldaten ſtehen, betrachtete ihn aufmerkſam vom Kopf bis zu den Füßen und ſprach endlich mit einem Tone, der wie Vorwurf klang: „Romeuf, warum trägſt Du das Kreuz nicht, das Du zu Boulogne aus meinen Händen empfangen haſt?“ Napoleon kannte nämlich die Soldaten ſeiner alten Garde faſt durchgängig von Perſon und Namen. „Mein Kaiſer“, ſprach der Chaſſeur, „ich trage das Kreuz nicht auf der Uniform, dafür aber auf dem Leibe. Ein Kaiſerlicher hat mir's mit dem Säbel auf der Bruſt in Stücke gehauen; es war bei Eslingen, Eure Majeſtät wiſſen wohl, wo Ihnen der Hut vom Kopfe geſchoſſen wurde; aber die Stücke habe ich aufgehoben, da ſind ſie.“ Mit dieſen Worten holte Romeuf ein Papier von ſeiner Bruſt hervor und reichte es dem Kaiſer hin; dieſer öffnete es, und nachdem er hineingeſehen, ſprach er zu dem Soldaten: „Wenn's ſo iſt, Romeuf, was meinſt Du, wir wollen tauſchen, haſt Du Luſt?“ — Der Soldat machte ein verlegenes Geſicht und gab keine Antwort. — „Was“, ſagte Napoleon, „Du willſt nicht, ich gebe Dir mein eigenes Kreuz für die zerbrochenen Stücke von Deinem.“ — Keine Antwort. „Dünkt der Handel Dir etwa ſchlecht? So antworte doch.“ — „Die Wahrheit zu ſagen, mein Kaiſer“, ließ der Chaſſeur ſich endlich verlegen und zögernd vernehmen, „wenn's Eurer Majeſtät recht iſt, ſo kann's mir auch recht ſeyn, aber auf eine Bedingung: Eure Majeſtät dürfen die Stücke von meinem Kreuz bei Leibe nicht verlieren.“ — „Du hältſt ja große Stücke auf den Kram“, ſprach der Kaiſer und ſchlug, indem er eine verachtende Miene annahm, mit dem Finger an das Papier, daß die Fragmente darin herumſprangen. Es koſtete dem wackeren Romeuf große Mühe, ſeine Entrüſtung über ein ſo ſchnödes Wort zurückzuhalten; er richtete den Kopf mit einer Art von Stolz in die Höhe, biß ſich in die Lippen und ſprach: „Ei ja doch, Kram! aber Eure Kaiſerliche Majeſtät verzeihen, wenn der Kram nicht geweſen wäre, ſo wäre François Romeuf auf die Ablöſung gezogen, von wo Keiner wiederkommt. Ich behalte meine Stücke, ich laſſe ſie mir vom Büchſenmacher zuſammenlöthen, dann kann ich's wieder tragen.“ — „Nun, alter Kamerad“, ſprach Napoleon, „wenn ſie Dir ſo ans Herz gewachſen ſind, ſo magſt Du Dein altes Kreuz behalten und meins ſollſt Du dazu haben; für einen Tapferen wie Du ſind zwei Kreuze nicht zu viel.“ Er zupfte den alten Soldaten freundlich am Schnauzbart und ſprach zurückkehrend zu den Offizieren ſeines Stabes: „Ja, ſehen Sie, meine Herren, Romeuf und ich ſind zwei alte Bekannte; es iſt ein gut Theil Jahre her, ſeitdem ich zuerſt mit ihm zuſammen geweſen. Er iſt nur immer ein Bischen empfindlich, der alte Kamerad.“ — Man kann ſich leichter denken, als beſchreiben, wie wunderbar begeiſternd ſolche Auftritte, ſolche Worte des Kaiſers auf die Armee wirkten. Die Soldaten wurden nicht müde, davon zu reden, ſie befeuerten ſich daran zum Wetteifer und zur höchſten Hingebung. Die ganze Compagnie ſah denjenigen mit einer Art von Ehrfurcht, mit einer bewundernden Hochachtung an, von dem es hieß, der Kaiſer habe mit ihm geſprochen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les Méandres. — Erzählungen und Novellen. (Wir hatten kürzlich die Skizze: „das Schmuggel-Syſtem der Kontinental-Sperre“ daraus entlehnt.) Von Leon Gozlan. 2 Bde. 15 Fr.
Recettes politiques. — Von Dumesnil. 3 Fr.
Episodes Vendéens. — Von A. C. D. 7½ Fr.
Histoire de la Confédération Suisse. — Nach Johannes v. Müller, Gloutz-Blotzheim und Hottinger. Erſter Bd. 7 Fr.
Du système pénitentiaire américain en 1836. — Von Dr. Julius. (Wahrſcheinlich eine Ueberſetzung des erſt ganz kürzlich erſchienenen Sendſchreibens an Herrn W. Crawford.) Rennes.
Traité de l'action publique etc. — Von Mangin. 2 Bde. 18 Fr.
La croix de pierre. — Von Mardelle. 4 Bdchen. 12 Fr.
L'amour et la faim. — Von Perrin. 2 Bde. 15 Fr.
Le sorcier. — Von Balzac. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Spohr in Marſeille. Auf dem großen Theater in Marſeille, das außerdem auch noch eine kleinere Bühne für Vaudevilles und Melodramen beſitzt, iſt am 10. März die Oper „Fauſt“, von Spohr, zum erſten Male gegeben worden, und darauf thun ſich die Marſeiller nicht wenig zu gut. Denn die größeren Franzöſiſchen Provinzial-Städte ſetzen jetzt einen Stolz darein, hin und wieder auch einmal ein Stück zu geben, das noch nicht die Approbation von Paris, der anmaßlichen Alleinherrſcherin, erhalten hat. Um ſo glänzender iſt aber der Triumph, wenn es eine große Oper wie diesmal der Spohr'ſche Fauſt iſt, der in Marſeille zuerſt das Franzöſiſche Bürgerrecht erhalten hat. Den Text hat Herr Clerisſeau in Gemeinſchaft mit einem Mitgliede des Marſeiller Orcheſters, Herrn de Groot, bearbeitet, welcher Letztere namentlich das Verdienſt in Anſpruch nimmt, einige Dialoge aus Goethe's Fauſt überſetzt und auf geſchickte Weiſe zwiſchen die Geſangſtücke eingefügt zu haben. Die Vorſtellung, bei der übrigens auch zwei Deutſche Virtuoſen, Herr Ernſt, den Marſeiller Blätter einen Deutſchen Paganini nennen, und der Waldhorniſt Herr Lewy aus Wien, thätig waren, hatte ſich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen. Herr Hébert gab den Fauſt und Herr Poret den Mephiſtopheles. Beide ſollen treffliche Sänger ſeyn und ſich über die Auffaſſung ihrer Rollen mit Deutſchen Kunſtfreunden ſorgfältig berathen haben.

— Siameſiſcher Kurialſtyl. Der König Laku von Siam ward einmal durch das Geſchrei eines Eſels aus dem Schlafe geweckt und dadurch gegen einen Feind gewarnt, der eben über ihn herfallen wollte. Zum Dank für dieſe Rettung befahl der Beherrſcher der Gläubigen, daß von jetzt ab der Eſel ein geheiligtes Thier und ſein Name eine beſondere Auszeichnung auch für Menſchen ſeyn ſolle. Als nun bald darauf ein Geſandter aus China an den Siameſiſchen Hof kam, ward er von dem Okva-Wang folgendermaßen angekündigt: „Großmächtiger Laku, Beherrſcher der Gläubigen und des Univerſums, König der weißen Elephanten, Bewahrer des heiligen Zahnes! Ein ungeheurer Eſel iſt aus China angekommen und wünſcht vor das Antlitz Deiner Erhabenheit zu treten.“

(London and Paris Observer.)

Das mit dem 31ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 38. Berlin, Mittwoch den 29. März 1837.

China.

Juſtiz und Polizei im Chineſiſchen Reiche.
Nach der brieflichen Mittheilung des Franzöſiſchen Miſſionairs Hrn. Bohet.

Schon lange bin ich Ihnen eine Antwort ſchuldig, doch habe ich Grund, zu hoffen, daß die Ausführlichkeit dieſes Briefes Sie einigermaßen zufriedenſtellen werde. Wenn ich Ihnen von den Plackereien, die man in China zu erdulden hat, erzähle, ſo glaube ich, für den Augenblick Ihre Fragen zu beantworten. Wer nur die Geſetze eines Landes kennt, der weiß noch nicht, wie es dort hergeht; höchſtens weiß er, wie es dort hergehen ſollte. Ohne Zweifel werden Sie in meinem Schreiben Ordnung und Methode vermiſſen; ich kann Ihnen indeſſen Alles nur ſo berichten, wie es mein Gedächtniß mir zurückruft. Dafür erzähle ich aber auch nichts, was ich nicht als Augenzeuge verbürgen kann; und bei einer Erzählung unzuſammenhängender Thatſachen iſt ja wenig daran gelegen, was zuerſt kommt und was zuletzt.

Man kann ſich im Auslande nur einen ſchwachen Begriff von allen den Bedrückungen machen, die in China an der Tages-Ordnung ſind. Wer angeklagt iſt, der wird auch verurtheilt, und immer iſt das Geld der Verbrecher; denn die Perſon gilt ſelbſt dem Mandarinen öfter für ſchuldlos. Hat der Arme niemals Recht, ſo hat der Reiche immer Unrecht. Der Erſtere empfängt ein Dutzend Bambushiebe; der Andere bezahlt den Richterſpruch und giebt mehr, als die Hiebe werth ſind.

Iſt ein Dieb einmal gefangen und beſtraft, ſo kann er, nachdem er wieder in Freiheit geſetzt worden, kein Unterkommen mehr finden, und er muß in der Regel auswandern. Aber wehe dem, der Jemanden als Dieb anklagt, beſonders, wenn der Kläger Vermögen beſitzt! Der Dieb behauptet dann oft, ſein Ankläger ſey der Hehler; und dann kommt Letzterer in die peinlichſte Verlegenheit: nur ſeine Piaſter können ihn retten. Mag aber ein Dieb denunzirt ſeyn oder nicht, immer wird er, ſobald man ſich einmal ſeiner bemächtigt hat, zu einer wahren Fundgrube, welche die Schergen der Juſtiz nach Herzensluſt ausbeuten. Sie ſchreiben eine Anzahl Individuen auf, die der Dieb angegeben hat oder haben ſoll; dieſe Perſonen gelten dann für Mitſchuldige, und das einzige Mittel, wodurch ſie ihre Unſchuld darthun können, iſt Geld und nichts als Geld. Kein Wunder alſo, wenn die Bewohner eines kleinen Ortes lieber von einem einzelnen Diebe ſich beſtehlen laſſen, als bei der Polizei Zuflucht ſuchen. Aber wehe dem Diebe, wenn man ihn bei nächtlicher Weile auf der That ertappt! In ſolchem Falle ſchafft das Volk ſich ſelbſt Recht. Ich kenne ein Dorf, deſſen Bewohner ſchon lange Zeit einem Diebe auf der Spur waren; die Leute, die ihm auflauerten, hatten ſich das Geſicht gefärbt, um nicht erkannt zu werden. Der Dieb, dem nichts Arges ahnte, ſtellte ſich zur Nachtzeit ein, wie gewöhnlich. Man packte ihn, band ihn an einen Baum und bohrte ihm vermittelſt eines ſpitzen Stäbchens beide Augen aus. Da der arme Teufel von jetzt an nicht mehr ſtehlen konnte, ſo war er genöthigt, um Almoſen zu betteln.

Was ich hier von den Dieben ſage, das gilt in gewiſſer Beziehung auch von den galanten Frauen. Ich ſage Frauen; denn feile Dirnen werden nicht tolerirt, oder man findet ſie höchſtens in Gaſthäuſern an der Landſtraße und in der Nachbarſchaft großer Städte. Dagegen fehlt es nicht an Ehemännern, die großmüthig genug ſind, die Reize ihrer theuren Hälfte mit Anderen zu theilen. Ich ſpreche hier von der niederen Klaſſe. Eine ſolche Frau hat es recht gut, wenn ſie ihrem Manne bei ſeiner Heimkehr zu einem Fläſchchen Arak oder zu einer Spielpartie das nöthige Geld liefern kann; aber wehe der armen Frau, wenn ihr Mann übelgelaunt nach Hauſe kömmt und ſie ihm nichts geben kann! Er ſchilt und mißhandelt ſie, und manche Frau macht bei ſolcher Gelegenheit ihrem gequälten Daſeyn ein freiwilliges Ende. Alsdann laſſen ſich's die Aeltern angelegen ſeyn, den Tod ihrer Tochter zu rächen. Sie hüten ſich, den Mann zu belangen — das wäre ein vergebliches Bemühen; denn er hat nichts. Aber bald erſcheint eine lange Liſte von Perſonen, die wirklich oder angeblich, in älterer oder neuerer Zeit von der Hingeſchiedenen begünſtigt worden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man nur Perſonen, welche bezahlen können, in dieſe Liſte aufnimmt. Der hungrige Scherge verwaltet ſein Amt, daß es eine Freude iſt. Hat man die Summe eingetrieben, ſo bekömmt der Mandarin des Ortes ſeinen Antheil; die Büttel vergeſſen ihr Quantum nicht, und das Uebrige kommt von Rechtswegen den Aeltern und dem Witwer zu. Nach erfolgter Austheilung hat die Beerdigung keine Schwierigkeit mehr. Die Verſtorbene wird von beiden Seiten beweint. Bezahlte und Bezahler ſeufzen.

Es fehlt aber auch nicht an Frauen, die alljährlich, beſonders im 11ten oder 12ten Monat, den Gerichtsdienern zu Hülfe kommen und mit ihnen gemeinſchaftlich ein Namens-Verzeichniß anfertigen. Die Meiſten der aufgeſchriebenen Perſonen wiſſen nicht einmal, ob eine Frau dieſes Namens exiſtiet; allein was liegt daran? die Löſung des Knotens iſt — Geld. Manche Mutter findet auf der Liſte den Namen ihres Sohnes und manche Frau den ihres Mannes, ohne daß der häusliche Friede dadurch geſtöet würde.

Mit den Spielern hat es ebenfalls eine ähnliche Bewandtniß. Dieſe Leute ſpielen in dulci jubilo fort. Gebricht es ihnen einmal am Gelde, ſo fallen ſie leicht in die Krallen der Gerichtsdiener; aber ſelbſt der eingekerkerte Spieler kommt leicht wieder in Freiheit, ſobald er angiebt, daß Dieſer und Jener mit ihm geſpielt oder wenigſtens ſein Haus dazu hergegeben habe. Nun wird gleichfalls eine Liſte entworfen, und es finden ähnliche Erpreſſungen wie bei den Dieben und galanten Frauen ſtatt. Solchen Plackereien iſt jedoch nur das niedere Volk ausgeſetzt. Man hütet ſich ſehr, einen Mächtigeren zu chikaniren; man könnte ihn zwar dahin bringen, daß er mit Geld herausrückte, aber nicht ungeſtraft. Die Schergen würden mit einer Penſion von Stockprügeln ihre Stelle verlieren.

Die Quelle des Uebels aber liegt darin, daß man nicht daran denkt, einander gegenſeitig auszuhelfen. Jeder ſorgt nur für ſich. Der Reiche hängt zu ſehr an ſeinen Piaſtern, als daß er ſich voran ſtellen und den Schlag pariren möchte; der Arme wird nicht gehört; die Gelehrten aber ſind ſelbſt dabei intereſſirt, denn gewöhnlich erhalten auch ſie bei ſolchen Gelegenheiten ihr Douceur.

Ein Dank in nüchternen Worten, und wär' er von dem ſchmeichelhafteſten Komplimente begleitet, hat in China keine praktiſche Geltung. Zur Beleuchtung deſſen will ich Ihnen einen Zug mittheilen, der die Chineſiſchen Sitten ſehr wohl charakteriſirt. Die Frau des Hauſes, in welchem ich mich aufhielt, feirte nach dem Landes-Gebrauch ihr 70ſtes Lebensjahr. Dies veranlaßte ein großes Gelag; denn die nur einigermaßen wohlhabenden Chineſen begehen ihr dreißigſtes, vierzigſtes, funfzigſtes Jahr u. ſ. w. mit großer Feſtlichkeit. Die Muſikanten ſpielten, ſo gut es gehen wollte; die Aelteſten des Dorfes, die zum Gaſtmahl gebeten waren, aßen mit vielem Appetit; und ich ſelbſt ließ es mir auf meinem Zimmer wohl ſchmecken. Da erſchien mit einem male der Bediente des Gelehrten, welcher der guten Alten vor wenigen Tagen ein läſtiger Schutzherr geweſen war. Man hatte ihm keinesweges mit leeren Worten ſeinen Dank bezeugt; aber der wunderliche Mann wollte, wie es ſchien, ſeiner geleiſteten Dienſte noch länger gedacht wiſſen. Es war doch unverzeihlich, daß man ihn bei dem herrlichen Feſtmahl übergangen hatte! Um dieſen Fehlgriff wieder gut zu machen, ſchickte ihm die Matrone ein gebratenes Zicklein, eine Flaſche Arak, eine Quantität Zucker, einen Schinken, zwei fette Kapaunen u. ſ. w. Ich bewunderte die Einfalt dieſer Leute, die ſich eines Vermittlers bedienten, der theurer bezahlt werden mußte, als der Mandarin ſelber; und doch giebt es, bei Lichte beſehen, kein anderes Mittel, um aus der Verlegenheit zu kommen. Immer iſt eine dritte Perſon oder vielmehr ein dritter Spitzbube zwiſchen zwei Dieben nothwendig.

Man glaube jedoch darum nicht, daß der Mandarin des Ortes immer ein reicher Mann ſey; er ſcheint vielmehr nur das Geld zu empfangen, um es an größere Diebe, als er ſelbſt iſt, wieder abzutreten. Zu meiner Zeit ging das Gerücht, als hätte der erſte Mandarin dem zweiten für tauſend Piaſter monatlich die Zuſicherung gegeben, daß er in keine polizeiliche Angelegenheit des Letzteren ſich mengen wolle. Ich habe einen Mandarin vom zweiten Range gekannt, deſſen Verlaſſenſchaft nicht einmal hinreichte, um die Koſten eines Sarges zu beſtreiten. Als im Jahre 1832 der Vice-König von Fukian, wegen der auf der Inſel Formoſa ausgebrochenen Empörung, durch Hinhoa nach Schaoſchien reiſte, kam der zweite Mandarin wegen der Bewirthung ſeines vornehmen Gaſtes in große Verlegenheit. Doch benahm er ſich dabei auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe. Er gab ein Diner, zu dem er ſieben oder acht Perſonen einlud. Jeder der Gäſte bemerkte ſeine Verlegenheit, und Alle halfen ihm mit Geld aus: der Eine gab 600, der Andere 1000 Piaſter u. ſ. w. Das Diner iſt aber noch nicht die bedeutendſte Ausgabe; der Mandarin muß den Vice-König bis an die Gränze ſeines Diſtriktes begleiten und ihm — ſo will es die Etikette — zum Abſchiede das Tabacks-Geld für ſeine Reiſe geben. Dieſer Taback iſt aber ſehr theuer; und es wäre ein gar böſes Omen für den Mandarin, wenn er dem Vice-König dieſes Geſchenk vorenthielte. Zum Vortheil Beider kehrt der Letztere nicht auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen iſt.

In China umgeht jede Behörde das Geſetz, je nachdem es in ihrem

Digitized by Google

Intereſſe liegt. Ein Kriegs-Mandarin hat faſt nie die geſetzmäßige Anzahl Soldaten, wogegen ein bürgerlicher Mandarin zuweilen das Doppelte der vorgeſchriebenen Zahl hat. Jeder von Beiden handelt in ſeinem Intereſſe. Je weniger Leute der Kriegs-Mandarin zu beſolden braucht, deſto größer iſt ſein eigener Antheil; denn er nimmt ſo viel Geld in Empfang, als zur Beſoldung eines vollſtändigen Corps nöthig iſt. Der Civil-Mandarin dagegen vermehrt den zufälligen Theil ſeines Einkommens in dem Maße, als er ſeine Bewaffneten vermehrt; denn Jeder, der freiwillig Soldat oder Scherge wird, muß Etwas bezahlen. Der Soldat bezahlt ein für alle Mal und bekommt dafür täglich ſeinen Reis und ſeine Beſoldung; das Amt des Schergen aber bringt an und für ſich nichts ein, und dieſer muß daher auf Erpreſſungen ſpekuliren. Ich ſpreche hier nicht von den Schergen honoris causa; denn jeder etwas begüterte Chineſe wirbt um einen Titel oder Namen, ſey es nun in der Gilde der Häſcher, oder bei dem Militair, um nur bei dieſer oder jener Gelegenheit beſſer aus dem Gedränge zu kommen. Die Reichen ſtreben höher hinauf; ihr Geld erwirbt ihnen, ohne vorgängige Prüfung, den Rang von Mandarinen erſter Klaſſe. Wer Soldat werden will, muß nicht weniger als 70 Piaſter entrichten; eben ſo iſt es mit den Schergen zweiter Klaſſe. Die von der erſten bezahlen wenigſtens 200 Piaſter, ungerechnet ein gutes Diner, welches man der Gilde am Tage ſeiner Aufnahme zu geben hat. Deſſenungeachtet figuriren die überzähligen Schergen niemals in der offiziellen Liſte. Dem Kriegs-Mandarinen wird es an einem Parade-Tage nicht ſchwer, ſein Regiment zu komplettiren; für zehn Sapek auf den Kopf bekömmt er ſo viele Lückenbüßer, als er will.

Die Schergen ſind die eigentlichen Polizei-Soldaten, denen es auch obliegt, die Steuern einzutreiben. Ihre geſetzmäßige Zahl iſt jedoch nicht ſehr bedeutend, und oft haben ſie die Beihülfe Anderer nöthig. Es giebt in der That keinen Schergen, dem nicht zwanzig oder dreißig Helfershelfer zu Gebote ſtänden, die keinen anderen Sold bekommen, als einen mäßigen Theil deſſen, was ſie ſtehlen. Wie hungrige Thiere ſieht man dieſe Emiſſaire vom frühen Morgen an ſich herumtreiben und Beute ſuchen. Stoßen ſie auf einen Leichnam, ſo iſt ihre Freude unſäglich groß; denn ſie berechnen dann ſchon, wie viel dieſe Entdeckung Jedem eintragen werde. Ob das Individuum vor Hunger oder vor Kälte umgekommen ſey, macht ihnen wenig Sorge, und am wenigſten kümmert ſie der Mörder, vorausgeſetzt, daß man Spuren äußerer Gewalt bemerkte. Ein Mörder hat faſt immer Zeit genug, ſich aus dem Staube zu machen und Alles mitzunehmen, was er Koſtbarſtes beſitzt. Es iſt verboten, einen Leichnam, der irgendwo ſich findet, auch nur von der Stelle zu rücken; er muß liegen bleiben, bis es dem Mandarin gefällt, ihn zu beſichtigen. Dieſer läßt zuweilen acht Tage auf ſich warten, je nachdem ſein Wohnort mehr oder weniger entfernt iſt. Unterdeß befinden ſich alle Bewohner des Dorfes oder Fleckens in der peinlichſten Lage. Einige wenden ſich an ihren Vermittler, Andere bezahlen im Voraus einen Schergen, damit ihr Name nicht eingeſchrieben werde (dieſe Letzteren müſſen gewöhnlich zweimal bezahlen); noch Andere, denen weder Geld, noch ein Vermittler zu Gebote ſteht, ſuchen ihr Heil in der Flucht. Endlich erſcheint der Mandarin mit ſeinem würdigen Anhang. Der Kadaver iſt bereits in Fäulniß übergegangen. Ein Schnupftuch an ſeine ſtumpfe Naſe haltend, taſtet der geſtrenge Herr mit einem ſilbernen Städchen auf dem todten Körper herum. Wird das Städchen ein wenig ſchwarz, ſo urtheilt er, daß Vergiftung die Urſache des Todes ſey; behält es ſeine natürliche Farbe, ſo iſt die Perſon auf andere Weiſe ums Leben gekommen. Jedenfalls ſind alle Familien, die bis zur Entfernung einer kleinen Meile von dem Orte wohnen, wo man den Leichnam gefunden hat, für den Tod dieſes Individuums verantwortlich, und jede bezahlt ihr Quantum.

Einer von meinen Chineſiſchen Chriſten, ein armer Familienvater, beſaß einen einzigen Fruchtbaum. Er wünſchte, ihn zu verkaufen; allein man wollte ihm, ſtatt der verlangten vier Piaſter, nur zwei geben. Wie empfindlich ſollte er es bereuen, daß er den Baum nicht zugeſchlagen hatte! Ein paar Tage darauf kam ein junger Menſch auf den Einfall, in einem benachbarten Garten ſich zu erhängen. Der Herr des Gartens und die benachbarten Garten-Beſitzer wurden, wie ſich von ſelbſt verſteht, eingezogen; und mein armer Teufel, der nur jenen einzigen Baum hatte, konnte noch Gott danken, daß er mit dreißig Piaſtern davonkam! Er ſchwur, obgleich zu ſpät, daß man ihn nicht mehr ſo faſſen ſolle, und hieb ſeinen Baum nieder.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben.

(Schluß.)

Ein andermal zogen die Pontoniere von der Garde mit ihren Geräthwagen vor dem Kaiſer vorüber. „Halt da an der Front“, ruft Napoleon, deutet mit dem Finger auf einen der vorderſten Caiſſons und läßt durch ſeinen Adjutanten, General Bertrand, der damals noch nicht zum Grand-maréchal du Palais aufgerückt war, einen Offizier hervorrufen. Der Offizier tritt vor den Kaiſer und wird gefragt: „Was führen Sie in den Caiſſons?“ — „Sire, Haken, Nägel, Schrauben, Stricke, Hämmer, Sägen, Zangen, acht- und zwölfzöllige Holzblöcke.“ — „Iſt das Alles? iſt weiter nichts drin?“ — „Weiter nichts, Sire.“ — „Und wie viele von den alten Sachen?“ Der Offizier giebt Zahl und Maaß von allen Gegenſtänden an. „Nun wollen wir einmal ſehen“, ſprach Napoleon; er läßt den Caiſſon ausleeren, die Stücke auseinanderlegen und zählen; es findet ſich Alles, wie der Offizier angegeben hat. Um ſich zu überzeugen, ob nicht gleichwohl noch etwas drin gelaſſen iſt, ſteigt der Kaiſer ſelbſt aufs Wagenrad, und nachdem er den Kaſten leer gefunden, winkt er herabſteigend dem Offizier freundlich mit der Hand: „Es verhält ſich Alles richtig; freilich, der Beſte kann ſich einmal irren; ich wünſchte, alle Offiziere wüßten in dem, was ſie angeht, ſo gut Beſcheid als Sie.“ Das ganze Bataillon klatſchte vor Freuden in die Hände und rief dem Kaiſer ein Vivat über das andere. „Das läßt man gelten“, ſagten die Pontoniere in ihrer eigenthümlichen, mit ſeltſamen Redensarten durchwebten Sprache, „der fährt ins Heu! Läßt ſich keine Schwänze anbinden, der glatthärige Korporal! Sollt's öfter ſo machen.“

Man ſieht, wie Napoleon bei ſolchen Inſpektionen ſich zum kleinſten Detail herabließ, wie er Alles mit eigenen Augen ſehen wollte. Bei den Revuen muſterte er die Soldaten Mann für Mann, ſah Jedem ſcharf ins Geſicht, las die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit von den Mienen und richtete ſeine ſchnellen Fragen an alle Perſonen ohne Unterſchied.

Während des unſeligen Spaniſchen Feldzuges im Jahre 1808, als der Kaiſer ſein Hauptquartier in der Nähe von Borguillas hatte, ging er in der Dunkelheit ganz allein zwiſchen den Wachtfeuern hin und her. Aus einer Gruppe von Soldaten hörte er über die ermüdenden Märſche, die Strapazen, die harten Entbehrungen des Feldzuges murren und klagen. Er tritt hinzu: „Nun, was giebts denn hier, man ſcheint hier nicht recht zufrieden zu ſeyn.“ Er nähert ſich einem alten Soldaten, der noch barſcher und verdrießlicher ausſah, als alle andere: „Wie geht es Dir?“ Keine Antwort. Napoleon wirft einen forſchenden Blick auf ihn und ſpricht im ſtrengſten Tone: „Hörſt Du, ich frage, wie es Euch hier geht?“ Der alte Kriegsmann ſchlägt die Arme über einander, ſenkt die Augen und ſchweigt. Da tritt ein Lieutenant hervor, welcher die letzte Frage des Kaiſers vernommen hatte, und ſpricht in einem Tone affektirter Rührung und Begeiſterung: „Ach, Sire, wir haben hier nichts zu leben, als die Liebe zum Kaiſer.“ „Wie heißen Sie, Herr?“ fragte der Kaiſer und ſchreckte den Offizier mit einem zürnenden Blicke zurück. „Virgnac, Eure Majeſtät.“ — „Das hab' ich wohl gedacht“, ſprach der Kaiſer, „daß Sie einen Namen auf gnac haben“, und drehte ihm verächtlich den Rücken. Darauf ſetzte er ſeinen Gang durchs Lager fort, ohne ſeinen Verdruß über die ſchlecht angebrachte Schmeichelei weiter merken zu laſſen.

Selten ging die große wöchentliche Revue im Schloßhofe oder auf dem Carouſſelplatz zu Paris vorüber, ohne daß der Kaiſer Ehrenbezeugungen ausgetheilt, Kreuze und Adelstitel verliehen oder Beförderungen in dem zur Muſterung ſtehenden Regiment vorgenommen hätte. In der Art und Weiſe, wie Napoleon hierbei zu Werke ging, lag nur immer etwas Großartiges, Ueberraſchendes, Erhebendes, das von der größten moraliſchen Wirkung auf die Soldaten ſeyn mußte. Der Kaiſer beſaß ein ganz eigenes Talent, dem gewöhnlichen Vorgang der einfachſten Erzählung eine dramatiſche Haltung zu geben, und nie bewährte er dies Talent glänzender als bei ſolchen Auftritten.

Wir erinnern uns einer der letzten Revuen, die er zu Ende des Januar 1814 abhielt. Er ſtand und ließ ſeinen Blick über die Schaar der Tapferen ſtreifen, deren Viele nicht ahnten, daß ſie heute ihren Kaiſer zum letztenmale ſahen. Es fällt ihm ein alter Soldat auf, der keine andere Abzeichen trägt, als die eines Sergeanten. Ein Geſicht, das die Sonne in zwanzig Feldzügen zu Erz gebräunt hatte, unter buſchigen Augenbrauen zwei große, rollende und blitzende Augen; das martialiſche Antlitz zur Hälfte von einem ungeheuren Schnurrbart bedeckt. Der Kaiſer winkt ihm, vorzutreten und heranzukommen. Bei dieſem Wink wird das eiſerne Herz des Tapferen, der nie in ſeinem Leben gezagt, von einer Bewegung ergriffen, die er nicht meiſtern kann; die Röthe flammt über ſein Geſicht. „Dich hab' ich ſchon irgendwo geſehen“, redete ihn Napoleon theilnehmend an, „es iſt aber ſchon lange her. Wie heißeſt Du?“ — „Noël, Eure Majeſtät.“ — „Noël? Des Namens kenne ich Mehrere; wo biſt Du her?“ — „Ein Pariſer Kind.“ — „Ah, nun weiß ich, Du biſt mit mir in Italien geweſen, nicht wahr?“ — „Ja, Sire, ich war auf der Brücke bei Arcole.“ — „Richtig, richtig, ich erkenne Dich wieder; Du biſt Sergeant geworden, nicht?“ — „Sergeant bei Marengo.“ — „Und ſeitdem?“ — „Seitdem“, wiederholte Noël und ließ den Kopf traurig ſinken, „ſeitdem, Sire, weiter nichts.“ — „Warum haſt Du nicht zur Garde gewollt?“ — „O, ich wollte wohl, es war mein einziger Wunſch; ich bin bei Auſterlitz, bei Wagram, bei allen großen Schlachten mit geweſen.“ — „Das wundert mich von Dir nicht. Haſt Du auf den Liſten zur Ehrenlegion geſtanden?“ — „Jahr für Jahr, Sire.“ — „Nun darüber müſſen wir gleich aufs Reine kommen. Geh wieder auf Deinen Platz.“

Der Kaiſer wendet ſich an den Oberſten des Regiments; ſie ſprechen fünf Minuten lang leiſe mit einander. Von Zeit zu Zeit werfen ſie einen Blick auf Noël, man ſieht offenbar, daß von ihm die Rede iſt. Der Kaiſer erfährt die Wahrheit. Noël iſt einer von den unſchätzbaren, tapferen, beſonnenen und pflichtgetreuen Soldaten, der nie den Gehorſam, den Anſtand, die Disziplin gebrochen, ein Soldat nach des Kaiſers Herz und Sinn. Bei jeder Gelegenheit hat er ſich ausgezeichnet, aber aus Beſcheidenheit, aus Mangel an Selbſtvertrauen hatte er nicht gewagt, die Beförderung, die ihm längſt gebührte, laut zu verlangen; es iſt ſeinen Oberen zur Gewohnheit geworden, ihn zu vergeſſen. Nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion iſt ihm zu Theil geworden. Napoleon erkennt, daß hier eine große Ungerechtigkeit begangen worden iſt; er nimmt ſich vor, ſie vollſtändig, glänzend wieder gut zu machen. Er ruft den Sergeanten wieder vor. „Nimm das Kreuz, Freund Noël“, ſpricht er zu ihm, „Du haſt es längſt verdient, Du biſt von jeher ein tapferer Soldat geweſen.“ Mit dieſen Worten nimmt der Kaiſer ſein eigenes Kreuz von der Bruſt und heftet es an die Uniform des alten Soldaten. Auf ein Zeichen, das der Oberſt mit dem Degen giebt, ſchlagen die Tambours einen Wirbel; die ganze Kolonne ſteht in tiefem, erwartungsvollem Schweigen. Der Oberſt führt den neu ernannten Ritter der Ehrenlegion vor die Front des Regiments und ruft mit lauttönender Stimme: „Im Namen des Kaiſers! Ich verkündige Euch, der Sergeant Noël iſt zum Unter-Lieutenant in Eurem Regiment ernannt.“ Die ganze Front präſentirt das

Digitized by Google

Gewehr, die Trompeter blaſen eine Fanfare; Noël weiß nicht, wie ihm geſchieht, es iſt ihm wie ein Traum. Sein Auge ſucht den Kaiſer, es drängt ihn, hervorzuſtürzen und ſich ihm zu Füßen zu werfen; aber Napoleon's Antlitz iſt ruhig, unbewegt, nicht wie eines Fürſten, der Gnade erweiſt, ſondern wie eines Richters, der Gerechtigkeit vollzieht. — Aufs neue winkt der Kaiſer dem Oberſten, dieſer ſchwingt den Degen über dem Haupt, die Trommeln wirbeln abermals, und nachdem ſie ſchweigen, erhebt er ſeine Stimme: „Im Namen des Kaiſers! Ich mache Euch bekannt, der Unter-Lieutenant Noël iſt zum Lieutenant in Eurem Regiment ernannt.“ Das war dem alten „Pariſer Kinde“ wie ein Donnerſchlag; ſeine Kniee wankten, ſeine Augen, die im Leben nicht geweint, wurden feucht und trübe. Man ſah ſeine hohe Geſtalt ſchwanken, ſeine Lippen ſich ſtammelnd bewegen, aber er war keines Wortes mächtig. Zum drittenmal wirbelten die Trommeln, und zum drittenmal erhebt der Oberſt ſeine Stimme: „Im Namen des Kaiſers! Ich mache Euch bekannt, der Lieutenant Noël iſt zum Capitain in Eurem Regimente ernannt.“

So lange hatte Napoleon unbeweglich zu Pferde gehalten, jetzt ſetzte er ſich in Bewegung und fuhr, von ſeinem glänzenden Generalſtabe umgeben, mit der Revue fort, als ob nichts geſchehen wäre. Einen letzten, ernſten und ruhigen Blick warf er auf den braven Noël, der, von freudigem Schreck und Rührung überwältigt, mit bleichem Antlitz, mit den zitternden Lippen Segenswünſche für den Kaiſer ſtammelnd, in die Arme ſeines Oberſten geſunken war. (Le Siècle.)

Das Schiff der „Solide“.

Von Méry.

Ich ging manchmal, wenn ich als Knabe aus dem College kam, am Hafen von Marſeille ſpazieren, um mir die Schiffe anzuſehen. Im Jahre 1813 gewährte dieſer ſonſt ſo belebte Hafen einen traurigen Anblick: der Admiral Hudſon Lowe erwartete Napoleon, und ſeine nach allen Richtungen hin zerſtreute Flotte ließ den Kauffahrteiſchiffen keine Hoffnung, den Hafen bald verlaſſen zu können; aller Handel ſtockte zu jener Zeit, überall ſah man abgetakelte Fahrzeuge, und auf dem Kai von Marſeille herrſchte dumpfe Stille und Einſamkeit.

In einer Ecke der Mole, nahe bei der Börſe, lag ein großes, traurig ausſehendes Schiff vor Anker, das einſt auf allen Meeren eine glänzende Rolle geſpielt hatte, aber ſeit den Zeiten der Kontinental-Sperre unthätig an derſelben Stelle ſich befand und täglich zum Seedienſt untauglicher wurde. Es war der „Solide“, dieſes durch ſeine Reiſe um die Welt ſo berühmte Schiff. Mit aller dem jugendlichen Alter eigenen Neugier hatte ich die wunderbaren Abenteuer dieſes kühnen Seglers, die eben in einem drei Bände ſtarken Werke erſchienen waren, geleſen; das Schiff war für mich eine zweite „Argo“; mit dem lebhafteſten Intereſſe war ich ihm auf ſeinen Reiſen gefolgt, hatte in der Phantaſie mit ihm das Süd-Meer beſchifft und jenen Archipel beſucht, wo die jungen Inſelbewohnerinnen ſich ins Meer geworfen hatten, um ihm entgegenzuſchwimmen und an Bord des ſchönen Schiffes aufgenommen zu werden. Die Odyſſee des „Solide“ war mir alſo vollkommen bekannt; aber ich wußte nicht, daß er in dem Hafen von Marſeille an derſelben Paliſſade, wo ich faſt täglich ſpazieren ging, vor Anker lag.

Zuweilen beſuchte ich ein Kaffeehaus auf der Mole, um dort eine Partie Dame oder Schach zu ſpielen. Da traf ich denn immer viele alte Seeleute, die durch den Krieg unthätig geworden und ſich hier verſammelten, um bei einem Glaſe Rum oder einer Taſſe Kaffee ihres jetzigen Mißgeſchicks zu vergeſſen und von früheren beſſeren Zeiten zu plaudern. Ich verehrte dieſe alten Marine-Offiziere und hörte ihnen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, wenn ſie von ihren vielen Reiſen und mannigfachen Abenteuern erzählten. Zu den Stammgäſten meines Kaffeehauſes gehörte auch der berühmte Capitain Mordeille, jener Korſar, der in früheren Zeiten den Engländern ſo manchen Schaden zugefügt hatte; ich unterhielt mich außerordentlich gern mit ihm, und er, der in mir den Innigſten und Aufmerkſamſten ſeiner Zuhörer fand, mißbrauchte zuweilen meine unerſchütterliche Geduld und erzählte mir oft daſſelbe Abenteuer wohl zehn Mal. Er hatte funfzehn Seereiſen gemacht und war von jeder glücklich und mit Ruhm bedeckt zurückgekehrt. Das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm von Napoleon zur Anerkennung ſeiner Verdienſte verliehen worden, zierte ſeine Bruſt, und er war nicht wenig ſtolz auf dieſe Auszeichnung; er miſchte ſich ſelten unter die Gruppen der übrigen Seeleute, deren ganze Unterhaltung ſich beſtändig um die Reiſen drehte, die ſie nach der Levante und dem Kap unternommen hatten.

Eines Tages, als der Capitain Mordeille mir eben, wohl zum zwanzigſten Mal, ſeine letzte Expedition erzählte, trat ein Mann ein, den ich bis jetzt hier noch nicht geſehen hatte, drückte die Hand des Korſaren, forderte Kaffee und ſetzte ſich dann zu uns. „Guten Tag, Maſſo“, ſagte Mordeille, „wie geht es Dir?“ — „Nicht gut“, erwiederte der Andere, „ich bin krank geweſen und noch nicht ganz wiederhergeſtellt; ich glaube, ich werde alt.“

Als ich den Namen Maſſo hörte, ſah ich den Seemann ſchärfer an, und ſein Geſicht, ſeine Hände, Bewegung, Stimme und Hautfarbe, ja, ſogar ſeine Kleidungsſtücke ſchienen mir ſonderbar und merkwürdig. „Das iſt ohne Zweifel irgend eine geſchichtlich berühmte Perſon“, ſprach ich zu mir ſelbſt, „ich will ihn doch ein wenig ausfragen. Neulich las ich die Reiſen des „Solide“, ſagte ich zu Mordeille, „an Bord dieſes Schiffes war ein Capitain, der den Namen des Herrn dort trug.“ — „Er iſt es ja ſelbſt“, erwiederte der Korſar. „Ich bin derſelbe Maſſo“, ſagte der alte Seemann, „der unter dem Capitain Marchand den „Solide“ als zweiter Capitain kommandirte.“

„Wie! das ſind Sie?“ rief ich mit der friſchen Lebhaftigkeit und dem Feuer eines vierzehnjährigen Knaben, „Sie ſind derſelbe Capitain Maſſo, der das Kap Horn umſegelte und die Magellan-Straße paſſirte?“ Maſſo beantwortete meine ungeſtümen Fragen durch eine bejahende Kopfbewegung und ſtopfte ruhig ſeine Pfeife. „Sie haben die Inſel Banx und die Eliſäiſche Landſpitze entdeckt?“ — „Ja, ja, ich bin es“, ſagte Maſſo, „irgend Einer muß es doch geweſen ſeyn, gleichviel alſo, ob ich oder ein Anderer.“ — „Wie“, fuhr ich, immer feuriger werdend, fort, „das Alles haben Sie gethan und ſitzen hier mit mir an Einem Tiſche und trinken Kaffee wie ich? O, das iſt köſtlich! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Hand drücke.“ Der Capitain Mordeille war eiferſüchtig, als er die Preis-Hymne hörte, die ich jetzt zum Ruhme Maſſo's anſtimmte. Ich hatte mich in meinem Eifer ganz nahe zu meinem neuen Freunde geſetzt; Mordeille rückte mir nach, ergriff meine Hand und ſprach: „Was würden Sie erſt ſagen, wenn ich Ihnen von meiner Einnahme der „Stadt Bévey“, dieſes mit zwölf Kanonen beſetzten Schiffes erzählte; ich kommandirte den „Jean Bart“, ein Kähnchen, das ungefähr ſo groß wie dieſer Tiſch war, und hatte nur ſechs Kanonen auf dem Bug .... Aber ſo hören Sie mich doch, Sie ſehen fortwährend meinen Freund Maſſo an, — nun ſtellen Sie ſich vor, daß ich mit eingezogenen Segeln ankam ....“ — „Capitain“, ſagte ich mit dem Tone der höchſten Achtung, „Sie haben mir erſt geſtern Abend, dort auf jener Stelle, von der Eroberung der „Stadt Bévey“ erzählt, erlauben Sie mir nun auch, daß ich Herrn Maſſo bitte, mir Nachricht von dem „Solide“ zu geben. Was iſt aus Ihrem ſchönen Schiffe geworden, Capitain Maſſo?

„Aus dem „Solide“?“ erwiederte dieſer, „der liegt Ihnen ja vor Augen, ſehen Sie ihn nicht dort?“ Und durch die Fenſterſcheiben des Kaffeehauſes zeigte er mir das alte Schiff am Ringe des Kai ....

Ich öffnete die Thür, und in zwei Sprüngen war ich am Hafen und berührte mit meinen Händen das Hintertheil des „Solide“. Der dort eingegrabene Name des Fahrzeuges war halb verlöſcht und mit fliegenden Hanfſaſern bedeckt. Die vor mir liegende dunkle Maſſe glich nur noch dem Schatten eines Kriegsſchiffes, und dennoch hatte dieſes Phantom in meinen Augen eine Würde, die es weit über ſeine Nachbarn erhob. Die Leiter hing am Steuerbord; ich ſtieg in die Höhe, ſetzte mich auf ein Stück der Schiffswinde und vertiefte mich, wie ſo mancher Reiſende auf den Trümmern von Babylon und Perſepolis, in melancholiſche ernſte Betrachtungen.

Während ich ſo auf dem Schiffe ſaß und im Stillen über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen philoſophirte, fiel es mir ein, den Capitain Maſſo aufzuſuchen, um ihn zu bitten, mir auf denſelben Brettern, die einſt unter den Schritten des unglücklichen Marchand wiederhallten, die Reiſen des „Solide“ zu erzählen. Ich traf ihn noch im Kaffeehauſe: mit der liebenswürdigſten Gefälligkeit gewährte er meine Bitte, begleitete mich auf das Verdeck des Schiffes und ſetzte ſich mir zur Seite.

Der Capitain Maſſo hatte von ſeinen Reiſen ein ſonderbares Aeußeres zurückgebracht; man hätte ſagen mögen, daß aus den Phyſiognomieen aller Völker, die er geſehen, die ſeinige zuſammengeſetzt ſey: ſein kupferfarbener Teint, ſeine tätowirte Stirn und Backen, ſein faſt kahler Kopf, ſein ruhiger, oft ſtierer Blick machten ihn, trotz des braunen Ueberrockes, den er trug, einem Kaziken nicht unähnlich; er glich einem alten Wilden in Europäiſcher Kleidung. Bei ſeiner Erzählung drückte er ſich nur Provenzaliſch aus; der Franzöſiſchen Sprache war er wahrſcheinlich gar nicht mächtig; ſein Vortrag war langſam und gleichmäßig, zuweilen ſogar monoton, die ſchrecklichſten Scenen ſeines mannigfaltig bewegten Lebens erzählte er, ohne dabei den Ton zu verändern; die Freude und der Schmerz ſchlugen in ſeiner Stimme nur eine und dieſelbe Saite an.

Ich hätte ſeine Odyſſee augenblicklich Wort für Wort niederſchreiben ſollen, um dem Publikum das originellſte Werk, das vielleicht jemals verfaßt worden, übergeben zu können. Der Capitain ſprach zwar ausdruckslos; aber zuweilen machte er wunderbar maleriſche Schilderungen: ſeine Darſtellungen waren lebhaft, ungekünſtelt und doch ſo höchſt poetiſch; er freilich wußte nicht, mit welcher Poeſie er die majeſtätiſche Einfachheit ſeiner Erzählung ausſchmückte. Er glaubte, ganz gewöhnliche Dinge zu ſagen, und ſprach von dem Meere, von Stürmen, Kämpfen und fernen Zonen, wie man von den Inſtrumenten ſeiner Profeſſion ſpricht: ohne Enthuſiasmus, wie ohne Stolz. Maſſo war in meinen Augen größer als Homer. — Meine Phantaſie entführte mich weit aus dem Hafen von Marſeille, ich folgte ihm auf das Atlantiſche Meer und ſchiffte mit ihm auf jenem großen von Vasco de Gama entdeckten Seeweg, der von der einen Seite von Amerika, von der anderen von dem Afrikaniſchen Kontinent begränzt wird. Ich kann meine Gefühle nicht ſchildern, als ich die Beſchreibung jener langen Reiſe an Bord deſſelben „Solide“ hörte, der damals ſo voll von Leben und Bewegung war und jetzt, als eine traurige Ruine, von Stillſchweigen und Verwüſtung umgeben, im Hafen lag.

Capitain Maſſo berichtete mir anfangs nur, was ich ſchon wußte, denn ich hatte wohl zehn Mal die Beſchreibung von Marchand's Reiſe geleſen. Als er zu einem gewiſſen Punkte kam, brach er plötzlich ab. „Ich glaube“, ſagte ich, „daß das Journal des Capitains in Botany-Bay oder Van-Diemensland aufhört, und auch Sie ſcheinen jetzt Ihre Erzählung beendigen zu wollen? Haben Sie denn, nachdem Sie Neu-Holland verließen, gar keine Abenteuer mehr gehabt?“

Maſſo ſeufzte tief auf, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, endlich ſprach er: „Sie ſollen jetzt etwas erfahren, was Ihnen ganz neu ſeyn wird; aber hören Sie aufmerkſam zu.“ Seine Stimme zitterte, als er dieſe Worte ſprach; er ſchien mit einer mächtigen, inneren Bewegung zu kämpfen, und es war, als ob eine ſchreckliche Erinnerung ihn beſtürme; ein Schauder überlief mich, als ich ihm näher rückte und er mit gedämpfter Stimme den Faden ſeiner Erzählung wieder aufnahm:

„Wir waren auf Isle de France angekommen, und der Weg, den wir nun noch bis nach Toulon zurückzulegen hatten, ſchien uns ſo kurz

Digitized by Google

und leicht, daß wir uns der ungebundenſten Freude überließen. Unſere Reiſe war ſehr glücklich geweſen; wir hatten mehrere Inſelgruppen entdeckt, an den Küſten China's einen ſehr vortheilhaften Handel mit Pelzwerk getrieben, das Gold floß uns von allen Seiten zu, und wir glaubten, ganz Peru an Bord zu haben. In Isle de France wollten wir uns nur verproviantiren und dann weiter ſegeln. Am Abende forderte mich der Capitain Marchand auf, ihn nach dem Marine-Kaffeehauſe zu begleiten. Dort angelangt, bat er mich, ihn einen Augenblick zu erwarten, und trat durch die Mittelthür in das Innere des Hauſes. Ich ſetzte mich an ein Tiſchchen und wartete drei volle Stunden, ohne ungeduldig zu werden; es war Mitternacht, alle Gäſte hatten bereits das Hotel verlaſſen; der Wirth trat zu mir und ſah mich mit einem bedeutungsvollen Blick an, als ob er ſagen wollte, daß es Zeit ſey, ſich zu entfernen. Ich wollte keine Indiscretion begehen, bezahlte die Erfriſchungen, die ich verzehrt hatte, und begab mich an Bord, um dort die Nacht zuzubringen. Am anderen Morgen um neun Uhr ging ich, meine Pfeife rauchend, auf dem Landungsplatze ſpazieren, und als ich zufällig nach dem Kaffeehauſe ſah, bemerkte ich, daß der Capitain in einem ſeltſam verſtörten, aufgeregten Zuſtand eben aus demſelben trat. Anfangs glaubte ich, daß unter dieſem Geheimniß irgend eine kleine Liebesangelegenheit verborgen wäre, und wollte, um nicht unbeſcheiden zu erſcheinen, des geſtrigen Abends gar nicht erwähnen; gleichwohl ging ich auf ihn zu, und er ſchien erſtaunt, mich zu ſehen. „Sie haben mich erwartet", ſagte er mit beſtürzter Miene. „Erwartet?" wiederholte ich lachend, „nein, ſo viel Geduld hatte ich wahrlich nicht." — „Sie haben ſehr Recht gethan ... Wie haben Sie die Nacht zugebracht, lieber Maſſo?" — „Vortrefflich, ich habe an Bord geſchlafen, und Sie, Capitain?" — „Ich? je nun ... auch nicht übel ....." — „Capitain, Capitain", ſagte ich lachend, „Sie ſind uns bis jetzt mit ſo vortrefflichem Beiſpiel vorangangen, ſollten Sie hier weniger ſtreng und die reizenden Kreolinnen gefährlicher ſeyn, als die jungen Inſulanerinnen, denen wir bis jetzt begegneten?" Marchand's Geſicht blieb ernſt und traurig, er antwortete mir nicht, und ich fügte ſogleich hinzu: „Verzeihen Sie mir, Capitain, ich bin indiskret; vergeſſen Sie, was ich geſagt habe." Er nahm mich bei der Hand und zog mich geheimnißvoll an einen entlegenen Ort. Als er ſah, daß wir allein waren, ſtand er ſtill, ſchlug die Arme über einander, und mich feſt und ſcharf anſehend, ſagte er: „Rathen Sie, Maſſo, was ich dieſe Nacht gemacht habe." — „Irgend einen leichtſinnigen Streich, vermuthlich?" — „Ich habe geſpielt." — „Das iſt eben kein großes Vergehen." — „Und verloren", ſagte Marchand. „Viel?" — „Alles, was ich hatte." — „Das iſt ein Unglück." — „Und auch das, was ich nicht hatte." — „Allerdings ein noch größeres Mißgeſchick." — „Ich bin tauſend Piaſter im Spiel ſchuldig." — „So müſſen Sie dieſe Summe zahlen." — „Ja! aber mit welchem Gelde? Noch dieſen Abend muß ich die Schuld tilgen, hören Sie? noch dieſen Abend." — „Ich habe 300 Piaſter, darf ich ſie Ihnen anbieten, Capitain?" — „Mein Verluſt beträgt freilich das Doppelte, aber geben Sie mir Ihr Gold, ich werde das Fehlende mit meinen Waaren, die ich an Bord habe, ergänzen, und dann bedarf ich des Geldes, um mein Glück aufs neue zu verſuchen. Dieſe Engländer ſpielen wie Dummköpfe; es wird mir leicht werden, ihnen heute Abend 100,000 Franken abzugewinnen, und morgen lichten wir die Anker."

„Ich machte keine Einwendung, gab dem Capitain ein Rendezvous vor dem Kaffeehauſe und verließ ihn dann, um meinen Schatz, die mühſeligen Erſparniſſe von drei Jahren, zu holen. Während des ganzen Tages ſah ich ihn nicht wieder; um neun Uhr Abends ſchickte er mir einen Matroſen mit einem Billet; ich übergab die verſprochene Summe dem Ueberbringer, den ich als den Vertrauten des Capitains kannte: ſein Name war Cyprien Delon. Am anderen Morgen war ich ſchon mit Sonnenaufgang vor dem Kaffeehauſe und erwartete ungeduldig den Capitain; aber der Tag verging, es ward fünf Uhr Nachmittags, und er erſchien nicht. Meine Angſt ſtieg von Stunde zu Stunde, ich wußte nicht mehr, was ich denken ſollte; der Befehl, unter Segel zu gehen, war bereits gegeben, und die ganze Schiffsmannſchaft ſchickte ſich zur Abfahrt an. — Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, trat der Capitain Marchand aus dem Kaffeehauſe. Er, den ich nie vor den größten Gefahren erblaſſen ſah, war jetzt todtenbleich und in einem fürchterlich aufgeregten Zuſtand. Er gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen; wir gingen, ohne ein Wort zu ſprechen, und vertieften uns in die nahen Gebüſche; ich erwartete, daß er reden ſolle, denn ich wagte nicht, ihn zu befragen. Endlich, als wir an einem einſamen, entlegenen Orte waren, ſtand er ſtill und ſagte mit dumpfer tonloſer Stimme: „Ich habe Alles verloren, Maſſo, Alles; faſſen Sie den Sinn dieſes großen Wortes: Alles?" — „Ich verſtehe Sie, Capitain." — „Nein, Sie verſtehen mich nicht, Sie können die ganze Größe meines Verbrechens nicht ermeſſen. Ich habe die Waaren abladen laſſen, das Geld dafür bezogen und es verloren." — „O, mein armer Capitain!" rief ich aus, „was haben Sie gethan?" — „Ich glaube, ich hätte den „Solide" verſpielt, wenn es möglich geweſen wäre, ihn auf den grünen Tiſch zu bringen." — „Was iſt aber nun zu thun, Capitain?" — „Seyn Sie ruhig, Maſſo, ich habe Alles in Richtigkeit gebracht; Sie werden mit mir zufrieden ſeyn." — „So haben Sie alſo noch Hoffnung, die Sache in Ordnung zu bringen?" — „Hoffnung! O, für mich giebt es keine Hoffnung mehr! warum habe ich nicht, wie La Peyrouſe, auf der Reiſe meinen Tod gefunden? Warum bin ich nicht, wie Cook, in Owaihi ermordet worden? Mit dem Senkblei in der Hand bin ich die Magellan-Straße paſſirt, ohne einen Tau von meinem Schiffe zu verlieren, die Küſten China's und alle Inſelgruppen der Süd-See habe ich beſucht, den ganzen Indiſchen Ocean durchſegelt und die Reiſe um die Welt gemacht, ohne eine Klippe zu finden, und hier muß ich endlich an einem Spieltiſch ſcheitern, muß Alles und, was noch mehr iſt, die Ehre verlieren!" Der Capitain hatte ſeinen Kopf gegen einen Baum geſtützt und weinte. — „Glauben Sie, daß es noch irgend ein Mittel giebt, Ihnen zu helfen und Ihr Unglück zu lindern?" fragte ich. — „O ja, lieber Maſſo ... Nehmen Sie dieſe drei Briefe; der eine iſt für das Haus Baux in Marſeille, der andere für meine Familie, der dritte für Sie beſtimmt ... Es ſind Inſtructionen ..." Seine Stimme ſtockte. „Sie denken alſo auf Isle-de-France zu bleiben?" ſagte ich lebhaft. — „Ja wohl, ich werde hier bleiben", erwiederte er trocken und mit einem Lächeln, das mich ſchaudern machte. Ich konnte auch die drückende Laſt ſeines tiefen Schmerzes nicht ertragen, ſetzte mich an einen Baum, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind."

„Plötzlich hörte ich eine ſtarke Detonation; ich hob den Kopf in die Höhe und — fünf Schritte vor mir lag der Capitain Marchand in ſeinem Blute, den Kopf von einem Piſtolenſchuß zerſchmettert ...... Warum ſoll ich von meiner Verzweiflung ſprechen, und wie könnte ich Worte finden, ſie Ihnen zu ſchildern. Sie können ſich wohl vorſtellen, was ich gelitten habe, als ich nach Frankreich jenes Schiff zurückführen mußte, auf dem Alles mich an meinen unglücklichen Freund erinnerte, den ich nach allen Theilen der Erde begleitet hatte und nun auf einer einſamen Inſel im Indiſchen Weltmeer beerdigen mußte. Funfzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, aber hier im Herzen fühle ich noch denſelben Schmerz, den ich damals nach jener gräßlichen Begebenheit empfand; der Kummer, den wir vom Meere in die Heimat zurückbringen, iſt ewig und unvergänglich."

Der Capitain Maſſo ſchwieg mit dem feierlichen Ernſte eines Indiſchen Häuptlings oder eines Arabiſchen Hirten, der eben eine Erzählung beendet; und ich, der ich den Capitain Marchand ſo innig geliebt hatte, ich blieb lange Zeit ſtumm vor Schmerz, unbeweglich und blickte unverwandt auf den Ueberreſt einer Leiter, die im Zwiſchendecke hing.

Bibliographie.

La Politique d'Aristote. — Ueberſetzt von St. Hilaire. 2 Bde. — L'art de la rhétorique etc. — Ariſtoteles Griechiſch und mit der Ueberſetzung von Minoides Minas. 13 Fr.

Du système pénitentiaire. — Von Aylies. 15 Fr.

Essai sur le régicide. — Von Benjour. 2 Fr.

La question d'Alger. — Von Desjobert. 6 Fr.

Recherches sur le cacao. — Von Delcher. 5 Fr.

Lettres sur l'Islande. — Von X. Marmier. (Auszüge aus dieſem Buche haben wir bereits früher mitgetheilt.) 7½ Fr.

Le roman des romans. — Von Creuzé de Leſſer. 2 Bde. 15 Fr.

Mémoires de Mlle. Sophie Arnoult. — Herausgegeben von de Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Statistique monumentale. — Von Grille de Beuzelin. 4.

Mannigfaltiges.

— Bulwer's „Zeitgenoſſen". Von einer Süd-Deutſchen Buchhandlung wird ein neues Werk von E. L. Bulwer unter dem Titel die „Zeitgenoſſen" angekündigt, das, nach den Proben zu urtheilen, eine Sammlung von Charakteriſtiken in der Weiſe von La Bruyère iſt. Die Deutſche Ueberſetzung wird, in Folge eines Abkommens, welches die Buchhandlung mit dem Verfaſſer oder vielleicht auch nur mit dem Engliſchen Verleger getroffen hat, gleichzeitig mit dem Originale erſcheinen, und das wird dieſer Ueberſetzung unſtreitig vor jeder anderen einen großen Vortheil verſchaffen, obwohl die Erfahrung gelehrt hat, daß die erſten eilig erſchienenen Ueberſetzungen in der Regel auch die ſchlechteſten ſind. Wenn jedoch, Süd-Deutſchen Blättern zufolge, dieſelbe Buchhandlung, auf jenes Abkommen ſich berufend, jede andere Ueberſetzung ausſchließen, d. h. für unrechtmäßig erklären will, ſo ſcheint uns hier ein großer Irrthum in Bezug auf dasjenige Prinzip obzuwalten, welches, nach den bisher allgemein geltenden Annahmen, das geiſtige Eigenthum begründet. Der Engliſche Autor kann einer Deutſchen Buchhandlung wohl ſein Engliſches Original, nicht aber auch das Recht verkaufen, dieſes Original ausſchließlich zu überſetzen. Nur die mechaniſche Vervielfältigung deſſelben Werkes, wie ſie eben durch den bloßen Nachdruck geſchieht, nicht aber die geiſtige Verarbeitung deſſelben wird durch das Verlagsrecht ausgeſchloſſen. Daß jedoch eine Ueberſetzung, und zwar ſelbſt die ſchlechteſte, eine geiſtige Verarbeitung ſey, geht eben ſchon aus dem Umſtande hervor, daß ſie entweder gut oder ſchlecht iſt, was nichts Anderes heißt, als daß das ausländiſche Werk von dem heimiſchen Geiſte mehr oder weniger gut aufgefaßt und wiedergegeben worden. Der Komponiſt iſt in dieſer Beziehung allerdings beſſer daran, als der Schriftſteller. Denn der Erſtere, der eine allgemeine überall ſich gleich bleibende Sprache ſchreibt, kann ſein Werk in verſchiedenen Ländern zugleich als Original verkaufen, während der Schriftſteller ſein Werk auch dadurch nicht einmal gegen eine zweite Ueberſetzung ſicherſtellen kann, wenn er, wie z. B. Oehlenſchläger, ſeine Dichtungen ſelber überſetzt. Dieſer Autor hat es, obgleich er es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, doch nicht verhindern können, daß einige ſeiner Däniſchen Dramen auch von Anderen, und zwar gelungener, als er es ſelbſt vermocht, in's Deutſche überſetzt wurden.

Das mit dem 31ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 39. Berlin, Freitag den 31. März 1837.

Perſien.

Perſiſche Begebenheiten.

Vom Baron J. von Korff.

II. Der Kaimakam, das Lager und das Heer des neuen Schahs.

Der erſte Schrecken, den die Nachricht von dem Tode des Schahs verbreitet hatte, verlor ſich nach einigen Tagen. Die Perſer gewöhnten ſich allmälig an die Vorſtellung von dem Ableben eines Mannes, deſſen Name im Laufe von vierzig Jahren faſt dem Namen Allah's gleichgeſtanden. Muhamed-Mirſa, Sohn des verſtorbenen Abbas-Mirſa, früheren Thronfolgers des Perſiſchen Reiches, war, nach dem Tode ſeines Vaters, von ſeinem Großvater Feth Ali Schah als Nachfolger erwählt worden. Mit dieſem Titel lebte Muhamed-Mirſa in Tabris als Verwalter von ganz Aderbidſchan und als Befehlshaber aller regulairer Truppen. Einige Tage nach Eingang der Todes-Nachricht hielt er in ſeinem Palaſte einen Selam (ein Lever). Alle bei ſeiner Perſon angeſtellte Hofbeamte, die Geiſtlichkeit, die Vorſteher der Kaufmannſchaft erſchienen, um dem neuen Schah Glück zu wünſchen. Der junge Monarch, auf dem Thron ſitzend, hielt eine kurze Rede, in welcher er ſeine tiefe Trauer über das Ableben ſeines Großvaters ausſprach und erklärte, daß er geſonnen ſey, ſich bald nach Teheran zu begeben, um die Zügel der Regierung zu übernehmen.

Am Abend des nämlichen Tages liefen aus Teheran ziemlich unerfreuliche Berichte ein. Selli-Sultan, einer der älteſten Söhne des verſtorbenen Schahs, der in Teheran lebte, erklärte ſich nach dem Tode ſeines Vaters zum Schah und wollte unter keiner Bedingung etwas von dem geſetzmäßigen Thronfolger hören. Zu den vielen Thorheiten, die ſich dieſer Fürſt während ſeiner kurzen Herrſchaft zu Schulden kommen ließ, gehörte auch ſein Schreiben an Muhamed-Schah, in welchem er dieſen aufforderte, ruhig in Tabris zu bleiben, ihm zugleich alle von ſeinem verſtorbenen Vater ihm ertheilte Würden beſtätigte und die Verſicherung hinzufügte, daß er, ſein Herr und Gebieter, in Erfüllung des Willens ſeines Vaters, ihn, Muhamed, als ſeinen geſetzlichen Nachfolger anerkennen werde. Dieſes Schreiben und andere Privat-Berichte, denen zufolge Selli-Sultan den Staatsſchatz mit vollen Händen vertheilte, um ſich Freunde zu machen, beunruhigten Muhamed einigermaßen und veranlaßten ihn, an die Beſchleunigung ſeiner Abreiſe zu denken. Aber es muß hier bemerkt werden, daß die Perſer viel denken, zehnmal mehr ſprechen und faſt nichts thun. So war es auch hier der Fall, wo doch, in Folge der Umſtände, raſch und kräftig gehandelt werden mußte. In Perſien iſt es unmöglich, das kleinſte Geſchäft ohne ungeheuren Zeitverluſt zu beendigen. Es giebt kein Ereigniß, welches im Stande wäre, den Perſer von ſeinen Gewohnheiten abzuziehen. Kein Geſpräch findet ohne drei Pfeifen Taback, eine Taſſe Thee und eine Taſſe Kaffee ſtatt. Nachdem man ſich ſatt geraucht und getrunken hat, kann man erſt, wenn noch Zeit übrig iſt, zum Geſchäft ſchreiten.

Wir müſſen dem Leſer jetzt eine ſehr merkwürdige handelnde Perſon vorführen — den erſten Miniſter und Rath des neuen Schahs; eine Perſon, die ſich in dieſer Eigenſchaft ſchon bei Abbas-Mirſa befand; einen Mann, wichtig wegen ſeines Einfluſſes auf die Angelegenheiten von ganz Perſien und auf die Handlungen ſeiner Regenten in ihrem Privatleben; mit einem Wort Mirſa-Abul-Kaſſim, Kaimakam und Ataleh, d. h. Statthalter und Rathgeber.

Man denke ſich einen Mann von mittlerem Wuchs, etwas korpulent, mit dunkelbraunen immer blinzelnden Augen, ziemlich großer und breiter Naſe, dünnem röthlich-ſchwarzen Bart, zwei aus der Oberlippe hervorſpringenden Zähnen, und man wird einigermaßen wiſſen, wie der Kaimakam ausgeſehen hat. Sein Anzug war immer nachläſſig, und ſeine Art, Speiſe zu ſich zu nehmen, höchſt unſauber; nach jeder Mahlzeit konnte man eine ganze Muſterkarte von Speiſen aller Art ſammeln, die auf dem Wege zum Munde auf Bart und Anzug liegen geblieben waren. Es war ſchwer, in der Schöpfung etwas Widerlicheres zu ſehen, als dieſen Mann, der im Reiche eine ſo ausgezeichnete Rolle ſpielte. Seine Handlungen machten ſich immer durch faſt unglaubliche Seltſamkeiten bemerkbar; Alles, was in Perſien an Vorurtheilen vorhanden war, fand ſich in ſeiner Perſon vereinigt. Intereſſant war es, zu hören, wie er ſein Eſſen beſtellte. Wenn man ihm ein langes Verzeichniß der Speiſen brachte, von denen er auswählen ſollte, was ihn am meiſten anſprach, nahm er einen Roſenkranz in die Hand und looſte danach vor jedem Gericht; traf er bei den Abtheilungen der Kügelchen auf eine gerade Zahl, ſo wurde das Gericht, als das geſundeſte für den Tag, erwählt; von den Speiſen, die auf eine ungerade Zahl fielen, durfte gar nicht die Rede ſeyn.

Uebrigens war der Kaimakam in der That einer der geſcheidteſten Männer in Perſien und würde es ſogar auch in Europa geweſen ſeyn. Ehr- und Geldgeiz bildeten freilich die Grundlage ſeines Charakters; er befriedigte beide im vollſten Sinne des Wortes, indem er ſich zum wichtigſten Mann im Staat gemacht hatte, den Willen des Schahs beherrſchte und, wie man ſagte, eine jährliche Einnahme von 400,000 Dukaten ſich ſchuf. Ganz Perſien haßte den Kaimakam als einen böſen und raubſüchtigen Menſchen: die Art, wie er ſich von allen Seiten beſtechen ließ, übertrifft jede Beſchreibung; daher ſagte man auch, daß ſeine zwei unter der Oberlippe hervorragenden Zähne alle Einkünfte von Aderbidſchan verſchlängen. Seine Schlauheit war außerordentlich. Augenzeugen verſicherten mir, daß er, nach einer Einladung des Engliſchen Geſandten, zu einer Unterredung über eine wichtige Angelegenheit, in welche er ſich nicht miſchen wollte, acht Stunden im Hauſe des Geſandten zugebracht und jede nähere Berührung des in Rede ſtehenden Gegenſtandes zu vermeiden gewußt hatte. Er begab ſich nach 2 Uhr Nachmittags dahin; den Anfang machte, wie gewöhnlich, die Bewirthung; als Alles abgetragen war, bat er den Geſandten um einige ſüße Limonen und dann um Melonen; nachdem er ſich ziemlich lange Zeit gelaſſen, um dieſe zu verzehren, ſtellte er ſich ſehr unwohl und bat um Erlaubniß, ſich ausruhen zu dürfen, indem er verſicherte, daß er nach einem halben Stündchen Schlaf bereit ſeyn würde, zu ſprechen, worüber der Geſandte wolle. Bis dahin waren zwei Stunden vergangen. Mit dem Haupt an die Kiſſen des Sophas gelehnt, blieb der Perſiſche Diplomat in unveränderter Stellung ganze fünf Stunden mit blinzelnden Augen liegen, während der Geſandte mit Ungeduld den Augenblick ſeines Erwachens erwartete. Endlich geruhte der würdige Magnat, ſich zu erheben, und ſchritt, da er von den Minarets das Geläute zum Abend-Namas (Abendgebet) hörte, zum Waſchen, zum Gebet, zu Entſchuldigungen gegen ſeinen Wirth, daß er die Stunde verſäumt habe, in welcher er ſich zum Schah begeben müſſe, und eilte davon. So war der Kaimakam. Sein Name diente als Schreckbild in ganz Perſien; er hatte jedoch großen Einfluß auf Muhamed-Schah, der, ſo zu ſagen, ein Werkzeug ſeines Willens war.

Die Hauptmacht des Schahs, d. h. die regulairen Truppen und die Artillerie unter dem Befehl Emir-Niſam's, befand ſich damals in den Umgebungen von Choi. Nachdem Muhamed-Schah beſchloſſen, ſich nach Teheran zu begeben, ſandte er Emir-Niſam den Befehl, mit den Truppen nach Tabris zu kommen. Nach einigen Tagen erſchien, anſtatt der Armee, ein Courier aus Choi, mit der Nachricht, daß nicht ein einziger Soldat ſich von der Stelle rühren wolle, bevor man ihm nicht den ihm ſchuldigen Sold ausgezahlt habe. Manche hatten ſeit fünf und ſechs Jahren keinen erhalten! Dieſe Nachricht veranlaßte große Verlegenheit; die Kaſſe des neuen Schahs reichte nicht hin, und doch hörte man allerwärts das Geſchrei: „Geld, Geld!“ — Es war wirklich kein Geld vorhanden. Die ganze Hoffnung beruhte auf dem unermeßlichen Reichthum des Kaimakams; dieſer aber gab kein Zeichen des Lebens und ſtellte ſich arm. Die Lage des Schahs war verzweifelt; es mußte jedoch ein Entſchluß gefaßt werden. Das bekannte Perſiſche Inſchallah (Gott wird helfen) half auch wirklich aus der Noth. Es ward ein Courier an Emir-Niſam mit der Aufforderung abgefertigt, er ſolle die Truppen nach Tabris führen und ihnen verſprechen, daß ſie nach ihrer Ankunft befriedigt werden ſollten — wodurch, das wußte freilich Niemand. Inſchallah, Gott wird helfen! Obgleich die Perſer im Allgemeinen nicht gewohnt ſind, ihrer Regierung viel zu trauen, ſo ſchien es dieſes Mal doch, als ob Allah dem Schah Muhamed hülfreiche Hand leiſten wolle: die Truppen kamen und lagerten ſich unter den Mauern von Tabris.

Ich lade jetzt meine Leſer ein, mich in das Lager der Perſiſchen regulairen Truppen zu begleiten. Schon haben wir den Baſar paſſirt. Zwei Schritte weiter liegt das Haus des Beylerbey von Tabris, Feth Ali Chan, der wahrſcheinlich mit einem Becher Rum in der Hand für die Seele des verſtorbenen Padiſchah's betete. Seine Ferraſchi lagen vor der Thür mit langen Stöcken und warteten auf den Befehl ihres Herrn, irgend Jemanden mit ihren Stöcken die Fußſohlen zu erwärmen oder anſtatt deſſen von ihm Geld zu erpreſſen. Doch da ſieht man ſchon die Stadtmauer; nur noch bei einer kleinen Anhöhe vorbei, wo die Rechtgläubigen oft ihren Namas verrichten, und man iſt am Thor. Denjenigen, die nach Tabris reiſen, dürfte anzurathen ſeyn, vorſichtig über die verfallene Brücke zu reiten, die über einen tiefen Graben führt, und ihr Pferd weder mit den Sporen noch mit der Peitſche zu reizen: im entgegengeſetzten Fall könnte es ihnen gehen, wie einem

Digitized by Google

Franzoſen. Dieſer ritt über die genannte Brücke und wollte ſeinem Pferde die Schule geben. Das Thier bäumte ſich und ſchlug über das Geländer in den Graben hinunter, ſo daß man nur noch den Leichnam des Franzoſen wiederfand. — Endlich waren wir außerhalb der Stadt. Noch mußte das dermalige Arſenal mit einem hohen Thurm paſſirt werden, von welchem man ehebrecheriſche Frauen herabſtürzt. Man erzählt mir einen merkwürdigen Fall. Es war einſt zu dieſer Strafe eine junge, der Untreue gegen ihren Mann überwieſene Frau verurtheilt worden. Man führte ſie auf den Thurm, der ſehr hoch iſt, und ſtürzte ſie in den Graben. Glücklicherweiſe hatte die reizende Verbrecherin ſich reichlich mit Kleidungsſtücken verſehen, die eine Art von Fallſchirm um ſie bildeten; ſie hielt ſich ziemlich lange in der Luft und beſchädigte ſich, als ſie in den Graben fiel, nur leicht an einem Fuß. Die Perſiſchen Rechtsgelehrten, die hierin den Finger Gottes erblickten, der die Unſchuld der jungen Frau bezeugte, erlaubten die Wiederholung der Strafe nicht und befahlen dem Mann, ſeine Gattin wieder bei ſich aufzunehmen.

Nachdem ich mich vom Thurm links gewendet hatte, einige Schritte längs dem Graben und dann durch eine lange breite Straße geritten war, erblickte ich rechts eine große Ebene: weiße Farben, rothe Zacken, Getöſe, Unordnung, Geſchäftigkeit .... es war das Perſiſche Lager! Ich hielt es für meine Pflicht, vor Allem dem Ober-Befehlshaber meine Achtung zu bezeugen. „Wo finde ich Se. Hochgeſtelltheit Emir-Niſam?" Dieſe Frage richtete ich an einen ſeiner Leute. „In ſeinem Zelt", war die Antwort. Ich begab mich zu ihm. „Salem Aleikum!" — „Aleikum Salem!" riefen wir uns entgegen, als wir uns erblickten. Darauf ging es ans Händedrücken und Schütteln, an Erkundigungen nach dem Zuſtande unſerer Geſundheit u. ſ. w. „Allah ſey gelobt!" das machte den Beſchluß dieſes langweiligen Vorſpiels. Emir-Niſam ſetzte ſich, bot mir einen Platz neben ſich an und rief nach Pfeifen. Dann erließ er ſich in Beileidsbezeugungen, daß er mich ſo ſelten ſähe (ich kannte ihn kaum), und berührte darauf, nachdem er mir drei Körbe voll Redensarten aufgebunden hatte, einen unvermeidlichen Gegenſtand — Europa, das bei ihm, der mit Choſrew-Mirſa in Petersburg geweſen war, nur durch Rußland repräſentirt ward. Von Europa iſt es nicht weit bis nach Engi dunja, nach der „Neuen Welt" oder Amerika, das für einen Morgenländer noch eben ſo neu iſt, als es für uns am Todestage des Kolumbus war. Auf dieſe Weiſe begann die Unterhaltung darüber: er ſprach Anfangs von der unendlichen Ausdehnung Rußlands von den Ufern des Araxes an bis zur Newa; dann ging er zu allgemeinen Entfernungen über und fragte endlich: „Sagt mir, ich bitte, wie viel Agadſchei (Werſte) iſt es von Tabris bis zur neuen Welt?" Ohne zu zögern, antwortete ich ihm auf gut Glück: „25,000 Agadſchei!" — „Und wie viel Menſelei (Stationen) hat man bis dahin?" — „Gewiß weiß ich es nicht", erwiderte ich, „glaube aber ungefähr 10,000." Der übrige Theil des Geſprächs bot nichts Intereſſantes dar, nichts als Wiederholungen, Komplimente von beiden Seiten, die ins Ohr tönen und wie Fliegen durch die Luft ziehen.

Nachdem ich von dem Oberbefehlshaber der Landmacht des neuen „Königs der Könige" Abſchied genommen, ward ich für ſeine Unwiſſenheit durch den Anblick der morgenländiſchen in ihrer Pracht ſo verſtändigen und im Gebrauch ihrer reichen Farben ſo geſchmackvollen Natur vollkommen entſchädigt. Es war Abend geworden, als ich aus dem Zelt Emir-Niſam's trat. Die Sonne, dieſe Königin des Morgenlandes verbarg ſich bereits hinter dem Horizont und tauchte unter in den ſchwimmenden Umriſſen eines nicht hohen, in ferner Bläue dämmernden Gebirges; aber ihre letzten Abſchieds-Strahlen erfreuten das Auge, indem ſie die Gipfel rother, jenſeits Tabris emporſteigender Berge vergoldete oder vielmehr mit einem Feuermeer bedeckte. Die Ruinen Reſchidje's, eines von Reſchid, Weſir des Schahs Kaſan, vor 600 Jahren erbauten Schloſſes, auf den Abhängen dieſer Berge zerſtreut, traten in ſcharfen Umriſſen aus den Maſſen hervor. Ein Sonnenuntergang in Tabris iſt ſchon an und für ſich ein wunderartiges ungewöhnliches Schauſpiel. Man denke ſich nun aber noch den melancholiſchen Geſang der Mueſſinen hinzu, die von dem Dach einer jeden Moſchee die Stunde des Gebetes zu dem Allmächtigen verkünden, dieſe dem Europäiſchen Ohr fremdartigen, aber durchaus nicht unharmoniſchen Töne, die ich dem Wehklagen zu ewigen Qualen verdammter Seelen vergleichen möchte; dazu füge man das Getöſe der Muſik im Lager, das Wirbeln der Trommeln, das Wiehern der Pferde, das Geſchrei der Kameele, der Eſel, der Mauleſel, der Schildwachen; man ſtelle ſich alles dieſes vor, wie es in einem Augenblick Ohr und Auge beſtürmt, und man wird unwillkürlich die Unwiſſenheit, die Komplimente und das Lager der Perſer vergeſſen. Dieſes mannigfaltige Bild, dieſes Gemiſch von Heiligem und Rohem, ja, die Verwirrung der Laute bei dem Anblick des von der Hand des Schöpfers hingeworfenen Rieſengemäldes machte auf mich einen unausſprechlichen Eindruck. Ich vertiefte mich ſo ſehr in Hören und Sehen, daß ich lange nicht zu mir kommen und nicht begreifen konnte, was die geſchäftigen Ameiſen um mich her bedeuteten, wie ich unter ſie gerathen war, und was die winzigen weißen Hütten vorſtellten, die mich von allen Seiten umeingten. Dieſes zweite Gemälde, der Anblick des Lagers erſchien mir ſo unbedeutend und ärmlich, daß ich eine gedankenloſe Parodie des großartigen Schauſpiels vor mir zu ſehen glaubte, welches mich ſo eben entzückt hatte.

Seltſam erſcheint ein Perſiſches Lager dem Auge eines Europäers, der mit dem Begriff von Militair immer den Gedanken an ungewöhnliche Ordnung und Gleichförmigkeit verbindet. Ganz anders iſt es bei den Söhnen des Orients: ihre Zelte, von allen möglichen Formen und Größen, rund, viereckig, achteckig, oval, hoch, niedrig, ſehr groß, ſehr klein, waren in lyriſcher Unordnung auf der Ebene ausgebreitet. Eſel, Maulthiere und Kameele kauten, an die Zelte gebunden, ihre Portion Saman (Häckſel) oder Gerſte, oder ſie ſpazierten zwiſchen den Zelten umher und verwickelten ſich in den Stricken, mit welchen die Zelte an der Erde befeſtigt, und die dergeſtalt durch einander gezogen waren, daß ſie einem Spinngewebe glichen. Hätte ein Feind das Lager in der Nacht überfallen, ſo wäre Alles in die größte Unordnung gerathen; der größte Theil der Soldaten würde ſich gegenſeitig erdrückt haben, weil er ſich aus dieſem Labyrinth von Stricken und Pfählen nie hätte hinausfinden können.

Der Perſiſche Soldat im Allgemeinen, ſowohl der Infanteriſt als der Kavalleriſt und der Artilleriſt, hat durchaus kein militairiſches Anſehen. Einen Sarbas (regulairen Infanteriſten) zu zeichnen, iſt ſehr leicht. Ob man vom Kopf oder von den Füßen anfängt, iſt vollkommen gleich. Der Kopf iſt geſchoren, mit Ausnahme der Sulf's (Büſchel an den Schläfen) und des Tſchuba (Büſchel in der Mitte des Scheitels), und mit einer Mütze von ſchwarzem Schaaffell bedeckt. Man ſieht hieraus, daß ſich der Kopf des Soldaten von dem der Civil-Beamten und übrigen Bewohner nicht unterſcheidet. Eine rothe Uniform mit breiten Schößen ſitzt ihm wie ein Sack auf dem Leibe, und ſeine niedergeſchlagene Miene ſpricht es deutlich aus, wie wenig ſie ihm gefällt. Breite weiße Pantalons, unten zuſammengezogen, und ſandalenartige, mit Riemen an der halben Wade befeſtigte Schuhe gewähren ihm, da ſie ſeinen Begriffen von Wohlanſtändigkeit angemeſſen ſind, einigen Troſt. Schärpe und Koppel kreuzen ſich über der Bruſt, und eine große Flinte ſcheint durch ihr Gewicht ihn zu Boden zu drücken. Alles ſitzt ſchief und unordentlich. Seit Erſchaffung der Welt bot noch kein bewaffnet einherſchreitender Menſch einen ſo ſeltſamen und zugleich lächerlichen Anblick dar. Obgleich die Engliſchen im Dienſt Sr. Hoheit des Schah's ſtehenden Offiziere ſich bemühen, das Heer zu formiren und keine God-dam's beim Exerzieren der Soldaten ſparen, ſo will doch Alles nicht beſonders anſchlagen. Ich näherte mich einer Schildwache und war Zeuge eines ſeltſamen Auftritts. Ein unglücklicher Trommelſchläger und zwei oder drei Pfeifer, die beim Zapfenſtreich zuſammen wirken ſollten, ſchlugen und bliefen jeder für ſich darauf los, ohne daß an Takt und Harmonie dabei zu denken war. Die Wache ſtand unter Gewehr und bot mit ihrer krummen Linie das vollkommenſte Bild der Unordnung dar, das ich jemals geſehen hatte. Einige hielten das Gewehr in der Hand, Andere kratzten ſich den Kopf u. ſ. w. Ein Engliſcher Offizier ſtand zur Seite und kommandirte auf Perſiſch. Nach beendigtem Zapfenſtreich rief er laut — „Kehrt Euch!" Da hätte man die Verwirrung ſehen ſollen: Einige kehrten ganz, Andere halb um, Einige rechts, Andere links, Alles ging durch einander; die aus großen und kleinen Trommeln und Pfeifen beſtehende Muſik lärmte mit aller Macht, und die Wache marſchirte in derſelben Ordnung ab, mit der ſie dageſtanden hatte. Ich ritt weiter zur Artillerie hin; ſie iſt ſchöner als die Infanterie und muß größeren Nutzen bringen. Die Kanonen werden gut unterhalten, die Leute ſind im Allgemeinen munterer, ſollen ihre Beſchäftigung lieben und geben gute Hoffnung für die Zukunft. Indeſſen erſcheint es einem nicht daran gewöhnten Auge ſehr komiſch, einen Artilleriſten in ſolcher Tracht mit einem Stückputzer in der Hand zu ſehen. Ihr Anſpann iſt dem Ruſſiſchen ſehr ähnlich, nur iſt es etwas gefährlich, weil man zu den Kanonen nur Hengſte gebraucht, woraus bisweilen Unglück entſteht. Das Arſenal von Tabris unter dem Oberbefehl eines gewiſſen Muhamed Ali Chan, eines verſtändigen Mannes, der in England geweſen und nicht vergebens gereiſt war, könnte die Artillerie mit guten Laffetten verſehen; aber der große Geiz und die Sorgloſigkeit der Regierung laſſen nichts Vollendetes aufkommen, ſo daß die Räder einiger Kanonen bis jetzt noch nicht angeſtrichen ſind. Das Geſchütz auf Kameelen dürfte wohl als ganz unnütz erklärt werden, ſowohl wegen der Unſicherheit des Schießens, als wegen der nicht hinlänglichen Kraft des Geſchützes, ohne von der großen Langſamkeit zu ſprechen, mit welcher es in einer Schlacht zu benutzen iſt. Im Allgemeinen muß man geſtehen, daß es ſchwer, wenn nicht unmöglich ſeyn möchte, aus Perſern gute Soldaten zu machen; eine in ganz Perſien einheimiſche außerordentliche Feigheit iſt das erſte und größte Hinderniß; wenn man dazu Trägheit und Unluſt fügt, ſo läßt es ſich ſchwer denken, daß man eine ordentliche Armee bilden könne. Regulaire Kavallerie giebt es nicht; wie es heißt, beabſichtigt der neue Schah, einige Schwadronen zu errichten, von der Abſicht aber bis zur Ausführung iſt es noch lange hin. Was man übrigens auch von der Aſiatiſchen Reiterei erzählen mag, ſo iſt ſie am Ende doch auch nicht ſo furchtbar, als man ſie in maleriſchen Reiſebeſchreibungen ſchildert. Nicht ein einziger Reiter läßt ſich mit dem Feinde in Handgemenge ein, und nicht ein einziger verſteht vom Pferde gehörig zu ſchießen; wahr iſt es, daß der Aſiate ſein Pferd beherrſcht, wie ſeine eigene Perſon; welcher Nutzen liegt aber darin, wenn er nicht ſo viel Muth hat, auf ſeinen Gegner loszureiten? Dann iſt die Zahl der Reiter, die gute Pferde haben, ſehr beſchränkt, und der größte Theil derſelben hat wegen Armuth die erbärmlichſten Mähren von der Welt. Ein Pferd von Perſiſcher und Arabiſcher Race iſt deshalb noch kein gutes Pferd; es giebt Aſiatiſche Pferde, auf denen Menſchen mit Säbeln in der Hand reiten, deren ſich wahrlich unſere Waſſer- und Leichenführer ſchämen würden.

Ein Perſiſcher Offizier iſt ein ſehr beluſtigendes Weſen. Sein Anzug beſteht aus einem bis zum Knie reichenden Ueberrock mit geſticktem Kragen und dicken Epaulets, einem Paar unter den Stiefeln durch Riemen geſchloſſenen Pantalons und aus einer Mütze, wie ſie die Gemeinen haben. Faſt nichts von ſeinem Beruf verſtehend, iſt er ein großer Freund vom Prahlen und Großthun. In voller Uniform lieſt man auf ſeinem Geſicht, daß er ſich für die vornehmſte Perſon auf der Welt halte. Die Engliſchen Exerziermeiſter der Soldaten bekümmern ſich nicht um deren ökonomiſche Verhältniſſe: wie Beſoldung, Verpflegung u. ſ. w.; dieſe Pflicht liegt den Perſiſchen Offizieren und Feldherren ob, die es für keine Sünde halten, einen Theil des Geldes, das durch ihre Hände geht, in ihre Taſche zu ſtecken und die armen Soldaten auf die niedrigſte Weiſe zu beſtehlen. Sich zu den aufgeklärten Leuten des Reichs zählend, folgen ſie in Allem den Sitten der höheren Stände. Ein beſonders charakteriſtiſcher Zug dieſer nach Europäiſcher

Digitized by Google

Bildung ſtehenden Herren und der erſte Schritt zu ihrer Aufklärung iſt der Gebrauch weißer Schnupftücher, die gewöhnlich nicht beſäumt ſind, ſo daß die Fäden wie Bärte von den Seiten hinunterhängen. Emir-Niſam, als ein großer Stutzer, ſchwenkte ſein Schnupftuch beſtändig in der Luft umher.

China.

Juſtiz und Polizei im Chineſiſchen Reiche.

(Schluß.)

Auf dem platten Lande und im Gebirge macht man keine ſo großen Umſtände. Da giebt es keine Schergen im Hinterhalt; man findet einen Todten und begräbt ihn während der Nachtzeit. Eine Frau erhängt ſich; man trifft einen Vergleich mit dem Manne, und Alles wird freundſchaftlich beigelegt. Aber in den Städten und ihren Umgebungen iſt bei einer ſolchen Kataſtrophe der Plackereien kein Ende. Es hängt nicht von den Bewohnern des Dorfes ab, daß die Sache verſchwiegen werde; iſt der Mann arm, ſo freut er ſich, wenn der Vorfall bekannt wird, iſt er reich, ſo meldet er ihn den Verwandten der Hingeſchiedenen. Dann heißt es: wie hat ſo etwas ſich ereignen können? Wie! ſie iſt ja nicht krank geweſen, u. ſ. w. Die Furcht vor einigen böſen Zungen wirkt ſo viel, daß man lieber ſein Geld verliert, als den Strick abſchneidet. Ich habe die Bewohner eines kleinen Dorfes nach einem ähnlichen Vorfall mit Sack und Pack auswandern und in benachbarten Dörfern ein Aſyl ſuchen ſehen. Es iſt aber nicht immer nothwendig, daß eine Frau ſich aufknüpfe, um ein ganzes Dorf in Alarm zu bringen; wenn ein armes Weib eines natürlichen Todes ſtirbt, und es gefällt ihrem Manne, den Leichnam aufzuknüpfen, ſo ſind die Konſequenzen von gleicher Art. Ich kenne nur Ein hierher gehörendes Beiſpiel. Ein Mann haßte ſeinen Nachbar, weil dieſer ſehr reich war — es ſtanden ihm nur zwei Rachemittel zu Gebote; er mußte entweder ſich ſelbſt erhängen oder ſeine Frau, die eben das Zeitliche geſegnet hatte. Er entſchied ſich für das Letztere. Der Reiche unterſuchte den Thatbeſtand nicht — es wäre vergebens geweſen. — Er bot dem Manne der Verſtorbenen 400 Piaſter; dieſer verlangte 1000 Piaſter. Jetzt ſchwur der Reiche, er ſolle gar nichts bekommen, und wirklich gelang es ihm, ſeinen neidiſchen Gegner nicht bloß unentgeltlich vom Leibe zu kriegen, ſondern ſogar ihn einkerkern zu laſſen. Uns Europäern wird es ſchwer begreiflich, daß man in China ſich ſelbſt entleiben könne, um ſeinem Nachbar Schaden zu thun; und doch bedienten ſich die Chineſen gar nicht ſelten dieſes Mittels. Auch gräbt man häufig Leichname wieder aus und legt ſie vor die Thür eines Feindes; wer aber einen Leichnam vor ſeiner Thür liegen hat, der verliert wenigſtens die Hälfte ſeines Vermögens. Man muß ſich alſo hüten, einen Bettler mit barſchem Tone fortzuweiſen; er kann Einem den Poſſen ſpielen, ſich aufzuknüpfen, ja, er braucht nur einige Quetſchungen vorzuzeigen, die er ſich ſelber beigebracht, und ſein Beleidiger kommt in große Verlegenheit.

Das Herz des Reichen muß aber in China wirklich ſehr hart ſeyn, denn mancher Arme geht, um uns Mitleid zu erregen, mit dem Aaſe einer Katze im Arm, von Haus zu Haus und kaut dabei ſehr langſam an dieſer ekelhaften Speiſe. Auf freiem Felde ſah ich öfter Bettler, die eine giftige Schlange in einem Körbchen trugen und armen Frauen oder Kindern drohten, das Thier auf ſie zu werfen, wenn man ihnen kein Almoſen gebe. Das folgende Beiſpiel wird den Charakter des Reichen und des Armen noch anſchaulicher machen. Als ich auf der Inſel Kaanny verweilte, bat eine mit Ausſatz behaftete Frau einen Mann aus ihrem Dorfe um Unterſtützung. Dieſer weigerte ſich, trotz ihrer wiederholten Bitten, wurde aber auch für ſeinen Geiz beſtraft. Die ohnehin ſchon ausgehungerte und halb erfrorne Frau riß in ihrer Wuth einen Theil der hornartigen Haut ab, welche den größten Theil ihres Körpers bedeckte; das Blut floß und ſie ſtarb bald nachher vor der Thür des Reichen. Er hatte ihr einen oder zwei Piaſter abgeſchlagen und mußte jetzt 120 Piaſter bezahlen. Die verſtorbene Ausſätzige erhielt einen prächtigen Sarg und ein ſchönes Grabmal obendrein. Außerdem war ein Vergleich mit dem Bruder der Hingeſchiedenen vonnöthen. Der Reiche kam noch gut davon, weil keine Schergen und kein Mandarin auf der Inſel waren.

Auch die Schergen zerkratzen ſich öfter das Geſicht oder bringen ſich Quetſchungen bei, wenn ſie Jemanden zu Leibe wollen und auf andere Weiſe ihm nicht beikommen können. Mit dieſen Zeichen äußerer Gewalt erſcheinen ſie dann vor dem Mandarin, der nicht daran zweifelt, daß ſie in der Verwaltung ihres Amtes mißhandelt worden ſind. Wenn ein Scherge Steuern eintreibt, ſo muß er immer noch ein Trinkgeld dazu bekommen. Iſt die Steuer oder Auflage bezahlt, ſo kann man auf einen zweiten Beſuch des Schergen rechnen; denn er muß noch einmal das Papier unterſuchen, das man als Quittung erhalten hat. Wer dieſes Papier verlöre, der liefe Gefahr, ein zweites Mal bezahlen zu müſſen, obſchon das Duplikat bei dem Mandarin liegt. Ein reicher Chineſe in meiner Nachbarſchaft empfing einen ſolchen Beſuch. Man hatte das Papier, und Alles war in guter Form, da aber die Schergen einen weiten Weg gemacht hatten, ſo wollten ſie etwas für ihre Mühe. Der Reiche, der gerade bei übler Laune ſeyn mochte, wollte ſich zu nichts verſtehen, und ſo blieb den Spitzbuben von Schergen nur ihr letzter Kunſtgriff übrig. Aber dieſes Mal wurden ſie ſelbſt die Opfer ihrer Schlechtigkeit, denn der Reiche ließ ſie durch ſeine Leute ergreifen und in eine Scheune einſperren. Vermuthlich empfingen hier die Schergen mehr, als ſie verlangt hatten, und fühlten ſich ſehr glücklich, als man ſie wieder laufen ließ; aber der reiche Mann, der einen ſo kühnen Schritt gethan hatte, rettete ſeine Zeit; er verſteckte ſich und erwartete ſo die Wiederkehr ſeines Sohnes, den er in möglichſter Eile nach der Hauptſtadt an den zweiten Vice-König abgeſchickt hatte. Die Sache koſtete ihn zwar 4000 Piaſter, allein weder die Mandarinen des Orts noch ihre Schergen konnten Rache an ihm nehmen.

Dann und wann entzweien ſich ganze Dörfer und liefern einander blutige Scharmützel; wehe dann der Partei, die den Kürzeren zieht! Ihre Korn- und Saatfelder werden verwüſtet, ihre Bäume umgehauen. So lange der Krieg dauert, können die Bewohner des einen Dorfes bei dem anderen kaum vorübergehen, ohne ihre Freiheit mit Geld erkaufen zu müſſen. Der Mandarin kommt erſt, wenn der Hader ausgetobt hat; er verlangt eine Geldbuße, die der Größe des Dorfes angemeſſen iſt. Dieſe Summe dient aber nicht etwa zur Entſchädigung der Benachtheiligten; der Mandarin macht ſich darüber wenig Sorge. Auch iſt es einerlei, ob Jemand, der zahlen ſoll, an der Rauferei Theil genommen hat oder nicht — genug, daß er aus demſelben Dorfe iſt. Wer ruhig in ſeinem Bette gelegen hat, während die Gräuel der Verwüſtung vor ſich gingen, muß eben ſo viel zahlen, wie derjenige, welcher an der Spitze des plündernden Haufens ſtand.

Ein anderer Mißbrauch in China beſteht darin, daß derjenige, welcher ſein Eigenthum verkauft, immer noch ein gewiſſes Recht auf daſſelbe behält. So iſt es herkömmlich, daß die Familie des Verkäufers, wenn er ſtirbt, ohne Vermögen zu hinterlaſſen, von dem Käufer die Koſten der Beerdigung verlangt. Wenn derjenige, der ein kleines Grundſtück gekauft hat, ſich genöthigt ſieht, es wieder zu verkaufen, ſo meldet ſich alsbald der erſte Verkäufer und zwackt ihm noch einige Piaſter ab. Will man ſeinen Wohnort verändern und in einer anderen Gegend ſich niederlaſſen, ſo muß man dem Dorfe, wo man hinführo zu wohnen gedenkt, eine Auflage entrichten. Man kann weder das Dach ſeines Hauſes erhöhen, noch den Platz der Hausthür verändern oder ein neues Fenſter ausbrechen laſſen, ohne auf große Hinderniſſe zu ſtoßen. Ein getaufter Chineſe hatte zur Beſtattung ſeines Bruders und ſeiner Schwägerin ein Stückchen Land hinter ſeinem Hauſe angekauft. Sobald der Verkäufer bemerkte, daß man den Boden aufgrub, proteſtirte er dagegen, indem er ſagte, er habe ſein Feld nicht verkauft, damit man es in einen Begräbniß-Platz verwandele. Er ſteigerte den Preis nachträglich, und erſt als er das Geld hatte, konnte man daran gehen, den Boden zu bearbeiten. Zum Unglück aber lud man ihn nicht ein, an der Arbeit Theil zu nehmen; er hatte mehr Recht darauf, als ein Anderer, und mußte deshalb gerade ſo viel Lohn bekommen, als hätte er den Werkleuten beim Graben thätige Hülfe geleiſtet. Endlich glaubte man, die Särge ruhig beiſetzen zu können — da entſtand eine neue Verlegenheit. Die Pforte der beiden Gräber lag der Pforte eines heidniſchen Grabes in der Nachbarſchaft gerade gegenüber; und das war ein ſchlimmes Omen. Der heidniſche Beſitzer drohte, die Sache vor den Mandarin zu bringen; er ließ es nicht an Gründen fehlen, aber ſein vornehmſter Grund war der, daß die gegenſeitige Stellung der beiden Gräber-Pforten ong-tschui erzeugte, was mit anderen Worten heißen ſollte, Wind und Regen würden ihm ſchädlich werden, und er müſſe in kurzem an der Schwindſucht ſterben. Als er dies geſagt hatte, ſetzte er ſich auf die beiden Särge. Nach vielem Hin- und Herreden, nahm er ſieben Piaſter Entſchädigung an und fürchtete hinführo weder den Wind, noch den Regen mehr.

Alle Händel und Geſchäfte werden durch Geld geſchlichtet. Plagt Dich dieſer oder jener Schurke mit einer ungerechten Forderung, und Du prügelſt ihn dafür, ſo thuſt Du ihm gerade einen Gefallen, weil er dann noch mehr bekommen kann, als er verlangt hat. Willſt Du zum Mandarin gehen, ſo koſtet es Dich zehn Piaſter, während Dein Gegner vielleicht nur fünf Piaſter verlangt. Jeder Unfug dieſer Art läuft freilich dem Chineſiſchen Geſetze ſchnurſtracks entgegen; er wurzelt aber in der unerſättlichen Habgier der Mandarinen. Der Kaiſer, ein wahres Götzenbild, ſieht nichts mit eigenen Augen und weiß nicht, was unter dem Volke vorgeht; außerdem findet ſich Keiner, der einen Mandarin bei dem Vice-König verklagen möchte; ein ſolcher Schritt wäre gar zu gefährlich. Die Liebe zum Vaterland und zum Wohle des Gemeinweſens hat nur geringe Macht über feile Menſchen. Der Egoismus der Einzelnen gereicht Allen zuſammen zum Nachtheil. Hinhoa iſt vielleicht derjenige Ort, wo ein Mandarin das beſte Spiel hat. In der Hauptſtadt der Provinz kann der Arme in einer Straßenecke ſterben; man ſammelt bei den benachbarten Hausbeſitzern einige Sapek's, um eine Bahre zu kaufen, man ſchleppt den Leichnam fort, und die Sache iſt abgethan. Zu Hinhoa iſt nur der Tempel des Confucius die Zuflucht der Armen. Die Armen flüchten ſich, beſonders zur Winterzeit, in das heilige Gebäude, oder kauern, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, in den Vorhallen. Stirbt Einer von ihnen, ſo verſchafft ihm die öffentliche Mildthätigkeit einen Sarg, und man ſchleppt ihn eilig fort. In anderen Diſtrikten veranlaßt die Habſucht der Mandarinen manchen Auflauf; alsdann giebt der Mandarin nach, um ſo mehr, da er, wenn ein Markt durch ſeine Schuld drei Tage hinter einander geſchloſſen worden, leicht zu dem rothen Bande gelangen kann, das man anderwärts ſo lebhaft wünſcht und in China ſo ſehr fürchtet. Zu Hinhoa iſt man allerdings feuerfertiger; doch habe ich ſelbſt hier einen Volks-Aufruhr erlebt, den der Mandarin nur damit beſchwichtigen konnte, daß er die Läden, die, wegen eines auf der Straße gefundenen Leichnams, auf ſeinen Befehl geſchloſſen worden waren, wieder öffnen ließ.

In Zeiten großer Theuerung muß man ſehr dringende Geſchäfte haben, um eine Reiſe zu wagen. Wenigſtens darf man nicht viel Geld mitnehmen; denn Hunderte von Menſchen lauern an der Heerſtraße und plündern die Reiſenden. Sie begnügen ſich übrigens mit der Hälfte deſſen, was man bei ſich trägt, und ſagen zu ihrer Entſchuldigung, daß ſie keine Räuber von Profeſſion ſeyen, ſondern daß der Hunger ſie zwinge, ſo zu handeln. Das weibliche Geſchlecht wird bei ſolcher Gelegenheit auch nicht geſchont; wenn eine reiſende Dame Kleinodien bei ſich hat, ſo muß ſie mehrere davon zum Opfer bringen.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Was Nord-Amerika auf die Ausfälle Engliſcher Reiſenden erwiedert.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung des bekannten Tocqueville'ſchen Werkes „De la démocratie en Amérique" äußert ſich die North-American Review über die neueren Europäiſchen Reiſenden, welche Amerika beſucht und darüber geſchrieben haben. Sie zeigt, wie ſich das Tocqueville'ſche Buch von dieſen gewöhnlichen Beſchreibungen unterſcheide, und wie gerade darin ſein hoher Werth liege. Hier macht das Journal nun einen ganz beſonderen Ausfall auf die Engliſchen Reiſenden, die, wie man ſich allerdings leicht denken kann, in ihren Beſchreibungen und Anſichten über Amerika ziemlich partiiſch, einſeitig und daher nur zu oft ungerecht ſind; ja, es will die Spuren und Gründe der Antipathie, welche noch immer zwiſchen den Bewohnern beider Länder exiſtiert, gerade in jenen Mißverſtändniſſen und Parteilichkeiten der Engliſchen Reiſenden erkennen, die ihre heimiſchen Vorurtheile auch jenſeits des Atlantiſchen Meeres mit hinüber bringen.

„Herr von Tocqueville", ſagt die Review, „ſpricht von dem bitteren Haß der Amerikaner gegen England. Dieſen Ausdruck finden wir doch etwas zu ſtark. Gewiß, jene feindſelige Stimmung, welche durch die Kriege zwiſchen beiden Nationen erregt worden, hat ſich mit der Zeit und durch andere lindernde Einflüſſe nach und nach gelegt, und zu jenem heftigen Nationalhaß, welcher z. B. die Griechen und Türken, die Irländer und Engländer, die Ruſſen und Polen, die Spanier und Portugieſen ſeit Jahrhunderten von einander trennt, iſt hier auch nicht der geringſte Grund vorhanden."

„Gleichwohl kann man nicht leugnen, daß noch immer, wenn auch nicht Haß, doch eine ſehr ſtarke Portion Unmuth und Erbitterung von Seiten Amerika's gegen Großbritanien vorherrſcht. Dieſe gereizte Stimmung aber wird faſt durch nichts Anderes erzeugt, als durch die kränkenden Schriften einer Menge Engliſcher Reiſenden in Amerika; und durch die rückſichtsloſe Unterſtützung, mit der die geachtetſten literariſchen Blätter Englands jederzeit für dieſe Bücher offen ſind, wird ſie nur zu ſehr genährt."

„Wenn man aber hier etwa von der eigenthümlichen Reizbarkeit der Amerikaner und dergleichen ſpricht, ſo ſieht man durchaus falſch. Auch Herr von Tocqueville verfällt in den gewöhnlichen Irrthum der Reiſenden, dem Volke des Landes eine ſolche Reizbarkeit zur Laſt zu legen, und gerade bei dieſer Gelegenheit läßt er jene vortreffliche Gewohnheit fahren, ſich unparteiiſch, ohne Vorurtheile den äußeren Beobachtungen hinzugeben, und nimmt ohne Weiteres eine von jenen ſchalen, abgenutzten Phraſen der Touriſten an; aber wenigſtens deutet er auf den einzigen Umſtand hin, welcher dieſer Anſchuldigung einen Schein von Wahrheit giebt. Gerade bei uns beſchäftigt ſich nämlich eine viel größere Maſſe des Volkes mit Leſen, als in irgend einem anderen Lande, wenn es auch freilich nur die obenauf ſchwimmenden, gerade für einen faſt unglaublich billigen Preis zirkulierenden Tages-Erſcheinungen ſind, die faſt von aller Welt verſchlungen werden. Man weiß es ja: gerade die ſkandalöſe Klatſch-Kronik jener Reiſenden in unſerem Lande giebt ihren Werken eine blitzſchnelle Verbreitung, ganz nach derſelben traurigen Erfahrung, daß die ſchlechteſten, nichtswürdigſten Blätter, welche ihre Spalten mit nichts als Perſönlichkeiten, Klatſchereien und allerhand Geſchichtchen von lebenden Perſonen anfüllen, weit und breit die pikanteſten und geſuchteſten ſind. Darüber, wie über jene Libelle, ſtürzt faſt Alles, was lieſt, mit Begierde her, und die, welche ſich vor dem Buch ſelbſt retten, müſſen es doch zur zweiten Hand in den Revuen, Magazinen und den verſchiedenen Zeitungen wiederfinden. Daher jene allgemeine weitverbreitete Erbitterung, die durch ſolche Bücher erregt wird."

„Ein Amerikaner, der in England reiſt, würde für ein ähnliches Schmahwerk unter zehn kaum einen Leſer von jener Klaſſe finden, welche in Amerika all den Schund der Preſſe verſchlingt. Die Individuen aber, welche in beiden Ländern ſolche Werke durchleſen, werden gewiß überall ganz gleich davon berührt werden. Wenn ein Engländer, welcher einen Amerikaner gaſtlich aufgenommen, das Vertrauen der Gaſtfreundſchaft ſchmählich verrathen und Alles, was am geſelligen Heerd ohne den geringſten Zwang und Verdacht gethan und geſprochen wurde, in einem Journal groß und breit abgedruckt und vor der ganzen Welt auspoſaunt fände, er würde ſich wahrhaftig bei einer ſolchen Gelegenheit ganz eben ſo geberden, wie ein Amerikaner in einem ähnlichen Fall zu thun pflegt. Oder hat ſich etwa der Ton der Engliſchen Kritik gegen Fürſt Pückler-Muskau durch philoſophiſche Gleichgültigkeit und Schonung ausgezeichnet? Hat ſie etwa hier die Perſönlichkeiten und Klatſchereien, mit welchen die Blätter dieſes Schriftſtellers angefüllt ſind, ruhig überſehen?"

„Ja, auch ein Amerikaniſcher Schriftſteller über England, der ſich ein wenig revanchiren und Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, iſt dafür nicht wenig angezapft worden. Das furchtbare, lange, und ſpitze Horn des Bullen (John Bull's) hat ſich vierzig Jahre lang in Jonathan's Seite tief eingebohrt, und wenn der arme Dulder unter dieſer Pein nur ein wenig muckſt, ſo ſchreit ſchon ganz Europa über ſein mürriſches, unfreundliches Weſen. Kommt dagegen Bruder Jonathan den anderen Tag in einem unüberlegten Augenblick mit der Abſicht, auch nur die geringſte Vergeltung auszuüben, ſo iſt die ganze Albemarle-Street in der heftigſten Aufregung."

„Was uns betrifft, ſo können wir dieſe unverſchämte Zügelloſigkeit, auf welcher Seite des Meeres ſie ſich auch zeigen mag, durchaus nicht billigen, und nimmermehr ſind wir im Stande, zu begreifen, wie ſich Engliſche oder Amerikaniſche Herren und Damen gerade als fremde Reiſende, oder vielmehr als Schuldner, die ſich durch mannigfache Gaſtfreundſchaft und Gefälligkeiten verpflichtet ſind, von all den gewöhnlichen Schranken der guten Erziehung losmachen können, die jeder in ſeinem Vaterlande von Stadt zu Stadt Reiſende mit Ehrfurcht zu achten weiß."

„Doch außer dieſer Verletzung des Vertrauens und der undankbaren Vergeltung der Gaſtfreundſchaft, die ſo ſehr zu rügen iſt, finden wir bei manchen von dieſen Touriſten noch etwas weit Aergeres. Es giebt nämlich Leute, welche ganz expreß mit der offenen Abſicht die Reiſe unternehmen, zu Hauſe einen politiſchen Effekt zu machen, und die alſo auf jede Weiſe Stoff zur Herabſetzung und Verleumdung unſeres Landes ſuchen oder, was bei ſolcher Abſicht ganz daſſelbe iſt, erfinden. Die Verfaſſer ſolcher Bücher haben eigentlich den größten Schaden gethan, ſie haben am meiſten dazu beigetragen, jene Stimmung hervorzurufen, welche Herr von Tocqueville etwas übertreibend Haß gegen England nennt. War doch unter der Regierung Ludwig's XIV., als der König den ganzen Staat repräſentierte, eine beleidigende Deviſe auf einer Medaille, die nicht einmal von ganz ſicherer Authentizität war, unter den Urſachen des Krieges, mit welchem dieſer Monarch Holland heimſuchte."

„Die innerſte menſchliche Natur war zu allen Zeiten, wie auf beiden Seiten des Atlantiſchen Meeres, ſtets dieſelbe, und es hieße wahrlich, die Kraft und Wirkſamkeit der Engliſchen Preſſe verkennen, wenn man behaupten wollte, daß die verſchiedenen Führer und Mitarbeiter derſelben, ſobald es ihnen einfällt, zwiſchen den beiden Ländern Mißverſtändniß und Erbitterung zu erregen, auch nur im Geringſten ihr Ziel verfehlen würden."

Bibliographie.

The old world and the new. (Die alte und die neue Welt.) Reiſebemerkungen auf einer Tour durch Europa. Von Orville Dewey. 2 Bde. New-York.

Open convents. (Ueber Mönchs- und Nonnen-Klöſter, namentlich aber über deren Unzuläſſigkeit in republikaniſchen Staaten.) Von T. Dwight. New-York.

Notes on the Wisconsin territory. — Von Lieutenant Albert M. Lee.

American oratory. (Ausgewählte Reden berühmter Amerikaner.) Philadelphia.

History of Texas. (Geſchichte von Texas.) Von D. B. Edward.

The works of Benj. Franklin. (Franklin's Werke.) Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Jared Sparks. Band 1 und 2. — Boſton.

Mannigfaltiges.

— Maria Stuart. Zu den intereſſanten Aktenſtücken, die in neuerer Zeit über dieſe unglückliche Königin publiziert worden ſind, kommt nun auch der Briefwechſel, den ſie mit ihrem Geſandten Glascow in Paris, während ihrer Gefangenſchaft, geführt hat. Es haben ſich dieſe Briefe bisher in einer Privat-Bibliothek in Paris befunden, und die in dieſer Hauptſtadt erſcheinende „Revue rétrospective" hat das Verdienſt, ſie zuerſt an das Licht zu ziehen. Das Journal des Débats hat indeſſen bereits vor zwei Jahren auf das Vorhandenſeyn dieſer Korreſpondenz aufmerkſam gemacht. Die Königin ſtellt ſich auch darin ganz in der Weiſe dar, wie wir ſie bereits kennen, nämlich bald als ein kindiſch ſpielendes, kokettes und putzſüchtiges Weſen, bald aber auch als eine gemüthvolle, Frankreich, ihr zweites Vaterland, mit wahrhafter Schwärmerei liebende und höchſt bedauernswerthe Frau, die ihr Unglück mit Faſſung und Seelengröße trägt.

— Bulwer und der Verlag der Klaſſiker. In Bezug auf die in unſerem letzten Blatte gegebene Nachricht über Bulwers „Zeitgenoſſen" wird uns die Berichtigung, daß die unter der Firma „Verlag der Klaſſiker" ſeit kurzem etablirte Stuttgarter Buchhandlung das genannte Bulwerſche Werk in einer Deutſchen Ueberſetzung, und zwar mit dem Hinzufügen angekündigt habe, daß der Verfaſſer ſich gegen ſie anheiſchig gemacht, das Engliſche Original erſt in vier Jahren zu publiziren, ſo daß die Deutſche Buchhandlung allerdings bis dahin gegen jede konkurrirende Ueberſetzung geſchützt wäre. Nach dem indeſſen, was wir von Engliſchen und namentlich von Bulwerſchen Honoraren wiſſen, iſt es kaum glaublich, daß ein Deutſcher Verleger, der nur auf ſein eigenes und nicht auch auf das Engliſche Publikum angewieſen iſt, bei einer ſolchen Speculation ſeine Rechnung finden würde. Bulwer müßte in einem ſolchen Falle um ſo mehr auf das höchſte Honorar beſtehen, als er ja riskirte, daß einer ſeiner Landsleute die Deutſche Ausgabe ſeines Buches zurück ins Engliſche überſetzte, bevor er noch das Original ſelbſt publiziert hätte. Ja, eine ſolche Speculation, beſonders von Seiten Engliſcher Journale, iſt um ſo wahrſcheinlicher, wenn die „Zeitgenoſſen" nach den uns vorliegenden Proben, aus kurzen Charakteriſtiken à la Labruyère beſtehen und daher auch zur Mittheilung von Fragmenten oder einer pikanten Auswahl vollkommen geeignet ſind. Nach allem dieſen möchte man daher das angekündigte Werk viel eher für einen neuen „Waladmor" halten, den Wilibald Alexis bekanntlich dem Walter Scott mit ſolchem Glücke nachgebildet hat, daß er wenigſtens in Deutſchland eine Zeit lang für das Werk des Schottiſchen Unbekannten wirklich angeſehen wurde.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 40. Berlin, Montag den 3. April 1837.

England.

Graf Eſſex und Sir Walter Raleigh, von Rob. Southey.

Die unter dem Namen „Cabinet-Cyclopaedia" erſcheinende Sammlung werthvoller neuer Werke bringt jetzt eine Reihe von Biographieen Engliſcher Admirale, mit einer überſichtlichen Geſchichte der Engliſchen Marine zur Einleitung, aus der Feder des gekrönten Dichters Robert Southey.*) Der unerhörte Beifall, womit das Leben Nelſon's, von demſelben Verfaſſer, — in der That die trefflichſte Biographie, deren irgend eine Sprache ſich rühmen kann, — vom Publikum aufgenommen worden iſt, hat die Redakteure der Cyclopaedia wahrſcheinlich veranlaßt, ſich für dieſen Gegenſtand an Southey zu wenden. Niemand hat aber auch wohl einen ſolchen Stoff beſſer in ſeiner Gewalt, als er; Niemand vielleicht brächte eine ſo ausgebreitete Beleſenheit und eine ſo kernige, patriotiſche Geſinnung zu dieſer Arbeit mit. Southey's Lebensbeſchreibungen der Britiſchen Admirale dürften dem Engliſchen Publikum eine lange und reiche Folge von Unterhaltung und Belehrung gewähren.

Inzwiſchen ſcheint doch das Ganze etwas zu weitläuftig angelegt zu ſeyn. Der vorliegende Band enthält das Leben zweier Männer, Robert Devereux's Grafen Eſſex und Sir Walter Raleigh's. Die Ereigniſſe, welche er darſtellt, füllen kaum ein halbes Jahrhundert. Wie ſoll das werden, wenn allen ausgezeichneten Seehelden Englands in den letzten Jahrhunderten gleiche Ehre widerfahren ſoll? da würden funfzig Bände nicht zureichen. Dieſen Fehler hat übrigens das Werk mit allen übrigen Theilen der Cabinet-Cyclopaedia gemein; die ganze Sammlung zeichnet ſich dadurch aus, daß auf Raumverhältniß, auf Methode, auf Ziel und Ende ſo gut wie gar nicht geſehen wird.

Robert Devereux, Graf Eſſex, war 1567 geboren und ſtarb bekanntlich 1601 eines tragiſchen Todes auf dem Blutgerüſt. Es iſt ein auffallender Umſtand, daß auch ſein Vater und ſein Großvater vor ihrem 36ſten Jahre geſtorben waren; der Vater, erzählt man, rief noch auf dem Sterbebette den jungen Robert zu ſich und bat ihn, allezeit an die 36 zu denken. Von der Gemüthsart dieſer ſeiner Vorfahren wiſſen wir nichts, aber an ihm, an Eſſex ſelbſt, bewährte ſich das Wort der Schrift: der Blutdürſtige wird nicht die Hälfte ſeiner Tage leben. Alles, was er erreichte, verdankte er ſeiner Stellung in der Geſellſchaft und der Gunſt Eliſabeth's, die, ihrem eigenen beſſeren Urtheil zum Trotz, ſich immer aufs neue durch die anmuthige äußere Perſönlichkeit des Günſtlings gewinnen ließ. Sein Lebenslauf war wenig rühmlich: von Jugend an ſittenlos, gedankenlos, der Verſchwendung auf niedrige Weiſe ergeben und eitel bis zur Albernheit; nicht beſſer ſah es mit ſeinem übrigen Leben aus. Uebermüthig bauend auf die Königliche Gunſt und überzeugt, daß ſie ihren Freund nicht im Stich laſſen würde, wenn auch Alles ihn verließe, hätte es ihm nicht ſchwer fallen dürfen, die hohen und wichtigen Aufträge, die ihm zu Theil wurden, muthig und geſchickt zu vollziehen. Er hingegen ſcheiterte ſchimpflich mit allen oder beinahe mit allen. Er, der charakter- und talentloſe verzärtelte Glückspilz, machte ſich, wie Alle ſeines Gleichen, durch frechen Uebermuth unzählige Feinde. Einer von dieſen, ein Mann ähnlichen Schlages wie er ſelbſt, war Raleigh, den Eſſex als Befehlshaber der gegen Cadix ausgeſchickten Flotte unverſöhnlich beleidigte. Dafür verfolgte Raleigh den Grafen mit grimmigem Haß bis zu ſeiner Todesſtunde und drängte ſich, als triumphirender Zeuge, zu ſeiner Enthauptung im Tower. Es war aber nicht bloß Mangel an Verſtand und Fähigkeit, wodurch Eſſex ſich im Dienſte ſeiner Königin verging; er beleidigte ſie beſtändig durch ſeine abgeſchmackte Eitelkeit, ſeine kindiſche Reizbarkeit, er ermüdete ſie mit unvernünftigen Klagen, er erwies ihr Ungehorſam und Trotz. Zweimal ſogar wurde er zum Verräther, ein Umſtand, der erſt ſpäter bei ſeinem Prozeß und ſeiner Verurtheilung allgemein bekannt wurde. Als Vice-König von Irland nämlich ſtand er in geheimem Vernehmen mit dem Rebellenhaupt Tirone, um ſich ſelbſt auf den Thron von England zu ſchwingen; ob er ihn mit Eliſabeth zu theilen oder ſie herabzuſtoßen gedachte, iſt nicht ausgemacht. Als er endlich wegen vielfacher, grober Vergehen ins Gefängniß geworfen wurde, hätte er noch immer mit irgend gewöhnlichem Maße von Verſtand und Geduld ſein Leben retten können; aber er machte es, wie alle verdienſtloſe Emporkömmlinge: im Glück hochfahrend und trotzig, verlor er bei hereinbrechender Widerwärtigkeit den Kopf und verſank in den elendeſten Kleinmuth. Man kann nichts Verächtlicheres leſen, als ſeine noch aufbehaltenen bittenden Briefe an die Königin. Zu ſeinem Unglück und zum Glücke für das Land, das ihn los wurde, war er auch im Kerker noch nicht der Mann, bei Einem Betragen zu beharren; jedes Lüftchen änderte ſeine Entſchlüſſe; er, der eben noch demüthigſt um Verzeihung gebeten, verſtieg ſich auf einmal zu trotzigen und beleidigenden Worten, warf ſich dann wieder ſchmählich in den Staub, kroch, trotzte, drohte, heuchelte und nahm abermals zum Verrathe ſeine Zuflucht. Von ſeinem Kerker korreſpondirte er mit Päpſtlichgeſinnten und Puritanern, verſprach ihnen, ſich ihrer Rechte anzunehmen, und erbat ſich dafür ihren Beiſtand, um alle ſeine perſönlichen Feinde vom Hofe zu entfernen, das hieß mit anderen Worten, die Königin zu vertreiben oder gar zu ermorden. Selbſt nach einem ſolchen Vergehen ſträubte ſie ſich noch aus allen Kräften gegen das Todesurtheil, und hätten nicht ſämmtliche Höflinge den Günſtling wüthend gehaßt und ſich zu ſeinem Tode verſchworen, Eſſex wäre am Ende noch in Freiheit geſetzt, vielleicht gar wieder zu Gnaden angenommen worden. Die Geſchichte von dem Ringe, den er der Königin geſchickt und den die Gräfin Nottingham unterſchlagen haben ſoll, iſt abgeſchmackt erſonnen. Eliſabeth war damals 67 Jahr alt, und es war durchaus nicht zu hoffen, ſie jetzt noch bei einer weiblichen Schwäche zu faſſen. Die Hinrichtung war, nach der vorliegenden Darſtellung, gerecht, wie wenige in der Geſchichte; der verächtliche Verräther ſtarb, und keine menſchliche Seele beweinte ihn, außer ſeiner Witwe; aber auch dieſe tröſtete ſich bald und heirathete — wie laſſen Southey reden — „und heirathete den Grafen Clanricarde; in Folge dieſer Vermählung bekehrte ſie ſich zu einer Religion, der zufolge ſie glauben mußte, ihr erſter Gemahl Sidney, ihr zweiter Eſſex und ihr Vater Walſingham ſeyen zu ewigen Höllenqualen verdammt."

Wenn es von Sir Walter Raleigh gleichfalls gilt, daß er ſeinen Rang an Eliſabeth's Hofe mehr dem Glück als dem Verdienſt verdankte, ſo muß man doch in ihm einen fähigeren und kräftigeren Geiſt und einen ſtandhafteren Charakter anerkennen, als an ſeinem Feinde Eſſex. Auch er war ohne Geſinnung und Grundſatz, liederlich, eitel, ſelbſtgefällig in gleichem Grade, der Verſtellung in noch höherem Grade fähig als Eſſex. Er war durch und durch falſch und durch und durch ſittenlos. Seine vielen Liebes-Intriguen gereichten der Königin zu großem Verdruß; denn bei all ihrer Gunſt für Raleigh konnte ſie es nicht leiden, wenn an ihrem Hofe ein anderes Frauenzimmer bewundert wurde als ſie. Man erſtaunt über die Verwegenheit Raleigh's, mit der er der Königin, in Ausdrücken der demüthigſten Liebesverzweiflung, ewige Treue zuzuſchwören, ihr zu ſchwören wagt, daß er keine außer ihr liebt. Und das that er nicht Einmal, ſondern oft!

„Dieſes Unterfangen wäre unglaublich", ſagt Southey, „wenn uns nicht ein Brief von Raleigh an Cecil aufbehalten wäre, worin er ſich ſelbſt in ſeiner Rolle ſchildert. Der Brief enthielt Anfangs nur Geſchäftsberichte in Beziehung auf Raleigh's Kommando; er war nämlich Hauptmann in der Leibwache der Königin. Dann auf einmal geht er in die übertriebenſten phantaſtiſchen Schmeicheleien über, die ein Mann von ſeinem Geiſte auszuſprechen und eine Königin von Eliſabeth's Größe zu empfangen ſich gleich ſehr hätten ſchämen ſollen. „Mein Herz", ſchreibt er, „mochte nie zuvor brechen bis auf dieſen Tag, da ich höre, daß unſere Königin ſo weit von hinnen reiſt, die Königin, der ich ſo manches Jahr auf manchen Reiſen mit großer Liebe und treuer Sehnſucht nachgegangen, wo ich jetzt dahinten bleiben muß, wie in einem wüſten finſteren Kerker in der Einſamkeit. So lange Sie noch in meiner Nähe war, daß ich alle zwei oder drei Tage von ihr hören mochte, da war mein Kummer noch geringer, aber jetzt, da ich Euch ſchreibe, iſt mein Herz ganz und gar in Gram und Elend verſunken. Ich, der ich gewohnt war, unſere tapfere Königin zu ſehen, hoch zu Roß wie Alexander, jagend wie Diana, einherſchreitend wie Venus, und zu ſchauen, wie ihr die blonden Locken im Wind um die klaren Wangen flatterten, wie einer Waldes-Nymphe, und wie ſie im Schatten unter den Bäumen ſaß, gleich einer Göttin, und wie ſie ſang, gleich einem Engel, und zur Harfe ſpielte, gleich einem Orpheus, — denkt Euch meine Schmerzen! Was iſt dieſe Welt, wenn ein Verluſt mich aller dieſer Luſt beraubt! O, du hohe Herrlichkeit, die, ſagt man, den Unglücklichen gnädig erſcheinen ſoll, was iſt aus Deiner Verheißung geworden? Alle Wunden vernarben, nur die ſchmerzlich verwundete Phantaſie nicht: aller Kummer wird geheilt, nur der Kummer um Weiber nicht. Sagt mir, wann kann ſich Freundſchaft beſſer erproben, als im Mißgeſchick? Und wo kann die Gnade ſich herrlicher zeigen, als bei Vergehungen? — Rächen und Strafen, das iſt der Thiere und der Sterblichen Erbtheil; da iſt göttliche Huld, wo Mitleid und Verzeihung iſt. All die Erinnerung vergangener Jahre, die Liebe, die Seufzer, der

*) Lives of the British Admirals, with an introductory view of the naval history of England. By Robert Southey. London, 1837.

Digitized by Google

Kummer, das Verlangen, — kann denn das Alles ein Mißgeſchick nicht aufwiegen? Kann ein ſolches Meer von Süßigkeit einen Tropfen Galle nicht verhüllen? Edler Herr, ich mag zum Schluß wohl rufen: Spes et fortuna valete. Die Herrin, auf die ich hoffte und vertraute, iſt von hinnen gegangen, und für mich hat ſie nicht einen Gedanken des Mitleids, nicht eine Rückſicht auf Alles, was zuvor geweſen iſt. Nun könnt Ihr mit thun, was Ihr beliebt. Ich bin des Lebens müde und wünſche meinen Tod mehr, als meine Feinde danach verlangen; und könnte ich für die ſterben, um derentwillen ich ſterbe, ich wollte mich in Leben und Tod für den glücklichſten Menſchen achten. Der Eurige, Namens und Titels nicht würdig. W. R."

Zur nämlichen Zeit aber, wo er dieſen Brief ſchrieb, hatte er eine von Eliſabeth's Ehrendamen verführt und ſtand im Begriff, ſich ins Geheim mit ihr zu vermählen.

So wenig ſich Raleigh aus Worten ein Gewiſſen machte, ſo wenig macht er's aus Thaten ... All ſein Reichthum war auf die übelſte Weiſe erworben, und auch als Seeheld war er eigentlich nur ein Seeräuber; denn während des tiefſten Friedens zwiſchen England und Spanien ließ er nicht ab, Spaniſche Beſitzungen und Schiffe zu plündern und zu kapern. Als er mit Vollmacht der Königin als Gouverneur einer Engliſchen Kolonie nach Virginien ging, betrug er ſich dort auf die unedelſte und ungehörigſte Weiſe gegen die armen Indianer, und bei der Hin- und Rückfahrt, ſo wie bei ſeinen übrigen Streifzügen, nahm er jede Gelegenheit zu Raub und Plünderung an den Spaniern wahr. Doch that er nicht dieſen allein die Ehre an, „ſondern", ſagt Southey, „durch die Gunſt der Königin und unter dem Schirm verkehrter Geſetze gelang es ihm, und er machte ſich kein Gewiſſen daraus, manchen Raub vom Gute der Kirche an ſich zu bringen. Als Doktor Caldwell von der Königin zum Biſchof von Salisbury ernannt wurde, trennte ſie von der Pfründe die reichen Ländereien von Sherburne nebſt Park und Schloß und ſchenkte dieſe spolia optima des Bisthums ihrem Günſtling." Es muß indeſſen hinzugefügt werden, daß der Biſchof ſelbſt mit der Beraubung ganz zufrieden war; ſeine Einwilligung hiezu war die Bedingung, unter welcher er die Pfründe erhielt, und er hätte wohl noch manches größere Stück fahren laſſen, um den Reſt zu bekommen.

Die merkwürdigſte, abenteuerlichſte und zugleich gewiſſenloſeſte Unternehmung Raleigh's war die Expedition nach Süd-Amerika, um das fabelhafte Eldorado aufzuſuchen. Da dieſes ſich nicht finden ließ, überfiel die Flotte mitten im Frieden die Spaniſchen Niederlaſſungen. Nach den klarſten, unleugbarſten Vorſchriften des Völkerrechts hatte Raleigh hierdurch ſein Leben verwirkt. Da er überdies wenig oder gar keine Beute nach Hauſe brachte, ſo wurde er vom Hofe und vom Volke ſehr kalt empfangen. Dem beſchloß er nach gewohnter Weiſe entgegenzutreten mit frechen Lügen und eiſerner Stirn. Wir laſſen Southey erzählen:

„Raleigh wurde nach ſeiner Zurückkunft bei Hofe nicht vorgelaſſen, auch beim Volke fand er nicht Gunſt noch Beifallsruf, weil er keine Beute mitgebracht; ſeine Erzählung von den Reichthümern des Landes, wohin er gefahren, fand keinen Glauben. Er ließ ein Buch ausgehen unter dem prahlenden Titel: „Die Entdeckung des großen, reichen und herrlichen Königreiches Guiana, nebſt einem wahrhaftigen Bericht von der großen goldenen Stadt Manoa, ſo bei den Spaniern Eldorado heißt, auch von den Provinzen Emeria, Aromaja, Amapaja und anderen Landſchaften nebſt ihren Flüſſen; geſehen und beſchrieben von Sir Walter Raleigh." In der Vorrede und Dedication nahm er den Mund voll ungeheurer Verſprechungen, die aber den nöthigen Kredit weder verdienten, noch fanden; im Gegentheil, die Erfahrung von ſeiner Reiſe, die mit lauter Verluſt endete, kühlte den Entdeckungseifer und den habſüchtigen Unternehmungsgeiſt gewaltig ab."

Das ganze Buch von Raleigh war eine große ſchändliche Lüge. Herr Southey drückt das ſehr mild aus; er ſpricht von den „abſichtlichen Uebertreibungen" ſeines Helden, von ſeinen „Bemühungen, die Welt zu täuſchen", von ſeiner „geringen Gewiſſenhaftigkeit"; er giebt ihm Schuld, daß er bei ſeinen Beſtrebungen, eine neue Expedition nach Guiana zu Wege zu bringen, „auf Wahr oder Falſch kein ſonderliches Gewicht legte." Man kannte indeſſen Raleigh's Charakter in ganz England; Jeder wußte, wie verſtellt, wie lügenhaft, wie durch und durch liederlich er war; Jeder mißtraute ſeinen Schauſpielerkünſten. Southey ſagt: „Weil er nie recht gerade zu Werke ging, traute man ihm auch in wichtigeren Dingen ſtets eine krumme und betrügeriſche Politik zu." Es war aber noch viel ärger; man konnte ſich wirklich nicht genug vor ihm hüten; er war der abſcheulichſte, treuloſeſte Menſch.

Es würde die Leſer ermüden, wenn wir bei all den ſchlechten Künſten und Kniffen dieſes Mannes verweilen ſollten, den man uns in manchen Büchern, und namentlich auch in Walter Scott's „Kenilworth", als einen tugendhaften, mißhandelten Helden bewundern lehrte. Eilen wir zu ſeinem Ende. Die große Kunſt, ſich Feinde zu machen, verſtand er noch beſſer, als Eſſex; doch glückte es ihm, ſo lange Eliſabeth regierte, den Sturm abzuhalten. König Jakob empfing ihn ſehr froſtig und entzog ihm das Amt, welches er bei Hofe bekleidete. Um ſich zu rächen, ließ Raleigh ſich in ein Komplott ein, von deſſen Zweck wir nichts Näheres wiſſen; alle Zeitgenoſſen und Schriftſteller ſind darüber einig, daß es ein verzweifelter Streich war. Man ſperrte ihn in den Tower, wo er einige Jahre zuvor mit roher Freude ſeines Feindes Haupt fallen ſehen. Die Unterſuchung nahm ſchnell ihren Lauf, die Beweiſe galten als überzeugend, und es erfolgte ein Todes-Urtheil. Mehrere ſeiner Mitſchuldigen wurden wirklich enthauptet; ihm ſelbſt ließ der König unverdiente Gnade widerfahren, er blieb als Gefangener im Tower. Seine Güter, und namentlich die Ländereien von Sherburne, wurden eingezogen; dagegen ſetzte der König der Lady Raleigh ein Geſchenk von 8000 Pfund aus, für die damalige Zeit eine ſehr große Summe. Ueber zwölf Jahre blieb Raleigh eingeſperrt, und dies waren fürwahr die zwölf unſchuldigſten Jahre ſeines Lebens. Seiner Gemahlin und ſeiner Dienerſchaft war es verſtattet, ihm Geſellſchaft zu leiſten.

Es iſt bekannt, wie Raleigh nach ſeiner Freilaſſung einen letzten, unſinnigen und ungeſchickten Plan ausheckte: eine abermalige Expedition nach dem Spaniſchen Kontinent von Amerika. Ließ ſich König Jakob von der Zunge des Abenteurers beſchwatzen? es ſcheint beinahe. Die Expedition ſcheiterte bekanntlich vollſtändig. Raleigh verlegte ſich auf ſeine alte Praxis, Seeraub gegen die Spanier zu treiben; aber der König nahm es ſtrenger mit ihm. Zwiefach des Todes ſchuldig, erſt wegen verſuchten Verraths, dann wegen Bruch des Völkerrechts, wurde Raleigh bei ſeiner Rückkehr nach England feſtgenommen und hingerichtet.

Wir nehmen von dem gehaltreichen und wichtigen Buche Southey's freundlich Abſchied und empfehlen es nicht bloß künftigen Geſchichtſchreibern als ein wohl zu nutzendes Hülfsmittel, ſondern auch vornehmlich den Leſern, die bei Hume und dem Heere ſeiner Nachtreter nach etwas nahrhafterer Speiſe begierig geworden ſind.

Bibliographie.

Travels in Crete. — Von Rob. Paſhley. 2 Bde. 42 Sh.

Johnsoniana. — Ein Nachtrag zu Boswell's Leben Johnſon's. 24 Sh.

Britannia. — Die ſittlichen Verhältniſſe Britiſcher Seeleute. Von dem Geiſtlichen John Harris. 4½ Sh.

Anti-Mammon. — Von zwei Geiſtlichen. 6½ Sh.

Spanien.

Winter-Vergnügungen in Madrid.*)

Man muß die Spanier in ihrer Häuslichkeit, in ihren Familienkreiſen beobachten, wenn man ihre guten Seiten und ihre trefflichen Eigenſchaften kennen lernen will. Hier nur geben ſie ſich ſelbſt. Denn ſo ſehr auch ſeit zweihundert Jahren die Herrſchaft der Inquiſition und die Macht der Finſterniß das moraliſche Gewicht des Staates vernichtet hat, iſt doch, wunderbar genug, das Individuum von dieſem verderblichen Einfluſſe frei geblieben. Bei jedem anderen Volke wäre unter ſolchen Umſtänden der National-Charakter gewiß völlig ausgeartet; Dumpfheit, Verſklavung und Käuflichkeit würden ſeine Merkmale geworden ſeyn; aber in Spanien war das Fundament ſo ſolide, daß ſelbſt das chevalereske Weſen des Mittelalters noch nicht ganz verwiſcht iſt. Das Einzige, was die Umſtände herbeigeführt haben, iſt, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, eine Art von Getheiltheit in der öffentlichen Moral, eine Getheiltheit, vermöge deren, in Folge eines ſtillſchweigenden Einverſtändniſſes, das Allerſchlimmſte und das Allerbeſte in derſelben Perſon ſich neben einander finden kann. So kann z. B. der feile Beamte, der beſtechliche Richter, in ſeinem Hauſe ein höchſt achtungswerther ſicherer Mann ſeyn, dem Ihr Euer Geld ungezählt anvertrauen dürft. Gemeingeiſt giebt es freilich in Spanien nicht; nach dieſer Seite hin iſt jede Regung unterdrückt, jedes echt menſchliche Gefühl erſtorben; wendet Ihr Euch aber nach der anderen Seite, zu dem Gaſtfreunde, dem Familienvater, ſo werdet Ihr entzückt ſeyn über den Adel, die Einfachheit und das Wohlwollen, die Ihr hier antrefft.

Was dem Fremden, der in Madrid ankommt, zunächſt in die Augen fällt, iſt die Art und Weiſe, mit der man hier den Ueberbringer eines Empfehlungsſchreibens aufnimmt. Die Franzoſen gelten im Allgemeinen für ſehr höflich, aber gegen die Spanier ſtehen ſie in dieſem Punkte doch zurück. Iſt man einmal einem Spanier empfohlen, ſo ſtehen er und ſeine Zeit uns völlig zur Verfügung. Zunächſt bietet er Euch ſein Haus förmlich an, und es giebt in dieſer Beziehung eine ſtehende Formel: La casa está a la disposicion de Usted; was ſogar mehr als bloße Formel iſt, denn Ihr könnt kommen, wann Ihr wollt, und Ihr werdet immer dieſelbe freundliche Aufnahme finden. Und wenn ſie auch in ihrer gewöhnlichen Ruhe nicht immer viele Umſtände bei Eurer Bewirthung machen, ſo könnt Ihr doch wenigſtens ſicher ſeyn, niemals ungelegen zu erſcheinen und niemals als ein Ungelegener behandelt zu werden.

Im Sommer ſieht man ſich faſt nur im Prado; hier ſtellt man ſich vor, und hier ſtattet man ſeine Viſiten ab. Die Promenade im Prado, die Cigarre und das Gefrorne bilden nebſt den Stier-Rennen faſt ſämmtliche Sommer-Vergnügungen. Im Winter aber iſt der Prado kein angenehmer Ort mehr; denn ungeachtet ſeiner ſüdlichen Breite iſt doch die Kälte in Madrid beinahe unerträglich. Die hohe Lage der Stadt — 600 Metres über der Meeresfläche — und die Nähe des Gebirges machen, daß die Kälte hier eine ganz beſondere Intenſität hat. Man friert in Madrid bei vier Grad weit mehr, als in Paris bei zwölf. Vom Guadarrama her weht ein ſo ſcharfer Wind, daß er uns die Bruſt förmlich durchſchneidet, und wenn man ſich nicht, beſonders ſo oft man gegen den Wind geht, ſorgfältig in ſeinen Mantel einhüllt und den Mund mit dem über die Schulter geworfenen Ende verdeckt hält, ſo riskirt man eine Lungen-Entzündung, an der man in wenigen Tagen geſtorben ſeyn kann. Zuweilen freilich kommen auch einige heitere, warme und ſonnenhelle Tage, die jene Eis-Temperatur ein wenig unterbrechen; dann glaubt man ſich mit einem Mal im Monat Mai, und es iſt, als ob die Bäume ausſchlagen müßten; alle Welt geht an dieſen Tagen aus, und die Leute aus dem Volk legen ſich auf offener Straße an den Mauern und auf den Stufen des Trottoirs hin, froh des Lebens, froh ihrer Sonne, dieſer unſchätzbaren Freundin, dieſes köſtlichen Schatzes, den keine Revolution ihnen rauben kann. Solche Tage ſind jedoch höchſt ſelten, und mit dem Eintritte des Winters macht der ſo[illegible] unwirthbare Salon des Prados den Abend-Verſammlungen, den Tertulias, Platz.

*) Nach dem Journal des Debats.

Digitized by Google

Eine Tertulia in Madrid iſt ungefähr das, was man bei uns eine Soirée zu nennen pflegt; Geſang und Tanz ſpielen eine Hauptrolle bei dieſen Abend-Geſellſchaften. Doch geht das Konzert nicht dem Balle voran, ſondern Tanz und Muſik wechſeln bunt durch einander ab. Man tanzt Walzer und Contre-Tänze, wie in Paris; man ſingt, wie in Paris, Italiäniſche Arien mit ſogenannten chromatiſchen Tonläufen; man ſpielt endlich, wie in Paris, Variationen von Herz auf dem Pianoforte. Da jedoch dieſe Muſik dritten oder vierten Ranges etwas weniger gut als in Paris ausgeführt wird, ſo iſt ſie natürlich auch noch etwas langweiliger. Erwägt man dabei nun noch, daß die Spaniſchen Damen, die in ihrer eigenen maleriſchen Tracht ſo ſehr gewinnen, in Geſellſchaft nur die Franzöſiſchen Moden tragen, deren kleine Kunſtgriffe ſie keinesweges ganz inne haben, ſo kann man ſich leicht denken, daß eine Tertulia an ſich ſelbſt nichts ſehr Anziehendes iſt. Eine bemerkenswerthe und eben auch nicht annehmliche Eigenheit derſelben iſt überdies, daß, wie lange die Soirée auch dauern und wie groß die Hitze auch ſeyn mag, doch nicht einmal ein Trunk friſches Waſſer gereicht wird. Solche veraltete Gewohnheiten kommen dem eben angekommenen Pariſer allerdings etwas unſchmackhaft vor; doch die Spanier kümmern ſich darum nicht und amüſiren ſich in ihren Tertulias ganz außerordentlich. Ihre Sitten ſind in dieſer Beziehung noch ſo einfach, und ihre natürliche Fröhlichkeit iſt noch ſo unverdorben, daß ſchon der gute Wille, ſich zu amüſiren, den ſie überall mitbringen, zu ihrer Unterhaltung hinreicht. Um davon ein Beiſpiel zu geben, will ich Ihnen einen Ball von Perſonen der mittleren Klaſſe ſchildern, dem ich mehrere Mal beigewohnt habe. Man tanzte in einem großen völlig unausgeſchmückten Saale; der Fußboden beſtand aus Quadern von Ziegelſteinen, die weißgekalkten Wände zeigten ſich in ihrer natürlichen Nacktheit, und die Beleuchtung beſtand aus einer Art von Kronleuchter mit Talglichten, die ein Bedienter putzte, ſo oft eine Pauſe in den Contre-Tänzen eintrat. Die Erfriſchungen waren von der eben bemerkten Art, aber bei alledem fand man hier immer eine ſehr liebenswürdige und nicht ungewählte Geſellſchaft, die von ganzer Seele vergnügt war, und in der ſich außer mir gewiß Niemand fand, der ſich Zeit genommen hätte, auf die kärgliche Ausſtattung des Balles Acht zu geben.

Unabhängig von jenen Tertulias, die gewöhnlich in jedem Hauſe ein Mal wöchentlich ſtattfinden, verſammelt ſich auch noch bei einigen Leuten an jedem Abend ein traulicher Zirkel. Hier muß man ſich einführen laſſen, wenn man die ganze Liebenswürdigkeit des Spaniſchen Charakters kennen lernen will. Bei der geringen Abwechſelung, die das Leben in Madrid darbietet, iſt es kaum begreiflich, wo ſieben oder acht befreundete Perſonen alle Abend den Stoff hernehmen, um die Unterhaltung mit geiſtreichen Einfällen, ſpaßhaften Erzählungen und jener ewigen guten Laune zu würzen, die durch nichts verdrängt werden kann. Wir Franzoſen können von den Spaniern manche Dinge lernen; in der Politik, in der Finanzwiſſenſchaft und in der Adminiſtration ſollten ſie freilich bei uns in die Schule gehen, aber wir würden für die Anleihen, die ſie bei uns ſuchen, reichlich bezahlt ſeyn, wenn ſie uns dafür einige Elemente jener reizenden und ſorgloſen Fröhlichkeit mittheilten, die uns leider ſo ganz entfremdet worden ſind. Die Höflichkeit iſt zwar in ihren Zirkeln etwas abgemeſſen und mitunter ſogar peinlich: das Fragen nach dem gegenſeitigen Befinden, das Beglückwünſchen u. ſ. w. dauert ſehr lange und wird niemals abgekürzt; ja nach ſechs Monaten fragt man ſich bei täglichem Umgange doch noch immer ſo aus, wie am erſten Tage; doch dies abgerechnet, ſind die Manieren von einer überaus liebenswürdigen Einfachheit. So iſt es unter Anderem Gebrauch, daß die Frauen und jungen Mädchen alle junge Männer ganz kurz bei ihren Vornamen anreden; dieſe bedienen ſich natürlich deſſelben Vorrechtes, und eine ſolche Gewohnheit, ſo gleichgültig ſie auch ſcheint, verbreitet doch über die ganze Geſellſchaft ein herzliches und gemüthvolles Weſen, das man anderwärts nicht ſo leicht wiederfindet.

(Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Die Matadore der Handelswelt.

Der Handel iſt in vielen Stücken dem Kriege ähnlich: wie dieſer, hat auch er ſeine Schlachten und Kämpfe, ſeine Niederlagen und Siege, ſeine großen Züge und Manöver, ſeine Feldherren und Eroberer endlich, die über den engen Raum, in welchem ſie ſich bewegen, hinausſtreben, die es gleich den Cäſaren und Napoleonen des Krieges bedauern, daß es nicht noch neue unentdeckte Welten gebe, die ſie erobern könnten. Bei dieſen höheren auserwählten Geiſtern iſt der Ehrgeiz eben ſo ſehr eigenthümliches inneres Bedürfniß, als eine großartige kosmopolitiſche Tugend. Freilich in den rohen Anfängen einer Geſellſchaft, die noch der Wiege angehört, unter dem Einfluß einer Civiliſation, die nur ſehr langſam fortſchreitet, da ſind allerdings jene gemäßigten Wünſche, jene beſcheidenen Hoffnungen, jene genügſame goldene Mittelmäßigkeit, die von den Weiſen ſo ſehr geprieſen wird, vollkommen an ihrem Platz. Anders iſt es in einer thätigen arbeitsreichen Epoche, wie die unſrige, in einer Zeit des Reichthums und des Fortſchrittes, wo ſich ſämmtliche vorhandene Kräfte und Lebens-Elemente in ihrem vollſten Umfang zu entwickeln ſtreben; wer da, trotz der ſchönſten Talente und Fähigkeiten, trotz der günſtigſten Konjunkturen für den Handel, ſeinen Beſtrebungen gewiſſe unüberſteigliche Schranken ſetzen will und, wenn er dieſe erlangt, die Hände in den Schooß legend, ſich zu träger Ruhe verurtheilt, der begeht nicht nur an ſich und ſeiner Familie, ſondern auch an ſeinen Mitbürgern eine unverzeihliche Sünde; denn er läßt das ſchöne Pfund, welches ihm zu ſeinem und ſeiner Umgebungen Wohl anvertraut worden, ungenützt untergehen.

Der Neuling zwar wird faſt immer ſelbſt in den großartigſten und weiteſten Handelsſphären ſich im voraus ein beſtimmtes äußerſtes Ziel abſtecken, über deſſen Erreichung ſeine erſten und, wie er ſich feſt vornimmt, auch ſeine ſpäteren Wünſche nicht hinausgehen werden. In dieſen erſten Verſuchen und Anfängen, wo ihm noch von allen Seiten Hinderniſſe in den Weg treten, iſt die höchſte Perſpektive, die ihm aber nur noch wie in einem fernen unerreichbaren Traume vorſchwebt, hundert, zweihundert, dreihunderttauſend Thaler. Dies, ſagt er, ſoll der größte und letzte Kampfpreis meiner Wünſche und Hoffnungen ſeyn; über dieſe Ziffer hinaus werde ich nicht weiter ſtreben; habe ich ſie erreicht, ſo werde ich mich hüten, ſie gleich dem Seemann, den die trügeriſche Stille eines gefährlichen klippenreichen Meeres verführt, in neuen Speculationen preiszugeben, ſondern das Erlangte im Hafen der Ruhe genießen. So ſpricht er oder vielmehr träumt er; da kommt die Wirklichkeit mit ihren Erfolgen und ihren höher geſteigerten Wünſchen und Begierden, da ſind es nicht mehr dreimalhunderttauſend Thaler, die ſeinen geduldigen Hoffnungen genügen, jetzt braucht er ſchon eine halbe Million, und gebt ihm dieſe, ſo verlangt er die ganze. Da ſchreit der Haufe: Welcher Wahnſinn, ſein Leben mit immer neuen unaufhörlichen Arbeiten raſtlos durchzuquälen und in den gefährlichen Kämpfen der Handelswelt ſein Glück, Vermögen und Anſehen ſtets von neuem aufs Spiel zu ſetzen! — Der Haufe täuſcht ſich, er ſieht nicht, wie der wahrhaft große Geſchäftsmann in dieſer immerwährenden Thätigkeit nur ſeinen eigentlichen Beruf erfüllt und mit jenen wiederholten nie befriedigten Beſtrebungen noch mehr ſeinem Vaterlande und der ganzen Geſellſchaft nützt, als ſich ſelbſt und ſeiner Familie. Was verlangt ihr denn auch von ihm? Er ſoll ſich von den Geſchäften zurückziehen, gerade wenn er ihrer vollkommen Herr geworden, er ſoll mit Ruhe und Gleichmuth jenes herrliche Centrum des Glücks und der ſchaffenden Thätigkeit, das er ſich nach ſo vielen Anſtrengungen gegründet, zerſtören, er ſoll den Kampfplatz ungeſchickten Nachfolgern überlaſſen und vielleicht eine Stadt, eine ganze Gegend durch ſeine plötzliche Trägheit ins Unglück ſtürzen? — Freilich unter ſolchen Bedingungen kann überhaupt von keinem großen Handel mehr die Rede ſeyn.

Giebt uns doch die Natur ſelbſt im Bienenſtock und in den Biber-Geſellſchaften die ſchönſten Muſter jener großen Handels-Geſellſchaft in unſerer Civiliſation, wo ſich die Traditionen vom Vater auf Sohn fortpflanzen, wo der Name nicht untergeht, wenn auch die direkten Erben fehlen, wo vielmehr durch ihn die ſtolzen Erinnerungen eines Hauſes, das durch Natur oder Adoption eine ununterbrochene Kette von fleißigen, geſchickten Arbeitern aufweiſen kann, gewiſſermaßen verewigt werden.

Solches ſehen wir in Holland, England und den Hanſeatiſchen Städten vor uns: hier iſt der echte Handelsgeiſt tief in die Bevölkerungen eingedrungen, hier iſt für den Sohn, der im Handels-Comptoir geboren wird, ſchon im voraus ſein Weg gezeichnet; er wird die Bahn weiter verfolgen, wo ihm ſeine Vorfahren vorangegangen ſind, und wenn es ihm je eingefallen iſt, ſich in höhere Regionen verſteigen zu wollen, wenn ihn jemals gewiſſe Träume von Dichter-, Künſtler- oder Soldatenleben gequält haben, ſo werden ihm die Zahlen ſeines Vaters ſchnell davon helfen, er wird bald lernen, jene Träumereien, jene Phantaſieen und inneren Triebe zu unterdrücken und zu verachten: er wird ſeine Thaler zählen, ſeine Bankzettel aufhäufen, er wird jährlich neue ſechs Ziffern in ſein Inventarium einſchreiben und ſich endlich als unumſchränkter Herr über mehrere Millionen mit ſeinem Loos zufrieden geben. Uebrigens glaube man keinesweges, daß es dem Handel ganz und gar an Poeſie fehle; auch er hat ſeine höheren Phantaſieen und Freuden, ſeine Genüſſe und Begeiſterungen. Da handelt es ſich nicht bloß um todte Zahlen, da giebt es Operationen und Unternehmungen, wo ſämmtliche Fähigkeiten des Geiſtes hervorgerufen werden, wo hitzige Gluth und Leidenſchaft auf den Kampfplatz treten, Tage des Kampfes und der Arbeit, wo man alle Hinderniſſe überwinden muß, um den nächſten Morgen das Spiel aufs neue wieder anfangen zu können.

Die Franzoſen ſind erſt, ſo zu ſagen, ſeit geſtern in das merkantiliſche Leben eingeweiht; denn vor dem Colbertſchen Miniſterium fanden ſich nur ſehr wenige Ausnahmen davon. Daher jene Trägheit und Gleichgültigkeit, welche noch heute in dieſer Hinſicht dem ſonſt ſo waghalſigen und abenteuerlichen National-Charakter der Franzoſen anklebt, daher jene Vorliebe zur adminiſtrativen Laufbahn, die doch, voller Schwierigkeiten und Umwege, im Vergleich zum Handel ſo wenig Vortheile und Reize bietet, daher jenes Haſchen nach öffentlichen Stellen und Aemtern, um im Beſitz dieſer ein für allemal mit ſich fertig zu ſeyn und für immer ausgeſorgt zu haben, freilich mit Verluſt jener goldenen Unabhängigkeit, wie ſie die Herren der Fabriken und Comtoirs beſitzen. Daher iſt in Frankreich auch von alten ehrwürdigen Traditionen des merkantiliſchen Lebens nur wenig zu finden, einige Seeſtädte abgerechnet, die ſich einer langen und reichen Praxis zu erfreuen hatten. Iſt es nicht die höchſte Zeit, dieſe thörichte Stellen- und Aemterwuth auszurotten, die ſo weit getrieben wird, daß es bald faſt eben ſo viele Staatsbeamte als Staatsbürger geben wird? Und doch haben gerade die Franzöſiſchen Staatsbeamten ſeit einem halben Jahrhundert in den verſchiedenen Revolutionen mit ihren funfzehn bis ſechzehn Regierungen, von denen jede ihre neuen Kreaturen mitbrachte und die alten ſtürzte, gewiß die bitterſten Lehren und Warnungen bekommen.

In der That, wenn man das Loos eines Schreibers, ſelbſt eines Büreau-Chef, mit dem eines reiſenden Kommis vergleicht und ihnen vom Anfange ihrer Laufbahn bis zum Alter der Ruhe folgt, ſo ſieht man auf der einen Seite nichts als ein ſehr beſchränktes Gehalt, eine geringe Penſion und ein elendes Stubenleben; auf der anderen dagegen findet man Gewinn und Vortheile, eine wachſende Zunahme, angeſammelte Erſparniſſe und Summen, mit einem Wort einen ſteten Fortſchritt und zuletzt ein ganz hübſches Vermögen, das vor dem Alter weggelegt werden. Noch mehr: der reiſende Kommis kann ſelbſt einmal Kaufmann werden, und dann wird zuweilen ein großes Dorf, ja eine ganze Stadt der Lohn ſeiner Thätigkeit. Man frage in Saint-Etienne, das früher nur ein kleiner unbedeutender Flecken war, welches eigentlich

Digitized by Google

die Quelle ſeines wunderbaren Wohlſtandes iſt; man laſſe ſich dort erzählen, wie ſeine Bevölkerung ſo ſchnell auf mehr als 50,000 Seelen angewachſen iſt. — Saint-Etienne erinnert an eine andere, zwar weniger bevölkerte, aber durch ihren Reichthum, der die Schöpfung zweier Männer war, noch merkwürdigere Stadt, ich meine Neuchatel, die kleine Hauptſtadt des Schweizer Kantons, wo es nur der vereinigten Wirkſamkeit der Herren Pury und Pourtalès bedurfte, um auf den Bergen und in den Thälern dieſes Ländchens die größten Schätze aufzuhäufen.

Der erſte von dieſen beiden Männern, deſſen Geburtsort Neuchatel ſich immer mit Stolz nennen wird, wanderte in ſeiner Jugend nach Oſtindien, um daſelbſt ſein Glück zu ſuchen. Oſtindien bot damals, im vorigen Jahrhundert, gleich Süd-Amerika und den Antillen, einem thätigen, unternehmungsluſtigen Europäer die ſchönſten Ausſichten auf Glück und Reichthum. Aber unſerem jungen Reiſenden ging es anfangs ſchlecht; er verlor ſein beſcheidenes Handelspäckchen und kam in ſeinem Unglück auf den Einfall, an die Obrigkeiten ſeiner Heimath zu ſchreiben und ſie als ein Neuchateller Stadtkind um Hülfe und Unterſtützung zu bitten, damit er ſich andere Handelswaaren anſchaffen könne. Seine Wünſche wurden erhört, und als er in ſeinen Hoffnungen und Bemühungen durch neue unglückliche Umſtände betrogen wurden, ſchrieb er zum zweitenmal nach Hauſe und wurde auch diesmal wieder reichlich unterſtützt. Von nun an folgte das Glück Schritt für Schritt allen ſeinen Unternehmungen, es ſchien, als ob er die Menſchen und die Dinge nach ſeinem Belieben beherrſche, und mitten in der Trunkenheit ſo außerordentlicher und faſt wunderbarer Erfolge, da er ſchon Banquier des Königs von Portugal geworden und mit mannigfachen Ehren, Orden und Würden beladen war, erinnerte er ſich noch immer der erſten Dienſte, die ihm ſeine Vaterſtadt Neuchatel geleiſtet. Die zahlreichen Spenden und Geſchenke, die er während ſeiner Laufbahn hingeſchickt, ſchienen ihm noch nicht genügend; um die ganze Schuld ſeiner Dankbarkeit abzutragen, wartete er bis zu ſeiner Todesſtunde; da ſetzte er in ſeinem Teſtament die Stadt Neuchatel zur univerſalen Erbin ſeines Vermögens ein, das aus mehreren Millionen beſtand, wobei er jedoch keinesweges vergaß, auch ſeine unzähligen Verwandten reichlich zu beglücken. Mit dieſem Teſtament verband der Wohlthäter eine Bedingung, welche den Werth deſſelben verdoppelte: er verordnete die Gründung einer großen Erziehungsſchule, damit auch künftige Generationen, durch ausgezeichnete Studien dazu vorbereitet, das Glück und den Wohlſtand Neuchatels befördern könnten. Dieſe fürſtliche Freigebigkeit eines Kaufmanns hat ihre Früchte getragen und wird auch gewiß noch in der Zukunft die ſchönſten Reſultate liefern.

Was Herrn Pourtalès betrifft, ſo verbreiteten ſich deſſen Handels-Operationen über die beiden Hemiſphären; er war der Nebenbuhler des Hope'ſchen Handlungshauſes und der Vorläufer der Rothſchilds, und auch ſein Andenken wird in Neuchatel mit Stolz und Ehrfurcht bewahrt. Man kann ſeine verſchiedenen Comptoirs, aus welchen mehr als zwanzig Millionaire hervorgegangen ſind, mit dem Zelte des großen Alexanders von Macedonien vergleichen; hier, wie dort, ſind die Stellvertreter und Nachfolger des großen Mannes in ſeiner Schule gebildet worden und haben ſich in ſein Reich getheilt.

Angenommen, Herr von Pourtalès hätte einen ſehr beſcheidenen, genügſamen Sinn gehabt und ein ruhiges, ungeſtörtes Leben ohne Arbeit und Sorgen mehr als Alles geliebt, was wäre aus den Commis, deren Zukunft er geſchaffen hat, was wäre aus der Bevölkerung geworden, welcher er durch die Macht ſeines Beiſpiels einen reichen Kreis von Arbeit und Thätigkeit hinterlaſſen? — Dieſer raſtloſe, unermüdliche Mann fand nur in der Arbeit Ruhe und Heiterkeit; wie oft war er nach mehreren ſchlafloſen Nächten, nach einer Poſtreiſe von zweihundert Meilen, in Hamburg oder in London angekommen, um ſich daſelbſt eine ganze Woche lang mit den verſchiedenſten Angelegenheiten zu beſchäftigen, wobei er ſich kaum zwei Stunden Schlaf gönnte! Gleich Napoleon mußte er rings um ſich lauter Menſchen mit eiſernen Muskeln haben; aber freilich hatten dieſe dann auch nicht die geringſte Sorge mehr, er ſicherte ihnen die glänzendſte, unabhängigſte Stellung. — Derſelbe Mann gewöhnte ſich, trotz ſeines ungeheuren Vermögens, in allen ſeinen Lebensverhältniſſen an die größte Einfachheit und Genügſamkeit, an eine Oekonomie, die nichts mit dem Geiz zu thun hatte; denn ſie vertrug ſich vielmehr ſehr gut mit jener höheren freigebigen Großmuth, durch welche erſt eine weiſe Sparſamkeit gewiſſermaßen geadelt wird.

Als er eines Abends in ſeine Wohnung kam, fand er im Vorhof einige Laienbrüder von dem Hoſpiz des Sankt Bernhard, die in die Thäler hinabgeſtiegen waren, um daſelbſt für die gränzenloſen Bedürfniſſe einer ſo unbeſchränkten Gaſtfreundſchaft, wie ſie das Hoſpiz gewährt, Unterſtützungen und Spenden zu ſammeln. Sie fanden weder eine Lampe, noch ſonſt ein Licht, und Herr von Pourtalès war genöthigt, die ſammelnden Brüder zu führen. Auf den Ruf des Herrn erſchien eine Magd, und indem ſie am Feuer Licht anzünden wollte, warf ſie ein Zündhölzchen weg, welches ſie vergebens den Kohlen genähert hatte. — „Was machſt Du da!“ rief Pourtalès in ſtrengem Tone, „die andere Seite iſt ja noch brauchbar.“ Er hob das Hölzchen auf und brauchte es mit Erfolg. Man kann denken, mit was für Geſichtern die beiden Brüder ſich einander anſahen; ſtumm und in ihren Hoffnungen bitter getäuſcht, erwarteten ſie traurig die Rückkehr des vermeinten Knauſers; aber wie waren ſie erſtaunt, als der reiche Neuchateller zurückkam und einen ſchweren Sack mit 600 Schweizer Livres in der Hand mitbrachte. „Hier iſt meine Gabe für das Hoſpiz“, wandte er ſich an ſie, und Jene ſtammelten in ihrer Verwirrung einige unzuſammenhängende Dankſagungen. — „Aha, ich verſtehe Euch, Ihr könnt Euch mein Betragen nicht zuſammenreimen; aber eben dadurch, daß ich von jeher ſelbſt die beiden Spitzen eines Zündhölzchens nützlich anzuwenden wußte, kann ich Euch heute für Euer Hoſpiz dieſen Geldſack geben.“

Ein andermal ſah er einen ſeiner Commis, den er beſonders liebte, eine Feder, deren Spitze faſt ganz abgenutzt war, als unbrauchbar wegwerfen. Ein Blick des Herrn brachte den jungen Mann außer Faſſung; er erinnerte ſich an die Geſchichte vom Zündhölzchen und ſuchte vergebens, ſich mit dem ſchlechten Zuſtand einer alten nutzloſen Feder zu entſchuldigen. Herr von Pourtalès hob ſie ſtillſchweigend auf, las ſeine Zeitungen und Papiere weiter, und als ſich unter den Briefen einer aus Bordeaux fand, in welchem einer von ſeinen Korreſpondenten ihn um eine Friſt für eine Summe von hunderttauſend Franken bat, deren Abzahlung zur Verfallzeit ihn ruinirt hätte, wandte er ſich an den Commis: „Ich will Ihnen zeigen, wie man dieſe Feder noch brauchen kann“, und ſchrieb nun einen Brief, worin er für die Schuld noch ein Jahr lang Friſt gab und dem Schuldner einen neuen Kredit eröffnete.

In dieſen Zügen ſtellt ſich der Charakter des Mannes vollkommen heraus, ein Charakter, der ſich immer gleich blieb und der ihm die Achtung ſeiner Konkurrenten in ſo hohem Grade verſchaffte, daß man oft die Eröffnung einer großen Meſſe verſchob, bis er ſelbſt angelangt war. Uebrigens machte ihn dieſe Ehrerbietung keinesweges eitel und hochmüthig, ſo wie er wieder auf der anderen Seite, wenn man ihm die ſchuldige Achtung und Rückſicht fehlen ließ, ſich durchaus nicht gleichgültig oder ſchwach und nachgiebig bewies. Als z. B. in Amſterdam eine Coalition ſeiner Nebenbuhler ſämmtliche geſalzene Fiſche aufgekauft hatte, rächte er ſich dadurch, daß er alle Fäſſer und Tonnen, die er in Holland finden konnte, für ſich in Beſchlag nahm; in einigen Stunden war dieſe ungeheure Operation vollendet. Da kamen zwei Tage nachher ſeine Gegner zu ihm, ihn um Verzeihung zu bitten; es fehlte ihnen durchaus an allen Mitteln, ihre geſalzenen Vorräthe, die in den Magazinen aufgehäuft lagen, fortzuſchaffen. Nun, da die Lection einmal gegeben war, mißbrauchte er ſeine Vortheile keinesweges, ſondern begnügte ſich, an den Einkäufen, die ſie gemacht hatten, Theil zu nehmen. — Bei ſeinem Tode hinterließ er ſeinen Kindern gegen 40 Millionen; doch nach dem Beiſpiel des Herrn Pury vergaß auch er nicht, ſeine Vaterſtadt Neuchatel mit einer beſonderen Stiftung zu dotiren, und zwar mit einem Hoſpital, in welchem ſämmtliche Kranke, die nicht aus dem Kanton gebürtig ſeyen, ohne Unterſchied des Landes und der Religion, aufgenommen werden ſollten: gewiß ein herrliches Beiſpiel des großartigſten kosmopolitiſchen Edelmuths von einem Manne, welcher ſein ganzes Leben hindurch das ſchönſte Muſter der Univerſalität des Handels in ſich repräſentirte und, ohne jemals den höheren Welt-Intereſſen zu ſchaden, doch damit jenen fortſtrebenden, nie ruhenden Ehrgeiz für ſich ſelbſt vereinigte, ohne welchen ja nichts Großes auf der Welt geſchehen kann. (Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Pariſer Theater und Bühnendichter-Honorare. Ein Franzöſiſches Journal (le Monde dramatique) berechnet, daß in Paris mehr als 30,000 Familien vom Theater leben. Im Jahre 1836 hat das Publikum der Franzöſiſchen Hauptſtadt nicht weniger als ſechs Millionen Franken für ſeine Theater-Vergnügungen ausgegeben. Dieſe ſechs Millionen ſind unter Bühnendichter, Direktoren, darſtellende Künſtler, Muſiker, Kaufleute, Handwerker und endlich auch unter die Armen vertheilt worden, denen bekanntlich ihr Antheil an den Einnahmen ebenfalls garantirt iſt. Seit dem Jahre 1809, alſo in 28 Jahren, ſind in Paris 5007 neue Stücke gegeben worden, worunter mehr als 4000 Vaudevilles. Die unfruchtbarſten Jahre waren 1809 mit 121 und 1814 mit 122 Stücken; am fruchtbarſten war das Jahr 1836, in welchem auf den 16 oder 17 verſchiedenen Theatern von Paris 296 neue Stücke aufgeführt wurden. Dieſe haben in der Hauptſtadt allein nicht weniger als 153,812 Franken 85 Cent. ihren Verfaſſern an Honorar eingebracht. In Bezug auf die Feſtſtellung deſſelben hat jede Pariſer Bühne ihren beſonderen Tarif, nach einem mit der „dramatiſchen Kommiſſion“, die über die richtige Auszahlung der Honorare zu wachen hat, beſtehenden Vertrage. So zahlt z. B. die große Oper für jede der erſten 40 Vorſtellungen eines Werkes 500 Fr. und für jede folgende, wenn das Stück nur einen Akt oder zwei hat, 50 Franken. Die Ballette erhalten ein Drittheil weniger als die Opern. Im Theatre Français beziehen die Verfaſſer für ein vier- oder fünfaktiges Stück den eilften, für ein dreiaktiges den ſechzehnten und für ein kleineres Stück den 24ſten Theil der Einnahme. Trotz dieſes bedeutenden Anſatzes hat jedoch das Theatre Français verhältnißmäßig weniger an Honoraren zu bezahlen, als die anderen großen Bühnen, weil es häufig die älteren Stücke des ſogenannten klaſſiſchen Repertoire giebt, die natürlich nicht honorirt zu werden brauchen. Inzwiſchen betrugen ſeine droits d'auteurs im vorigen Jahre doch 37,863 Fr. 39 Cent. Die komiſche Oper, die gewöhnlich ein größeres und ein kleineres Stück an jedem Abend giebt, zahlt für das größere $8\frac{1}{2}$ und für das kleinere 6 Procent von der Brutto-Einnahme. Die vier größeren Vaudeville-Theater geben den Verfaſſern zwölf Procent von der Abendkaſſe ab, die dann verhältmäßig nach der Anzahl der Akte unter die verſchiedenen Autoren zu vertheilen ſind. Die Theater der Porte St. Martin und „Gaité“ zahlen nur 10 Prozent ihrer Einnahmen, weil ſie mehr als jene Vaudeville-Bühnen auf Decorationen und Koſtüme verwenden müſſen. Selbſt der Cirkus des Herrn Franconi iſt von dieſer Abgabe nicht befreit, und obgleich hier im Jahre 1836 nur vier Monate geſpielt worden iſt, haben die Honorare der Spektakelſtück-Verfaſſer doch 6156 Fr. 5 Cent. betragen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 41. Berlin, Mittwoch den 5. April 1837.

Frankreich.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.*)

Ueber kein Ereigniß der Revolution ſind ſo falſche und widerſprechende Gerüchte verbreitet worden, als über die Flucht der Königlichen Familie nach Varennes, und doch iſt keines in ſeinen Urſachen und ſeinem Hergange leichter zu begreifen.

Dem ganzen von der National-Verſammlung eingeführten Verfaſſungs- und Regierungs-Syſtem lag die Vorausſetzung zu Grunde, daß der König, aus freiem und überlegtem Willen, Allem, was auf geſetzmäßigem Wege geſchehen war und ferner geſchah, ſeine Zuſtimmung gebe; in demſelben Sinne wurde der offizielle diplomatiſche Verkehr mit den fremden Mächten geleitet; nur die contre-revolutionaire Partei im In- und Auslande behauptete bei jeder Gelegenheit, der König ſey ſammt ſeiner Familie gefangen und unfrei und proteſtirte unter dieſem Vorwande gegen Alles, was der König in den letzten zwei Jahren ſanctionirt hatte. Unter dieſen Umſtänden befanden ſich die National-Garde und ihr Kommandant in einer ſehr ſchwierigen Lage, und die Rückſichten des Anſtandes und der Ehrfurcht gegen die Königliche Familie machten es unmöglich, gegen einen etwanigen Entweichungs-Verſuch irgend wirkſame Vorſichts-Maßregeln zu treffen.

Seit ihrer Rückkehr nach Paris, in Folge des Aufruhrs vom 5ten und 6. Oktober 1789, war die Königliche Familie ihrer Gardes du Corps beraubt. Die Revolutions-Häupter ſind beſchuldigt worden, ſie hätten die Verabſchiedung der Leibwache erzwungen; aber dem war nicht ſo: die Hauptleute und Offiziere der Garde dankten aus freien Stücken ab und ließen ihre Leute auseinandergehen. Dadurch gedachten ſie alle Welt zu überzeugen, daß der König in ſeinen Handlungen nicht frei wäre. Auch wollten ſich dieſe Herren nicht dazu bequemen, mit Bürgerlichen, die in der letzten Zeit zum Kommando von Bataillonen und Diviſionen der National-Garde aufgerückt waren, abwechſelnd oder gemeinſchaftlich den Dienſt zu verſehen. Anders kann man ſich ihre Handlungsweiſe nicht erklären: es ſtand keinerlei Gefahr für ſie zu befürchten, und im Fall einer ſolchen hätten ſie doch gewiß den König und das Königliche Haus nicht im Stiche laſſen wollen. Bailly erinnert in ſeinen Memoiren an den Umſtand, daß der König eines Tages mit einigen Worten gegen Lafayette zu erkennen gab, es thue ihm leid, ſeine Garden nicht um ſich zu ſehen; der Gemeinde-Rath von Paris faßte einen Beſchluß hierüber und richtete an den König die ausdrückliche Bitte, er möchte die Leibwache wieder annehmen; am Hofe aber fand man, es ſey unter des Königs Würde, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. So beſtand denn die Bewachung in den Gängen und Sälen des Tuilerieen-Schloſſes aus National-Garden und den hundert Schweizer Kron-Garden, in den Höfen aus National-Garden und dem Schweizer Garde-Regiment.

Lafayette war Kommandant aller Truppen im Königlichen Schloß, in der Stadt Paris und auf funfzehn Lieues im Umkreiſe. Der König, die Königin, die Prinzeſſinnen machten häufige Ausflüge, zu Wagen, zu Pferde, nach Saint-Cloud, wohin es ihnen beliebte; ſie waren ſo frei wie jemals; das Schloß der Tuillerieen war voll von Leuten, die zum Hofe oder zu der zahlreichen Königlichen Dienerſchaft gehörten; jeder konnte frei ein und aus, nicht allein zur Audienz bei Königlichen Perſonen, ſondern auch zum Beſuch bei anderen Einwohnern des Schloſſes. Demagogiſche Zeitungen und Flugſchriften hatten freilich ſeit zwei Jahren unabläſſig verkündigt, der König werde entfliehen, er ſtehe auf dem Sprunge, zu entfliehen; aber eben weil dergleichen falſche Gerüchte Tag für Tag ausgeſprengt wurden, glaubte zuletzt Niemand mehr daran.

Am 18. April 1791 ereignete es ſich, als die Königliche Familie nach Saint-Cloud fahren wollte, daß der Pöbel ſich um den Wagen zuſammenrottete und die Pferde ausſpannte. Lafayette legte ſofort, um ſeine Mißbilligung über dieſen Vorfall zu bezeugen und um der National-Garde ihre Pflicht gegen König, Geſetz und Freiheit in Erinnerung zu bringen, ſein Kommando nieder. Wenige Tage ſpäter trat er daſſelbe auf mehrſeitiges Verlangen wieder an; aber während dieſer kurzen Zeit hatte der König einen Schritt gethan, den Lafayette ihm aus allen Kräften widerrathen haben würde. Ludwig XVI. richtete nämlich an alle auswärtige Höfe ein offizielles Schreiben, welches der Miniſter Herr von Montmorin mittelſt Cirkulars vom 23. April allen Geſandtſchaften zugehen ließ, und worin die Anhänglichkeit des Königs an alle Prinzipien der Revolution in ſo entſchiedener Weiſe und in ſo unbeſchränktem Ausdrucke verkündigt wurde, daß es völlig unnatürlich und darum unglaubhaft erſcheinen mußte. Auch hat der König wirklich, wie man dies ſpäter erfuhr, in ſeiner geheimen und Privat-Korreſpondenz jenem offiziellen Schreiben ausdrücklich widerſprochen. Mit ſeinem Bruder, dem Grafen Artois in Turin, unterhielt er fortwährend Verbindungen und Verabredungen; aber es beſtand doch kein rechtes Vertrauen zwiſchen dem Könige und den ausgewanderten Prinzen, und der wirkliche Plan zur Flucht wurde um dieſe Zeit nach einer anderen Seite hin angeknüpft. Mirabeau war durch einen Unterhändler, den Grafen Lamark, ins Geheimniß gezogen; der Baron Breteuil, der bei den ausgewanderten Prinzen in Ungnade ſtand, vermittelte die äußerſt geheime Korreſpondenz mit dem in Lothringen kommandirenden General Marquis Bouillé. Der Plan war, der König ſollte ſeinen Weg nach der Gränzſtadt Montmedy nehmen; hier hatte Bouillé ein Truppen-Corps verſammelt, das man ſchnell mit den Oeſterreichern zu vereinigen und zum Umſturze der conſtitutionnellen Ordnung nach Paris zu führen gedachte. So hat es Bouillé in ſeinen Memoiren, ſo hat es der König ſelbſt in ſeinem bei der Flucht zurückgelaſſenen Manifeſt eingeſtanden. Sonſt wußte zu Paris Niemand um die Sache, als der Schwediſche Geſandte Graf Ferſen, drei treue Gardes du Corps und wahrſcheinlich auch der Intendant der Civilliſte, Herr de la Porte. Jenes überpatriotiſche Schreiben des Königs an die fremden Geſandten ſollte dazu dienen, die Wachſamkeit der Pariſer einzuſchläfern; noch einen anderen Zweck verband die Hofpartei damit, die jeden Schritt Lafayette's mißgünſtig und feindſelig auslegte. Man redete ſich ein, er habe durch ſeine Abdankung den König in ein unpopulaires Licht ſetzen wollen, und darum ſollte der König ſich gerade jetzt recht patriotiſch zeigen. Ludwig XVI. kannte die Gründe von Lafayette's Benehmen, und es iſt vorauszuſetzen, daß er an dieſer Art von unnützer und ungerechter Hinterliſt keinen Theil gehabt.

Um die Mitte des Monats Juni fingen die Gerüchte von der bevorſtehenden Flucht des Königs abermals und zwar ganz allgemein ſich zu verbreiten an. Lafayette, in ſeinen zutrauensvollen Geſinnungen gegen Ludwig XVI., wollte keine andere Vorſicht anwenden, als mit dem Könige offen über dieſe Gerüchte zu ſprechen. Es war ein großes Unglück, daß der König damals dieſe Offenheit nicht erwiederte, daß er nicht aufrichtig gegen Lafayette zu Werke ging. Er beruhigte ihn durch die entſchiedenſten Verſicherungen, durch die feierlichſten Betheurungen, und Lafayette ward dermaßen überzeugt, daß er kurz darauf öffentlich erklärte, mit ſeinem Kopfe dafür einſtehen zu wollen, der König werde nicht entfliehen. Ja, ſo feſt war ſein Vertrauen zu dem Worte des unglücklichen Ludwig, daß er und die ihn umgebenden Offiziere der National-Garde ſich wegen der unumgänglichen Vorſichts-Maßregeln, die gleichwohl getroffen werden mußten, innerlich Vorwürfe machten.

Am 20. Juni Abends ſprach Lafayette, vom Schloſſe nach Hauſe fahrend, noch auf dem Stadthauſe bei Bailly ein. Dieſem waren im Laufe des Tages von mehreren Ausſchüſſen der Pariſer neue und dringende Denunciationen zugekommen; er theilte ſie Lafayette mit, Beide gaben nichts darauf. Doch fanden ſie für gut, daß Lafayette nach den Tuilerieen zurückkehren und den Major Gouvion, vom Stabe der National-Garde, zur gehörigen Vorſicht inſtruiren ſollte. Die angeſehenſten Offiziere der National-Garde ſollten im Schloſſe verſammelt werden und in der Nacht, ohne Aufſehen zu erregen, die Runde in den Höfen machen.

Zur ſpäten Abendſtunde ging in den Gemächern des Königs die althergebrachte Ceremonie vor, die man le coucher du Roi nannte. Es war Gebrauch, daß alle dienſthabende Hofleute und andere Perſonen, die im Laufe des Tages zur Cour geweſen, ſich zu dieſer Stunde in den Zimmern des Königs verſammelten, der ſie in Gnaden entließ und ſich dann allein, unbegleitet und unbewacht, hinab in ſein Schlafgemach verfügte. Dieſe Gelegenheit benutzte Ludwig XVI., um in der einbrechenden Dunkelheit unkenntlich, unbemerkt unter den vielen Perſonen, welche zu dieſer Stunde das Schloß und den Hof verließen, die Seitentreppen hinab und ſchnell ins Freie zu gelangen. Den Wachen waren zwar keine ausdrückliche Befehle, die Königlichen Perſonen betreffend, gegeben worden, aber ſo viel wußten ſie doch von der Sache, daß der König, wäre er erkannt worden, nicht hätte paſſiren können; die Offiziere der National-Garde wußten noch etwas genauer Beſcheid. Aber wie geſagt, es war unter jenen Umſtänden faſt unmöglich, den

*) Mémoires, correspondance et manuscrits du Général Lafayette: ſechs Bände, von denen die drei erſten mit Anfange Aprils zu Paris bei Fournier erſchienen. Die Familie des Generals hat ſeinen Nachlaß geſammelt, geordnet und giebt ihn jetzt heraus; er iſt, wie man denken kann, reich an den wichtigſten Aufſchlüſſen. Lafayette ſpricht von ſich ſelbſt bald in der erſten, bald, wie hier, in der dritten Perſon.

Digitized by Google

König zu bemerken. Auch der Königin gelang es, inmitten der zahlreichen Gruppen von Männern und Frauen, die in den Schloßhöfen und Durchgängen hin und her zogen, unbemerkt zu entkommen. Wie ſie zu Fuß über einen Schloßhof ſchlüpfte, kam ihr Lafayette, der eben wieder von Gouvion wegfuhr, im Wagen entgegen; die Königin hat ſelbſt ſpäter erzählt, wie tödtlich ſie darüber erſchrack. Die weitern Umſtände von der Flucht der Königlichen Familie ſind aus anderen Berichten hinlänglich bekannt. Bouillé erzählt, daß der König anfänglich Herrn d'Agoult, ehemaligen Major von der Garde, einen Mann voll Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit, zu ſich und der Königin in den Wagen nehmen wollte; aber Frau von Tourzel, die Gouvernante der Kinder des Königs, wollte dies durchaus nicht zugeben, ſie ereiferte ſich und beſtand auf dem alten Vorrecht, wonach ihr, kraft ihres Amtes, der Platz im Wagen des Königs gebührte. Man gab ihr nach; hätte aber der König im kritiſchen Moment jenen muthvollen Offizier zur Seite gehabt, er wäre wahrſcheinlich gerettet worden.

Erſt am anderen Morgen, den 21. Juni früh zwiſchen fünf und ſechs Uhr, wurde man die Flucht gewahr. Keiner von der Königlichen Dienerſchaft im Schloſſe hatte etwas bemerkt; Niemanden war ein Wink gegeben worden, weder den Miniſtern noch den Royaliſten in der National-Verſammlung. Die im Schloſſe wachthabenden National-Garden, ſämmtliche Perſonen von der Dienerſchaft und Umgebung der Königlichen Familie, ja, die nächſten Vertrauten und Freunde des Königs, die ihm mit rückſichtsloſer Hingebung dienten, der Herzog von Briſſac, welcher die hundert Schweizer Kron-Garden befehligte, Herr von Montmorin, welcher, als Miniſter des Auswärtigen, ohne etwas zu ahnen, den Paß auf den Namen der angeblichen Baronin von Korff ausgefertigt hatte, — alle dieſe waren der größten Gefahr ausgeſetzt, und in den erſten Tagen der Angſt und Aufregung ſagten ſie ſelbſt ganz laut: „Wäre Lafayette bei dem Aufruhr umgekommen, es hätte uns Allen das Leben gekoſtet.“ Bouillé äußert ſich gleichfalls in ſeinen Memoiren: „Wäre der König entkommen, ſo würde Lafayette gewiß unter den Händen des wüthenden Volkes, das ihm die Verantwortlichkeit für die Entweichung des Monarchen aufbürdete, zerriſſen worden ſeyn.“ Die Flüchtigen ſelbſt rechneten darauf, — mindeſtens ſcheint dies aus einem hinterlaſſenen Billet der Königin an die Prinzeſſin Lamballe hervorzuleuchten, — daß große Unruhen in Paris ausbrechen würden. Zwei Tage ſpäter, als Lafayette's Adjutant, Herr Louis Romeuf, die Königliche Familie in Varennes einholte und die Königin aus ſeinem Munde erfuhr, daß Lafayette wohlbehalten, nach wie vor, an der Spitze der National-Garde ſtehe, ſchien ſie darüber verwundert. Die Deputirten von der rechten Seite in der National-Verſammlung empfanden großen Unwillen darüber, daß man ſie ſo im Stiche laſſen wollen, und vornehmlich Herr von Cazalès ſprach ſich in mehreren Comités der Verſammlung unumwunden darüber aus.

Lafayette wurde durch Herrn von André, ein einflußreiches Mitglied der National-Verſammlung, und durch herbeieilende Offiziere der National-Garde in aller Frühe von dem Ereigniſſe unterrichtet; er verfügte ſich ohne Säumen in die Tuilerieen. Unterweges ſchon traf er Bailly und Beauharnais, der Erſtere Maire von Paris, der Letztere, Gemahl der nachherigen Kaiſerin Joſephine, zur Zeit Präſident in der National-Verſammlung. Dieſe drei theilten einander ihre Beſtürzung und ihre ſchweren Beſorgniſſe mit. Niemand wußte etwas von den näheren Umſtänden dieſer Entweichung; Niemand wußte, was für andere Pläne damit zuſammenhängen mochten, ob nicht Alles mit den fremden Mächten verabredet worden, ob nicht Alles für einen Einfall feindlicher Armeen und für einen Bürgerkrieg im Innern vorbereitet ſey. Bouillé, deſſen Memoiren nebſt denen Choiſeul's den beſten Aufſchluß über das in Rede ſtehende Ereigniß geben, Bouillé verſichert, vom Könige ſelbſt die Nachricht erhalten zu haben, es würde ein Oeſterreichiſches Corps bei Luxemburg zum Einmarſch in Frankreich bereit ſtehen; er fügt aber hinzu, die Oeſterreicher wären nicht zur rechten Zeit da geweſen. Genug, über die Abſichten, welche der König damals hegte, kann kein Zweifel ſeyn, und in Paris durfte man das Aergſte fürchten. Die National-Verſammlung war ſchleunigſt zuſammenberufen worden, doch mußten bis zu ihrem Zuſammentritt mehrere Stunden vergehen, und Bailly, ſo wie Beauharnais, waren über dieſen Verzug in ſo dringend gefährlicher Lage aufs tiefſte bekümmert. „Glauben Sie, meine Herren“, ſprach Lafayette, „in Ihrem Gewiſſen, daß es zum Heil des Vaterlandes und zur Verhütung des Bürgerkrieges dringend nothwendig iſt, dem Könige und der Königlichen Familie unverzüglich nachſetzen und ſie anhalten zu laſſen?“ Die Antwort konnte nicht zweifelhaft ſeyn. „Wohlan denn“, ſprach Lafayette, „ich nehme die Verantwortung auf mich.“ Augenblicklich ſetzte er mit eigener Hand eine Erklärung auf, des Inhaltes: die Feinde des Vaterlandes hätten den König und die Königliche Familie aus Paris entführt, es ſey die Pflicht aller National-Garden und aller guten Bürger, ſie anzuhalten, wo man ſie treffe. Er diktirte dieſe Erklärung allen Anweſenden in die Feder und ließ in möglichſter Geſchwindigkeit eine Menge Abſchriften fertigen, die er ſämmtlich unterzeichnete. Sofort ſprengten Offiziere der National-Garde nach allen Seiten und Straßen davon, die Proclamation im Lande zu verbreiten. Es war um acht Uhr Morgens; Lafayette befand ſich mit dem Präſidenten der National-Verſammlung bei Bailly; von hier aus fertigte er noch ſeinen vertrauten Adjutanten, Herrn Louis Romeuf, auf die Straße nach Valenciennes ab, weil man die Flucht der Königlichen Familie auf dieſer kürzeſten Linie nach der Gränze vermuthete. Als aber Romeuf in Begleitung des Bataillons-Chefs Boiſſon die Stadt verlaſſen wollte, wurde er an der Barrière vom Volke angehalten, das ihn mit Gewalt bis vor das Sitzungs-Gebäude der National-Verſammlung zurückſchleppte. — In ſpäterer Zeit, als die Revolution ſich mit ſchweren Mißhandlungen und blutigen Verbrechen an dem Könige und der Königlichen Familie verging, hat Lafayette einige Beruhigung darin gefunden, daß ſeine Anordnungen in jenen Tagen eigentlich nichts zur Gefangennehmung der erlauchten unglücklichen Flüchtlinge beitrugen. Ehe noch ſeine Befehle von Paris aus ſie erreichen konnten, hatte der Zufall, daß ein Poſtmeiſter den König erkannte, und ein Verſehen, eine Verzögerung in den zur Flucht getroffenen Maßregeln ihre Verhaftung herbeigeführt.

In den Vormittagsſtunden wurde das Gewühl, der Tumult zu Paris immer ſtärker; die Beſtürzung, der Unwille des Volkes ſteigerte ſich zur Wuth; man ſchrie laut über die ſechſte Diviſion der National-Garde, welche in vergangener Nacht die Wache im Schloſſe gehabt hatte, über den Herzog von Aumont, welcher dieſe Diviſion befehligte, und am lauteſten gegen den General-Kommandanten Lafayette. Dieſer begab ſich zu Pferde nach dem Stadthauſe. Das Volk wälzte ſich in dichten Schaaren hinter ihm her, und vor ihm auf dem Greve-Platze wogte Kopf an Kopf die Menſchenmaſſe. Der Herzog von Aumont war mit wenigen Leuten mitten im Gewühl, und es wurde ihm arg zugeſetzt; Lafayette befreite ihn. Als die Leute ſich ſchreiend mit heftigen Geberden um ſein Pferd drängten, verſuchte er anfangs, ſie durch einen Scherz zu beſänftigen: „Was wollt Ihr?“ ſprach er, „wenn die Civilliſte eingezogen wird, ſo trägt das für jeden Bürger jährlich zwanzig Sous aus.“ Als aber noch andere Haufen tumultuariſch herandrängten, redete er ſie mit Ernſt und Nachdruck an.

Wir entlehnen aus Toulongeon's Memoiren eine Stelle aus dem Berichte eines Augenzeugen über dieſen Vorgang; es war dies Bureaux de Puzy, eines der angeſehenſten Mitglieder der National-Verſammlung, ſpäter Lafayette's Leidensgefährte im Kerker zu Olmütz, 1806 als Kaiſerlicher Präfekt zu Genua verſtorben. „Die Wuth des Volkes gegen Lafayette“, ſagt dieſer Zeuge, „überſtieg alle Gränzen, und nur die Erinnerung und die lange Gewohnheit des unbegränzten Vertrauens, womit es bisher an dem General gehangen, ſchützte dieſen in den erſten Augenblicken, daß die gereizte Stimmung nicht in Gewaltthätigkeiten gegen ihn losbrach. Als jedoch Aller Augen ihn erblickten, wie er inmitten dieſer ungeheuren Menge, die das Stadthaus umlagerte, allein daherkam, ohne Wache und Begleitung, ruhig in Haltung und Mienen, freundlich wie immer, da legte ſich der Unwille, und die alte Liebe behielt die Oberhand. Nur malte ſich noch Unruhe, Furcht und Beſorgniß auf allen Geſichtern, und in Lafayette's Nähe ertönten Klagen, von wie großem Unglück das Volk heimgeſucht werde; man wollte, er ſollte es hören. Lafayette redete die Wehklagenden an: „„Ihr Kleinmüthigen, wenn das bei Euch ein Unglück heißt, welchen Namen behaltet Ihr für eine Gegenrevolution übrig, die Euch den Verluſt Eurer Freiheit drohen würde?““

Mittlerweile war die National-Verſammlung zuſammengetreten, und nie bot ihre Sitzung ein ſchöneres, impoſanteres Schauſpiel, als an dieſem Tage. Ein Mitglied der äußerſten Linken, Rewbell, derſelbe, der nachmals im Konvent und im Direktorium ſaß, erhob ſich und ließ einige Worte vernehmen, welche auf die Verdächtigung Lafayette's zielten. Barnave fiel ihm in's Wort: „Ich muß den Redner unterbrechen“, rief er, „ich darf ihn das Wort, das auf ſeinen Lippen ſchwebt, nicht ausſprechen laſſen. Herr von Lafayette hat ſich ſeit Anbeginn der Revolution in Geſinnungen, Worten und Thaten als guter Bürger bewährt; er hat unſer Vertrauen verdient, und es ſoll ihm auch jetzt verbleiben, zum Heile der Nation.“ Dies und noch manches Andere ſprach Barnave zur Vertheidigung Lafayette's, obwohl ſie früher in ihren Meinungen und Anſichten keineswegs zuſammengeſtimmt, — denn Barnave hielt ſich zu einer entſchiedeneren, republikaniſchen Richtung in der Volkspartei. Bei jedem Worte, womit Barnave ſein Vertrauen und ſeine Hochachtung gegen den General-Kommandanten der National-Garde und die Nothwendigkeit darlegte, ſich ihm aufs engſte anzuſchließen, — bei jedem ſeiner edelmüthigen Worte brach die Verſammlung in Beifall aus. Es verbreitete ſich im Sitzungsſaale das Gerücht, Lafayette befinde ſich vor dem Stadthauſe in großer Gefahr; ſofort ernannte die Verſammlung drei Kommiſſarien aus ihrer Mitte, die ſich zu ihm begeben und ihn vor die Schranken führen ſollten. Als dieſe Deputation, Duport an der Spitze, auf dem Stadthauſe anlangte, fanden ſie Lafayette wohlbehalten und ſo gut mit dem Volke ſtehend wie je; ſie forderten ihn auf, ſich ſchleunigſt in ihrer Begleitung unter Eskorte zur National-Verſammlung zu verfügen. „Den Abgeordneten der National-Repräſentation“, erwiederte Lafayette, „gebührt aus Achtung eine Ehrenwache; ich für meine Perſon thue beſſer, meines Weges allein zu gehen; ich bin hinlänglich und drüber bewacht, da alle Straßen voll Volkes ſind.“ Nun lehnten, wie leicht zu denken, auch die Kommiſſarien jede Bedeckung ab.

Als Lafayette mit ihnen in die Verſammlung eintrat, erſtattete zuvörderſt Duport Bericht über die vollzogene Sendung; darauf nahm Lafayette das Wort, und da er über die Umſtände, unter welchen die Entweichung geſchehen, durchaus nichts Näheres wußte, ſo ſprach er nur in der Kürze wie folgt: „Die National-Verſammlung weiß, welches Attentat in der verfloſſenen Nacht von den Feinden des Vaterlandes, die Frankreich's Freiheit und Wohlfahrt zu untergraben trachten, gegen den König und gegen Perſonen der Königlichen Familie verübt worden iſt. Da der Maire von Paris den im Innern des Schloſſes wachthabenden Major von der National-Garde, Herrn Gouvion, mit dem ausführlicheren Bericht an die Verſammlung beauftragt hat, ſo erlaube ich mir nur noch wenige Worte an Sie, meine Herren, zu richten. Dieſer Offizier wird vor Ihren Schranken erſcheinen: welcher Art auch ſeine Ausſagen ſeyn mögen, ich kenne ſeinen Dienſteifer, ich bürge für ſeinen Patriotismus und nehme die Verantwortung für Alles, was er gethan hat, auf mich. Die Verſammlung hat ſo eben aus Herrn Duport's Munde den Bericht vernommen, in welcher Lage und Stimmung ſich das Volk der Hauptſtadt befindet. Ich achte es für meine Pflicht, die Verſammlung von dem zu unterrichten, was die National-Garde betrifft. Ich ſage es mit Stolz und Freude; die Geſinnungen, die Haltung, das Betragen der National-Garde am heutigen Tage begründen in mir die ſiegreichſte Ueberzeugung, daß das Franzöſiſche Volk der Freiheit würdig iſt und ihrer nimmermehr verluſtig gehen kann.“

Digitized by Google

Die Verhandlungen der National-Verſammlung an dieſem Tage, in ihrer großartigen Ruhe, Beſonnenheit und Mäßigung, gehören der Geſchichte an. Feſt, würdig und entſchloſſen ſchritt ſie von Beſchluß zu Beſchluß und verſäumte keine in dieſem gefährlichen Moment geeignete Maßregel. Sie erließ ein Dekret, gleichlautend mit der am Morgen nach allen Richtungen ausgeſendeten Proclamation Lafayette's, deſſen Adjutant Romeuf jetzt um die Mittagsſtunde abermals, und zwar unmittelbar aus dem Sitzungs-Saale, auf die Straße nach Valenciennes abgefertigt wurde. Die Verſammlung ließ ihn, damit das Volk ihm nicht wiederum Gewalt anthäte, durch zwei ihrer Mitglieder, Bianzat und Latour-Maubourg, zu Fuß bis an die Barrière hinaus geleiten. Draußen am Saint-Denys-Thore bringt man ihnen die Nachricht entgegen, der König ſey zu Meaux angehalten, vom Volke bedroht, ſein Leben in Gefahr; man erzählte dies mit einer Menge einzelner Umſtände, die es glaubwürdig machten. Von anderer Seite her ging die zuverläſſige Kunde ein, man habe eine ſehr große Poſtkutſche mit verdächtiger Eile die Straße nach Chalons fahren ſehen. Unter dieſen Umſtänden billigten es die Abgeordneten Bianzat und Latour-Maubourg, daß Romeuf, ſtatt nach der Nord-Gränze, eiligſt den Weg nach Meaux und nach der Champagne einſchlug. Derſelbe verbreitete überall auf ſeinem Wege ein ihm von der National-Verſammlung mitgegebenes Dekret, wodurch allen Munizipalitäten im Königreiche der Befehl bekannt gemacht wurde, Niemanden über die Gränzen hinauszulaſſen. In Chalons traf Romeuf den vorausgeeilten Bataillons-Chef Baillon; Beide zuſammen ſetzten im Fluge die Reiſe fort und langten am 22ſten früh um 5½ Uhr zu Varennes an, wo der König bereits ſeit 11 Uhr des vorigen Abends angehalten war. Herr Romeuf war ſo glücklich, zum Theil mit eigener Lebensgefahr, mehrere hart bedrohte Perſonen aus den Händen des überall empörten Volkes zu retten, unter Anderen die Herren von Damas, von Choiſeul, von Floirac und einen Wachtmeiſter vom Küraſſier-Regimente des Herrn von Damas.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Exposé de l'administration des finances de la Grande-Brétagne etc. — Von Bailly. 2 Bde. 12 Fr.

Code de procédure civile. Leçons. — Von Boitard. Th. I. 7 Fr.

Spanien.

Winter-Vergnügungen in Madrid.

(Schluß.)

Vergnügungsſüchtig iſt Madrid im höchſten Grade, und jeder Vorwand zu Ergötzlichkeiten wird mit Begierde aufgenommen. So einfach das Volk auch in ſeinem täglichen Leben erſcheint, bedarf es doch von Zeit zu Zeit einer Zerſtreuung, eines Schauſpiels, oder irgend eines anderen Ereigniſſes, wodurch es ein wenig aufgerüttelt wird. Jedes Feſt wird daher mit derſelben Luſt gefeiert, gleichviel, welchem Heiligen es gilt. An einem ſolchen Tage nimmt auch das ſonſt ſo ruhige und eintönige Madrid einen ganz anderen Charakter an. Die Straßen ſind mit Menſchen bedeckt, die alle ihr Beſtreben an den Tag legen, ſich heute einmal ganz beſonders zu amüſiren. So verwandeln die letzten Tage des Dezember, die auch hier viele Geſchenke und Beſuche ins Haus bringen, die Spaniſche Hauptſtadt in einen einzigen Luſtort. Das um dieſe Zeit in Paris herrſchende Leben iſt mit dem in Madrid kaum zu vergleichen. Jedermann macht hier ſein Neujahrsgeſchenk; der Aermſte würde lieber acht Tage faſten, als ſich um dieſe Zeit nicht mit etwas regaliren. Die Plaça Mayor, die Alkala-Straße, alle Konditorläden ſind auf das glänzendſte ausgeſtattet, und die Vorräthe von Konfitüren, Zuckerwerk, Früchten u. ſ. w. werden acht Tage lang förmlich belagert. Mitten unter allen dieſen Reichthümern ſchreiten die Leute aus dem Volk, die Caleſeros, die Majos, ihre Manola im Arm, ſtolz einher, und man möchte ſie die Könige des Feſtes nennen, zu deren Vergnügen allein das ganze Weltall geſchaffen iſt.

Im Monat Januar giebt es ebenfalls einen ſehr beliebten Feiertag; es iſt dies das Feſt des heiligen Anton, des Schutzpatrons der Maulthiertreiber. An dieſem Tage findet eine feierliche Meſſe in einer dem Heiligen geweiheten Kirche der Hortalera-Straße ſtatt. Alle Maulthiertreiber, Kutſcher und Eſeltreiber tragen dann ihre ſchönen braunen Kleider mit gelben und rothen Schnüren und Schleifen und ziehen nach der Kirche auf ihren Thieren reitend, deren Schwänze und Mähnen alle gar elegant mit einem glänzend rothen wollenen Bande umwunden ſind. Hinter der Kirche holen ſie ſich einen kleinen Sack mit geweihter Gerſte, die ein Prieſter ihnen darreicht und die die Thiere das ganze Jahr hindurch vor jedem Unfall bewahren ſoll. Den ganzen Tag hindurch werden von herumziehenden Verkäufern die panecillos de San Anton (Antonsbrödchen) feilgeboten und zu Tauſenden abgeſetzt. Aber alle dieſe Luſt iſt doch noch nichts neben der des Karnevals.

Um ſich einen Begriff von dem Eifer machen zu können, mit dem man hier den Karneval begeht, muß man vor allen Dingen wiſſen, daß alle Maskenbälle bis zum Tode des Königs Ferdinand ſtreng verboten waren. Mit Ausnahme von Cadix und Barcelona, die, weil ſie gewiſſermaßen mehr Europäiſche als Spaniſche Städte ſind, von dem allgemeinen Interdikt ausgenommen waren, wurde ganz Spanien von jenem Verbote getroffen. Nun läßt ſich denken, wie ſehr man ſich ſeitdem zu entſchädigen geſucht hat. Wenn man lieſt, was die Zeitungen täglich über Madrid berichten, ſo ſollte man freilich glauben, daß alles Vergnügen aus dieſer Hauptſtadt verbannt ſey. Allerdings ſind auch die Verlegenheiten der Regierung eben ſo groß, als die Noth des Landes; ſeit mehreren Monaten hat kein Beamter ſeinen Sold erhalten; dem Heere, das eben Bilbao gerettet hat, fehlt es an Allem; aus Mangel an Brod und Munition hat es, in Schnee verſunken, ſeinen Sieg nicht verfolgen können; alle Welt hat Verwandte und Freunde bei der Armee, und jeder Tag bringt den Familien neue Trauer-Botſchaften. Aber nichtsdeſtoweniger, ungeachtet aller Noth und Bedrängniß, laſſen ſich doch dieſe queckſilbernen Geſchöpfe des Südens vom Taumel des Vergnügens zu Tanz und Spiel hinreißen. Es gab in dieſem Winter in Madrid Bälle für Jedermann, von den glänzenden Bällen des Engliſchen Geſandten, welche der Vereinigungspunkt der feinen Welt ſind, wo Alles bis auf die kleinſten Details mit wahrhaft Britiſcher Vorſorglichkeit angeordnet iſt, bis zu den Bällen der Manola, den Bällen des dritten Stocks, wo das Orcheſter aus einer Guitarre und die Beleuchtung aus einer ſchlechten eiſernen Lampe beſteht, wo dafür aber die alten ſchönen National-Tänze noch mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit getanzt werden. Zahllos waren die öffentlichen und Privat-Maskenbälle; man tanzte überall; wo es nur ein etwas großes Zimmer gab, und wenn es auch eine Remiſe ſeyn ſollte, da wurde auch getanzt. Der König aller Bälle in dieſem Winter war jedoch das Ball-Feſt im Theater del Oriente. Das Theater ſelbſt, von außerordentlichem Umfang, iſt noch nicht ausgebaut, aber mehrere Tanzſäle ſind bereits vollendet; hier in den prächtigen Räumen konnte man die Bevölkerung der Hauptſtadt, und zwar nach allen ihren verſchiedenen Ständen beiſammen finden. Die Marquiſe und die Herzogin kreuzten ſich hier mit der Manola, die lange darauf geſpart hatte, um die dreißig Realen (2 Thaler) Eintrittsgeld zuſammenzubringen. Von 11 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens wurde getanzt, und, was das Merkwürdigſte war, nicht die mindeſte Unordnung, nicht der geringſte Skandal fiel in dieſer buntſcheckigen Geſellſchaft vor, die beiläufig aus 5—6000 Perſonen beſtand. Man muß den Spaniern zum Ruhme nachſagen: ſie lieben zwar das Vergnügen leidenſchaftlich, aber es artet hier niemals, wie bei den Franzoſen, zur Orgie aus. Das Vergnügen iſt für ſie eine Sache, der ſie Alles zum Opfer bringen können und auf die ſie ſich lange vorbereiten, aber ſie verbinden damit zugleich den Ernſt, die Würde, die „formalidad" ihres Charakters.

Am auffallendſten erſcheint dieſe das ſittliche Gefühl nie verletzende Fröhlichkeit bei den Luſtbarkeiten des niederen Volkes. An den drei letzten Tagen des Karnevals war ganz Madrid auf den Beinen; die Straßen waren voll von Masken, und die Plaça Mayor war zum Tanzſaal umgeſchaffen. Man tanzte unter freiem Himmel die Jota und den Fandango. Paul, der gewandte Kunſtreiter aus Paris, führte ſeine Kavalkade durch die Straßen, und hinter ihm her zog immer eine Phalanx von Menſchen, die ſich über dieſes Schauſpiel nicht genug freuen konnten. Aber keine Ruheſtörung, kein Streit, kein einziger Skandal fiel während dieſer drei Tage vor.

Schließlich will ich noch zweier ſeltſamer Ceremonien gedenken, deren eigentliche Bedeutung mir Niemand hat erklären können. Sie wiſſen, daß weiland Don Juan, der Don Juan Mozart's, Molière's und Byron's, ein geborner Spanier war. Bei ſeinen Landsleuten ſcheint ſein Name auch noch im Volke fortzuleben. Denn am Faſtnachts-Dienſtag ward Don Juan, von Kopf bis Fuß weiß gekleidet, den alten Spaniſchen Mantel um die Schultern gehängt und den Federhut auf dem Kopfe, auf einem weißen Kiſſen knieend und die Hände über einander gelegt, von vier ſtarken Männern auf den Schultern getragen und ſo in Prozeſſion über den großen Platz und um die ganze Promenade des Prado geführt. Es ſcheint, daß der alte Sünder ſeine Büßungen noch nicht vollendet hat, und daß er dieſe poſthume Verhöhnung dem unauslöſchlichen Skandale ſeines Lebens verdankt. Die zweite Ceremonie, noch ſeltſamer und unverſtändlicher als die erſte, findet am Aſcher-Mittwoch ſtatt. Ein ſchwarz gekleideter, auf dem Rücken ausgeſtreckter Mann, deſſen Füße zuſammengebunden ſind und der wie todt daliegt, wird auf einer Bahre getragen. In ſeinen zuſammengelegten Händen hält er eine Sardelle, während hinter der Bahre mehrere Männer mit brennenden Kerzen in der Hand, an den Seiten aber viele Andere gehen, welche Todten-Gebete herſagen. Mit großer Feierlichkeit ſchreitet die Prozeſſion bis zu dem eine halbe Stunde von Madrid entfernten Kanale, wo der Zug anhält, der Todte auferſteht und der Nachmittag unter Trinken und Jubeln hingebracht wird. Man nennt dies „enterrar la sardina", die Sardelle beerdigen. Ich fragte nach dem Urſprung dieſer Sitte, und man antwortete mir, es wäre ſo Gebrauch; ich fragte darauf: warum? und man antwortete mir: darum. Das iſt freilich eine ſo peremtoriſche Erklärung, daß ſich nichts weiter hinzufügen läßt; ich beſchränke mich daher auf die Mittheilung derſelben; vielleicht gelingt es nun irgend einem unſerer heutigen Franzöſiſchen Novelliſten, daraus eine recht ſchwarze und teufliſche Legende zu machen.

Aegypten.

Diebe und Räuber in Aegypten.

Vor der Zeit, da Aegypten unter der Botmäßigkeit Mehmed Ali's ſtand, ſchweiften die Beduinen und die in den Umgebungen der Stadt wohnenden Fellah's ungeſtraft bis zu den Thoren Alexandriens und Kahira's, wo ſie die Spaziergänger mordeten und beraubten. Der Vice-König hatte zur Bekämpfung ſeiner Feinde die undisziplinirten Rotten der Albaneſen nöthig, welche nach Aegypten ſtrömten, um Theil an der Plünderung zu nehmen; und es gelang ihm nur mit Mühe, das Eigenthum der Einwohner vor dieſer habgierigen, räuberiſchen Soldateska zu bewahren. Kaum hatte er aber die Parteigänger, welche ihm ſeine Oberherrlichkeit ſtreitig machten, durch Verrath oder Gewalt vernichtet, als er auch bemüht war, die Ruhe ſeiner Staaten zu ſichern. Er zügelte die Verwegenheit der Fellah's und der Beduinen; diejenigen, welche ſich nicht unterwerfen wollten, mußten in ihre Wüſten zurückkehren, und das Aegyptiſche Land war endlich von ihnen geſäubert.

Man ſtellte überall die Kunſtſtraßen wieder her, die von einem Dorfe zum anderen führen und während der periodiſchen Ueberſchwemmungen den Verkehr erleichtern; man baute ſogar einige Brücken über die bedeutendſten Kanäle. Der Reiſende kann heutiges Tages das ganze

Digitized by Google

Nil-Thal ohne Beſorgniß und Gefahr durchwandern; er findet überall freundliche Aufnahme. Der Scheich-el-beled (Aelteſte des Ortes), welcher eine Art von Bürgermeiſter iſt, empfängt ihn herzlich und gaſtfrei, theilt mit ihm ſein frugales Mahl, läßt ihn aus ſeinem Tſchibuk rauchen und weiſt ihm in dem Winter-Gemache, das über dem Ofen des Hauſes liegt, einen warmen Platz an.

Wenn aber gleich die See-Provinzen Aegyptens von Vagabunden geſäubert ſind, ſo kann der Reiſende doch in anderen Theilen des Landes nicht auf gleiche perſönliche Sicherheit rechnen. Die an der Gränze des angebauten Landes und der Wüſte belegenen Dörfer ſind im Allgemeinen von rohen und ungaſtlichen Menſchen bewohnt, die, wenn die Obrigkeit ihnen zu Leibe will, mit ihrer Familie und ganzen Habe ſehr leicht entfliehen können.

Wenn der Reiſende in einem dieſer Gränz-Orte angegriffen wird, ſo darf er nicht auf den Schutz des Scheich-el-beled rechnen, denn dieſer ſteckt oft mit den Räubern unter Einer Decke. Die Regierung vermag nichts gegen ſie und kann ihre geſetzmäßigen Steuern oft nur mit großer Mühe bei ihnen eintreiben. Wer ſolche Orte, die zum Glück ſchon in weiter Ferne übel berufen ſind, zu paſſiren hat, der darf weder bei Tage noch bei Nacht ſeine Waffen ablegen und ſein Gepäck nicht aus dem Auge verlieren. Wehe dem unvorſichtigen Reiſenden, dem ſeine Vorräthe ausgegangen ſind, oder der einen Wegweiſer annehmen muß! Die Einwohner brandſchatzen ihn ohne Erbarmen; und wittern ſie Geld in ſeiner Börſe, ſo eilen ſie ihm in die Wüſte voran, legen ſich auf ſeinem Wege in einen Hinterhalt und ermorden ihn, um ihn dann zu plündern.

Unter dieſen gefährlichen Orten verdient beſonders das Städtchen Kankab, welches nur zwei oder drei Stunden von Kahira entfernt liegt, einer Erwähnung. Die Verwegenheit der diebiſchen Bewohner dieſes Ortes iſt ſo groß, daß ſie oftmals Feldherrn-Zelte, die mitten in einem Lager von 25,000 Mann errichtet waren, ausgeplündert haben. Einige Dörfer am Ufer des Nil's, in Ober-Aegypten, werden eben ſo ſehr gefürchtet. Während die Bauern um Kankab die Felder verwüſten, die Wohnhäuſer ausräumen und die Reiſenden ermorden, fällt der Ober-Aegyptiſche Landbewohner über die Barken her und raubt ihnen Alles, ſogar Segel und Takelwerk.

Die Bauern von Kankab ſtehen im Rufe großer Stärke, Gewandtheit und Behendigkeit. In den Monaten Dezember und Januar, wo der Türkiſche Weizen in voller Reife ſteht und ſeine Halme an fünf Fuß hoch ſind, iſt es ſehr gefährlich, nach Sonnen-Untergang die Felder zu paſſiren. Die Wege ſind ſehr ſchmal, und zu beiden Seiten harren die Bauern, im Getraide verſteckt, des Wanderers, der ſich verſpätet hat. Gewöhnlich laſſen ſie ihn ein paar Schritte an ſich vorbeigehen, fallen dann von hinten über ihn her und ſchlagen ihn mit langen Knotenſtöcken, gegen die der Säbel eine unwirkſame Waffe iſt, zu Boden. Dann tödten ſie ihn vollends mit ihrem Dolche, plündern den Leichnam und laſſen ihn auf dem Wege liegen.

Ein paar Tage darauf, ſobald die Kleider des Opfers gewaſchen und von dem daran klebenden Blute gereinigt ſind, begeben ſich die Mörder nach Kahira und verkaufen ihre Beute öffentlich im Baſar. Es giebt in Aegypten keine gerichtliche Polizei; iſt ein Menſch getödtet worden, und ſeine Verwandten erſcheinen nicht mit zwei ehrenwerthen Zeugen, welche eidlich erhärten können, daß ſie den Mord mit angeſehen, vor dem Kadi, ſo läßt ſich Niemand die Entdeckung des Verbrechers angelegen ſeyn, und er bleibt ungeſtraft.

Wenn die Räuber um Kankab erfahren, daß in einem Hauſe in der Stadt friſche Vorräthe, baares Geld oder koſtbare Effekten ſich befinden, ſo treten ihrer drei oder vier zuſammen und ſchleichen ſich um Mitternacht in die Stadt. Sie führen ſehr kurze Säbel oder Dolche und eine Hacke, aber kein Schießgewehr, keine Leitern oder Nachſchlüſſel. Sie gehen ganz nackt und überſtreichen ihren Körper mit Fett, um den Händen ihrer etwanigen Angreifer beſſer entgleiten zu können. Sind ſie bis an die äußere Mauer des Hauſes gekommen, die immer aus Lehm gebaut iſt, ſo ſchlagen ſie mit der Hacke ein Loch und ſchlüpfen durch daſſelbe in den Garten. Zuweilen ſchlagen ſie kleine Pflöcke in die Mauer und klimmen auf dieſe Weiſe ohne Schwierigkeit hinan. Alle Häuſer haben auf der Terraſſe ein gegen Norden offenes Wetterdach, um die inneren Gemächer, die keine Oeffnungen nach Außen haben, abzukühlen. Durch dieſes Wetterdach dringen die Diebe ins Haus und erbrechen die Schlöſſer, welche ganz aus Holz gearbeitet ſind. Einige halten mit gezücktem Dolch am Eingang Wache, während die Andern Alles in Beſchlag nehmen, was ſich greifen läßt. In wenigen Minuten iſt das ganze Haus geplündert, und die Diebe kehren, ſo ſchnell wie ſie gekommen waren, nach ihren Maisfeldern zurück.

Ein alter Franzöſiſcher Oberſt, der im Lager bei Kankab die Europäiſch disziplinirten Truppen unter ſeiner Leitung hatte, erlebte einmal Folgendes. Um Mitternacht weckte ihn ein Geräuſch; er ſchlug die Augen auf und ſah beim Mondſchein die Schatten fremder Leute in ſeinem Zimmer. Plötzlich ſchob man den Vorhang des Bettes zurück, und ein Araber von fürchterlichem Anſehen ſtand vor ihm, mit einem Dolche bewaffnet, deſſen Spitze er dem Oberſten auf die Bruſt ſetzte, um ihn bei der geringſten Bewegung zu durchbohren. Unterdeß nahmen ein paar Andere ſämmtliche Effekten weg und warfen ſie ohne Umſtände aus dem Fenſter. Der Oberſt, ein Mann von großer Geiſtesgegenwart, ſchloß die Augen und ſtellte ſich, als ob er ſchliefe. Als das Geräuſch um ihn her aufhörte, richtete er ſich langſam im Bette empor, nahm ſeinen Karabiner, der an der Bettwand hing, und näherte ſich raſch und leiſe dem offenen Fenſter. Er ſah die drei Araber beſchäftigt, die an der Erde zerſtreut liegenden Effekten zu ſammeln. Sogleich zielte er nach Einem derſelben, feuerte und rief dabei laut nach ſeinen Leuten. Der Araber ſtürzte, aber ſeine Kameraden packten ihn an den Füßen und rannten mit ihm davon, die Beute im Stiche laſſend. Es war unmöglich, ſie einzuholen.

Mehrere Europäiſche Muſiker zechten einmal in einer Weinlaube und waren, theils über, theils unter dem Tiſche, in ſüßen Schlummer geſunken. Als die Gluth der Sonne am nächſten Morgen ſie weckte, ſtaunten ſie nicht wenig, den Tiſch abgeräumt und ſich ſelber im ſtrengſten Negligé zu ſehen. Arabiſche Spitzbuben hatten bei ihnen das Amt von Kammerdienern verwaltet.

Die Räuber in Ober-Aegypten, die ich lieber Piraten nennen möchte, ſind eben ſo geſchickt und geſchmeidig, wie die von Kankab. Wenn das ungeſtüme Wetter eine Barke nöthigt, am Ufer anzulegen, und die Schiffer während der Nacht nicht aufpaſſen, ſo kann man dafür ſtehen, daß die Barke vor Tages-Anbruch geplündert ſeyn werde.

Auf den Arabiſchen Barken ſchlafen die Leute gewöhnlich unter dem Verdeck, um vor dem ſehr reichlich herabfallenden Thau ſich zu ſchützen, doch laſſen ſie einen Mann zurück, der über die allgemeine Sicherheit wachen muß. Wenn aber dieſer Wächter ſeine Pfeife geraucht und ein paar Minuten lang monotone Lieder vor ſich hin gebrummt hat, wickelt er ſich in ſeinen Mantel, legt ſich nieder, ohne den Thau zu ſcheuen, und iſt bald eingeſchlafen. Nun fangen die Diebe, welche bis dahin in der Nähe verſteckt geblieben, ihre Operationen damit an, daß ſie Maiskörner auf die Barke werfen. Bemerken ſie, daß dieſes ſchwache Geräuſch den Wächter nicht aufweckt, ſo verſuchen ſie es mit immer größeren Steinen, und endlich kommen Mauerſteine. Der Araber ſchläft in der Regel ſehr feſt; aber außerdem gewöhnt ſich das Ohr eines Schlafenden an ein fortdauerndes und im Fortdauern zunehmendes Geräuſch. Nach ſolchen Vorkehrungen ſteigen die Diebe in die Barke und ſchleppen Segel, Tauwerk, Ruder, Bänke — kurz Alles, was ſie tragen können, davon. Am nächſten Morgen ſehen ſich die Schiffer außer Stande, ihre Fahrt fortzuſetzen und entladen ihren Zorn in einer Fluth von Verwünſchungen.

Wenn ein Europäer in Aegypten muſelmänniſche Bedienten hat, ſo werden ſie leicht ſeine Hausdiebe; denn es gilt ihnen beinahe für ein verdienſtliches Werk, einen Ungläubigen zu beſtehlen. Doch ſind Diebſtähle ſolcher Art nie von großer Bedeutung. Du kannſt einem Araber unbedenklich eine große Summe Geldes, Diamanten und andere Koſtbarkeiten anvertrauen, er wird ſie treu aufbewahren. Was er beim Diebſtahle bezweckt, iſt nur die Befriedigung eines augenblicklichen Gelüſtes oder Bedürfniſſes, und nicht etwa eine gute und komfortable Exiſtenz in ſeinen ſpäteren Jahren.

L. Urbain.

Mannigfaltiges.

— **Winterhalter's Dekameron.** Als einer der ausgezeichneteren jungen Deutſchen Maler, die ſich durch ihre Niederlaſſung in Paris den Franzöſiſchen Schulen angeſchloſſen haben, wird Herr Winterhalter aus Karlsruhe, ein Schüler des verſtorbenen Leopold Robert, genannt. Sein neueſtes auf der diesjährigen Pariſer Ausſtellung befindliches Bild ſtellt die Florentiniſche Geſellſchaft edler Damen und Herren dar, denen Boccaz ſeine Novellen in den Mund gelegt und die ſich bekanntlich vor der in Florenz wüthenden Peſt nach einer reizenden Villa geflüchtet, wo der Dekameron entſtand, der noch heute, nach fünfhundert Jahren, die leichtfertige Italiäniſche Jugend entzückt. Der Franzöſiſche Deputirte, Herr Paturle, der Leopold Robert's letztes Gemälde, „die Fiſcher am Adriatiſchen Meere“, beſitzt, hat auch dieſes Werk des Herrn Winterhalter, und zwar für 10,000 Franken gekauft, was an ſich ſchon dafür zu ſprechen ſcheint, daß der Schüler nicht unwürdig in die Fußſtapfen ſeines Meiſters getreten ſey.

— **Puſchkin's Werke.** Die geſammelten Schriften dieſes Dichters, und zwar zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie herauszugeben, iſt ein Verein von Männern zuſammengetreten, an deren Spitze der auf dem Ruſſiſchen Parnaß als Puſchkin's nächſter Geiſtesverwandter geltende Herr von Schukowski ſich befindet. Das Ganze wird aus ſechs Bänden beſtehen, deren erſter mit dem Bildniß des verſtorbenen Dichters geziert ſeyn wird, während der letzte die Lebensbeſchreibung und ein getreues Facſimile deſſelben bringen ſoll.

— **Fabelbuch in vier Sprachen.** In Rußland, wo die Kinder der vornehmen Leute immer in mehreren Sprachen zugleich erzogen werden, wo ſie zuweilen gleichzeitig mit ihrer Bonne Franzöſiſch, mit dem Hauslehrer Deutſch, mit dem Stallmeiſter Engliſch, mit dem Muſiklehrer Italiäniſch und endlich mit Kutſchern und Bedienten Ruſſiſch ſprechen — eine Methode, die übrigens kein Pädagog, der es mit der geiſtigen Ausbildung ſeiner Zöglinge und mit der Tüchtigkeit ihres nur in der Mutterſprache recht gedankenreichen Ausdrucks Ernſt meint, empfehlen wird — in Rußland können Bücher, die man in der Gelehrten-Sprache Tetraglotten, Pentaglotten u. ſ. w. zu nennen pflegt, auch für Kinder ſchon an ihrem Platze ſeyn. Ein Buch dieſer Art iſt das von Herrn E. Loie in Petersburg recht geſchickt zuſammengeſtellte und kürzlich erſchienene Fabelbuch in vier Sprachen,*) welches hundert ausgewählte Ruſſiſche, Franzöſiſche, Deutſche und Engliſche Fabeln in Verſen enthält. Die Ruſſiſchen ſind von Dmitriew und Kryloff, die Franzöſiſchen von La Fontaine und Florian, die Deutſchen von Gellert, Leſſing, Gleim und Pfeffel und die Engliſchen endlich von Herrick, Gay und Foote. Eine ſchätzbare Zugabe des Herausgebers ſind einige biographiſche Notizen über die verſchiedenen Dichter, ſo wie erklärende Noten zum Verſtändniß für die Ruſſiſche Jugend.

*) Der Franzöſiſche Titel deſſelben iſt: Nouvelle anthologie en quatre langues. — Preis 3½ Rubel.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 42. Berlin, Freitag den 7. April 1837.

Schweiz.

Alexander Dumas in der Schweiz.*)

Am Städtlein Schwyz iſt nichts zu merken, als die ſonderbare Geſtalt der beiden Berge, woran es ſich lehnt, und der Umſtand, daß es der Eidgenoſſenſchaft ſeinen Namen gegeben. Wir blieben daher nur zum Frühſtück und gingen fürbaß nach Sewen; allda beſtiegen wir einen Kahn, fuhren über den See an der alten Burg von Schwanau vorbei, die im Jahre 1308 von des Stauffacher's Leuten niedergebrannt worden, und landeten nach einſtündiger Fahrt gerade an der Stelle, wo vor dreißig Jahren ein Stück vom Ruffi-Berge in den See hineingeſtürzt war. Wie ich die Trümmer des Bergſturzes von fern ſah, ergriff mich die Luſt, geradesweges hinaufzuſteigen und ſie zu durchwandern; von weitem ſah die Sache ſich leicht an, wie man denn überhaupt in den Alpen nie vorher wiſſen kann, wie weit oder wie groß etwas iſt, bis man mitten drinnen ſteckt. Die Schiffsleute warnten mich wohl vorher, es würde mir leid thun, aber ich war ungläubig, und wie wir ans Land ſtiegen, trieb mich die falſche Scham, daß ich nicht umkehren mochte, ſondern gerade vorwärts und herzhaft meinen Fuß inmitten dieſer wilden und rieſenhaften Trümmer ſetzte.

Wer dieſes Chaos nicht mit eigenen Augen geſehen hat, dem kann keine Beſchreibung eine Vorſtellung davon gewähren. Ringsum Felſen, aus ihren Grundfeſten umgeſtürzt, Bäume, mit den Wurzeln ausgeriſſen und quer hingeworfen, Steingeröll und Erdgeſchütt aufgethürmt zu unförmlichen Hügeln, troſtlos grau, ohne eine Spur von Pflanzengrün. Wir ſchleppten uns mühſam durch die ſeltſam gekrümmten und verſchlungenen Klüfte dahin, nirgend unſeren Weg auf zwanzig Schritte vorausſehend; wir glaubten, wie Byron's Kain, über den Leichnam einer Welt zu wandern. Wir gingen und wußten nicht, wohin; ſich zu orientiren, war unmöglich; alle Augenblick ſtarrte uns eine ſteil aufſteigende Felſenkante entgegen, über die nicht hinwegzukommen war, und wir mußten mühſam um den Rand herumkriechen, uns an die Baumäſte und Wurzeln anklammern, um nicht herabzuſtürzen, bald rechts, bald links biegen, zuweilen gar rückwärts, und in Seitenwege und Spalten hineinkriechen, ohne zu wiſſen, ob wir auch an der anderen Seite wieder hinaus könnten. Nicht ſelten war uns zu Muthe, als müßten wir erſticken unter den überhängenden Maſſen, an deren Fuße wir, wie Würmer taſtend, unſeren Weg ſuchten; dann kletterten wir mit unſäglicher Anſtrengung an einer Stelle hinauf, um einen Umblick zu gewinnen, und ſahen jenſeits der Wüſte, worein wir uns vertieft hatten, das freundliche, gelobte Land, die lachenden Matten, den See und ſeinen Gürtel von Bergen. Da ſchöpften wir tief Athem, wie ein Schwimmer, wenn er an die Oberfläche des Waſſers kommt; wir nahmen die Bruſt voll Luft und tauchten dann wieder nieder in das finſtere, wüſte Element, in das Meer von Felſen und Schutt, das ſich über drei Dörfer ergoſſen und Felder, Häuſer, Menſchen zu unſeren Füßen in ewige Nacht verſchüttet hatte. Mein Franz konnte gar nicht begreifen, wie ich auf den tollen Einfall gekommen wäre, in dieſem wüſten Graus herumzuklettern, während ich doch auf dem ſchönſten geraden Wege nach Arth hätte gelangen können, und ich muß geſtehen, daß ich bei mir ſelbſt, wie ſchon öfters, ſo heute, die thörichte Neugier zu verwünſchen anfing, die mich immer dahin trieb, wo es die meiſten Strapazen zu holen gab.

Vier lange Stunden waren wir über dieſes wie von Krämpfen durchſchütterte und zerriſſene Erdreich marſchirt, als wir endlich den Ausgang erreichten und eine Viertelmeile vor uns, jenſeits einer Matte vom friſcheſten und lockendſten Grün, den Kirchthurm von Arth über den Spiegel des Zuger Sees aufſteigen ſahen. Mit Wolluſt ſpürten wir unter unſeren Sohlen den weichen, prallen Grasteppich, nachdem wir ſo viele Stunden hin und her, auf und nieder, über Steine, Bäume und Schutt geſtiegen und geſtolpert waren. Mein erſtes Verlangen, als wir im Wirthshauſe zu Arth ankamen, war nicht das Abendeſſen, ſondern das Bett, und ich bat mir aus, daß man mich ja unter keinem Vorwande wecken ſollte.

Als ich die Augen wieder aufſchlug, ſchien mir der Mond ſo lieblich und freundlich ins Zimmer, daß ich der Lockung nicht widerſtehen konnte, ans Fenſter zu treten und mich der Ausſicht zu erfreuen. Der See blinkte im Mondenlicht wie ein Spiegel vom klarſten Silber; zur Linken ſtarrte die Felſenmauer des Rigi, wie ſenkrecht zugebauen, majeſtätiſch zum Firmament empor, und es ſah aus, als wenn die kleinen Sterne oben an der Kuppe des Berges hingen und flimmerten. Zur Rechten lagen die Häuſer von Sankt Adrian und Walſchwyl längs den Ufern des Sees in tiefer Nachtruhe, und der hohe Zuger Berg deckte ſie treulich mit ſeinem Schatten. Am Himmel kein Wölkchen, kein Windhauch in der Luft, im ganzen weiten Raume kein lebendiger Laut. Die ganze Erdenwelt ſchlief und ſchien dahinzugleiten durch den klaren Aether, wie ein Fahrzeug durch den ſtillen See, wohlgemuth und ſonder Furcht, weil das führende Auge Gottes wacht.

Da kam mir ein Gedanke ein, zur großen Laſt und Plage für meinen armen Franz: ich gedachte mir nämlich die friſch kühle Nacht und das herrliche Mondlicht zu Nutze zu machen, den Marſch anzutreten und früh am Tage in Luzern zu ſeyn. Das war Alles ſchön und gut, nur ein übler Umſtand kam dazwiſchen: ich fing an, großen Hunger zu ſpüren. Ich legte mich aufs Bett und wollte ihn verſchlafen; aber das nöthige Maaß der Ruhe hatte ich nun einmal genoſſen und konnte jetzt kein Auge ſchließen. Draußen über der Landſchaft ſchwamm mit bläulichem Schimmer das zauberiſche Mondlicht. Es ließ mich nicht ruhen; ich ſprang aus dem Bett und verfügte mich in meinem mehr als zu leichten Nachtkoſtüm die Treppe hinab auf den Flur und in die Gänge. Ich wollte den Wirth aus ſeiner Kammer pochen, und um ja die rechte zu treffen, polterte ich an jeder Thür. Lange Zeit blieb meine Mühe umſonſt; in mancher Kammer mochte gar Niemand ſeyn, in mancher hatten die Inliegenden einen geſegneten Schlaf, und ſchon wollte ich an allem Erfolge meiner Exkurſion verzweifeln, als ich endlich hinter der letzten Thür auf mein Pochen die Antwort in Deutſcher Sprache vernahm: „Warten Sie, da bin ich." Das Warten, obwohl etwas lang, verdroß mich nicht im mindeſten; die Sprache und der Ton klangen mir ſüß in den Ohren, denn ich erkannte die Stimme des Wirthes. Als aber die Thür ſich endlich aufthat, da ſtand ein langer, blonder, junger Mann vor mir, rieb ſich ſchläfrig die Augen und fragte, ob's denn ſchon Zeit wäre, abzumarſchiren. „Für mich, ja wohl", redete ich ihn lachend an; „für Sie, mein Herr, freilich noch nicht. Wir haben uns Beide geirrt; ich hielt Sie für den Wirth und Sie mich für Ihren Führer. Entſchuldigen Sie gütigſt, daß ich Sie im Schlafe geſtört habe." Damit wollte ich mich entfernen; aber der Herr ſprach: „Um Vergebung, darf ich nicht mindeſtens erfahren, wen ich die Ehre gehabt habe ....?" — „Ich heiße Alexandre Dumas." — „Es gereicht mir zum größten Vergnügen ...." — „Nun, darf ich wohl ſo frei ſeyn, die nämliche Frage zu thun?" — „Mein Name iſt Edouard Velers, Advokat zu Brüſſel." — „Es macht mich ſehr glücklich, daß ich die Ehre habe ...." — Und wir Beide begannen, uns Verbeugungen zu machen, als ſähen wir uns zum erſten Male in einem Pariſer Salon. Unſer beiderſeitiges Koſtüm aber gab der Sache einen lächerlich originellen Anſtrich, denn da es in ſo gut wie nichts beſtand, ſo ſah es ſich gleich, wie eine Uniform der anderen.

„Ich möchte nun aber", fuhr ich fort, „mit Ihrer Erlaubniß und gebührender Diskretion noch eine kleine Frage thun." — „Fragen Sie nach Belieben." — „Haben Sie vielleicht Hunger?" — „Hm!" meinte der Brüſſeler und ging innerlich mit ſich zu Rathe: „ich dächte, ja." — „Sehen Sie", ſprach ich, „wie ich geſtern Abend hierher kam, ſank ich vor Müdigkeit um, und da hab' ich vor Schlafengehen nichts gegeſſen." — „Und ich bin ſpät eingekehrt und habe hungrig zu Bette gehen müſſen, weil im ganzen Wirthshauſe nichts zu haben war, als ein Paar Eier." — „Sind Sie denn ſo ein Todfeind von Eiern?" — „Ich kann keines riechen." — „Alſo Sind Sie nüchtern?" — „So nüchtern, wie Sie." — „Daraus folgt, wir müſſen uns was zu eſſen ſchaffen." — „Gut, ſchaffen wir was." — „Und nach dem Eſſen, wenn's Ihnen gefällig iſt, benutzen wir die ſchöne, helle Nacht und machen uns auf den Weg." — „Ich bin dabei, aber was haben wir denn zu eſſen?" — „Was Gott uns beſcheeren wird, aber erſt wollen wir doch die Beinkleider anziehen." Dieſer Vorſchlag war einleuchtend und ganz an ſeiner Stelle; einmüthig wurde er ausgeführt, und ehe fünf Minuten vergingen, waren wir ſo ziemlich im Stande, uns mit der Hälfte unſerer Figur ſehen zu laſſen; mehr brauchte es für den Augenblick nicht.

„Nun alſo", ſprach ich, „der Sie Deutſch ſprechen trotz Luther, geben Sie ſich gefälligſt die Mühe, unſeren Wirth aus den Federn zu trommeln, und fragen Sie ihn, da es einmal mit den Eiern nicht geht, ob er vielleicht dem Huhn, welches ſie gelegt hat, den Hals abſchneiden will. Dabei könnte doch ein Frikaſſee für uns heraus kommen. Ich meinestheils will den Burſchen wecken, mit dem ich hergekommen bin; wir können ihn hoffentlich für unſere Küche brauchen." Demgemäß verfügte ich mich in die Geſinde-Schlafſtube und fand meinen Franz gleich heraus an der triumphirenden Kraft ſeines Schnarchens. Ich zog ihn an den Beinen aus ſeinem Schlummer hervor, er erwachte

*) Aus deſſen Nouvelles impressions de voyage.

Digitized by Google

gleich und erkannte mich. „Ach, gnädiger Herr“, ſprach der arme Junge und gähnte und reckte ſich, „ach, ich hatte eben einen recht ſchönen Traum.“ — „Na, was haſt Du denn geträumt?“ — „Ich träumte, Sie ließen mich ſchlafen.“ Das rührte mich in tiefſtem Herzen, und vielleicht hätte das Mitleid den Egoismus in mir überwunden, wenn Franz dem beſſeren Prinzipe Zeit zum Siegen gelaſſen hätte; aber der gute Junge ſchlüpfte bei den Worten ſchon aus dem Bett heraus, ſo groß war ſein Eifer für meinen Dienſt, und ich ließ es ihm entgelten.

Als ich von Franz zurückkam, fand ich meinen neuen Bekannten in ſehr eifrigen, aber unerfreulichen Unterhandlungen mit dem Wirthe begriffen. Es war und blieb dabei, daß es im ganzen Hauſe nichts zu eſſen gebe als Eier. „Vielleicht iſt's doch möglich“, ſagte ich zu dem Advokaten, „ein Eierkuchen findet vielleicht in Ihren Augen einige Gnade.“ — „Davor habe ich erſt den rechten Abſchen.“ — „Aber Fiſche?“ — „Fiſche, o Fiſche! Das iſt ganz was Anderes, die eſſe ich für's Leben gern.“ — „Aber Fiſche habe ich keine da“, ſprach der Wirth dazwiſchen. „Was, keine Fiſche? Sehen Sie her, da hab' ich meinen „Ebel“, mein Reiſehandbuch, da ſteht's gedruckt: Arth, ſchönes, großes Dorf im Kanton Schwyz, am Ufer des Zuger Sees, zwiſchen den Bergen Ruffi und Rigi; Gaſthof zum ſchwarzen Adler mit guter Bewirthung; vorzügliche Fiſche......“ — „Sehen Sie wohl, gedruckt: vorzügliche Fiſche.“ — „O ja, das heißt im See, da hat's Fiſche, ſchöne Fiſche: Hechte, Karpfen, Barſe, prächtige Forellen.“ — „Et ſchön, da können wir ja gleich fiſchen gehen.“ — „Ich hab' aber kein Netz.“ — „Ich brauche kein Netz.“ — „Ich hab' auch keine Angelſchnur.“ — „Ich brauche keine Angelſchnur.“ — „Na, womit wollen Sie denn fiſchen?“ — „Mit der Flinte.“ — „Herr, zu einem ſo ſchlechten Spaß hätten Sie mich nicht in der Nacht zu wecken brauchen“, brummte der Wirth. — „Ganz gewiß, guter Freund, mit der Flinte, und nun will ich Ihnen noch etwas ſagen, machen Sie uns Alles zu einer guten Matelotte zurecht, beſorgen Sie Zwiebel, Wein und Butter, die Fiſche ſchaffe ich.“ — „Na, ich will doch ſehen, was da heraus kommen wird“, ſprach der ehrliche Mann und fing an, ſeine Pfanne zurecht zu machen. — „Schön, lieber Mann, nun ſagen Sie mal, gehört der kleine Kahn da Ihnen?“ — „Ja.“ — „Darf ich ihn nehmen?“ — „Ja.“ — „Den umgeſtürzten Feuerkeſſel da, auf dem mein Burſche ſitzt, darf ich den auch mitnehmen?“ — „Ja.“ — „Gut, mehr brauche ich nicht, komm mit Franz, Du wirſt mir ein Feuer in dem Keſſel anmachen. Hol Dir Reiſig und einen Strick, marſch fort, vorwärts.“ — „Ich wünſch' guten Fang“, rief der Wirth uns nach und machte ein ſpöttiſch Geſicht. Ich war mit meiner Flinte längſt draußen, der Advokat eilte mir nach. Im Nu ſtanden wir am Ufer; mit dem Strick band ich den Keſſel am Vordertheil des Kahnes feſt und ließ das Reiſig anſtecken; auf die Mittelbank ſetzte ſich Franz mit zwei flachen Rudern in den Händen; Herr Belers ſtand am Hintertheil und band den Kahn vom Pfahle los. Auf ein Zeichen hob Franz an zu rudern, und das Fahrzeug glitt über den Spiegel des Sees. So glatt und ruhig war das Waſſer, ſo köſtlich klar, daß wir wohl zwanzig Fuß tief hinunter ſehen konnten. Die flackernde Flamme unſeres Keſſels ſtrahlte vom Waſſer ſo vollkommen wieder, daß es wirklich ſchien, als wäre der Brand inmitten des feuchten Elementes. Von Zeit zu Zeit ſahen wir's ſilberglänzend wie einen Blitz unter unſerer Barke vorbeiſchießen: ein gutes Zeichen für unſere Jagd. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerkſam: was ſo blitzte, das waren die funkelnden Schuppen der Waſſerbewohner, die, von der ungewohnten Helle aufgeweckt, in dem erleuchteten Kreiſe unruhig, neugierig hin und her fuhren. Allmälig ſchienen die Fiſche, groß und klein, nicht bloß vertraut mit der neuen Erſcheinung zu werden, ſondern ein großes Vergnügen daran zu finden. Sie drängten ſich herbei, ſie ſtiegen vom Grunde des Waſſers auf, und etliche Fuß unter der Oberfläche des Waſſers blieben ſie wieder liegen, unbeweglich mit ihren glotzenden Augen, als ob ſie einſchliefen. Wir konnten ihre Geſtalt, ihre Gattung deutlich erkennen, nur wollte keiner ſo nahe heraufkommen, daß ich eine Kugel an ihn wagen durfte. Jetzt gab ich Franz ein Zeichen, daß er nicht mehr rudern ſollte, und zugleich ließ ich das Feuer mit neuem Reiſig anſchüren. Da flammte es doppelt hell empor und hing unter uns im Waſſer wie eine glühende Kugel. Auf die Fiſche wirkte das wie ein Zauber, es zog ſie näher und näher; leiſe, leiſe gleiteten ſie in die Höhe, man ſah keine Floſſe ſich regen, aber immer größer und deutlicher ſahen wir ſie unter uns. Endlich erblickten wir ſie mitten in dem Gluthſchein, wenn die Flamme ſich im Waſſer ſpiegelte, und jede Schuppe blitzte wie Rubin und Diamant. Wir hatten die Wahl für unſeren Geſchmack; mein Gefährte zeigte mir einen herrlichen Karpfen, ich aber hatte mein Augenmerk auf eine prächtig große Steinbutte geworfen. Am Ufer des Genfer Sees hatt' ich die Bekanntſchaft dieſer Klaſſe von Fiſchen gemacht, ſie fleißig kultivirt und die angenehmſte Erinnerung davon zurückbehalten. Dieſer Steinbutte alſo that ich die Ehre an, den Lauf meiner Flinte auf ſie zu richten, der Advokat lehnte über Bord und hielt den Athem erwartungsvoll zurück. Franz war auf allen Vieren zu mir herangekrochen und konnte vor Neugier gar nicht erwarten, was nun vorgehen würde. Der Fiſch ſchien gar nicht zu merken, daß ſo viele Augen auf ihn geheftet waren; er ſtieg in die Höhe und ſtieg immerfort, gleich als wollte er aus ſeinem Element in's wirkliche Feuer hinein. Nun war er mir nahe genug, ich drückte auf den Hahn, der Schuß ging los.

Im nächſten Augenblicke waren wir Alle unwillkürlich erſchrocken, als hätten wir, wie Wilde, gar nicht gewußt, daß es knallen würde. Aber es war ein Donner; der ganze Berg erwachte und ſchütterte und bebte bis in ſeine Grundfeſten, und das dröhnte und rollte und wälzte ſich zwiſchen dem Ruffi und Rigi herüber und hinüber und zog mit dem Echo längs der Berge weiter gen Zug und verhallte grollend in weiter Ferne. Als wir nun die Augen wieder abwärts zum Waſſer richteten, ſiehe, da war all das neugierige Volk der Fiſche verſchwunden, und ganz unten in der Tiefe lag es unbeweglich, wie ein ſilberner Punkt, den wies ich meinen Gefährten. Der Punkt fing an zu ſteigen, kam näher und wurde größer: es war unſere Steinbutte mit dem Rücken nach unten, mit dem Bauch nach oben. Im nächſten Augenblick ſchwamm der Fiſch zwei Hände breit vor uns auf dem Waſſer, wir durften ihn nur greifen; der halbe Kopf war ihm weggeſchoſſen.

Triumphirend kehrten wir in das Wirthshaus zurück. Der Wirth ſtand vor ſeinem Bratofen, — das Feuer drin brannte ſchon, aber zu der Matelotte hatte er noch keine Anſtalt gemacht. So weit hatt' er ſich nicht auf's Ungewiſſe einlaſſen mögen. — „Nun, guter Freund, was meinen Sie dazu?“ ſagte ich und zeigte ihm meinen Fang. — „Ich meine“, ſagte er in demüthigem Tone und mit einem ſtaunenden Blick auf das prächtige Waſſerthier, „ich meine, es kann Einer auf ſeine alten Tage noch Neues lernen.“ — „Sehen Sie wohl?“ ſprach ich; „nun alſo, Herr Wirth, während wir uns völlig anziehen, bringen Sie ein gutes Frikaſſee zu Stande und thun Sie ja keinen Aerger ſtatt des Pfeffers dran.“

Mit der letzteren Ermahnung that ich dem ehrlichen Manne Unrecht. Die Fiſchſpeiſe, die wir bekamen, war ganz vortrefflich; wir hatten Alle reichlich zu ſchmauſen, der Wirth und der unterdeß erwachte Führer des Advokaten thaten unſerem Frühſtück alle Ehre an, ſo groß war der Fiſch geweſen. Wir machten mit dem Wirthe die Zeche richtig, und als die Spitze des Ruffi-Berges ſich vom Morgenſchein blaßgolden färbte, gedachten wir der Abreiſe und ſetzten den Fuß zur Thür hinaus. Draußen wendete mein neuer Bekannter ſich rechts, ich mich links. „Ei der Tauſend“, ſprach er, „wo wollen Sie denn hin?“ — „Nach Luzern“, ſagte ich. — „Nach Luzern? Da komme ich eben her.“ — „Ei ja, ſehen Sie einmal, da kommt's heraus, wir gehen gar nicht einen Weg.“ — „Es kommt ſogar heraus, daß wir einander den Rücken kehren müſſen.“ — „Allons, glückliche Reiſe.“ — „Behüte Sie Gott.“ — „Wenn Sie einmal nach Brüſſel kommen....?“ — „Wenn Sie einmal nach Paris kommen....?“ — „Verſteht ſich, Beides. Adieu.“ — „Adieu.“ — So ſchieden wir von einander und werden uns ſchwerlich je anders wiederſehen, als dereinſt bei der Auferſtehung im Thale Joſaphat. — „Nun, Franz“, ſagte ich zu meinem Burſchen, „was denkſt Du zu der Geſchichte von dieſem Morgen, mein Sohn?“ — „Ich denke“, ſprach der Burſche, „Sie ſind ein freundlicher Herr mit kurioſen Gewohnheiten; Sie biegen von der guten Straße ab und ſuchen den ſchlechteſten Weg; Sie legen ſich bei hellem Tage ſchlafen und marſchiren bei Nacht, und nun gehen Sie gar mit der Flinte aus, Fiſche zu fangen.“

Frankreich.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.

(Fortſetzung.)

Wir kehren zur National-Verſammlung zurück. Herr de La Porte, der Intendant der Civil-Liſte, fand ſich vor den Schranken ein und legte das von dem Könige hinterlaſſene Manifeſt auf das Büreau nieder. „Wo haben Sie das Manifeſt her?“ fragte man ihn von allen Seiten. „Der König“, erwiderte er, „hat es verſiegelt auf ſeinem Tiſche liegen laſſen, mit einem Handſchreiben an mich.“ — „Haben Sie das Schreiben hier?“ rief eine Stimme. — „Nein, nein!“ ſchell es aus der ganzen Verſammlung: „es iſt ein vertrautes Handſchreiben, wir dürfen es nicht zu ſehen verlangen.“ — Gewiß ein edelmüthiger Zug und der Aufbewahrung werth.

Im ferneren Laufe des Tages wurden ſämmtliche Miniſter vor die Schranken beſchieden. Herrn von Montmorin mußte man eine Schutzwache mitgeben; dieſer redliche Miniſter, des Königs treuer perſönlicher Freund, ſchwebte in der größten Gefahr; man wußte, daß er den Paß ausgeſtellt hatte, und es wurde der flüchtigen Königs-Familie nicht wenig verdacht, daß ſie einen ſolchen Mann, ungewarnt und den ſchwerſten Unfällen ausgeſetzt, zurückgelaſſen. Der Großſiegelbewahrer mußte die großen Staats-Siegel herbeibringen und auf das Büreau des Präſidenten der Verſammlung niederlegen. Sie wurden ihm darauf von der Verſammlung wieder ausgehändigt; er wurde als Präſident des Miniſterrathes, nebſt ſeinen Kollegen, von der Verſammlung in Eid und Pflicht genommen. Die Regierung und Verwaltung ſollte, im Namen und unter Aufſicht der Verſammlung, ungeſtört ihren Gang fortgehen. Während dieſe Anordnungen getroffen wurden, riß das Volk überall die Königlichen Wappen herunter und löſchte des Königs Namen und Abzeichen aus; doch gelang es dem Eifer der National-Garde, weiterem Unfuge vorzubeugen, und gegen Abend war die Ruhe in der ganzen Stadt hergeſtellt. — In der National-Verſammlung ſchloß die denkwürdige und thatenreiche Sitzung dieſes Tages mit einem Zuge, der nicht übergangen werden darf; nachdem ſämmtliche für nöthig erachtete Beſchlüſſe gefaßt waren, ſtellte der Präſident die Frage, ob die Verſammlung zur Tagesordnung übergehen wolle? Dies geſchah, und die Verhandlungen gingen ruhig in ihrem Geleiſe fort, als ob gar nichts Ungewöhnliches dazwiſchengekommen wäre.

Das Manifeſt, welches der König bei ſeiner Flucht zurückgelaſſen, war eben ſo ungeſchickt als unklug abgefaßt. Ludwig XVI. ſtrafte darin mit eigenen Worten Alles Lügen, was er ſeit zwei Jahren zugeſagt, genehmigt, verkündigt und ſanctionirt hatte; er ging in allen Stücken auf ſeine am 23. Juni 1789 den États-généraux eröffnete Erklärung zurück. Er beſchwerte ſich über viele Dinge, unter Anderem darüber, er wohne in den Tuilerieen zu ſchlecht. Kurz, dieſes Manifeſt konnte in Sinn und Wortlaut nur dahin ausgelegt werden, daß der König die vermöge der Conſtitution ihm zuſtehenden Rechte verſchmähte und ihnen vollſtändig entſagte.

Am Abende deſſelben Tages, des 21. Juni nämlich, ſollte eine große Zuſammenkunft im Klub der Jakobiner ſtattfinden. Dieſer Klub war damals noch weit von der demokratiſchen Wildheit entfernt, die

Digitized by Google

ihn ſpäter auszeichnete, doch hatte er ſich auch von dem Geiſte und Zwecke ſeiner erſten Stiftung ſchon entfremdet; man hatte unvorſichtiger Weiſe ſehr viele verdächtige Perſonen aufgenommen und den anarchiſchen Elementen Thür und Thor geöffnet. In der erſten Zeit ſeines Beſtehens hatten alle der linken Seite in der National-Verſammlung angehörige Deputirte ſich zu dem Klub gehalten und ihn fleißig beſucht; aber ſchon damals äußerte La Rochefoucauld gegen mehrere Freunde und auch gegen Lafayette ſeine Verwunderung, Perſonen im Klub anzutreffen, die er von anderwärts als eingeſchlichene Ariſtokraten oder als Werkzeuge von Ariſtokraten kannte. Es ließe ſich noch manches andere Beiſpiel anführen von dieſer Taktik, wodurch die Feinde der Revolution die Revolution zu untergraben, ſie in Verwirrung und Anarchie zu ſtürzen und durch ſcheußliche Verbrechen in den Augen der Menſchheit zu entehren trachteten. Zum Unglück der Welt hat dieſe Partei, nach drei Jahren der Intrigue und des Kampfes, ihre Wünſche in Erfüllung gehen ſehen. — Die meiſten Deputirten hatten aufgehört, die Sitzungen des Jakobiner-Klub's zu beſuchen, ſeitdem deſſen anarchiſche Tendenz immer deutlicher hervortrat; für dieſen Abend jedoch, den 21. Juni, war angekündigt, daß Danton und Robespierre mit gewaltſamen Motionen auftreten, den Feuerbrand hinwerfen und Alles zu einem Aufruhr treiben wollten. Deshalb beeiferten ſich diesmal alle Deputirte von der Volkspartei, ſich in den Sitzungsſaal der Jakobiner zu verfügen, um die gemäßigten Elemente im Klub zu verſtärken, die Verhandlungen in dem ſo nöthigen Geiſte beſonnener Feſtigkeit und Mäßigung zu leiten und jedem gefährlichen Ausbruch der Leidenſchaften vorzubeugen.

Danton war ein käufliches Subjekt; wer ihm das Meiſte bot, für den war er zu haben. Eben in der letzten Zeit hatte er ſich für Geld mit dem Hofe eingelaſſen; man kaufte ihm ſeine Stelle eines Advokaten des Königl. Conſeils, die eingezogen werden ſollte, und wofür ihm nach dem Geſetz nur 10,000 Livres gebührten, mit 100,000 ab, wobei er denn 90,000 Livres vom Könige geſchenkt nahm. Man kann es dem unglücklichen Ludwig XVI. nicht verdenken, wenn er ſich's ſchwere Geldopfer koſten ließ, um dergleichen wilde und gefährliche Köpfe, die tagtäglich ſein eigenes Königliches Haupt bedrohten, zur Ruhe zu bringen, ſie dafür zu bezahlen, daß ſie ſchwiegen und ſich unthätig verhielten, und ſie nicht zu Werkzeugen in der Hand einer Partei, der Faction Orleans oder eines auswärtigen Feindes werden zu laſſen. Der Zufall wollte, daß Lafayette einmal des Abends bei dem Miniſter Montmorin eintrat, als gerade Danton ſich bei dieſem befand; der Handel war eben abgeſchloſſen worden, und ſo erfuhr Lafayette von der Sache. Danton verſuchte ſpäter einmal auf dem Stadthauſe ſich darüber gegen Lafayette zu rechtfertigen: „General", ſprach er, „ich bin monarchiſcher geſinnt als Sie." Und mit dieſen monarchiſchen Geſinnungen hetzte er ein Jahr ſpäter, am 10. Auguſt 1792, den Pöbel zum Angriff auf das Königliche Schloß. Nicht zu vergeſſen, daß er dieſes ganze Jahr hindurch in einem fort vom Hofe Geld nahm, bei den Jakobinern mit den wüthendſten Anträgen gegen den König, die Königin und den Hof auftrat und auf beiden Seiten für beide Parteien den Spion und Angeber machte. Noch am letzten Feiertage vor dem unſeligen 10. Auguſt hatte er 50,000 Thaler eingeſtrichen, und ſo zuverſichtlich rechnete der Hof auf dieſen Menſchen, daß man im Schloſſe dem längſt angekündigten Aufruhr ohne Unruhe, ja beinahe mit Zufriedenheit entgegen ſah. „Wir ſind ganz unbeſorgt", ſagte die Prinzeſſin Eliſabeth zu einer Vertrauten, „auf Danton können wir zählen." Von jenem erſten Handel mit Danton bekam Lafayette, wie geſagt, zufällig Kenntniß; von den ſpäteren aber erfuhr er nichts, nicht allein, weil man wußte, daß er und Bailly zu ſolchen geheimen und widergeſetzlichen Umtrieben und Beſtechungen nicht ſchweigen würden, ſondern auch ganz beſonders, weil dergleichen Machinationen ſehr häufig gegen Lafayette ſelbſt gerichtet waren. In dieſem glaubte der Hof beſtändig einen Feind zu ſehen, und um dieſen zu verderben, warf er blindlings und mit vollen Händen Geld an ſeine wirklichen und gefährlichſten Feinde weg.*)

So viel, damit die Leſer den Mann kennen lernen, der am 21. Juni Abends im Jakobiner-Klub mit frechen und drohenden Worten auftrat — noch war ſeine Quittung über die 100,000 Livres in den Händen des Miniſters Montmorin nicht trocken — und unverhohlen Lafayette's Kopf verlangte, indem er folgendes Dilemma aufſtellte: „Der Herr General-Kommandant hat ſeinen Kopf dafür zum Pfande eingeſetzt, der König werde nicht entfliehen. Nun alſo, eins von Beiden müſſen wir haben, entweder den König zurück oder des Generals Kopf!" Der Unverſchämte rechnete darauf, daß Lafayette im Intereſſe des Miniſters Montmorin ſchweigen mußte und ihn, Danton, nicht entlarven durfte. In der That, ein Wort von dem Handel verlauten laſſen, hieß, bei der obwaltenden Stimmung des Volkes, dem Miniſter den Tod bereiten. Alexander Lameth nahm gegen Danton das Wort und ſprach in demſelben Sinne, wie ſein Freund Barnave am Vormittage in der National-Verſammlung geredet. Dies wirkte; die Sitzung der Jakobiner ging nicht nur ohne Tumult vorüber, ſondern in anſtändiger und würdiger Weiſe; und ſo vereinigte ſich zum Schluſſe dieſes Tages Alles in dem Geiſte der Freiheit und geſetzlichen Ordnung, worin die National-Verſammlung mit ihrem Beiſpiele vorangegangen war.

Am folgenden Tage, den 22. Juni, wurden alle zu Paris anweſende Generale vor die Verſammlung beſchieden, um ihr den Eid der Treue mit folgenden Worten zu leiſten: „Ich ſchwöre, daß ich die Waffen, welche die Nation meinen Händen anvertraut hat, zur Vertheidigung des Vaterlandes und zur Aufrechthaltung der durch Beſchlüſſe der National-Verſammlung eingeführten und vom Könige beſchworenen Verfaſſung gebrauchen, daß ich mich dem Eindringen fremder Kriegsmacht auf Franzöſiſchen Boden aus allen Kräften und bis zur Aufopferung meines Lebens widerſetzen, daß ich endlich keinen anderen Befehlen Folge leiſten werde, als ſolchen, die in Kraft eines Beſchluſſes der National-Verſammlung an mich ergehen."

Als Lafayette in ſeiner Eigenſchaft als General dieſen Eid gleichfalls leiſtete und von der Tribüne herab die Worte ſprach: „Ich ſchwöre!" unterbrach ihn der laute Beifall der Verſammlung. „Ich habe die Ehre", fügte er hinzu, „der Verſammlung einen Wunſch im Namen all meiner Waffenbrüder zu erkennen zu geben, die rings um dieſes Haus zum Schutze der Vertreter des Volkes bereit ſtehen. Es iſt zu ihrer Kenntniß gekommen, was für ein Eid heute innerhalb dieſer Mauern geleiſtet wird, und ſie harren ungeduldig des Augenblicks, wo auch ſie ihren Schwur in die Hände der Verſammlung niederlegen und mit den Vertretern der Nation das heilige Gelöbniß unverbrüchlicher Treue austauſchen und neu befeſtigen können."

Demzufolge zog am nächſten Tage eine große Zahl von National-Garden, Lafayette an der Spitze, in den Sitzungsſaal ein, um der Verſammlung aufs neue den Eid zu leiſten. Lafayette nahm unter allgemeinem Stillſchweigen das Wort: „Sie ſehen, meine Herren, wackergeſinnte Mitbürger vor ſich, auf deren Liebe und Hingebung das Vaterland ſtets in deſto höherem Maße zählen kann, je mehr es ihrer bedarf. Sie haben die Freiheit in der Wiege gegen Angriffe und Verſchwörungen der Freiheitsfeinde vertheidigt; heute, da ſie plötzlich aufs neue bedroht erſcheint, iſt auch der Eifer neu und mächtiger erwacht, ſich um ihr Banner zu ſchaaren. Mögen unſere Feinde ſich überzeugen, daß weder die Menge noch die Gefährlichkeit ihrer Komplotte uns je aus der Faſſung bringt, und daß unſer Muth alle verderbliche Folgen des in dieſen Tagen gegen den König und die Nation begangenen Attentates zu vereiteln wiſſen wird. Nehmen Sie, meine Herren, von dieſen bereits bewährten Kämpfern der Freiheit das erneute Verſprechen ihrer reinen und anfeuernden Hingebung entgegen. Wie in früheren Tagen der Unruhe, ſo werden ſie auch heute das Palladium der Freiheit und Ordnung getreulich wahren. Man ſagt, daß der Ingrimm unſerer Feinde ſich mit jeder Vereitelung ihrer Anſchläge ſteigert, daß ihr Haß um ſo heftiger und verzweifelter entbrennt, je ſchöner, erhabener in ſeiner Ruhe das freie Volk ihnen gegenüber ſteht. Wohlan denn! Stellen wir der wachſenden Gefahr diejenigen entgegen, die ihr bis auf den heutigen Tag glorreich widerſtanden: den erſten Kämpfern für die Freiheit gebührt die Ehre des vorderſten Standes im Kampfe gegen die Söldlinge des Despotismus."

Der General Rochambeau war eiligſt abgeſendet worden, das Kommando der Nord-Armee zu übernehmen; er ſollte, im Falle eine feindliche Armee in Lothringen oder in die Champagne einbräche, derſelben in den Rücken fallen. Eine Maſſe National-Garden von Paris und den umliegenden Departements ſtand unter Lafayette's Befehlen bereit, nach der Gränze aufzubrechen. Die verſchiedenen Ausſchüſſe der National-Verſammlung traten zuſammen und trafen gemeinſchaftlich die kräftigſten und weiſeſten Maßregeln. Die Ruhe in der Hauptſtadt wurde nicht geſtört, aber alle Gemüther waren in Aufregung und geſpannter Erwartung. Da traf am 23. Abends die Nachricht bei der Verſammlung ein und verbreitete ſich blitzſchnell im Volke, daß der König zu Varennes erkannt und angehalten worden.

Es hat ſich ſpäter zwiſchen den Herren Bouillé, Choiſeul und anderen zu dem Plane mitwirkenden Perſonen ein Streit darüber erhoben, durch weſſen Schuld, oder durch welche Umſtände ſonſt, die Flucht fehlgeſchlagen ſey. Das Wichtigſte kommt darauf hinaus, daß der Sohn des Poſtmeiſters zu Saint-Menehould den König an der Aehnlichkeit ſeiner Geſichtszüge mit dem Bilde auf den Aſſignaten erkannte, daß der Poſtmeiſter ſich zu Pferde warf und auf einem kürzeren Wege nach Varennes vorausſprengte, um den dortigen Amts-Fiskal (procureur syndic) zu benachrichtigen — daß endlich die Fahrt der Königlichen Familie zwiſchen Saint-Menehould und Varennes durch ein Verſehen in der Aufſtellung der Relais-Pferde bei der Brücke vor Varennes verzögert wurde. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Amts-Fiskal in letzterer Stadt, ein ganz ſimpler Bürger, ein Talglicht-Händler, das Geſchick des Königs und ganz Frankreich's in Händen gehabt, und daß dieſer Mann nicht einen Augenblick daran gedacht hat, ſich dieſe Gelegenheit zu perſönlichem Vortheil zu Nutze zu machen. Mit welchen Summen hätte man nicht gern ſeine Gefälligkeit erkauft! er aber erfüllte ſeine Bürgerpflicht, mit Beobachtung des ehrfurchtvollſten Anſtandes gegen die erlauchten Flüchtlinge, anſpruchslos und ohne Wanken. Der Soldatenpoſten an der Brücke von Varennes ſchlug ſich zum Volke, und der König ſah ſich bereits ſeit acht Stunden gefangen, als früh am Morgen des 22ſten die beiden Offiziere von der National-Garde, Romeuf und Baillon, bei ihm eintrafen und ihm das Dekret der National-Verſammlung vom 21ſten vorzeigten.

(Fortſetzung folgt.)

Oſtindien.

Die Provinz Adſchmir (Ajmere) in Hindoſtan.

Wenn ein Fremder, der immer von den dürren Ebenen Hindoſtan's ſprechen hörte, in Kalkutta landet, ſo ſtaunt er über die friſche Vegetation, die ihn von allen Seiten umgiebt. Vermuthlich iſt er in dem noch jetzt ſo allgemeinen Irrthum befangen, daß Bengalen ſo weit reiche, als die Präſidentſchaft, der man dieſen Namen gewöhnlich beilegt, und daß Boden und Klima der ausgedehnten Halbinſel überall ſo ziemlich dieſelben ſeyen. Nur wenige Europäer, die in den Britiſchen Gebieten des Oſtens wohnten, haben vor der Epoche der Feldzüge des Lord Lake Gelegenheit gehabt, von dem großen Kontraſte zwiſchen Ober- und Nieder-Indien ſich ſelbſt zu überzeugen, und auch aus Bü-

*) Nicht alle geheime Ausgaben des Hofes dienten zu ſo verkehrten Zwecken. Die Civilliſte gab der Munizipal-Polizei beträchtliche Summen zur Unterſtützung, theils zu Zwecken der Salubrität und Verſchönerung, zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung auf Straßen und öffentlichen Plätzen, theils und hauptſächlich zur Verhütung der aufrühreriſchen Bewegungen, die von den Jakobinern aus beſtändig angezettelt wurden. Dies war löblich und nützlich, aber es koſtete der Civilliſte nicht den zehnten Theil der Summen, die insgeheim daraufgingen, um dem Könige vorgebliche Freunde und Anhänger zu werben. (Anmerk. des Gen. Lafayette.)

Digitized by Google

chern konnte man in dieſem Punkte wenig oder gar keine Belehrung ſchöpfen. Selbſt Biſchof Heber war, als er den Ganges hinan reiſte, nicht darauf vorbereitet, in den höher belegenen Diſtrikten einen hoch gewachſenen, athletiſch gebauten und kriegeriſch ausſehenden Menſchenſchlag anzutreffen, der mit den kleinen, ſchwachen und furchtſamen Bengaleſen gewaltig kontraſtirte. Schon der Name Indiens erweckt bei den Meiſten die Idee einer außerordentlichen Fruchtbarkeit; und gewiß rechtfertigen ſehr große Strecken des Landes dieſe Vorausſetzung; es giebt aber auch andere Strecken von ganz verſchiedenem Charakter, in denen jeder grüne und üppige Fleck wie eine Oaſe erſcheint.

Die große Provinz Adſchmir kann uns als Beiſpiel dienen; ſie enthält viele treffliche Landſtriche, aber im Ganzen iſt ſie eine faſt unwirthbare Wüſte. Nichts ſieht trauriger aus, als die Stationen, die man dort zur Verwaltung der unter Britiſcher Kontrolle ſtehenden Theile des Landes errichtet hat. Die eine derſelben, Nöſſirabad, iſt Veranlaſſung zu einem ſchlechten Calembourg geworden: auf die Frage nämlich, wie der Platz heiße und ob es eine gute Station ſey? iſt No, sir, a bad (Nein, Herr, eine ſchlechte) die Antwort auf beide Fragen zugleich. Nibmotſch (Neemuch) iſt indeſſen noch trauriger. Der ſandige und ſteinige Boden, der Mangel an Waſſer und die vielen Salz-Lagen ſind die Urſachen der Unfruchtbarkeit dieſes Ortes. Es giebt vergleichungsweiſe nur wenige Flüſſe in Adſchmir; und die von periodiſchen Regen herrührenden Ströme verwandeln ſich bald in unbedeutende Bächlein und verſchwinden während der trockenen Jahreszeit gänzlich. Die Bevölkerung iſt ſehr dünn und nichts weniger als wohlhabend; daher findet man keine große Teiche, in denen der Regen zu künftiger Bewäſſerung aufbewahrt werden könnte; auch werden die Flüſſe nicht eingedämmt, und ſo vor dem Austrocknen geſichert.

Das Militair-Cantonnement von Nibmotſch wurde 1820 durch Sir John Malcolm gegründet. Die geſunde Luft, das Einzige, was dieſem Fleck zur Empfehlung gereicht, ſoll die Veranlaſſung zu dem hieſigen Etabliſſement geweſen ſeyn. Man kann hier nur mit bedeutenden Koſten Brunnen graben; denn das Brunnenwaſſer erſchöpft ſich ſehr bald, und wer mehr haben will, muß den Schacht tiefer graben laſſen, eine Operation, die nur bewerkſtelligt werden kann, indem man den Felſen mit Schießpulver ſprengt. Dieſes Brunnenwaſſer hat gewöhnlich einen ſalzigen Geſchmack und enthält eine bedeutende Quantität Kalkſtoff. Bei heißem Wetter verringert ſich die Quantität, und die Qualität wird ſchlechter. Diejenigen Naturforſcher, welche alle Krankheiten den ſchädlichen Ausdünſtungen des Waſſers zuſchreiben, werden in dem geſunden Klima von Nibmotſch eine herrliche Beſtätigung ihrer Theorie finden. Die Luft iſt hier, ſelbſt in der heißeſten Jahreszeit, vor Sonnen-Aufgang kühl und friſch. Die heißen Winde fallen weniger läſtig, als an vielen anderen Orten; ſie wehen ohne Unterbrechung von zehn Uhr Vormittag bis Sonnen-Untergang, und alsdann folgt, vermöge eines merkwürdigen Temperatur-Wechſels, eine kühle Nacht, während die heißen Winde zu Delhi faſt ohne Unterbrechung 24 Stunden lang wehen. Die Regenzeit iſt ſehr angenehm, wenn es genug regnet; im entgegengeſetzten Falle ſind die Einwohner gar übel daran: man ſieht dann keine Spur von Vegetation, ausgenommen an Stellen, die beſtändig gewäſſert werden. Die Plantagen wollen aber, trotz aller angewandten Mühe, nicht ſo gedeihen, wie im übrigen Indien.

Da Nibmotſch zu einer unruhigen Zeit eine Britiſche Niederlaſſung wurde, ſo erbaute man hier ein kleines Fort aus Steinen, welches militairiſche Vorräthe bergen und den Familien der Offiziere, falls die Garniſon ins Feld rücken müßte, Schutz gewähren kann. Die kleinen Radſchah's und andere erbliche Häuptlinge verlangen von den Kaufleuten, die das unwirthbare Land durchziehen, ſchwere Abgaben und ſchützen ſie dafür gegen die zahlreichen wilden Stämme der Bhil's, die von offenem Raube leben. Sowohl dieſe Abgaben, als die von Seiten der Bhil's drohende Gefahr wirken entmuthigend auf den Speculations-Geiſt, und fremde Artikel ſind eben deswegen ſelten und theuer.

Man findet in Nibmotſch — wie überhaupt in den meiſten Orten des mittleren und weſtlichen Indiens — eine kleine Anzahl Bora's, welches merkwürdige Volk, hier wie anderwärts, ein ſtilles und arbeitſames Leben führt. Einige haben Läden in den Baſars, während Andere mit ihren Waaren das Land durchziehen. Die moraliſchen Antipoden dieſes Stammes, die Bhil's, ſchaden indeſſen dem Wohlſtande von Adſchmir weit mehr, als die Bora's ihn fördern können. Dieſes wilde und anſcheinend unbändige Volk, das in den elendeſten Hütten wohnt, die man ſich denken kann, findet nur Geſchmack an Raub und Plünderung. Doch vergreifen ſie ſich ſelten an Europäern, und mancher junge Offizier geht in den Wildniſſen, wo ſie hauſen, unbegleitet auf die Jagd, ohne dabei etwas zu riskiren. Sie ſcheinen es vielmehr hoch anzunehmen, wenn man ihnen Vertrauen ſchenkt, und mißbrauchen dieſes Vertrauen niemals. Wer ſich als guter Schütze bewährt, oder in athletiſchen Uebungen geſchickt zeigt, dem beweiſen ſie große Ehrerbietung.

Die Stämme der Bhil's ſind in Rückſicht des Grades ihrer Civiliſation ſehr verſchieden: Einige ſollen förmliche Menſchenfreſſer ſeyn und von Zeit zu Zeit, aus bloßer Religioſität, einen ihrer Verwandten aufzehren. Dieſer ſchreckliche Gebrauch iſt leider zu authentiſch feſtgeſtellt, als daß man ſein Vorhandenſeyn überhaupt bezweifeln könnte. Die Gohnd's begnügen ſich damit, den ſehr bejahrten oder hoffnungslos erkrankten Perſonen ihrer Familie die Kehle abzuſchneiden, während die Häuptlinge der Bhil's dann und wann, in Folge eines dem Dewi gethanen Gelübdes, eine Anzahl Menſchenopfer bringen.

Die Bhil's ſind vortreffliche Schützen; ſie bedienen ſich gewöhnlich des Bogens, der in ihren Händen eine furchtbare Waffe iſt. Die Pfeile haben eiſerne Spitzen von drei bis vier Zoll; ſie ſind bemalt und befiedert, aber ſonſt grob gearbeitet.

Die Bevölkerung des Landes Adſchmir beſteht hauptſächlich aus Radſchputen und Dſchabt's. Der letztgenannte Stamm wanderte urſprünglich in kleinen Haufen von den Ufern des Indus nach Adſchmir; bald aber wurden ſie hier ſo mächtig und furchtbar, daß ſie beinahe ganz Ober-Hinduſtan den ſchwachen Händen der Nachfolger Aurengzeb's entriſſen. Die ſtolzen Radſchputen haben dieſen Stamm in neuerer Zeit gedemüthigt; doch behaupten die Dſchabt's immer noch ihren Ruf als kriegeriſches Volk. In ihren letzten Kämpfen gegen Britiſche Heere zogen ſie den Tod öfter der Gefangenſchaft vor.

Die vielen Feſtungen und Schlöſſer in Adſchmir geben einen Beweis von der kriegeriſchen Natur ſeiner Bewohner. Ein großer Theil dieſer Feſtungen iſt noch wohl erhalten. Wenn man das Land durchreiſt, ſo gewähren dieſe mächtigen, gewöhnlich auf Anhöhen errichteten Gebäude oft einen ſehr impoſanten Anblick. Ueberhaupt aber hat das Reiſen in dieſen Gegenden ein ganz eigenthümliches Intereſſe: aus der wildeſten und traurigſten Oede kommt man ganz wider Erwarten in ein fruchtbares und lachendes Thal — aus dem Reviere wilder Thiere in eine volkreiche Stadt. Man kann wohl ſagen, daß Leben und Tod hier einander umarmen oder doch wunderbar begegnen.

Nur zwölf Engl. Meilen von dem Cantonnement Nöſſirabad liegt die Hauptſtadt Edſchmir oder Adſchmir in einem ſchönen und wohl bewäſſerten Thale. Sie iſt von bedeutendem Umfang, und die vielen Kuppeln und Minarets geben ihr einen maleriſchen Anblick. Als die Briten im Jahre 1818 dieſer Stadt ſich bemächtigten, war ſie in einem ſehr traurigen Zuſtande. Der Schutz, deſſen die Perſon und das Eigenthum der handeltreibenden Klaſſe unter den jetzigen Beſitzern ſich erfreuen, hat den Flor der Stadt um ein Bedeutendes gehoben, und die Bevölkerung iſt durch Einwanderer vermehrt worden.

Dreißig Engl. Meilen von Nöſſirabad liegt Biawr, eine der wildeſten Stationen Indiens, der es jedoch nicht ganz an Natur-Schönheiten gebricht. Am Fuße einer felſigen Hügelreihe dehnt ſich ein großer künſtlicher See aus, an deſſen Ufern jagdluſtige Europäer, die ihre Militair-Pflicht in dieſe Einöde gebannt hat, bei nächtlicher Weile den Tigern auflauern. Ein unternehmender junger Offizier, der ſolchen Abenteuern öfter ſich unterzog, erzählte uns, daß in der heißen Jahreszeit rings um den See kein Hälmchen Gras zu finden ſey. Auch giebt es hier keinen einzigen Baum, der dem Jäger Zuflucht gewähren könnte; nur ſeine Kaltblütigkeit und ein glücklicher Schuß vermögen ihn zu retten. Der Weg von Biawr nach dem See windet ſich durch einen dichten Buſchwald von ſechs Engl. Meilen in der Länge; unſer Offizier mußte daher ſein Cantonnement noch vor Abend verlaſſen, wenn er den See bald nach Sonnen-Untergang erreichen wollte. Auf der erſten dieſer Expeditionen hatte er eine ganze Nacht vergebens gelauert; in der folgenden Nacht aber ſtand er noch nicht lange auf dem Anſtand, als er ein großes Thier in geringer Entfernung dem Waſſer zuſchreiten ſah. Eine Art von Ahnung ſagte ihm, daß er einen Tiger vor ſich habe. Das Thier trank am Rande des Waſſers und ging dann ein paar Mal hin und her. Seine katzenartigen Windungen überzeugten den Offizier von der Richtigkeit ſeiner Ahnung; er nahm die Beſtie ſcharf aufs Korn, und der Tiger ſtürzte, um nicht wieder aufzuſtehen. Am folgenden Morgen mußte ein Elephant das erlegte Ungeheuer im Triumphe zur Schau umhertragen. (Asiat. J.)

Mannigfaltiges.

— Das Pontifikat Gregor's VII. Das unter dieſem Titel ſo eben in Paris erſchienene Werk des Herrn Philipon de la Madeleine iſt keine hiſtoriſche Arbeit, wie man aus der Aehnlichkeit des Titels mit dem des berühmten Werkes von Roscoe über Leo X. ſchließen könnte, ſondern ein bloßer Roman, in welchem Gregor VII., Kaiſer Heinrich IV. und die Gräfin Mathilde von Toskana die Hauptrollen ſpielen. Herr Philipon hat es ſogar an einigen gewaltigen Anachronismen und geſchichtswidrigen Darſtellungen zur Ausſchmückung ſeines Romans nicht fehlen laſſen. Inzwiſchen kommt doch dieſes Buch zur rechten Zeit, da durch das Gemälde von Begas die Aufmerkſamkeit der Pariſer auf Gregor und Heinrich IV. gerichtet worden iſt und ein Werk daher zur Erklärung und Verſtändigung des anderen dienen kann.

— Die Indiſchen Thugs. Wir haben bereits früher von dieſen Fanatikern geſprochen, die den Meuchelmord, wenn nur gewiſſe Formen dabei beobachtet werden, als eine ihrer Gottheit wohlgefällige Sache anſehen, und deren Urſprung bis in die früheſten Jahrhunderte hinaufreicht. Gegenwärtig läßt ſich die Britiſche Regierung mit allem Eifer die Ausrottung dieſer kannibaliſchen Sekte angelegen ſeyn, und ſeit neun Jahren ſind mehr als 2000 Thugs feſtgenommen, von denen 1470 der Theilnahme an der Ermordung von 940 Perſonen überführt worden ſind. 382 dieſer Mörder ſind gehängt, 77 auf Lebenszeit eingeſperrt, 909 zur Transportation, 92 zu kürzeren oder längeren Gefängnißſtrafen verurtheilt und nur 21 freigeſprochen worden. Von den übrigen Angeklagten ſtarben 31 noch vor beendigtem Prozeſſe; 250 aber ſind, weil ſie zur Ergreifung und Ueberführung ihrer Genoſſen mitwirkten, begnadigt worden. In Malwa, Guzerat, Radſchputana und Delhi iſt auch bereits das Thuggee-Weſen ſo gut wie unterdrückt. Im ſüdlichen Indien und beſonders am Ganges, wo ſich eine einzige 300 Mann ſtarke Horde von Thugs umhertreibt, ſcheint noch viel zu thun übrig. Derjenige Thug, welcher den eigentlichen Würgengel macht und der den Strang als Zeichen ſeines Amtes führt, heißt der Bhurtote; die Novizen aber, welche nur die Arme des Opfers halten dürfen, werden Schomſies (Shumseas) genannt. Die überführten Bhurtotes ſind alle mit dem Tode beſtraft worden, während die Schomſies nur transportirt worden ſind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 43. Berlin, Montag den 10. April 1837.

Frankreich.

Die Sitte des Geſundheit-Trinkens.

Es läßt ſich kaum in Abrede ſtellen, daß in der Geſchichte der Sitten einer Nation das Kapitel von den Mahlzeiten eine ausgezeichnete Stelle einnehmen müſſe, nicht bloß, wie ein Engländer ſich ausdrückt, weil das Eſſen eine Handlung iſt, welche die Individuen aller Nationen unſerer Erde wenigſtens 365 Mal des Jahres vornehmen, ſondern vor Allem, weil man bei dem geſelligen Mahle Vieles, was die Geſellſchaft charakteriſirt, ihren ſittlichen Zuſtand, die Fortſchritte ihrer Civiliſation, ihres Luxus und ihres Geſchmackes an Allem, was zu den Genüſſen des Daſeyns gehört, am beſten beobachten kann.

Der Menſch beſchränkt ſich nicht, wie die Thiere, auf bloße gierige Befriedigung des mahnenden Hungers: ſeine Vernunft, das Intereſſe ſeiner Geſundheit, ſein geſelliger Zuſtand, Alles lenkt ſeine Wahl auf ſolche Nahrungsmittel, die ſeiner Geſundheit und der Entwickelung ſeiner Kräfte am angemeſſenſten ſind. Er befriedigt ſeinen Appetit in beſtimmten Stunden und, wenn es angeht, im geſelligen Kreiſe. Das gemeinſchaftliche Mahl iſt wirklich eines der edelſten Bande der Geſellſchaft.

Der Wein hat bei den Alten wie bei den Neueren für die Seele des Gaſtmahls gegolten, und zwar aus einem ſehr natürlichen Grunde: er löſcht nicht bloß den Durſt, wie ſein geſchmackloſer Gefährte, das Waſſer; er weckt auch den Geiſt, elektriſirt die Einbildungskraft, regt zur Munterkeit, zur Freimüthigkeit, zu großartigen Geſinnungen an. Auch iſt dem Weine in allen Jahrhunderten der Zoll einſtimmigen Lobes geworden, und Bacchus darf ſich ſchmeicheln, daß er ſeine Gunſt niemals einem Undankbaren zugewendet habe. Wenn die Römer in ihrer früheſten Zeit dem edeln Weine abhold geweſen ſind, ſo haben ſie dieſen Fehler mehr als verbeſſert, als ihr Fuß die Keller und Rebenhügel ihrer Nachbarn betreten hatte. Bald verſtanden ſie nicht bloß das ulmis adjungere vites*) auf ihrem eigenen Boden; ſie wußten ſich Alles zu verſchaffen, was Griechenland, Aegypten und Gallien an edlem Rebenſaft hervorbrachten.

Die Philoteſie, oder der Gebrauch, auf Jemandes Geſundheit zu trinken, beſtand ſchon im grauen Alterthum und gehörte ſonſt noch mehr als jetzt zu den Annehmlichkeiten der Tafel. Wenn der alte Homer uns beſchreibt, wie die reizende Hebe den Unſterblichen ihren Nektar kredenzt, und wie ſämmtliche Götter des Olymps einander zum Trinken auffordern, ſo überträgt er gewiß auf die hohen Olympier, was ſchon zu ſeiner Zeit an Griechiſchen Tafeln allgemeiner Gebrauch war. Bei einem Gaſtmahle, das Achill dem Ajax und Odyſſeus giebt, die an ihn abgeſchickt worden, erhebt ſich der Letztere, reicht ſeinem Wirthe die Schale und ſpricht: „Heil Dir, Achill!“ Nachdem Beide in Agamemnon's Zelt zurückgekehrt ſind, beeifert ſich Jeder, ihnen ſtehend den Becher zu reichen. In der Odyſſee erhebt ſich Odyſſeus am Ende des Abſchieds-Mahls, das die gaſtfreien Phäaken ihm gegeben, reicht der Gattin des Alkinoos eine gefüllte Schale und ſagt: „Ich grüße Euch .... ſeyd glücklich!“

Dieſe Stellen Homer's und noch manche andere beweiſen unwiderſprechlich, daß man in ſeinem Zeitalter beim Mahle einander zutrank, und daß es immer ſtehenden Fußes geſchah. Ein Gleiches erſehen wir aus Diogenes Laertius, Athenäus und Lucian. In der Folgezeit gingen die Griechen bei dieſem wichtigen Geſchäfte noch methodiſcher zu Werke. Gleich zu Anfang der Mahlzeit wählte man durchs Loos den König des Feſtes; dieſer König beſtimmte die Zeit, wann die Geſundheiten ausgebracht werden ſollten: alsdann füllte er ſeine Schale mit Wein und ließ ſie, nachdem er ſelber genippt, am Tiſche herumkreiſen. Man betrachtete dieſe Ceremonie als das Symbol der Freundſchaft, welches die Gäſte vereinigen ſollte. Im Verlauf des Mahles brachte man ſich noch viele gegenſeitige Geſundheiten mit ſkrupelhafter Genauigkeit. Wehe dem, der ein ſolches Gelage verließ, ohne daß ihm Jemand Beſcheid gethan hätte! Er nahm dieſe Vernachläſſigung für einen Schimpf und glaubte, keinen Freund zu haben. Zu Ende der Mahlzeit kamen die feierlichen Geſundheiten: denn mußte man in langen Zügen trinken und den ſtrengen Geſetzen der Tafel ſich unterwerfen. Wer nicht trinken wollte, der mußte die Tafel verlaſſen; doch begnügte man ſich bisweilen damit, ihm den Wein, den er zurückgewieſen, über den Kopf zu gießen. Der König des Feſtes brachte die Geſundheiten aus, und man gab ſie ihm auf der Stelle zurück. Die Töne der Leier und fröhliche Geſänge miſchten ſich in die Wünſche, welche dieſe Geſundheiten begleiteten; und Alles endigte mit Libationen zu Ehren der Götter, von denen man abſtammte oder abzuſtammen glaubte.

Die Römer waren bei dieſem Tafel-Ceremoniell nicht weniger gewiſſenhaft, als die Griechen; doch muß daſſelbe wohl, ehe ſie ihre Eroberungen nach Aſien ausdehnten, ſehr einfach geweſen ſeyn, und das beſcheidene propino (ich trinke Dir oder Euch zu) war ohne Zweifel ihre einzige Formel, d. h. ſie begnügten ſich damit, zu ſagen: „Ich wünſche, daß Wir und Ihr, daß Du und Ich uns wohlbefinden mögen.“ Als aber der Aſiatiſche Luxus in Rom und ſeinen Provinzen Eingang gefunden hatte, wurden auch die Geſundheiten viel pomphafter und ceremonieller. Beſonders in den letzten Zeiten der Republik und den erſten der Kaiſerherrſchaft legte man großen Werth auf dieſes geſellige Vergnügen.

Wenn das Ende der Mahlzeit herannahte und der Hunger geſtillt war, ließ man die Schüſſeln abnehmen, um den zu Geſundheiten und Libationen beſtimmten Bechern Platz zu machen. Die Geſundheiten betrafen die Gäſte; die Libationen waren für die Götter. Doch iſt die Sitte der Libationen gewiß die ältere geweſen. Schon im graueſten Alterthum fing man keine Mahlzeit an und beſchloß keine, ohne die Götter anzurufen. Gewöhnlich wurden Götterbilder an die Tafel gebracht, denen man unter Gelübden mit feierlicher Begrüßung zutrank. Das Ausbringen der Geſundheiten ſelbſt nannten die Römer nie anders, als zutrinken (propinare), oder den Becher zuſchicken, weil derjenige, der ſeinem Gaſt oder Mitgaſt Heil und Segen wünſchen wollte, zuerſt ein wenig von dem Weine nippte und alsdann dem Begrüßten ſeinen Becher zuſchickte, damit er ihn austrinken möchte.

Bei großen Feſtgelagen waren die Becher, eben ſo wie die Gäſte, mit Blumen bekränzt, und zuweilen warf man Roſenblätter in das Getränk. Wenn die Becher kreiſten, gab es allerlei bacchiſche und galante Scherze; trank Einer z. B. dem Gegenſtand ſeiner Liebe zu, ſo ſchrieb er wohl auch ihren Namen mit Wein auf den Tiſch. Manchmal war es Tiſch-Geſetz, ſo viele Becher zu trinken, als der Name dieſer oder jener Perſon Buchſtaben enthielt.

Die bei ihnen für Barbaren geltenden Nachbarn der Römer, die Kelten, Gallier, Briten, Germanen, machten keine ſo große Umſtände und Ceremonien. Wenn man ſich zu Tiſche ſetzte, wurde ein Krug mit Bier oder Wein aufgetragen, und wer dann trinken wollte, grüßte ſeinen Nachbar, das Gefäß in den Händen haltend, und ſagte: „Ich trinke Dir zu“, d. h. ich trinke zuerſt, auf daß Du mir nachtrinkeſt. Dann reichte er ihm den Krug, und der Andere machte es nun eben ſo mit ſeinem nächſten Nachbarn. Keiner der Tiſchgenoſſen durfte trinken, bevor der Krug, der am Tiſche kreiſte, bis zu ihm gelangt war; auch durfte er ihn nicht zurückweiſen, indem daraus leicht blutige Händel entſtehen konnten. Bei keinem dieſer Völker findet man Spuren von Libationen oder religiöſen Anrufungen beim Feſtgelage, obſchon ſie den Galliſchen Herkules und viele andere Götter verehrten.

Gehen wir nun vom Heidenthum zum Chriſtenthum über. Schon die Chriſten der früheſten Zeit hielten es für eine unſchuldige Sitte, Jemandes Geſundheit zu trinken, wenn man ihr ohne Mißbrauch und mit religiöſer Geſinnung huldigte. Daher tranken ſie bei ihren Liebesmahlen (Agapen) auf das zeitliche und noch mehr auf das ewige Wohl ihrer Mitbrüder. In ſpäteren Zeiten wurde der Einfluß des religiöſen Prinzipes ſchwächer, und mancher profane Wunſch mochte ſich in die frommen Wünſche einmiſchen. Der Kirchenvater Ambroſius, der im 4ten Jahrhundert lebte, beklagt ſich darüber in folgenden Worten: „Was ſoll ich von den Eiden der Trinker ſagen, die, ihrer Verſicherung nach, geheiligt ſeyn ſollen? Laßt uns (ſo ſprechen ſie) auf des Kaiſers Geſundheit trinken, und wer ſich deß weigert, der gelte für einen Menſchen, welcher ſeinem Fürſten wenig geneigt iſt. Trinken wir auf das Wohl des Heeres, auf das Heil unſerer Kampfgenoſſen, unſerer Kinder. Und dann bilden ſie ſich ein, dergleichen Wünſche ſeyen Gott wohlgefällig!“

Noch andere Mißbräuche kamen bei den Chriſten auf; man trank nicht bloß die Geſundheit der Lebenden, auch das Andenken der Todten wurde bei vollem Becher erneuert. Dieſe Gewohnheit erklärten die Geiſtlichen für abgöttiſch und das Heilige profanirend: ein Concilium zu Nantes belegte ſie mit dem Banne; Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims, ſchrieb eine Abhandlung dagegen, und Karl der Große ſelber verbot ſie in ſeinen Staaten. Das hatte dann auch die gewünſchte Wirkung; der Mißbrauch verſchwand, und man trank forthin nur noch auf die Geſundheit lebender Perſonen.*)

*) Den Weinſtock an die Ulme zu binden; ſie gleichſam mit einander zu vermählen.

*) Für die Geiſtlichen wurde das Geſundheits-Trinken überhaupt nicht wohlanſtändig gehalten. Noch 1510 verbot ein Concilium zu Petrikow in Polen dem ganzen Klerus dieſe Sitte.

Digitized by Google

Wenn die Römiſchen Kaiſer Jemanden einen beſonderen Beweis ihrer Gunſt geben wollten, ſo ließen ſie ihm ihren Becher mit dem Reſte des Getränkes, das er enthalten hatte, zukommen. Ein Beiſpiel finden wir in der Geſchichte des heiligen Martin, der im vierten Jahrhundert lebte. Kaiſer Maximus lud den frommen Prälaten zum Eſſen und ließ ihn an ſeiner rechten Seite Platz nehmen. Der Prieſter oder Kleriker, welcher den heiligen Martin begleitete, ſetzte ſich unter die übrigen Gäſte. Als es zum Trinken kam, reichte der Offizier dem Kaiſer die Schale; dieſer aber ſchickte ſie an Martin; denn er machte ſich eine Ehre daraus, die Schale aus der Hand des Heiligen zu empfangen. Martin trank zuerſt und ließ dann die Schale, ſtatt ſie dem Kaiſer zurückzuſtellen, an ſeinen Kleriker gelangen. Erſt von dieſem gelangte ſie an den Kaiſer; und obwohl Maximus dadurch zu Nummer Drei wurde, billigte er doch dieſe Zurückſetzung; „denn er ſchätzte (wie Longueval ſagt) den heiligen Biſchof darum, daß er einen mit dem Prieſterthume Jeſu Chriſti geehrten Mann der ganzen Kaiſerlichen Gewalt vorgezogen. Auch ſagte man ganz laut im Palaſte, Martinus habe an der Kaiſerlichen Tafel etwas gewagt, das kein anderer Biſchof an der Tafel des geringſten Beamten ſich unterſtanden hätte.“ *)

Die Sitte, Jemanden dadurch zu ehren, daß man ihm einen Becher kredenzte, war nicht auf Italien eingeſchränkt; ſie beſtand ſchon in den erſten Jahrhunderten der monarchiſchen Verfaſſung auch in Frankreich. Wir wollen nur ein hierher gehöriges Beiſpiel aus dem 14ten Jahrhundert anführen. Als nach der Schlacht bei Aubrey (Auray), am 16. Oktober 1364, der Graf von Montfort auf dem Schlachtfelde ſich Wein bringen laſſen, um ſeinen Durſt zu löſchen, kam Chandos, der mehr als jeder Andere zum Siege beigetragen, mit den übrigen Engliſchen Heerführern, und wünſchte ihm Glück. „Sire“, ſprach er, „lobet Gott und laßt's Euch ſchmecken, denn Ihr habt heute die Erbſchaft von Bretagne erobert.“ Der Graf verneigte ſich gar freundlich und ſprach ſo laut, daß Alle es hören konnten: „Herr Chandos, dieſes gute Geſchick iſt mir durch Euren großen Verſtand und Eure Tapferkeit zu Theil geworden; das weiß ich in Wahrheit und alle die, ſo hier ſind. Darf ich Euch bitten, ſo trinkt aus meinem Humpen.“ Dabei reichte er ihm ein Gefäß voll Wein, aus dem er ſelber getrunken hatte, um ſich zu erfriſchen. **)

In jenen alten Zeiten erhielt das Franzöſiſche Wort pléger (pleiger, plesger), welches urſprünglich „für Jemand bürgen“ oder „gut ſagen“ bedeutete, die ſehr prägnante Bedeutung „verlangen, daß Einer, auf deſſen Geſundheit man getrunken, ſich revanchire.“ Etienne Pasquier citirt dieſes Wort in ſeinen Recherches de la France bei Gelegenheit einer Anekdote, welche die unglückliche Maria Stuart zum Gegenſtande hat. Maria war am Abend des Tages vor ihrer Hinrichtung mit ihren wenigen Leuten allein. Als die Stunde des Abendeſſens kam, ſprach ſie: „Wohlan, beſchleunigt mein Mahl, damit ich meine Geſchäfte in Ordnung bringe.“ Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch und ſpeiſte mäßig, wie ſie gewohnt war. Sie tröſtete dabei ihre in Thränen zerfließende Dienerſchaft und trank am Ende des Mahles auf Aller Geſundheit, mit der Bitte, ihr Beſcheid zu thun (de la pléger).

Ein anderes Wort, welches Geſundheit trinken bedeutet, nämlich trinquer, haben die Franzoſen den Deutſchen entlehnt.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts pflegte man auf die Geſundheit der Fürſten zu trinken, wenn ſie bei öffentlichen Gaſtmählern den Vorſitz führten. Einen Beleg dazu finden wir in einer alten Anekdote, die Piron von ſeinem Vater erzählte. Der Letztere war immer zu den großen Mahlzeiten eingeladen, die man dem Fürſten von Condé gab, ſo oft er bei den Stände-Verſammlungen zu Dijon präſidirte. „Mein Vater“, ſagte Piron, „iſt mehr als vierzig oder fünfzig Mal die Seele der Gaſtmähler des Tiers-Etat geweſen. Als er einſtmals zur Rechten des Maire's von Beaune ſaß, erhob ſich der Maire von Châtillon, welcher dem von Beaune zur Linken ſeinen Sitz hatte, und ſprach, dem Fürſten zugewendet, voll Enthuſiasmus: „„Monſeigneur! Auf die Geſundheit Eurer Hoheit und all Eurer erlauchten Ahnen!““ Es erfolgte ein ſtürmiſches Gelächter, wie man ſich denken kann. Als der Lärm aufhörte, rief mein Vater, den Gott ſelig habe, im nämlichen Ton: Monseigneur! ce n'ât qu'un rejeigneux; el ai derobai celal dans lai pôche du maire de Béane ***) Der Letztere, hierüber ergrimmt, wollte meinen Vater prügeln; und endlich mußte der Fürſt ſie von einander trennen.“

Man ſieht, daß noch in jener Zeit ein heiterer naiver Humor, ſelbſt im Beiſeyn Fürſtlicher Perſonen, die Genüſſe der Tafel würzte. La Monnoye hat uns eine allerliebſte Probe davon in dem platt-Franzöſiſchen Dialoge hinterlaſſen, den er zu Ehren des Herzogs von Bregogne (im J. 1703) niederſchrieb. Erſt ſeit Anfang des 18ten Jahrhunderts iſt man in dieſen herzlichen Ergüſſen der geſelligen Freude haushälteriſcher geworden. Die Sitten haben ſich nach Außen hin mehr abgeglättet und den Schein größerer Strenge angenommen; der Luxus hat zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft ſchärfere Demarcations-Linien gezogen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Geſundheiten, die an der Tafel alle Stände einander näher bringen, proſkribirt worden ſind. Doch iſt dies nur in der feineren Geſellſchaft und im höheren Bürgerſtande geſchehen; das Volk, ſeinen alten Gewohnheiten treuer anhängend, pflanzt dieſe ſchöne Sitte noch auf Kinder und Enkel fort. (France littéraire.)

*) In Folge dieſer Begebenheit ſoll St. Martin, der Patron der Trinker geworden ſeyn. Das Martins-Feſt, welches auf den 10. November und nach Beendigung der Weinleſe fällt, hat man in Frankreich lange mit Tanzen und Mahlzeiten gefeiert. Auch bedeutete martiner im Alt-Franzöſiſchen ſo viel als tüchtig trinken, und mal-Saint-Martin nannte man die Kopfſchmerzen, die ein Rauſch zurückläßt.

**) So erzählt Froiſſard. Wir laſſen hier die Stelle in dem alterthümlichen Franzöſiſch dieſes Chroniſten folgen: „Sire, louez Dieu, et faites bonne chère; car vous avez huy conquis l'heritaige de Bretaigne. Il (der Graf) les inclina moult doucement, et parla si haut que tous l'ouïrent: Messire Jehan Chandos, ceste bonne adventure m'est advenue par le grand sens et prouesse de vous; et ce say-je de vérité et aussi tous ceux qui ley sont. Si vous prie, beuvez en mon hanap. A donc lui tendit un flascon plein de vin où il avait beu pour lui rafreschir.“

***) „Gnädiger Herr! Es iſt dies nicht ſein Eigenthum. Er ſtahl ſeinen Wunſch in der Taſche des Maires von Beaune.“ — Damals herrſchte noch in Dijon viel Naivetät und patriarchaliſche Einfalt; die angeſehenſten Perſonen der Stadt unterhielten ſich gern in ihrem Patois.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.

(Fortſetzung.)

Am 25. Juni, als man ſtündlich der Rückkunft des Königs in die Hauptſtadt entgegen ſah, faßte und verkündigte die National-Verſammlung mit einer an Einhelligkeit gränzenden Stimmenmehrheit folgendes Dekret:

Artikel I. Es wird dem Könige, ſobald er in den Tuilerieen angelangt iſt, vorläufig und bis auf weitere Beſtimmung eine Wache gegeben werden; dieſelbe wird unter dem Befehle des General-Kommandanten der National-Garde ſtehen, hat für des Königs Sicherheit zu wachen und für ſeine Perſon zu haften. — Art. II. Der Perſon des präſumtiven Thronerben wird gleichfalls eine Wache beigegeben, die unter den Befehlen des General-Kommandanten ſtehen wird. Auch wird die National-Verſammlung einen Erzieher für den Thronerben ernennen. — Art. III. Sämmtliche Perſonen, die in Begleitung der Königlichen Familie die Reiſe gemacht haben, ſollen in Haft und zu Verhör genommen werden. Der König und die Königin werden den dazu ernannten Bevollmächtigten mündliche Erklärungen geben. Hierzu wird ungeſäumt geſchritten werden, damit die National-Verſammlung, nach Befund der Ausſagen, das Erforderliche beſchließen kann. — Art. IV. Der Perſon der Königin wird gleichfalls eine Wache vorläufig beigegeben. — Art. V. Bis auf weitere Verfügung bleibt die Verordnung vom 21. Juni mit allen ihren Beſtimmungen in Kraft, und ſoll der Juſtiz-Miniſter Großſiegelbewahrer vermöge beſagter Verordnung gehalten ſeyn, die Dekrete der National-Verſammlung mit dem Staatsſiegel auszufertigen, auch ohne vorgängige Sanction und Genehmigung des Königs. — Art. VI. Die Miniſter, die Staats-Secretaire und die Königlichen Kommiſſarien bei der Kaſſe der außerordentlichen Fonds, beim Staatsſchatz und bei der Haupt-Liquidation der Staatsſchulden werden hierdurch ermächtigt, die Verrichtungen und Geſchäfte ihrer reſpektiven Dienſtzweige nach wie vor und unter der beſtehenden Verantwortlichkeit fortzuſetzen.

Die Verfügung im zweiten Artikel, wonach für den Dauphin ein Erzieher ernannt werden ſollte, kam niemals zum Vollzuge; wohl aber der erſte Artikel in ſeiner ganzen Strenge. Die den König bewachenden National-Garden waren, da ſie für die Perſon des Königs mit ihrer eigenen haften ſollten, genöthigt, ſtrengere Aufſicht walten zu laſſen, und es war Lafayette hinfort nicht mehr möglich, ſie zum Vertrauen und zu ſchonenden Rückſichten für die Königliche Familie zu überreden.

So wie die National-Verſammlung davon in Kenntniß geſetzt war, daß man den König zurückbrachte, war ihre erſte und angelegentlichſte Sorge für die Sicherheit der Königlichen Perſonen geweſen. Das Volk war überall gereizt und in der bedenklichſten Stimmung; hätte nicht aller Orten auf dem Wege des Königs die National-Garde der Städte und Dörfer ſich aus eigenem Antriebe zu ihrem Schutze aufgeſtellt, es wäre der Königlichen Familie vielleicht ſchon damals ſchlimm ergangen. Die Verſammlung hatte dem Könige drei Kommiſſarien aus ihrer Mitte entgegengeſchickt, Latour-Maubourg, Barnave und Pétion. Dieſelben trafen den König auf ſeinem Rückwege und laſen ihm obiges Dekret der National-Verſammlung vor. Danach ließ ſich leicht vorausſehen, daß die neuen Vorſichtsmaßregeln gegen einen Entweichungsverſuch nicht ſo glimpflich wie die früheren ausfallen würden. Die Verletzung aller bisher gethaner Verſprechungen und Erklärungen ließ kein Vertrauen mehr aufkommen, und auf alle begütigende Vorſtellungen, auf alle Verwendungen um Nachlaß von der Strenge der Aufſicht mußten die Freunde des Königs zur Antwort hören: „Wir ſind betrogen worden und wollen's nicht zum zweiten Male werden.“ Ja, die früheren eifrigſten conſtitutionnell geſinnten Anhänger des Königs in der National-Garde, die ihn von jeher gegen die Ausfälle der Jakobiner vertheidigt und verſichert hatten, er werde nicht entfliehen, er meine es ehrlich, gerade dieſe waren am bitterſten gekränkt; ſie fühlten ſich von ihren Freunden verrathen und vor ihren Gegnern beſchämt.

Als am 25. Juni Nachmittags die Königliche Familie in Begleitung der drei Kommiſſarien und einer bewaffneten Eskorte im Begriff ſtand, zu den Barrieren von Paris einzufahren, bemächtigte ſich ihrer eine große Furcht und Unruhe. Barnave und Pétion ſaßen bei dem Könige im Wagen, Latour-Maubourg bei der Königin. Die Letztere beſonders ſchwebte in der höchſten Angſt: ſie war dem Volke verhaßt; unterweges war ein Royaliſt, der ſich zu ihrem Wagen herangedrängt hatte, im Getümmel umgebracht worden. Die drei Gardes du Corps, welche die Reiſe mitgemacht hatten, ſaßen außen auf dem Vorder- und Hinterbock des Wagens (man hat das abgeſchmackte Gerücht verbreitet, ſie wären mit Stricken angebunden geweſen); ſie trugen nicht Königliche Livree, ſondern graubraune Röcke, wie die Bedienten des Prinzen von Condé; doch waren für ſie Mißhandlungen zu befürchten, und Latour-Maubourg ſchlug der Königin vor, dieſe Leute in den Wagen herein zu nehmen. „Stehen Sie für das Leben der armen Leute“, fragte die Königin, „wenn ſie neben mir ſitzen?“ — „Erſt müßte man mich tödten“, erwiderte Latour-Maubourg, „bevor ihnen ein Leid geſchehen könnte.“ Gleichwohl blieben die Leute draußen ſitzen.

Der General-Adjutant Dumas war durch unmittelbaren Befehl der National-Verſammlung beauftragt, die Königliche Familie von den Barrièren bis in die Tuilerieen zu eskortiren. Lafayette war nicht

Digitized by Google

ohne Beſorgniß, es möchten ſich Aufrührer den Tumult und die Enge der Straßen zu einem Ueberfalle zu Nutze machen, und ließ Dumas anweiſen, den Weg über die Boulevards einzuſchlagen. Von der Barrière de l'Etoile bis an die Tuilerien waren Truppen aufgeſtellt, die National-Garde bildete zu beiden Seiten des Weges Spalier; vor dem Schloſſe ſtand das Schweizer Garde-Regiment aufmarſchirt, welches an dieſem Tage den Befehlen des General-Kommandanten der National-Garde ohne Widerſtreben gehorchte. Längs des Weges drängte ſich die unüberſehbare Volksmaſſe und ließ die Ankommenden an ſich vorüberziehen, in tiefem Schweigen. Kein Zuruf, keine Drohung, nur der trübe Ernſt der Geſichter bekundete die herrſchende Stimmung. So das Volk, ſo auch die National-Garde; ſie lehnte an den Waffen, entſchloſſen, gegen jede Ruheſtörung davon Gebrauch zu machen. Alles ging mit Ordnung vorüber.

Man hat es der National-Verſammlung, den Behörden der Stadt Paris und ganz beſonders dem General-Kommandanten Lafayette zum Vorwurf gemacht, daß ſie Ludwig XVI. bei ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt keine Königlichen Ehren erweiſen ließen. Dieſelben wurden ihm erſt drei Monate ſpäter (im September) wieder zugeſtanden, nachdem er den Eid auf die Verfaſſung geleiſtet und hierdurch ſein conſtitutionnelles Königthum neu angetreten hatte. Man blieb durch dieſes Verfahren dem Grundſatze treu, der ſeit dem 11. Juli 1789 von den Repräſentanten der Nation verkündigt und von der Nation anerkannt war, dem Grundſatze nämlich von der Souverainetät des Volkes und von dem Oberrecht der Nation über alle durch die Verfaſſung eingeſetzte Staatsbehörden. Ludwig XVI. hatte vermöge ſeiner Erklärung das conſtitutionnelle Königthum abgelehnt und auf ſeine frühere Souverainetät zurückzugehen verſucht; in den Augen der conſtitutionnell geſinnten Mehrheit hatte er ſich durch dieſen Schritt aller Autorität, die ihm bis dahin zugeſtanden, ſelbſt entkleidet.

Der Zug fuhr über die Seine-Brücke in den Tuilerien-Garten und durch den Garten bis an das Schloß. Lafayette war ihm bis an die Brücke entgegen geritten. Bei der Einfahrt in den Garten wurde die Königin ihn gewahr und rief ihm, noch immer voll Beſorgniß um die außen ſitzenden Gardes du Corps, aus dem Wagen zu: „Monsieur de Lafayette, sauvez les gardes-du-corps!" In der That, ſein Schutz war ihnen nöthig; denn während der Paar Minuten, daß er ſich vom Schloſſe entfernt hatte, war es dem Volke gelungen, ſich bis dicht an die Auffahrt vorzudrängen, und in dem Augenblicke, da die Wagen hielten und die Königliche Familie ausſtieg, wollte es über die Gardes du Corps herfallen und ſie mißhandeln. Beſonders gegen zwei, die hinten auf des Königs Wagen ſaßen, und die als Couriere bei der Reiſe gedient hatten, war es erbittert. Lafayette nahm ſich ihrer an und ließ ſie in einen oberen Saal des Schloſſes in Sicherheit bringen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Louis XIV., son gouvernement etc. — Von Capefigue. Erſter und zweiter Bd. 15 Fr.

Histoire d'une promenade en Suisse et en France. — Von Doné. 7½ Fr.

Les enfans de la vallée d'Andlau. — Von den Damen Eliſe Voiart und Amable Taſtu. 2 Bde. 8 Fr.

Moralistes français. — 11 Fr.

P e r ſ i e n.

Perſiſche Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

III. Marſch nach Teheran. Sir Henry Bethune.

Da ich die Abſicht hatte, mit dem Schah zu gleicher Zeit nach Teheran abzureiſen, ſo traf ich meine Vorbereitungen dazu, kaufte mir und meinen Leuten Pferde, ließ Säbel, Piſtolen und eine doppelläufige Flinte in Ordnung bringen, bewaffnete mich und mein Gefolge und wartete auf den Augenblick der Abreiſe. Dieſer aber ließ lange auf ſich warten. Es fehlte an Geld, und wie lange dies dauern konnte, war nicht abzuſehen. Inzwiſchen gingen aus den inneren Provinzen Perſiens keine ſehr erfreuliche Nachrichten ein. Der Gouverneur von Maſanderan, ein Sohn des verſtorbenen Feth Ali Schah und Onkel des neuen Herrſchers, Mulk Ara Mirſa, hatte ſich zum Schah erklärt; ein anderer Onkel, Huſſein Ali Mirſa, mit dem Titel Ferman Ferma, „Gebieter", welcher Gouverneur von Schiras war, folgte dem Beiſpiel ſeines Bruders und herrſchte frei über Schiras, in der vollen Ueberzeugung, daß ganz Perſien ſich ihm bald unterwerfen würde. Selli-Sultan, unter dem Namen Adil-Schah, hielt ſich in Teheran und dachte nicht daran, ſeine hohe Würde einem Anderen zu überlaſſen. Demzufolge beſaß Perſien gleichzeitig vier Schahs — in Tabris, in Teheran, in Schiras und in Maſanderan. Die nomadiſirenden Stämme, von denen Perſien überſchwemmt iſt, benutzten dieſe Unordnung, beraubten Reiſende auf den Landſtraßen und plünderten die Karawanen. Die Hauptpunkte der Anarchie, der Unordnung und Räubereien waren die Straßen zwiſchen Teheran, Ispahan und Schiras. Aderbidſchan blieb vollkommen ruhig. Aus allen angeführten Gründen mußte Muhamed-Schah ſich beeilen, aus Tabris zu kommen. Endlich ward der 5. November 1834 zum Tage der Abreiſe beſtimmt, nachdem gute Menſchen Geld hergegeben hatten.

Eine Truppen-Abtheilung, welche die Hauptmacht des Schahs bildete, ſetzte ſich zuerſt in Marſch unter dem Oberbefehl des Sir Henry Bethune, der die Dienſte der Oſtindiſchen Compagnie verlaſſen hatte, um ſich unter Muhamed-Schah's Fahnen zu ſtellen. Sir Henry übertraf in der Art, von ſich zu reden, alle mir bekannte Leute, den Perſiſchen Kaimakam ſogar nicht ausgenommen. Er konnte ſich im Perſiſchen, wiewohl ſchlecht genug, verſtändlich machen. Sein Koſtüm als Oberbefehlshaber war das Reſultat ſeiner eigenen Erfindung; es beſtand aus einer mit Gold geſtickten halb Engliſchen, halb lächerlichen Uniform, Generals-Epauletten, ungeheuren Steifſtiefeln, weißen Pantalons, Küraſſier-Handſchuhen, einem galonnirten Hut mit langer weißer Feder, einem krummen Säbel und goldenen Sporen. Wie ein Bramarbas ſah er in dieſem Anzuge aus. In ſeinem Detaſchement befanden ſich einige eben ſo phantaſtiſch wie er gekleidete Offiziere.

Einige Tage nach dem Abmarſche Sir Henry Bethune's mit ſeiner ſiegreichen Armee ſetzte ſich auch Muhamed-Schah mit ſeinem großen Gefolge, zwei Bataillonen Fußvolk und ſechs Stück Geſchütz, in Bewegung. Durch Krankheit verhindert, gleichzeitig Tabris zu verlaſſen, konnte ich erſt fünf Tage ſpäter folgen. Sehr verdrießlich war es mir, dem Zuge Sr. Hoheit allein nacheilen zu müſſen. In einem fremden Lande allein zu reiſen, iſt eine ſehr unangenehme Sache; dies weiß Jeder, der ſich in gleicher Lage befand. Das Schickſal indeſſen nahm ſich meiner an und gab mir zwei Engländer zu Reiſegefährten. Einer von ihnen, Hauptmann F***, ſtand in Dienſten des Schahs und führte der aktiven Armee eine Verſtärkung zu, beſtehend in einer Abtheilung irregulairer Reiterei, die er aus den Stämmen der Nomadiſchen Aſcharen zuſammengebracht hatte. Mein zweiter Gefährte war ein Kaufmann B***, der ſich in Handelsgeſchäften nach Teheran begab. Dieſe Geſellſchaft, die mir im Anfange intereſſant ſchien, ward zuletzt höchſt langweilig. Die Schwierigkeit, ſich einander verſtändlich zu machen — Beide zuſammen konnten nur einige Worte Franzöſiſch und ich verſtand nur zwei Worte Engliſch —, das ewige Geſpräch des Hauptmanns über Pferde verſchiedener Raçen und des Kaufmanns über die Qualität der Perſiſchen Waaren im Vergleich zu den Engliſchen, das Brittiſche Phlegma, die Oſtindiſchen Mahlzeiten, beſtehend aus Speiſen voll brennendem Pfeffer, Salz, Eſſig und dergleichen ſcharfen Ingredienzien der Küche dieſſeits des Ganges, alles dieſes ward mir am dritten Tage unſerer Reiſe ſo widerlich, daß ich beſchloß, mein Gepäck, die Engländer und das Detaſchement Aſchariſcher Reiter, die wegen Mattigkeit der Pferde zu Fuße gingen, zu verlaſſen und, von drei Dienern begleitet, voraus zu reiten.

Der Weg von Tabris bis Teheran iſt von Reiſenden ſo oft beſchrieben worden, daß ich es hier unterlaſſen kann. Und was wäre übrigens auch zu beſchreiben? „Perſien beſteht aus Salzwüſten und Wüſten ohne Salz", ſagt ein Schriftſteller. Ich folge ſeiner Eintheilung. Es genügt, zu wiſſen, daß man von Tabris bis Teheran zwanzig Menſils oder Stationen zählt und etwas mehr als hundert Agadſch, d. h. ungefähr eben ſo viele geographiſche Meilen, und daß ſich auf dieſer Strecke nur zwei Städte vorfinden, Sengan und Kaßbin; alle übrige Stationen ſind mehr oder weniger anſehnliche Dörfer.

Nachdem ich am 24. November früh Morgens von den Engländern Abſchied genommen hatte, verließ ich die Station Jermageni und trabte auf der Straße nach der Stadt Sengan hin. In meinem Nachtquartier ſagte man mir, daß ich den Schah beſtimmt auf dem halben Wege zwiſchen Jermageni und Sengan finden würde. Mit dieſer erfreulichen Ausſicht trieb ich mein Pferd unaufhörlich an. Ich ward aber in meiner Hoffnung getäuſcht; an der Stelle, wo des Schahs Lager geweſen war, fand ich nichts, als Stroh und erloſchene Kohlen. Inzwiſchen bereitete der Himmel mir ein Feſt vor. Von allen Seiten her zogen Wolken heran, eine ſchwärzer als die andere; es erhob ſich ein Wind und ein ſo heftiger Regen, daß ich nach einer halben Stunde keinen trockenen Faden am Leibe hatte. Ein furchtbarer Windſtoß hob mich aus dem Sattel; ich war genöthigt, anzuhalten, nachdem ich glücklicherweiſe ein ſteiles, ziemlich hohes Vorgebirge entdeckt hatte, hinter welchem man Schutz finden konnte. Nach einer Viertelſtunde ungefähr beſſerte ſich das Wetter und ich ſetzte meinen Ritt fort. Der vom Regen ausgewaſchene Weg war ſo ſchlüpfrig geworden, daß die Pferde auf jedem Schritt ausglitten. Nach einem ermüdenden Ritt von ſieben Stunden erblickte ich endlich die Thürme von Sengan. Der Schah war dort, aber das Lager ſtand jenſeits der Stadt. Durch Sengan zu reiten, war keine leichte Sache. Karren mit Gepäck und Kameele hatten die engen Straßen dergeſtalt eingenommen, daß man kaum durch konnte. Eine ganze Stunde gebrauchte ich dazu, mich Schritt vor Schritt durch die Stadt zu arbeiten. Jenſeits des Thores öffnete ſich eine Ebene. In einer Entfernung von einer halben Werſt ſchimmerten Zelte und — welche Freude! — ich erblickte den Ruſſiſchen Adler auf der Flagge des bevollmächtigten Miniſters. Das Zelt des Engliſchen Geſandten befand ſich nicht weit davon. Gott ſey Dank, hier iſt wieder Europa! Ein Stück roher Schinken und ein Glas Portwein verſetzten mich in Muhammed's Paradies.

Die Neuigkeiten, welche ich in Sengan erfuhr, waren ſehr intereſſant. Die Zahl der Anhänger Muhamed-Schah's vergrößerte ſich jeden Tag. Die irregulaire Reiterei, die ſich unterweges dem Heere des Schahs angeſchloſſen hatte, belief ſich ſchon auf mehr als 6000 Mann. Vierzehn Prinzen, Söhne des verſtorbenen Feth Ali Schah's, befanden ſich im Lager und hatten ſich freiwillig unter den Befehl des jungen Monarchen geſtellt. Die Schahs von Teheran, Maſanderan und Schiras indeſſen behaupteten ſich wie früher hartnäckig, jeder in ſeiner Provinz. Selli-Sultan ſandte ein Schreiben nach dem anderen an Muhamed-Schah und an den Kaimakam, in welchen er ſie ſeines Wohlwollens verſicherte und zu ſeiner Krönung nach Teheran einlud. Man ſprach davon, er habe aus Teheran Truppen unter dem Befehl ſeines Bruders Imam Werdi Mirſa abgefertigt, um Muhamed-Schah von Teheran abzuſchneiden, wenn er Willens ſeyn ſollte, in dieſe Stadt einzuziehen.

Nachdem ich die Nacht im Lager zugebracht, beſah ich das Zelt des Schahs. Es hatte die Größe eines gehörigen Hauſes und im Innern zwei Abtheilungen: die eine diente ihm als Schlafgemach und die andere als Empfangszimmer; die inneren Wände waren mit Seidenſtoff tapezirt, und reiche Teppiche bedeckten den Boden. Um das ganze Zelt zog ſich ein Verſchlag von grober Leinewand, in hölzerne Rahmen geſpannt; von Außen war dieſer Verſchlag mit weißem Leinen- und von Innen mit Baumwollen-Zeug bekleidet, auf welchem höchſt geſchmack-

Digitized by Google

voll auf rothen Feldern Soldaten mit Flinten in den Händen gemalt waren; neben dem Zelt ſtand eine Schildwache und in einiger Entfernung eine Art von Ehrenwache.

In Sengan blieb der Schah bis zum 27. November. Alle warteten auf günſtigere Witterung. In der That, ein triftiger Grund für einen Fürſten, der auf dem Wege iſt, einen Thron zu beſteigen, und dem jede verlorene Minute neue Anſtrengungen, Blut und Leben koſten kann! Am 27ſten verließen wir Sengan und erreichten Abends das Dorf Sultanje, bemerkenswerth wegen der hier befindlichen Ruinen einer berühmten Moſchee. An Höhe und Umfang übertrifft dieſe Moſchee alle Gebäude Perſiens und kann ſie ſich mit den größten Bauten Europa's meſſen. Die außerordentlich große Kuppel iſt von zwölf Minarets umgeben; von dieſen ſind nur noch drei vollkommen erhalten, die übrigen haben mehr oder weniger von der Zeit gelitten. Folgendes erfuhr ich über den Urſprung dieſer prächtigen Moſchee. Im 13ten Jahrhundert, in welchem Jahre weiß ich nicht mehr, fiel es dem Schah Chuda Bendé, einem außerordentlich religiöſen Monarchen, ein, Ali's Ueberreſte aus Kerbeli fortbringen und an einem Orte beerdigen zu laſſen, der würdig wäre, die Gebeine „des Freundes Allah's" (Weli Allach) aufzunehmen. Zu dieſem Zweck befahl er, die große Moſchee in Sultanje zu erbauen. Als dieſe Arbeit beinahe vollendet war, erſchien Ali dem Schah Chuda Bendé im Traum und befahl ihm, ihn da zu laſſen, wo er ruhe, dankte ihm für ſeine Abſicht und verkündete ihm, daß die prächtige Moſchee ſeine eigene Grabſtätte ſeyn würde, weil er nur noch ein Jahr zu leben habe. Chuda Bendé, als ein frommer Mann, erſchrak bei dieſer Verkündigung von ſeinem Ende nicht, wollte aber an keinem Orte begraben ſeyn, der für einen Heiligen beſtimmt geweſen war, und ließ daher neben der Moſchee ein kleines Gebäude aufführen, welches auch wirklich ſeine Ruheſtätte ward. So lautete die Sage an Ort und Stelle. Einige Theile des Tempels fallen bereits in Trümmer, und zwar nicht ſowohl in Folge der Zeit, als wegen der rohen Nichtachtung der Perſer für ihre alten Denkmale. Dieſe Moſchee würde ſich wahrſcheinlich viel länger erhalten haben, wenn Feth Ali Schah nicht den Einfall gehabt hätte, neben derſelben ein Luſtſchloß erbauen zu laſſen, das man in der That ein Monſtrum der Architektur nennen kann. Es mangelte an Material zum Bau dieſes Wunderſchloſſes und der Schah befahl, einen Theil der Moſchee abzureißen und die dadurch gewonnenen Steine und Ziegeln für ſeine neue Schöpfung zu benutzen.

Von der prächtigen Stadt Sultanje, von der uns frühere Reiſende durch Perſien Wunderdinge erzählen, iſt nur wenig nachgeblieben; ein kleines Dörfchen und die Trümmer von Häuſern, einzeln daſtehend auf einer weiten Strecke des Landes, das iſt Alles. Wo iſt jene Stadt geblieben mit ihren 80,000 Einwohnern? Die Ebene von Sultanje iſt ihrer Triften wegen in Perſien berühmt und war der Sommer-Aufenthalt Feth Ali Schah's. Dort hatte der General Jermoloff eine Zuſammenkunft mit Sr. Hoheit und wirkte unter Anderem für die Ruſſen das Recht aus, bei Hofe in Stiefeln erſcheinen zu dürfen. Die Engländer erfreuen ſich dieſes Rechtes nicht und ſind jedesmal, wenn ſie ſich zum Schah begeben, genöthigt, gleich den Perſern in rothen Strümpfen und Pantoffeln zu erſcheinen.

Unterweges machte ich die Bekanntſchaft eines der Söhne Feth Ali Schah's, des Prinzen Melek Kaſſim Mirſa, der ſehr gut Franzöſiſch ſpricht. Seine Lehrerin war eine alte Franzöſin, eine gewiſſe Madame Lamarmière, die bereits länger als ſechzehn Jahre in Perſien lebt und vornehmen Leuten Unterricht in ihrer Mutterſprache giebt. Melek-Kaſſim-Mirſa iſt ein ziemlich verſtändiger Mann; wir ſcherzten viel über die Art und Weiſe, wie die den Schah begleitenden Truppen marſchirten. Alles ging durch einander; die Tambours hatten, um ſich die Sache leichter zu machen, ihre Trommeln den Eſeln auf den Rücken gebunden; ihrem Beiſpiel folgten die übrigen Soldaten und kommandirten ihre Gewehre auch dahin. Die ſich täglich vermehrende Reiterei zog hinter dem Schah in einer unabſehbaren Reihe her; der Lärm, das Geſchwätz, das Geſchrei waren entſetzlich. Se. Hoheit fuhr faſt den ganzen Weg in einer Art von Kutſche, mit einem Pferde beſpannt, welches von einem reitenden Stallknecht am Zügel geführt wurde.

Aus Teheran langten beunruhigende Berichte an: Selli-Sultan hatte ſeinem unter dem Oberbefehl Imam Werda Mirſa's ſtehenden Heer befohlen, zu einem entſcheidenden Kampf zu ſchreiten. Der Weg war höchſt langweilig — ermüdende Einförmigkeit überall — Steine und nichts als Steine. Die Anſichten Perſiens kann man mit Theater-Decorationen vergleichen, die in der Ferne entzücken und in der Nähe nur ſchlechte auf grober Leinewand hingeworfene Farben zeigen: ein Dorf, eine Stadt erſcheinen von weitem ſehr ſchön, aber in der Nähe ſieht man nur winzige Häuſerchen, größtentheils geſchmackloſe Moſcheen und Schmutz an allen Orten.

Am 2. Dezember erreichten wir die Stadt Kasbin, die hübſcheſte, die ich in Perſien ſah. Die Straßen ſind ziemlich breit und nicht ſehr krumm; die Unſauberkeit fiel weniger auf. Vor dem Palaſt des Prinzen, der Kasbin verwaltet, befindet ſich ein von Platanen eingeſchloſſener Platz. Die Moſcheen ſind hier mit vielem Geſchmack gebaut; nur der Bazar entſpricht dieſer Stadt nicht. Jenſeits der Stadtmauer liegt ein großer Gottesacker, beſäet mit Opfern der Cholera und Peſt, die hier im Jahre 1832 gleichzeitig wütheten. Dieſe furchtbaren Krankheiten zeigen ſich in Perſien gewöhnlich zu gleicher Zeit und richten ſchreckliche Verwüſtungen an. Ich muß übrigens bemerken, daß Perſien erſt in neuerer Zeit häufiger von der Peſt heimgeſucht wird, während früher 20, 30 Jahre und mehr vergingen, ehe ſie wieder erſchien. In Kiſchlek erhielt man wieder ein Schreiben von Selli-Sultan: der tapfere Selbſtherrſcher ſchrieb an den Kaimakam, daß er, bei dem Starrſinn ſeines Neffen Muhamed, im äußerſten Fall alle im Schatz des Schah's befindliche Edelſteine zu Pulver ſtoßen laſſen, alles baare Geld mitnehmen und aus Teheran flüchten werde; Muhamed-Schah würde alsdann nur eine mit den troſtloſen Witwen und Kindern ſeines verſtorbenen Großvaters angefüllte Stadt finden. Echt Perſiſch!

Die Sache wurde ernſthaft. Der Thronräuber drohte mit unmenſchlichen Maßregeln, und der geſetzmäßige Gebieter Irans erkannte die ganze Wichtigkeit dieſer Drohungen. Alle Edelſteine zerſtoßen, alles Geld mit ſich nehmen, auf die Schultern des Königs der Könige einen geplünderten Thron wälzen, eine leere Kaſſe und noch dazu 500 Weiber und deren hungrige Nachkommenſchaft! Das war zu arg! Muhamed-Schah ſandte einen Parlamentair an den Heerführer Selli-Sultans. Imam-Werda-Mirſa, die verzweifelte Lage ſeines Bruders und ſeine unbedeutende Macht erwägend, ergab ſich und bezog mit ſeinen Truppen das Lager Muhamed-Schah's.

In Teheran trugen ſich ſeltſame Dinge zu. Selli-Sultan, anſtatt ſeine ſechswöchentliche Regierung, während welcher er den ganzen Staatsſchatz in Händen hatte, zu benutzen und ſich den erſchlichenen Thron auf irgend eine Weiſe zu ſichern, brachte die ganze Zeit mit Luſtbarkeiten, Trinken und Schwelgen zu. Als es anfing, ſchlecht zu gehen, raffte er einige Koſtbarkeiten zuſammen und wollte entfliehen, nahm aber zuvor den Roſenkranz zur Hand, um durch ihn zu erfahren, wo er ſich am beſten verbergen könne. Gerade als er damit beſchäftigt war, machte der Beylerbey von Teheran, Muhamed-Bagir-Chan, um die Gunſt Muhamed-Schah's zu gewinnen, der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, bald in die Stadt einrücken mußte, Selli-Sultan zum Gefangenen, nachdem er ihm alle Sachen von Werth abgenommen hatte. Als dieſe Nachricht ins Lager Muhamed-Schah's gelangte, erregte ſie die größte Freude, und um dieſe an den Tag zu legen, machte das Heer den nicht unbedeutenden Marſch von Kiſchlok nach Suleimanje. Der Suleimanjeſche Palaſt iſt ſehr ſchön. Ein Spiegelſaal iſt ſo geſchmackvoll eingerichtet, daß man zweifeln könnte, ob er Perſiſches Produkt iſt, und dennoch iſt er es in der That. Von Suleimanje bis Teheran werden ungefähr 25 Werſt ($2\frac{1}{2}$ Meilen) ſeyn. Dies ſcheint nicht viel, und man konnte in einem Tagemarſch nach Teheran kommen, von wo die Berichte günſtig lauteten. Aber nein, das war unmöglich! In Perſien darf eine ſo wichtige Angelegenheit, wie der Einzug des neuen Monarchen in ſeine Reſidenz, nicht ſtattfinden, ohne daß darüber die Aſtrologen zu Rathe gezogen werden, und dieſe laſen aus den Sternen heraus, daß der glückliche Tag für Muhamed-Schah erſt der 9. Dezember ſey, und daß dieſer Tag nur eine glückliche Stunde habe, nämlich die Stunde nach Sonnenaufgang. In Folge deſſen verließ die Armee des Schahs am folgenden Tage Suleimanje und machte zwei Agatſchi (Meilen) dieſſeits Teheran Halt.

Durch den Einzug Muhamed-Schah's in die Reſidenz war die Sache indeſſen noch nicht entſchieden. Er war nur Beſitzer der Reſidenz, aber nicht des Reiches. Noch waren zwei mächtige Gegner vorhanden — die Schahs von Maſanderan und Schiras; das ganze Drama ſtand noch bevor.

Mannigfaltiges.

— Ausländiſches Theater. Daß das Studium der fremden Sprachen namentlich auch bei unſerer eleganten Welt immer mehr Terrain gewinnt, ſcheinen beſonders die vielen gleichzeitigen Ausgaben Franzöſiſcher, Engliſcher und ſogar auch Italiäniſcher Theaterſtücke zu beweiſen, welche jetzt in Deutſchland zu Tage gefördert werden. Wie ſich die Franzöſiſche Bühne in Berlin ein zahlreiches Publikum zum Theil von jungen Leuten gewonnen hat, die das Theater nicht bloß zum Vergnügen, ſondern auch wie eine Art von Converſations-Stunde beſuchen, von der ſie allerlei neuerlernte Ausdrucksweiſen und Wendungen mit nach Hauſe bringen, ſo ſcheint auch das Leſen gedruckter Stücke vornehmlich zur Auffaſſung des fremden Converſations-Tones geeignet befunden zu werden. Freilich wird dabei überſehen, daß aus den meiſten Franzöſiſchen und zum Theil auch aus den älteren Engliſchen Dramen die Jugend noch mancherlei lernt, was nicht eigentlich zu ihrer Converſation gehört. Sie verſteht zwar im Theater die zweideutigen Calembourgs nicht immer, über die das ältere Publikum lacht, aber ſie wird doch aufmerkſamer und paßt das zweite Mal noch ſchärfer auf. Ja, es entgeht ihr eben ſo wenig als uns, daß das Intereſſe der meiſten neueren Franzöſiſchen Dramen auf einem unmoraliſchen Grunde, nämlich auf Liebesverhältniſſen und Eiferſüchteleien von Verheiratheten, ja oft auf deren Dupirung und Selbſttäuſchung beruht, und wenn das Stück unter Lachen und Beifall zu Ende geſpielt iſt, ſo wiſſen die klugen kleinen Zuſchauer in der Regel beſſer, als der gutmüthige Ehemann auf der Bühne, wie es eigentlich in ſeinem Hauſe ausſieht. Indeſſen ſind wir doch weit entfernt, uns jenen Rigoriſten anzuſchließen, die ihren Kindern den Beſuch des Franzöſiſchen Theaters und die Lektüre gedruckter Bühnenſtücke ganz unterſagen. Vielmehr möchten wir nur eine verſtändige Auswahl und, wo es ſich bloß um Lektüre handelt, diejenigen Ausgaben empfehlen, die nicht Alles bunt durch einander enthalten, ſondern mit Rückſicht auf Deutſche und auf jugendliche Leſer zuſammengeſtellt und vielleicht auch mit erklärenden Anmerkungen verſehen ſind. Eine ſolche Ausgabe iſt das bei Friedrich Frau in Jena erſcheinende British modern Theatre, herausgegeben und mit ſprachlichen und hiſtoriſchen Erklärungen begleitet von Dr. F. A. Ficken. Das dritte Bändchen dieſer Sammlung, welches zwei Theaterſtücke (Atonement, or the God-daughter, von John Poole, und The Schoolfellows, von Douglas Jerrold) enthält, iſt bereits erſchienen und kann auch ſowohl wegen ſeines ſehr billigen Preiſes (das Bändchen koſtet 8 bis 9 Groſchen) als wegen ſeiner typographiſchen Ausſtattung empfohlen werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 44. Berlin, Mittwoch den 12. April 1837.

England.

Irländiſche Armuth.

Von Leitch Ritchie.

Derſelbe Herr Ritchie, der im vorigen Jahre ſeine Reiſe in Rußland unter dem beſcheidenen Titel eines Taſchenbuches, des „picturesque Annual“, beſchrieb und darin intereſſante Details über das Land und die Ruſſiſchen Sitten und Gewohnheiten lieferte, hat dieſes Jahr ſeinen Weg nach Irland genommen, und auch hierhin hat ihn der geſchickte Künſtler begleitet, der es übernommen, das äußere Bild des Landes treu wiederzugeben, während der Schriftſteller es in ſeinen inneren moraliſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen beſchreibt.

Es iſt bekannt, daß die grüne Inſel eines der ſchönſten, anmuthigſten Länder iſt, ein Land voll reizender, herrlicher Punkte: gleich bei der Landung in Dublin ſoll der Meerbuſen dieſer Stadt an die duftige Bai von Neapel erinnern mit ihren grünen, lachenden Inſeln, ihren eleganten Villa's, und auch unſer Verfaſſer wundert ſich hier, daß er nach Stoff zum Maleriſchen ſo oft in der Ferne geſucht habe, während er es doch in ſeiner allernächſten Nähe, ſo zu ſagen vor der Thür haben konnte.

Doch der Anblick des blauen, ſpiegelglatten Meeres und der Inſeln, die ſich aus dem Ocean erheben, und des reichen Grüns, dem Irland ſeinen ſchönen Beinamen Smaragd-Inſel zu verdanken hat, dies Alles kann auch ihm, wie gewiß jedem gefühlvollen Menſchen, keinen Erſatz gewähren für das ſchreckliche Elend, das ſich dem Beobachter bis in die Höfe der Paläſte aufdringt, und für die unvermeidlichen Folgen dieſes Elends, moraliſche Verderbniß und Verzweiflung.

In Irland ſind es Bettler, welche den Fremden bewillkommnen: „Gott ſegne Eure Gnaden! Seyen Sie willkommen im Lande! Geſegnet ſey der Tag ihrer Ankunft!“ mit ſolchen Begrüßungen wird der Reiſende empfangen, ſobald er den Fuß ans Land ſetzt. Dabei muß man wiſſen, daß die erſtaunliche Zahl der Bettler ihrem guten Vernehmen unter einander durchaus keinen Eintrag thut; ja, es iſt ſogar ein charakteriſtiſcher Zug des Irländiſchen Volkes, daß jeder Arme mit gerechter Unparteilichkeit die höheren Rechte eines noch Aermeren und Unglücklicheren, als er ſelbſt iſt, anzuerkennen weiß.

„Gerade als ich im Begriff war, die Stadt Cork zu verlaſſen“, erzählt Herr Ritchie, „ſah ich in einem Augenblick meinen Wagen von einer Menge Unglücklicher umringt, die mein Mitleid anflehten. Unter dieſen lief auch eine Frau herbei, deren Jammer und Leiden noch ſchrecklicher waren, als die ihrer zahlreichen Unglücksgefährtinnen. Ihr Mann war ſo eben geſtorben, und ſie hatte ihre Kinder bei der Leiche ihres Vaters gelaſſen, um ihnen ein Stückchen Brod herbeizuholen. „Iſt das auch wahr?“ fragte ich einen von den Umſtehenden. „Es iſt leider nur zu wahr“, antwortete der hungrige Haufe, der ringsherum ſtand; und auf der Stelle machten Alle Platz, als wollten ſie zeigen, daß ſie die Anſprüche eines noch größeren Elends, als das ihrige, achten müßten. Bei einer anderen Gelegenheit warf ich ein Geldſtück unter die Menge und deutete dabei mit den Augen auf die Unglückliche, für die ich es beſtimmte. Das Stück fiel zu den Füßen einer anderen Frau, die es aufhob, während der eigentliche Gegenſtand meines Mitleidens mit ausgeſtreckter Hand und flehenden Geberden das ihr Gebührende in Anſpruch nahm. „Schämt Euch!“ rief die andere voll Unwillen; „denkt Ihr, ich hätte das Geld behalten wollen, da ich doch ſah, daß der Herr Euch meinte?“

Zuweilen geben dieſe Bettler ihre Hülfsbedürftigkeit auf keine andere Weiſe zu erkennen, als indem ſie ihre Lumpen vor den Augen der Vorübergehenden zur Schau auslegen. So ging ich eines Tages vor einem Menſchen vorüber, der, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt, an der Seite der Straße ſaß, und dem das Gepräge eines gräßlichen Elends ſo ſichtbar ausgedrückt war, wie ich ſelbſt in Irland kein ähnliches Beiſpiel geſehen habe. Seine Kleider fielen in lauter Fetzen herab, ſein Geſicht war blaß und abgezehrt, und doch ließ er auch nicht eine Sylbe hören, als ich vorbeiging. Ich ſetzte meinen Weg ruhig fort, kaum aber hatte ich einige Schritte gemacht, als mich mein Gewiſſen wegen dieſer Gleichgültigkeit ſtrafte: ſchnell drehte ich wieder um. „Wenn Ihr es braucht“, fuhr ich ihn etwas ärgerlich an, „warum verlangt Ihr denn kein Almoſen?“ — „Na, was thu' ich denn Anderes“, antwortete er, „als betteln?“ — „Aber Ihr habt kein Wort geſprochen.“ — „Was! Wollen Sie mit mir ſpaßen, mein Herr? Sehen Sie doch“, fügte er hinzu, indem er einen Lappen von dem aufhob, was vor langen Zeiten einmal ein Rock geweſen war, „das Fleiſch und die Knochen an mir, ſchreien ſie denn noch nicht genug durch die Löcher meiner Lumpen hindurch? Sieht man mir denn das Elend noch nicht deutlich genug an den ausgedorrten Wangen und den hohlen Augen an? Sagen Sie ſelbſt, ſind das nicht alles eben ſo viel Zungen, die nach Almoſen ſchreien?“

Die Grafſchaft Wicklow iſt wegen der maleriſchen Schönheit ihrer Gegenden beſonders berühmt, und gerade hier ſteht das Elend der Bauern mit der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der Pracht und Anzahl der Schlöſſer im traurigſten Kontraſt. „Noch niemals“, erzählt Ritchie, „habe ich ſo erbärmliche Strohhütten geſehen, als längs der Straße, die in das reizende Thal Avoca führt. Dieſe Menſchenwohnungen waren viel weniger bequem und mit viel weniger Kunſt erbaut, als die Löcher, wo die meiſten Thiere ihre Schlupfwinkel ſuchen. Gewöhnlich ſind ſie an der inneren Seite der tiefen Gräben angebracht, welche am Rande der Straße hinlaufen, und dieſe Lage wird wahrſcheinlich beſonders deshalb gewählt, damit dieſe ärmlichen Baracken doch wenigſtens eine hermetiſch verſchloſſene Seite haben. An Schornſteine iſt hier gar nicht zu denken, oft haben ſie auch keine Fenſter, und das Einzige, woran der Reiſende die Nähe einer menſchlichen Wohnung erkennen kann, iſt ein Haufen Stroh und Miſt, der ſich ein wenig über dem Boden der Straße erhebt. Wenn wir bedenken, daß die Bauern, welche dieſe Hütten bewohnen, meiſtens ſtarke, kräftige Menſchen ſind, die einen großen Theil des Jahres ohne Arbeit und Beſchäftigung zubringen, ſo müſſen uns freilich die niederen Klaſſen in Irland noch auf einer ſehr tiefen Stufe der Civiliſation erſcheinen. In allen anderen Ländern Europa's, beſonders aber im Norden, kann man ſelbſt die ärmſten Leute noch immer einige Sorgfalt auf ihre Wohnungen verwenden ſehen; in England, in Belgien, in Holland z. B. machen ſie es ſich ſogar zum Vergnügen, ſie ſo viel wie möglich zu verſchönern; und ſelbſt in Frankreich, in Schottland und in einigen Theilen Deutſchlands, wo das Volk nicht ſo viel natürlichen Geſchmack hat, iſt das Innere der Häuſer wenigſtens warm und komfortabel. Der Leibeigene in Rußland, den wir ſonſt ſo ſehr zu verachten pflegen, erbaut ſich aus einigen Fichtenſtämmen ein Obdach, das eben ſo viel Schutz gegen Kälte und Wetter, als einen hübſchen Anblick für das Auge bietet. Das Haus iſt mit einer Gallerie geſchmückt, die längs der Vorderſeite auf die Straße hinaus ſieht, und mit einer Beläſtung von zugehauenem Holz, die unten am Schirmdache vorſpringt. Das Modell von einer dieſer Wohnungen, welches ich ſelbſt von Moskau mitgebracht, würde gewiß von der großen Mehrheit des Irländiſchen Volkes mit Neid und Begierde angeſehen werden. Freilich habe ich ſchon die erbärmlichſte Gattung der Irländiſchen Hütten beſchrieben, aber auch zugleich die, welche am häufigſten vorkommt, und ich habe im Ganzen faſt keine einzige getroffen, welche bedeutend davon abwiche: überall derſelbe Mangel aller Bequemlichkeiten des Lebens, dieſelbe barbariſche Unkenntniß der gewöhnlichſten und leichteſten Kunſtfertigkeiten.

Die Hauptfrage nun, die gelöſt werden muß, iſt folgende: Was fehlt dem Iriſchen Bauern, damit es beſſer mit ihm werde? Antwort: die Hoffnung. Wer da ſagt, daß man ihm die Auflagen herabſetzen, daß er mehr politiſche Freiheit haben müſſe, der verliert die Zeit mit leerem Gerede; wären es dieſe und noch hundert andere Dinge dazu, die ihm fehlten, ſo brauchte er doch deshalb nicht in einem der fruchtbarſten Länder Europa's ein jämmerlich müßiges Leben hinzuſchleppen und in einer Baracke zu wohnen, die weniger ſchützt, als die Höhle eines wilden Thieres.

Wenn in England ein Bauer erſt anfängt, ohne auch nur einen Pfennig im Vermögen zu beſitzen, ſtrebt er gleich von vorn herein nach einer beſſeren Zukunft. Hat er dieſe erreicht, ſo richtet er ſich, bei aller übrigen Beſcheidenheit, ſchnell in Kleidung, Nahrung und Wohnung nach der Stellung, in der er ſich jetzt befindet; bald gehen ſeine Blicke noch weiter vorwärts. Einſt hofft er ſelbſt Pächter zu werden: dann wird er ein ſchönes, gutes Haus zur Wohnung und einen beſonderen Platz in der Kirche haben. Dieſe Träume und Pläne werden vielleicht niemals in Erfüllung gehen, gleichwohl üben ſie, wie ſo viele andere Güter, die nur in der Hoffnung exiſtiren, auf den ganzen Charakter den heilſamſten Einfluß; ſie reizen ihn zu Energie und Thätigkeit und geben ſeinen Gedanken einen gewiſſen Schwung und Fortſchritt. So wird ſich der Engliſche Bauer unwillkürlich ſelbſt achten, nicht um deſſenwillen, was er iſt, ſondern was er zu ſeyn hofft: in Erwartung der höheren Ausſichten für die Zukunft ſchmückt er ſeinen Garten mit Blumen, und grüne Reben umranken die Mauer ſeiner niedrigen Hütte.

Der Irländiſche Bauer dagegen weiß auch nicht das Geringſte von einem fortſtrebenden Ehrgeiz dieſer Art; auf ſeine Lage können die Umſtände keinen Einfluß ausüben, ſein Schickſal iſt ein- für allemal unwiderruflich beſtimmt. Iſt er Landmann, ſo muß er ſich durchaus da-

Digitized by Google

mit zufrieden geben, einen Theil des Jahres dem Hunger ausgeſetzt zu ſeyn; denn es ſind immer mehr Arbeiter als Arbeit da, und bei der Verpflichtung, dem Eigenthümer des Ackerſtücks den größeren Theil des Ertrags abzuliefern, bleiben ihm ſehr oft zum Lohn für Zeit und Mühe kaum einige Maaß Kartoffeln übrig. Als Tagelöhner kann er ſich höchſtens zwei und ein halb Shilling die Woche verdienen, alſo täglich ungefähr $4\frac{1}{2}$ Pence ($3\frac{1}{2}$ Sgr.). Ein Pächter iſt nicht viel glücklicher; auch er lebt von Kartoffeln und muß dem Gutsbeſitzer alle übrige Produkte der Pacht abliefern, mit denen er ſogar oft nur erſt einen Theil von ſeinem Pachtzins bezahlt hat.

Dieſer traurige Zuſtand der Dinge wird ſo lange fortdauern, als man das Syſtem der Nominal-Renten beibehalten wird, d. h. der Renten, welche den Betrag deſſen, was der Pächter bezahlen kann, überſteigen. Wenn die Gutsbeſitzer in Irland zum Pächter den geſchickteſten, fleißigſten Menſchen ausſuchten, und nicht den, welcher den höchſten Pachtzins liefert, und wenn ſie dieſen Zins auf einen Werth feſtſetzten, der von dem Ertrag des Bodens hinreichend bezahlt werden kann, dann würden ſie auch nicht einen einzigen Shilling verlieren, und es müßte ſich dann, trotz der Behauptung der Feinde Irlands, zeigen, wie die Wurzel aller Uebel, welche das Land drücken, nicht in einer Radikalverderbniß des Volks-Charakters, ſondern in einem Hauptgebrechen ſeiner ganzen Social-Oekonomie liegt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.

(Schluß.)

Die Königliche Familie war, ohne die geringſte Drohung oder Kränkung erfahren zu haben, hinauf in ihre Gemächer gelangt. Lafayette begab ſich unverweilt zum Könige; er fand ihn ruhig freundlich, gefaßt, näherte ſich ihm mit tiefer Rührung und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand. „Sire“, ſprach Lafayette, „Ew. Majeſtät kennen meine Anhänglichkeit an die Perſon meines Königs, doch habe ich Ew. Majeſtät nie verſchwiegen, wenn Sie je Ihre Sache von der Sache des Volkes trennten, zu welcher Seite mein Gewiſſen mich würde ſtehen heißen.“ — „Allerdings“, erwiederte der König, „Sie ſind Ihren Grundſätzen treu geblieben; Jeder hält zu ſeiner Partei.“ Und nach einer kleinen Pauſe ſprach er weiter: „So wäre ich denn wieder hier. Aufrichtig geſagt, Herr von Lafayette, bisher hatte ich geglaubt, nur hier in Paris wäre das Gewirre und Gedränge von Leuten Ihrer Meinung um mich her, aber im übrigen Frankreich dächte man anders. Auf dieſer Reiſe habe ich wohl erkannt, daß ich im Irrthum war, und daß Sie wohl Recht haben mögen mit Ihrer Meinung von ganz Frankreich.“ — „Haben Ew. Maj.“, fragte Lafayette, „mir etwas aufzutragen?“ — „Ei, Herr von Lafayette“, ſagte der König lächelnd, „es kommt mir vor, ich ſtehe heute mehr zu Ihren Befehlen, als Sie zu den meinigen.“ Lafayette nahm von neuem das Wort und betheuerte dem Könige mit der größten Wärme, wie er von jeher nichts höher geachtet habe, noch ferner achten werde, als durch ſeine Handlungen Sr. Majeſtät Zufriedenheit zu erwerben, wo es geſchehen könnte ohne Verletzung ſeiner Pflichten gegen Freiheit, Volk und Vaterland. Er ſetzte dem Könige darauf das letzte Dekret der National-Verſammlung aus einander; der König hörte ihm geduldig zu und entließ ihn mit Güte. Einen ſchwereren Stand hatte Lafayette bei der Königin. Dieſe konnte ihr gereiztes Gemüth und ihre Abneigung gegen ihn nicht ganz verbergen. Es kam ſogar (ob noch an demſelben Abende oder am Morgen deſſelben Tages iſt nicht zu ermitteln, letzteres jedoch wahrſcheinlicher) im Beiſeyn des Königs zwiſchen Beiden zu einem etwas lebhaften Auftritt. Es waren nämlich in den Reiſewagen der Königlichen Familie mehrere Kaſſetten ſtehen geblieben, und die Königin weigerte ſich durchaus, ſie herausbringen zu laſſen, ja, ſie wollte Lafayette die Schlüſſel dazu aufnöthigen. Vergebens ſtellte Lafayette ihr vor, daß Niemand die Eröffnung der Kaſſetten verlange, Niemand ſie verlangen werde. „Sie müſſen die Schlüſſel nehmen“, ſagte die Königin und legte ſie ihm auf den Hut. Lafayette bat inſtändigſt um Entſchuldigung, daß er ſie mit der Bitte beläſtigen müſſe, die Schlüſſel wieder zu Händen zu nehmen; er erklärte ein für allemal, ſie nicht anrühren zu wollen. Die Königin ſprach mit ſichtlichem Verdruß: „Mag ſeyn; ich werde ſchon Leute finden, die nicht ſo überdelikat ſind, wie Sie, Herr von Lafayette.“ Sie irrte ſich, es ließ ſich Niemand dazu finden, es hat kein Menſch auch nur ein Blatt vom Inhalte der Kaſſetten unterſucht. Doch äußerte die Königin wenige Stunden ſpäter im Geſpräche gegen Montmorin, daß ſie über Lafayette's Benehmen nicht zu klagen habe.

Noch unangenehmer war dem Letzteren folgender Vorfall. Der König hatte ſich in ſein Kabinet zurückgezogen, mehrere Briefe geſchrieben und gab ſie einem Boten zu beſorgen; der Bote kam mit den Briefen zu Lafayette und wollte ihn erſt um Erlaubniß fragen. Lafayette aber wollte durchaus nicht als der Wächter der Königlichen Familie in dieſer Art angeſehen ſeyn. Aus ehrender Rückſicht für ſeinen Charakter und ſein Verhältniß zum Könige, hatte die National-Verſammlung in ihrem letzten Dekrete es abſichtlich vermieden, ihn, den General-Kommandanten, direkt und perſönlich mit der Huth und Haft für die Königliche Familie zu beauftragen; dieſe Verantwortlichkeit wurde den National-Garden überwieſen, welche im Innern des Schloſſes die Wache bezogen, und Lafayette konnte dergeſtalt von ſeinen Befugniſſen als Kommandant nicht in dem Maße, wie er wohl gewünſcht hätte, zur Erleichterung der etwas ſtrengen Aufſicht Gebrauch machen. Er ließ es ſich angelegen ſeyn, zu den Wachen im Schloſſe nur ſolche Perſonen zu beordern, die der König gern ſehen mochte, Keinen, deſſen Gegenwart verletzend für die Königliche Familie ſeyn konnte. Der Wortlaut des letzten Dekretes der National-Verſammlung, worin für alle Mitglieder der Königlichen Familie eine garde particulière angeordnet war, wurde von vielen Perſonen dahin ausgelegt, daß man ſie von einander trennen und einzeln bewachen müſſe. Mehrere Deputirte der National-Verſammlung tadelten Lafayette darüber, daß er das Dekret nicht in dieſem Sinne vollzogen. „Es iſt mein Grundſatz“, erwiederte dieſer, „ſo oft eine Vorſchrift der Strenge auf zweierlei Weiſe ausgelegt werden kann, jedesmal die mildere für die richtige zu halten.“ Einige Tage ſpäter wohnte Lafayette einer Zuſammenkunft dreier Ausſchüſſe der National-Verſammlung bei — es war der Ausſchuß für die diplomatiſchen, für die Verfaſſungs-Angelegenheiten und für die Korreſpondenz mit den Behörden — und ſchlug den Herren etliche Erleichterungen vor, die in den Anordnungen in Betreff der Königlichen Familie ſtattfinden konnten; die Aenderung betraf nur kleine, geringfügige Umſtände, doch verlangte man, er ſollte ſeine Vorſchläge ſpecificiren, um ſie von der Verſammlung genehmigen zu laſſen. „Nein“, ſagte Lafayette, „wenn man ſo bedenklich iſt, ſo nehme ich Alles auf mich allein; beſſer daß ich, als daß die National-Verſammlung ein Unrecht zu verantworten habe.“

Gleich am Tage nach der Ankunft des Königs ernannte die Verſammlung, dem dritten Artikel ihres Dekrets vom 25. Juni gemäß, drei ihrer Mitglieder, die Herren von André, Tronchet und Duport, um die mündlichen Ausſagen des Königs und der Königin entgegenzunehmen. Dieſe Herren gingen nicht bloß mit der größten Ehrerbietung, ſondern auch mit der zarteſten Schonung und dem freundlichſten Wohlwollen hierbei zu Werke; es wurde den erlauchten Perſonen jede Verlegenheit erſpart; ja die drei Kommiſſarien ergriffen mit Freuden einen ſich darbietenden Vorwand, ihre Unterredung mit der Königin auf den folgenden Tag auszuſetzen — die Königin ließ ihnen nämlich, als ſie ſich meldeten, ſagen, ſie ſey im Bade — damit ſie Zeit behielte, ihre Ausſagen mit denen, welche der König bereits gethan, in Einklang zu ſetzen.

In dem Hofſtaate der Königlichen Familie wurde nichts geändert; aber der militairiſche Dienſt innerhalb des Schloſſes und der Umgebung deſſelben wurde natürlich auf ganz anderen Fuß geſetzt: hinfort nahm der General-Kommandant die Parole nicht mehr vom Könige, ſondern gab ſie ſelber. Auch von der Gartenſeite waren alle Eingänge und Alleen geſperrt. Lafayette hatte den König und die Königin gebeten, ihm eine Liſte der Perſonen zu überreichen, denen man den Zutritt ins Schloß eröffnet zu ſehen wünſche. Dieſe Liſte fiel ſehr zahlreich aus und beſtand zum bei weitem größten Theile aus Perſonen, deren Feindſchaft gegen die Revolution kein Geheimniß war. Den wachthabenden Offizieren der National-Garde war ein Saal im Schloſſe, zwiſchen der gewöhnlichen Salle des gardes und den Wohngemächern der Königlichen Familie, eingeräumt. Fremde konnten nicht zu ihr gelangen, ohne dieſe Wachen zu paſſiren. Die Perſonen der Königlichen Familie jedoch konnten ohne ſolchen Zwang durch innere Thüren und Gänge zu einander gelangen.

In dieſer Lage blieb Alles bis zum September, und als der König nach Beſchwörung der Conſtitution wieder völlig in Freiheit geſetzt worden, gab er den Offizieren der National-Garde, welche dieſe Zeit über die Wache im Innern des Schloſſes verſehen hatten, ſeine Zufriedenheit mit ihrem Betragen zu erkennen. Einer von dieſen Herren, der Bataillons-Chef Guingelo, hat ein Jahr ſpäter, am 10. Auguſt 1792, bei der Vertheidigung des Königs ſeinen Tod gefunden.

Man hat über die Behandlung, welche der Königlichen Familie damals widerfahren ſeyn ſoll, grobe Lügen und Verleumdungen verbreitet. Bei einigem Nachſuchen würden ſich vielleicht Lafayette's Inſtructionen an die Offiziere und die Rapporte der Letzteren noch ganz oder zum Theil auffinden laſſen. Man muß, um gerecht zu urtheilen, die Befehle, welche von Lafayette ausgingen, nicht mit dem verwechſeln, was die National-Gardiſten, bei der auf ihnen laſtenden Verantwortlichkeit und bei der allgemein herrſchenden Unruhe, manchmal um ihrer ſelbſt und um der Sicherheit des Königs willen thun zu müſſen glaubten. Man darf auch nicht verſchweigen, daß der König und die Königin wohl Manches thaten, um ihren Zuſtand minder erträglich erſcheinen zu laſſen, als es ſich in Wahrheit verhielt. Als z. B. die drei Kommiſſarien der National-Verſammlung, André, Tronchet und Duport, am 27. Juni bei der Königin erſchienen, ließ dieſe (Tronchet berichtet den Umſtand) für die drei Herren Lehnſeſſel, für ſich ſelbſt nur einen einfachen Stuhl hinſetzen. Wird man deshalb ſagen, die National-Verſammlung habe dieſes erniedrigende Ceremoniell vorgeſchrieben? Ein andermal ließ die Königin gar den wachthabenden Offizier in ihr Schlafgemach rufen, damit er ſich mit eigenen Augen überzeuge, ſie ſey nicht entflohen, ſondern noch zu Bett. — Man muß auch die beſtändige Unruhe in Anſchlag bringen, die während dieſer Monate im ganzen Volke herrſchte: der Verdacht ruhte keinen Augenblick, alle Parteien regten ſich, und die drei Hauptfactionen, die jakobiniſche, die orleaniſtiſche und die ariſtokratiſche, trieben um die Wette zum Aufruhr, weil der Aufruhr ihren Zwecken diente. Alle Augenblicke hieß es, der König ſey fort, oder er wolle fort; manchmal ging das Gerücht gegen Lafayette, er wolle zur Flucht helfen, und der Deputirte Sillery, eine Kreatur des Herzogs von Orleans, entblödete ſich nicht, ihn darauf hin beim betreffenden Ausſchuſſe der National-Verſammlung zu denunciren. Faſt jede Nacht wurden die wachthabenden Offiziere durch dergleichen Berichte und Allarm aufgeſchreckt, und ſie waren daher im Intereſſe der Königlichen Familie nicht minder, als in ihrem eigenen, zu ſtrengen Vorſichts-Maßregeln genöthigt.

Auch die Perſonen, die als Mitwiſſer und Mitanſtifter des Fluchtplanes, oder als Begleiter der Königlichen Familie auf ihrer Reiſe, gefänglich eingezogen und zu Verhör genommen wurden — auch dieſe hatten durchaus nicht über unglimpfliche Behandlung zu klagen, viel eher wohl die Schonung, womit man gegen ſie verfuhr, zu loben. Mehrere Offiziere, die ganz abſichtslos, und ohne das Geringſte zu

Digitized by Google

wiſſen, ſich dem Gefolge der Flüchtlinge angeſchloſſen hatten, ließ man frei ausgehen. Die Gouvernante, Frau von Tourzel, ſollte anfangs eingeſperrt werden; doch ließ man ſie im Schloſſe wohnen bleiben und begnügte ſich, ihr eine Wache zu geben. Wir können uns bei dieſer Gelegenheit auf die Worte zweier Männer berufen, denen gewiß Niemand eine Parteilichkeit für Lafayette und die Revolution Schuld geben wird. Der Eine iſt Herr Mandel, derſelbe, der im Jahre 1792, zur Zeit der Kriegserklärung, mit ſeinem Regimente Royal-Allemand bei Luckner's Armee ſtand und ſammt ſeinen Soldaten über die Gränze zu den Oeſterreichern überging. Ein oder zwei Monate vor dieſer Defection war der Mann zu Metz mit Lafayette zuſammengetroffen und hatte laut vor Zeugen erklärt, daß er dieſem bei der Rückkunft von Varennes ſeine Lebensrettung zu verdanken habe. Der Andere, den wir meinen, der aber kein ſo dankbares Gemüth beſeſſen zu haben ſcheint, war der General-Adjutant Goguelas, der zu Varennes angehalten worden war und zu Mezières gefangen ſaß. Lafayette erfuhr, daß die ſtrenge Haft ihn krank mache, und obwohl er ſich eigentlich um die Dinge, die zu Mezières vorgingen, nicht zu bekümmern brauchte, ſo ſchickte er doch ſeinen Adjutanten, Herrn Alexander Romeuf, dorthin ab, und es gelang dieſem, eine beſſere Behandlung für Herrn Goguelas auszuwirken. Lafayette war weit entfernt, von ſolchen Einzelnheiten viel Aufhebens zu machen, aber offenbar hatte die Königin Unrecht, wenn ſie ſagte: Lafayette habe ein gutes Herz für Jedermann, nur nicht für Könige und ihre Freunde.

Die Schonung in dem Verfahren der National-Verſammlung gegen den König hing aufs genaueſte damit zuſammen, daß die große Mehrzahl der Abgeordneten gar nicht geneigt war, die bereits in allen Stücken republikaniſche Verfaſſung durch Aufhebung der Königlichen Exekutiv-Gewalt zur völligen Republik umzugeſtalten. Entſchiedene Republikaner gab es höchſtens zwölf bis funfzehn in der Verſammlung, und unter dieſer geringen Zahl mußte man noch die Gemäßigten, politiſch Geſinnten, von den anarchiſch Geſinnten wohl unterſcheiden. Kurz nach dem 21. Juni hatte La Rochefoucauld, Lafayette's vertrauter Freund, in ſeiner Wohnung eine zahlreiche Verſammlung von Deputirten veranſtaltet, um ſich vorläufig zu berathen und ſich mitzutheilen, was für ein Entſchluß unter ſo bedenklichen Umſtänden zu ergreifen ſey. La Rochefoucauld ſprach ſich für ſeine Perſon ziemlich unumwunden für die Republik aus. Unter den Anweſenden trat Einer, Dupont de Nemours, mit großer Lebhaftigkeit dieſer Meinung bei; bei weitem die Meiſten aber ſprachen ſich nachdrücklich und mit Gründen gegen eine ſolche Idee aus, und die wenigen aufrichtigen, ehrenwerthen Republikaner mußten ſich überzeugen, daß Alles, was in der National-Verſammlung ausgezeichnet war, daß die ganze Hauptſtadt und die unendlich ſtärkere Mehrheit in der geſammten Nation keine Veränderung in der Regierungsform wünſchte. Als ehrliche und wahrhaft freiheitliebende Männer, denen es ein Gräuel ſchien, der öffentlichen Meinung Gewalt anzuthun, entſagten dieſe echten Republikaner ihren Wünſchen und ſchloſſen ſich aufrichtig dem Nationalwillen an, zur Wiederherſtellung der conſtitutionnellen Königswürde.

Der General Bouillé ließ von Luxemburg aus, wohin er geflüchtet war, ein ſehr heftiges Schreiben an die National-Verſammlung ergehen, worin er Lafayette als das Haupt einer republikaniſchen Partei zum Umſturze der Verfaſſung denuncirte. Lafayette beſtieg am 2. Juli in der Verſammlung die Tribüne, um ſich hierüber zu erklären. „Meine Herren“, ſprach er, „Herr von Bouillé ſendet mir von Luxemburg unter ſeinem Siegel zwei Abdrücke des Schreibens zu, welches er an die National-Verſammlung gerichtet hat. Wenn die Vorſätze, welche Herr von Bouillé in dieſem Schreiben ankündigt, ſich verwirklichen, ſo wird es mir geziemen, nicht ſeine Schmähungen gegen mich zu widerlegen, ſondern ihn als Feind des Vaterlandes mit den Waffen zu bekämpfen. Wenn ich alſo hier ein Wort zu meiner Vertheidigung ſpreche, ſo geſchieht es nicht um des Verleumders willen, auch nicht um Ihrer willen, meine Herren — denn ich weiß Ihr mich ehrendes Vertrauen zu würdigen — ſondern es geſchieht aus Rückſicht für die Schwachen, deren Urtheil irre geführt werden könnte. Herr von Bouillé nennt mich einen Feind und Verräther der von Ihnen eingeführten Verfaſſung: wohlan! ich ſchwöre den Eid nicht noch einmal, den ich bereits vor Ihnen geſchworen, aber ich erkläre nochmals, daß ich ihn halten werde bis aufs Letzte, und wäre es mit meinem Blute.“

Da es einmal entſchieden war, daß man bei der monarchiſchen Verfaſſung bleiben wolle, ſo kam die Frage an die Reihe: wer ſollte König ſeyn? ſollte man den Herzog von Orleans durch Verleihung der Krone für ſein und ſeiner Partei Benehmen ſeit den erſten unruhigen Tagen der Revolution belohnen? oder einen ausländiſchen Fürſten zur Regierung berufen? oder den König und die Königin des Thrones verluſtig erklären und den Dauphin, noch ein Kind, zum Könige proklamiren? In dieſer letzten Idee lag etwas tief Unmoraliſches: welch ein Verderb für den jungen Regenten von Jugend auf, an die Stelle eines verdrängten Vaters zu herrſchen! Endlich konnte man auch Ludwig XVI. wieder annehmen, ihn, ſeines jüngſten Unrechtes ungeachtet, als den Beſten, nicht allein von ſeiner Familie, ſondern ganz gewiß als den Beſten aller damals lebenden Fürſten. Zu dieſer letzteren Entſcheidung kam die National-Verſammlung faſt einſtimmig: ſie war von den vorbereitenden Ausſchüſſen vorgeſchlagen und wurde von Barnave mit eindringlicher Beredſamkeit unterſtützt. Es war in der Sitzung vom 15. Juli; als Barnave geſprochen hatte, trat Lafayette mit den kurzen Worten auf: „Ich ſtimme der Meinung des abtretenden Redners bei und trage darauf an, die Diskuſſion zu ſchließen.“ Sofort wurde ſie geſchloſſen, und ſämmtliche Mitglieder der Verſammlung, nur Robespierre, Pétion und drei oder vier Andere ausgenommen, votirten den Beſchluß, wodurch vielen Berechnungen und Intriguen im Lande und außer Landes ein Ende gemacht wurde.

Zur Zeit wurde vielfach die Beſchuldigung erhoben, im Miniſterium und in der rechten Seite der Verſammlung hätten mehrere Perſonen um die Flucht des Königs vorher gewußt; aber bis auf den heutigen Tag, nachdem ſo viele Memoiren erſchienen, ſo viele Aufſchlüſſe mitgetheilt ſind, hat ſich dafür noch keine Beſtätigung ergeben. Uebelwollende oder durch Parteihaß Verblendete blieben mit dergleichen Beſchuldigungen nicht bei den Royaliſten ſtehen, ſondern zogen auch Mitglieder der linken Seite in den Verdacht. Duport, Barnave und Alexander Lameth, die ſich ſeit einiger Zeit mit etwas gemäßigteren Geſinnungen dem Hofe genähert hatten, wurden in mancherlei ausgeſprengten Gerüchten als geheime Mitwiſſer angegeben, desgleichen der angeſehene und einflußreiche Deputirte Herr von André; ſogar in ernſten Schriften hat man dieſe Behauptungen aufgeſtellt, aber keine Spur von Beweis aufzutreiben vermocht. Noch bei weitem widerſinniger wird die Verleumdung, wenn ſie auf Lafayette und Bailly fällt; denn fürwahr, es gab in ganz Frankreich keine zwei Perſonen, vor welchen der Hof ein Vorhaben der Art ſorgfältiger verheimlicht hätte und verheimlichen mußte, als vor dieſen Beiden — ein Vorhaben, wodurch der Hof ſich dem Einfluſſe und der Bewachung Bailly's und der Gemeine von Paris, Lafayette's und der National-Garde zu entziehen und ſich unter die Obhut Bouillé's, in den Schutz des Hauſes Oeſterreich zu begeben gedachte — ein Vorhaben, wovon die Flüchtigen als nächſte Folge erwarteten, daß der Maire von Paris und der General-Kommandant der National-Garde unter den Händen des aufrühreriſchen Pöbels ihren Tod finden müßten; denn das hatten ſie nicht vorausgeſehen, daß es Lafayette, durch Zuſammennehmen all ſeiner Beſonnenheit und Feſtigkeit, gelingen könnte, nicht allein die Ruhe in der Hauptſtadt aufrecht zu erhalten, ſondern auch im nächſten Augenblick feſter und mächtiger als je in der Gunſt des Volkes daſtehen. Hatte doch Lafayette ſelbſt dieſen raſchen und glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen kaum gehofft! Schon dadurch wurde dieſe Beſchuldigung gegen ihn in den Augen aller Verſtändigen zu Schanden, daß ſie von zwei äußerſten Seiten zugleich erhoben wurde, von Royaliſten ſowohl als Jakobinern. Die Abſichten, welche man beiderſeits Lafayette zutraute, liefen einander ſchnurſtracks zuwider: den einen zufolge wollte er dem Könige dazu verhelfen, unter Bouillé's Schutz den Krieg gegen die Prinzipien der Freiheit zu erheben, zu denen Lafayette doch von jeher gehalten, für die er ſein Leben lang geſtritten hatte; den anderen zufolge wollte Lafayette tückiſcher Weiſe den König gänzlich zu Grunde richten, indem er ihn eine kleine Strecke entfliehen ließ, während Alles vorbereitet war, ihn am beſtimmten Ort und zur beſtimmten Stunde wieder feſtzuhalten. Und doch iſt es ganz gewiß, hätte der König alle Zögerungen unterwegs beſſer vermieden, wäre er geſchickter und entſchloſſener aufgetreten, hätte ihn nicht ganz von ungefähr der Poſtmeiſtersſohn erkannt, hätte nicht Herr von Choiſeul den Truppen, die zum Schutze des Königs ſich auf ſeinem Wege aufſtellen ſollten, Contre-Ordre gegeben, hätte endlich Herr von Bouillé die Vorſicht gehabt, dem Könige Detachements entgegen zu ſchicken — das Ereigniß von Varennes wäre nicht eingetreten. Recht mit Wohlgefallen verbreitete man damals die Anſchuldigungen gegen Lafayette, mochten ſie auch noch ſo abſurd klingen, und es hat langer Zeit, es hat ſehr genauer Aufſchlüſſe über die Thatſachen, es hat der Zeugniſſe von Strebenden und der ausdrücklichen Ausſagen von Männern, die als Feinde Lafayette's bekannt waren, namentlich von Bouillé, kurz es hat eines Ueberfluſſes an thatſächlichen und moraliſchen Beweiſen bedurft, ehe man von jenen Meinungen zurückkam und ſich die Wahrheit gefallen ließ, die man bei einiger Aufmerkſamkeit auf Lafayette's perſönlichen Charakter und auf ſeine damalige politiſche Lage gar nicht hätte verkennen dürfen.

Der König hatte durch dieſe Reiſe nach Varennes das Vertrauen und die Zuneigung der Bürger unwiederbringlich verloren. Dies war gleich nach ſeiner Rückkehr an den Maßregeln zu erkennen, durch die man ſich ſeines Bleibens verſichern zu müſſen glaubte, und die dem allgemeinen Mißtrauen noch bei weitem nicht genügten. Es war eine beſtändige Unruhe und Beſorgniß unter den Bürgern, unter den Truppen, ſogar unter den Mitgliedern und in den Ausſchüſſen der National-Verſammlung; und dieſe Stimmung währte von da an fort und erzeugte, immer bösartiger ſich ſteigernd, endlich die Kataſtrophe des 10. Auguſt 1792.

Franzöſiſche Gaſtronomie.

Diners in Paris.

Die ſchönſten Diners werden im Winter gegeben; in dieſer Jahreszeit vereinigen ſich alle Freunde des Comfortablen, ſo wie die ganze geiſtreiche und elegante Welt bei der Tafel. In Paris, das hier als Typus für das glänzende Leben in großen Städten überhaupt dienen mag, wird die Saiſon der Diners in dem quartier d'Antin und ſeinem Bezirke eröffnet; dieſem quartier folgt die Vorſtadt St. Honoré; aber die ariſtokratiſchen Ueberreſte des faubourg St. Germain, die edlen Häuſer Noailles, Mouchy, de la Trémouille und Montmorency, die ſich noch immer durch Eleganz auszeichnen, bleiben bis zu der Zeit, wo der Froſt eintritt, auf dem Lande und kehren erſt in der Mitte des Dezember nach Paris zurück. Sie beginnen ihr Leben in der Hauptſtadt mit einigen eleganten Dejeuners und beſuchen des Abends zuweilen die Italianiſche Oper. Erſt im Januar eröffnen ſie ihre Salons, in denen Alles mit jenem verfeinerten Geſchmack, mit jener edlen Einfachheit eingerichtet iſt, durch die ſich dieſe wahrhaft vornehmen Leute von jeher ausgezeichnet haben. Die Mittagstafel vereinigt in dieſer Jahreszeit die alten Freunde wieder, die der Sommer zerſtreut hatte, und Haushofmeiſter und Wirthſchafterin bieten alle ihre Kräfte auf, um die Rückkehr derſelben würdig zu feiern. Die Speiſen, mit denen ein guter Tiſch beſetzt iſt, müſſen friſch, delikat, fein und neu ſeyn; dieſe Eigenſchaften ſind zu einem Diner unumgänglich nothwendig, und wer nicht dafür ſorgen kann, daß alle Bedingungen ſolcher Art erfüllt werden, der gebe ja keine Mittags-Fête; man muß immer von dem Grundſatze

Digitized by Google

aufgeben, daß der Eingeladene dem Wirthe ſeine Zeit und Gewohnheiten zum Opfer bringt, und deshalb Jenen dafür zu entſchädigen ſuchen.

Ein gutes Diner dauert zwei bis drei, im Allgemeinen wohl drittehalb Stunden. Man muß in der Anzahl der Speiſen eben ſo vorſichtig ſeyn, wie in der Wahl derſelben; denn der Tiſch darf durchaus nicht mit Schüſſeln überladen werden, das wäre ſonſt ein großer Verſtoß gegen den feinen Ton. Wenn man ſieben oder acht Gäſte hat, ſo muß die Zahl der Gänge ſich auf ſechs ſchmackhaft zubereitete, gut ausgeſtattete Schüſſeln beſchränken.

Die Alten gingen nach Athen und Rom, um dort gut zu eſſen; die Italiäner ſtrömten von allen Seiten her nach Venedig, ohne die vielen Hinderniſſe zu ſcheuen, die ihnen die wachſame Polizei der Zehn dort in den Weg ſtellte, und im vorigen Jahrhunderte ging man nach Lauſanne und Morges; aber jetzt in unſeren aufgeklärten Zeiten muß man nach Paris kommen, doch auch ſelbſt hier ißt man nur bei einigen Geſandten, bei Herrn von Talleyrand, Herrn Hope und an jenem kleinen und beſcheidenen Tiſch des Herrn von Cuſſy, der mit Recht durch ſeine Feinheit berühmt iſt, vollkommen gut. — „Was die Gäſte betrifft“, ſagt dieſer Letztere, „ſo verlangt das Geſetz, daß ihre Zahl größer ſey, als die der Grazien, und eben ſo groß, wie die der Muſen.“ Wer nicht genau nach dem Buchſtaben und dem Geiſte dieſes Gebotes handelt, der kann ſich auch nicht den Ruf erwerben, nur elegante und vornehme Diners zu geben; ſeine Tafeln gleichen dann denen der Bürger. Zu einer gewöhnlichen Mittagsgeſellſchaft gehören zehn bis zwölf, niemals aber dreizehn oder gar vierzehn Gäſte; zu einem feinen und eleganten Tiſche dürfen aber nur ſieben bis neun Perſonen eingeladen ſeyn. Der Kreis dieſer Auserwählten beſteht dann gewöhnlich aus Diplomaten, die aber nicht zu ſehr mit Europäiſchen Angelegenheiten beſchäftigt ſind, aus Gelehrten, Künſtlern, berühmten Reiſenden, einigen Banquiers und Leuten, die angenehm und leicht plaudern und der Unterhaltung ſtets neues Leben geben. Wenn der Wirth dann noch einige kultivirte Geſchäftsmänner mit geſundem Appetit einladet, ſo kann er gewiß ſeyn, daß ſeine Gäſte ſich amüſiren, das Geſpräch ſtockt dann nie und iſt belebt, munter und allgemein. Der Wirth muß ſtets auf ſich ſelbſt eben ſo viel wie auf ſeine Gäſte achten; er darf nicht zu viel eſſen, noch weniger aber zu viel trinken, damit ſein Geiſt und ſeine Organe frei bleiben und er mit Leichtigkeit das Geſpräch auf Dinge lenken kann, welche die Eßluſt ſeiner Tiſchgenoſſen wecken und ihren Appetit befördern. Er bietet ſeinen Gäſten höflich, aber ja nicht allzu dringend von dieſem und jenem an, nimmt ſelbſt ein wenig Kompot oder ein Schnittchen marinirten Lachs, fordert die Gäſte auf, auch davon zu verſuchen, und veranlaßt ſo einige neue Exkurſionen vom Munde zum Magen. Der Tiſch iſt mit alten Beaune- und Bordeaux-Weinen beſetzt; man hüte ſich aber wohl, zu viel zum Trinken aufzufordern, es iſt am beſten, es den Gäſten ſelbſt zu überlaſſen. Bietet man etwas an, ſo muß es mit einem freundlichen wohlwollenden Blicke und, wie die Höflichkeit es erfordert, mit Grazie geſchehen, wenn nämlich dem Herrn vom Hauſe dieſe ſchöne Gabe verliehen iſt. Trotz der vom Weine immer mehr belebten Unterhaltung, trotz des Klirrens der Gläſer und des Geräuſches, das ihn umgiebt, muß der Wirth kalt und ruhig bleiben und ſeine ganze Würde als Präſident der Tafel behaupten. Alſo, wohl verſtanden! Ein gutes Herz, feine Koſt und alte Weine machen nicht allein die Wiſſenſchaft der höheren feineren Lebensart aus. Wenn der Wirth ſeine Ehre als Vorſitzer der Tafelfreude behaupten will, ſo muß er kaltblütig genug bleiben, um ſeine Tiſchgenoſſen, deren Sinne vielleicht vom Weindunſt ein wenig umnebelt ſind, ſtets ſcharf und genau beobachten zu können; er ſelbſt iſt der Kulminations-Punkt ſeiner Gäſte. Als der Miniſter Pitt ein Diner gab, waren ſeine Tiſchgenoſſen ſchon bei dem zweiten Gange berauſcht, aber er blieb kalt wie Marmor; einige Tage ſpäter war er bei Lord Liverpool, Herrn Perceval oder Lord Guilford eingeladen, und Pitt war der Erſte, auf den der vortreffliche, ſo beliebte Xeres-Wein ſeine Wirkung hervorbrachte; der Staatsmann war verſchwunden und hatte einem heiteren glücklicheren Menſchen Platz gemacht. Bei Tiſche bieten die Speiſen ſelbſt ſchon oft Stoff zur Unterhaltung dar; man kann ſie ſogar chemiſch analyſiren, darf ſich aber ſo nicht zu lange dabei aufhalten; an der Tafel des Prinzen von Wales kam die Rede nicht ſelten auf dieſen Gegenſtand, und der Marquis von Londonderry wie der Herzog von Wellington folgten darin dem Beiſpiele des Fürſten.

Die Speiſen müſſen geſund und der Jahreszeit angemeſſen ſeyn. Wenn die Geſellſchaft aus acht oder neun Kunſtverſtändigen beſteht, ſo müſſen die fünf bis ſechs Schüſſeln ſehr heiß und ſchnell hinter einander aufgetragen werden. Zuweilen kann ein ſolches Mittagbrod ſogar nur aus verſchiedenen Fiſchen zuſammengeſetzt ſeyn; aber dann muß auch ein geſchickter Koch ſeine ganze Kunſt aufbieten, um ſie ſchmackhaft und gut zuzubereiten. Carême, unſer berühmter Meiſter, hat ſehr oft die Kaiſerliche Mittagstafel nur mit Fiſchen beſetzt, und unter ſeinem Nachlaß finden ſich Küchenzettel, die das Verzeichniß ſolcher Diners enthalten und wirklich des Leſens werth ſind. Zu den Fiſch-Speiſen gehören Steinbutten, friſcher Lachs, (der gewöhnlich in Bouillon gekocht und mit einer Gallerte überzogen iſt), einige Arten von Seefiſchen, auch Krebſe, Hummer, Krabben und mehrere andere Bewohner von ſüßen und ſalzigen Gewäſſern. Man hüte ſich wohl, zu Mahlzeiten dieſer Art ſchwere Fleiſchſpeiſen hinzuzufügen, höchſtens dürfen ſie noch durch gebratenes Geflügel, durch Krammetsvögel, Wachteln oder Faſanen abwechſelnd gemacht werden. Ein Schlückchen Madeira nach der Suppe vermehrt den Appetit, und der Xeres-Wein ſchmeckt nach dem gebratenen Geflügel vortrefflich; dann nimmt man zwei bis drei Schnittchen Thunfiſch u. ſ. w.

Das Deſſert. Das Deſſert, inſofern man darunter nur die Vereinigung von Kuchen, Früchten und Konfekten verſteht, iſt Italiäniſchen Urſprungs. Carême ſagt, daß man es ſo vervollkommnet habe, damit die jungen Mädchen, Frauen und Kinder länger bei Tiſche bleiben und am Geſpräche Theil nehmen: in dieſem Falle wäre es wirklich nur als eine angenehme Verlängerung der Mahlzeit zu betrachten.

Das Deſſert muß durchaus einfach ſeyn; es iſt eigentlich ganz überflüſſig, kann ſogar oft gefährlich und der Geſundheit höchſt nachtheilig werden; deshalb muß man ſich wohl hüten, es zu verſchiedenartig zuſammenzuſetzen. Meiſter Lachapelle (Schleppenträger und Majordomus Ludwig's XIII.) ſagte einſt, „daß derjenige, der nach einem guten Mittagbrod noch zu viel aus dem Deſſert mache, ein Narr wäre, der ſeinem Geiſte und ſeinem Magen ſchade.“ Man muß ein für allemal rothes Fruchteis, Nüſſe, Paſteten, weißen Käſe à la Bavaroiſe, leichte Mehlſpeiſen und andere ähnliche Dinge aus dem Deſſert verbannen, und Keiner der wahren Kunſtverſtändigen berührte wohl jemals dergleichen Leckerbiſſen, wenn auch ſelbſt das Diner nur aus zwei oder drei Gängen beſtand. Wenn ich von Kunſtverſtändigen ſpreche, ſo meine ich damit jene geiſtreichen Gourmands, die ſich durch Talent und Geburt im Leben auszeichneten, wie Lorenz von Medicis, Papſt Leo X., Georg IV., der Fürſt von Talleyrand, Caſtlereagh, Pitt u. A. m. — „Nur ein Bürgerlicher wird nach dem Mittagbrod Nüſſe knacken“, ſagte Carême in ſeinen Aphorismen.

Ein gutes Deſſert muß ſich alſo auf leichten Käſe und verſchiedene Confituren beſchränken. Der bekannte Brillat-Savarin verglich einſt ein ſchönes Diner ohne Käſe mit einer hübſchen Frau, der ein Auge fehlt; Herr v. Cuſſy ſagte ganz einfach, daß für ihn ein Mittagbrod ohne dieſen kräftigen Zuſatz nichts wäre, und wir fügen noch hinzu, daß es dabei auch nicht an guten Weinen fehlen darf, und daß wir Keinem rathen wollen, beim Nachtiſch dieſes edle Getränk mit Waſſer zu vermiſchen.

In England ſpielt das Deſſert eine wichtige Rolle; Frauen und Kinder entfernen ſich, nachdem die letzten Speiſen vom Tiſche verſchwunden ſind, und kaum haben ſie den Rücken gewandt, ſo wird eine Flaſche voll des kräftigſten alten Weines nach der anderen geleert: die Gläſer klingen; die Unterhaltung belebt ſich immer mehr und mehr; der Kaufmann fühlt ſich frei von Sorgen; der Diplomat und Staatsmann weiß nichts mehr von Zurückhaltung; der Wein macht ſie Alle gleich heiter und geſprächig, und ſolche Augenblicke der allgemeinen Begeiſterung rufen oft Dinge ans Licht, die vielleicht ſonſt noch lange verborgen geblieben wären.

Herr Pitt und ſeine Freunde diskutirten oft beim Nachtiſch über die wichtigſten Angelegenheiten des Parlaments und Gouvernements ihrer Zeit. — Die aufgeklärte Gaſtronomie legt alſo wenig Werth auf das Deſſert; ſie würde vielleicht dieſe alte Gewohnheit ganz abſchaffen, wenn ſie nicht zu tief überall Wurzel geſchlagen hätte, und aus den kleinen Kuchen, Biscuits, Crèmen und Konfekten ein Frühſtück zuſammenſetzen, das der Geſundheit zuträglicher wäre, als der Genuß dieſer Leckerbiſſen nach dem Mittagbrod; eine Taſſe Koffee mit Sahne könnte ſolchem Frühmahl nur eine neue Würze verleihen.

„Für das Deſſert muß beſonders die Hausfrau ſorgen“, ſagt Carême; „ſie muß ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf verwenden, daß es paſſend zuſammengeſetzt und delikat ſey.“

(Dictionn. de la Conv.)

Mannigfaltiges.

— Corneille und Shakeſpeare. In der vorigen Woche hatten die „Comédiens ordinaires du Roi“ — ſo werden auf den Pariſer Theater-Zetteln auch heute noch wie zur Zeit Ludwig's XIV. die Schauſpieler des Théâtre Français genannt — ein lange nicht gegebenes Corneille'ſches Trauerſpiel, die „Horatier“, angekündigt. Die Freunde des alten klaſſiſchen Repertoirs waren zahlreich herbeigeſtrömt, als der Vorhang in die Höhe ging und der Regiſſeur mit der unerwarteten Ankündigung hervortrat, daß Herr Joanny, der den alten Horace, den „chevalier romain“, wie ihn Corneille nennt, geben ſollte, plötzlich krank geworden ſey und die Herren Comédiens ordinaires dafür den Hamlet aufführen wollten. Wer hätte in Deutſchland nicht mit Vergnügen den tiefſinnigen Dänen-Prinzen für jenen Römiſchen Ritter im ſteifen Spaniſchen Mantel hingenommen? Aber das Publikum des Théâtre Français, das ſich einmal darauf geſetzt hatte, die klaſſiſchen Alexandriner der Horatier heute zu hören, rief: A bas! à bas! Corneille! Corneille! Vergebens wurde nochmals verſichert, daß Herr Joanny unmöglich ſpielen könne; das Publikum beſtand darauf, es wolle keinen Hamlet, und ſollte auch die Hauptrolle des Corneille'ſchen Stücks von dem Erſten Beſten bloß abgeleſen werden. Hier galt alſo gar keine Einrede mehr! Und wirklich jubelte das Parterre auch, als nun einer der mittelmäßigſten Schauſpieler, der ſich glücklicherweiſe erinnerte, den Horace einmal in der Provinz geſpielt zu haben, in der Rolle des trefflichen Joanny auftrat und, wie ſich leicht denken läßt, ſein Möglichſtes that, um mit ſeinem Spiele das der ſämmtlichen Herren Comédiens ordinaires und natürlich auch das ganze Stück zu verhunzen. Das Publikum ging deſſenungeachtet ſehr befriedigt nach Hauſe. Hatte es doch den Hamlet nicht zu ſehen brauchen und dafür die klaſſiſchen Verſe Corneille's gehört! Inzwiſchen muß zur Rechtfertigung dieſes wohl etwas allzu patriotiſchen Kunſtgeſchmacks geſagt werden, daß es noch immer der verballhornte lederne Hamlet des Herrn Ducis iſt, der den Pariſern auf ihrer erſten Bühne vorgeführt wird. Dieſem Hamlet möchte ſelbſt ein Publikum, das mit Shakeſpeare's Geiſt auf das Innigſte befreundet iſt, den Römiſchen Ritter im ſteifen Spaniſchen Mantel vorziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 45. Berlin, Freitag den 14. April 1837.

Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterſtuhle der Engl. Kritik.

Mit Bezug auf deſſen Verſuch über die Engl. Literatur.

Vorwort.

Der Mann, deſſen ſchriftſtelleriſchen Werth der nachfolgende Artikel mit freimüthiger Kraft und Unparteilichkeit abwägt, hat bei ſeinen Landsleuten als Dichter, Hiſtoriker und Religions-Philoſoph eben ſo großes Glück gehabt, wie er als Staatsmann und Beamter unglücklich war. Dem Schickſale ſeiner wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Schriften ſteht das ſeiner politiſchen im ſchneidendſten Kontraſte gegenüber; der Krebsſchaden der Vergeſſenheit hat dieſe theils aufgezehrt, theils reizlos gemacht. Wird die nächſte Zukunft auch mit dem ſchöneren Theil von Chateaubriand's Leiſtungen ſo umgehen? Werden kommende Geſchlechter des Geſchmacks und des Ueberſchätzungstriebs ſeiner Zeitgenoſſen ſpotten, oder werden ſie ſeine Worte noch mit Wohlgefallen aufnehmen? Dieſe Frage mag jetzt gerade am paſſendſten aufzuwerfen ſeyn, da der greiſe Chateaubriand als Autor *ausgelebt* hat oder doch faſt ausgelebt haben ſollte und bei dieſem Ruhepunkte die Frage, ob er ſich nicht auch *überlebt* habe, nicht am unrechten Orte iſt. Derjenige, welcher den Charakter Chateaubriand's und ſeiner Geiſtesprodukte genau zeichnen will, darf vorzüglich zwei ſcharfe Hauptzüge nicht vergeſſen, welche ſich durch das Leben wie durch die Schriften Ch.'s im ganzen Laufe beider ſtreng geltend machen: edles, menſchenliebendes, großartiges Wollen auf der einen Seite; maßloſe Eitelkeit, Haſchen nach Aeußerlichem und Gleichgültigkeit gegen die Mängel gründlichen Wiſſens und der feſten Haltung der Anſichten auf der anderen Seite. Der Erfolg ſeiner Politik in Wort und That, wie der ſeiner ſchönwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ward und wird durch dieſe zwei Hauptzüge bedingt. In der unerhörten Zeit, in die Ch.'s Wirkſamkeit fällt, waren die Lockungen für den Wankelmuth der Treue zu gewaltig, als daß es nicht mehr Bellart's und Männer mit dreizehn Eiden geben ſollte, wie Carnot's und Lanjuinais'; aber Ch. ging rein und edel den ſchlüpfrigen Weg der Revolution und Reſtauration durch, auf dem er nur zahlreiche Spuren ſeiner verzeihlichen Irrthümer zurückgelaſſen. Faſt alle ſeine politiſchen Schriften ermangeln einer geſunden Reife der Ueberlegung; ihre Grundlage war die Gelegenheit des Tages, auf den flüchtigen Umſtänden des Augenblicks führte er ſeine prächtig ausſehenden Gebäude auf. Allein das Rad der Zeit rollte die Gelegenheiten und Umſtände unbarmherzig in den Staub, und die Prachtgebäude ſind belächelte Luftſchlöſſer. Als Dichter und Philoſoph (wir ſagen Philoſoph nur im Sinne Franzöſiſcher Philoſophie) wurde Chateaubriand von geſchmackvollen Beurtheilern nach Gebühr gelobt und getadelt und fand in der Maſſe des Volkes noch mehr Bewunderer, als ihm ſeine politiſchen Werke Spötter zugebracht haben. Sein Génie du Christianisme gilt bei den Franzoſen für ſein Hauptwerk, dem ſich dem Gegenſtande und Zwecke nach ſeine Martyrs anſchließen. Das erſte brachte, von den Verhältniſſen des Tages begünſtigt, bei der Maſſe der Franzöſiſchen Leſer die größte Wirkung hervor. Wer es nicht geleſen hat, würde glauben, er fände hier für die Dogmen des Glaubens ſtreng logiſche Beweisgründe aus der Religions-Philoſophie, die ſich der Ueberzeugung der Ungläubigen bemächtigen und dem guten Chriſten eine ſcharfe Waffe gegen Freigeiſter geben könnten. Aber nichts weniger. Der Deutſche Leſer, der für die Wahrheiten der Religion doch ganz andere Gründe weiß, findet nichts, als gewöhnliche Weisheitslehren in einem prunkenden bilderreichen Stile. Der Verfaſſer ſpricht die Angriffe der Gegner, die Zweifel der Unüberzeugten und die Fragen der Frommen aus; allein, ſtatt dem Angriffe ſiegreich zu begegnen, hält er ihm ein rhetoriſches Bild vor; ſtatt den Zweifel zu löſen, umhüllt er ihn mit Salbung, und ſtatt die Frage zu beantworten, bedeckt er ſie mit friſchen und welken Sprachblumen. Dieſe orientaliſche Prachtliebe in den Redensarten, dieſer Bilderdienſt der Diction und Phraſeologie beherrſchen den Verfaſſer durch ſeine Schriften und Reden; ihnen hat er den ungewöhnlichen Beifall der durch ſolche Zauberei gewinnbaren Menge zu verdanken, aber ihnen hat er's auch zuzuſchreiben, daß der gereinigtere Geſchmack der Franzoſen jenen Beifall nicht als legitim anerkennt. Von dieſer Kunſt ſelbſt getäuſcht, iſt er jetzt ſo eitel, zu glauben, er ſey der Vater der romantiſchen Schule, und ſeine *wirklich* reine tugendhafte Seele klagt bußfertig über die ſchrecklichen Ausſchweifungen ſeiner vermeintlichen Stiftung! Aber er möge ſich tröſten! er iſt unſchuldig an der Ausartung dieſer Schule, wie an ihrer Entſtehung; man iſt noch nicht am Erſten romantiſch, wenn man am Erſten unklaſſiſch iſt. An der Entſtehung der ſogenannten romantiſchen Schule ſind nicht die Jünger Rouſſeau's ſchuld, ſie iſt aus der Revolution und deren Wendungen hervorgegangen. Leute, die am Fuße der Guillotine geboren ſind, deren Kindeseindruck auf Blut, Wildheit, Abfall von Gott und Weltordnung und die Entfeſſelung aller Leidenſchaften ſtieß, die nachher einen mehrjährigen Umgang, erſt als Gäſte, dann als Wirthe, mit den Deutſchen und Engländern hatten, mußten andere Betrachtungen und Eindrücke ſammeln, als zur Zeit, wo das Lächeln einer Pompadour den Dichter populair machte. Gerade Chateaubriand hat den alten Thron des nichtsſagenden Wortprunks wieder aufgerichtet und mit feinſtem Sammet von ſchreienden, recht in die Augen fallenden Farben überzogen, während die neue Schule vielmehr ihre Werke mit ſo viel That-Inhalt anſtopft, daß die Form dadurch oft verunſtaltet wird. Die Gewohnheit Ch.'s, vor jedem zu ſchreibenden Kapitel eine Bilderjagd anzuſtellen, iſt freilich ſtörender und auffallender, wenn er von Perſonen und Grundſätzen ſpricht, als wenn er die lebloſe Natur mit ſeiner glühenden Farbenpracht malt. Seine Beobachtung des rein Aeußerlichen kommt ihm hier eben ſo zu Statten, wie es ihm dort ſchadet. Wie er dort ſtets auf der Oberfläche des Gegenſtandes herumſpielt, alles Feuer in Glanzſtrahlen ausſtrömen läßt und kein Lichtfünkchen übrig behält, um einen Weg zum Innern aufzuſuchen; ſo weiß er durch ſeine Uebung der Aeußerlichkeit des Klimas und der ganzen ihn umgebenden Natur alle Schönheiten abzugewinnen und ſie ſo glänzend zu ſchildern, daß ſelbſt der gebildetſte Leſer, der hier den Triumph der maleriſchen Sprache ſieht, dem Verfaſſer ſeine Bewunderung nicht verſagen darf. An ſolchen bezaubernden Schilderungen ſind die Romane reich, deren Schauplatz der Naturzuſtand Amerika's iſt; und von der übrigens ſehr gehaltloſen Reiſe nach Jeruſalem und Griechenland ſagt ein Kritiker, vielleicht eben ſo wahr als witzig, daß die *lebendigſte* Stelle darin das *Todte Meer* ſey. Wir glauben nun genug geſagt zu haben, um die Leſer, die Ch. nicht ganz durch Selbſtanſchauung kennen, auf die folgende Beurtheilung vorzubereiten. Der Britiſche Kritiker hat Chateaubriand's letztes Werk, den Verſuch über die Engliſche Literatur, im Originale und in einer Engliſchen Ueberſetzung vor ſich. Ehe der Beurtheiler auf das Verdienſt des Werkes eingeht, glaubt er, einen kritiſchen Maaßſtab an den vorausgeſetzten Beruf des Verfaſſers zu dem Unternehmen legen zu müſſen, und ſo geht er nothwendig auf die früheren Erzeugniſſe des Verfaſſers prüfend zurück. Der Kritiker zeigt nicht die geringſte National-Eiferſucht gegen den Ausländer, der es gewagt, die Hand an die vaterländiſche Literatur zu legen, und iſt im Ganzen höchſt unparteiiſch. Ein neues Intereſſe liefert der Aufſatz noch dadurch, daß ſein Verfaſſer, indem er den Franzöſiſchen Schriftſteller zu berichtigen ſtrebt, ſelbſt eine gedrängte Geſchichte der Engliſchen Literatur von ihrem Urſprunge an giebt, die manches Neue enthält.

Herr von Chateaubriand nimmt in der glänzenden Literatur Frankreichs eine hervorragende und beherrſchende Stellung ein, die zu erſchwingen und ſo lange zu behaupten ihm, wie ſelbſt ſeine Gegner bezeugen müſſen, unmöglich geweſen wäre, könnte er nicht über ein Talent gebieten, das entweder an und für ſich ausgezeichnet iſt oder wenigſtens mit ſeltenem Geſchick und Glück ſich dem vorherrſchenden Geſchmacke und der Denkweiſe ſeiner Zeit anzupaſſen weiß. Unter den beliebten Schriftſtellern, ſelbſt der Zeiten hoher Intelligenz, finden wir viele, welche den größeren Theil ihrer Berühmtheit den vorgefundenen eigenthümlichen Anſichten ihres Zeitgeiſtes, den kleineren Theil aber der Gewandtheit zu verdanken haben, mit welcher ſie die eigenen Erzeugniſſe jenen Anſichten einverleiben und ſie vom Publikum als den idealen Wiederſchein ſeiner Gefühle adoptiren laſſen. Solchen Urſachen hatte Sir Philip Sidney ſeinen außerordentlichen Ruf zuzuſchreiben, ſolche Urſachen brachten die auf die Folter geſpannten Einfälle Cowley's und den Bombaſt der heroiſchen Theaterſtücke Dryden's in Aufnahme, ſolche Urſachen endlich ſteigerten bis zur fieberhaften Wuth das perſönliche Intereſſe, welches Lord Byron umgab, und machten ſeine Mängel zu einem Theile ſeines Ruhmes. In jedem dieſer Autoren lag neben den vorzüglichen Kräften, für alle Zeiten etwas Reizendes und Schönes zu ſchaffen, auch noch die wohlberechnete Sympathie mit dem herrſchenden Geiſte des Zeitalters.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf die literariſchen Leiſtungen des Herrn von Chateaubriand, ſo werden wir leicht einſehen, daß er ihren glanzvollen Erfolg denſelben Urſachen verdankt. Beim Beginn ſeiner Laufbahn gab es in Frankreich geiſtige Bedürfniſſe, denen ſeine Talente und Leidenſchaften gewachſen waren. Der Geiſt Rouſſeau's (der, trotz aller Mängel, doch der wohlredendſte und philoſophiſchſte aller

Digitized by Google

ſentimentalen Schriftſteller war) wehte noch durch die Nation; Frankreich harrte ſehnſüchtig auf einen Nachfolger, der den Mantel des Meiſters aufnehme; da erſchienen Frau von Staël und Chateaubriand. Aber die Schrecken der Revolution, die traurigen Ausſchweifungen, welche der Emancipation von einem leichtſinnigen und unterdrückenden Prieſterthum folgten, und welche den ſchlechteſten Fanatismus, die Vergötterung des Unglaubens, in ihrem Gefolge hatten, führten zu einer ſtarken Reaction in den Gemüthern der feinen gebildeten Kreiſe. Keinen Zeitpunkt gab es, wo die troſtreichen Verheißungen der Religion und eines zukünftigen Lebens willkommener waren, als nach der Herrſchaft des Schreckens. Das irdiſche Leben war in der Nähe der mordgeſchäftigen Henkerbeile ein ſo werthloſes unſicheres Daſeyn geworden, daß die Hoffnung auf deſſen Dauer keine Freude erzeugte; faſt Jeder hatte einen Verwandten oder Freund verloren, mit welchem vereinigt zu werden er ſeine Blicke auf ein glückliches Jenſeit richtete; in dieſem Moment ſteigt Chateaubriand als ein ſchimmerndes Geſtirn am ſo eben wieder ſichtbar gewordenen Himmel auf und wird von der Nation mit ſtürmiſcher Begeiſterung begrüßt. Das Génie du Christianisme, in welchem der religiöſe Geiſt der göttlichen Offenbarung die Hauptrichtung giebt, ſetzte einer Reihe vorausgegangener Werke dieſer Gattung die Krone auf. Der Verfaſſer wendet ſich darin nicht an die Vernunft des Weiſen, ſondern an die Gefühle der gemüthlichen Volksklaſſen; die Werkzeuge ſeines Eindrucks ſind nicht ſcharfſinnige Beweisführung und tiefe Unterſuchungen, ſondern ein Feuerſtrom von Poeſie und Leidenſchaft, und man kann dieſe Wahl als die allein zeitgemäße nur loben. Wenn in einer friedlichen Periode der Gelehrte in ſeiner ſtillen Klauſe das Buch mit der Erwartung öffnet, darin neue Offenbarungen des philoſophirenden Scharfſinnes über die Wahrheit der religiöſen Offenbarung zu finden, ſo wird er ſich getäuſcht finden; das Buch iſt für die Maſſen, nicht für Philoſophen geſchrieben. Chateaubriand ſagt in der Vorrede: "Ma conviction est sorti du coeur, j'ai pleuré et j'ai cru!" und dieſe Worte waren das reinſte Echo der volksthümlichen Stimmung, Alle haben geweint, und Alle waren bereit, zu glauben.

Frau von Staël theilt viele Eigenſchaften mit Chateaubriand; ſie hat denſelben Reichthum und dieſelbe Gluth der Diction, aber ſie übertrifft ihn in Lebhaftigkeit und Tiefe des Gedankens, ihre Beweiskraft iſt ſchärfer und ihre Einbildungskraft fruchtbarer. Aber obgleich ſie mit ihm auch das poetiſch-feurige religiöſe Gefühl gemein hat, ſo tritt dies doch nicht als Hauptzug im Charakter ihrer Werke, wie in denen Chateaubriand's, hervor. Frau von Staël ſchließt und hofft, Chateaubriand behauptet und verheißt. Durch dieſe kühneren Schritte drang er früher ins Franzöſiſche Herz. Sein Rang, ſeine Stellung im öffentlichen Leben, ſeine Schickſale, dazu ſein Egoismus, der bei vielen zum Gelächter wird, beim eloquenten Schriftſteller aber niemals unwirkſam iſt, haben ſich vereinigt, einen gewiſſen Nimbus um ſeine Werke zu weben; aber ſein Geiſt iſt ohne Frage ungenau und zu parteiiſch von ſolchen Leuten gemeſſen worden, die gewöhnlich die Höhe des Autors durch den Schatten ſeines Ruhmes beſtimmen. Wir haben alle Achtung vor dem Manne; wir glauben, er hat ſeinen Landsleuten Dienſte genug geleiſtet, um uns in unſerer Sprache gegen ihn jene Schonung zu gebieten, die man Männern ſchuldig iſt, welche durch den ſchweren Kampf für den Ruhm gegangen ſind und endlich ſich auf den geſammelten Lorbeern ausruhen; aber wir wollen auch verſuchen, einige Punkte im Charakter ſeiner intellektuellen Erzeugniſſe nachzuweiſen, welche auf die Franzöſiſche Literatur und den Geiſt vieler Beſtrebungen eine verderbliche Einwirkung hervorbrachten und noch hervorbringen.

Wenn Ch. aufrichtig in ſeinem Glauben iſt, wenn er ſagt: „Nur durch den Stil lebt der Schriftſteller“,*) ſo mag dieſe einzige Meinung die Quelle vieler ſeiner gefährlichſten Irrthümer ſeyn. Er konnte auf kein falſcheres Aphorism gerathen. Wir können faſt keinen einzigen großen Schriftſteller auffinden, von dem man ſagen könnte, daß er durch ſeinen Stil auf die Nachwelt gekommen. In der Poeſie weder Spenſer, noch Shakeſpeare, noch Milton, ja nicht einmal der glänzende Pope; und in der Proſa zeichnen ſich etwa Bacon, Raleigh, Addiſon, Johnſon oder Gibbon durch einen der Unſterblichkeit würdigen Stil aus? Der Stil eines Schriftſtellers hat, wir geben es gern zu, einen mächtigen Einfluß auf ſein eigenes Zeitalter, vielleicht auch noch auf die nächſtfolgende Generation; er kann zuweilen Ton werden bei den Literatur-Freunden, wie die Trachten und Manieren des Lord Rocheſter oder des Modeherrn Brummell eine Mode als Geſetz für die lebensluſtigen Weltmenſchen einführen konnten. Allein in beiden Fällen iſt es ein gleich flüchtiger Ton. Ein Gedanke kann bleibend ſeyn, während das Kleid, in welchem er zuerſt erſchienen iſt, ſpäter zu einer veralteten Merkwürdigkeit wird. Wenn Männer von Geiſt von einem Irrthume ergriffen werden, machen ſie gewöhnlich aus dem Irrthume ein Syſtem, und ſicherlich hat Ch. einem leichtfertigen Idol geopfert. Seine götzendieneriſche Achtung für den Stil, ſeine Leidenſchaft für Wortglanz und der Prunk mit rauſchenden Phraſen ſind in unſeren Augen die gröbſten und zugleich anſteckendſten ſchriftſtelleriſchen Sünden. Uneingedenk der Allegorie, daß die Wahrheit im ſchlichten Kleide, nicht in überladenem Putze dargeſtellt wird, geht er in ſeiner redneriſchen Ueppigkeit ſo weit, daß dem Leſer oft die Einfachheit einer gewöhnlichen Thatſache wie zuſammengeſtickt aus den phantaſtiſchen Gewändern der Fiction vorkömmt. So ſind alle Schriften Ch.'s; alle haben einen theatraliſchen Anſtrich, überall wird der ohnedies ſelten ſtarke Gedanke von der Form, in die er gezwängt worden iſt, erdrückt, oder wird wenigſtens vor den vielen Zierrathen nicht ſichtbar. Nichts iſt dem reinen Anblick und der geſunden Auffaſſung der Wahrheit verderblicher, als hochtrabende und geſuchte Phraſen. Aulus Gellius nennt dieſes Verfahren irgendwo pondera rerum ac minutiis verborum zertrümmern. Dabei muß man noch bedenken, wie wenig Zeit Herrn von Ch. bei der Ausarbeitung ſeiner zahlreichen Werke zur Entwickelung und Ausbildung des Gedankens übrig bleibt, da er ſo ängſtlich an den Aeußerlichkeiten feilt, da ihm viel daran liegt, zu überraſchen, in Erſtaunen zu ſetzen, zu erſchüttern. Bei ſeiner Anſtrengung, ſchöne Dinge zu ſagen, kommen auch gewöhnlich falſche Dinge heraus, und wir können ſein beſtes Werk öffnen und werden faſt auf jeder Seite einen Trugſchluß oder einen Unſinn finden. Dieſes beſte Werk, das Génie du Christianisme, iſt deklamatoriſch-poetiſch; allein die Wahrheit darf auch von der Declamation nicht ausgeſchloſſen ſeyn, und Shakeſpeare iſt auf ſeine Weiſe ſo wahr wie Euklid.

(Fortſetzung folgt.)

*) „Si Richardson n'a pas de Style, il ne vivra pas, parce qu'on ne vit que par le style.“ Essai sur la Littérature Anglaise, Chap. sur les Romans.

Die Melancholie der Komiker.

Dieſe Ueberſchrift wird Euch etwas parador erſcheinen. — Melancholie und Komiker, wie reimt ſich das zuſammen? — Und doch, Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt, man findet dieſe beiden Dinge nur zu oft bei einander.

Wenn Ihr die witzigſten und luſtigſten Seiten eines geiſtreichen Schriftſtellers leſet oder Euch vor den Späßen der kurzweiligſten Komiker recht voll lacht, ſo denkt Ihr gewiß: Wie glücklich müſſen doch dieſe Menſchen ſeyn; ihr ganzes Leben iſt ja nichts, als ein fortwährendes Lachen! — Aber Ihr wißt nicht, wie gezwungen dieſes Lachen oft iſt, und wie bittere Thränen ſich hinter dieſem krampfhaften Gelächter verbergen. Wir wollen nur unter tauſend Beiſpielen einige herausnehmen, die beſſer als alle Phraſen von der Welt die Wahrheit unſerer Behauptung zeigen werden.

Philipp III., König von Spanien, ſtand eines Tages auf einem Balkon ſeines Eskurial; da fiel ihm unten ein junger Spaniſcher Student auf, welcher in der Sonne ſaß und unter fortwährendem Lachen mit Durchleſung eines Buches beſchäftigt war. Je weiter der junge Menſch las, deſto lauter fing er an zu lachen, bis er endlich ſo vergnügt und luſtig wurde, daß er ſein Buch aus der Hand fallen ließ und ſich vor lauter Freude halb wahnſinnig auf dem Boden wälzte. Der König, der ihm mit Verwunderung zuſah, wandte ſich an ſeine Hofleute: „Entweder der junge Menſch iſt verrückt“, ſprach er, „oder er muß den Don Quixote leſen.“ Ein Lakai im Palaſt ſprang ſchnell hinunter und hob den Band auf, aus welchem man erkannte, daß der Student keineswegs verrückt war, denn es war wirklich ein Exemplar des Don Quixote.

Ganz zu derſelben Stunde, während dieſe Scene vor dem Eskurial vorging, ereignete ſich etwas viel Traurigeres in einem kleinen Hauſe eines dunklen Madrider Gäßchens, ein Auftritt, der mit dem obigen in ſchneidendem Widerſpruch ſtand. Ein Mann in den Funfzigern, dem der Bart ſchon ganz weiß geworden und deſſen Züge der Schmerz und das Elend abgezehrt hatten, lag auf einer ſchlechten, dünnen Matratze ausgeſtreckt. Der Kranke ſtützte ſich mit Mühe auf einen verſtümmelten Arm und diktirte mit ſchwacher Stimme einen letzten Abſchieds- und Dankſagungs-Brief an den Grafen von Lemos, der ihm ſo eben eine kleine Unterſtützung geſchickt. Den anderen Morgen ſah man einen ziemlich einfachen, beſcheidenen Leichenzug aus dem niedrigen Hauſe herauskommen, und der Vorübergehende, welcher nach dem Namen des Todten gefragt, hätte folgende Antwort bekommen: Dieſer Menſch war ein armer Schriftſteller, deſſen ganzes Leben eine beſtändige Reihe von Leiden und Unglücksfällen jeglicher Art war. Erſt zwang ihn der Hunger, das Amt eines Bedienten anzunehmen; dann wurde er Soldat. Als ſolcher in der Schlacht von Lepanto verwundet, ward er von Korſaren gefangen genommen und fünf Jahre lang in einem furchtbaren Bagno eingeſperrt. Als er wieder nach Spanien zurückgekommen war, bekam er die beſcheidene Stelle eines Kommis bei der Salz-Acciſe; aber auch die verlor er bald, und er mußte auf eine falſche Anklage noch ins Gefängniß wandern. Während dieſer Reihe von Unglücks-Jahren wurde er Schriftſteller, wodurch er ſich wenigſtens ſo viel Unterſtützung zu ſchaffen wußte, daß er nicht Hungers zu ſterben brauchte, und heute endlich hat der Tod den Leiden und Qualen dieſes Unglücklichen ein Ende gemacht. Sein Name war — Miguel Cervantes de Saavedra!

Gehen wir von Spanien nach Frankreich, ſo finden wir hier einen der erſten dramatiſchen Schriftſteller, dem wir die beluſtigenden Scenen des Médecin malgré lui, des Malade imaginaire und des Monsieur de Pourceaugnac zu verdanken haben, in die traurigſte Schwermuth verſenkt, in eine Schwermuth, die ſich zuweilen unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen ſucht. — Selbſt wenn man alle die unzähligen häuslichen Leiden nicht mitrechnet, welche der Gemahl der koketten Bejart zu erfahren hatte, und all den Kummer, der das ausſchließliche Privilegium eines Theater-Direktors iſt, ſo muß man doch zugeben, daß der Gram ſein ganzes Leben hindurch ein unzertrennlicher Gefährte Molière's war.

Die witzigen und ergötzlichen Blätter des einzigen Romans, welchen Frankreich dem Spaniſchen Don Quixote entgegenſtellen kann, des Gilblas, ſind in einem niedrigen Häuschen eines der ſchlechteſten Faubourgs von Paris geſchrieben worden. Hier war es, wo Leſage, im Innerſten gekränkt durch die vornehme Verachtung der Comédie Française und allen Sorgen und Qualen eines ſchrecklichen Elends preisgegeben, jene bizarren Charaktere hinwarf, durch welche der Gilblas das Lieblingsbuch von Alt und Jung geworden iſt.

In England haben wir ganz daſſelbe Schauſpiel. — Sterne, mit ſeiner unerſchöpflichen Laune und ſeinem unvergleichlichen Witz, hatte ein Geſicht und eine Figur, wie man ſie ſich nicht trauriger und abſchreckender denken kann; und wenn man ſo dieſen kleinen Menſchen in ſchwarzem Rock, mit weißer Perrücke und blaßgelbem Geſicht vorübergehen ſah, wer hätte da je geahnt, daß dies der Verfaſſer des Triſtram

Digitized by Google

Shandy ſey, jenes einzigen Romans, für den man weder ein Vorbild, noch eine Nachahmung finden wird.

England hat einen berühmten Romandichter, den man zwar eigentlich nicht zu der Klaſſe der komiſchen Schriftſteller rechnen kann, der aber doch mehrere Scenen von außerordentlich beluſtigendem Inhalt geſchrieben hat. Gewiß, auch hier wird es kaum glaublich klingen, in welcher Gemüthsſtimmung ſich Walter Scott zu derſelben Stunde befand, wo er die witzigſten Sarkasmen ſeiner luſtigſten Helden diktirte. Man lieſt hierüber in einer neulich erſchienenen Engliſchen Review folgende Anekdote: „Im Jahre 1818 begegnete ich Walter Scott in einer der beſuchteſten Straßen von Edinburg; er ſaß zu Pferde, mit dem Körper nach dem Sattelknopf gebeugt; nur mit Mühe konnte er ſich aufrecht erhalten, und ſein blaſſes Geſicht mit der runzligen Stirn glich mehr dem eines Sterbenden. „Sehen Sie“, ſagte er zu mir, „ich muß auf ärztliche Verordnung reiten; wahrhaftig, es giebt keine traurigere und beſchwerlichere Uebung auf der Welt. Die Aerzte behaupten immerfort, daß die Gichtſchmerzen nicht tödten, aber wenn ich noch drei ſolche Monate zu leiden hätte, wie bisher, dann wollte ich zehnmal lieber ſterben!“ — Er blieb nicht nur am Leben, ſondern genas auch vollkommen, indem er eine lange Zeit die ſtrengſte Diät befolgte. Uebrigens ließ er ſich durch dieſen Kampf mit den Schmerzen nicht einen Augenblick in ſeinen geiſtigen Arbeiten ſtören. Gerade in jener Krankheit diktirte er zwei ſeiner erſten Meiſterwerke, Ivanhoe und die Braut von Lammermoor. Herr John Ballantyne und ſein Intendant William Laidlaw dienten ihm abwechſelnd als Secretaire. Mitten in den komiſchſten Scenen, wenn er z. B. den burlesken Charakter Caleb Osbaldiſtone's zeichnete oder den poſſierlichen Dialog dieſes Sonderlings diktirte, zwangen ihn plötzlich ſeine heftigen Schmerzen, ſtehen zu bleiben; er hielt mit dem Diktiren ein, wartete dann einen Augenblick, und nachdem er ſich das letzte Wort wiederholen laſſen, nahm er den Faden der Erzählung wieder auf.

Dieſer Humor, der durch die anhaltendſten phyſiſchen Leiden hindurchdringt, erinnert uns auch an Scarron, jenen armen Krüppel, der ſein ganzes Leben in einem Lehnſtuhl zubrachte, und der ebenfalls die ſpaßhafteſten und ſchönſten Seiten ſeines komiſchen Romans in einer Erholungsſtunde zwiſchen zwei furchtbaren Gichtanfällen diktirte; wenn dann die zarte weiße Hand der Frau von Maintenon die kalten Schweißtropfen getrocknet, welche die Stirn des armen Dulders bedeckten, ſuchte Scarron ſeine Schmerzen gewaltſam zu unterdrücken und fuhr fort mit der Beſchreibung der Abenteuer Miſter Ragotin's.

Es giebt zwar einige Schriftſteller, die ziemlich luſtig und vergnügt in den Tag hineinleben, und deren Geſicht immer heiter und geglättet erſcheint, doch würden ſie uns deſſenungeachtet nicht Lügen ſtrafen, wenn man ſie nur recht geheim und bis in ihr innerſtes, verborgenſtes Herzenskämmerlein durchforſchte, da würde man ſchon ſehen, wie auch ſie ſich nicht rühmen können, von Melancholie und Trübſinn unangefochten zu bleiben. Wir wollen nicht indiskret ſeyn und das Privatleben unſerer Zeitgenoſſen aufdecken, ſonſt könnten wir gar viele Beiſpiele zum Beleg unſerer Behauptung zitiren. Sprechen wir nur von einem einzigen, dem ſchlagendſten unter allen, von Déſaugiers, dem witzigen, fröhlichen Liederdichter. Gewiß, es giebt nur wenig Schriftſteller, die es dem Bonvivant und Zechkumpan Déſaugiers nachthun können; dieſer Dichter hat auch nicht ein einziges Lied gemacht, welches nicht den Stempel der ausgelaſſenſten ſorgenloſeſten Fröhlichkeit an ſich trägt, und auch das ganze äußere Ausſehen des Mannes zeigte den einzig wahren Typus eines vollkommen glücklichen Erdenſohnes. Von ihm hörte man nichts als ſingen, nichts als lachen; das heitere glatte Geſicht Déſaugiers' ſchien allen Schlägen des Schickſals zu trotzen, ſein ganzes Leben war nur ein beſtändiger Feſttag! — und doch war auch er traurig und verſtimmt! — Auch an ihm nagte zuweilen der Gram mitten in den zügelloſeſten Orgien, und wenn ihn der Wein zu ſo vielen Preisliedern begeiſterte, ſo trug er damit nur eine große Schuld ab; denn jener Zaubertrank allein machte ihn fähig, ſeine angeborne Schwermuth zu unterdrücken und vor ſich und allen Anderen zu verbergen. — In ſeiner Jugend ward Déſaugiers von dieſer Melancholie ſo ſehr beherrſcht, daß er faſt im Begriff war, in einen Mönchsorden zu treten; es fehlte nur wenig, ſo wäre er, anſtatt einſt *der luſtige Liederdichter, der Franzöſiſche Anakreon* zu heißen, ein Trappiſt geworden.

Aber nicht bloß die Schriftſteller und Dichter unter den Komikern ſind mit dieſem eigenthümlichen Doppelweſen behaftet; auch die Schauſpieler der Komödie ſcheinen dem geheimen Einfluß des Grams und der Schwermuth unterworfen zu ſeyn. Unter den vielen Pariſer Komikern, die noch heute jeden Abend eine Stadt von achtmalhunderttauſend Einwohnern zu beluſtigen haben, giebt es nur allzu viele, die an der Fröhlichkeit der Zuſchauer, die ſie doch ſelbſt hervorgerufen, nicht den geringſten Theil nehmen. — Seht Euch einmal Bouffé an; nur ſehr ſelten wird ſein krankes, abgemagertes Geſicht durch einen Anflug von Lachen belebt; und Perlet, über den einſt ganz Paris 15 Jahre lang zu lachen hatte, jetzt hat er ſich aus lauter Verdruß von der Bühne zurückgezogen, und wenn man ihn nun bei irgend einem luſtigen Vaudeville des Théâtre des Variétés als Zuſchauer ſitzen ſieht, da möchte man ihn eher für einen der hypochondriſchſten Engländer von ganz Großbritanien halten, als für den großen Exkomiker des Théâtre de Madame. — Auch Féréol iſt es müde geworden, das Parterre der Opéra-Comique zu amüſiren, ohne daß er ſich ſelbſt amüſiren konnte, und hat ſich nun aufs Land in der Gegend von Orleans zurückgezogen, wo er in ſeinen Pinſeln die alten Theater-Erinnerungen zu vergeſſen ſucht. Vernet verlebt neun Monate des Jahres in einem Hospital, und die Couplets, über die das Publikum in einigen Tagen lacht, trillert er ſich jetzt zwiſchen zwei grauſamen Gichtanfällen vor; der arme Vernet ſchätzt ſich glücklich, wenn es ihm gelingen kann, eine Partie zu vollenden, ohne daß ihn ſeine Leiden von der Bühne treiben oder ſein Schmerzensruf das Lachen des Parterre übertäubt. — Die beiden Komiker des Théâtre-Français, Samſon und Monroſe, ſind nur von ſieben bis eilf Uhr Abends Komiker, und Deburau, der berühmte Hanswurſt der Seiltänzer, wird, ſobald er ſich erſt von dem Mehlüberzug befreit hat, der ihm das Geſicht weiß macht, wieder der traurigſte, grämlichſte Menſch im ganzen Stadtbezirk.

Nun noch eine Anekdote, welche uns die Geſchichte der Italiäniſchen Komödie über den berühmten Harlekin Biancolelli erzählt, deſſen Sprünge und Poſſen ganz Paris beluſtigten.

Eines Tages trat ein Menſch in das Zimmer eines der erſten Aerzte von Paris und bat ihn um die Hülfe ſeiner Kunſt gegen ein Uebel, das ſich nicht ausrotten laſſe. — Der Arzt fragte ihn über die Natur ſeiner Schmerzen, und der Unbekannte antwortete, ſeine Krankheit wäre eine tiefe Melancholie, die ihm das Leben unerträglich mache. — „Ah, dann müſſen Sie guten Wein trinken“, meinte der Arzt. — „Ich hab' die allerbeſten Weine in meinem Keller“, antwortete der Unbekannte, „ſie helfen mir nichts gegen meinen Spleen!“ — „Verſuchen Sie es einmal mit Reiſen!“ — „Ich habe ganz Europa durchreiſt, und der Gram hat mich nicht verlaſſen!“ — „Nicht möglich! das iſt etwas ſtark! doch giebt es noch ein Mittel; gehen Sie jeden Abend in die Italiäniſche Komödie, da werden Sie den berühmten Harlekin Biancolelli ſpielen ſehen; ſeine Poſſen und Scherze werden Sie ſchon aufheitern.“ — „Ach, mein Herr!“ rief der arme Kranke, „ich ſehe ſchon, meine Melancholie iſt unheilbar! — Ich ſelbſt bin Biancolelli!“

(Fr. Litt.)

Bibliographie.

Paléographie des classiques latins. — Von Champollion-Figeac. Erſte Lfg.
Hygiène morale. — Von Brouſſais. 5 Fr.
Mémoire sur les bateaux à vapeur etc. — Von Galy Cazalat. 9 Fr.
Histoire d'Allemagne par Pfister. — Ueberſetzt von Paquis. 3 Bde.
La Russie pittoresque. — Erſte Lfg. 25 Cts.
Journal du palais. — Von Ledru-Rollin. Erſter Bd. Erſte Lfg. Jährlich 27 Fr.
Mémoires sur le comte Jean Capodistrias. — Von Papadopoulo Vretos. Erſter Bd. 5 Fr.
Précis de l'histoire générale de l'agriculture. — Von de Marivault. 4 Fr.
Coup d'oeil sur la métallurgie. — Von Virlet.

England.

Irländiſche Armuth.

(Schluß.)

„In den meiſten Ländern Europa's legen ſich die Bauern, wenn ſie nicht mit ihren Feldarbeiten zu thun haben, auf irgend eine andere Beſchäftigung. So ſah ich die Ruſſiſchen Leibeignen in ihren hölzernen Häuſern, bei der Mäßigkeit ihrer ganzen Lebensweiſe, Leinwand weben, Seide- und Sammtſtickereien anfertigen und mit den anſehnlichſten Manufakturen wetteifern. In Irland dagegen, wo die Bauern von Allem entblößt ſind und nicht einmal einen Shilling Kapital beſitzen, können ſie zu Hauſe auch nicht eine einzige Kunſtarbeit betreiben. Gleichwohl beweiſt der Erfolg der Leinwand-Fabrication im Norden Irlands, was man mit Kenntniß und Kapitalien ausrichten kann.“

In der Grafſchaft Waterford kommt der Verfaſſer vor dem alten Schloß Lismore vorbei, einem prächtigen Gebäude, wo der Künſtler Stoff zu einer ſeiner reizendſten Skizzen fand; hier iſt die Reſidenz des Herzogs von Devonſhire, eines der reichſten und, was noch mehr werth iſt, eines der wohlthätigſten Gutsbeſitzer in ganz Irland. Das Schloß mit ſeinen hohen Thürmen und Zinnen ſteht auf der Spitze eines kleinen abſchüſſigen Hügels, der mit dichtem Grün überzogen iſt; zu ſeinen Füßen ſchlängelt ſich ein klarer Bach, wo das Vieh getränkt wird und über welchen eine Brücke in anmuthig gothiſcher Form hinübergeht, eine zierliche Kurve beſchreibend, die auf den waldigen Boden ausläuft. Das Innere des Schloſſes iſt ſehr hübſch eingerichtet, das Intereſſanteſte darin iſt eine wunderbare Ausſicht aus einem der Fenſter, die ſchon lange vor unſerem Reiſenden auch den König Jakob II. in Erſtaunen geſetzt hatte. Dieſer König war auf einem Irrwege von der Hofſeite in das Schloß hineingekommen und näherte ſich dem genannten Fenſter, das man noch heute das Fenſter des Königs Jakob nennt; wie ſtaunte er, als er ſich plötzlich wie auf einer unerwarteten Höhe ſchwebend ſah, unter ſich die eingeſchloſſenen, reißenden Fluthen des Stroms.

Die Grafſchaft Tipperary gilt für die am meiſten Irländiſche unter allen Grafſchaften Irlands, d. h. für die ärmſte, für die fruchtbarſte, für die, wo am meiſten Verbrechen begangen werden und wo die erblichenen Feindſchaften zwiſchen Namen, Familien und Dörfern ſich mit der größten Wuth und Energie fortpflanzen. Der berüchtigte Bog oder Torfmoraſt Allen, der größte in ganz Irland, welcher ehemals eine Million Morgen bedeckte, obgleich heute nur ein Drittel davon, nimmt doch noch immer eine mehr oder weniger ausgedehnte Strecke von acht Grafſchaften ein, zu denen auch Tipperary gehört. Man glaube ja nicht, daß es dieſer Lokalität an allem Maleriſchen fehlt; vielmehr bietet gerade dieſe unermeßliche Einſamkeit gar manchen Stoff für den Pinſel des Künſtlers und für die Betrachtungen des Reiſenden. Der Bog Allen iſt eine ungeheure Ebene, mit einer einförmig braunen Vegetation überzogen und hier und da mit großen Pfützen von dunklem, ſpiegelndem Waſſer bedeckt. Auf der erſten Fläche ſieht man gewöhnlich eine Torfhütte, aus der ſich eine leichte Rauchwolke emporwindet; drei oder vier halbnackte Kinder ſpielen um dieſes elende Loch; ihre Mutter baut ein kleines Kartoffelfeld an, und der Vater iſt damit beſchäftigt, in einer Grube Torf zu ſchneiden. Auch die Hütten dieſer Torfbewohner ſind, wie die oben beſchriebenen, an die Seite eines Vorſprungs in der

Digitized by Google

Ebene angelehnt; oft ſind ſie ſogar in den Torf ſelbſt hineingebaut, ſo daß nichts als der Eintritt frei iſt und das Dach, welches ein wenig über den Boden hervorragt. Kaum wird man glauben, daß die Inhaber einer ſolchen Wohnung, die faſt unter dem Erdboden angebracht iſt, ſich einer guten Geſundheit erfreuen können, und doch iſt dieſes eine Thatſache, die man wahrſcheinlich den fäulnißwidrigen Eigenſchaften des Moors zuſchreiben muß. Das Holz, das man in dem Torf vergraben findet, beſteht gewöhnlich in Eichen- und Fichtenholz; zuweilen gräbt man auch Arbeitswerkzeuge und Ueberreſte von Thieren aus, woraus alſo hervorgeht, daß dieſe unbebauten wüſten Ebenen ehemals von Wäldern beſchattet und von verſchiedenen Thiergattungen bewohnt waren. Unter den Spuren der Thiere, die man ausgegraben, bemerkt man beſonders ungeheure Hirſchhörner; eines von dieſen Hörnern ſoll dazu gedient haben, die Oeffnung, welche in ein Feld hineinführte, zu verſchließen. Ein anderes, das zu Dublin gezeigt wird, diente lange zur Brücke über einen Bach; doch das merkwürdigſte und vollſtändigſte Muſter iſt der verſteinerte Hirſch im Königlichen Muſeum zu Dublin; das Geweihe dieſes prächtigen Thieres erſtreckt ſich ſechs Fuß nach jeder Seite des Kopfes hin und iſt faſt eben ſo breit, als lang.

Die Urbarmachung dieſer Sümpfe ſchreitet nur ſehr langſam vorwärts; doch ſind nun ſchon mehrere Strecken des Bog Allen in fruchtbaren Boden verwandelt, und daſſelbe Stück Land, das vor kurzem nicht den geringſten Werth hatte, wird jetzt zu dreißig Shilling für den Morgen verpachtet.

Es giebt in Irland noch eine andere Art des Bodens, den die Induſtrie mit der Zeit ebenfalls für ſich erobern wird; das ſind die ſandigen Küſtenſtriche am Ufer des Meeres. Um die Natur dieſer Orte zu verändern, bedient man ſich einer Art von Schilf oder dickem Rohr, welches von den Holländern zu demſelben Zweck gebraucht wird. Dieſe Pflanze ſchlingt ſich mit ihren langen Wurzeln tief in den Sand und bildet mit der Zeit ein dichtes Gewebe, welches den ganzen Boden überzieht und den Ueberſchwemmungen des Meeres eine undurchdringliche Schranke entgegenſtellt. In Liſſoney, einem Gut des Lord Palmerſton, an der Bai von Donegal, ſind die Fortſchritte des Meeres durch dieſes einfache und leichte Verfahren aufgehalten und mehrere hundert Morgen ſolcher ſandiger Küſtenſtriche in vortreffliche Weiden verwandelt worden. Wenn aber irgend ein Umſtand dieſes ſchützende Rohr vernichtet, dann bekömmt der Sand ſeine vorige Beweglichkeit wieder, und es braucht nur wenig Zeit, um die Arbeit mehrerer Jahre zu zerſtören. Die Sandſtrecken von Roſapenna, in der Nähe von Downcaſtle, geben uns in Irland ein Bild von den Wüſten Arabiens; ſo weit das Auge reicht, nichts als eine unermeßliche Ebene von röthlichem Sand, mit lauter einzelnen, mehr oder minder deutlichen Wellenhügeln, ohne die geringſte Spur von Gras oder Vegetation. Vor funfzig Jahren ungefähr breitete ſich auf dieſem jetzt ſo unfruchtbaren und verlaſſenen Raum das anſehnliche Gut des Lord Boyne aus; damals war dort noch das ſchöne Herrenſchloß zu ſehen mit ſeinen Gärten und Statuen, ſeinen Alleen und Terraſſen und ſeinem von Mauern eingeſchloſſenen Park. Wo iſt jetzt das Schloß? Wo ſind die Bäume, die Pflanzungen, die Terraſſen und Alleen? Es iſt keine Spur davon geblieben, der Sand hat Alles bedeckt. Vor kurzem war das Dach des Hauſes noch ſichtbar, und die Bauern aus den Umgegenden pflegten durch eine Oeffnung in die Zimmer hinabzuſteigen, in welche man vordringen konnte; jetzt iſt auch davon nichts mehr zu ſehen; das Sandgrab hat Alles verſchlungen. Sollte man wohl glauben, daß dieſe ganze Kataſtrophe durch die unterirdiſchen Arbeiten eines Haufen Kaninchen herbeigeführt wurde?

Ein Ereigniß, von welchem Herr Ritchie in einem Dorf der Grafſchaft Tipperary Zeuge iſt, veranlaßt ihn zu einer Digreſſion über die Beſchaffenheit der Ehen in Irland. „Ich glaube nicht, daß die Lage des Irländiſchen Bauern der Entwickelung einer leidenſchaftlichen Liebe günſtig ſeyn kann. Die eheliche Zärtlichkeit und die Familienliebe iſt wohl in dieſer Klaſſe der Geſellſchaft faſt überall zu finden; aber von jener innigen ausſchließlichen Liebe, die ſich den Gegenſtand ihrer Neigung ausſucht und ihn wie ein Idol anbetet, iſt faſt hier keine Spur. Doch man mißverſtehe mich ja nicht; ich weiß wohl, es giebt eine Liebe auch mitten unter den höchſten Gefahren und Unglücksfällen, ja, ſelbſt im Schooß der Armuth, nimmermehr aber unter ſolchen Verhältniſſen, wo man fortwährend Hunger leidet und einem hoffnungsloſen Elend preisgegeben iſt. Die Einrichtung der käuflichen Ehen in Irland iſt wenigſtens inſofern nützlich, als dadurch die Sparſamkeit befördert wird. Ein Pächter, dem es gut geht, verſagt ſich oft manche Genüſſe, um eine Mitgift für ſeine Tochter weglegen zu können, welche ſonſt nicht anſtändig verheirathet werden könnte, und ich habe oft von jungen Mädchen, die man nach der Stadt gebracht hatte, ſagen hören, ſie dürften nicht eher an einen Mann denken, als bis ſie ſo viel zuſammengeſpart hätten, um ſich ein Schwein zu kaufen. Wie oft mag nicht dieſer Gedanke den Ankauf irgend eines unnützen Putzes verhindert haben!

Bei meiner Durchreiſe durch einen elenden Flecken zwiſchen Clonmel und Kilkenny merkte ich an dem Tumult, der in dem Dorfe herrſchte, daß irgend ein außerordentliches Ereigniß vorging; ich hielt vor einer Hütte an, wo ein junger Menſch von hübſcher Figur, aber in heftigem Jähzorn, vergebens hineinzudringen ſuchte; ich bat einen von den Umſtehenden um die Erklärung dieſer Scene. Zwei junge Leute, erzählte man mir, hatten ſich noch denſelben Tag vermählen ſollen. Die Verlobte war 16 Jahre alt, der Mann 19, und auch ihr Vermögen paßte eben ſo hübſch zuſammen, wie ihr Alter. Der Bräutigam beſaß ein Schwein und eine Hütte; die Schöne hatte für ihren Antheil einen Tiſch, eine Decke, einen Schemel und einen eiſernen Topf. Alles war richtig; die jungen Eheleute ſollten ſo lange bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis man in der ehelichen Wohnung die nöthigen Reparaturen getroffen, damit der Regen nicht hineindringen könne; man hatte ſich ſchon die Gebühren für den Geiſtlichen zuſammengeborgt, die beiden Familien hatten jede ihren Antheil zu einer gehörigen Portion Whisky beigeſteuert, und der glückliche Tag war für die Liebenden endlich herangekommen. Aber ach! war eine wahre Liebe jemals glücklich? — Den Abend vor dem zur Hochzeit anberaumten Tage ſtirbt plötzlich das Schwein des Bräutigams! — Dieſes traurige Ereigniß veränderte durchaus die Geſtalt der Dinge. Der Vertrag lautete nicht ſchlechtweg, daß „Patrick die Sheelah heirathen ſollte“, ſondern Patrick, der Eigenthümer einer Hütte und eines Schweines, die Sheelah, welche einen Schemel, einen Tiſch, einen eiſernen Topf und eine Decke beſaß; da Patrick's Schwein todt war, ſo beſaß Patrick kein Schwein mehr, er war alſo nicht mehr der Patrick des Vertrags und konnte in Folge deſſen auch die Sheelah nicht mehr heirathen. Der Vater der Verlobten blieb unerbittlich; die Freunde des Bräutigams nahmen zwar an ſeinem Unglück Theil, fanden aber das Benehmen des Vaters durchaus gerecht und billig. Patrick und Sheelah waren allein unglücklich. Eben als ich vorbeiging, ſuchte Patrick mit Gewalt in das Haus ſeiner Geliebten einzudringen, um ſeine Rechte geltend zu machen; er forderte die Brüder der Schönen zum Zweikampf heraus, er ſchrie in einem fort: „Donner und Teufel! Mord und Donner!“ und brachte in jedem neuen Fluch den Donner mit hinein. Sein Betragen wurde von allen Umſtehenden ſtreng getadelt, und man fand es ſogar ſehr ſonderbar, wenn nicht ſkandalös, daß Sheelah in der Hütte drin, wo ſie unter der Aufſicht ihrer Mutter war, bitter weinte. Hier, muß ich hinzufügen, ſchließt der romantiſche Theil der Geſchichte, und der Leſer wird vielleicht mit Bedauern hören, was ich als treuer Erzähler berichten muß, daß, wenn Patrick eingewilligt hätte, einem Theil der Mitgift ſeiner Zukünftigen zu entſagen und ſo das Gleichgewicht zwiſchen ihrem beiderſeitigen Vermögen wiederherzuſtellen, er auch ohne weitere Schwierigkeit ihr Gatte geworden wäre. Was Sheelah's Verzweiflung betrifft, ſo hörte ſie mit der Ausſicht auf eine andere vortheilhaftere Verbindung auf. Ein junger Menſch, der ein lebendiges Schwein beſaß, erbot ſich, die Anmuthige, die er noch niemals geſehen, zu heirathen; er wurde mit Bereitwilligkeit aufgenommen.“

Bibliographie.

History of Lancashire. — Von Baines. 2 Bde.
Naval history of Great-Britain. — Von Brenton. 2 Bde.
Life of King Henry VIII. — Von P. F. Tytler. 5 Sh.
The chace, the turf and the road, by Nimrod. — 16 Sh.
Harmonia Paulina. — Von Latham. 12 Sh.
Analysis of railways. — Von Whishaw. 12½ Sh.
Britains glory in the evangelization of her seamen. — Von Thomas Timpſon. 3 Sh.
History of protestant Nonconformity in Great Britain. — 3½ Sh.
A Summer in the Pyrenees. — Von E. J. Murray. 2 Bde. 25 Sh.
England, the sound of the trumpet. — Eine Warnungsſtimme an England, Schottland und Irland. 15 Sh.
Lectures on romanism and popular protestantism. — Von dem Geiſtlichen J. H. Newman. 10½ Sh.
The state prisoner. — Erzählung von Miß M. L. Boyle.
Jack Brag. — Von dem Verfaſſer der „Sayings and Doings“. 3 Bde. 31½ Sh.
Illustrations of human life. — Von dem Verf. von „Tremaine“. 3 Bde. 31½ Sh.

Mannigfaltiges.

— **Der Roman der Romane.** Herr Creuzé de Leſſer hat in ſeinem ſo betitelten neueſten Werke die nicht üble Idee ausgeführt, in einem Romane eine praktiſche Kritik der überſpannten und ausſchweifenden Romane unſerer Zeit zu liefern. Wenn es geſtattet iſt, Kleines mit Großem zu vergleichen, ſo darf man den Roman der Romane ein Seitenſtück zum Don Quixote nennen, der ebenfalls zunächſt eine praktiſche Kritik der Ritterromane ſeiner Zeit war. Herr Creuzé de Leſſer macht uns in der Einleitung ſeines Romanes mit drei jungen Damen bekannt, die unlängſt erſt aus der Penſions-Anſtalt gekommen ſind und die ſich nun eben ſo klug als naiv über die Wahl ihrer künftigen Gatten unterhalten. Zwei dieſer jungen Mädchen ſind voll von den Ideen, die ſie aus ihrer neueſten Romanen-Lektüre geſchöpft: Verkehrtheit der geſelligen Einrichtungen, unnatürliche Stellung des weiblichen Geſchlechts, Emancipation der Frauen — das ſind ſo ungefähr die Themata, die von ihnen mit allem Wort- und Bilder-Reichthum einer Indiana und einer Lelia variirt werden. Nur die Dritte iſt ihrem Bernardin de St. Pierre, dieſem ſelbſt in der Schilderung menſchlichen Elends immer noch aufrichtenden und das Gemüth erhebenden Schriftſteller, treu geblieben. Allerdings iſt ſie minder geiſtreich, minder mit den Ideen der Zeit vorgeſchritten als ihre beiden Freundinnen, aber daß ſie gerade darum auch die Beſtimmung der Frau: die beglückende Stellung im Hauſe, den unmerklichen, aber dauernden Einfluß weiblicher Tugend, um ſo ſicherer erreiche — dies zu zeigen, iſt die Aufgabe des Romans der Romane. Alle drei Freundinnen verheirathen ſich nämlich, jede nach ihrem Geſchmack, und nun ſchildert uns Herr Creuzé de Leſſer in einer Reihe von Briefen, Unterhaltungen, Epiſoden aller Art und endlich auch von moraliſch-philoſophiſchen Betrachtungen den Zuſtand und die Folgen dieſer drei aus den Romanen unſerer Zeit hervorgegangenen Ehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 46. Berlin, Montag den 17. April 1837.

Spanien.

Phyſiognomie von Madrid.

Noch um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſoll Madrid ein kleiner armſeliger Ort geweſen ſeyn, der mitten in den Wäldern lag, von welchen Caſtilien damals bedeckt war. Dieſer Ort diente den Herren vom Hofe zuweilen als ein Jagd-Rendezvous. Die von den Mauren lange verhinderte freie Entwickelung der Spaniſchen Monarchie war bis dahin noch nicht einmal ſo weit gediehen, daß dem Reiche ein Mittelpunkt angewieſen werden konnte. Nach der Vereinigung von Caſtilien und Aragonien ſchien es, als wollte der Hof ſich für immer in Toledo niederlaſſen, bis Philipp II. zur Herrſchaft kam. Dieſer Monarch jagte zuweilen in der Gegend von Madrid; er gefiel ſich hier und lebete öfter dahin zurück. Später vergrößerte und verſchönerte er dieſen Aufenthalt, und endlich verlegte er ſeine Reſidenz dahin. Seitdem iſt Madrid die Hauptſtadt der Spaniſchen Könige geblieben. Aber ſchon der erſte Anblick dieſer in ihrer Art merkwürdigen Hauptſtadt zeigt, daß nur ein Königlicher Wille und nicht das Bedürfniß ſie in dieſer an allen Hülfsquellen ſo armen Gegend ins Daſeyn gerufen habe.

Der Urſprung der meiſten Europäiſchen Hauptſtädte iſt in Dunkel gehüllt und verliert ſich im grauen Alterthum. Eine günſtige Lage, die nach und nach eine zahlreiche Bevölkerung anlockte, politiſche Konjunkturen, die Gründung einiger gelehrten Inſtitute und am häufigſten alle dieſe Umſtände zuſammen erwarben jenen Städten eine wirkliche Suprematie, die ſie ſchon beſaßen, ehe man daran dachte, ihre Anſprüche zu beſtätigen. So war es mit Rom, Paris, Wien, London, Neapel. Nur Berlin und St. Petersburg machen eine Ausnahme von der Regel; aber dieſe beiden Hauptſtädte, von zwei großen Männern in zwei aufblühenden Staaten gegründet*), waren wenigſtens die Zeugen der politiſchen Machtentwickelung beider Nationen, deren Centrum ſie ſeyn ſollten; ſie dienten, gleich den Ländern Preußen und Rußland, als ſprechender Beweis dafür, daß der Genius nicht erſt die Probe der Jahrhunderte zu beſtehen braucht.

Zum Unglück für Spanien war es kein Herrſcher von überlegenem Geiſte, der ſeine Hauptſtadt ins Daſeyn rief, ſondern ein finſterer, egoiſtiſcher Monarch, dem die Befriedigung ſeiner Grillen viel mehr, als der Ruhm ſeines Landes am Herzen lag. Es iſt gar nicht zu verkennen, daß dieſe unzweckmäßige Wahl einen ſchädlichen Einfluß auf die Spaniſche Nation gehabt hat.

Spanien iſt von mehreren unter ſich ſehr verſchiedenen Völkern bewohnt, die durch Gebirgsketten, durch ihre Neigung zu einer feßhaften Lebensweiſe, ihre geringen Bedürfniſſe und die Fruchtbarkeit eines Bodens, der Alles erzeugen kann, ſeit alter Zeit iſolirt ſind. Hätte dieſes Land nun durch den Genius ſeiner Fürſten eine zum Handel glücklich belegene Hauptſtadt erhalten, die den Reichthum, die ganze Energie und die Betriebſamkeit der Provinzen zu ſich berufen konnte, um ihnen Alles in noch höherem Maße und beſonders mit dem Stempel der nationalen Einheit zurückzugeben, ſo würde vielleicht dieſer einzige Umſtand viele von den Hinderniſſen beſiegt haben, welche die Configuration des Bodens und die Verſchiedenheit der Nationalitäten darbietet. Nun aber konnte Madrid, wegen ſeiner Lage in den nackten Ebenen Caſtiliens, fern von jedem großen Fluſſe und im Mittelpunkt einer Bevölkerung, die vielleicht die indolenteſte auf der ganzen Halbinſel iſt, weder zu kaufmänniſchem Wohlſtande, noch zu einem durch dieſen Wohlſtand bedingten Einfluß auf die Provinzen gelangen. Von einer anderen Seite rießen die berühmten Univerſitäten zu Alcala und Salamanca die lernbegierige Madrider Jugend aus dem Schooße ihrer Vaterſtadt, ſo daß Madrid, der Hülfsquellen des Handels und der Gelehrſamkeit beraubt, zur Begründung ſeines Uebergewichts nur das ſehr unzureichende Privilegium hatte, dem Hofe und dem Monarchen als Reſidenz zu dienen. Dies fühlen die Madrider auch ſehr wohl; ſo oft ſie von ihrer Stadt reden, ſagen ſie nicht etwa: „dieſe Stadt oder Hauptſtadt“, ſondern „dieſer Hof“ (esta corte). Noch verdient bemerkt zu werden, daß, ſeit Philipp's V. Zeit, Frankreich am Spaniſchen Hofe den Ton angegeben hat und Madrid alſo nicht einmal der Brennpunkt der Künſte des Luxus werden konnte, wie die meiſten übrigen Hauptſtädte.

Alle dieſe Thatſachen dienen zur Beantwortung der Fragen, warum in Spanien die Bewegung nie von einem Mittelpunkte ausgeht, warum die Provinzen Alles thun, immer die Initiative ergreifen und der Hauptſtadt am Ende nichts übrig bleibt, als Amen zu ſagen? Sowohl Provinzen als Individuen erkennen nur ein Supremat an, das mit wahrhafter Ueberlegenheit verbunden iſt. Wo will man aber dieſe in Madrid ſuchen? Der Handel iſt ſo gut als null; von den gelehrten Anſtalten weiß man kaum, daß ſie exiſtiren, und das Theater hat wenigſtens keinen Vorzug vor denen zu Barcelona, Cadix u. ſ. w. Zwar hat die Regierung in Madrid ihren Sitz; gefällt es ihr aber, etwa morgen eine andere Reſidenz zu wählen, ſo iſt Madrid nichts mehr. Dieſe Stadt beſitzt alſo keine wahre Vorzüge, womit ſie große Anſprüche rechtfertigen könnte. Auch grollen ihr die Provinzen gar nicht wegen ihrer künſtlichen Superiorität. Madrid ſchickt ihnen Feldherren; ſie behalten dieſelben und ſtellen ſie, wenn es ihnen (den Provinzen) einfällt, zu rebelliren, ins Vordertreffen. Bei jeder wichtigen Gelegenheit geben ſie ſich ſelbſt eine Verwaltung, beſorgen ſie ſelbſt ihre Geſchäfte und gehorchen ſie der Hauptſtadt nur, wenn ſie noch etwas guten Willen übrig haben. Auch verdient es Beachtung, daß Madrid, im Falle einer Invaſion, immer zuerſt unterliegt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es hier keine große Intereſſen irgend einer Art zu vertheidigen giebt. Die überwiegende Klaſſe in Madrid bilden die Beamten, die allerwärts ein ſehr ſeidfertiges Temperament haben.

Laſſen wir aber jetzt die politiſchen Betrachtungen bei Seite; gehen wir in die Stadt und ſtudiren wir ihre Phyſiognomie.

Madrid liegt in einer großen Hochebene, die im Norden von dem Gebirge Guadarrama, an jeder anderen Seite aber nur vom Horizonte begränzt wird. Wer aus Aragonien kommt, dem erſcheint Caſtilien nur als eine Fortſetzung jener öden und traurigen Provinz. Der Boden iſt zwar ungemein fruchtbar; er trägt faſt Alles ohne Anbau; aber die Bauern haben hier zu Lande einen ſo eingefleiſchten Haß gegen jeden Baum, daß man, zwei oder drei kleine Oliven-Haine abgerechnet, von der Franzöſiſchen Gränze bis Madrid vielleicht kaum ein halbes Dutzend Bäume antrifft.

Durch ein ſehr ſchönes Thor hältſt Du in Madrid Deinen Einzug; es iſt das Alcala-Thor, das, gleich den meiſten übrigen Bauten von Bedeutung, Karl III. ſeine Exiſtenz verdankt. Die Alcala-Straße, eine große und prachtvolle, an beiden Seiten mit ſchönen Hotels, Kaffeehäuſern und Staats-Gebäuden beſetzte Straße, führt Dich zu der berühmten Puerta del Sol, einem langen öffentlichen Platze vor dem Poſt-Hauſe, in welchen vier der volkreichſten und bedeutendſten Straßen auslaufen. Auf dem großen Platze ſteht eine Fontaine; ein gewaltig großes Zifferblatt am Giebel einer Kirche, das jeden Abend erleuchtet wird, zeigt der Menſchenmenge, die ſich hier herumtreibt, Zeit und Stunde an. Was thut man hier? Wenig mehr als Nichts; man plaudert, geht auf und ab, erzählt ſich Neuigkeiten, die man weiß und nicht weiß; mit Einem Worte, die Puerta del Sol iſt die Börſe der müßigen Leute und der Neuigkeitskrämer von Madrid. Außerdem iſt ſie das Stadtviertel par excellence; jeder Aufruhr hat hier ſeinen Ausgangspunkt, jedes Extrablatt wird hier zuerſt ausgerufen. Hätte die Puerta del Sol noch einen Baſar und Garten, ſo könnte ſie das Palais-Royal von Madrid heißen. Ein Fremder, der nur zwei Stunden hier verweilt, hat Madrid in Miniatur geſehen.

Am Abend begiebt ſich ganz Madrid nach dem Prado, dieſem großen Salon für die Geſellſchaft der Hauptſtadt. Man geht hier ſpazieren, man begrüßt ſich, man ſtellt einander ſeine Freunde vor, man ſchwatzt und ſchmaucht Zigarren. Hier ſiehſt Du, was Du in keinem anderen Lande ſehen kannſt, den Waſſerträger (aguador) und den Kutſcher ſeine Zigarre an der eines vornehmen Granden anzünden, den er vorher darum höflich begrüßt hat. Das Intereſſanteſte aber, was man hier beobachten kann, ſind die ſchönen Frauen-Trachten und die noch anmuthigeren Geſichter. Ich bin weit entfernt, zu bezweifeln, daß es in Frankreich viel mehr und beſſere Politiker giebt, als in Spanien; es iſt aber nicht weniger gewiß, daß man auf dem Prado in einer Viertelſtunde mehr hübſche und ſchöne Frauen ſieht, als die Tuilerieen in acht Tagen aufweiſen können.

Mehrere Stadtviertel von Madrid ſind mit Pracht und Luxus gebaut; die Straßen Alcala, Atocha, Montera, San Bernardo, Toledo, Calle Mayor würden ſelbſt in Paris nur wenige ihres gleichen finden. Alle dieſe Straßen haben ein modernes und herrſchaftliches Anſehen, das noch beſſer gefiele, wenn hin und wieder ein ehrwürdiger alter Bau ihre monotone Schönheit unterbräche. Zwei Dinge ſind es, an denen es in Madrid vorzugsweiſe gebricht: Erinnerungen und geſchäftiges Leben. Weder Vergangenheit noch Gegenwart kommen hier genügend zum Vorſchein; man ſollte faſt glauben, die Stadt ſey nur von Herzogen und Großen bewohnt. Es giebt dieſer Herren allerdings Viele,

*) Berlin ſoll alſo eben ſo von Friedrich gegründet ſeyn, als St. Petersburg von Peter dem Großen! Man ſieht, daß es dem Franzöſiſchen Verfaſſer auf einen Anachronismus von fünfhundert Jahren nicht ankomme.

Digitized by Google

beſonders zahlreich aber ſind die höheren und niederen Beamten; die ganze übrige Bevölkerung ſcheint nur da zu ſeyn, um dieſe Klaſſe zu bedienen und zu ernähren. Der Tauſchhandel iſt null, und der Conſumtionshandel iſt faſt ganz in den Händen der Provinz-Bewohner oder der Ausländer. Unter den Schneidern, den Haarkräuslern, den Parfumeurs, den Eiſenkrämern ſind viele Franzoſen; es giebt aber noch einige kleine Gewerbe, die nur Madrid aufzuweiſen hat. So z. B. flechten die Valencianer Matten, welche den Wohlhabenden als Teppiche dienen; es giebt deren ſehr hübſche, wo die Miſchung des rohen und des bemalten Strohs artige Zeichnungen bildet. Ferner giebt es einen Salad-Handel, der ganz und gar von Aſturiern und Gallega's (Galiziern) getrieben wird. Da die Salate bei den Mahlzeiten der Spanier (beſonders beim Abendeſſen) eine große Rolle ſpielen, ſo kaufen oder miethen die Aſturier in den Umgebungen von Madrid Stücke Land, die ſie mit Salaten bepflanzen. Aber der intereſſanteſte und einträglichſte aller dieſer Gewerbzweige iſt der Verkauf des Waſſers.

Der ſeichte, nur zuweilen von Regenwaſſer gefüllte Manzanares fließt außerhalb der Stadt, tief unter dem Niveau derſelben, und würde, wenn er nicht den Fuß einiger Platanen bewäſſerte, die Reize und den Comfort der Hauptſtadt eben ſo wenig erhöhen, als er den Ausfuhr-Handel zu fördern im Stande iſt. Das Trinkwaſſer der Madrider kommt nicht aus dem Manzanares. In jedem Stadtviertel giebt es Fontainen, deren Waſſer vom Guadarrama herkommen ſoll; dieſes Waſſer muß geholt und in die Häuſer getragen werden, aber der Caſtilianiſche Stolz überläßt eine ſo niedrige Arbeit den Aſturiern und den Gallega's. Gallizien und Aſturien haben überhaupt das Privilegium, ganz Spanien und, wie man ſagt, ſogar Portugal mit Geſinde zu verſorgen.

Der Fontainen giebt es hier ziemlich viele; aber ſie fließen nicht eben reichlich. Man ſieht marmorne Delphine und bronzene Schildkröten, die ihr Waſſer nur tropfenweiſe in das zu ſeinem Empfange daſtehende Becken fließen laſſen. Die Aguadores ſitzen um das Becken herum und leiten das Waſſer durch eine Röhre von Holz oder Eiſenblech in ihre Tönnchen. Das Amt eines Aguador's wird von dem Corregidor beſtätigt; der Kandidat muß von ganz unbeſcholtenem Rufe ſeyn und ein Paar Unzen Goldes beſitzen. Oft vermiethet ſich ein Gallega als Bedienter und legt in ſeinem Dienſte ſo viel zurück, daß er ſich einen „Platz am Brunnen" kaufen kann; iſt er einmal numerirter Beſitzer des Platzes, ſo darf er ihn wieder verkaufen oder auch wohl vermiethen. Zuweilen aſſociirt ſich ein Waſſerträger nach zwei oder dreijährigem Dienſte mit einem Schwager, Vetter oder Freunde, und ſie wechſeln dann alljährlich, d. h. der Eine trägt Waſſer, während der Andere nach ſeiner Heimath wandert, um ſeine Frau zu beſuchen. Iſt das Jahr um, ſo ſtellt ſich dieſer pünktlich wieder ein, und der Erſte zieht ab — kurz, ſie machen es wie Kaſtor und Pollux, die, Einer um den Anderen, ſechs Monate auf Erden und ſechs Monate in der Unterwelt zubrachten. Haben ſie das Metier einige Jahre getrieben, ſo verkaufen ſie ihre Stelle nebſt Kundſchaft für ein paar hundert Piaſter und erſtehen ſich ein kleines Stück Ackerland.

Die Waſſerträger wohnen, je vier oder fünf Perſonen, in Einer Kammer, und jede Kammer hat ihren Chef, der die gute Ordnung aufrecht halten muß. Diejenigen, welche aus demſelben Diſtrikte ſind, bilden außerdem einen Rath (consejo) unter ſich, eine Art von Landsmannſchaft, deren Mitglieder an Sonntagen geſellig zuſammentreten und im Fall eines Streites einander beſchützen. Zwiſchen dieſen verſchiedenen Conſejo's oder Landsmannſchaften giebt es zwar manchmal blutige Händel; aber deſſenungeachtet bleiben die Aguadores eine achtbare Corporation, deren Treue und Ehrlichkeit faſt ſprüchwörtlich geworden iſt. (J. d. D.)

Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterſtuhle der Engl. Kritik.

(Fortſetzung.)

Im zweiten Kapitel ſeines Buches über die Engliſche Literatur finden wir ein ſchönes Beiſpiel ſeiner Art, zu philoſophiren. „Nichts", ſagt er, „iſt im Leben ſchön, ſüß und groß, als die Myſterien." Um jetzt aber die Behauptung durch Beweiſe zu ſtützen, fährt er ſo fort: „Das Geheimniß iſt von ſo göttlicher Natur, daß die größten Männer Aſiens in Symbolen ſprachen." Alſo, weil Menſchen im Kinderzuſtande der Civiliſation, in Ermangelung eines beſſeren Mittels, zu dem plumpen Mittel der Hieroglyphen ihre Zuflucht nahmen, iſt das Geheimniß eine Göttlichkeit, und die Erfinder der Schriftzeichen ſind nach Ch. gewiß ſehr profane Neuerer! Von den alten guten Zeiten dieſer Göttlichkeit und von dem erſten Jahrhundert des Chriſtenthums, von welchem Ch. ſagt, daß ſeine „Weisheit auf den Felſen und in den Höhlen bei den Löwen lebte", iſt er ſo ergriffen, daß er ausruft: „Jours trop tôt évanouis!" „Der höchſte Standpunkt der Bildung", ſagt er, „iſt der tiefſte Standpunkt der Moralität" und dgl. Gemeinplätze mehr, die bei Ch. nicht bloß widerlich erſcheinen, weil ſie Gemeinplätze, ſondern weil ſie zugleich grundfalſch ſind. Wenn er an einer anderen Stelle verſichert (wir wiſſen nicht, in welcher Bibel er's geleſen), „daß Adam der erleuchtetſte und beſte der Menſchen, der gewaltigſte in der Liebe und im Gedanken war", ſo glaube man nicht, daß er ſich mit dieſer einfachen Wunderlichkeit begnügt, nein, er bedient ſich ihrer nur als Grundlage, um eine ganze Fabrik ſolcher Vernunftſätze darauf zu bauen, in welcher er jetzt unermüdlich mit einem Ehrgeiz arbeitet, der ihn, nicht ganz mit Unrecht, dem Vorwurf des Charlatanismus ausgeſetzt hat. Es giebt auch keine Wiſſenſchaft und Kunſt, über die er nicht herfällt, wobei er aber immer den ſchreienden Mangel poſitiven und wohlverarbeiteten Wiſſens durch Sentimentalität zu decken ſucht. Wenn er ſeine tiefen Kenntniſſe der philoſophiſchen Naturgeſchichte zum Beſten giebt, ſagt er uns: „Warum haben die Fiſche keine Stimme, während die Thiere der Erde des chants et des cris (und oft auch ſo ſchöne Phraſen) haben?" Der Leſer erwartet nun irgend eine phyſikaliſche Konjektur, nichts von dem! Ch. antwortet mit einer ekelhaften Gravität: „Weil die Gewäſſer ſelbſt eine Stimme haben, wogegen die Erde ſelbſt ſtumm iſt." Er will beweiſen, daß das Chriſtenthum einen wohlthätigen Einfluß auf die Literatur hatte (ein Thema, das in der Hand eines beſonnenen Geſchmackes wirklich ſehr fruchtbar ſeyn kann), und iſt nicht zufrieden, bis er Voltaire mit Homer, zum Nachtheil des Letzteren, verglichen, und bis er verſichert, daß Racine aus der Phädra der Griechiſchen Mythologie eine ſchöne chriſtliche Braut gemacht habe. Im gleichen Eifer, ſtets für die beſte Sache den ſchlechteſten Grund anzugeben, hält Ch. das Chriſtenthum durchweg für günſtiger der bildenden Kunſt, als die klaſſiſche Mythologie, „weil es von einer gänzlich geiſtigen und göttlichen Natur iſt." Allein gerade dieſe ideale Natur iſt der Grund, daß wir keine eigenthümliche Skulptur mehr haben und von den Griechen zu borgen gezwungen ſind. Das geiſtig Myſtiſche kann wohl erhabene Eingebung für die Poeſie werden, nicht aber für die Bildhauerkunſt, ja ſelbſt nicht für die Malerei (?), weil beide letztere von der ſinnlichen Geſtaltung, als ihrem Originale, ſich leiten laſſen müſſen. Daher ſchreibt ſich die große Ueberlegenheit der Griechen, die eine verkörperte Religionsform hatten, über die Völker der myſtiſchen Religionen. Daher hat auch die ſpiritualiſtiſche und mythiſche Religions-Vorſtellung des Oſten und in Aegypten die Kunſt zur Karrikatur und das Ideale zum Ungeheuer gemacht. Götter mit hundert Köpfen ſind die Frucht dieſer geiſtigen Anſichten. Ch.'s Behauptungen ſind eben ſo gewagt, als extravagant, und da er nur immer auf der Jagd nach überraſchenden Bildern ſich befindet, ſo fehlt ihm die Ruhe und die ſchützende Sorgfalt, ſich vor Widerſprüchen zu bewahren. In einem Kapitel überſchüttet er die glückliche Wahrheit, daß das Chriſtenthum den Wiſſenſchaften günſtig ſey, mit ganzen Ladungen ſeiner prachtvollſten Blumen, im anderen Kapitel, oder gar noch in demſelben, ſtellt er es wieder als ein unumſtößliches Axiom auf und beweint er es bitterlich, daß die Wiſſenſchaften und der Unglaube Hand in Hand gingen, daß Erkenntniſſe zur Irreligioſität und Irreligioſität zu Erkenntniſſen geführt habe. Nehmen wir dieſe Mängel zuſammen, ſo werden wir uns erklären können, warum die Dauer des Eindrucks, welchen ſeine Schriften auf den ruhigen und beſonnenen Leſer machen, ſo wenig dem Geräuſch entſpricht, mit dem ſie ſich ankündigen. Herr von Ch. iſt ein Feuerwerker von großer Kunſt, — aber Feuerwerke hinterlaſſen niemals Licht.

In dem uns vorliegenden „Verſuch" verkündet ſich der Verfaſſer als den Gründer einer neuen Schule — aber wir glauben vielmehr, daß er der letzte Anhänger einer alten Schule iſt. Er hat den literariſchen Charakter Rouſſeau's nur weiter geführt. Rouſſeau, deſſen Einfluß auf ſeinen Geiſt unſer Verfaſſer aufrichtig eingeſteht, hat indeſſen einen in vielen Dingen ganz anderen Genius; er hat brennendere Leidenſchaft, umfaſſendere Sympathie für die großen Intereſſen des Menſchengeſchlechts; und trotz ſo vieler Sophiſterei und Declamation ſchreitet er bei der Behandlung der Dinge zu ſeinem Ziele auf der geraden Bahn der Logik und gedankenvoller Auffaſſung. Seine Vorderſätze mögen hier falſch ſeyn, ſeine Nachſätze dort; aber ſeine Uebergänge von den erſten zu den letzteren ſind in klarer, methodiſcher Ordnung. Ch. verachtet alle Ordnung und Symmetrie. Rouſſeau raiſonnirt, und dann läßt er ſeiner Empfindſamkeit die Zügel ſchießen; Ch. empfindelt von vorn herein, und dann raiſonnirt er am unrechten Orte oder vergißt es ganz. Auch hätte R. wahrſcheinlich ſich an die Spitze einer Kolonie geſtellt, die den von ihm vergötterten Naturzuſtand adoptiren wollte; ob aber Ch. „auf die Felſen und in die Löwenhöhlen, wo die Weisheit zu haben war", gehen würde, wiſſen wir nicht genau.

In Betracht, daß Ch. zu einer Schule der Worte, nicht zur Schule der Handlungen gehört, iſt er unſtreitig der hervorragendſte Jünger Rouſſeau's, deſſen „St. Preux" mit ſeiner Atala dieſelbe Schwäche und Dürftigkeit des Charakters, aber auch dieſelbe überſtrömende Declamation theilt. Wenn aber Ch. behauptet, er ſey der Stifter der neuen Schule in Frankreich, die man die romantiſche nennt, ſo wiſſen wir nicht, wie er zu ſolchem Anſpruch gekommen iſt. Victor Hugo, das Haupt dieſer Schule, und ſein ganzes Gefolge haben ja eine ganz entgegengeſetzte Richtung. Bei dieſen Männern finden wir die Uebertreibung in den Charakteren, nicht in der Diction — in der Scenerie, nicht in der Empfindelei — in der Leidenſchaft, nicht in der Rhetorik — in dem fieberhaften Streben, nicht originelle Phraſen, ſondern originelle Perſönlichkeiten hervorzubringen, nicht überraſchende Gleichniſſe, ſondern überraſchende dramatiſche Situationen zu erzeugen. Die Schule Hugo's hat ihren Grund und Boden weder in Ch., noch in irgend einem Franzöſiſchen Schriftſteller; ſie ging vielmehr aus einem plötzlichen Eindringen der Engliſchen und Deutſchen Literatur in Frankreich hervor, und zwar zu einer Zeit, wo der Franzöſiſche Geiſt unter den größten moraliſchen und ſozialen Konvulſionen in den Stürmen der Revolution umhergerüttelt wurde. Shakeſpeare und Byron, Göthe und Schiller haben viel mehr zum Bau dieſer Schule beigetragen, als alle Franzöſiſche Schriftſteller, geweſene und lebende, zuſammengenommen.

Die Franzoſen gefallen ſich darin, von literariſchen Schulen ſprechen zu können, und die beliebte Phraſeologie iſt, daß jetzt drei oder vier ſolcher Schulen beſtehen. Aber jeder Dichter, der auf einen wichtigen Platz in der Schätzung des Publikums hoffen zu dürfen glaubt, baut ſich ſo zu ſagen ſeine kleine Nebenſchule. Ein junger Menſch giebt eine Erzählung oder ein Drama heraus und betrachtet ſich als einen Victor Hugo am Anfange der Laufbahn. Sagt ihr ihm nun: „Dieſe Stelle iſt faſt unverſtändlich, dieſer Charakter entfernt ſich von der Natürlichkeit", ſo lacht der ſtolze Autor verächtlich und antwortet: „Unwiſſende Kritiker! Alles, was Ihr da im Einzelnen verdammt, iſt ein Theil meines Syſtems; ich habe ja, Ihr Blinden, eine neue Schule geſtiftet." Die handgreiflichſte Folge ſolcher Schulbauluſt iſt der allgemeine Wetteifer, unnatürlich und gräßlich zu ſeyn, und die

Digitized by Google

neueſte Literatur in Frankreich hat bei aller Verſchiedenheit in ſich ſelbſt doch den gleichen Charakter der Extravaganz, Affectation und Unnatürlichkeit.

Pope und Byron, Männer, die in England die zahlreichſten Klaſſen von Jüngern hervorgebracht haben, träumten keineswegs, die Gründer von Schulen zu ſeyn. Der Erſte, an Originalität verzweifelnd, bemühte ſich hauptſächlich, zu feilen und zu vervollkommnen; der Andere ſetzte ſich ſowohl in den British Bards als im Childe Harold zwei beliebte und oft gebrauchte Dichtungsarten zum Muſter. Im erſten ſah er Gifford und Pope vor ſich, im zweiten Beattie und Spenſer. Ein großer Dichter iſt zu ſehr mit ſeinen eigenen Gefühlen und Gedanken und dem Wunſche, ſie großartig und liebenswürdig auszudrücken, beſchäftigt, als daß er ans Publikum denken könnte und an die Kunſtgriffe, es recht glänzend zu überraſchen.

Was Chateaubriand's letztes Werk betrifft, ſo hat es alle Mängel und Vorzüge der früheren Leiſtungen, aber wir wollen nicht, wie viele Beurtheiler, behaupten, daß es ſeine flachſte Arbeit ſey; gewiß iſt, daß die darin herrſchende Oberflächlichkeit am erſten von einem Engländer erkannt werden kann. Dieſer „Verſuch“ gleicht ſeinen älteren Brüdern darin, daß die Mängel im Ganzen, die Vorzüge aber in den Einzelheiten liegen. Sein Plan iſt durchaus verfehlt, aber viele abſchweifende Epiſoden ſind zu bewundern. Sobald der Verfaſſer die Miene tiefer Gelehrſamkeit annimmt, begeht er die luſtigſten Irrthümer. Den Urſprung der Lateiniſchen Sprache ſucht er in Hetrurien. Er glaubt, das Leben Homer's müſſe von Herodot geſchrieben ſeyn; „denn“, ſind ſeine eigenen Worte, „es iſt ein ſo reizender Gedanke, daß das Leben des Vaters der Dichter vom Vater der Geſchichtſchreiber geſchrieben ſey!“ Ch. hätte bei dieſer Tirade wenigſtens daran denken ſollen, daß der Dichter im Pentateuch älter als Homer iſt, und daß der ſpäteſte Geſchichtſchreiber in der heiligen Schrift ſo alt wenigſtens wie „der Vater der Geſchichte“ iſt.

Es giebt hingegen Stellen in dem Buche, die für tauſend Fehler entſchädigen. Dahin rechnen wir ſeine Schilderung des Mittelalters, ſeine Beurtheilung Milton's und Mirabeau's. Zu bedauern iſt wieder, daß Ch., der ſo wenig von Shakeſpeare's Lebensverhältniſſen weiß und wiſſen kann, da die beſtunterrichteten Männer in England wenig wiſſen, ſich ſolchen willkürlichen Hypotheſen in dieſer Hinſicht überläßt. Der Schöpfer des Brutus, des Falſtaff, des Othello und der Desdemona, lauter Charaktere, die aus tiefem Mitgefühl für die Menſchheit entſprungen ſind, ſoll „ſich ſelbſt und das Menſchengeſchlecht verachtet haben.“ Der Erzeuger eines Charakters, wie der der Julia, der nur aus den Elementen der Jugend und Liebe gegoſſen iſt, ſoll „weder an Liebe noch an irgend etwas geglaubt haben“; der Maler Hamlet's, Timon's und Lear's ſoll „das Leben als eine flüchtige Stunde, als einen vorübergehenden, angenehmen Müßiggang betrachtet haben.“ Dieſen Kindereien, die man eben ſo ſeicht nennen kann, als ſie Gemeinplätze ſind, ſetzt der Verfaſſer noch die Krone durch ſein ängſtliches Streben auf, Shakeſpeare als einen **Katholiken** zu reklamiren, indem er verſichert, daß ſein Vater vermuthlich auch Katholik war!

Chateaubriand geht gleichgültig bei jenen Stellen Shakeſpeare's vorüber, die von uns, des Dichters unerleuchteten Landsleuten, ſo ſehr bewundert werden, entdeckt aber wieder Schönheiten, die unſerem Gefühle bisher ganz entſchlüpft waren. Er führt folgende drei Zeilen aus Margareta's Worten in Richard III. an:

„Thou didst usurp my place, and dost thou not
Usurp the just proportion of my sorrow?
Farewell, York's queen — and queen of sad mischance!“

und ruft dann in einem Anfalle von Bewunderung aus: „Das iſt Tragödie, der erhabenſte Punkt der Tragödie!!“ Da wir jetzt wiſſen, welche Stellen den Vicomte bezaubern, ſo wollen wir Nachſicht mit ihm haben, wenn er ſagt, daß beim Barden vom Avon „ſo viel ſich findet, was für den Leſer ermüdend iſt.“

Es iſt ein rühmliches Unternehmen, die noch nicht genügend dargeſtellte Geſchichte der Engliſchen Literatur zu bearbeiten. Allein dazu ſind andere Geiſteskräfte nöthig, als der Verfaſſer der Atala aufbringen kann; der Mann, der ſich gewachſen glaubt, die Pflichten eines ſolchen Unternehmens erfüllen zu können, muß nicht fühlen, wie ein Dichter; er muß auch urtheilen, wie ein Geſchichtsforſcher.

Die Normannen ſind nach den Hellenen das glänzendſte Volk (the most splendid people) in der Weltgeſchichte.*) (?) Ihr Einfluß auf die Welt iſt rieſenhaft und bleibend geweſen. Sie haben die Ariſtokratie Europa's gebildet, und wir wundern uns über den Stolz nicht, mit welchem Viele bemüht ſind, ihren Stammbaum auf den Boden einer ſo ruhmreichen Nation zu pflanzen. Sie gleichen den älteſten Hellenen an Thatendurſt, Muth und in politiſchen Verfaſſungen; aber ihnen fehlt jenes wunderbare Gefühl für das Schöne, welches die Griechen ſo ſehr von allen Völkern auszeichnet. Der erſte Einfluß der Normänner auf unſere National-Poeſie war dieſer nicht günſtig. Ihre Geſänge waren theils roh, theils unnatürlich. Die Eroberung durch Wilhelm hemmte plötzlich jeden Aufſchwung der National-Literatur, deren Sprache ſogar von den Normannen als barbariſch verſpottet wurde. Alles nahm jetzt eine Normänniſch-Franzöſiſche Färbung und blieb ſo bis auf Chaucer (1328 geb.), der, obgleich Abkömmling eines Normannen, Höfling und Liebling der Großen, doch auf einmal der volksthümlichſte Dichter wurde.

Die Angelſachſen, ein ruhiges und Ackerbau treibendes Volk, ſchienen einen beſonderen Hang zur Natur und ihrer Beſchreibung zu haben, einen Hang, der bis auf unſere Tage einen auffallenden Zug im Charakter der National-Poeſie bildet. Vermöge ihrer Verfaſſung hatten die Sachſen auch ein ſtarkes Volksgefühl, und früh ſchon ſtrebten die Dichter in England, bei der großen Menge und nicht bei der Gunſt einiger Mächtigen Eingang zu finden. Robert Mannyng, deſſen Name den Sächſiſchen Urſprung andeutet, obgleich er allgemein unter dem Namen Robert de Brunne bekannt iſt (er iſt der erſte bekannte Verskünſtler des 14ten Jahrhunderts), erklärt, daß ſein „Rhyming Chronicle“ nicht für die Lerid (Gelehrten), ſondern für die Lewed (Niedrigen) beſtimmt ſey.

Derſelbe Umſtand jedoch, der der aufkeimenden National-Literatur eine Zeitlang allerdings nicht förderlich war, hütete ſie auf der anderen Seite vor der Gefahr, ins Stocken zu gerathen, und drückte ihr das Gepräge der bleibenden Eigenthümlichkeit auf. Weil ſich die erſten rohen Minſtrels an die gemeinen Leute wenden mußten, da die Vornehmen die Normannen oder Normänniſch Geſinnten waren, ſie nicht verſtanden oder verſtehen wollten; weil ihr Geſang auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ertönen mußte, da ihnen Hof und Schlöſſer verſchloſſen waren, gerade deshalb, ſagen wir, erhielt ſich die Sächſiſche Eigenthümlichkeit feſter in dem Kreiſe des niederen Volkes, wohin ſie von der Franzöſiſchen Sprache gedrängt wurde. Während nun Ritter und Earle auf die Madrigale der ausländiſchen Sänger mit Wohlgefallen hörten, bildete ſich ungeſtört und allmälig der Volksgeiſt heran, der zwar Manches vom Hofton entlehnte, aber das Genommene erſt verarbeitete und es ſich anpaßte. So ſehen wir Chaucer viel von Italien, Manches von den Normannen borgen, aber doch aus nationalen Verhältniſſen ſeine Stoffe und Formen nehmen und ſich an die Nation wenden. Dieſer Dichter, der ſo nah dem Hofe ſtand und dennoch die Hofſprache der Engliſchen hintanſtellte, gab der letzteren durch ſein Beiſpiel eine Aufmunterung von unermeßlichen Folgen. Die „Canterbury Tales“ und „Troilus and Cresside“ begeiſterten nicht bloß das beſiegte Volk für ſeine geliebte Sprache, ſondern dieſe wurde dadurch auch den Eroberern ſchätzbarer.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch auf Sankt Helena.

Im Jahre 1826 war ich Schiffs-Chirurg auf dem „Tarn“, einer Königlichen Korvette, die in der Rhede von Bourbon vor Anker lag, als wir von dem Gouverneur dieſer Kolonie die Ordre bekamen, unſere Rückfahrt nach Frankreich anzutreten. Wir waren 1825 von Breſt abgeſegelt, um ein halbes Bataillon vom ſechſten Regiment leichter Truppen nach Afrika zu transportiren.

Die Fahrt hatte ziemlich lang gedauert, war aber in ihrer Einförmigkeit durch zwei Landungen unterbrochen worden, die eine in St. Jago, der Hauptſtadt der Inſeln vom grünen Vorgebirge, die andere am Kap der guten Hoffnung; hier verſorgten wir uns mit friſchen Lebensmitteln, wodurch auch ein befriedigender Geſundheitszuſtand unter der Schiffsmannſchaft und den zahlreichen Paſſagieren erhalten ward. Jetzt ſollten wir wieder nach Frankreich zurück, ohne irgendwo anzulegen; wir ſollten nur von fern vor den einzelnen Inſelſpitzen vorüberfahren, mit welchen die große Waſſerwüſte zwiſchen dem Indiſchen Ocean und den Fluthen der Manche beſäet iſt. Vor Allem aber mußten wir um das Cabo Tormentoſo herum, eine Fahrt, die, zumal in ſolcher Jahreszeit, ſtets von den furchtbarſten Stürmen bedroht iſt. Unſere Vorbereitungen zur Abreiſe waren getroffen, und den 26. Juni um fünf Uhr früh verließen wir die Rhede von Saint-Denis mit einem leichten Wind aus O. N. O. Noch an demſelben Tage verloren wir die hohen Berge der Salaches mit ihrem immerfort brennenden Vulkan aus dem Geſicht, und bald ſchwammen wir einſam dahin in der weiten Unermeßlichkeit des Meeres. Vom Oſtwind getrieben, durchſchnitten wir den Wendekreis des Steinbocks, und ſtatt der Alcyonvögel mit ſilberglänzenden Flügeln bekamen wir Möwen und Albatroſſe zu Geſellſchaftern.

Wir näherten uns dem Kap der guten Hoffnung und erblickten den 6. Juli die weſtliche Spitze von Madagaskar; Alles ließ uns eine ſchnelle und glückliche Fahrt hoffen, da drehte ſich auf einmal der Wind, gerade als wir uns auf der Nadelbank befanden, und ſprang von O. nach N. W. Zwölf Tage lang blies er aus dieſer Richtung mit der größten Heftigkeit, und unſere Korvette ward ein Spiel der thurmhohen Meereswogen, welche durch die Gewalt hartnäckiger Kapwinde, wie man ſie nur in der Nähe der am weiteſten in den Ocean ragenden Vorgebirgsſpitzen antrifft, bis zu den Wolken emporſtiegen. Nur ſchwer ertrug das Schiff dieſen Stoß, und wir kamen nicht ohne Schaden davon; die Verdecklehnen wurden weggeriſſen, einzelne Stangen am Nothſteuer und am Bramſegel wurden zerbrochen, und wenn der Sturm nur noch einige Tage gedauert, hätten wir nach Maurice ſegeln müſſen, um daſelbſt den Schaden auszubeſſern. Endlich wandte ſich der Wind wieder zurück nach O. und S. O., eben ſo ſchnell und plötzlich, wie vorhin nach N. W. So kamen wir um das Kap herum und ſchwammen von neuem auf dem Meer der Wendekreiſe. Den 4. Auguſt ſahen wir Sankt Helena vor uns, und hier beſchloß der Kommandant, vor Anker zu legen. Bald durchſchnitten wir den Raum, der uns von der Inſel trennte, und um ſechs Uhr Abends fuhren wir in die Rhede von James-Town ein, wo ſich ein Schiff der Oſtindiſchen Compagnie und einige Kauffahrer befanden. Den anderen Morgen mit Sonnenaufgang feuerten wir einige Begrüßungsſchüſſe ab, welche die Forts der Inſel uns erwiederten.

Im Ganzen bietet Sankt Helena keinen ſehr reizenden Anblick; nur einige kleine Thäler, die von dürren Felsmaſſen rings eingeſchloſſen ſind, erquicken durch ihr Grün; die Rhede der Inſel im Nordweſten iſt klein, aber ſehr ſicher und durch hohe Berge vor dem Wind geſchützt.

*) Unſer Kritiker weiß ſich nicht derb genug über die Geſchichtsunkunde Chateaubriand's luſtig zu machen; und doch fällt die Beſchuldigung durch die eben aufgeſtellte Behauptung auf den Ankläger ſelbſt zurück. Hat er nie etwas von einem Volke gehört, das man unter dem Namen „Römer“ kennt? hat er vergeſſen, daß der Glanz und die Größe der Araber es für Beleidigung halten müſſen, mit der geborgten Politur der wilden Normannen verglichen zu werden?

Digitized by Google

James-Town liegt in einer tiefen Schlucht am Ufer des Meeres und wird von ſteilen Hügeln beherrſcht, über die einige ſchmale und gefährliche Fußpfade hinführen, welche von den Engländern mit meiſterhafter Kunſt und Geduld in die Schlacken eingehauen ſind; eine kleine Mauer läuft neben dem Wege hin, auf der Seite des Abgrundes, um vor jedem Unglücksfall zu ſchützen. Dieſe Höhen werden übrigens durch wohl verſehene Forts vertheidigt. Die Stadt beſteht aus einer größeren Straße, die eine Viertelmeile lang hinläuft, und aus kleinen Quergaſſen auf jeder Seite. Das Thor, welches dem Hafendamm am nächſten liegt, iſt mit ſchönen Häuſern und trefflichen Magazinen geſchmückt, und eine ſehr bequeme Landungstreppe führt vor das Magazin der Oſtindiſchen Compagnie. Der höhere Theil der Stadt läuft etwas enger zuſammen und hat auch niedrigere Häuſer, die aus Lehm erbaut und mit Stroh bedeckt ſind. Hier befinden ſich die Gärten und Kaſernen, in welchen ein von der Compagnie beſoldetes Regiment einquartirt iſt. Die Bevölkerung von James-Town beläuft ſich auf 5—6000 Seelen, die Sklaven mitgerechnet, die zumeiſt von Malaiiſcher und Chineſiſcher Race ſind und die man an ihrer ſchwarzgelben Geſichtsfarbe und ihrer ſonderbaren Kleidung leicht erkennen kann.

Gouverneur von Sankt Helena war damals der General Alexander Walker, der Nachfolger Hudſon Lowe's. Wir bekamen ihn nicht zu ſehen, weil er ſich gerade in ſeinem Plantation house befand; ſeine artige Einladung dahin konnten wir nicht benutzen wegen unſeres kurzen Aufenthalts im Hafen und weil wir noch ſchnell Longwood und das Grab des großen Generals beſuchen mußten. Um zehn Uhr früh machten wir uns auf den Weg, in Geſellſchaft einiger Kauffahrer-Capitaine und einer Engliſchen Dame aus Maurice, die den Abend vorher angekommen war; Herr Red, ein junger Infanterie-Lieutenant, wurde uns zur Begleitung mitgegeben. Wir folgten der Straße auf den Höhen zur Linken und gewahrten bald Balcomb's cottage vor uns, wo Napoleon die erſten vier Wochen nach ſeiner Ankunft auf der Inſel zubrachte und zum letztenmal vor ſeinem Tode noch einige glückliche Tage genoß. Dieſe kleine Meierei liegt wirklich an einem reizenden Ort und beſteht aus zwei abgeſonderten Hauptgebäuden, die an dem Abhang eines kleinen von Garten und Wieſen umringten Hügels erbaut ſind. Wir erinnerten uns an die Beſchreibung des Herrn von Las Caſes in ſeinem Mémorial de Sainte-Hélène und erkannten das kleine Thürmchen, welches er über dem Zimmer des Kaiſers bewohnte. In der Tiefe der Schlucht ſpringt ein klares Waſſer hervor, welches zu den Reizen des Ortes beiträgt und der Landſchaft Leben und Bewegung giebt. Wie gern hätten wir nicht der Familie Balcombe unſere Aufwartung gemacht! Doch die Zeit drängte, wir ſetzten unſere Pferde in Schritt, um die Ausſicht auf dieſe reizende Wohnung noch länger zu genießen. Bald verloren wir ſie durch eine Krümmung des Weges aus dem Geſicht und erreichten den Ort, wo Napoleon begraben liegt. Es iſt dies ein tiefes Thal, ungefähr eine halbe Meile von Longwood, wo der Kaiſer gern einſam ſpazieren ging, wo er ſich an einer kleinen Quelle hinſetzte, im Schatten einiger Trauerweiden, die, mit ihren zur Erde geneigten Zweigen den Wanderer bedeckend, ihn zu tiefer Schwermuth einzuladen ſcheinen. Dieſes Thal heißt das Val de Sinn und bietet dem Auge höchſt mannigfaltige, phantaſtiſche Eigenthümlichkeiten neben einander. Hier ungeheure Felsmaſſen, gleich ihnen zur Seite ein grüner Raſen, über welchen ſich ein klares Gewäſſer hinſchlängelt, und ringsherum das Pelargonium mit ſeiner feurigen Blumenkrone, in den ſchönſten Verſchlingungen wuchernd. Dieſes Geranium iſt an dieſem Ort in ſolchem Reichthum vorhanden, daß es faſt dem ganzen Thal ſeinen Namen geben könnte.

Hierher ging der Kaiſer gewöhnlich ſpazieren; ſein Pferd ließ er in einem kleinen Hauſe, welches der Graf Bertrand lange bewohnt hat. Wie oft mag er, der ſo viele Kronen vertheilt und ſo lange der Gewalthaber der Europäiſchen Völker geweſen war, wie oft mag er hier einſam geſtanden haben, in trauriges Sinnen verſenkt, auf demſelben Fleck, wo wir uns jetzt befanden, den wir ehrfurchtsvoll mit unſeren Füßen betraten und wo jetzt ſeine ſterbliche Hülle ruht! Er ſelbſt hatte dieſen Ort zu ſeiner letzten Wohnung beſtimmt; dieſelben Bäume, die ihn ſo oft im Leben gegen die brennende Gluth der tropiſchen Strahlen geſchützt, ſollten ihn auch nach ſeinem Tode überſchatten; er wollte neben dem Bach, deſſen reine Welle ſeinen Durſt geſtillt, den Schlaf der Ewigkeit ſchlafen. Wir tranken von dieſem Waſſer; ein alter Engliſcher Invalide, der mit dem Kaiſer auf dem „Northumberland“ nach der Inſel gekommen und jetzt bei den Bäumen und dem Grabe zu wachen hat, brachte uns welches in demſelben Becher, deſſen ſich Napoleon bedient hatte. Das Grabmal wird durch einen doppelten Umring geſchützt; der eine iſt von Holz und in Kreisform; an dem äußeren Umring wird das Auge durch kleine Hecken von Geranium angenehm erquickt. In der Mitte des Ganzen, welche auch am tiefſten liegt, befindet ſich der Grabſtein, der aus drei großen Stücken beſteht und mit einem Gehäge von eiſernen, graugefärbten Lanzen umgeben iſt, von denen die, welche an den vier Ecken ſtehen, Todten-Urnen auf ihrer Spitze tragen. Keine Inſchrift, kein Name, kein Wappen ſchmückt das Grab des großen Todten; nur die Trauerweiden bedecken es ganz mit ihren Zweigen. An dem erſten Umring ſteht ein Schilderhaus, in welchem ſich ein Fremdenbuch befindet, wo die Reiſenden ihre Namen und ihre Gedanken einſchreiben können. Das Buch war natürlich ganz voll davon; beſonders bewunderten wir einige Verſe, die eine junge Dame aus Indien erſt neulich bei einem Beſuch auf der Inſel eingeſchrieben hatte.

Voll Schweigen und Andacht verließen wir das Thal des Grabes. Als wir über die Höhe ſchritten, wandten ſich unſere Blicke noch einmal nach der Stätte hin; wir ſagten dem Helden ein letztes Lebewohl.

Um Mittag waren wir nach Longwood zurückgekommen; dieſer Punkt der Inſel gehört der Oſtindiſchen Compagnie, und verdankt ſeinen Namen einigen Alleen von Gummibäumen, Fichten und wilden Pfirſichbäumen, die ſich ziemlich weithin erſtrecken. Nach Oſten zu hat man die Ausſicht auf den Indiſchen Ocean; im Weſten wird ſie durch die Berge gehemmt. Man iſt hier faſt in einem fort in naßkalte Nebel eingehüllt; es ſcheint, als ob der Wind und die Dünſte der Inſel ſich verſchworen hätten, auf dieſem ſteilen Plateau zuſammenzukommen. Ringsherum iſt Alles nackt und öde, traurig und unfruchtbar; auch die Vegetation nimmt ſchon einen halb alpenartigen Charakter an. Hier war der letzte Aufenthalt Napoleon's.

Man kömmt nach Longwood durch eine lange Allee von Gummibäumen mit dunklem, faſt ſchwermüthigem Laube. Das Erſte, was wir zu thun hatten, war, die Gemächer zu beſuchen, die der Kaiſer bewohnt hatte. Sein Schlafgemach war jetzt in einen Stall verwandelt, wo ſich vier ſtolze Pferde bäumten. Das Zimmer, in welchem er den Geiſt aufgegeben, diente jetzt zum Kornboden und war mit einer Mühle verſehen; ſein Arbeits-Kabinet endlich, das ehemals mit einem grünen Tapetenwerk geſchmückt war, um das ſich die Begeiſterung der Reiſenden bis auf den letzten Fetzen geſtritten hat, ſchien mir noch das beſte Stück in dieſer ganzen elenden Baracke, die des großen Unglücklichen ſo unwürdig war. Jetzt war auch dieſes Zimmer von allem Schmuck entblößt, dafür aber reichlich mit Stroh verſehen. Hier hat Napoleon dem Herrn von Las Caſes ſeine Memoiren diktirt, und ein kleiner Garten, den er ſelbſt gepflegt haben ſoll, befindet ſich unter den Seitenfenſtern des Saals. Das Billard-Zimmer iſt ganz zerſtört; überhaupt ſcheint es, als wollten die Engländer das alte Longwood ganz in Trümmer fallen laſſen. Deſto mehr Werth legten ſie auf das neue Haus, welches man für den Kaiſer gebaut hatte, welches dieſer nie beſuchen wollte und auch niemals bewohnt hat. Dieſes letztere Gebäude iſt wirklich ſehr elegant gebaut und beſteht nur aus einem Stockwerk zu ebener Erde. Das Getäfel darin iſt von ausgeſuchter Pracht, und drei große Säle laufen auf eine ſchöne Gallerie hinaus nach Oſten zu. Dieſes Haus iſt auch weniger dem Winde ausgeſetzt, als das alte Longwood.

Um ein Uhr verließen wir Longwood und eilten nach James-Town zurück, auf einem Wege, der dem vorigen gerade entgegengeſetzt war. Ueberall bewunderten wir die Schönheit und Breite der Straßen, welche eine leichte Communication mit allen Theilen der Inſel ſichern, und wir mußten der Geſchicklichkeit der Engländer Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche es ſich noch an Orten, die uns faſt unbewohnbar ſcheinen würden, bequem zu machen wiſſen.

Die Inſel St. Helena wurde 1502 entdeckt; es iſt ein Felſen des Atlantiſchen Oceans, der aus dem Meer emporgeſtiegen und mehr als 300 Meilen von jeder Küſte entfernt iſt. Das Ganze beſteht aus vulkaniſchen Kegeln, deren Abhänge man für den Ackerbau vortrefflich benutzt hat. Ueberall trafen wir ſehr artige Meiereien von der ſchönſten Reinlichkeit und Ordnung.

Um vier Uhr beſtiegen wir wieder unſere Korvette, und um fünf ſchwammen wir hin nach unſerem ſchönen Frankreich. (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Prozeſſe der gräflichen Familie Solar. Der Pariſer Gerichtshof hat ganz kürzlich erſt einen Prozeß entſchieden, in welchem noch ein Theil der in Kotzebue's Schauſpiel „der Abbé de l'Epée“ vorkommenden Perſonen eine Rolle ſpielt. Bekanntlich war es ein aus Philanthropie hervorgegangener Irrthum, den der edle Abbé beging, als er die Anſprüche eines in den Pariſer Straßen aufgefundenen jungen Taubſtummen auf die Erbſchaft der Grafen von Solar in Toulouſe verfolgte. Die Sache verhielt ſich keinesweges wie in Kotzebue's Schauſpiel. Der taubſtumme junge Graf war wirklich, und zwar an den Pocken, in Bagnères geſtorben, und Julius, der Zögling de l'Epée's, blieb ein Findling von wahrſcheinlich niederer Herkunft. Herr Cazeaux aber, Haus-Intendant der Familie Solar, der, als Hofmeiſter des verſtorbenen Knaben, der beabſichtigten Tödtung deſſelben angeklagt und in Ketten nach Paris geſchleppt worden war, wo er mehrere Jahre im Kerker hatte ſchmachten müſſen, bevor die von dem Parlaments-Rath Avril gegen ihn geführte Anklage für nichtig befunden wurde, ward von dem Letzteren, der ſeine Härte gegen den Unſchuldigen wieder gut machen wollte, an Sohnes Statt angenommen und heirathete bald darauf das Fräulein von Solar, die Schweſter des verſtorbenen jungen Grafen und die einzige Tochter der Gräfin von Solar, welche Letztere als Mitſchuldige angeklagt und deren Vermögen bei dieſer Gelegenheit zum Theil daraufgegangen war. Cazeaux und ſeine Frau ſind vor einiger Zeit kinderlos geſtorben, doch hinterließ er eine uneheliche Tochter, deren ſich ſeine Frau mütterlich angenommen und der ſie, da Madame Cazeaux ſpäter als ihr Gatte ſtarb, ein anſehnliches Legat vermachte. Zum Univerſal-Erben hatte ſie jedoch einen Verwandten des Solarſchen Hauſes, Herrn Dauſtel, eingeſetzt. Bald darauf trat indeſſen die Mutter der unehelichen Tochter Cazeaux's gegen den Univerſal-Erben mit einer Forderung von 24,000 Franken auf, die angeblich von einem Lotterie-Gewinne von 12,000 Fr. herrührten, die ſie dem Herrn Cazeaux zinslos und mit der Bedingung überlaſſen haben wollte, daß ſie oder ihre Tochter nach ſeinem Tode die Summe doppelt zurück erhalten würde. Zur Unterſtützung dieſes Anſpruches ward eine Urkunde vom 8. September 1816 vorgelegt, kraft welcher der Gerichtshof von Corbeil den Herrn Dauſtel zur Zahlung verurtheilte. In der letzten Inſtanz vor der cour royale von Paris iſt jedoch jene Urkunde für eine zum Nachtheil des Erbſchafts-Vertrages der Cazeauxſchen Eheleute von dem Gatten einſeitig ausgeſtellte Schenkungs-Akte erklärt und die Klägerin mit ihrer Forderung abgewieſen worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei

agazin

für die

des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

Donnerſtag den 20. April 1837.

*)

ſtorben iſt.
Lockhart,
len; man
Sitte die-
ichſter Eil
n von der
en großen
aß er ſich
iner ſelbſt
nten Titel
Scott war
erat, der
t geweſen
eſellſchaft
iographie
u geſam-

... eine ſolche Maſſe von Stoff zuſammenzutragen, war noch das Wenigſte; es bedurfte auch großer Geſchicklichkeit und Einſicht, um daraus das Weſentlichſte auszuziehen und gehörig zu verarbeiten. Beſonders war Sir Walter Scott's Korreſpondenz ſehr ausgedehnt; Herr Lockhart verflicht dieſelbe in ſeine Erzählung und bedient ſich ihrer, um über jeden Abſchnitt von Sir Walter's Leben ein helles Licht zu verbreiten.

Der vorliegende erſte Band dieſer Denkwürdigkeiten geht bis zum Jahre 1804, um welche Zeit Sir Walter Scott ſich durch ſeinen „Geſang des letzten Minſtrels" zuerſt Berühmtheit erwarb. Er war im Jahre 1771 geboren und gelangte alſo erſt in den Dreißigen zu einem literariſchen Namen; indeß man erſieht aus Herrn Lockhart's Buche, daß dieſe dreißig Jahre deſſenungeachtet ſehr gehaltreich waren. Walter Scott's Kindheit, ſeine jugendlichen Studien und Beſchäftigungen, ſo wie diejenigen vieler ſeiner jungen Freunde, die ſeitdem ebenfalls einen Ruf in der Welt erlangt haben, ſeine unvergoltene Liebe, ſeine ſpätere glückliche Verheirathung und namentlich die Dämmerung ſeiner künftigen Größe bieten eine Reihe eben ſo bunter als anziehender Gemälde dar.

Den Anfang macht ein aus Walter Scott's eigener Feder gefloſſenes Fragment über ſeine Jugend, in Betreff deſſen Herr Lockhart in ſeiner Vorrede bemerkt: „Dem letzten Willen Walter Scott's gehorchend, war ich in der Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte ſchon ziemlich vorgeſchritten, als in einem alten Kabinet zu Abbotsford ein autobiographiſches Fragment vorgefunden wurde, welches er im Jahre 1808 kurz nach Herausgabe ſeines „Marmion" verfaßt hatte. Dieſer glückliche Zufall machte eine gänzliche Umgeſtaltung des von mir begonnenen Werkes nothwendig. So beſteht nun das erſte Kapitel der folgenden Denkwürdigkeiten aus dem Aſheſtielſchen Fragment, welches einen klaren Abriß von ſeinem Jugendleben giebt, bis zum Anfange ſeiner Advokaten-Laufbahn im Juli 1792. Alle dieſem Kapitel angehängte Noten rühren ebenfalls von ihm ſelbſt her. Sie ſind in einer vom Text ſehr verſchiedenen Handſchrift geſchrieben, und mehrere Umſtände machen es wahrſcheinlich, daß ſie im Jahre 1826 hinzugefügt wurden. Es ſchien mir jedoch, daß des Verfaſſers Beſcheidenheit ihn verhindert hatte, die Geſchichte ſeiner Jugend mit ſo vollſtändiger Genauigkeit zu erzählen, daß ſie dem Publikum genügen könnte. Deshalb arbeitete ich meine eigenen Sammlungen über den beſagten Zeitraum um und gab das Weſentlichſte davon in den fünf folgenden Kapiteln als Ergänzung zu ſeiner gar zu kurzen Selbſtbiographie. Dies Verfahren war natürlich mit manchem Nachtheil verbunden, doch ſchien es mir bei weitem beſſer, als das koſtbare Fragment in einem Anhange abdrucken zu laſſen."

Dieſe Selbſtbiographie, offenbar der intereſſanteſte Theil des Werkes, beginnt mit folgender Einleitung: „Das gegenwärtige Jahrhundert zeigt eine große Begier, ja eine völlige Wuth nach Privatgeſchichte und literariſchen Anekdoten, die einem Manne, der einigermaßen die Aufmerkſamkeit des Publikums erregt hat, ordentlich bange machen kann. Daß ich mehr als den mir zukommenden Antheil von Popularität erlangt, werden mir meine Zeitgenoſſen eben ſo gern zugeben, als ich bekenne, daß das Maß derſelben nicht nur meine Hoffnungen, ſondern auch meine Verdienſte, ja ſelbſt meine Wünſche überſtiegen hat. Ich darf daher wohl ohne einen beſonderen Grund von Eitelkeit vorweg ein paar der Hauptmomente (ſie verdienen nicht den Namen Begebenheiten) eines ſehr ruhigen und gleichförmigen Lebens aufzeichnen, damit, wenn mein literariſcher Ruf mein irdiſches Daſeyn überlebt, das Publikum aus guter Quelle erfährt, was es von einem Individuum, das zu ſeiner Unterhaltung beigetragen hat, zu wiſſen berechtigt iſt. Aus dem Leben mancher Dichter laſſen ſich ohne Zweifel wichtige moraliſche Lehren ziehen, und man wird wenig Predigten mit ſolchem Nutzen leſen, wie die Denkwürdigkeiten von Burns, Chatterton oder Savage. Wäre mir irgend etwas Eigenthümliches an meinem moraliſchen Charakter bekannt, was eine ſolche Darlegung nöthig oder nützlich machen könnte, ich würde eben ſo bereitwillig damit hervortreten, wie ich meinen Körper der Anatomie vermachen würde, wenn das Seciren deſſelben dazu dienen könnte, die Natur und die Heilungsart irgend einer beſonderen Krankheit aufzudecken. Da aber meine Denk- und Handlungsweiſe ſo wie meine Stellung in der Geſellſchaft ſich ſchon lange befeſtigt hatten, ehe ich einen Ruf in der Poeſie erlangte oder auch nur danach ſtrebte, und da dieſer, als ich ihn erlangt hatte, keine merkliche Veränderung in beiden hervorbrachte, ſo iſt kaum zu erwarten, daß aus der genauen Entfaltung von Gebrechen, Thorheiten oder Fehlern, die ſich weder der Zahl noch dem Grade nach bedeutend von denen anderer mir gleich geſtellter Männer unterſcheiden, viel Belehrung zu ſchöpfen ſeyn dürfte: Ich bin nicht mit den Talenten eines Burns oder Chatterton geſegnet und daher auch glücklicherweiſe dem Einfluß ihrer heftigen Leidenſchaften entgangen, die durch das Ankämpfen ihrer Gefühle gegen die ungerechten Beſchlüſſe des Schickſals geweckt wurden. Indeß obgleich ich nicht von überwundenen Schwierigkeiten und nicht von Ausgleichung der Standesunterſchiede durch die Macht des Genius ſprechen kann, ſo werden doch vielleicht diejenigen, welche dereinſt dies kleine Memoire leſen, manche Winke zu beſſerer Regelung ihres eigenen Gemüths oder zur Erziehung Anderer darin finden."

Der Dichter giebt nun zuerſt ſeinen Stammbaum und eine Schilderung der bedeutendſten Mitglieder ſeiner Familie. „Jeder Schotte", ſagt er, „hat einen Stammbaum. Dieſer Vorzug iſt von der Nation eben ſo untrennbar wie ihr Stolz und ihre Armuth. Ich bin weder von ausgezeichneter noch von gemeiner Herkunft. Nach den Vorurtheilen meines Landes bin ich adlig geboren, da ich, wenn auch entfernt, ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von alten Familien abſtamme. Meines Vaters Großvater war der in Teviotdale unter dem Beinamen Beardie wohlbekannte Walter Scott. Er war der zweite Sohn Walter Scott's, des erſten Lairds von Raeburn, dritten Sohnes Sir William Scott's und Enkels Walter Scott's, der in der Tradition gewöhnlich der alte Watt von Harden heißt. Ich ſtamme daher in gerader Linie von jenem alten Häuptling ab, deſſen Namen ich in manchem Liede habe erklingen laſſen, und von ſeiner ſchönen Dame, der Blüthe von Yarrow, — keine ſchlechte Abkunft für einen Gränz-Minſtrel. Beardie, mein Urgroßvater, führte ſeinen Beinamen von einem ehrwürdigen Barte, an den er weder Raſirmeſſer noch Scheere kommen ließ, zum Zeichen ſeiner Trauer über die Verbannung der Stuartiſchen Dynaſtie. Er hätte es nur mit ſeinem Eifer hierbei bewenden laſſen ſollen, aber er griff zu den Waffen und intriguirte zu ihren Gunſten, bis er Alles verloren hatte, was er auf der Welt beſaß, und wie ich gehört habe, war er nahe daran, gehängt zu werden, hätte ſich nicht die Herzogin Anna von Buccleuch und Monmouth für ihn verwendet. — — — Beardie war ein nicht ganz ungelehrter Mann und ein Freund des Dr. Pitcairn, welchem er wahrſcheinlich um ſeiner politiſchen Geſinnung willen theuer war. Sie hatten einen Tory- oder Jakobiter-Klub in Edinburg, in welchem die Unterhaltung Lateiniſch gepflogen wurde. Der alte Beardie hinterließ drei Söhne. Der älteſte, Walter, hatte mehrere Kinder, von denen einige weibliche Nachkommen noch in Amerika leben. Der zweite Sohn, Robert Scott, war mein Großvater. Der dritte Sohn war William, Vater James Scott's, eines der erſten Anſiedler auf Prinz von Wales-Inſel; er hatte auch außerdem noch eine zahlreiche Familie von Söhnen und Töchtern. Beardie's älterer Bruder, William Scott von Raeburn, mein Urgroßonkel, blieb, als er etwa einundzwanzig Jahr alt war, in einem Zweikampf mit Pringle von Crichton, Großvater des jetzigen Mark Pringle von Cliſton. Sie ſchlugen ſich mit Degen, nach dem damaligen Zeitgebrauch, auf einem Felde bei Selkirk, welches davon den Namen „Raeburnſcher Wieſenplatz" erhielt. Pringle floh aus Schottland nach Spanien und war lange Zeit in der Berberei gefangen und Sklave. Beardie wurde daher Verweſer von Raeburn, wie der alte Schottiſche Ausdruck war, das heißt Vormund ſeines unmündigen Neffen, Vaters des jetzigen Walter Scott von Raeburn."

„Mein Großvater ſollte Seemann werden; da er aber auf ſeiner

*) Aus dem ſo eben erſchienenen erſten Bande der von Lockhart herausgegebenen Memoirs of the life of Sir Walter Scott Bart. Vol. I. Edinburgh and London.

Digitized by Google

Probefahrt bei Dundee Schiffbruch litt, bekam er einen ſo herzlichen Widerwillen gegen dieſes Element, daß er zu keinem zweiten Verſuch zu bewegen war. Dies veruneinigte ihn mit ſeinem Vater, und dieſer überließ ihn nun ſeinem eigenen Geſchick. Robert war einer von den lebhaften Gemüthern, denen ſo etwas nicht zum Unglück gereicht. Er wurde auf der Stelle Whig und ſagte ſich von ſeines Vaters Politik und gelehrter Armuth los. Sein Verwandter, das Haupt der Familie, Herr Scott von Harden, gab ihm das Landgut Sandy-Knowe in Pacht, welches die Felſen umfaßt, in deren Mitte die Burg Smailholm oder Sandy-Knowe liegt. Er nahm zu ſeinem Schäfer einen alten Mann an, Namens Hogg, der ihm aus Achtung für ſeine Familie ſehr gern ſeine ganze Erſparniß, ungefähr 30 Pfund, lieh, um ſich in dem neuen Pachtgut einzurichten. Mit dieſer Summe, die, wie es ſcheint, damals zu dieſem Zweck hinreichte, machten ſich Herr und Diener auf, um Schafe einzukaufen. Der alte Schäfer ging von Heerde zu Heerde, bis er eine recht gute herausgefunden hatte; dann ſuchte er ſeinen Herrn auf, um ihn zur Abſchließung des Kaufs zu rufen. Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er dieſen auf einem feurigen Renner herumgalloppiren fand, für den derſelbe ſein ganzes Geld hingegeben hatte! Moſe's Brillenkauf konnte der Familie des Vikar's von Wakefield nicht ärgerlicher ſeyn, als meines Großvaters Unbedachtſamkeit dem armen alten Schäfer. Die Sache ließ ſich jedoch nicht mehr ändern, und ſo kehrten ſie denn ohne Schafe zurück. Nach einigen Tagen begleitete jedoch mein Großvater, der einer der beſten Jäger ſeiner Zeit war, John Scott von Harden's Jagdhunde auf dieſem Pferde und machte ſolche Parade damit, daß dieſer ihm den doppelten Preis dafür zahlte. Nun wurde die Meierei im Ernſt verfolgt, und der Reſt der Laufbahn meines Großvaters war induſtriös und erfolgreich. Er war einer der Erſten, die den Viehhandel zwiſchen den Schottiſchen Hochlanden und den vornehmſten Engliſchen Grafſchaften in Schwung brachten, der nachher eine ſo große Ausdehnung gewann, und er erwarb ſich durch dies Geſchäft ein bedeutendes Kapital. Mit einem lebhaften, muntern, feurigen und aufbrauſenden Temperament verband er die ſtrengſte Rechtlichkeit und hatte ſich durch ſeine Erfahrung in landwirthſchaftlichen Angelegenheiten einen ſolchen Ruf erworben, daß man bei allen Streitfragen, die in der Nachbarſchaft vorkamen, faſt immer zu ihm ſeine Zuflucht nahm. Da ſeine Herkunft für adlig galt, ſo war ihm der Zutritt in die beſten Zirkel der Grafſchaft offen, und ſein Talent in ländlichen Vergnügungen, beſonders in denen der Jagd, machte ihn im freien Felde wie bei der Tafel zu einem angenehmen Geſellſchafter."

„Walter Scott, mein Vater, wurde im Jahre 1729 geboren und zum Notar erzogen. Er war der älteſte einer ſtarken Familie, wovon ich mehrere mit aufrichtiger Dankbarkeit zu nennen Urſache habe. Mein Vater bot ein auffallendes Beiſpiel von einem Manne dar, der ſich in einem Beruf auszeichnete, zu welchem die Natur ihn nicht beſonders geſchickt gemacht hatte. Er beſaß zwar viel Geſchäftsſinn, aber in dem eigentlichen Weſen des Berufs, dem er ſich gewidmet, in dem durchdringenden Scharfblick, der dazu gehört, um für ſich und Andere einen guten Handel zu machen, in Benutzung der Gebrechen, Bedürfniſſe, Launen und Thorheiten der Einen und in Durchſchauung der Bosheit und Schelmerei der Andern, hätte ſich Onkel Toby ſelbſt nicht ſimpler benehmen können, als mein Vater. Für ſeine Klienten war er von einem faſt komiſchen Eifer beſeelt; weit entfernt, die Pflichten ſeines Amtes gegen ſie kalt zu erfüllen, dachte er für ſie, war für ihre Ehre wie für ſeine eigene beſorgt und ſetzte ſich lieber der Gefahr aus, ihr Mißfallen zu erregen, als daß er etwas vernachläſſigt hätte, wozu er ſie für verpflichtet hielt. Handelte es ſich um den Unterhalt einer alten Mutter oder Tante, ſo war er nur zu geneigt, von dem, was der junge Erbe ausſchließlich zu ſeinem Vergnügen beſtimmt hatte, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen. Dieſe bereitwillige Ausübung von Pflichten, die, wie die Rechtsgelehrten uns ſagen, bloß natürlich, nicht geſetzlich ſind, mochte ihn wohl ſeinen Kunden ſchwerlich empfehlen. Dennoch hatte er während einer Periode ſeines Lebens eine ſehr ausgebreitete Praxis, denn er verſtand ſeine Geſchäfte aus dem Grunde."

„Von Geſtalt und Antlitz war er ungemein hübſch, mit einem Ausdruck von Milde, der nicht betrog; ſeine Manieren hatten etwas Förmliches, doch beſaß er eine Fülle echter Herzensgüte, beſonders wenn er die Pflichten der Gaſtfreundſchaft ausübte. Seine Lebensweiſe war im Allgemeinen nicht nur mäßig, ſondern ſtreng enthaltſam; bei feſtlichen Gelegenheiten aber gab es Wenige, die ein beſcheidenes Glas Wein ſo außerordentlich erheiterte. Seine Religion, der er mit aufrichtiger Frömmigkeit anhing, war der ſtrengſte Kalvinismus und ſein Lieblingsſtudium die Kirchengeſchichte. Ich glaube, der gute alte Mann mag oft in die Folianten von Knox und Spottiswoode vergraben geweſen ſeyn, wenn man wähnte, er ſitze, in juriſtiſche Forſchungen vertieft, auf ſeinem einſamen Zimmer. In ſeinen politiſchen Grundſätzen war er ein unerſchütterlicher Freiheitsfreund, jedoch mit einer überwiegenden Vorliebe für den monarchiſchen Theil unſerer Verfaſſung, den er in ſeinen letzten Lebensjahren für beſonders gefährdet hielt. Er theilte viele der alten Schottiſchen Vorurtheile in Anſehung der Formen bei Hochzeiten, Taufen, Begräbniſſen und dergleichen, und es peinigte ihn jedesmal, wenn bei ſolchen Gelegenheiten irgend eine Etikette vernachläſſigt wurde. Da er nur eine beſchränkte Erziehung genoſſen hatte, ſo konnte man von ihm keine große Gelehrſamkeit erwarten, doch verbrachte er ſein geſchäftiges Leben nicht ohne Beobachtung, und ſeine Bemerkungen über Zeiten und Sitten verriethen oft mächtige Züge einer praktiſchen, wenn auch nicht ſchulgerechten Philoſophie."

Sir Walter Scott's älterer Bruder Robert war Marine-Capitain und ſtarb in Dienſten der Oſtindiſchen Compagnie, ein Opfer des Klima's. Seine Schweſter Anna raffte der Tod ſchon ſehr frühzeitig hinweg. Von Sir Walter's Onkel, Thomas Scott, der im Jahre 1823 ſtarb, giebt uns Herr Lockhart in einem ſpäteren Kapitel folgende Skizze: „Ich beſuchte dieſen alten Mann zwei Jahre vor ſeinem Tode in Geſellſchaft Sir Walter's, und fand in ihm die ehrwürdigſte Geſtalt, die jemals meine Augen erblickt hatten; von hohem Wuchs und gerader Haltung, mit langen wallenden Locken vom ſchönſten Silberweiß, die Strümpfe über die Kniee heraufgezogen, in der Mode um drei Generationen zurück, ſaß er da, ohne Brille in der Bibel leſend, und merkte es gar nicht, daß Jemand ins Zimmer getreten war; als er aber ſeinen Neffen gewahrte, ſtand er mit herzlicher Freude auf, küßte ihm beide Wangen und ſagte: „Gott ſegne Dich, mein Walter, Du biſt ein großer Mann geworden, aber Du haſt ſtets Dein gutes Herz bewahrt."

In dem Memoire folgt nun eine ſehr intereſſante Schilderung von Walter Scotts's Kinderjahren und frühen Leiden. „Nachdem ich", ſagt der Verfaſſer, „ſo viel von meiner Familie vorangeſchickt, kehre ich zu meiner eigenen Geſchichte zurück. Ich wurde, glaube ich, am 15. Auguſt 1771 in einem meinem Vater gehörenden Hauſe geboren, welches man nachher nebſt andern niederriß, um für die nördliche Front des neuen Kollegiums Platz zu gewinnen. Ich war ein ſehr geſundes Kind, aber ich wäre faſt geſtorben, weil meine erſte Amme an der Auszehrung litt, was ſie verheimlichte, obgleich ſie dadurch ſich und mich hätte morden können. Sie ging im Stillen zum Dr. Black, dem berühmten Profeſſor der Chemie, um ihn zu konſultiren, und dieſer warnte meinen Vater. Das Weib wurde nun entlaſſen, und ich erhielt eine geſunde Bäuerin zur Amme, die noch lebt und ſich etwas darauf zu Gute thut, daß ihr Jüngchen, wie ſie ſagt, ein großer Herr geworden. Bis zum achtzehnten Monat, ſchien ich ein ganz geſundes und kräftiges Kind; um dieſe Zeit aber wollte ich mich eines Abends, wie man mir oft erzählt hat, gar nicht nehmen und zu Bett bringen laſſen, und erſt nach einigem Umherjagen im Zimmer wurde ich ergriffen und nicht ohne Mühe zum Schlafen gebracht. Es war das letztemal, daß ich ſolche muntere Behendigkeit zeigte. Am anderen Morgen hatte ich das Fieber, welches oft den Durchbruch der größeren Zähne begleitet. Ich behielt es drei Tage lang. Am vierten, als ich, wie gewöhnlich, gebadet werden ſollte, entdeckte man, daß ich den Gebrauch meines rechten Beins verloren hatte. Mein Großvater, ein ausgezeichneter Anatom und Arzt, der verſtorbene würdige Alexander Wood und viele andere angeſehene Mitglieder der mediziniſchen Fakultät wurden zu Rathe gezogen. Es zeigte ſich weder eine Verrenkung noch eine Verſtauchung; Zugpflaſter und andere örtliche Hülfsmittel wurden angewandt, aber vergebens. Als die Bemühungen ordentlicher Aerzte ohne den geringſten Erfolg erſchöpft waren, haſchten meine bekümmerten Aeltern mehrere Jahre lang eifrig nach jeder Ausſicht auf Heilung, die ihnen von Empirikern oder alten Frauen und Herren dargeboten wurde; manche von den Mitteln, die dieſe anempfahlen und von denen ſie ſichere Geneſung verſprachen, waren ziemlich ſeltſamer Art. Vor Allem aber folgte man dem Rath meines Großvaters, Dr. Rutherford, daß man mich aufs Land ſchicken ſolle, um zu ſehen, ob ich mich in der freien Natur und friſchen Luft nicht erholen würde, und ehe ich noch denken kann, finde ich mich, in Folge dieſes freundlichen Raths, als Bewohner des Pächterhauſes von Sandy-Knowe."

„Eine wunderliche Geſchichte verdient hier erwähnt zu werden. Meine Mutter hatte eine Magd mit mir geſchickt, um mich zu beaufſichtigen, damit ich der Familie nicht zu beſchwerlich werden möchte. Aber das Frauenzimmer, dem dieſer wichtige Auftrag zu Theil geworden, hatte ſein Herz bei einem wilden Burſchen zurückgelaſſen, der wahrſcheinlich dem Mädchen mehr verſprochen, als er zu halten Willens war. Sie bekam nun eine gewaltige Sehnſucht nach Edinburg zurückzukehren, und da meine Mutter darauf beſtand, daß ſie bei mir bleiben ſolle, ſo faßte ſie einen Haß gegen mich, weil ſie mich als die Urſache ihres Aufenthalts in Sandy-Knowe betrachtete. Dies Gefühl muß zu einer völligen Raſerei bei ihr geſtiegen ſeyn, denn ſie geſtand der alten Aliſon Wilſon, der Wirthſchafterin, daß ſie der Teufel verſucht habe, mich nach den Felſen hinaufzutragen, um mir dort mit ihrer Scheere den Hals abzuſchneiden und mich im Moor zu begraben. Aliſon nahm mich darauf ſogleich unter ihre Obhut und ſorgte dafür, daß ihre Vertraute hinſichtlich meiner in keine Verſuchung mehr geführt wurde. Letztere erhielt natürlich ihren Abſchied, und ich habe gehört, daß ſie nachher wahnſinnig geworden iſt."

„Hier in Sandy-Knowe, dem Wohnſitz meines Großvaters von väterlicher Seite, erwachte, wie ich ſchon geſagt habe, zuerſt mein Bewußtſeyn, und ich kann mich noch deutlich einer ſonderbaren Situation erinnern, in der ich mich zuweilen befand. Unter den ſeltſamen Mitteln nämlich, die man zur Heilung meiner Lahmheit empfohlen hatte, war auch das, mich, ſo oft ein Schaf für den Bedarf der Familie geſchlachtet würde, anzuziehen und in die warme Haut, ſo wie ſie vom Körper des Thieres abgeſtreift war, einzuwickeln. In dieſer tartariſchen Kleidung lag ich dann, wie mir noch ſehr wohl erinnerlich iſt, auf den Dielen des kleinen Geſellſchaftzimmers im Pächterhauſe, während mein Großvater, ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haar, alles Mögliche anwandte, um mich zum Kriechen anzutreiben. Dies muß ungefähr in meinem dritten Jahre geweſen ſeyn, da mein Großvater kurz nach dieſer Zeit ſtarb."

„Meine Großmutter führte die Wirthſchaft auf dem Gute noch einige Jahre fort, unter dem Beiſtande des zweiten Bruders meines Vaters, Herrn Thomas Scott, der zu Crailing wohnte, wo er Faktor oder Verwalter des Herrn Scott von Danesfield, damaligen Eigenthümers dieſes Landguts, war. Es wüthete damals gerade der Amerikaniſche Krieg, und ich erinnere mich, wie ſehnlich ich immer meines Onkels wöchentlichem Beſuch entgegenharrte (denn auf anderem Wege erfuhren wir keine Neuigkeiten), um zu hören, ob Waſhington geſchlagen ſey, gegen den ich einen tiefen perſönlichen Widerwillen hegte. Ich weiß nicht, welchen Zuſammenhang dies mit einer heftigen Vorliebe für die Stuartiſche Familie hatte, die mir urſprünglich durch die Geſänge und Erzählungen der Jakobiten eingeflößt wurde. Dieſe letztere politiſche Neigung ward in mir ſehr beſtärkt, als ich von den Grauſamkeiten hörte, die bei den Hinrichtungen zu Carlisle und in den

Digitized by Google

Hochlanden nach der Schlacht bei Culloden verübt worden waren. Ein paar weitläuftige Verwandte unſerer eigenen Familie waren bei dieſer Gelegenheit gefallen, und ich kann mich erinnern, daß ich den Namen Cumberland mit mehr als kindiſchem Haß verabſcheute. Herr Curle, Pächter von Yetbyre, der Mann einer meiner Tanten, war bei jenen Hinrichtungen gegenwärtig geweſen, und von ihm hörte ich vermuthlich zuerſt dieſe tragiſchen Geſchichten, die einen ſo tiefen Eindruck auf mich machten. Die Kenntniß der Lokalitäten, die wohl einigen Antheil an der Entwickelung meines ſpäteren Geſchmacks und meiner Lieblingsbeſchäftigungen hatte, ſchöpfte ich aus den alten Liedern und Erzählungen, mit denen ſich damals die Familien auf dem Lande in ihrer Zurückgezogenheit am liebſten unterhielten. Meine Großmutter, in deren Jugend die alten Gränzverheerungen noch in friſchem Gedächtniß waren, pflegte mir manche Geſchichte von Watt von Harden, Wight Willie von Aikwood und anderen Helden zu erzählen — lauter luſtige Leute von dem Schlage und Beruf Robin Hood's und des kleinen John. Ein neuerer, aber nicht minder ausgezeichneter Held war der gefeierte Diel von Littledean, deſſen ſie ſich noch wohl erinnerte, da er ihrer Mutter Schweſter geheirathet hatte. Von dieſem merkwürdigen Manne hörte ich manche ernſte und heitere, komiſche und kriegeriſche Geſchichte. Zwei oder drei alte Bücher, die in dem Fenſtertritt lagen, ſtudirte ich in den langweiligen Wintertagen zu meiner Unterhaltung. Automathes und Ramſay's Theetiſch-Miscellen waren meine Lieblingslektüre; in ſpäterer Zeit aber feſſelte mich beſonders auch ein kurioſes Buch von des Joſephus Kriegen der Juden."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

History of the Indian tribes of North-America. (Geſchichte der Indianer-Stämme Nord-Amerikas, nebſt biographiſchen Skizzen und Anekdoten von den vornehmſten Häuptlingen.) Mit 120 Portraits. Von Th. L. Mackenney. Erſter Band.

Highland rambles. (Hochländiſche Sagen und Ausflüge.) Von Sir T. D. Lauder. 2 Bde. 21 Sh.

A treatise on magnetism. (Ueber Magnetismus.) Von Sir D. Brewſter. 6 Sh.

Self-formation. (Ueber Selbſtbildung.) Von einem Gelehrten. 2 Bde. 16 Sh.

Modern India. (Indien in neuerer Zeit.) Von H. H. Spry. 2 Bde. 12 Sh.

Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterſtuhle der Engl. Kritik.

(Schluß.)

Chaucer ſchrieb für das Volk, aber im Stile eines Vornehmen; dadurch machte er den Anglo-Normanniſchen Geiſt populairer und verfeinerte den Angelſächſiſchen. Er hat eine leidenſchaftliche Liebe für die Natur, und ſeine genauen Beſchreibungen ſind ſehr verſchieden von den Kletragedichten der Trouvéres und Troubadours. Er hat auch große Kraft und ein beobachtendes Auge für Unterſcheidung und Schilderung der Charaktere. Chaucer's Verhältniß zu Boccacio iſt wie das Verhältniß Virgil's zu Homer, und gleich dieſem ſühbete Chaucer zum Drama. Ein Freund Wickliff's und ſeiner Sätze, mußte er natürlich der Verſpotter des Klerus ſeyn, deſſen Schwächen er übrigens durch Umgang und Stellung genauer als jeder Andere kannte. Die Miſchung des Humoriſtiſchen mit dem Patheriſchen, des Feierlichen mit dem Komiſchen iſt eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit bei ihm; und durch ſie iſt er der Vater unſeres Drama's geworden. In dieſem Zweig der Poeſie, der mit der Erzählung ſo eng verbunden iſt, ſieht man am deutlichſten jene Miſchung des Ernſten und Humoriſtiſchen, welche Chaucer auszeichnet.

Von Chaucer bis Surrey tritt eine Sterilität des Geiſtes ein, deren Urſache bis jetzt noch nicht genügend erklärt worden. Der treffliche Campbell in ſeinen Specimens of English Poetry (vol. 1, p. 80) ſagt, daß der damals geführte Bürgerkrieg den Volksgeiſt brutaliſirt habe, daß der Reichthum für den Krieg und nicht für die Belohnung der Dichter in Anſpruch genommen werden mußte. Sehr wahr! Allein die Poeſie bedarf nicht unbedingt des Reichthums und den Schutz der Großen, auch iſt der Bürgerkrieg, als ſolcher, kein Element, in welchem die Stimme der Sirene von dem Toben der Wellen umher unterdrückt wird.*) Es fehlte in der That auch nicht an Poeten; der fleißige Riſton zählt deren nicht weniger als ſiebzig auf; aber es iſt auch nichts weiter als ihr Name auf uns gekommen. Die Frage iſt demnach mehr, warum gab es keinen großen, als warum gab es keine Dichter? Wenn wir zugeben, daß der Bürgerkrieg Mitſchuldiger dieſer Erſcheinung war, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß die Streitigkeiten innerhalb der Religion durch Wickliff und der Umſtand, daß die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden und in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts noch nicht überall angewendet wurde, viel dazu beigetragen haben.

Inzwiſchen war die Sprache in ihrer Ausbildung nicht ganz gehemmt. Lydgate und andere geringere Schüler Chaucer's reichten hin, beim Volke einen gewiſſen Geſchmack für die Aeußerlichkeiten der Poeſie aufrecht zu erhalten. Bei der Rückkehr des Friedens, unter dem erſten Tudor (Heinrich VII.), der den Pomp Heinrich's VIII. vorbereitete, war Alles ganz anders. Die Mittelklaſſe hatte ſich durch die Unruhen und gegenſeitige Schwächung der Ariſtokratie hindurchgewunden, geſtärkt und Anerkennung erzwungen, während der Hof aus Vornehmen beſtand, die durch die lange Uebung des Kriegs-Handwerks die Pflege der Kunſt verlernten. Die eben erfundene Buchdruckerkunſt gab dem Volke viele alte Schätze wieder, die zu Muſtern dienen konnten. Und ſo ſehen wir unter dieſem König plötzlich die zwei ſcharf getrennten Ströme der Dichtkunſt wieder hervorbrechen, die ehemals Volk und Hof theilten; es gab jetzt eine entſchiedene Hof-Poeſie und eine entſchiedene Volks-Poeſie. Skelton goß ſeine unbändigen Späße durch ein einfaches Engliſch übers Volk gegen Wolſey. Eben ſo roh und einfach war Heywood, der Epigrammen-Dichter, deſſen plebejiſche Muſe ſogar für hoffähig erklärt wurde, da Heinrich VIII. keine übertriebene Forderungen als Kritiker machte. Auf der anderen Seite ſtand Sir Thomas Wyatt, der polirte und harmoniſche Lehrdichter, und Surrey, der Italiäniſche Weichheit mit Italiäniſcher Weichlichkeit vereinigte.

Auf dieſe Weiſe floſſen die zwei Kanäle von verſchiedenen Quellen in paralleler Richtung fort. Die Knittelverſe (doggrel) Skelton's pflanzten ſich auf Butler fort, und die gezierten Einfälle Surrey's tauchten in den gelehrten Künſteleien Cowley's wieder auf. Die Bühne endlich nahm beide Ströme auf, da ſie für eine kräftige und leidenſchaftliche Volksmenge, wie für einen lakirten, ſteifen Adel, ein gemeinſchaftlicher Boden des Vergnügens wurde. Die gezwungenen Gedanken Surrey's und der Sonnetten-Dichter reiſten zu der maleriſchen und metaphoriſchen Pracht in Shakeſpeare's Dialog, während die einfach markirte Individualität Chaucer's in die reichen metaphyſiſchen Unterſcheidungen der Charaktere Shakſpeare's überging. Faſt alle übrige dichteriſche Erzeugniſſe aus der glänzenden Zeit Eliſabeth's und Jakob's I. waren eine dem Volke unzugängliche Quelle; es war nur eine Literatur der Weiſen, Staatsmänner, Gelehrten und Dichter. Die großen geſellſchaftlichen Unterſcheidungen waren damals noch viel ſtrenger; das Volk war nicht fähig, die Literatur zu genießen, und ſelbſt in den Zeiten der Republik und in dem Munde Milton's, des berühmten Kämpen für das Volk, hörte man die Volksſache in einer Sprache vertheidigen, die nur Wenigen zugänglich war. Aber das Drama öffnete ſein Zauberland für Alle und trug vielleicht mehr als alles Andere dazu bei, die Einbildungskraft des Volkes zu wecken und ſeine Gedanken zu ſchärfen; es verband die Poeſie mit der Proſa, und wie in Griechenland vorzüglich und vielen anderen Ländern, ging es der gebildeten und künſtleriſchen Proſa voraus. Es war die Brücke, über welche der Gedanke und die Phantaſie, bisher nur durch den Vers gehört, in ein neues Land übergingen.

Ehe wir unſeren Weg in der Literaturgeſchichte fortſetzen, müſſen wir einen Augenblick bei der Reformation und ihren Folgen auf die Bildung der Sprache ausruhen. Chateaubriand ſpricht als Katholik ſehr verſtändig und gemäßigt über die Grundſätze der Reformation, aber er verkennt die wunderbare Gewalt, welche dieſe große Begebenheit dem durch ſie befreiten Geiſt eingehaucht hat. Er will ſeinen Leſern einreden, die katholiſche Religion wäre höchſt volksthümlich geweſen, da ſie ausgebaut und feſt in den Gefühlen der Nationen war; die Reformation aber wäre das Werk der Fürſten und Edelleute geweſen. Dieſe Behauptung zu widerlegen, verbietet der Zweck und der Zuſammenhang unſerer literär-hiſtoriſchen Betrachtungen; auch glauben wir nicht, daß Ch. mit vollem Ernſt und gebührender Ueberlegung eine Behauptung aufgeſtellt hätte, die ſeinen Einſichten in die Religionsgeſchichte ſehr wenig Lob verſchaffen würde; wir ſprechen hier nur deshalb von der Reformation, weil von ihr auch ein wichtiges Reſultat für die Literatur ausging. Wir meinen die Ueberſetzung der heiligen Schrift. Dieſe Ueberſetzung brachte die verſchiedenen Stände in enge Berührung; ſie bildete die lieblich grüne Oaſe in der wüſten Literatur, auf welcher alle Geiſter, die ſubtilen und die einfachen, die ungelehrten und gelehrten zuſammentrafen, wie an einer gemeinſchaftlichen Quelle der Belehrung, der Hoffnung und des Troſtes.

Die wohlthätige Wirkung der Kirchenverbeſſerung auf die Literatur fand noch nicht gleich in der Erziehung des Volks empfänglichen Boden genug. Die Maſſe der Nation war noch verurtheilt, ſich mit bloßen Anfängen der Erkenntniß abſpeiſen laſſen zu müſſen, wogegen wieder ein kleinerer Theil ſich in die ſubtilen Grübeleien der Schule verlor; und ſo mußten noch Generationen dahingehen, ehe das Publikum ein vereinigtes Auditorium für ſeine Literaten bildete. Selbſt noch nach der Reſtauration Karl's II. gab es in England eine Palaſt-Literatur, die dem Volke fremd war oder doch wenigſtens nicht zuſagte. Während Cowley neue Arten von Uebertreibungen und Grillen in die Poeſie brachte, fuhr Herrick fort, alte Romanzen aufleben zu laſſen. Es war ein Kampf zwiſchen den Affectationen einer alten Schule, die vom Italiäniſchen Geiſte durchdrungen war, und einer neuen Schule, die ſich mehr der modernen Proſa der Franzoſen hingab. Letztere bekam durch die männliche Gewalt Dryden's endlich die Oberhand; und dieſer große Schriftſteller war es, der zuerſt den Nationalgeiſt mit dem Geſchmacke der Großen in ſich vereinigte und beide repräſentirte. Seine Mährchen und Satiren waren Dichtungen für die Nation, während ſeine auf Stelzen gehenden Tragödien und ſeine Luſtſpiele der Ausdruck eines ungezügelten Hofes waren. Doch war der beliebteſte Schriftſteller in Proſa unter der Regierung Karl's II. Bunyan, der die erhabenſten Gedanken der Religion in einfache Sprache einzukleiden und die lebhafteſte Einbildungskraft auf die Ebene des geſunden Menſchenverſtandes zu bringen wußte.

Unter der Königin Anna erſt wurde die faſhionable Literatur mit der populairen vollſtändig vereinigt. Addiſon bewirkte dieſes, indem er, wie ſich ein großer Kritiker ausdrückt, in ſeinem „Spectator" die Philoſophie von der Klauſe des Gelehrten nahm und ſie in den Geſichtskreis der verſtändigen Laien brachte. Hierdurch entſchädigte er reichlich für das Aergerniß, das er den Dichtern und Gelehrten der Stuartiſchen Zeit durch manche Verſtöße gegen Großartigkeit und vermeintlichen Wohlklang unſerer Sprache gab. Er hatte die gewandteſten und glück-

*) Hätte Chateaubriand dieſes geſagt, ſo hätte ihn der Engliſche Kritiker einen Phraſenmacher geſcholten; und doch iſt dieſe Sirenen-Phraſe ſo hohl, wie nur je eine wäſſerige Nymphe geſungen hat. Allerdings iſt der Krieg im Allgemeinen dem Fortgang der Poeſie hinderlich, und beſonders Bürgerkrieg, und zwar in England, wo Alles von jeher Partei war. In ſolchen Zeiten machen die guten Köpfe mit mehr Glück ſich an die Politik; das Publikum führt dann entweder ſelbſt den Krieg, oder es hört lieber vom Zuſtande der Begebenheiten der ernſten Wirklichkeit erzählen, als von den Träumen der Dichtung, ſo ſchön ſie auch ſeyn mögen.

Digitized by Google

lichſten Mitſtreiter, denn ihm folgten ſchnell Steele, Swift und Pope, deren Schönheiten ein Gemeingut für Hofleute und Bürger wurden. Dies iſt aber auch das hauptſächlichſte Verdienſt der Schriftſteller aus der Regierungs-Zeit Anna's; man würde es ſehr überſchätzen, wenn man ſie hinſichtlich der Korrektheit und Schönheit des Ausdrucks für beſſere Muſter, als Shakeſpeare und Bacon, als Browne, Butler und Herrick hielte. Fielding und Richardſon öffneten wieder einen neuen Schacht, indem ſie die grämlichen Ritterromane, die Clelia's und Caſſandra's zum Standpunkte des Dramas erhoben, ja noch höher, weil ſie die Leidenſchaften, die Launen, die Sitten und Lächerlichkeiten der Menge vertraulicher, genauer noch malen konnten, als die Bühne. Unſere Poeſie, die in der letzten Zeit kindiſch geworden war, erſtand wieder zu neuer Kraft durch die Anwendung der antiquariſchen Forſchungen auf die Belebung des Dichtergeiſtes. Percy's Balladen zeigten, daß in den alten Adern der Engliſchen Literatur noch geſunderes und echteres Blut fließe, als in der poetiſchen Ader vieler Neueren. Gray ſühnte die Schuld ſeines falſchen Glanzes durch die Natur und Liebenswürdigkeit in der Auswahl ſeiner Gegenſtände und durch tiefes Gefühl und Anſchauung.*) Goldſmith, vielleicht das größte und vielſeitigſte Genie ſeiner Zeit, erſchien; Johnſon ſtellte Alles lichtvoll und allgemein verſtändlich dar, ſo ſehr er auch dem guten Geſchmacke durch ſeinen Einfluß ſchadete, und wirkte glücklich in dem Sinne Addiſon's fort. So wie die Poeſie ſich von den Grillen der Akademie und den Launen des Hofes emanzipirte, ſo that's auch jetzt die Proſa. Lord Chatham hatte manchen edlen Vorläufer, bis er mit dem Donner ſeiner Stimme die literariſche Luft von den noch übrigen verpeſteten Theilen reinigte; ihm folgte Sheridan mit ſeinem Witz und ſeiner Phantaſie; ſein Beiſpiel rief die kräftige Beredſamkeit der „Briefe des Junius“, die Wohlredenheit eines Burke, die Majeſtät eines Pitt hervor und wurde vervollkommnet durch die lebendigen und kräftigen Gewalten eines Fox, der die ſtrenge Logik der Schule mit der Männlichkeit und dem Feuer eines echten Britiſchen Geiſtes in ſich verband.

In der letzten Periode des vorigen Jahrhunderts blühten zwei Dichter von ſehr verſchiedenen Gaben und Richtungen; aber darin waren ſie gleich, daß Beide zu vorzüglichen Volks-Dichtern geboren waren. Wir meinen Cowper und Burns. Der Erſte ſchaffte ſich einen großen Kreis von Leſern, aber wir zweifeln, ob alle von rein poetiſchem Geſchmacke waren; Burns hingegen machte nicht nur großen Eindruck auf einen weiten Kreis von Leſern, ſondern auch auf den kleineren Kreis von Dichtern, und zwar auf die Zeitgenoſſen, wie auf die nachfolgende Generation. Wir haben uns zwar vorgeſetzt, über das fruchtbare Feld der Schottiſchen Poeſie nichts zu ſagen, indeſſen können wir nicht ganz ſchweigend vor Burns vorbeigehen, deſſen Einfluß noch jetzt überall athmet und belebt. In der Philoſophie des Wordsworth, in der glorreichen Lyrik Campbell's und in den vaterländiſchen Melodieen Moore's finden wir den Geiſt Burns'. Und von dieſem Manne ſagt Herr v. Chateaubriand: „Er habe einige Trinklieder mit Humor geſchrieben, ohne die Eleganz Berangers' zu beſitzen!“

Ohne auf die neueſte Literatur weiter einzugehen, glauben wir, aus der Engliſchen Literatur ſo viel herausgehoben zu haben, daß es wenigſtens den Geſichtspunkt beſtimmen kann, von welchem aus die Geſchichte dieſer Literatur betrachtet werden ſollte. Chateaubriand hat dieſen Punkt wenig ins Auge gefaßt, und wir wünſchten auch das Intereſſe eines ernſteren, tiefer eindringenderen Forſchers für ein ſolches Unternehmen. Wir wünſchten auch, wenn es uns der begränzte Raum geſtatten würde, mit mehr oder minder Ausführlichkeit die Charakteriſtik derjenigen Schriftſteller zu geben, welche Ch. aus ſeiner Liſte gänzlich wegließ. Wir hätten auch gern ein Wörtchen mit ihm über die großen Reformatoren in England und auf dem Kontinent geſprochen, von denen er ausruft: „Und was haben diejenigen (die Reformatoren), die ſo viel von dem abzuwerfenden Joch der Barbarei ſprachen, denn geſchaffen? Sie mögen hinſehen auf die Ruinen, die ſie geſchaffen, in deren Mitte ſie einige Gärten gepflanzt und einige Werkſtätten gegründet haben!“ Wir haben keine Luſt, Zänkereien zwiſchen verſchiedenen Religions-Parteien anzufachen. Aber wir dürfen getroſt das proteſtantiſche Deutſchland und das proteſtantiſche England dem ſo ſehr katholiſchen Italien und dem allerkatholiſchſten Spanien gegenüberſtellen und fragen, wo höhere Bildung, höhere Wiſſenſchaft, höhere Sittlichkeit und höhere Weisheit iſt? Ch. weiſt mit triumphirendem Blick auf die Künſte im Mittelalter in Italien, deren Flor und Pflege er dem Einfluſſe der Römiſchen Kirche beimißt; allein ein proteſtantiſcher Geſchichtsforſcher wird ihm antworten können, daß es nicht die Kirche war, welche den Künſten emporhalf, ſondern die mehr oder minder demokratiſchen Regierungen, nach deren Sturz auch die Blüthe der Kunſt wieder fiel, obgleich die Religion noch dieſelbe blieb. Und warum herrſchte der Kunſtſinn am feinſten zu Florenz, wo der Papſt wenig zu ſagen hatte, und nicht zu Rom ſelbſt? Und warum brachte dieſe Reſidenz der Kirche keinen einzigen großen Mann hervor, außer Cola di Rienzi? Und haben die verworfenen Großen Roms mit ihren feigen Meuchelmördern an dieſem Rienzi nicht bewieſen, wie verhaßt Geiſtesgröße und wie unerträglich höhere Bildung ihnen iſt?**)

Indem wir jetzt Herrn von Chateaubriand verlaſſen, zweifeln wir, daß uns ſeine zahlreichen Bewunderer für das, was wir über ihn geſagt haben, großen Dank zuerkennen werden; zweifeln aber auch, ob ſeine noch zahlreicheren Gegner befriedigt ſeyn werden. Wir haben uns bemüht, über ihn ohne Vorurtheil zu urtheilen und ihn ohne Leidenſchaft zu betrachten. Uebrigens glauben wir aufrichtig, daß, wenn die Nachwelt über ihn zu Gericht ſitzen wird, ſie ſeinen perſönlichen Charakter ſehr oft zum Schlüſſel für den Charakter ſeiner Schriften wird nehmen müſſen, und daß er, welche Stellung er als Schriftſteller auch einnehmen mag, zu entfernten Geſchlechtern hinabſteigen wird als ein anziehender und redlicher Schriftſteller und Staatsmann, aus einer Zeit, die ſowohl wegen der Begebenheiten, als der Männer, die ſie hervorgebracht, ewig denkwürdig bleiben wird. (Edinb. Review.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Deutſche Tänzerinnen in Paris. Von den Triumphen, welche die Deutſche Kunſt ſeit einiger Zeit in Paris gefeiert, iſt unſtreitig wohl der der Deutſchen Tänzerinnen der größte. Nicht etwa, daß wir den Tanz über Muſik und Malerei erheben oder auch nur entfernt ihnen gleichſtellen, aber daß das Vaterland der Noverre und der Veſtris, der Boden, der uns von jeher unſere Ballet- und Tanzmeiſter geliefert hat, ſich von zwei Deutſchen Tänzerinnen, von Fanny und Thereſe Elßler, für beſiegt erklärt, iſt ein Phänomen, das unſere Großältern gewiß noch für unmöglicher gehalten hätten, als wir die Schneelawinen, von denen ganz Deutſchland in dieſem Jahre mitten im April heimgeſucht worden iſt. Die Klimate ſcheinen ſich in der That eben ſo wie die Nationalitäten geändert zu haben. Hören wir, was das neueſte Heft der Revue de Paris über das Wieder-Auftreten Fanny Elßler's ſagt: „Die Taglioni verläßt uns, aber das Publikum ſcheint ſich ſchon in dieſen Verluſt zu finden, denn Fanny iſt wieder erſchienen. Ein wahrer Feſt-Abend war dies für die große Oper. Zu dem Vergnügen, die reizende Tänzerin wiederzuſehen, hatte ſich noch ein beſonderes Gefühl von Theilnahme und Neugier geſellt. Jeder nämlich wollte in ſeiner Unruhe gern ſo bald als möglich wiſſen, ob die Krankheit, die ſie einen ganzen traurigen Winter von der Bühne entfernt gehalten, an dem anmuthigen leichten Weſen, an dem bewunderungswürdigen Talente nichts verändert habe. Als ſie daher ſich blicken ließ, lebhaft, freundlich und das Publikum ſo recht aus voller Seele anlächelnd, da brachen die Applaudiſſements von allen Seiten los, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, wer glücklicher war, ob das Publikum, indem es ſeine Huldigungen ihr zu Theil werden ließ, oder ſie, indem ſie dieſelben empfing. In der That muß dies ein ſehr freudiger Abend für Dlle. Elßler geweſen ſeyn, denn es iſt ſehr zu bezweifeln, daß in Wien, Berlin, London oder anderen Städten, wo die noch ſo jugendliche Künſtlerin bereits Triumphe erlebt hat, die Aufnahme erfreulicher und ſchmeichelhafter für ſie geweſen ſey. In der Darſtellung beider Schweſtern liegt aber auch eine Grazie, ein Enſemble, eine Harmonie, wie man ſie nirgends ſonſt wiederfindet. Wenn die Eine tanzt, ſo wacht die Andere über ſie und beſchützt ſie gleichſam mit ihrem Blicke; bald iſt es Thereſe, bald Fanny, die dieſes Hüter-Amt bekleidet. Bald ſuchen ſie ſich aber auch gegenſeitig, kreuzen und umfaſſen ſich, und das Publikum, das ſie in der reizenden Gruppe, die ſie dann bilden, kaum von einander unterſcheidet, ſpendet Beiden denſelben Beifall. Was Fanny Elßler vor allen ihren Rivalinnen auszeichnet, und zwar noch mehr vielleicht als die Holdſeligkeit ihres Lächelns und der Reiz ihrer Geſtalt, iſt die wunderbare Anmuth ihrer Pantomime. Nichts läßt ſich auch in der That mit dieſem immer harmoniſchen und edlen Mienenſpiel vergleichen, das voller Ruhe und Heiterkeit wie der antike Marmor iſt. Die Kunſt des Ausdrucks verlor ſich bei unſerer Oper von Tag zu Tage mehr; ſie hat ihm wieder neues Leben verliehen. Fanny Elßler's Mienenſpiel iſt das Einzige, was die Stimme der Malibran erſetzen kann. Und zwei Jahre lang hat die Oper von einem ſolchen Talent keine Notiz genommen! Es iſt gewiß kein geringes Verdienſt der neuen Adminiſtration, zuerſt die ganze Bedeutung und die Erfolge eines Engagements erkannt zu haben, wie das der beiden Schweſtern Fanny und Thereſe, des reizendſten Geſchenkes, das Deutſchland uns gemacht hat, dem wir ſo viele Geſchenke der Kunſt ſchon zu verdanken haben.“

---

*) Die „Elegie auf einem ländlichen Kirchhofe“ von Gray iſt gewiß vielen unſerer Deutſchen Leſer durch Ueberſetzungen von Gotter, Koſegarten, Seume oder ſonſtige andere gute und ſchlechte Ueberſetzungen bekannt. Schwerlich aber würde ſelbſt Rückert den melodiſchen Silbenfall, die rührenden Töne und die zarte Stimmung des Originals vollkommen wiedergeben können. Jeder gebildete Engländer weiß dieſe herrliche Elegie wie ſein Vaterunſer auswendig; und der Kuhreigen kann auf den Schweizer im Auslande nicht ergreifender wirken, als die plötzlich angeſtimmte Elegy in a Country Churchyard auf das Gemüth eines Briten, der ſich in der Fremde befindet.

**) Dieſes Urtheil über Rienzi hat Bulwer in ſeinem vielgeleſenen Rienzi the last of the tribune glänzend beſtätigt. Bulwer's Roman hat eben ſo viel hiſtoriſche als poetiſche Wahrheit, und Dank muß ihm jeder Freund der Wahrheit wiſſen, weil er die Ehre und den Ruhm des in ſeiner Art gewiß merkwürdigen Rienzi ſo ſchlagend rehabilitirt hat. Cola di Rienzi hat das Schickſal Wallenſtein's gehabt, daß nämlich ſeine Mörder und ihre Nachfolger auch die Federn, welche ſeine Geſchichte ſchrieben, ſelbſt führten oder darüber geboten. Aber Rienzi hat leider noch keinen Geſchichtsforſcher gefunden, der aus treuen Urkunden ſeine Unſchuld und das ſchändliche Truggewebe der Verleumder nachwieſe. Selbſt Gibbon, der höchſtbegünſtigte Sohn Clio's, wirft auf Rienzi nur einen profanen Blick; Rienzi, der, ſelbſt nach dem Berichte ſeiner Feinde, durch den Zauber ſeines Wortes, durch ſeinen Thatenmuth und durch ſeine hohe Tugend Italien, das nur eine rieſenhafte Räuberhöhle war, in drei Monaten zu einem friedlichen, geſegneten Lande umſchuf, er, der geliebte und durch die ſchönſten Geſänge gefeierte Freund Petrarca's, wird von dem nur hier ſchlafenden Gibbon mit halber Prüfung und mit gänzlicher Ungerechtigkeit behandelt. Daß das Orakel Gibbon's von mehr als tauſend und einem Geſchichtſchreiber nachgeſprochen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Der in ſeiner biographiſchen Kunſtfertigkeit unerreichte Siſmondi hat nichts über Rienzi, als was die Compilationen der Franzöſiſchen Jeſuiten dem bequemen Buchmacher liefern. Leo hingegen iſt freilich in ſeiner Geſchichte der Italiäniſchen Republiken ſehr breit über Rienzi; am Rande ſeiner Deutſchen Gründlichkeit führt er uns aber zu ſeiner Quelle, und dieſe heißt? — — Siſmondi! Sollte ſich unter den vielen gründlichen und gewiſſenhaften Hiſtorikern im Vaterlande nicht bald ein kräftiger Freund der Wahrheit finden, der zur Ehrenrettung eines Mannes ſich erhebe, deſſen Leben den erhabenſten Muſtern des Alterthums zur Seite geſetzt werden konnte? (Anmerk. des Ueberſetzers.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 48. Berlin, Freitag den 21. April 1837.

Syrien.

Ein Franzöſiſcher Königsſohn in Jeruſalem.
(8. Oktober 1836.)

Wir waren nun in Begleitung des Herzogs von Joinville einen ganzen Tag in der heiligen Stadt umhergezogen, hatten die merkwürdigſten Stellen in Augenſchein genommen und waren ſehr müde. Abends kehrten wir in dem Lateiniſchen Kloſter ein, in deſſen Zellen für uns Quartier bereitet war. An den Wänden meines Zimmers las ich mancherlei Namen und Inſchriften, darunter eine einzige in Franzöſiſcher Sprache: François de Chateaubriand, mit dem Datum 1806.

Früh am anderen Morgen weckten mich die Sonnenſtrahlen, die durch mein Fenſter blinkten. Ich ſah die rothen Dächer und die Minarets in der Nähe des Kloſters. In zwei Stunden etwa ſollten wir mit dem Prinzen aufbrechen; vorher wollte ich noch allein einen Gang durch die Stadt machen. Krumme winkelige Straßen, zum Theil mit kleinen Kieſelſteinen gepflaſtert, zum Theil voll ſchmutziger Pfützen, niedriger Häuſer, und nur hier und da ein eiferſüchtig vergittertes Fenſter in der kahlen Mauer; Baſars, ſchlechter als man ſie ſonſt im Orient ſieht, hier und dort eine Moſchee — das war ungefähr der Anblick, der ſich mir bot. Dieſe Stadt iſt nur der Leichnam, nur das Gerippe der ehemaligen; ſie hat weder den rein Türkiſchen, noch ſonſt irgend einen Charakter. Ein bizarres Gemiſch von Völkern und Trachten treibt ſich in den Straßen umher; Soldaten von der Aegyptiſchen Garniſon, Syrier mit ihren langen Röcken, die Türkiſchen Weiber ganz in ihre unförmlichen weißen Schleier eingehüllt; Lateiniſche Mönche, Griechiſche Kalojeri; Araber aus Bethlehem in ihren großen geſtreiften Talaren; endlich die Weiber des Landes, Kopf und Schultern in einen weißen Schleier gehüllt, der jedoch das Geſicht frei läßt, das blaue Gewand unter der Bruſt nur mit einem Strick gegürtet. Mit nackten Beinen, barfüßig kommen dieſe armen Kreaturen zur Stadt, bringen Weintrauben aus dem Engadi zum Verkauf, oder füllen ihre Waſſerkrüge aus den alten Fiſchbehältern; und verwundert fragt ſich der Reiſende, wie der urſprünglich ſchöne Typus der Bevölkerung von Judäa zu ſo abſchreckender Häßlichkeit entarten und herabſinken konnte.

Als ich ins Kloſter zurückkehrte, traf der Prinz eben ſeine Anſtalten zu einem Beſuch bei dem Gouverneur der Stadt. Etwas ſehr Schwieriges war im Werke. Es giebt nämlich zu Jeruſalem eine alte Moſchee, die bei den Moslemin beinahe für eben ſo heilig gilt, wie die Moſcheen von Mekka und Medinah. Sie ſteht genau auf dem Platze, wo vormals Salomon's Tempel war; der Chalif Omar, des Propheten Schwiegerſohn, hat ſie gebaut, ſeine Nachfolger haben ſie prächtig verſchönert. Nach der Eroberung Jeruſalems durch die Kreuzfahrer wurde ſie in eine chriſtliche Kirche verwandelt; als aber Saladin die Stadt El Khodſch (die Heilige, Jeruſalem) wiedernahm, gab er auch der Moſchee ihre urſprüngliche Beſtimmung wieder und ließ ſie ganz und gar mit Roſenwaſſer waſchen, um ſie von der Entweihung durch die Nazarener zu reinigen. Seit jener Zeit iſt der Eintritt in die Moſchee jedem Chriſten unterſagt geblieben, bei Todesſtrafe. Kaum zwei oder drei Reiſende werden genannt, denen es gelungen iſt, mit höchſter Gefahr, in Türkiſcher Tracht, in das Innere zu gelangen. Man erzählt von einem Spanier, der ſich lange im Orient aufgehalten, orientaliſche Sitten und den Namen Ali Bey angenommen hatte, der die Gebete, die religiöſen Ceremonien und Gebräuche des Islam aus dem Grunde kannte; die Gläubigen des Propheten ſahen ihn für einen von den Ihrigen an, und er beſuchte mit ihnen die Moſchee. Etliche Jahre ſpäter jedoch zu Algier verrieth er ſich und wurde ermordet. — Gerade dieſe berühmte Moſchee wollte der Prinz beſuchen, und zwar mit ſeinem ganzen Gefolge, am hellen Tage und in Fränkiſchen Kleidern. Wir wußten, Ibrahim Paſcha hatte dem Gouverneur Haſſan Bey ausdrücklich befohlen, jedem Wunſche des Prinzen nachzukommen. Erſt ſchlug Haſſan Bey uns vor, Türkiſche Tracht und den Turban anzulegen; da aber der Prinz hierzu keine große Luſt bezeigte, ſo entſchloß der Gouverneur ſich kurz und gut, die Sache vor aller Welt Augen durchzuſetzen.

In aller Stille und ohne daß wir's merkten, traf er Maßregeln zu unſerer Sicherheit; er wollte uns jedes Schattens einer Beſorgniß überheben. Er ſelbſt ging uns voran zur Moſchee, als wäre es die alltäglichſte Sache von der Welt. Doch war ein Theil der Beſatzung auf den Beinen, und in den nächſten Winkeln und Gaſſen um die Moſchee waren Poſten aufgeſtellt, drohend und zurückſchreckend für das Volk, aber unſichtbar für uns.

Nach der Zerſtörung des Tempels unter Titus blieb an deſſen Statt eine große freie Terraſſe, und obwohl die Omars-Moſchee nur einen kleinen Theil dieſes Raumes einnimmt, ſo gilt doch der ganze Platz für heilig und darf von Ungläubigen nicht betreten werden. Es iſt dies ein unregelmäßiges Viereck, ſeine größte Länge und Breite etwa fünfhundert Schritt. Gen Oſten und Süden ſtößt es an die Stadtmauern, gen Weſten an die öffentlichen Schulen und an die Arabiſchen Wohnhäuſer, gen Norden an die Ruinen des Prätoriums und des Herodiſchen Palaſtes, an deren letzteren Stelle ſich gegenwärtig eine Kaſerne erhebt. An den vier Ecken des Platzes ragen vier Moſcheen empor, für den Gottesdienſt verſchiedener Sekten des Islam beſtimmt, und ſtrecken ihre Kuppeldächer und Minarets hoch in die Luft. In der Mitte auf einem beſonders erhöhten Platze erhebt ſich die heilige Omars-Moſchee, ihre Mauern glänzen über und über von blauem Email. Nicht weit dahinter ſieht man ihre Succurſale, die Moſchee Al Akſah. Dieſe Gruppe von gottesdienſtlichen Gebäuden, mit den ringsum liegenden Wohnungen der Prieſter, der Marabuts, den Hütten der Derwiſche, den Schulen der Imam's und den Gelehrtenſchulen, machen in der Stadt wieder eine beſondere Stadt aus, die ihre eigene Geſetze und Gebräuche, ihre eigenthümliche Hierarchie hat, und die El Haram heißt, gleich dem Haram zu Mekka, nach deſſen Muſter ſie gebaut und beſchaffen iſt.

Haſſan Bey führte uns zuerſt in einen weiten alterthümlichen Saal, der unmittelbar an die Stadtmauern ſtößt; die Decke wird in der Mitte durch drei rieſenmächtige Säulen getragen, und an den Wänden treten, dieſen Säulen gegenüber, ſechs eben ſo mächtige Pfeiler hervor, drei hüben, drei drüben. Die Kapitäle ſind ſämmtlich von Korinthiſcher Ordnung, wie gewöhnlich an Byzantiniſchen Bauwerken. Dieſer majeſtätiſche Saal ſteht unverletzt, aber verlaſſen da. Die Tradition ſagt, hier hinaus habe ſich eine Pforte des Salomonſchen Tempels geöffnet. Noch ſieht man an den Wänden die Spur eines vermauerten Thores, aber dieſes führte nicht zum Tempel herein, ſondern zur Stadtmauer hinaus. Es iſt dies das „goldene Thor" des alten Jeruſalem, zu welchem Chriſtus am Tage des Palmenfeſtes einzog; die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeiung unter ihnen geht, dieſes Thor werde die Chriſten einlaſſen, wenn ſie wiederkommen, Jeruſalem zu erobern. Von dem Saale aus beſtiegen wir die daranſtoßenden Stadtmauern und Wälle. In einer offenen Mauerbrüſtung ſah ich den Schaft einer umgeſtürzten Säule liegen, wie ein Kanonenrohr in einer Schießſcharte. Ich trat hinzu, mein Blick fiel über die Brüſtung hinaus, und ich ſchrie laut auf vor freudiger Ueberraſchung. Vor mir ſah ich die Terraſſen des Oelberges; zu meinen Füßen, tief in der Kluft, ſtreckte ſich das Thal Joſaphat mit ſeinen verfallenen Grab-Monumenten und ſeinen offenen Gräbern. Tief unten zwiſchen den Felſen, im engen Bett, ſchlängelte ein Gießbach: der Kidron.

Etwa funfzig Schritte von da ſtiegen wir eine ſpiralförmig gewundene Steintreppe hinab in einen geräumigen Brunnen. Da unten zeigte man uns ein gewölbtes Gemach, in deſſen Mitte einen Himmel von vier Marmorſäulen getragen und darunter einen großen faſt muſchelförmig ausgehöhlten Marmorblock, worin Jeſus als Kind geſchlafen haben ſoll — ſo geht die Sage. Die Muhammedaner beweiſen dieſer Reliquie eine große Verehrung; unſere Begleiter küßten den Stein mit andächtiger Inbrunſt.

Von hier aus gelangten, oder richtiger geſagt, krochen wir durch eine unregelmäßige, von alten Mauertrümmern halb verſchüttete Oeffnung und befanden uns in unermeßlich weiten, unterirdiſchen Kellerräumen. Dies war der wunderbarſte Anblick in dem ganzen geheimnißvollen Tempelraum. Der feuchte Boden iſt über und über mit zahlloſen Häufchen kleiner Steine bedeckt; denn jeder fromme Pilger läßt ein ſolches an dieſem Orte zurück und hofft dadurch im Voraus ſeinen Platz in Allah's Paradieſe zu bezeichnen. Wohin wir die Augen wandten, ſtiegen mächtige, viereckige Säulenpfeiler vom Boden in die Höhe und bildeten unabſehbare Reihen von Bogengängen. Ich maß zwanzig Fuß Breite zwiſchen einer Säulenreihe und der nächſten, und in jeder Reihe zwölf Fuß zwiſchen einer Säule und der anderen. Von dem Platze aus, wo wir ſtanden, konnten wir zehn Reihen, und in jeder Reihe zwölf, alſo zuſammen hundert und zwanzig Säulen überſehen und zählen. Wenn der Sage zu glauben iſt, ſo ſind deren dreitauſend in dieſen unterirdiſchen Räumen.

Wir ſtiegen jetzt wieder hinauf, um die Moſchee ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Der erhöhte Raum, auf welchem ſie ſteht, iſt ringsum mit zwölf iſolirt ſtehenden Säulenhallen umgeben. Jeder Portikus — es ſind ihrer drei auf jeder Seite — beſteht aus vier oder auch fünf Arkaden; bei einigen ſind ſogar zwei Reihen Arkaden über einander. — Als wir am Fuße eines Säulenganges ſtanden, for-

Digitized by Google

derte man uns auf, unſere Schuhe auszuziehen. Nur der Prinz behielt ſeine Stiefel an, zog aber Haſſan Bey's Pantoffel darüber. Wir ſtiegen etliche Marmorſtufen hinan und befanden uns auf einem mit Sand bedeckten Vorplatz, in deſſen Mitte die Moſchee ſteht. An der Oſtſeite dieſes Vorplatzes zeigte man uns einen Pavillon von anmuthig ſchlanker Arabiſcher Bauart; ſeine leichte Kuppel ruhte auf ſechzehn grünen Säulen, die wie geſtreifter Jaspis ausſahen; wahrſcheinlich war es aber nur Venetianiſcher Puddingſtein. Dieſer Pavillon bezeichnet die Stelle, wo, der Tradition zufolge, David ſaß und Rath hielt. Unter all den phantaſtiſchen Formen, womit der Geiſt Arabiſcher Kunſt ſeine religiöſen Gebäude wunderbar auszuſchmücken gewußt hat, kann doch keine einen anmuthigeren, überraſchenderen, zauberhafteren Anblick bieten, als dieſe Moſchee. Und als wäre es an den luſtigen, bizarren, launenhaften Formen dieſer Architektur nicht genug, ſo wird auch noch der lebhafteſte Glanz und Schmelz der Farben zu Hülfe genommen. Wenn das Gold, wenn die Emaille dieſer Mauern, Pfeiler und Säulen im hellen Sonnenglanze ſchillert und glitzert, wenn die tauſendfarbigen Glas- und Metallſcheiben unter dem Strahl der ſüdlichen Sonne gleichſam lebendig werden und ihr Bild wiederſpiegeln, ſo vermag die üppigſte orientaliſche Phantaſie in ihren Träumen kein herrlicheres Bild hervorzuzaubern.

Das Gebäude bildet ein großes Achteck, deſſen jede Seite wohl dreißig Schritte lang iſt. Die Decke beſteht in einer niedrig gewölbten Kuppel, die in ihrer Mitte ein achteckiges Thürmchen trägt. Dieſes Thürmchen hat acht Fenſter, wodurch Licht in die Moſchee fällt, und trägt ſeinerſeits ein bleiernes, ehemals vergoldetes Kuppeldach. Dieſes läuft in eine mit dem Halbmonde gekrönte Spitze aus und läßt das Zeichen des Islam, weithin ſichtbar, in den Lüften prangen. — Die Außenwand des großen Achtecks iſt überladen mit dicht neben einander ſtehenden Pilaſtern, die durch ungemein hohe und ſchlanke Bogenlinien in Verbindung mit einander geſetzt ſind. Die Außenwände des achteckigen Thürmchens ſind zur Verzierung in Felder abgetheilt, die zum Theil goldene Inſchriften tragen, zum Theil durch den Pinſel orientaliſcher Meiſter mit eleganten Zeichnungen und wunderlichen Arabesken phantaſtiſch ausgefüllt ſind.

Durch vier Pforten tritt man in den Tempel ein; Haſſan Bey führte uns zu der öſtlichen. Er ging voran, in ſeinem Geleite betraten wir den geheimnißvollen inneren Raum. Die Imams und Derwiſche, welchen der Dienſt der Moſchee oblag, waren ſchon den Tag vorher von unſerem Beſuche unterrichtet und erwarteten uns. Auf ihren Geſichtern war nicht die geringſte Spur von fanatiſchem Ingrimme zu leſen; nur Neugier drückte ſich in ihren Mienen aus, und wenn der Gehorſam gegen Haſſan Bey's Befehle ſie Ueberwindung koſtete, ſo wußten ſie doch mindeſtens ihren Widerwillen gänzlich zu verbergen. Die Moſchee war leer und verlaſſen; Haſſan hatte wohlweislich eine Stunde gewählt, wo die Gläubigen kein Gebet zu verrichten haben. — Nach der Emphaſe, womit die Muſelmänner allezeit von der Herrlichkeit der Omars-Moſchee ſprechen, erwarteten wir mindeſtens den Boden inwendig mit den reichſten Teppichen des Orients belegt zu finden; ſtatt deſſen ſahen wir nur grobe Strohmatten. Vielleicht aber hatte man die Teppiche weggenommen, damit der Fußtritt eines Giaur ſie nicht entweihete.

Sonſt iſt die ganze Anordnung des Innern von großartiger, impoſanter Einfachheit. Rings umher, und zwar ziemlich nahe an den Mauern, ſtehen zweiunddreißig mächtige Säulen; ſie tragen mit ihren Kapitälen die Kuppel und beherrſchen durch ihre Höhe das ganze innere Rund, welches ſie einſchließen. In der Mitte dieſes Rundes ſtehen abermals zwanzig kleinere Säulen im Kreiſe, immer abwechſelnd eine von Marmor und eine von Jaspis; etliche darunter haben einen gewundenen Schaft. Dieſe Säulen ſind durch ein eiſernes Gitter mit einander verbunden, und umſchließen dergeſtalt einen kreisförmigen, ziemlich weiten Raum, zu dem man uns eintreten ließ. Hier gewahrten wir in der Mitte abermals ein Gitter, doch nur ein hölzernes, und dahinter den heiligen Stein, von welchem die Moſchee ihren Namen führt (El Sak'rah). Es war ein großer Steinblock von weißlicher Farbe, ſehr unregelmäßiger Form und ſehr abgeſtoßenen Ecken. Es iſt dieſer Stein für die Bekenner aller drei Religionen, der jüdiſchen und der chriſtlichen ſowohl, als des Islam, ein großes Heiligthum. Es heißt, dieſes ſey der Stein und dies die Stelle, wohin Jakob ſein Haupt gelegt, als ihm der Herr im Traume erſchien; ferner, als David ſeine Völker zählte und Gott deshalb in ſeinem Zorne die Peſt über das Land ſchickte, habe der Todesengel, zur Erde niederfahrend, ſeinen Fuß auf dieſen Stein geſetzt. Stand vielleicht zur Zeit, wo die Moſchee eine Kirche war, ein chriſtlicher Altar an dieſer Stelle? Die Moslemin ihrerſeits behaupten, in der Nacht, da Muhammed auf der Eſelsſtute El Borak von Mekka nach Jeruſalem geritten, ſey dieſer Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde geſprungen. Noch zeigt man, ganz oben auf dem Steine, Muhammed's Fußſpur, und damit dieſe heilige Spur ſich nicht verwiſche, iſt ein kleines Netz von Eiſenſtäbchen darüber aufgeſetzt.

Gerade über dieſem Steine erhebt ſich der gewölbte Dom der Moſchee mit ſeinen breiten, blauen und goldenen Streifen und der Thurm mit ſeiner Kuppel. Ein breiter, dunkelfarbiger Schleier war horizontal über dem Behältniß des heiligen Steines ausgeſpannt und bedeckte ihn mit ſeinem Schatten. Rings umher hingen koſtbare Lampen in großer Zahl, von der ſchönſten Arbeit, aber keine war angezündet, obwohl die frommen Muſelmänner dem Fremden immer erzählen, daß ſiebentauſend Lampen fortwährend an dieſem heiligen Orte brennen. Auch liegen hier beſtändig mehrere Exemplare des Koran zur Erbauung der Gläubigen aus; heute aber ſchien man ſie weggenommen zu haben, ehe die ungläubigen Beſucher kamen.

In den Augen der Moslemin iſt es dieſer Stein, welcher der Moſchee ihre ganze Heiligkeit und religiöſe Wichtigkeit verleiht. Sie glauben ſteif und feſt daran, daß dieſer Stein ſeit dem Augenblicke, da er aus der Erde heraufgeſtiegen, an dieſer Stelle frei in der Luft ſchwebt, unbeweglich, aber auch durch nichts geſtützt. Unſere Begleiter zeigten uns, daß der Boden unter dem Steine ſich ſenke und eine Höhle bilde; nun ſieht man zwar, daß dieſe Höhle auf dem Grunde feſt ausgemauert iſt, und der Gedanke liegt ſehr nahe, daß dieſes Mauerwerk wohl das Wunder verrichten und den Steinblock tragen hilft. Aber von ſo ſchwachen Argumenten läßt ſich Türkiſche Gläubigkeit nicht anfechten.

Wir hatten nun Alles geſehen und nahmen, der Prinz mit Haſſan Bey voran, in geſchloſſener Reihe einherziehend, unſeren Rückweg aus der Moſchee. Es war ein Gedränge von Imams um uns her. Plötzlich vernehmen wir ein kreiſchendes, mißtönendes Geſchrei: ein alter Derwiſch, ein Neger, den Haſſan Bey wahrſcheinlich zu begütigen vergeſſen hatte, ſchrie laut über Gottloſigkeit und Tempelſchändung, hetzte die Buben gegen uns und rief das Volk zu Hülfe. Es war ein ſehr peinlicher Augenblick, aber Haſſan Bey ließ unſere Beſorgniſſe nicht erſt aufkommen. Er trat entſchieden auf, als ein Mann, der hier Alles wagen durfte, packte den Derwiſch eigenhändig und übergab ihn einem ſeiner Begleiter, welcher dem Delinquenten auf der Stelle die Baſtonade angedeihen ließ. Der Derwiſch ſchrie ein wenig, aber doch nicht ſo laut wie vorher, dann wurde Alles ſtill; Haſſan Bey kam mit ruhigem Lächeln zu uns zurück und forderte den Prinzen auf, ſeinen Gang fortzuſetzen. (Schluß folgt.)

England.

Walter Scott's Kindheit und Knabenjahre.

(Schluß.)

„Meine liebe gütige Tante, Miß Janet Scott, deren Andenken mir ſtets theuer bleiben wird, pflegte mir aus dieſen Werken mit bewundernswerther Geduld vorzuleſen, bis ich lange Stellen auswendig wußte. Die Ballade von Hardyknute konnte ich ſchon frühzeitig herſagen, zum großen Verdruß unſeres faſt einzigen Beſuches, des würdigen Kirchſpiels-Pfarrers Dr. Duncan, der es nicht ertragen konnte, in einem ernſthaften Geſpräch durch meine ſchreiende Declamation unterbrochen zu werden. Es iſt mir, als ſähe ich noch ſeine lange dünne abgemagerte Geſtalt, die Beine in Stiefeletten eingeſchnürt und ein Antlitz ſo lang gezogen wie das des Ritters von La Mancha, und als hörte ich ihn predigen: „„Da möchte Einer eben ſo gut einer Kanone in die Mündung hinein ſprechen, als ſich vernehmlich machen, wo dies Kind iſt."" Aber bei dieſer kleinen Herbheit war er doch ein höchſt vortrefflicher und wohlwollender Mann, edel in jeder Hinſicht und ganz von denjenigen ſeiner Kollegen verſchieden, die an den Tafeln des Landadels ſchmarotzen oder ſich an denen der Pächter breit machen und praſſen."

„Ich war in meinem vierten Jahre, als meinem Vater gerathen wurde, mich die Bäder von Bath gegen meine Lahmheit gebrauchen zu laſſen. Meine liebevolle Tante war ſogleich bereit, mich nach dem Bladud-Brunnen zu begleiten, als ob ſie ſich all das Vergnügen von einem Brunnenort verſprochen hätte, das nur die leidenſchaftlichſten Beſucher von Bädern erwarten können, obgleich eine ſolche Reiſe einer Perſon von ihrer zurückgezogenen Lebensweiſe nichts weniger als Unterhaltung und Beluſtigung darzubieten vermochte. Meine Geſundheit hatte ſich unterdeſſen ſchon durch die Landluft und durch die Wirkung der allmäligen unermüdlichen Uebung, zu der mich mein guter Großvater nöthigte, ſo ziemlich geſtärkt; denn ſo oft es ſchönes Wetter war, wurde ich hinaufgetragen und gewöhnlich neben dem alten Schäfer unter die Felſen hingelegt, auf denen er ſeine Schafe weidete. Die jugendliche Ungeduld trieb mich bald, gegen meine Schwäche anzukämpfen, und ich fing allmälig an, zu ſtehen, zu gehen und zu laufen. Obgleich das leidende Bein ſehr zuſammengeſchrumpft und kontrakt war, ſo hatte ich mich doch im Uebrigen durch den häufigen Genuß der freien Luft ſehr geſtärkt, und das war das Wichtigſte; mit einem Wort, während ich in einer Stadt vermuthlich ein hoffnungsloſer und hülfloſer Krüppel geworden wäre, gedieh ich hier zu einem geſunden, munteren und, meine Lahmheit abgerechnet, kräftigen Kinde — non sine diis animosus infans."

„Wir reiſten zu Waſſer nach London, und der Wißbegier derjenigen Biographen, die auch auf das Unbedeutendſte Gewicht legen, wird es lieb ſeyn, zu erfahren, daß wir unſere Reiſe auf dem Schiff „die Herzogin von Buccleuch", geführt vom Capitain Beatſon, machten. In London hielten wir uns kurze Zeit auf und beſahen uns die Merkwürdigkeiten, die ſich Fremde gewöhnlich zeigen laſſen. Als ich fünfundzwanzig Jahre ſpäter den Londoner Tower und die Weſtminſter-Abtei beſuchte, erſtaunte ich, an dieſen berühmten Orten Alles genau ſo zu finden, wie ich es in meinem Gedächtniß bewahrt hatte, und ich habe ſeitdem zu meinen Jugenderinnerungen weit größeres Vertrauen gewonnen. In Bath, wo ich etwa ein Jahr zubrachte, machte ich die ganze Badekur durch, aber, wie mir ſcheint, ohne daß es mir irgend etwas gegen meine Lahmheit geholfen hätte. Während meines Aufenthalts zu Bath erhielt ich in einer Schule, die von einer alten Dame in der Nähe unſerer Wohnung geleitet wurde, den erſten Unterricht im Leſen, und ich habe nie wieder einen regelmäßigeren genoſſen, wiewohl ich nur ungefähr ein Vierteljahr davon profitirte. Meine Tante half hin und wieder zu Hauſe etwas nach. Ich wurde ſpäter, als ich ſchon ein derber Junge war, noch von Herrn Stalker in Edinburg und zuletzt von dem Pfarrer Herrn Clure im Leſen unterrichtet, aber ich brachte es niemals zu einer ganz richtigen Ausſprache und konnte auch nie gut vorleſen."

„In anderen Beziehungen iſt mir mein Aufenthalt zu Bath in ſehr liebem Andenken. Der ehrwürdige John Home, Verfaſſer des „Douglas", befand ſich damals als Badegaſt dort und bezeigte meiner Tante und mir viel Aufmerkſamkeit. Seine Gattin, die ihn überlebt hat, war zu der Zeit krank und pflegte in ihrer Kutſche auf den Dünen die freie Luft zu genießen, wo ich dann oft eingeladen wurde, ſie zu begleiten. Aber die angenehmſten Erinnerungen ſchreiben ſich erſt

Digitized by Google

von der Ankunft meines Onkels her, des Capitain Robert Scott, der mich mit allen kleinen Vergnügungen bekannt machte, die für mein Alter paßten, vorzüglich mit dem Theater. Man ſpielte „Wie es Euch gefällt“, und der Zauber des ganzen Stücks ſchwebt mir in dieſem Augenblick noch lebhaft vor Augen. Ich machte, glaube ich, mehr als zu viel Lärm, und ich kann mich noch erinnern, wie ſehr ich mich über den Streit zwiſchen Orlando und ſeinem Bruder in der erſten Scene ärgerte, ſo daß ich ſchrie: „„Sind es denn nicht Brüder?““ Wenige Wochen Aufenthalts zu Hauſe überzeugten mich, der ich bis dahin im Hauſe meines Großvaters das einzige Kind geweſen war, daß ein Streit zwiſchen Brüdern etwas ſehr Gewöhnliches ſey.“

Herr Lockhart theilt ein Schreiben von einer Dame, Miſtreß Cockburn, mit, welches die erſte Spur davon enthält, daß man ein ungewöhnliches Talent in Walter Scott ahnte. Der Brief iſt vom Winter 1777 datirt, und es heißt darin: „Geſtern Abend aß ich bei Walter Scott's. Sie haben den genialſten Knaben, der mir jemals vorgekommen. Er las ſeiner Mutter ein Gedicht vor, als ich eintrat. Ich hieß ihn weiter leſen. Es war die Schilderung eines Schiffbruchs. Seine Leidenſchaft wuchs mit dem Sturm. Sie hätten die Bewegung ſeiner Augen und Hände ſehen ſollen. „„Da iſt der Maſt herunter““, rief er, „„krach, da liegt er! Sie ſind alle verloren!““ Nach dieſer Aufregung wandte er ſich zu mir und ſagte: „„Das iſt zu traurig; ich hätte Ihnen lieber etwas Luſtigeres vorleſen ſollen.““ Ich zog es aber vor, ein wenig mit ihm zu plaudern, und fragte ihn nach ſeiner Meinung von Milton und anderen Büchern, die er las, worauf er mir die wundervollſten Antworten gab. Unter Anderem bemerkte er, es ſey doch ſeltſam, daß Adam, als er eben erſt auf die Welt gekommen, ſchon Alles hätte wiſſen ſollen; das müſſe wohl eine Phantaſie des Dichters ſeyn. So wie ihm aber geſagt wurde, Adam ſey von Gott vollkommen erſchaffen worden, war er gleich zufrieden. Als er geſtern Abend zu Bett gebracht wurde, ſagte er zu ſeiner Tante, er möge jene Dame gut leiden. „„Welche Dame?““ fragte ſie. „„Ei, Miſtreß Cockburn, denn ſie ſcheint auch gern Alles wiſſen zu wollen, wie ich.““ Nun, Sie werden vielleicht dieſe Geſchichte ſehr albern finden, Sir. Aber wie alt glauben Sie wohl, daß der Knabe iſt? Rathen Sie, ehe ich es Ihnen ſage. Je nun, zwölf oder vierzehn. Bewahre, er zählt noch nicht volle ſechs Jahr.“

Eine andere Dame, Miſtreß Churnſide, die Scott's Mitſchülerin bei einem Rechnenlehrer war, ſagt von ihm: „Er erwarb ſich die Achtung und Liebe aller ſeiner Altersgenoſſen, denn er war ſtets verſtändig, phantaſiereich, lebhaft und im Beſitz jener urbanen Anmuth im Benehmen, die ſich den Weg in alle Herzen bahnt. Seine Einbildungskraft arbeitete fortwährend, und oft zog er die Aufmerkſamkeit ſeiner Mitſchüler ſo ſehr auf ſich, daß es in der Stunde zu gar nichts kam. Herr Morton ſelbſt mußte eben ſo viel, wie die kleinen Schüler, über die ſonderbaren Einfälle des Knaben lachen, denn dieſer that nichts auf die gewöhnliche Weiſe, ſondern wenn er zum Beiſpiel bloß ſeine Feder wieder eintauchen mußte, ſagte er, nun müſſe er ſeinen Eſel wieder nach der Mühle ſchicken. Er feſſelte unſere Aufmerkſamkeit auch oft mit ernſteren Sachen, indem er uns die Viſionen erzählte, wie er ſie nannte, die er gehabt, wenn er einmal des Sonntags wegen Unpäßlichkeit nicht in die Kirche gehen konnte und allein auf dem Fußboden oder auf dem Sopha gelegen hatte.“

Bald nach ſeiner Wiederankunft in Schottland wurde Walter Scott zu Edinburg in die Schule geſchickt. Er giebt in ſeinem Memoire eine ſehr unparteiiſche Schilderung ſeiner Leiſtungen als Schulknabe. Zuerſt beſuchte er eine Privatſchule, dann bekam er einen Hauslehrer, und mit acht Jahren wurde er in ein öffentliches Seminar, die ſogenannte Edinburger Hohe Schule, gebracht, wovon er Folgendes erzählt: „Im Jahre 1779 kam ich in die zweite Klaſſe der Lateiniſchen oder Hohen Schule zu Edinburg, in welcher damals Herr Luke Fraſer, ein tüchtiger Gelehrter und ſehr würdiger Mann, im Latein unterrichtete. Obgleich ich mit meinen Brüdern zu Hauſe ſchon Lateiniſche Privatſtunden von Herrn James French, der jetzt Geiſtlicher der Schottiſchen Kirche iſt, erhalten hatte, war ich doch ſowohl an Jahren wie an Kenntniſſen etwas hinter der Klaſſe zurück, in die ich geſetzt wurde, und dies war ein großer Nachtheil, denn ein Knabe von lebhaftem Gemüth und Talent — wie ich mich in einem opus posthumum wohl nennen darf — wird dadurch mit der Einnahme einer untergeordneten Stellung unter ſeinen Mitſchülern ausgeſöhnt, während ſie ihm ſonſt als eine Schmach erſcheinen würde. In der Verfaſſung der Hohen Schule liegt auch eine Gefahr, die man nicht genug beachtet hat. Die Knaben nehmen ihre Plätze nach Verhältniß ihrer Kenntniſſe ein, und es bedarf gewöhnlich einer geraumen Zeit, ehe ſelbſt ein geſcheidter Knabe, wenn er ans Ende der Klaſſe zu ſitzen kömmt, und beſonders, wenn er in eine Klaſſe geſetzt wird, für die er noch nicht ganz reif iſt, ſich auf den Platz durcharbeitet, zu deſſen Einnahme ſeine Talente ihn berechtigen. Bis dahin aber muß er nothgedrungen mit den ſchlechteren Subjekten umgehen und verkehren, unter denen er ſitzt, denn der Gebrauch der Rangordnung nach dem Verdienſt der Schüler, wenn er auch die allgemeine Berührung der Knaben unter ſich nicht hindert, hat doch die Folge, daß ſie ſich nach ihrer Nachbarſchaft in Klubs und Koterieen theilen. Ein Knabe von guten Anlagen nimmt daher, wenn er auch nur auf einige Zeit unter Schlechteren ſitzt, zumal wenn ſie älter ſind als er, von deren Weſen und Treiben, das gewöhnlich auf nichts weniger als aufs Lernen gerichtet iſt, immer etwas an, und es iſt ein Glück, wenn er ihnen nicht auch in der Gleichgültigkeit nachahmt, die ſich damit begnügt, das aufgegebene Penſum flüchtig abzufertigen, um nicht beſtraft zu werden, die aber weder nach Belohnung ſtrebt, noch auf Auszeichnung hinzielt. Dieſem Umſtande iſt es vermuthlich zuzuſchreiben, daß ich, obwohl mir in ſpäteren Jahren das Erlernen von Sprachen ſehr leicht wurde, doch in der Hohen Schule zu Edinburg keine bedeutende Figur ſpielte; wenigſtens war mein Fleiß ſehr unregelmäßig und ſchwankend. Ich glich in der Klaſſe einem Meteor und ärgerte meinen liebevollen Lehrer meiſt eben ſo durch Nachläſſigkeit und Leichtſinn, wie ich ihm durch einzelne Blitze von Verſtand und Talent hin und wieder Wohlgefallen abgewann. Bei meinen Kameraden machte ich mich durch Gutmüthigkeit und unverſiegbare Phantaſie ſehr beliebt. Knaben ſind ungemein gerecht in ihren Gefühlen und mindeſtens eben ſo edelmüthig. Meine Lahmheit und mein Streben, dieſen Mangel an Behendigkeit durch Gewandtheit zu erſetzen, machten die letztere Geſinnung für mich rege, und in den Spielſtunden des Winters, wo Leibesübungen unmöglich waren, pflegten meine Erzählungen ein ſtaunendes Auditorium um Luckie Brown's Kamin zu verſammeln, und glücklich ſchätzte ſich der, dem der nächſte Platz neben dem unerſchöpflichen Erzähler zu Theil wurde. Ich war auch, obgleich ich meine eigenen Schularbeiten vernachläſſigte, ſtets bereit, meinen Freunden an den ihrigen zu helfen, wodurch ich mir eine kleine Partei ergebener Anhänger und Freunde bildete, denen es an Kraft und Muth nicht fehlte, wiewohl ſie von etwas beſchränktem Kopf waren, — ganz die geeigneten Werkzeuge, einen Helden emporzubringen. Im Ganzen machte ich auf dieſe Weiſe eine beſſere Figur auf den Spielplätzen als in der Schule.“

„Vor nicht gar langer Zeit“, bemerkt Walter Scott in einer im Jahre 1826 geſchriebenen Anmerkung zu Obigem, „las ich in jenem authentiſchen urkundlichen Buch, die „Peery-Anekdoten“ genannt, ich ſey in der Muſſelburgh-Schule unterrichtet worden, wo ich mich als ein ausgemachter Dummkopf ausgezeichnet hätte, und nur Dr. Blair, der etwas tiefer in den Mühlſtein geſchaut, habe erklärt, es ſey Feuer darin. Ich war aber nie in meinem Leben in der Muſſelburgh-Schule, und obgleich ich den Dr. Blair in meines Vaters Hauſe und anderwärts geſehen, ſo hatte ich doch, ſo viel ich weiß, nie das Glück, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Endlich war ich nie ein Dummkopf und wurde auch nie dafür gehalten, wohl aber ein unverbeſſerlicher Faulenzer, der immer etwas Anderes zu thun Luſt hatte, als was ihm aufgegeben war.“

„Mein Vater“, heißt es im Texte weiter, „ließ es mit unſerer Ausbildung nicht bloß bei dem Unterricht in der Hohen Schule bewenden. Wir hatten auch einen Hauslehrer, der ein junger Mann von trefflichen Anlagen und ein ſehr fleißiger Student war. Er war für die Kirche beſtimmt, wurde aber leider nachmals ein ſo heftiger Fanatiker, daß er eine herrliche Pfarre in einer Seeſtadt abgab, bloß weil er die Seeleute nicht zu überzeugen vermochte, daß es Sünde ſey, am Sabbath unter Segel zu gehen, was ihm, beiläufig geſagt, um ſo weniger gelingen konnte, als die Matroſen, ceteris paribus, es immer für eine gute Vorbedeutung halten, wenn ſie an jenem Tage die Anker lichten können. Aus dieſem Zuge kann abgenommen werden, von was für einem Kaliber der junge Mann war; übrigens aber war er ein gewiſſenhafter und thätiger Lehrer, und von ihm habe ich vorzüglich ſchreiben und rechnen gelernt. Ich repetirte bei ihm meine Franzöſiſchen Lectionen und nahm mit ihm meine Aufgaben in den Klaſſikern durch, aber freilich nicht klaſſiſch. Auch bekam ich durch Disputiren mit ihm, denn darauf ging er ſehr gern ein, einige Begriffe von der Theologie und Kirchengeſchichte und wurde beſonders mit den alten Büchern, in denen die früheſte Geſchichte der Schottiſchen Kirche, die Kriege und Leiden der Covenanter und dergleichen beſchrieben ſind, ſehr bekannt. Ich, der ich für Ritterlichkeit glühte, war Kavalier, mein Freund Puritaner; ich Tory, er Whig. Ich haßte die Presbyterianer und bewunderte Montroſe's ſiegreiche Hochländer; er glich dem Presbyterianiſchen Ulyſſes, dem finſteren und ſtaatklugen Argyle. So fehlte es uns nie an Gegenſtänden zum Disputiren, aber unſer Streit war ſtets friedfertiger Art. Bei all dieſen Meinungskämpfen herrſchte von meiner Seite keine aus der Bekanntſchaft mit den Anſichten oder Grundſätzen der einen von beiden Parteien entſproſſene wahrhafte Ueberzeugung vor; eben ſo wenig beſaß mein Gegner hinreichende Geſchicklichkeit, um die Debatten auf ſolche Punkte hinzuwenden. Ich ergriff meine Politik damals wie König Karl II. ſeine Religion, weil ich den Kavalier-Glauben für den nobelſten von beiden hielt.“

Den Tod eines ſeiner Lehrer, des Dr. Adam, ſchildert Walter Scott auf folgende charakteriſtiſche Weiſe: „Er lebte noch einige Tage, verlor aber vor ſeinem Ende das Bewußtſeyn, träumte in ſeinen Fieberphantaſieen, er ſey noch in der Schule, lobte und tadelte ſeine Zöglinge, ſagte dann: „„Aber es wird finſter, — die Knaben können nach Hauſe gehen““, — und verſchied.“

Die „Hohe Schule“ verließ Sir Walter, wie er ſagt, mit einer großen Menge allgemeiner Kenntniſſe, die zwar ſchlecht geordnet und ohne Syſtem geſammelt waren, ſich aber ſeinem Innern tief eingeprägt hatten und von einer lebendigen feurigen Phantaſie gleichſam vergoldet wurden; dabei kamen ihm eine treffliche Combinationskraft und ein ausgezeichnetes Gedächtniß zu Hülfe. Seine hierauf folgenden Studien auf dem Edinburger College wurden durch Krankheit geſtört, und er mußte daher, „keinesweges ungern“, für eine Zeitlang nach Kelſo aufs Land wandern. Hier vervollkommnete er ſich beſonders in der Kenntniß der Engliſchen Literatur. „Wenn meine Studien“, ſagt er, „zu Edinburg ſchon unter keiner rechten Leitung ſtanden, ſo kann man ſich leicht denken, daß dies auf dem Lande noch weniger der Fall war. Ein paar herumwandernde Leihbibliotheken und einige Bücherrepoſitorien von Privatmännern ſtanden mir zu Gebot, wenn ich etwas leſen wollte, und ich watete in den Strom wie ein Blinder in eine Furth hinein, ohne meinen Weg anders als durch Umhertappen finden zu können. Meine Gier nach Büchern war eben ſo unüberlegt wie unerſättlich, und ich habe es ſpäter nur zu oft bedauern müſſen, daß gewiß Wenige ſo viel und ſo zwecklos geleſen haben wie ich. In dieſer Zeit erwachte in mir auch, wie ich mich noch genau erinnern kann, jenes ſüße Gefühl für die Schönheiten der Natur, welches mich nie wieder verlaſſen hat. Die Gegend von Kelſo, des ſchönſten, wo nicht romantiſchſten Dorfs von Schottland, war vortrefflich dazu geeignet, dieſe Ideen zu wecken. Sie bietet Gegenſtände dar, die nicht nur an ſich groß, ſondern auch durch die ſich daran knüpfenden Erinnerungen ehr-

Digitized by Google

würdig ſind. Die Vereinigung der beiden prächtigen Flüſſe, des Tweed und des Teviot, beide in Geſängen gefeiert, die Ruinen einer alten Abtei, die entfernteren Ueberreſte von Roxburgh-Caſtle, das moderne Fleursche Herrenhaus, das durch ſeine Lage die Gedanken an die alte lehnsherrliche Größe mit dem neueren Geſchmack verbindet, dies ſind an ſich ſchon Gegenſtände von höchſter Bedeutung; mit ihnen aber ſind tauſend andere minder hervorragende Schönheiten ſo herrlich vermiſcht und verſchmolzen, daß ſie zu einem einzigen allgemeinen Gemälde harmoniſch zuſammenfließen und mehr durch Einklang als durch Uebereinſtimmung gefallen. Ich glaube, ich bin hier etwas unklar geworden, aber es iſt mehr eine Sache für den Pinſel als für die Feder. Die romantiſchen Gefühle, die ich als vorherrſchend in meinem Innern geſchildert, ruhten natürlich auf dieſen großen Zügen der mich umgebenden Landſchaft und vereinigten ſich mit ihnen, während die an vielen derſelben haftenden hiſtoriſchen Vorfälle oder legendenartigen Ueberlieferungen meine Bewunderung zu einer ſo innigen Ehrfurcht ſteigerten, daß es meinem Herzen oft zu eng ward in der Bruſt. Von der Zeit an wurde in mir die Liebe zu Naturſchönheiten, beſonders wenn ſich dazu alte Ruinen oder Ueberreſte von der Frömmigkeit und dem Glanz unſerer Vorväter geſellten, zu einer unerſättlichen Leidenſchaft, die ich, wenn die Umſtände es mir erlaubt hätten, gern durch eine Reiſe über den halben Erdball hätte ſtillen mögen."

Der Dichter erzählt dann weiter, wie er, am Feuerheerd ſitzend, den Shakeſpeare zum erſtenmale las, und welche Wonne er empfunden, als er ſpäter unter einer mächtigen Platane in den Trümmern einer altmodiſchen Rüſtkammer im Garten die Bekanntſchaft mit „Biſchof Percy's Reliquien" machte, wie er das Studium des Griechiſchen ſcheute, und wie ſeine Dichterader erwachte, welches im Sommer 1783 geweſen zu ſeyn ſcheint, um dieſelbe Zeit, wo ſeine Luſt an der Literatur wach wurde, die ihn, wie er uns erzählt, in einem munteren Werbeoffizier im Dorfe Kelſo, Namens John Marjoribanks, der Verſe machte, einen Horaz und in ſeiner Delia, einem recht artigen Mädchen, eine Göttin erblicken ließ.

Am 15. Mai 1786 trat er als Schreiber in das Notariatsgeſchäft ſeines Vaters ein, „in die dürre, unfruchtbare Wüſtenei der Akten und Urkunden", wie er ſich ausdrückt. Er erfüllte ſeine Pflichten als Notariats-Lehrling mit großer Ausdauer, wußte die Feder ſehr gut zu führen und konnte in vierundzwanzig Stunden an 120 Seiten Akten abſchreiben. Die Gebühren, die er damit verdiente, gab er für Bücher, Münzen oder ſonſtige Raritäten aus. Er ſoll, wie Herr Lockhart berichtet, um dieſe Zeit auch einem ſeiner Kollegen ein von ihm verfaßtes Gedicht, „die Eroberung von Granada", in vier Büchern, jedes von ungefähr 400 Verſen, im Manuſkripte gezeigt, es aber bald, nachdem er es beendigt, den Flammen übergeben haben.

Süd-Amerika.

Montevideo.

Habe ich mein Bischen Latein nicht vergeſſen, ſo heißt Monte Video, „ich ſehe vom Berge". Ohne Zweifel hat dieſe Stadt ihren Namen daher, weil die Einwohner der Gegend von keiner anderen Anhöhe die Schiffe aus der Ferne beobachten können. An der Mündung des Rio de la Plata und öſtlich von Buenos-Ayres belegen, ſchreitet Montevideo unter dem Einfluß eines ausgebreiteten Handels auf der Bahn der Civiliſation mit ſtarken Schritten vorwärts. Man kann dieſe Stadt als den Hauptort eines kleinen Staates betrachten, welcher erſt, nachdem er das Portugieſiſche Joch abgeſchüttelt und dem Gouvernement von Buenos-Ayres kräftig widerſtanden hatte, eine gewiſſe Bedeutung erhielt. Man kennt ihn ſeitdem unter dem Namen der Oeſtlichen Republik. Ein Präſident, von der Kammer der Senadores gewählt, ſteht an der Spitze dieſes kleinen Staates und wird alle drei Jahre durch einen Anderen erſetzt oder von neuem gewählt. Der jetzige Präſident, Olivez, kann ſich nur mit Mühe gegen Don Rivera (?) behaupten. Dieſer vormalige Präſident gefällt ſich nämlich in ſeiner untergeordneten Stellung nicht mehr; er erneuert ſeine Anſprüche auf den Thron und macht ſie ſogar mit gewaffneter Hand geltend. An der Spitze einer von ihm beſoldeten und aus jenen Halbwilden, welche die unermeßlichen Ebenen Paraguay's bewohnen, gebildeten Armee bietet er den Legitimiſten Trotz und bringt er nicht ſelten Schrecken und Tod in ihre Reihen. Doch ſcheint die Kriegsgöttin bis jetzt noch nicht ſeine Partei zu nehmen, und er wird früh oder ſpät die Rolle des Uſurpators aufgeben müſſen; denn ſeine Soldaten hängen ihm nur an, ſo lange ſie Geld ſehen oder auf Beute hoffen können.

Die Stadt Montevideo hat nicht über 20,000 Einwohner; gleichwohl wird ſie, wenn keine neue Revolutionen auf ihre Induſtrie ſtörend einwirken, an Größe, Wohlſtand und innerer Feſtigkeit immer zunehmen und über kurz oder lang mit Buenos-Ayres ſich meſſen können. Viele ſchöne und maſſive Häuſer ſind im Entſtehen; ganze Schwärme von Fremden kommen täglich an und ſuchen Arbeit, die ſie zu Hauſe nicht gefunden. Unter dieſen Anſiedlern aus der Ferne ſind die Basken am zahlreichſten. Die Menge fremder Einwanderer iſt dem Handel und der Induſtrie ſehr günſtig; durch ſie kommt auch Europäiſcher Geſchmack nach Montevideo.

Die erſte Sorge der Spanier war immer auf die Erbauung ſchöner Gotteshäuſer gerichtet; ſo haben auch die Eingebornen von Montevideo, ihren Voraltern und Vorbildern treu bleibend, zuerſt daran gedacht, eine möglichſt prächtige Kirche zu bauen. Die Lage dieſer Kirche — ſie beherrſcht die ganze Stadt — die Größe und Regelmäßigkeit ihrer Schiffe und die ſchöne Mannigfaltigkeit der Verzierungen erwerben ihr verdiente Bewunderung. Der große Markt mit den dazu gehörigen Gebäuden iſt weislich iſolirt worden, um Anſteckung und Unreinlichkeit zu verhüten. Das in dieſem Lande ſo häufige Ochſenfleiſch, ein Haupt-Nahrungsmittel der Bewohner, machte eine ſolche Abſonderung vor Allem nöthig, weil es immer die Luft mit Miasmen ſchwängert. Alle Speiſe-Artikel dürfen nur auf dem Markte verkauft werden, wo jeder Schlachter, Fiſchhändler u. ſ. w. am frühen Morgen ſich einfindet. Auch die Käufer kommen ſehr zeitig, und wogen geſchäftig durch einander, bis die eilfte Stunde herannaht. Alsdann verlieren ſie ſich, und Schlag eilf Uhr werden die Thore des Markts für den ganzen Tag geſchloſſen.

Die Kathedrale und das Markt-Revier ſind nicht die einzigen ſehenswerthen Gebäude von Montevideo; auch der Cirkus für die Stiergefechte macht ſich durch ſeine Größe und elegante Bauart bemerklich.

Die Einwohner von Montevideo haben Sitten und Gebräuche der Spanier beibehalten. Sie reden dieſelbe Sprache und ſind eben ſo abergläubiſch. Obſchon ſie unter einem weit mehr als gemäßigten Himmel wohnen, hüllen ſie ſich doch in Mäntel, wenn der Fremde ſchon Grund hat, über Hitze zu klagen. Eine Art Ueberkleid, welches ein Theil der Eingebornen vom niederen Stande trägt, hat ein gar ſeltſames Anſehen: unabhängig von ihren weiten Pantalons, wickeln ſie noch ein weißes Laken um den Körper, das von den Hüften bis zu den Füßen hinabreicht, und ſind überhaupt ſo wunderlich gemuſtert, daß die Männer ſich wie Zwitter-Geſchöpfe ausnehmen. Die Frauen tragen einen ungeheuren Kamm von großer Schönheit, der, nachdem er eine Curve beſchrieben, wohl um zwölf Zoll über das Hinterhaupt emporreicht. Seine Breite iſt verhältnißmäßig noch bedeutender. Dieſen Kamm umwickeln ſie mit einem breiten Halstuche, welches auf ihr Geſicht herabfallt und nur das Profil unbedeckt läßt.

Das ſchöne Geſchlecht hat in Montevideo große Vorrechte; eine Frau kann unter dem nichtigſten Vorwande gegen einen Mann Klage führen und ihn verhaften laſſen. Selbſt der Eheherr muß das Haupt beugen und ſchweigen; erhebt ſich ein Streit zwiſchen zwei Eheleuten, ſo behält die Frau immer Recht; der Mann muß nachgeben oder ins Gefängniß wandern. Doch ſey es zum Lobe der Damen von Montevideo geſagt, daß ſie ihre Autorität ſelten mißbrauchen und ſogar nöthigenfalls in die anmuthigſte Herablaſſung verwandeln.

Das übrige Land macht ſchon langſamere Fortſchritte und hat weniger ſanfte Sitten als die Bewohner von Montevideo. Kaum iſt man einige Meilen weit im Innern vorgedrungen, ſo befindet man ſich unter den Gavacho's, einem rohen Volke, das nur ſeine Pferde und ſeine Schlingen (lazos) zum Einfangen der Stiere kennt. Die Gavacho's leben gleichſam auf Pferden und jagen den wilden Stieren nach, die ein wenig wilder ſind, als ihre Jäger. Sobald ſie einen Stier bemerken, ſprengen ſie mit verhängtem Zügel gegen ihn an und werfen ihm ihre Schlinge mit ſo viel Sicherheit und Geſchick um den Hals oder die Hörner, daß der furchtbare Feind ſich gefangen geben muß. Dieſe Gavacho's dienen jetzt der Sache des Don Rivera; es fehlt ihnen gewiß nicht an Muth; allein ihre geringe Ordnung und Gewöhnung an militairiſche Operationen machen ſie nicht eben unüberwindlich. Sie ſtehen im Rufe der Gaſtfreiheit; allein man muß, wenn man bei ihren Hütten vorübergeht, *Ave Maria!* rufen; für dieſen Ruf erhältſt Du unentgeltlich Abendbrod und ein Nachtlager.

Da dieſes Land faſt nur Häute ausführt, ſo iſt der Handel keiner ſehr großen Entwickelung fähig. Dennoch wird die Rhede von Montevideo nie leer von Schiffen, worunter namentlich auch viele Franzöſiſche.

(Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Zur Beurtheilung Napoleon's. Unter dem Titel „Napoleon, wie er war"*) iſt kürzlich in Stuttgart eine kleine Schrift in Franzöſiſcher Sprache erſchienen, deren Verfaſſer ſich in einem uns zugekommenen Schreiben mit dem Buchſtaben B. unterzeichnet. Zweck derſelben iſt, falſchen Urtheilen entgegenzutreten, wie ſie z. B. von Walter Scott über Napoleon verbreitet worden ſind, und durch eine unparteiiſche Zuſammenſtellung von Thatſachen dieſe für ſich ſelbſt reden zu laſſen. Der Verfaſſer iſt keinesweges ein unbedingter Verehrer ſeines Helden; er verhehlt nicht, daß der Kaiſer ſeinem eigenen Ruhme eben ſo oft geſchadet, als er die Freiheiten Frankreichs und der gebildetſten Länder Europa's despotiſch unterdrückt habe; aber er will doch nicht zugeben, daß nicht ſeine großen Eigenſchaften überwiegend gegen ſeine Fehler und Schwächen geweſen ſeyen, und darum theilt er uns hier manche Anekdote mit, die man in dem kleinen Büchlein mit Vergnügen lieſt. Inzwiſchen ſcheint es wohl etwas Ueberflüſſiges, in Deutſchland ein unparteiiſches Urtheil über Napoleon erſt feſtſtellen oder vindiziren zu wollen. Wie kein anderes Land, hatte ſich wohl unſer Vaterland über die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten des fremden Herrſchers zu beklagen; nirgends aber wie hier hat man ſich auch nach dem Tode des Helden bereitwilliger gezeigt, den umfaſſenden Geiſt, den wunderbaren Menſchen in ihm anzuerkennen. Lange ſchon bevor ſich ſeine Statue auf der Vendome-Säule in Paris wieder befand, hatte das Königl. Muſeum in Berlin die Marmor-Statue des Helden mitten unter den klaſſiſchen Denkmälern des Alterthums aufgeſtellt. In einem Lande, wo man auf ſo edle Weiſe an ſeinem größten Feinde Rache nimmt, hätte es daher wohl der „unparteiiſchen Würdigung eines Zeitgenoſſen" nicht erſt bedurft.

*) Napoléon tel qu'il fut. Portrait impartial tracé par un contemporain. Stuttgart, J. B. Metzler, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 49. Berlin, Montag den 24. April 1837.

Frankreich.

Paul de Kock's ſchriftſtelleriſcher Ruf in England.*)

Der fruchtbare und außerordentliche Dichter, deſſen Namen wir in der Ueberſchrift genannt haben, hat ſich ſeit langer Zeit der faſt beiſpielloſen Gunſt der Romanenleſer in Frankreich zu erfreuen. Allein, theils wegen ſeiner ſyſtematiſchen Verachtung jener krankhaften Uebertreibungen, jenes ausſchweifenden Myſtizismus der Leute beiderlei Geſchlechts, die ſich in dem Vorgeben, neue Schulen gegründet zu haben, gefallen, theils wegen ſeiner Fernhaltung von jener ſublimen Ziererei, durch welche man die niedrigſten Grundſätze unter dem Scheine tiefer Gedanken einſchwärzt, hat er ſich die liebevolle Theilnahme der ſogenannten romantiſchen Koterieen total verſcherzt, und dieſe ſchließen von ihren Salons das Lob eines Mannes aus, welcher der nationalſte aller Schriftſteller iſt, deſſen Werke bei dem Nähermädchen im oberſten Stockwerke ſowohl, als beim Schuhmacher in ſeiner unterirdiſchen Wohnung gefunden werden. Dieſe Volksthümlichkeit aber iſt's gerade, welche leicht Herren und Damen in Harniſch bringt, die einen feineren Geſchmack als viele Andere zu haben affektiren. Sie klagen ihn an, er ſey der Liebling der Griſetten, und ſpötteln vornehm über die Derbheit ſeiner Schilderungen, die ganz der Grobheit ſeines Publikums angemeſſen ſey. Ein Engländer, der früher eine faſhionable Franzöſiſche Beurtheilung Paul de Kock's geleſen hat und nun einen dieſer Romane lieſt, um ſich eine eigene Meinung über die Verdienſte und Mängel des Verfaſſers zu bilden, wird erſtaunen über die vielen Adern der ſchönſten und großartigſten Geſinnung, die ſich durch eine Ueppigkeit von Humor ſchlängeln, der oft zwar die Geſetze der kalten Sittlichkeit verletzt, aber im Ganzen durch ſeine außerordentliche Fülle von Vertraulichkeit hinreißt. Wir ſtehen nicht an, zu ſagen, daß vielleicht noch nie ein Schriftſteller den Schöpfer des „Bon enfant" und des „Frère Jacques" in der lebhaften, durchbohrenden, tragiſchen Kraft, die ihre Elemente in den alltäglichen Leidenſchaften des gewöhnlichen Lebens ſammelt, übertroffen hat.

Man hat das Talent Paul de Kock's ſehr herabgewürdigt, indem man ihm nur eine Auszeichnung in der rohen Farce und der humoriſtiſchen Karrikatur zuerkennen wollte; aber er gleicht Hogarth in der feinen und tiefen Kunſt, das Lächerliche mit dem Schrecklichen zu verbinden. In den Details ſeiner männlich-kernigen Gemälde erſcheint er als der Schalk, der über die Thorheiten des ſchwachen Menſchengeſchlechts lacht, und doch iſt die Compoſition, in ihrem ganzen Zuſammenhange betrachtet, oft eine ſchreckenerregende, ſchaudereinflößende Darſtellung der Folgen des Laſters. Bei ſolcher gewaltigen Eigenſchaft müſſen wir zweifeln, ob Frankreich unter ſeinen Dichtern je einen tüchtigeren Sittenlehrer gehabt hätte, als de Kock, hätte er nicht Einen verderblichen Fehler, welcher viele ſeiner ausdrucksvollſten Werke entſtellt und den toleranteſten Anſtand, gerade wenn er ſich am ſicherſten glaubt, überfällt und verletzt. Sittenprediger in allem Anderen, Sittenprediger mit der anſchaulichſten Allgewalt der Wahrheit, verwirkt er ſeinen edelſten Lohn in dieſer Eigenſchaft durch unfeine Züge unbewachter Ausgelaſſenheit, ſobald ihm ſexuale Beziehungen willkommenen Anlaß bieten. Wir bedenken ſehr wohl, daß ein Franzöſiſcher Schriftſteller im Punkte der ſocialen Ethik der nüchternen Tugendpredigt eines Engliſchen Kritikers wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt, daß er ſich oft gar nichts daraus macht, ſondern ſich viel darüber mokirt. Wir ſind ihm heute Scheinheilige, morgen altkluge Sprödethuer, übermorgen verſchrobene Donquixote einer unnatürlichen und anmaßenden Verſchämtheit, und wer weiß, was noch Alles. Wir wollen eingeſtehen, daß bei uns die Lehre von der Sittlichkeit oft auf das Verhältniß der Geſchlechter zu einander beſchränkt iſt; wir geben zu, daß in England oder nach Engliſchen Grundſätzen eine Perſon für moraliſch oder unmoraliſch erklärt wird, je nachdem ſie dieſes Dogma in unſerem ethiſchen Glauben geachtet oder verletzt hat, nicht nach den zahlloſen Bedingungen und anderen durch Uebereinſtimmung gegründeten Anſichten des civiliſirten Lebens; aber trotz dieſer Zugeſtändniſſe haben wir doch Mühe, zu begreifen, wie ſich ein Schriftſteller in der Hintanſetzung des Dekorums ſo vergeſſen darf, bloß deshalb, weil das Dekorum nicht überall an der Spitze der ſittlichen Pflichten ſteht, und vor Allem, wie Leute, die vorgeben, uns glücklicher oder beſſer machen zu wollen, ſo alle Schranken überſchreiten, die im wirklichen Leben nicht ungeſtraft, wenigſtens vom weiblichen Geſchlecht nicht, überſchritten werden dürfen. Paul de Kock's Werke ſind anſtößig; aber wir müſſen ihn noch mehr wegen der Leichtfertigkeit in der Behandlung des Gegenſtandes als wegen der Worte tadeln. Derbheit des Ausdrucks kann noch mit der Reinheit der Idee verträglich ſeyn, unſer Geſchmack kann auch oft beleidigt werden, ohne daß dadurch der zartfühlenden Seele zu nahe getreten wird; aber man muß mit aller Kraft das verdammen, was von keiner geſunden Logik gebilligt werden kann — die Leichtfertigkeit, mit der die Tugend des Weibes für Kleinigkeit gehalten wird.

In einer ſeiner Vorreden ſagt de Kock, ſich vertheidigend, daß ſeine humoriſtiſchen und fließenden Zeichnungen der menſchlichen Leidenſchaften weit weniger ſchädlich ſeyen, als die überfeinen Sophiſtereien und die ausgeartete Beredſamkeit vieler ſeiner Zeitgenoſſen. Wenn ein Mann von de Kock's Genie und von ſolchem allgemeinen Mitgefühl für Alles, was edel und gut iſt, ſich mit ſolchen armſeligen Entſchuldigungen beruhigen kann, ſo wäre es allerdings unrecht, ſeine Ruhe hierin ſtören zu wollen. Doch glauben wir, er habe noch einen edleren Ehrgeiz, als ſich den genannten Vorzug vor ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen zu bewahren.

Um dieſe wenigen Bemerkungen über die Charakteriſtik eines der fruchtbarſten Dichter unſerer Zeit durch Stellen aus ſeinen Schriften zu belegen, wählen wir Frère Jacques, bemerken aber zuerſt, daß ein guter und in der Auswahl geſchmackvoller und ſorgfältiger Ueberſetzer dem nicht-Franzöſiſchen Leſer mit den Dichtungen de Kock's ſowohl ungewöhnliche Unterhaltung, als tiefe Belehrung in der Geſchichte des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften verſchaffen würde.*)

(Schluß folgt.)

*) Die Betrachtungen der Edinburgh Review, die wir hier mittheilen, gewähren das eigenthümliche Intereſſe, daß ſie den Franzöſiſchen Polygraphen von einer ganz anderen Seite darſtellen, als wie ihn auch in Deutſchland zu beurtheilen pflegen. Gerade Paul de Kock findet Gnade in England, während viele ſeiner genialſten Nebenbuhler, namentlich aber Victor Hugo und George Sand, mit der ſchonungsloſeſten Strenge verurtheilt werden.

*) In Deutſchland erſcheinen gewöhnlich faſt gleichzeitig mit dem Original jedes einzelnen Romans von Paul de Kock mehrere Ueberſetzungen. Eine geſchickte Auswahl der ſämmtlichen belletriſtiſchen Werke in gelungener Bearbeitung lieferte die Riegelſche Buchhandlung in Potsdam in 6 Bänden, zu denen Herr Ludw. Rellſtab eine Einleitung geſchrieben hat.

Syrien.

Ein Franzöſiſcher Königsſohn in Jeruſalem.

(Schluß.)

Wir verfügten uns nun aus der Omars-Moſchee nach ihrer Succurſale, der Moſchee Ul Akſah, die aber weder ſo alt, noch ſo heilig iſt als jene. Sie ſteht etwa hundert Schritte von der Haupt-Moſchee entfernt; zwiſchen beiden befindet ſich ein großer, wahrſcheinlich antiker Springbrunnen, der vor Zeiten zu Waſchungen der Opferthiere und der Opferer dienen mochte und noch heute zu den gottesdienſtlichen Reinigungen der Muſelmänner dient. — Die Moſchee Ul Akſah hat ungefähr die Geſtalt eines Kreuzes, deſſen oberes Ende in einen halbkreisförmigen Vorſprung ausläuft; am unteren Ende befindet ſich der Haupteingang. Kaum waren wir über die Schwelle, ſo ließ Haſſan Bey zur Vorſicht das Thor hinter uns ſchließen.

Das helle und warme Sonnenlicht, durch die herrlichen großen Fenſterſcheiben gedämpft und farbig gebrochen, verbreitete in dem weiten inneren Raum eine ganz eigenthümliche, aber der Schönheit dieſer Architektur günſtige Beleuchtung. Die Mauern und die zahlreichen Säulen mit Korinthiſchem Kapitäl glänzten in ihrer weißen Marmorbekleidung, auf welcher die kurzen Arabiſchen Inſchriften durch die tiefe Schwärze ihrer koloſſalen Buchſtaben abſtachen. Dieſe mächtigen Granit-Säulen, welche offenbar ehemals den chriſtlichen Kirchen zu Jeruſalem und Bethlehem angehört haben, bewahren noch heute ihren großartig impoſanten Charakter, trotz des orientaliſchen Ungeſchmacks, der ihren Schaft bunt und ihre Kapitäle wunderlich grün angeſtrichen hat. —

Unweit des Einganges zeigte uns Haſſan Bey ein Grabmal von einem eiſernen Geländer umgeben; bei den Muſelmännern gilt es für das Grab Aaron's, des Bruders Moſis. Am anderen Ende der Moſchee war abermals ein heiliger Stein mit einer Fußſpur darauf zu ſehen; die Türken ſagen, es ſey die Fußſtapfe Iſſah's, d. i. Jeſu Chriſti. Nicht weit davon ſtehen zwei grüne Jaspis-Säulen ſo nahe neben einander, daß ein Menſch ſich nur mit der größten Mühe zwiſchen ihnen durchſchmiegen kann; die Imams behaupten, wer hindurch könne, der ſey vorher beſtimmt für das Paradies. Auf dem Rückwege zum Eingang kamen wir an einer verborgenen Niſche vorbei, worin ein dem Iſſah geweihter Altar ſteht. Auf dieſen Altar, ſagen die Gläubigen,

Digitized by Google

wird der Prophet Zacharias am jüngſten Tage herabkommen, um ſich der Frommen vor dem Gerichte Gottes anzunehmen.

Wir verließen die Moſchee, zogen Schuh und Stiefel wieder an, und der Gouverneur geleitete uns zu dem heiligen Stadtquartier hinaus bis vor ſeine Wohnung. Haſſan Bey, anſcheinend ganz ruhig, ohne Gefolge, ohne andere Waffe als ſeinen Yatagan, ging uns durch die engen Straßen voran und ließ den Prinzen nicht von ſeiner Seite; ſein Falkenauge ſpähte in allen Richtungen umher und ſchreckte einige Männer von wild verdächtigem Ausſehen zurück, die uns unterweges begegneten. Im Ganzen indeß ſchien unſer abenteuerlicher Beſuch in der Moſchee den Fanatismus der muhammedaniſchen Einwohnerſchaft nicht gar zu ſehr aufgebracht zu haben. Wir konnten noch an demſelben Nachmittage, ohne Schutzwache und ungefährdet, einen ziemlich langen Spaziergang machen durch das Thal Joſaphat, auf den Oelberg und den Berg Zion. Doch entſchied ſich der Prinz, auf Haſſan Bey's freundſchaftlichen Rath, ſeinen Aufenthalt in der heiligen Stadt nicht unnöthig zu verlängern. Am anderen Morgen früh verließen wir Jeruſalem und nahmen unſeren Weg gen Bethlehem. (Rev. Fr.)

P e r ſ i e n.

Perſiſche Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

IV. Einzug in Teheran. — Krönung des neuen Schahs.

Wir verließen den neuen Schah vierzehn Werſt vor Teheran, eine günſtige Planeten-Conjunction erwartend, um in die Reſidenz zu ziehen. Endlich erſchien der 9. Dezember 1835.

Im Lager war ein entſetzlicher Lärm; das Putzen der Pferde und der Gewehre hatte die ganze Nacht gedauert. Das Hin- und Herrennen, die lauten Geſpräche, das Geſchrei aller Arten von Thieren und das Geklirre von Ketten ließ uns kein Auge ſchließen. Kurz vor Sonnen-Aufgang verkündeten einige Kanonen-Salven den Rechtgläubigen, daß es dem Schatten Allah's gefallen habe, ſein Roß zu beſteigen. Man vergeſſe alle Europäiſche Bilder von fürſtlicher Pracht und von unſeren Feierlichkeiten bei Einzügen gekrönter Häupter in ihre Reſidenzen und höre — wie der Beherrſcher des Reiches der Chosroes und Nuſchirwaner in ſeine Hauptſtadt einzog. Der Zug bewegte ſich in folgender Ordnung: es eröffnete ihn eine kleine Abtheilung Reiterei, verſteht ſich, irregulairer, und Geſchütz auf Kameelen; ihnen folgten Schnellläufer, die ſich durch ihre helmähnlichen mit bunten Federn geſchmückten Mützen auszeichneten; faſt ganz nackte Peglewan's (Kämpfer), mit ungeheuren Stäben in der Hand, ſchritten in allerlei kühnen Wendungen einher und fochten mit ihren ſchweren Waffen durch die Luft; Seiltänzer in Jacken von ſchwerem Seidenſtoff tanzten und ſprangen auf alle mögliche Weiſe bei dem Schall der ſchreiendſten, ein Europäiſches Ohr zerreißenden Muſik; Ferraſchi, die Perſiſchen Gendarmen, mit unbeſchreiblich langen Stöcken bewaffnet, ſchrieen aus allen Kräften, um zu verkünden, daß der Schah ſich nähere; ihnen folgten einige Piſchchidmet's (Kammerdiener) und zuletzt der Mirochor (erſter Stallknecht), der eine reiche Satteldecke (Sinpuſch) von Tuch trug, die mit Gold, Silber und bunter Seide ausgenäht und mit Edelſteinen bedeckt war. Jetzt erſchien der Schah ſelbſt! Man nehme blaue Brillen zur Hand, um die Augen vor Erblindung zu ſchützen. In ein Lichtmeer gehüllt, welches den ſchönſten braunen Hengſt der Welt umſtrahlte, zeigte Muhamed-Schah ſich den erſtaunten Blicken der Rechtgläubigen. Er ſelbſt war in einen einfachen Reiſeanzug gekleidet, dagegen hielt er in der rechten Hand eine kurze Peitſche, beſtehend aus vier Reihen großer echter Perlen, an einem goldenen Stiel befeſtigt, auf welchem vor Diamanten, Smaragden und Amethyſten das Gold kaum zu ſehen war; der Sattel nebſt Schabracke und das ganze Reitzeug waren ein wahres Wunder von Glanz und Pracht. Zur rechten und linken Seite Sr. Hoheit ritten die Europäiſchen Geſandten mit ihrem Gefolge. In einiger Entfernung hinter dem Schah zog ein Haufe von Prinzen, die Oheime, Brüder und Neffen des neuen Herrſchers; ihnen folgten einige der erſten Staats-Beamten; den Zug beſchloß eine kleine Abtheilung Reiterei mit drei rothen Fahnen. Zu beiden Seiten ritten des Schahs Gulami, um das Gedränge des Volks zurückzuhalten, und theilten im Namen des Schahs theils milde Gaben, theils Peitſchenhiebe unter Arme und Derwiſche aus.

Eine Agatſchi (eine Deutſche Meile) vor der Stadt begannen die Bewillkommnungen. Zuerſt erſchienen zu beiden Seiten des Weges die Repräſentanten der Stadt-Bezirke; neben ihnen lagen mit gebundenen Füßen Kameele, Ochſen und Schafe. Als der Schah ſich denſelben näherte, ſchnitt man den Thieren die Köpfe ab und legte ſie mit dem Ausruf „Kurban!“ (Opfer) dem Gebieter zu Füßen. Derwiſche brannten in metallenen Schalen Wohlgerüche verſchiedener Art, beſprützten die Straßen und die Menſchen mit Waſſer und ſangen ziemlich unharmoniſch, aber um ſo lauter, Hymnen zur Ehre Allah's, deſſen himmliſcher Gnade ſie Muhamed-Schah empfahlen. Dieſe Derwiſche machten einen ſeltſamen Eindruck auf mich; ihr unordentliches Koſtüm, ihr wirres, im Winde fliegendes Haar, ihre wilden Laute; das geheimnißvolle Weſen, in das ſie ſich hüllten, Alles zuſammen wirkte heftig auf die Einbildungskraft. Ich ſah dort einen ſich umherdrehenden Derwiſch, der aus fernen Landen gekommen war und unwillkürlich an ein berühmtes Spektakelſtück erinnerte, das man einmal auf dem Petersburger Theater gab und in welchem Herr Dur die Rolle eines ähnlichen Narren ſpielte.

Die Vorſteher der Kaufmannſchaft und alle angeſehene Bewohner der Stadt kamen auch Sr. Hoheit entgegen; als ſie ſich dem Schah näherten, ſtiegen ſie vom Pferde und verbeugten ſich tief; auf ein von ihm gegebenes Zeichen ſetzten ſie ſich wieder auf und ſchloſſen ſich dem Zuge an. An einer Seite des Weges ſtanden die Muſikanten der Stadt und betäubten unſere Ohren durch das furchtbare Getöne ihrer langen Poſaunen. Unter den Mauern der Stadt war regulaires Fußvolk und Geſchütz aufgeſtellt. Der Schah ritt ihre Fronten entlang und dankte den Soldaten für die Mühſeligkeiten, die ſie auf dem Marſche von Tabris ausgeſtanden hatten; die Soldaten, die dergleichen in ihrem Leben nicht gehört hatten, antworteten mit Enthuſiasmus, daß ſie bereit wären, ihre Köpfe dem jungen Monarchen zu Füßen zu legen. Nachdem der Schah darauf längs der Stadtmauer hingeritten war, begab er ſich in den außerhalb der Stadt, jedoch ganz in der Nähe liegenden Palaſt Nigariſtan (Belvedere). Er gehört zu den Sommerwohnungen des Schahs und zeichnet ſich durch zwei Säle aus; in einem derſelben ſind auf den Wänden die Bildniſſe der Söhne Feth Ali Schah's gemalt, und in dem anderen enthalten drei Wände folgende Gemälde: die Mittelwand ſtellt Feth Ali Schah mit der Krone und im vollen Herrſcherſchmuck auf dem Throne ſitzend dar; um ihn her ſtehen ſeine Söhne und die vornehmſten Reichsbeamten; auf den beiden anderen Wänden ſieht man eine Menge Geſtalten in verſchiedenen Aſiatiſchen Trachten und vier oder fünf Europäer, es ſind die Geſandten mehrerer Mächte mit ihrem Gefolge, die ſich am Hofe des verſtorbenen Schahs befanden. Unter den Europäern befinden ſich die Bildniſſe von Malcolm, Sir Gore Ouſeley und Morier, der in ſeinen Schriften (Hadſchi Baba ꝛc.) eine ſo unterhaltende Schilderung von den Perſern und dem Schah geliefert hat. Von einer Aehnlichkeit der Bildniſſe kann, wie es ſich von ſelbſt verſteht, keine Rede ſeyn; dafür aber iſt die Malerei ganz erſtaunlich ſchön. Alle Europäer tragen dreieckige Hüte, Uniformen nach altem Franzöſiſchen Schnitt und rothe Strümpfe. An Morier hat ſich der Maler für allen Spott über Perſien bitter gerächt, indem er ihm ſo krumme Beine gab, als hätte er ſo eben die Baſtonade erhalten. In dieſem Saal war der Thron errichtet, den Muhamed, die Bruſt und die Arme mit Brillanten und Perlen und das Haupt mit einer kleinen Krone geſchmückt, beſtieg und einnahm. Zu ſeinen Seiten befanden ſich die Geſandten Rußlands und Englands mit ihrem Geſandtſchafts-Perſonal; hinter dem Throne hielt der Eunuch und Miniſter des Innern, Manutſchar-Chan, den Säbel Sr. Hoheit, und ein anderer Eunuch, Choſrew-Chan, den Schild. Mit Ausnahme dieſer Perſonen befand ſich im Saale ſelbſt Niemand; den nach dem Garten hinausgehenden Fenſtern gegenüber ſtanden zunächſt um das Baſſin herum die Prinzen von Geblüt, etwas weiter der Kaimakam, der Weſir, unſer alter bekannter Aſſiſu Do Ulet, „der Reichs-Salomon“, viele Muſtufi's u. ſ. w.

Nachdem Jeder ſeinen Platz eingenommen hatte, trat aus der Menge ein Molla hervor und ſprach ein kurzes Gebet für den jungen Gebieter; ihm folgte der Hof-Poet und las eine unendlich lange Ode zu Ehren Muhamed's ab, in welcher er Letzteren mit Sonne, Mond, Sternen und Gott weiß, womit ſonſt noch verglich; unglücklicherweiſe kann ich keine Ueberſetzung vorlegen, weil ich das Original nicht beſitze. Der Schah, ermüdet von der Reiſe und von der auf ihm ruhenden Juwelenlaſt, konnte es nicht länger aushalten, und der Selam (das Lever) hatte ein Ende. Alles begab ſich nach Hauſe zu ſeinen Tabackspfeifen. Der wohlriechende Dampf des Tabacks von Schiras wallte um alle Naſen der Staatsbeamten von Iran; nach einer ſolchen Ceremonie iſt es ein wahrer Genuß; ich weiß es aus eigener Erfahrung.

Ueber die erſten Tage meines Aufenthaltes in Teheran kann ich nichts beſonders Intereſſantes ſagen, weil ich nichts ſah als das Haus des Engliſchen Geſandten, in welchem Aſiatiſche Bequemlichkeit und Engliſcher Comfort ſich auf das glücklichſte vereint fanden.

Nach Verlauf einiger Tage ward ich mit noch einigen anderen Europäern zum Mittagsmahl bei Huſſein Ali Chan, einem Oheim des Schahs Muhamed, eingeladen. Das Mahl ſollte um ſieben Uhr Abends ſtattfinden. Es war Winter und um die Mitte Dezembers; wiewohl es nicht fror, ſo war es doch um ſieben Uhr ſchon dunkel, und wir mußten einige Polizeidiener mit an langen Stangen gebundenen Fackeln nehmen, um die Straßen zu erleuchten; außerdem begleiteten uns noch Leute mit ungewöhnlich großen Laternen. Nachdem wir auf dieſe Weiſe einen beträchtlichen Theil der Stadt zurückgelegt hatten, erreichten wir das Haus Sr. Excellenz Huſſein Ali Chan's. Der würdige Mann kam uns entgegen und führte uns in die zu unſerer Aufnahme beſtimmten Zimmer. In einem großen mit Gold und leuchtenden Farben ausgemalten und mit koſtbaren Teppichen geſchmückten Saale war für uns an der Seite ein Tiſch nach Europäiſcher Weiſe gedeckt; in der Mitte lag für die Perſer, ſtatt des Tiſchtuches, ein großer Kaſchmir-Shawl ausgebreitet, auf welchem drei große Leuchter mit dicken und ſchiefen Talglichtern ſtanden. Bis der erſte Akt begann, d. h. bis die Tabackspfeifen gebracht wurden, ſuchte der Wirth uns mit allen möglichen Sorten von Komplimenten zu bewirthen, was übrigens nicht lange dauerte, weil man ſich beeilte, die Pfeifen zu reichen. Alles ſchritt zum Rauchen, wie zu einer Sache von Wichtigkeit, die Komplimente hatten ein Ende, und wir erkannten, daß Alles in der Welt, ſogar der Ruhm, nichts als Rauch iſt. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeit brachte man uns einige große Schüſſeln mit verſchiedenen ziemlich bitteren Süßigkeiten, die größtentheils aus einer Miſchung von Mehl, Schaffett und Zucker beſtanden. Dieſer Akt währte indeſſen nicht lange; den Süßigkeiten folgten bald wieder die Pfeifen, die man uns in den Mund ſteckte; aufs neue ward Alles wieder zu Rauch, die Komplimente des Hausherrn mit einbegriffen. Dann brachte man in kleinen Taſſen lieblich duftenden Mokka-Kaffee ohne Zucker, worauf abermals das Rauchen an die Reihe kam, gefolgt von ſchlechtem und ſo ſtark verſüßtem Thee, daß er faſt Syrup geworden war. Damit ſchloß die Einleitung zur Mahlzeit. Nach einem kurzen Zwiſchenakt begann ein bedeutendes Eſſen, und woraus dieſes beſtand, ſoll in Nachfolgendem erklärt werden.

Wie Kameele beladen, traten Diener mit Broden herein, die ſo flach wie Eierkuchen waren und wovon ſie Jedem eine Portion reich-

Digitized by Google

ten, mit der man einen Menſchen eine ganze Woche lang hätte ſatt machen können. Die erſte Schüſſel beſtand aus Schafkäſe, Zwiebeln, Radieſern, wohlriechenden Kräutern u. ſ. w. Dann kamen verſchiedene Eierſpeiſen; Bosbaſchi, Suppen; Fiſſindshann, ſüßſaure Saucen aus Fleiſch, Mandeln, Roſinen u. ſ. w.; Kebab, gebratenes Fleiſch; Pilaw's, Reisſpeiſen mit Fleiſch, Roſinen, Saffran und Mandeln. Zum Beſchluß brachte man mehrere ganz und gar am Spieß gebratene Lämmer mit Köpfen und Füßen auf den Tiſch, was wegen der Aehnlichkeit eines ſolchergeſtalt gebratenen Lammes mit einer Katze eben nicht ſehr appetiterregend war. Auf unſerem Europäiſchen Tiſch zählte ich 99 Schüſſeln; ob dieſes eine ſymboliſche Zahl war, wie die 99 Benennungen Allah's, weiß ich nicht; man kann aber aus derſelben abnehmen, in welcher Menge und Mannigfaltigkeit Alles gereicht wurde. An Wein und Scherbet mangelte es nicht, und die Rechtgläubigen tranken oft genug aus Verſehen ſtatt des Scherbet Wein und wälzten alle Sünde auf uns Ungläubige.

Nach beendigter Mahlzeit und der gebräuchlichen Waſchung traten Muſikanten und Tänzer ins Zimmer. Die Inſtrumente, die unſer Ohr ergötzten, waren Surna's, eine Art von Violinen mit drei Saiten, dann eine Art von Zimbeln und Trommeln und Trompeten von allen möglichen Größen. Unter den Muſikanten befand ſich ein berühmter Sänger, Molla Kerim, ein Günſtling des verſtorbenen Feth Ali Schah; nachdem er gehörig getrunken, unterhielt er die Geſellſchaft mit luſtigen Geſängen, von denen einige an unſere National-Lieder erinnerten; ſie ſind aus Phraſen zuſammengeſetzt, von denen jede einzelne in ſich abgeſchloſſen iſt, die aber alle zuſammen genommen in keiner Verbindung mit einander ſtehen und keinen Kollektiv-Gedanken ausdrücken.

Zuletzt fiel es unſerem Wirth ein, uns mit Tänzen zu regaliren. Dieſe Idee war keine ſehr glückliche, weil der Perſiſche Tanz, anſtatt zu erheitern, nur Langeweile macht. Die Pantomime, der Hauptbeſtandtheil deſſelben, ermangelt aller Grazie und beſitzt nicht einmal jenen wilden Charakter, der uns in den Beluſtigungen ungebildeter Völker bisweilen intereſſant wird. Mir erſchienen dieſe Sprünge als eine Erniedrigung der Menſchheit. Nach beendigten Tänzen gaben alle Anweſende den Darſtellern einige Dukaten, und darauf ging die Geſellſchaft um Mitternacht aus einander, woraus man erſehen kann, daß die Mahlzeit mit allem Zubehör ganze fünf Stunden gedauert hatte.

Wer kein eigentlicher Kunſtkenner iſt, wird in den Aſiatiſchen Gebäuden nichts Anziehendes finden; man muß die Architektur genau kennen, um eine beſondere Art von Schönheit in dieſen Paläſten und Tempeln zu gewahren, die dem gewöhnlichen Beſchauer, der ſeine Begriffe auf die Formen beſchränkt, die er in ſeiner Heimath ſah, als höchſt geſchmackloſe Produkte erſcheinen. In dieſer Beziehung muß man den Palaſt des Schahs betrachten; hier ſieht man die Aſiatiſche Kunſt in ihrer höchſten Vollendung — für Eingeweihte, und als Mißgeburten — für diejenigen, die ſie nicht begreifen. Uebrigens läßt ſich nicht dagegen ſtreiten, daß die Aſiaten, namentlich die Perſer, es nicht verſtehen, das Innere ihrer Häuſer mit gleichem Schönheitsſinn in allen Theilen einzurichten und den Abſtand zwiſchen Luxus an einer Stelle und Schmutz an einer anderen zu fühlen. Dieſes Gemiſch von Reichthum und Armuth beleidigt ein an dergleichen Abwechſelungen nicht gewöhntes Auge. Als Beiſpiel dient der Saal, in welchem ſich der berühmte Pfauenthron, Tachtitaus, befindet. Dieſen Thron ſoll Nadir-Schah auf einem ſeiner Züge nach Indien von dort mitgebracht haben; er iſt ganz mit Goldblech beſchlagen und dergeſtalt mit Diamanten, Smaragden und Amethyſten beſäet, daß ſein Werth ſich gar nicht ſchätzen läßt; die Teppiche in dieſem Saal ſind prachtvoll und noch außerdem an den Seiten mit koſtbaren Shawls bedeckt. Man werfe aber nur einen Blick auf die Thüren — kaum halten ſie ſich in ihren Angeln, und die zu dieſem Saal führende Treppe — ſie iſt ſchief und will zuſammenfallen. Einer der Säle im Palaſt iſt ſeltſam möblirt; die ganze Diele iſt von Porzellan- und Glasgefäßen bedeckt, die von Europäern geſchenkt wurden; Theekannen, Taſſen, Karaffen, Kaffeekannen, Saucièren ſtehen bunt durch einander da; man hat nur leere Stellen zum Durchgehen und einen kleinen Raum noch gelaſſen, wo Feth Ali Schah ſaß, um Beſuch zu empfangen. Der Speiſeſaal für den Sommer iſt ſehr fein ausgedacht: an der Decke iſt ein ungeheurer aus Leinwand genähter Fächer angebracht, der durch Stricke von zwei Dienern in Bewegung geſetzt wird; der dadurch erzeugte Luftzug erfriſcht das Zimmer.

Die für Tadſchl Do Uletſchei, die vornehmſte Gemahlin Feth Ali Schah's, beſtimmte Abtheilung des Palaſtes wird in Teheran für das ſchönſte Werk in der Welt gehalten. Sie iſt auch in der That gar nicht übel.

Doch es iſt Zeit, wieder zum neuen Schah zurückzukehren. Seine Erholung vom Marſch und vom Ceremoniell war nicht die ungeſtörteſte, und im Schlaf ſogar beunruhigte den Beſitzer der Reſidenz der Ungehorſam der Beſitzer von Maſanderan und Schiras, von denen Jeder ſich Schah und geſetzmäßiger Erbe des Thrones von Iran nannte. Mulk-Ara indeſſen, der Schah von Maſanderan, ließ nicht lange auf ſich warten; er zog in Erwägung, daß ſeine Macht ſich mit der Muhamed-Schah's nicht meſſen könne, und beſchloß daher, ein zu Nichts führendes Blutvergießen, vergebliche Koſten und ſeinen faſt unvermeidlich ſcheinenden Untergang ſich zu erſparen und das Knie vor dem Sohne Abbas Mirſa's zu beugen. Mulk-Ara, ſeinen ehrgeizigen Plänen entſagend, erſchien in Teheran mit tiefen Verneigungen vor Sr. Hoheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſich unſchuldig und unwiſſend anſtellte. Des Vergangenen mit keiner Silbe erwähnend, nannte er ſich den allerunterthänigſten Sklaven „des Königs der Könige“, und Muhamed-Schah ſtellte ſich, als glaube er ſeinen Worten. Man ſagte zugleich, daß Mulk-Ara zum Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit dem Schah eine Menge koſtbarer Geſchenke überreicht habe.

Selli-Sultan, der geſtürzte Schah von Teheran, und ſein Weſir ſaßen unterdeſſen in Gefangenſchaft. Der Kaimakam, Mirſa Abul Kaſſim, benutzte dieſe Zeit. Da Niemand den wahren Belauf der Kaſſe des verſtorbenen Schahs kannte, ſo verhörte der Kaimakam den Weſir Selli's, ob er die Gelder Feth Ali Schah's nicht mit ſeinem Gebieter getheilt und wo er ſie verborgen habe? Der alte Weſir ſchwur auf das Heiligſte, daß nur eine Kleinigkeit gefunden und dieſe unter verſchiedene Perſonen vertheilt worden ſey. — „Wer ſind dieſe Perſonen?“ — „Die und die.“ — „Gut.“ — Alle dieſe Leute wurden vorgefordert und ſollten die von dem temporairen Monarchen empfangenen Summen zurückzahlen. Einige thaten es ohne Umſtände, Andere wurden dazu gezwungen. Die Sache ſchien abgemacht; aber der alte Fuchs, der Kaimakam, ſelbſt von hinterliſtigem Charakter, glaubte nicht, daß der Weſir ihm die ganze Wahrheit geſagt habe. Keine Schwüre und Betheurungen vermochten ihn davon zu überzeugen, und er ſchritt zur Folter. In den Dezember- und Januar-Nächten, wo die Kälte in Teheran bis auf neun und mehr Grade ſteigt, ließ er den unglücklichen Weſir auf den Hof führen und mit kaltem Waſſer begießen, um das gewünſchte Geſtändniß zu erlangen. Das Reſultat dieſes Waſſer-Verhörs iſt mir nicht bekannt geworden.

Während dieſe Marter-Scenen vor dem Gefängniß Selli-Sultan's ſtattfanden, nahte die Zeit der Krönung Muhamed-Schah's. Der dazu beſtimmte Tag wurde mehreremal angeſetzt und wieder verlegt. Endlich erfuhr Selli-Sultan, der in ſtrenger Haft ſaß und nur die Erlaubniß hatte, im inneren rings von hohen Mauern umgebenen Hofe freie Luft zu ſchöpfen, daß ſein Neffe am 19. Januar gekrönt werden ſolle. Die Gefängnißluft hatte ihn ſeine ſechswöchentliche Regierung, ſeinen Haß gegen den Nebenbuhler vergeſſen gemacht, und der ſtolze Ehrſüchtige ward plötzlich ein niedriger Schmeichler. Er erbat ſich von Muhamed-Schah als eine Gnade, als eine Glückſeligkeit, die Erlaubniß, der Krönung mit beiwohnen zu dürfen. Den Schah ſetzte dieſe Bitte Selli-Sultan's in Erſtaunen; er konnte nicht begreifen, welchen Genuß dieſer Mann in ſeiner Erniedrigung finden konnte. Indeſſen ward ihm die Erlaubniß ertheilt.

Die Krönung des Schahs fand im großen Palaſt, in dem ſehr großen Thronſaale mit dem nämlichen Ceremoniell ſtatt, wie bei dem Lever in Nigariſtan, nur mit dem Unterſchiede, daß das Publikum viel zahlreicher war. Während derſelben wurden beſtändig Kanonen gelöſt, und Selli-Sultan ſah en amateur zu, wie die ſeinem Haupte entriſſene Krone ſeinem Feinde aufgeſetzt wurde. Die traurigſte Figur in der ganzen Verſammlung ſpielend, ſtand er in der größten Seelenruhe da, ohne ſogar von der Verachtung Notiz zu nehmen, die ſich auf den Geſichtern aller Anweſenden ausſprach; ſein Antlitz zeigte nichts als vollkommene Ergebenheit für den, der auf ſeinem Throne ſaß.

Die Krönung Muhamed's ward durch einige Gnadenbezeugungen bezeichnet — durch Ertheilung von Gewändern, Säbeln, Löwen- und Sonnen-Orden, Ehrenämtern u. ſ. w. Aber eine Frage blieb noch unentſchieden: was wird Schiras, die reichſte und blühendſte Provinz Perſiens, dazu ſagen, und welches ſind die Geſinnungen ihrer Verwalter Huſſein Ali Mirſa und Haſſan Ali Mirſa, Söhne Feth Ali Schah's? Von dort hatte man keine erfreuliche Berichte: die ungeregelten Verhältniſſe zwiſchen Teheran, Ispahan und Schiras dauerten noch immer fort; die Bachtiaren und Schachſewenen plünderten nach wie vor Reiſende und Karawanen. Alle ſchriftliche und mündliche Ermahnungen von Seiten Muhamed-Schah's an die Verwalter von Schiras führten zu nichts; man mußte zu wirkſameren Mitteln ſchreiten, Truppen ſenden und die Unterwerfung mit Gewalt erzwingen. Wem ſollte das Kommando der aktiven Armee übertragen werden? Verſteht ſich, dem Sir Henry Bethune! Sir Henry hüllte ſich in ſeinen Kriegesſchmuck, zog ſeine Kanonen-Stiefeln mit goldenen Sporen und ſeine Küraſſier-Handſchuhe an, ſetzte ſeinen Hut mit bunten Federn auf, beſtieg ſein Roß und führte ſein unbeſiegtes Heer zu Sieg und Ruhm. Für den Fall eines glücklichen Erfolges begleitete ihn der Eunuch Manutſchar-Chan mit dem Auftrage, nach Unterwerfung der Prinzen Huſſein und Haſſan die Verwaltung von Schiras zu übernehmen. Huſſein fürchtete man nicht ſehr: er hatte den Ruf eines unbedeutenden und charakterloſen Menſchen; aber Haſſan war ein mächtiger und gefährlicher Gegner.

Nord-Amerika.

Red-Jacket, der Indianer-Häuptling.*)

Der unter dem Beinamen Red-Jacket (Rothjacke) bekannte und berühmte Häuptling des Stammes der Seneca's war ein beſtändiger Feind der Europäer. Seine Nation war ſeine Gottheit; für ihren Ruhm und ihre Selbſtſtändigkeit zeigte er ſich immer thätig. Er haßte die chriſtlichen Miſſionaire, weil er ſtets geheime Anſchläge auf das Land und die Unabhängigkeit der Seneca's fürchtete. Er fühlte zugleich, daß derſelbe ausländiſche Einfluß, welcher dahin abzweckte, ſeinen herumziehenden Stamm an civiliſirte Sitten zu gewöhnen, ſein ganzes politiſches Syſtem nothwendig umgeſtalten müßte; und hoffte demnächſt, ſeinen Stamm dadurch unverſehrt zu erhalten, daß er die Indianer von den Weißen abgeſondert hielt, während die Miſſionaire vielmehr eine Amalgamirung und religiöſe Vereinigung beider Theile erſtrebten. Während man dem Heidenthum entgegenarbeitete, untergrub man die Nationalität des Stammes. In der Wildniß, fern von den weißen Männern, durften die Indianer dem Wilde nachjagen und ein ſelbſtſtändiges Volk bleiben; allein das Gebiet, das man ihnen ließ, war kleiner, als die kleinſte Grafſchaft in New-York. Dabei waren ſie von einer wachſenden weißen Bevölkerung umgeben, die es ſehnlich nach ihrem Ländchen gelüſtete, und die ihrem Jagdrevier enge Gränzen ſetzte, indem ſie das Ackerland bis zu der Demarcations-Linie ausdehnte.

*) Aus dem kürzlich erſchienenen Werke History of the Indian Tribes of North-America (Geſchichte der Indianer-Stämme Nord-Amerika's). Von Thomas Mackenney. London. Erſter Band.

Digitized by Google

Hirſche, Büffel und Elenthiere waren verſchwunden. Dem Syſteme Red-Jacket's gemäß, hätte ſein Volk ihnen nachziehen ſollen; gleichwohl blieb er, aber er weigerte ſich, die Inſtitutionen und Beſchäftigungen anzunehmen, die allein noch ſeinen Stamm vor einer frühen und ſchmählichen Ausrottung bewahren konnten.

Man muß aber auch geſtehen, daß die Miſſionaire ihrem Berufe nicht immer gewachſen ſind: es fehlt ihnen oft eben ſo an Talent, als an Kenntniſſen, oder ſie zeigen einen übel berechneten, an Fanatismus gränzenden Eifer. Der Landesſprachen unkundig und genöthigt, auf Dolmetſcher ſich zu verlaſſen, die vom Chriſtenthum nichts wußten, brachten ſie ihren Zuhörern nur allzu oft ganz andere Eindrücke bei, als ihre Abſicht geweſen war. „Was habt Ihr ihnen denn geſagt?“ fragte ein Miſſionair den Dolmetſcher, der ſeine Rede eben überſetzt hatte. — „„Ich ſagte ihnen, Ihr hättet von dem Großen Geiſte eine Botſchaft an ſie.““ — „Das war nicht der Inhalt meiner Predigt“, verſetzte der Miſſionair im Tone des Unwillens; „ſagt ihnen, ich ſey gekommen, um den einzigen wahren Gott und ein künftiges Leben zu verkünden!“ Der Dolmetſcher gehorchte. „Nun, was habt Ihr jetzt geſagt?“ — „„Ich habe geſagt, daß Ihr ihnen von Manito und dem Lande der Geiſter etwas erzählen wollt.““ Der Prediger wußte vor Aerger nicht mehr, was er entgegnen ſollte, und gewiß hat noch mancher Miſſionair mit ſeinen ſalbungsvollen Ermahnungen ein ähnliches Schickſal.

Es giebt aber noch eine andere Urſache, die den Europäiſchen Civiliſirungs-Plänen hemmend entgegentritt: die Gränzen werden beſtändig von einer Art Abenteurern heimgeſucht, deren Projekte durch die Unwiſſenheit der Indianer am beſten gefördert werden; dieſe Leute laſſen ſich's eifrig angelegen ſeyn, diejenigen in Mißkredit zu bringen, welche an der Wohlfahrt des unglücklichen Stammes arbeiten wollen.

Der Stamm der Seneca's zerfiel mit der Zeit in zwei Parteien, die chriſtliche und die heidniſche. Im Jahre 1827 waren die Chriſten zahlreicher; und Red-Jacket wurde durch Raths-Beſchluß ſeiner Würde als Häuptling, die er ſeit dem Siege über Corn-Plant bekleidet, förmlich verluſtig erklärt. Dieſe Entſcheidung kränkte ihn tief, und er reiſte nach Waſhington, um bei dem Großen Vater (dem Präſidenten) darüber Klage zu führen. In Waſhington wendete er ſich zuerſt an den Oberſten Mackenney, der das Büreau der Indianiſchen Angelegenheiten leitete. Dieſer Beamte war durch ſeinen Agenten von Allem, was unter den Seneca's ſich zugetragen, wohl unterrichtet. Nach dem gewöhnlichen Händedruck hob Red-Jacket alſo an: „Ich habe meinem Vater Etwas zu ſagen.“ — „„Und ich““, antwortete der Oberſt, „„habe Dir auch Etwas zu ſagen; dies will ich zuerſt thun und alsdann Dich anhören.““ Der Oberſt erzählte nun Alles, was zwiſchen beiden Theilen ſich ereignet hatte, und vergaß dabei keinen der einzelnen Umſtände, durch deren Zuſammenwirken die offene Feindſchaft entſtanden war. Er ſuchte den Red-Jacket zu überzeugen, daß Nachgiebigkeit und Duldſamkeit von ſeiner Seite ihm die Würde und Macht eines Häuptlings geſichert haben würden. Als Mackenney ſeine Rede ſchloß, wendete ſich Red-Jacket, deſſen ſcharfer und forſchender Blick die ganze Zeit über auf dem Sprecher geruht, gegen den Dolmetſcher und ſagte, mit dem Finger nach den Wohnſitzen ſeines Volkes deutend: „Unſer Vater hat ein langes Auge bekommen!“ Dann ſchritt er zur Vertheidigung ſeiner Handlungsweiſe und leerte die Schale ſeines Grimmes auf die Schwarzröcke (Miſſionaire) aus.

Man kam endlich überein, daß Red-Jacket nach Hauſe gehen und in einer zu dieſem Zwecke berufenen Verſammlung erklären ſolle, er wolle die Streitart vergraben und ſeinen chriſtlichen Stammesgenoſſen die Ausübung ihrer Religion nicht verwehren. Er that dies, indem er zugleich für ſich und einige Gleichgeſinnte um das Privilegium nachſuchte, dem Glauben der Väter treu bleiben zu dürfen. In Folge dieſer Erklärung wählte man ihn einmüthig wieder zum Häuptling, und er behielt dieſe Würde bis an ſeinen bald nachher erfolgten Tod.

Was dieſen ausgezeichneten Wilden hauptſächlich gegen das Chriſtenthum einnahm, war die moraliſche Verworfenheit ſo vieler Weißen in ſeiner Nachbarſchaft. Einſt beantwortete er einen Vorſchlag zur Gründung einer Miſſion bei ſeinen Stammesgenoſſen mit folgenden merkwürdigen Worten: „Eure Rede iſt ſchön und gut; Ich aber gebe Euch dieſen Rath: geht und verſucht einmal Euer Bekehrungswerk ein Jahr lang in der Stadt Buffalo; die Weißen dort bedürfen der Schwarzröcke mehr als wir. Iſt es Euch nach Ablauf eines Jahres gelungen, ſie beſſer zu machen, dann kommt und predigt auch hier; es ſoll Euch unverwehrt ſeyn.“

Ein Reiſender, der den Red-Jacket im Jahre 1820 ſah, beſchreibt ihn als einen Mann von ungefähr ſechzig Jahren. Sein Wuchs war nicht hoch, aber ſeine Haltung gerade; er hatte eine edle Geſichtsbildung, ein ſchönes Auge und eine hohe gewölbte Stirn. Sein Anzug beſtand aus einem blauen Jagdhemde, blauen Strümpfen, ſehr zierlichen Moccaſin's, einer rothen Jacke und einem Gürtel von derſelben Farbe. Die erſte Frage, die er an den erwähnten Reiſenden richtete, war: „Seyd Ihr ein Spekulant, ein Sheriff, oder ein Schwarzrock?“ Als dieſer ihm bemerkt hatte, er käme nur, um ſeine Bekanntſchaft zu machen, wurde Red-Jacket zutraulich und eröffnete ihm ſeine Gedanken über allerlei Dinge mit großer Offenheit. Er ſagte unter Anderem: „Ich bezweifle nicht, daß das Chriſtenthum für die Weißen gut ſeyn mag; aber die rothfarbigen Leute ſind eine andere Race und bedürfen einer anderen Religion. Ich glaube gern, daß Jeſus Chriſtus ein wackerer Mann geweſen, und daß ſeine weißen Mörder die Höllenſtrafe verdienen; aber die rothen Leute ſind an dieſem Verbrechen ganz unſchuldig geweſen. Der Erlöſer iſt nicht uns geſchickt worden, die Bibel eben ſo wenig, und die Büßung der Sünden iſt nicht für uns geſchehen. Hätte der Große Geiſt auch die rothen Leute zu Chriſten erkoren, ſo würde er ihnen, wie den Weißen, eine Offenbarung gemacht haben; nun aber dies nicht geſchehen iſt, ſieht man deutlich, daß er ſie beim Glauben ihrer Väter laſſen wollte.“

Red-Jacket bemühte ſich, ſo lang er lebte, vergebens, die Unabhängigkeit ſeines Stammes zu erhalten. Seine Grundſätze und Meinungen blieben bis zum letzten Athemzuge unerſchüttert, ſeine Geiſteskräfte ungeſchwächt. Wie alle Indianer, liebte er berauſchende Getränke, denen er bei mancher Gelegenheit ſogar übermäßig zuſprach, obſchon er im Ganzen ſehr einfach und enthaltſam lebte. Seinen Tod fühlte er ein paar Monate vorher, und er ſpielte oft mit der Ruhe eines Weiſen darauf an. Er beſuchte alle ſeine liebſten Freunde, Einen um den Anderen, in ihren Hütten und unterhielt ſich mit ihnen auf die eindringlichſte und rührendſte Art von dem Zuſtande ſeines Volkes. „Bald werde ich Euch verlaſſen“, ſprach er; „wenn ich todt bin und Ihr meine Warnungen nicht mehr hört, ſo werden die weißen Männer mit ihrer Liſt und Habſucht obſiegen. Viele Winter hindurch habe ich dem Sturme Trotz geboten; aber nun bin ich ein alter Baum, der nicht ferner ſtehen kann. Meine Blätter ſind abgefallen, meine Zweige verwittert, und jedes Lüftchen ſchüttelt mich. Bald wird mein alter Stamm daniederliegen und der Fuß unſerer triumphirenden Feinde keck darauf treten; denn ich hinterlaſſe Keinen, der einen ſolchen Schimpf von uns abwehren könnte. Glaubet nicht, daß ich um meinetwillen bekümmert bin; ich gehe zu den Geiſtern meiner Väter, wo kein drückendes Alter mehr iſt; aber mein Herz blutet, wenn ich meines Volkes gedenke, das bald nach allen Richtungen zerſtreut und auf immer vergeſſen ſeyn wird.“ Dann gab er genaue Anweiſung, wie man über ſeine häuslichen Angelegenheiten verfügen und ihn beerdigen ſolle. Seinen letzten Willen in Betreff der Beerdigung wiederholte er auf ſeinem Sterbelager. „Begrabt mich“, ſagte er, „an der Seite meines Weibes und ſorgt dafür, daß die Leichenfeier dem Herkommen unſeres Volkes angemeſſen ſey. Hüllt mich in ein Gewand, wie es meine Väter trugen, damit ihre Geiſter ſich freuen, wenn ich komme. Laßt ja durch keine Weißen mein Grab machen; geſtattet nicht, daß ſie mich bis ins Grab verfolgen!“ Er ſtarb am 20. Januar 1830. Mit ihm verloren die Seneca's die letzte Stütze ihrer Nationalität.

Der in der Gegend reſidirende Miſſionair nahm Red-Jacket's Leichnam und ließ ihn chriſtlich beſtatten — ein Verfahren, durch welches er hinlänglich bewies, daß er weder den Willen eines Sterbenden zu ehren, noch die Gefühle der Indianer, die bei der Feierlichkeit unthätige Zuſchauer ſeyn mußten, zu ſchonen verſtand. So früh ſchon trat der Fuß der weißen Männer auf den Staub des großen Häuptlings, wie er ſelber mit prophetiſchem Geiſte vorhergeſagt hatte!

Mannigfaltiges.

— Chateaubriand. Der Ruſſiſche General-Lieutenant Michailewsky-Danilewsky erzählt in ſeinen intereſſanten Memoiren aus der Zeit des Wiener Kongreſſes und der beiden Feldzüge in Frankreich*) folgende zur Charakteriſirung des genannten Franzöſiſchen Schriftſtellers beſonders geeignete Anekdote: „Als ſich der Kaiſer Alexander im Jahre 1814 in Paris befand, war das Sprechzimmer des Kaiſerlichen Generalſtabs-Chefs täglich von Leuten angefüllt, die Geſuche an den Kaiſer zu richten hatten. Unter denſelben befand ſich auch ein Mann, der, indem er zu mir heranteat, die Vermuthung gegen mich ausſprach, daß mir vielleicht ſein Name nicht ganz unbekannt ſeyn dürfte. Es war der berühmte Chateaubriand. Er ſetzte mir den Gegenſtand auseinander, der ihn eigentlich hergeführt habe, und ſchloß ſeinen Vortrag mit der Bitte, daß ich ihm doch aus Rückſicht auf ſeine unbegränzte Ergebenheit für den Kaiſer ein Andenken an denſelben auswirken möchte. Ich bat den Herrn Vicomte, ſich darüber etwas deutlicher zu expliziren, und nach vielerlei Redensarten und Wendungen betheuerte er endlich: „La moindre décoration russe me rendra heureux.“

— Theater im Elſaß. Die ſogenannte feine Welt in Straßburg, Colmar und Mühlhauſen geht zwar vorzugsweiſe ins Theater, wenn Franzöſiſch geſpielt wird, aber gedrängt voll und von lebendiger Theilnahme an den Vorſtellungen durchdrungen iſt der Schauplatz nur dann, wenn die Deutſchen Schauſpieler hinkommen. Luſt und Leben athmen wir ja nur mit der Mutterſprache ſo recht in vollen Zügen, und noch iſt keine Ausſicht vorhanden, daß die ehrlichen Elſaſſer ihr kräftiges Deutſch als Mutterſprache aufgeben. Im Winter laſſen ſich die Straßburger von einer Franzöſiſchen Truppe unterhalten, aber nach Oſtern hält die Deutſche Schauſpieler-Geſellſchaft des Herrn Hehl aus Baſel ihren Einzug, und dieſe macht dann in der dem Theater ungünſtigeren Jahreszeit in der Regel viel größere Einnahmen, als ihre Vorgängerin. Den meiſten Zulauf haben die Opern und die Wiener Lokal-Poſſen, deren Witze häufig aus dem Oeſterreichiſchen in den Elſaſſiſchen Dialekt überſetzt werden. Weniger Anklang findet das höhere Drama, das eben ausſchließlicher an die gebildeten Stände ſich richtet, die jedoch mitunter läppiſch genug ſind, ſich ihrer Deutſchen Abkunft zu ſchämen, und daher auch oft von der Deutſchen Literatur weniger wiſſen, als die Franzöſiſchen Franzoſen, ihre Halbbrüder in Paris. In Mühlhauſen, wo Herr Hehl mit ſeinem ziemlich ſtarken Perſonale ebenfalls einige Vorſtellungen gegeben, haben beſonders Beethoven's „Fidelio“ und „des Adlers Horſt“ (von Gläſer) ſehr gefallen. Aber auch ſelbſt die Auber'ſchen, Boieldieu'ſchen und andere Pariſer Opern hört man dort von den Deutſchen Sängern und ihren kräftigen Chören viel lieber, als von den ſchwachen Stimmchen der Franzoſen.

*) Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815. Von dem ehemaligen Flügel-Adjutanten des Kaiſers Alexander, A. Michailowsky-Danilewsky, General-Lieutenant und Mitglied des Senats. — In Riga und Dorpat ſind von dieſem Werke Deutſche Ueberſetzungen angekündigt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 50. Berlin, Mittwoch den 26. April 1837.

Italien.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

1) Wer ein literariſches Werk beurtheilen will, hat die Elemente zur Begründung ſeines Urtheils in dem Werke ſelbſt, nicht außer demſelben zu ſuchen. Auf drei Punkte, meine ich, kommt es hierbei an. Es fragt ſich nämlich: was hat der Autor beabſichtigt? hat er etwas Vernünftiges beabſichtigt? endlich, hat er ſeine Abſicht erreicht? Wer ſich über dieſe Vorfragen hinwegſetzt und über jedes Produkt nach Regeln aburtheilen will, deren Richtigkeit und Allgemeingültigkeit keinesweges feſtſteht, ja vielleicht geradezu beſtritten wird — nun, der ſetzt ſich der Gefahr aus, verkehrt zu urtheilen, was ſich übrigens unter dem Monde häufig ereignet und Gottlob nicht viel zu ſagen hat.

2) Die Menſchen haben mancherlei Mittel erfunden, einander das Leben ſchwer zu machen, und eines der ſcharfſinnigſten beſteht darin, daß man über jeden beliebigen Gegenſtand zweierlei Behauptungen ausgeſonnen hat, die einander ſchnurſtracks zuwider laufen und gleichwohl beide für unfehlbar gelten ſollen. Dergleichen hört man, wo von den größten, wichtigſten Intereſſen und Fragen die Rede iſt; kein Wunder, wenn auch bei Gelegenheit einer ſo unbedeutenden Sache, wie die Poeſie, ſolcherlei Maximen fleißig aufgetiſcht werden und der Dichter den ſchwer zu befolgenden Rath vernimmt: „Sey originell, aber nimm Dir bei Leibe nichts heraus, wovon ſich bei den großen Dichtern der Vorzeit kein Beiſpiel findet.“ Dergleichen Vorſchriften dienen nur dazu, dem Poeten ſeine Kunſt ohne Noth mühſelig zu machen, und ſchneiden ihm alle Ausſicht und Möglichkeit ab, ſich über die Idee und Ausführung ſeines Werkes zu rechtfertigen, — eine Rechtfertigung, die ſchon ohnedies genug erſchwert wird durch die Geneigtheit des Publikums, ſich über Einen, der ſich um ſeiner Verſe willen der Haut wehrt, luſtig zu machen.

3) Wer an einer verkehrten Meinung feſthält, bedient ſich zu ihrer Darlegung in der Regel umwundener Phraſen und Metaphern, die wahr oder falſch ſeyn können, je nachdem man ſie nimmt und anwendet. Der klare und beſtimmte Ausdruck würde die Irrthümer und Widerſprüche aus ihrem Verſtecke treiben. Man hat in ſolchem Falle, um die Unwahrheit einer Meinung oder Behauptung aufzudecken, nur auf den Punkt hinzuweiſen, wo jene Ambiguität zum Vorſchein kommt.

4) Eine Behauptung aufſtellen, die mit den begründeten oder für begründet geltenden Anſichten der angeſehenſten Männer im Widerſpruche ſteht, ohne zugleich ſeine eigenen Gründe beizubringen, iſt immer mißlich; mindeſtens muß man verſprechen, dieſe nachträglich zu geben.

5) An einem umfaſſenden, bedeutenden, inhaltsreichen Werke die Fehler nachweiſen, die man darin entdeckt zu haben glaubt, das Vorzügliche aber und Werthvolle darin mit Stillſchweigen übergehen — ein ſolches Verfahren iſt vielleicht ſtreng genommen nicht ungerecht, aber ganz gewiß unbillig; es iſt auch nicht human. Man ſoll an einer Sache, die mehrere Seiten hat, nie bloß die ungünſtige hervorheben.

6) Nicht allein der Anſtand, ſondern auch Religion und Gewiſſen machen es zur Pflicht, wo ein Streit unvermeidlich iſt, ihn nicht auf liebloſe Weiſe zu führen, ſich jeder niedrigen Waffe und jeder Verletzung des Zartgefühls auch im Eifer des Kampfes zu enthalten.

7) Nie fühlt man ſich zur Verfechtung der eigenen Meinungen, zur Darlegung der eigenen Anſichten lebhafter angeſpornt, als wenn man fremde, entgegengeſetzte mit Geiſt, Anſtand und Anmuth vortragen, mit Sachkenntniß und dem Ausdrucke tiefer Ueberzeugung durchführen hört.

8) Nur die Unwahrheit iſt frivol, und zwar in jeder Bedeutung des Wortes.

9) Der rhetoriſche Stil, wie er von den Meiſten verſtanden und geübt wird, führt nicht geringe Nachtheile mit ſich und verleitet zu ſchweren Verſündigungen gegen Logik und Moral. Einer der häufigſten dabei vorkommenden und am meiſten auffallenden Fehler beſteht darin, daß man das Gute oder Böſe an einer Sache mit Uebertreibung hervorhebt und den Gegenſtand aus ſeinen natürlichen Beziehungen und Verbindungen herausreißt; dabei kommt, wenn auch nicht gelogen wird, immer ein großer Theil der Wahrheit zu kurz. Aus einem Komplex von Wahrheiten Eine willkürlich und auf Koſten der übrigen geltend machen, heißt den ganzen Komplex entſtellen oder gar zu Grunde richten, wobei denn diejenige, welche der Redner unter ſeine Protection genommen, mit verloren geht. Gleichwohl ſchenken Viele ſolchen rhetoriſchen Kunſtſtücken Beifall und preiſen als Kraft und Energie des Geiſtes, was im Grunde nichts Anderes iſt als Schwäche, Einſeitigkeit, Unfähigkeit, einen Gegenſtand von allen Seiten und Beziehungen mit einem Blicke zu überſchauen.

10) Populair ſollte nur heißen, was dem Volke zur Belehrung und Beſſerung, nicht, was ſeinen Leidenſchaften und Vorurtheilen zur Nahrung dient.

11) Wer uns in Zweifeln aufhält, macht uns Pein; wer uns im Klaren aufhält, macht uns gleichfalls Pein — nur pflegen wir die letztere Langeweile zu nennen.

12) Was einem ſyſtematiſch gewöhnten Geiſte fehlerhaft erſcheint, braucht es darum noch nicht zu ſeyn; andere Augen ſehen anders.

13) Wir haben ein natürliches Intereſſe daran, gewiſſe Dinge in Ehren zu halten. Wenn nun Jemand gerade deswegen geneigt iſt, alles Schlimme zu glauben, was man jenen Dingen nachſagt — beweiſt er dadurch ſeine Unparteilichkeit? ich denke, ganz was Anderes.

14) Läßt ſich ein vergleichendes Urtheil über zuſammengeſetzte, umfaſſende Gegenſtände in Worten kurz und einfach ausdrücken, ſo muß es deſto ſorgfältiger und vorſichtiger geprüft werden. Denn, was ſich ſo einfach verhält, das ſind nicht die Dinge ſelbſt, ſondern es ſind nur unſere Gedanken über die Dinge.

15) Es läßt ſich gar nicht ſagen, wie groß die Autorität eines Gelehrten von Profeſſion bei ſeinen Zuhörern iſt, wenn er ihnen demonſtrirt, was ſie ſelber ſchon zu wiſſen glauben.

England.

Hallam's Europäiſche Literaturgeſchichte.

Henry Hallam hat ſich durch ſeine größeren Geſchichtswerke bereits vielfache Verdienſte um die Engliſche Literatur erworben. Sein Werk über das Mittelalter hat gewiſſermaßen Licht und Ordnung in dieſes bis dahin mit großer Unkenntniß behandelte Gebiet der Engliſchen Geſchichtſchreibung gebracht. Die Britiſchen Hiſtoriker des achtzehnten Jahrhunderts ſind mit der „Barbarei“ des Mittelalters recht eigentlich barbariſch umgeſprungen; Hallam gab zuerſt das Beiſpiel einer Darſtellung, wie ſie eines wiſſenſchaftlichen Zeitalters würdig war. Sein zweites großes Werk, die Verfaſſungsgeſchichte von England, hat die weſentlichſten Schwierigkeiten aufgehellt, an denen bisher jeder Verſuch zur genauen und ſicheren Feſtſtellung des Urſprunges der Britiſchen Verfaſſungs-Elemente geſcheitert war. Ganz kürzlich hat er nun ein drittes Werk herausgegeben, und zwar von eben ſo wichtigem und noch umfaſſenderem Inhalte, als die beiden vorigen, ſeine „Einleitung zur Europäiſchen Literaturgeſchichte des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts“ *) — alſo eine Darſtellung der raſchen und glänzenden Entwickelung, wodurch die Europäiſche Menſchheit ſich aus den Feſſeln der Sklaverei und aus der Nacht des Aberglaubens zu der Höhe ihres gegenwärtigen weltbeherrſchenden und welterleuchtenden Standpunktes erhoben hat. Herr Hallam iſt durch Geiſt und Gelehrſamkeit ganz der Mann für eine ſolche Aufgabe, fleißig, ſorgfältig, gewiſſenhaft, ſtreng unparteiiſch. In ſeiner Vortragsweiſe und ſeinem Urtheile iſt etwas Grundehrliches, wozu der Leſer auf der Stelle Vertrauen gewinnt; mit Einem Worte, Herr Hallam iſt auf dem beſten Wege, für das Publikum ſeiner Zeitgenoſſen eine Autorität zu werden, auf deren Zeugniß in hiſtoriſchen Dingen man ſich beinahe inſtinktmäßig verläßt. Sogar wo politiſche Beziehungen und Neigungen ins Spiel kommen, weiß unſer Autor — obwohl ein eifriger Whig und, wo es über Feudalweſen und Biſchöfe zu Gericht geht, ungezügelt in ſeinem Redefluß — die Tugend der hiſtoriſchen Unparteilichkeit zu wahren und ſeinen ſchärfſten Eifer zu löblicher Mäßigung herabzuſtimmen. Daß er anderen und vornehmlich Deutſchen Forſchungen bei ſeinem Werke viel zu verdanken hat, giebt Herr Hallam bei jeder Gelegenheit zu, und gewiſſenhaft giebt er auch immer die Quelle an, aus der er geſchöpft hat.

Der vorliegende erſte Band des Werkes beginnt mit einem kurzgefaßten, aber ſehr praktiſchen catalogue raisonné der hauptſächlichſten Sammelwerke über Europäiſche Literaturen. Dann wird die Geſchichte der Kämpfe und Beſtrebungen, durch welche die Intelligenz ſich von den Feſſeln der Unwiſſenheit und von der kirchlichen Bevormundung losgerungen hat, im 13ten Jahrhundert aufgenommen und mit lehrreichem Eingehen auf die merkwürdigſten und anziehendſten Umſtände und Einzelnheiten bis in das 16te Jahrhundert herabgeführt. Mit dem Jahre 1550 ſchließt dieſer erſte Band ab. Für eine kritiſche Würdigung der Vorzüge oder Irrthümer in einem ſo großartigen und ausführlichen

*) Introduction to the Literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries. By Henry Hallam. Vol. I. London, Murray.

Digitized by Google

Werke iſt hier nicht der Ort; wir können nur aus dem Inhalte ſelbſt nachſtehende Andeutungen über gewiſſe, allgemein intereſſante Gegenſtände entlehnen.

Bekanntlich hat die Beſitznahme der Provinzen des Römiſchen Reiches durch die nordiſch-Germaniſchen Stämme eine völlige Neugeſtaltung der Idiome in den verſchiedenen Ländern zur Folge gehabt. Das alte Lateiniſche, die herrſchende Sprache des Weltreiches, verlor ſich nach deſſen Sturz im Munde der Völker, und an ihrer Stelle entſtand allmälig eine jüngere Generation Lateiniſcher Tochterſprachen, jede mit ihrem nationalen Gepräge, jede mit eigenthümlichen Vorzügen und Schönheiten ausgeſtattet, jede reich und geſchickt in Ausdrücken und Wendungen für alle Bedürfniſſe und Verhältniſſe menſchlicher Rede, jede endlich die Mutter einer neuen Literatur. Der Anfang des 15ten Jahrhunderts iſt die Zeit, wo alle dieſe Sprachen völlig konſolidirt erſcheinen, in der Form und dem Charakter, worin ihre Entwickelung bis auf den heutigen Tag fortgeſchritten iſt. Um dieſe Zeit hatte das weſtliche Europa ſeine fünf wohlunterſchiedenen Hauptſprachen: das Franzöſiſche, Spaniſche, Italiäniſche, Engliſche und Deutſche; auf einigen Punkten der Pyrenäiſchen Halbinſel war noch der Baskiſche Dialekt und das Arabiſche herrſchend. Frankreich, welches in allen Dingen, wo es auf Geiſteslebendigkeit und Thätigkeit ankommt, von jeher den anderen Völkern vorauseilte, aber freilich ſich hernach in manchen Stücken wieder überholen ließ, Frankreich hatte damals unſtreitig die größte Zahl und Mannigfaltigkeit an Schriftſtellern aufzuweiſen; Italien hingegen, damals das höchſt civiliſirte Land, dicht bevölkert, voll Reichthum, voll kriegeriſcher und gelehrter Männer, beſaß bei weitem die vollkommenſte Literatur, die ſchönſten und anmuthigſten Erzeugniſſe der Dichtkunſt; ihm entlehnten dann die übrigen alle Muſter. Gegen beide ſtand England weit zurück, doch hatte es ſeinen Chaucer und Wickliffe, die Wegweiſer einer größeren Zukunft. Deutſchland war den übrigen faſt gar nicht bekannt.

Um dieſelbe Zeit wurde eine Entdeckung gemacht, anſcheinend ſehr einfach, aber von den wichtigſten Folgen für die allgemeine Verbreitung von Kenntniſſen, indem dadurch die Benutzung der Schreibekunſt erleichtert und aller Welt zugänglich gemacht wurde. Wir meinen die Erfindung des Leinen-Papiers. Von Alters her war der Aegyptiſche Papyrus das gebräuchlichſte Schreibmaterial geweſen; nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber im 7ten Jahrhundert begann den Europäern dieſer Stoff zu fehlen — mit Ende des 7ten Jahrhunderts finden wir die letzten, ſeltenen Beiſpiele vom Gebrauche des Papyrus — und man mußte auf Erſatzmittel denken. Ein ſolches fand ſich im Pergament; bereits unter Karl dem Großen und ſeinen Nachfolgern ſcheinen alle Urkunden auf Pergament ausgefertigt worden zu ſeyn. Die Koſtbarkeit dieſes Materials that jedoch der Literatur und den Wiſſenſchaften empfindlichen Schaden; für die damals Lebenden hielt es ſehr ſchwer, ſich Mittel zum Schreiben zu verſchaffen, und bei weitem die Meiſten mußten ganz darauf verzichten; noch ſchmerzlicher zu beklagen iſt der Verluſt unzähliger werthvoller Ueberreſte der alten Literatur, herbeigeführt durch die Sitte, von bereits beſchriebenen Pergamentblättern die Schrift herunter zu kratzen, um für mönchiſche Lucubrationen und juriſtiſche Grübeleien Raum zu gewinnen. Ein neues und beſſeres Material brachten die Sarazenen bei ihren Eroberungszügen aus ihrer glänzenden, verfeinerten Aſiatiſchen Welt in das rohe und kunſtarme Europa herüber: durch ſie wurde in Spanien das Baumwollen-Papier verbreitet, welches eigentlich in Syrien zu Hauſe war und deshalb von den Europäern Charta Damascena genannt wurde. Viele Manuſcripte des Eskurial, deren Alter über das 12te Jahrhundert hinaufreicht, ſind auf ſolches Baumwollen-Papier geſchrieben. Die Bereitung des Papiers aus leinenen Lumpen war den Sarazenen gleichfalls ſchon vor dem 12ten Jahrhundert bekannt. Im Eskurial befindet ſich eine Arabiſche Ueberſetzung der Aphorismen des Hippokrates, auf Leinen-Papier geſchrieben und aus dem erſten Jahre des 12ten Jahrhunderts datirt. In Europa kam zunächſt ein aus Leinen und Baumwolle gemiſchtes Papier in Gebrauch; auf dem Chapter-Hauſe in Weſtminſter wird ein aus Deutſchland an Hugh de Spencer geſchriebener Brief aus dem Jahre 1315 aufbewahrt; das Papier beſteht aus beſagter Zuſammenſetzung, iſt ſo dünn wie unſer heutiges und hat ein Waſſerzeichen. Das reine Leinen-Papier war anfangs ſehr ſelten und kam erſt mit Ablauf des 15ten Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch. In der erſten Zeit war es zwar ſchön weiß und fein, aber zu feſt und dick, wie Kartenblatt; erſt ſpäter hat man es dünner und leichter bereiten gelernt. —

. . . . Eine andere Frage, welche ſehr oft die Wißbegier rege gemacht, iſt folgende: wann und wie entſtand die Europäiſche Galanterie gegen das weibliche Geſchlecht? Mancherlei Antworten hat man darauf gegeben: den Einen zufolge ſchreibt ſich dieſe für Europa ſo ehrenvolle und der Civiliſation ſo günſtige Sitte ſchon aus dem Leben unſerer Vorväter in den Germaniſchen Urwäldern her; Andere ſuchen ihren Urſprung bei den Arabern und in deren überſpanntem phantaſtiſchen Weſen; die Meiſten erklären es aus dem Einfluſſe der chriſtlichen Lehren, wodurch das Weib dem Manne gleichgeſtellt worden. Hallam ſpricht ſich gegen alle drei Erklärungsweiſen aus und bringt ſeinerſeits mit großer Kühnheit eine vierte zu Tage. „Der Grund", ſagt er, „liegt in den Römiſchen Geſetzen der ſpäteren Kaiſerzeit, wonach Weiber Grundbeſitz erwerben und vererben konnten; ferner in der Gunſt und Achtung, welche der geiſtliche Stand den Frauen erwies; hauptſächlich aber in dem fröhlichen Müßiggange, in welchem der kriegeriſche Adelſtand die Zwiſchenzeiten der Ruhe unter Feſtlichkeiten und verliebtem Scherze verlebte." Hier möchte man aber Herrn Hallam weiter fragen: woher kam es denn, daß ein ſolches Geſetz, wodurch der Grundbeſitz des Ritters und Waffenhäuptlings in ſchwache Weiberhände übergehen kann, daß ein ſolches Geſetz gerade in jenen kriegeriſchen Zeiten ſich geltend machen und behaupten konnte? Wahrſcheinlich verdanken jene geſetzlichen Beſtimmungen ihren Urſprung großentheils dem Einfluſſe und den Lehren des geiſtlichen Standes, der damals mit dem Kriegerſtande die Herrſchaft über die Welt theilte und bei der Abfaſſung von Geſetzen vornehmlich die Hand im Spiele hatte. Und da die Mitglieder dieſes Standes bei ihrem mönchiſchen, eheloſen Leben kein perſönliches Intereſſe an dergleichen Gegenſtänden haben konnten, ſo bleibt uns nur die eine Erklärung übrig, daß ſie als Verkündiger der chriſtlichen Lehre im Geiſte derſelben gehandelt und Hohe wie Geringe zur Befolgung ihrer Vorſchriften ermahnt haben, wonach zwiſchen Männern und Frauen auf Erden völlige Gleichheit der Rechte beſtehen, dem Weibe Ehre und Achtung gebühren, wonach der Gatte die Gattin lieben ſoll wie ſich ſelbſt, und ihr die Treue unverbrüchlich halten, wonach endlich Mann und Weib vor Gottes Angeſicht nur ein Leib und eine Seele ſind. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums mögen die eingewurzelten heidniſchen Sitten und Lebensanſichten der Römiſchen und Griechiſchen Welt ſich gegen dieſe Sittenlehre hartnäckig aufgelehnt haben; nachdem aber das Heidenthum gänzlich erloſchen war und das Licht der Offenbarung mit dem freien, natürlichen Triebe des menſchlichen Herzens zuſammenwirkte, das ſchwächere Geſchlecht in der Liebe und Achtung des ſtärkeren zu heben, brauchen wir da die Urſache einer großen Veränderung in den Sitten erſt noch im Staube gerichtlicher Verhandlungen aufzuſpüren? — Noch weniger können wir der Erklärung beiſtimmen, die aus dem Müßiggange und verliebten Zeitvertreib des Ritterſtandes hergenommen iſt. Durch ſolche Art des Umganges iſt das weibliche Geſchlecht nicht in ſeiner moraliſchen Würde erhöht, ſondern viel eher durch Untergrabung ſeiner Sittlichkeit herabgewürdigt worden.

. . . . „Das 15te Jahrhundert darf in Wahrheit das Zeitalter der Erfindungen heißen, und die größte von allen iſt die Buchdruckerkunſt. Bekanntlich iſt die Ehre dieſer Erfindung zwiſchen zwei Namen ſtreitig, Johann Guttenberg von Mainz und Lorenz Coſter von Haarlem; bei weitem die ſtärkeren Beweiſe ſprechen jedoch für den Deutſchen. So merkwürdig dieſe ſchönſte menſchliche, man möchte beinahe ſagen übermenſchliche Erfindung an ſich ſelbſt iſt, ſo ſcheint es doch noch merkwürdiger, daß man ihr ſchon in den frühेſten Zeiten mehrmals nahe gekommen war, ohne daran zu denken. Unter den Ueberbleibſeln des alten Pompeji finden ſich Bleiplatten, worauf der Name des Eigenthümers eingedrückt, alſo im wahren Sinne des Wortes gedruckt iſt. Wenn ein Römer ſein Schaf ſtempelte, ſo war dies auch in gewiſſem Sinne gedruckt. Seit undenklichen Zeiten haben die Chineſen den Druck mit Holzplatten gekannt und geübt; auch in den Niederlanden gab man ſich zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, wahrſcheinlich auch ſchon früher, viel mit ſolchem Holzdrucke ab. Namentlich wurden die gegen Ende des 14ten Jahrhunderts erfundenen Spielkarten häufig in Holz geſchnitten; indeß blieb es doch noch lange der gewöhnliche Gebrauch, ſie auf Pergament zu malen. Ein weiterer Schritt geſchah damit, daß man Heiligenbilder mit ein paar Zeilen darunter zur Erklärung in Holz ſchnitt. Man kam auf dieſem Wege ſogar dazu, ganze Seiten Schrift in Holz zu ſchneiden und abzudrucken; ſogar Bücher brachte man damit zu Stande, ſogenannte Blockbücher, die aber immer nur aus wenigen, auf einer Seite bedruckten Blättern beſtanden. Man war hiermit der großen Entdeckung ganz nahe, und der Schlüſſel, durch deſſen Hülfe das fruchtbarſte Problem aller Zeiten gelöſt worden iſt, hieß: bewegliche Lettern. Den erſten Gedanken hierzu hat Guttenberg um das Jahr 1440 zu Straßburg gefaßt, wo er ſich damals aufhielt. Fünf Jahre, heißt es, brachte er mit mühſamen Verſuchen hin, ſeine Erfindung zu vervollkommnen; um das Jahr 1450 trat er in Verbindung mit Fuſt, einem reichen Handelsherrn aus ſeiner Vaterſtadt Mainz. Zu dieſen Beiden geſellte ſich Peter Schöffer, und ihm verdankt man, zwei Jahre ſpäter, die Haupterfindung, wodurch der Druck erſt ſeine ganze Leichtigkeit und Vollkommenheit erlangt hat: nämlich die ſtählernen Stäbe und Formen, worein die Lettern, die ſogenannten Matrizen, geſchlagen werden. Hierdurch wurden die früheren beweglichen Lettern von Holz überflüſſig, nicht minder auch die in Metall geſchnittenen, auf die man ſpäter verfiel; die erſteren waren viel zu ungeſchickt, die letzteren wurden zu koſtſpielig. Seit Schöffer's Erfindung bis auf den heutigen Tag hat die Kunſt des Bücherdrucks ſich in nichts Weſentlichem mehr geändert.

Es fragt ſich nun: welches iſt das erſte gedruckte Buch, das wir dieſer edlen Kunſt verdanken? Es leidet keinen Zweifel und gereicht der Buchdrucker-Kunſt zur Ehre, daß die heilige Schrift das erſte aller gedruckten Bücher geweſen iſt, und zwar eine Lateiniſche Bibel, unter dem Namen der „Mazarinſchen" bekannt, weil man ſie vor etwa hundert Jahren in der Bibliothek des Kardinal Mazarin zu Paris aufgefunden hat. Sie trägt keine Jahreszahl, aber es läßt ſich mit triftigen Gründen darthun, daß ſie um das Jahr 1455 gedruckt ſeyn muß. Es iſt ein ſonderbarer Umſtand, daß man, bevor die Mazarinſche Bibel gefunden war, von dem Vorhandenſeyn dieſes älteſten Druckes gar nichts wußte, während ſeitdem an anderen Orten nicht weniger als ſiebzehn Abdrücke davon entdeckt worden ſind. Einige von dieſen älteſten Bibeln ſind auf Pergament, andere auf vorzüglich ſchönem Papier gedruckt, mit ſcharfen, tief ſchwarzen, im Allgemeinen ſehr ſchönen Lettern. Was letztere betrifft, ſo wollen einige Kunſtverſtändige behaupten, ſie wären in Holz, andere, ſie wären in Metall geſchnitten geweſen; wahrſcheinlich aber waren ſie gegoſſen. In einem Exemplar auf der Königlichen Bibliothek zu Paris iſt auf dem Vorderblatte bemerkt, daß dieſes Buch gebunden, gemalt und fertig geworden zu Mainz, am Tage Mariä Himmelfahrt (15. Auguſt), Anno 1456. Rechnet man nun die Zeit, welche damals der Druck eines ſo voluminöſen Buches erfordern mußte, rechnet man ferner die Zeit für den Einband und für das Ausmalen, wovon letzteres namentlich eine überaus künſtliche und langwierige Operation, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß der Druck im Jahre 1450 oder nicht viel ſpäter begonnen haben muß. Doch hat ſich noch kein Exemplar gefunden, welches der Mazarinſchen Bibel den Vorrang im Alter ſtreitig machte. Es gereicht der Religioſität der Engländer, oder, wenn man will, ihrer gelehrten Freigebigkeit, zum Ruhme, daß von den achtzehn Exemplaren, die über-

Digitized by Google

haupt von dieſem älteſten Bibeldrucke vorhanden ſind — und zwar neun in den öffentlichen Bibliotheken und neun in Privatbeſitz — daß hiervon die letzteren neun ſämmtlich, von den erſteren aber drei ſich in England befinden. Noch ganz kürzlich iſt ein ſolches Exemplar um den Preis von 700 Pfund erſtanden worden.

Unmittelbar auf die Erfindung der Buchdrucker-Kunſt folgte eine neue, gleichfalls vom größten Einfluſſe auf die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und auf die Verfeinerung des Geſchmackes: der Kupferſtich. Der Erfinder iſt allem Vermuthen nach ein Italiäner, Thomas Finiguerra; im Jahre 1478 gab ein Niederländer, Arnold Buckink, die Geographie des Ptolemäus mit Kupfertafeln heraus. Das geographiſche Studium begann überhaupt damals die Geiſter in hohem Grade anzuziehen. Ptolemäus' Kosmographie war bereits ſeit Anfange des Jahrhunderts in Ueberſetzungen bekannt; aus ihr lernte man den Gebrauch der Meridiane und Parallelen. Die durch Prinz Heinrich von Portugal geſtiftete Akademie gab zuerſt Karten heraus, mit geradliniger Projection der Meridiane. Die allgemeinere Ausbreitung des Handels, die Entdeckungen der Portugieſen bei ihren Verſuchen zur Umſchiffung von Afrika, der allgemein in Europa erwachende Unternehmungsgeiſt und Forſchungstrieb, alles dies kam der Erweiterung des geographiſchen Wiſſens zu Statten, und wenn die Karten und Werke aus jener Zeit eine große Verwirrung und Lückenhaftigkeit der Kenntniſſe bekunden, ſo dürfen wir nie vergeſſen, daß aus dieſen unvollkommenen Beſtrebungen ein Kolumbus und die Entdeckung einer neuen Welt hervorgegangen ſind." —

— Das Buch des Herrn Hallam, aus dem wir den Leſer hier unterhalten haben, leidet indeß an einem Fehler, den es mit allen Schriften deſſelben Verfaſſers gemein hat, und der nicht in der Behandlung des Gegenſtandes durch den Autor, ſondern in der Wahl und Abgränzung deſſelben liegt. Der Plan iſt nämlich viel zu weit angelegt für den Raum, für die Zeit, viel zu weit für die Kräfte eines Einzelnen. Er ſoll die Geſammtgeſchichte des menſchlichen Geiſtes umfaſſen, nicht, wie der Titel beſagt, während dreier Jahrhunderte, ſondern während mehr als eines Jahrtauſends; denn es liegt in der Natur dieſes Gegenſtandes, daß die Darſtellung, um uns in das 15te Jahrhundert einzuleiten, an das 6te anknüpfen muß. Wir fragen, wie wird es möglich ſeyn, hier die unermeßliche und ſchrankenloſe Fülle der Thatſachen in die verſprochenen drei Bände zuſammenzudrängen? In Rückſicht des Gegenſtandes nach ſeiner Wichtigkeit und Reichhaltigkeit wären dreißig Bände nicht zu viel; in Rückſicht der heutigen Zeit und Leſewelt wären jene drei vielleicht ſchon zu lang. Anhaltendes, geduldiges, vielumfaſſendes Studium iſt heute nicht mehr an der Tagesordnung; unſere aufgeklärte Generation nimmt ſich kaum die Zeit, zu leſen, geſchweige denn zu ſtudiren; man verſchlingt die guten Bücher, wie ein gutes Diner, will aber auch ſchon am nächſten Tage wieder ein anderes haben. Andererſeits iſt die Aufgabe, welche Hallam ſich geſtellt hat, weſentlich eine encyklopädiſche und will mit vereinten Kräften betrieben ſeyn; es gilt die Eroberung eines weit ausgedehnten Gebietes, wo man auf allen Punkten zugleich und mit gleicher Kraft vordringen muß. Man denke ſich, wenn eine Geſchichte der Literatur Europa's in den letzten hundert Jahren in Aufgabe geſtellt wäre — welch ein Schauplatz, welch ein weitumfaſſendes, unüberſehbares Panorama! Welche Verſchiedenheit, und doch welcher innige Zuſammenhang der einzelnen Partieen! Welches Gewühl, und doch welches deutliche lebendige Hervortreten der Geſtalten! Was für eine bunte Mannigfaltigkeit der Farben und Charaktere, und doch welche Beſtimmtheit und Schärfe in den Umriſſen, in den Kontraſten! Welcher Einzelne, und wäre er noch ſo ſehr Meiſter, fühlte ſich einer ſolchen Schilderung gewachſen! Die kecke Franzöſiſche Leichtfertigkeit mochte wohl ein und die andere oberflächliche Skizze hinwerfen und ſie unter dem pomphaften Titel „Histoire du siècle de . . . ." in die Welt ſchicken; Ernſt und Gründlichkeit aber werden nach dem Ruhme, den man ſo erwirbt, kein Verlangen tragen.

Wenn jedoch ein von Natur ſo weit ausgebreiteter inhaltreicher Gegenſtand mit Gewalt in einen beſchränkten Raum zuſammengepreßt werden ſoll, ſo ſind die Folgen leicht vorauszuſehen; die Geſchichte muß an Reiz und Schönheit ihrer Form, ſogar an ihrer Wahrheit verlieren, wenn ſie zuſammengepackt wird, um transportabel gemacht zu werden. Es ſind höchſt lebendige eindringliche Schilderungen in Hallam's Buche, Vieles iſt mit Geiſt und großer Beredſamkeit ausgeführt, der Charakter der Zeiten oft mit glücklicher Klarheit ins Licht geſtellt; aber noch öfter merkt man deutlich, wie ſehr der Verfaſſer ſich in dem Raume beengt fühlt, und wie wehe es ihm thut, wenn er Geſtalten wie Dante, Petrarca, Leonardo da Vinci, ſchnell wie Schattenſpiel-Figuren an uns vorüber führen, wenn er dieſe rieſenmächtigen Geiſtesumriſſe ins Zwerghafte verkleinern und, kaum daß ein Lichtblick darauf gefallen, die Tafel weiter ſchieben und zum Folgenden übergehen muß. Ungeachtet aber dieſes Uebelſtandes hat man vollen Anlaß, dem Verfaſſer für ſein grundgelehrtes, geiſtvolles, auf vielſeitige Forſchung gegründetes Werk den freundlichſten Dank zu zollen, um ſo mehr, je ſeltener Gelehrte von ſeinem Kaliber und ſeinem rein wiſſenſchaftlichen Eifer zu werden anfangen.

Frankreich.

Paul de Kock's ſchriftſtelleriſcher Ruf in England.

(Schluß.)

Frère Jacques iſt vielleicht nicht das vollkommenſte Werk unſeres Autors, aber es iſt eines der überraſchendſten und belebteſten Gemälde ſeiner Hand. Der Verfaſſer eröffnet die Erzählung mit einem jener fröhlichen Bilder aus dem wirklichen Leben, in deren Zeichnung er unübertroffener Meiſter iſt. Er führt die Leſer zu einem Hochzeitfeſte, welches im „Cadran bleu", einem beliebten Gaſthauſe für die Pariſer Mittelklaſſen, gefeiert wird. Adeline, die junge Braut, iſt ein reizendes Weſen; ſie iſt ſanft, liebenswürdig, beſcheiden und zärtlich dem Bräutigam Edouard Murville ergeben. Es iſt eine Verbindung durch gegenſeitige Liebe, aber auch mit gegenſeitiger Klugheit berechnet — die Dame hat als Begleiterin ihrer perſönlichen Reize eine ſtattliche Mitgift, und der junge Mann erfreut ſich einer anſtändigen Stelle bei der Verwaltung. Edouard hat einen einzigen Bruder, Jacques, der das vernachläſſigte Kind, während er ſelbſt das Mutterſöhnchen war. Er war in den Knabenjahren ſtill, ordnungsliebend, vorſichtig, aber von ſchwachen Geiſtesfähigkeiten; während Jacques lärmend, wild, heftig, aber männlich und mit Geiſt begabt war. Dieſer fand wenig Befriedigung in einem väterlichen Hauſe, wo ſeinen natürlichen Neigungen Gewalt angethan wurde; er verſchwand in ſeinem funfzehnten Jahre, und man hat nichts wieder von ihm gehört.

Madame Germeuil, die Mutter Adelinens, hat ihrer Tochter vergönnt, Murville vor glänzenderen Bewerbern den Vorzug zu geben. Unter den luſtigen Gäſten des Feſtes macht uns der Verfaſſer in ſeiner kunſtvollen Weiſe durch ein paar Worte auf eine Perſon aufmerkſam, die in der Geſchichte eine bedeutendere Rolle ſpielen ſoll, als alle übrige Perſonen. Dufresne, ſo heißt dieſe Perſon, iſt ein Mann von etwa dreißig Jahren. Man würde ihn für ſchön halten müſſen, allein er hat etwas Zweideutiges und Hämiſches in ſeinem Ausdrucke, was Vertrauen und Achtung von ihm fern hält. Er iſt von der Schönheit der Braut bezaubert, iſt überraſcht von dem Glücke des jungen Paares, und als ein Mann, der keinen Wunſch der Bedenklichkeit des Gewiſſens aufopfert, faßt er augenblicklich einen abſcheulichen Entſchluß.

Den folgenden Tag belauſchen wir die traulichen Geſpräche Edouard's und ſeiner Braut. Sie unterhalten ſich mit der Ausſchmückung der Hoffnungen auf ihre Zukunft; der junge Mann will ſeine Stelle in der rauſchenden Weltſtadt niederlegen und ſich dafür dem Landbau und ganz ſeiner Adeline auf einem Gute fern von den Mauern der Stadt widmen. Glücklicherweiſe lieſt er gerade in den Intelligenzblättern, daß das Haus, wo er ſeine Kinderjahre verlebt hat, zu Villeneuve St. Georges, zum Verkaufe ausgeboten wird. Die junge Frau iſt von dem Gedanken bezaubert, das Haus bewohnen zu können, wo ihr theurer Edouard ſeine Kindheit verlebt hat; die vorſichtigen Einwendungen der Mutter werden bald überwältigt, und ſie willigt ein, mit den glücklichen Kindern nach Villeneuve zur Beſichtigung des Hauſes zu fahren. Mit einer Meiſterhand, einzig in ihrer Art, malt uns der Dichter jetzt die Gefühle, welche ſich des Herzens Edouard's bemächtigen, als er das ihm durch ſo viele Erinnerungen theure Haus auf einmal nach langer Abweſenheit wieder erblickt. Aber als er ſich mit wehmüthigen Träumen an den Erinnerungen weidet, die wie der Schatten der Vergangenheit an ihm vorüberſchweben, als er am tiefſten in Anſchauungen der zarten Geſtalten ſeiner Kindheit verſunken daſteht, erſcheint ihm auch das Bild ſeines Bruders, ſeines verlorenen Jacques! Er wird bei dieſer Erinnerung mit Trauer erfüllt; er überredet ſich, der unglückliche Flüchtling habe zu leben aufgehört, weil er's faſt ſo wünſcht. Er ſchreckt vor dem Gedanken zurück, der Bruder könnte in den dürftigſten, ja unehrbarſten Umſtänden ſeyn, könnte Bettler, Vagabund, Sträfling ſeyn und jetzt plötzlich kommen und ihn bei der guten Mama Germeuil ſchlecht empfehlen! Aber Edouard iſt, obgleich ſelbſtſüchtig, doch nicht fühllos; er denkt nicht, ſeinen Bruder von ſich zu weiſen, wenn er jetzt erſchiene; gleichwohl fürchtet er, ihm in Schmach oder Unglück zu begegnen. Unter dieſen düſteren Betrachtungen ſetzt er mit ſeinen Begleiterinnen die Unterſuchung fort, und ſie kommen an die Gränze des Gartens, der vom offenen Felde durch ein Gitter getrennt iſt. Plötzlich bemerken ſie das Geſicht eines auf der anderen Seite des Gitters ſtehenden Mannes, der ſchweigend und ernſt in den Garten blickt. Sein Ausſehen war ein wenig beunruhigend: ein dicker Wald von Schnurrbart ragte von dem ſonnenverbrannten Geſichte hervor, durch welches ſich auf einer Seite eine lange Narbe zog, und die ſchwarzen rollenden Augen vervollſtändigten die ungünſtige Meinung, die man ſich beim erſten Anblick von dem Charakter dieſes Mannes machen mußte. Er bemerkte die Unruhe der erſchreckten Damen und verſchwand. Man beſchließt, das Haus zu kaufen, und fährt nach Paris zurück. Nachdem Edouard alle nöthige Vorbereitungen zum Kaufe getroffen hatte, reiſt er wieder nach Villeneuve, um ihn abzuſchließen. Er iſt im Garten, Pläne zu verbeſſernden Abänderungen erwägend, als die Figur am Gitter wieder erſcheint. Die ärmliche Kleidung und der verwahrloſte Zuſtand des Geſichts zeugen nicht von günſtigen Umſtänden, und doch iſt der Fremde, wie der Leſer ſchon errathen haben wird, kein Anderer, als Jacques! Der Kampf in Edouard's Gefühlen zwiſchen der natürlichen Scham, den armen Bruder zurückzuſtoßen, und der gezwungenen Scham, ihn anzuerkennen, iſt mit der tiefſten Kenntniß der menſchlichen Natur geſchildert. Jacques iſt einfach, unbefangen, derb, aber männlich; ernſt und ſtolz. Seine ungekünſtelte Freude, den Bruder wiedergefunden zu haben, geht allmälig in bittere Kränkung und Entrüſtung über, als er dieſen kalt und verlegen über die Entdeckung findet, als dieſer ihm gar Almoſen anbietet. Jacques entfernt ſich im Zorne; der ſchwache Edouard hat ſein Benehmen aber ſchon bereut, er läuft dem Bruder nach, ruft ihn beim Namen — es iſt zu ſpät, der beleidigte Jacques iſt abermals verſchwunden. Aber Edouard tröſtet ſich mit gewohntem Wankelmuth gleich wieder. „Ich habe ihm ja Geld angeboten", ſagt er zu ſich; „wie kann ich ihn denn meiner Schwiegermutter und meiner Frau in dieſem Zuſtande vorſtellen?"

Der glückliche, leicht zu tröſtende Ehemann kehrt zur Frau und der Dichter mit uns zu Jacques zurück. Der Charakter des Letzteren iſt eine der kunſtvollſten Schöpfungen de Kock's. Seine Einfalt und Ueberſpannung taugten für den Charakter eines Luſtſpielhelden, aber ſie werden durch die hohen Grundſätze von Ehre bei ihm ausgeglichen. Seine zahlreichen Abenteuer nehmen einen großen Theil des Buches ein, wo ſie, wie die Abenteuer Scipio's im Gil Blas, unterhaltende Epiſoden bilden. Jacques geht endlich zur Armee und dient mit Ehre

Digitized by Google

und Auszeichnung. Leider kann ihn ſein Verdienſt nicht befördern, da er im väterlichen Hauſe nichts gelernt hat, und er bleibt gemeiner Soldat. Er wiegte ſich immer in der Idee, einſt ins Vaterhaus zurückzukehren und durch erlangte Ehrenzeichen die Würde des Familiennamens zu verſöhnen; die Idee realiſirt ſich durch den Empfang des Kreuzes der Ehrenlegion, das er in ſeiner Armuth jetzt abgöttiſch verehrt. Er iſt ſelig in der Ausſicht, daß ſeine Verwandtſchaft ſtolz ſeyn wird, in ihm einen Tapferen aufzunehmen, der das vergötterte Kreuz errungen hat — er wird enttäuſcht am Gartengitter durch ſeinen Bruder. Nach der unglücklichen Begegnung ſucht Jacques ſeinen alten Waffenbruder Sans-Souci auf, deſſen Charakter natürlich das Spiegelbild ſeines Namens iſt, und beide Kameraden laſſen ſich in dem Hauſe eines Landmannes nieder. Sans-Souci leiſtet zu Hauſe der Wirthin tauſend kleine Dienſte, während Jacques den Tag über mit dem Wirth die Feldarbeit verſieht, des Abends hundert alte Schlachten noch einmal mitkämpft, des Nachts an ſeinen Bruder denkt oder die Augen zum Troſte auf das geliebte Kreuz wirft.

Unterdeſſen eilt der Bruder zu Villeneuve ſeinem Verderben mit ſchnellen Schritten zu. Derſelbe Monſieur Dufresne, der uns von der Hochzeit her unvortheilhaft bekannt iſt, weiß ſich in das Vertrauen des jungen Ehemannes einzuſchleichen. Dufresne iſt ein Mann von großer Klugheit, aber auch von der größten Verworfenheit in ſeinen moraliſchen Grundſätzen. Er faßt gleich Anfangs eine verbrecheriſche Liebe für Adeline; aber unſer Verfaſſer kennt den Menſchen zu ſehr, als daß er einen ſolchen Böſewicht bloß von der Leidenſchaft der Liebe beherrſcht ſeyn ließe; es iſt ihm nicht bloß um Edouard's Weib zu thun, er liebt auch deſſen Vermögen. Unter dem reichſten Humor, durch den der kräftigſte Satyr hervorguckt, führt uns der Dichter zu dem Punkte, wo wir Ed. Murville fertig unter den Händen ſeines teufliſchen Meiſters finden, verderbt an Geiſt und Seele, zu Grunde gerichtet in ſeinem Vermögen und ſein häusliches Glück unwiederbringlich zerſtört. Ueber den Scenen der Miſſethat und des Verderbens ſchwebt Adeline allein als ein guter Geiſt; ſie iſt ein Ideal von weiblicher Sanftmuth, Güte und Adel in der Mitte der Sünde und des Betrugs. Bald aber erbleicht auch dieſe Glorie. Durch eine ſchreckliche Liſt bemächtigt ſich Dufresne der Perſon Adelinens, ſie iſt unſchuldig, aber entehrt. Der Dichter begeht hier einen großen Fehler; er hätte uns den Schmerz über dieſes Verbrechen ſparen ſollen; die moraliſche Lehre hätte folgen können, ohne dieſes furchtbare Opfer. Adeline entfernt ſich mit ihrem Töchterchen, und Murville iſt ſchon ein Falſchmünzer. Vergebens ſucht ihn ſeine ſchuldloſe Frau auf, um ihn zu retten; er iſt in der Lage, wo der Name Murville ihn den Händen der Gerechtigkeit überliefern würde, er trägt einen falſchen Namen, er iſt ein Ausgeſtoßener gleich Jacques, aber welcher himmelweite Unterſchied zwiſchen den Wegen, welche Beide vom Vaterhauſe und dem Vaternamen genommen haben! Adeline wird zufällig mit Jacques bekannt und findet Unterſtützung von ſeiner Hand und ein Dach in demſelben Bauerhaus, wo der einfache Soldat lebt. Sie erfährt endlich, daß Murville zu Paris in Ketten liegt, ſie eilt mit ihrem Kinde dorthin, ſtürzt geradeswegs nach dem Gefängniß und findet vor demſelben eine gaffende Menge, die ihr den Zugang verwehrt. Eine infamirende Strafe wird an einem armen Sünder vollzogen; ihr ſanftes Herz mag dies nie ſehen, und jetzt hat ſie auch keine Zeit dazu, ſie will zu ihrem Manne, dem Vater ihres Kindes, das ſie auf dem Arme hat. Das Volk giebt ihrem Bitten nach, läßt ſie vorwärts, ſie hört plötzlich einen Schmerzensſchrei von wohlbekannter Stimme, ſie hebt die Augen auf — ſechs Schritte vor ihr ſteht Murville von den Gendarmen umringt, in dieſem Augenblicke gebrandmarkt! Daß ſie in Ohnmacht zu Boden ſinkt, würde auch ein anderer Dichter ſagen, aber de Kock beſchreibt dieſe Scene ſo ergreifend und ſchildert mit wahrer Weisheit den Wechſel in der Theilnahme der rohen Zuſchauer ſo ſchön, wie es nur ein Mann thun kann, der die Liebenswürdigkeit der menſchlichen Natur genau kennt. Adeline hat den Verſtand durch den Anblick verloren, und ihr Delirium hält glücklicherweiſe lange genug an, um ſie vor den ſchrecklichen Folgen ihres Unglücks zu bewahren. Auf ihrer Reiſe nach Paris lernte ſie ein alter, edler Mann kennen, der von ihrer Jugend und ihrem Schmerz ergriffen wurde und ſie auf dem Gipfel ihres Mißgeſchickes noch weniger verlaſſen konnte. Er brachte Mutter und Kind auf ſein Landhaus und ließ ſie pflegen. Jacques, als er die Flucht Adelinen's nach Paris erfuhr, machte ſich mit dem Kameraden Sans-Souci auf, ſie einzuholen. Auf den Boulevards begegnet ihnen ein Trupp Verbrecher, die man nach Toulon auf die Galeeren transportirt; Jacques ſieht auf die Gruppe und entdeckt ſeinen Bruder! So ſchnell wie der unglückliche Erkennungsblick war ſeine Hand an der Decoration, die er zitternd vom Kleide löſt und ſie in ſeinem Buſen verbirgt. Kein Wort ſagt uns der Dichter weiter über die Gefühle Jacques in dieſem Augenblick, und jeder Menſchenkenner wird eingeſtehen, daß dieſer Eine Zug mehr ſagt, als viele Worte. Ed. Murville entflieht nach kurzer Zeit von den Galeeren, ermordet einen Beamten, der ihn entdeckt und angeben will, und geräth zufällig in eine Räuberbande, deren Hauptmann Dufresne iſt.

Adeline befindet ſich noch im Hauſe des guten Alten, Herrn Gerval's. Ihr fortdauerndes Delirium iſt mit den rührendſten Farben und ganz ohne Uebertreibung dargeſtellt. In einer ſtürmiſchen Nacht verlangen drei Reiſende Obdach bei Gerval; es waren Dufresne, Murville und ein Räuber, die das Haus beſtehlen und den Beſitzer ermorden wollen. Nachdem Alles im Hauſe ruhig war und noch zwei Räuber heimlich eingelaſſen worden, ging man ans Werk. Man wußte von dem Daſeyn einer Wahnſinnigen im Hauſe, und Murville wurde vom Hauptmanne beordert, in ihr Zimmer zu dringen und ſie beim erſten ſtörenden Laut abzufertigen. Der Leſer begreift den ganzen dramatiſchen Schrecken dieſer Situation. Edouard, im Zimmer Wache haltend, hört plötzlich die mit ihrem Kinde im Bette liegende Wahnſinnige ſchreien: „Du biſt es — Du biſt es!“ er ſtürzt mit geſchwungener Waffe aufs Bett — und erkennt Frau und Kind. Sie ſelbſt iſt von dem Anblick eines Mörders ſo erſchüttert, daß ihr plötzlich der Verſtand zurückkehrt, ſie erkennt Murville und ſinkt in ſeine Arme. Nichts Herzzerreißenderes giebts, als dieſe Scene. Murville muß ſeine Frau vor ſich ſelbſt retten und flieht. Es war auch hohe Zeit; denn unten waren Jacques und Sans-Souci angekommen, die den Aufenthalt Adelinens erfahren haben und hierher eilten. Dufresne fällt von Jacques' Hand und Gerval iſt gerettet. Dieſer kauft aus Dankbarkeit das väterliche Haus ſeines Retters zu Villeneuve, St. Georges, und ſchenkt's ihm, und Jacques theilt es mit ſeiner Schwägerin, die mit ihrem Kinde bei ihm lebt. Neun Jahre waren vorüber, der Schwager, die Frau und das Kind bemühten ſich, das Vergangene zu vergeſſen, aber Jacques hat das Kreuz der Ehrenlegion nicht wieder angelegt; in ſeiner Einfalt denkt der arme Jacques, der Bruder eines Verbrechers hat keinen Anſpruch mehr an ein ſolches vergöttertes Symbol der Ehre.

Eines Tages zeigt ſich auf demſelben Platze an dem bedeutſamen Gitter eine Figur, die weit mehr zerlumpt, weit mehr entſtellt, als Jacques zu jener früheren Zeit war. Adelinens Tochter gewahrt den Fremden zuerſt, ſie ruft in ihrem Schrecken nach der Mutter und dem Onkel, ſie kommen und — finden Edouard! Die Häſcher ſind ihm heiß auf der Ferſe, und er, der hier den Bruder wegen des bloßen Verbrechens der Armuth einſt von ſich geſtoßen hat, ſteht da als Fälſcher, Mörder und Straßenräuber. Jacques iſt allein mit dem Bruder, die Gendarmen ſind von ihrer Beute nur noch wenige Schritte entfernt. Um die Kataſtrophe vollkommen zu begreifen, muß der Leſer ſich aber ſcharf vorſtellen, daß der Schauplatz der Erzählung Frankreich iſt, daß Jacques ein Franzoſe, ein Franzöſiſcher Soldat unter Napoleon, ein Ritter der Ehrenlegion iſt, daß bei ihm noch beſonders die Ehre über Alles geht. Sein Bruder hat nur eine ſchmachvolle Hinrichtung zu erwarten, und um ihn und die Familie vor dem Schimpf zu retten, giebt er ihm ein geladenes Piſtol, und Edouard macht ſogleich den tödtlichen Gebrauch davon. In ſeines Bruders Grab legt Jacques ſein Kreuz der Ehrenlegion.

Der Leſer wird mit uns einſehen, daß hier ein ungewöhnlicher Reichthum der Erfindung iſt, eine große Mannigfaltigkeit von Zwiſchenhandlungen und dramatiſchen Situationen, und daß ein Mann, der dies hervorbringt, mehr als gewöhnliche Gaben haben muß. Wir fügen nur noch hinzu, daß in ſeinem neueſten Werke Zizine, das voll Schönheiten und Kraft iſt, der Dichter ſich wirklich einer größeren Reinheit im Geſchmacke wie im Worte befleißt, und wir hegen das Vertrauen, daß der Strom dieſes kühnen und reichen Genius deſto mehr ſich klären wird, je länger ſein Lauf iſt.

In einem gefühlvollen Briefe, welchen der Graf Alfred d'Orſay vor einigen Monaten in die Londoner Blätter einrücken ließ und welcher das Publikum mit dem Verdienſte und dem Mißgeſchicke de Kock's bekannt macht, nennt dieſer gebildete Edelmann den Dichter den Smollett der Franzoſen. So ſehr wir auch Smollett achten, ſo glauben wir doch, man hat mit der Phraſe dem Franzöſiſchen Schriftſteller kein übertriebenes Kompliment gemacht. Mag es ſeyn, daß Letzterer weniger gefeilt iſt, auch keine ſo durch und durch vollkommene Charaktere wie Strap, Pipes und Matthew Bramble aufweiſen kann; allein er übertrifft Smollett gewiß in Vielſeitigkeit und Kenntniß der menſchlichen Leidenſchaften. (Ed. Rev.)

Mannigfaltiges.

— Das Leben ein Tanz. Von den jetzt lebenden Deutſchen hat wohl Keiner ſeinen Namen mit ſolcher Rapidität verbreitet geſehen, als Strauß, der Walzer-Komponiſt in Wien. Man kann in doppeltem Sinne von ihm ſagen, er habe die Reiſe um die Welt im Galopp gemacht, ja, man wird ſogar bald auch behaupten können, daß ſich die Erde nach den Melodieen Strauß'ſcher Walzer im Kreiſe drehe. Wir haben Amerikaniſche Blätter vor uns liegen, die mit wahrer Begeiſterung von dem „Hope-Waltz“ (Hoffnungs-Walzer) und dem „Fortuna-Galopp“ ſprechen und ſehr naiv hinzufügen, es ſey doch zu bewundern, daß gerade die Deutſchen, ſonſt ein ſo ruhiges kontemplatives Volk, ſolche Melodieen und den Walzer überhaupt erfunden hätten. Von dem New-York-American wird Strauß mit Fulton, dem Amerikaner, der die Dampfboote erfunden hat, zuſammengeſtellt und die Galoppade ein Dampftanz genannt. Allerdings muß für die praktiſchen Amerikaner, denen Zeit Geld und Geld Alles iſt, ein raſches Vergnügen auch ein ſehr werthvolles ſeyn. Die „Prager Muſikanten“, die jetzt alle Hauptſtädte der Union mit Strauß und Lanner bekannt machen, werden ſämmtlich als reiche Leute nach Europa zurückkommen, denn außerdem, daß ihre Konzerte ſehr beſucht ſind, theilen ſie auch mit den Muſikhändlern den Gewinn von den nachgedruckten Tänzen, deren Herausgabe ſie beſorgen. An der Spitze der „Prague Company“, die in New-York wahrhaftes Furore gemacht hat, ſteht ein Herr Lobeck, der auch als Virtuoſe ungemein gerühmt wird. Ein Amerikaniſcher Kritiker verſucht es, zu erklären, warum gerade Prag ſo viele ausgezeichnete Muſiker liefere. Prag, bemerkt er ſehr ſcharfſinnig, liege zwiſchen Dresden und Wien und bilde nun eine richtige Mitte dieſer beiden Deutſchen Hauptſtädte, von denen die Erſtere eine Stadt der Kunſt (a city of art) und die Letztere eine Stadt der Natur (a city of nature) ſey. Prag vereinige Beides, Natur und Kunſt, und dieſe Vereinigung gerade wäre es, die dem muſikaliſchen Talente ſtets förderlich geweſen und die unter Anderem auch eine Henriette Sontag hervorgebracht, deren wunderbarer Ruf, allerdings in etwas fabelhafter Geſtalt, auch über Nord-Amerika ſich verbreitet hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 51. Berlin, Freitag den 28. April 1837.

England.

Niederländiſche Genrebilder und Seeſtücke.

Von Cap. Marryat.*)

In der Provinz Seeland, am rechten Ufer der Schelde, der Inſel Walcheren gegenüber, liegt die kleine feſte Stadt Terneuze. Unter den niederen Häuſern im Umkreiſe der Stadt war um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eines zu bemerken, etwas weiter im Felde hinaus liegend und nicht eben größer als die anderen: eine enge, beſcheidene, aber ſauber angelegte Landmannswohnung im damaligen Geſchmack. Die der Straße zugekehrte Vorderwand war in der Höhe dunkel orangenfarben, die Fenſter und Thüren mit einem lebhaften Grün angeſtrichen; der Fuß der Wand, eine Elle hoch über der Erde, mit blauen und weißen Ziegeln gar freundlich ausgelegt. Ringsum etliche Hufen Gartenland, endlich eine niedrige Hecke von Kätzweiden, die das Plätzchen an allen vier Seiten umzog, und jenſeit der Hecke ein ſumpfiger Waſſergraben, ſo breit, daß nicht leicht Jemand hinüberſpringen mochte. An der Vorderſeite führte eine kleine ſchmale Brücke, zur Sicherheit der Hinübergehenden mit einem zierlichen Eiſengeländer verſehen, über den Graben zur Hausthür. Wer nun aber das Häuschen und den Garten eine Weile aufmerkſamer betrachtete, der merkte bald, daß die urſprüngliche Sorgfalt und Sauberkeit der Anlage bereits in Verwahrloſung und ſchnellen Verfall überging. Der helle Farben-Aufputz war verwittert und verblichen; Fenſter, Thüren und alles Holzwerk an dem Gebäude im übelſten Zuſtande, und von den weißen und blauen Ziegeln unten war mancher herausgefallen und nicht wieder eingeſetzt. Kurz, man ſah, der das Häuschen gebaut, hatte es ſich recht mit Liebe zierlich eingerichtet, aber die gegenwärtigen Beſitzer trugen keine Sorge, es im Stande zu halten.

Im Innern beſtand das Häuschen aus einem Erd- und aus einem Obergeſchoß, und in jedem von beiden waren zwei größere Zimmer nach vorn und zwei einfenſtrige Kämmerlein, höchſtens 12 Fuß ins Gevierte, nach hinten. Im oberen Raum waren, nach Landesſitte, die Schlafkammern; die beiden Kämmerlein zu ebener Erde dienten jetzt, das eine als Waſchhaus, das andere zur Geräth- und Plunder-Kammer. In dem einen der beiden größeren Zimmer daneben war die Küche aufgeſchlagen; Schränke und Tiſche rings an der Wand und darauf das zinnerne Küchengeräth, reinlich glänzend wie Silber. Es waltete hier die vollkommenſte Holländiſche Sauberkeit, doch zeugte die geringe Zahl und die Beſchaffenheit des Geräthes von Armuth. Draußen auf dem Flur und innen in der Stube waren die Dielen ſo weiß geſcheuert, ſo rein, daß man das Koſtbarſte auf den Boden hätte hinlegen können, ohne Furcht, es zu beſchmutzen. Ein plumper Tiſch von Tannenholz ſtand in der Mitte, zwei ſchlechte hölzerne Stühle daneben; außerdem noch ein kleines tragbares Bett, offenbar zur Bequemlichkeit eines Hausbewohners aus der Oberkammer heruntergebracht und hier aufgeſtellt. — mehr war in dem Zimmer nicht zu ſehen. Die andere Vorderſtube zur ebenen Erde mochte wohl eigentlich zur Wohnſtube beſtimmt ſeyn; aber wie es da innen ausſah, das wußte kein Menſch zu ſagen. Seit ſiebzehn Jahren war Thür und Fenſter zu dieſem Zimmer hermetiſch verſchloſſen und ſelbſt von den Bewohnern des Hauſes Keinem ein Blick hinein verſtattet geweſen.

In dem beſchriebenen Küchenzimmer befanden ſich zwei Perſonen: eine Frau, der man etwa fünfunddreißig Lebensjahre, aber zugleich die Leiden und Schmerzen anſah, durch die ihre urſprünglich gewiß nicht geringe Schönheit ſo früh untergraben und zu Grunde gerichtet war. Ihr Geſicht war von den regelmäßigſten Zügen, die Stirn edel und frei, das Auge groß und dunkel, aber die Wangen tief abgemagert, die Farbe des Geſichtes welk und von ſo gelbem Schein, als ſehe man unter der geſchwundenen Haut die Knochen durchſchimmern. Wenn ſie in ſchweres kummervolles Sinnen verſank, legten ſich ihr die frühzeitigen Runzeln um Stirn und Auge in tiefe Falten, und dann und wann ſchoß aus den Augen ein Blitz, ſo jäh, ſo unheimlich, als wenn der Wahnſinn aus dieſen tiefen Höhlen blickte. Ein unſäglicher Schmerz, ein nimmer weichender Kummer, ein hoffnungsloſer Gram mußte ſich tief in dieſes Gemüth genagt haben, eine gräßliche Erinnerung dieſem brütenden Sinne beſtändig gegenwärtig ſeyn: ein Leiden der Seele, dem nur der Tod ein Ende machen konnte. Sie trug eine Witwenhaube nach damaliger Sitte; ſie war ſauber und reinlich gekleidet, doch ſchien Alles, was ſie anhatte, durch langen Gebrauch abgetragen.

Die arme Witwe ſaß auf dem Bett; an dem Tiſch inmitten der Stube die zweite Perſon, ein derber, trotzig ausſehender, blondhaariger, blühend ſtarker Burſche von neunzehn bis zwanzig Jahren. Seine ſchönen Geſichtszüge drückten Stolz und Muth, ſein Körperbau ein Uebermaaß von Kraft aus; ſeine Augen blickten keck und entſchloſſen, und wie er da ſaß, ſeine Glieder hin und her wiegte und ein Liedchen vor ſich her pfiff, mußte Jeder ihm anſehen, daß er ein hartnäckiger, reizbarer, verwegener und waghalſiger junger Patron war.

„Geh' nicht zur See, Philipp; verſprich mir das, mein Kind, mein liebes Kind", ſagte die Witwe in zärtlichſtem Tone und faltete bittend die Hände. — „Warum ſoll ich denn nicht zur See?" entgegnete Philipp; „und wenn ich hier bleib' und Hungers ſterbe, was nützt's? Denn, Gott ſoll mich —! es iſt wahrhaftig nicht viel beſſer. Ich muß für mich ſorgen und für Euch, Mutter. Was kann ich Beſſeres anfangen? Der Onkel Van Brennen hat geſagt, er will mich mitnehmen und will mir eine gute Löhnung geben. Wenn ich's thue, kann ich am Bord ein glückliches Leben führen, und was ich verdiene, das reicht zu Hauſe für Euch." — „Philipp, ach, lieber Philipp, höre mich; ich ſterbe, wenn Du von mir gehſt, ich hab' ja Niemand in der Welt, außer Dir. O, mein Kind, wenn Du mich liebſt, ich weiß, Du haſt Deine Mutter lieb, geh' nicht fort von mir! Und wenn Du doch fortgehſt, geh ja nicht auf die See!" —

Philipp gab keine Antwort; er ſaß eine Weile da und pfiff ſein Liedchen weiter, während die arme Mutter ſchluchzte. Endlich hob er an: „Warum bittet Ihr auch gar ſo ſehr? Meint Ihr etwa, weil der Vater in der See ertrunken iſt?" — „Ach, nein, nein", ſtöhnte ſie; „wollte Gott . . . . ." — „Was meint Ihr, Mutter, mit dem wollte Gott?" — „Ach, nichts, mein Kind, nichts; o, mein Gott, hab' Erbarmen mit mir!" — Das arme Weib ſank von ihrem Sitz zu Boden und drückte knieend ihr Angeſicht tief in die Kiſſen; ſo blieb ſie eine Weile liegen und betete heiß, inbrünſtig. Als ſie wieder aufſtand und ſich auf das Bette ſetzte, war ſie zu einiger Ruhe und Faſſung gelangt. Philipp aber hatte während deß ſchweigend und finſter brütend dageſeſſen; nun hob er wieder zu reden an:

„Seht doch, Mutter, Ihr verlangt, ich ſoll bei Euch am Lande ſitzen bleiben und verhungern; das iſt doch hart. Nun will ich Euch aber was ſagen, hört mich an. Die Stube da drüben iſt zugeſchloſſen, ſo lang ich denken kann, und Ihr wollt mir nie ſagen, warum. Einmal aber hab' ich wohl gehört — Ihr wißt, damals, wie wir kein Brod im Hauſe hatten; der Onkel war verreiſt und ſollte erſt übers Jahr wiederkommen, damals, Mutter, habt Ihr geſagt. — nun, Ihr wart damals ganz außer Euch, ſo halb von Sinnen, Ihr wißt wohl, wie's Euch manchmal geht . . . ." — „Ja doch, mein Kind", ſprach die Mutter unter Zittern und Angſt; „was hab' ich damals geſagt, was haſt Du gehört?" — „Ihr ſagtet, Mutter, da drüben in der Stube wäre Geld, das uns aus der Noth helfen könnte; und dann fingt Ihr wieder an zu jammern und zu raſen und ſchriet, Ihr wolltet lieber ſterben. Nun alſo, Mutter, gerade heraus, was habt Ihr in der Stube drüben, und warum iſt ſie Jahr aus Jahr ein verſchloſſen? Entweder Ihr ſagt mir's, oder ich geh' zur See."

Als Philipp ſeine Rede anfing, hatte die Mutter ganz ſtarr vor Schmerz dageſeſſen, regungslos wie eine Bildſäule; mühſam that ſie die Lippen von einander, ſie glotzte ſtier mit den Augen, die Stimme verſagte ihr. Auf einmal fuhr ſie mit der Hand an die rechte Seite, als wollte ſie da etwas zuſammendrücken, und dann mit beiden Händen an die Bruſt, als ſpürte ſie da innen einen heftigen Schmerz; im nächſten Augenblick ſank ſie um, mit dem Kopf nach vorwärts, und das Blut ſtrömte ihr zum Munde heraus. Philipp ſprang erſchrocken in die Höhe und fing ſie in ſeine Arme auf; er legte ſie auf das Bett zurück und ſah mit heftiger Seelenangſt, wie das Blut in Einem fort ſtrömte. Er war vor Schrecken und Schmerz außer ſich. „Ach, Mutter, Mutter", ſchrie er, „was iſt Euch denn?" — Das arme gequälte Weib vermochte nicht zu antworten; das Blut quoll aus den zerriſſenen Gefäßen, und ſie beugte ſich mühſam vorwärts, um nicht zu erſticken; es ſpritzte auf die weißen Dielen und färbte ſie hochroth. „Ach, Mutter, liebe Mutter", ſchrie Philipp in Todesangſt; „ſprecht doch nur ein Wörtchen, was ſoll ich thun, was ſoll ich Euch geben? Allmächtiger Gott! was iſt Euch denn?" — „Der Tod, mein Kind, das iſt der Tod", ſtöhnte ſie leiſe und ſank ohne Beſinnung zuſammen.

Die Angſt jagte den armen Philipp, er ſtürzte hinaus, flog zu den Nachbarn, rief ſie um Hülfe. Zwei oder Drei eilten auf den erſten Ruf zum Beiſtand, und ſobald Philipp ſie um ſeine Mutter beſchäftigt

*) Aus deſſen neueſtem Werke: „The Phantom-Ship" (das Geiſterſchiff) — einem bisher noch nicht im Buchhandel erſchienenen Romane. Wir theilen dieſes Bruchſtück als eine neue Probe ſeiner Darſtellungsweiſe mit, die oft, wo ſie ins Detail übergeht, an E. T. A. Hoffmann erinnert.

Digitized by Google

ſah, rannte er wieder fort, ſo ſchnell die Füße ihn trugen, eine Meile weit zum nächſten Doktor. Der hieß Mynheer Poots und war ein kleines, elendes, geiziges Männchen, aber in ſeiner Kunſt galt er für geſchickt. Philipp fand ihn zu Haus und beſtürmte ihn, daß er gleich mitkommen ſollte. „Ich will kommen“, ſprach das Männchen, dem das Holländiſche überdies nicht recht geläufig war, „ich komme ganz gewiß, aber ſagt mir, Mynheer Vanderdecken, wer wird mich denn bezahlen?“ — „Bezahlen? Mein Onkel wird bezahlen, ſobald er nach Hauſe kommt.“ — „Euer Onkel, de Skipper Van Brennen? Der? nein, der iſt mir vier Gulden ſchuldig und iſt mir auch ſonſt lange ſchuldig geblieben; und dann, ſein Schiff kann ja untergehen.“ — „Die vier Gulden wird er Euch bezahlen, und den heutigen Gang wird er Euch auch bezahlen“, ſprach Philipp knirſchend vor Zorn und Ungeduld; „während Ihr hier handelt, kann meine Mutter ſterben.“ — „Nein, Herr Philipp, ich beſinne mich eben, ich kann nicht kommen, ich muß zum Terneuzer Bürgermeiſter, der hat ein Kind krank“, ſo ſchnarrte Mynheer Poots. „Seht wohl zu, Mynheer“, ſchrie der junge Mann zornglühend, „Ihr habt die Wahl, entweder Ihr geht im Guten oder ich hole Euch, verſteht Ihr mich? Treibt keinen Spaß mit mir!“ Der kleine Doktor gerieth in jämmerliche Angſt, denn mit Philipp Vanderdecken's Vorſätzen, das wußte alle Welt, war nicht zu ſpaßen. „Wir wollen ſehen, Mynheer Philipp“, ſprach er, „ich werde ſchon kommen, wenn's geht.“ — „Gleich ſollt Ihr kommen, gleich auf der Stelle, Ihr ſchändlicher alter Geizhals“, und damit faßte Philipp das Männchen beim Kragen und ſchob es, daß es kugelte, zur Thür hinaus. „Hülfe, Mord!“ ſchrie Poots, aber ſein Schreien half nichts, ſein ungeſtümer Dränger ſchob und ſchleppte ihn vorwärts und ließ den Kragen nicht los. Erſt als Philipp merkte, daß der Doktor blau im Geſicht wurde, hielt er inne. „Muß man Euch denn erwürgen, damit Ihr zu den Kranken kommt? Ich ſag's Euch noch einmal, hin müßt Ihr, ſey's lebend oder todt.“ — „Nu, nu“, murmelte Poots, allmälig wieder zu Athem kommend, „ich geh' ja ſchon; aber das merkt Euch, Mynheer Philipp, ich verklag' Euch und laß Euch einſperren, und das noch heute. Weil's aber Eure Mutter iſt, ſo will ich — nein, ich will nicht; Ihr mögt machen, was Ihr wollt, ich will durchaus nicht.“ — „Hört, Mynheer Poots“, ſprach der junge Mann, „kommt Ihr nicht gleich mit, ich erwürg Euch auf der Stelle, und wenn Ihr dort ins Haus kommt und Ihr thut an meiner armen Mutter nicht Alles, was Ihr könnt, ſo kommt Ihr nicht lebendig wieder heraus. Ihr wißt, was ich ſage, halte ich; alſo laßt Euch rathen, ſträubt Euch nicht, Ihr ſollt auch bezahlt werden, gut bezahlt werden, und müßte ich meinen letzten Rock drum verkaufen.“

Mit dieſer Bemerkung richtete der junge Mann wahrſcheinlich mehr aus, als mit allen Drohungen. Ueberdies war der kleine Doktor hülflos, wie ein elender kleiner Wurm, wie ein ohnmächtig Kind unter Philipp's ſtarken Händen; er wohnte ganz einſam auf dem Felde, und es war weit und breit keine Menſchenwohnung, wo man ſein Hülfegeſchrei hätte hören können. Zum nächſten Dorfe hätte er eben ſo weit gehabt, wie zu Vanderdecken. Alſo entſchloß ſich Mynheer Poots, mitzugehen, aus zwei Gründen: erſtlich, weil ihm die Zahlung verſprochen war, zweitens, weil er mußte.

Nachdem die Beiden ſolchergeſtalt einig geworden, begaben ſie ſich in großer Haſt nach Vanderdecken's Hauſe und fanden die Mutter in den Armen zweier hülfreicher Nachbarinnen, die ihr die Schläfe mit Weineſſig wuſchen. Die Kranke hatte ihre Beſinnung wieder, aber ſie konnte nicht ſprechen. Poots ließ ſie hinauf zu Bette bringen und flößte ihr für den Augenblick irgend ein Mittel ein; darauf entfernte er ſich eilig und nahm Philipp mit ins Städtchen, um ein Rezept bereiten zu laſſen. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo drückte Poots dem jungen Manne ein Fläſchchen in die Hand; „ſobald Ihr nach Hauſe kommt, Mynheer Philipp, gebt Ihr der Mutter das ein; ich muß jetzt zu des Bürgermeiſters Kinde gehen, auf dem Rückwege komm ich wieder zu Euch.“ — „Daß Ihr mich ja nicht belügt“, ſprach Philipp mit drohender Geberde. „Nein doch, nein doch, Mynheer Vanderdecken“, beruhigte ihn der Doktor. „Seht Ihr wohl, mich wegen der Bezahlung auf Euren Onkel Van Brennen zu verlaſſen, das konnte ich nicht, aber da Ihr mir's verſprochen habt, ich weiß, Ihr haltet immer Wort. Es ſoll keine Stunde vergehen, bis ich wieder bei Eurer Mutter bin. Jetzt aber hat es Eile, daß Ihr nach Hauſe kommt.“

Philipp rannte zurück. Die Kranke nahm den Trank, der alsbald die Blutung gänzlich ſtillte. Es dauerte nicht lange, ſo konnte ſie ihrem Sohne leiſe zuflüſtern, was ſie wünſche. Der Doktor fand ſich wieder ein; er ſah die Kranke ſorgſam an, fühlte lange den Puls, und als er wieder fortging, begleitete ihn Philipp hinab in das Küchenzimmer. „Mynheer Philipp“, ſagte der kleine Doktor, „ich ſchwör's Euch beim Allah, was in meiner Kunſt ſteht, hab' ich gethan, aber ſagen muß ich Euch, es iſt wenig Hoffnung vorhanden, daß Eure Mutter je wieder vom Bette aufſteht. Einen Tag oder zwei geb' ich ihr noch zu leben, mehr nicht. Ihr müßt mir's nicht verdenken, Mynheer Philipp, es iſt nicht meine Schuld.“ — „Nein, Doktor“, ſprach Philipp ernſt und traurig, „es iſt Gottes Wille.“ Eine Weile waren Beide ſtill, dann hob Poots wieder an: „Ihr werdet mich doch bezahlen, Mynheer Vanderdecken?“ — „Ja“, fuhr ihn Philipp mit einer Donnerſtimme an und war wie aus tiefem Traume aufgeſchreckt. Der Doktor kam nicht aus der Faſſung, ſondern ſprach nach einigem Stillſchweigen: „Kann ich morgen danach kommen, Mynheer Philipp? Vergeßt nicht, daß unſer Einer ſeine Zeit und ſeine Wege nicht verlieren kann und ſein Geld auch nicht. Ich müßte Euch gleich einen Gulden mehr rechnen.“ — „Kommt morgen, meinethalben, zu welcher Stunde Ihr wollt, ſetzt auf die Rechnung, was Ihr wollt, Ihr ſollt bezahlt werden“, ſprach Philipp kurz weg und zog die Lippen verachtungsvoll über einander. „Schön, Mynheer, wie's Euch beliebt, ich will Euch nicht drängen. Wenn ſie todt iſt, gehört das Häuschen mit Allem, was drum und dran iſt, ja doch Euch, und dann könnt Ihr's verkaufen. Da werdet Ihr einen ſchönen Groſchen in die Hände bekommen. Was meint Ihr, Mynheer Philipp? Morgen komme ich noch nicht, aber wenn Ihr mir das Haus und den Garten laſſen wollt, ich möcht' Euch ein ſchönes Gebot thun.“ Philipp hob den Arm auf mit einer Geberde, als wollte er den Doktor zerſchmettern; der drückte ſich eilig in die Ecke. „Ich meine ja nur“, quakte er zur Entſchuldigung, „wenn Eure Mutter begraben iſt.“ — „Fort, Du elender Hund“, rief Philipp ihm zu, barg das Geſicht in den Händen und ſank voll Schmerz auf das blutbefleckte Bette nieder.

Nachdem er eine Weile ſo gelegen, erhob er ſich und ging hinauf ans Lager ſeiner Mutter. Sie befand ſich jetzt beſſer; die Nachbarinnen gingen wieder zu ihren Geſchäften und ließen ſie mit ihrem Sohn allein. Vom Blutverluſt erſchöpft, lag ſie etliche Stunden lang in einem matten Schlummer, aber Philipp's Hand hielt ſie zwiſchen der ihren und ließ ſie nicht los. Der junge Mann ſaß in trübſinnigen Gedanken da und lauſchte ihrem Athem. — Um ein Uhr Nachts erwachte die Kranke; ſie konnte wieder einigermaßen ſprechen: „Du liebes, Du wildes Kind“, ſprach ſie zu dem Sohne, „hab' ich Dich hier ſo lange eingeſperrt gehalten.“ — „Ach nicht doch, Mutter“, erwiederte er zärtlich, „ich bin ja gern bei Euch geblieben; und jetzt gehe ich nicht von Euch und laſſe Euch nicht in anderer Leute Händen, bis Ihr wieder geſund ſeyd und wohlauf.“ — „Nein, lieber Sohn, geſund werde ich nicht mehr; der Tod ruft mich, das fühl' ich. Ach, mein liebes Kind, wär' es nicht um Deinetwillen, ich ginge ja gern aus der Welt. Mein Leben ſeit langen Jahren war ein bitterer Tod, und wie oft hab' ich Gott gebeten, er möchte mich erlöſen.“ — „Warum denn, Mutter? hab' ich denn übel an Euch gethan?“ — „Gut haſt Du an mir gethan, mein herziger Sohn, und Gott ſoll Dich dafür ſegnen. Wie oft hab' ich's nicht geſehen, Du haſt Deinen wilden Sinn bezwungen, Du haſt Deinen Zorn, auch wenn Du gerecht warſt, bekämpft, Alles Deiner Mutter zu lieb, um ihr Gram zu erſparen. Und es hat bittere Tage gegeben, Gott vergelte ſie Dir, wo auch Noth und Hunger Dich nicht verleiteten, ſondern Du haſt immer Deiner Mutter gehorcht. Ach, Philipp, Du haſt wohl oft geglaubt, ich wäre böſe oder närriſch, daß ich Dich ſo lange zurückbehalten mit aller Gewalt und Dir nie einen Grund geſagt. Aber jetzt muß ich mit Dir ſprechen, die Stunde iſt da.“ Sie wendete ihr Haupt auf dem Kiſſen und lag einige Minuten ſtill und erſchöpft; dann hob ſie an, und ein neues Leben ſchien wach in ihr zu werden: „Ich glaube wohl, ich bin zuweilen von Sinnen geweſen, nicht wahr, Philipp? Gott verzeihe mir, er weiß, daß ich ein Geheimniß im Herzen trage, worüber ein armes Weib wohl verzweifeln mag. Es hat auf mir gelegen Tag und Nacht, es hat mir das Herz zermalmt, meinen armen Kopf verrückt, und jetzt endlich, dem Himmel ſey Dank, hat es dieſen gequälten Leib zerſtört. Ich fühl' es wohl, mein Kind, es war der letzte Schlag. Ich lebe nur noch, bis ich Dir Alles geſagt, und ich fürchte mich doch, armer Junge, es wird Dir den Kopf wirre machen, wie mir.“ — „Ich beſchwöre Euch, Mutter“, erwiederte Philipp mit ernſtem Tone, „laßt mich wiſſen, was das für ein todgefährliches Geheimniß iſt. Und wenn Himmel und Hölle darunter ſtecken, es ſoll mich nicht ſchrecken. Der Himmel wird's gnädig mit mir machen, und der Satan ſoll mir nichts anhaben.“ — „Ja doch, lieber Philipp, ich weiß, Du haſt einen muthigen, trotzigen Geiſt, Deinem ſtarken Sinn wird es nichts ſchaden. Gewiß, wenn Einer im Stande iſt, die ſchaurige Geſchichte auf der Seele zu tragen, ſo biſt Du's. Mein armes Gehirn war zu ſchwach dazu. Gottlob, heute fühl' ich's klarer in mir, und es iſt meine Pflicht, daß ich Dir's ſage, ehe ich ſterbe.“ — Eine kurze Zeit hielt die Wittwe inne, ihre Gedanken wendeten ſich in die Vergangenheit, ſie beſann ſich auf das furchtbare Ereigniß, und Philipp ſah ihr die Thränen über die hohlen Wangen rinnen. Endlich ſchien ſie Kraft und Muth zu dem ſchweren letzten Werke geſammelt zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Italien.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

16) Es giebt nur ein einziges Gebiet, wo man auch dem größten Genie das gänzliche Scheitern aller ſeiner Beſtrebungen prophezeien kann: dieſes Gebiet iſt die Unwahrheit. Wenn aber die Kritik dem Genie unterſagen will, dieſen oder jenen in der Natur und im Leben vorhandenen Stoff für ſeine Schöpfungen zu verwenden; wenn ſie behaupten will, es könne dabei nichts Gutes herauskommen, ſo maßt ſie ſich etwas an, was über ihre Befugniß und über ihre Kräfte geht.

17) Die Bewunderung, welche wir großartigen Schöpfungen des Genies zollen, iſt ein erfreuendes und erhebendes Gefühl und wird dies vermöge eines allen Völkern eingepflanzten Triebes, welchen der Verſtand nicht wegdisputiren kann; ſie wird dies in noch höherem Grade, wenn das ſchaffende Genie unſerem eigenen Lande und Volke angehört. Nur darf dieſe Bewunderung nicht dahin ausarten, daß ſie ein Vorwand für die Trägheit wird; man darf ſich an die Vorſtellung von der Vortrefflichkeit jener Werke nicht dermaßen gefangen geben, als ob nun nichts Höheres zu erſtreben, als ob nach ihnen und außer ihnen nichts Vollkommeneres mehr zu leiſten ſey. In keinem Bereiche geiſtiger Thätigkeit ſchließt die Reihe der Ideen und Schöpfungen mit einigen großen Namen völlig ab. Es verhält ſich mit der geiſtigen Production und Betriebſamkeit, wie mit der materiellen: jede Generation muß von ihrer eigenen Arbeit leben und die Summe des bisher Erworbenen und Geleiſteten nicht als einen müßigen Reichthum betrachten, ſondern als ein durch neue Beſtrebungen und Erfindungen zu nutzendes Kapital.

18) Die erleuchteten und unabhängigen Geiſter halten im Kampfe gegen ein Vorurtheil, zur Zeit, wo es ſich einwurzelt, bis zuletzt aus und ſind wieder die Erſten, den Kampf gegen Vorurtheile zu erheben, deren Zeit um iſt.

19) Es iſt keine Anmaßung, wenn wir uns in gewiſſen Dingen

Digitized by Google

beſſer unterrichtet glauben, als die großen Männer früherer Zeit. Wenn ein Irrthum, ein Aberglaube zu der Höhe ſeiner Herrſchaft über ganze Völker und Geſchlechter gelangt iſt, ſo können auch die am höchſten ſtehenden Geiſter ſich ſeinem Joche nicht entziehen. Jahrhunderte lang haben die ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Männer an das Daſeyn von Hexen geglaubt; daß wir heute beſſer darum Beſcheid wiſſen, deſſen wollen wir uns nicht gar zu ſehr rühmen, aber es muß doch anerkannt werden.

20) Nie und nirgend und in keiner Sache läßt ein Irrthum ſich mit einem Tage ausrotten. Als Beccaria's unſterbliches Werk über Verbrechen und Strafen erſchienen war, hörte darum noch lange die Tortur nicht auf. Wie Schriftſteller dürfen keine ungeduldige Egoiſten ſeyn, wie dieſen uns nicht darüber beklagen, daß die Vorurtheile in der Literatur eben ſo zähe ſind wie anderwärts.

21) Die Vertheidiger einer hergebrachten und feſtſtehenden Meinung haben es gut: ſie können immer im Namen der Mehrzahl reden; ſie können, da ſie bei ihrer Berufung auf das Vergangene und bereits Anerkannte immer ſicher gehen, ſehr entſchieden abſprechen und gewaltige Sentenzen machen. Sie kennen auch ihren Vortheil und wiſſen ihn wohl zu benutzen; nur ſelten iſt Einer ſo ehrlich, darauf zu verzichten.

22) Es kann ſich bisweilen ereignen, daß gewiſſe Prinzipien eine geraume Zeit hindurch mit falſchen und ſpäter erſt mit beſſeren Gründen vertheidigt werden. Aber das iſt ein ſeltener Fall. In der Regel gilt die Präſumtion, wenn man genöthigt iſt, für ein Syſtem neue Beweiſe zu ſuchen, daß dieſes Syſtem in ſeinem Grunde angegriffen und unhaltbar ſeyn müſſe.

23) In der Herrſchaft eines Irrthums, ſey er groß oder klein, ſind, wie mir däucht, zwei Zeiträume wohl zu unterſcheiden. Im erſten Zeitraume tritt der Irrthum triumphirend auf, wie eine Wahrheit; die Ueberzeugungen wenden ſich ihm zu; von allen Seiten wird er, ſonder Prüfung und Diskuſſion, als richtig anerkannt, unumwunden behauptet, gepredigt, aller Welt aufgedrungen. Die Leute überſetzen ſich den Irrthum in Regeln, und ſobald die Regel aufgekommen, gelten keine Gründe mehr vor ihrer Autorität; wer ſich in der Praxis davon entfernt, iſt ohne Weiteres verurtheilt; wer es wagt, an der Richtigkeit der Regel zu zweifeln oder gar ſie zu leugnen, gegen den erhebt ſich, ſtatt aller Antwort, das Geſchrei, er verdiene keine Antwort. Allmälig jedoch findet ſich, daß dieſer thörichten Leute, die keine Antwort verdienen, immer mehr werden, daß ſie durchaus eine Antwort haben wollen und großen Rumor deshalb erheben. Es kommt ſo weit, daß man nicht mehr thun kann, als hörte man nicht; die Exiſtenz der Leugner geht nicht mehr zu ignoriren, und man kann ihre Reden und Einwürfe nicht mehr damit abfertigen, daß man ſie paradox ſchilt. Da treten denn Schriftſteller auf — und es trifft ſich ſonderbar, daß es immer Leute von Genie ſind — die ſich's zum Geſchäft machen, mit Gründen, die früher Niemanden eingefallen waren, zu beweiſen, wie die angefochtene Meinung oder Regel von ſo unleugbarem Nutzen ſey, daß man durchaus daran feſthalten müſſe, und ſey es daher ganz überflüſſig, auf die Unterſuchung ihres Grundes und Urſprunges zurückzugehen; das müſſe man gar nicht ſo ſtreng nehmen; es ſey etwas Leichtfertiges und knabenhaft Muthwilliges in ſolcher Auflehnung gegen die Regeln des Geſchmacks. Dieſe Herren ſagen ferner, es ſey keine Kunſt, gegen die ehrwürdigſten Prinzipien mit allerhand aufgegriffenen Argumenten zu Felde zu ziehen, wie ſie eben Jedermann begreifen und ſich ausdenken könne — das ſey vielmehr ganz albern; bei dem äußeren Anſchein dürfe man nicht ſtehen bleiben; der unwiderlegbarſte Beweis für die Gültigkeit und Angemeſſenheit der angefochtenen Grundſätze liege in der Dauer ihrer Herrſchaft und in den trefflichen Werken der Alten, die ſich danach gerichtet hätten, und die ganz andere Leute geweſen ſeyen, als ſolch junges Volk von heutzutage. Wenn man ſolche Reden hört, ſo kann man für ſicher annehmen, daß der Irrthum in ſein zweites Stadium eingetreten iſt und nicht lange mehr zu leben hat; er wird aus einer Verſchanzung nach der anderen ausgetrieben, und nirgend iſt ſeines Verweilens mehr.

Bibliographie.

Antonio Foscarini. — Trauerſpiel von G. B. Niccolini. Meſſina.

Il piccolo Muratori. — Geſchichte von Italien im Mittelalter. Vom Prof. Abrogio Levati. 3 Bdchen. Mailand.

La architettura in Venezia. — Mit 14 Kupfern. Venedig.

Le arti. — Gelegenheitsſtück zur Vermählung des Königs, von Roſa Taddei. Neapel.

Bacco nell' Elba. (Bacchus auf der Inſel Elba.) Heroiſch-komiſches Gedicht in drei Geſängen, von G. Piazzini. Florenz.

Cenni di una peregrinazione da Torino a Copenhagen. — Bemerkungen auf einer Reiſe durch die Schweiz nach dem Rhein, Holland und Dänemark, ſo wie zurück durch Deutſchland. Vom Prof. G. F. Baruffi. Turin.

Cent' anni in una notte. — Anti-choleraiſches Gedicht, von Lorenzo Borſini. Neapel.

Frankreich.

Aus dem Leben Joachim Murat's.

Von Méry.*)

Um Mitternacht, wenn im Salon der Gräfin Lipona**) in Florenz die Töne des Pianoforte verſtummten, zogen ſich auch die meiſten Gäſte zurück, und nur die vertrauteſten Freunde der Frau vom Hauſe blieben noch im Palaſte Griffoni. Dieſe plauderten dann über die Neuigkeiten des Tages, theilten ſich gegenſeitig intereſſante Begebenheiten mit, und erſt gegen Morgen trennte ſich gewöhnlich der kleine Kreis von Auserwählten. Es lag ein unbeſchreiblicher Reiz in ſolchen Nachtwachen: der Saal war noch vom Konzert oder Ball in Unordnung, aber die Tänzer und Künſtler waren verſchwunden; die Lampen brannten düſter; die Partituren lagen auf den Notenpulten zerſtreut; um jeden der verlaſſenen Spieltiſche ſtanden noch die vier leeren Seſſel, und den Tönen der lauteſten Freude folgte jetzt eine ruhige, aber um ſo anziehendere Familien-Unterhaltung. Man reichte Thee und Waffeln herum, welche die Form des Wappens der ehemaligen Königin von Neapel hatten und von dem unſterblichen Koch der Mad. Dubarry ſo kunſtreich gebildet waren. Keiner der Theilnehmer an dieſen köſtlichen Morgen-Soireen dachte wohl an den Schlaf. „Ich bedarf nur drei Stunden Schlummers", pflegte die Gräfin von Lipona zu ſagen; „das iſt eine gute Gewohnheit, die ich meinem Bruder, dem Kaiſer, verdanke." Ihre Freunde waren ſtolz auf die Auszeichnung, die Nächte mit ihr verplaudern zu dürfen, und oft, wenn ſie den Palaſt verließen, ſahen ſie den Wiederſchein der Morgenröthe auf dem Dome San Spirito.

Die Gräfin Lipona erzählte uns oft intereſſante Begebenheiten und Anekdoten mit jener leichten Italiäniſch-Franzöſiſchen Grazie, die ſie niemals verließ. Die berühmte Frau hatte ſo viele Dramen, ſo viele Feſtlichkeiten und ſo viele Unglücksfälle erlebt, daß es ihr niemals an Stoff fehlte, wenn ſie zu unſerer Unterhaltung durch die Mittheilung merkwürdiger Erlebniſſe etwas beitragen wollte. Eines Nachts drängte ſich der Kreis der Auserwählten dichter um den Lehnſtuhl der Gräfin, denn ſie hatte verſprochen, heute einen Zug aus Murat's Leben mitzutheilen, der bis jetzt weder gedruckt, noch bekannt war. Ihre Stimme zitterte, als ſie uns dieſe Worte ſagte; ſie ſchien bewegt, und ihre ſchönen, ſonſt ſo ruhigen Geſichtszüge verriethen, daß ſie von einer traurigen Erinnerung beſtürmt werde. Nach einer langen Pauſe fing ſie an:

„Zur Zeit, da Italien noch Franzöſiſch war, brach in einem unſerer Regimenter, das in Livorno in Garniſon lag, ein Aufruhr aus; die Sache war ſehr ernſt und viel mehr als eine gewöhnliche Soldaten-Emeute. Als der Kaiſer Nachricht davon erhielt, war er außerordentlich aufgebracht; er ſchwor, die Unruhe-Stifter ſtreng zu beſtrafen, und Joachim wurde beauftragt, das Urtheil gegen das pflichtvergeſſene Regiment zu vollſtrecken. Die Befehle des Kaiſers waren furchtbar und unwiderruflich: es war von keinem Kriegsgericht, ſondern nur von unverzüglichen Executionen die Rede.

Als Joachim in Livorno angekommen war, ließ er das ganze Regiment auf dem Waffenplatz zuſammentreten und kündigte den Soldaten an, daß er von dem Kaiſer den Auftrag erhalten habe, ſie zu ſtrafen, und daß er ſtrafen werde! Die Energie ſeiner Worte, die drohenden Bewegungen, mit denen er ſie begleitete, beſonders aber die Gewalt ſeines Namens machten auf die rebelliſchen Truppen einen tiefen Eindruck: die Soldaten warfen ſich ihm zu Füßen und baten demüthig um Gnade. Joachim wurde gerührt; aber er mußte die Befehle des Kaiſers vollziehen und bezwang ſeine innere Bewegung; ſein Geſicht blieb ſtreng wie zuvor, und mit fürchterlicher Stimme rief er: „Ich werde immer einen Mann auf zehn erſchießen laſſen!" Sie können wohl denken, welche allgemeine Beſtürzung dieſe Worte verurſachten; das Regiment, das in der Kaſerne gefangen war, ſchickte mehrere Deputationen an Murat, um ſeine Gnade zu erflehen; Offiziere und Soldaten ſchworen, ſich in der nächſten Schlacht unter den Augen des Kaiſers tödten zu laſſen; doch Murat blieb lange, wenigſtens dem Anſchein nach, unbewegt. Endlich ſchien er von ſo vieler Unterwürfigkeit gerührt; aber da der begangene Fehler zu groß und die Ordre zu ausdrücklich war, um ſie ganz zu umgehen, verlangte er, daß drei Soldaten, die ihm als die Aufwiegler der Truppen bezeichnet wurden, mit ihrem Leben das Verbrechen des Regimentes ſühnen ſollten. Die Opfer wurden in den Kerker geworfen, und ihre Hinrichtung war auf den anderen Morgen feſtgeſetzt. Mitten in der Nacht aber ließ Joachim im Geheim die drei Soldaten von einem Kerkermeiſter zu ſich führen, auf deſſen Verſchwiegenheit und Treue er bauen konnte.

„Morgen werdet Ihr erſchoſſen", redete Murat ſie an; „bereitet Euch zum Tode vor, zeigt keinen Kleinmuth und fallet, wie es tapferen Soldaten gebühret, ohne Klagelaut, um Euer Verbrechen vergeſſen zu machen. Ich übernehme es, Euer letztes Lebewohl und die Verſicherung Eurer aufrichtigen Reue den Aeltern, die Ihr in der Heimath verlaſſen, zu überbringen; die armen Leute! ſie verdienen wahrlich nicht, ſolche Kinder zu haben! Sagt, habt Ihr an Eure Mütter gedacht?" — Die Soldaten konnten nicht antworten; Thränen erſtickten ihre Stimme. — „Die armen Frauen wären ſo ſtolz geweſen, wenn Ihr auf dem Schlachtfelde, dem Oeſterreicher gegenüber, gefallen wäret", fuhr Murat fort; „aber hier! O, Ihr Unglücklichen! geht jetzt; ich werde Euch einen Prieſter ſchicken, damit er Euch durch die Religion tröſte; denket an Gott und an Frankreich; Ihr gehört jetzt nicht mehr dieſer Welt an." — Die Soldaten ſanken zu Joachim's Füßen, nicht etwa, um ſeine Gnade, ſondern nur um ſeine Verzeihung vor dem Tode zu erflehen. Als ſie ſich entfernen wollten, rief er ſie zurück: „Hört", ſagte er, „wenn ich Euch nun das Leben ſchenkte, würdet Ihr dann ordentliche Leute werden?" — „Nein, wir wollen ſterben", antwortete einer der Soldaten; „wir haben den Tod verdient: es iſt gerecht, daß wir erſchoſſen werden." — „Und wenn ich Euch nun nicht erſchießen laſſen will?" rief Murat aus; „warum wollt Ihr ſterben, wenn Ihr leben ſollt! Ich habe bis jetzt nur auf die Feinde Feuer! kommandirt und kann Euch, die Ihr meine Brüder, die Ihr Franzoſen ſeyd, wie ich, nicht tödten laſſen, obgleich Ihr Euch eines ſchweren Verbrechens ſchuldig gemacht habt." — Und Joachim weinte auch, wie eine Frau, als er dieſe Worte ſprach; er, der ſo tapfer und dabei ſo unendlich gut war; nicht wahr, meine Herren?" — Auch wir konnten uns der Thränen nicht enthalten, als wir die Gräfin Lipona mit ſolchem Feuer von ihrem heldenmüthigen Gatten reden hörten.

*) Aus dem ſo eben unter dem Titel: „Scènes de la vie italienne" erſchienenen Buche des Herrn Méry.

**) Der Name Lipona, den die ehemalige Königin von Neapel ſeit dem Jahre 1815 führt, iſt bekanntlich eine bloße Sylben-Umſtellung von Napoli (Neapel).

Digitized by Google

Nach einer kurzen Pauſe fuhr ſie in ihrer Erzählung fort:

„Höret mich“, ſagte Joachim mit ruhigerem Tone. „Ihr habt Euch ſchwer gegen Euren Kaiſer vergangen; aber Ihr zeigt Charakterfeſtigkeit und Energie, und das gefällt mir; wenn ich Euch das Leben ſchenke, ſo müßt Ihr für Jedermann, vorzüglich aber für Euer Regiment todt ſeyn. Morgen, beim Anbruch der Nacht, werdet Ihr durch das Thor von Piſa, auf jenen Hügel dort, geführt; in einer Entfernung von zwanzig Schritten wird man ein Peloton-Feuer auf Euch geben, und Ihr ſinkt, wie todt, nieder; in dieſem Augenblicke zieht die letzte Abtheilung Eures Regimentes, das ſeine Garniſon verändert, auf der Landſtraße vorüber. Die Dunkelheit der Nacht wird die Ausführung unſeres Planes begünſtigen. Ein Mann, deſſen Verſchwiegenheit ich erkauft habe, legt Euch auf einen Karren und bringt Euch nach dem Kirchhof; dort findet Ihr Matroſenkleider und 1000 Franken für Jeden. Man wird Euch ein Wirthshaus bezeichnen, wo Ihr zwei bis drei Tage verborgen bleiben müßt; dann geht ein Amerikaniſches Schiff nach New-Orleans ab, und dort ſollt Ihr leben, aber als redliche Leute, verſteht Ihr mich? Sobald der Wind günſtig iſt, wird man Euch an Bord führen. Seyd aber klug und vorſichtig und thut Alles, was ich Euch geſagt habe. — Geht jetzt, ich werde für Eure Familien Sorge tragen.“

Die Soldaten benetzten Murat's Hand mit Thränen, und ſie wiederholten mehrere Mal, daß er mit ihnen zufrieden ſeyn werde.

Alles geſchah nach Joachim's Plan; dem Regimente wurde ein ſtrenges Beiſpiel ſtatuirt und dennoch kein Tropfen Blut vergoſſen; der Kaiſer, der ſo glücklich betrogen worden, dankte Joachim, daß er nur das Leben dreier Menſchen ſeiner ſtrengen Disziplin geopfert habe. Napoleon hat niemals etwas von der großmüthigen Liſt erfahren, die Murat bei dieſer Gelegenheit erſonnen; ſie blieb auch lange Zeit ein Geheimniß, das nur von mir und einigen unſerer vertrauteſten Freunde gekannt war. Jetzt aber habe ich keinen Grund mehr, von dieſer edlen That meines Gatten zu ſchweigen, und überlaſſe es Ihnen, ſie Ihren Freunden und Bekannten mitzutheilen.“

Als die Witwe Murat's ihre Erzählung beendet hatte, ſtand ſie auf und zog ſich in ihre Gemächer zurück; ſie war zu bewegt, um noch länger in unſerer Mitte bleiben zu können. Auch wir waren gerührt wie ſie, und Aller Blicke richteten ſich unwillkürlich auf das herrliche von Gros gemalte Bild, das in der Mitte des Saales hing; es ſtellt den König Joachim zu Pferde, in heroiſcher, edler Haltung vor; er reitet am Ufer des Golfs von Neapel; der Himmel und das Meer ſind bewegt; im Hintergrunde ſieht man den Veſuv, aus dem eben Flammen in die Höhe ſteigen: Murat und der Veſuv! zwei Vulkane einander gegenüber.

Einige Monate ſpäter erfuhr ich in Rom von Jemand, der in alle Geheimniſſe der Kaiſerlichen Familie eingeweiht iſt, die Fortſetzung dieſer Geſchichte. Sie gleicht der romantiſchen Entwickelung eines Dramas und ſcheint weniger dem wirklichen Leben, als der Phantaſie eines Schriftſtellers anzugehören.

Am Rande eines Waldes, der in der Nähe von New-Orleans liegt, klopfte eines Abends ein Jäger an die Thür einer freundlichen Meierei, um in dem wohlverwahrten Hauſe Schutz gegen Sturm und Regen zu ſuchen. Es war im Herbſt des Jahres 1830. Die Thür wurde geöffnet, und eine ziemlich bejahrte Frau führte den Fremden in einen ſehr reinlichen, einfach möblirten Saal, deſſen Wände rund herum mit Pariſer Lithographieen tapezirt waren, die unſere vorzüglichſten Waffenthaten vorſtellten. „Es ſcheint“, ſagte der Fremde in Franzöſiſcher Sprache, „daß mein guter Stern mich zu meinen Landsleuten geführt hat.“ — „Der Herr iſt ohne Zweifel ein Franzoſe“, fragte die alte Frau. „Ja, Madame, und ein ſehr guter Franzoſe, ich habe ſogar hier in dieſem Saale Verwandte.“ — „Erlauben Sie, daß ich meinen Sohn, der im Garten iſt, rufe; er wird ſehr erfreut ſeyn, Sie zu ſehen.“ — „Iſt Ihr Sohn auch Franzoſe?“ — „Ja, mein Herr.“ Sie zögerte einen Augenblick, ehe ſie dieſe Antwort gab, dann aber fügte ſie mit mehr Sicherheit hinzu: „Er hat ſich vor langer Zeit in dieſem Lande niedergelaſſen, und Gott ſey Dank, er bereut es nicht; die Meierei gehört ihm, und wir leben vollkommen glücklich. In dieſem Augenblick trat der Hausherr in den Saal. „Der Herr dort“, ſagte die Mutter, „hat uns die Ehre gegeben, hier einzutreten, um das Ende des Unwetters abzuwarten; es iſt ein Landsmann, ein Franzoſe.“

Der Beſitzer der Meierei grüßte militairiſch und ſtammelte einige unverſtändliche Höflichkeitsformeln. Das Geſicht des Fremden frappirte ihn wunderbar, und er war ſo bewegt, daß er die mehrere Mal wiederholten Fragen deſſelben nicht beantwortete. Endlich wagte er es, ihn anzureden. „Mein Herr“, ſagte er, „Sie werden mich für unbeſcheiden und unzart halten, aber ich kann nicht umhin, Sie um Ihren Namen zu fragen .... Entſchuldigen Sie mich .... Ihr Geſicht ....“

„Mein lieber Freund“, erwiederte der Jäger, „das iſt die einzige Frage, die ich Ihnen nicht beantworten kann; ich könnte Sie freilich leicht täuſchen und mir einen falſchen Namen geben, aber ich ſchweige lieber. Ein Mann, der *meinen* Namen trägt, kann und will nicht lügen. Und jetzt, da ich mich geweigert habe, Ihnen zu ſagen, wie ich heiße, wage ich es auch nicht, Sie darum zu fragen ....“ Der Angeredete antwortete nicht .... „Es ſcheint mir, daß auch Sie gezwungen ſind, Ihren Namen zu verbergen“, fügte der Fremde hinzu. Ja mein Herr, der, den ich in dieſem Lande trage, iſt nur ein angenommener, und wozu könnte es Ihnen nützen, wenn Sie ihn auch wüßten? Ich bin hier unter dem Namen Claude Gérard bekannt.“ — „Glauben Sie aber nicht, mein Herr“, ſagte die Mutter, „daß mein Sohn ſeines wahren Namens wegen erröthen müſſe. Es giebt Gründe, welche ....“ — „Sie zwingen, ihn geheim zu halten“, fiel der Fremde ein, „eben ſo iſt es auch mit mir; ich ſage meinen Namen nur denen, die es verdienen, ihn zu hören, und von dieſem Augenblicke an halte ich Sie dieſer Gunſt würdig; ich bin Achill Murat, der Sohn des Königs von Neapel!“

Claude Gérard und ſeine Mutter fielen auf die Kniee, als ob dieſer Name ſie wie ein Blitz getroffen hätte. Der Prinz, der jetzt ein Bürger der Vereinigten Staaten iſt, begriff dieſes Uebermaß der Rührung nicht, denn es ſchien, als ob die Thränen der Mutter und des Sohnes nie verſiegen wollten. Sobald Claude Gérard ſich ein wenig gefaßt hatte, zeigte er auf das Portrait des Königs von Neapel, das, mit friſchen Lorbeerzweigen gekrönt, in der Mitte des Saales hing, und ſagte zu dem jungen Murat: „Dort iſt das Bild Ihres herrlichen Vaters; er iſt der Gebieter, der Schutzheilige dieſer Meierei; als ich einſt dem Tode geweiht war, rettete er mir das Leben.“ — „Auf dem Felde der Ehre?“ fragte Achill. „Nein, im Gegentheil, auf dem der Schande. Ich hatte mich in eine Verſchwörung gegen meinen Kaiſer eingelaſſen und den Tod verdient; man hat mich mit zweien meiner Kameraden, die eben ſo ſchuldig waren wie ich, vor das Thor von Livorno geführt; es wurde Feuer auf uns gegeben, und wir fielen wie todt nieder. Murat hatte das Alles ſo angeordnet. Mit ſeinem Gelde kamen wir nach Amerika, aber meine Kameraden ſind ſchon vor zwei Jahren in New-York geſtorben. Ich verdanke nicht nur mein Leben, ſondern auch mein ganzes Glück Ihrem Vater. Ich habe gearbeitet, und der Himmel hat meinen Fleiß geſegnet, denn ich bin wohlhabend, und es fehlt mir an Nichts. Meine Mutter, welche die falſche Nachricht von meinem Tode erhalten hatte, empfing mehrere Jahre darauf einen Brief von ihrem lebenden Sohne, der ſie aufforderte, nach Amerika zu kommen. Die arme Frau, die ſo viele Thränen vergoſſen hat, wäre faſt vor Freude geſtorben, als ſie mich wiederſah. Und jetzt mag der Sohn meines Königlichen Wohlthäters über mein Leben, mein Gut und meine Arme verfügen, Alles gehört ihm.“ — „O, daran erkenne ich ihn, den großmüthigen Joachim“, rief Achill Murat mit Thränen in den Augen. „Er hat an ſo Vielen Gnade geübt“, ſagte Gérard. „Und doch iſt er nicht begnadigt worden“, antwortete eine Stimme.

Bibliographie.

Histoire de l'économie politique en Europe. — Von Blanqui. Erſter Bd. 7½ Fr.

Histoire de la révolution religieuse. — Von K. L. von Haller. 3 Fr.

Goethe. Elégies romaines. — Ueberſetzt von v. Wolfers. 5 Fr.

Choix de monumens primitifs de l'église chrétienne. — 10 Fr.

Dictionnaire d'architecture pratique. — Von Cottard.

Le pays; chroniques Mérovingiennes. — Von Delandine de St. Esprit. 7½ Fr.

Le médecin confesseur. — Von Durange. 6 Bde. 24 Fr.

Recherches sur les enfans trouvés. — Von Gaillard. 7 Fr.

Recherches microscopiques sur la nature des mucus. — Von Donné. 3 Fr.

La femme du monde. — Von Anger. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Papier-Fabrication in England. Die Engländer beſchäftigen ſich jetzt viel damit, neue Materialien zur Papier-Fabrication aufzufinden, da bei dem in unſerer ſchreib- und druckſeligen Zeit immer ſtärker werdenden Verbrauch die Lumpen auch immer ſeltener und theurer werden. Herr E. Cowper hielt in einer der letzten Sitzungen des Londoner Kunſt- und Gewerbe-Vereins (Society of Arts) einen intereſſanten Vortrag über dieſen Gegenſtand. In den erſten Zeiten der Papier-Fabrication, ſagte er, wurde einmal der Papſt von den Papiermüllern in Rom mit einer Bittſchrift beſtürmt, in der ſie darauf antrugen, daß die Regierung doch etwas für ihren Artikel thun möchte, da alle ihre Niederlagen angefüllt ſeyen und ſie in ihrer Noth keinen Ausweg damit wüßten. Wie viel betrug nun dieſer ungeheure Vorrath? Kaum ſo viel, als jetzt der Bedarf dreier Engliſcher Pfennig-Magazine! Herr Cowper zeigte darauf mehrere Sorten aus verſchiedenen Pflanzen-Stoffen fabrizirter Papiere vor. Herr Babbage erklärte, es würde wünſchenswerth und auch erreichbar ſeyn, dem Papier, und namentlich dem Schreibpapier, eine grünliche Farbe zu geben, da dieſe das Auge am wenigſten anſtrengt. Der Druck freilich tritt um ſo ſchärfer hervor, je weißer das Papier iſt. Die Maſchinen-Fabrication deſſelben, die anfangs in England auf mancherlei Schwierigkeiten geſtoßen, iſt jetzt hier ſo allgemein eingeführt, daß es ganz unmöglich ſeyn würde, durch die bloße Hand-Arbeit in der Weiſe, wie ſie früher ſtattgefunden, den gegenwärtigen Bedarf zu befriedigen. Bekanntlich iſt auch nur durch Maſchinen das ſogenannte Papier ohne Ende herzuſtellen. Herr Cowper hatte einen Bogen anfertigen laſſen, der ausgebreitet vier Engl. Meilen lang war. Ein anderer Papier-Fabrikant, deſſen Fabrik kürzlich von dem Herzog und der Herzogin von Sutherland beſucht wurde, ließ die Straße von ſeinem Wohnhauſe bis zu den Fabrikgebäuden, einen Weg von Dreiviertel (Engl.) Meilen, der ganzen Länge und Breite nach mit einem einzigen Bogen Papier bedecken, ſo daß ſeine Gäſte trockenen Fußes den Weg hin und zurück machen konnten. Um die Feſtigkeit des Engliſchen Schreibpapiers darzulegen, wurde in einem großen Bogen, deſſen Ecken zuſammengebunden waren, ein Menſch, der ſich hineingelegt hatte, in die Höhe gezogen. In dem Gewerbe-Vereine ſelbſt wurden Gewichte von einem halben bis zu einem ganzen Centner vermittelſt eines zuſammengefalzten Bogen Schreibpapiers auf dieſelbe Weiſe gehoben. Geglänztes Papier jedoch iſt nicht allein nicht ſo dauerhaft, ſondern kann auch leicht, wenn es lange gelegen hat und recht trocken geworden iſt, zu Staub zerbröckeln.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 52. Berlin, Montag den 1. Mai 1837.

Süd-Amerika.

Die Auffuchung Eldorado's. 1560.

Alle Reichthümer Peru's hatten die Habgier der Spanier nicht befriedigen können. Mit Geld und Beute beladen, träumten ſie ſich noch ein Land, wo die edeln Steine und Metalle in ſolchem Ueberfluß vorhanden ſeyn ſollten, daß man ſie überall vom Boden aufleſen könnte. Sie verſuchten es wiederholt, dieſes Land zu entdecken, das man emphatiſch El Dorado (das Goldene) nannte, und deſſen Hauptſtadt Manoa noch prächtiger ſeyn ſollte, als die ſchönſten Hauptſtädte Europa's. Im Jahre 1541 brach Gonzalo Pizarro an der Spitze eines glänzenden Heeres von Peru auf, um dieſes Eldorado aufzufinden; allein er kehrte mit wenigen Soldaten zurück. Die Meiſten waren vor Hunger und Beſchwerden umgekommen. Pedro de Orkaz, Antonio Berrio und Felipe de Utre, die ein Gleiches verſuchten, hatten keinen beſſeren Erfolg.

Don Pedro de Mendoza, der um die Mitte des 16ten Jahrhunderts Vice-König von Peru war, ließ ſich durch die ſchlechten Erfolge ſeiner Vorgänger nicht entmuthigen. Er beſchloß, eine Expedition zur Eroberung dieſes neuen gelobten Landes abzuſenden, und übertrug dieſelbe dem Pedro de Ursua, einem erfahrenen Offizier, der ſich ſchon bei der Eroberung Neu-Granada's hervorgethan hatte. Dieſer hob Truppen aus und traf alle nöthige Vorkehrungen, um den großen Amazonen-Strom hinabzuwandern, der die Gränzen Eldorado's beſpülen ſollte.

Soldaten aufzutreiben, war keine große Schwierigkeit; Peru war noch voll alter Waffenbrüder des Eroberers Pizarro, kecke Abenteuer, die, in Bürgerkriegen erzogen, die Wiederherſtellung der Ordnung nicht geduldig ertragen konnten. Sie ſammelten ſich ſchaarenweiſe unter der Fahne des Pedro de Ursua, Einige von Goldduſt getrieben, Andere in der Hoffnung, ihren Anführer dahin zu vermögen, daß er ſeine Waffen gegen den Vice-König kehrte. Um aber Brigantinen zimmern zu laſſen und Waffen nebſt Munition anzuſchaffen, war Geld nothwendig, und das hatte der Feldherr nicht. Beinahe hätte dieſer Mangel die ganze Unternehmung ſcheitern gemacht; aber Pedro del Portillo, Pfarrer von Moyobamba, bot dem Ursua für die Würde eines Biſchofs des zu entdeckenden Landes 2000 Piaſter an. Zweitauſend Piaſter für die Würde eines Biſchofs von Eldorado! Gewiß eine Bagatelle, und dennoch reute den Pfarrer ſein Handel wieder; er weigerte ſich, das Geld herzugeben.

Ursua befand ſich in der größten Verlegenheit, bis Einer ſeiner Waffenbrüder den Entſchluß faßte, die Zahlung der 2000 Piaſter zu erzwingen. Er ſtellte ſich krank und ließ den guten Pfarrer eines Nachts zu ſich rufen. Dieſer eilte herbei, denn er glaubte, ein Sterbender werde ihm ſeine letzten Bekenntniſſe ablegen; aber er traf einen kerngeſunden Mann, der ihm die Mündung einer Stutzbüchſe auf die Bruſt ſetzte, einen Wechſel zur Unterſchrift vorlegte und ihn ſo lange unter Obhut behielt, bis das Geld im Hauſe war.

Als Ursua ſeinen Beutel gefüllt ſah, traf er die Anſtalten zum Marſche in ſo geflügelter Eile, daß er in der Wahl der Offiziere, die ihm ihre Dienſte anboten, nicht Vorſicht genug anwandte, und dies war ſein Unglück. Alle diejenigen, welche an den Bürgerkriegen der Pizarro's und des Almagro's Theil genommen hatten und nun für immer ſich kompromittirt ſahen, eilten, einer Expedition ſich anzuſchließen, die ihrem Ehrgeiz ein neues Feld eröffnete. Bald hatte der Feldherr Gelegenheit, den Geiſt der Zuchtloſigkeit, der in ſeinem Heere herrſchte, zu bemerken; denn als er Pedro Ramiro zu ſeinem Adjutanten wählte, erregte dies den Neid zweier anderer Offiziere in ſolchem Grade, daß ſie den Begünſtigten im Angeſicht ſeiner Leute ermordeten. Ursua ließ die Mörder feſtnehmen und nach einem ſummariſchen Prozeſſe enthaupten; aber ſie hinterließen zahlreiche Freunde, die ſich vornahmen, ihren Tod zu rächen.

Vor dem Abmarſche des Hauptheeres wurden Juan de Vargas und Garcia de Arce mit einem Detaſchement vorausgeſchickt, um in einiger Entfernung zu warten und ſo viele Lebensmittel, als möglich, einzuſammeln. Der Erſtere machte an der Mündung des Cocama Halt; der Andere aber auf einer weit entfernteren Inſel, wo er ſich gegen die Angriffe der Indianer behauptete, die ihm erbittert zu Leibe gingen, weil er mehrere Stämme, zum Lohn für ihren gaſtfreien Empfang, niedergemetzelt hatte.

Am meiſten ſchadete ſich Ursua dadurch, daß er ſeine Maitreſſe, Doña Inez de Atienza, auf der Expedition mitnahm. Um dieſer ſchönen Kreolin willen vergaß er die Sorge für ſein Heer. Vergebens ſtellten ihm ſeine Freunde die nachtheiligen Wirkungen eines ſolchen Leichtſinnes vor — vergebens baten ſie ihn, dieſem und jenem Offizier kein unbedingtes Vertrauen zu ſchenken. Er eilte blindlings ſeinem Untergang entgegen.

Am 26. September 1560 ging Ursua zu Santa-Cruz, wo er ſeine Brigantinen hatte zimmern laſſen, unter Segel. Die Einwohner von Santa-Cruz waren des guten Erfolges dieſer Expedition ſo gewiß, daß ſie ihre Wohnſitze im Stiche ließen und dem Heere ſich anſchloſſen. Aber ſchon am erſten Tage bemerkte man die Fehler der Uebereilung: das noch ſehr junge Holz der Brigantinen ließ überall Waſſer durch, ſo daß Ursua ſich genöthigt ſah, ſie ganz und gar zu verlaſſen, ſeine Mannſchaft in Kanots oder auf Flößen einzuſchiffen und einen großen Theil der Bagage am Ufer zurückzulaſſen. Von dreihundert Pferden, die man zuſammengebracht hatte, konnte er nur vierzig mitnehmen.

Zuerſt vereinigte er ſich mit Vargas, der an der Mündung des Cocama ſeiner wartete, und dann mit Garcia de Arce, den die Indianer auf der Inſel, wo er ſich verſchanzt hatte, eng eingeſchloſſen hielten. Ursua verweilte hier einige Tage, um ſeine Armee von neuem zu organiſiren. Er ernannte hier Vargas zu ſeinem Flügel-Adjutanten und Fernando de Mendoza zum Capitain-Lieutenant (alferez mayor), und fuhr dann weiter den Strom hinab. Gefahren und Drangſale folgten den kecken Abenteuern auf jedem Schritte; ſie hatten beſtändig mit Indianern, mit Raubthieren und einem dritten Feinde, der ſchrecklicher als beide war, mit dem Hunger zu kämpfen.

Nach langwieriger Fahrt erreichte Ursua mit ſeiner Mannſchaft ein Dorf, Namens Machiſaro, wo er eine Zeitlang zu verweilen und über das gelobte Land Eldorado Erkundigung einzuziehen beſchloß. Aber die Indianer wollten von der Exiſtenz eines ſolchen Landes nichts wiſſen, und dieſer Umſtand ſteigerte die Unzufriedenheit der Truppen bis auf den höchſten Grad. Schon lange friſteten die Soldaten nur mit den wenigen Schildkröten und Fiſchen, die ſie fangen konnten, ihr Daſeyn, und die Schwärme der Mosquitos peinigten ſie auf eine fürchterliche Weiſe. Außerdem behandelte ſie der Feldherr mit tyranniſcher Strenge: um des geringſten Vergehens willen mußten ſie ganze Tage auf dem Kanot rudern, das die ſchöne Inez trug, und was ihnen ihre Strafe noch ſchmählicher erſcheinen ließ, war der Umſtand, daß ſie ſich als Opfer der Reize dieſes Weibes betrachteten. Nicht weniger Urſache zur Beſchwerde gab Ursua ſeinen Offizieren, denn er mied deren Geſellſchaft, um ſeine Geliebte beſſer genießen zu können, und ſo legten ſie ihm als Hochmuth aus, was nur die Wirkung der Liebe war.

Pizarro's alte Freunde, die in der Expedition nach Eldorado nur ein Mittel geſehen hatten, ſich der Herrſchaft des Mutterlandes zu entziehen, ſchürten das Feuer mit großer Emſigkeit. Sie ſtellten den Soldaten vor, daß ſie nach einem ſo beſchwerlichen Marſche von 700 Legua's, allem Anſchein nach, dem erſehnten Ziele nicht näher gekommen ſeyen; daß ihr Chef, der alle ſeine Pflichten der Leidenſchaft für Inez zum Opfer brächte, ſie Alle ihrem Untergang entgegenführe, und daß ſie endlich, wenn es ihnen beſchieden ſey, eines Tages im Eldorado anzukommen, viel beſſer thun würden, dort eine ſelbſtſtändige Herrſchaft zu gründen, als unter dem Oberbefehl des Mutterlandes zu bleiben.

An der Spitze dieſer Mißvergnügten ſtand Lope de Aguirre. Er war der Sohn eines armen Edelmanns in Guipuzcoa und hatte ſich frühzeitig nach Amerika begeben, wo er während der Bürgerkriege in Peru für die Pizarros Partei nahm und durch ſeine Tapferkeit ſich hervorthat. Seit langer Zeit war ein kühnes Projekt in ihm gereift: er wollte dem Könige von Spanien den ſchönſten Juwel ſeiner Krone rauben und in Amerika eine unabhängige Herrſchaft gründen. Da er ſich ſelbſt jedoch, zum Theil wegen ſeiner etwas obſkuren Herkunft, eine höhere Befehlshaberſtelle nicht zutraute, ſo bot er dieſe dem Fernando de Mendoza an, der, uneingedenk deſſen, was er ſeinem Chef und ſeinem Vaterlande ſchuldig war, die Schwäche hatte, ſie anzunehmen.

Die Verſchworenen hatten den Plan, nach Peru umzukehren, ihren Chef aus dem Wege zu räumen und ſich als unabhängig zu proklamiren. Die Gelegenheit zur Ausführung dieſes Planes war bald gefunden: Ursua hatte eines Abends ſeine treueſten Soldaten zur Rekognoszirung des Landes ausgeſchickt, und man benutzte dieſen günſtigen Augenblick.

Ein Neger, der Sklave Don Alonzo's de la Bandera, bei dem die Verſchwornen verſammelt waren, hörte einen Theil ihrer Unterredung und machte ſich auf, um den Statthalter von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen; aber dieſer pflegte eben der ſüßen Unterhaltung mit ſeiner ſchönen Inez, und der Neger wurde, ſo ſehr er auch darauf dringen mochte, nicht vorgelaſſen.

Die Verſchwornen verweilten bei Alonzo de la Bandera ſo lange, bis das ganze Lager in tiefen Schlaf verſunken war. Um zwei Uhr

Digitized by Google

nach Mitternacht ſetzten ſie ſich in Bewegung und umringten, ohne bemerkt zu werden, die Hütte von Laubwerk, in welcher der unglückliche Feldherr ruhte. Zwei von ihnen dringen unter einem nichtigen Vorwand ein und finden Urſua in ſeiner Hangematte. Er fragt ſie, was in einer ſolchen Stunde ihr Begehr ſey, aber ſtatt der Antwort legen ſie Hand an ihre Degen; Urſua verſucht, den ſeinigen zu ziehen, allein er unterliegt bald der Uebermacht der hereinſtürzenden Verſchwornen; Vargas eilt auf den Lärm halb bewaffnet herbei und hat ein gleiches Schickſal. Dann durchziehen die Verſchwornen das Lager mit dem Degen in der Fauſt und rufen Mendoza als ihren Feldherrn aus.

Als die Armee ſich ohne Chef ſah, trug ſie kein Bedenken, den Mendoza in dieſer Eigenſchaft anzuerkennen. Dieſer vertheilte den noch übrigen Wein, der zum Altardienſte beſtimmt geweſen, unter die Mannſchaft, und die Nacht verging mit Praſſen und Schwelgen. Am folgenden Morgen geſchah die Vertheilung der vornehmſten Aemter, und Aguirre erhielt die gewünſchte Stelle eines Feldzeugmeiſters. Als Sancho Pizarro zurückkehrte, wagte er nicht, gegen das Vorgefallene zu proteſtiren, und übernahm ſogar ein Amt, das die Verſchwornen ihm vorbehalten hatten.

Mendoza berief eine Verſammlung aller neuen Chefs der Armee und las ihnen eine gerichtliche Inſtruction gegen Urſua vor, die er hatte aufſetzen laſſen. Urſua war in dieſer Schrift der Nachläſſigkeit und des Uebelwollens angeklagt und ſein Tod als eine Nothwendigkeit dargeſtellt. Zugleich that Mendoza den Vorſchlag, in der Aufſuchung Eldorado's fortzufahren. Das war dem Plane der Verſchworenen zuwider, doch wagte es Niemand, dem neuen Chef ins Geſicht zu widerſprechen. Als es aber zum Unterſchreiben kam, ſchrieb Lope de Aguirre neben ſeinen Namen das Wort Verräther. Es entſtand ein Murren in der Verſammlung, und jetzt nahm Aguirre das Wort: „Glaubet Ihr, meine Herren“, ſo ſprach er, „daß, nachdem Ihr einen von Seiner Majeſtät bevollmächtigten General ermordet habt, eine nach der That aufgeſetzte Klageſchrift Euch als Rechtfertigung dienen könne? Glaubt Ihr, daß man unſeren Beſchwerden Gehör ſchenken werde, da wir Alle bei dem Tode Urſua's betheiligt ſind? Jeder frage ſein Gewiſſen, und es wird ihm antworten, daß er des Hochverraths ſchuldig iſt. Wenn das zu entdeckende Land auch zehnmal reicher als Peru und zehnmal volkreicher als Neu-Spanien wäre, ſo würde doch der erſte Königliche Bevollmächtigte, dem wir in die Hände fielen, uns die Köpfe abſchlagen laſſen. Meine Meinung lautet alſo dahin, daß wir mit der Aufſuchung neuer Länder keine Zeit verlieren, ſondern Peru in unſere Gewalt zu bekommen trachten; dort haben wir zahlreiche Freunde, die nur auf eine Gelegenheit warten, um die Waffen zu ergreifen, und wir können nichts Beſſeres thun, als in kürzeſter Friſt mit ihnen uns vereinigen.“

Trotz dieſer verſtändigen Einwendungen ſiegte Mendoza's Vorſchlag; aber Aguirre und ſeine Freunde gelobten einander, dem Chef nicht lange die Gewalt zu laſſen, die ſie ihm übergeben hatten, und deren er ſich jetzt bediente, um ihre Pläne zu durchkreuzen. Schon am folgenden Morgen gelang es ihnen, die zum Transport der Pferde dienenden Flöße zu vernichten, ſo daß Mendoza, der nur noch Kanots hatte, ſich gezwungen ſah, in dieſer Gegend zu verweilen, bis man größere Fahrzeuge gezimmert haben würde. Darüber gingen mehr als drei Monate verloren, und die Verſchworenen gewannen Zeit, um die Ausführung ihres Planes vorzubereiten. Die Hungersnoth wurde ſo groß, daß man Pferde und Hunde ſchlachten mußte — ein Umſtand, der Aguirre's Partei neue Gründe zur Unterſtützung ihrer Anſicht lieferte, da die unentbehrlichſten Mittel zur Entdeckung des Eldorado fehlten.

Bald entzweite ſich Aguirre mit Alonzo de la Bandera, den Mendoza zu ſeinem General-Adjutanten gemacht hatte; der Erſtere benutzte die Eiferſucht Mendoza's, der der Meinung war, Bandera theile mit ihm die Gunſt der ſchönen Inez, und erwirkte von ihm einen Befehl, den Letzteren aus dem Wege zu räumen. Es war aber keine leichte Sache, dieſen Befehl zu vollſtrecken, denn Bandera mißtraute dem Aguirre und ging immer von einer ſtarken Eskorte begleitet. Eines Tages aber lud Mendoza ſeinen Nebenbuhler zum Mahle ein, beredete ihn dann zu einer Spielpartie und behielt ihn bis tief in die Nacht bei ſich. Nachdem alle ſeine Freunde ſich entfernt hatten, trat Aguirre mit einigen Soldaten ins Zelt, fiel über Bandera her und ſtach ihn nieder.

Das Elend nahm in dem Lager der Spanier immer mehr überhand; denn nachdem die Soldaten, bei denen an Zucht und Subordination nicht mehr zu denken war, die wenigen Eingeborenen, die ihnen Lebensmittel brachten, mißhandelt hatten, ſtellten dieſe ihre Lieferungen nicht bloß ein, ſondern erſchlugen ſogar alle Spanier, die in kleinen Abtheilungen ihr Lager verließen. Auf dieſe Art wurde es faſt unmöglich, auf die Jagd oder den Fiſchfang zu gehen. Um die Lage des Chefs noch kritiſcher zu machen, banden Aguirre's Parteigänger bei nächtlicher Weile die Kanots vom Ufer los und ließen ſie den Strom hinabtreiben, worauf ſie vorgaben, die Kanots ſeyen von den Indianern geſtohlen worden.

Damit Offiziere und Mannſchaft noch mehr für ſeine Pläne gewonnen würden, gab Aguirre dem Mendoza den Rath, die Truppen auf dem großen Platze des Dorfes zu verſammeln und ihnen vorzuſtellen, daß er, da man ihn nach Urſua's Tode tumultuariſch proklamirt habe, ſeine Ernennung nicht als gültig betrachtete und eine Stimmenſammlung in guter Ordnung wünſchte. Alle proklamirten ihn von neuem, drei Soldaten ausgenommen, die zu Gunſten des Königs von Spanien ſich erklärten und die Mendoza als Rebellen aufknüpfen ließ. Aguirre wollte das letzte Band zerreißen, das ſeine Gefährten an Spanien knüpfte. Er verſammelt die Soldaten, ſagt ihnen, es ſey ein neues Oberhaupt nöthig, da ſie den König Philipp nicht mehr als ihren Herrn erkennten, ermahnt ſie, ein neues Reich zu gründen, das nicht bloß Peru, ſondern ganz Weſtindien umfaſſen ſolle, und läßt Mendoza, unter dem Namen Ferdinand I., als ſouverainen Fürſten von Peru und Terrafirma ausrufen. Man giebt Mendoza einen Hof, erweiſt ihm Königliche Ehre und macht es Jedermann zur Pflicht, ſchon bei Nennung ſeines Namens das Haupt zu entblößen.

Die Rebellen hatten den Plan gefaßt, ſich auf den neuen Brigantinen einzuſchiffen, ſobald dieſe im Stande ſeyn würden. Dann wollten ſie durch den Amazonenfluß ins Meer fahren, der Städte Nombre de Dios und Panama ſich bemeiſtern, die Unabhängigkeit derſelben proklamiren, den Sklaven die Freiheit geben und ein Heer ſammeln, das zu Peru's Eroberung bedeutend genug wäre. Dieſe Eroberung dünkte ihnen um ſo leichter, als ſie auf den Beiſtand aller derjenigen rechneten, die an den früheren Revolten Theil genommen hatten. Sie glaubten ſich ihrer Sache ſo gewiß, daß ſie ſchon alle Aemter und Ländereien unter einander vertheilten. Das Beiſpiel Gonzalo Pizarro's konnte ihnen wohl Vertrauen einflößen, denn beinahe hätte dieſer wirklich denſelben Plan durchgeſetzt.

Don Fernando wußte nicht, wohin er ſich zu wenden hatte, und fürchtete das ihm drohende Schickſal, wenn die Unternehmung gegen Peru mißlingen ſollte. Er wagte es jedoch nicht, den Projekten Aguirre's, deſſen Einfluß bei der Armee den ſeinigen überwog, entgegenzutreten. Aguirre ging in ſeiner Kühnheit ſo weit, daß er Mendoza perſönlich ſeine Liebe zu Inez vorwarf und dieſe vor den Augen ihres Verehrers tödten ließ. Mendoza wagte keinen offenen Widerſtand, rief aber voll Entrüſtung ſeine Freunde zuſammen, und ſie beſchloſſen gemeinſchaftlich, dem Aguirre meuchleriſch das Leben zu nehmen. Der Zug gegen Peru ſollte aufgegeben und die Entdeckungs-Reiſe zur Aufſuchung Eldorado's fortgeſetzt werden. Aguirre erhielt jedoch Kunde von dieſen Anſchlägen und beſchloß, ihnen zuvorzukommen. Unter dem Vorwand einer Muſterung ſammelte er ſeine Anhänger und überrumpelte mit ihnen das Quartier, wo Mendoza und ſeine Freunde wohnten. Die Zelte wurden umgeriſſen und Alles, was Widerſtand verſuchte, niedergemetzelt. Von dem Lärm aufgeweckt, verließ Don Fernando, kaum bekleidet, ſeine Wohnung, um die Urſache des Aufruhrs zu erfahren; aber kaum gewahrten ihn die Verſchworenen, als er von mehreren Kugeln getroffen zu Boden ſank. Seine Freunde hatten bald ein gleiches Schickſal.

Nach vollbrachter Unthat verſammelte Aguirre die Soldaten, klagte Mendoza der Verrätherei an, ſetzte ihnen die Beweggründe ſeines Verfahrens aus einander und ließ ſich als erſten Chef proklamiren. Selbſt der Name Spanier ſollte vertilgt werden; Aguirre benannte ſeine Soldaten Marañones.*)

Um die Klippen zu vermeiden, an denen ſein Vorgänger geſcheitert war, ließ er alle diejenigen, die er für Don Fernando's Freunde hielt, entwaffnen und einige Offiziere, deren Unzufriedenheit laut geworden, mit dem Strange hinrichten. Er ging ſo weit, daß er ſogar das leiſe Sprechen bei Todesſtrafe unterſagte. Eine Zeit lang verweilte er mit ſeinen treuſten Freunden ſtets am Bord einer Brigantine, und kaum wagte er es, den Fuß ans Land zu ſetzen.

Die Reiſe ging nun weiter den Fluß hinab. Hunger, Krankheiten und Aguirre's Tyrannei wütheten im Bunde gegen die unglücklichen Soldaten. Die von Peru mitgebrachten Indianer waren die erſten Opfer ſeiner Grauſamkeit. Nachdem Einige derſelben die Flucht ergriffen hatten, ließ er die Uebrigen an einem wüſten Ufer ausſetzen, wo ſie vor Hunger und Elend umkamen.

Endlich, am Neujahrstage 1561, gelangte man an die Mündung des Amazonen-Stroms. Aguirre ſteuerte auf die Inſel Margarita los und ſtieg daſelbſt, in geringer Entfernung von der Stadt, in einer verödeten Bai ans Land. Demnächſt ließ er dem Statthalter durch einen Boten melden, er ſey wegen des ungünſtigen Wetters hier eingelaufen und eines Proviants an Lebensmitteln ſehr benöthigt. Der Statthalter ſchickte einen Offizier an Aguirre, um nähere Erkundigungen einzuziehen; allein Aguirre ſagte ihm ſchlechtweg, er kommandire die Trümmer einer Expedition, die von Peru aus den Marañon hinab geſendet worden ſey. Der Reſt ſeines Heeres, bemerkte er, ſey vor Hunger und Kälte umgekommen. Die Einwohner, von dieſer Erzählung gerührt, ließen auf der Stelle zwei Kühe ſchlachten, die ſie den Abenteurern zuſchickten. Aguirre, der dafür gelten wollte, als käme er mit Reichthümern beladen, ſchenkte denen, die ihm das friſche Fleiſch brachten, mehrere goldene Kleinodien und eine ſilberne Schale.

Der Statthalter, ein unerfahrener junger Mann, ging in die ihm gelegte Falle und ſtattete dem Aguirre mit einigen ſeiner Offiziere einen Beſuch ab. Aguirre empfing ihn ehrerbietig und bat ihn um die Erlaubniß, ſeine Mannſchaft zur Muſterung auszuſchiffen. Der Statthalter willigte ein; aber kaum waren die Marañones am Ufer aufgeſtellt, als Aguirre den Statthalter ergreifen und alle nach der Stadt führende Wege ſorgfältig bewachen ließ, damit Niemand erführe, was ſich zugetragen hatte. Aguirre vertheilte die Pferde des Gouverneurs und ſeiner Suite unter ſeine entſchloſſenſten Offiziere, zwang den Erſteren, ſich hinter ihm auf daſſelbe Pferd zu ſetzen, und rückte nun gegen die Stadt an. Alle Einwohner, denen man begegnete, wurden entwaffnet und ihrer Pferde beraubt. Aguirre zog ohne Schwertſtreich in die Stadt, plünderte ſie, ſperrte die Gefangenen in die Citadelle ein, vertheilte das Geld, welches die Kaſſen der Regierung enthielten, unter ſeine Soldaten, ließ den Pfoſten umhauen, auf welchen das Königliche Wappen gemalt war, und ſich ſelbſt als Souverain des Landes ausrufen. Dann bewilligte er allen denen, die mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen wollten, einen Theil der Beute und ließ die treuen Anhänger des Königs aufknüpfen, ihre Häuſer verbrennen und ihre Habe einziehen.

Sobald Aguirre Herr der Inſel war, ſann er auf Mittel, ſich des Feſtlandes zu bemeiſtern. Auf die Nachricht von der Ankunft eines Königlichen Schiffes im Hafen Maracapana ſchickte er einen ſeiner

*) Der Amazonen-Strom heißt in der Landesſprache bekanntlich Marañon.

Digitized by Google

Offiziere ab, um daſſelbe in Beſchlag zu nehmen. Das Schiff hatte mehrere Miſſionaire vom Orden der Dominikaner an Bord. Der Offizier Aguirre's fürchtete die möglichen Folgen ſeiner Handlung und bot deshalb dem Superior der Mönche ſeine Dienſte an. Er erzählte dieſem Alles, was ſeit Urſua's Tode ſich zugetragen hatte. Als Aguirre von dieſer Defection erfuhr, fürchtete er, eine große Anzahl der Seinigen möchten dem Beiſpiele des Offiziers folgen. Er ließ deshalb die Fahrzeuge abtakeln und auf die Küſte ziehen. Dann wurden der Statthalter und die vornehmſten Einwohner, unter dem Vorwande, daß ſie einen Aufſtand beabſichtigten, auf Aguirre's Befehl ohne Schonung umgebracht, die übrigen Koloniſten aber mit ihren Familien in die Citadelle eingeſchloſſen. Hierauf ließ Aguirre ſeine Soldaten zuſammenkommen, erinnerte ſie kurz und bündig an alle ihre Verbrechen und ermahnte ſie, ihr Leben theuer zu verkaufen, da jede Hoffnung auf Verzeihung verloren ſey.

Das Gerücht von dieſen Begebenheiten verbreitete ſich ſchnell an der Küſte des Feſtlandes, und ſämmtliche Statthalter trafen Anſtalten zur Gegenwehr. Als Aguirre erfuhr, daß der Provinzial der Dominikaner an der Spitze eines Detaſchements in Eil zuſammengeraffter Soldaten bei Punta de Piedras eine Landung beabſichtigte, eilte er mit einem Theile ſeiner Mannſchaft dahin, kehrte aber bald nach Margarita zurück, weil der erwartete Feind noch nicht erſchienen war. Nach ſeiner Rückkehr ließ er ſeinen Feldzeugmeiſter Perez, den er wegen beabſichtigten Verraths in Verdacht hatte, hinrichten und trieb die Unmenſchlichkeit ſo weit, daß er einen Offizier, der des Perez Mitſchuldiger ſeyn ſollte, das Blut des Letzteren zu trinken nöthigte.

Als ſämmtliche Anſtalten zur Abreiſe getroffen waren, ließ Aguirre auf eine Fahne von ſchwarzem Taffet zwei bluterothe, einander kreuzende Schwerter ſticken und dieſe Fahne mit allen herkömmlichen Ceremonien in der Kirche einweihen. Dann leiſtete ihm das ganze Heer den Eid der Treue; Aguirre nahm eine Spielkarte, deren Bild den König von Spanien vorſtellen ſollte, zerriß dieſelbe und ließ die Soldaten darauf treten. Endlich, nach einem vierzigtägigen, mit Grauſamkeiten und Exceſſen aller Art bezeichneten Aufenthalt, ſchiffte er mit ſeinen Truppen ſich ein und ſteuerte auf Terrafirma los.

Da Aguirre mit den 150 Mann, die ihm geblieben waren, unmöglich gegen Panama Etwas unternehmen konnte, ſo beſchloß er, durch Venezuela und Neu-Granada nach Peru vorzudringen. Er landete demgemäß in dem Hafenorte Burbucata, deſſen Einwohner bei Annäherung ſeiner Flottille ſogleich abzogen und mit Allem, was ſie Werthvolles beſaßen, in die Wälder flüchteten.

Die Statthalter von Tocuyo und Merida ſammelten auf dieſe Nachricht ihre Truppen, um gegen Aguirre zu marſchiren, der ſich von ſeiner Seite zu kräftigem Widerſtand rüſtete. Damit ſeinen Soldaten jede andere Hoffnung abgeſchnitten würde, ließ er die Flottille verbrennen und marſchirte dann auf Valencia los, das er gleichfalls von ſeinen Bewohnern verlaſſen fand.

Von Pablo Collado's Rüſtungen benachrichtigt, kam er dieſem durch eine raſche Bewegung zuvor und rückte gegen die Stadt Barquiſimeto. Collado bot ihm vollkommene Amneſtie an, im Fall er die Waffen niederlegen wollte; als Jener aber ſah, daß er nichts erlangen konnte und nicht im Stande war, Aguirre's Vorrücken zu verhindern, räumte er die Stadt, nachdem er an allen Ecken Zettel anſchlagen laſſen, die Jedem, der die Waffen niederlegen und zu ihm übergehen wollte, Königliche Verzeihung verkündigten. Alle Bewohner folgten Collado, der ſich mit ſeinen Leuten eine Meile weit zurückzog, ſo daß Aguirre den Ort bei ſeinem Einzuge öde und verlaſſen fand. Er begab ſich gerades Weges nach der Citadelle, erlaubte ſeinen Soldaten, während der Nacht die Stadt auszuplündern, und redete ſie des anderen Morgens alſo an:

„Kameraden! Ihr habt Proclamationen vorgefunden, in denen der Statthalter Euch Verzeihung und Vergeſſenheit zuſagt; als Euer Chef und Freund muß ich Euch davon abmahnen, ſeinen Worten Glauben beizumeſſen. Wie könnt Ihr, nachdem Ihr ſo viele Gewaltthätigkeiten begangen habt, jemals Verzeihung hoffen! Der König ſelbſt würde ſie Euch nimmermehr bewilligen; glaubet alſo nicht dem Verſprechen eines Mannes, der nicht einmal Vollmachten beſitzt! Ihr wiſſet, wie es in Peru denen erging, die auf Königliche Amneſtie vertrauten. Aber geſetzt auch, die verheißene Gnade fände ſtatt, ſo werden doch die Freunde und Angehörigen derer, die durch Eure Hand gefallen ſind, immer dahin ſtreben, an Euch Rache zu nehmen. Bleibet bei mir; — ich werde Euch zu ſchützen und zu vertheidigen wiſſen, und höret nicht auf die ſchönen Worte des Gegners, der Euch ins Verderben locken will. Ihr werdet es theuer bezahlen müſſen, wenn Ihr jetzt zum Feinde übergeht, um einiger Beſchwerden und Gefahren überhoben zu ſeyn. Bleibt Ihr mir aber treu zur Seite, ſo iſt Euch die Herrſchaft von Peru gewiß, und Euer ganzes übriges Leben wird glücklich und ſorgenfrei ſeyn.“

Um einer feindlichen Ueberrumpelung vorzubeugen, die leicht geweſen wäre, da der Feind die Straßen der Stadt beſſer kannte als er, verbrannte Aguirre die ganze Stadt mit Ausnahme eines einzigen Hauſes, in welchem er ſeine Wohnung aufſchlug. Am folgenden Morgen verſuchte die Königliche Armee ohne Erfolg, ſich der Feſtung zu bemeiſtern; aber Aguirre war in einem Ausfalle nicht glücklicher. Dennoch würde die Belagerung ſich verlängert haben, hätte nicht der Statthalter von Merida die Königliche Armee mit zweihundert Bewaffneten verſtärkt. Der Rebellenhaufen, im Fort umzingelt, empfand bald Mangel an Lebensmitteln; Muthloſigkeit und Deſertion nahmen täglich zu, und die Belagernden kamen bis an die Mauer, den Maranons Amneſtie verſprechend, wenn ſie ſich ergeben wollten.

Als Aguirre ſah, daß Alles verloren war, faßte er den verzweifelten Plan, die Kranken, die Verwundeten und überhaupt Alles, was nicht kampffähig war, niedermetzeln zu laſſen. Nur der einmüthige Widerſtand ſeiner Offiziere konnte ihn an der Ausführung dieſes Planes verhindern. Jetzt wollte er einen Verſuch wagen, um die Küſte wieder zu erreichen; allein das Königliche Truppen-Corps hielt ihn ſo eng eingeſchloſſen, daß er dieſem Projekt entſagen mußte. Er verſtattete keinem Menſchen, das Fort zu verlaſſen; ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde mußten beſtändig unter ſeinen Augen bleiben, da er befürchtete, daß ſie ihm davongehen möchten. Der Mangel an Lebensmitteln wurde jedoch bald ſo groß, daß man kaum noch Pferde und Hunde hatte, um ſie zu ſchlachten. Trotz aller Vorſichts-Maßregeln, deſertirten täglich Viele von ſeinen Leuten, und bald fand er ſich beinahe allein. Als die Königliche Armee einen zweiten Sturm verſuchte, öffneten ihr die Wachen das Thor unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ und ſo kamen die Belagerer beinahe ohne Schwertſtreich in die Feſtung.

Von den Seinigen verlaſſen, trat Aguirre in das Zimmer ſeiner Tochter, die ihm auf der ganzen Expedition beſtändig zur Seite geweſen und alle Beſchwerden mit ihm getheilt hatte. Er kündigt ihr an, daß ſie ſterben müſſe. Sie wirft ſich ihm zu Füßen und bittet ihn, ihr Leben zu ſchonen. — „Nein“, antwortet er, ſeinen Dolch in ihre Bruſt ſtoßend, „beſſer ſterben, als die Tochter eines Verräthers heißen.“ Dann lehnte er ſich an einen Pfahl und erwartete, ohne auch nur ſeinen Degen zu ziehen, mit verſchränkten Armen die Ankunft des Feindes. Der Erſte, welcher in das Gemach trat, war ein gemeiner Krieger; dieſer ſchrie ſogleich: „Herbei, Kameraden! Ich habe den Aguirre gefangen.“ — „„Solch einem Narren ergeb' ich mich nicht““, antwortete Aguirre und ſtreckte den Soldaten mit einem Schlage ſeines Panzer-Handſchuhs zu Boden. Dann übergab er ſeinen Degen an Garcia de Paridy, der die Königliche Armee als Chef befehligte. Dieſer wollte ſeines Lebens ſchonen; allein die ihn umgebenden Offiziere, worunter einige Deſerteure von Aguirre's Partei, welche deſſen Geſtändniſſe in Betreff ihrer befürchteten, ſtellten dem Ober-General vor, er werde ſich kompromittiren und den Haß mancher durch Aguirre ins Unglück gebrachten Familie auf ſich laden, wenn er einem ſo großen Verbrecher Amneſtie gäbe. Von dieſen Gründen beſiegt, ließ Paridy den Aguirre enthaupten und ſeinen Körper in vier Stücke zerhauen, die man in den vornehmſten Städten der Provinz zur Schau ausſtellte. Noch lange nach dieſer Begebenheit zeigte man zu Tocuyo den Schädel Aguirre's in einem eiſernen Käfig und die Fahne ſeiner Armee.

So endete Lope de Aguirre und die große Expedition zur Aufſuchung Eldorado's. Es war dies bis zu Anfang unſeres Jahrhunderts der letzte Verſuch der Spaniſchen Kolonieen, von dem Mutterlande ſich loszureißen. Hätte Lope in Neu-Granada den Beiſtand gefunden, der unbezweifelt in Peru ſeiner wartete, ſo wäre Spanien drittehalb Jahrhunderte früher ſeiner Kolonieen beraubt worden. (R. d. P.)

England.

Niederländiſche Genrebilder und Seeſtücke.

(Fortſetzung.)

„Philipp“, hub die Mutter an, „von Deinem Vater muß ich Dir erzählen. Die Leute meinen, er ſey ertrunken in der See.“ — „Iſt er das nicht?“ fragte Philipp voll Erſtaunen. — „Wollte Gott, er wär' es.“ — „Aber Mutter, er iſt ja ſchon lange todt!“ — „Todt, nein, ja doch! Todt, ſagſt Du? Ach mein Kopf!“ ſeufzte ſie und deckte die Hand über die Augen. Sie redet irre, dachte Philipp; doch fragte er aufs neue: „Wo iſt er denn aber, mein Vater?“ — Die Wittwe richtete ſich im Bette auf, und ihr ganzer Leib ſchauerte und bebte in Aengſten, als ſie die Antwort ſprach: „Er iſt lebendig im Gericht!“ — Und kaum das Wort geſprochen, ließ ſie ihr Haupt auf das Kiſſen ſinken und verhüllte es tief unter die Decke, als wollte ſie das ſchreckliche Bild vor ihrer eigenen Erinnerung verhüllen. Philipp ſaß regungslos, ſo erſchreckt über das Räthſelhafte, was er vernommen, daß er kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte. Mehrere Minuten vergingen in dieſem peinvoll ängſtlichen Schweigen; da hielt es Philipp nicht mehr aus, er beugte ſich über das Lager und liſpelte kaum vernehmlich: „Mutter, ſprecht doch, das Geheimniß, ſoll ich's nicht erfahren?“

„Du ſollſt's erfahren, Philipp“, ſprach die Kranke, ſich aufrichtend, mit feierlicher Stimme. „Gott wird mir Kraft geben, Alles zu ſagen. Deines Vaters Gemüthsart, mein liebes Kind, war ganz wie Deine, ſo wild, ſo ungeduldig, ſo zornmüthig: o mein lieber, lieber Sohn, laß Dir ſein ſchreckliches Schickſal eine Warnung ſeyn. Er war ein Seemann, kühn, geſchickt, verwegen, Alle bezeugten's ihm, es gab Wenige ſeines Gleichen. Er war nicht von hier geboren, ſondern aus Amſterdam; aber dort unter den ketzeriſchen Holländern wollte er nicht bleiben, denn er war fromm und katholiſch. Siehſt Du, mein Sohn, heute ſind es ſiebzehn, oder gar noch mehr Jahre her, daß er nach Indien ſegelte auf ſeinem ſchönen Schiff, mit einer reichen Ladung; es war ſeine dritte Fahrt nach Indien und ſollte, falls Gott uns gnädig ſeyn wollte, ſeine letzte ſeyn. Das Schiff war ſein eigen, von ſeinem Erſparten hatte er's gekauft; noch eine Fahrt, und er war ein gemachter Mann für ſeine Lebenszeit. Ach, wie oft ſaßen wir mit einander und überlegten, was wir anfangen würden, wenn er wieder zurückkäme, und machten die allerſchönſten Pläne, und in ſolchen Hoffnungen tröſtete ich arme Frau mich ſeiner Abweſenheit; denn, o! wenn Du wüßteſt, wie ich ihn lieb hatte, und wie gut er mir war und zärtlich und freundlich. Nun war er fort, und da ſaß ich, zählte die Stunden und die Tage und ſehnte mich nach ihm. Ach, mein Sohn, des Seemanns Weib hat ein traurig Loos. Wenn ſie daheimſitzt, allein und verlaſſen Monate lang, Jahre lang, und ſchaut des Abends in das trübe Lämpchen, ſieht dem Docht zu, wie er herabglimmt, und hört den Sturm draußen pfeifen und heulen, der ihr alles Leid verkündet, allen Herzensjammer, Schiffbruch und Wittwenſchaft! — Sechs Monate war er fort, mein Kind, und noch ein Jahr, ein langes, trübſeliges Jahr ſollt' ich warten, bis er wieder heimkam. Einmal in der Nacht, Du warſt damals noch ein kleines Kind, da warſt Du feſt eingeſchlafen,

Digitized by Google

und ich wachte an Deinem Bettchen, o Du mein einzig Glück ſchon damals, mein Troſt in der Verlaſſenheit. Du lagſt wie ein kleiner Engel und lächelteſt im Schlafe, und ich küßte Dir die kleinen rothen Lippen, ohne daß Du es merkteſt, und kniete vor Dir und betete, betete aus tiefſter Seele um Gottes Segen für Euch Beide, für Dich und für ihn, — wie konnte ich ahnen, ich armes Weib, daß er zu dieſer Stunde ſo grauſam, ſo ſchrecklich verflucht war!“

Der Athem ging ihr aus, ſie hielt inne. Philipp ſaß ſprachlos mit halbgeöffneten Lippen, ſeine Augen hingen an ihrem Munde, als wollte er jedes Wort verſchlingen. — „Ich ließ Dich liegen“, erzählte die Mutter weiter, „und ging die Treppe hinab in jene Stube drüben, in die Stube, mein Sohn, die ſeit jener grauſenvollen Nacht ſich keinem Menſchen geöffnet hat. Ich ſaß und las in meinem Gebetbuch; draußen ging der Sturm, und da kann eines Seemanns Weib nicht ſchlafen. Mitternacht war vorüber, der Sturm brauſte, der Regen ſchlug an die Fenſter; da ward mir unheimlich, ich fing an, mich zu fürchten, und wußte nicht, warum. Ein Becken mit Weihwaſſer ſtand in der Stube, darein tauchte ich die Finger, ſprach den Segen und bekreuzte mich. Immer gewaltiger raſte der Wind rings um das Haus, und immer größer wurde meine Angſt: mir ahnte ein großes Unglück, und das Herz ſchnürte ſich mir zuſammen. Auf einmal warf der Sturm die Fenſter ein, die Scheiben klirrten, und herein ſauſte es, daß das Licht verloſch. Im Dunkeln war ich und ſchrie laut auf vor Angſt; endlich faß' ich mich und will ans Fenſter gehen, es zumachen: wen ſeh' ich da, o Himmel, langſam zum Fenſter hereinſchweben! Dein Vater war's, Philipp, ja, mein Sohn, Dein Vater, leibhaftig.“

„O barmherziger Gott“, ſtöhnte Philipp mit erſtickter, unvernehmlicher Stimme in ſich hinein.

„Ich konnte gar nicht zu mir kommen“, fuhr die Mutter fort: „da ſtand er vor mir in der Stube, und mitten in der dicken Finſterniß ſah ich doch ſeine Geſtalt und ſein Geſicht, ſo deutlich wie am hellen Mittage. Im erſten Augenblick trieb mich die Furcht zurück, im nächſten die Liebe, daß ich in ſeine Arme ſtürzen möchte, und beide kämpften in mir, daß ich unbeweglich ſtand, und die Angſt drohte mich zu erſticken, — ja und auf einmal, wie er die Hand ausſtreckte, da flogen die Fenſter von ſelber zu, und das Licht brannte wieder. „Es iſt ſein Geiſt“, ſchrie ich und ſtürzte ohnmächtig auf die Dielen. — Als ich wieder zu Sinnen kam, lag ich auf dem Bett, und ich fühlte, daß er meine Hand in ſeiner hielt, — o, die war kalt wie Eis und feucht und triefend. Er ſaß neben mir, und bei dem Anblick wurde ich froh und dachte gar nicht daran, wie er nicht mit rechten Dingen zu mir gekommen war. Ich redete mir ein, er hätte Unglück gehabt und käme jetzt zurück, und ich müßte ihm um den Hals fallen und ihn tröſten. Das that ich und küßte ihn, aber er war kalt, hu! wie ein Stück Eis, und ſeine Kleider triefend naß vom Regen. Eines Weibes Liebe, glaube mir, mein Sohn, ſcheut Eis und Froſt nicht, ſie kann es ſchmelzen. Er ließ ſich von mir umarmen und küſſen, aber er vergalt mir's nicht. Er ſprach auch kein Wort, nachdenklich und ſchwerbekümmert ſah er aus. „Ach Willem, Willem“, rief ich, „Vanderdecken, mein Herz, ſprichſt Du denn kein Wort zu Deiner Katharine?“ — „„Ich will ſprechen““, ſagte er ernſt, „„denn meine Zeit iſt kurz.““ — „Nein“, rief ich, „Willem, nein, Du darfſt nicht wieder zur See gehen; mag auch Dein Schiff untergegangen ſeyn, wenn Du nur lebſt, wenn ich Dich nur wieder habe.“ — „„Es geht nicht, Weib““, ſprach er, „„ängſtige Dich nicht, höre auf meine Worte, meine Zeit iſt kurz. Mein Schiff hab' ich nicht verloren, Katharina; Alles hab' ich verloren. Antworte mir nicht, merk auf: todt bin ich nicht und bin doch nicht am Leben. Zwiſchen der Erde und der Geiſterwelt muß ich umherſchweifen. Sieh mich genau an. Neun Wochen lang fuhr ich ums ſtürmiſche Kap; gegen Wind und Wetter und Elemente wollte ich die Fahrt ertrotzen: es ging nicht. Da that ich einen gräßlichen Fluch. Abermals neun Wochen ſegelte ich gegen Sturm und Strömung und fand nicht Ankergrund noch Land; da läſterte ich Gott, ja arg hab' ich ihn geläſtert. Hartnäckig beſtand ich auf meinem Sinn; die Mannſchaft war der vergeblichen Plage müde und wollte nach der Tafelbai zurück; ich weigerte mich und bin ein Mörder geworden, — ohne Abſicht, das iſt wahr, aber doch ein Mörder. Der Steuermann war mir zuwider und beredete die Leute, ſie ſollten mich binden; in meiner wilden Wuth, wie er mich am Kragen packt, führ' ich einen Streich, er taumelt zu Boden; in demſelben Augenblick werfen Sturm und Welle das Schiff, er ſtürzt über Bord und ſinkt unter. Auch der Tod des Mannes beugte mich nicht in meinem Trotz. Siehſt Du die Reliquie, das Stückchen Holz vom heiligen Kreuz in der Kapſel, was ich Dir um den Hals gehängt habe? in fremdem Lande hatt' ich's für Dich gekauft um vieles Geld. Bei der heiligen Reliquie hab' ich geſchworen, einen vermeſſenen Eid, daß ich mein Ziel erreichen wollte, trotz Sturm und See, trotz Wetter und Blitz, trotz Hölle und Himmel, und ſollte ich herumſchweifen auf wüſter See bis ans jüngſte Gericht. Der Donner krachte, die ſchwefelgelben Blitze fuhren herunter, mein Schwur war vernommen und eingezeichnet. Da brach der Orkan los über das Schiff, davon flogen die Segel wie Fetzen, berghoch rollten die Wellen über mich; eine Wolke hing tief und ſchwarz über der See, daß dicke Finſterniß ſich lagerte weit und breit, und mitten in der Wolke ſah ich im trüben, gelben Flammenſchein die Worte geſchrieben: Bis zum Tage des Gerichtes. Nun höre, Katharina, was ich Dir noch zu ſagen habe, denn meine Zeit iſt kurz. Eine Hoffnung hab' ich noch, und um derenwillen hab' ich heut zu Dir kommen dürfen. Nimm dieſen Brief““ — er legte ein verſiegeltes Blatt auf den Tiſch, — „„lies ihn, Katharina, liebes Weib, und ſieh, ob Du mir helfen kannſt. Lies ihn und nun lebe wohl, meine Zeit iſt um.““ Da fing der Sturm wieder an, zu heulen, und die Fenſter ſprangen wieder auf, und das Licht verloſch, und ſeine Geſtalt ſchwebte von mir fort, wie eine Wolke durch die Finſterniß. Ich ſprang ihm nach und ſchrie und weinte, und vor meinen ausgeſtreckten Armen zog er durch das Fenſter hinaus, und weiter und weiter ſah ich ihn ziehen, ſeine Geſtalt wie ein falbes Wetterlicht, durch den Wolkengraus, auf den Schwingen der Windsbraut; zuletzt war er noch wie ein Schimmer vor meinen ſtarrenden Augen und dann verſchwunden. Da flogen die Fenſter wieder zu, das Licht brannte, und ich war allein in der Stube.“

Kaum war die arme Kranke mit dieſen Worten zu Ende, ſo rührte der Tod ſie an. „Ach mein Kopf“, ächzte ſie, „mein Kopf, o Gott, hab' Erbarmen mit mir! Philipp, wo biſt Du? Liebes Kind, gehe nicht von mir! Bleib! warum gehſt Du denn? Bleib!“ — Sie richtete ſich auf, ſie ſtreckte die Arme nach ihrem Sohn und fiel in die ſeinigen. So hielt er ſie etliche Minuten, und ſie regte ſich nicht. Als ſie noch ferner kein Lebenszeichen gab, wurde dem Sohne ängſtlich zu Muth; er legte ſie leiſe auf das Bett nieder, ihr Haupt ſank zurück, in den Augen war nur das Weiße zu ſehen — ſie war entſchlafen.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

A treatise on magnetism. — Von Sir Dav. Brewſter. 6 Sh.
Austria and the Austrians. — 2 Bde.
Memoirs etc. (Sir John Sinclair's Leben und Schriften.) Herausgegeben von ſeinem Sohne. 2 Bde.
The British Atlas. (Walker's Atlas von Großbritanien. Jede Grafſchaft in einer beſonderen Karte.) 3 Pfd. 3 Sh.
Novels of nature. — Von Mrs. Chadwick. 7½ Sh.
Scenes from the life of Edward Lascelles. — 2 Bde. 12 Sh.
A six days tour trough the Isle of Man. — 3 Sh.
The victims of society. — Von der Gräfin von Bleſſington. 3 Bde. 31½ Sh.
The rector of Auburn. — 2 Bde. 12½ Sh.
Pearls of the East, or gems from Lalla-Rookh. — 4. 31½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Capefigue's Ludwig XIV. Das neueſte Werk des fleißigen und fruchtbaren Hiſtorikers ſchließt ſich an ſeine früheren über die Ligue und die Fronde unmittelbar an, und die beiden ſo eben erſchienenen erſten Bände deſſelben*) umfaſſen den Zeitraum von 1661 bis 1688, alſo die Zeit von der Mündigkeits-Erklärung Ludwig's XIV. bis zu der Zurücknahme des Ediktes von Nantes und der Vertreibung der Stuart's aus England. Nicht ohne Abſicht ſind die beiden letzteren Ereigniſſe als Schlußpunkte hier neben einander geſtellt, da Herr Capefigue ſie in einen politiſchen Zuſammenhang mit einander bringt und er insbeſondere die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich nicht mehr als bloß hervorgegangen aus einer von der Maintenon und dem Pater Lachaiſe benutzten Anwandlung von Frömmelei Ludwig's XIV., ſondern als eine politiſche Reaction angeſehen wiſſen will, die durch die gegen Frankreich gerichtete Verbindung des proteſtantiſchen Europa, an deren Spitze ſich Wilhelm III. befand, hervorgerufen worden war, und die in Frankreich ſelbſt in der Stimme des Volkes und in dem lauten Beifalle, mit dem ſie begrüßt wurde, ihre mächtigſte Herausforderung fand. „Spottlieder auf die Hugenotten“, ſagt Hr. Capefigue, „waren damals in Frankreich die beliebteſten Chanſons, und wenn auch hier jeder Akt der Gewalt und des Schreckens immer noch von Chanſons begleitet war, ſo bleibt es doch jedenfalls bemerkenswerth, mit welcher Einmüthigkeit alle Schriftſteller jener Epoche die Vertreibung der Kalviniſten lobten, und es läßt ſich hieraus mindeſtens abnehmen, daß dieſelbe nicht mit allgemeiner Mißbilligung aufgenommen wurde. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß eine weitverbreitete Meinung faſt immer ohne Bedauern die Minorität des Widerſtandes verſchwinden ſieht, die ihren Gang und Ausdruck einigermaßen gehemmt hat, und zwar iſt dies in politiſchen, wie in religiöſen Differenzen der Fall. Nur wenige Katholiken in Frankreich bedauerten die verbannten Hugenotten. In den Provinzen fand jedoch die Zurücknahme des Ediktes von Nantes einen größeren Widerſtand als in Paris, das unter dem Einfluſſe einer thätigeren, centraliſirteren Organiſation ſich befand. In Bearn, in Languedoc, im Dauphiné und in den Cevennen gab es ganze Städte und Gemeinden, wo die Reformation Calvin's herrſchend war. Hier war jedoch das Werk bereits ſeit fünf Jahren begonnen; alle Anſtrengungen der Intendanten waren auf Herſtellung religiöſer Einheit gerichtet. Darum war es aber auch die Provinz beſonders, wo die Emigration um ſich griff. Die Widerrufung des Edikts von Nantes fand dieſelbe bereits im vollen Gange und beſtätigte nur das von der Adminiſtration ſchon ſeit längerer Zeit mit ſo vieler Konſequenz durchgeführte Syſtem. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker bildeten die Maſſe der Auswanderer; auch viele adelige Gutsbeſitzer gab es darunter. Was die kalviniſtiſchen Landleute betraf, ſo griffen Einige gewaltſam zu den Waffen, und Andere folgten den katholiſchen Bekehrungs-Predigten. Nach den Confiscations-Regiſtern der Jahre 1685 und 1686 belief ſich der Werth der damals mit den Königl. Domainen vereinigten Güter auf 17 Millionen Livres. Die Anzahl der Auswanderer in dieſen Jahren läßt ſich nach den vorhandenen generellen Liſten auf 225 bis 230 Tauſend Seelen ſchätzen, und zwar kann man etwa 1500 Geiſtliche, 2300 Kirchen-Aelteſte (anciens) und 15.000 Adelige rechnen, während der Reſt aus allen Arten von Gewerbsleuten und Handwerkern beſtand.“

*) Louis XIV., son gouvernement, ses relations diplomatiques avec l'Europe; par Capefigue. Tom I et II.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 53. Berlin, Mittwoch den 3. Mai 1837.

Ungarn.

Marſchall Marmont in Ungarn.

Die ſo eben in Paris erſchienenen „Memoiren des Herzogs von Raguſa", welche ſchon durch die Perſönlichkeit ihres Verfaſſers von Intereſſe ſind, enthalten eine Beſchreibung der Reiſe, welche der Marſchall von Wien aus im Jahre 1834 durch Ungarn und Siebenbürgen nach dem ſüdöſtlichen Rußland und von da nach Konſtantinopel, Syrien, Paläſtina und Aegypten unternahm. Wir lieſern hier einige Auszüge über den Aufenthalt des Herzogs in Ungarn:

„Dieſes Land erſcheint dem Durchreiſenden faſt ganz wüſt und unbewohnt; auf ſeinen unermeßlichen Ebenen findet man nur in großen Entfernungen von einander einzelne Kolonieen von ungefähr 30—40,000 Ackerbauern, welche hier den ganzen Winter hindurch zuſammenwohnen und, ſobald der Frühling kommt, ſich auf ihre Aecker und Felder zerſtreuen. Hier bleibt Jeder die ganze Woche hindurch bei ſeinen Feldarbeiten, und die ſogenannte Stadt wird nur von Frauen, kleinen Kindern und einigen Bedienten bewohnt. Sonnabend Abends pflegt dann jeder Familienvater ſein Haus in der Stadt aufzuſuchen und läßt alle ſeine Arbeitsleute auf dem Felde; Montag aber mit Tagesanbruch eilt er auf ſein Pachtgut zurück. Sobald die Feldarbeiten des Jahres ſämmtlich beendigt ſind, kehrt Alles heim in ſeine Stadt. Doch haben ſich auch ſchon hier und da dergleichen Wohnungen des Augenblicks in bleibende Hütten und ſtattliche Häuſer verwandelt, welche mit ſchönen Pflanzungen geſchmückt und von ihren Bewohnern nicht mehr verlaſſen werden, bis es nach und nach dahin kommen wird, daß ſich das ganze Land mit Meiereien und Dörfern bedeckt und es in Ungarn eben ſo ausſieht, wie in dem übrigen Europa. Dann werden auch die Städte eine ganz andere Geſtalt annehmen; ſie werden einen großen Theil ihrer jetzigen Bevölkerung verlieren und nur von Leuten bewohnt werden, die mit dem Ackerbau nichts zu thun haben und von ihren Renten oder von Handel und Induſtrie leben."

„In Comorn traf ich den General-Lieutenant Bakongi, der dort Gouverneur iſt und den ich im Jahre 1815 zu Chatillon getroffen und in meinem Hauſe aufgenommen hatte. In der That ein höchſt ſonderbares Geſchick, das zwiſchen zwei Menſchen, welche ſo weit von einander geboren ſind, plötzlich eine ganz unerwartete Bekanntſchaft ſchließt und ſie dann wieder unter ſo entfernten Zeiten und Umſtänden aufs neue zuſammenbringt. Wahrſcheinlich hat der General-Lieutenant Bakongi die Erinnerung an meine damalige Gaſtfreundſchaft treu bewahrt, denn er überhäufte mich mit aller möglichen Höflichkeit und Freundſchaft."

„Man zeigte mir in Comorn einen ſehr ſchätzbaren Reichthum des Bodens, nämlich Steinkohlen von der vortrefflichſten Qualität, welche zwei Lieues von der Stadt auf einem Gute des Grafen Sandor ausgegraben werden. Doch die Ausbeutung dieſer Fundgrube hat erſt begonnen und verſpricht dem Beſitzer große Reichthümer, ſo wie dem Lande eine mächtige Hülfsquelle der Induſtrie.

„Das Land, welches man paſſiren muß, um nach Ofen zu kommen, würde dem Reiſenden, der nicht weiter ginge, nur ein ſehr unvollkommenes Bild von Ungarn geben. Die ganze Gegend iſt vortrefflich angebaut und erinnert faſt an Deutſchland, wenn auch nicht ganz derſelbe Wohlſtand dort zu finden iſt; man merkt gleich die Nachbarſchaft von Wien. Auch haben die Beſitzungen, welche zwiſchen der Leytha und der Stadt Ofen liegen, im Ganzen einen viel größeren Werth, als die jenſeits der Donau. Je mehr man ſich Ofen nähert, deſto gebirgiger und zerriſſener wird das Land. Hohe Hügel beherrſchen das rechte Ufer des Fluſſes, und der Wanderer, der an ihrem Fuße vorüber muß, genießt die herrlichſte Ausſicht auf die reichen und prächtigen Inſeln, mit denen die Donau beſät iſt.

Ofen bietet einen höchſt impoſanten Anblick; es iſt die alte ehrwürdige Hauptſtadt Ungarns, voll von mittelalterlichen Erinnerungen, auf einem hohen Platz erbaut und mit Mauern umringt. Früher, zu den Zeiten der Türkenkriege, war es eine Feſtung, in welcher der Paſcha reſidirte und ſeine Streitkräfte zuſammenhielt, von wo aus er aufbrach, um Oeſterreich zu überziehen, Wien zu belagern und die ganze Chriſtenheit zu unterwerfen; nur die muthige Vertheidigung Wiens, der Heldenmuth der Polen und Sobieski's gewaltiger Geiſt haben Europa gerettet. Zweimal war Wien die Vormauer der Chriſtenheit geweſen, und erſt als Ungarn, deſſen Beſitz für die Türken immer nur ſehr precair war, ihnen ganz verloren ging, da erſt war Deutſchland in Sicherheit. Ungarn ward ein erbliches Königreich, bekam eine regelmäßigere und geordnetere Verfaſſung und wurde nun auch jenen Nachbarn furchtbar, welche ihre früheren Siege nur der inneren Zwietracht des Landes zu verdanken hatten."

„Ofen iſt die Stadt der Behörden und der Regierung, mit prächtigen Paläſten geſchmückt und der Sitz des Palatins und der höheren Gerichte. Peſth dagegen, auf der anderen Seite des Stroms, iſt die Stadt der Oppoſition und der Neuerungen, die Stadt des Handels und der Induſtrie. Peſth ſcheint ſich mächtig zu entwickeln; ſeine Bevölkerung nimmt immer mehr zu, und die Stadt wird von Tag zu Tag ſchöner. Und doch, ſo lange man nicht die gegenwärtigen Civil-Geſetze des Landes modifizirt, kann auch nicht eine einzige Ungariſche Stadt ein großer Handelsplatz werden. Es giebt keinen ausgedehnten, vortheilhaften Handel ohne Kredit, und von Kredit iſt da keine Rede, wo das Eigenthum ſo unſicher iſt und wo man den Schuldner nicht zur Bezahlung zwingen kann. So verhält es ſich in Ungarn; der Gläubiger hat hier keine andere Garantie, als die Moralität des Schuldners, eine Bürgſchaft, die bei Wechſeln und Connoiſſements, welche von meiſt in der Ferne wohnenden unbekannten Leuten unterzeichnet ſind, nicht den geringſten Werth haben kann."

„Man kennt in Ungarn faſt überall die Bedürfniſſe des Landes; man weiß recht gut, was für Veränderungen ihm heilſam wären; doch wie überall, ſo werden auch hier dergleichen Neuerungen, mögen ſie für das Ganze auch noch ſo nothwendig und glücklich ſeyn, ſobald ſie dem Einzelnen nachtheilig ſind, jedesmal Oppoſition finden; daher die Verwirrung der Ideen, die ſich einander bekämpfen: bald will man, bald will man wieder nicht. Mancher, der ſich die ſchönſten Pläne ausbildet über die Mittel, in ſeinem Vaterlande Glück und Wohlſtand zu befördern, kann es nicht ertragen, wenn er dadurch in eine ihm ſchimpflich ſcheinende Abhängigkeit gerathen ſoll. So ſieht man überall ein, wie ſehr dem Lande gute Straßen Noth thun; da es nun der Regierung ſelbſt an den nothwendigen Fonds fehlt, um den Chauſſeebau beſorgen zu laſſen, ſo bleibt nichts weiter übrig, als daß eine Handels-Geſellſchaft ein ſolches Unternehmen ausführt und ſich die Koſten durch ein Wegegeld vergüten läßt; davon aber will der, welcher ſo eifrig gute Straßen wünſcht, nichts wiſſen, denn ein Ungariſcher Edelmann kann und darf ſich durchaus keiner Auflage unterwerfen. Noch begreift man in Ungarn nicht, daß das einzig vernünftige Vorrecht höchſtens darin beſtehen kann, nur mit eigener Bewilligung Geld zu geben; daß man aber jedenfalls Geld ausgeben muß, um reich zu werden und ſeine Lage und Genüſſe zu vermehren. So lange die Idee einer Beſteuerung den Ungariſchen Adelſtolz empört, ſo lange dergleichen Vorurtheile, die in der Unkenntniß und dem Mangel der einfachſten Begriffe des Menſchenverſtandes ihren Grund haben, nicht entfernt werden, wird das Land ſtationair bleiben und die großen Verbeſſerungen, die es braucht, entbehren müſſen."

Um zu zeigen, wie ſehr das Feudalweſen und das Mittelalterliche noch in der ganzen Verfaſſung und in allen Sitten und Zuſtänden Ungarns vorherrſchen, erzählt der Verfaſſer folgendes Beiſpiel: „In der Nähe von Oedenburg auf einer Höhe liegt das Fort Forchtenſtein, welches dem Fürſten Eſterhazy gehört und außer einer anſehnlichen Artillerie einen Vorrath von Waffen für 3—4000 Mann enthält und einen reichen Schatz von Schmuck und Diamanten. Dieſer Schatz muß nach einem Statut des Hauſes Eſterhazy von jedem Fürſten, der an der Spitze dieſer Familie ſteht, vermehrt und darf nur zur Loskaufung eines Eſterhazy, der Kriegsgefangener und Sklave der Türken geworden iſt, benutzt werden. Natürlich wird dieſe Beſtimmung nunmehr nie eine Anwendung finden. Im Jahre 1809, als das Komitat Oedenburg von den Franzoſen beſetzt war, zeigte ſich auch ein Trupp Kavallerie in Forchtenſtein; die daſelbſt garniſonirenden Soldaten des Fürſten verweigerten die Oeffnung der Thore, die Franzoſen zogen ſich zurück, und ſo ward das Fort mit ſeinen Reichthümern dem Eigenthümer erhalten. Dieſes Haus des Fürſten Eſterhazy iſt vielleicht das einzige in ganz Europa, welches noch an die großen Vaſallen des Mittelalters erinnert. Nur hier noch findet man ſo unermeßliche Grundſtücke und ein Vermögen, welches, gut verwaltet, dem eines Souverains gleichkäme, ganze Feſtungen als Eigenthum und beſoldete Truppen, die dem Fürſten gehören, ferner das durch langen Gebrauch geheiligte Vorrecht, den Souverain des Landes, ſo oft er ſeine Güter betritt, zu bewirthen, und endlich das Privilegium, in die Vorſtädte der Hauptſtadt mit einem Detaſchement ſeiner Truppen und einer eigenen Fahne einzuziehen. Ein Fürſt Eſterhazy, der, in einem Lande wie Ungarn, alle Vortheile der mächtigen Stellung, die er in der Geſellſchaft einnimmt, wohl zu würdigen verſtände, könnte der rechte Arm ſeines Königs und der Wohlthäter ſeines Landes werden. In einem Saale des Schloſſes ſieht man an der Wand einen großen Stammbaum abgebildet, deſſen

Digitized by Google

Wurzel und Anfangspunkt kein Anderer als Adam ſelbſt iſt; er iſt auf dem Boden liegend dargeſtellt, und in ſeine Hüfte iſt der Baum eingepflanzt, welcher durch Seth, Noah, Cham und die Patriarchen hindurch geht und im Jahre 1676 mit Nicolas Eſterhazy, einem Palatin von Ungarn, endigt. In der That, ein ſolches Dokument muß ſelbſt das Haus Lévis beſchämen, das nur bis zur Familie der heiligen Jungfrau zurückgeht, und auch das Haus Croi, deſſen Titel, wie männiglich bekannt iſt, aus Noah's Arche zu Tage gefördert worden ſind. Man kann ſich vorſtellen, daß die Eſterhazys ſelbſt über dieſe ganze Narrheit am meiſten ſpotten."

Noch ein anderer höchſt charakteriſtiſcher Zug des Mittelalters in der Verfaſſung Ungarns iſt auch die Krönung der Könige. „Der gegenwärtige Kaiſer Ferdinand wurde 1830 in Presburg zum König von Ungarn gekrönt, eine prachtvolle Ceremonie, die wohl heute in Europa einzig in ihrer Art iſt und noch ganz ihren alten Charakter bewahrt hat. Die ganze Handlung geht zu Pferde und im Freien vor; auch die Biſchöfe in ihrem prieſterlichen Ornat, mit der Mitra auf dem Haupte und dem Kreuz in der Hand, reiten auf ihren prächtig geſchirrten Pferden einher mit den reichgekleideten Stallknechten zur Seite. Man ſieht hier den politiſch-religiöſen Pomp eines Nomadenvolks vor ſich, eines Volkes, welches ſein ganzes Leben mit Krieg zubringt und ſich ſeine Wohnſitze erſt erobern muß. Alles hat einen höchſt legitimen und feierlichen Charakter; der König ſchwört im Beiſeyn der Nation, d. h. des Adels und des Klerus, denn dies ſind die einzigen Klaſſen, in welchen die politiſchen Rechte der Nation exiſtiren; er ſchwört, die Geſetze zu beobachten, die Privilegien eines Jeden zu bewahren und den Staat gegen alle ſeine Feinde zu vertheidigen, und zum Zeichen der Pflicht, die er übernimmt, ſteigt er mit gezogenem Säbel auf einen kleinen Erdwall, der zu dieſem Zweck errichtet wird, und durchſpaltet mit ſeiner Waffe die Luft nach allen vier Winden, um durch dieſes Gleichniß anzuzeigen, daß er das Vaterland vertheidigen und ſeine Feinde bekämpfen wird, in welcher Richtung ſie auch kommen mögen. Erſt nachdem er dieſen Eid geleiſtet, wird er von der Geiſtlichkeit geſegnet, geſalbt und gekrönt. Dieſe echt nationale Ceremonie, die noch ganz den Charakter des feudalen und religiöſen Mittelalters und jener Königlichen Würde an ſich trägt, wie man ſie in den damaligen Zeiten verſtand, muß gewiß ein höchſt intereſſantes Schauſpiel darbieten."

Der Herzog erzählt auch eine noch unbekannte Anekdote über Joſeph II., welche zur Charakteriſirung dieſes Kaiſers ſehr wichtig iſt. „Während der letzten Kriege zwiſchen Oeſterreich und der Türkei ereignete ſich eine traurige Kataſtrophe bei Karanſebes, welche beweiſt, daß die Könige ſich nur mit großer Vorſicht dazu entſchließen dürfen, in eigener Perſon das Kommando im Kriege zu übernehmen. Denn wenn ſie nicht mit dem ſicherſten Vertrauen auf ſich ſelbſt daran gehen und nicht alle Eigenſchaften und Fähigkeiten beſitzen, die ein General-Kommando nothwendig erfordert, ſo können ſie einer Laſt, der ſie nicht gewachſen ſind, unterliegen und haben für ſich wie für ihre Soldaten und Völker das größte Unglück zu befürchten. Joſeph II. iſt ein merkwürdiges Beiſpiel davon. Dieſer Kaiſer war gewiß ein Mann von hohem Geiſt und von feſtem energiſchem Willen, der ſich fortwährend mit den Sorgen der Regierung beſchäftigte und deſſen politiſche Handlungen und Geſetze, mag man ſie in ihrer Form und wegen der angewandten Mittel auch noch ſo ſehr tadeln, doch jedenfalls von tiefem ſcharfem Blick und einem höchſt rühmlichen Zweck zeigen. Dieſer Zweck iſt auch wirklich erreicht und es ſind dadurch alle Revolutionen, mit denen Oeſterreich und ganz Europa bedroht waren, im Keime unterdrückt worden; denn Joſeph II. war es, der, wenn auch etwas gewaltſam, ſchon im Voraus gewiſſe nothwendige Verbeſſerungen einführte und eine Menge von Mißbräuchen abſchaffte, von denen die Neuerungsluſtigen verführt werden konnten. Giebt man dieſes zu, ſo kann man doch daneben nicht in Abrede ſtellen, daß es dieſem Kaiſer durchaus an allem Feldherrn-Talent fehlte, daß er, obwohl ſelbſt perſönlich tapfer, doch mitten in den Bewegungen des Krieges nichts von jener Ruhe und Kraft des Geiſtes, von jener verſtändigen Umſicht beſaß, ohne die kein Feldherr kommandiren kann, und daß er ſich im Augenblicke der Gefahr von allen möglichen Ungewißheiten und Schreckbildern, die ſeinem Geiſte vorſchwebten, niederdrücken ließ."

„Es war im Jahre 1789, als Joſeph 80,000 Mann geſammelt hatte, um die Türken anzugreifen, und ſein Lager in der Nähe von Karanſebes aufſchlug. Die Türken hatten ihre Stellung im Angeſicht der Oeſterreichiſchen Armee eingenommen und deckten die Wallachei. Die Oeſterreicher waren vollkommen zum Angriff gerüſtet; Alles ſchien ihnen einen unfehlbaren Sieg vorherzuſagen, und die Generale kamen noch einmal in das Zelt des Kaiſers, um ihre letzten Befehle zu holen. Dieſer, von Unruhe gequält und für den Erfolg beſorgt, wandte ſich an den Feldmarſchall Lascy und fragte ihn, ob er auch des Sieges ſo ganz gewiß wäre? Der Marſchall antwortet, wie jeder vernünftige General in ſolchem Falle antworten würde, er hoffe es, könne es aber nicht abſolut verbürgen. Werden doch im Kriege oft die weiſeſten Maßregeln, die vorſichtigſten Berechnungen durch unvorhergeſehene Ereigniſſe zu Schanden gemacht, und wenn man ſchon die beſten Anordnungen getroffen hat, muß man doch das Uebrige dem blinden Kriegsglück überlaſſen. Auf dieſe Antwort des Feldmarſchalls gab der Kaiſer ſeinen Angriffsplan auf, entließ die Generale und entſchloß ſich, ſich hinter die Temes zurückzuziehen. Da nun der Befehl zum Rückzug gegeben war, bildet ſich das Heer in parallele Kolonnen: in die Mitte kam die Infanterie, an die Flanken die Kavallerie und das Gepäck in die Zwiſchenräume. Schon waren ſie im Begriff, mitten in der Nacht aufzubrechen, da bemerkt plötzlich der Marſchall, daß die Pikets auf der linken Flanke der Armee keinen Befehl zum Marſch bekommen hätten; er will dieſen Fehler wieder gut machen und läßt die Truppen halten, um die Zurückgebliebenen zu erwarten. Das Haltkommando wird von den Bagage-Kolonnen für das Allageſchrei der Türken verſtanden; ſie halten ſich für angegriffen und wollen ſich ſchnell entfernen. Die Troßpferde ſetzen ſich in Galopp, und bei dieſer Bewegung und dem Lärm, der dadurch entſteht, vermuthet auch die Infanterie in der Dunkelheit der Nacht einen Angriff des Feindes: da wird von allen Seiten gefeuert, die Truppen ſchießen auf einander mit der größten Erbitterung, und erſt mit Tagesanbruch wird der Irrthum entdeckt. Man erzählt, daß der Kaiſer, der ſich in der Avantgarde befand, voller Schrecken zehn Stück Geſchütz habe abfeuern laſſen, um den angeblichen Feind anzugreifen; dadurch wurde der Verluſt und die Unordnung nur noch größer. Zehntauſend Mann ſollen in dieſem Gemetzel getödtet oder verwundet worden ſeyn, bis ſich endlich die Armee in die angewieſene Stellung zurückzog, während die Türken, ruhig in ihren Zelten liegend, wohl glauben konnten, die göttliche Allmacht ſelbſt habe für ſie gekämpft und ihre Feinde vernichtet. Auch der Erzherzog Franz, der nachherige Kaiſer, war bei dieſem Unfall zugegen; mit Ruhe und Beſonnenheit ſtellte er ſich an die Spitze eines Bataillons und wartete geduldig, bis ſich Alles aufklärte."

Intereſſant iſt noch eine Stelle, wo ſich der Herzog bei Gelegenheit eines Ungariſchen Pferderennens über dieſen Gegenſtand im Allgemeinen ausläßt: „In der Umgegend von Ofen wohnte ich einem Pferderennen bei, welches in einem Hippodrom ſtattfand, der viel ſchöner iſt als der bei Wien; man hat da ein hübſches bedecktes Amphitheater, das in wohl verſehene und ausgeputzte Logen abgetheilt iſt, wo ſich alle eleganten Damen aus der Nähe und Ferne verſammeln. In Ungarn wie in Wien gehört es zur Mode, dieſe Wettrennen zu beſuchen, wiewohl im Ganzen dergleichen Inſtitute wenig Unterſtützung verdienen. Es iſt nichts als eine ſklaviſche Nachahmung einer Engliſchen Sitte, ohne großen Nutzen. Allerdings mag es zweckmäßig ſeyn, die Ideen der Leute über Pferdezucht aufzuklären und ſie zu einem gemeinſchaftlichen Wetteifer in der Erziehung und Verbeſſerung der Racen anzuſpornen. Aber was können dazu die Pferderennen beitragen? — Welches Verdienſt hat ein Pferd vor dem anderen, weil es in einem Wettrennen von mehreren Meilen das Ziel um einige Sekunden früher erreicht hat? Liegt nicht der Erfolg vielmehr in der Kunſt des Reiters, als in den Eigenſchaften des Pferdes? Sind dieſe Rennpferde zu irgend einem beſonderen Dienſt brauchbar? Worauf es ankommt, das ſind Pferde, die zum Krieg, zur Landwirthſchaft, zum Transport, zum Pflug und endlich zum Luxus am beſten geeignet ſind; ob ſie dabei ein wenig ſchneller oder langſamer laufen, iſt höchſt gleichgültig. Nach jener praktiſchen Anwendung für die verſchiedenen öffentlichen oder Privatbedürfniſſe ſollten die Prämien und Preiſe beſtimmt werden, nicht nach einem eingebildeten Verdienſt. In England iſt das anders: hier, wo jene erſten und weſentlichen Bedürfniſſe erfüllt ſind, wo man ſchon ſo viele Pferde von allen Racen hat, die mit allen nützlichen Eigenſchaften verſehen ſind, hier iſt es wohl begreiflich, daß man auch eine untergeordnetere Konkurrenz hervorgerufen hat, die noch außerdem der bekannten Wettluſt der Engländer zu Statten kommt. Aber in Ungarn, wo man bei der Pferdezucht noch auf ganz andere, nothwendigere Dinge zu ſehen hat, und eben ſo in Deutſchland und in Frankreich, wozu dieſe Spielereien? — Eine ſo kleinliche Nachahmung und Unterwerfung unter fremde Moden ſtützt ſich weder auf irgend einen vernünftigen Grund, noch ſtiftet ſie den geringſten Nutzen."

England.

Niederländiſche Genrebilder und Seeſtücke.

(Fortſetzung.)

Philipp war tief erſchüttert; der Schmerz überwältigte ſein feſtes und ſtarkes Gemüth, als er die geliebte Mutter leblos in ſeinen Armen hielt; lange Zeit ſaß er neben dem Bett, ſelbſt blaß und regungslos wie die Leiche, auf die ſein thränenloſes Auge hinſtarrte, dumpf und gedankenlos vor ſich hin brütend. Allmälig kam er wieder zu ſich, ſtand auf, rückte der Todten das Kiſſen zurecht und drückte ihr die Augen zu. Dann ſtand er eine Weile mit gefalteten Händen, und die Thränen rollten ihm über die rauhen ſtraffen Wangen. Einen Kuß drückte er noch auf die Hand und auf die blaſſe, weiße Stirn der Verſchiedenen und ſchloß die Vorhänge um das Bett. „Arme Mutter", ſprach er kummervoll, „endlich haſt Du Ruhe gefunden; aber Deinem Sohn haſt Du ein bitteres Vermächtniß hinterlaſſen."

Je genauer er ſich deſſen erinnerte, was er zuletzt aus dem Munde der Sterbenden gehört, deſto unheimlicher fühlte er es in ſeinem Gehirne gähren, deſto drohender ſtand die grauſige Erzählung vor ſeiner Einbildungskraft. Er drückte beide Hände mit Gewalt an Stirn und Schläfe, als wollte er ſeine verirrten Gedanken damit zuſammenhalten. Er fühlte wohl, daß er keine Zeit hatte, müßig ſeinem Schmerz nachzuhängen. Er mußte überlegen, was zu thun ſey in den nächſten Stunden und Tagen. Die Mutter war zur ewigen Ruhe eingegangen, aber ſein Vater, wo war ſein Vater? — Es fielen ihm die letzten Worte der Mutter wieder ein: „Noch iſt eine Hoffnung übrig." Alſo doch noch eine Hoffnung. Der Vater hatte ein verſiegeltes Blatt drüben auf den Tiſch gelegt: lag es wohl noch dort? Gewiß, gewiß, die arme Mutter hatte den Muth nicht gehabt, danach zu ſehen. In dem Briefe ſtand ohne Zweifel geſchrieben, was das für eine Hoffnung war — und jetzt waren es ſiebzehn Jahre her, und Niemand hatte den Brief geleſen.

Philipp entſchloß ſich, gleich hinüberzugehen, das gefürchtete Zimmer zu öffnen, Alles zu unterſuchen, Alles zu erfahren, und wär' es das Schrecklichſte. Aber es war jetzt tiefe Nacht: wär's nicht beſſer, zu warten bis Tagesanbruch? Und er hatte ja auch den Schlüſſel nicht: wo mochte der Schlüſſel ſeyn? Sein Auge haftete an einem alten Japaniſchen Schrank, der hier oben im Zimmer ſtand und den die Mutter nie in ſeiner Gegenwart aufgeſchloſſen hatte; hier oder nirgend mußte ſie den Schlüſſel verſteckt haben. Raſch griff er zum Licht und unterſuchte den Schrank von außen und innen. — er war nicht einmal verſchloſſen. Eine Thür nach der anderen, ein Schubfach nach dem an-

Digitized by Google

deren zog er auf mit ſteigender Ungeduld, — die meiſten waren leer, nirgend ein Schlüſſel; zum zweiten, zum dritten Male durchſuchte er jeden Winkel, immer umſonſt. Endlich zog er alle Schubladen völlig aus, warf ſie auf den Boden und rückte mit beiden Armen den Schrank von ſeiner Stelle. Da hört er's in einer Ecke unter dem Holze klirren; hier mußte der Schlüſſel liegen: er ſchob, klopfte, drehte, aber das Verſteck wollte ſich nicht öffnen. Mehrere Stunden waren über der Arbeit vergangen, der Tag ſchien zu den Fenſtern herein, aber Philipp ſtand nicht ab. In der höchſten Ungeduld entſchloß er ſich, die Hinterwand des Schrankes einzuſchlagen; er ging hinab in die Küche und kam mit einem Hammer und einem kleinen Hackmeſſer verſehen wieder herauf. Wie er nun auf den Knieen lag und haſtig, ohne umzublicken, auf den Schrank loshammerte, legte ihm von hinten Jemand die Hand auf die Schulter.

Philipp fuhr erſchrocken empor; er hatte in ſeinem Eifer, voll der wilden Gedanken, die ſich in ſeinem Kopfe jagten, gar nicht gehört, daß Jemand kam. Es war der Pater Sevſen, der Pfarrer des kleinen Kirchſpiels, welcher vor dem jungen Manne ſtand und ihn mit ſtrengen ſtrafenden Blicken anſah. Der fromme Geiſtliche hatte von den Nachbarn gehört, daß die Witwe Vanderdecken ihrem letzten Stündlein entgegenginge, und hatte ſich früh vor Tage aufgemacht, um ihr geiſtlichen Troſt und, wenn's nöthig, die heiligen Sakramente zu geben. „Was machſt Du da, lieber Sohn", ſprach der gottesfürchtige Mann; „willſt Du denn Deine kranke Mutter im Schlafe ſtören? Willſt Du ihr Hab' und Gut entwenden, ehe ſie noch die Augen ſchließt?" — „Frommer Vater", entgegnete Philipp, „meiner Mutter Schlaf werde ich nimmermehr ſtören, ſie iſt zur ſeligen Ruhe gegangen. Ich bin auch nicht gierig nach ihrem Hab' und Gut, ich ſuche nicht nach Gold, und wäre der Schrank voll Geldes, obwohl es doch jetzt mein wäre, ich würde mich keines Blickes darum kümmern. Einen Schlüſſel ſuch' ich, der hier in einem Schubfache ſeit Jahren verſteckt liegen muß, und ich bin nicht im Stande, es aufzukriegen." — „Deine Mutter lebt nicht mehr, ſagſt Du? Und ohne den Segen der heiligen Kirche iſt ſie geſtorben? Warum haſt Du mich nicht rufen laſſen, mein Sohn?" — „Sie ſtarb gar zu plötzlich, frommer Vater, hier vor zwei Stunden in meinen Armen. Es thut mir herzlich Leid, daß Ihr nicht am Sterbebette waret, aber mit meiner Mutter Seele wird unſer Herr Chriſtus Gnade üben, wie ſie's verdiente." — Der Geiſtliche trat an das Bette, zog leiſe die Vorhänge weg und betrachtete die Leiche. Er ſprengte Weihwaſſer über ſie und ſprach mit leiſe flüſternden Lippen das Gebet über ihre Seele. Darauf wandte er ſich wieder zu Philipp: „Es gefällt mir doch nicht, mein Sohn, daß Du jetzt ſolchen Rumor vor haſt. Was giebt es denn ſo Dringendes um den Schlüſſel? Am Todtenbett einer Mutter ſoll ein frommer Sohn weinen und für ihrer Seelen Ruhe beten. Sieh, noch iſt die Hülle nicht kalt, aus der ihr Geiſt entflohen iſt, und deine Augen ſind trocken? Was haſt Du mit dem Schlüſſel zu ſchaffen? Es iſt nicht recht von Dir, Philipp." — „Nehmt mir nicht übel, frommer Vater: ſo nahe mir's geht, zum Weinen und Klagen hab' ich keine Zeit. Ich habe zu thun, ſo viel zu thun, daß ich gar nicht an Alles denken kann. Wie ich meine Mutter allzeit lieb gehabt, das wißt Ihr ja." — „Aber was ſoll es mit dem Schlüſſel, Philipp?" — „Frommer Vater, das iſt der Schlüſſel zu der Stube, die ſiebzehn Jahre verſchloſſen geweſen iſt, und ich muß heute hinein, ich will hinein, und wenn es ....." — „Was meinſt Du: wenn es ....?" — „Verzeiht mir, Vater, ich wollte etwas ſagen, was beſſer ungeſagt bleibt. Aber in die Stube muß ich hinein, ich muß etwas drin ſuchen." — „Von der verſchloſſenen Stube weiß ich längſt, mein Sohn; ich weiß auch, daß Deine Mutter keinem Menſchen ſagen wollte, was es damit für Bewandniß hätte. Mir ſelbſt, ihrem Beichtvater, hat ſie's hartnäckig verſchwiegen. Ja, mehrmals, als ich in ſie drang, wie mir meine heilige Pflicht vorſchreibt, die Seelen zu erleichtern, hab' ich gemerkt, daß ihr Verſtand über den Fragen in Verwirrung gerieth, und ſo hab' ich's lieber unterlaſſen. Deiner armen Mutter hat es ihr Leben lang ſchwer auf der Seele gelegen, ſo ſchwer, daß ſie ſich fürchtete, ein Wort davon zu ſprechen. Aber Dir, mein Sohn, wird ſie's wohl vertraut haben, ehe ſie ſtarb." — „Sie hat mir's geſagt, frommer Vater." — „Vielleicht, mein Sohn, dient es Dir zum Troſte, wenn Du's gegen mich ausſchütteſt. Wenn Du geiſtlichen Rath und Hülfe brauchſt." — „Ich möchte wohl gern, frommer Vater, ich könnte wohl Vertrauen zu Euch haben, und Ihr würdet mir gewiß zum Heilſamen rathen — ich weiß, Ihr fragt mich nicht aus Neugier, ſondern aus Liebe zu Eurem Beichtkind. Aber ſeht Ihr, weil ich noch gar nicht weiß, wie es ſich damit verhält, was die Mutter mir geſagt hat, ob es wirklich an dem iſt, oder ob nur ihr Gehirn es ausgebrütet hat, ſeht Ihr, darum trag' ich Bedenken. Wenn es wahr iſt, dann möcht' ich wohl die Laſt mit Euch theilen, aber Ihr würdet mir ſchwerlich dafür danken. Aber jetzt noch nicht, ich kann noch nicht. Zuvor muß mein Werk vollbracht ſeyn, und ich muß wiſſen, was in der verſchloſſenen Stube ſteckt. Da kann ich Keinen mitnehmen." — „Haſt Du keine Furcht, mein Sohn?" — „Nein, frommer Vater, keine Furcht. Ich muß eine Pflicht erfüllen, glaubt mir's, eine ſchwere Pflicht: aber nun bitt' ich Euch, dringt nicht mehr in mich. Meine arme Mutter hat es wohl geſagt, und ich ſpüre, ſie hatte Recht: es kann einen um den Verſtand bringen, wenn man daran zu viel rührt." — „Nun denn, Philipp, ich will Dich nicht drängen. Will's Gott, ſo kommt die Zeit, wo ich Dir rathen und helfen kann. Lebe wohl, mein Sohn! Aber noch einmal bitt' ich Dich, ſtell die Arbeit ein, die Du da vorhaſt. Ich werde die Nachbarinnen herſchicken, daß ſie Deiner Mutter die Leichengebete halten, wie's die heil'ge Kirche vorſchreibt. Gott hab' ihre Seele bei ſich und ſchenke ihr die Ruhe." — Philipp ſchien nicht zu hören, was der Geiſtliche ſprach; er ſah gedankenlos darein und war mit ſeinen Sinnen ganz anderswo. Der Pater entfernte ſich mit Kopfſchütteln. Philipp ſah ihm nach: „Er hat Recht", dachte er bei ſich, ſetzte den Schrank wieder an ſeine Stelle und fügte die Schubfächer ein: „Ein paar Stunden können ja nichts ausmachen, ich will mich ſchlafen legen, mein Kopf iſt ſchwer und wüſt." Er ging in die Kammer nebenan, warf ſich auf ſein Bett und verſank alsbald in tiefen Schlaf, um zu neuer Angſt und Bekümmerniß zu erwachen.

Während er im Schlummer lag, fanden ſich die Nachbarn ein und bereiteten Alles zur Beerdigung der Witwe vor. Den Sohn weckten ſie nicht auf, ſie achteten den Schlaf deſſen, der zum Schmerze wieder erwachen ſollte, ſo heilig wie den Schlaf der Todten. Nachmittags kam auch der Doktor Poots; zwar hatte er erfahren, daß die Witwe todt ſey, aber da er eine freie Stunde hatte, ſo ließ er ſich's nicht verdrießen, wieder einzuſprechen, zumal da er für den neuen Gang einen neuen Gulden rechnen konnte. Er ging durch das Zimmer, worin die Leiche lag, geraden Weges in Philipp's Kammer und rüttelte den Schlafenden an der Schulter. Der junge Mann fuhr auf und ſah den kleinen Doktor vor ſich ſtehen, der unbarmherzig ſeinen Spruch anfing: „Guten Tag, Mynheer Vanderdecken; na 's iſt gut, daß Alles vorüber iſt. Ihr erinnert Euch, ich hatte es vorausgeſagt. Nun bitt' ich Euch aber, zu bemerken, daß ich einen Gulden mehr zu bekommen habe, und hoffe, Ihr werdet Euer Verſprechen ehrlich halten. Seht Ihr, im Ganzen mit der Medizin macht es drei und einen halben Gulden, wenn Ihr mir nämlich die Flaſche wiedergebt." Während das Männchen dieſe Rede hielt, war Philipp erſt recht zur Beſinnung gekommen. „Ihr ſollt Euer vierthalb Gulden haben und die Flaſche dazu, unbedeutlich", ſprach er vom Bett aufſtehend. „Ja doch, Mynheer Philipp, ich verſtehe Euch, Ihr wollt mich bezahlen, ſobald Ihr Geld habt. Aber ſeht Ihr, es kann doch lange dauern, ehe Ihr das Häuschen verkauft. Es findet ſich nicht ſobald ein Käufer. Weil ich aber gutherzig bin und arme Leute nicht gern ums Geld dränge, ſo mache ich Euch einen Vorſchlag. Eure Mutter hat da was am Halſe hängen, ein ganz ſchlechtes Ding, aber für einen guten Katholiken hat es doch einigen Werth. Alſo ſeht Ihr, ich will das Ding mitnehmen, dann ſind wir quitt, und Euch iſt aus der Noth geholfen. Wollt Ihr? Ich nehme das Ding für Bezahlung an, baſta!" Philipp hatte ihm mit anſcheinender Ruhe zugehört, er wußte wohl, was der elende Geizhals meinte, die Reliquie an ſeiner Mutter Halſe, die Reliquie, worauf ſein Vater den furchtbaren Eid geſchworen. Nicht um Millionen Gulden hätte er davon gelaſſen. „Mynheer geht mir aus dem Haus", ſagte er trocken, „geht mir gleich aus dem Haus! Euer Geld iſt Euch ſicher!"

Mynheer Poots war ein kluger Mann und hatte ein ſcharfes Auge. Die Reliquie war in eine viereckige Kapſel von purem Golde eingefaßt, und er hatte auf den erſten Blick gemerkt, ſie ſey wohl zehnmal mehr werth, als ſeine Forderung. Er wußte auch recht gut, daß man ſie theuer bezahlen würde, denn damals hielten die dortigen Katholiken noch große Stücke auf Reliquien, und daß er vom Verkauf ein ſchönes Sümmchen würde löſen können. Das Alles hatte er ſich gemerkt und überlegt, wie er durch das Leichenzimmer ging, und um mehrerer Sicherheit willen hatte er der todten Frau das Kleinod vom Halſe genommen und es unter ſein Wamms geſteckt. Er erwiederte alſo mit großer Ruhe: „Mein Vorſchlag iſt nicht zu verachten, Mynheer Philipp, Ihr thätet beſſer, Ihr nähmt ihn an; was ſoll Euch der Plunder?" — „Ich will nicht, ſag' ich Euch", rief Philipp zornig. — „Nun, wenn Ihr mir's nicht ablaſſen wollt, Mynheer Vanderdecken, ſo müßt Ihr mir's mindeſtens zum Pfande laſſen, bis ich bezahlt bin. Das iſt nicht mehr als billig: ich muß für mein Geld Sicherheit haben. Wenn Ihr mir die viertehalb Gulden bringt und die Flaſche dazu, ſo geb' ich Euch das Ding wieder." Philipp's Zorn kannte nun keine Gränze mehr; er faßte den Doktor beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. „Mach', daß Du fortkommſt", ſchrie er ihm nach, „oder es ſoll Dich —". Er hatte nicht nöthig, ſeine Drohung noch durch einen Fluch zu verſtärken. Mynheer Poots lief davon über Hals und Kopf, die halbe Treppe war er hinabgeſtürzt, und jetzt hinkte er eiligſt über die Brücke. So angſt war dem Männlein, daß er gern das Kleinod wieder herausgegeben hätte, aber zurückzukehren getraute er ſich nicht, und ſo behielt er's.

Philipp aber war durch die Reden des Doktors erſt wieder an die Reliquie erinnert worden, ging daneben ins Zimmer und wollte ſie der Leiche abnehmen. Er zieht die Vorhänge von einander und ſtreckt mit ſcheuem Zögern die Hand aus, um das ſchwarze Band vom Halſe zu löſen: das Band ſammt der Reliquie war fort. „Was iſt das?" rief er verwundert; „die Leute haben ihr's doch nicht abgenommen? Nein, gewiß nicht; wenn es nicht der Poots geweſen iſt, der verwünſchte Geizhals! Ja gewiß, kein Anderer. Wart', Du Schurke! wieder muß ich's haben, und wenn ich Dir Glied für Glied aus dem Leibe reißen ſollte." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Narrative etc. (Bericht über die Miſſionen in der Südſee.) Von J. Williams. 12 Sh.

An analysis etc. (Die Britiſchen Farrenkräuter.) Von G. W. Francis. 4 Sh.

Truth and error distinguished. (Ueber Wahrheit und Irrthum in der proteſtantiſchen und in der katholiſchen Kirche.) $3\frac{1}{2}$ Sh.

The rise and progress etc. (Die Britiſche Macht in Oſtindien.) Von Auber. Erſter Band. 21 Sh.

Italien.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

24) Als vor zweihundert Jahren, Anno 1630, plötzlich eine anſteckende Krankheit in Unter-Italien ausbrach, wollte man anfangs durchaus nicht glauben, es wäre die Peſt, um Alles in der Welt nicht; es durfte ſich Keiner unterſtehen, das Wort über den Mund zu brin-

Digitized by Google

gen. Allmälig ließ man es zur Hinterthür ein, nicht als Subſtantiv, ſondern als Adjektiv; man ſprach von peſtilenzialiſchen Fiebern. Eine Weile ſpäter war es nicht die eigentliche Peſt, das hieß, wenn man's recht verſtand, es war zwar die Peſt, aber doch nicht ſo geradezu; nicht ſchlechterdings die Peſt, ſondern nur ein Ding, wofür ſich kein anderer Name finden ließ. Endlich ganz zuletzt bequemte man ſich dazu und ließ es bei der Peſt ohne weitere Zweifel und Umſtände bewenden; aber nun bemühte man ſich, andere Vorſtellungen daran zu hängen, man ſprach von Giftmiſcherei und Zauberei; das Wort ließ ſich einmal nicht mehr zurückweiſen, dafür ließ ſich der Begriff verkleiden und entſtellen. — Nun denn, wer mit den Schickſalen der Worte und Begriffe unter den Menſchen bekannt iſt, der weiß, daß es mit den meiſten nicht anders zugeht. Dem Himmel ſey Dank, es giebt nicht viele von ſo böſer und gefährlicher Art, wie das, welches uns hier zum Paradigma gedient hat; es giebt nicht viele, für deren Erlernung man ſo ſchweres Lehrgeld zahlen muß, und denen ſich ſo furchtbare und häßliche Nebenvorſtellungen anhängen laſſen. Freilich wäre es gut, wenn man in großen wie in kleinen Dingen den langen und krummen Weg zwiſchen der Sache und dem Namen abkürzen könnte; man dürfte ſich nur an die ſehr alte gute Regel halten, erſt zu beobachten, anzuhören, zu vergleichen, zu überlegen, ehe man ſpricht. Aber das bloße Sprechen iſt gar ſo viel leichter, als alle jene Vorbereitungen, gar ſo viel angenehmer, daß wir — ich meine, daß alle Menſchen in dieſem Punkte Nachſicht mit einander haben müſſen.

25) Faſt alle Dichter, deren Werke mit Ruhm auf die Nachwelt gekommen, haben ein Vorurtheil ihrer Mitwelt zu bekämpfen gehabt; nur indem ſie ihrem eigenen Jahrhundert Trotz boten und es überwanden, ſind ſie unſterblich für kommende Jahrhunderte geworden.

26) Sobald die Kunſtausdrücke eines Syſtems einmal zum Geſpötte im Munde der Leute geworden ſind, hat faſt Niemand den Muth, ſich weiter damit zu befaſſen, und es gewinnt den Anſchein, als ſey das ganze Syſtem auf einmal abgethan und vergeſſen. Aber die Grundfragen laſſen ſich nicht unterdrücken, ſondern tauchen ſpäter mit anderen Bezeichnungen wieder auf. Der Trieb, ſich ſelbſt in ſeinem Weſen kennen zu lernen, für ſein Denken und Empfinden ein Geſetz und eine Norm zu gewinnen, dieſer Trieb iſt im Menſchen zu ſtark, als daß er ſich mit witzigen Einfällen und Späßen zufrieden geben könnte.

27) Wenn ein widerwärtiger oder peinvoller Gedanke ſich unſeres Geiſtes bemächtigt hat, ſo giebt die Phantaſie ſich die geſchäftigſte Mühe und ſucht ſich aller möglichen Gegenſtände zu bemeiſtern, um ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken und ihm Zerſtreuung zu verſchaffen. Ihr Streben geht offenbar dahin, den Geiſt in Wohlbehagen zu verſetzen; Jedermann weiß dies und verfährt danach. Wenn ein Gedanke vor unſere Seele tritt, den wir als ernſt und wichtig anerkennen, bei dem wir aber nicht gern verweilen, ſo entſchlagen wir uns ſeiner vorſätzlich: „daran mag ich nicht denken". Wir thun dies, ungeachtet wir oft vorausſehen, daß es uns in Zukunft Schmerz und Reue bringen wird, nicht zur rechten Zeit an das Rechte gedacht zu haben — ſo mächtig iſt das Verlangen in uns, für jeden nächſten Augenblick deſſen los zu werden, was uns eben wehe thut. Es iſt dies ein Grund unter vielen, woraus ſich erklären läßt, warum gewiſſe die Religion und Moral lächerlich machende Schriften ſo große Verbreitung und ungemeinen Beifall gefunden haben. Wer zum Ernſten das Spaßhafte, wer zu Vorſtellungen, die uns nachdenklich und beklommen machen, das Zerſtreuende und den Spott geſellte, der thut einer tief in uns wurzelnden Neigung den willkommenſten Vorſchub. Dieſe Neigung muß durch das Aufgebot aller Macht des Willens überwunden werden, wenn der Geiſt ſich der Beſchäftigung mit den Wahrheiten der Religion zuwenden ſoll. Ja, wer nur zu dem Entſchluß kommt, an dieſe Wahrheiten ernſtlich prüfend heranzutreten, der muß ſchon in ſeinem innerſten Gewiſſen für ſie gewonnen, der muß ſchon von einer Ehrfurcht für die göttliche Weisheit und Gerechtigkeit durchdrungen, der muß bereits voll einer Liebe zur Wahrheit ſeyn, die ihm alle menſchliche Neigungen und Schwächen überwinden hilft.

28) Wehe uns, wenn wir Alles aufgeben müßten, woran irgend einmal der Spott ſich gewagt hat! Die erhabenſte Idee, die edelſte Geſinnung entgeht zu Zeiten dem Lächerlichen nicht.

29) Das Lachen über einen Gegenſtand geht den Menſchen am leichteſten und mit dem größten Vergnügen von Statten, wenn ſie ſich dabei ſagen dürfen, daß dieſer Gegenſtand für Andere ein ſehr ernſter, wichtiger, ja heiliger iſt. Es ſchmeichelt einem Jeden, er fühlt ſich in einer gewiſſen Superiorität, wenn er über Dinge leichthin zu ſcherzen vermag, die den Geiſt eines Anderen ganz und gar einnehmen und beherrſchen. Tagtäglich ereignet es ſich in vornehmer und geringer, in gebildeter und ungebildeter Geſellſchaft, wenn ein Mitglied derſelben durch ſeine beſondere Anhänglichkeit an eine gewiſſe Idee bekannt iſt, daß die Uebrigen ſich deſſen bedienen, um ſich über Jenen luſtig zu machen, ſey es, daß ſie ihm widerſprechen, ſey es, daß ſie zum Schein auf ſeine Vorſtellungen eingehen, immer aber ſo, daß ſie ihm die ſtärkſte Aeußerung deſſen, wovon er eingenommen iſt, zu entlocken trachten. Es verträgt ſich dieſer Brauch ſehr wohl mit dem, was man im gewöhnlichen Sinne Höflichkeit und Lebensart nennt; denn nur die Liebe iſt die wahre Friedensſtiftung unter den Menſchen, die vielbelobte Urbanität iſt höchſtens ein gemildertes Kriegs- und Waffenſtillſtands-Recht. — Jedes poſitive Syſtem über das geiſtige und moraliſche Weſen des Menſchen hat die Geißel des Spottes und die Streiche der Komiker auszuhalten gehabt, manches gleich bei ſeinem erſten Auftreten, manches erſt viel ſpäter; ſo iſt es geweſen von Ariſtophanes Wolken bis auf den Fauſt, und ſo wird es ferner ſeyn. Wenn wir dieſe ſatiriſchen Darſtellungen leſen, ſo ſtimmen ſie uns zum herzlichen Lachen, oder zu launigem Spott, oder auch zu einer peinlichen Bitterkeit des Gefühls, je nachdem der ſatiriſche Dichter mehr lebendigen Witz, oder mehr treffende Schärfe, oder mehr ernſte und gewichtige Tiefe beſeſſen, je nachdem er mehr die lächerliche Eitelkeit und Nichtigkeit des einzelnen Syſtems, oder mehr die Nichtigkeit des vermeſſenen Menſchengeiſtes in ihrer ganzen erſchreckenden Tiefe dargeſtellt hat.

30) Wenn es ſich um die Wahrheit oder Unwahrheit einer moraliſchen Lehre handelt, ſo prüfe man dieſelbe nach ihrem Inhalte, nicht nach ihren Wirkungen; auf letztere allein läßt ſich überhaupt weder ein vollſtändiges, noch ein richtiges Urtheil gründen. Denn halten wir uns an den Inhalt der Lehre, ſo beſitzen wir in der Offenbarung und in der Vernunfterkenntniß die Prinzipien und Normen für die Prüfung; die Wirkungen einer Lehre ſtellen ſich aber keinesweges ſo klar und ſichtbar heraus, ſie verbreiten und verlieren ſich viel zu ſehr in der unbegränzten Menge des Geſchehenden, ſie verwickeln ſich viel zu ſehr, als daß man ſie mit einiger Richtigkeit und Sicherheit abſchätzen könnte; folglich dürfen ſie nicht als Baſis, am wenigſten als einzige Baſis für ein Urtheil gelten. Es kommt dazu, daß ja keinesweges alle Wirkungen, die ſich aus einer Lehre ergeben, wirklich aus ihr ſelbſt herzuleiten ſind; an den meiſten haben äußere, der Lehre ganz fremde Umſtände einen bedeutenden Antheil, ſo daß man bei einem Urtheil a posteriori immer Gefahr läuft, manches in die Unterſuchung hineinzumengen, was gar nicht hinein gehört.

Mannigfaltiges.

— **Bulwer's „Belagerung von Granada".** Wir haben zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, daß das in Stuttgart angekündigte, angeblich von Bulwer verfaßte Werk, „die Zeitgenoſſen", wahrſcheinlich nicht aus dem Engliſchen überſetzt ſey, ſondern von einem Deutſchen Schriftſteller herrühre. Stuttgarter Blätter haben dies ſeitdem, eben ſo wie die bisher erſchienenen Lieferungen der „Zeitgenoſſen" ſelbſt, vollkommen beſtätigt. Denn wenn es dem unſtreitig ſehr geſchickten Nachahmer auch gelungen iſt, die pikante, vornehm-gelehrte und radikal-ariſtokratiſche Weiſe ſeines Engliſchen Muſters täuſchend zu kopiren, ſo hat er doch den eigenen Deutſchen Urſprung nicht künſtlich genug zu verbergen gewußt. Ja er hat, wie z. B. in ſeinem „Deutſchen Emil", eine Kenntniß unſerer Erziehungs- und Schulzuſtände verrathen, wie ſie ein Engländer gar nicht beſitzt, und wie er ſie, ſelbſt wenn er ſich, wie hier vorgegeben wird, von einem Deutſchen Reiſenden darüber hat belehren laſſen, ſchwerlich in Schilderungen, die zunächſt für die Engliſche Lesewelt beſtimmt ſind, verarbeiten wird. Zufällig oder vielleicht abſichtlich ſind übrigens dieſe „Zeitgenoſſen" kurz vor einem echten Bulwerſchen Werke ausgegeben worden, das eben gleichzeitig in London und in Berlin angekündigt wird. „Die Belagerung von Granada" heißt Bulwer's neueſtes Produkt, das zu intereſſanten Vergleichungen mit der vor einigen Jahren erſchienenen „Alhambra" Waſhington Irving's Anlaß geben dürfte. Der jetzige Spaniſche Succeſſionskrieg, der beſonders, weil es ſich dabei auch um das ſtreitige Thronrecht einer jungen Witwe und einer Königin-Waiſe handelt, die Aufmerkſamkeit der ſchönen unkriegeriſchen Welt auf ſich gezogen, hat namentlich viele gleichzeitig in England erſchienene pittoreske Darſtellungen und Kupferwerke von Spanien veranlaßt. Zu einem ſolchen Kupferwerke iſt denn auch Bulwer's „Belagerung von Granada", der Kampf des Chriſtenthums mit dem Muhammedanismus um die Herrſchaft in Spanien, der obligate Text. Die ſchönen Stahlſtiche ſind daher allerdings die Hauptſache, doch läßt es auch die Bulwerſche Erzählung, nach den uns vorliegenden Aushängebogen der Ueberſetzung, an wahrhaft dramatiſchem Intereſſe nicht fehlen. Die letztere iſt, eben ſo wie das ſie begleitende Kupferwerk, von der Asherſchen Buchhandlung in Berlin angekündigt worden, welche ſich durch einen Vertrag mit dem Engliſchen Verleger das Recht erworben hat, die Deutſche Ausgabe ganz gleichzeitig mit der Engliſchen erſcheinen zu laſſen, ſo daß ſie dadurch einen bedeutenden Vorſprung vor jeder anderen Ueberſetzung hat. Dies iſt aber auch die einzig mögliche Konzeſſion, die Bulwer einem Deutſchen Buchhändler überläßt, und wenn der „Verlag der Klaſſiker" in Stuttgart behauptet, der berühmte Schriftſteller habe ſich gegen ihn anheiſchig gemacht, das Engliſche Original der „Zeitgenoſſen" erſt in mehreren Jahren zu publiziren, ſo iſt das natürlich etwas Chimäriſches.

— **Janin im Auslande.** Jules Janin, der in Frankreich ſo überaus glänzende Honorare bekömmt, wie wir aus den Pariſer Skizzen von hundert und ein verſchiedenen und lange nicht ſo gut honorirten Deutſchen Schriftſtellern wiſſen, Jules Janin ſcheint doch im Auslande einen noch größeren Ehrenſold zu erhalten, da er es z. B. nicht verſchmäht hat, für die bei Cotta erſcheinende und von A. Lewald herausgegebene Theater-Revüe eine Ueberſicht des Franzöſiſchen Theaters zu ſchreiben und das neueſte Blatt des Londoner Athenaeum eine von ihm ausdrücklich für daſſelbe gearbeitete „Geſchichte der Franzöſiſchen Literatur des 19ten Jahrhunderts" bringt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Janin, der weder Deutſch noch Engliſch weiß, beiderlei Aufſätze Franzöſiſch geſchrieben, und daß die Herausgeber der Revüe und des Athenäums die Ueberſetzungen veranſtalten ließen; auch verſteht ſich von ſelbſt, daß in dieſen Geſchichten des Theaters und der Literatur Niemand wirklich eine Geſchichte des Theaters und der Literatur ſuchen darf, da er nichts weiter als Janin's witzige, perſönliche und durchaus nicht die Sache berührende Darſtellung voll „verve" und „saillies" finden würde; aber es bleibt doch immer intereſſant, wahrzunehmen, wie ſich die Europäiſchen Literaturen ſtets mehr verſchwägern. Herüber und hinüber findet ein fortwährender geiſtiger Austauſch ſtatt, und die alte Chineſiſche Mauer von Vorurtheilen und National-Egoismus iſt in England und Frankreich nunmehr bald eben ſo niedergeriſſen, wie ſie es ſchon längſt in unſerem Deutſchen Vaterlande war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 54. Berlin, Freitag den 5. Mai 1837.

Afrika.

Scenen aus dem Lager Abd el Kader's.

Von dem Franzöſiſchen Marine-Lieutenant Defrance.*)

Den 28. Oktober bekam Abd el Kader aus Marokko einen Brief, der ihm den Tod des Königs von Frankreich meldete; ich glaube, der Kaiſer von Marokko meinte Karl X., während Abd el Kader überzeugt war oder ſeyn wollte, daß von Ludwig Philipp die Rede ſey. Auf der Stelle verbreitete er in ſeinem Lager das Gerücht, daß man den König der Franzoſen ermordet hätte, daß der Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen wäre, und daß die in Algier liegenden Truppen zurückgerufen werden ſollten.

Dieſe Nachrichten erregten laute Freude und allgemeine Begeiſterung; die Araber trafen alle Anordnungen, um den Abzug der Franzöſiſchen Armee glänzend zu feiern, und drei Tage lang ſah man zu Maskara und in dem Lager nichts als Feſte und Vergnügungen. Jeden Morgen gaben die Kanonen der Stadt der ganzen Umgegend das Signal zu den Ergötzlichkeiten, welche dieſen Tag ſtattfinden und deren Glanz durch die Gegenwart des Sultans noch erhöht werden ſollte. Mann und Weib, Alt und Jung ſtrömte von allen Seiten ins Lager, um dem kleinen Manöver-Krieg beizuwohnen, welchen die Truppen drei Tage hinter einander zum Beſten gaben. So oft die Reiter ſich in Bewegung ſetzten, um dieſe Manöver auszuführen, holte mich der erſte Schreiber des Sultans ab und führte mich außerhalb des Lagers, wo wir drei bis vier Stunden hindurch die Wettrennen und die Scheingefechte der Araber mit anſahen.

Abd el Kader theilte ſeine Kavallerie in zwei abgeſonderte Haufen, von denen das erſte Corps die Franzoſen vorſtellte, mit Weſten und Hoſen, aber ohne Haick's und Bernu's; in deſſen Reihen trat auch Abd el Kader ſelbſt. Das zweite Corps dagegen war die Partei der Araber und hatte Weſten, Hoſen, Haick's und Bernu's. Die beiden Abtheilungen ſtellten ſich in ziemlich großen Entfernungen von einander auf. Abd el Kader ließ zehn Reiter von der Franzöſiſchen Partei zum Scharmuziren ausgehen; die Araber ſchickten eben ſo viel von ihrer Seite.

Die Escarmoucheurs beider Lager ritten zuerſt Schritt vor Schritt, dann aber, je mehr ſie ſich einander näherten, beſchleunigten ſie den Gang ihrer Pferde, bis ſie in einer Nähe von 25 Schritt ihr Kriegsgeſchrei: Ah, ah, ah! ausſtießen und ihre Haick's und Bernu's ſchüttelten; dann zielten ſie auf ihre Gegner, feuerten ihre Gewehre ab, entblößten ihre Säbel und fochten zum Schein damit. Hierauf wurden von beiden Seiten zehn friſche Reiter abgeſchickt, welche ſich ins Handgemenge warfen und den vorigen Kampf wiederholten, während die zwei erſten Häuflein jedes zu ſeiner Partei zurückſprengte. Zuweilen kämpften alle vierzig Reiter zuſammen, bis die Schwächeren, von neuer Hülfe abgelöſt, ſich im Galopp mit lautem Geſchrei zurückzogen, wobei ſie die Säbel ſchwangen und ihre Gewehre abfeuerten. Manchmal entfernten ſich auch einige Reiter ganz vom Schlachtfelde, ritten weit in die Ebene vor, als ob ſie den Feind verfolgten, und wenn ſie genug galoppirt hatten, kehrten beide Parteien in ihre Reihen zurück. Zu gewiſſen Zeiten bemerkte man auf einmal in beiden Lagern die größte Verwirrung: das war ein allgemeines, dichtes Handgemenge; die Bernu's flatterten, die Säbel blitzten, eine Pulverwolke bedeckte die Kämpfenden, deren wüthendes Schlachtgeſchrei ſich fortwährend vernehmen ließ. Plötzlich ſchlagen die Trommeln auf beiden Seiten den Rückzug: die Anführer ſtellen die Ordnung wieder her, die Reiter ſchenken ihren Pferden einige Minuten Ruhe, und dann fangen die Angriffe, die Galoppaden, die Gefechte und die Evolutionen wieder von vorn an.

Dieſe Manöver endigten natürlich jedesmal mit der Niederlage der Franzoſen. Sobald Abd el Kader es für Zeit hielt, die Uebungen zu ſchließen, ſtürzte er ſich mitten ins Handgemenge hinein; da faßten zwei Araber den Zaum ſeines Pferdes und führten ihn, den gefangenen Sultan, mit Begeiſterung und Siegesgeſchrei in ſein Zelt zurück. Dann ſchwenkte Abd el Kader ſein Pferd, nahm die Stellung eines Siegers, und indem er einen ſtolzen Blick auf die Barbaren warf, welche von ſeinem ritterlichen Anſehen und ſeiner kriegeriſchen Haltung ganz entzückt waren, ließ er ſein Pferd ſich bäumen und auf die Hinterfüße ſtellen.

So oft Abd el Kader vor mir vorbeiritt, hatte er die kleine Eitelkeit, ſein Pferd einige Schwenkungen und Paraden machen zu laſſen; es war allerdings ein prächtiges Thier, das laut wiehernd den Boden mit ſeinen Hufen durchwühlte und ſich mit Stolz und Anmuth unter der geſchickten Hand ſeines Herrn bewegte, deſſen ſelbſtgefälliges Lächeln mich zu fragen ſchien: „Nicht wahr, ich bin ein hübſcher Reiter?“ Darauf mußte ich bei mir ſelber antworten: „Du wäreſt vielleicht nicht ſo zierlich, mein lieber Herr Emir, wenn Du auf einem Engliſchen Sattel ſäßeſt.“

Das letzte Mal miſchte ſich die Infanterie unter die Kavallerie; da aber das Fußvolk mitten unter den Pferden nicht recht an ſeinem Platze war, ſo lief daſſelbe ſchnell, in zwei Haufen getheilt, ſich hinter ein Gebüſch zu verſtecken, nachdem es noch eine Menge Flintenſchüſſe abgefeuert hatte. Kaum aber war Abd el Kader Kriegsgefangener geworden, ſo holten ſie die Reiterei wieder ein und kehrten unter Triumphgeſchrei ins Lager zurück.

Eben hatten die Manöver geendigt, und gedankenvoll ſuchte ich mein Zelt wieder auf. Ich war weit entfernt, den Nachrichten, welche Abd el Kader im Lager und unter den Stämmen verbreitet hatte, Glauben zu ſchenken; ich dachte an das Schauſpiel, welchem ich ſeit drei Tagen beigewohnt hatte, als mich die Stimme Ben-Faka's aus meiner Träumerei erweckte.

„Es iſt ein Gefecht bei Tlemecen geliefert worden“, ſprach er; „die Anhänger des Propheten haben die Franzoſen in die Flucht geſchlagen und viel Gefangene gemacht, welche jeden Augenblick vor den Sultan geführt werden ſollen. Du wirſt Dich alſo in einer zahlreicheren Geſellſchaft befinden.“ — „So lange ich hier bin“, antwortete ich, „habe ich Gelegenheit genug gehabt, alle eure Liſt und Lügen kennen zu lernen. Du erzählſt mir, die Franzoſen ſeyen geſchlagen worden, und die Araber hätten Tlemecen erobert. Erinnerſt Du Dich noch, Ben-Faka, als wir in Tekedemta lagen, wie Du mir eines Morgens für ganz ſicher erzählteſt, daß Achmed, der Bey von Konſtantine, Bona eingenommen hätte? Damals hat die Kanone auf der Redoute von Tekedemta mit ihrer ſchwachen, heiſeren Stimme einen ganzen Tag lang den glänzenden Sieg beſungen, welchen ein Verbündeter Deines Sultans davongetragen haben ſollte. Nun ſprich, wer kommandirt in Bona, der Bey von Konſtantine oder ein Franzöſiſcher General? Du wirſt ſagen, daß man Dich getäuſcht habe; das iſt freilich die beſte Antwort, die Du geben kannſt. Geſtern biſt Du getäuſcht worden, da man Dir erzählte, daß der Sultan der Franzoſen ermordet worden wäre; heute läßt Du Dich wieder täuſchen, wenn man Dir ſchreibt, daß Tlemecen in die Gewalt der Araber gefallen iſt.“

„Du wirſt bald ſehen, Chriſtenhund, wer von uns Beiden Recht hat; die Gefangenen müſſen gleich kommen.“

Ich ging wieder zu meinem Gefährten Meurice; es war noch nicht beſſer mit ihm, vielmehr verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand von Tage zu Tage. Ich ſuchte ſeine wunden Glieder zu erwärmen, indem ich ſie fortwährend rieb und ſeine gefrornen Füße umfaßt hielt. Um die Heftigkeit ſeiner Kopfſchmerzen zu lindern und das gereizte Blut, welches ihm nach dem Kopf geſtiegen war, zu ſtillen, benetzte ich meine Hände mit Waſſer und legte ſie ſo auf ſeine brennende Stirn. Noch war ich ganz in dieſe Beſchäftigungen vertieft, als Ben-Faka mit triumphirender Miene ins Zelt trat. „Komm“, ſagte er, „die Araber haben dem Sultan die chriſtlichen Gefangenen von Tlemecen geſchickt.“ Ohne ihm zu antworten, eilte ich aus dem Zelte und ſah zwei unglückliche Soldaten vor mir, faſt nackt, ohne Schuhe, in einem unbeſchreiblichen Elend; die Chaou's trieben ſie mit Stockſchlägen vor ſich her, wie ein Fleiſcher ſeine müden Ochſen ins Schlachthaus.

Während man Abd el Kader von ihrer Ankunft benachrichtigte, wollte ich mich ihnen nähern und ſie fragen, ward aber von den Chaou's ſchnell bei Seite geſtoßen und bemerkte noch im Weggehen, wie die Zwei in das Zelt des Sultans traten. Gerade als ich Meurice Alles erzählte, wurden die beiden Gefangenen von Ben-Faka in unſer Zelt geführt; er gab Jedem von ihnen einen Haick. Ich machte ihnen ein Zeichen, ſich uns zu nähern, und richtete einige Fragen an ſie: „Woher kommt Ihr?“ — „Von Tlemecen.“ — „Wie heißt Ihr und zu welchem Regiment gehört Ihr?“ — „Ich heiße Bourgeois“, antwortete mir der Erſte, „und bin ein ehemaliger Soldat vom 11ten Regiment; mein Kamerad heißt Fleury und gehörte zum 66ſten Regiment. Wir waren Beide in dem Bataillon von Tlemecen.“ — „Es hat alſo eine Schlacht gegeben?“ — „Keinesweges, Herr Lieutenant (ich hatte ihnen ſchon geſagt, wer wir wären), die Sache verhält ſich ſo: Die Beduinen ſchloſſen ſchon ſeit langer Zeit die Stadt ein; man ſagt, der Appetit kommt über dem Eſſen; mag ſeyn, aber wenn man

*) Aus den Berichten der politiſchen Blätter werden ſich die Leſer erinnern, daß von den beiden in die Gefangenſchaft Abd el Kader's gerathenen Offizieren Defrance und Meurice der Erſtere nach langen Leiden ranzionirt wurde und nach Frankreich zurückkehrte, wo er ſo eben unter dem Titel: Les prisonniers d'Abd-el-Kader, eine Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft herausgegeben hat.

Digitized by Google

nichts im Magen hat, kommt er noch ſchneller. Eines Morgens, da ich und Fleury den Mund etwas trockener als gewöhnlich hatten, ſagte ich zu ihm: „Wir müſſen 'mal 'raus, wir wollen fouragiren wie die Beduinen.“ Um die Stadt herum ſtanden viele Fruchtbäume; von dieſen hatten wir eine gute Handvoll gepflückt und wollten eben zurückkehren, als wir uns auf einmal von den Beduinen eingeſchloſſen ſehen. Sie greifen uns auf wie Lerchen, und nicht zufrieden, uns gefangen zu nehmen, haben uns dieſe Räuber auf dem ganzen Wege in einem fort Schläge gegeben. Man ſagt, Abd el Kader ſelbſt will es, daß ſeine Leute recht viel Gefangene machen und Keinem den Kopf abſchneiden; darum haben wir wohl jetzt noch einen ganzen Kopf auf den Schultern. Dafür aber ſind wir aber ſchrecklich traktirt worden. Nun wollen wir doch hoffen, da wir jetzt in Abd el Kader's Palais-royal ſind, daß man uns nicht mehr ſo zurichten wird. Wenn Sie aber dem Gouverneur ſchreiben, Herr Lieutenant, ſo vergeſſen Sie nicht, ihm wenigſtens zwei Worte von Fleury und Bourgeois zu ſagen, denn wahrhaftig, dieſe neue Garniſon will uns nur wenig behagen.“

Ich verſicherte die beiden Unglücklichen meiner Theilnahme und Freundſchaft, und noch an demſelben Abend, nachdem ich mit Abd el Kader darüber geſprochen, ſchrieb ich an den General Rapatel und bat ihn, er möchte doch ſechs Arabiſche Gefangene zur Auswechſelung dieſer zwei ſchicken. — Meine neuen Unglücksgefährten vergaßen bald ihr eigenes Elend, um mit mir die Pflege des kranken Meurice zu theilen; ſie rieben alle ſeine kalten Glieder an den übrigen, machten Umſchläge aus ihren Lumpen, die ſie mit Waſſer benetzten und auf die heiße Stirn des Patienten legten, was mehr half als alles Andere.

Den anderen Morgen fing Ben-Fakа wieder an in einem eben ſo triumphirenden, geringſchätzigen Tone, wie den Tag vorher, da er mir von der Ankunft der Gefangenen aus Tlemcen erzählte: „Komm her, Chriſt, ſieh mal hinüber nach der Stadt zu.“ — „Nun, was giebt's?“ — „Hörſt Du kein Geſchrei, ſiehſt Du keine Reiter?“ — „Nun, was noch?“ — „Was noch! Weiter nichts, als daß man einen Gefangenen vor den Sultan führt. Sag', hab' ich Dich noch dieſen Morgen getäuſcht? Da haſt Du ihn.“

Es war ein gefangener Franzoſe von ungefähr 30 Jahren, der vor uns vorübergeführt ward. Ein langer ſchmutziger Rothbart fiel ihm auf die nackte Bruſt herab, ein zerfetztes Hemd bedeckte ſeine Schultern, und ſein übriges Koſtüm beſtand aus einem Paar zerriſſener Soldatenhoſen und einem durchlöcherten grauen Hut; ſtromweiſe floß ihm das Blut aus den Wunden an Bein und Füßen und ließ eine rauchende Spur auf dem Wege zurück. Ein ganzer Schwarm von Kindern verfolgte den Gefangenen ſchon von den Vorſtädten Mascara's an; ſchreiend liefen ſie hinter ihm her und ließen ihm keine Ruhe, indem ſie ihn bald ſchlugen, bald mit Steinen warfen. Auch an ſeinem Kopfe hatte er mehrere Löcher, aus denen ſchwarzes, dickes Blut herabfloß. Als der Unglückliche vor uns vorbeiging, wollte ich mich ihm nähern, denn Meurice, der ſich vor das Zelt hatte hinaus tragen laſſen, erkannte in ihm einen gewiſſen Lanternier. Doch vergebens! die Chaou's erhoben ihre Stöcke und führten unter dem Beifallsgeſchrei der Menge den Gefangenen von uns weg zu Abd el Kader. Dieſer ward von Mitleid ergriffen, als er den verſtümmelten Gefangenen vor ſich ſah, deſſen Blut, aus ſeinen zahlreichen Wunden fließend, ihm das Zelt überſchwemmte. Er ließ ihm von Ben-Faka einen Haick und ein Paar Schuhe geben. Dann befahl er, ihn in unſer Zelt zu führen, da er ihn von Droma hatte kommen laſſen, um ihn mit uns zurückzuſchicken. Da ſchrie der Chaous, der ihn eskortirt hatte: „Dieſen Hund ſchicke ins Gefängniß, denn er hat ſich geweigert, zu marſchiren und Deinen Befehlen zu gehorchen.“ — „Wie! Du haſt Abd el Kader's Willen verachtet?“ — „Nein, ich habe Deinen Befehl keinesweges verachtet. Ich habe gar viel gelitten und ließ mir Alles gefallen; aber als die Chaou's mich von Droma wegſchleppen wollten, wo meine Frau und meine Tochter gefangen ſind, obgleich ich von ihnen immer getrennt und mein Gefängniß von dem übrigen entfernt war, da gerieth ich in die höchſte Verzweiflung; ich wollte nicht einen Schritt von dem Orte weg, wo man meine Frau und meine arme Tochter gefangen hält. Ich warf mich auf den Boden nieder; ſie ſchlugen mich. Ich bat die Chaous flehentlich, mich bei meinem armen Weib zu laſſen, ſie ſchlugen mich noch mehr. Da ſtand ich auf und gehorchte, wie Du ſiehſt, ich bin in Deinem Lager. Nun ſoll ich noch hier ins Gefängniß! haben ſie mich nicht ſchon grauſam genug gezüchtigt? — O habe Gnade mit mir, Abd el Kader, laß mich in Deinem Lager bleiben! Sieh, wie meine Füße von Felſen und Geſträuch zerriſſen ſind. Die Chaou's haben ihre Stöcke auf meinen Schultern zerbrochen, und die Kinder der Vorſtädte von Mascara haben meinen Kopf mit Steinen zerſchlagen. Nach ſo vielen Martern noch ins Gefängniß! und meine Frau! und meine Tochter! o ſey gnädig, ſey großmüthig, Abd el Kader. Es muß doch Alles einmal ein Ende haben. Sieh, kaum kann ich meine Füße mehr heben, ich komme um vor Hunger und Durſt; es iſt auch nicht eine einzige Stelle an meinem Körper, die nicht mit Blut bedeckt iſt. Schicke mich nicht ins Gefängniß, Abd el Kader, ſchone meiner: ich habe ſchon ſo Schreckliches gelitten!“

Abd el Kader blieb unerbittlich. „Bringe den Chriſten nach Mascara ins Gefängniß“, ſprach er zu dem Chaous, „aber man ſoll ihn ja von den gefangenen Arabern trennen, die könnten ihn ſonſt ſchlagen.“

„Ins Gefängniß!“ ſchrie der Unglückliche. . . . Er konnte ſeine Rede nicht vollenden, ein heftiger Schlag unterdrückte ſeine Klage. Wir ſahen ihn wieder vor unſerem Zelte vorbeigehen, wurden aber wieder gehindert, ihm ein Wort des Troſtes zuzurufen und ſeine Hand zu drücken. . . . Nur, als er uns am nächſten war, wandte er ſich um und ſah uns an; Thränen ſtürzten ihm aus den Augen: eine furchtbare Angſt und Verzweiflung blickte aus ſeinen Mienen. Gewiß las er in unſeren Augen unſer Mitleid, unſere Theilnahme, unſeren Schmerz. Kaum war er etwas langſamer gegangen, da ſchlugen die Chaous auf ihn los, und hinter ihm her ſchrieen und ſpotteten die Kinder und warfen mit Steinen. Auf einmal ließ der Unglückliche ſeinen Kopf ſinken, er hatte von einem Stein eine neue Wunde bekommen, das Blut ſtrömte hervor, er taumelte. Doch ſeine Henker trieben ihn unerbittlich weiter.

Mit unſerem Meurice ward es immer ſchlimmer: wir konnten ihn trotz aller Anſtrengungen nicht erwärmen. Mit der größten Schwierigkeit hatten wir uns etwas Gerſtentrank zu verſchaffen gewußt, denn trotz der Befehle Abd el Kader's wollte man uns nicht geſtatten, uns dem Küchenfeuer zu nähern. Das Getränk war ohne Zucker; der Kranke nahm es nur mit Widerſtreben. Auch wünſchte er in Mascara ein Dampfbad zu nehmen, das würde ihn vielleicht herſtellen. Ich ließ den Sultan durch Ben-Faka um Erlaubniß bitten, ihn zu beſuchen. Ben-Faka, der übrigens ein ganz ehrlicher Kerl war, vollzog meinen Auftrag und meldete mir, daß der Sultan bereit wäre, mich zu ſehen. Abd el Kader lächelte, als ich kam, gab mir ein Zeichen, mich niederzulaſſen, und fragte mich, wie ich mich befände. „Ich befinde mich nicht übel, aber der arme Meurice iſt ſo krank; wir können ihm nicht die Glieder erwärmen. Er meint, ein Bad würde ihm ſehr wohl thun. Willſt Du die Gnade haben, ihm zu erlauben, daß er nach Mascara gehe?“ — „Er ſoll morgen gehen.“ — „Laß mich ihn begleiten.“ — „Du ſollſt ihn begleiten.“ — „Du biſt ſehr gnädig, ſehr großmüthig; Du biſt ein großer Sultan. Ich danke Dir für Meurice und für mich. Darf ich noch eine Bitte wagen?“ — „Sprich.“ — „Wir bereiten einen Gerſtentrank für Meurice, ohne Zucker ſchmeckt er dem Kranken nicht. Möchteſt Du wohl auch die Gnade haben, mir ein Stück Zucker zu bewilligen?“ — „Ja.“

Abd el Kader gab ein Zeichen, und Ben-Faka überreichte mir ein halbes Pfund weißen Zucker. Ich dankte dem Sultan, lief ſchnell voller Freude zu meinem armen Kranken und brachte ihm die Nachricht, daß er morgen in Mascara ein Bad nehmen könne.

E n g l a n d.

Niederländiſche Genrebilder und Seeſtücke.

(Schluß.)

Während er noch ſo ſprach, war er ſchon die Treppen hinunter, zum Hauſe hinaus, mit einem mächtigen Satz über den Graben; ohne Rock, im bloßen Kopf, rannte er quer über Feld nach des Doktors einſamer Wohnung zu. Die Nachbarn ſahen ihn vorüberfliegen, ſchnell wie der Wind; ſie wunderten ſich und ſchüttelten die Köpfe. Mynheer Poots war kaum auf dem halben Wege nach Hauſe: er hatte ſich beim Fallen von der Treppe das Schienbein geſchunden und lahmte ein wenig. Der kleine Mann war nicht ohne Furcht, daß Philipp ſeinen Diebſtahl entdeckt haben möchte, und ſah ſich fleißig um. Es dauerte nicht lange, ſo erblickte er zu ſeinem Schrecken den jungen Mann hinter ſich, in der Ferne zwar, aber im vollen Lauf aus Leibeskräften ihm nachſetzend. Dem Kleinen vergingen vor Angſt ſchier die Sinne; er wußte ſich nicht zu helfen in ſeinen Diebesnöthen. Der erſte Gedanke war, ſtehen zu bleiben, bis Philipp ihn erreichen würde, und das Geſtohlene herauszugeben; aber im nächſten Augenblick trieb die Furcht vor Philipp's gewaltſamem Zorn ihn weiter, und er lief, ſo ſchnell er nur konnte, in der Hoffnung, ſein Haus noch bei Zeiten zu erreichen und ſich darin zu verrammeln. Wäre er erſt in der Feſtung, ſo dachte er, dann würde er das geraubte Gut, wo nicht behaupten, doch mindeſtens auf beſſere Bedingungen kapituliren können. Er mußte aber gewaltig eilen, wenn ihm das gelingen ſollte. Es ſchurrte auch wirklich das Männchen auf ſeinen kleinen dünnen Beinchen mit wunderſamer Geſchwindigkeit einher; Philipp aber, der es an des Doktors Eile für ausgemacht erkannte, daß er den Dieb vor ſich habe, verdoppelte nun ſeine Anſtrengungen und war mit jeder Sekunde näher hinter dem Gejagten her. Hundert Ellen vor ſich ſah Mynheer Poots ſeine Hausthür, aber dicht hinter ihm, näher und näher, ſchallten die Tritte des Verfolgers, er hörte ſeinen ſchnaubenden Athem, er fing an zu kreiſchen, wie der Haſe, wenn ihn der Jagdhund packt. Schon ſtreckte Philipp die Hand nach dem Flüchtling aus, da fiel der Kleine zu Boden, und der Verfolger ſtürzte in ſo gewaltiger Haſt über ihn her, daß er über die Füße des Kleinen ſtolperte, das Gleichgewicht verlor und ſich im nächſten Augenblick am Boden im Sande wälzte. Es war, wie wenn der Hund über den Haſen wegläuft. Der Doktor hatte ſich ſchnell aufgerafft, und ehe Philipp das Gleiche thun und ihn wieder einholen konnte, war Jener in ſeine Thür geſchlüpft und hatte ſie von innen verriegelt. Der junge Mann war entſchloſſen, ſeinen geſtohlenen Schatz wiederzuerobern, es koſte, was es wolle. Er ſpähte rings umher, ob ſich nicht ein Mittel fände, mit Gewalt in das Haus einzudringen. Daſſelbe war, da es einſam auf dem Felde lag, von allen Seiten aufs Aeußerſte gegen Diebe verwahrt; die unteren Fenſter waren ſtark vergittert, der Oberſtock viel zu hoch, als daß ſich hätte hinanklettern laſſen.

Mynheer Poots ſtand zwar weit und breit in gutem Rufe als ein geſchickter Arzt, aber zugleich im ſchlechteſten als ein hartherziger, fühlloſer, ausgetrockneter Geizhals. Nie kam Jemand über ſeine Schwelle; es fühlte auch Niemand Luſt dazu. So einſam ſein Haus auf dem Felde ſtand, ſo getrennt lebte er auch von aller menſchlichen Geſellſchaft. Außer dem Hauſe ſah man ihn nirgend als in Krankenſtuben und am Leichenbett. Niemand wußte, worin ſein Vermögen beſtehe, wie ſein Haus inwendig beſchaffen ſey, wie er lebe. Anfänglich, als er ſich in der Gegend niederließ, hatte er ein altes, abgelebtes Mütterchen im Hauſe gehabt, die zuweilen herauskam, wenn Jemand ans Thor klopfte und nach dem Doktor verlangte. Der Alte war längſt begraben, und ſeit der Zeit kam der Doktor, wenn er zu Hauſe war, immer ſelbſt herunter, um zu öffnen; war er aber nicht zu Hauſe, ſo hätte man eher die Todten aus dem Schlafe pochen können, als eine Antwort von drinnen vernehmen. Daraus ſchloſſen denn die Leute, Mynheer Poots müſſe wohl ganz allein in dem Hauſe wohnen; der alte Filz, hieß es,

Digitized by Google

wollte keinen Diener bezahlen. Alſo glaubte auch Philipp, mit dem Doktor allein ſchon fertig werden zu können; er ſammelte ſeinen Athem und ſann hin und her über einen doppelten Plan, das Kleinod heraus-zubekommen und den unverſchämten Dieb aufs ſchärfſte zu züchtigen.

Die Hausthür war ſo feſt, daß Philipp keine Möglichkeit vor ſich ſah, ſie zu ſprengen. Die Nothwendigkeit, ſich in Geduld zu faſſen, brachte es bald dahin, daß auch ſein Zorn ein wenig verrauchte, und er wollte gern zufrieden ſeyn, wenn er von dem Doktor das Kleinod in der Güte zurückbekäme, ohne Mißhandlung und Gewalt. Alſo rief er mit lauter Stimme: „Mynheer Poots, ich weiß, Ihr hört mich. Gebt Ihr mir zurück, was Ihr genommen habt, ſo will ich Euch kein Leides thun; gebt Ihr mir's nicht, ſo habt Ihr Euch ſelbſt das Aergſte zuzuſchreiben: mit Eurem Leben müßt Ihr mir's bezahlen, eher weich' ich nicht." — Mynheer Poots vernahm jedes Wort, aber der Geizhals hatte ſich längſt von ſeinem Schrecken erholt, und ſo wie er ſich hinter feſten Mauern und Thüren in Sicherheit fühlte, konnte er's nicht übers Herz bringen, ſich von dem koſtbaren Gute zu trennen. Er beſchloß alſo, gar nicht zu antworten, die Geduld des Belagerers zu ermüden, und hoffte, ſich am Ende leichten Kaufes, etwa durch das Opfer einiger Gulden, die Philipp ſo nöthig brauchte, des Kleinodes ſammt dem künftigen hohen Erlös zu verſichern.

Als der junge Bauderdecken ſah, daß Jener ihn ins Leere ſprechen ließ, fing er laut und heftig an zu ſchelten und ſchritt zu den entſchei-dendſten Maßregeln. Nicht weit vom Hauſe war trockenes Heu und Stroh in Haufen aufgeſchüttet, und ſeitwärts an der Mauer war eine Schicht Brennholz aufgefahren. Mehr brauchte es nicht, um das Haus anzuzünden; bekäme er das Geraubte nicht wieder, ſo ſollte doch der Räuber in den Flammen umkommen. Auf ſeinen Armen brachte er das Heu und Stroh vor die Hausthüre geſchleppt, und oben darauf legte er Reiſig und Holzſcheite, bis die Thür ganz davon zugedeckt war. Er griff zu Stein, Stahl und Schwamm, drei Dinge, ohne welche ein Holländer nie ausgeht, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand die ganze Schicht in hellen Flammen; das Feuer kniſterte, und der Rauch wir-belte über das Dach hinauf. Das ſchwere Holzthor fing an zu glim-men, zu knacken, und ſchon leckte die Flamme an den alten Bohlen; Philipp ſchrie vor Freuden auf, daß ſeine Rache ihm ſo wohl gelang. „Heda", ſchrie er, „Du ſpitzbübiſcher Leichenbeſtehler, Du jämmerlicher, knauſeriger Dieb! Du ſollſt mich kennen lernen. Bleibſt Du innen, ſo verbrennſt Du, kommſt Du heraus, ſo erwürg' ich Dich. Habt Ihr's gehört, Mynheer Poots?"

Auf Philipp's Ruf öffnete ſich ein Fenſter am äußerſten Ende des Oberſtockes. „Ah, jetzt kommt Ihr, Mynheer, jetzt wollt ihr ſchön bitten —"; mehr ſprach Philipp nicht, mit offenem Munde blieb er ſtehen, als ſähe er eine überirdiſche Erſcheinung. Denn anſtatt des häßlichen, kleinen, verſchrumpften Geizhalſes — wer ſah zum Fenſter hinaus? Ein Mädchen, ſo reizend und lieblich, wie je die Natur eins geformt; ein engelgleiches Geſchöpf, vielleicht ſechzehn oder ſiebzehn Jahr alt und gar nicht erſchrocken über die drohende Gefahr, ſondern ganz gelaſſen und muthig. Das lange ſchwarze Haar wand ſich ihr in Zöpfen und Flechten um das ſchöngeformte Haupt; ihre großen, tief-dunkeln Augen blickten voll Sanftmuth; das anmuthige Oval ihres Geſichtes, die Wange mit feinen Grübchen, der kleine Mund mit den ſchmalen, gewölbten, purpurrothen Lippen, die Naſe ſtolz und gerade, die Stirn glänzend weiß und hoch — Reizenderes konnte man nicht ſehen. Ein ſolches Geſicht haben je zuweilen die berühmteſten Maler, in den glücklichſten Momenten der Begeiſterung, auf die Leinwand ge-worfen, als das Antlitz einer ſchönen und frommen Heiligen. Und wie die Flamme zu ihren Füßen aufflackerte und der Rauch, vom Winde ſeitwärts getrieben, in dicken Säulen an ihrem Fenſter vorüberzog, konnte ſie wohl an das Bild einer Märtyrerin aus alten Zeiten ge-mahnen, ſo ruhig, ſo freundlich ſchaute ſie dahin. „Was wollt Ihr mit Eurem Stürmen, Ihr gewaltthätiger junger Mann? Was haben Euch die Bewohner dieſes Hauſes gethan, daß Ihr ſie umbringen wollt?" Sie ſprach's in würdigem, gebieteriſchem Tone; Philipp ſah ſie ſtarr an und fand keine Antwort. Der erſte Gedanke, der in ihm erwachte, war das Entſetzen darüber, wie leicht er dieſes liebliche Weſen in ſeiner Rache hätte verderben können; ſein zweiter die wachſende Gefahr. Er ergriff eines von den mächtigen Holzſcheiten, die er herbeigeſchleppt hatte, fuhr damit in das brennende Stroh und Reiſig und ſtöbete es mit Macht aus einander, daß der Wind die Funken und Flocken weit über das Feld trug; er ruhte nicht eher, als bis die Thür frei war. Noch ſchwählten und glimmten die dicken Eichenbohlen, doch hatte das Feuer ſie nur an der Oberfläche ergriffen und Philipp warf ſo lange mit Erd-ſchollen auf die entzündeten Stellen, bis Alles verkohlt war und nur ein ſchwacher unſchädlicher Dampf aus dem erhitzten Holze aufſtieg. Während Philipp mit ſolcher Anſtrengung am Löſchen des Feuers ar-beitete, hatte das Mädchen ihm von oben ſchweigend und mit Theil-nahme zugeſehen. „Nun iſt's gelöſcht, edle Jungfrau", rief er hinauf; „es iſt Alles ſicher. Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich ein ſo koſtbares Leben in Gefahr geſetzt habe. Aber ich dachte, mich nur an dem Mynheer Poots zu rächen." — „Was hat Euch denn Mynheer Poots gethan", fragte ſie mit großer Ruhe, „daß Ihr ihn ſo grauſam lebendig verbrennen wolltet?" — „Was er mir gethan hat? In mein Haus iſt er gekommen, eine Leiche hat er beraubt, eine unſchätzbare Reliquie hat er von meiner todten Mutter weggenommen." — „Eine Leiche beraubt, nein doch, das hat er gewiß nicht gethan. Junger Mann, Ihr thut ihm Unrecht" — „Ich ſag' Euch, edle Jungfrau, er hat's gethan; und ſeht Ihr, die Reliquie muß ich wiederhaben, durchaus wiederhaben. Um meiner Seele willen! Wenn Ihr wüßtet, wie viel mir daran gelegen iſt." — „Geduldet ein Weilchen, junger Herr", rief ſie herunter, „ich will bald wiederkommen."

Einige Minuten ſtand Philipp wartend voll Entzücken und Be-wunderung. Wie kam ein ſo holdes Geſchöpf zu Mynheer Poots ins Haus? Wer mochte ſie ſeyn? Während er dies in tiefem Sinnen über-legte, rief ihn von oben ſchon wieder die ſilberhelle Stimme der Schönen, von der er träumte; ſie lehnte zum Fenſter hinaus und hielt das er-ſehnte Kleinod am ſchwarzen Bande in der Hand. „Da habt Ihr, was Ihr verlangt, junger Herr", ſprach ſie in gütigem Tone; „es thut mir herzlich Leid, daß mein Vater Euch ſolch Unrecht und Verdruß an-gethan hat; nehmt es" — und bei dieſen Worten ließ ſie's vom Fenſter herab zu Boden fallen — „und nun könnt Ihr gehen." Aber Philipp ging nicht; er vergaß ſogar, die zu ſeinen Füßen liegende Re-liquie aufzuheben. „Euer Vater, Jungfrau, kann das denn Euer Vater ſeyn?" Sie gab keine Antwort und wollte das Fenſter ſchließen; aber Philipp rief von neuem hinauf: „Bleibt noch eine Weile, edle Jung-frau, noch einen einzigen Augenblick, daß ich Euch für meinen wilden und thörichten Streich um Verzeihung bitte. Bei dieſer heiligen Re-liquie ſchwör' ich Euch, — er hob ſie vom Boden auf und führte ſie an die Lippen, — hätt' ich gewußt, daß eine andere, unſchuldige Per-ſon in dem Hauſe wohnte, ich hätt' es nimmermehr gethan, und jetzt freut es mich über die Maßen, daß kein Unglück geſchehen iſt. Noch iſt aber nicht alle Gefahr zu Ende; Ihr müßt das Thor aufſperren, und die Bretter, die inwendig noch glühen, ſorgfältig löſchen, ſonſt kann es Euch doch das Haus anzünden. Fürchtet nicht, daß ich Eurem Vater ein Uebles thue, und hätte er ſich tauſendmal ärger an mir ver-ſündigt, um Euretwillen wäre jedes Haar an ſeinem Haupte vor mir ſicher. Sagt ihm das, er kennt mich, er weiß, wie ich Wort halte. Alſo, edle Jungfrau, laßt mich erſt den Schaden völlig wieder gut machen, dann will ich gehen." — „Nein, nein, trau' ihm nicht", ſo hörte Philipp des Doktor's Stimme kreiſchen, der oben in der Stube verſteckt lag. Die Tochter aber erwiederte: „Ja doch, Vater, wir wollen ihm trauen. Seine Hülfe thut uns auch Noth; ich bin ein ſchwaches Mädchen, Ihr ſeyd ein alter Mann, wie könnten wir die Arbeit ver-richten? — Machen wir das Thor auf und laſſen wir ihn löſchen, da-mit wir ruhig ſchlafen können." Und ſie wendete ſich zu Philipp her-unter mit den Worten: „Mein Vater wird aufſchließen, junger Herr, und ich danke Euch herzlich für dieſen freundlichen Dienſt; ich baue auf Euer Wort." — „Niemand kann mir nachſagen, Jungfrau", er-wiederte Philipp, „daß ich je mein Wort gebrochen hätte; aber laßt Euren Vater ſich eilen, denn ich ſehe, die Flamme bricht wieder aus."

Mynheer Poots öffnete die Thür unter Zittern und Angſt und lief eiligſt wieder die Treppen hinauf. Es zeigte ſich, wie recht Philipp mit ſeiner Warnung gehabt hatte. Manchen Eimer Waſſer mußte er herbeiſchleppen, bis die Gluth völlig gedämpft war. Der Vater und die Tochter blieben oben, ſie ließen ſich während der ganzen Löſcharbeit nicht blicken. Als Alles in Sicherheit war, ſchloß Philipp die Thür und ſah zum Abſchied noch einmal an die Fenſter hinauf. Eines wurde geöffnet, das ſchöne Mädchen ſah heraus, und Philipp meldete ihr mit höflichen und reſpektvollen Ausdrücken, daß alle Gefahr vorüber ſey. „Ich dank' Euch vieltauſendmal", ſprach ſie, „Euer Benehmen iſt zwar anfangs unbeſonnen geweſen, hernach aber ehrlich und verſtändig. Geht mit Gott!" — „Und Ihr, Jungfrau, ſagt Eurem Vater, daß ich ihm keinen Zorn mehr nachtrage, und daß ich in etlichen Tagen her-kommen will, ihm geben, was er zu fordern hat." Das Fenſter ſchloß ſich, und Philipp, aufgeregter, als da er am Morgen hergekommen, aber von Empfindungen ganz anderer Art, ſah noch eine Minute hin-auf und wendete den Schritt zu ſeiner Wohnung zurück.

Cap. Marryat.

Italien.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

31) Die Kunſt der menſchlichen Rede, die Art und Weiſe, wie man auf die Gedanken und auf die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer ein-wirken kann, iſt ein ſo bedeutſamer und wichtiger Gegenſtand, daß man nie davon handeln kann, ohne das Höchſte wie das Tiefſte in allen Angelegenheiten der Menſchheit zu berühren.

32) Unter einer Definition verſteht man gewöhnlich die genaue Angabe der einen und ſich gleichbleibenden Bedeutung, die irgend einem Worte in der Sprache zugeſchrieben wird. Nun iſt es wunderbar, da doch die Menſchen ein und daſſelbe Wort auf ſehr verſchiedene Weiſe anwenden, wie ſie es anfangen, eine Einheit in die Definition zu brin-gen, während von den Vorſtellungen, die ſie bei dem Worte wirklich haben, vielleicht keine der anderen gleich iſt. Man kennt die berühmte Behauptung Locke's, daß faſt alle philoſophiſche Streitigkeiten von der verſchiedenen Bedeutung herrühren, die man einem und demſelben Worte beilegt. Unter allen Ausdrücken, ſagt Locke, die zur Bezeichnung ſehr komplizirter Vorſtellungen dienen, giebt es vielleicht nicht Einen, mit dem zwei Menſchen, die ihn gleichzeitig gebrauchen, einerlei Inbegriff von Vorſtellungen im Sinne hätten. — Dieſe Verſchiedenheit, ich möchte ſagen dieſer weitere Spielraum der Bedeutung findet nun ganz beſonders bei denjenigen Worten ſtatt, mit welchen moraliſche Eigen-ſchaften und Verhältniſſe bezeichnet werden ſollen. Nichtsdeſtoweniger verſtehen die Menſchen einander, wenn dergleichen Worte ausgeſprochen und mit Aufmerkſamkeit vernommen werden: der Eine weiß immer, zwar nicht abſolut, aber doch ſo ziemlich genau, was der Andere hat ſagen wollen. Sonſt wäre ja gar kein Verſtändniß, es wäre ja nicht einmal eine Unterredung zwiſchen irgend zwei Perſonen über moraliſche Gegen-ſtände möglich, wenn ſie nicht mit einerlei Wort, zum Theil wenigſtens, Beide einerlei Sinn verbänden. Daher hat man von anderer Seite mit Recht behauptet, um das bloße Wort ſey gar kein Streit möglich, ſondern immer nur um den Begriff. Die Erklärung hiervon liegt, meiner Meinung nach, nicht weit, wenn man recht beachtet, wie in der Bedeu-tung jedes Wortes, das zur Bezeichnung eines moraliſchen Begriffes dient, immer ein beſtimmtes Element der Vorſtellung den Vorrang be-hauptet und gewiſſermaßen das centralſte und weiteſte Gebiet innerhalb des der Bedeutung gelaſſenen Spielraumes einnimmt. Dieſes Haupt-

Digitized by Google

Element der Bedeutung wird von Allen, die ſich des Wortes bedienen, darin anerkannt, es führt in dem Komplex von Vorſtellungen, die das Wort in ſich zuſammenfaſſen ſoll, gleichſam das Regiment; was ſich aber rings darum anlehnt, das iſt wohl nie in zwei Köpfen völlig gleich und bleibt im täglichen Sprachgebrauch unendlich mannigfaltigen Nüancen und Modificationen unterworfen.

33) Wenn das Publikum von neuen und großen Schönheiten eines Kunſtwerkes, vom verſchmolzenen Reiz des Ideals und der Wahrheit hingeriſſen wird, wenn es ſich mit Luſt den Eindrücken hingiebt, die der Dichter in der Seele hervorzaubert — flugs ſind die Kritiker hinterdrein und fallen dem Enthuſiasmus in die Zügel, daß er nicht mit dem Urtheile davonlaufe; ſie halten dem Publikum ſeine gar zu leichte Täuſchung vor und lenken ſeine Aufmerkſamkeit, die von der Sache ſelbſt und ihrem Inhalte zur Ungebühr abſorbirt worden, auf dasjenige zurück, was als die Hauptſache allem Anderen vorgeht, auf die Autorität der Kunſtregeln und Kunſtformen.

34) Wenn die Theorie der Kunſt oder gar die Kunſt ſelbſt ſich willkürliche Regeln gefallen läßt, ſo dient dies nur dazu, daß ſchöpferiſche Geiſter ſich allerhand Ausflüchte erſinnen, um Anſtoß zu vermeiden, und ſich auf allerlei Subtilitäten verlegen, wobei ſie das hergebrachte Looſungswort im Munde führen und doch der Dienſtbarkeit dieſer Regeln entſchlüpfen können.

35) Zu allen Zeiten hat man die Regeln aus der Praxis hergeleitet, nicht umgekehrt. Für die epiſche Dichtkunſt z. B. iſt man von der Iliade ausgegangen; und durch das ſonderbarſte Raiſonnement, das jemals einem menſchlichen Verſtande eingefallen ſeyn mag, haben die Kritiker nachher beweiſen wollen, daß ihre Regeln ſchon ganz fertig in der Iliade ſteckten. Denn, ſagten ſie, Homer hat die höchſte Vollkommenheit erreicht, indem er dieſes und jenes beobachtete, dieſe und jene Bedingungen erfüllte; daraus folgt, daß jeder Dichter für alle Zeiten dieſes Alles beobachten und erfüllen muß, oder er iſt nicht vollkommen. Indem ſie ſo ſprachen, vergaßen ſie eines der weſentlichſten Momente für die Poeſie und für das Schaffen des menſchlichen Geiſtes überhaupt; ſie dachten nicht daran, daß jeder Dichter, wenn er mit Recht ein Dichter heißen ſoll, ſeinem Gegenſtande die eigenſten Bedingungen und Charaktere entlehnen, daß er zu ſeinem beſtimmten ſpeziellen Zwecke auch ganz beſtimmte ſpezielle Mittel erfinden und benutzen muß. Daher kam's, daß die Regeln, die man, Gott weiß wie, aus der Iliade abſtrahirt hatte, und die man nun durchaus auf jedes längere ernſte Epos anwenden wollte, nicht allein gar nichts nutzten, ſondern an vielen dichteriſchen Werken des erſten Ranges geradezu zu Schanden wurden. Warum dies? weil alle wahrhaft treffliche Dichter es gerade ſo gemacht haben, wie Homer, weil ſie ihren Stoff in ſeiner Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit aufgefaßt, weil ſie ſich in der Ausführung nur nach der ihnen vorſchwebenden Idee gerichtet und wie durch Inſpiration die poetiſchen Mittel zu ihrem Zwecke mit einem Blicke überſchaut, herausgefühlt und jedes an ſeiner Stelle richtig getroffen haben. Bei jedem Schritte mußten die Regelmacher in den trefflichſten epiſchen Gedichten auf Dinge ſtoßen, von denen ſie gar keinen Begriff und keine Ahnung gehabt, weil dergleichen in der Iliade nirgends vorkam. Doch muß man ſagen, die Regelmacher für das Epos haben ſich bei weitem nachgiebiger und gnädiger gezeigt, als die für das Drama; bei Gegenſtänden, auf die ſich das Muſter der Iliade durchaus nicht anwenden läßt, haben ſie manche Ausnahme von den Regeln gelten laſſen, und da dieſe Ausnahmen ſehr zahlreich, ja bei weitem zahlreicher ſind, als die Fälle, wo die Regel gilt, ſo kann man es als ein wahres Glück anſehen, daß die Herren Geſetzgeber im Fache der Epopöen von ihrer Strenge ſo viel abgelaſſen haben — denn wo wäre es ſonſt mit ihrer Autorität geblieben?

Unter den epiſchen Gedichten neuerer Zeit, die ſich dem Ideale der Vollendung in dieſer Gattung nähern, und die in ganz Europa für klaſſiſch gelten, ſind meines Wiſſens nur drei, an denen die Herren Kritiker wegen genauer Beobachtung der Homeriſchen Regeln ihre Freude finden, in denen ſie allenfalls ihren für dieſe Gattung erſonnenen Typus realiſirt ſehen mögen, nämlich das „befreite Jeruſalem“, die „Luſiade“ und die „Henriade“. Mit der „göttlichen Komödie“ hingegen, mit dem „raſenden Roland“ und dem „verlorenen Paradies“ hatten ſie ihre liebe Noth; in ihrem ganzen Theorieen-Gebäude fand ſich kein Winkelchen, wo man dieſe Gedichte hätte unterbringen können, und wenn man ſie an einer Stelle mit der Regel gefaßt zu haben glaubte, ſo entſchlüpften ſie bei der nächſten unverſehens. In der „göttlichen Komödie“ war keine Einheit, was nämlich die Herren unter Einheit ſich dachten; im „raſenden Roland“ war kein Held, oder es gab vielmehr ſo viele Helden, daß man nicht wußte, welcher der rechte wäre; im „verlorenen Paradieſe“, hieß es, ſind der Stoff und die Ereigniſſe nicht von wahrem epiſchen Charakter; mit Einem Worte, man hatte drei ungelehrige, ungefügige Schöpfungen vor ſich, die ſich durchaus weder qualifiziren, noch irgend klaſſifiziren ließen, die aber gleichwohl — denn das mußte man anerkennen — an Schönheit und Vortrefflichkeit jenen Muſtern, von denen ſie ſo weit abwichen, keinesweges nachſtanden. Während nun die Kritiker allen ihren Scharfſinn vergeblich anſtrengten, um ſo viele Gedichte ganz verſchiedener Art unter einerlei Namen und Ordnung zu bringen, fiel, und dies iſt das Spaßhafte bei der Sache, fiel keinem dieſer gelehrten Männer die einfache Löſung ein, daß der Gattungsname, unter welchen man Alles zuſammenfaſſen wollte, urſprünglich ja gar nicht vorhanden war, und daß der wahre Name und Titel eines Gedichtes kein anderer iſt, als den ihm der Autor gab. Das war aber den Herren zu verwickelt, es ſtand in geradem Gegenſatz mit ihrer bequemen Idee von der Einheit. Sie brauchten in ihrer Theorie durchaus einen Gattungsnamen und ein Formular für alle epiſche Gedichte, und wäre es ganz nach ihrem Sinne gegangen, ſo hätte die Ausübung in lauter Gehorſam für die Theorie verhalten müſſen; es hätte keine nothgedrungene Ausnahme, keine Bedenklichkeiten, keine Schwierigkeiten, aber auch keine epiſche Poeſie mehr gegeben. Während man dergeſtalt genöthigt war, die Ausnahmen gelten zu laſſen, gab man ſich in der Kritik alle mögliche Mühe, ſie zu beſchränken und in gewiſſe Gränzen zurückzuweiſen. In der Wirklichkeit mußte man die Regel aufgeben, aber zu ihren Ehren führte man noch ferner Streiche in die Luft. Man erklärte ſehr gnädig, großen Geiſtern, aber auch nur ſolchen, ſey das Recht zugeſtanden, ſich über die Regel hinwegzuſetzen. Ei, wirklich? entweder alſo dürfen große Geiſter ſich über die Natur der Sache hinwegſetzen, oder die Regel hat mit der Natur der Sache nichts zu ſchaffen — und was kann ſie dann noch gelten oder nützen?

Bibliographie.

Del cavallo degli scacchi. (Der Ritter im Schachſpiel.) Von Teodoro Ciccolini.

Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1837. (Enthält unter Anderem auch zwei Artikel über den Boguslawskiſchen und den Enkeſchen Kometen von C. Kreil.) Mailand. 5½ Lire.

Le imprese di Cesare. — Eilf Fresko-Gemälde, ausgeführt vom Prof. Rezzuoli im Palaſte Pitti in Florenz. Herausgegeben von J. Giampieri. Florenz.

Manfredi. — Trauerſpiel von C. Marenco. Turin.

Mannigfaltiges.

— Denkſtein dreier Könige. Ein Franzöſiſcher Reiſender, der vor kurzem das ſüdliche Schweden beſuchte, hat in der Nähe von Calmar ein merkwürdiges Monument aufgefunden, das, obwohl erſt aus der neueren Zeit herrührend, doch wegen ſeiner einſamen Lage ſelbſt in der Gegend, in der es ſich befindet, ſchon halb in Vergeſſenheit gerathen war. Vom Meere beſpült wird nämlich, der Inſel Oeland gegenüber, bei dem Vorgebirge von Stensö, ein Stein, auf welchem ſich eine Lateiniſche Inſchrift befindet, die Ludwig XVIII. im Jahre 1804 dem Andenken Guſtav Waſa's, der hier im Jahre 1520 gelandet war, hat ſetzen laſſen. Ludwig XVIII., der ſich damals Graf von Lille nannte, befand ſich in Calmar, als er von Mitau nach England reiſte, und beſuchte, vom Grafen von Ankarſwärd, dem damaligen Gouverneur von Calmar, begleitet, den Landungsplatz des erſten Guſtav. Von ſeinen Gefühlen hingeriſſen, fiel der Königliche Flüchtling dort auf das Knie, um zu beten. Seinem Beiſpiele folgten der Graf von Artois (nachmals Karl X.) und deſſen Sohn, der Herzog von Angoulême, die ſich ebenfalls hier befanden. Sofort hatte auch Ludwig XVIII., der bekanntlich eine ausgezeichnete klaſſiſche Bildung beſaß, auf einem Blättchen Papier eine Lateiniſche Inſchrift niedergeſchrieben, die er nebſt einigen Goldſtücken dem Grafen von Ankarſwärd mit der Bitte übergab, dieſe Worte der Erinnerung auf einem von ihm bezeichneten Stein anbringen zu laſſen. Die Worte lauteten:

Gustavo IV Adolpho feliciter regnante
appulsus
Gustavi I liberatoris regisque Sueciae
die XXXI maji MDXX locum
ut tanti viri vel gressus coleret
Ludovicus XVIII,
rex Franciae et Navarrae,
a regno suo avito pulsus,
in Suecia vero non exulans,
sed gratissimo hospitio fruens,
invisit
Kal octobris MDCCCIV. *)

Graf von Ankarſwärd ſäumte nicht, Guſtav IV. von dieſem Wunſche Ludwig's XVIII. in Kenntniß zu ſetzen, und der König von Schweden ertheilte nicht bloß die Erlaubniß zur Anbringung jener Worte des Andenkens, ſondern überſandte auch noch ſeinerſeits eine im Schwediſchen Lapidarſtyle abgefaßte Inſchrift, mit dem Befehle, ſie der Lateiniſchen gegenüber in den Stein graben zu laſſen. Nachſtehendes ſind die Schwediſchen Worte:

Har
landsteg Konung Gustaf den forste
den 31 maj 1520
da han till faderneslandet ofverkom.
Stallet besoktes den 1 october 1804
under
Konung Gustaf den IV Adolf's
lyckliga regering
af
Frankrikes ofwergifne Konung
Ludwig d. XVIII
han
lemnade vid afresan
motstaende sin latinska handskrift
at i stenen ristas. **)

Fünf Jahre ſpäter, als Guſtav IV. den Thron ſeiner Väter verlaſſen mußte, beſuchte er den Felſen von Stensö, las die beiden Inſchriften und ſchiffte ſich an demſelben Punkte ein, wo einſt ſein großer Ahnherr Guſtav Waſa den Schwediſchen Boden betreten hatte.

*) Unter Guſtav's IV. Adolf's glücklicher Regierung beſuchte den Platz, wo Guſtav I., Befreier und König von Schweden, am 31. Mai 1520 gelandet war, den großen Mann mindeſtens in ſeinem Fußtritte zu verehren, Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra, von dem Reiche ſeiner Väter verſtoßen, jedoch nicht als Verbannter in Schweden, ſondern der herzlichſten Gaſtfreundſchaft ſich erfreuend, am 1. Okt. [illegible]

**) Hier landete König Guſtav I. am 31. Mai 1520, als er nach dem Vaterlande zurückkam. Die Stelle ward am 1. Okt. [illegible] unter Königs Guſtav IV. Adolf's glücklicher Regierung von Frankreichs verlaſſenem Könige Ludwig XVIII. beſucht, der bei ſeiner Abreiſe die nebenſtehende Lateiniſche Inſchrift zurückließ, damit ſie in den Stein eingegraben werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅗ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 55. Berlin, Montag den 8. Mai 1837.

Frankreich.

Geſchichte und gegenwärtiger Standpunkt der Zoologie.

Von Iſidore Geoffroy Saint-Hilaire.

Mögen wir die Zoologie in ihrer großen harmoniſchen Einheit betrachten, oder mögen wir vor uns die lange Reihe ihrer verſchiedenen Verzweigungen entfalten, ſie wird uns immer als eine Wiſſenſchaft erſcheinen, die gleich unermeßlich wegen der Zahl und der Mannigfaltigkeit ſowohl der Dinge, die zu ihrem Gebiete gehören, als der darin noch zu löſenden Probleme genannt werden muß. Es kann hier unſere Abſicht nicht ſeyn, auf die lange Bahn dieſer Wiſſenſchaft bis zu ihrer Wiege zurückzugehen und ein vollkommenes Gemälde ihrer Entwickelung und ihres Fortſchritts zu geben; aber wir wollen wenigſtens verſuchen, in genauen Umriſſen die ſiegreichen Anſtrengungen darzuſtellen, durch welche es gelungen iſt, den Schleier ſo vieler Myſterien der animaliſchen Schöpfungen zu lüften und den Mitteln zu noch kühneren und ſchöneren Enthüllungen auf die Spur zu kommen.

In der Mitte der vielen wechſelnden Schickſale, denen die Zoologie auf ihrem nicht immer mit gleichem Fortſchritte begleiteten Gange unterworfen war, laſſen ſich vorzüglich drei Perioden auszeichnen. Die Periode ſchwacher Verſuche darf man die erſte nennen. Bei der modernen Welt iſt der Name eines Weiſen von dem Namen eines Gelehrten verſchieden, und es giebt Viele, die das Letzte ſind, ohne auch auf den Ruf des Erſteren eiferſüchtig zu ſeyn; im Alterthum hingegen war der Gelehrte und der Weiſe in einer Perſon gedacht. Der Weiſe umfaßte in der Thätigkeit ſeines Geiſtes alle Erſcheinungen der äußeren und inneren Welt, er mußte Meiſter in der Heilkunde wie in der Geſetzkunde, in der Götterkunde wie in der Naturkunde ſeyn. Kindliche Neugierde führte den Menſchen auf alle Richtungen, Thatſachen zu ſammeln und nach ihren Gründen zu fragen. Aber an Analyſe der Phänomene dachte man nicht; man freute ſich nur an ihrem Daſeyn, beſchaute ſie mit den wunderſamen Augen der beflügelten Einbildungskraft, aber der Geiſt ging an Belehrung und Wahrheit leer aus; die Poeſie ſtaunte ſie an und beſang ſie, aber die Wiſſenſchaft in ihrer beſtimmten und ernſten Sprache zog keine Schlüſſe daraus.

Die Periode der Analyſe iſt die zweite. Das Thierreich öffnete ſich von jetzt an ſchon der ſorgfältigen Beobachtung, und ſchon ſehen wir Forſcher-Arbeiten von einer bisher unbekannten Genauigkeit. Seit dieſer Zeit tritt auch die Zoologie in den Rang einer beſtimmten, für ſich hochwichtigen Wiſſenſchaft. Nicht etwa, daß ſchon an geiſtige Ausbildung von Syſtemen in ihr gedacht werden konnte, ſondern man bereicherte ſie mit Sammlungen von Thatſachen, die nach vielen Seiten hin ſchon wohl unterſucht, die in ihre Details aufgelöſt und im Zuſammenhang verſtanden waren; kurz, man hatte eine feſte, dauerhafte Grundlage für den fortſchreitenden Fleiß künftiger Zoologen und hatte ſchon eine weite Bahn für unermeßliche Entdeckungen.

Die Periode der Entdeckungen, welche die dritte iſt, hat jener zweiten zwar Manches zu verdanken, aber jeder Tag derſelben zeichnet ſich durch die Zahl wie durch die Wichtigkeit ihrer Fortſchritte aus. Sie hat die reiche Erbſchaft von Thatſachen, die ihre Vorgängerin hinterließ, nicht bloß eingeſtrichen und damit ihre Bedürfniſſe beſtritten, nein, ſie hat ſie zu den nützlichſten und für das Menſchengeſchlecht wohlthätigſten Zwecken verwendet. Durch die angehäuften Sammlungen von Thatſachen wurde es nicht bloß möglich, ſondern dringend nöthig, einen inneren Zuſammenhang der Verhältniſſe zu ſuchen und nach allgemeinen Geſetzen zu forſchen. Die Wiſſenſchaften waren bisher durch Vereinzelung geſchieden, das Studium beſonderer Thatſachen hatte Schranken zwiſchen Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaft geſteckt; jetzt fielen die Schranken vor der Entdeckung der großen allgemeinen Naturgeſetze, und die getrennten Erkenntniſſe ſtellten ſich dem überraſchten Auge als die brüderlichen Zweige des großen Naturbaums der Erkenntniß dar. Vermiſchung der Kenntniſſe und der Thatſachen iſt alſo der Charakter der erſten, Iſolirung der Zoologie und Analyſe der Thatſachen der Charakter der zweiten, Verbindung der Zoologie mit anderen Wiſſenſchaften und Verallgemeinerung der Thatſachen durch die ewigen Naturgeſetze iſt der Charakter der dritten Periode.

Die Geneſis, dieſes geheimnißvolle Denkmal vom Urſprunge der Erde und ihrer Bewohner, führt uns Adam vor, der kaum unter den Händen Gottes hervorgegangen iſt, ſelbſt noch nichts vom Daſeyn des Weibes weiß, wie er beſchäftigt iſt, „die Thiere der Erde und die Geflügel des Himmels“ mit Namen zu bezeichnen; „und die Namen, welche er ihnen gab“, ſagt die heilige Schrift, „ſind die wahren Namen.“ Wir würden alſo zu ſagen berechtigt ſeyn, daß der erſte Menſch auch der erſte Zoologe war, und daß die Zoologie nicht bloß älter als alle andere Wiſſenſchaften iſt, ſondern daß ſie noch der Beendigung der Schöpfung des Menſchengeſchlechts vorangeht.

In dem älteſten Zeitalter, wohin ein Schimmer der beglaubigten Geſchichte dringt, finden wir ſchon die Zoologie, wenn auch nicht in der Geſtalt einer Wiſſenſchaft, doch ſo wie die vorzüglichſten Erkenntniſſe bearbeitet. Bei den Aegyptern und anderen in Kaſten eingetheilten Völkern war immer eine dieſer Kaſten im ausſchließlichen Beſitze der Schrift, der Kenntniſſe und der freien Künſte. Der Prieſter iſt nicht bloß Diener und Verkündiger der Religion, er iſt auch der bevorrechtete Philoſoph, Schriftkundige, Geſetzeskundige und ſogar bevorrechteter Heilkundige. Die Befugniß, zu wiſſen und davon Gebrauch zu machen, iſt eine ſeiner Prärogativen, die er mit der eiferſüchtigſten Verheimlichung bewacht. Den ganzen Schatz der menſchlichen Kenntniſſe hält er in ſeinem Tempel verſchloſſen, und nur er und ſein Gott haben den Schlüſſel. Seine geheimen Wiſſenſchaften und Künſte müſſen die Ehrfurcht für ſeine Religion vermehren, daher iſt das Geheimniß ihre vorzügliche Kraft. Dem ferngehaltenen Volke offenbart er nur ſchwache, unter der Hülle der Allegorie hervorkommende Winke, die man wohl verehren muß, aber begreifen zu wollen nicht wagen darf. Was die Zoologie bei dieſer Prieſterherrſchaft war, ob man in dieſer halbdunkeln Epoche Beobachtungen geſammelt hat, und wie viele, das wird wohl ſchwerlich zu ermitteln ſeyn. Selbſt nach den Entdeckungen Champollion's, Thomas Young's und Anderer, wird keiner ernſtlich wagen, den Schleier der Aegyptiſchen Weisheit und Wiſſenſchaft lüften zu wollen, da den Aegyptern ſelbſt nicht vergönnt war, ihn zu lüften. Vermuthungen, die einen Grad von Wahrſcheinlichkeit in ſich enthalten, ſind Alles, was wir nach 4000 Jahren von dem Volke der Hieroglyphen erwarten dürfen. Doch für die Geſchichte der Zoologie reichen die Vermuthungen vollkommen aus. Der Umfang des Aegyptiſchen Landes, ſeine Nachbarſchaft mit der großen Wüſte, die Schwierigkeit, durch ein ſo heißes Land ohne den Beiſtand von Hausthieren zu reiſen, die große Anzahl von gefährlichen Thieren, welche Aegypten gleich dem übrigen Afrika hervorbringt, die Menge von Fiſcharten, von denen der Nilſtrom wimmelt, und die Menge von Reptilien, die an ſeinem Ufer leben und die durch die jährlich ſich wiederholenden Ueberſchwemmungen des Stromes nach allen Richtungen des Landes geführt werden, alle dieſe Umſtände luden den Aegypter einerſeits ein und zwangen ihn auf der anderen Seite, ſich Kenntniß von den Thieren zu verſchaffen, die ihm theils höchſt nützlich, theils höchſt gefährlich waren, und Beobachtungen über die Natur derſelben anzuſtellen. Der Opferprieſter hat auch wahrſcheinlich Kunde von den Eigenſchaften der lebendigen Thiere und ihres Fleiſches haben müſſen, damit er bei der Auswahl zu Schlachtopfern ſeinem Gotte kein unreines Thier und ſich nicht den ſchlechteſten Biſſen zuführte. Das Opferſyſtem der Hebräer, das ſie von Aegypten mitgebracht, und das in ihrer Religion einen ſo hohen Rang und im Pentateuch einen ſo großen Raum einnimmt, zeigt durch die dabei gegebenen Vorſchriften über die reinen opferbaren und unreinen vom Altar ausgeſchloſſenen Thiere ſehr deutlich, daß der Aegyptiſche Prieſter mit der Natur des Thieres nicht unbekannt ſeyn durfte. Die Hieroglyphen ſelbſt bezeugen, daß der Aegypter die Landesthiere wohl gekannt hat. Auf den noch vorhandenen zahlreichen Monumenten ſind ſehr viele Thiere aller Art abgebildet und faſt immer mit einer überraſchenden Verſinnlichung der Eigenſchaften des bezeichneten Thieres. Zu allen dieſen Gründen für die Beſchäftigung der Aegypter mit der Kenntniß der Thiere kommt endlich das ausdrückliche Zeugniß Herodot's in ſeiner Beſchreibung des Lebens und Landes der Aegypter.

Von Aegypten gingen die meiſten alten Kolonieen aus, beſonders die, welche Griechenland bevölkerten; wir wollen auch den Weg des Inachos und ſo vieler anderer Stammväter wählen und von Aegypten gleich nach Griechenland übergehen. Galt in dem räthſelhaften Nil-Thale der Prieſter Alles, ſo war in dem ſchönen Hellenenlande der Philoſoph mit weniger Einſchränkung Alles zuſammen. Thales, Pythagoras, Demokrit und alle alte Philoſophen waren zugleich Phyſiker, Aſtronomen, Sittenlehrer u. ſ. w. Bei dieſer nothwendigen encyklopädiſchen Thätigkeit, und da die Beſchaffenheit des Landes die Kenntniß der Thierwelt nicht, wie in Aegypten, bedingte, mochte der Weiſe für die Naturgeſchichte im Ganzen wenig Muße und wenig Dank haben, und das alte Griechenland wäre von der Ehre der Theilnahme an der Beförderung dieſer Wiſſenſchaft ausgeſchloſſen geblieben, wären nicht die für allen Verluſt entſchädigenden Männer, Ariſtoteles und Theophraſt, auf ſeinem Boden geboren. Zuerſt von Letzterem. Theophraſt war Freund des Ariſtoteles, ſein Mitſchüler bei Plato und des Lehrers wie

Digitized by Google

des Mitſchülers würdig. Er hat die drei Reiche der Natur durchforſcht und ihre Geſchichte vollſtändig in mehreren Abhandlungen dargeſtellt. Leider iſt das Werk über die Thiere nicht auf uns gekommen, nur dürftige, verſtümmelte Stellen, in den Klaſſikern zerſtreut, kennen wir. Ein unerſetzlicher Verluſt für die Geſchichte der Wiſſenſchaft; denn ſeine botaniſchen Bemerkungen zeigen in ihm einen Mann von merkwürdigem Talent der Beobachtung und Analyſe. Theophraſt iſt durch den Untergang dieſer Schrift bei der Nachwelt um einen großen Theil ſeines Ruhmes gekommen, der noch überdies dadurch leidet, daß ihn der gleichzeitige Ariſtoteles überſtrahlt. Hätte Ariſtoteles ſpäter oder früher als Theophraſt gelebt, ſo würde die Nachwelt den Standpunkt bewundern müſſen, auf welchen Theophraſt die Naturwiſſenſchaften zu heben verſtand; im Angeſichte eines Ariſtoteles ſieht man nur, wie er unter dieſem ſteht.

Das Genie des Ariſtoteles iſt eines jener exceptionellen Geiſter, von deren Erzeugung die Natur ſich gewöhnlich ein Jahrtauſend zu erholen hat. Manche grandioſe Geſtalt des Alterthums verbreitet vielleicht einen blendenderen Glanz um ſich, manche mag von den Zeitgenoſſen mehr verherrlicht und in den empfangenen Huldigungen von der Nachwelt auch beſtätigt worden ſeyn, aber keine wird man aufweiſen können, deren Ruhm ſich ſo gefahrlos einer pſychologiſchen Prüfung unterziehen kann, wie der Ruhm des Ariſtoteles. Dieſer Mann würde ſich ſchon durch jedes einzelne ſeiner Werke über Poetik, Politik, Rhetorik u. ſ. w. unſterblich gemacht haben; aber er, der König der Naturforſcher des Alterthums, hat es im beiſpielloſeſten Grade durch ſeine Anatomie. Er theilt in der Vielſeitigkeit des Wiſſens den Charakter der alten Gelehrten und Weiſen, aber er unterſcheidet ſich von Allen dadurch, daß dieſe Vielſeitigkeit in ihrem ganzen Gebiete tief, daß Alles, was er wußte, von ihm bis zum letzten Grunde durchforſcht war. Wäre bei dem großen Schiffbruche der alten Civiliſation, der durch die Stürme der barbariſchen Invaſionen herbeigeführt wurde und der ſo viele ſchöne Monumente in die Tiefe der Vergeſſenheit verſenkte, der Name des Ariſtoteles von den Werken, deren Urheber er iſt, verſchwunden, ſo würde die Nachwelt dieſe Werke ohne Namen ihres Verfaſſers für eine große Encyklopädie gehalten haben, die von einem Vereine der beſten Griechiſchen Köpfe zur Blüthezeit der Helleniſchen Bildung ausgegangen ſey, ſo vielſeitig war ſeine Thätigkeit, und ſo ſehr trägt jedes einzelne Produkt derſelben das Gepräge der Tiefe und des Fleißes, wie ſie nur bei einem Manne vermuthet werden, der ſich dieſen beſonderen Zweig des Studiums zur Berufsaufgabe gewählt hat. Doch wir haben die Abſicht nicht, ihm hier auf anderem Wege als dem der Zoologie zu folgen. Ariſtoteles hat eine Menge von Thatſachen, ſowohl in Betreff der äußeren Formen als der inneren Organiſation und der natürlichen Gewohnheiten der Thiere, geſammelt und auseinandergeſetzt; er hat alle beſchriebene Thatſachen nach ihren vorzüglichſten Verhältniſſen analyſirt und mit einem eben ſo großen Scharfblicke als mit einem bis auf ſeine Zeit ungekannten Unterſuchungsgeiſte erforſcht; ja, er deutet die Generaliſation, den Gedanken der vorgerückten Zeit der Wiſſenſchaft ſchon an und erhebt ſich durch unzweideutige Winke zu Anſichten, auf die unſere Epoche ſtolz iſt, ſie gebildet zu haben. Das Datum ſeiner Werke zeigt auf die erſte Periode der Wiſſenſchaft, aber die darin enthaltenen Ideen gehören zum Theil der neueſten Periode und ſogar unſerer Zukunft an, und er hat vor allen anderen Geiſtern das ſchöne Vorrecht, zu allen Zeiten neu genannt werden zu können, zu allen Zeiten Funken des Geiſtes zu ſprühen, die, wenn ſie auf einen entzündbaren Gegenſtand treffen, das ſchönſte und wohlthätigſte Licht ſchaffen.

Der Uebergang von Ariſtoteles zu den nachfolgenden naturgeſchichtlichen Schriftſtellern heißt weiter nichts, als der Uebergang von der Höhe der Erfindung und der ſelbſtſtändigen Geiſtesgewalt zu theils geſchickter, theils ungeſchickter Compilation und geiſtreichem Geſchwätze. Was ſind Milliarden auch noch ſo emſiger Ameiſen gegen einen einzigen Löwen? Plinius, Athenäus, Oppian, Aelian, Auſonius und viele Andere leben im Andenken der Nachwelt gewiſſermaßen vom Trägerlohn, den ſie ſich in den Gebäuden des Ariſtoteles verdienen (wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun, ſagt Schiller von Kant und ſeinen Auslegern), und alle dieſe Menſchen, die oft mit dem Ehrentitel berühmter Naturforſcher geſchmückt werden, ſind, wenn man aufrichtig ſeyn will, nichts, als Literaten im Fache der Naturgeſchichte. Plinius iſt eleganter und geiſtreicher als alle Andere, aber er iſt bloßer Kompilator und ungründlich ſo gut wie alle Andere; man kann ihn mit vielem Wohlgefallen, ſchwerlich aber mit vielem Nutzen leſen. Sein Zweck war offenbar mehr, angenehm zu unterhalten, als zu unterrichten; wollte man das Gegentheil behaupten, ſo würde man ſich, nach unſerer Meinung, eines großen Unrechts gegen ihn ſchuldig machen; denn man würde dann annehmen müſſen, daß er alle ſeine abgeſchmackten Fabeln, alle die Kinderſtuben-Mährchen, mit denen er die Seiten ſeines Buches angefüllt, und alle jene abergläubigen Albernheiten, die vierhundert Jahre vorher durch Ariſtoteles auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden, wirklich geglaubt und in vollem Ernſte erzählt habe. Man höre doch endlich auf, höre im Intereſſe des Plinius ſelbſt auf, ihn für einen Naturforſcher zu erklären; denn die Stimme der Wahrheit könnte ſtrenge Rechenſchaft von ihm verlangen; man höre wenigſtens auf, jene den ſchwülſtigen Redekünſtlern ſo geläufige und liebe Parallele zwiſchen Ariſtoteles und Plinius, zwiſchen Plinius und Buffon in der Geſchichte der Wiſſenſchaft zu dulden. Buffon hatte das Unglück, von Zeitgenoſſen, die ihm damit zu ſchmeicheln glaubten, und von der folgenden Generation, die ihn dadurch zu loben glaubte, mit dem Namen eines Franzöſiſchen Plinius begrüßt zu werden; aber man beweiſt durch dieſe Bezeichnung nur, daß man entweder beide Männer nicht oder wenigſtens einen von ihnen nicht verſtanden hat. Verdient einer den Namen eines Franzöſiſchen Plinius, ſo iſt es der beredte, aber unwiſſenſchaftliche Valmont de Bomare.

Was wir von den Alt-Griechiſchen und Römiſchen Nachfolgern des Ariſtoteles behaupteten, gilt noch mehr von den Schriftſtellern des Mittelalters, deren Zahl ſehr klein iſt. Iſidor von Sevilla, Albrecht der Große (Albertus Magnus), Vincenz von Beauvais und einige Andere haben in ihren Werken Jeder eine mehr oder minder große Zahl von Thieren beſchrieben; aber Alle ſind nur Kompilatoren, und zwar haben ſie nur aus den Compilationen des Plinius und anderer Schriftſteller der erſten Jahrhunderte des Römiſchen Kaiſerreichs zuſammengetragen, da Ariſtoteles nicht in ihren Händen war und ſie ihn nur durch dürftige Auszüge aus Arabiſchen Ueberſetzungen oder gar erſt aus den vom Arabiſchen ins Hebräiſche gemachten Ueberſetzungen kannten.

In den folgenden Jahrhunderten, bis zur erſten Hälfte des ſechzehnten, haben die Zoologen, wenn man ſie ſo nennen kann, das Kompiliren der Alten fortgeſetzt. Die Naturgeſchichte ſtudiren, hieß in dieſer Epoche nicht, die Erzeugniſſe der Natur, ſondern die ſchriftlichen Erzeugniſſe der alten Naturgeſchichtſchreiber unterſuchen und analyſiren; einen Beitrag zum Fortſchritt der Wiſſenſchaft geben, hieß nicht, ſie mit neuen Begriffen und Entdeckungen bereichern, ſondern das, was ſeit mehreren Jahrhunderten ſchon gekannt war, in einer veränderten Ordnung zuſammenzuſtellen. Dies iſt offenbar das einzige Verdienſt, auf welches Wotton, Lonicerus und ihre Zeitgenoſſen Anſpruch machen können. Dennoch muß man zugeben, daß die Compilationen dieſer Gelehrten beſſer gearbeitet waren, als die vorhergehenden. Eine neue Ueberſetzung des Ariſtoteles von der Hand eines aus dem kürzlich eroberten Konſtantinopel geflohenen Griechen konnte ſie dabei bedeutend unterſtützen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Mémoires de Grégoire. — Herausgegeben von Carnot. 2 Bde. 15 Fr.
- Mélanges de littérature médicale. — Von Duſtalet. 2 Fr.
- Recherches sur le maïs. — Von Pallas. 4½ Fr.
- Études populaires. — Von Ricard. 2 Bde. 15 Fr.
- Le Don Quichotte du 18. siècle. — 2 Bde. 15 Fr.
- La rue aux ours. — Erzählung von Melanie Waldor. 7½ Fr.
- Emany. — Roman von Renal. 7½ Fr.
- Traité des maladies des enfans. — Von Berton. 7 Fr.
- Chroniques des petits théâtres de Paris. — Von Brazier. 2 Bde. 12 Fr.
- Plus de maris! — Von de Laurence. 2 Bde. 15 Fr.
- Notice sur Jeanne d'Arc. — Von Michaud und Poujoulat. 5 Fr.

Perſien.

Perſiſche Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

V. Schieß-Uebungen in Teheran. — Haſſan und Huſſein. — Tod des Kaimakam.

Während die Anſtalten zur Unterwerfung der rebelliſchen Gouverneure von Schiras, Haſſan und Huſſein, getroffen wurden, regierte der Kaimakam unumſchränkt ſowohl Perſien als den Schah, und das Vertrauen, deſſen er ſich von Seiten ſeines Monarchen erfreute, war eben ſo groß, als der Haß und der Abſcheu, die das ganze Volk gegen ihn hegte. Sein Sohn war erſter Weſir und ein ſtummes Werkzeug ſeiner Pläne. Der Kaimakam ward für den geſcheidteſten Mann in Perſien gehalten: dieſer Ruf war auch in der That ein wohlverdienter, aber ſeine moraliſche Verſunkenheit war noch größer als ſein Verſtand. Er hatte ein grauſames Gemüth. Als er ſich noch bei dem verſtorbenen Abbas-Mirza befand, wurden, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, tauſend Turkomanen gefangen genommen. Dreihundert derſelben ließ er die Augen ausſtechen. Mit dieſer Grauſamkeit noch nicht zufrieden, befahl der Kaimakam, ihm die ausgeſtochenen Augen zu bringen und zählte ſie mit einem Stäbchen, um ſich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Feth Ali Schah ließ ihn zwar nicht überall gewähren; nach dem Tode deſſelben ſtieg jedoch die Macht des Kaimakams täglich, und er war nicht ſowohl der Diener, als der Beſchützer ſeines Monarchen. Viele argwohnten, und wohl nicht ohne Grund, daß er mit dem Plane umgehe, die Dynaſtie Feth Ali Schah's zu ſtürzen und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen.

Die Freiheiten, die ſich der Kaimakam mit ſeinem Herrn erlaubte, waren bei einer ſo despotiſchen Regierung, wie die Perſiſche, kaum zu begreifen. Der junge Schah gab einſt einem Bettler zwei Dukaten und am nämlichen Tage einem Gärtner ein Geſchenk für ihm überreichte Blumen. Der Kaimakam gerieth über dieſe Freigebigkeit in Zorn; er meinte, der Schah gebe zu viel aus, und zog den Betrag der oben erwähnten Geſchenke am folgenden Tage von dem Gelde ab, das für die Tafel Sr. Hoheit beſtimmt war. Der Schah wagte es nicht, ein Wort darüber zu ſagen. Doch es kam noch beſſer. Die Gemahlin des Schahs lebte in Tabris. Er wollte ihr ein Geſchenk von 1000 Dukaten ſenden. Der Kaimakam verſagte ſeine Einwilligung. Der Schah, der nicht viel Geld in ſeiner Privat-Schatulle hatte, ſchrieb heimlich einen Rakam (Befehl) an den Beylerbey von Tabris, das Geld auszuzahlen. Da das große Siegel beim Weſir, dem Sohne des Kaimakam, ſich befand, ſo wagte der Schah nicht, es zu verlangen, und unterſiegelte den Rakam mit einem kleinen Petſchaft, deſſen er ſich als Thronfolger bedient hatte. Der Kaimakam, der überall Augen und Ohren hatte, erfuhr es und ſchrieb ſogleich an den Beylerbey von Tabris, er möge nicht vergeſſen, daß er ohne einen Rakam mit großem Siegel kein Geld aus der Kaſſe nehmen dürfe, und daß es ihm ſchlecht gehen würde, wenn er dieſe Regel nicht beobachtete. Der Befehl des Schah's blieb ſonach ohne Wirkung. Der ſouveraine Herr über Leben und Vermögen aller Bewohner von Iran nahm auch dieſe Kränkung hin!

Digitized by Google

Einen ſonderbaren Gegenſatz bildeten damals in Teheran die gefühlloſe Ergebenheit des Schahs für den Kaimakam und der Haß ſeiner nächſten Umgebung und ſeiner Verwandten gegen dieſen unumſchränkt regierenden Miniſter. Die vorſichtigen Perſer vergaßen ihre angeborene Heuchelei, um die Freude zu haben, etwas Beißendes über den Kaimakam zu ſagen. Mirſa-Ali, mein Lehrer in der Perſiſchen Sprache, hielt es ſogar für einen dem großen Allah geleiſteten Dienſt. Er trank eines Abends mit mir Punſch, und als ich ihm bemerkte, daß er des Propheten Gebot übertrete, äußerte er ganz gutmüthig, Gott würde ihm dieſe ſchwere Sünde deshalb verzeihen, weil er ſo eifrig auf den Kaimakam ſchimpfe. Einer meiner Ruſſiſchen Bekannten und ich machten einſt dem Prinzen Melek Kaſſim Mirſa einen Beſuch; das Wetter war naß, und obgleich wir zu Pferde waren, zogen wir doch aus Vorſicht Ueberſchuhe an. Die meines Reiſegefährten waren von Gummi. Melek Kaſſim Mirſa nahm uns ſehr freundlich auf, erzählte uns von ſeiner Jagd und zog auf den Kaimakam los. Ohne des Letzteren zu erwähnen, fand überhaupt nicht leicht ein Geſpräch in Teheran ſtatt. Der Prinz ſprach unter Anderem von der alten Madame Lamarinère und bemerkte, daß er ſie bisher für ihren Unterricht aus dem Grunde nicht bezahlt habe, weil der Kaimakam ihm kein Geld gebe, der die ganze fürſtliche Familie gern möchte verhungern laſſen. Die Prinzen von Geblüt könnten nicht auskommen, wenn ſie nicht mindeſtens jährlich 2000 Dukaten hätten, aber ſie erhielten nur 4—500. Um darzuthun, wie arm mitunter die Mitglieder des regierenden Hauſes ſeyen, führte er an, daß unlängſt ein Prinz genöthigt geweſen, wegen einer unbedeutenden Geldſumme ſeinen Kinſchal (Dolch) im Baſar zu verpfänden. Die Klagen Sr. Hoheit unterhielten uns nicht beſonders, und nachdem wir eine halbe Stunde geſeſſen, beurlaubten wir uns wieder.

Als wir hinausgingen, bemerkten wir eine große Menge fürſtlicher Diener. Sie bildeten einen Kreis und blickten mit Neugier und Furcht auf einen auf der Diele liegenden Gegenſtand. Bisweilen hörte man Gelächter und einen Ruf des Erſtaunens. „Wallach, dort ſitzt der Teufel, der Kaimakam!“ — „Faſſ' einmal an, faſſ' einmal an!“ — „O, ho! wie es ſpringt. Als ob es lebte!“ — „Nimm Dich in Acht, rühr' es nicht an; es beißt.“ — Dieſe Worte und die verlegenen Geſichter der Perſer erregten unſere Neugier. Wie groß war unſer Erſtaunen, als wir, näher tretend, uns überzeugten, daß der Gegenſtand dieſer Aufregung nichts Anderes war, als ein Paar Gummi-Ueberſchuhe. Ohne ſich in Erklärungen einzulaſſen, zog mein Freund ſie an, und demüthig machten die Perſer ihm Platz, als beſäße er die Macht, die Wohnung des Teufels oder, was einerlei für ſie war, des Kaimakams mit Füßen zu treten.

Am folgenden Tage wohnten wir einem intereſſanten Schauſpiel bei. Muhamed-Schah, der ſich viel mit ſeinem Militair befaßte, wollte den Europäern die Geſchicklichkeit ſeiner Artillerie zeigen. Er befahl ein Scheibenſchießen aus Kanonen und mit Congreveſchen Raketen, und ließ uns dazu einladen. Um 5 Uhr eilten wir zur Stadt hinaus nach dem zu dieſem Scheibenſchießen beſtimmten Platz. Die Artillerie beſtand aus zwölf Kanonen und zwei Lavetten mit Congreveſchen Raketen. In einer gewiſſen Entfernung von der Batterie war eine Scheibe aufgeſtellt, und nebenbei an einen Pfahl gebunden ein Eſel, dem man die Ehre erzeigt hatte, das Hauptziel zu ſeyn. Das arme Thier machte die traurigſte Figur von der Welt. Artilleriſten in voller Bewaffnung und unter den Befehlen Engliſcher Offiziere und Sergeanten bewegten ſich um das Geſchütz. Mehrere Prinzen, die der Schah eingeladen hatte, und einige Große des Reichs warteten auf Se. Hoheit. Endlich kam der Schah; die Soldaten ſtellten ſich an ihre Poſten; der Topſchibaſcha, Chef der Artillerie, überreichte Sr. Hoheit ſeinen Rapport, und darauf begann das Schießen nach dem Kommando eines Engliſchen Offiziers. Man feuerte ungefähr vierzigmal ab; einige Schüſſe waren bald gut und zwei ganz vollkommen befriedigend: eine Kugel traf die Scheibe, und die zweite riß dem armen Eſel die Schnauze fort. Das unſchuldige Thier erregte Mitleid, und man befahl, es loszuſchneiden, um ſeiner Qual ein Ende zu machen. Eine ſonderbare Idee, nach Eſeln zu ſchießen! Zum Schluß wurden vier Raketen losgelaſſen: eine derſelben platzte auf der Stelle, ohne jedoch ein anderes Unglück zu veranlaſſen, als daß dem Engliſchen Sergeanten, der ſie abbrannte, Schnurrbart und Backenbärte verſengt wurden. Der Schah war über das gelungene Scheibenſchießen entzückt, und alle Prinzen und Höflinge ſtimmten im Chorus mit ein und verſicherten, daß ſie etwas Aehnliches nie geſehen hätten. Darauf ging das Publikum aus einander in lebhafter Unterhaltung über die abgeſchoſſene Eſels-Schnauze.

Endlich liefen Berichte von Sir Henry Bethune ein. Seine überſchwenglichen Kanonen-Stiefel und Küraſſier-Handſchuhe hatten einen furchtbaren Eindruck in Schiras gemacht. Die Nachrichten waren gut. Nach einem glücklich zurückgelegten Marſch war die Armee des Schahs einige Stationen dieſſeits Schiras auf den Feind geſtoßen. Der Kampf begann und dauerte ungefähr eine Stunde. Getödtet und verwundet wurden von beiden Seiten gegen zehn Mann, und Sir Henry blieb Sieger. Das Heer von Schiras, ſeine Minderzahl und Muthloſigkeit erwägend, zog es vor, das Weite zu ſuchen. Einigen Truppen gelang es; die übrigen wurden mit mehreren Kanonen gefangen genommen. Die Sieger zogen in forcirten Märſchen vorwärts, und die Gouverneure von Schiras, denen es gar nicht in den Sinn gekommen war, daß die Sache ihrem Ende ſo nahe ſeyn könnte, ſahen mit Erſtaunen, daß die ſorgloſe Heiterkeit, der ſie ſich hingegeben hatten, durch den Einzug der Truppen des Schahs in die Stadt unterbrochen ward. Man verhaftete ſie und fertigte ſie unter ſtarker Begleitung nach Teheran ab, weil man fürchtete, die Anhänger Haſſan Ali Mirſa's — und es gab deren viele in Perſien — möchten die Gefangenen unterweges befreien.

Dieſe Nachrichten machten dem Schah außerordentliche Freude; das Volk aber, welches für Haſſan Ali Mirſa, warum, konnte ich nicht erfahren, großen Reſpekt hatte, glaubte nicht an ſeine Verhaftung.

Inzwiſchen ſandte der Schah den Begleitern der beiden Gefangenen den Befehl entgegen, auf der letzten Station vor Teheran dem Oheim Haſſan die Augen auszuſtechen. Kurz vor der Ankunft Haſſan's und Huſſein's in Teheran verbreitete ſich in der Stadt die Nachricht von des Erſteren Blendung. Niemand wollte daran glauben. Am nächſten Morgen waren die Mauern der Stadt mit Menſchen wie beſäet; um Unordnungen vorzubeugen, ward Niemand aus den Thoren gelaſſen. Zum Gefängniß für die Prinzen von Schiras war das hart an der Stadt belegene Burdſchi-Nuſch beſtimmt worden. Aller Augen waren auf die Landſtraße von Schiras gerichtet. Endlich erſchien der Zug; in der Mitte ritt Huſſein Ali Mirſa, und hinter ihm bewegte ſich langſam ein von zwei Maulthieren getragener verdeckter Tachtirewan, eine Art Kaſten mit vier Stangen, die auf den Rücken der Maulthiere befeſtigt werden. Die Prozeſſion langte am Gefängniß an. Huſſein Ali Mirſa ſtieg vom Pferde. Der Tachtirewan ward geöffnet, und aus demſelben heraus trat, von zwei Ferraſchi unterſtützt, ein Mann mit einem blutigen Shawl als Binde um die Augen. Es war der rebelliſche Haſſan! Alle erkannten ihn; in einigen Augenblicken waren die mit Neugierigen angefüllten Mauern leer; die Menge ging, nachdem ſie ſich von der beklagenswerthen Wahrheit überzeugt hatte, ſchweigend nach Hauſe.

Jene beiden erblindeten Augen eröffneten dem Schah Muhamed die Herrſchaft über ganz Perſien. Er ſelbſt aber war ein Sklave in ſeiner eigenen Reſidenz. Seine perſönlichen Angelegenheiten verbeſſerten ſich nicht im mindeſten, und im Reiche häuften ſich die Unordnungen täglich. Die wahren Freunde des Schahs, an die er ſich in dieſer gefahrvollen Lage wandte, riethen ihm vor Allem, den Kaimakam von der Regierung zu entfernen. Die Prophezeiung derjenigen Perſer, welche behaupteten, daß Mirſa Abul Kaſſim den Schah zuletzt aus der Faſſung bringen, und daß der Schatten Allah's über den Kaimakam und den Atabeck kommen würde, ging wirklich in Erfüllung.

Des beſſeren Verſtändniſſes wegen, muß hier noch erſt erwähnt werden, daß Muhamed Schah, mit dem Wunſch, die Krone ſeiner Linie zu ſichern, ſeinen vierjährigen Sohn Naſſireddin-Mirſa als ſeinen einſtigen Thronfolger hatte ausrufen laſſen. Zwei Monate nach der Blendung Haſſan Ali Mirſa's verbreitete ſich das Gerücht, daß der Kaimakam die Abſicht habe, die wohlüberlegten Vorſichtsmaßregeln des Schah's binnen kurzem zu vereiteln. Dieſes Gerücht kam bis zu den Ohren des Monarchen; ein aufgefangener Briefwechſel des Kaimakams mit ſeinen Anhängern im Innern Perſiens beſtätigte die Wahrheit dieſes Gerüchtes. Hierzu kamen noch die Beſchwerden aller derjenigen, die dem Throne nahe ſtanden. Der Unwille des Schah's über das unziemliche Betragen des Kaimakam gegen ihn ſelbſt nahm immer mehr zu und wartete nur auf eine Gelegenheit, um wie ein Unwetter über das Haupt des verbrecheriſchen Miniſters loszubrechen. Der Augenblick erſchien. Nachdem der Schah von allen Befehlshabern der Truppen Klagen erhalten hatte, daß die Soldaten keinen Sold empfingen, benutzte er dieſen Vorwand, um den Kaimakam zu beſtrafen. Eines Morgens ließ er ihn rufen. Der Kaimakam, nach ſeiner Gewohnheit, nahm ſich Zeit. Der Schah ſandte wieder zu ihm mit dem Befehl, er ſolle ſogleich erſcheinen. Ueber dieſe Strenge erſtaunt, ſetzte der Kaimakam ſich zu Pferde und kam im Palaſt an. Als er ſich in die inneren Gemächer begeben wollte, wies die Schildwache ihn zurück. Wie vom Donner gerührt ſtand er da. „Der Schah hat befohlen, daß Du hier warten ſollſt“, ſagte die Schildwache. Dieſen Worten wollte der Kaimakam keinen Glauben ſchenken, er mußte aber dem Bayonnet des Wachthabenden gehorchen. Nach einiger Zeit erſchien der Schah. Sein finſterer Blick weiſſagte nichts Gutes. „Warum erhielten die Truppen keinen Sold?“ fragte er. „Es iſt kein Geld da“, antwortete der Kaimakam in ſeinem gewöhnlichen, ziemlich trockenen Ton. „Wie iſt es möglich, daß kein Geld da ſey, Spitzbube? Mein Schatz wird vergeudet, und keiner meiner Unterthanen hat Vortheil davon. Du haſt all mein Geld geſtohlen!“ Vergebens ſuchte Mirſa Abul Kaſſim durch allerlei Ausflüchte ſich zu rechtfertigen, vergebens ſchwur er bei ſeinem Bart und wiederholte tauſendmal den Namen Allah's — der Schah war unerſchütterlich. „Man wird Dir meinen Willen kund thun“, ſprach er, und auf ſeinen Wink ward der Kaimakam ins Gefängniß geworfen. Dieſes beſtand aus dem Souterrain eines der außerhalb der Stadt belegenen Paläſte des Schah's. Auch der Sohn des geſtürzten Miniſters ward verhaftet. Sechs Tage lang ſaß der Kaimakam in ſeiner Einſamkeit und zwar, wie es hieß, vollkommen ruhig und ſein Schickſal nicht beklagend, weil er meinte, der Zorn des Schahs würde vorübergehen, und er ſelbſt aufs neue, und vielleicht mit größerem Glanz als früher, „Schild und Hort“ des Schahs ſeyn, d. h. regieren. Aber ſein Vorgefühl hatte ihn betrogen. Am ſiebenten Tage trat ein Abgeſandter des Schahs in ſeinen Kerker und zeigte ihm einen Ferman, in welchem es hieß, daß ſeine verbrecheriſchen Pläne gegen die Perſon ſeines Herrn klar zu Tage lägen, und daß in Folge deſſen der Schah befohlen habe, ihn zu erdroſſeln. Die Vollziehung dieſes Befehls war den Perſonen, die den Abgeſandten begleiteten, übertragen worden. Der beſtürzte Kaimakam glaubte anfangs, man wolle ihn bloß ſchrecken, als er aber ſah, daß es Ernſt werden ſollte, zitterte er am ganzen Leibe, erbleichte und rief in voller Verzweiflung: „Nein, Du wirſt es nicht wagen, mich zu erdroſſeln!“ — „Meinſt Du!“ erwiederte ruhig der Vollſtrecker des fürſtlichen Urtheils. „Das wollen wir ſehen! Ich bin aber nicht ſo wie die Anderen. Du biſt ein guter Menſch, und ich habe Deine Wohlthaten nicht vergeſſen; gelobt ſey Allah, ich habe auf Deinen Befehl Baſtonnaden und Confiscationen genug ausgeführt. Ich wäre ja ein wahrer Hund, wenn ich alle Deine Gnadenbezeugungen vergeſſen hätte! Nein, ſey ruhig, kein gemeiner Strick ſoll Dich verunehren. Aus Achtung für Dein gutes Herz und für Deinen Rang wollen wir, wenn es Allah gefällt, uns bemühen, Dich mit den Händen zu erwürgen. Ferraſchi!“ — Drei Ferraſchi traten herein. Der Kaimakam ſtand unbeweglich da, wie eine Bildſäule; der Gedanke an den Tod hatte ſeine Sinne gelähmt; er wollte etwas ſagen, aber in

Digitized by Google

derſelben Minute ſtürzten zwei Ferraſchi auf ihn zu und faßten ihn bei der Kehle. Sein verzweifelter Widerſtand war entſetzlich; er biß, ſchlug und kratzte ſeine Henker; der widerliche Kampf dauerte über eine Viertelſtunde; nach und nach ermattete der Verurtheilte, die Beine ſanken zuſammen und mit ſeinem ganzen Gewicht ſtürzte er athemlos auf den ſteinernen Boden des Kerkers nieder. Die Ferraſchi, in der Meinung, die Sache ſey abgemacht, entfernten ſich, und ihr Anführer meldete dem Schah die Vollziehung des Urtheils. Als ſie nach einiger Zeit wiederkehrten, um den Körper wegzuſchaffen, ſetzte ein eben ſo unerwarteter als unglaublicher Anblick ſie in Staunen und Furcht. Der Kaimakam ging auf und nieder. Seine Henker faſſend, ſtürzte er wie ein Raſender auf den Erſten los, der ſich in der Thür zeigte; eine unerhörte Kraft belebte ſeine alten Gliedmaßen; mit einem Hiebe warf er den Menſchen zu Boden, und drei Perſonen waren nicht im Stande, etwas gegen ihn auszurichten. Sie mußten mehrere ihrer Gefährten zur Hülfe rufen, und kaum gelang es den Anſtrengungen von acht Ferraſchis, den Alten zu Boden zu drücken. Jetzt warfen ſie eine Menge Matratzen und Kiſſen über ihn, ſetzten ſich Alle darauf, brannten ihre Pfeifen an und unterhielten ſich auf dieſem furchtbaren Diwan in größter Seelenruhe ganze zwei Stunden lang, weil ſie fürchteten, der Satan von Kaimakam könnte zum zweitenmal aufleben. Welche unmenſchliche, der orientaliſchen Kerker würdige Scene! Ich gebe ſie nicht für ſtrenge Wahrheit aus, aber in Teheran erzählte man ſie ſo, und auch dies iſt ſchon genug!

So endigte das Leben des berüchtigten Mirſa Abul Kaſſim, vor deſſen Namen ganz Perſien zitterte. Am nächſten Tage wurden durch ganz Perſien ein Ferman des Schahs verbreitet, in welchem es hieß, daß der Kaimakam „ſeine Entlaſſung erhalten habe.“ Sein Plan ſoll geweſen ſeyn, den Schah tödten und ſeinen minderjährigen Sohn der Form wegen als Herrſcher von Iran ausrufen zu laſſen, ſelbſt aber unter ſeinem Namen zu regieren. Das Gerücht fügte noch hinzu, daß er die Abſicht gehabt habe, mit der Zeit die ganze Dynaſtie der Kadſcharen auszurotten und alsdann ſelbſt als regierender Schah aufzutreten.

Die Nachricht von der Gefangennehmung und dem Tode des Kaimakams verbreitete ſich ſchnell über ganz Perſien. Alles war ſehr froh darüber und ſegnete die Weisheit des Schahs, einen ſo gefährlichen Mann geſtürzt zu haben. Seinen Kindern ließ man einen kleinen Theil der väterlichen Beſitzungen, verbannte ſie dorthin und ſtellte ſie unter polizeiliche Aufſicht. (b. A. Z.)

Nord-Amerika.

Die Urbewohner Nord-Amerika's.*)

Den meiſten Leſern dürften wohl die intereſſanten Nachrichten bekannt ſeyn, die uns von den hieroglyphiſchen Darſtellungen der Mexikaner gegeben worden ſind. Man hat dieſe eigenthümliche Bilderſchrift für einen ſprechenden Beweis der älteren Civiliſation des Reiches Mexiko anſehen wollen. In Robertſon's „Geſchichte von Amerika“ befinden ſich genaue Darſtellungen der erwähnten Hieroglyphen; ſie gleichen auf eine merkwürdige Weiſe den rohen Zeichnungen, welche die Sioux und andere weſtliche Indianer auf der inneren Seite der Büffelfelle anbringen.

In dem Gebiete vom Atlantiſchen Meere bis an das Felſen-Gebirg und von den großen Seen bis zum Golfe von Mexiko wanderten zahlreiche Stämme, die durch keine beſtimmte Gränzen von einander geſchieden waren. Es iſt unmöglich, anzugeben, wie viele ſolcher Stämme um die Zeit der Entdeckung Nord-Amerika's exiſtirt haben mögen. Wir ſelbſt haben nicht weniger als 227 Namen verſchiedener Stämme, die man in älteren Erzählungen und Geſchichten findet, geſammelt.

Ob alle dieſe Indianer gemeinſamer Abſtammung ſind, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage; denn bis auf den heutigen Tag beſitzen wir von ihren Sprachen nur unvollkommene Kenntniſſe, und wir ſtehen daher noch nicht auf dem wahren Standpunkte zur Beurtheilung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes. Viele dieſer Stämme ſind ohne Zweifel unter einander verwandt; aber ein Verſuch, ſie alle auf eine und dieſelbe Urſprache zurückzuführen, wäre doch ſehr gewagt. Franzöſiſche Schriftſteller haben drei Hauptſtämme angenommen: die Huron oder Wyandots, die Algonquins und die Sioux; und wirklich gehören noch die meiſten heutigen Stämme dieſen drei Nationen an. So viel wir aber bis jetzt zu beurtheilen im Stande ſind, reden die ſüdlichen Stämme drei Urſprachen; die eine wird von den Choctaw's und Chickaſaw's, die andere von den Creek's oder Muskogie's, und die dritte von den Cherokie's geſprochen. Weſtlich vom Miſſiſſippi ſcheinen vier Stammſprachen zu herrſchen. Es iſt aber keinesweges ausgemacht, daß alle dieſe großen Sprach-Familien weſentlich von einander verſchieden ſeyen; künftige Unterſuchungen werden vielleicht noch unentdeckte Aehnlichkeiten darthun und auf ein gemeinſames Band der Verwandtſchaft hinweiſen.

Jedem Reiſenden, der einmal Indianer geſehen hat, muß es auffallen, daß die phyſiſchen Merkmale, welche ſie von den übrigen Völker-Raçen unſerer Erde unterſcheiden, bei allen dieſen Stämmen im Weſentlichen übereinſtimmen. Der Geſichts-Winkel iſt derſelbe, und eben dies gilt von der Farbe, der Statur (im Allgemeinen), der Form des Geſichts u. ſ. w. Wie läßt ſich nun eine ſo auffallende Einheit der Form mit der erwähnten nicht minder auffallenden Verſchiedenheit der Sprachen in Einklang bringen? Wir meinen hier allerdings nur Verſchiedenheit des Sprach-Materials, denn ein gleiches Prinzip der Conſtruction herrſcht durch alle. Nehmen wir an, daß die Wörter ſolcher Sprachen, welche nicht geſchrieben werden, leicht ungeheure Metamorphoſen erleiden, während das Prinzip, nach welchem die Begriffe ſich bilden und mit einander verbinden, unerſchüttert bleibt, ſo haben wir Etwas zu Gunſten der Hypotheſe von einer gemeinſamen Abſtammung. Dagegen ſcheint wieder der Umſtand damit in Widerſpruch, daß einige der erwähnten von Grund aus verſchiedenen Sprachen ſchon ſeit Jahrhunderten von Völkern geſprochen werden, die einander ſehr benachbart und obendrein befreundet ſind.

Die verſchiedenen Verwandtſchafts-Namen, welche ſich die Indianer-Stämme beilegen, verdienen vielleicht Beachtung, obſchon man keine große Folgerungen daraus machen kann. So z. B. nennen die Wyandot's ſich ſelber den Onkel, die Delawaren aber den Großvater aller anderen Stämme. Die Delawaren erkennen ſich als Neffen der Wyandot's; und doch reden beide Nationen zwei verſchiedene Sprachen, die kein Wort mit einander gemein zu haben ſcheinen.

Einige Indianiſche Sagen deuten auf einen öſtlichen, andere auf einen weſtlichen Urſprung hin; aber die meiſten Stämme behaupten, ihre Vorfahren ſeyen dem Boden entſtiegen, den ſie bewohnen. Vielleicht enthält ihre ganze Sagengeſchichte kein einziges beglaubigtes Faktum, das nur 50 Jahre vor den erſten Europäiſchen Niederlaſſungen ſich ereignet hätte. Das Andenken an wichtige Begebenheiten wird bekanntlich durch Gürtel (Wampum's), ähnlich den Roſenkränzen, aufbewahrt; die Kugeln derſelben werden verſchiedentlich bemalt und ſo eingerichtet, daß ſie mit den Gegenſtänden, welche ſie darſtellen ſollen, eine entfernte Aehnlichkeit erhalten. Vor Allem pflegte man öffentliche Reden, Verhandlungen und Traktate in dieſen Wampum's zu verewigen. Derjenige, welcher die Wampum's in ſeiner Verwahrung hatte, mußte den Inhalt von Zeit zu Zeit öffentlich vorleſen.

Wie weit der Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Stämmen ſich erſtreckte, kann nicht ausgemittelt werden. Man hat Grund, zu glauben, daß die ſiegreichen Irokeſen ihre Waffen bis Mexiko trugen. Herr Stickney, ein verſtändiger und mit den Indianern ſehr vertrauter Reiſender, hat einen ſehr alten Gürtel bei den Wyandot's geſehen, der von einem großen Indianiſchen Volke im Südweſten herrühren ſollte. Er vermuthet mit Grund, daß dieſer Gürtel um die Zeit der Landung des Cortez von dem Kaiſer des Reiches Mexiko an die Wyandot's geſchickt worden ſey; denn es verkündet die Ankunft eines Geſchöpfes, welches die Mitte halte zwiſchen Menſch und Pferd, und dem Blitz und Donner zu Gebote ſtänden. Ohne Zweifel ſollten die Empfänger des Gürtels vor dieſem Ungeheuer gewarnt werden.

Es iſt ſchmerzlich, das allmälige Erlöſchen dieſer einſt mächtigen Stämme gleichſam mit anſehen zu müſſen. Schon nach wenigen Jahrhunderten wird es, ſtatt der Indianer, nur noch ein unbedeutendes Baſtard-Geſchlecht geben; es ſey denn, daß es ihnen gelänge, in irgend einer bis jetzt unbewohnten Gegend des großen Kontinents ihre Trümmer zuſammenzuziehen und Ein Volk mit feſten Wohnſitzen zu bilden. Dieſe Idee ſcheint aber zu chimäriſch, obſchon Manche auch glauben, daß ſie ausführbar ſey.

*) Aus der bereits benutzten, vielfach intereſſanten History of the Indian Tribes of North-America.

Mannigfaltiges.

— Schiller Franzöſiſch. Eine neue Ueberſetzung des Wallenſtein, der bereits früher von Liadières, ſo wie von Benjamin Conſtant, aber ſehr mangelhaft, ins Franzöſiſche überſetzt worden, wird von Herrn Villenave angekündigt. Das diesjährige März-Heft der Revue-Germanique theilt von dieſer Arbeit als Probe die Ueberſetzung von „Wallenſtein's Lager“ mit, die in der That, trotz aller Schwierigkeiten des Originals, ſo gelungen iſt, daß man nur Gutes von dem Ganzen erwarten darf. Nicht minder rühmliche Erwähnung verdient die Ueberſetzung einer Auswahl Schiller'ſcher Gedichte, die kürzlich ein in Deutſchland lebender gründlicher Kenner des Franzöſiſchen, Herr C. Ph. Bonafont, herausgegeben hat.*) Wir finden hier zwanzig Schiller'ſche Gedichte geſchmackvoll wiedergegeben, und zwar ſind darunter das „Mädchen aus der Fremde“, das „Geheimniß“, die „Begegnung“, das „Lied von der Glocke“ und ſämmtliche Balladen, die allerdings mehr dem Geiſte der Franzöſiſchen Sprache und Poeſie zu entſprechen ſcheinen, als die philoſophiſchen Betrachtungen und die ſchwärmeriſchen Ideale des großen lyriſchen Dichters. Eine unſerer Mutterſprache dargebrachte Huldigung ſind folgende Bemerkungen des Ueberſetzers in der Vorrede: „Ein beſtändiges und auch wohl tief eingedrungenes Studium beider Sprachen hat mir die Ueberzeugung verſchafft, daß ſich im Allgemeinen die Deutſche Poeſie, die eben ſo reich an gewählten Ausdrücken, als an mannigfachen Wendungen iſt, in den beſchränkten Rahmen der Franzöſiſchen gar nicht einfügen läßt, ohne daß dabei die ſchönſten Gedanken zum Opfer gebracht und treffliche Bilder, ſo wie edle poetiſche Vergleiche, für die es der Franzöſiſchen Sprache ſogar an Ausdrücken fehlt, in den Schatten geſtellt werden. — Wenn es ſchon ſchwierig iſt, aus einer ſo reichen und unbeſchränkten Sprache, wie die Deutſche, in die Proſa einer anderen zu überſetzen, deren Phraſe direkter, umſchriebener und immer den ſtrengen Regeln einer oft nur zu einförmigen Conſtruction unterworfen iſt: um wie viel mehr vergrößern ſich dieſe Schwierigkeiten nicht erſt, wenn es ſich darum handelt, Vers um Vers die erhabene Poeſie einer an kühnen Wendungen überſprudelnden Sprache in ein Idiom zu übertragen, das weniger reich iſt und dem es oft an Worten gebricht, um den Geiſt des Originales ganz wiederzugeben!“

*) Poésies de Schiller, traduites de l'allemand; suivies d'autres essais poétiques par C. Ph. Bonafont. Stuttgart, Autenrieth, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 56. Berlin, Mittwoch den 10. Mai 1837.

Auſtralien.

Die Straf-Kolonieen in Neu-Süd-Wäles.

Nach Dr. J. D. Lang.*)

Dr. Lang tritt als der entſchiedenſte Verfechter des Deportations-Syſtems auf, jedoch unter der Vorausſetzung, daß die Koloniſirung der Auſtraliſchen Landſchaften durch freie Auswanderer beſtändig nebenher gehe. Unter dieſer Bedingung erklärt er die Deportation für ein weit vorzüglicheres Straf-Syſtem, als Einſperrung und Zwangsarbeit in der Heimath. Zwar geſteht er ſelbſt, daß der Verſuch während der letzten dreißig Jahre ganz und gar fehlgeſchlagen ſey, aber die Urſachen des Mißlingens liegen zu Tage und können beſeitigt werden. Zuerſt und hauptſächlich iſt die Zahl der freien Einwanderer im Verhältniſſe zu der Bevölkerung der Kolonie Neu-Süd-Wäles viel zu gering. Wie ſoll eine Geſellſchaft nicht in den verderbteſten Zuſtand gerathen, wo man auf einen freien Anſiedler ſieben verurtheilte Verbrecher zählen muß? Dazu kommt ein zweiter Uebelſtand: daß nämlich die Einfuhr und der Verbrauch geiſtiger Getränke von Jahr zu Jahr in erſchreckendem Verhältniſſe zunimmt. Drittens wird die Zucht und Disziplin in der Behandlung der Sträflinge nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke gehandhabt, ſondern verfällt zuſehends. Viertens wird den Sträflingen die Emancipation und in der Folge die Erwerbung eines Vermögens und eines gewiſſen Einfluſſes unter ihren Mitkoloniſten viel zu leicht gemacht. Fünftens endlich iſt die Deportation ſolcher Verbrecher, die daheim eine beſſere Erziehung und Bildung genoſſen haben, dem Gedeihen der Kolonie nicht förderlich, ſondern in hohem Grade ſchädlich. Für alle dieſe Punkte bringt der Verfaſſer thatſächliche Erläuterungen und Beweiſe bei, die leider keinen Zweifel an der Richtigkeit des Geſagten übrig laſſen.

I. Das Verhältniß der Freien zu den Sträflingen wie eins zu ſieben wäre an ſich ſchon traurig genug; denn dieſes ſchwache Siebentheil, wäre es auch untadelhaft, würde in der Mehrzahl verſchwinden und auf die Geſtaltung der Geſellſchaft wenig einwirken. Nun kommt leider dazu, daß auch die Mehrzahl der freien Einwanderer in ihrem Betragen und ihren ſittlichen Grundſätzen nichts weniger als muſterhaft iſt. „Unter den freien Einwanderern", ſagt unſer Verfaſſer, „befanden ſich 1536 unverheirathete Frauenzimmer, die zur Ueberfahrt mit Geld aus den Einkünften der Kolonie waren unterſtützt worden. Nun bedenke man, wie eine Geſellſchaft von Auswanderern in der Regel beſchaffen iſt, wie ſich das Beiſammenleben während der Ueberfahrt geſtaltet, welchen Verſuchungen ein ſchutzloſes Frauenzimmer unter dieſen Umſtänden ausgeſetzt iſt; man bedenke ferner, daß es doch in der Regel keine ſittliche und tugendhafte Frauenzimmer ſeyn können, die ſich auf ſo abenteuerliche Weiſe, ohne Aeltern, Bruder, Gatten oder andere natürliche Beſchützer, nach einem fremden Lande und vollends nach einer Verbrecher-Kolonie verſchiffen laſſen; dazu allerhand betrügeriſche Künſte und Praktiken von Seiten der Perſonen, die in England aus der Schiffsbefrachtung ein Geſchäft machen und welche bei dieſer Art Ausfuhr-Handel ihre gute Rechnung finden; — und dieſes Syſtem der ſogenannten female emigration ſeit einer ganzen Reihe von Jahren im Gange, obendrein unter Aufſicht eines ganz beſonderen in London beſtehenden Büreaus, das ſich eine Anſtalt zur Verbeſſerung der Auſtraliſchen Kolonieen nennt. Die Verbeſſerung iſt auch danach, und das ganze Syſtem hat nur dazu geführt, was Niemanden verwundern kann, die Summe der Immoralität und Verbrechen in der Kolonie Neu-Süd-Wäles zu einer bisher nie erhörten Höhe zu ſteigern."

An einem Beiſpiele kann der Leſer recht deutlich lernen, wie es bei dieſer Weiber-Einwanderung zugeht und wohin ſie führen muß. Zu Anfange Novembers 1834 langte zu Sydney das mit Frauenzimmern beladene Fahrzeug „David Scott" an; ſeine Papiere, in beſter Ordnung, beſagten, daß John Marſhall (ein Agent des oben erwähnten Verbeſſerungs-Büreaus) das Schiff mit Waaren für eigene Rechnung befrachtet habe. Der Verfaſſer erfuhr die näheren Umſtände durch einen rechtſchaffenen freien Einwanderer, der das Unglück hatte, die Reiſe nach der Kolonie als Kajüten-Paſſagier auf dieſem Schiffe mitzumachen. Sechzig unter dieſen Frauenzimmern waren feile Dirnen der gemeinſten Art, darunter vierzig ſo durch und durch verdorben und zuchtlos, daß jener Mann verſicherte, in ganz England wären ſchwerlich noch ihres Gleichen zu finden. Das Geſindel trotzte der Autorität des Capitains, und während der ganzen Ueberfahrt war das Schiff ein Schauplatz der ärgſten Zügelloſigkeit. Kurz zuvor war ein anderes Schiff, der „Layton", in der Kolonie angelangt, mit dem es eine ähnliche Bewandtniß hatte; ja, manches ehrliche Frauenzimmer war durch die ſchlechte Geſellſchaft, worein ſie gerathen, während der Ueberfahrt verdorben worden, und in dem Augenblick, wo ſie in der Kolonie ankamen, bereits unverbeſſerlich. Ein Jahr ſpäter, Ende November 1835, kam das Fahrzeug „Canton", und es hieß anfangs, dies führe eine beſſere Ladung; aber kaum waren drei Tage ſeit der Landung in Sidney vergangen, ſo ſtellte es ſich ſchon heraus, daß vierzig von den mitgebrachten Frauenzimmern ihren Aufenthalt in berüchtigten Häuſern der Kolonial-Hauptſtadt genommen hatten.

Die Verſchlechterung des ſittlichen Zuſtandes in der Stadt Sidney und in der ganzen Kolonie macht dafür auch reißende Fortſchritte, und ſeit drei oder vier Jahren geſtaltet ſich der Zuſtand wahrhaft abſchreckend. In den Straßen von Sidney treiben ſich Tag und Nacht die verworfenen Geſchöpfe umher, deren Ueberfahrt aus den Einkünften der Kolonie beſtritten worden iſt. Der Verfaſſer hatte früher zehn Jahre in der Kolonie gelebt, und nie war ihm dergleichen vorgekommen. Wie ſittenverderbend ein ſolches Schauſpiel auf die Jugend in der Kolonie wirken muß, läßt ſich leicht denken, und es gilt hier, wie überall, daß ein verdorbenes Weib, in die Geſellſchaft geworfen, tauſendmal mehr Schaden thut, als ein halb Dutzend nichtsnutziger Männer. Die ganze Summe von Verderben, von Lüderlichkeit, von Störung des Friedens und Untergrabung der Wohlfahrt in vielen achtbaren Koloniſten-Familien, kurz die Summe des Unglücks, welches durch dieſes eben ſo unkluge als ſchändliche Deportations-Syſtem angerichtet worden, läßt ſich gar nicht berechnen. Wir wollen nur anführen, daß im ganzen Jahre 1833 nur gegen ſechs frei eingewanderte Perſonen in der Kolonie Gefängnißſtrafe erkannt worden iſt, wogegen vom Januar bis Ende Auguſt 1835 neunzig Perſonen derſelben Klaſſe zu Sidney eingeſperrt worden ſind. Die meiſten darunter waren eben eingewanderte Frauenzimmer. Das erſte Schiff mit ſolchen war gegen Ende des Jahres 1833 von London nach Neu-Süd-Wäles gekommen.

Die Bevölkerung der Kolonie gehört jetzt gewiß zu den verderbteſten, die es auf Erden giebt. Um ſie zu beſſern, wäre vor allen Dingen eine zahlreiche Einwanderung rechtſchaffener und wohlgeſitteter Familien nothwendig; nächſtdem aber eine wirkſame Polizei und Disziplin, und eine ſolche Strenge der Straf-Geſetze, die bei jedem anderen Zuſtande der Geſellſchaft für tyranniſch gelten müßte, hier aber einzig heilſam iſt. (Schluß folgt.)

*) Transportation and colonization or the causes of the comparative failure of the transportation system in the Australian Colonies. By John Dunmore Lang, D. D. — London, 1837.

Frankreich.

Geſchichte und gegenwärtiger Standpunkt der Zoologie.

(Schluß.)

Konrad Gesner aus Zürich, Zeitgenoſſe Wotton's und des Lonicerus, iſt zwar ebenfalls Kompilator, und zwar hat er mehr als alle Andere kompilirt, aber er iſt zugleich ein wohlunterrichteter Beobachter und ein gelehrter Kommentator. Der Titel eines Wiederherſtellers der Naturgeſchichte, den die ſpätere Zeit dieſem gelehrten und ſcharfſinnigen Manne beigelegt hat, iſt nur der gerechte Ausdruck der wichtigen Dienſte, die er der Wiſſenſchaft geleiſtet hat. Wir geſtehen, daß wir niemals die Geduld gehabt haben, das ungeheure Werk ganz durchzuleſen, welches Gesner die Geduld hatte, auszuarbeiten, obgleich wir uns ſchmeicheln dürfen, daß kein neuerer Zoologe mehr als wir ſich in Studien hineingearbeitet, die zu einer Epoche faſt unmöglich ſind, wo die Naturgeſchichte mehr Bücher aufzuweiſen hat, als man Bücher-Seiten aufweiſen konnte zur Zeit des Naturforſchers von Zürich. Hat aber Gesner auch keine Leſer mehr, ſo wird er doch noch jeden Tag um Rath gefragt und wird es immer werden; und die ihn um Rath fragen, werden es mit großem Nutzen für ſich und mit gleicher Bewunderung für ihn thun. Seine große Geſchichte der Thiere, deſſen verſchiedene Theile von den Jahren 1551 bis 1587 erſchienen ſind, iſt nicht eine bloße Abhandlung, ſondern vielmehr eine vollſtändige zoologiſche Bibliothek. Alles, was man damals vom Thierreiche wußte, alle Beobachtung, welche das Alterthum und das Mittelalter überliefert haben, findet ſich dort treu niedergelegt, methodiſch geordnet und, was mehr ſagen will, vermehrt durch eine Anzahl von Thatſachen, die durch Gesner ſelbſt mit vielem Talente beobachtet ſind. Dieſes Werk enthält demnach überſichtlich alle die vorhergehenden Werke und vervollſtändigt ſie durch die erſten Reſultate der neueren Wiſſenſchaft. In Gesner ſchließt ſich die Epoche der Compilation und eröffnet ſich die der Beobachtung. Dieſer doppelte Charakter, welcher in ſo deutlichen Zügen den

Digitized by Google

Uebergang der einen Epoche in die andere bezeichnet, findet ſich auch in den Werken Rondelet's und Belon's. Dieſe beiden berühmten Zeitgenoſſen Gesner's kündigen ſich überall, gleich ihm, als tüchtige Kenner ſowohl der unmittelbaren Natur ſelbſt als der Bücher der Alten an. Sie beobachten die erſte mit Geiſt und kommentiren die anderen mit Scharfſinn; durch ihre vereinten Anſtrengungen und die des Salviani wurde einer der wichtigſten und ſchwierigſten Zweige der Zoologie, die Geſchichte der Fiſche, ſehr ausgebildet. Doch dieſes Verdienſt, auf das die erſten Beiden gleiche Rechte haben, iſt nicht das einzige, für welches die Nachwelt ihnen Dank ſchuldig iſt. Rondelet war es vorbehalten, in ſeiner Ichthyologie durch richtige und ſcharfſinnige Vergleichungen eine rationelle Claſſification vorbereitet, ja ſogar Anfänge zu ihrer Entwerfung gemacht zu haben. Belon, der nach unſerer Meinung noch höher als Rondelet ſteht, öffnet der Wiſſenſchaft zwei neue Wege. Als Reiſender in Italien, Griechenland und im Orient, zeigt er ſich überall als einen ſcharfſinnigen Beobachter, und er allein hat dem allgemeinen Schoße von Kenntniſſen mehr Reichthümer zugeführt, als alle ſeine Vorgänger von altersher und als alle ſeine Zeitgenoſſen. Als kühner Denker wagt er's zum erſten Male an der Spitze ſeines Werkes über die Vögel das Skelett eines Vogels mit dem eines Menſchen zu vergleichen und durch die gemeinſchaftlichen Zeichen von dem einen auf das andere zu ſchließen; ein Gedanke von unermeßlicher Bedeutung und von unbegreiflicher Kühnheit für dieſe entfernte Epoche, der Belon die Ehre erwarb, der Erſte zu ſeyn, welcher die Einheit der organiſchen Bildung gezeigt, ſo wie Ariſtoteles den Ruhm hat, ſie zuerſt theoretiſch aufgefaßt zu haben. Das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts und das ſiebzehnte liefern uns noch mehrere berühmte Namen; aber darunter ſind mehrere, ſo wie Ulyſſes, Aldrovande und Jonſton, welche wieder nur Compilationen zu Tage gefördert haben. Das Werk Gesner's diente dem Aldrovande zum Texte, und das des Aldrovande wurde wieder von Jonſton zu Grunde gelegt; eine Art von Metempſychoſe derſelben Ideen und derſelben Thatſachen, deren einziges Reſultat nur darin beſtand, daß jeder Neue einige neue Irrthümer hinzufügte.

John Ray (nicht zu verwechſeln mit einem anderen Zoologen Auguſt Ray), deſſen Arbeiten der zweiten Hälfte des ſiebzehntem Jahrhunderts angehören, iſt einer jener Geiſter, welche zwiſchen den zwei vor unſeren Blicken geöffneten Wegen, der Vergangenheit und der Zukunft, ohne Zaudern den zweiten wählen und ſich ſeiner kühn und gewandt bemächtigen. Die Zoologie verdankt Ray eine jener Hauptvollkommenheiten, welche hinreichen, eine Epoche zu charakteriſiren, die Veranſtaltung der regelmäßigen und rationellen Claſſificationen für mehrere Klaſſen des Thierreiches; Claſſificationen, die ſo merkwürdig ſind, daß ſie lange Zeit bei den Engländern zur Richtſchnur dienten, und mehrere Eintheilungen, die durch Ray angezeigt wurden, haben heute noch ihre Geltung in der Wiſſenſchaft. Sey es nun durch ſich ſelbſt, ſey es durch ſeinen Schüler und Freund Willoughby, deſſen Werke er vervollſtändigt und herausgegeben hat, ſo hat Ray das doppelte Verdienſt, die Wiſſenſchaft mit neuen Thatſachen bereichert und durch die Claſſification des ſchon Bekannten den Unterſuchungen künftiger Forſcher die Bahn leichter gemacht zu haben. England hat die Ehre, in ihm dem Vorläufer Linné's die Entſtehung gegeben zu haben.

In dieſer denkwürdigen Epoche, während welcher Ray verſuchte, das Ganze der Zoologie zu ordnen, vervollkommneten ſich auch andere Fortſchritte. Claude Perrault, der berühmte Urheber der Kolonnade des Louvre, und Duverney gründeten, wenn wir auch nicht zu ſagen den Muth haben, die vergleichende Anatomie, denn ihre Beſchreibungen ſind niemals vergleichend, doch wenigſtens die zoologiſche Anatomie. Zwei Holländer, deren Namen in der Wiſſenſchaft unvergeſſen bleiben werden, Leuwenhoeck und Hartſoeker, thaten in dem Bereiche derſelben einen Fortſchritt, deſſen Bedeutſamkeit noch heute unermeßlich iſt.

Bis zum ſiebzehnten Jahrhundert und ſelbſt während eines großen Theils deſſelben haben die Zoologen ihre Studien nur auf große Thiere beſchränkt. Man hat nicht bloß alle jene kleinen Weſen, deren unermeßliche Menge die unteren Klaſſen erfüllt, ununterſucht gelaſſen, ſondern es beſtand ſeit langer Zeit unter den Zoologen gleichſam eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, die Kenntniß derſelben für unnütz zu erklären. Und wie ſollte man auch in damaliger Zeit in das Geheimniß ihrer Organiſation eindringen? Man hat ſogar bei den großen Thieren nur bei ſeltenen Gelegenheiten daran gedacht, ſie zu anatomiren. William Harvey, der nicht nur wegen ſeiner ſchönen Arbeiten über die Erzeugung als wegen ſeiner glänzenden Entdeckung von der Circulation des Blutes unſterblich zu ſeyn verdient, und einige andere ausgezeichnete Aerzte verſchiedener Länder ſind faſt die Einzigen, welche in der Analyſe der Organe die Auflöſung jener Probleme ſuchten, die nie durch eine oberflächliche Anſchauung gelöſt werden können. Alle kleine Thiere und alles das, was an großen Thieren klein iſt, blieben auf dieſe Weiſe mit wenigen Ausnahmen von der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung ausgeſchloſſen, als wäre die materielle Größe eines Gegenſtandes der richtige Maßſtab für ſein Intereſſe.

Eine ganze Revolution brachte Leuwenhoeck zuerſt und darauf Hartſoeker durch die Erfindung oder vielmehr Verbeſſerung des Mikroſkops hervor. Sie riefen alle Beobachter von jetzt an nicht nur zum Studium der kleinen Weſen, ſondern ſelbſt zur Unterſuchung jener unſichtbaren Welt, deren Daſeyn kaum der Menſch bis jetzt gekannt hatte.

In dem Augenblicke, als die erſten gewonnenen Ergebniſſe angekündigt wurden, theilten ſich, wie es nach allen großen Entdeckungen zu geben pflegt, die Naturforſcher in zwei Kriegslager, in Verehrer der Vergangenheit und Verehrer der Zukunft, wovon die Erſteren ſich beeilten, alle jene Fortſchritte zu leugnen, welche die Anderen mit Beifall überhäuften und an denen ſie Theil zu nehmen ſtrebten. Aber die neidiſche und retrograde Oppoſition mußte ſehr bald vor Thatſachen fallen, die Jedermann ſehen konnte, ſobald er ſie nur ſehen wollte. Die Anwendung des Mikroſkops auf die Zoologie war erſt wenige Jahre alt, als man ſchon Leuwenhoeck und Hartſoeker und einigen Anderen die Entdeckung einer großen Menge von Infuſorien, Malpighi eine große Anzahl von Beobachtungen in der Anatomie und Phyſiologie und Swammerdam endlich die Kenntniß der Organiſation und die Metamorphoſe der Inſekten, wodurch der Grund zur Entomologie gelegt wurde, zu verdanken hatte.

Mit der denkwürdigen Epoche Ray's, Leuwenhoeck's, Hartſoeker's, Swammerdam's und der wenigen anderen Trefflichen aus ihrer Zeit beginnt die zweite Periode der Zoologie. Alle Charaktere, die wir oben dieſer Periode zugeſchrieben haben, ſtellen ſich ſcharf ausgeprägt in den Werken Leuwenhoeck's, Hartſoeker's und beſonders Swammerdam's heraus und ſchimmern ſchon, wenn auch noch nicht völlig klar, bei Ray hervor.

Im achtzehnten Jahrhundert fängt die ſtrenge Analyſe an, der vorherrſchende Charakter zu werden, der ſich tiefer mit jedem Jahre in den Werken der großen Zoologen abdruckt. Die Vorſchriften Baco's werden endlich verſtanden; man glaubt den Alten nicht mehr aufs Wort, denn man hat ſie zu oft ſchon auf friſcher That bei einem Irrthum ertappt. Die Analyſe wollte ſelbſt ſehen, durch ſich ſelbſt beſtätigen oder verwerfen, und ihr Kampf gegen die herkömmlichen Meinungen war nur eine Abart jenes großen, das 17te und 18te Jahrhundert hindurch geführten Kampfes der ſkeptiſchen Philoſophie gegen die Tradition. In derſelben Zeit begann auch das Streben nach mehrfacher Abtheilung der Wiſſenſchaft, da nicht nur das Weſen der Analyſe dahin führte, ſondern auch die großen Bereicherungen der Zoologie durch die weiten Reiſen von Belon, Bontius, Marcgraaf, Hernandez, Piſon und vielen Anderen es nothwendig machten.

Das 18te Jahrhundert, das unter dem Einfluſſe ſolcher neuen Ideen begonnen hatte, ließ Großes erwarten. Alle vorhergehende Jahrhunderte haben nur den einen wahrhaft bewundernswerthen Zoologen Ariſtoteles hervorgebracht; das 18te Jahrhundert ſchenkte der Welt Buffon und Linné. Die Vorſehung, der es ſonſt gewöhnlich gefällt, zwei große Geiſter in weiter Entfernung auf einander folgen zu laſſen, machte zum Glück für das Menſchengeſchlecht diesmal eine glänzende Ausnahme.

Wir wollen hier nicht die vergebliche Frage aufs Tapet bringen, wer von den beiden Großen der größere war; für Geiſter, die ſo hoch über uns ſtehen, fehlt uns der Vergleichungspunkt, und wir können kaum den abſoluten Werth der von ihnen der Wiſſenſchaft geleiſteten Dienſte genau ſchätzen, da wir nur in die Vergangenheit und die Gegenwart ſehen, die Ideen dieſer Männer aber auch der Zukunft angehören. Sie ſind nicht von der Art, daß man ſie hinter ſich zurückläßt, weiter vorwärts geht und ſich dann und wann umſieht, ſie zu bewundern; nein, das, was wir von Ariſtoteles behaupteten, müſſen wir noch mit viel ſtärkeren Gründen von Buffon und Linné behaupten; Beide ſind noch heute neu und progreſſiv. Hat man auch nach ihnen die neuen Thatſachen hundertfach vermehrt, ſo haben wir doch bei weitem noch nicht das Ende jener Bahnen erreicht, die ſie uns geöffnet haben, und noch lange werden die Folgen nicht erſchöpft ſeyn, die ihrem Genie unverſiegbar entquellen.

Linné und Buffon ſind in einem und demſelben Jahre, nur vier Monate aus einander, geboren; Linné im Mai, Buffon im September 1707. Dieſe Identität der Geburtsjahre, die gewaltige Größe der beiden Geiſter und die Bedeutſamkeit ihrer der Naturgeſchichte geleiſteten Dienſte ſind die einzigen realen Aehnlichkeiten zwiſchen Beiden. Linné iſt von armen Aeltern in einem elenden Dörfchen des damals unter Karl XII. kriegeriſchen und verwilderten Schweden geboren; Buffon im Schoße einer reichen und edlen Familie in dem Frankreich, welches Ludwig XIV. ſo groß gemacht und verfeinert hatte. Linné, welcher Lehrling bei einem Schuhmacher war, mußte lange und ſchmerzvoll gegen die Verſuchungen des Mißgeſchicks ankämpfen, während Buffon die Verſuchungen des Glückes zu bekämpfen hatte und aller Feſtigkeit des Willens bedurfte, den Verführungen zu widerſtehen, die ihm die privilegirte Weichlichkeit und der Müßiggang ſeines Standes in der Nähe zeigten. Die intellektuellen Neigungen Beider waren vielleicht noch ungleicher, als die Verhältniſſe von Außen, in deren Mitte ſie jene Neigungen entfalten ſollten. Linné war ein Mann, der eben ſo voller Ausdauer und Scharfſinn bei der Erforſchung der Thatſachen, wie geiſtvoll in ihrer Zuſammenſtellung war. Er war beſtimmt, man kann ſagen ſtreng in der Expoſition, und ſuchte keine andere Eleganz als die, welche der Einfachheit der Gegenſtände und der Größe des Gedankens angemeſſen war; mehr vorſichtig als kühn in ſeinen Schlüſſen, baute er keine Stufe weiter, als bis die zu verlaſſende auf unerſchütterlichen Grundlagen von Thatſachen und Vernunft feſtgemauert ſtand, und ſo gewandt er auch war, höchſt wahrſcheinliche Hypotheſen aufzuſtellen, ſo hielt er ſie doch nicht, wie es in unſeren Tagen zu geben pflegt, für erwieſene Wahrheiten. Buffon war ſcharfſinnig und geiſtvoll wie Linné, aber der feurige Franzoſe war kühner als der bedächtige Nordländer. Er vernachläſſigte es oft, neue Thatſachen zu ſammeln, aber er erfaßte die Konſequenzen aller vorhandenen und baute auf eine ſcheinbar zerbrechliche Baſis ein Rieſengebäude, deſſen ungeheuren Plan nur er und die Nachwelt verſtanden. Während er aber die techniſchen Details und ſyſtematiſchen Eintheilungen verſchmähte, weil er über ihnen ſchwebte, kam er durch einen glücklichen Widerſpruch mit ſich ſelbſt dahin, daß er bald ſelber eine methodiſche Claſſification anordnete, die allen zum Muſter dienen kann; er verirrt ſich bisweilen in unbekannten Regionen, wohin er ſich ohne Führer gewagt hatte, aber aus ſeinen Irrwegen ſelbſt weiß er nützliche Wahrheiten zu ziehen; leidenſchaftlich begeiſtert für alles Schöne und Erhabene, ſchaut er das große Gemälde der Natur in ſeinem harmoniſchen Ganzen an und wählt, um es zu kopiren, Farben der Eloquenz, wie ſie noch Keiner zu miſchen verſtand. Linné iſt ein Typus der menſchlichen Intelligenz, in welcher ſich Syntheſis und Analyſis gegenſeitig ergänzen; Buffon iſt der Mann der Syntheſis, mit der er Alles anfängt, ohne zu beendigen, mit der er die Gränzen überlieferter Dogmen durchbricht, um ſich, wie der

Digitized by Google

Eroberer mit dem Schwerte, durch ſein Genie neue Reiche in Gegenwart und Zukunft zu erobern.

Die Werke Linné's ſind lebhaſt bewundert worden, wir dürfen hinzuſetzen, zu ſehr bewundert worden, denn die Bewunderung ſteigerte ſich oft bis zum Fanatismus und bis zur Ungerechtigkeit gegen Buffon; aber weder alle Bewunderer, noch die in der Bewunderung Gemäßigteren haben das von Linné ganz vollendete Werk genau befragt. Die neue grandioſe Auffaſſung eines allgemeinen und methodiſchen Katalogs aller Erzeugniſſe der Natur, ſeine die Verſuche Ray's ſo weit hinter ſich laſſende Ausführung, ſeine merkwürdige Erfindung des Binar-Syſtems, wodurch Einheit und Gleichförmigkeit in alle Theile der Naturwiſſenſchaften gebracht worden, kurz, ſeine neuen Grundſätze und Formen, ſo wie ſeine Kunſtſprache brachten in der Zoologie ſowohl als in der Botanik eine heilſame Umwälzung hervor und machten alle Naturforſcher der Welt, Buffon und noch Wenige ausgenommen, zu Schülern und Verehrern Linné's. Unabhängig von ſeinen anderen an den fruchtbarſten Anſichten über Zoologie ſo reichen Werken iſt noch ein beſonderes Verdienſt in dem Systema naturae hervorzuheben. Das botaniſche Syſtem Linné's, welches auf eine der herrlichſten Entdeckungen in der Phyſiologie des Pflanzenreichs gegründet iſt, erregte bei ſeinem Eintritt in die Literatur einen Enthuſiasmus, der ſo groß war, daß Niemand darüber wahrnahm, vielleicht Linné ſelbſt nicht, auf welcher Verſchiedenheit der Prinzipien ſeine Claſſification der Botanik und ſeine Claſſification der Zoologie ruhen. Die erſte iſt ein ſcharfſinniges Syſtem, das jedem richtigſehenden Auge vom Anfang an einleuchten mußte, das aber wegen ſeiner Künſtlichkeit und Unzulänglichkeit keine bleibende Exiſtenz in der Wiſſenſchaft behaupten konnte; die zoologiſche Claſſification hingegen ruht auf der Vereinigung der organiſchen Differenzen der Weſen, welche durch einen tiefen Gedanken, die Unterordnung der Charaktere, bewirkt wird. Dieſer Gedanke ging nicht nur beim ſchnellen Wechſel der wiſſenſchaftlichen Syſteme unſerer Zeit nicht unter, ſondern er wurde vielmehr durch ſpätere Unterſuchungen beſtätigt und vervollkommnet. Das 18te Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als ſchon Bernard de Juſſieu im Gedanken und Laurent de Juſſieu in der Wirklichkeit die Linnéſche künſtliche Methode bei der Claſſification der Pflanzen durch die natürliche Methode verdrängten; wogegen alle Bemühungen Cuvier's und ſeiner Schule nicht dahin gingen, die zoologiſche Methode Linné's umzuſtoßen, ſondern ſie vielmehr weiterzuführen, zu berichtigen und zu ergänzen. Die Zuſammenſtellung der Gruppen beſteht größtentheils noch ſo, und zwar viele noch mit denſelben Kunſtnamen, wie ſie von Linné ausgegangen iſt. Wir wollen zu dieſem Zwecke ein Beiſpiel anführen, welches wir an einem anderen Orte (im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Artikel Mammalogie) gegeben haben, und das gewiß für die Aufmerkſamkeit aller Zoologen der Beachtung werth iſt. Man weiß, daß die Claſſification der Säugethiere, welche jetzt von allen Naturforſchern angenommen iſt, ihre Entſtehung den Herren Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire im Jahre 1797 zu verdanken hatte. Die tiefe und ausgebreitete Kenntniß der beiden Gelehrten brachte dieſe Claſſification gleich Anfangs zu einem hohen Grade von Vollkommenheit; dennoch hielt man ſie ſtets der Verbeſſerung fähig, und Cuvier unternahm verſchiedene Modificationen, bis ſie 1818 in ihrer definitiven Geſtalt erſchien. Nun begleite man einmal Cuvier bei ſeinen auf einander folgenden Verbeſſerungsverſuchen; man wird finden, daß jeder von ihm gethane Schritt, weiterzukommen, nur ein Schritt näher zu Linné war, und daß die Grundlagen ſeiner Claſſification von dem Genie des großen Schweden gelegt worden ſind.

Die Nachwelt wie die Zeitgenoſſen haben ihre Vorurtheile, ihre Vorliebe und ihre Ungerechtigkeiten; ſo wie beide gegen Linné ungerecht waren, ſo ſind ſie es gegen Buffon bis jetzt. Einige Zeilen von Göthe, kurz vor dem Untergange dieſer Germaniſchen Sonne, und ein vor kurzem erſchienener Aufſatz von Herrn Geoffroy Saint-Hilaire (in der Encyclopédie nouvelle von Leroux und Reynaud, Art. Buffon) ſind vielleicht die einzigen billigen Urtheile über Buffon. Man hat über den eloquenten Literaten in ihm den tiefen Denker vergeſſen. Alle geſtehen, daß Buffon die beſte, faſt die einzige Geſchichte der Säugethiere und der Vögel gegeben, daß er durch die Poeſie und den Reichthum ſeines Vortrags Tauſende für die Naturgeſchichte gewonnen habe, die vielleicht ohne ihn nie zur Naturkunde geführt worden wären, und daß aus der vergrößerten Zahl der Kundigen nothwendig Forſcher hervorgingen, welche die Wiſſenſchaft zur jetzigen Höhe gebracht haben; dieſe Anerkennung reicht freilich hin, Buffon unſterblich zu machen, aber ſie reicht nicht hin, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Gewalt der erfindenden Kraft offenbart ſich da am meiſten, der Geſichtskreis zeigt ſich da am weiteſten ausgedehnt, wenn Buffon aus den geringen Elementen um ſich her die Hauptgeſetze für die geographiſche Eintheilung der Weſen ableitet, oder beſſer, erräth; wenn er den verſchiedenen Harmonien und den Kontraſten der geſchaffenen Dinge auf den Grund kömmt; wenn er ſich zu jenen Wahrheiten erhebt, die kaum der Demonſtration zugänglich ſind und die nur der Zukunft der Zoologie völlig klar ſeyn werden.

Linné und Buffon ſcheinen durch die Unermeßlichkeit ihrer Leiſtungen die einzigen Träger der Geſchichte der Zoologie des ganzen 18ten Jahrhunderts zu ſeyn; dennoch kann man mit Wahrheit behaupten, daß dieſes Jahrhundert ein großes für die Zoologie genannt werden müßte, hätten auch die beiden Lumina nicht exiſtirt. Wir erinnern nur an Fabricius, den zweiten Schöpfer der Entomologie; an Otto Friedrich Müller, der für die Infuſorien das, was Fabricius für die Inſekten war; an den ſcharfſinnigen Beobachter Trembley, deſſen Experimente ein Gegenſtand des Staunens der ganzen Welt geworden; an Peyſſonnel, der, nach dem Vorgange Rumph's, in den ſchönen Meerblumen, Korallen genannt, thieriſches Leben entdeckte; an Réaumur, der die tiefſten Geheimniſſe im Leben der Inſekten durch Scharfblick und ſeltene Ausdauer erforſchte; an Degeer, wohl werth, an der Seite Réaumur's genannt zu werden; an Spallanzani, den kühnen, aber geſchickten Experimentator; an Camper, den Cuvier mit Recht ein anatomiſches Genie nannte; an Haller, der, obgleich ſeine Phyſiologie dem menſchlichen Körper gewidmet iſt, doch immer für die Kenntniß der Thiere die ſchönſten Dienſte leiſtete; an Daubenton, den fleißigen Mitarbeiter Buffon's, dem Buffon einen großen Theil ſeines Ruhmes verdankt; an Lyonnet, das Wunder der Beharrlichkeit und Feinheit; an Vicq-d'Azyr und vor Allen an Pallas, den viele Zoologen im Angeſichte Buffon's und Linné's beinahe für den erſten Naturforſcher des 18ten Jahrhunderts erklären wollten, und endlich an Karl Bonnet, der ſcharfblickend wie Trembley und Réaumur und tief und kühn faſt wie Buffon war.

Wir ſind jetzt an der neuen Aera der Zoologie, die nur wenige Jahre vor unſerem Jahrhundert beginnt. Sie fand den Weg nach allen Richtungen gebahnt, kein Zweig der Naturkunde des Thierreichs war ihr vom 18ten Jahrhunderte ungepflegt überliefert worden. Für die ſyſtematiſche Zoologie waren Linné, Pallas, Fabricius, Müller die Vorläufer; für das Studium der Organiſation Daubenton, Vicq-d'Azyr, Camper, Lyonnet; für die Beobachtung der Gewohnheiten und Eigenſchaften der Thiere Bonnet, Buffon, Réaumur, Pallas; für die allgemeine Zoologie Buffon, Linné, Bonnet und wieder der in der Naturwelt allgegenwärtige Pallas. Nur zwei Branchen ſind ganz das Eigenthum und der Stolz unſeres Jahrhunderts: die Zoologie der Foſſilien und die Philoſophie der Zoologie und Anatomie; doch hat für letztere ſchon Buffon im Allgemeinen und Vicq-d'Azyr beſonders Manches gethan, und für die großen foſſilen Knochen des Europäiſchen Nordens hat Pallas ſo viel Schönes geliefert, daß dieſes allein hinreichen würde, ſeinen Namen für immer in Ehren zu halten.*)

Wenn wir geſehen haben, wie unſer Jahrhundert ſeinen Ausgangspunkt in den Entdeckungen des vorigen genommen hat, ſo muß man in der That über die eilende Schnelligkeit ſtaunen, in der es jetzt einen ſo weiten Weg vorwärts von dieſem Punkte zurückgelegt hat! Man hat nicht Unrecht gehabt, wenn man behauptete, daß ſeit funfzig Jahren mehr für die Zoologie geſchehen iſt, als in allen vorhergehenden Zeitaltern zuſammen. Ein herrlicher Anblick für den Freund des wiſſenſchaftlichen Strebens! Der Fortſchritt der Zoologie gleicht dem fallenden Steine, der ſich nach ſeinem Zielpunkte ſtets deſto ſchneller bewegt, je näher er ihm iſt.

Wir wünſchten gern unſer Urtheil über die neuere Schule, deren Häupter wir faſt alle gekannt haben, in derſelben Weiſe auszuſprechen, wie wir es ſo eben bei den Zoologen der vorhergehenden Zeit gethan; zu beſtimmen nämlich, welchen Theil jeder an dem Beförderungswerk genommen, und nach unſerem Gewiſſen die intellektuelle Tendenz und deren wirkliche Leiſtung bei den Hauptarbeiten zu beleuchten. Allein, wie iſt es gut zu verlangen, daß wir Männer nach den unerbittlichen Vorſchriften der Gerechtigkeit behandeln, in deren Mitte wir lebten, in deren Mitte wir noch leben? So wie das Bild, welches unſeren Augen zu nah iſt, nicht ſcharf genug geſehen werden kann, ſo wenig ſind wir gegen Täuſchung ſicher, wenn wir Arbeiten betrachten ſollen, die vor unſeren Augen vollbracht wurden; ſo gerecht zu ſeyn wir uns auch vornehmen, die Nachwelt wird uns für befangen erklären und anders urtheilen. Man hat geſagt, der Tod eines Menſchen ſtellt der Wahrheit alle Rechte an ihn zurück; aber wiſſen die Zeitgenoſſen des Gelehrten, deſſen Verluſt die Wiſſenſchaft ſo eben zu betrauern anfangen muß, auch dieſe Rechte gehörig geltend zu machen? So unabhängig von fremdem Einfluſſe auch die Wahrheitsliebe und der Gerechtigkeitsſinn eines Menſchen ſeyn mag, ſo finden ſich doch tauſend unſichtbare Fäden von Liebe, Vorliebe, Leidenſchaft und Eingenommenheiten, welche ſich in ſein Urtheil ſchleichen. Wir wollen indeſſen unſeren Aufſatz durch einige Worte über die hohen Verdienſte der neueren Schule vervollſtändigen; aber wenn wir ein Urtheil wagen, ſo ſind wir die Erſten, die es für unmaßgeblich und proviſoriſch erklären.

Unter den Zoologen, die der Tod vor kurzem weggemäht hat, wird die Nachwelt, mit den Zeitgenoſſen im Einklange, ohne Zweifel Lacépède auszeichnen, deſſen Werke über die Cetaceen (fiſchartige Säugethiere) und Reptilien bei ſeinem Leben übermäßig gelobt, nach ſeinem Tode übermäßig hart behandelt wurden; Eberhard Home wegen ſeiner hohen Leiſtungen in der vergleichenden Anatomie; den noch größeren Meckel, den Gründer der Teratologie; Rudolphi, der viele merkwürdige Schriften über vergleichende Anatomie geliefert, ſich aber beſonders durch ſein Werk über die Entozoarien bleibenden Ruhm erwarb; Huber zu Genf, der, obgleich von Kindheit an blind, doch ſo ſcharfſinnige Beobachtungen anzuſtellen vermochte; Latreille, den die Zeitgenoſſen einſtimmig den Fürſten der Entomologen nannten; und endlich die beiden Namen, welche zwar auf verſchiedenen Wegen berühmt wurden, doch neben einander genannt zu ſeyn verdienen, Lamarck und Cuvier.

Die lange und ehrenvolle Laufbahn Lamarck's theilt ſich in zwei Abſchnitte. In Ländern mit Repräſentativ-Verfaſſungen erlebt man nicht ſelten den argen Spaß, daß ein Mann, der nie auf dem Meere war, See-Miniſter iſt, daß ein tapferer mit Narben bedeckter General zur beſſeren Verſorgung mit dem Miniſterium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts belohnt wird, während Dichter oder ſonſtige Literaten, die gewöhnlich mit ihren eigenen paar Pfennigen nicht wirthſchaften können, die Finanzen des Staats verwalten. Der Konvent machte es noch ärger mit der Beſetzung der öffentlichen Lehrſtühle; ein Beiſpiel, wenn auch nicht eines der auffallendſten, iſt die Berufung Lamarck's auf den Lehrſtuhl der Zoologie im Jahre 1793, obgleich er ſich

*) Dieſer Mann, der durch ſeine Reiſen und die auf denſelben gemachten Entdeckungen eine ſo große Zierde der Naturkunde geworden iſt, hat die Vaterſtadt eines anderen großen Reiſenden und Naturforſchers, Alexander von Humboldt's, zum Geburtsort. Er war nämlich zu Berlin 1741 geboren, wo er auch im Jahre 1811 ſtarb, nachdem er einen großen Theil ſeiner koſtbaren Sammlungen der hieſigen Univerſität vermachte, deren zoologiſches Muſeum ſeitdem unter der Leitung eines nicht minder geſchätzten Reiſenden und Naturforſchers ſteht.

Digitized by Google

dagegen ſträubte, da er ſich nie mit Zoologie, ſondern immer mit Botanik beſchäftigt hatte. Eben ſo zwang der Konvent zu dieſem Lehrfache Herrn Geoffroy Saint-Hilaire, der bisher Mineralog und der Zoologie fremd war. Lamarck's Gehorſam wußte ſich dem Befehle zu fügen, was aber noch mehr iſt, ſein Genie wußte ſich dem neuen Fache ſo zu fügen, daß aus dem ausgezeichneten Botaniker bald ein weltberühmter Zoologe wurde. Früher ſchrieb er „die Franzöſiſche Flora“, jetzt lieferte er das „Syſtem der wirbelloſen Thiere“ und die „Philoſophie der Zoologie.“ Das erſte ſtellt zum erſten Male alle untere Klaſſen des Thierreichs methodiſch zuſammen, das zweite iſt ohne Vorbild und beſpricht die ſchwierigſten Fragen mit philoſophiſchem Geiſte, während ſie bisher bloß Gegenſtände metaphyſiſcher Hirngeſpinnſte waren. Das Schickſal beider Werke war ſo verſchieden wie ihr Plan. Das erſte wurde gleich bei ſeinem Erſcheinen mit Begeiſterung aufgenommen, weil es Jedermann verſtand; das zweite war den flachen Köpfen nicht leicht offen, und ſie rächten ſich, wie dies über uns ſtehenden Männern oft paſſirt, durch elende Witzeleien und forderten das Publikum auf, auf Koſten des Mannes zu lachen, der unwillkürlich ihrer Beſchränktheit zu nahe getreten iſt. Leider ſtimmten auch gelehrte Männer in das Geſchrei des literariſchen Pöbels und meinten nur, man müſſe Lamarck ſeine „Philoſophie der Zoologie“ aus Rückſicht auf ſein „Syſtem der wirbelloſen Thiere“ verzeihen.

Viel glücklicher als der beſcheidene Lamarck war Cuvier, der faſt in ſeiner Jugend ſchon jede Arbeit von Bewunderung der Welt gekrönt ſah, wie er es wirklich verdiente. Cuvier loben, iſt jetzt faſt zum Gemeinplatz geworden; und in der That, ihm war es, wie Wenigen, beſchieden, durch jedes neue Werk eine Revolution in der Wiſſenſchaft zu gründen, die wahrhaft eine Reiſe um die Welt macht.

Je größer ein Fortſchritt in der Wiſſenſchaft iſt, deſto kürzer iſt ſeine Dauer, weil derſelbe große Fortſchritte, ja neue Fortſchritte in ſeinem Schooße birgt. So verhält es ſich auch mit den Leiſtungen Cuvier's und ſeiner trefflichen Zeitgenoſſen. Sie haben das Maß der Beobachtung gleichſam erfüllt durch unzählige Thatſachen, und ſo war es Zeit, daß die Generaliſation eintrat, die philoſophiſche Schule, welche in ihren Reihen faſt alle ausgezeichnete Zoologen Europa's hat, vorzüglich die berühmten Deutſchen und Franzöſiſchen.

Welche Verſchiedenheit der Reſultate zwiſchen den letzten 25 Jahren und den 25 Jahrhunderten früher! In dieſen ſind wohl bewundernswerthe Ideen zum Vorſchein gekommen, aber ſie waren ohne poſitive Baſis, ohne haltbaren Beweis und wurden faſt von Keinem weiter berückſichtigt, als von ihrem Urheber ſelbſt. Die Theorie der Einheit hingegen in der organiſchen Zuſammenſetzung und das Prinzip der ungleichen Entwickelung ſtehen auf ſicheren Grundlagen; eben ſo konnte das Geſetz der centripetalen Entwickelung faſt in demſelben Momente, da es entdeckt wurde, auch ſchon bewieſen werden; dieſe und noch viele andere Wahrheiten, die unaufhaltſam zu noch höheren führen mögen, ſind die Aerndte der neueſten Zeit.

Iſid. Geoffroy Saint-Hilaire.

Spanien.

Eine Scene in den Pyrenäen.

Von J. E. Murray.*)

Die Landſchaft iſt in einigen Gegenden der Pyrenäiſchen Bergkette ſehr maleriſch, in anderen grauenvoll. Von dem Gipfel des Canigon hat man eine unvergleichliche Ausſicht. Der Wanderer ſieht hier nicht bloß die Höhen und grünen Abhänge Cataloniens, ſondern auch die Ebenen von Rouſſillon und Languedoc bis zum Meere vor ſich ausgebreitet. Selbſt die noch höheren Zinnen des Kaukaſus bieten kein ſo prächtiges Panorama dar, weil die niedrigen Sandflächen im Norden keinen Anblick gewähren, der das Auge feſſelt. Der Canigon iſt übrigens bei weitem nicht die höchſte Spitze der Pyrenäen — die Maladetta überragt ihn noch um einige hundert Fuß. Im Jahre 1824 wurde der letzte Verſuch, den Gipfel dieſes Koloſſes zu erklimmen, angeſtellt. Folgendes iſt dasjenige, was ich über dieſen unglücklichen Verſuch erfahren habe.

Zwei junge Ingenieure, die Herren Edouard Blavier aus Paris und Edouard de Billy aus Straßburg, verließen am 10. Auguſt 1824, von ihrem Führer Barrau und deſſen Sohn begleitet, den Ort Luchon, um die Maladetta zu erſteigen. Gegen 6 Uhr Abends kamen ſie in die „Plaine des Etangs“ und übernachteten daſelbſt in einer Spaniſchen Hütte. Des anderen Morgens um 3 Uhr begannen ſie mit Barrau allein die Erſteigung des Berges. Der Sohn des genannten Führers war in der Hütte zurückgeblieben, um für die Pferde zu ſorgen. Um 8 Uhr waren die Reiſenden am Rande des Gletſchers angekommen und frühſtückten hinter einem großen Felſenſtück, um vor den Steinen geſchützt zu ſeyn, die unaufhörlich den Berg herabrollten. Barrau ſprach mit Zuverſicht davon, daß er über die Spalten im Schnee ohne Gefahr hinüberzukommen ſich anheiſchig mache. Nach dem Frühſtück zogen die Reiſenden ihre Schnee-Stiefel an und klommen ſo den Gletſcher hinan, der bald eine eiſige Oberfläche darbot, bald mit weichem Schnee bedeckt war. Nichts hemmte ihren Marſch, bis ſie in die Nähe einer ungeheuren, quer über ihren Weg hinziehenden Eis-Spalte kamen, in welche ſie mit Grauſen hinabſchauten, während Einer den Anderen beim Arm hielt. Da man dieſen gähnenden Schlund nicht überſpringen konnte, ſo ſuchten ſie links, wo der Schnee einen Bogen über der Spalte gebildet hatte, nach einer Stelle, die ſicher genug wäre, um das Gewicht ihrer Perſonen zu tragen. Einer der Herren konnte ſeinen Stock bequem der ganzen Länge nach in den Schnee ſtecken und ſagte dies dem Führer, welcher etwas weiter zur Linken ging und mit ſeinem eigenen Stabe ſondirte. Der Schnee ſchien ihm feſt genug, um ſein Gewicht zu tragen; er ſetzte alſo einen Fuß darauf und ſchritt mit dem anderen Fuße, ſo weit er ihn ausſtrecken konnte, vorwärts, indem er der Meinung war, er habe die Eis-Spalte auf dieſe Weiſe überſchritten. Der Schlund war aber gerade unter ihm, und als er ſich eben anſchickte, einen zweiten Schritt zu thun, gab der Schnee dem Drucke nach — der arme Barrau verſank und ſchrie während des Unterſinkens mit entſetzlicher Stimme: „Großer Gott! ich bin verloren!“ Da man dem Unglücklichen keine Art von Beiſtand leiſten konnte, ſo eilte der Eine von den Reiſenden nach der oben erwähnten Hütte, um den Sohn Barrau's und einen dort zurückgelaſſenen Strick zu holen. Noch ungefähr zwei Minuten lang tönte das Jammergeſchrei des Verſunkenen aus dem Schlunde herauf. Als der Sohn Barrau's mit dem Stricke angekommen war, mußte ſein unglücklicher Vater ſchon geendet haben; denn auf alles Rufen erfolgte keine Antwort mehr.

Mannigfaltiges.

— Schiller Italiäniſch. Die „Braut von Meſſina“ kann nunmehr in Meſſina ſelbſt aufgeführt werden, da der gewandte Italiäniſche Ueberſetzer unſeres Schiller, der Ritter Maffëi in Mailand, jetzt auch ſeine metriſche Uebertragung dieſes Trauerſpiels, verbunden mit dem mythologiſchen Drama „Semele“, herausgegeben hat.*) Der Italiäniſche Ueberſetzer hat ſich jedoch gehütet, den rhythmiſchen Reichthum des Originals in ſeiner Mutterſprache nachzuahmen. Das Einzige, was er dem klaſſiſch gewöhnten Ohre der Italiäner zu bieten wagte, war der kürzere Vers des Chors; alles Uebrige jedoch iſt in reimloſen Jamben wiedergegeben, deren ſüdlicher Wohlklang allerdings den reizenden Tonfall des Originals an vielen Stellen zu erſetzen vermag. Wir theilen hier zur Probe den Chor der Ritter Don Manuel's mit, als ſie den Brudermörder Don Ceſar eintreten ſehen.

Apritevi, o ferite!
Larghi sprussi di sangue uscite, uscite!
Odo dell' idre il sibilo,
Sento l' incesso delle ferree piante,
Ecco le Dire! — O sante
Mura di questa casa,
Crollate a' fondamenti!
Cedete il passo, o placidi Consenti,
Alle adirate Vergini!
O baratro profondo,
Apri le tue voragini! travasa
Il grave alito immondo!
Discolora la luce, e la serena
Di mortiferi semi aura avvelena!**)

— Abermals Bulwer. Während wir den fruchtbaren Novelliſten ausſchließlich mit Spanien beſchäftigt glauben,***) tritt er ganz unerwartet auch mit einem gelehrten Werke über Athen auf, und gleichſam in die Schranken mit unſerem Böckh, deſſen „Staatshaushaltung der Athener“ er dabei vielfach benutzt zu haben ſcheint. Sein „Athen“†) will nicht etwa ein Seitenſtück zu den „letzten Tagen von Pompeji“, ſondern eine ſtreng hiſtoriſche Arbeit ſeyn, die der Verfaſſer mit einem ganzen Apparat philologiſcher Noten ausgerüſtet hat, um die Ebenbürtigkeit ſeiner Kritik darzuthun. Vorläufig ſind zwei Bände erſchienen, die die Geſchichte Athens bis zur Glanzperiode des Perikles enthalten; zwei andere Bände ſollen binnen kurzem nachfolgen. Bulwer tritt in ſeinem Werke gegen Friedrich Aug. Wolff und die Homeriden auf; er behauptet die Einheit Homer's, der nach ihm ein Aſiatiſcher Grieche geweſen ſeyn und die Iliade nur für ſeine ausgewanderten Landsleute verfaßt haben ſoll, weshalb er auch nicht ſowohl den ganzen Trojaniſchen Krieg, als eine Epiſode deſſelben beſungen hat, die für das übrige Griechenland von geringer Bedeutung, wohl aber für die Dorier, die den Theſſaliſchen Boden, das Vaterland des Achill, als Wohnſitz adoptirt hatten, und in der Erinnerung an die Kämpfe der alten Krieger von Phthiotis und Achaja, von feierlicher Wichtigkeit erſchien. Demnächſt will Bulwer auch nicht zugeben, daß die Griechen ihre Mythologie aus Aegypten und Indien bekommen haben; er ſucht vielmehr die Urſprünglichkeit und das Eigenthümliche der Griechiſchen Göttergeſchichte nachzuweiſen. Man ſieht hieraus, daß das Buch nicht ohne ganz beſondere Anſprüche auftritt, und daß es keinesweges zu den leichten Truppen der Literatur gehört. Es dürfte daher auch wohl ſchwerlich, wie die übrigen Bulwerſchen Werke, zu vier verſchiedenen Malen in Deutſchland überſetzt werden.

*) Aus deſſen kürzlich erſchienenem Buche: A Summer in the Pyrenees.

*) Semele, e la Sposa di Messina, tragedie di F. Schiller, traduzione del cav. A. Maffei. — Milano, 1837.

**) Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In ſchwarzen Güſſen
Stürzet hervor ihr Bäche des Bluts!
Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen.
Ich erkenne der Furien Schritt.
Stürzet ein, ihr Wände!
Verſink' o Schwelle
Unter der ſchrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe, entſteiget, entſteiget
Qualmend dem Abgrund! Verſchlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauſes, entweichet!
Laſſet die rächenden Göttinnen ein!

***) Wir haben in Nr. 53. ſeine „Eroberung von Granada“ angekündigt.

†) Athens: its rise and fall; with views of the arts, literature and social life of the Athenian people. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 57. Berlin, Freitag den 12. Mai 1837.

England.

Hallam's Europäiſche Literatur-Geſchichte.

Lorenzo von Medici. — Machiavell.

Ueber die Vorzüge und Mängel des oben genannten Werkes iſt bereits in Nr. 50 geurtheilt worden. Aber die erſteren ſind doch immer bedeutend genug, um noch einige Partieen aus dieſem Buche herausheben zu können, wo Hallam mit offenbarer Liebe bei einigen Gegenſtänden verweilt und es recht augenſcheinlich iſt, daß er gern ſich noch länger bei denſelben aufgehalten haben würde, wenn nicht der von Natur ſo inhaltsreiche Gegenſtand in einen ſo engen Raum hätte zuſammengedrängt werden müſſen.

Eine ſolche Stelle iſt die über Lorenzo von Medici. „Unter ſeiner Herrſchaft", ſagt der Engliſche Geſchichtſchreiber, „war die goldene Zeit des Florentiniſchen Staates, wie dem Leſer aus einem verdienſtlichen Werke von großer Ausdehnung*) hinlänglich bekannt ſeyn wird." Darauf werden die philologiſchen Beſtrebungen ſeiner Freunde Landino, Merula, Calderino und Politiano kurz, aber gut gewürdigt und Lorenzo's eigenes Verdienſt geprieſen. „Sein Einfluß auf die Literatur", heißt es weiter, „erſtreckte ſich von 1470 bis zu ſeinem im Jahre 1492 erfolgten Tode. Und es war nicht bloß die Wort-Philologie, die ein ſo edler Geiſt zu befördern und zu verbreiten ſtrebte. Denn er ſah in der alten Literatur noch etwas weit Höheres, als eine bloße, wenngleich nothwendige Wort-Kritik. Auf ſeiner Villa, die ſich über den Mauern von Florenz auf den ſteilen Abhängen des ſtolzen Hügels, wo einſt die Mutterſtadt Fäſulä gethront hatte, erhob, verlebte er in reizenden Gärten, um die ihn wohl Cicero beneidet hätte, in der Geſellſchaft von Ficino, Landino und Politiano ſeine Mußeſtunden in den Ideal-Schöpfungen der Platoniſchen Philoſophie, auf das herrlichſte von der ſommerlichen Ruhe des Italiäniſchen Himmels begünſtigt. Und nicht leicht konnte die Seele des Philoſophen und des Staatsmannes angenehmere Eindrücke in ſich aufnehmen, als in dieſer anmuthigen Zurückgezogenheit. Zu ſeinen Füßen lag Florenz, nicht allein in all der Pracht, mit welcher es der letzte Mediceer geſchmückt hatte, ſondern auch ausgeſtattet mit den Denkmalen der Frömmigkeit früherer Zeiten, die der Stadt eine ſo unübertrefflich ſchöne Anſicht verleihen. Ein Mann, das Wunder ſeiner Zeit, Brunelleschi, hatte die anmuthsvolle Stadt mit der erhabenen Kuppel ihres Doms geziert, ein Bau, der in Italien bis dahin ungekannt geweſen war und nicht leicht übertroffen worden iſt. Mitten unter den zuſammengedrängten Thürmen kleinerer Kirchen, ſcheint er ein Bild der katholiſchen Hierarchie unter ihrem Oberhaupte zu ſeyn; majeſtätiſch, ungebrochen, unerſchüttert, wie die ewige Roma, wirft er ſeine Strahlen gleichmäßig nach allen Theilen der Erde und ſtrebt himmelan in ſeinen kühnen Umriſſen. Und welche andere Meiſterwerke umſchließt die ſchöne Stadt mit ihren Mauern, das Battiſterium mit ſeinen ehernen Thoren, die eines Paradieſes würdig wären, das ſchöne und reichgeſchmückte Glockenhaus von Giotto's Meiſterhand, die Kirche zu St. Carmine mit den Fresken von Maſaccio, die von Santa Maria Novella, ſchön wie eine Braut, und Santa Croce, die nur allein der Kathedrale an Pracht weicht, die von St. Marco und San Spirito, ein zweites Denkmal von Brunelleschi's ſchöpferiſchem Genius, und alle die zahlreichen Klöſter, die ſich innerhalb der Mauern der Stadt erheben oder in der unmittelbarſten Nähe derſelben wie umhergeſtreut ſind. Von ihnen wendet ſich das Auge zu den Trophäen der republikaniſchen Regierung, und dann wieder eben ſo ſchnell zu dem fürſtlichen Bürger, der ſie überlebt hat, zu dem Palazzo Vecchio, wo einſt die Signoria von Florenz ihre Raths-Verſammlungen hielt, oder zu dem neuen noch unvollendeten Palaſte, den Brunelleschi für Einen aus der Familie Pitti beſtimmt hatte, bevor dies Geſchlecht in dem fruchtloſen Kampfe gegen die Mediceer unterlag, und der nachher der Aufenthalt der ſiegenden Partei wurde, gleichſam als ob er durch ſeinen Namen das Gedächtniß jener Revolution verewigen ſollte, welche den Mediceern ihre Macht verſchafft hatte."

„Der Blick von einer Anhöhe auf eine große Stadt, die ſchweigend vor uns ausgebreitet liegt, iſt nicht weniger ſchön als höchſt ergreifend, ſo daß es für ein edles Gemüth nicht leicht etwas Erhabeneres geben kann. Aber wie weit ernſtere Betrachtungen mußte dieſe Ausſicht in der Seele desjenigen Mannes hervorrufen, der durch die Gewalt der Umſtände und den großherzigen Ehrgeiz ſeines Hauſes und ſeinen eigenen in die gefährliche Nothwendigkeit verſetzt war, ohne ein Recht und, ſo gut es gehen wollte, auch ohne den Schein von Macht zu regieren, der es wußte, wie rachſüchtig ſeine Feinde waren, und wie ſie vor keinem Mittel zurückbebten, um ihn von ſeiner Höhe zu ſtürzen. Wenn ſolche Gedanken wohl Lorenzo's ſtarres Auge umdüſtern konnten und ihn oft vergeblich in ſeiner Einſamkeit das ſuchen ließen, was er von derſelben gehofft hatte, ſo konnte er doch ſeine Heiterkeit durch die anmuthigen Bilder, welche er in ſeinen Gärten vor ſich ſah, neu beleben. Waldgekrönte Berge, die in den verſchiedenſten Schattirungen erglänzten, begränzten auf allen Seiten in nicht zu großer Entfernung den Horizont; kleine Landhäuſer und Meierhöfe, die Lorenzo's Eigenthum waren, belebten die Ebene, deren Bevölkerung mit vielem Eifer die landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen unterſtützte, in denen Lorenzo, neben der Beſchäftigung mit klaſſiſcher Literatur, die edelſte Erholung von ſeinen Staatsgeſchäften fand. Derſelbe regſame Geiſt, der ihn vermocht hatte, ſeine Gärten in der Villa Careggi mit den ausgeſuchteſten ausländiſchen Blumen des Oſten zu füllen (es iſt dies das erſte Beiſpiel eines botaniſchen Gartens in Europa), veranlaßte auch die Einführung einer neuen Thiergattung aus derſelben Himmelsgegend. Heerden von Büffeln, die mit ihren ſchallenden Hufen, gebogenem Nacken, gekrümmten Hörnern und finſterem Antlitz gegen die weißgraue Farbe und das ſanftmüthige Auge der Toskaniſchen Stiere ſehr abſtachen, weideten in dem Thale, durch welches der Arno ſein gelbes Gewäſſer in vielfachen Krümmungen ſtill und ſchweigend dem Meere zuführt."

Eines anderen ausgezeichneten Florentiners, Nicolo Machiavelli, gedenkt Hallam ebenfalls ausführlicher, und wohl beſonders in der Abſicht, das Urtheil derer zu berichtigen, die im Fürſten des Machiavelli eher „ein unglückbringendes Meteor" als „ein wohlthätiges Geſtirn" ſehen. Nachdem er in der Kürze Machiavelli's Schickſale berichtet hat, zeigt er, daß man nach deſſen eigenen Aeußerungen nicht in Zweifel ſeyn könne, es ſey ſeine Abſicht geweſen, bei Julian von Medici, der zu jener Zeit das Haupt von Florenz war, eine Anſtellung zu erhalten, und daß er ſeine Abhandlung geſchrieben habe, um ſich dieſem Fürſten zu empfehlen. Es iſt allerdings nach dem allgemeinen Charakter der Machiavelliſchen Schriften wohl anzunehmen, daß er es vorgezogen haben würde, in einer Republik zu leben, als der Unterthan eines Fürſten zu ſeyn, aber zu jener Zeit blieb ihm keine Wahl übrig, und es war nach ſeiner Anſicht beſſer, einem Herrn zu dienen und im Staate nützlich zu ſeyn, als ſein Leben in Armuth und in Unbedeutendheit hinzubringen. „Wir können alſo", fährt Hallam fort, „dem Machiavell wohl Glauben ſchenken, wenn er in jener begeiſterten Ermahnung im letzten Kapitel des Fürſten den Julian zu der edeln Unternehmung aufruft, den Boden Italiens von den Barbaren zu reinigen. Seit zwanzig Jahren war dies ſchöne Land die Beute fremder Heere geweſen, von denen ſich abwechſelnd jeder einheimiſche Staat hatte demüthigen oder gewaltthätig behandeln laſſen müſſen. Machiavell's Scharfblick ſah leicht ein, daß republikaniſche Inſtitutionen niemals im Stande ſeyn würden, eine Vereinigung zuſammenzubringen, um dies Joch abzuſchütteln. Daher bildete ſich bei ihm der Gedanke, daß dies nur einem Fürſten gelingen könne; aber es müſſe ein Fürſt ſeyn, der erſt neuerlich ſich zu dieſer Macht emporgeſchwungen habe, da keiner der Erbfürſten-Familien in Italien hierzu tauge; Einer, der durch ein National-Heer ſich behaupten könnte, da er jede Zuziehung von Miethstruppen als ein Unglück anſah; endlich Einer, dem bei einem ſo großartigen Unternehmen, als die Befreiung Italiens ſeyn würde, alle Städte gern und willig Gehorſam leiſteten. Daß er die Ausſicht auf eine ſolche Befreiung einem Manne eröffnete, wie Julian von Medici war, deſſen Fähigkeiten nicht hingereicht haben würden, eine ſolche Aufgabe zu löſen, mag einigermaßen als Schmeichelei erſcheinen."

Weiter unterſucht Hallam die Wahrheit des Vorwurfes, als ob Machiavell ſo heimtückiſch geweſen ſey und die Mediceer habe ins Verderben ſtürzen wollen, indem er ihnen auf alle Weiſe eine tyranniſche Regierungsverfaſſung anpries. „Ich will nicht", ſagt er, „die unedlen Stellen des Buches beſchönigen, aber das iſt gewiß, daß nicht leicht ein Buch mehr Mißdeutungen erfahren hat, als der Fürſt von Machiavell. Es iſt der Wahrheit ganz und gar nicht angemeſſen, wenn man ihm vorwirft, daß er eine tyranniſche Regierungsform der Fürſten anräth, oder eine ſolche, die allgemeinen Widerſtand erregen muß; es gilt dies nicht einmal von ſolchen Fürſten, die, wie er ſie aus Erfahrung kannte, erſt ſo eben auf den Herrſcherthron erhoben waren und ſehr darauf bedacht ſeyn mußten, ſich dieſe Macht zu erhalten. Er ſchärft es vielmehr zu wiederholten Malen ein, daß ein Fürſt Alles vermeiden müſſe, was ihn verächtlich oder gehäſſig machen könne, beſonders aber Ungerechtigkeiten gegen die Ehre und das Vermögen der Bürger. Wenn ſie ihn lieben oder wenigſtens nicht haſſen, ſo iſt dies die einzige Bürg-

*) Roscoe's Lorenzo von Medici.

Digitized by Google

ſchaft für die Sicherheit eines Regenten und weit beſſer als irgend eine Feſtung. Auch wird ein weiſer Fürſt den Adel ehren und doch zugleich das Volk zufriedenſtellen.“ Wie wenig ſolche Lehren darauf berechnet ſeyn konnten, den Sturz der Mediceer vorzubereiten, geht nach Hallam's Bemerkung ſchon daraus hervor, daß der erſte Herzog dieſes Hauſes, Cosmus I., vierzig Jahre lang Machiavell's Lehren, ſowohl im Guten als im Böſen, praktiſch übte, und daß ſeine Regierung nichts weniger als unruhig war.

Man hat aber noch weit ſchlimmere Fehler in dem Machiavelliſchen Fürſten gefunden. Gottesfurcht, Treu und Glauben, Milde und Gerechtigkeit ſoll ſtets in dem Munde ſeines Fürſten ſeyn, aber derſelbe ſoll auch lernen, ſich nicht vor einem ſchlechten Rufe zu fürchten, wenn er gewiſſe Handlungen für nothwendig findet, um ſeine Macht zu bewahren. Weil neue Staaten gar zu ſehr allerhand Gefahren ausgeſetzt ſind, ſo kann auch ein neuer Herrſcher, nach M., unmöglich den Vorwurf der Grauſamkeit vermeiden. Werden ſolche Grauſamkeiten gleich zu Anfang und durch den Drang der Umſtände herbeigeführt, ſo können ſie nützlich ſeyn; aber wenn ſie zur Gewohnheit werden und nicht mehr nothwendig ſind, ſo ſind ſie unverträglich mit der Dauer einer auf dieſe Weiſe geübten Macht. Es iſt am beſten, zugleich geliebt und gefürchtet zu werden; ſoll man jedoch zwiſchen Beidem wählen, ſo iſt es am rathſamſten, das Letztere vorzuziehen. Denn es giebt viele von Natur undankbare, ſchwächliche und feige Menſchen, die ihrem Wohlthäter Alles verſprechen und ihn doch in der Noth verlaſſen, für die aber die Bande der Furcht ſtärker ſind, als die Bande der Liebe. Aber die Furcht darf nicht zum Haſſe werden, auch hat ein Fürſt ſolchen nicht zu beſorgen, wenn er das Eigenthum und die Frauen ſeiner Unterthanen unangetaſtet läßt. An Gelegenheiten, ſich das Eigenthum anderer Leute anzueignen, fehlt es niemals, während die Gelegenheiten zum Blutvergießen weit ſeltener ſind, und überdies vergißt ein Mann eher den Tod ſeines Vaters, als den Verluſt ſeines Eigenthums.

Zum Schluß beurtheilt Hallam noch das achtzehnte Kapitel, welches von der Art und Weiſe handelt, wie Fürſten ihr gegebenes Wort halten ſollen. Für Manches, was hier auffallend und ſchlecht erſcheinen könnte, findet der Engliſche Gelehrte die beſte Beſchönigung in den Lebens- und Zeitverhältniſſen Machiavell's. „Dieſe ließen ihn einen jeden kleinen Herrſcher im Zuſtande eines fortwährenden Vertheidigungskampfes gegen Verrath und Gewaltthätigkeit, die er ſowohl von übelwollenden Bürgern als von ehrſüchtigen Nachbarn zu beſorgen hatte, erblicken. In ſolchen Fällen iſt es in der That ſehr ſchwierig, ſich überall auf der Bahn des ſtrengſten Rechts zu erhalten, und weder der kältere Beobachter einer ſpäteren Zeit, noch der im Gefühle der Sicherheit lebende Bürger eines wohleingerichteten Staates iſt eigentlich ein recht vollgültiger Richter über das, was in jener Zeit, in Tagen der Noth und Gefahr, zu thun nöthig war, wobei wir freilich immer mehr die Perſonen als das Objektiv-Verhältniß ihrer Handlungen vor Augen haben. Die Vorſchriften der Moral und die Lehre von der chriſtlichen Duldſamkeit lehren uns zwar, daß es beſſer ſey, gar nicht zu leben, als auf Koſten ſeiner Tugend zu leben; aber die wenigſten von Machiavell's Mitbürgern und Landsleuten machten eigentlich darauf Anſpruch, eine ſolche Lauterkeit der Geſinnung im Leben auszuüben, wenngleich ſie dieſelbe gelobt hatten. Sein Verbrechen in den Augen der Welt beſtand darin, daß er den Deckmantel der Heuchelei und Verſtellung von denen weggezogen hatte, die ſich mit den feierlichſten Eidſchwüren zu Grundſätzen verpflichtet hatten, denen ſie im nächſten Augenblick untreu zu werden keinen Anſtand nahmen.“

Wir übergehen, was Hallam über die Discorsi Machiavell's klar und gut geſchrieben hat, und geben nur noch den Schluß des ganzen Abſchnittes. „Wenige politiſche Abhandlungen“, ſagt er, „können noch jetzt mit mehr Vortheil geleſen werden, als die Discorsi. Ja, ſie werden im Verhältniß zu der immer ſichtbarer werdenden Neigung der menſchlichen Geſellſchaft zur Demokratie, und bei der durch dieſelbe als nothwendige Folge herbeigeführte Trennung in einzelne unabhängige Staaten, unſtreitig eine noch größere Anwendbarkeit erhalten. Die gänzliche Leidenſchaftsloſigkeit, die beſtändige Berückſichtigung irgend eines beſtimmten Zweckes bei jeder politiſchen Maßregel, endlich die Nichtbeachtung aller bis dahin beſtandenen geſellſchaftlichen Verbindungen, Namen und Perſonen laſſen ihn allerdings in den Augen gefühlvoller und großſinniger Leſer als einen Mann von eiſiger Kälte erſcheinen, machen ihn aber zu einem ſcharfſinnigen und nützlichen Rathgeber für alle die, welche die nöthigen Mittel anwenden können, um ſeine Theorie nach Zeit und Umſtänden zu verbeſſern. Er hat eine Schule von klugen und ſpitzfindigen Beurtheilern der politiſchen Geſchichte gebildet, die ſich in Italien und Frankreich zwei Jahrhunderte lang behauptet hat, und die, wie groß auch immer ihre Irrthümer waren, nur mit Mühe von der beſſeren Schule unterdrückt worden iſt, indem jene regen und luftigen Declamationen von Vielen für politiſche Weisheit angeſehen wurden. Wir wenigſtens finden in dieſen Grundſätzen eine weit nichtswürdigere und unverſchämtere Trennung von den Regeln der Moral um irgend eines Idols von allgemeinen Prinzipien und Rechten willen, als in dem Fürſten des Machiavell, dem man ähnliche Grundſätze ſo oft zur Laſt gelegt hat.“

Auſtralien.

Die Straf-Kolonieen in Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

II. Nicht minder traurig ſind die Wirkungen des Mißbrauchs geiſtiger Getränke, welche man dieſem entarteten Volke in immer ſteigendem Uebermaße zuführt. Wie ſchnell ihr Verbrauch zunimmt, ergiebt ſich aus folgender Ueberſicht der in den letzten Jahren verſteuerten Quantitäten:

Jahr.	Gallonen.	Verſteuert mit			
1826	149,902½	43,665 Pfd.	12 Sh.	11 Pence.	
1834	273,841½	107,955 "	9 "	1 "	
1835	291,138	117,161 "	8 "	11 "	

Die Bevölkerung der Kolonie betrug im Oktober 1825, als Sir Thomas Brisbane's Verwaltung zu Ende ging, 36,336 Seelen. Die letzte Zählung iſt im Jahre 1833 vorgenommen worden; nach ihrem Ergebniß, und wenn man für die letzten Jahre den Zuwachs durch Geburten, durch Einwanderung und durch die Ueberführung von Sträflingen in Anſchlag bringt, muß man für das Ende des Jahres 1835 wohl 80,000 oder mehr rechnen. Es folgt daraus, daß jede Perſon in Neu-Süd-Wales durchſchnittlich, Männer, Weiber und Kinder zuſammen gezählt, jährlich 3½ Gallons Branntwein konſumirt, während im Königreich Großbritanien auf die Perſon durchſchnittlich nur ein Gallon und etwas Weniges darüber gerechnet wird. Von jenen 80,000 muß man aber abrechnen: erſtens die Sträflinge, die noch ihre Strafzeit überſtehen, und denen durchaus kein Branntwein verabreicht wird, zweitens die Kinder und drittens eine große Zahl Eingeborener, die in der Regel geiſtige Getränke nicht vertragen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind es alſo nicht viel über 40,000 Perſonen, die jene Maſſe geiſtiger Getränke konſumiren, ſo daß auf jeden Kopf das übermäßige Durchſchnitts-Quantum von ſieben Gallons jährlich kömmt. Wenn man nun ſchon in England Grund hat, die Zunahme der Verbrechen großentheils aus dem zunehmenden Verbrauche berauſchender Getränke zu erklären, ſo kann die Deportation weder zur Verhütung der Verbrechen, noch zur Beſſerung der Verbrecher das Mindeſte nützen, wenn in der Straf-Kolonie viermal ſo viel Branntwein getrunken wird, als in Großbritanien und Irland.

Die Sträflinge wiſſen ſich ſogar während der Dauer ihrer härteſten Strafzeit ihre ſpirituöſen Lieblingsgetränke zu verſchaffen. Denn da ſie ihre Arbeit zerſtreut auf dem Lande verrichten, wo ſie die Pflanzungen der freien Koloniſten beſtellen, oder deren Vieh hüten und dgl., ſo kann keine Aufſicht verhindern, daß ſich zwiſchen den bereits befreiten und den noch in Strafzeit ſtehenden Sträflingen ein Verkehr entſpinnt; die Erſteren bringen den Letzteren Branntwein, und dieſe geben dafür ein Stück von dem Gute ihres Herrn, nicht ſelten ein ganzes Schaaf oder ein Lamm, um den verbotenen Genuß zu erkaufen.

III. Die Strafen ſind viel zu gelind und die Behandlung, welche der Züchtling erfährt, viel zu glimpflich, als daß Zucht und Ordnung dabei beſtehen könnte. Der Sträfling hat es in Neu-Süd-Wales gar nicht ſchlimmer, eher noch beſſer als mancher Bauer in England, und wenn er ſich nur äußerlich vorſichtig und wohlanſtändig benimmt, ſo kann es ihm nicht fehlen, daß er bald frei wird. Unter dieſen Umſtänden erſcheint die Deportation gar nicht mehr als Strafe; im Gegentheil, die Schilderungen davon erſcheinen dem gemeinen Manne in England ſo lockend, daß mancher Leute ein Verbrechen begangen haben in der ausdrücklichen Abſicht, ſich deportiren zu laſſen. Der Verfaſſer erwähnt ein Beiſpiel unter vielen: ein Frauenzimmer, das als Sträfling nach Neu-Süd-Wales gekommen war, ſchrieb an ihre Schweſter in einer Engliſchen Provinzial-Stadt und rieth ihr, ſo bald als möglich einen Diebſtahl zu begehen, damit ſie auch hinausgeſchickt würde; der Rath wurde in der That befolgt.

IV. Nicht allein führen die meiſten Sträflinge ein bei weitem bequemeres und behaglicheres Leben, als der arbeitſame Bauer in England, ſondern nicht Wenigen gelingt es, auch Beſitzthum und großes Vermögen zu erwerben. Manche gab man gleich anfangs zu einem oder dem anderen wohl angeſehenen Kaufmann, der einen Laden hielt, in Dienſte und geſtattete ihnen, neben dem Dienſte ihres Herrn auch für ihre eigene Rechnung zu arbeiten und zu erwerben. Bei weitem in den meiſten Fällen wird die Strafzeit beträchtlich abgekürzt, und der Sträfling erhält einen Entlaſſungsſchein, wodurch ihm erlaubt wird, jede beliebige Beſchäftigung zu ergreifen. Dann legt derſelbe ſich etwa einen Schnittwaaren-Laden an, oder er nimmt eine Licenz und geht hauſiren, oder er vermiethet ſich als Schaafhirt; überhaupt iſt er in der Wahl der Mittel, ſich zu ernähren und Geld und Gut zu gewinnen, nichts weniger als gewiſſenhaft.

V. Daß die Deportation ſolcher Verbrecher, die im Vaterlande eine feinere Erziehung und Bildung erworben haben, die Demoraliſation in der Kolonie befördert, dieſe Behauptung kann auf den erſten Blick ſonderbar erſcheinen, iſt aber richtig. Es geht aus den Ausſagen, die in den Jahren 1831 und 1832 vor dem Comité des Unterhauſes gemacht worden ſind, deutlich hervor, daß es für die Regierung der Kolonie meiſtentheils ein Anlaß zu Verlegenheiten und nicht geringen Schwierigkeiten iſt, wenn ihr dergleichen fein erzogene Verbrecher aus den höheren Ständen zugeſendet werden. Man weiß nie recht, was man mit ſolchen Subjekten anfangen ſoll. Gewöhnlich hilft man ſich damit, daß man ſie als Schreiber in den verſchiedenen Büreaus der Kolonialverwaltung anſtellt; oder man giebt ſie als Kopiſten und Buchführer zu einem Advokaten, einem Kaufmanne, oder Kleinkrämer. Mancher kommt gar als Informator in das Haus eines wohlhabenden Koloniſten, um den Kindern nützliche Kenntniſſe beizubringen und ſie zur Tugend und Religion anzuhalten. Mancher wird Redacteur oder Unter-Redacteur einer Kolonial-Zeitung und giebt als ſolcher ſeinen Leſern, ſammt und ſonders, gute Lehren über die zweckmäßige Behandlung der Sträflinge, — hält, wie ein Profeſſor ex cathedra, Lob- und Strafreden auf die regierenden Perſonen, die Richter und die Obrigkeiten; — ja nicht ſelten macht ein ſolcher es ſich zum boshaften Geſchäft, die Klaſſe der Sträflinge und der befreiten Züchtlinge zum bitterſten Haſſe gegen die freien Koloniſten aufzureizen.

Als ein auffallendes Beiſpiel von der Leichtigkeit, womit Züchtlinge von einiger Erziehung und Kenntniß in der Kolonie ihre Carrière machen, müſſen wir einen gewiſſen E.... erwähnen, einen Rechts-

Digitized by Google

Anwalt aus Dublin, der, wegen Fälſchung und anderer grober Vergehen zur Deportation verurtheilt, als Sträfling in der Kolonie anlangte, zur Zeit, als General-Major Macquarie Gouverneur war. Man gab ihn zu dem ehrwürdigen Mr. S…., einem der biſchöflichen Kaplane von der Kolonie, ins Haus, und dieſer nahm den Menſchen zum Erzieher für ſeine Söhne. Was für Lehren der würdige Pädagog ſeinen Zöglingen gegeben hat, das mag Gott wiſſen; aber ganz jüngſt ſtand einer der jungen Leute wegen Viehdiebſtahls vor dem Kriminal-Aſſiſen-Gericht, wurde ſchuldig befunden und von Neu-Süd-Wales nach Vandiemens-Land deportirt auf Lebenszeit. Die höchſt achtungswerthe Familie lebt ſeitdem in der größten Betrübniß, und der Vater hat ſeine grauen Haare mit Kummer zu Grabe getragen. Jener E…. hat ſeitdem Weib und Kinder in der Kolonie zurückgelaſſen und lebt wieder in England; ſein älteſter Sohn hält ſich in der Kolonie zu Sidney auf und lebt im Konkubinat mit der Tochter eines Engliſchen Geiſtlichen, die nach dem Tode ihres Vaters auf einem Weiber-Transportſchiff des oben erwähnten Herrn John Marſhal die Reiſe nach der Kolonie gemacht hatte.

Dr. Lang beſteht durchaus darauf, daß die Deportations- und die Strafzeit lange währen muß, wenn ſie nützen ſoll; mindeſtens vierzehn Jahre, beſſer noch lebenslänglich. Hierin iſt er nun freilich verſchiedener Meinung von Lord John Ruſſell, der in einer kürzlich ins Parlament eingebrachten Bill das Minimum der Strafe auf zehn Jahre anzuſetzen vorſchlägt. Vielleicht wird bei der Berathung, mit Rückſicht auf die von dem Verfaſſer angeführten Thatſachen, eine längere Dauer feſtgeſetzt werden; aber die Hauptſache iſt, daß die zuerkannte Strafzeit wirklich ausgehalten werde, und daß der Sträfling nicht auf ihre Verkürzung rechnen könne.

Der Verfaſſer macht Vorſchläge, wie man in Zukunft die Züchtlinge zweckmäßiger behandeln könne; was er räth, iſt durchaus verſtändig und ganz wohl ausführbar. Er wünſcht hauptſächlich eine zahlreiche Einwanderung freier Koloniſten, wobei zu je hundert Familien ein Prediger und ein Schulmeiſter geſetzt werden ſoll. Er iſt überzeugt, und mit Recht, daß mit der Beibehaltung und Verbreitung der äußeren Mittel der Civiliſation wenig geholfen iſt, wenn nicht auf Erhaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit gewirkt wird. Die freien Einwanderer würden, ſich ſelbſt überlaſſen, je zahlreicher, deſto ſchneller entarten; wir haben an den äußerſten weſtlichen Niederlaſſungen in Nord-Amerika und an der Kolonie von Neu-Süd-Wales warnende Beiſpiele von dem ſchlechten Erfolge, der bei dem gegenwärtigen Syſteme nicht ausbleiben kann.

Bei einer Kolonie, ſagt der Verfaſſer, wo man ein ſo verkehrtes Syſtem hat ſich verbreiten und feſtſetzen laſſen, wo die Regierung ſelbſt es gepflegt und in Aufnahme gebracht hat, darf man die Frage gar nicht aufwerfen, ob die Deportation überhaupt ſich wirkſam bewährt habe, Verbrechen zu verhüten und die Verbrecher zu verbeſſern. Das klänge wie bitterer Spott. Wie viel dem Mutterlande damit geholfen ſeyn mag, das mag dahin ſtehen; aber in Neu-Süd-Wales, dies ſteht feſt, hat unter dieſem Syſteme die Zahl der Verbrechen ſich gemehrt und iſt noch beſtändig im Zunehmen. Es ſind vor dem höchſten Gerichtshof der Kolonie und bei den vierteljährlichen Gerichtsſitzungen der Kommiſſion wegen Verurtheilungen aller Art verurtheilt worden: Im Jahre 1831 — 361 Perſonen, 1832 — 425 Perſonen, 1833 — 505 Perſ., 1834 — 685 Perſ., 1835 — 771 Perſonen.

Wird das Syſtem nicht verbeſſert, ſo thäte man in Wahrheit klüger, die Deportation ganz aufhören zu laſſen. Aber was ſollte man dann mit allen verurtheilten Verbrechern im Mutterlande anfangen? Zu Hauſe einſperren kann man ſie nicht, oder das Parlament müßte etliche Millionen zum Bau von Gefängniſſen votiren. Auch käme ihr Unterhalt in England noch weit theurer, als in Auſtralien zu ſtehen. Die Ueberfahrt eines Sträflings koſtet nur 15 Pfd., ſein Unterhalt in der Kolonie jährlich nur 10 Pfd. Eine beſſere Einrichtung des Strafweſens und eine geſchickte Verwaltung würden ohne Zweifel die Kolonie ſehr bald in den Stand ſetzen, alle ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln zu beſtreiten, und dann würde die Ueberſchiffung und der Unterhalt der Verbrecher dem Mutterlande keine läſtige und unnöthige Koſten mehr verurſachen. (Br. Rev.)

Italien.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

36) Würden nur ſchiefe, verſchrobene, für die reine Wahrnehmung des Schönen nicht empfängliche Geiſter durch die willkürlich in der Literatur erſonnenen Vorſchriften irre geführt, ſo könnte man die letzteren immerhin gewähren laſſen und brauchte ſie gar nicht zu bekämpfen. Aber leider übt dieſe Tyrannei auch auf große Dichter und auf wahrhaft einſichtige Kritiker einen ſchädlichen Einfluß, der aufgedeckt werden muß, damit man ſich davor hüte. — Auch das größte Genie, im poetiſchen Schaffen begriffen, iſt niemals vollkommen ſeiner ſicher; es bedarf des Zeugniſſes Anderer, um in dem Glauben an ſeine ihm inwohnende Kraft beſtärkt zu werden. In der That, wie ſollte der Dichter ſich auf die Entſcheidung ſeines eigenen Sinnes verlaſſen, wo es ſich um Schöpfungen handelt, die ein Theil ſeines eigenen Selbſt ſind? das Urtheil Anderer muß ihn belehren, ob Wahrheit und Reinheit, oder ob Scheinweſen und Affectation darin waltet. Begegnet ihm Geringſchätzung, ſo wird er dadurch gedemüthigt und verwirrt; ja, ſchon wer den Dichter mißverſteht, bringt ihn dahin, daß er an ſich ſelber zweifelt. Er wünſcht nichts weiter, als daß man ihn höre und dann beurtheile; aber es genügt nicht, daß das Urtheil redlich ſey, es ſoll auch kundig ſeyn. Er ſehnt ſich nach Ehre und Ruhm; aber er will, daß diejenigen, ſo ihm beides ſpenden, ihn deſſen auch wirklich für würdig achten. Auch Tadel läßt er ſich gefallen, wenn er daraus eine Lehre nehmen kann, und wenn derſelbe nicht aus Leidenſchaft und gehäſſiger Geſinnung hervorgeht. — Was thut aber eine Kritik wie die, wodurch vor Jahren Scudery zu beweiſen trachtete, daß Corneille's Cid eine elende Tragödie wäre? Scudery zählt mit vielen Worten eine Menge Dinge her, die ſeiner Meinung nach dazu gehören, damit aus einem ſchlechten Trauerſpiele ein gutes wird, und weiſt ſorgfältig nach, daß von allen dieſen Dingen im Cid nichts ſteht. Seine ganze Kritik reduzirt ſich darauf, daß er ſelbſt Corneille nicht begreift und es auch anderen Leuten unmöglich macht, ihn zu begreifen.

37) Es läuft vielleicht den hergebrachten Vorſtellungen zuwider, aber es iſt doch wohl die ſchlichte und einfache Wahrheit, wenn ich ſage, das Weſen der Poeſie beſteht nicht darin, Fakta zu erdichten. Dieſe Art Erdichtung iſt fürwahr die leichteſte, die allergewöhnlichſte Geiſtesverrichtung eines Poeten, es gehört nicht allein die wenigſte Ueberlegung, ſondern auch die wenigſte Phantaſie dazu. Poetiſche Produkte, die auf einem Inhalt von erfundenen Thatſachen beruhen, dergleichen giebt es mehr als zu viel; die großen und ewigen Denkmäler der Poeſie bei allen Völkern ſind auf geſchichtliche Ereigniſſe oder doch auf Traditionen gegründet, die für geſchichtlich wahr galten. — Man wirft mir vielleicht ein, wenn dem Dichter ſein Vorrecht genommen wird, das ihn vom Hiſtoriker unterſcheidet, das Recht nämlich, Thatſachen zu erfinden, was bleibt ihm übrig? Was ihm bleibt? Die Poeſie, eben die reine Poeſie. Denn Alles in Allem erwogen, was lernen wir aus der Geſchichte kennen? Die Ereigniſſe von außen, die bloße Rinde und Schale der Begebenheiten, die Summe des durch Menſchen materiell Vollbrachten, nicht aber ihr Denken und Fühlen bei ihren Handlungen, nicht ihr Empfinden in Glück und Unglück, in Freude und Leid, nicht die Macht des Wortes, wodurch ein Wille auf den anderen, eine Leidenſchaft auf die andere wirkt und ſich fortpflanzt, nicht die Gewalt des Zornes, nicht die Süßigkeit des Troſtes, alle dieſe tiefſten und ſchönſten Offenbarungen menſchlicher Individualität muß der Hiſtoriker mit Stillſchweigen übergehen, und gerade hier liegt das Reich der Poeſie. Ganz ungegründet iſt die Beſorgniß, als könnte es in dieſem Gebiete je an Stoff und Anlaß zu neuen Schöpfungen fehlen, an Schöpfungen im wahren, für Menſchen einzig wahren Sinne des Wortes. Jedes Geheimniß der menſchlichen Seele, der verborgene Keim, aus dem die größten Thatſachen hervorwachſen, die geiſtigen Merkmale des Großen und Erhabenen im Menſchen und ſeinem Schickſale, dies Alles tritt vor das innere Auge, vor die Phantaſie des Dichters, der ſich mit tiefer und ſtarker Empfindung in ſeinen Gegenſtand zu verſetzen weiß; er erſchaut durch Divination, er erfaßt und offenbart durch die Sprache Alles, was im menſchlichen Wollen und Thun Mächtiges und Geheimnißvolles, was im menſchlichen Leiden tief Erſchütterndes und höhere Ahnungen Erweckendes liegt.

38) Die Darſtellung menſchlichen Empfindens und Wollens, menſchlichen Thuns und Leidens an das wirklich Geſchehene anknüpfen, das heißt dramatiſche Poeſie. Ereigniſſe erdichten, um jene Darſtellung daran anzulehnen, war das Geſchäft der Romanſchreiber von den Tagen der Mademoiſelle Scudery bis auf die unſeigen.

39) Hiermit will ich keinesweges die Gattung des Romans an und für ſich als eine irrthümliche, unwahre in der Dichtkunſt bezeichnet haben; vielmehr beſitzen wir Romane, die in Anlage und Ausführung als Muſter poetiſcher Treue und Wahrheit gelten können. Dazu gehört aber, daß der Dichter vorher den Charakter, die Eigenthümlichkeit, die Sitten des Zeitalters und der Perſonen, die er auftreten laſſen will, treu und ſicher aufgefaßt habe; daß er alsdann Handlung, Begebenheiten, Situationen erfinde, in möglichſter Nachahmung deſſen, was uns in der Wirklichkeit und im Leben begegnet, und daß er an dieſem Inhalt die Charaktere und Sitten ſich aufweiſen und entfalten laſſe. — Ich will nur ſagen, wie es für jede Dichtungsgattung eine Klippe giebt, an der der Dichter am leichteſten ſcheitert, ſo hat man beim Roman ſich am meiſten davor zu hüten, daß die Erdichtung nicht zur Unwahrheit werde. Es beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen dem Ausdrucke menſchlicher Gedanken und menſchlicher Empfindungen: ihr Denken und Wollen ſpricht ſich in der Regel deutlich genug in ihren Reden und Handlungen aus und gewährt für die Darſtellung einen hinlänglich breiten und ſicheren Boden; aber für die Schilderung der Gefühle iſt es ſehr ſchwer und gelingt ſelten, den wahren natürlich ergreifenden Ausdruck zu finden. Hier iſt das Treffende, Deutliche, Angemeſſene immer nur Eines, und daneben des Unklaren, Schiefen, Gezwungenen unendlich viel; und aus der großen Schwierigkeit, jenes Erſte zu treffen und im Ausdrucke ſchön und wahr zu geſtalten, erklärt es ſich, warum wir ſo wenig wahrhaft treffliche Dichter in dieſer Gattung beſitzen. Die Meiſten halten ſich im Mittelmäßigen; man ſieht, daß ſie auf dem rechten Wege ſind oder ihn mindeſtens ſuchen, daß eine Ahnung des Wahren und Vollkommenen ihnen bald deutlicher, bald unbeſtimmter vorſchwebt, daß ſie aber ſehr große Mühe haben, nach dieſem Ziele hin der rechten Spur zu folgen. Wo nun vollends dieſes Ziel ganz aus den Augen verloren, wo die dahin weiſende Spur blindlings verſchmäht wird, da ſieht es kläglich aus. Der Punkt, worin am meiſten und von den meiſten Romandichtern geſündigt wird, iſt nun gerade die Erfindung der Begebenheiten und Situationen; nur in dem treuen Anſchließen an die Wirklichkeit iſt hier Heil zu finden; wer dies verſchmäht, der entfernt ſich unvermeidlich vom natürlich Wahren und verfällt in alle die ſtörenden und jämmerlichen Fehler, an denen Romane gewöhnlichen Schlages ſo reich ſind: Unwahrſcheinlichkeit und gezwungene Anlage der Begebenheiten ſowohl als der Charaktere, wodurch die Begebenheiten herbeigeführt werden ſollen; die Sucht und Jagd nach abenteuerlichen Vorfällen, nach ganz unerhörten, ſpannenden, haarſträubend gefährlichen Situationen, nach überraſchenden Gegenſätzen, nach wunderlichen Verſchlingungen der Leidenſchaften und der Intereſſen. Auf dieſem Wege haben die Romandichter für ihre Zwecke eine menſchliche Natur geſchaffen, die keinen Zug mit der wirklichen gemein hat; die letztere hat ihnen vor Augen gelegen, aber ſie haben die Augen zugemacht. Daher iſt das Beiwort „romanhaft“ gebräuchlich

Digitized by Google

worden, um ganz allgemein in Begebenheiten, Empfindungen und Benehmen eben dieſe Unwahrheit, dieſes verzerrte, geſchraubte, falſchgeſtimmte Weſen, kurz, um das ganze Gepräge zu bezeichnen, was für die auftretenden Perſonen in unſeren Romanen durch lange Uebung conventionell geworden iſt.

Frankreich.

Fontanes in Lyon.*)

Zur Zeit der merkwürdigen Revolutions-Belagerung von Lyon hatte der Dichter Fontanes das Unglück, mitten in den Ruinen dieſer Stadt eingeſchloſſen zu ſeyn; die feindlichen Bomben zerſtörten ſein Haus, und eine beträchtliche Summe Gold, Silber und Aſſignaten, die er darin verborgen, konnte er ſpäter niemals mehr wiederfinden. Er hatte ein junges Weib und ein Kind, welches jene erſt vor kurzem zur Welt gebracht, und voll Furcht und Beſorgniß für dieſe beiden zarten Weſen, entſchloß er ſich, auf jede Gefahr die Stadt zu verlaſſen. Dazu mußte er ſich zuerſt einen Paß verſchaffen; nachdem er dieſe Schwierigkeit beſiegt, kam eine zweite, an deren Ueberwindung ſelbſt ein noch ſo gewandter und erfindreiſcher Geiſt verzweifeln mochte; es handelte ſich nämlich darum, beim Herausgehen aus der Stadt gewiſſe Koſtbarkeiten und ſilberne Kleinodien mitzunehmen, und unter anderen antirepublikaniſchen Effekten auch einen Becher, den die Familie in Olimszeiten von einem Monarchen zum Geſchenk bekommen und in welchen ein geſchickter Künſtler das Wappen des Königs von Sardinien eingegraben hatte. Dieſes Kleinod fortzuſchaffen, das machte ihm die meiſte Angſt. Was konnte gefährlicher ſeyn, als ein ſolcher Pokal, ein Gegenſtand der Liebe und Verehrung, und noch dazu mit dem Wappen eines Königs! Das hieße ja dreifach Pitt und Coburg begünſtigen. Und doch mußte er fort oder ſich einem ſicheren Tode ausſetzen; ſollte er aus der Stadt gehen und ſeine beſte Hülfsquelle zurücklaſſen? Wer weiß, wohin er noch fliehen muß, und wer kann ihm die Dauer ſeiner Verbannung vorherſagen!

In dieſer Noth faßt der Dichter einen Entſchluß; er läuft zu einem Bekannten, einem ganz guten und ehrlichen Republikaner, der noch kürzlich ein Gärtner, als ſolcher höchſt bequem und zufrieden gelebt hatte, jetzt aber faſt ganz heruntergekommen war, ſeitdem es den Gärten eben ſo ſchlecht ging, wie den Schlöſſern, ſeitdem der republikaniſche Boden nichts als Freiheitsbäume tragen wollte. Bei dieſem entlaſtet ſich Fontanes ſeiner Staatskleider und tauſcht oder kauft ſich dafür eine vollſtändige Sansculotten-Garderobe, um in Jacke und Geſinnung ganz wie ein Revolutionnair auszuſehen. Jetzt trägt er ſchwarzes Haar, denn was kann verpönter ſeyn, als der freiheitswidrige Puder! Er hat weite Pantalons und mit Eiſen beſchlagene Schuhe ohne Schnallen; die alten Schnallen überläßt er dem wackeren Gärtner, damit dieſer ſie auf den Altar des Vaterlandes als patriotiſche Gabe niederlege. Dies und noch einige andere Aufträge werden angenommen, und unſer Dichter iſt endlich von Kopf bis Fuß ausgerüſtet.

Einige Stunden ſpäter kommt ein Bauer mit einem ſchweren Pack Wäſche zu einem Hauſe heraus: das war Niemand anders als Fontanes. In den Päckchen liegt das Silberzeug, das Geld und der gefährliche Pokal: nur ſchwer und langſam ſchreitet der verkleidete Bauer vorwärts, tief ſeufzend unter ſeiner Bürde; einige Schritte hinter ihm her folgt die junge Familie mit dem Paß. Doch nun mußte der Zug vor dem furchtbaren Todes-Inſtrument vorüber, welches damals in beſtändiger Funktion war, welches, jeden Augenblick drohend und zum Schlage gerüſtet, ſein Ziel nie verfehlte. Fontanes erblaßt, ſeine Frau fängt an zu zittern: ihre Lage iſt ſchrecklich. Wenn ſie einen anderen Weg einſchlagen, ſo erregen ſie Verdacht; ſcheuen ſie es aber nicht, vorüberzugehen, ſo müſſen ſie dem gräßlichen Mordwerkzeug feſt ins Auge blicken; denn das geringſte Zeichen von Abſchen iſt hier Verbrechen und ſetzt ſie in Gefahr, eine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, die ſie ja auf jede Weiſe von ſich ablenken müſſen. Wie ſollen ſie aber mit Ruhe und Gleichmuth jenes Schwert betrachten, an dem vielleicht noch das friſche Blut eines Freundes kleben mag. Doch die Noth drängt, ein Entſchluß muß gefaßt werden: ſchon ſteht das Schaffot vor ihm, und mit vorwärtsgeſtrecktem Hals und Kopf, die Finger in den Tragriemen der Butte eingekrallt, als wollte er ſie mehr an ſich ziehen, um ſeinen Schultern die Laſt zu erleichtern, ſtarrt er dumpf und muthlos auf die Todesmaſchine hin.

Da tritt ein Kerl auf ihn zu, deſſen blutdürſtige Mienen nichts Gutes weiſſagten, einer von jenen Leuten, welche damals den Platz nie verließen, und die man recht bezeichnend die Leibwächter der Guillotine nennen konnte. „Du haſt wohl Furcht?“ redet er den Dichter an, „weil Du ſo hinſtarreſt auf das Raſirmeſſer der Nation?“ — „Was, Furcht! Bin ich denn ein Föderaliſt, daß ich Furcht zu haben brauche? Hölle und Teufel! Sieh mich doch einmal an: hab' ich denn ſolch' ein Ariſtokratengeſicht an mir?“

In dieſem Augenblick kam auch die Madame Fontanes dazu; ſie zitterte vor Angſt, ſenkte aber den Kopf auf ihr Kind herab und ſammelte ſich in dieſem Augenblick neuen Muth und Kräfte.

„Heda! Was biſt Du für Einer?“ fing ein zweiter Inquiſiter an. — „Ich bin ein Bleicher.“ — „Und das Weibchen da?“ — „Ha, ha! das fragſt Du noch? Sieh Dir doch mal den Kleinen an: der iſt mir ja wie aus dem Geſicht geſchnitten! Und noch dazu erſt zehn Monate nach der Hochzeit, nicht wahr, das iſt patriotiſch? Meiner Treu, meine Alte iſt auch ſo übel nicht. He, was meint Ihr, hab' ich ein ſchlechtes Auge?“ — „Und doch, warum gaffſt Du nach der Guillotine dort ſo.....“ — „Na, iſt denn das verboten? Sagt' mal ſelbſt, ihr Leute! Iſt nicht die Guillotine ganz für's Volk gemacht? Was würden wir anfangen, Du und ich und wir Alle zuſammen, wenn wir keine Guillotine hätten.“ — „'s iſt wahr, Du haſt Recht; Du biſt ein braver Sansculotte!.... Nieder mit den Zierbengeln, nieder mit den Ariſtokraten! Es lebe die Republik!“ — „Es lebe die Guillotine!“ ſchreit der ganze Haufe im Chorus.

Fontanes kann dieſes Kannibalen-Geſchrei nicht über ſeine Lippen bringen; ſeine Frau iſt ganz blaß und zitternd, kaum kann ſie das Kind tragen, ſie ſucht mit der Hand eine Stütze, der Muth geht ihr aus, ſie iſt nahe daran, ſich zu verrathen. — „Heda, Mütterchen, hörſt Du nicht die Kameraden? Du mußt mitſingen, Alte: Ah, ça ira, ça ira, ça ira! les muscadins à la lanterne! Donner und Wetter, geſungen muß werden!“ — „Und getanzt muß werden; die Hand her! 'runter mit Deiner Butte!“ — „Aber ....“ — „'Runter, ſag' ich, mit Deiner Butte!.... man wird ſie nicht freſſen!.... Willſt Du ſie wohl 'runter legen! Iſt ſie Dir denn angeleimt?“

Da ſtürzen die Raſenden über den Pack her und nehmen ihn dem Dichter ab, welcher ſich anfangs zu widerſetzen ſucht, bald aber, mehr todt als lebendig, Alles mit ſich machen läßt und ſich den kalten Schweiß von der Stirn trocknet. Schon giebt er ſich für verloren; ſchon iſt die Butte in ihren Händen, ſie ſtellen ſie auf einen Haufen Steine und werden vielleicht bald die Habſeligkeiten in dem Korbe durchſuchen: dann werden ſie den Pokal finden, den unglückſeligen Pokal, und dann iſt Alles aus. Schon will er ſich preisgeben, nur für ſeine Frau will er um Gnade bitten, für dieſes arme Weib, das ſich in der Angſt krampfhaft an ihren Säugling hält; noch einmal ſieht er ihr Verzeihung flehend ins Auge, da, in dieſem letzten Augenblick, kommt ihm ſeine Geiſtesgegenwart zurück. Ein Rettungsmittel iſt ihm plötzlich eingefallen; er ſtößt ein lautes Freudengeſchrei aus und klatſcht, wie wahnſinnig, mit den Händen. — „He, Du biſt ein drolliger Patron“, riefen die Kameraden. — „Hört, ich habe eine Idee, eine ganz vortreffliche Idee! Meine Frau muß mir die Carmagnole tanzen. Donner und Wetter! das giebt Muth und Leben!“

Seine Gattin blickt ihn voller Beſtürzung an. — „Heda, mach' mir keine langen Fazen! Nichts für ungut, Kameraden, 's iſt noch etwas junges, furchtſames Blut .... He, wer will den Korb unterdeſſen bewachen? Den Korb und das Kind zuſammen, verſteht ſich.... So,.... ganz ſachte,.... legt mir den Kleinen da auf die Wäſche.... das iſt gewohnt, auf dem Pack, wie auf Flaumen zu ſchlafen.... Und nun, Mutter, die Hand her! Heran, ihr Anderen, daß wir die patriotiſche Kette ſchließen.“

Die Mutter hatte ihn verſtanden; ſie nahm ſich zuſammen und ſprang in die Runde, und während das Innerſte beider Eheleute ſich in dieſelben Stoß- und Dankgebete ergoß, mußte ihre Stimme, ſo gut es gehen wollte, die Worte der ſchrecklichen Carmagnole mitbrüllen.

Endlich war ihre Erlöſung gekommen: das Kind ward der Mutter zurückgegeben, Fontanes ließ ſich ganz ruhig den Pack auf ſeine Schultern legen, und als er dann von den Kameraden ſcheiden mußte, drückte er ihnen zum Zeichen der Brüderſchaft die Hand, ließ ſeine Frau einige Schritte vorangehen, und nachdem er den Sansculotten Lebewohl geſagt, trillerte er ſich noch im Gehen einige Strophen aus jenem Abſchiedsliede, welches nachher von Méhul's Chant de départ verdrängt worden iſt.

*) Aus dem kürzlich erſchienenen fünften Bande der intereſſanten Memoiren des Schauſpielers Fleury.

Mannigfaltiges.

— Unterricht und Religioſität. In Frankreich ſcheint man immer mehr zu der Einſicht zu kommen, daß Alles, was dort Noth thue — das Dringendſte und zugleich das Unentbehrlichſte — ſich in den Worten „Unterricht und Religioſität“ zuſammenfaſſen läßt. Die noch von dem Miniſter Guizot hauptſächlich nach Deutſchen Muſtern angeordneten Maßregeln zur Errichtung neuer Elementarſchulen werden hoffentlich dazu beitragen, die Maſſe, die in Frankreich nicht leſen und ſchreiben kann, bedeutend zu verringern. Aber das Leſen und Schreiben thut es bekanntlich nicht allein. Ja, wir haben es in der neueſten Zeit oft genug erlebt, daß es gerade die Lektüre war, was einen Menſchen verdorben hat. Alibaud, Pepin und der nichtswürdige Lacenaire, der ſogar recht hübſche Verſe zu machen verſtand, kannten die Literatur des Konvents, kannten den Marquis von Sade und deſſen Höllenromane ſo genau, daß ſie allenfalls einen cours de littérature darüber hätten halten können. Alſo nicht darauf, daß überhaupt geleſen wird, ſondern auf die Art der Lektüre kommt es an. Dieſe nun zu leiten, hat ſich eine Anzahl achtbarer Männer in Frankreich zuſammengethan, die zunächſt in Beſançon unter der Firma von Gauthier u. Comp. eine großartige Buchhandlung gegründet haben, von welcher bereits wohlfeile Ausgaben von Bourdaloue, Maſſillon, Fenelon, Boſſuet, Bergier, Guerin du Rocher und Feller, von der „Nachahmung Jeſu Chriſti“ und von einigen Kirchenvätern verbreitet worden ſind. Gegenwärtig will dieſer Verein nun ſeine Etabliſſements erweitern, und die Einladungen, die er erlaſſen hat, ſcheinen in Paris vielen Anklang gefunden zu haben. Daß hier nicht von politiſchen Partei-Zwecken oder von bloßen Frömmler-Beſtrebungen die Rede ſey, geht wohl ſchon aus dem Umſtande hervor, daß es nicht etwa die Gazette de France und Lammenais' Monde ſind, die dieſen Verein empfehlen, ſondern gerade die miniſteriellen Blätter, wie die Paix und das Journal de Paris, reden ihm das Wort. Gewiß dürfte auch im Auslande mancher Menſchenfreund ſich veranlaßt finden, ein ſolches Unternehmen in Frankreich zu unterſtützen. Hängt doch von der inneren Geſittung gerade dieſes Landes die Europäiſche Wohlfahrt in ſo mancherlei Beziehungen ab! Und was kann es wohl Schöneres und Lohnenderes geben, als das Bewußtſeyn, die Religioſität, die Bildung, die Begriffe wahrer Humanität und das Wohlſeyn ſeiner Mitmenſchen direkt oder indirekt gefördert zu haben!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 58. Berlin, Dienſtag den 16. Mai 1837.

Afrika.

Algier und ſeine Bewohner.

Nach Cap. Rozet.*)

Capitain Rozet's „Reiſe in die Regentſchaft Algier“ iſt ohne Zweifel eines der beſten Werke, die ſeit der Franzöſiſchen Eroberung dieſes Theils von Nord-Afrika erſchienen ſind. Der Verf. war als Ingenieur-Geograph dem Generalſtabe des Franzöſiſchen Heeres attachirt und blieb mit demſelben ſechzehn Monate in Afrika, binnen welcher Zeit er an den meiſten militairiſchen Expeditionen ins Innere Theil nahm. Außer ſeinen eigenen Beobachtungen verdankte er den Eingebornen, und beſonders einem Algieriſchen Juden, der Salomo hieß, viele Belehrung. Dieſer Salomo war in der ganzen Berberei bekannt, ſprach vortrefflich Franzöſiſch und entfernte ſich in Allem, was er ſagte, nie von der reinen Wahrheit.

Die Regentſchaft Algier iſt ein langer und verhältnißmäßig ſchmaler Küſtenſtrich, der nach dem Innern zu keine beſtimmte Gränze hat und gleichſam in Gebirgen und Wüſten ſich verliert. Wer auf den am höchſten belegenen Werken des Kaiſer-Caſtells (etwa eine kleine Meile ſüdweſtlich von Algier) ſich umſieht, der erblickt gegen Süden einen von O. N. O. nach W. S. W. laufenden Höhenzug. Jenſeit dieſer Wellenlinie von niedrigen Bergen gewahrt er die große Ebene Metidſcha, die ſich in Oſt und Weſt unabſehbar ausdehnt, aber im Süden von einer hohen mit erſtgenanntem Höhenzuge faſt parallel laufenden Bergkette begränzt wird. Dieſe Kette iſt der Kleine Atlas. Wandert man quer durch die Ebene Metidſcha nach Süden und erklimmt den Gipfel des Kleinen Atlas, deſſen Südſeite viel ſteiler als die nördliche iſt, ſo enthüllen ſich den Blicken viele nach allen Richtungen auslaufende Bergreihen, und den äußerſten Horizont ſchließt eine mächtige Alpen-Mauer, die mit dem Kleinen Atlas beinahe parallel läuft — dieſe iſt der Große Atlas. Gegen Oſten, in einer Entfernung von ungefähr 23 Lieues, erhebt ſich der Berg Dſchurdſchura, eine hohe und anſcheinend ganz nackte Felſenmaſſe. Im Südweſten erſcheint eine Reihe ſehr hoher Gipfel; der entfernteſte derſelben, welcher an den Gränzen von Marokko emporſtrebt, hat die Form eines Zuckerhuts. Von Algier und von Oran iſt die Entfernung des Atlas-Gebirges faſt ganz dieſelbe; ſie beträgt ungefähr 8 Lieues.

Cap. Rozet iſt natürlich viel umſtändlicher in Bezug auf Algier ſelbſt, als bei anderen Städten, wo ſein Aufenthalt von kürzerer Dauer geweſen. Das Aeußere jener Stadt iſt ſchon hinlänglich bekannt; aber die häuslichen Einrichtungen der Bewohner ſind es viel weniger. Laſſen wir uns durch Herrn Rozet in dieſes Heiligthum einführen. „Die Häuſer von Algier“, ſagt er, „ſind alle von gleicher Form und Einrichtung, obwohl eines beſſer gebaut iſt als das andere; es ſind rechtwinkelige Vierecke, aus vier Mauern gebildet, welche bis zur Höhe eines dritten Stockwerks emporſteigen. Sie haben kleine Luftlöcher, aber keine Fenſter. Letztere ſieht man faſt nur an den Häuſern der Juden, und auch da ſind ſie durch ſehr ſtarke Gitter verſchloſſen. Jedes Haus hat einen ziemlich breiten und gewölbten Eingang, zu dem eine Reihe Stufen führt. Im Erdgeſchoſſe ſind die Ställe, die Waaren-Lager, die Wohnungen der Sklaven und ein Veſtibül, das man gleich betritt, wenn man zur Hausthüre hereinkommt. In den Häuſern der Reichen bildet dieſe Vorhalle ein großes rechtwinkeliges Gemach, von welchem zwei Seiten mit einem erhöhten Sitze aus Stein oder Marmor und mit einer Reihe Säulen geſchmückt ſind, die ein Geſims oder in Stein gearbeitete Mauriſche Bogen unterſtützen und ſomit kleine Arkaden bilden, unter denen der Herr des Hauſes, ſeine Pfeiſe ſchmauchend, niederkauert und Beſuche empfängt oder Geſchäfte verhandelt. Dieſe Halle heißt Skifa. Auf den langen Sitzen, wo die Beſucher ſich niederlaſſen, ſind Binſenmatten, Schaffelle oder Teppiche ausgebreitet.“

„Verläßt man die Skifa, ſo ſteigt man eine Treppe hinan, deren Stufen aus Schiefer und Porzellan-Ziegeln, zuweilen auch aus Marmor oder Stein beſtehen. Dieſe Treppe führt uns zu einem viereckigen Hofe im erſten Stockwerk, der von einer das zweite Stockwerk unterſtützenden Kolonnade umgeben iſt. Der Hof iſt nicht bedeckt; durch ihn kommen Licht und Luft in die Gemächer, von denen jedes mit dem Hofe durch eine Thür und mehrere Fenſter in Verbindung ſteht. Die Zimmer ſind lange Räume, deren jeder eine ganze Seite des Gebäudes einnimmt. Gewöhnlich iſt die Treppe an der einen Seite angebracht. In die Zimmer führt ein großer gewölbter, durch zwei Flügelthüren verſchloſſener Eingang, in welchem zwei kleine viereckige Oeffnungen angebracht ſind. Nur die letzteren ſtehen gewöhnlich offen; die Flügelthüren öffnet man nur, wenn es dringend nothwendig, oder bei feierlichen Gelegenheiten. Die zu beiden Seiten der Thüre befindlichen Fenſter beſtehen bloß aus Gitterwerk von Eiſen oder Erz. An beiden Extremitäten der Zimmer befinden ſich Poſtamente von Holz oder Stein, auf welchen die Betten ruhen. Dieſe Bett-Piedeſtale ſind oft ſo hoch, daß man ſie auf Leitern erſteigen muß, gegenüber dem Eingang ſieht man gewöhnlich eine überwölbte Mauer-Niſche, mit einem Divan oder Polſtern darin, auf welchen die Frauen während des Tages ſitzen. An jeder Seite des Divan's hat man Taſſen-Geſtelle in der Mauer angebracht.“

„Die Möbel eines Algierſchen Zimmers beſtehen aus einer oder zwei hölzernen Kommoden, die bei den Reichen bemalt und vergoldet ſind, aus einem kleinen runden Tiſche, aus den Polſtern, welche den Divan bilden, Teppichen oder Binſenmatten, die den Fußboden decken, und den vorhin erwähnten zwei Betten. Die Beſtandtheile der letzteren ſind: eine ziemlich gute wollene Matratze, ein Polſter, Bettlaken aus Leinwand oder Kattun und eine Decke von Seide oder ſehr leichter Wolle. Viele ärmere Bewohner ſchlafen auf Schaffellen oder Binſenmatten. In dem Raum neben der Treppe findet man auf jedem Flur eine Küche und Garderobe, die außerordentlich rein gehalten werden. Nur in der Küche iſt ein Kamin angebracht, deſſen Sims die ganze Breite des Raumes einnimmt. In ſehr geringer Erhöhung über dem Fußboden befinden ſich mehrere kleine runde Oefen aus Ziegelſteinen, und auf jedem derſelben liegt ein Roſt, auf welchen man den Topf ſtellt. Die Küchengeräthe ſind aus Thon oder Bronze mit einer Beimiſchung von Zinn.“

„In jedem Hauſe giebt es drei Stockwerke, von welchen das dritte gewöhnlich nur ein oder zwei Zimmer enthält; der übrige Raum iſt eine Platform, auf welcher die Frauen friſche Luft ſchöpfen. Ueber den Zimmern des dritten Stockwerks befinden ſich ebenfalls kleine Terraſſen, zu denen man auf Leitern gelangt, und welche die weiblichen Bewohner nach Sonnenuntergang zu beſuchen pflegen.“

Folgende Beſchreibung giebt der Verfaſſer von dem Gebäude in Algier, in welchem früher die auf den Raubzügen dieſes Korſaren-Staates erbeuteten Sklaven eingeſperrt wurden:

„Als Algier noch blühend und mächtig war, gab es mehrere ſolcher Gefängniſſe, in denen man eine große Anzahl Chriſten-Sklaven unterbrachte; aber in Folge des von Lord Exmouth diktirten Friedens wurden dieſe Gefängniſſe geleert, und ſeitdem konnten die Algierer nur ſelten einen Menſchenraub begehen. Als wir Algier eroberten, fanden wir nur noch Einen Kerker; dieſer lag in der Straße Bab-Aſun, nicht weit von der großen Janitſcharen-Kaſerne. Es befanden ſich darin die wenigen noch lebenden Individuen von den zum größten Theil niedergemetzelten Mannſchaften der beiden geſtrandeten Briggs, einige Franzöſiſche Kriegs-Gefangene, welche die Türken dem Jatagan der Beduinen entriſſen hatten, und einige Griechiſche und Genueſiſche Sklaven, die ſchon ein paar Jahre hier ſchmachteten — in Allem 122 Perſonen. Bald nach unſerem Einzug in Algier beſuchte ich dieſes Gefängniß, wo ich noch einige Sklaven und zwei unſerer Soldaten vorfand. Man hatte ſie, wie Galeeren-Sklaven, paarweiſe zuſammengekettet, aber ſie durften im Kerker herumgehen. Alle Tage erhielt Jeder von ihnen zwei kleine ſchwarze Brodte von der Stärke einer Fauſt, und etwas Waſſer; ihr Nachtlager bildeten Schaffelle und ein paar Lumpen. Ihre Wächter behandelten ſie mit Härte, ſchlugen ſie aber nicht. Sklaven, die ſchon mehrere Jahre hier waren, erhielten täglich zwei Brodte mehr als die Uebrigen, wurden aber dafür häufig geprügelt. Das Gefängniß war ein altes in Verfall gerathenes Gebäude. Der Raum für die Sklaven, in dem ſie kaum Alle Platz hatten, maß 18 Metres in der Länge und 9 Metres in der Breite. Es war dieſes Gemach eine ehemalige katholiſche Kapelle und ſtieß an eine große, jetzt gar nicht mehr bewohnbare Gallerie. Anfangs hatte man alle Fenſter vermauert; da aber die Gefangenen beinahe erſtickt wären, ſo fand man es gerathen, ſie wieder zu öffnen. Die Fenſter aber blieben nun ohne Bedeckung, ſo daß die Gefangenen gegen Wind und Regen keinen Schutz hatten.“

Beſuchen wir jetzt an der Hand des Verfaſſers die vornehmſten öffentlichen Vergnügungs-Oerter, d. h. die **Kaffeehäuſer** und die **Barbierläden**.

„Ich habe in Algier nicht weniger als ſechzig Kaffeehäuſer gezählt; aber nur fünf oder ſechs derſelben verdienen Beachtung, denn die übrigen ſind wahre Löcher von ungefähr ſechs Fuß (?) im Gevierte. Das merkwürdigſte von allen liegt in der Marine-Straße nicht weit von der Moſchee; es beſteht aus mehreren ſchmalen, aber ſehr langen

*) Voyage dans la Régence d'Alger. Par le Capitaine Rozet. 3 vol. Paris, 1836.

Gallerieen, die auf kleinen Marmor-Säulen ruhen. An beiden Seiten befinden ſich ſteinerne Sitze, mit Binſenmatten überdeckt. Dem Eingang zunächſt iſt eine kleine viereckige und ganz offne Halle, mit einem prächtigen Springbrunnen in der Mitte. Die kleine ſchwarze Küche enthält einen Ofen, auf dem zwei große zinnerne Kaffeetöpfe ſtanden, in welchen der Kaffee gekocht wurde, während drei andere kleine Töpfe den einzuſchenkenden Kaffee am Feuer warm hielten. Mauren und Türken kamen und kauerten hier mit Würde auf den ſteinernen Sitzen nieder. Bald darauf brachte der Aufwärter eine brennende Kohle, um ihre Pfeifen anzuzünden, und ein kleines Täßchen Kaffee ohne Zucker, das in einem größeren, halb mit Waſſer gefüllten Becher ſtand, damit man es halten konnte, ohne ſich die Finger zu verbrennen. Den Kaffee fand ich ſchlecht und ſchwach, ähnlich dem Engliſchen; er iſt übrigens wohlfeil. In jedem nur einigermaßen bedeutenden Kaffeehauſe findet man vom Nachmittag bis zum Abend einige Muſikanten, die entweder Guitarre ſpielen und Grimaſſen dazu ſchneiden oder ſehr ernſthaft und langweilig auf einer zweiſaitigen Violine fiedeln. Die Stammgäſte ſcheinen ſich bei dem Spiel und den Grimaſſen dieſer Muſiker ſehr zu unterhalten. Die Muſelmänner gehen gegen zehn Uhr Vormittags in das Kaffeehaus und bleiben manchmal bis zum Abend dort. Sie trinken wohl ein Dutzend Taſſen Kaffee langſam hinter einander und ſchmauchen ihre Pfeifen dazu. Oft ſitzen oder kauern ſie Stunden lang über einander, ohne ein Wort zu ſprechen; doch bilden ſich dann und wann auch kleine lebhaft plaudernde Gruppen. Viele ſieht man, je zwei und zwei, beim Damenſpiel und von einem Kreiſe neugieriger Zuſchauer umgeben."

„Andere von den Mauren ſtark beſuchte Verſammlungs-Oerter ſind, wie ſchon bemerkt, die Barbierſtuben. Die Läden der Gewerbsleute in Algier und den übrigen Städten der Berberei ſind wahre Mauerlöcher von ungefähr zwei Metres Tiefe und einem Metre Breite, welchen Raum der Beſitzer faſt ganz einnimmt; die Barbierladen aber meſſen wohl vier oder fünf Metres Länge und zwei bis drei Metres Breite. Rings um die Wände befinden ſich Sitze für die Kunden. An den Wänden hängen alle nöthige Inſtrumente und außerdem Barbariſche Gemälde, welche die ruhmvollſten Seeſchlachten der Korſaren von Algier vorſtellen. Dieſe Läden ſind den ganzen Tag mit Leuten gefüllt, die ſich ihre Köpfe ſcheeren oder die Bärte putzen laſſen. Auch viel müßiges Volk, das ſich nur die Zeit vertreiben und Neuigkeiten hören will, kommt hierher und hört mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Erzählungen des Barbiers, der während ſeiner Verrichtungen plaudert und precirt. Einige Komplotte, welche die Vertreibung der Franzoſen bezweckten, wurden in den Barbierſtuben angezettelt, und durch Vermittelung derſelben erhielt auch der Bei von Titeri, bevor er in Gefangenſchaft gerieth, von unſeren Bewegungen Kunde."

Der Verfaſſer berechnet die Bevölkerung der Stadt Algier, vor der Franzöſiſchen Eroberung, auf etwas über 30,000 Seelen, von welcher Zahl aber bereits ein Drittheil ungefähr ausgewandert war, als die Franzoſen einzogen. Nach einem allgemeinen Ueberſchlage beſtand die Bevölkerung aus 18,000 Mauren und Kulughli's, 5000 Juden, 4000 Türken, 2000 Negern, 2000 Arabern u. ſ. w. Die Juden treiben hauptſächlich Mäkler-Geſchäfte; auch ziehen Viele mit Muſſelinen und anderen Stoffen zu weiblicher Kleidung hauſirend durch die Straßen. Ein muſelmänniſches Haus zu betreten, oder auch nur an die Thür zu klopfen, iſt ihnen bei ſchwerer Strafe unterſagt. Die Art, wie man mit ihnen verkehrt, iſt demnach folgende: Wenn das Geſchrei, mit dem der hauſirende Jude, durch die Straßen ziehend, ſeine Waaren anpreiſt, zu dem Ohr einer muſelmänniſchen Dame dringt, ſo geht ſie bis an die Hausthür und läßt ihn durch einen Sklaven rufen. Der Jude tritt heran und ſteckt die verlangte Waare in die Hand des Sklaven, welcher ihm aus der nur halb geöffneten Thür entgegenkommt. Auf dieſelbe Art empfängt er ſein Geld und geht dann von dannen, ohne die Käuferin geſehen zu haben. Die Mauriſchen Damen ſind bei einem ſolchen Geſchäft nicht immer ehrlich; zuweilen ſchlagen ſie, ſobald die Waare in ihren Händen iſt, die Thür zu und laſſen keine Bezahlung verabfolgen. Da nun der Jude nicht anklopfen darf, ſo ſchreit er in ſolchem Falle aus Leibeskräften und ſtampft mit den Füßen, bis man ihm das Geld zuwirft. Bleibt ſein Schreien und Stampfen ohne Erfolg, ſo eilt er zum Kadi, der ihm aber ſein Recht ſehr oft vorenthält.

Die merkwürdigſten Gegenſtände in den Umgebungen der Stadt Algier ſind die Fontainen und die Marabut's oder Einſiedeleien. Ein Marabut iſt bei den Arabern und Berbern ein überaus ehrwürdiger und einflußreicher Mann, von dem man glaubt, daß er unmittelbar göttliche Eingebungen erhalte. Man konſultirt ihn bei jeder Gelegenheit und handelt immer nach ſeinem Rathe. Er iſt nicht einmal den gewöhnlichen Geſetzen der Geſellſchaft unterworfen, und wen ein Marabut gewaltthätig oder ungerecht behandelt hat, der dankt Gott dafür, daß ein ſolcher Mann ihn ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit würdig erachtet. Die merkwürdigſte von den vielen Kapellen in der Nachbarſchaft der Hauptſtadt (die ebenfalls Marabut's heißen) iſt Sidi-Abderrahman. Etwas entfernter von Algier, an der Küſte, liegt ein unter dem Volke, beſonders den Juden, nicht minder berühmtes Marabut, Sidi-Jakub.

(Fortſetzung folgt.)

Italien.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

40) Die dramatiſche Dichtkunſt findet ſich bei allen civiliſirten Völkern. Wie ſie wirke, darüber ſind die Meinungen verſchieden: bei den Einen gilt ſie als ein mächtiger Hebel für die Sittenverbeſſerung, Andere behaupten, ſie leiſte der Verderbniß Vorſchub; Keinem erſcheint ſie gleichgültig. In der That kommt Alles darauf an, in welchem Maße ſie ſich dem Typus ihrer Wahrheit und Vollkommenheit nähert oder ſich davon entfernt; hiervon wird es allezeit abhängen wie groß oder gering ihr Einfluß und welcher Art ihre Wirkung ſeyn kann.

41) Die Bewunderung mancher Leute gerade für das Unbedeutendſte an den Werken großer Dichter könnte dieſen, wenn ſie deſſen Zeuge wären, beinahe wie eine Beleidigung vorkommen.

42) Iſt es nicht in der That kläglich, wenn man ſieht, wie die Kritiker ſich mit ziemlicher Geſchäftigkeit darauf verlegen, aus dem Prolog oder der Expoſition einer berühmten Tragödie etliche Verſe herauszuklauben und zu demonſtriren, daß hier der Dichter im Voraus auf eine Perſon oder auf einen Umſtand hindeutet, woraus die Kataſtrophe ſich entwickeln werde; und wie ſie dann groß Aufheben und Verwundern machen über ſolcherlei winzige Anſtalten und Kunſtgriffe, ſich in froſtige Extaſe werfen und rufen: hier ſeht, hier bewundert die große Kunſt des unſterblichen Racine! O ihr eingebildeten Schulfüchſe! die große Kunſt des unſterblichen Racine hat mit eurem Kram gar nichts zu ſchaffen. Redet euch nicht ein, ihr ſeyet die würdigen Verkünder der höchſten poetiſchen Schönheit! nicht ihr, ſondern die ſich ihr mit ſelbſtvergeſſendem Entzücken hingeben, die der Zauber der Poeſie ergreift und zur Höhe der Begeiſterung hinanträgt, wo ſie der Kritik vergeſſen, aber die Fülle der poetiſchen Weihe genießen, die ſind's, und nur dieſe, an denen die Poeſie ſich ſelbſt in der Macht und Herrlichkeit ihrer Wirkungen verkündigt.

43) Der höchſte Grad des dramatiſchen Effektes beſteht keinesweges darin, daß der Zuſchauer hingeriſſen wird, den Jubel und die Angſt, das Begehren und die Leidenſchaft der tragiſchen Perſonen mitzuempfinden; ſondern derſelbe iſt erſt dann erreicht, wenn wir, über den trüben und unruhigen Bereich der Leidenſchaften emporgehoben, in die reine Höhe der Betrachtung, von menſchlicher Schwäche und menſchlichem Eifer geläutert, Freude und Leid der Sterblichen tief unter uns in all ihrer Nichtigkeit und Vergeblichkeit erblicken und uns dabei von tiefem Mitleid über menſchliches Loos erfaßt und erſchüttert fühlen. Darin bewährt der Dichter ſeine höchſte Macht über uns nicht, daß er in der ruhigen Seele den Sturm der Leidenſchaften aufwühlt; denn wenn dieſer Sturm ſich legt und wir zur Beſinnung kommen, bleibt nur ein peinliches Gefühl davon zurück und ſtraft uns für die Verirrung. Lohnt es ſich wohl großer Anſtrengungen, um eine ſolche Nachwirkung zu erzielen? Nur eins verlangen wir vom Dichter: daß er wahr ſey; um das Uebrige ſorge er nicht. Nicht dadurch wirkt das Schauſpiel der tragiſchen Leidenſchaften ſo erregend und anziehend auf uns, daß ſie ſich unſerem Gemüthe mittheilen, ſondern dadurch, daß ſie in uns die moraliſche Kraft erwecken helfen, die uns zur Bewältigung der Leidenſchaften und zum Gericht über ſie befähigt. Dem Dichter iſt es gegeben, aus dem hiſtoriſchen Stoffe vor unſeren Augen das Edelſte in Geſinnungen und Empfindungen erſtehen zu laſſen, ihn zum Träger der ſchönſten Offenbarungen des Menſchlichen zu machen, an denen wir uns aufrichten und erbauen mögen. Ihm iſt es gegeben, uns den Menſchen in ſeiner Verirrung und ſeiner Niedrigkeit, den Leidenſchaften und der Sünde zur Beute, uns das gemeinſame Loos der menſchlichen Schwäche vor Augen zu führen und das Mitleid, die Nachſicht in uns zu erwecken, welche eine Frucht der Erkenntniß und der Liebe, nicht der Ermüdung und der verachtenden Gleichgültigkeit ſind. Als unbetheiligte Zuſchauer und Zeugen bei den Vorgängen auf der Bühne ſollen wir in der Tragödie lernen und uns gewöhnen, unſer Denken und Schauen den großen, erhabenen und ruhigen Ideen zuzuwenden, die wir in dem geräuſchvollen Drängen des alltäglichen Lebens nur zu leicht vergeſſen, und die uns weiſer, würdiger, beſſer machen würden, wären wir näher mit ihnen vertraut und hätten ſie beſtändig im Geiſte gegenwärtig. Der Dichter beſtrebe ſich, dies iſt ſein Beruf, die Gemüther tief und mächtig zu erregen; nur bewirke er dies, indem er an das Ideal appellirt, das Jeder in ſeinem Buſen trägt, an die Idee des Rechten und Guten; er verſenke uns nicht in den wüſten Schwall der Leidenſchaften; er erhebe und kräftige unſere Erkenntniß, aber er muthe unſerer Vernunft nicht zu, ſich vor unſerer Schwäche und unſeren Vorurtheilen demüthig zurückzuziehen.

44) Es wäre intereſſant, zu unterſuchen, was für Meinungen und Ideen über moraliſche Gegenſtände das Theater habe einführen und verbreiten helfen. Wir wollen hier nur ein Beiſpiel anführen, woraus man den Einfluß der auf der Bühne ausgeſprochenen Lehren beurtheilen mag. Der Selbſtmord iſt eine Begebenheit, eine Kataſtrophe, die in Tragödien ſehr häufig vorkommt. Der Grund davon iſt leicht einzuſehen. Die Perſonen einer Tragödie befinden ſich gewöhnlich in ſo übertriebenen, gewaltſamen Situationen, in ſo verderblichen, unlösbaren Verwickelungen, es wird ihnen ein ſo heftiges, überſpanntes, ausſchließliches Streben nach einem gewiſſen Ziele beigelegt, daß die Vorausſetzung ganz unmöglich erſcheint, der Held könne ſich je zufrieden geben, wenn er ſein Ziel verfehlt, daß es wirklich ganz den Anſchein hat, als könne ihn nun gar nichts mehr ans Leben feſſeln, als müſſe das Leben ihm verhaßt ſeyn. Mit einem Worte, der Held wird durch die Kataſtrophe ein unglückliches Subjekt, und der Dichter ſchafft ſich ihn durch einen Dolchſtich ſchnell vom Halſe. Die häufige Praxis des Selbſtmordes auf der Bühne hat endlich auch zu einer Theorie geführt, und man findet dieſes tragiſche Moralgeſetz in zwei berühmten Verſen aus Voltaire's Merope formulirt:

> Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
> La vie est un opprobre et la mort un devoir.
>
> (Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung ſelbſt gebricht,
> Dann iſt das Leben Schmach, und Sterben wird zur Pflicht.)

Wenn wir nun die Bühne verlaſſen und uns in der Wirklichkeit, im Leben, in der Geſchichte der chriſtlichen nicht allein, ſondern auch der heidniſchen Völker umſehen, ſo finden wir den Selbſtmord bei weitem nicht ſo häufig, als auf der Bühne; ja noch mehr, gerade unter ſolchen Umſtänden, wo die Tragödien-Dichter ihre Zuflucht zu ihm als zu der einzig ſchicklichen Kataſtrophe nehmen, kommt er ſelten oder

Digitized by Google

niemals vor. Zahlreich ſind die Beiſpiele von Perſonen, welche die größten Unglücksfälle ſtandhaft ertragen und doch an ein freiwilliges Lebensende nicht gedacht oder jeden ſolchen Gedanken als ihrer unwürdig, als unerlaubt zurückgewieſen haben. Zu welcher Zeit haben ſich wohl gewaltigere Kataſtrophen ereignet, als in der unſrigen? Die kühnſten Hoffnungen, die umfaſſendſten Pläne haben wir in Nichts zuſammenſtürzen ſehen; ſind etwa Selbſtmorde daraus erfolgt? Kein einziger, glaube ich. In dieſen jüngſten Tagen hat es wohl den Anſchein, als wolle der Selbſtmord zu einer Sucht, zu einer epidemiſchen Krankheit werden, aber nicht unter Helden, nicht unter Leuten, die eine große und ehrenvolle Rolle in der Welt geſpielt, ſondern unter der Klaſſe der zu Grunde gerichteten Spieler, unter elendem Volk, das an ſeinem Leben verzweifelt und es wegwirft, wenn es deſſen niedrigſte Güter, deſſen gewöhnlichſte Genüſſe verloren glaubt. Der höher begabte, ſtärker organiſirte Geiſt, der wahrhaft große Entwürfe faſſen kann, kämpft ſich auch durch Widerwärtigkeiten mit größerer Standhaftigkeit und Reſignation hindurch. Um ſo thörichter iſt jenes Verfahren der Trauerſpiel-Dichter, die Maximen des Selbſtmordes recht für die glänzendſten Gelegenheiten und für die ſtattlichſten Helden aufzuſparen, um damit Parade zu machen. So eingewurzelt war dieſes theatraliſche Vorurtheil in vielen Leuten, daß ſie ganz erſtaunt und verwundert daſtanden, als man Helden von dem höchſten Gipfel der Gewalt und Herrlichkeit herabſtürzen und doch ſich nicht umbringen ſah. Man war ſo daran gewöhnt, daß ein tragiſcher Held, wenn ſeine Rolle aus war, unter Herſagung pomphafter Alexandriner oder wohlklingender elfſylbiger Zeilen abging, um ſich in ſein Schwert zu ſtürzen, daß man gar nicht anders meinte, als die Helden in der wirklichen Welt müßten in gleichem Falle das Gleiche thun. Unſer Mitleid darf und ſoll man erregen mit den Bethörten, die an der göttlichen Gnade und Vorſehung verzweifeln und ſich mit aller Kraft ihres Geiſtes, mit all ihrem Sehnen und Streben dermaßen an einen einzigen Gegenſtand hingeben, daß mit einem Verluſte Alles für ſie verloren und die Welt ihnen leer und öde erſcheint. Aber dieſe Verirrung als Seelengröße und Charakterſtärke darſtellen, ſie gewiſſermaßen als eine Pflicht der Ehre preiſen, das heißt ein gefährliches Spiel treiben und aufs Gerathewohl hin Grundſätze auf die Bühne bringen, die gar leicht über die Bretter hinaus wirken und die Moral im Volke untergraben können.

Bibliographie.

Manfredi. — Trauerſpiel von C. Marenco. Turin.

Di Giuseppe Pugliesi. (Ueber den Wunderknaben Puglieſi.) Der Verf. dieſer kleinen Schrift, Herr Enrico Mayer, ſpricht ſich mit Nachdruck gegen das Unweſen aus, ſogenannte Wunderkinder gleich Hunden und Affen abzurichten und die edeln Kräfte eines frühreifen menſchlichen Geiſtes zu mechaniſchen Productionen vor einem ſchauluſtigen Publikum herabzuwürdigen.

England.

Die Gegner des Tabacks.

Die Sekte, deren ich mich hier annehme, iſt eben ſo zahlreich als unterdrückt. Sie wächſt mit jedem Tage und kennt ihre Stärke kaum. Man läßt ſie leben und ſich vermehren, aber man verleumdet und ſchmäht ſie. Sie zählt Eingeweihte unter allen Klaſſen, und Niemand denkt daran, ſie zu beſchützen. Die Banquiers, die Geiſtlichen, die Tories, die Whigs, die Radikalen beſitzen Ritter dieſes Ordens, ſtets bereit, das zu vertheidigen, was man ihre Rechte, Vorrechte, ihr Intereſſe nennt. Die Raucher, denn von dieſem ehrwürdigen Theil der geſellſchaftlichen Ordnung will ich ſprechen, ſind von dem Geſetze geächtet, Niemand erhebt ſeine Stimme zu ihren Gunſten, ſie ſelbſt aber, in ihrer Sorgloſigkeit, ſetzen den tauſend Plackereien, welche ſie verfolgen, nur die Ruhe und jene Kaltblütigkeit, welche das gute Recht verleiht, entgegen. Dies iſt auch der Grund, weshalb die Sucht, Vereine zu ſtiften, ſie noch nicht in gewaltige Maſſen verbunden hat; ſie ſind überall, aber man ſieht ſie nirgends in corpore.

Dieſe Allgegenwart ohne Zuſammenhang, dieſer Mangel an Verkettung giebt ihren Verleumdern eine unendliche Macht über ſie; von allen Seiten geben ſie ſich ihren Schlägen bloß, einzeln und ohne Waffen, verbindet ſie nichts unter einander, weder Sprache noch Tracht, weder Gewohnheiten noch Geſichtsbildung. Das Urbild, der Typus des Rauchers, iſt nicht leicht feſtzuhalten, indeſſen zeichnen ihn zwei große Eigenſchaften aus, die Ruhe und das Vergeſſen von Beleidigungen.

Eine ſchlanke Geſtalt, enge Kleider, ein geſtreckter Fuß, ſattſam verſchlungene Haare zeichnen den Stutzer aus; der vorgeſtreckte Bauch, fleiſchige Hände, ein kupferiges Geſicht waren zu allen Zeiten das Kennzeichen des Banquiers, während ein breitkrämpiger Hut, lange fliegende Haare und eine ernſte Tracht den Schulmann andeuten. Der Raucher aber hat nichts Beſonderes, man findet ihn unter dem groben Gewande des Irländiſchen Bauern und in dem goldgeſtickten Kammerherrn-Kleide; er bekennt ſich zu keiner Ordens-Regel, er gehört jedem Alter an, er vermiſcht ſich mit allen Ständen, iſt unter allen Breiten heimiſch, trotzt allen Klimaten, ſcheut weder das Strafgericht der Völker, noch den Haß der Könige, weder die eiferſüchtigen Theologen, noch die pedantiſchen Aerzte oder den Bannfluch der Univerſitäten, und trotz der übermäßigen Verfolgungen triumphirt ſeine Sekte, vermehrt ſie ſich mit jedem Tage. Der Haß der Frauen kann ihre Fortſchritte nicht aufhalten, ſie beherrſcht die Civiliſation von Europa wie von Aſien. Mahmud raucht, während er über ſeine Neuerungspläne für die geſellſchaftliche Ordnung denkt, eben ſo wie der Stutzer, der von ſeinen Siegen träumt. Und doch, ſollte man es wohl glauben, halten ſich die Feinde des Tabacks noch nicht für geſchlagen; ich las erſt kürzlich in der Times, einer unſerer verbreitetſten Zeitungen: „Die ſchlechte Gewohnheit des Cigarren- und Tabackrauchens greift unter uns mit jedem Tage mehr um ſich. Wir können uns nicht laut genug gegen dieſes künſtliche Bedürfniß erheben, welchem ſo viele Perſonen ſich überlaſſen.“

Unſinnige Worte! Ich lege einen Augenblick die duftende Cigarre, welche mein Herz erfreut, bei Seite und appellire an den guten Geſchmack des Menſchengeſchlechts. Diesmal werde ich weder ſcherzen, noch ſpötteln; ich werde mit Ernſt und Würde ſprechen, denn ich führe die Vertheidigung eines der ſchönſten Vorrechte der Menſchheit. Was, uns eines Genuſſes berauben? Wer hat das Recht dazu? Iſt denn der Menſch zu reich an Vergnügungen? England beſonders hat unter dem Vorwande einer lächerlichen Reinlichkeit geraume Zeit auf die Raucher Jagd gemacht; aber dieſer Ueberreſt von Barbarei paßt nicht mehr für unſere Sitten, und ich reklamire die vollſtändigſte Freiheit des Einathmens und des Vergnügens. Der Tabacksfeind Jakob I., Verfaſſer jener ſchlechten Flugſchrift „Wind gegen den Tabackrauch“ (Counterblast against the fumes of tobacco), kann er gegen die Aufklärung unſerer Zeit beſtehen? Dieſer gekrönte Tabacksfeind iſt es, welcher das Zeichen zum Kreuzzuge gegen die Raucher gab. Seit dem Jahre 1616 ahmten Viele ſein Beiſpiel nach, und uns, die poetiſchſten, kühnſten und unſchuldigſten Träumer, uns beſchuldigte man, tauſend furchtbare Anſchläge gegen die Fürſten anzuzetteln, tauſend mordbrenneriſche Pläne zu hegen, tauſend papiſtiſche Meutereien voll Geiſterbeſchwörung auszuhecken. Man leſe nur folgenden Titel einer Flugſchrift, welche um jene Zeit von einem unſerer erbittertſten Feinde erſchien und die Wahrheit dieſer furchtbaren Anklage erweiſen ſoll: „Der Taback auf der Tortur, oder der verwünſchte Tabacksrauch, behandelt, wie er es verdient, ein Buch, worin durch eine unendliche Menge von Beiſpielen erwieſen wird, daß der Gebrauch des Tabacks der Geſundheit nachtheilig, der Börſe ſchädlich und anſteckend für den Staat iſt, mit wahrhaft fürchterlichen Beiſpielen, welche allen Klaſſen von Bürgern die Gefahren zeigen werden, die ſie durch dieſe Pflanze laufen, und die Beziehungen, welche ſie ſowohl auf die neuliche Pulver-Verſchwörung, als auf gewiſſe Empörungen, Blendwerke und erſchreckende Wunder, von welchen London Zeuge geweſen, gehabt.“ Das iſt doch gewiß ein furchtbarer Titel und eine lange Liſte von Beſchuldigungen; ſchlechter kann man uns nicht behandeln. Der Großherr würde bei der Durchleſung dieſer fürchterlichen Worte ſeiner Pfeife entſagen. „So wie“, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede dieſes ſchönen Werkes, „ſo wie angenehm ſchmeckende Sachen und liebliche Wohlgerüche dem menſchlichen Körper heilſam ſind, eben ſo machen tödtender Geſchmack und Geruch das Individuum krank. Was ſoll nun wohl die Wirkung einer verpeſteten Atmoſphäre ſeyn, welche alle Einwohner, welche den Staat mit ihren zahlreichen, unreinen und dunſtigen Windungen umgiebt, welche die fernſten Winkel durchdringt, ſich ganz und gar in ihren Raum vertieft und nicht ein einziges Weſen von der Anſteckung frei läßt?“

Das iſt eine gewaltige Logik! Ach, was würde dieſer ernſte Philoſoph ſagen, wenn er heutzutage unſere belebteſten Straßen in eine Wolke von Rauch eingehüllt ſähe, wenn er ſähe, wie die Cigarren ein Gegenſtand des Bedürfniſſes wie Brod und Waſſer geworden, wie Stutzer und Taback ſich vertragen, wie die Geliebte gezwungen iſt, den Dampf der Cigarre eines Bruders, Vetters, oder wohl gar ihres rauchenden Bräutigams zu dulden? Er würde uns für von Grund aus vergiftet halten, er würde den Beweis revolutionnairer Ideen an den Tabacksdampf knüpfen, er würde aus der Pfeife und der Cigarre ein großes Werkzeug des Radikalismus machen, er würde die Oberhäupter der rein monarchiſchen Regierungen beſchwören, einen Geſundheits-Kordon gegen dieſen Rauch zu ziehen, der ihm noch furchtbarer erſcheinen würde, als der Rauch der Kanonen. Aber die Zeit Jakob's I. hatte die Politik noch nicht erfunden, damals regierte lediglich die Religion, ſie war es, welche jeder gute Schriftſteller zu vertheidigen ſich berufen glaubte. Der Gegner des Tabacks ſchloß ſein Meiſterwerk mit den beſcheidenen Worten: „[illegible] Ehre ſey Gott!“

Er hatte übrigens einige ſeiner Argumente von einem früheren Glaubensſtreiter entlehnt, deſſen im Jahre 1602 in 4. erſchienenes Werk den Titel führt: „Starke Arbeit für Schornſteinfeger, oder ein Wort im Vertrauen für die Tabacks-Freunde“. Dieſer erſte Widerſacher ſchwankt keinen Augenblick; er ſagt geradezu, daß „der Teufel den Taback gemacht, daß die Prieſter des Teufels deſſen Gebrauch verbreitet, und daß es eine Todſünde für die Chriſten ſey, ſich ſeiner zu bedienen.“ Die teufliſche Erfindung des Tabacks iſt ein vom Volk ausgehender Gedanke, welcher übrigens ſchon ein ziemlich hohes Alter hat. Im Jahre 1596 überſetzte John Frampton ein ſehr ſeltenes Werk von Monardus aus dem Lateiniſchen, deſſen Titel die Liebhaber von Seltenheiten nicht ohne Intereſſe leſen werden. Er lautete: „Gute Nachrichten aus der neuen Welt, worinnen die ſonderbaren Tugenden und Eigenſchaften der Pflanzen, Eſſenzen, Mineralien dieſes Landes erklärt werden.“ Der Verfaſſer ſtellt die ſataniſche Wirkung des Tabacks nicht in Zweifel und führt darüber Folgendes an: „Wenn die Indianer eine wichtige Sache zu verhandeln haben, vereinigen ſich ihre Häuptlinge, welche Kaziken genannt werden, in Gegenwart ihres Oberprieſters. Dieſer pflückt alsdann Tabacksblätter, wirft ſie in das Feuer und athmet die Ausdünſtung davon durch Mund und Naſenlöcher ein. Trunken und betäubt durch den dicken Dampf, fällt er wie ein todter Menſch nieder und bleibt einige Zeit ſchlaftrunken auf der Erde liegen. Wenn er ſich wieder erhebt, ſo iſt die Wirkung des Rauchs vorüber, und der Prieſter theilt denen, welche ihn umgeben, ſeine Erſcheinungen, die Viſionen, die Rathſchläge mit, welche ihm der Teufel während ſeiner Extaſe zu Theil werden ließ; das ſind dann Orakelſprüche und Weiſſagungen, welche alle Welt glaubt, und welchen man nicht ermangelt, zu gehorchen.“

Armſeliger Tabacksrauch! Philoſophen und Reiſende haben zu der Verfolgung des Tabacks mitgewirkt, aber am abgeſchmackteſten ſcheint, daß auch die Dichter ſich hineingemiſcht haben. Im 17ten Jahrhundert glänzte ein gewiſſer Joſeph Sylveſter in dieſer Richtung. Sein Werk in Verſen iſt von der erſten Seite an, welche abgeſchrieben zu werden

Digitized by Google

verdient, klaſſiſch. Er hatte einen beſonderen Geſchmack für die Literatur der Wortſpiele, wie aus folgendem ſo wunderbar ausgearbeiteten Titel hervorgeht: „Blitze in den Taback geſchoſſen und pulveriſirte Pfeifen, durch mein parnaſſiſches Kanonen-Pulver.“ „Ich zerbreche ſie euch vor den Ohren, dieſe Pfeifen, euch abgeſchmackten Götzendienern eines barbariſchen Blattes, euch lächerlichen Verehrern einer ſtinkenden Eitelkeit.“

Das Sonderbarſte an dieſem Werke iſt, nächſt ſeinem Titel, das glänzende Wortſpiel, zu welchem das Wort „tobacco“ dem Verfaſſer den Stoff geliefert. Er fand darin genau und ohne eine Verſetzung die beiden Griechiſchen Worte τῷ Βάκχῳ, was unbezweifelt ſagen will, dem Bacchus geweiht, dem Bacchus zugeeignet. „Auch“, ſagt er, „iſt eine Schenke ohne Tabacksrauch eben ſo ſelten, als ein Trinker ohne Pfeife. Die Pfeife und die Flaſche üben über die betrogenen Menſchen einen doppelten und ſiegreichen Einfluß.“ Trotz ſeines Haſſes gegen den Taback geſteht der gute Sylveſter jedoch, daß dieſe neuere Gewohnheit ganz Europa zu überſchwemmen droht. „Denn Taback, lächerlicher Tyrann, du haſt mehr Dauer und Macht, als Don Philipp, der Beherrſcher von ganz Spanien“; was übrigens ihn nicht zurückhält, zu erklären, ein Zimmer der Hölle ſey mit Tabacksrauch angefüllt und beſtimmt, die unbußfertigen Raucher in beißendem Dampf und Qualm zu erſticken.

Kaum hatte dieſer Tabacks-Archilogus ſeinen ſatiriſchen Ausfall von ſich geſchleudert, ſo ergriff ein anderer frommer Mann die Feder und ſchrieb dagegen: „Der nicotianae encomium, oder das goldene Tabacksblatt, ſich in der wunderbaren Herrſchaft ſeiner Tugenden entfaltend“, worin er ſagte: „Welcher Worte ſoll ich mich bedienen, um die Beredſamkeit dieſes ſchönen Eingangs zu loben! Ihr, die euch zu ſehr friert, ihr, denen zu warm iſt, ihr Rheumatiker, Gichtbrüchigen, Fieberkranke, tretet heran! Die Medizin iſt euch von nun an überflüſſig; eine einzige fruchtbare und erhabene Pflanze reicht hin, euch zu heilen. Stattliche Pflanze! bewundernswürdiges Blatt! Du ſpielſt die Rolle eines Univerſal-Doktors. In deinen Falten iſt die ganze Kunſt eingeſchloſſen, du verſcheuchſt die Peſt, entfernſt unſer Elend, verlängerſt unſer Leben und ſchützeſt uns vor dem Grabe.“

Alſo, wenn der Dichter Sylveſter uns Tabacksraucher mit den Qualen der Hölle bedroht, ſo iſt hier ein Anderer, der uns ſchon hier auf Erden die Unſterblichkeit verſpricht. Dies iſt denn doch ein Troſt. Möge der Raucher alſo nicht den Kopf verlieren. Iſaac Newton rauchte, Hobbes, dieſer alte gewaltige Denker, rauchte ebenfalls. Lord Byron rauchte, alle Gelehrten Deutſchlands rauchen erſtaunlich. Wiſſenſchaft, Logik, Dialektik, Theologie, Algebra, Chemie, die Dithyrambe ſelbſt verſchwiſtern ſich mit dem Rauch des Tabacks. Locke, der klare Philoſoph, deſſen Einſicht kein Vorurtheil zulaſſen möchte, ſagt er nicht an einer Stelle: „Das Brod und der Taback ſind in der ganzen Strenge des Worts nicht durchaus nothwendige Bedürfniſſe, aber die Vernunft räth uns ihren Gebrauch, und die Gewohnheit macht ſie uns angenehm.“ Demüthigt euch, Verleumder, ſenkt das Haupt, beuget das Knie vor dieſen Autoritäten; wiſſet, daß „Onkel Tobias“, der beſte der Menſchen, mit Luſt ſeine Pfeife rauchte; wiſſet, daß Lord Byron dieſe heilſame Gewohnheit in ſchönen Verſen beſungen hat.

Newton, Locke, Byron, das ſind gewiß mächtige Autoritäten; der Pöbel hört ſie nicht, er bleibt bei ſeiner Unwiſſenheit und bei ſeinem Haß. Die Verfolgungen, die ein Raucher in England erdulden muß, ſind eines der traurigſten Kapitel der Engliſchen Volksbildung. Wo Alles frei iſt, ſelbſt die Dummheit und die Thorheit, da ſoll der Raucher allein ein Opfer ſeyn? Einen dicken Band könnte ich anfüllen, wollte ich alle die Schliche, Intriguen, die Hinterliſt beſchreiben, welche meine Verwandten und Freunde aufboten, um mir dieſes köſtliche Vergnügen zu rauben. Wie oft wurde das unſchuldige Inſtrument meiner Luſt von meiner Couſine zerbrochen? Was wurde nicht an Ueberredungskünſt, Schmeicheleien, Drohungen u. ſ. w. an mir verſchwendet! Welche ermüdende Diplomatie! Was für unerträgliche Beſchimpfungen! In einen eherenen Panzer mußte ich meine Empfindlichkeit und meine Eigenliebe bergen! Meine Freunde wiſſen es, daß einer meiner ſechs Heirathspläne einzig und allein der Pfeife geopfert ward. Ich widerſtand der Lockung meiner Groß-Tante, die mir einen köſtlichen Landſitz verſprach, wenn ich den Cigarren Valet ſagen wollte. Ich verzichtete auf das Lächeln einer oder zweier Sirenen, und ihre weiſen Sprüche: „Ein Mann wie Sie! .... Ich hätte es nie geglaubt! .... Das iſt eine recht unglückliche Gewohnheit! .... Sie können ſie alſo nicht laſſen?“ — wiederholt mit Variationen und mit einem Ton des höchſten Mitleids, würden einen weniger entſchloſſenen Mann vor Scham getödtet haben, aber ich widerſtand. Nun drohte mir Jede mit Fieber, Gicht, Hypochondrie, Schlagflüſſen, Engbrüſtigkeit, Schwindel, Taubheit und mit dem leibhaften Tod. Ein alter Edelmann, welchen ich beerbe, weil er der einzige Verwandte meiner verſtorbenen Frau iſt, hält mir, ſo oft ich ihn auf dem Lande beſuche, eine Privat-Predigt von achtzehn Seiten und macht ſelten eine kleine Abänderung in derſelben. Er findet, daß ich ſehr ſchlecht ausſehe, und zweifelt nicht im Geringſten daran, daß er die Geſundheit, deren er trotz ſeiner ſiebzig Jahre genießt, dem Glück verdanke, niemals geraucht zu haben.

Aber Gott ſey gedankt, ich werde gerächt werden. Er reiſt jetzt nach Spanien, ich wünſche, daß er ganz lohfarben, vertrocknet, eingeräuchert, gelb, unkenntlich, ähnlich jenem armen Thiere, welches unſere Bauern an den Feuerherd ihrer Kamine aufhängen, zurückkehre. Das iſt das wahre Loos, zweifelt nicht daran, aller Verächter der nützlichſten, angenehmſten, zugleich ariſtokratiſchen und volksthümlichen, träumeriſchen und activen, poetiſchen und nüchternen Beſchäftigung, dieſer ſchönſten Erholung, welche die Menſchen je erſonnen, dieſer wohlthätigen Erfindung, dieſer Krone jeder vollendeten Erziehung. Es iſt keine Nachſicht, keine Toleranz, die ich in Anſpruch nehme. Toleranz begehren, heißt, ſeine Niedrigkeit eingeſtehen; ich verlange öffentliche Ehrenbezeugungen, Würden und Anſehen für dieſe bewundernswürdige Verwendung von Zeit und Talent. Ein Genuß, der den Bereich des Handels erweitert, der Niemanden einen Seufzer, eine Thräne koſtet, der Ruhe und Selbſtbetrachtung geſtattet, ja der ſie begünſtigt, der eine Menge Luftſchlöſſer bauen hilft, den Spleen mäßigt, das Alter einwiegt, das Unheil vergeſſen macht, das Elend einſchläfert und die Einbildungskraft ermuntert! Ein unſchuldiges Vergnügen, unter ſo vielen gefährlichen Ergötzungen, ein Univerſalmittel, welches der Lazzaroni von Neapel und der Sultan Mahmud mit gleicher Dankbarkeit genießen. Die Alten waren dankbarer als wir; ſie würden den Taback vergöttert haben.

Ja, auf der Straße rauchen, mitten unter Bauern und bei dem Lärmen der Wagen, das iſt ein abgeſchmackter Unſinn. Anmuthige Zurückgezogenheit, vollkommene Ruhe, der freundliche Anblick einer entfernten Landſchaft, vielleicht eine melodiſche Muſik, dann eine Atmoſphäre ohne Politik und Parlaments-Verhandlungen, unter den Füßen ein weicher Teppich, der Ellenbogen auf ſchwellende Kiſſen geſtützt; Alles, was dem Nachdenken ſchmeichelt, was Lebensluſt erweckt, Alles, was die duftigen, glänzenden, fernen Träume erzeugt, gehört zu den Bedingungen des Rauchens. Es iſt eine ſchöne Entwickelung der menſchlichen Individualität, das vollſtändige Vergeſſen der Unbill der Welt, der Schlummer unſerer Sorgen. (Metropolitan)

Bibliographie.

Proofs and illustrations. (Beweiſe für das Daſeyn Gottes.) Von Macculloch. 3 Bde. 36 Sh.

Christianity the means of civilisation. (Das Chriſtenthum, als Bildungsmittel, an Wilden und Autochthonen nachgewieſen.) 10½ Sh.

Memoirs of a Peeress. — Herausgegeben von Lady C. Bury. 3 Bde. 31½ Sh.

Piso and the praefect. — Sittenroman zur Kenntniß der Römerwelt. 31½ Sh.

West-Indian Scenery. — 4. 30 Sh.

First impressions etc. (Studien der Natur in Hindoſtan.) Von Bacon. 2 Bde. 30 Sh.

History of the inductive sciences. — Von Whewell. 3 Bde. 42 Sh.

Gentleman Jack. — Vom Verf. des Cavendiſh. 3 Bde. 31½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Abgeſchmacktes über Deutſchland. Die Quarterly-Review eröffnet ihr neueſtes Heft mit einem Artikel über „Deutſchland und die Deutſchen“ und faßt darin die Beurtheilung mehrerer in der letzten Zeit über unſer Vaterland erſchienenen Werke von Ruſſell, Strang und Anderen zuſammen. Dem Verfaſſer der „Skizzen von Deutſchland“, der ſich auf dem Titelblatt „ein in Deutſchland wohnender Engländer“ nennt*), werden bei dieſer Gelegenheit einige handgreifliche Unwahrheiten nachgewieſen, die allerdings einem Manne, der in Deutſchland nicht bloß reiſt, ſondern angeblich auch wohnt, noch viel weniger zu verzeihen ſind, als jedem Andern ſeiner ununterrichteten Landsleute, die in fremden Ländern faſt noch mehr Langeweile zu erregen pflegen, als ſie ſelbſt empfinden. Unter Anderem behauptet der Herr „Reſident“, in Mecklenburg ganze Dörfer gefunden zu haben, die nur von Adeligen bewohnt geweſen ſeyen; ein „Herr Graf“ hätte ihn dort im Wirthshauſe bedient, und die ſchönen jungen „Fräulein Gräfinnen“ ſeyen die Köchinnen und Stubenmädchen geweſen. In einem anderen Dorfe, deſſen Namen er jedoch leider vergeſſen, habe es zwar vier nichtadelige Bauern gegeben, doch auch dieſe ſeyen mit „gebornen Fräulein“ verheirathet. Ein Kaufmann aus dem ſüdlichen Deutſchland, der ſich in Mecklenburg ein an einem ſchönen Landſee gelegenes Gütchen gekauft, habe daſſelbe, wie er (der „Reſident“) ſelbſt von ihm erfahren, wieder aufgeben müſſen, weil er es in der Einſamkeit, in der ihn alle ſeine adeligen Nachbarn gelaſſen, nicht mehr habe aushalten können. Die Quarterly-Review, welche auch dieſes Geſchichtchen eine handgreifliche Abgeſchmacktheit (a palpable absurdity) nennt, fügt hinzu, daß es in England einige Grafſchaften gebe, wo es einem Kaufmann viel ſchwerer als im nördlichen Deutſchland werden möchte, ſich in die Geſellſchaften des Landadels Zutritt zu verſchaffen. Ein anderes Hiſtörchen, das uns der „Reſident“ von Mecklenburg auftiſcht, iſt folgendes: „Ueberall im Mecklenburgiſchen finden ſich Schweine- und Gänſe-Heerden in großer Anzahl. Die erſteren treiben ſich faſt wild in den ausgedehnten Waldungen umher, wo ſie ſich von Eicheln und Wurzeln nähren, während die letzteren die Ufer der Seen und der Flüſſe mit ihrem weißen Gefieder, im wahren Sinne des Wortes, bedecken und ſich in der Ferne wie ungeheure Flecken beweglichen Schnees ausnehmen. Auf meinen Streifzügen durch das Land iſt es mir mehr als einmal begegnet, daß ich von dieſen Thieren förmlich angefallen wurde, beſonders wenn ich durch eine enge Gaſſe kam. Hier traf ich oft auf mehrere Hunderte, die mit geſtreckten Hälſen und ausgebreiteten Flügeln ſchnatterten und kreiſchten, augenſcheinlich um mir den Weg zu verſperren. Ich bitte, lieber Leſer, nicht zu lachen, denn ich verſichere dir, daß ich oft meine liebe Noth mit ihnen gehabt; die Schläge, die ich mit meinem Stocke rechts und links austheilte, ſetzten ſie nur noch mehr in Wuth, und ſo wie ich ein Dutzend meiner Angreifer fortgejagt hatte, ſtürzte auch gleich ein anderes auf mich los. Mit Ausdauer kann man jedoch Gänſe jeglicher Art beſiegen, und ſo gelang es mir denn auch endlich, vermittelſt jener Waffe, über meine ſchnatternden Feinde in Mecklenburg den Sieg davonzutragen.“

*) By an Englishman Resident in Germany.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 17. Mai 1837.

England.

London aus der Vogelperſpektive.

Von Jugend auf hatte ich mich mit einer fixen Idee getragen, mit einem närriſchen Wunſch, der mir alle meine Gedanken beherrſchte: ich wollte durchaus in einem Ballon in die Lüfte fahren. Alle andere Transportmittel, von der Diligence bis zum Tilbury, waren mir ſchon zu ſchlecht; ein Ballon mußte es ſeyn, ein Ballon, „ein Königreich für 'nen Ballon.“ Ach, wann werde ich mich zum erſtenmal in die ätheriſchen Regionen emporſchwingen und die Erde unter meinen Füßen verſchwinden ſehen? .... Eigentlich war an dieſer albernen Luftballon-Sehnſucht Niemand anders Schuld, als mein Großvater; das war ein alter, gebrechlicher Mann, der, trotz ſeines Zipperleins, jedesmal ganz begeiſtert wurde, wenn er von ſeiner Theilnahme an der erſten Luftfahrt erzählte, wenn er mir an einem Winkel des Kamins die Einzelnheiten dieſer merkwürdigen Begebenheit ausführlich beſchrieb, wenn er die Größe und Herrlichkeit eines ſolchen Wagſtücks, wodurch die Atmoſphäre zum Ozean und der Menſch zum Luftſchiffer geworden, nicht genug preiſen konnte. — So hatte ſich dieſe kindiſche Leidenſchaft gebildet, und da ſie lange unbefriedigt in mir verborgen blieb, ſuchte ich mich wenigſtens durch das Studium aller möglichen Verſuche, die im Laufe der Zeit zur Vervollkommnung der Aeroſtatik angeſtellt wurden, nur unvollkommen zu entſchädigen.

Die Jahre verfloſſen, und die Fluth von Geſchäften, die meine ganze Zeit ausfüllten, hatte nach und n[illegible] auch dieſe Grille des Knaben unterdrückt. Ich dachte ſchon lange nicht mehr an die Gluth meiner erſten Wünſche, als ich mich auf einmal genöthigt ſah, eine Reiſe nach London zu machen. In dieſer Weltſtadt war mir noch Alles unbekannt; ich hatte mich eben bald nach meiner Ankunft faſt einen halben Tag lang in einer Wirthsſtube ennuyirt, als mir daſelbſt eine Tafel an der Wand in die Augen fiel; ich gehe ganz ruhig darauf los und leſe folgen[illegible] Anzeige: — Vauxhall. Wettreiſen zweier Luftballons unter der Leitung des Herrn Green. — „Zwei Luftballons! Wettreiſen? Was ſoll das bedeuten?“ fragte ich den Kellner. „Nun, mein Herr, das ſind zwei Ballons, die Herr Green zugleich emporſteigen läßt, und zwar Punkt eilf Uhr Vormittags.“

Es war eben zehn Uhr. — „Schnell 'nen Fiaker!“ rief ich. Meine ganze aeroſtatiſche Leidenſchaft war in ihrer alten Stärke erwacht. — „Wo iſt das Vauxhall?“ — „Das Vauxhall liegt am anderen Ende von London, in einem abgelegenen Quartier. Der Herr haben wohl London noch nie geſehen? Ah, da haben Sie eine gute Gelegenheit, die ganze Stadt zu beſchauen, durch die Sie kommen werden.“

Mein Logis war am äußerſten Ende der City, auf der Seite von Whitechapel. Die beiden Gäule, welche der koloſſale Automedon des Fiakers lenkte, hatten in einer halben Stunde den Weg durch die City, über die Londoner Brücke, durch das Borough, die Weſtminſter-Straße und die Lambeth-Promenade zurückgelegt; im Vauxhall machten ſie Halt.

Ich war auf dem ganzen Wege ſo zerſtreut, daß ich kaum einen Blick auf die Straßen warf, durch die wir kamen, und auf die Bevölkerung der verſchiedenen Stadtviertel, die wir durchſchneiden mußten; ja der Büreauſchreiber im Vauxhall mußte mir nachlaufen, um mir die zehn Shilling zurückzugeben, die ich auf den Sovereign herauszubekommen hatte. Ich eilte raſch zu dem Aeronauten und drückte ihm die Hand: „Haben Sie noch einen Platz?“ fragte ich, „ich will mit Ihnen fahren?“ — „Ja wohl“, antwortete er lächelnd. Wie hätte er ſich gewundert, wenn er gewußt, daß dies mein erſter Beſuch in der Hauptſtadt war, und daß ich, ſtatt aller Irrwanderungen durch das Labyrinth ihrer Straßen und Plätze, es vorzog, ſie von der Höhe des Aethers aus zu überſchauen und in den Lüften über ihr zu ſchweben, ehe ich ſie noch unten kennen gelernt. Es bemächtigte ſich meiner ein gewiſſes Gefühl, das ſich weder Furcht noch Muth nennen ließ, und welches eine innere Bewegung in mir hervorrief, der ich nicht Meiſter ward. Ich zog alle Augenblicke meine Uhr hervor; die Blicke ſo vieler Menſchen, die auf mich gerichtet waren, machten mich faſt verlegen. Endlich gaben mehrere Artillerie-Salven das Zeichen zur Abfahrt.

„Iſt Ihnen gefällig, einzuſteigen?“ fragte der Aeronaut; „die Zeit iſt da.“ Ich antwortete nichts und ſtieg auf. Es war eine ganz neue ungewöhnliche Empfindung und alſo kein Wunder, wenn ich ſchon jetzt durch die Bewegung der enormen Maſchine, die mich entführen ſollte, faſt ein kleines Zittern verſpürte. Dazu kam noch das betäubend verworrene Freudengeſchrei der Zuſchauer, ſo daß Herr Green, welchem vielleicht die Bläſſe meines Geſichts auffiel, ſein Tuch als Fahne flattern ließ und mir daſſelbe zu thun rieth. „Folgen Sie mir“, ſagte er, „laſſen Sie ſich in dem kleinen Nachen feſtbinden; dazu ſind die zwei Taue da zurecht gemacht. Alle, die mich bis jetzt begleitet, haben ſich bei dieſer Vorſicht immer ſehr wohl befunden.“ „Was!“ rief ich voll Unwillen, „ich habe keine Furcht.“ — „Oh, von Furcht iſt nicht die Rede, aber ich weiß, daß die plötzliche Veränderung der Atmoſphäre faſt jedesmal eine kleine Ohnmacht herbeiführt.“ — Mit dieſer Belehrung war ich vollkommen zufrieden und ließ mich alſo feſtbinden.

So waren wir denn emporgeſchleudert, und ein neues Jauchzen, ein neues Hallo begleitete uns von unten in die Luft. In wenigen Minuten ſahen wir ſchon die Vauxhall-Bäume ihr Laub unter unſeren Füßen ſchütteln, und je weiter wir emporſtiegen, deſto mehr ſchien Alles unter uns mit reißender Schnelligkeit davonzufliehen. Neben uns, in geringer Entfernung, ſchwamm der Ballon, mit dem wir um die Wette fuhren, und ein raſcher Windzug, der uns fortriß, gab dem Luftſchiff die Richtung nach dem Lauf der Themſe. Welches Panorama! Gleich einer ungeheuren Karte breitete ſich die Rieſenſtadt vor uns aus, und aus der Exclamation, welche mir dieſer Anblick unwillkürlich entlockte, ſchloß endlich Herr Green, was für ein Neuling ich noch in London war.

„Wie! Sie beſuchen London zum erſtenmal?“ — „Allerdings! und in der That, weder die Gelegenheit dazu, noch der Cicerone hätten jemals vortrefflicher und wunderbarer ſeyn können.“ — „Nun“, ſagte er, „wir wollen keinen Ballaſt werfen und uns alſo in gehöriger Entfernung halten. Der große Koloß der Civiliſation und Induſtrie wird ſich nach und nach vor unſeren Blicken entfalten.“

Wie ein Pfeil ſchoſſen wir hin, und ſchon waren mehrere Brücken hinter uns verſchwunden. Wir näherten uns Blackfriars, als plötzlich durch einen jener ſchnellen Wechſel, wie ſie in dieſem Lande ſo gewöhnlich ſind, der Wind aufhörte und uns ſanft und ruhig im Raume ſchwimmen ließ; unſere Bewegung wurde ſo langſam, daß der Schritt eines Menſchen es mit uns hätte aufnehmen können.

„Welche Größe und Herrlichkeit!“ rief ich; „wohin ich auch ſehen mag, Alles iſt koloſſal.“ — „Sehen Sie da dieſes Dampfboot, das uns ſeine lange Rauchſäule emporſendet, und dort ein zweites, welches ſich etwas langſamer bewegt und mit Paſſagieren beladen iſt. Und hier unten an der Brücke die großen Fregatten, die theils angebunden liegen, theils mit vollen Segeln hinfahren; in der That, der ganze Pomp und Prachtaufzug des Welthandels iſt hier verſammelt; und hinter jenem Maſtenwald die Backſtein-Häuſer der City, die gewiß von allen Theilen der Erde Waarenballen erwarten. Ueberall zeigt ſich hier das geſchäftige Treiben der Induſtrie; ſchon dieſer blaue Fluß in ſeiner Länge und reißenden Schnelligkeit, dieſe Brückenbogen, die ſelbſt von unſerer Höhe aus noch koloſſal erſcheinen, verrathen die unermüdliche Werkſtätte der Weltcivilisation.“ — „Sagen Sie, ich bitte, wo iſt der Thurm von London? wo iſt Whitehall? wo iſt Weſtminſter?“ — „Halt, warten Sie ein wenig, Ihre Begeiſterung läßt mir nicht die Zeit, zu antworten, und dabei können Sie ſich freuen, daß der Wind uns ſo ruhig ſtationiren läßt, denn während Sie nur Ihre Fragen ausſprachen, hätte uns ein einziger guter Luftſtrom weit über alle die Denkmäler hinwegtreiben können, nach denen Sie fragen. Der Tower iſt dort unten, zu Ihrer Rechten; ein großes, viereckiges Gebäude, ganz gothiſch, voller Zinnen und Schießlöcher, von einer rothen Fahne überweht, eine furchtbare Feſtung, die noch heute ſo düſter und unglückverkündend ausſieht, die noch jetzt jenen blutig grauſamen Charakter an ſich trägt, von dem unſere Geſchichte ſo viel zu erzählen hat. Eine Menge Kähne verſtecken den Eingang zum Thurme; noch weiter hin öffnen ſich die unermeßlichen Catharinen- und London-Docks; hier iſt eigentlich das Centrum unſeres ganzen Seehandels. Drüben, jenſeits des Londoner Docks, hat man den berühmten Tunnel gegraben, einen unterirdiſchen Weg unter dem Waſſer, da man auf dieſem Theil der Themſe wegen der Segelſchiffe keine Brücken bauen kann.“

„Doch wir wollen etwas mehr Ordnung in unſere Muſterung bringen. Folgen Sie einmal mit dem Auge vom Tower rechts hin nach dem linken Ufer der Themſe, das vor uns liegt; die dreifache Kolonnade dort, das iſt die Douane, welche nach und nach immer größer werden mußte, je mehr unſer Handel ſich entwickelte. Weiterhin, nahe bei der Brücke, die wir faſt unter unſeren Füßen haben, öffnet ſich das Billingsgate, vor welchem Sie eine ſo große Menge Barken ſich bewegen ſehen; hier verſorgt ſich London mit Fiſchen, und wenn Sie dort mitten unter die Sirenen und Tritonen auf dem Platze hinabſtiegen, ſo würden Sie das Vergnügen haben, die unerhörten Flüche und Schimpfwörter eines ganz eigenthümlichen Dialekts zu ſtudiren, den ſelbſt der Londoner Bürger nicht immer verſteht. Hinter Billingsgate durchkreuzen

Digitized by Google

ſich eine Menge kleiner, ſchmutziger Gäßchen, die Schlupfwinkel der unglücklichſten Bevölkerung Londons, wo die Luft von lauter Theer- und Fiſchgeruch durchzogen iſt. — Dieſer gigantiſche Punkt, der ſo majeſtätiſch über dem breiten Fluß hervorſpringt, iſt die Londoner Brücke, die nicht weniger als 928 Fuß lang und 53 Fuß breit iſt; ihre fünf Bogen in halb elliptiſcher Form zählen jeder 152 Fuß Breite; nun werden Sie ſich wohl nicht wundern, wenn Sie hören, daß dieſes Rieſenwerk von Granit zwei Millionen Pfund gekoſtet hat. — Etwas mehr rechts, mitten unter den röthlichen Häuſern, ſehen Sie jene ſtolze, hoch emporragende Säule mit der kupfernen Kugel auf der Spitze, wo ſich die Sonnenſtrahlen in ein tauſendfältiges Sternennetz brechen; das iſt das ſogenannte Monument, wie Pope bemerkt, eine gigantiſche Lüge; denn es iſt dazu beſtimmt, der Nachkommenſchaft zu erzählen, daß die Katholiken die Stadt London in Brand geſteckt haben, was aber nie und nimmer geſchehen iſt. Morgen können Sie auf dem Fußgeſtell der Säule die verleumderiſche Inſchrift leſen, die ihnen dieſes Bubenſtück zur Laſt legt, trotz der Widerlegung durch die glaubwürdigſten Hiſtoriker. — Bewundern Sie die regelmäßigen Proportionen in dem Bau der neuen Londoner Brücke, ihre hohen Seitengeländer, ihre ungeheuren Bogen; ganz derſelben Erſcheinung werden Sie bei allen Monumenten unſerer Hauptſtadt begegnen, wenn Sie ſie in der Nähe beobachten. Wir müſſen übrigens jede Minute wahrnehmen; bald wird der Luftſtrom, der ſich ſchon ankündigt, unſer Boot hinwegtragen. — Jene andere Brücke zur Linken, mit den drei großen Bogen von gegoſſenem Eiſen, das iſt Southwark-Bridge, ein kühnes Werk des Ingenieur Rennie, das nur 400,000 Pfund koſtete. Nicht weit davon endlich erhebt ſich der großartige ſtolze Bau von Sankt-Paul, der aber mit ſeinem Italiäniſchen Charakter durchaus nicht mit unſerer nordiſchen Natur harmonirt."

„Wir ſind zu weit entfernt, um von hier aus Weſtminſter mit ſeinen Glockenthürmen und Spitzen zu unterſcheiden; dort unten liegt es am Horizont neben den Ruinen des Unterhauſes und dem vom Brand verſchonten Oberhauſe." — „Doch in dieſem Augenblick trägt uns ein neuer Luftzug gerade nach jener Richtung hin. Wenn es ſo fortgeht, ſo riskiren wir, in wenigen Minuten uns zehn Engliſche Meilen von hier zu befinden über dem Hoſpitale Chelſea." — „Was betrachten Sie ſo aufmerkſam?" — „Ich kann nicht umhin, den jämmerlichen Kontraſt zu bemerken, zwiſchen dem ärmlichen Themſe-Ufer zur Rechten, das mit lauter kleinen, niedrigen und dunklen Häuſern bedeckt iſt, und der ſtolzen Handelsherrlichkeit auf der anderen Seite." — „Ja, unter der Königin Eliſabeth hat ganz London ſo ausgeſehen; wir haben in zwei Jahrhunderten gewiß nicht ſchlechte Fortſchritte gemacht! Heute können wir doch Griechiſche Säulenhallen und Aegyptiſche Kolonnaden aufweiſen. Jetzt ſind wir gerade über Weſtminſter."

„Was iſt das für ein Palaſt, der mit ſeinen zwei Domkuppeln einem kleinen Gebäude von Auſterſchalen ähnlich ſieht?" — „Das iſt die National-Gallerie, die noch nicht vollendet iſt." — „Und jene lange Reihe von Wagen, die ich dort zu ſehen glaube?" — „Wenn Ihr Auge an ſo hohe Regionen gewöhnt wäre, ſo würde es nicht nur die Wagen unterſcheiden, ſondern auch eine ganze Prozeſſion kleiner Ameiſen, die ſich nach Weſtminſter hin bewegen; dieſe Ameiſen ſind gar große Politiker und Staatsmänner, die ins Parlament gehen. Jenes unbemerkbare Atom, das auf dem Trottoir hinſchleicht, wie ein Würmchen auf einer Bandſpitze, iſt Lord John Ruſſell in höchſt eigener Perſon, den, wie ſie wiſſen, die Einen den Retter, die Anderen den Verderber ihres Landes nennen. Das kleine Aſchenhäuflein dort ſtellt die Ruinen des Unterhauſes vor. Jetzt haben wir gerade Regents Park unter uns, dieſen ungeheuren Garten, in welchem Sie alle Arten von Baukunſt finden, nur nicht die Engliſche. Bewundern Sie die Moskowitiſchen Dächer von Suſſex-Place, die Kolonnaden York, Clarence und Cornwall, welche an die Kunſtwerke in Verſailles erinnern; noch weiter hin die tauſend Strohhütten in ihrer ſtolzen Einfachheit. In dieſer Konfuſion aller Architekturen fehlt weiter nichts, als die hängenden Gärten von Babylon. Dieſer See gleicht einem Teich, und ſeine Hauptzierde, jener dicke ſteinerne Klumpen, welchen man Koloſſeum nennt, wird von den Maulaffen für das Römiſche Colyſeum gehalten. Wenn Sie in dieſen Kreis eintreten, ſo zeigt man Ihnen für 3½ Shilling eine Bank von St. Helena, einige Kolibris, zwei Schneeklumpen, die einen Gletſcher vorſtellen ſollen, zwei Rinnen, die man Ströme nennt, und einen armen Adler, der, mit dem Fuß an einen kleinen Fels gekettet, in ennuyanter Majeſtät die Flügel ſchlägt. Zu dieſen Kurioſitäten kommt noch ein Panorama der Stadt, von der Sankt Paulsſpitze aufgenommen; da können Sie morgen, nur unter etwas matteren Farben, unſer heutiges Panorama wiederfinden. Rechts haben Sie die Oper mit der großen Menge vor dem Portal, wie Sie aus den vielen ſchwarzen Fleckchen ſehen können, die ſich dort herumdrängen. Der weiße Punkt gerade gegenüber iſt das Theater von Haymarket." — „Wie kommt's, daß man vor Haymarket auch nicht einen einzigen Menſchen ſieht?" — „Ja, ſeitdem man ſich damit beſchäftigt, den Engliſchen Bühnen Leben und Aufſchwung zu geben, iſt dieſes Theater ganz todt. Es gehört jetzt zum ſchlechten Ton, eine Engliſche Komödie zu beſuchen." — „Jetzt werfen Sie den Blick auf jene lange Straße mit weißen Häuſern, an deren Ende eine Säule ſteht mit einer Statue auf der Spitze; die große Menge rother, blauer, weißer und ſchwarzer Punkte, die Sie dort unterſcheiden, das ſind die Frauen, welche den Magazinen von Jamer und Holwall ihre Morgenbeſuche abſtatten, um Bänder, Blumen, Hüte und andere nothwendige Bedürfniſſe des Lebens einzukaufen. Dieſer wichtigen Beſchäftigung widmen ſie die Hälfte ihrer Zeit, während der Mann eine Reiſe nach Paris oder in die Schweiz macht, wie ſeine Freunde behaupten. Sehen Sie dort jenes Kabriolet mit dem braunen Ueberzug, das in ſo raſchem Lauf längs Pall-Mall hinfährt; auch dies gilt einer Frau. Während der edle Lord in ſeiner zweiſpännigen Karroſſe ſich ins Oberhaus verfügt, eilt ein junger Garde-Offizier in dieſem glänzenden Kabriolet, um Sr. Herrlichkeit, die, wie er weiß, nicht zu Hauſe iſt, die Morgenviſite zu machen." — „Potz tauſend! Sie ſind ein ſcharfer Beobachter! Sagen Sie mir aber, was iſt das für ein Pall-Mall, von dem Sie reden?"

„Das iſt jene breite kurze Straße, die in einen großen, unregelmäßigen Platz ausgeht." — „Mit einem Hoſpital am Ende?" — „Was! Hoſpital! Scherzen Sie? Das iſt die Wohnung unſerer Könige, der Saint-James Palaſt. Freilich, kein König in Europa hat eine ſo traurige Wohnung. Doch warten Sie, da unſere Arche ſchnell hinfliegt, ſo werde ich Ihnen bald dafür ein anderes Palais zeigen, wo der eigentliche König der neueren Völker ſeinen Sitz hat, die Bank. Nicht wahr, das iſt großartig? Auf der einen Seite 360 Fuß Front, auf der anderen 440, auf der dritten endlich 420; neun Höfe, eine Bibliothek, eine Druckerei, ein Kupferſtich-Atelier, zahlloſe Gemächer und Griechiſche und Römiſche Kolonnaden, kurz Alles, was die alten Völker dem Ruhm und dem Heroismus gewidmet haben würden, wir aber der unumſchränkten Herrſchaft des Goldes und des Handels, jener großen Pulsader der Nation widmen, die hier ihr Herz, ihren innerſten Mittelpunkt hat. Der ſchwarze, viereckige Fleck zur Rechten iſt Manſion-Houſe mit dem toryſtiſchen König und dem radikalen Gemeinderath. Jener kleine weiße Punkt nicht weit davon wird das Oſtindiſche Haus genannt; es iſt ein Palaſt, der von achtzig ehrlichen Kaufleuten bewohnt wird, welche durch ihren Thee die Geſchicke von einigen hundert Millionen Menſchen in Händen haben. — Jetzt ſind wir über dem Monument, das beinahe wie eine angezündete Kerze ausſieht. Unſer Ballon ſcheint uns nach dem oberen Ende von Strand-Street zurückführen zu wollen, einer unermeßlichen Straße, welche ſich durch die ganze Stadt hindurch windet, oben Fleet-Street, unten am Hafen Strand heißt, durch Charing-Croß und vor den Mauern von White-Hall vorbei geht und zuletzt in die Abtei von Weſtminſter ausläuft, wo ſie aber auch noch nicht einmal endet. London iſt die einzige Stadt, die ſich ſolcher gigantiſcher Straßen rühmen kann. Wenden Sie z. B. ihre Augen rechts hin und bemerken Sie dort jene breite Linie, die ſchon draußen auf dem Felde anfängt und nach und nach immer dichter mit Häuſern und Läden beſetzt iſt, das iſt Mile's-end; unter dieſem Namen legt die Straße zwei Engl. Meilen zurück, unter dem Namen White-Hall wieder zwei, dann wird ſie ganz eng, indem ſie die City durchſchneidet, und wieder breiter unter dem Namen Cheapſide, ſo läuft ſie immer weiter fort bis nach Holborn und in die weite Oxford-ſtreet, und endlich verliert ſie ſich aufs Feld nach Hyde-park zu, nachdem ſie 9½ Engl. Meilen durchlaufen hat. Unſer Regents-Park, über den wir ſo behende weggeflogen, hat anderthalb Meilen im Umfang und auf einer Stelle einen Durchmeſſer von zwei Meilen."

„Die Winde, die uns hin und her werfen, haben uns wieder über den Tower zurückgeführt; ich glaube, die Löwen in den Käfigen brüllen zu hören."

„Sehen Sie die Bewegung in jenem Stadttheile, von dem wir eben hinweggetrieben werden. Jetzt ſind wir endlich über den Docks, einem großen Sumpf, der einſt ſo ſchön, ſo belebt war, als unſere Oſtindiſchen Negozianten noch etwas zu bedeuten hatten. Jetzt verfaulen die ſchönſten Fahrzeuge in den Docks, und in kurzem werden die Londoner Maulaffen dort hingehen, um zu angeln."

„Was ſollen dieſe großen Spargeln da unten vorſtellen?" — „Oh, das ſind gar ſchöne Pappeln aus der Lombardei. Sehen Sie dort Kew mit ſeinen Gärten, den Vergnügungsort der jungen Engliſchen Prinzen, und Richmondhill, die Lieblingspromenade der Citybürger?" — „Ja, das ſehe ich Alles; wir ſind jetzt, wenn ich nicht irre, ſechs bis ſieben Meilen von London." — „Allerdings, und wenn wir uns nicht vorſehen, ſo können wir das Vergnügen haben, uns auf ein Runkelrübenfeld niederzulaſſen, das von dem berühmten Cobbett gepflanzt worden."

Jetzt warf Herr Green etwas Ballaſt heraus, wodurch das Fahrzeug wieder emporſtieg. Noch fuhren wir über eine Hecke weg, und dann eilten wir, gleich jenem Titanen des Alterthums, die alte Mutter Gäa zu berühren und ſie um neue Kraft zu bitten. Wenig Stunden darauf ſaßen wir wieder in Vauxhall; ein warmer, edler Punſch rieſelte durch unſere Adern, und nachdem wir kurz vorher eine ſo hohe Stellung in der Welt eingenommen, konnten wir jetzt geradezu behaupten, daß zwar der gewöhnliche Menſchenhaufe den Großen der Erde ziemlich klein und unbedeutend erſcheint, die Großen ſelbſt aber denen, die ſie aus der Höhe beſchauen, noch viel kleiner und ameiſenartiger ausſehen. (Br. Rev.)

Bibliographie.

The Picarson. (Der Seeräuber.) Von dem Verf. des Makanna. 3 Bde. 31½ Sh.

Rory O'More. — Roman von S. Lover. 3 Bde. 31½ Sh.

The Irish Tourist. (Das Irländiſche Land und Volk.) 4½ Sh.

Christian modes of thinking and doing. (Chriſtliche Denk- und Handlungsweiſe.) Von Peing. 3 Bde. 30 Sh.

An inquiry etc. (Die Bücher der Alten.) Nebſt einer Geſchichte der Buchbinderei. Von J. A. Arnett. 7½ Sh.

A f r i k a.

Algier und ſeine Bewohner.

(Schluß.)

„Nordweſtlich von der Pulvermühle", ſo erzählt Cap. Rozet, „erhebt ſich ein Felſen, auf deſſen Gipfel, im Schatten eines prächtigen Olivenbaums, der ſeine Aeſte wie eine Ceder ausbreitet, das Marabut Sidi-Jakub erbaut iſt. Nicht bloß die Muſelmänner, ſondern auch die Juden halten dieſes Heiligthum in Ehren, weil hier viele

Digitized by Google

wunderbare Kuren geſchehen ſollen. Unterhalb des Gebäudes, an der Weſtſeite des Felſens, befindet ſich eine große überwölbte Fontaine, die von Sidi-Jakub die Kraft, alle körperliche Uebel zu heilen, erhalten haben ſoll. An jedem Mittwoch kommen Pilger an dieſe Quelle, und zuweilen in ſolchen Schaaren, daß ſie den Weg dahin verſperren. Als ich an einem ſolchen Tage um ſechs Uhr Morgens außerhalb der Stadt ſpazieren ging, ſah ich einige Neger und eine große Anzahl Juden in jener Richtung ziehen. Ich ſchloß mich zwei vollſtändigen jüdiſchen Familien an und begleitete ſie; denn ich zweifelte nicht, daß ich von einer ſehr intereſſanten Ceremonie Zeuge ſeyn würde. Als wir den Brunnen erreicht hatten, blieben die Männer ſtehen, die Frauen aber zogen ihre Schuhe aus, nahmen die Körbchen, welche ihre Männer an den Boden geſtellt hatten, und näherten ſich dem Brunnen mit großer Andacht. Jede holte aus ihrem Korbe einen irdenen Topf, in welchem ſie mit Zunder und etwas Kohle ein Feuer anmachte; dann zündeten ſie kleine gelbe Kerzen an und ſtellten ſie, unter dem Geſchrei Juch! Juch! auf einen Stein neben ein kleines Loch, aus dem ein Waſſerſtrahl hervordrang. Hierauf kehrten ſie zurück, warfen einige Körner Weihrauch in ihr Feuer und trugen die Töpfe zu wiederholten Malen um den Brunnen herum. Dann gingen ſie wieder an ihre Körbe, langten Eier, gekochte Bohnen, Brod, Federn und Blut eines Küchleins u. ſ. w. heraus und warfen alle dieſe Gegenſtände mit erneutem Geſchrei in das Becken. Endlich ſtellten ſie ſich auf die dem Waſſer nächſte Stufe, wuſchen Geſicht und Hände, tranken von dem Waſſer und ließen ihre Kinder davon trinken, worauf ſie wieder zu ihren Männern gingen. Einige Neger und Negerfrauen vollzogen ähnliche Ceremonien, aber ſo übereilt und ohne Andacht, daß man deutlich ſah, ſie ſeyen nicht in ihrer eigenen Angelegenheit, ſondern nur in Begleitung ihrer Herrſchaft gekommen. Auf einem Steine am Brunnen ſah ich einen äußerſt ſchmutzigen alten Mauren ſitzen, der mir ein Stück Papier entgegenhielt; es war ein von dem Franzöſiſchen Ober-General unterzeichnetes Billet, das ihn, als Marabut, autoriſirte, an Mittwochen und Donnerſtagen bei dieſer heiligen Quelle die Gaben der Muhammedaniſchen Pilger zu empfangen. Ich ſtellte ihm ſein Papier zurück und fragte ihn, ob er eine gute Einnahme machte? „Nein“, ſagte er; „ich nehme faſt gar nichts ein, denn es kommen weit mehr Juden als Muſelmänner her.“ — Eben ſchickte ich mich an, den Ort zu verlaſſen, als ich einen großen Lärm an der Küſte hörte; ich ging, um zu ſehen, was es wohl ſeyn möchte, und war nicht wenig überraſcht, als ich hier die jüdiſchen Familien gemeinſchaftlich eſſen und trinken ſah; von Zeit zu Zeit ward von den Zechenden ein Freuden-Geſchrei erhoben und mit lauter Stimme geſungen. Als ich näher trat, ſtanden gleich ein paar Männer auf, luden mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, und nöthigten mich, trotz meines Sträubens, ein Glas Aniſette mit ihnen zu trinken. Sie belehrten mich darüber, daß es, nachdem man um den Schutz des Sidi-Jakub ſich beworben habe, ſchicklich und angemeſſen ſey, den ganzen Tag unter freiem Himmel ſich zu erluſtigen. Am Abend trieb mich die Neugier wieder an dieſe Stelle, und da fand ich denn auf den Feldern, längs der ganzen Straße, die nach Sidi-Jakub führte, ganze Haufen Betrunkener von jedem Alter und Geſchlecht. Mein Freund Salomo, dem ich alles dies erzählte, ſagte mir: „Sidi-Jakub iſt ein ſehr kräftiges Marabut, dem meine Glaubensgenoſſen eben ſo viel Ehrfurcht beweiſen, als die Muſelmänner. Das Waſſer heilt alle Krankheiten und treibt ſogar den Teufel aus. Iſt Jemand krank, ſo wendet er ſich zuerſt an die Tire. Dieſe nimmt, wenn der Patient ihr ſeine Leiden erzählt hat, eine Handvoll Weizen und wirft denſelben in ein Sieb. Nachdem ſie die Weizenkörner eine Zeitlang betrachtet, erklärt ſie faſt alle Mal, daß der Kranke vom Teufel beſeſſen ſey und den Brunnen Sidi-Jakub beſuchen oder einen Stellvertreter dahin ſchicken müſſe. Zunächſt iſt es erforderlich, daß er zwei Küchlein von weißer und ſchwarzer Farbe ſchlachte, ſeine Arme und Füße mit dem Blut beſtreiche und das Uebrige nebſt den Federn und einigen Orangenblüthen in den Brunnen werfe. Dann muß er die jungen Hühner an der Küſte verzehren, ihre Knochen ins Meer werfen und den ganzen übrigen Tag mit Ergötzlichkeiten zubringen.“

Die Straße von Algier nach Konſtantine, welche anfangs durch eine maleriſche Landſchaft an der Küſte hinzieht und auf jedem Schritte den ſinkenden Wohlſtand der Einwohner bekundet, führt unweit Kap Matafu bei den ausgedehnten und merkwürdigen Trümmern der Römiſchen Stadt Ruſtonium vorüber. Capitain Rozet drang in dieſer Richtung nicht weiter vor, aber Salomo, welcher oft in Konſtantine geweſen war, machte ihm eine ziemlich genaue Schilderung von dem übrigen Theil des Weges. Die dritte Tagereiſe von Algier aus führt den Reiſenden bis zum Kleinen Atlas, und während der drei folgenden Tage geht ſein Weg über ſteile und gefährliche Berge, die von Berbern bewohnt ſind, welche jeden Wanderer brandſchatzen. Der ſchwierigſte Paß heißt Biban; er wird auch das Eiſerne Thor genannt. „Der Bey von Konſtantine ſelbſt, welcher nie ohne Begleitung eines Truppen-Corps den Biban paſſirte, mußte, als er ſeinen Tribut nach Algier brachte, eine Geldſumme an die Berbern erlegen, die, von ſeiner Ankunft benachrichtigt, alle Poſitionen beſetzt hatten. Er und ſeine ganze Armee wären zu Tode geſteinigt worden, hätten ſie den Durchgang zu erzwingen verſucht. Dieſer Bey, welcher ſeinem Herrn ein Hülfs-Corps zugeführt hatte, nahm auf ſeinem Rückzuge einen bedeutenden Schatz aus dem Landhauſe des Aga's mit. Die Berbern, davon in Kenntniß geſetzt, ließen ihn mit ſeiner Armee den Biban paſſiren, fielen aber zugleich über ihn her und entriſſen ihm Alles, was er mit ſich führte.“ — Am ſechſten Tage gelangt der Reiſende in eine große von wandernden Arabern bewohnte Ebene, die ſich bis Konſtantine erſtreckt, wo er gewöhnlich am neunten Tage ankommt. Konſtantine iſt eine große und ſchöne Stadt von 12—15.000 Seelen. Nach Salomo's Bericht war ſie keine Feſtung; nur an der Seite von Algier her ſollte eine kleine Batterie mit ſieben oder acht Kanonen die Stadt vertheidigen. Konſtantine iſt zum Theil von einem Fluſſe umgeben, an deſſen Ufern Gärten angelegt ſind. Die Einwohner ſtehen im Rufe wackerer Leute, auf deren Wort man ſich verlaſſen kann. Marſchall Clauzel's Armee marſchirte auf einem weit kürzeren Wege (von Bona aus) gegen Konſtantine.

Bona, unter 36° 54′ Breite und 5° 25′ öſtlicher Länge von Paris belegen, iſt eine kleine wohlbefeſtigte Stadt an der Küſte. Die Einwohner ſollen weit civiliſirter ſeyn, als die übrige Bevölkerung der Regentſchaft; aber das Land um Bona wird von den wildeſten und kriegeriſchſten Eingebornen bewohnt. Dieſe Stämme hatten die Stadt vor der Franzöſiſchen Eroberung oft angegriffen, um ſie zu plündern. Auch die Franzöſiſche Garniſon in Bona war unaufhörlich verzweifelten Angriffen ausgeſetzt.

Der Raum erlaubt uns nicht, dem Cap. Rozet auf allen ſeinen Exkurſionen zu folgen; die bedeutendſte derſelben erſtreckte ſich bis Medeya, dem Hauptorte des Bey's von Titeri. An dieſer Straße und am Fuße des Kleinen Atlas liegt in einer reizenden Gegend die kleine Stadt Belida, deren Bewohner für die unruhigſten Köpfe der ganzen Regentſchaft gelten. Die Bewohner von Medeya ſind große Jagdliebhaber; die Art, wie ſie den Panther jagen, iſt originell: mit einem ſcharfen Pallaſch bewehrt, lockt der Jäger das Thier auf einen Baum, den er ſelbſt beſtiegen hat, und haut ihm, wenn es hinaufklettert, die Vordertatzen ab. Der Panther ſtürzt vom Baume herunter und wird nun eine leichte Beute.

Die Bevölkerung der Regentſchaft Algier kann in ſieben verſchiedene Raçen getheilt werden. Die Berbern ſcheinen Ueberreſte der Ur-Einwohner zu ſeyn; ſie hauſen jetzt faſt nur in den Gebirgen. Die Mauren bilden die große Mehrheit der Bewohner in den Städten und angebauten Diſtrikten; die Araber, größeren Theils Nomaden, ziehen auf dem platten Lande herum; die Türken, obſchon in geringer Zahl, waren durch das Recht der Eroberung die herrſchende Raçe; die Neger ſind Nachkommen eingeführter Sklaven aus dem inneren Afrika, und die Kulughli's*) haben Türkiſche Väter und Mauriſche Mütter. Von allen dieſen Raçen ſind uns die Berbern des Gebirges die intereſſanteſte und unbekannteſte. Sie werden als ſchöne, tapfere und ſehr talentvolle Leute beſchrieben; daneben ſind ſie aber verrätheriſch, grauſam und rachſüchtig. Sie ſcheinen keine Art von Verfaſſung zu haben.

Die Häuſer der Berbern beſtehen aus kleinen in den Boden geſchlagenen Pfählen, an welche ſie Schilf oder kleine Zweige befeſtigen; das Ganze iſt mit einer Miſchung von Lehm und Stroh bekleidet. Hin und wieder ſah ich auch Häuschen aus unbehauenen, aber ſehr künſtlich zuſammengefügten Steinen. Alle dieſe Hütten ſind rechtwinkelig und mit einem platten dreieckigen Dache aus Stoppeln oder Schilf bedeckt. Sie ſind ſelten über zehn Fuß hoch, und man tritt durch eine ziemlich wohlverſchloſſene, aber enge und niedrige Thür hinein. Die Fenſter ſind kleine Löcher an der Vorderſeite und nur ſelten mit Glas verſehen. Dieſe Hütten ſtehen, zu kleinen Gruppen vereinigt, in den Thälern und an den Abhängen der Berge. Bei dem Stamme Beni Sala fanden wir je vier und fünf Hütten im Viereck an einander gebaut, mit einem Hofraum dazwiſchen. In der Nachbarſchaft der Hütten befinden ſich die Motmur's, große kegelförmige Ciſternen, in denen man Getraide, Hülſenfrüchte und Obſt aufbewahrt. Bei den Beni Sala waren dieſe Gruben in den Hütten ſelbſt und mit großen Steinen zugedeckt; ſie enthielten gedörrtes Obſt und große irdene Töpfe mit Honig, Oel, Schmelzbutter u. ſ. w. Der ganze Hausrath einer ſolchen Wohnung beſteht aus zwei Steinen zum Mahlen des Getraides, einigen Körben, irdenen Töpfen, Schilf-Matten und Schaffellen, welche letztere als Betten dienen. Diejenigen Berbern, welche zu Markte nach Algier kommen, ſchlafen unter freiem Himmel, auf dem Straßenpflaſter oder auf den Terraſſen der Häuſer und wickeln ſich dabei nur in eine Decke, die ihnen als Bekleidung dient. In einer Hütte der Beni Sala fanden unſere Plünderer einen Spiegel in einem Rahmen aus vergoldetem Holze, ein kleines emaillirtes Gefäß und verſchiedne bemalte Büchſen: vielleicht war dieſe Hütte die Wohnung eines Häuptlings geweſen. Auch hatten die Bewohner in allen ihren Hütten den Koran zurückgelaſſen, vermuthlich in der Hoffnung, daß das heilige Buch ihren Heerd gegen die Wuth der Soldaten ſchützen werde.“

Aſien.

Die Tſcherkeſſen.

Nach Charles Belanger.**)

Die Tſcherkeſſen oder Cirkaſſier bewohnen die große und die kleine Kabarda und das Land, welches jenſeits des Kuban längs der Küſte des Schwarzen Meeres ſich ausdehnt. Sie ſelbſt nennen ſich in ihrer Sprache Adighe. Der Name Tſcherkeß ſoll Türkiſch, und zwar aus den Worten tſcher Weg, Straße und keſmek ſchneiden, abſchneiden, gebildet ſeyn. Sonach würde Tſcherkeß ungefähr ſo viel als Räuber bedeuten. Einige Schriftſteller des Alterthums gedenken jedoch ſchon der Kerketes, welche den Kaukaſus und die Küſten des Schwarzen Meeres bewohnten; und vermuthlich waren dieſe die Vorfahren der heutigen Tſcherkeſſen. Von ihren Nachbarn werden ſie Kaſack genannt, und Neſtor, der bekannte Ruſſiſche Chroniſt, der im 11ten Jahrhundert lebte, ſpricht von dem Volke der Kaſſogen, das im weſtlichen Kaukaſus wohnte, und mit welchem die Ruſſiſchen Fürſten von Tmutarakan (auf der Inſel Taman) häufige Kriege führten. Ein Genueſer, Georg Interiani, der zu Anfang des 16ten Jahrhunderts

*) Das Wort Kul-oghli iſt Türkiſch und bedeutet Sohn eines Sklaven.
**) Voyage aux Indes Orientales, par le Caucase, la Perse etc. en 1825—27. 2 Bde. Paris, 1837.

Digitized by Google

reiſte, nennt die Tſcherkeſſen eben ſo und berichtet, daß ihr Gebiet damals bis zur Mündung des Don ſich ausgedehnt habe.

Ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge, ſtammen die Fürſten dieſer Nation von einem Arabiſchen Häuptling, Namens Arab-Chan, der vor Zeiten einwanderte und in der Nachbarſchaft des heutigen Anopa ſich niederließ. Von ihrer Geſchichte weiß man wenig; auch würden ihre beſtändigen Fehden und Raufereien gar kein Intereſſe gewähren. Im 12ten Jahrhundert übte die Königin Thamar von Georgien einen wohlthätigen Einfluß auf dieſe Hochländer; im 13ten Jahrhundert aber machten die Mongoliſchen Heere furchtbare Einfälle in das Tſcherkeſſiſche Gebiet. Auch die Chane der Krim waren eine Zeitlang in gewiſſem Betrachte ihre Oberherren, bis die Hochländer im 17ten Jahrhundert dieſes Joch vollſtändig abſchüttelten. Seit jener Zeit haben ſie ihre Unabhängigkeit behauptet; nur wenige Stämme unterwerfen ſich dem Ruſſiſchen Scepter. Die Türken konnten ihre Herrſchaft niemals über Tſcherkeſſien ausdehnen; ſie begnügten ſich damit, durch die Bande des gemeinſamen Glaubens ihren Einfluß zu behaupten. Vor dem Frieden von Adrianopel beſtand ein lebhafter Verkehr zwiſchen Türken und Tſcherkeſſen, der aber unterbrochen oder wenigſtens geſtört ward, als die Erſteren, kraft des genannten Vertrages, die Feſtung Anapa und andere Küſten-Forts herausgeben mußten.

Die Tſcherkeſſiſche Nation iſt in fünf Klaſſen abgetheilt. Dieſe ſind: die Fürſten, die Edlen, die Freigelaſſenen der Fürſten, die Freigelaſſenen der Edlen und endlich die Leibeigenen. Die dritte und vierte Klaſſe haben die Verpflichtung, ihren ehemaligen Herren im Kriege zu folgen; zur letzten Klaſſe gehören die Feldbauern und das Geſinde. Die Regierung kann ariſtokratiſch genannt werden, doch giebt es keine Geſetze, die vor tyranniſcher Willkür der Häuptlinge ſchützten. Ehemals erſtreckte ſich die Autorität dieſer Letzteren auch über die Oſſeten, die Tſchetſchenſi's, die Abaſen und einige Stämme der Nogai-Tataren; aber die Fortſchritte Rußlands haben ſie in ihre Gränzen zurückgewieſen.

Die Fürſten machen ihrem Adel von Zeit zu Zeit Geſchenke. Dieſe Zeichen des Wohlwollens befeſtigen die Zuneigung beider Theile. Wenn ein Edler ohne triftigen Grund ſeinem Fürſten den Gehorſam verweigert, ſo muß er alle Geſchenke, die er oder ſeine Vorfahren jemals empfangen haben, zurückſtellen. Macht der Fürſt Schulden, ſo muß der Adel ſie bezahlen.

Als die Tſcherkeſſen noch Heiden waren, hatte jeder Fürſt oder Fürſtenſohn das Recht, von jeder Heerde, wenn ſie im Frühling auf die Berg-Weiden getrieben wurde oder im Herbſte heimkehrte, ein Schaf zu nehmen. Er durfte dies auch, wenn er auf einer Reiſe zur Nachtzeit an einer Hürde vorbeikam. Begegnete ihm ein Trupp Pferde, ſo konnte er ſich eines ausſuchen und daſſelbe behalten, ſo lange er wünſchte; und hielt er ſeine Nachtruhe in der Nähe eines ſolchen Trupps, ſo ſtand es ihm frei, ein Füllen ſchlachten zu laſſen und es mit ſeinem Gefolge zu verzehren.

Bei ihrem Uebertritt zum Islam entſagten die Tſcherkeſſiſchen Fürſten dieſen Gerechtſamen, und eben ſo änderte ſich Vieles in den Sitten der Nation. Wie alle ungebildete Völker, liebten auch die Tſcherkeſſen bis dahin die berauſchenden Getränke, den Taback und das Schweinefleiſch, beſonders das Fleiſch der in ihrem Lande ſehr häufigen wilden Eber. Aber nach dem Frieden von Kainardſchi (1774) ſchickten die Türken, um dem wachſenden Einfluſſe Rußlands im Kaukaſus entgegenzuarbeiten, muhammedaniſche Miſſionaire nach Tſcherkeſſien, und es gelang dieſen, die ſtrengſte Beobachtung der Vorſchriften des Islam bei den Hochländern einzuführen.

Das Alter ſteht in großem Anſehen, und ſo oft in wichtigen Dingen ein Beſchluß zu faſſen iſt, verſammeln ſich die Aelteſten aller Klaſſen zur Berathung. Dieſe Verſammlungen werden gewöhnlich in Wäldern gehalten. Das Herkommen vertritt die Stelle geſchriebener Geſetze. Der Mörder muß eine von dem Rathe der Alten zu beſtimmende Geldbuße erlegen, vorausgeſetzt, daß die Familie des Gemordeten ohne Blutrache ſich zufrieden giebt. Auch Störung der öffentlichen Ruhe durch gewaltthätige Handlungen wird mit Geld abgebüßt. Ein Dieb muß den Werth des geſtohlenen Gutes doppelt oder dreifach erſetzen. Es gilt übrigens für eine verdienſtliche Handlung, ſo zu ſtehlen, daß man ſich nicht ertappen läßt; und ein Tſcherkeſſiſches Mädchen kann einem jungen Manne keinen größeren Vorwurf machen, als wenn ſie ihm ſagt, er ſey noch nicht einmal im Stande, eine Kuh zu ſtehlen. Das Eigenthum von Verwandten, Freunden und Gaſtfreunden wird jedoch immer reſpektirt.

Die Tſcherkeſſen ſind ein ausgezeichnet ſchöner Menſchenſchlag, und ihre Frauen gelten für die reizendſten im ganzen Kaukaſus: doch behaupten viele Reiſende, daß die Georgiſchen Frauen noch regelmäßigere Geſichtszüge haben. Wirklich liefern Mingrelien und Imiretien den Harem's der Türkiſchen Großen mehr ſchöne Sklavinnen, als Tſcherkeſſien ſelbſt.

Die Tſcherkeſſiſchen Wohnhäuſer ſind mit Stroh gedeckt und mit Lehm bekleidet. Vierzig oder funfzig ſolcher Gebäude bilden einen Kreis, in deſſen Mitte das Vieh des Dorfes die Nacht zubringt. Die Tſcherkeſſiſchen Pferde, welche nächſt den Arabiſchen für die beſten gelten, ſchweifen frei auf den Feldern herum, ohne jemals in Ställe zu kommen. Die Landwirthſchaft ſteht noch auf der niedrigſten Stufe, aber der ſehr fruchtbare Boden macht die Mängel derſelben weniger fühlbar. Beſonders ſtark wird die Bienenzucht betrieben.

Die Sprache der Tſcherkeſſen iſt von allen übrigen Idiomen des Kaukaſus ſehr verſchieden. Sie wird jedoch niemals geſchrieben. Kommt ein Tſcherkeſſe in den Fall, einen Brief abzuſchicken, ſo wendet er ſich an ſeinen Molla, und dieſer ſchreibt ihm den Brief in Türkiſcher Sprache.

Mannigfaltiges.

— Kunſt-Vereine in London. Nach dem Vorgange unſeres Deutſchen Vaterlandes, dem bereits in ähnlicher Weiſe ſeine wandernden Gelehrten-Kongreſſe nachgebildet worden, ſind nunmehr auch in London zwei verſchiedene Kunſt-Vereine zuſammengetreten. Der eine, etwas früher entſtanden, nennt ſich Society for the Encouragement of British Art (Geſellſchaft zur Beförderung der Britiſchen Kunſt) und iſt ganz nach dem Prinzip der Deutſchen Kunſt-Vereine gegründet. Die Mitglieder zahlen nämlich einen beſtimmten jährlichen Beitrag und nehmen dafür an der Verlooſung derjenigen Kunſtwerke Theil, die das Comité des Vereins entweder beſtellt oder auf den Ausſtellungen angekauft hat. Der andere Verein dagegen, der den wörtlich aus dem Deutſchen überſetzten unengliſchen Namen Art-Union (Kunſt-Verein) trägt, überläßt es den Gewinnenden, ſich zu dem feſtgeſetzten Preiſe entweder ein Gemälde auszuſuchen oder gar erſt zu beſtellen. Das ſcheint zwar ſehr anlockend und liberal, aber es iſt gewiß eben ſo kunſt- als zweckwidrig. Denn die große Menge, beſonders in England, die einem Kunſt-Vereine beitritt, thut es nicht etwa um der Kunſtzwecke, ſondern um der Verlooſungen halber, die damit verbunden ſind. Sie hofft für Eine Guinee, die ſie einſetzt, den Werth von hundert Guineen zu gewinnen und würde am liebſten das Geld ſelber nehmen, falls man ihr die Wahl zwiſchen dieſem und den größten Meiſterwerken ließe. Was iſt nun aber wohl von ſolchem Publikum zu erwarten, wenn ihm der Maler und die Kunſt zur freien Verfügung geſtellt werden? Was anders, als das Trivialſte? Sich ſelber wird es haben wollen, ſich mit ſeinen Frauen, Gevattern und Muhmen auf das allerſchönſte abkonterfeit, wie's in dem bekannten Liede heißt:

„Mal' Er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen ꝛc.

Der Kunſt überhaupt ſagt in unſerer Zeit das demokratiſche Element am allerwenigſten zu. Während der Franzöſiſchen Revolution verſchwanden in Paris die edeln Denkmäler nicht bloß der Könige, ſondern auch des Alterthums, Abälard's und Heloiſe's, Bayard's und vieler anderer großen Männer von den Plätzen, wo Dankbarkeit und Bewunderung ſie aufgeſtellt, und flüchteten ſich nach dem einſamen Auguſtiner-Kloſter. Unter den Nord-Amerikanern hat die Kunſt bisher noch nirgends einen Wohnſitz gefunden, ſo groß auch der Luxus iſt und die Nachahmungsſucht dieſes größten aller Krämer-Völker. Und ſelbſt in England wird ſie nur wie eine Treibhaus-Pflanze unter dem Schutze der vornehmen Gönner gepflegt. Die Menge, auf die ja von jenen Kunſt-Vereinen hauptſächlich ſpekulirt wird, hat keinen Sinn dafür, und im Intereſſe der Kunſt, deren Entweihung wir fürchten, geben wir darum auch der ariſtokratiſchen Society vor der demokratiſchen Art-Union bei weitem den Vorzug.

— Buchhändlerfeſt in New-York. Um Oſtern ſcheint in New-York auch eine Art von Buchhändler-Meſſe ſtattzufinden, denn wir erſehen aus Amerikaniſchen Blättern, daß ſich dort zu jener Zeit ſehr viele Buchhändler aus Boſton, Philadelphia und anderen Orten der Union verſammelt hatten, denen ihre Kollegen in New-York ein großes Feſt gaben, zu welchem auch die berühmteſten Schriftſteller eingeladen waren. Wir bemerken darunter die Namen Waſhington Irving, Paulding, Willis, Bryant (den lyriſchen Dichter), Halleck, Präſident Duer, Oberſt Trumbull, Albert Gallatin, Kanzler Kent und die Profeſſoren des Columbia-Kollegiums und der Univerſität. Paulding brachte die Geſundheit des abweſenden James Fenimore Cooper aus, mit dem Beiſatze: „Möge er niemals ein Beiſpiel abgeben von der Undankbarkeit republikaniſcher Länder!“ Dieſer Toaſt ward jedoch etwas lau aufgenommen, da man dem beliebten Novelliſten in ſeinem Vaterlande die Wahrheiten übel nimmt, die er ihm in ſeinem letzten Werke „Erinnerungen an Europa“ geſagt hat. Mehr Beifall fand Waſhington Irvings Toaſt: „Samuel Rogers, dem Britiſchen Freunde des Amerikaniſchen Genius!“ Herr Willis endlich brachte folgenden Toaſt aus: „Die literariſche Republik, in welcher Alle, die dieſelbe Sprache reden, Landsleute ſind und ſich gegenſeitig gleichen Schutz und gleiche Liebe gewähren ſollten!“ Was den „gleichen Schutz“ betrifft, ſo dürften die Herren Buchhändler wohl ſchwerlich eingeſtimmt haben; denn ohne ihren einträglichen Nachdruck Europäiſcher Geiſteswerke würden ſie ſchwerlich ſolche Feſte geben, wie das eben erwähnte. Wird doch das ganze Britiſche Indien jetzt mit Engliſchen Büchern überſchwemmt, die in New-York und Boſton nachgedruckt worden! Denſelben Welthandel, den die Brüſſeler mit Franzöſiſchen Werken treiben, wiſſen die Amerikaner ſeit einiger Zeit auch mit Engliſchen in's Werk zu ſetzen. Hoffentlich aber werden die Engländer wohl bald ein Mittel finden, ſich wenigſtens in ihren eigenen Kolonien und Beſitzungen ihr geiſtiges Eigenthum ſicher zu ſtellen.

— Lady Morgan. Wir haben uns lange gewundert, von dieſer ſonſt ſo beweglichen Schriftſtellerin gar nichts mehr zu hören. Jetzt vernehmen wir, daß ſie erblindet iſt und ſich ſeit einiger Zeit in London befindet, um ſich daſelbſt operiren zu laſſen. Doch haben ihr die Aerzte bis nach vollendeter Kur jede geiſtige Arbeit unterſagt. Da ſie ſich nicht in den glänzendſten äußeren Umſtänden befindet, ſo iſt ſie dem Whig-Miniſterium, das ihr allerdings, vermöge ihrer bekanntlich ſehr liberalen Geſinnung und ihres früheren Einfluſſes auf das Publikum, gewiſſe Verpflichtungen hat, zu einer Staats-Penſion empfohlen worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 60. Berlin, Freitag den 19. Mai 1837.

Auſtralien.

Die Miſſionen in der Südſee.

Nach John W. Williams.*)

Die erſte thätige Anregung zu dem Verſuche, Prediger des Evangeliums unter die Wilden der Südſee-Inſeln auszuſenden, ging hauptſächlich von einer frommen Engliſchen Dame, Lady Huntingdon, und von deren Kaplan, Dr. Havels, aus. Der Eifer für die Sache der Religion auf Otaheiti, auf den Marqueſas- und Freundſchafts-Inſeln ſtieg bald zu einer ſolchen Höhe, daß man ein Schiff kaufte, mit allem Nothwendigen reichlich ausrüſtete und es mit 25 Miſſionairen nach der Südſee ſandte. Sie hatten den Auftrag, das Werk der Bekehrung auf jenen drei Inſelgruppen zu gleicher Zeit anzufangen, und von ihrem Eifer, ihrem unternehmenden Geiſte verſprach man ſich die glänzendſten Erfolge. Leider aber hatten weder die Ausgeſendeten, noch die Ausſender einen Begriff von den Mitteln und Wegen, die hier allein zum Ziele führen konnten. Dieſe Männer kamen nach der Südſee, ohne die Sprache, die Religion, die Sitten, die Lebensart der Eingebornen im mindeſten zu kennen. Wären dieſe erſten Miſſionaire mit einigem geſunden Menſchenverſtande zu Werke gegangen, ſo würden ſie etliche Eingeborne der Inſeln mit nach England genommen, dieſelben im Chriſtenthume unterrichtet und erzogen und in Begleitung dieſer Gehülfen ihre Reiſe und ihr Werk wieder angetreten haben. So aber blieb die ganze Expedition eine wahre geiſtliche Donquixotiade, wobei man alle Mittel menſchlicher Klugheit verſchmähte und auf lauter Wunder zu rechnen ſchien; bei dieſer Unbeſorgtheit um Alles, was den Erfolg einer Unternehmung ſichern kann, bei dieſem gänzlichen Mangel an Vorbereitung, wäre ein Miſſionsprojekt nach dem Monde eben ſo gut denkbar, als eines nach Otaheiti und den Sandwichs-Inſeln.

Der Erfolg war von der Art, wie jeder Vernünftige voraus ſehen mußte. Auf den Marqueſas-Inſeln ſchlug die Miſſion gleich anfangs fehl; auf Tongatabu fanden die meiſten Miſſionarien ihren Tod, und eine Reihe von unglücklichen Ereigniſſen und Verluſten zwang die Europäer, dieſen Poſten aufzugeben. Nicht viel beſſer ging es der Abtheilung, die ſich auf Otaheiti niedergelaſſen; den Meiſten wurde bei Zeiten um ihr Leben bang, und ſie flohen nach Neu-Süd-Wales. Kurz, nach drei oder vier Jahren war von der ganzen glänzenden Expedition auch nicht eine Spur übrig. Derſelbe Mangel an Ueberlegung und Geſchick hat auch in neuerer Zeit bei manchen Miſſions-Unternehmungen obgewaltet, und dann war auch der Ausgang eben ſo kläglich. Von jener erſten Sendung waren einige Männer, die ihren Poſten nicht verlaſſen wollten, auf Otaheiti zurückgeblieben, aber leider bewieſen dieſelben ſich zur Erlernung der Volksſprache und zur Auffaſſung des Volks-Charakters nicht in beſonderem Grade geſchickt, und ihre jahrelangen Bemühungen trugen durchaus keine Frucht. Von dem Verſtande, womit ſie zu Werke gingen, kann man ſich daraus einen Begriff machen, daß ſie es für ihr erſtes und nothwendigſtes Geſchäft hielten, die Inſulaner Engliſch zu lehren — als könnte ſich jemals ein ganzes Volk von einem halben Dutzend Fremder dahin bringen laſſen, ſeine Mutterſprache mit einer fremden, ſchwierigen und künſtlichen zu vertauſchen. „Sechzehn Jahre hindurch“, ſo klagt der Verfaſſer, „war, ungeachtet des unermüdlichſten Eifers, der beſtändigen Reiſen, der frommen und dringenden Predigten und Ermahnungen, ſechzehn Jahre hindurch war die aufopfernde Hingebung dieſer gottſeligen Männer umſonſt; Keiner fragte, Keiner kümmerte ſich um die neue Botſchaft, keine einzige Bekehrung fand ſtatt.“ Kein Wunder, wenn auch die Wenigen, die ſo lange muthig ausgehalten, endlich der Arbeit auf dem unfruchtbaren Acker überdrüſſig wurden. Die Direktoren der Anſtalt in London waren ſehr geneigt, die ganze Unternehmung aufzugeben. Doch entſchloß man ſich, noch einen Verſuch zu machen; die Miſſionarien wurden aufgefordert und mit Mitteln verſehen, ſich wieder auf ihren Poſten zu begeben. In der Zwiſchenzeit war übrigens ein Ereigniß eingetreten, welches der Aufnahme des Evangeliums bei dieſem Völkchen die Bahn brach. Zwei Eingeborne auf Tongatabu, welche im Dienſte der Miſſionsprediger geſtanden, bewahrten eine liebevolle Erinnerung, ſey es an die neue Lehre, ſey es an die Perſon ihrer Lehrer. Die Beiden riefen ſich ins Gedächtniß zurück, was ſie aus dem Munde der weißen Fremden gehört; ſie dachten darüber nach, ſie beteten zuſammen, ſie nahmen mit einander das Abendmahl; kurz, ſie wurden ſelbſt zu Bekennern der Religion der Liebe und ermahnten ihre Landsleute zu gleichem Bekenntniß. Dies war recht eigentlich der Kern für die weitere Verbreitung des Chriſtenthums, der Centralpunkt für die gewaltige Revolution, die in der ganzen Inſelwelt der Südſee vorgegangen iſt. Einige Miſſionaire fanden ſich gleich wieder ein, ſobald ſie von dieſer unverhofften Sinneswendung Kunde bekamen; und als man nun das Evangelium vollends in der Volksſprache predigte, da erſtaunten ſie ſelbſt über den glänzenden Erfolg, der überall ihr Wirken krönte. „Von da an bis auf den heutigen Tag ſind unſere Bemühungen zu einer Reihe ſegensreicher Erfolge geworden; ein Eiland nach dem anderen, eine Inſelgruppe nach der anderen hat das Evangelium empfangen, und heute wüßten wir auf einen Umkreis von 2000 Engl. Meilen um Otaheiti keinen Archipel, kein einigermaßen bedeutendes Eiland namhaft zu machen, wohin die frohe Botſchaft des Heils nicht gedrungen wäre.“

Herr Williams, iſt ſeit 1817 in der Miſſion thätig; und zwar wurde er zuerſt nach Raiatea geſendet, welches die größte und zugleich mittelſt-belegene unter den Freundſchafts-Inſeln iſt. Da aber dieſe Inſel ſchon oft von reiſenden Miſſionairen beſchrieben worden, ſo geht Herr Williams über ſeinen dortigen Aufenthalt kurz hinweg und giebt ſtatt deſſen einen ausführlicheren Bericht, wie das Evangelium zuerſt nach zwei anderen Inſelgruppen gebracht worden, nämlich nach den Hervey- und nach den Samoa- oder Schiffer-Inſeln.

Der Hervey-Archipel iſt den Europäern faſt gar nicht bekannt geweſen, bevor Herr Williams mit ſeinen Gefährten ſich daſelbſt niederließ. Er beſteht aus ſieben Inſeln: Mauti, Rarotonga, Mitiaro, Atiu, Mangaia, Aitutaki und Hervey, von welcher letzteren die ganze Gruppe den Namen führt; die fünf letztgenannten ſind ſchon von Cook, die zwei erſtgenannten erſt von den Miſſionarien entdeckt. Die Bevölkerung des Archipels beläuft ſich auf 16,000 Köpfe und gehört zur kupferfarbenen Race. Der Leſer erinnere ſich nämlich, daß die Auſtraliſche Inſelwelt, vom Hinterindiſchen Archipel bis weit hinaus in die Südſee, von den Molukken bis zu den Marqueſas-Inſeln, von zwei Hauptracen bewohnt wird: nämlich von der kupferfarbenen, die mehr den Oſten einnimmt, und von der ſchwarzen Race der Auſtral-Neger, die auf der weſtlichen Hälfte dieſes Inſel-Welttheils, auf Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Britannien, Neu-Kaledonien, den neuen Hebriden u. ſ. w. zu Hauſe iſt. Die kupferfarbene Race bekundet ſich durch ihren Körperbau und ihre Geſichtsbildung als Malayiſch, und es läßt ſich wohl nicht zweifeln, daß ſie mit der Malayiſchen Bevölkerung der Halbinſel Malakka und der großen Hinterindiſchen Eilande von einerlei Abſtammung ſind; dafür zeugt auch die Sprachverwandſchaft. Es ſcheint ſogar, als ſey dieſe Auſtraliſche Inſelwelt das geographiſche und hiſtoriſche Mittelglied zwiſchen dem öſtlichen Aſien und dem weſtlichen Amerika. Seitdem die Sprache der alten Peruaner bekannter worden iſt, — vor zwölf oder funfzehn Jahren hat man nämlich einen Theil des neuen Teſtaments, die vier Evangelien, für die dortigen Indianerſtämme ins Peruaniſche überſetzt — ſtellt ſich durch Vergleichung eine auffallende Aehnlichkeit dieſer Sprache mit dem Malayiſchen heraus. Hier ſcheint alſo der Schlüſſel zu dem bisher für unauflöslich gehaltenen Problem von der Abſtammung der Amerikaniſchen Urvölker zu liegen. Es bliebe nur zu wünſchen, daß auch in Betreff des räthſelhaften Volkes der alten Mexikaner ein ähnlicher Aufſchluß uns zu Statten käme.

Herr Williams, bei dem man überhaupt, in Betreff dieſes Gegenſtandes, reichlichere Belehrung findet, als bei allen ſeinen Vorgängern im Berufe, führt, außer der Aehnlichkeit des Körperbaues, der Geſichtsbildung und des Charakters im Allgemeinen, noch viele Umſtände zum Beweiſe des Aſiatiſchen Urſprunges dieſer Inſulaner an: „Dahin gehört z. B. die auffallende Uebereinſtimmung der Begriffe, welche man in Indien durch das Wort Kaſte, auf den Südſee-Inſeln durch Tabu andeutet. Die Meinungen, die Vorurtheile und die Behandlung, welche die Weiber ſich gefallen laſſen müſſen, ſind in Bengalen und auf den Polyneſiſchen Inſeln ziemlich dieſelben, ſo z. B. der Aberglaube, daß die Weiber gewiſſe Früchte gar nicht oder nicht in Gegenwart von Männern eſſen dürfen, der unmenſchliche Gebrauch, daß man die Weiber beim Leichenbegängniß ihrer Ehemänner opfert. Beiden Volksſtämmen iſt es eigen, ihre Kranken mit der größten Sorgloſigkeit, ja Grauſamkeit zu behandeln. Eine Menge anderer Ceremonien, Gebräuche, ſogar Spiele der Inſulaner, ſtammen offenbar aus Indien. Das entſcheidendſte Argument iſt aber die Aehnlichkeit, die faſt völlige Gleichheit in der Sprache der Malayen und der kupferfarbenen Auſtralier. Eine große Anzahl Malayiſcher Wörter findet ſich in allen Südſee-

*) Vergl. deſſen ſo eben erſchienene intereſſante Schrift: A narrative of missionary enterprizes in the South Sea Islands; with some remarks upon the natural history of the islands, origin, languages, traditions and usages of the inhabitants. — London 1837.

Dialekten faſt unverändert wieder, ſo namentlich die Malayiſchen Zahlwörter. Die Abweichungen gründen ſich großentheils darauf, daß einige Dialekte, z. B. der Neuſeeländiſche, der von Rarotonga, eine gewiſſe Vorliebe für Naſal-Laute und harte Konſonanten bekunden, während andere, z. B. der Dialekt von Samoa, vorzüglich gern die fließenden Laute S und L einführen."

Wenn demnach die kupferfarbenen Auſtralier urſprünglich aus Hinter-Indien ſtammen, ſo fragt ſich, wie konnten ſie bei ihren Wanderungen in gebrechlichen Kanoes die unermeßlichen Meeresſtrecken von der Halbinſel Malakka bis zu den Marqueſas-Inſeln zurücklegen? Darauf dient zuvörderſt zur Antwort, daß die unzähligen dazwiſchen liegenden Inſeln unzählige Stationen für die Wanderung abgeben konnten. „Nehmen wir an", ſagt Williams, „die Stammväter der heutigen Bewohner der Südſee-Inſeln wären zuerſt von der Malayiſchen Küſte Sumatra's abgeſtoßen, ſo durften ſie nur fünf Längengrade, d. i. in dieſer Aequatorial-Zone etwa 300 Engliſche Meilen, zurücklegen, um auf Borneo zu landen. Die Straße Makaſſar, welche Borneo von Celebes trennt, iſt nur 200 Engliſche Meilen breit. Acht Grade weſtlich von Celebes liegt Neu-Guinea, aber unterweges kann man an den großen Moluckiſchen Inſeln Beſſey und Ceram landen. Von Neu-Guinea zur Gruppe der Neu-Hebriden ſind freilich 1200 Engliſche Meilen, aber dazwiſchen iſt das Meer mit kleinen und großen Inſeln und Inſel-Gruppen ſo beſäet, daß die Fahrt ſich mit großer Leichtigkeit von Ruhepunkt zu Ruhepunkt machen läßt. 300 Meilen von den Neuen Hebriden liegt der Fidſi-Archipel, 300 Meilen weiter ſind die Freundſchafts-Inſeln, und von da ſegelt man 500 Meilen, aber an drei kleineren Gruppen vorbei, nach den Fiſcher-Inſeln. Dieſe letzteren liegen ungefähr 700 Meilen von dem Hervey-Archipel entfernt, und von letzterem nach der Gruppe der Geſellſchafts-Inſeln beträgt die Diſtanz 400 Meilen. So wäre denn die ganze Reiſe von Sumatra bis Otahaiti immer von Station zu Station, ohne große Schwierigkeit zurückzulegen. Die größte inſelleere Strecke wären die 700 Meilen von den Schiffer-Inſeln zum Hervey-Archipel; aber gerade hier, auf Rarotonga, verſichern die Eingebornen, daß ihr Stammvater Karika von jener Seite, nämlich von den Schiffer-Inſeln, gekommen ſey."

„Nur zwei äußerſte Punkte liegen gewiſſermaßen außerhalb dieſes innigen Zuſammenhanges der Auſtraliſchen Inſelwelt: die Sandwich-Inſeln im Norden, Neuſeeland im Süden. Die Sandwich-Inſeln ſind von Otahaiti in gerader Linie etwa 2500 Meilen gen Norden entfernt, aber die Fahrt dahin läßt ſich bedeutend abkürzen, wenn man den anſcheinenden Umweg über die Marqueſas-Inſeln nimmt. Dieſe bilden den äußerſten öſtlichen Poſten in dem Auſtraliſchen Inſelheere, und wenn die Schiffe hier angelangt ſind, finden ſie den größten Theil des Jahres über den ſüdöſtlichen Paſſatwind, der ſie leicht und ſchnell nach den Sandwich-Inſeln führt. Hiermit ſtimmen die Traditionen der Sandwich-Inſulaner überein. Ein Rieſenvogel, heißt es, legte ein Ei auf die See, das Ei ſprang auf, und die Inſel Hawaii ging daraus hervor; darauf kamen ein Mann und ein Weib, mit einem Hunde, einem Schweine und ein paar Hühnern, von den Geſellſchafts-Inſeln her, und von ihnen ſtammen die gegenwärtigen Bewohner der Inſel. Eine andere Sage berichtet, daß eine Anzahl Männer und Frauen, von Otahaiti kommend, in einem Kanoe an den Sandwich-Inſeln vorbeifuhren, und da ſie merkten, daß nur Götter und Geiſter darauf wohnten, ſo ſtiegen ſie ans Land und ließen ſich auf Oahu nieder."

Man darf nicht vergeſſen, daß die regelmäßigen Winde, welche in dieſen geographiſchen Breiten herrſchen, der Schifffahrt ausnehmend günſtig ſind. In der Regel zwar wehen ſie von Oſten nach Weſten, öfters jedoch auch wohl zwei Wochen hinter einander von Weſten nach Oſten; und wenn man dieſe Zeit wahrnimmt, ſo laſſen ſich anſehnliche Strecken zurücklegen. Williams ſelbſt erzählt uns, daß er in Zeit von etwa neun Tagen 1600 Seemeilen oſtwärts getrieben wurde.

Wir dürfen aber auch nicht annehmen, daß die Malayen, von welchen die Südſee-Inſeln koloniſirt worden, ihre Fahrten über Meer bloß in rohen und gebrechlichen Kähnen gemacht. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo das Handelsweſen und die Schifffahrt der Eingebornen ſich zu bedeutender Höhe entwickelt hatte. Aus den älteſten geſchichtlichen Zeiten haben wir Kunde von regelmäßigen Handelsfahrten zwiſchen den Häfen des Rothen Meeres und der Inſel Ceylon; und dieſe Fahrten müſſen ſich nothwendig noch weiter öſtlich, mindeſtens bis Sumatra, erſtreckt haben. Solche Reiſen wären in bloßen Kähnen nicht möglich geweſen. Als die Portugieſen, zuerſt unter allen Europäern, ſich in den Indiſchen Gewäſſern zeigten, hatten die dortigen Fürſten zahlreiche Flotten von großen Fahrzeugen. Der König von Achian überfiel und ſchlug im Jahre 1573 mit ſeiner Flotte ein Portugieſiſches Seegeſchwader; derſelbe erſchien 1582, mit einer Flotte von 150 Segeln, vor Malakka; ja derſelbe oder ſein Nachfolger belagerte Malakka, im J. 1615, mit 500 Fahrzeugen, die in Allem 60,000 Mann führten. Ferner ſind die Malayen von jeher nach der Küſte von Neu-Holland gefahren und haben dort Fiſcherei getrieben. Und alle zu dieſen verſchiedenen Zwecken gebrauchte Fahrzeuge waren nicht etwa nach Europäiſchen Muſtern gebaut, ſondern dieſe Kunſt war hier längſt einheimiſch. Nun alſo, wo man Kriegsſchiffe hat, die mehr als hundert bewaffnete Männer faſſen, da hat man wohl auch Fahrzeuge, worin ſich die Reiſe nach den benachbarten Südſee-Inſeln wagen läßt.

Schließlich wollen wir noch eine Stelle aus Williams Bericht über die Einführung des Chriſtenthums auf den Hervey-Inſeln mittheilen. Im Jahre 1821 hatte Williams von Raiatea aus, wo er ſich damals mit ſeinen Kollegen befand, zwei Eingeborne als Prediger nach Aitutaki geſendet. Ein Jahr ſpäter reiſte er ſelbſt ihnen nach, um ſich mit eigenen Augen von dem Fortſchritte der chriſtlichen Religion unter dieſem Volke zu überzeugen. Derſelbe war in der That wunderbar groß geweſen: Williams fand bereits alle Götzenbilder zerſtört. Der Grund dieſes glücklichen Erfolges lag wohl hauptſächlich darin, daß auf den Hervey-Inſeln derſelbe Dialekt geſprochen wird, wie auf den Freundſchafts-Inſeln, und daß alſo die von Raiatea zur Bekehrung ihrer Brüder ausgeſendeten Eingebornen in vollem Maße auf den Verſtand und auf das Gemüth der Wilden wirken konnten. Doch war es nicht ohne Kämpfe abgegangen. Als ſie ankamen, hatte man ſie ergriffen, auf den Platz geführt, wo die Götzenbilder ſtanden, und hätte ſich nicht eine Partei unter den Wilden ihrer gegen die Prieſter angenommen, ſo wären ſie geſchlachtet worden. „Nachher erlaubte man ihnen, auf der Inſel umherzuziehen; da verweilten ſie denn etliche Tage an jedem Orte, ließen ſich mit den Leuten in Geſpräche ein, lehrten ſie das Alphabet und das Vaterunſer und gewannen ſie alle zu Freunden. Als ſie in den Diſtrikt der Inſel kamen, welcher Tautu heißt, disputirten ſie in Gegenwart einer großen Menſchenmenge mit einem alten Prieſter, der in einemfort ſchrie: „Terrui hat alles Land gemacht, er hat Aitutaki gemacht; erſt hat er's gemacht, und dann hat er's in ſeinen Händen geknetet und es ſo geformt, wie es jetzt iſt." Die Miſſionaire leugneten dies und ſagten, Gott ſey der einzige Schöpfer von Land und Meer; er habe Aitutaki gemacht und alle andere Länder, und Keiner außer ihm. Der Prieſter hörte nicht auf zu ſchreien, daß Terrui groß und mächtig, und daß er der erſte Menſch geweſen. Wer iſt aber Terrui's Vater, fragten die Miſſionaire. — O Tetareva, war die Antwort. — Und woher kam Tetareva? — Von Avaiki. — Und wo liegt Avaiki? — Unten, tief unter der Erde; und weil er von unten heraufgeſtiegen iſt und ganz oben heraufgekommen, darum heißt er Tetareva. — Alſo, fragten die Miſſionaire weiter, war dieſes Land ſchon vorhanden, als Tetareva heraufkam? — Freilich, antwortete der Prieſter. — Nun alſo, wie könnt ihr ſagen, daß Terrui das Land erſchaffen hat, da es doch ſchon vorhanden war, als ſein Vater Tetareva aus der Tiefe aufſtieg? — Der Prieſter ſtand verdutzt und wußte auf dieſes Argument nichts zu antworten. Die Prediger wendeten ſich hierauf an die umſtehende Menge und redeten von Gott, daß er allein geweſen, ehe alle Dinge waren, und daß ſein Daſeyn keinen Anfang und kein Ende habe; darauf von den Engeln, und wie ein Theil derſelben von ihrem Schöpfer und von ihrer urſprünglichen Seligkeit abgefallen; alsdann erzählten ſie ihnen ausführlich die ganze Schöpfungsgeſchichte. Das Völkchen horchte dieſer neuen Kunde mit geſpannter Aufmerkſamkeit und immer ſteigender Theilnahme; ſo wie ſich das geringſte Geräuſch erhob, rief man von allen Seiten: ſtill, ſtill, wir wollen hören. Hierdurch ermuthigt, erzählten die Prediger weiter von der Erſchaffung des erſten Menſchenpaares, von ihrem Aufenthalt im Garten Eden, von dem Sündenfalle und deſſen Folgen, und von der Liebe Gottes, der ſeinen eigenen Sohn zum Opfer gegeben für die Erlöſung der ſündigen Menſchheit. Da ſie dieſes hörten, riefen ſie alle wie mit einem Munde: Ja gewiß, dieſes iſt Wahrheit, das Unſrige war alles Lug. Und von da an wurden ſie aufmerkſame Zuhörer und fingen auch an, Glauben zu faſſen an das, was ſie hörten."

Afrika.

Algier und ſeine Bewohner.

(Schluß.*)

„Obſchon die Berbern von Anbeginn ein ſehr wildes Leben geführt und niemals mit geſitteten Völkern in Verbindung geſtanden haben, ſind ſie doch ſehr betriebſam. Sie graben Schachte in ihren Bergen und gewinnen auf dieſe Weiſe Blei, Kupfer und Eiſen. Aus dem Blei machen ſie Flintenkugeln, aus dem Kupfer einige Zierrathen ihrer Frauen. Selbſt Gold und Silber ſollen ſie zu bearbeiten wiſſen; ſo viel iſt faktiſch, daß ihre Waffen oft mit plattirtem Silber von herrlicher Arbeit belegt ſind, und daß ſie eine Menge falſcher Münzen aus verſilbertem Kupfer nach Algier und anderen Städten der Regentſchaft bringen. Das Eiſen-Erz wird erſt geſchmolzen und dann vermittelſt des Hammers in dehnbares Metall verwandelt. Aus dieſem Eiſen machen ſie Flintenläufe, Werkzeuge zum Pflügen und viel rohes Hausgeräth, das ſie an die Mauren und Araber verkaufen. Sie wiſſen auch das Eiſen in Stahl zu verwandeln und verfertigen Meſſer, Säbel und andere Schneide-Inſtrumente, die zwar nicht ſehr elegant, aber von ziemlich guter Qualität ſind. Die Berbern machen Schießpulver zu ihrem eigenen Gebrauch, verkaufen es aber niemals. Dieſes Pulver ſoll viel beſſer ſeyn, als dasjenige, welches man in Algier fabrizirt. Da die Fabrication des Schießpulvers manche andere Kenntniſſe vorausſetzt, ſo müſſen die Berbern viel unterrichteter ſeyn, als man gewöhnlich annimmt."

Capitain Rozet giebt uns intereſſante Details über die Art, wie die Berbern kämpfen. „Der kriegeriſche Geiſt dieſes Volkes und ihre ungeſchlachten Sitten veranlaſſen beſtändige Kriege unter den verſchiedenen Stämmen: ein geſtohlenes Schaf, ein umgehauener Baum, eine Beleidigung, die einer Frau widerfährt, ſind Vorwand genug zu blutiger Fehde. Von ihren Scheichs angeführt und beſtändig von den Marabut's begleitet, nehmen ſie feſte Stellungen ein und feuern, durch Bäume oder Felſen geſchützt, aus weiten Entfernungen auf einander. Oft ſind nur zwei oder drei Individuen die Opfer eines ſolchen Krieges. Manchmal rücken ſie einander auch dichter zu Leibe; die Beſiegten fliehen nach unzugänglichen Orten und überlaſſen den Siegern ihre Habe. Doch kommt es gewöhnlich nicht bis zum Aeußerſten. Nachdem ſie einige Schüſſe gewechſelt, befehlen ihnen die Marabut's, mit dem Feuern einzuhalten, und die Sache endet gewöhnlich damit, daß der beleidigte Theil eine Entſchädigung erhält."

„Der größere Theil der Berbern, welche dem Dei zu Hülfe kamen, als die Franzoſen Algier angriffen, war von dem berühmten Ben-Sahmum befehligt. Dieſer Häuptling hatte eine ziemlich gleiche Zahl Reiterei und Fußvolk. Sie waren alle gleichmäßig bewaffnet, d. h. Jeder

*) Aus Verſehen iſt dieſer Artikel ſchon in der vorigen Nummer mit „Schluß" bezeichnet worden.

Digitized by Google

führte eine lange Flinte, einen Jatagan und oft auch ein Paar Piſtolen. Jeder Stamm hatte ſeine Fahne, die Einer der Tapferſten trug. Die Fahnenträger ſchritten bei jeder Attacke voran, und die Uebrigen folgten. Die Kavallerie kam in vollem Galopp gegen uns angeſprengt, und zuweilen ſahen wir zwei, ja ſogar drei Reiter auf Einem Pferde, von denen der hinterſte an dem Schweif des Pferdes ſich hielt. In einiger Entfernung machten die Fahnenträger Halt, und ſogleich war der ganze Haufe um ſie her verſammelt; jeder Berber feuerte ſein Gewehr ab, zog ſich dann zurück, um wieder zu laden, und ſchritt wieder vor, um von neuem zu feuern. Wenn ſie uns in der Ebene angriffen, vermieden ſie immer ein Handgemenge; ſie kamen im vollen Galopp, ſchoſſen ihre Gewehre ab, machten dann eine Schwenkung und jagten davon. Bei ſolcher Gelegenheit hielt ſich das Fußvolk hinter Büſchen oder Bäumen verſteckt und nahm, ſobald wir ihm zu Leibe gingen, reißaus. Im Atlas-Gebirge poſtirten ſich die Berbern auf die Gipfel und an die Abhänge der Berge. Setzten wir ihnen nach, ſo flohen ſie von einem Felſen zum anderen, ohne daß wir ſie jemals erreichen konnten; ihr vornehmſtes Manöver beſtand darin, daß ſie ſich zerſtreuten, ſobald ſie angegriffen wurden, und gleich wieder ſich ſammelten, um uns in den Rücken zu fallen oder auf dem Rückwege zu beunruhigen. Kanonen brachten bei ihnen eine faſt magiſche Wirkung hervor; ſahen ſie, daß man ein Stück nach einer Gegend richtete, ſo wagten ſie niemals, im Bereiche deſſelben ſich blicken zu laſſen, und ſo oft eine Kugel in einen Haufen ihrer Leute fuhr, ſtob Alles wie Spreu aus einander. Die Berbern ſowohl, als die Türken, Mauren und Araber, waren voll Staunen und Beſtürzung, als ſie, wenige Minuten nach unſerer Landung an der Küſte, unſere Kolonnen mit geſchultertem Gewehre gegen ihre Batterieen anrücken und dieſelben, trotz dem Kugelregen, der ſie begrüßte, erſtürmen ſahen."

„Die Berbern bekennen ſich zum Islam, und man darf wohl annehmen, daß viele ihrer urſprünglichen Gebräuche und Ceremonien durch den Einfluß dieſer Religion eine Veränderung erlitten haben. Ihre Frauen tragen jedoch keine Schleier und dürfen mit jedem männlichen Individuum ſprechen. Der junge Mann ſieht die Jungfrau, ehe er ſie heirathet; er gewinnt ſie lieb und beſtrebt ſich, ihre Zuneigung zu erwecken. Dann geht er zu dem Vater ſeiner Geliebten und wirbt um ſie; der Vater fragt ihn, wie viele Stücke Vieh oder wie viel Geld er ihm für ſeine Tochter geben könne, und nachdem ſie eine Zeitlang gefeilſcht, vereinigen ſie ſich über eine beſtimmte Summe, die der Schönheit des Mädchens und dem Grad der Liebe des Freiers angemeſſen iſt und von 30 bis 100 Budſchu's (65 — 185 Franken) variirt. Iſt der Handel geſchloſſen, ſo begeben ſich der Vater des Mädchens und ihr künftiger Gatte zu einem Marabut und bitten ihn um ſeine Einwilligung, die der heilige Mann giebt oder verweigert, je nachdem er gelaunt iſt. Zuweilen muß der Jüngling einen Vergleich mit ihm treffen, um ſeinen Konſens zu erhalten. Sind alle Schwierigkeiten beſeitigt, ſo bringt er ſeinem zukünftigen Schwiegervater die Summe Geldes oder die Stücke Vieh, über die ſie einig geworden, und führt das Mädchen ohne weitere Ceremonie als ſeine Frau nach Hauſe. Der Berber kann vier Weiber nehmen, aber nicht mehr; dieſe Beſchränkung hat ihm vermuthlich der Islam aufgelegt. Die Frauen beſorgen das Haus, ſpinnen Flachs und Wolle und haben auch auf dem Felde zu thun; ſie folgen auch ihren Männern im Kriege, aber nicht auf Reiſen. Ich habe nie eine Berberiſche Frau nach Algier kommen ſehen. Der Mann darf ſeine Frau verabſchieden, wenn ſie ihm Anlaß zur Beſchwerde gegeben oder — wenn er ſie nicht mehr liebt. Er braucht in ſolchem Falle nur einem Marabut ſeine Beweggründe zur Auflöſung der Ehe vorzulegen, und ſofort geht die Scheidung vor ſich. Die Frau wandert in ihr väterliches Haus zurück und darf nichts mitnehmen, als die Kleider, die ſie auf dem Leibe hat. Dagegen behält ihr Vater den Kaufpreis, der für ſie erlegt worden. Will aber die geſchiedene Frau einen anderen Mann nehmen, ſo muß dieſe dem erſten Manne Alles zurückſtellen, was er dem Vater ſeiner geweſenen Frau gegeben hat."

Die Mauren, obſchon im Uebrigen geſitteter, haben in dieſem Punkte doch noch leichtfertigere Grundſätze, als ihre wilden Nachbarn die Berbern. „Wenn ein Maure eine ſeiner Frauen wegen Untreue im Verdacht hat, ſo kann er ſie verſtoßen; er kann dies aber auch thun, wenn ſie z. B. zu mager wird, wenn er aus irgend einer Urſache mit ihr entzweit iſt — kurz, auf jeden Grund hin. Will der Maure ſeines Weibes ledig ſeyn, ſo braucht er ihr nur zu ſagen: el merah hasi harūmé alijé, d. h. „dieſes Weib (ſey) mir eine heilige (verbotene) Sache" — und ſofort muß ſie in ihr väterliches Haus zurück.*) Nur in Einem Falle kann das Weib auf Eheſcheidung antragen, wenn nämlich ihr Eheherr zu lange von Hauſe und auf Reiſen bleibt. Sie braucht dann nur vor den Kadi zu treten und zu ſagen: „Mein Gatte iſt ſchon ſo und ſo viel Jahre oder Monate fort; ich bin des einſamen Lebens müde und will einen anderen Mann." — Der Maure darf ein Weib, das er verſtoßen hat, von neuem heirathen; jedoch muß ſie vorher einem Anderen angetraut geweſen ſeyn. Er geht in dieſem Falle zu ihrem zweiten Gatten und ſucht ihn zu bereden, daß er ſeine Verbindung mit ihr wieder auflöſen möge. Hat die geſchiedene Frau nicht wieder geheirathet, ſo muß der Mann, wenn er ſie zurück haben will, einen Anderen durch Geld und gute Worte zu bewegen ſuchen, daß er ſie nur auf 24 Stunden heirathe und dann wieder fortſchicke. Fälle dieſer Art kommen öfter vor; es giebt eine Klaſſe von Männern, Halla genannt, die ein Gewerbe daraus machen, eine geſchiedene Frau zu heirathen und gleich darauf, verſteht ſich, gegen eine angemeſſene Summe, ihrem erſten Eheherrn unberührt wieder abzuliefern."

Capitain Rezet betrachtet die Algieriſche Frage aus einem ganz eigenthümlichen Standpunkt. Frankreich, das in den finſteren Zeiten des Mittelalters den Weſten aus den Händen der Muſelmänner rettete, hat nach ihm gewiſſermaßen die Verbindlichkeit übernommen, endlich in das Weſpen-Neſt einzudringen, aus welchem jene Schwärme von Ungläubigen hervordrangen. Er geſteht ſelbſt, daß die Aufgabe ſchwierig ſey, und daß Frankreich wohl nie den guten Willen haben dürfte, die erforderlichen Opfer zu bringen, aber er weiß auch dafür Rath zu ſchaffen: er will, daß alle Monarchen Europa's zu dieſem Zwecke ſich vereinigen und einen allgemeinen Kongreß bilden, zu welchem ſelbſt die Amerikaniſchen Staaten zu berufen wären. Alle dieſe Mächte müßten ſich zu Subſidien verpflichten, aber nur Frankreich ſollte die Ausführung ihrer Pläne und die Verwaltung des eroberten Landes übernehmen, bis einſt das barbariſche Afrika ein blühendes civiliſirtes Land ſeyn würde und jede der hohen kontrahirenden Mächte ihren Antheil davon erhalten könnte. Zum Schluſſe giebt Capitain Rezet einen Ueberſchlag der Opfer, die Frankreich zu bringen haben wird, wenn man dieſem Staate — was mehr als wahrſcheinlich iſt — die Ausführung ſeiner Projekte allein überlaſſen ſollte.

„Das Gebiet", ſagt er, „welches wir bis jetzt einnehmen, erſtreckt ſich in allen Richtungen kaum drei Lieues über die Stadt Algier hinaus, und an zwei anderen Punkten der Küſte haben wir Garniſonen, die kaum dieſen Namen verdienen. Dennoch belaufen ſich die Ausgaben der Armee von Algier auf mehr als 20 Millionen Franken. Wie ſtände es nun gar, wenn wir nur alle Küſtenſtädte von Bona bis Tlemſen inne hätten? Der Unterhalt der Truppen, der ankommenden Koloniſten und die aufzuführenden Bauwerke werden vielleicht länger als zehn Jahre hindurch wenigſtens 60 Millionen jährlich erfordern. Die Gegend in der unmittelbaren Nähe Algier's war die einzige, wo es Häuſer genug gab, um etwanige Koloniſten aufzunehmen; faſt alle dieſe Häuſer wurden durch unſere Soldaten zerſtört. In anderen Theilen des Landes giebt es keine Wohnhäuſer und nicht einmal Landſtraßen für Fuhrwerke; die Communications-Wege ſind oft nur elende Pfade, auf denen kaum Laſtthiere fortkommen. Es wäre daher nothwendig, jedes Ding erſt zu ſchaffen; und dabei müßten die Schöpfer beſtändig gegen die Angriffe der Araber und der Berbern durch Heeresmacht beſchützt ſeyn. Alle dieſe Betrachtungen führen mich zu der begründeten Vermuthung, daß wir wohl mehr als 600 Millionen Franken und das Leben von wenigſtens 60,000 unſerer Krieger zum Opfer bringen müßten, ehe die Kolonie einen gewiſſen Grad von Wohlſtand erreichen könnte."

I t a l i e n.

Aleſſandro Manzoni's Ideen über literariſche Kritik.

(Schluß.)

45) Je beſſer das Publikum die Geſchichte kennen lernen wird, deſto lieber wird es ſie gewinnen, deſto entſchiedener ihr den Vorzug vor Allem einräumen, was ein Einzelner erdichten mag.

46) Man ſoll in den Thatſachen nichts ſuchen als die Wahrheit; wer eine Unterſuchung in dieſem Geiſte ſcheut, der läßt uns deutlich merken, daß er zu ſeinen eigenen Grundſätzen kein Vertrauen hat.

47) Wenn der Geſchichtſchreiber Ereigniſſe berichtet und beurtheilt, ſind ſie längſt unwiderruflich vollbracht, und ſein Urtheil kann in den Dingen, in ihrem Thatbeſtand nichts ändern. Aber die Autorität des Hiſtorikers iſt darum nicht etwa leer und unwirkſam, ſondern im Gegentheil ſie gewinnt an Würde und Anſehen, an umfaſſender Geltung, an unbeſtrittener Anerkennung; kein Intereſſe, keine Rückſicht, kein Hinderniß braucht er zu ſcheuen, er kann vollkommen gerechtes Zeugniß ablegen. Und doch, was thut der Parteigeiſt nicht! er iſt ſchuld, daß Geſchichtſchreiber ihr ſchönes Vorrecht verſchmähen, von der edlen Höhe ihres natürlichen unbetheiligten Standpunktes herabſteigen und ihre klarbewußte Freiheit im Dienſte der Leidenſchaften und Vorurtheile für vergängliche Zwecke preisgeben. Hiſtoriker haben über längſt verſchollene Begebenheiten ſo verkehrte, ſo raffinirte Sophismen zu Tage gefördert, dergleichen zur Zeit ſelbſt die gährenden, auf Tod und Leben mit einander kämpfenden Leidenſchaften nicht ausgebrütet haben.

48) Wo zwei Parteien einander gegenüberſtehen, glaubt jede von beiden ihre eigene Sache hinlänglich verfochten zu haben, wenn ſie das Falſche und Schädliche an der entgegengeſetzten nachgewieſen. Man legt an Alles, was die Gegenpartei thut oder behauptet, den Maßſtab der reinen Wahrheit und Vollkommenheit und findet es natürlich gar nicht ſchwer, zu beweiſen, daß die Gegner weit davon entfernt ſind. Ein richtiges Urtheil zwiſchen beiden Parteien iſt nur möglich, wenn man das Gute wie das Schlechte beiderſeits gegen einander abwägt; aber davon will eben Keiner wiſſen. Daher bleibt es bei fortwährendem Streit, wo Jeder nur die ihm günſtige Seite der Frage hervorhebt und darob triumphirt; dem Gegner bleibt es unbenommen, ſeinerſeits geltend zu machen, was ihm beliebt, und gleichfalls zu triumphiren. So z. B. rechnet man von der einen Seite aus alten Zeiten Züge der brutalſten Gewaltthätigkeit her, wogegen damals weder Sitten, noch Geſetze Schutz gewährten; man ſtellt dar, wie abgeſchmackter Tand und Unvernunft in hohen Ehren gehalten, die wichtigſten und heilſamſten Wahrheiten verſchmäht, die Erfindungen des Menſchenverſtandes und des Genies für Unſinn gehalten wurden; wie damals die Weiſeſten und Verſtändigſten, in unvertilgbarem Irrthume befangen, unvernünftige Zwecke mit verkehrten Mitteln erſtrebten; wie Mancher ſich durch edle Handlungen Verfolgung zuzog, Mancher durch grauſame Glück und Macht gründete; zum Schluſſe heißt es denn, da ſehet ihr eure gute alte Zeit, und als Gegenſatz dazu wird der Geiſt des neuen Jahrhunderts geprieſen. Von der anderen Seite erinnert man daran, wie viele Unternehmungen in neueſter Zeit im Namen der Menſchheit und der Gerechtigkeit begonnen und unter Gräueln und Verbrechen zu Ende geführt wurden; wie man die Exaltation der Begierden und Leidenſchaften im Individuum als ein Mittel der Vervollkommnung hat anpreiſen,

*) Die Worte ſind rein Arabiſch: el merah heißt die Frau — hasi (haathi), dieſe — harūmé, abgeſondert, heilig, verboten — alijé (alaja), auf mir, für mich.

die Weisheit in den Genuß und die Tugend in Vermeſſenheit ſetzen wollen; man beweiſt, daß auch in unſeren Tagen, wie überall und von jeher, die Tugend Verfolgungen und das Laſter Triumphe erlebt hat; und zum Schluſſe heißt es wieder: da ſeht ihr euer Jahrhundert der Aufklärung. Aus ſolchen Gründen preiſen jene die Gegenwart, ſehnen ſich dieſe nach der Vergangenheit zurück, und beide verſchwenden mit ſolchem Hin- und Herſtreiten die Zeit, welche beſſer angewendet geweſen wäre, den wahren und beſtändigen Grund menſchlicher Verderbniß zu erforſchen, auf rechte Mittel der Verbeſſerung zu ſinnen und dieſe neu-gefundene Wiſſenſchaft zur Prüfung der Inſtitutionen in Gegenwart und Vergangenheit anzuwenden.

49) Machiavelli war vielleicht unter allen neueren Autoren der Erſte, der den entfernteren Urſachen wichtiger hiſtoriſcher Ereigniſſe nachgeforſcht hat: eine Methode, die allerdings auf neue und überraſchende Wahrheiten führt, wenn man dabei mit jedem Schritte den Fuß auf ſicheren Boden ſetzt, aber auch zu nicht minder großen, weitgreifenden Irrthümern, wenn man ſich durch den anſcheinenden Zuſammenhang zwiſchen zwei weit von einander entfernten Begebenheiten verblenden und hinreißen läßt, Alles auf eine vermeinte Urſache zurück zu beziehen, ohne die Mittelglieder, jedes für ſich, nach ſeinen Urſachen und ſeinem Charakter ſorgfältig zu prüfen.

50) In den Jahrhunderten der Unwiſſenheit haben die wenigen Männer, die damals Hiſtorie ſchrieben, an dem, was ſich unter ihren Augen begab, nicht zu unterſcheiden und auszuwählen verſtanden, welches die wahrhaft geſchichtlich bedeutenden, eine Ueberlieferung für die Nachwelt verdienenden Umſtände wären; daher berichten ſie zwar die bedeutendſten Vorgänge, aber was zu wiſſen uns heute am meiſten intereſſiren, was in hohem Grade neu und anziehend für uns ſeyn würde, die Schilderung der Verfaſſung, der Sitten, der Gebräuche, der Lebenszuſtände, davon haben ſie nichts aufgeſchrieben — ſie hielten es nicht der Mühe werth; in ihren Augen waren dies ganz alltägliche Dinge, die ſich von ſelbſt verſtanden. Es giebt jedoch eine Kunſt der Interpretation, wodurch man aus Andeutungen, die der Autor ganz abſichtslos in ſeinen Text eingeſtreut, durch Schlüſſe und Induktionen zu einer ſicheren Kenntniß jener wichtigen Umſtände gelangt; eine Kunſt, die gegenwärtig von Europäiſchen Gelehrten anderer Nationen mit Scharfſinn und Gründlichkeit betrieben und von Zeit zu Zeit in Werken umfaſſender und fruchtbarer Forſchung bethätigt wird. Bei uns Italiänern iſt heutzutage — oder ich müßte mich ſehr irren — dieſe Kunſt wenig gekannt und noch weniger geübt.

51) Eine Reihe von materiellen, äußerlich beglaubigten Thatſachen, deren Feſtſtellung keinem Irrthume und keinem Zweifel mehr unterliegt, iſt noch keinesweges Geſchichte, — nicht einmal ein dramatiſch anſchauliches Bild der Begebenheiten kann man damit entwerfen. Neben und über den Vorgängen handelt es ſich um allgemeinere und wichtigere Fragen: wie war es um die Geſetze, die Sitten, die Meinungen beſchaffen, inmitten deren ein Vorgang ſtattfand? wie um die Geſinnung, die Abſichten, die Beſtrebungen der handelnden Perſonen? wie um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit deſſen, was ſie thaten, und zwar nicht mit Rückſicht auf die menſchlichen Satzungen und Ordnungen, denen ſie gemäß oder zuwider gehandelt, ſondern im Sinne des höheren, moraliſchen Rechts? endlich das Volk, die große Mehrzahl, die an den Ereigniſſen nicht thätig Theil nimmt, aber ſie in ihren Folgen zu tragen hat, welches war ſein Zuſtand? was hatte es zu leiden, zu hoffen, zu fürchten? die Vorgänge an und für ſich geben uns hierüber keinen Aufſchluß, und doch iſt ohne ſolchen kein erſchöpfendes Verſtändniß, kein Urtheil über die Begebniſſe der Vorzeit möglich.

52) Es ſcheint jetzt endlich dahin zu kommen, daß die Geſchichte ſich zu einer wahren Wiſſenſchaft geſtaltet; von allen Seiten wird an ihrer Herſtellung eifrig gearbeitet; man ſieht endlich ein, wie faſt Alles, was ſich bisher für Geſchichtsſchreibung ausgab, nur in Verſuchen beſtand, Belege für gewiſſe Syſteme und Lehren, wahr oder falſch, aus den Ereigniſſen zu abſtrahiren; wie dabei den Thatſachen Gewalt angethan, wie ſie entſtellt worden ſind, um anderen Zwecken zu dienen. Wie in der Theorie der Kunſt, ſo hat man auch in der Erforſchung der Vergangenheit, in der Würdigung der alten Volksthümlichkeiten, Gebräuche und Geſetze, ſich bisher von gewiſſen conventionellen Ideen irre führen laſſen; man hat eiteln und dem wahren Inhalt der Sache fernſtehenden Prätenſionen des Geiſtes gehuldigt und ſich in einer ausſchließlichen, willkürlichen Richtung verirrt.

53) Die Beſſeren lieben die Geſchichte, weil ſie darin den Gang der Menſchheit in ihrer geſellſchaftlichen Entwickelung und ihr Verhalten unter den mannigfaltigſten Bedingungen kennen lernen, und weil ſie darin Aufſchluß finden über die Natur des Menſchen, über das Räthſel ſeiner Stellung auf Erden, die er ſo liebt, und die ſo reich an Erſchütterungen und Schmerzen iſt, die ihm ſo erhabene Ziele in Ausſicht ſtellt und ihn keines erreichen läßt, und deren Fortdauer er lieber mit Qual und Opfern und raſtloſen Anſtrengungen erkaufen, als nur auf einen Moment darauf verzichten möchte: ein Abgrund von Widerſprüchen, darin die Vernunft ſich rathlos verliert, wenn ſie nicht gläubig das Diesſeit als eine Welt der Prüfung und Vorbereitung für ein höheres Jenſeit betrachtet. (Ricoglitore.)

Mannigfaltiges.

— Engländer in Hamburg. Der Verfaſſer des Buches „Germany in 1831“, Herr John Strang, ſagt darin Folgendes über das Leben ſeiner Landsleute in der größten Deutſchen Handelsſtadt: „Die in Hamburg wohnenden Engliſchen Kaufleute halten ſich hier eben ſo Einer an den Anderen, wie ſie es überall thun, und bleiben auch wie gewöhnlich ihrer nationalen Lebensweiſe ſo wie ihren Manieren und Vorurtheilen treu. Im Ganzen iſt es jedoch ein jovialer glücklicher Menſchenſchlag, deſſen Fleiß nur durch ſeine Gaſtfreundſchaft übertroffen wird und deſſen Leidenſchaft für eine gute Küche ſo weit geht, daß er ſeine Nationalgerichte um keinen Preis für die mannigfaltigeren und fetteren Speiſen der Deutſchen hingäbe. Die Engliſchen Einwohner gehen nur wenig mit den geborenen Hamburgern um und nehmen auch ſelten ein beſonderes Intereſſe an Dingen, die das Land und die Stadt betreffen, den Handel allein ausgenommen, auf deſſen Schwankungen ſie allerdings eben ſo acht geben müſſen, wie ihre unermüdlichen kommerziellen Nebenbuhler, die Juden. Ihre Geſchäftskenntniß abgerechnet, kann man daher auch auf die in Hamburg wohnenden Engländer das anwenden, was einmal von den Franzöſiſchen Emigranten geſagt wurde, daß ſie nämlich nichts vergeſſen, aber auch zu gleicher Zeit nichts gelernt haben.“ — Die Quarterly-Review, die Hrn. Strang's Buch beurtheilt, findet ſich bei dieſer Gelegenheit veranlaßt, Hamburg gegen die Bemerkung deſſelben, daß es ſehr wenige Schriftſteller von Ruf beſitze, in Schutz zu nehmen und dagegen die Vorliebe, die Herr Strang für die Hamburger Küche äußert, zu bekämpfen. In beiderlei Beziehungen dürften Deutſche Leſer mit der Review ſchwerlich übereinſtimmen. Sie beruft ſich zwar in Betreff der Schriftſteller auf einige ſehr achtbare Männer, wie Dr. Julius, Dr. Lappenberg und Dr. Wurm; wie klein aber iſt die Anzahl derſelben im Verhältniſſe zu der, ihrer Einwohnerzahl nach, dritten Stadt Deutſchlands! H. Heine, den die Review ebenfalls als Hamburger anführt, iſt es bekanntlich keinesweges. Was nun die Hamburger Küche betrifft, die jeder Deutſche Kenner zu loben pflegt, ſo ſagt die Quarterly-Review: „In der Gaſtfreundlichkeit, das geben wir zu, können die Hamburger unmöglich von den Engländern übertroffen werden; dagegen müſſen wir Herrn Strang unbedingt widerſprechen, wenn er ſagt, daß Hamburg derjenige Aufenthalt ſey, den ein ausgeſuchter Gourmand ſich wählen würde; er müßte ſich denn ſeinen eigenen Koch mitbringen. Gaſtronomie, als ſchöne Kunſt angeſehen, iſt von den Hamburger Bürgern mit wenig beſſerem Erfolg als die Malerei und die Baukunſt kultivirt worden. Die Aalſuppe, deren ſich unſer Reiſender mit ſo vielem Vergnügen erinnert, gemahnt uns an die See-Aal-Paſtete (conger-pie), die unſere Landsleute mit ſolchem Appetit verzehren; es gehört in der That der Magen eines Bergmanns von Cornwallis oder eines Hanſeatiſchen Bürgermeiſters dazu, um die eine oder die andere dieſer Delikateſſen zu verdauen.“ — Wenn es in Hamburg wirklich ſo viele tüchtige Federn giebt, wie unſer Reviewer behauptet, ſo wird ſich auch gewiß bald eine finden, die dieſen, wie uns ſcheint, unverdienten Angriff widerlegt.

— Ein Wort zur Verſtändigung. Es ſcheint nicht ganz am unrechten Orte, unſere Leſer auf einen Mißbrauch aufmerkſam zu machen, der in vielen Deutſchen Journalen immer mehr um ſich greift und der namentlich auch dem „Magazin“ in den Augen derjenigen, die von dieſem Unweſen keine Ahnung haben, von Nachtheil ſeyn kann. Unter politiſchen Blättern iſt es bekanntlich allgemeiner Gebrauch, daß das eine dem anderen Neues und Altes ohne Umſtände abdruckt, doch halten es die achtbaren Zeitungen für eine Pflicht der Artigkeit, ihre Quelle, beſonders wenn es eine Deutſche iſt, gewiſſenhaft anzugeben. Literariſchen Blättern dagegen iſt jener Gebrauch keinesweges geſtattet, und es wird ohne Umſchweife als „Nachdruck“ bezeichnet, wenn ein Deutſches Journal ſich mit den Federn des andern ſchmückt. Wie ſoll nun aber ein ſolches Verfahren gar bezeichnet werden, wenn ſogenannte „Originalblätter“, wie z. B. die „Wiener Theater-Zeitung“, das „Magazin“ nicht bloß ſeit Jahren nachdrucken, ſondern ganz konſequent als Quelle verſchweigen? Hat doch dieſe Art von Piraterie bei einigen Leſern, welche das „Magazin“ in wöchentlichen Lieferungen auf dem langſamen Buchhändler-Wege, die Nachdrucks-Blätter dagegen mit der Poſt beziehen, ſchon die Meinung erregt, daß wir uns der Artikel der letzteren bedienen? Und erreicht es nicht wirklich den Gipfel aller Naivetät, wenn z. B. die „Didaskalia“, eine literariſche Beilage zum Frankfurter Journal, in ihrer Nr. 130. den Artikel „Bulwer's Belagerung von Granada“, aus Nr. 53. des „Magazins“ ohne Weiteres und ohne Angabe der Quelle nachdruckt und es ſonach ganz den Anſchein erhält, als ob die Eingangs-Worte „Wir haben zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, daß die angeblich Bulwerſchen „Zeitgenoſſen“ wahrſcheinlich von einem Deutſchen Schriftſteller herrühren“, ſich auf die „Didaskalia“ bezögen? Hat nicht vielmehr die „Didaskalia“ jene Artikel verbreiten helfen, die die Stuttgarter Verlagshandlung an mehrere Deutſche Zeitungs-Redactionen eingeſandt, um mit Hülfe derſelben das Deutſche Publikum glauben zu machen, daß die „Zeitgenoſſen“ wirklich ein Werk von Bulwer ſeyen? Dem Beiſpiele der Didaskalia, wenn auch nicht in ſo naiver Weiſe, folgen indeſſen noch viele andere Deutſche Blätter. Die „Stadt-Aachener Zeitung“ z. B. ſtattet ihre Beilage, den „Aachener Courier“, jahraus jahrein faſt mit nichts Anderem als mit Nachdruck aus dem „Magazin“ aus, hat daſſelbe aber noch nicht ein einziges Mal genannt. Eben ſo gewiſſenhaft in der Verſchweigung ſeiner Quelle iſt einer unſerer älteſten Kunden, der Nürnberger „Korreſpondent von und für Deutſchland“, wogegen, wenn auch nicht immer, doch zuweilen mehrere andere vielgeleſene Blätter die Artigkeit haben, uns als Quelle anzugeben. Wir nennen davon nur, als einige der bekannteſten, die St. Petersburger Deutſche Zeitung, die Schleſiſche Zeitung, das Frankfurter Converſationsblatt und den Stuttgarter Deutſchen Courier. Dies möge genügen, um denjenigen unſerer Leſer, die das „Magazin“ nicht durch die Poſt beziehen, zu erklären, warum ihnen manche unſerer Artikel als alte Bekannte und mithin in dem Lichte erſcheinen, als befolgten wir ein Verfahren, das einzig und allein unſeren Kollegen zur Laſt fällt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 61. Berlin, Montag den 22. Mai 1837.

Italien.

Torquato Taſſo's Handſchriften in Rom.

Erſter Artikel.

Man hat bereits vor längerer Zeit erfahren, daß eine Menge ungedruckter Gedichte und anderer Papiere Torquato Taſſo's und mehrerer in ſeine Lebensſchickſale verflochtener Perſonen ſich im Beſitz des Grafen Alberti zu Rom befinden.*) Nach vieljährigem Harren hat derſelbe ſich endlich entſchloſſen, eine Auswahl dieſer Dokumente, mit geſchichtlichen Erläuterungen verſehen, durch den Druck bekannt zu machen. Das erſte Heft liegt vor uns,**) bevor wir aber auf deſſen Inhalt, wie auf dieſe Manuſkripte im Allgemeinen näher eingehen, wird es nöthig ſeyn, in der Kürze anzuführen, was Taſſo's Biographen über deſſen verhängnißvollen Aufenthalt am Hofe zu Ferrara berichten.

Zu Ende des Jahres 1565 trat Torquato Taſſo, der ſich durch ſeinen drei Jahre früher erſchienenen Rinaldo ſchon einen glänzenden Ruf erworben hatte, in einem Alter von 21 Jahren in den Dienſt des Kardinals Ludwig von Eſte. Deſſen Bruder, Herzog Alfons, feierte eben damals ſeine Vermählung mit Barbara von Oeſterreich, Tochter Kaiſer Ferdinand's I.; unverheirathet waren ſeine beiden Schweſtern Lucrezia und Eleonore, jene 1534, dieſe 1535 geboren, nebſt Anna von Guiſe, Töchter jener Rénée von Valois, denen religiöſe Anſichten Gegenſtand ſo vieler Zwiſtigkeiten waren. Eleonore war unwohl, als Taſſo zu Ferrara eintraf; erſt nach einiger Zeit war es ihm vergönnt, ſie zu ſehen. Von beiden Fürſtinnen wohlwollend aufgenommen, ſcheint der junge Dichter ſich ſeinen Empfindungen ohne Rückhalt hingegeben und bald ein Verhältniß angeknüpft zu haben, das den Gang ſeines ganzen Lebens beſtimmte. Zu Ende des Jahres 1570, als Lucrezia nach Urbino verheirathet ward, begleitete er den Kardinal nach Paris, verließ ihn aber daſelbſt, eines, wie man glaubt, durch die Hugenottiſchen Angelegenheiten veranlaßten Mißverſtändniſſes wegen, ſchon im Laufe des nächſten Jahres und kehrte nach Italien zurück, erſt nach Rom, dann nach Ferrara, wo der Herzog ihn auf die Bitte der Prinzeſſinnen unter die Zahl ſeiner Edelleute aufnahm. Hier vollendete er großentheils das Befreite Jeruſalem. Die erſten Unannehmlichkeiten am Hofe begannen um 1573. Taſſo, leidenſchaftlich, reizbar, eiferſüchtig, unſtät, vergaß in Dingen, welche ſich auf ſeine geheimſten Herzens-Angelegenheiten bezogen, die nöthigſte Vorſicht. Halbe Entdeckungen gaben Veranlaſſung zu ärgerlichen Auftritten. Eines Abends — es war der 17. Juni 1577 — wurde Taſſo in den Gemächern der Herzogin Lucrezia, die ſich wieder in Ferrara befand, verhaftet und im Palaſt ſelbſt bewacht. Nach einigen Tagen nahm Alfons ihn mit ſich nach ſeiner Villa Bel Riguardo; von dort wurde er am 11. Juli „als ein Geiſteskranker, der ſich heilen laſſen müſſe", in das Kloſter S. Francesco geſandt, entfloh am 20. Juli, kehrte im März des folgenden Jahres nach Ferrara zurück, entfernte ſich zum zweitenmal heimlich 3 Monate ſpäter, traf am 23. Februar 1579 wiederum in Ferrara ein, und wurde bald darauf in das Irrenſpital S. Anna eingeſperrt, das er erſt im Juli 1586 verließ.

Es iſt unnöthig, hier ein oft behandeltes Thema wieder zu berühren und von Taſſo's Intriguen mit der Gräfin Laura Peperara von Mantua, mit der Gräfin von Scandiano und anderen Frauen zu reden. Aber es kommt darauf an, feſtzuſtellen, daß des Dichters Leidenſchaft für die Prinzeſſin Eleonore von Eſte Erwiederung fand und die Urſache des Vorgebens ſeines Wahnſinns und ſeiner ſiebenjährigen Gefangenſchaft war. Was der Biograph Seraſſi wohl wußte, aber aus ängſtlicher Rückſicht auf alle Weiſe zu umgehen ſucht; was Roſini in ſeinem etwas weitſchweifigen aber ſehr leſenswerthen Saggio sugli amori di Torquato Tasso, e sulle cause della sua prigionia auf eine, wie uns dünkt, überzeugende Weiſe darthut, wird durch die ſchon genannten Handſchriften ganz außer Zweifel geſtellt. Es würde zu weit führen, wenn wir hier von Taſſo's Gedichten an die Prinzeſſin ausführlich reden wollten. Manche derſelben, deren Urſchrift vorliegt, ſind gedruckt; viele ſind nie bekannt geworden. Man weiß, daß ein Theil der Poeſieen, unvorſichtigerweiſe vom Dichter Anderen mitgetheilt, verbreitet und ſelbſt gedruckt wurden, daß man ihnen zum Theil ſchon damals, zum Theil ſpäter, falſche, manchmal lächerliche Ueberſchriften gab, um perſönliche Verhältniſſe nicht zu ſehr bloszuſtellen. Ueber dieſen Umſtand verbreitet Roſini ſich mit dem nöthigen Detail. Die Eigenſchaften, welche man in Taſſo's längſtbekannten lyriſchen Gedichten findet, treten uns auch in dieſen wieder entgegen; neben der Ueberkünſtelung, dem Pomp der Worte, dem Aufwand an Metaphern und Allegorieen, welche im Allgemeinen die Italiäniſche Lyrik bezeichnen, wahrer Ausdruck des Gefühls, Leidenſchaft, überraſchende Gegenſätze und Pointen, und große Meiſterſchaft des Verſes und der Sprache.

Mehrere, die über Taſſo geſchrieben, haben ſein Verhältniß zu Eleonoren in Zweifel geſtellt oder wohl ganz geleugnet, dagegen ein ſolches zu ihrer Schweſter angenommen. Daß er zu der Zeit, wo er die Erſtere kennen lernte, gegen Lucrezien's Reize nicht gleichgültig war und ihr auch nachmals zu huldigen fortfuhr, geht aus dieſen Manuſkripten hervor, ſo wie die Art und Weiſe, wie Eleonore in ihren Briefen ſich ausſpricht, darauf hindeutet. Wie die meiſten Frauen ihrer Zeit, waren die Prinzeſſinnen in weiblichen Arbeiten ſehr geſchickt. Lucrezia verfertigte einſt für den Dichter eine Stickerei, von welcher ſpäter noch die Rede ſeyn wird, und deren hier nur gedacht werde, um zur Erläuterung eines der Briefe Eleonoren's zu dienen, welche ſich durch eben ſo große Feinheit des Gefühls, wie Schärfe des Verſtandes, durch Klarheit und Anmuth vor allen auszeichnen und zum Theil wahre Meiſterwerke ſind. Nachdem Taſſo ſich die Gunſt der Prinzeſſin erworben, ſcheint es an Mißverſtändniſſen zwiſchen ihnen nicht gefehlt zu haben: man leſe nur den bei Seraſſi (S. 180) mitgetheilten Brief des Dichters an Eleonoren, mit welchem er am 3. Sept. 1573 von der Villa Caſtel Durante aus, wo er lange Zeit in Lucrezien's Nähe verweilte, das merkwürdige Sonett: Sdegno, debil guerrier begleitete. Einſt ſandte er der Prinzeſſin in ſeinem Unmuth („per alcuni particolari dei quali non occorre far motto") ein Büchlein Boccaccio's. „Il Labirinto d'Amore" zum Leſen. Nach einiger Zeit ſtellte dieſe es ihm wieder zu, mit einer von ihrer Hand gefertigten Decke, deren Stickerei den Porticus der Villa von Conſandoli am Po darſtellt, welche Eleonoren's Lieblings-Aufenthalt war, und wo Taſſo mit ihr glückliche Tage verlebt und wahrſcheinlich die Epiſode ſeiner Gerusalemme, welche die Geſchichte Olind's und Sophronien's enthält, gedichtet hatte. „Ich ſollte zwar", ſchreibt ſie ihm dabei, „Euch ein Buch nicht wieder zuſtellen, das zur Ehre meines Geſchlechts nie hätte geſchrieben werden dürfen; aber indem ich es thue und es ſelbſt ausſchmücke, folge ich der Vorſchrift des Evangeliums, Böſes mit Gutem zu vergelten. Freilich bin ich in Handarbeiten nicht ſo geſchickt wie meine Schweſter Lucrezia, welche ſo ſchöne Dinge zu verfertigen und ſie Euch ſo werthvoll zu machen verſteht (— e sà renderle tanto gradite a V. S.)." Taſſo, der ſogleich ein Madrigal in das Büchlein hineinſchreibt und der Geſchicklichkeit der Prinzeſſin, vor welcher Arachne verſtumme, wie der Wunde gedenkt, die ſeinem Herzen die Hand geſchlagen, welche das blinde Labyrinth ſo ſchön mache, daß nur der Tod ihn daraus befreien könne, greift dies in ſeiner Antwort auf und bemerkt, Lucrezien's Geſchenk ſey ihm ſo willkommen, „perché vien dalla mano d'una Sorella di Vostra Eccellenza." In mehreren Briefen finden ſich deutliche Spuren von Eiferſüchteleien. — Eleonore ſchreibt, berichtet, räth ihrem Geliebten in Angelegenheiten aller Art, während er ſich in Peſaro, in Rom und anderwärts befindet. Sie giebt ihm Nachricht von Gefahren, die ihn von Seiten der Inquiſition bedrohen. Sie tadelt ihn mehr denn einmal wegen ſeines Benehmens. Sie giebt ihm (1572) den Rath, ihrem Bruder Alfons ſein Gedicht zu widmen, worauf er ſogleich eingeht und eine Dedications-Oktave niederſchreibt, die er ſpäter bedeutend umänderte, deren erſter Entwurf aber nicht minder intereſſant iſt. — Taſſo ſcheint der Prinzeſſin die an ſie gerichteten Gedichte jedesmal mitgetheilt zu haben. Auf einem derſelben, wo er von ihrem nicht mehr ganz jugendlichen Alter — „la men verde età" — und ihrem unſcheinbaren Anzuge redet (es iſt das ſchöne Sonett: „Negli anni acerbi tuoi, purpurea rosa", welches in den Ausgaben die Ueberſchrift: an die Herzogin von Urbino trägt, urſprünglich aber an ihre Schweſter gerichtet war), beklagt ſie ſich ſcherzend in einer Randgloſſe, er nenne ſie „vecchia e mal vestuta". Selbſt Verſe ſtellte er ihr zu (worüber wir durch ihre nicht verhehlte, aber das Geſtändniß ihrer Schwäche enthaltende Mißbilligung belehrt werden), wie die mehr denn freien Sonette: „Prima colla beltà voi mi vinceste" und „Donna, di me doppia vittoria aveste", von denen Roſini mit Recht ſagt, daß Pflichtgefühl, Achtung und Liebe ſelbſt es ihm hätten zum Geſetz machen müſſen, ſie nicht zu ſchreiben.

---

*) Die erſte Nachricht von dieſem Funde haben wir bereits in Nr. 64 des „Magazins" vom Jahre 1834 gegeben.

**) Manoscritti inediti di Torquato Tasso, ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal Conte Mariano Alberti, e pubblicati con incisioni e facsimili per cura di R. Gentilucci. Fasc. I. Lucca, 1837. fol. gr.

Digitized by Google

Schon oben iſt angedeutet worden, daß fremder Verrath und eigene Unvorſichtigkeit dem Herzoge das Verhältniß bekannt machten. Er führte Taſſo nach Bel-Riguardo. Während des kurzen Aufenthalts daſelbſt trat die Kriſe ein. Ohne Zweifel ließ Alfons, nachdem er ihn zum Geſtändniſſe genöthigt, ihm keine andere Wahl, als den Tod oder die Erklärung, daß Alles, was er geſprochen und geſchrieben, in Geiſtesabweſenheit entſtanden ſey. Um ſich ſelbſt und vielleicht die Ehre der Prinzeſſin zu retten, wählte Taſſo das Letztere. Er leiſtete dem Herzoge einen Eid, wurde in das Kloſter San Francesco geſandt „per farsi purgare", ſtellte ſich verrückt. Alfons ließ durch einen ſeiner Secretaire an den Faktor des Kloſters ſchreiben: „Perchè è solito di dire ogni cosa in confessione, e trascorre in un monte di pazzie, pare a S. A. che egli stia ora peggio che mai." Er ſelbſt ſagt einmal in einem Briefe an den Herzog von Urbino: Alfonſen zu gefallen, habe er es für keine Schande gehalten, ſich als Dritten neben Solon und Brutus zu ſtellen. Er mochte geglaubt haben, mit wenigen Tagen Haft werde Alles abgemacht ſeyn; als er ſich getäuſcht fand, richtete er Sendſchreiben, Verſe, Vorſtellungen an Alfons, an die von ihm ſchwergekränkte Prinzeſſin, an mehrere Andere. Vergebens. Da übermannte ihn die Ungeduld. Er ſchrieb die heftigſten Dinge; man leſe die folgenden Zeilen:

„Tormi potevi, alto Signor, la vita,
Che dei Monarchi è usurpato dritto,
Ma tormi quel, che la bontà infinita
Sesso mi die, perche d'amore ho scritto
(D'amore, a cui natura e il ciel m'invita)
È delitto maggior d'ogni delitto.
Perdon chiedei, tu mel negasti: addio!
Mi pento ognor del pentimento mio."

Nicht genug. Er ſandte, ungeachtet der flehenden Bitten Eleonorens, welche von ſeinem Vorhaben durch ihn ſelber unterrichtet worden war, dem Herzog ein zornſprühendes mit „Devotissimo Servo Torquato Tasso" unterzeichnetes Sonett, welches mit den Worten:

„Giurai, Signor, ma il giuramento mio
Fu un esecrando Sacrilegio indegno"

beginnt, worin er auf ſeine „mente sana" pocht und Alfonſen und Allen Trotz bietet. Auf der Stelle wollte der Herzog, in Gegenwart ſeines Staats-Secretaires, G. B. Guarini, Taſſo'n den Prozeß machen, erließ aber dann, auf Vorſtellung des Genannten, den Befehl, ihn in das Irrenhaus S. Anna einzuſchließen. Auf der Rückſeite des Sonetts findet ſich der Beſchluß von Guarini's Hand mit Andeutung der Nebenumſtände aufgezeichnet. Ehe ihm Folge geleiſtet werden konnte, entfloh Taſſo am 20. Juli. Wer warnte ihn? Eleonore. Ihr Billet vom 19ten, in großer Haſt geſchrieben und ohne Namens-Unterſchrift, iſt vorhanden. „Se V. S. non ha perduto il senno", ſagt ſie darin, „ha certo perduto il giudizio." In wenigen dürren Worten erklärt ſie ihm, er habe nicht nur ſich ſelbſt durch Wort und Schrift ins Unglück geſtürzt, ſondern auch Andere jedes Mittels beraubt, mit Ehren ſich ſeiner annehmen zu können. Nur augenblickliche Flucht könne ihn retten; dieſe werde ihm erleichtert werden, wenn er ſogleich Folge leiſte. — Alles dies ſuchen wir freilich vergebens bei den Biographen.

In einem Briefe an den Herzog von Urbino nennt Taſſo ſeine Flucht „altretanto onesta quanto necessaria." Der Warnungen ſeiner Freunde ungeachtet, kehrte der Verblendete zweimal nach Ferrara zurück. Es iſt hier nicht der Ort, über des Herzogs Verfahren zu urtheilen. Durch abſichtliche Kränkungen und grauſamen Hohn verwundet, durch Leidenſchaftlichkeit aufs Aeußerſte gebracht, ſcheint Taſſo jede Rückſicht außer Acht gelaſſen zu haben. Eine neue ſchriftliche Warnung der Prinzeſſin, worin ſie ihn beſchwört, zu fliehen und auf ewig die zu vergeſſen, der nichts im Leben übrig bleibe, als Reue und Gewiſſensbiſſe, war vergebens. Er wurde in das Irrenhaus eingeſchloſſen — wie er ſelbſt geſteht, ſeiner „false, pazze, e temerarie parole" wegen. Wie es ihm da erging — wie unmenſchlich er von dem Prior Agoſtino Moſti behandelt wurde, wie er aus dieſem „carcer tetro", wo er in „sordidezza e sudiciume" lag, Bittſchriften über Bittſchriften ergehen ließ, an Fürſten und Mächtige, an Freunde und Gleichgültige, ſelbſt an Courtiſanen und Hofnarren, iſt nur zu wohl bekannt. Statt aller leſe man ſeine Canzone an die Prinzeſſinnen: „O figlie di Renatà", wo er ſie und ſich auf rührende Weiſe daran erinnert, was er war, was er iſt, wie Freiheit, Geſundheit, Geſetze der Menſchlichkeit für ihn nicht mehr auf dem Erdboden ſeyen. Eine Menge Schriften und Papiere finden ſich vor, die von ſeinem Elend und den Leiden des Geiſtes und Körpers zeugen, von dem Zuſtand dieſes einſt glücklichen, gefeierten, beneideten Taſſo, der ſich ſelbſt „poverissimo di denari e di roba, ma richissimo di guai e di malanni" nennt, der geſteht, er habe jeden Gedanken an Ruhm und Ehre aufgegeben. Während ſeiner Gefangenſchaft ſtarb Madonna Eleonore am 10. Februar 1581 in einem Alter von etwa 45 Jahren — wie es ſcheint, ohne dem Unſeligen ein Zeichen der Verzeihung gegeben zu haben. In demſelben Jahre erſchien zu Caſalmaggiore die erſte vollſtändige Ausgabe der Geruſalemme, womit die Buchdrucker ſich bereicherten, während der Dichter in der größten Noth ſchmachtete. Die Bitten des Papſtes, des Kaiſers, der Italiäniſchen Fürſten vermochten nicht, des HerzogsSinn zu erweichen. Sieben entſetzliche Jahre gingen vorüber. Den letzten Verſuch machte der Herzog von Mantua, mit deſſen Sohn Vincenz wie mit dem Kardinal Scipio Gonzaga Taſſo ſehr befreundet war. Auf deſſen Vorſtellung (vom 29. Mai 1586), Alfons könne unmöglich länger an den angeblichen Wahnſinn eines Mannes glauben machen, der Verſe und Proſa ſchreibe, wie Taſſo in dem Spital, trug der Herzog, ermüdet, wie er ſelbſt ſagt, durch alle dieſe Bitten, durch ein in wenigen Worten abgefaßtes und auf der Rückſeite des erwähnten Briefes niedergeſchriebenes Reſkript vom 16. Juni dem Guarini auf: Taſſo's mit Beſchlag belegte Papiere zu unterſuchen und darüber Bericht zu erſtatten, damit man ſehe, daß dieſer Mann nur ſo auf der Erde leben dürfe, wie er jetzt lebe, und auch ſo nur „per nostra somma misericordia". Aus Mitleid entfernte der Staats-Secretair die ſchlimmſten Dinge. Sein Bericht fiel günſtig aus, und der Herzog mußte ſich nun entſcheiden. Am 6. Juli wurde der Gefangene in Freiheit geſetzt. Dies geht aus des Herzogs eigenhändigem Schreiben an den Prior des Spitals hervor. Ohne von Alfons empfangen worden zu ſeyn, verließ Taſſo nach einigen Tagen Ferrara in Geſellſchaft des Prinzen Vincenz und begab ſich nach Mantua. Sein Brief an Guarini, welcher dieſer ruchbar gewordenen Angelegenheit wegen nach etwa einem Jahre heimlich ſich von Ferrara entfernte, liegt vor. Während er von ſeiner Dankbarkeit für einen großen Dienſt redet, den er nicht namhaft zu machen wagt, deutet er auf frühere Verhältniſſe und Nebenbuhlerſchaft hin, zu denen die Geſchichte den Schlüſſel giebt.

Wir müſſen zum Schluſſe eilen. Bis zu Taſſo's letzten Lebensjahren begleiten uns die mehrerwähnten Dokumente. Es iſt bekannt, daß, als der Dichter im April 1592 von Neapel nach Rom reiſen wollte, um ſich zum Kardinal Aldobrandini zu begeben, die Straßen durch die Räuberbanden des Marco Sciarra beſetzt waren und dieſer ihn wiſſen ließ, er möge ohne Furcht ſeines Weges ziehen. Der eigenhändige, im ſonderbarſten Dialekt abgefaßte Brief des Freibeuters iſt nicht das unintereſſanteſte Stück der Sammlung. Er ſagt dem „Sio Torquato", er möge getroſt ſeyn, ſeine Leute würden dem Dichter der Geruſalemme und des braven Rinaldo nichts zu Leide thun; er ſelbſt aber würde ihm, wenn ſich die Gelegenheit darböte, eine andere Behandlung zu Theil werden laſſen, als der Herr Herzog von Ferrara, welcher ihn als wahnſinnig ausgeſchrieen habe. — Taſſo hat auf der Rückſeite bemerkt, er habe das Schreiben „che mi onora assai" zu Mola di Gaëta erhalten.

Wir befinden uns in S. Onofrio. Von den Höhen des Janiculus blicken wir mit dem Unglücklichen, Todtkranken, Lebensmüden, der hier, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, ſeine Unterredung mit dem Himmel begann, auf die ewige Stadt hinab, die ihm, wie Petrarca, den Dichterlorbeer ertheilen ſollte und von ſeinem Verſcheiden in enger Kloſterzelle erfuhr. Von hier ſchreibt er, gleich nach ſeinem Eintreffen, an ſeinen Gönner, den Kardinal Cintio Aldobrandini, und ſchildert, wie das ſchlechte Wetter und der ſtrömende Regen ſeinen ſchon geſchwächten Körper angegriffen, und wie dies gleichſam eine Quarantaine für ihn geweſen ſey, um ſich vor ſeinem Einkehren in die Ruhe von den ihm anklebenden irdiſchen Uebeln zu reinigen. Und ſo gelangen wir endlich zu ſeinen letzten Zeilen, welche er am Tage vor ſeinem Uebergange ins ewige Leben, der am 25. April 1595 ſtattfand, mit zitternder Hand und ſichtbarer Anſtrengung geſchrieben. Er dankt darin den frommen Vätern des Kloſters für alle Liebe und Güte, die ſie ihm während ſeines Verweilens unter ihnen erzeigt; er bittet, ſeinen kalten Leichnam mit einem einfachen Stein zu bedecken und mit der Inſchrift: Torquati Tassi ossa hic jacent etc., die man noch jetzt daſelbſt lieſt, zu bezeichnen. Sollte das, was er hinterlaſſen, nicht zu den Koſten reichen, ſo bitte er den Kardinal Aldobrandini, das Fehlende hinzufügen zu wollen. Denn wie er in ſeinem Leben der unglückſeligſte der Menſchen geweſen ſey, ſo ſterbe er als der ärmſte.

Erſt einige Jahre ſpäter bezeichneten die Mönche den Ort, wo Torquato Taſſo ruht. Der Kardinal Aldobrandini wollte ihm ein Denkmal ſetzen; ſtatt ſeiner that es 1608 Bonifaz Kardinal Bevilacqua von Ferrara. Die Kunſt gewinnt am wenigſten bei dem großſprecheriſchen und geſchmackloſen Monument, welches man gegenwärtig an dieſer Stelle errichten will.

Wie die mehrerwähnten Handſchriften auf unſere Zeit und in die Hände ihres gegenwärtigen Beſitzers gelangt ſind, wird, nebſt einigen geſchichtlichen und literariſchen Details, in einem zweiten Artikel erläutert werden. In Bezug auf die obigen Bemerkungen muß hier nur noch ein Wort darüber ſtehen: weshalb in denſelben von Taſſo's Gewiſſensſkrupeln und religiöſen Zweifeln nicht die Rede geweſen iſt. Daß er ſich viel mit ſolchen quälte, daß ſie zu ſeinen Lebensſchickſalen in enger Beziehung ſtehen, daß er Grund zu haben glaubte, vor der Inquiſition ſich zu fürchten, iſt außer Zweifel und wird überall beſtätigt. Es dünkt uns aber und geht auch wohl aus der einfachen Erzählung des Thatbeſtandes hervor, daß die Haupt-Kataſtrophe eine ganz verſchiedene Veranlaſſung hatte. Alfred Reumont.

Bibliographie.

Commedie inedite. (Luſtſpiele.) Von Auguſto Bon. Mailand.

Comentari della rivoluzione francese. (Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution.) Von Lazzaro Papi. 3 Bde. Baſtia.

Corso anatomico-fisiologico. — Von Prof. Ant. Baglioni. 2 Bde. Montepulciano.

Il Dafni. — Nach Geßner, von Matteo Procopio. Meſſina.

Descrizione geognostica della costa meridionale della valle di Messina. — Vom Prof. Carlo Gemellaro.

Rußland.

Puſchkin, nach dem Urtheil ſeiner Landsleute.

Von N. Polewoi.

Puſchkin war ein Dichter, ein großer lyriſcher Dichter und ein vollkommener Repräſentant der Epoche ſeines Vaterlandes, in welcher er lebte.

Wir hatten bisher nur zwei ſolcher Dichter, Derſchawin und Puſchkin. Beide waren Lyriker. Wir ſind noch ſo friſch und jung, als Volk und als Gemeinweſen, daß Dichter anderer Gattung bei uns noch nicht auftreten konnten. Derſchawin repräſentirte die Regierung Katharina's: ſeine Muſter waren Lomonoſſoff, Kantemir, Sumarokoff, Petroff

und der Klaſſizismus. Puſchkin war der Repräſentant der Regierung Alexander's und ſeines Kaiſerlichen Nachfolgers bis auf die neueſte Zeit: als Vorbilder dienten ihm Karamſin, Schukowski, Dmitrieff, Batuſchkoff und der Romantismus.

Die Welt riß Beide mit ſich fort und veranlaßte ihren Untergang als Dichter. Beide wurden durch ihre erhitzte Einbildungskraft in eine ihnen fremde Sphäre hineingezogen und konnten ihre Selbſtſtändigkeit nicht behaupten. Aber Beide ragten über ihre Nebenbuhler empor und lieferten ein vollkommenes Gemälde ihrer Nation.

Derſchawin hatte eine Menge Mitеiferer; um ihn her drängten ſich die Kapniſt's, die Neledinski's, und eine Anzahl von mehr oder weniger ausgezeichneten Talenten wurden ſeine Nachahmer. Puſchkin ſtand allein da. Aus ſeinem Zeitalter heraustreten und ſich über daſſelbe ſtellen, vermochte Niemand. Sollte man das Gegentheil behaupten hören, ſo traue man ihm nicht. Es ſind tönende, aber leere Worte. Nur ein mächtiger Verſtand, ein Genie kann die ganze Zeitbildung ſeines Volkes in ſich tragen, kann alle ſeine geheimen Beſtrebungen und Bedürfniſſe fühlen und ſie mit Wahrheit und Erfolg ausſprechen; wie einem begeiſterten Propheten ſteht ihm Alles klar vor Augen, was den gewöhnlichen Begriffen dunkel und unerklärlich erſcheint.

Im Laufe von zwanzig Jahren durchlebte und durchfühlte Puſchkin das ganze Leben, alle Gedanken ſeiner Zeit und ſeiner Nation. Jene Ueberreſte des Klaſſizismus und des 18ten Jahrhunderts in ſeinen erſten Erzeugniſſen, das unbegränzte Jagen nach neuen Ideen, das unſyſtematiſche jugendliche Streben nach neuen Wendungen, von denen ſeit 1815 die Engliſche, Deutſche und Franzöſiſche Literatur überſtrömten; der Abſcheu gegen die verderblichen Folgen, mit denen jene Anſtrengungen für den größten Theil des Weſtens endigten; dann der Gedanke an eigene Selbſtſtändigkeit, an Volksthümlichkeit, Nordiſche, Morgenländiſche, Ruſſiſche; Verſuche, dieſen Gedanken in die Literatur einzuführen; die Nothwendigkeit der verſchiedenartigſten Thätigkeit, die Uebergänge zum Drama, zu Erzählungen, zum Roman, zur Geſchichte, zur Volksſage; der ewige Zweifel daran, ſich dem gewöhnlichen Verſtande begreiflich gemacht zu haben; ein ununterbrochenes Streben nach Vorwärts, die davon unzertrennliche Ermüdung und eine beſtändige Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und Anderen — ſpricht dieſes Alles nicht für ein ſeinem Zeitalter voraneilendes Genie? So war Puſchkin.

Was hat er geleiſtet?

Iſt es etwa keine Rieſenleiſtung — in ſich ſelbſt ſeine Zeit und ſein Volk im poetiſchen Gewande darzuſtellen? Mußte nicht ein erhabenes Gefühl für ſeine Mitwelt in dem warmen Herzen unſeres Dichters ſchlagen? Mußte nicht alles Schöne und Ruhmvolle Anklänge in ſeinem Gemüthe finden? Vermag man Alles herzuzählen, was Puſchkin in ſeinem Leben Hohes und Begeiſterndes dachte und ſagte? Man rufe ſich Alles zurück, was man bei Leſung ſeiner unnachahmlichen Verſe fühlte.

Ja, unnachahmlich! Wenn wir Alle nicht mehr ſind, wenn unſere Herzen erkaltet ſeyn und neue Zeiten, neue Ereigniſſe, neue Eindrücke das Gefühl der Ruſſen beherrſchen und die Begriffe und Ereigniſſe, welche Puſchkin begeiſterten, in fernen Hintergrund ſtellen werden, auch dann noch wird er ein großer Schriftſteller ſeyn, dem vielleicht eben ſo ausgezeichnete Talente, aber niemals getreue Nachahmer folgen werden. Das, was er für Ruſſiſche Poeſie gethan hat, kann unmöglich nachgeahmt werden. Die hauptſächlichſten Zeitbedürfniſſe ſeines Volkes getreu ſchildernd, bediente er ſich in ſeinen Geſängen einer reinen, gründlichen, lebendigen Sprache, und dieſe ward die Sprache unſerer ganzen Poeſie. Auf ſein Zauberwort warf ſie, von einem Ende Rußlands bis zum anderen, ihr altes Gewand ab und kleidete ſich neu und rein. In funfzig Jahren, in einem Jahrhundert kann das Nämliche geſchehen; man kann auch dann zu ſeinen Zeitgenoſſen mit lebendiger Sprache reden, das heißt, ſo wie Puſchkin, und man wird ein Puſchkin ſeiner Zeit ſeyn. Aber das iſt nicht leicht. Eine der koſtbarſten Eigenſchaften Puſchkin's war ſein unausſprechlich feiner und richtiger Geſchmack. Sein Ohr, ſeine Zunge, ſeine Feder fühlten ſchon in der Ferne, was im Ruſſiſchen nicht wohlklingend, nicht angenehm, nicht paſſend war. Er ließ ſich zwar zuweilen Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen, die als Widerſprüche jenes feinen Gefühls für die Schönheit der Sprache ſeiner Zeit erſcheinen; er gab ſie aber auch nicht als Muſter aus und nannte ſie ſelbſt Nachläſſigkeiten. Wir ſprechen hier nur von Puſchkin's Verſe. Der ungeheure Schritt, den er unſere Poeſie eben ſo leicht als ſchnell vorwärts machen ließ, bleibt für immer ſein größtes Verdienſt und giebt ihm das erſte Recht auf Unſterblichkeit und auf die Dankbarkeit der Ruſſen. Und die Folgen dieſes Verdienſtes, das ihm perſönlich gehört und für einen einzelnen Mann hinreicht, ſind außerordentlich wichtig und nicht zu zählen. Aber nicht Jeder erkannte dieſes Verdienſt, das bald faſt gänzlich vergeſſen wurde. Erſtaunt über ihn, erwarteten wir unaufhörlich neue, noch glänzendere Erzeugniſſe und forderten am Ende von Puſchkin mehr, als ein einzelner Menſch leiſten kann. Wir waren ungerecht. Unſere überſpannten Forderungen waren Schuld daran, wenn er uns nicht immer befriedigte.

So lange er lebte, ſo lange wir ihn unter uns ſahen, vergaßen wir den Puſchkin, wie er in der Gegenwart war, und blickten auf zu ihm, wie auf einen Zukünftigen. Aber gerade dieſes Verlangen einer ganzen mächtigen Nation, dieſe Beſorgniß Aller für Einen, dieſe allgemeine Erwartung, daß der Dichter, im ſtürmiſchen Fluge ſeines Genius über Felſen und Abgründe, jedes neue Bedürfniß unſeres Verſtandes und unſeres Herzens befriedigen würde — iſt der Maßſtab von Puſchkin's Genie. Auf ihn, nur auf ihn bezogen ſich unſere Forderungen und Erwartungen; nur für ihn allein zitterten wir und waren wir beſorgt. Andere ſangen oder, wenn es ihnen beliebte, ſchrieben, aber Niemand hinderte ſie daran, zu ſingen und zu ſchreiben, was und wann ſie wollten! Ruhig können auch jetzt, nach Puſchkin, Andere ſingen und ſchreiben, weil in Rußlands poetiſcher Welt, ihn allein ausgenommen, wie für Niemanden beſorgt ſind und von Niemanden etwas hoffen.

So ſtand Puſchkin der Dichter im Rußland ſeiner Zeit. Man blicke um ſich her; einen zweiten Puſchkin giebt es nicht mehr unter den funfzig Millionen unſerer Nation! In Rußland iſt der Stoff für alles Große vorhanden. Es wird wieder ein Puſchkin erſcheinen; noch beſſer, noch ſchöner, aber wir jetzt Lebenden — haben keinen zweiten Puſchkin. Dies erklären wir, ſeine Zeitgenoſſen und Nachkommen werden es beſtätigen.

Und an dem Grabe eines ſolchen Mannes — da wir den Reichthum der Kräfte kennen, die in ſeinem glühenden Gemüth, in ſeinem glänzenden Geiſte lebten — da ſeine Exiſtenz eine verfehlte (?) war und mit Vernichtung unſerer Hoffnungen endigte — wie ſollten unſere Herzen nicht brechen, wie ſollten wir nicht weinen — nicht ſeinet-, ſondern unſertwegen? . . . .

Es wäre unmöglich. Mögen dieſe wenigen dem Herzen unwillkürlich entſtrömten Worte, mögen ſie zeigen, daß, wenn wir auch nicht im Stande ſind, unſere Gefühle vollkommen auszuſprechen, wir es wenigſtens gewünſcht haben. Das Gefühl für das Beſte und für den herben Verluſt der Ruſſiſchen Literatur in Puſchkin lebt in unſerer Seele. Worte der Trauer ſind flüchtig, wenn ſie auch jetzt das Herz erſchüttern, dem ein aufrichtiges, ungeheucheltes Mitgefühl nicht fremd iſt. Worte bedeuten wenig. Sollten wir das Grab unſeres großen einzigen Dichters einſam der Vergeſſenheit überlaſſen?

Rußlands Kaiſer, deſſen große Seele alle Hochgefühle Rußlands in ſich aufnimmt, der zuerſt ſich freute über Rußlands Freude und zuerſt in unſer Aller Namen trauerte. Rußlands Zaar zeigte auch hier, durch ſeine väterliche Vorſorge für Puſchkin, in den letzten Augenblicken ſeines Lebens und durch ſeine der Wittwe und den Waiſen des Dichters erwieſenen Wohlthaten, wie groß unſer Verluſt war. Die Kinder unſeres Puſchkin werden auf Kaiſerliche Rechnung erzogen werden und empfingen bereits, mit ihrer Mutter zuſammen, die Bewilligung eines Jahrgehaltes von 11,000 Rubel. Der Kaiſer bezahlte alle Schulden Puſchkin's und löſte deſſen verpfändete Beſitzungen aus. Für ſeine Rechnung läßt der Kaiſer eine vollſtändige Ausgabe von Puſchkin's Werken in 10,000 Exemplaren drucken und ſchenkt ſie ſeiner hinterlaſſenen Familie, was für die Waiſen ein Kapital von 300,000 Rubel bildet. Sollten wir, ſeine Kinder, und als ſolche die Brüder der Waiſen Puſchkin's, nichts thun, um das Andenken unſeres Dichters zu ehren? Die perſönlichen Freunde des Verſtorbenen, unter der Leitung des edlen Schukoffski, haben es übernommen, die Zeitſchrift Puſchkin's, „der Zeitgenoſſe", fortzuſetzen und die Einnahme den Waiſen zu überlaſſen. Unſere Pflicht iſt es auch, unſererſeits zur Erinnerung an Puſchkin ein Denkmal zu begründen, würdig ſeines Ruhmes und der Ehre Rußlands. Noch unterblieb kein gutes Unternehmen wegen nicht erfolgter Beſtätigung unſeres guten Kaiſers! Möge ein Jeder von uns, der Puſchkin's Genialität zu ſchätzen wußte, Theilnehmer an einem ihm auf ſeinem Grabe zu errichtenden Denkmale ſeyn! Unſere Künſtler werden unſeren Wunſch mit Begeiſterung vernehmen, und auf dem Grabe des Dichters wird ein Denkmal aus Marmor oder Bronze Zeugniß davon geben, daß Puſchkin's Verdienſte von ſeinen Zeitgenoſſen anerkannt wurden. Laut wird das Herz des Jünglings ſchlagen, wenn er dieſes Denkmal erblickt, und in ſtilles Nachdenken der Wanderer verſinken, der ſich den ehrwürdigen Mauern des einſamen Swätogorskiſchen Kloſters nähert, wo die unvergeßlichen Ueberreſte des erſten Dichters unſeres theuren Vaterlandes ruhen! (h. A. Ч.)

Bibliographie.

Die Rechte des Ruſſiſchen Bürgers. Von Victor Lebedeff.
Mathematiſche Geographie. Von Alexander Obodoffski.
Undine, von W. Schukoffski.
Alexandriade. Gedicht von Koſchkin.
Gedichte eines jungen Tſcherkeſſen.
Rogneda. Romantiſches Gedicht von Iwan Aläkrinski.
Die zwei Maskenbälle. Eine Sage.
Trinofajeff's Verſuche.
Hamlet, überſetzt in Verſen, von N. Polewoi.
Vorleſungen über Literatur, vom Profeſſor J. Dawidoff.
Pferde-Rennen-Kalender des Lebedjan'ſchen Pferde-Rennen-Vereins.
Ueberſicht der Ruſſiſchen Beſitzungen im Kaukaſus, in ſtatiſtiſcher, ethnographiſcher, topographiſcher und finanzieller Beziehung; herausgegeben auf Allerhöchſten Befehl. 4 Theile.
Epiſode aus der Herrſchaft Biron's. Geſchichtliche Novelle von A. W.

England.

Der Spleen-Klub.

Es ſind ungefähr funfzig Jahre her, daß ein Dutzend vom Spleen ergriffener Gentlemen den Gedanken faßte, einen eigenen Klub zu gründen. Kaum aber wußte man in London, daß dem Spleen ein Tempel errichtet ſey, als ſich auch ſchon zahlreiche Liebhaber präſentirten, die in dieſe angenehme Geſellſchaft entſetzlich gelangweilter Menſchen aufgenommen ſeyn wollten. Die Begründer zeigten ſich indeſſen ſehr ſtreng in der Auswahl. Der Klub öffnete ſich nur dem allervornehmſten Spleen. Um aufgenommen zu werden, mußte man in der Welt eine glänzende Stellung einnehmen und den Spleen durch ausgezeichnetes Unglück, durch faſhionable Langeweile, durch ganz beſondere Launen des Schickſals ſich erworben haben. Außerdem mußte man beweiſen, daß das Uebel unheilbar ſey und den kräftigſten Mitteln, der gründlichſten Behandlung widerſtanden habe. Dann mußte auch jeder in den Orden Aufgenommene eine bedeutende Summe in die Bundes-Kaſſe fließen laſſen. Dieſe läſtigen Bedingungen machten, daß ſehr wenig Kandidaten gewählt wurden, und daß die Zahl der Mitglieder des Klubs auf dreißig beſchränkt blieb.

Digitized by Google

Nachdem der Spleen-Klub konſtituirt war, vereinigten ſich die dreißig Hypochondriſten, aus welchen er beſtand, in feierlicher Sitzung, um ſich zu verſtändigen und über den Zweck und die Abſichten der Geſellſchaft zu berathen. Jeder nahm ſeinerſeits das Wort mit melancholiſcher Stimme und nach einer, wenn auch nicht lebendigen und belebten, doch wenigſtens ernſten und tiefſinnigen Verhandlung, entſchied man, daß man, um der öffentlichen Meinung und der Moral, welche das natürliche in dem Bewußtſeyn der Menſchen liegende Geſetz, die Richtſchnur für Sitten und die Regel der Tugend ſey, zu genügen, vor allen Dingen daran denken müſſe, den Spleen zu bekämpfen und die Menſchheit von dieſer tödtlichen Krankheit zu befreien. Hohe Preiſe wurden den Philoſophen, den Aerzten und den Phyſiologen ausgeſetzt, welche Abhandlungen über dieſe wichtige Materie ſchrieben, noch ungedruckte Beiträge lieferten und heilſame Mittel auffänden. Man beſtimmte beträchtliche Summen für diejenigen, welche neue Vergnügungen und Zerſtreuungen entdeckten, während die bekannten Vergnügungen mit allerlei neuen Erkünſtelungen ausgeſtattet wurden. Jeden Tag waren Feſte, Schauſpiele, Gaſtmäler, Erinnerungsfeiern an Marcus Antonius, an Lucullus, an Nero und an alle berühmte Schlemmer des Alterthums und der neueren Zeiten. Aber vergebens: die Philoſophen und Doktoren fanden nichts Neues, nichts Wirkſames, und der Spleen widerſtand allen Verſuchungen.

Eine zweite feierliche Sitzung fand ſtatt; mehrere Mitglieder des Klubs behaupteten, daß ihr Spleen ſeinen höchſten Grad erreicht habe, daß ihnen das Leben unerträglich ſey, und daß, da es kein anderes Mittel gebe, das Beſte wäre, ſo bald als möglich zu ſterben; ſie ſchlugen einen allgemeinen Selbſtmord vor, indem ſie ſich alle zuſammen in den Fluß ſtürzten oder ſich bei einem Gaſtmahl in corpore vergifteten. Die Gemäßigten erhoben ſich gegen dieſes gewaltſame Mittel: eine ſolche Maßregel würde einem thörichten Stolz zugeſchrieben werden, man würde darin nur die Abſicht gewahren, Effekt zu machen, und den Narren Stoff zum Geſpräch geben. Indeß Keiner, ſelbſt die Vernünftigſten nicht ausgenommen, erhob ſich gegen den Selbſtmord; Jeder betrachtete ihn als eine letzte Zuflucht, wenn er der Laſt des Lebens müde wäre. Man kam demnach ohne Oppoſition überein, daß der Selbſtmord den Mitgliedern des Klubs erlaubt werden ſolle, nicht aber ein plötzlicher und allgemeiner Selbſtmord, welcher wie ein unüberlegter Entſchluß der zur Verzweiflung getriebenen Langeweile ausſehen könnte, ſondern ein regelmäßiger, methodiſcher, bedachter, mit allen Zeichen der vorherigen Ueberlegung ausgeführter, durch die Beiſtimmung der ganzen Geſellſchaft beifällig aufgenommener Selbſtmord. Demzufolge wurde verordnet, daß ſich kein Mitglied des Klubs ohne die Genehmigung und die offizielle Erlaubniß ſeiner Kollegen tödten dürfe. Die Zahl der Selbſtmorde wurde auf zwei jährlich beſchränkt; ſie ſollten in beſtimmten Zeiträumen von ſechs zu ſechs Monaten ſtattfinden, und da es wahrſcheinlich ſchien, daß ſich zu jedem unglücklichen Termin mehrere Liebhaber einſtellen würden, ſo ordnete man an, daß jedesmal drei durch das Loos beſtimmte Geſchworene ein Tribunal bilden ſollten, vor welchem die zum Selbſtmord beſtimmten Kandidaten ihre Gründe angeben, ihre Anſprüche geltend machen, ihr Leiden entwickeln ſollten. Das Tribunal ſollte dann über die dringende Noth aburtheilen und ſein Ausſpruch denjenigen bezeichnen, welchem das Recht, zu ſterben, gewährt werden ſollte.

Alle dieſe Details haben den Anſchein, als ob ſie ein Spaßvogel erfunden, doch der Spleen-Klub war wirklich in London im vorigen Jahrhundert vorhanden.

Als der feſtgeſetzte Tag für die erſte Bewerbung erſchienen war, wurde der Name der Richter aus einer Todten-Urne gezogen. Es traten ſieben Kandidaten auf; einer von ihnen erzählte die Geſchichte ſeines Spleens und ſeiner Leiden folgendermaßen:

„Ich heiße Sir Humphrey D..., bin fünfunddreißig Jahre alt, obſchon ich vielleicht jünger ſcheine, aber wenn das Alter nach den Leiden gerechnet würde, könnte ich wohl ſagen, daß ich über ein Jahrhundert alt und der Aelteſte des Menſchengeſchlechts bin, denn Keiner hienieden iſt elender als ich. Das Schickſal, erfinderiſch im Unglück, hat, um mich zu verfolgen, einen wunderlichen und grauſamen Weg eingeſchlagen; denn, indem es mich mit ſeiner vermeintlichen Gunſt überſchüttete, ließ es mich alle Bitterkeiten des Lebens koſten. Ich bin unter glänzenden Verhältniſſen geboren, ſchon als Kind ward ich der Erbe eines Vermögens, deſſen Einkünfte ſich auf zwanzig Tauſend Pfund Sterling beliefen. Ich hatte einen rechtſchaffenen und geſchickten Mann zum Vormund, welcher meine Güter mit Talent und Redlichkeit verwaltete und mir, als die Stunde meiner Entlaſſung aus der vormundſchaftlichen Gewalt ſchlug, eine befriedigende Rechnung ablegte. Als ich zu einem reifern Alter gelangt war, gewahrte ich, daß mir Alles glückte. Auf der Univerſität zu Oxford machte ich, ohne mir die geringſte Mühe zu geben, vortreffliche Studien. Ich brauchte nur zu wollen, um zu wiſſen. Wenn ich die Abſicht zeigte, mich dem Studium einer Wiſſenſchaft oder Kunſt zu widmen, entwickelten ſich in mir plötzlich die wunderbarſten Anlagen, und ich unterrichtete mich mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Alles, was ich wünſchte, traf ein, als ob eine magiſche Gewalt im Dienſte meiner Wünſche geſtanden hätte. Dieſes merkwürdige Privilegium folgte mir in die Welt und hat ſich nie verleugnet. Meine Unvorſichtigkeiten, als junger Menſch, wendeten ſich immer zu meinem Vortheil; meine Thorheiten hatten Folgen, welche die Weisheit mir beneidete. Meine Fehler gereichten mir eben ſo ſehr zu entſchiedenem Nutzen als meine Tugenden; alle meine Wünſche waren eben ſo ſchnell erfüllt, als ſie entſtanden. Eines Abends gerieth ich im Schauſpiel mit einem Irländiſchen Major in Streit; er war ein furchtbarer Duelliſt, der ſich ſehr häufig ſchlug und die traurige Gewohnheit hatte, ſeine Gegner zu tödten. Der Major bewies, daß er der Beleidigte war, und hatte ſonach die Wahl der Waffen; er wählte das Piſtol. Ich hatte es immer vernachläſſigt, mich in dieſer Waffe zu üben, der Major hingegen hatte eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit darin. Meine Freunde ordneten bereits mein Leichenbegängniß an, aber ich lachte über ihre Beſorgniß. Das Loos entſchied, wie es nicht anders konnte, daß ich zuerſt ſchießen ſollte; ich zielte kaum und ohne Geſchick, der Schuß fiel, und eine Majors-Stelle in der Britiſchen Armee wurde vakant. Meine Kugel war in das Auge des furchtbaren Offiziers gedrungen, und ich hatte ſeine Opfer gerächt. Das iſt die Geſchichte meines erſten Duells. Ich will nichts von meinen Erfolgen bei den Frauen ſagen, Sie würden darüber ſchaudern. Das Glück verließ mich nirgend. Im Spiel gewann ich jedesmal und erwarb dadurch ungeheure Summen; wollte ich wiſſen, wie weit in dieſer Art mein Glück ging, ſo endigte ich ſtets damit, die Bank zu ſprengen. In Epſom und Newmarket trug jedesmal das Pferd, für welches ich parire, den Preis davon; derſelbe Erfolg krönt meine ungemeſſenſten Wetten. Da ich aber ein rechtſchaffener Mann bin, ſo habe ich zu ſpielen und zu wetten aufgehört; dieſelbe Rechtlichkeit hält mich vom Duell und von verliebten Abenteuern zurück. Auch kann mich dieſes Alles nicht mehr erfreuen, oder auch nur intereſſiren, nirgends giebt es mehr Vergnügen für mich, denn nirgends giebt es für mich noch etwas zu wagen oder einen zweifelhaften Glücksfall. Ich habe mir dieſe beſtändige Glückſeligkeit abgewöhnen wollen, aber überall folgt ſie mir. Ich fand ſie in Frankreich, in Italien, in Deutſchland, in Amerika wieder. Ich mochte das Schickſal verſuchen, den Himmel läſtern, ein Hinderniß ſuchen, mich kopfüber in die Gefahr ſtürzen, überall belauſchte mich die unerbittliche Glückſeligkeit. Da befiel mich der Spleen, und heute, wo ich aus dem Leben treten will, gedenke ich ſicher, den Preis über meine Mitbewerber davonzutragen, denn dieſes letzte Glück kann mir nicht fehlen. Auch diesmal wie immer wird mein Wunſch erfüllt werden.“

In der That fiel die Wahl des Tribunals auf Sir Humphrey, welcher mit einem bitteren Lächeln antwortete: „Ich war deſſen gewiß!“ Dann dankte er den Richtern, grüßte die Verſammlung, zog aus ſeiner Taſche ein kleines Piſtol hervor und jagte ſich eine Kugel durch den Kopf. Dieſe ſchnelle Manier, zu handeln, wurde der Gegenſtand einiger Erörterungen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Franzöſiſche Memoiren-Literatur. Der Verfaſſer der vor kurzem in Paris erſchienenen Après-diners de Cambacérès, Herr von Lamothe-Langon, gehört zu den unermüdlichſten Memoiren-Schmieden in Frankreich. Er ſelbſt iſt naiv genug, in der Vorrede zu ſeinem neuen Werke einzugeſtehen, daß er, da wir einmal in einer Zeit leben, die betrogen ſeyn wolle, redlich auch das Seinige dazu beigetragen habe, ſie zu betrügen. Er nimmt keinen Anſtand, ſich jetzt für den Verfaſſer der vor einigen Jahren in 14 Bänden erſchienenen „Memoiren Ludwig's XVIII., herausgegeben von dem Herzoge von D....“ zu erklären. Zwar behauptet er, zu dieſem Behufe die Einſicht in Papiere des verſtorbenen Königs gehabt zu haben, doch glaubt ihm das kein Menſch mehr, da ja ſchon vor längerer Zeit dem damals noch unbekannt geweſenen Kompilator jener Memoiren nachgewieſen worden, daß er bloß einige alte Schmöker, wie das Tagebuch von Bachaumont u. dgl. m., abgeſchrieben habe. Nicht minder bekennt er ſich als Verfaſſer der Denkwürdigkeiten der Madame du Barry und anderer bekannter Charaktere. Ja, er geht ſogar ſo weit, es dieſen Werken als Verdienſt anzurechnen, daß ſie nicht von den Perſonen ſelbſt geſchrieben worden, deren Namen ſie tragen. Denn, meint er, der fremde Bearbeiter iſt eben ſo von den Eitelkeiten als von den Rückſichten derjenigen frei, die ihre eigenen Memoiren ſchreiben, und kann daher viel wahrer zu Werke gehen, als ſie. Der gute Herr von Lamothe-Langon vergißt jedoch, daß es gerade dieſe ſubjektive Seite der Memoiren-Literatur iſt, was ſie intereſſant macht. Es kommt dabei nicht ſowohl auf das Gewicht und die Wahrheit der Thatſachen, die beide der Geſchichte angehören und nicht in einem Memoirenwerke geſucht werden, als auf deren Reflex in der Darſtellung eines Zeitgenoſſen oder überhaupt ſolcher Perſonen an, die das Recht und die Gelegenheit haben, Memoiren zu ſchreiben. Maßt ſich ein Späterlebender an, vorgeblich in den Geiſt derjenigen einzudringen, deren Selbſtbekenntniſſe er fabrizirt, ſo giebt er uns keine Memoiren, ſondern mehr oder weniger fade Erzählungen, wie auch in der That die von Herrn von Lamothe-Langon geſchmiedeten Denkwürdigkeiten das Fadeſte ſind, was man ſich denken kann. Um ſein nicht ſehr rühmliches Verfahren zu rechtfertigen, beruft ſich der Verfaſſer auf viele andere in der neueſten Zeit erſchienene Memoiren, wie z. B. die von Robespierre, Fouché, Frau von Créqui u. A., die ſämmtlich das Werk einiger induſtriöſer Spekulanten ſind. Auch von Las Cases' Mémorial de St. Hélène behauptet er, es ſey keinesweges unter Napoleon's Augen geſchrieben, ſondern vom Herausgeber erſt nach ſeiner Rückkehr in Frankreich verfaßt worden. Indeſſen kann wohl ein Betrug den anderen ſchwerlich rechtfertigen. Auch iſt Herr von Lamothe-Langon weit davon entfernt, ſeinem Vorgänger Las Cases an Talent und Erfolg zu gleichen. Von ſeinen „Nachmittagen bei Cambacérès“ ſagt vielmehr die Quaterly-Review ſehr lakoniſch: „Dieſe vier Bände koſten uns zwei Pfund Sterling — ſie ſind aber nicht Einen Penny werth!“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 62. Berlin, Mittwoch den 24. Mai 1837.

England.

Hallam's Europäiſche Literatur-Geſchichte.

Arioſto und Bojardo.

Arioſto iſt nach Homer der Lieblingsdichter von Europa geworden. Seine Anmuth und Leichtigkeit, ſeine klare und ſchnell dahinfließende Sprache, die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Erfindung, die raſchen Uebergänge und Sprünge, die von Kritikern ſonſt wohl getadelt werden, von ihm aber gerade mit bewunderungswürdiger Kunſt angewendet ſind, um das Ermüdende längerer Erzählungen zu unterbrechen, haben ihm den Sieg über alle ſeine Nebenbuhler in der Popularität ihrer Dichtungen verſchafft. Ungefähr ſechzig Ausgaben des Orlando Furioso erſchienen im ſechzehnten Jahrhundert, und Niemand, ſagt Bernardo Taſſo, er mochte einem Stande, Alter oder Range angehören, welcher es immer war, gab ſich zufrieden, wenn er das Gedicht nur ein einzigesmal durchgeleſen hatte. Wenn der Wechſel der Sitten und Denkungsweiſe dieſe Bewunderung in einiger Hinſicht beeinträchtigt hat, wenn wir aufhören, für die Ritterlichkeit der edlen Paladine begeiſtert zu ſeyn, und ihre Kämpfe vielmehr etwas eintönig finden, ſo iſt dies das gemeinſame Loos aller Dichtkunſt, welche, da ſie allein vermittelſt des Rufes, deſſen ſie in einem beſtimmten Zeitalter genoß, auf die Verehrung der Nachwelt Anſpruch machen kann, ſich ſelbſt dem Geiſte ihrer Zeit anpaſſen muß. Dieſer Geiſt lebt aber überall in Arioſt's Gedichten. Sein Zeitalter war ein Jahrhundert des Krieges, des Glanzes und der Galanterie, das Ritterleben war noch nicht aus dem wirklichen Leben verdrängt, und ſo ſtrahlte dieſe Zeit in hundert bunten Farben aus dem Spiegel der Romantik in die Gegenwart eines ſpätern Jahrhunderts hinüber.

Es iſt mitunter als ein Vorwurf für Arioſto ausgeſprochen worden, daß er nicht ernſt genug ſey und ſogar einen leiſen Verdacht errege, als ſpotte er ſelbſt über den Gegenſtand ſeiner Dichtung. Ich kann nicht einſehen, ſagt Hallam, daß er dies in einem höheren Grade thue, als es mit Geſchmack und Verſtand verträglich iſt. In dieſer Beziehung beobachten die Dichter der fahrenden Ritterſchaft eine gewiſſe Stufenfolge, wo Pulci (der Dichter des großen Morgant) und Spenſer (der Dichter der Feenkönigin) auf der oberſten Stufe ſtehen; der erſte vermiſcht, voll muthwilliger Ironie und Frivolität, Heiliges mit Unheiligem, der zweite dagegen folgt dem begeiſterten Fluge ſeiner Phantaſie und kennt nur Minne und ritterliche Treue in ſeinen Schöpfungen. Zwiſchen ihnen ſtehen Bojardo, Arioſto und Berni (der Verfaſſer einer Parodie oder Traveſtie des Orlando inamorato), von denen Keiner die Sache ſo ernſt und tief aufgefaßt hat, als Spenſer, Keiner aber auch ſo ironiſch als Pulci. Es war nicht leicht, in Italien, ſeitdem Pulci in ſeinem Morgante Maggiore einmal die lächerliche und burleske Seite hervorgehoben hatte, wieder den ernſten Ton aufrecht zu erhalten, welchen die Spanier in ihren Rittergeſchichten während des ſechzehnten Jahrhunderts zu behaupten wußten; man muß aber auch zugeben, daß derſelbe mit der Fröhlichkeit eines Arioſt nicht übereinſtimme. Denn eben dieſe ſorgloſe Behaglichkeit, dieſe ſtets heitere Laune verleihen ja dem Gedichte des Arioſto eine ſo ausgezeichnete Anmuth.

Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, hier zu bemerken, wie ſo ganz übereinſtimmend der Engliſche Gelehrte mit unſeren größten Deutſchen Dichtern — die er muthmaßlich gar nicht einmal kannte — urtheilt, namentlich mit Goethe, in jener unübertrefflich ſchönen Stelle in Torquato Taſſo, wo er den Antonio Montecatino vom Arioſt ſagen läßt, daß

> auf wohlgeſtimmter Laute wild
> Der Wahnſinn hin und her zu wühlen ſcheint
> Und doch im ſchönſten Takt ſich mäßig halt

und mit Tieck, der ſo ſchön ſagt, daß Arioſt uns ſeine bunte, bezaubernde Welt in den klarſten Azur einer himmliſchen Lieblichkeit und behaglichen Ironie ſtelle.

Weiter ſpricht Hallam über den Tadel, den Arioſt von einigen Kritikern zu erfahren gehabt habe, weil ſein Gedicht nur eine Fortſetzung des Orlando innamorato von Bojardo ſey*). Vielleicht hatte er urſprünglich gar keinen anderen Plan, als eine anziehende Geſchichte in einer etwas beſſeren Art fortzuſetzen, als vor ihm Agoſtini gethan hatte, und damit mag auch wohl die Nachricht zuſammenhängen, daß er zuerſt nur einige wenige Geſänge geſchrieben habe, bloß um ſeinen Freunden zu gefallen. Jedenfalls aber iſt es auffallend, daß ein ſo großer und berühmter Dichter eigentlich nichts mehr geweſen ſeyn ſoll, als der Fortſetzer eines anderen, der ſo kurze Zeit vor ihm gelebt hatte, und wenn Salviati und andere Italiäner dies durch das Beiſpiel des Homer vertheidigen wollen, ſo erinnert Hallam ganz paſſend dagegen, daß es doch etwas Anderes ſey, ein Rittergedicht zu ſchreiben, als ein epiſches Gedicht. Allerdings muß man eigentlich die Geſchichte des Orlando inamorato kennen, wenn man die des Orlando furioso verſtehen will, und eben ſo können wir die Iliade Homers nicht anders anſehen, denn als ein Bruchſtück der Trojaniſchen Geſchichte. Die Zeitgenoſſen dieſes Dichters aber merkten auf einen ſolchen Zuſammenhang zwiſchen Homer und früheren Sängern weniger, da ihnen der ganze Sagenkreis von Troja hinlänglich bekannt war, Arioſt's Leſer dagegen waren im Allgemeinen mit dem Gedichte ſeines Vorgängers weit weniger bekannt. Dennoch hat die Erfahrung auch hier bewieſen, daß die Stimme des Publikums nicht immer ein Wiederhall iſt von den Ausſtellungen der Kunſtrichter. Denn das Publikum giebt höchſtens den Mangel einer vorherrſchenden und durchgehenden Einheit im Orlando furioso zu, ohne ſich aber um dieſelbe ſehr zu kümmern, da es das Gedicht meiſtens in einzelnen, abgeriſſenen Theilen zu leſen pflegt. Die einzige Einheit beſteht nur in der Liebe und in voraus angekündigten Heirath Roger's und Bradamante's, welche als die mythiſchen Stamm-Aeltern des Fürſtlichen Hauſes Eſte gelten, und gerade hierdurch gewann Arioſt nicht, der ſich dazu hergab, der Eitelkeit eines kleinen Fürſten zu ſchmeicheln.

Die Erfindung iſt in Arioſt's Gedicht weniger originell als in dem des Bojardo, aber ſie iſt dafür ergötzlicher und mannigfaltiger. Die Mährchen der alten Mythologie und der neueren Ritterwelt boten ihm bezaubernd ſchöne Epiſoden dar, wie die von Olympia und Biren, von Ariodante und Ginevra, von Cloridan und Medoro, von Zerbino und Iſabella. Auch iſt er beſſer bekannt mit den Lateiniſchen Dichtern oder weiß ſie wenigſtens beſſer zu gebrauchen, als ſein Vorgänger. Die plötzlichen Uebergänge und Sprünge aber, oft mitten in einem Geſange oder gar in einer Stanze, die jeder Leſer des Arioſt kennt, verdankt er dem Bojardo, der hierin die romantiſchen Dichtungen eines früheren Zeitalters ſich zum Muſter genommen hatte. Wir müſſen alſo gerecht ſeyn und zugeben, daß Bojardo von dieſen namenloſen Dichtern (nameless rhymers) die Eigenthümlichkeiten entlehnte, durch die ſich der Charakter ſeiner Helden auszeichnet, zugleich aber auch, daß Arioſto ihm hierin keinesweges mit ängſtlicher Genauigkeit nachfolgte. Sein Orlando hat daher weniger von jener edlen Einfachheit und ſein Aſtolfo weniger von jener heiteren Prahlerei, welche die hervorſtechenden Merkmale dieſer Helden in den übrigen Dichtern dieſes Sagenkreiſes zu ſeyn pflegten.

Im Folgenden kommt Hallam auf Arioſt's Sprache. Er erwähnt zuerſt des Corniani, eines Italiäniſchen Kunſtrichters, der es am Arioſto hervorhob, daß er mit Metaphern ſehr ſparſam geweſen ſey, und daß er ſich gemeiniglich mit den deutlichſten Ausdrücken begnügt habe, wodurch der Ausdruck, wenn er auch nicht gerade an Würde gewann, doch eine größere Klarheit erhielt. Man kann noch hinzufügen, ſagt Hallam, daß er nicht immer glücklich in bildlichen Ausdrücken war, daß er ſogar mitunter gezwungen erſcheint und nicht ſelten über das richtige Maaß hinausgeht. Aber eben dieſe Durchſichtigkeit ſeines Stils iſt zweifelsohne die Urſache, daß ihn eben ſowohl der große Haufe lieſt und an ihm Behagen findet, als die Gebildeten, und eben dies ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, daß er in eine andere Sprache, die weniger muſikaliſch iſt als die ſeinige, nicht zur Befriedigung der Leſer übertragen werden kann, oder dann der Vorzüge ermangelt, durch welche der einfachſte Italiäniſche Vers, vermittelſt des Ueberfluſſes an reichen und wohllautenden Reimen und der Freiheit der Umgangsſprache, ſich zu einer in anderen Sprachen ungekannten Höhe erhebt.**) Als Galilei gefragt wurde, durch welche Mittel er es dahin gebracht habe, ſeinen

---

*) Dieſes Gedicht, von bedeutenden poetiſchen Vorzügen, iſt in Italien, wo die Berniſche Umgeſtaltung den echten Orlando inamorato verdrängt hatte, ſo wie in Deutſchland, faſt dreihundert Jahre lang ſo gut wie ganz unbeachtet geblieben. Erſt im Jahre 1833 erſchien in London ein Abdruck deſſelben, von dem Profeſſor der Italiäniſchen Literatur, Antonio Panizzi, und in demſelben Jahre ein noch reicher ausgeſtatteter Abdruck, von Adolf Wagner in Leipzig, im Fleiſcherſchen Parnaso italiano. Für Deutſche Leſer wird das Gedicht durch die meiſterhafte Verdeutſchung von J. D. Gries (Stuttgart, 1835. 1836) nun noch zugänglicher werden, der ſeine Verdienſte durch den kritiſch berichtigten Text und eine gelehrte Einleitung noch vermehrt hat, worüber die Jahrbücher f. wiſſenſch. Kritik, 1837. Nr. 81—82, ausführlicher berichtet haben. Ueber die Verbindung des Bojardo'ſchen und Arioſto'ſchen Gedichtes hat Wilh. Müller, im „Hermes“ Nr. XVIII. (vom Jahre 1823) S. 261—271, leſenswerthe Bemerkungen geliefert.

**) Wäre Herr Hallam in Deutſcher Literatur ſo bewandert, wie ſein Landsmann, Herr Thomas Carlyle, der jetzt in London Vorleſungen über Ulphilas und die Nibelungen hält, was auf den wenigſten Deutſchen Univerſitäten vorkommt, ſo würde er in einer Stelle, wie die obige iſt, nicht unſeren Gries und Streckfuß unerwähnt gelaſſen haben.

Digitized by Google

aſtronomiſchen Schriften einen ſo hohen Grad von Klarheit und Anmuth zu geben, erklärte er, dies Talent allein dem unausgeſetzten Studium des Arioſt zu verdanken. Galilei's Vergleichungen waren von einer außerordentlichen Schönheit, und jeder Leſer des Arioſt mußte in ihnen den großen Dichter wiederfinden; ſie waren auch wohl, wie es die Sitte der Zeit mit ſich brachte, den Alten nachgebildet, indeß ſtehen ſie ihnen nicht nach, ja es giebt Stellen, wo ſie dieſelben ſogar übertreffen. Aber ſelbſt der anmuthige Fluß der Rede, welcher dem Arioſto ſo natürlich geweſen zu ſeyn ſcheint, war nicht unvorbereitet oder lediglich dem glücklichen Zufall überlaſſen, denn ſein Manuſkript zu Ferrara, welches zum Theil den Reiſenden gezeigt wird, trägt die Spuren vielfacher Abänderungen und Korrekturen; es ſind, wenn wir den Ausdruck einer verwandten Kunſt brauchen dürfen, die pentimenti eines ſchöpferiſchen Genius.

Die Italiäniſchen Kunſtrichter lieben es, ſich ausführlich über Arioſt's Ruhm zu verbreiten. Einer von ihnen, Gravina, findet die Abwechſelungen in Ausdruck und Rhythmus einem ſolchen Gegenſtande vollkommen anpaſſend; ſeine Reime, ſo ſetzt derſelbe hinzu, ſind ungezwungene Folge des Gedankens, nicht etwa der metriſchen Nothwendigkeit. Seine Beſchreibungen gehen ins Kleinſte, aber mit ſo viel Glück und mit ſo vieler Klarheit im Einzelnen, daß ſie hierin dem Farneſiſchen Herkules gleichen, der durch die Feinheit in der Bearbeitung jeder Ader und jeder Muskel nur um ſo größer erſcheint. Aber weder Gravina noch andere Kunſtrichter ſind blind für ihn eingenommen. Seine wärmſten Vertheidiger erkennen es an, daß er zuweilen unter ſeinen Gegenſtand herabſinkt, und daß er oft matte und ſchlechte Verſe in ſein Gedicht eingeſchoben habe. Hallam bedauert es ganz beſonders, daß in den Stellen, wo er ſich als einen Schmeichler des Hauſes Eſte erweiſt und ſich in lange Genealogie vertieft (wie im dritten Geſange), ſein guter Genius ihn ganz verlaſſen und er bis zu proſaiſcher Langweiligkeit herabgeſunken ſey. Andere Anſpielungen auf die Geſchichte ſeiner Zeit ſind ihm allerdings beſſer gerathen. Der Engliſche Gelehrte weicht ferner auch darin von dem Urtheile anderer Kunſtrichter ab, daß er in den Eröffnungsſtanzen vor einem jeden Geſange, wo der Dichter in ſeiner eigenen Perſon erſcheint, im Allgemeinen Mangel an Kraft und Originalität findet, ſo wie Armuth an Gedanken und dichteriſcher Phantaſie, die doch in keiner Rede, welche er ſeinen Perſonen in den Mund legt, vermißt wird. Hallam ſpricht dies Urtheil mit einiger Schüchternheit aus, da gerade dieſe Eingänge bei allen Leſern großen Beifall gefunden haben.

Andere Fehler in Arioſt's Sprache wurden auch von ſeinen Landsleuten bemerkt. Sie tadelten — und mit Recht — die Nichtbeachtung des Schicklichen und Zweckmäßigen (propriety), die ausſchweifenden Uebertreibungen, die harten Metaphern und die zu geſuchten Gedanken. Leſer von Geſchmack und Ueberlegung werden ſolche Verſtöße nicht unbeachtet laſſen, aber für die Meiſten wiegt der Zauber ſeiner Sprache alle jene Fehler wieder auf, und die Naivheit ſeiner Schilderungen, die heitere Beweglichkeit ſeines Gedichtes laſſen uns kaum Zeit, einen Tadel auszuſprechen, da wir fortwährend im Gefühl der Bewunderung bleiben. Kurz, der Orlando Furioſo, als ein großes einzelnes Gedicht, iſt kaum von einem anderen Gedicht ſeiner oder der ſpäteren Zeit übertroffen worden. Er ſteht dagegen hinter Dreien, aber auch nur hinter Dreien ſeiner Vorgänger zurück. Er hat nicht die Stärke, Einfachheit und Wahrheit der Natur des Homer, nicht die gehaltene Majeſtät und vortreffliche Sprache des Virgil, nicht die Originalität und Kühnheit des Dante. Die paſſendſte Vergleichung zwiſchen ihm und einem anderen Dichter iſt die mit Ovid, deſſen Metamorphoſen aber immer noch vom Orlando Furioſo übertroffen werden, zwar nicht in der Fruchtbarkeit der Erfindung oder in der Abwechſelung der Bilder und Gedanken, aber in der Reinheit des Geſchmackes, in der Anmuth der Sprache und in der Harmonie des Versbaues.

Der Spleen-Klub.

(Schluß.)

Im folgenden Termine entſchied die Jury des Klubs zu Gunſten eines Kandidaten, welcher ſich folgendermaßen vernehmen ließ: „Ich bin der Sohn eines Buchhändlers, welcher ſich durch den Druck der Werke von Blauſtrümpfen zu Grunde richtete. Mein Vater hatte eine ſolche Achtung für das ſchöne Geſchlecht, daß er ein Manuſkript nicht abweiſen konnte, ſobald es durch eine Frauenhand überreicht wurde. Er machte den galanteſten aller Bankerotte. Ich war damals achtzehn Jahr alt und der munterſte Knabe der drei Königreiche. An einem ſchönen Morgen kam mir der Gedanke, mein Glück zu verſuchen; ich ſchiffte mich ein, ging nach Amerika und ward ein reicher Mann. Dadurch hatte ich meine Heiterkeit nicht verloren, aber als ich vor zehn Jahren nach London zurückkam, beging ich die Thorheit, mich zu verheirathen, und die Sünde, eine gelehrte Frau zu nehmen. Ach, die kommerziellen Unglücksfälle meines Vaters hätten mich belehren ſollen! Kaum verheirathet, verfiel ich in einen fürchterlichen Zuſtand, nicht etwa des Abſcheus, ſondern der Langeweile. Meine Frau iſt weder aufbrauſend, noch eiferſüchtig oder zänkiſch; im Gegentheil, ihre ſtets gleichmäßige gute Laune iſt mir unerträglich, ſie nimmt die erſchrecklichſten Rückſichten bei ihrem Hausregimente; ſie beſitzt eine maſſakrirende Sanftmuth, ſie übt eine wahrhafte Engels-Tyrannei aus. Mein Haus iſt keine Hölle, aber ein Fegefeuer von Verſuchen, Dintenklecksen und Roman-Kapiteln. Das Talent meiner Frau drückt mich zu Boden; ich muß es in ſeinen Begeiſterungen, in ſeiner Arbeit, in allen ſeinen Entwickelungen aushalten; es verfolgt mich in abgeriſſenen Worten und ganzen Werken, ich ſtehe es in Seiten, Blättern und bändeweis aus. Das iſt die Quelle und der Urſprung jener Melancholie, die mich verzehrt. Vor drei Monaten reiſte meine Frau nach dem Feſtlande ab, ihr Verleger verlangte von ihr ein Werk über „Paris und die Pariſer.“ Zum Unglück arbeitet meine Frau ſchnell, ihr Werk iſt ſchon vollendet, morgen kommt ſie zurück. Die Sache iſt dringend, denn morgen laſtet wieder der eheliche Spleen in furchtbarer Weiſe auf meinem beklagenswerthen Daſeyn.“ — Mußte man nicht Mitleiden mit der Qual dieſes unglücklichen Ehemanns haben?

Der halbjährige Selbſtmord wurde mit ſolcher Pünktlichkeit ausgeführt, daß er bald als verbindliche Klauſel in das Reglement des Klubs überging. Der Artikel wurde einſtimmig und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Einige Mitglieder, welche keine Erben in gerader Linie hatten, überließen ihr Vermögen dem Vereine. Der Klub ward demnach ſehr reich; er hatte vor den Thoren Londons, an den Ufern der Themſe, eine prächtige Villa erbauen laſſen, in welcher alles mit dem Zweck der Geſellſchaft Vereinbare ſich vorfand. Da fand der Selbſtmörder bei jedem Schritte die einladendſten Gegenſtände. Alles, was dem Selbſtmord Reiz und Poeſie verleihen kann, war mit verſchwenderiſcher Kunſt beſorgt. Eine zierliche Terraſſe erhob ſich an dem Ufer des Fluſſes und überragte die Wellen. Wie oft beneideten die Spaziergänger und die Seemänner das Loos der Glücklichen, welche dort heraustreten konnten, um ſich der herrlichen Ausſicht zu erfreuen! Dieſe Terraſſe war für diejenigen beſtimmt, welche den Einfall hatten, ſich zu erſäufen. Es gab einen Badeſaal für die, welchen es behagen ſollte, ſich in warmem Waſſer, wie die Atheniensiſchen und Römiſchen Philoſophen, die Adern zu öffnen. Ein luſtiges Belvedere lud die Liebhaber zu einem Sturz von anderthalb hundert Fuß ein; ſchöne neue ſeidene Stricke, an ſtarken Ringen befeſtigt, ſchwebten an dem Plafond und an den Zweigen der ſchönſten Bäume des Parks. Ein Zeughaus von Piſtolen, Flinten und Dolchen eröffnete ſich gegenüber einer mit Gift angefüllten Apotheke. Aber dies waren nur Mittel für gemeine Seelen, welche einige Sybariten verabſcheuten.

Ein reicher Nabob, Mitglied des Klubs, litt ſeit dreißig Jahren am Spleen. Es war ein ſchöner Greis von 72 Jahren. Seine weitläufigen Verwandten erwarteten ſeine Erbſchaft mit Ungeduld. Er beſaß Millionen mehr als Andere. Seine zwölf Neffen hatten bei ihren uneigennützigen Beſuchen das Inventar ſeines Mobiliar-Vermögens bereits aufgenommen. Der Nabob verabſcheute dieſe Neffen und hatte allen ſeinen Krankheiten, Katharr, Rheumatismus, Gicht ꝛc., den Namen eines ſeiner Verwandten gegeben. Seine Wohnung in London war ein Palaſt voller Schätze. Der Nabob hatte in ſeinem müßigen Leben der Reihe nach alle Suchten, Leidenſchaften und Sonderbarkeiten durchgemacht. Einmal wurde er Alterthümler und gab für Antiquitäten eine Million aus, ein andermal verfiel er in die Bücherſucht und kaufte die ſeltenſten Werke, die merkwürdigſten Handſchriften, Ausgaben, welche faſt nicht vorhanden waren ꝛc. Ein andermal hatte ſich ſeiner eine edle Leidenſchaft, die der Künſte, bemächtigt, und er ſchmückte ſeine Säle mit prächtigen Gemälden und bewunderungswürdigen Statuen aus.

Als der Nabob ſeines Lebens überdrüſſig war und ſein Spleen ihn zu Boden drückte, dachte er an ein glänzendes und ſeiner würdiges Ende. Nach langen Mühen fand er endlich etwas Großartiges. Er erwarb ſich eine kleine Anhöhe, welche ſich mitten über die Anlagen der Villa erhob. Auf den Gipfel dieſes blühenden Hügels ließ er ein glänzendes Schlößchen bauen und durch die geſchickteſten Künſtler Londons ausſchmücken. Der Nabob ſchaffte ſeine ſchönſten Möbel, ſeine reichſten Teppiche, ſeine ſeltenſten Bücher, ſeine koſtbarſten Antiquitäten und alle ſeine Gemälde, Meiſterwerke von Raphael, Rubens, Vandyck, von Murillo und Teniers, in die prächtige Einſiedelei. Vor der Thür ließ er eine Bildſäule der Venus aufſtellen, welche Kenner dem Praxiteles zuſprachen, und für welche er zwanzig Tauſend Guineen angeſchlagen hatte. Während man das Schloß baute, hatte der Nabob heimlich ſein ganzes Vermögen eingezogen und in Scheine, Wechſelbriefe, Obligationen und andere Papiere aller Nationen umgeſetzt. Dieſe Papiere umfaßten eine Geldſumme von vierzig Millionen. Er ließ daraus eine Matratze ſtopfen, und als der von ihm bezeichnete Tag gekommen war, ſpeiſte er ruhig zu Mittag und nahm dann, einen Havanna-Cigarren rauchend, ſeinen Weg nach der Einſiedelei. Vor der Venus des Praxiteles blieb er ſtehen und zerbrach ihr die Naſe, alsdann trat er in den Saal ein, legte ſich auf ſeine mit Millionen gefüllte Matratze und zündete ſie mit ſeiner Cigarre an. Der Nabob hatte die Geſchichte des Sardanapal geleſen. Bald ſah man die Flammen ſich erheben. Im Klub-Saal fand ſich ein Schreiben von ihm. Der Nabob hatte die gehörige Erlaubniß, die Mitglieder der Geſellſchaft ehrten ſeinen letzten Willen und ſtörten ſeine letzten Augenblicke nicht. Man ſtellte ſich an das Fenſter, um den Brand mit anzuſehen. Nach Verlauf einer Stunde war Alles vorbei, und Pavillon, Möbel, Alterthümer, Bücher, Gemälde, die Millionen und der Mann ſelbſt von den Flammen verzehrt.

Etwas edler war der Tod des tapferen Capitains David Krockert Willis, eines wahren Seewolfs, der den Spleen bekam, als das Alter ihn genöthigt hatte, in einem Lehnſtuhl Anker zu werfen. Sein einziges Vergnügen war, mit Drill, einem alten Matroſen, der ihn liebte, von ſeinen Feldzügen zu ſprechen. Als er ſeinem Daſeyn ein Ende machen wollte, beſchloß er, ſich einen Tod zu geben, wie er ihn ſich immer gewünſcht hatte. Er ließ ſich eine kleine Yacht in Geſtalt eines Kriegsſchiffes bauen, welche auf der Themſe vom Stapel lief. Darauf ließ ſich der Capitain an Bord tragen, fingirte einen Kampf mit Drill, welcher am Lande geblieben war und ſcharf mit Pulver auf den Eingeſchifften feuerte. Der tapfere Krockert Willis, in eine Rauchwolke gehüllt, rückwärts an den Maſt gelehnt, den Säbel in der Hand, kommandirte das Schiff, ermuthigte die Seinigen und ermahnte die Schiffsmannſchaft, ihr Leben theuer zu verkaufen. Nach einem glorreichen Kampf ſah er, daß Alles verloren war, hüllte ſich in ſeine Flagge, legte Feuer in die Pulverkammer und flog in die Luft, zum großen Schrecken Drill's, welcher nicht ſo hoch zu ſpielen gedachte.

Nicht alle Selbſtmörder endeten ſo dramatiſch, aber keinem fehlte es an gutem Willen oder an Muth. Kurz, als der Klub über zwölf

Digitized by Google

Jahre beſtand, waren nur noch fünf Mitglieder übrig. Das Aufnahme-Geheimniß war im Publikum bekannt, und der Spleen-Klub, welchen Andere den Selbſtmord-Klub nannten, genoß eines großen Anſehens. Einige Perſonen hatten ſich aufnehmen laſſen wollen, aber man hatte es ihnen abgeſchlagen. Man wollte keine neue Geſtalten, welche die allgemeine Teſtdjal vermehrt hätten. Der Klub bildete eine Familie, welche ſich vermindern, aber nicht vermehren ſollte. Die fünf letzten Ueberlebenden, die, außer ihrem Privat-Vermögen, die Erbſchaft von vierzehn verſtorbenen Kollegen beſaßen, looſten wieder, an wem die Reihe des Selbſtmordes ſey. Die vier Erſten tödteten ſich, der fünfte, Namens Bouwells, ließ es ſeyn. Der Letzte von den dreißig erfüllte ſeine Verpflichtungen nicht, er wollte noch eine Zeit lang die neunundzwanzig Brüder überleben, welche funfzehn Jahre ſeine Melancholie getheilt. Es war indeß nicht ſeine Schuld; er war geheilt, und ſo reich geworden, daß die Liebe zum Leben bei ihm zurückkehrte und der Spleen verſchwand. Aber das Publikum warf ſich zum Richter über Bouwells auf und verurtheilte ihn. Wenn er ausging, verfolgte ihn das Volk mit Geſchrei und Drohungen, und man warf die Scheiben ſeines Hauſes ein, forderte ihn zum Duell heraus, und es gab Aufläufe, um dieſen Mann zum Selbſtmorde zu zwingen. Das Verfahren des Publikums war, man muß es geſtehen, eine empörende Sittenloſigkeit. Um dieſen läſtigen Anmaßungen zu entgehen, machte Bouwells ſein Vermögen zu Gelde, wie es der Nabob gethan, und beſchloß, nach dem Feſtlande auszuwandern. Er ſchiffte ſich an einem ſchönen April-Morgen in Dover ein; während der Ueberfahrt erhob ſich jedoch ein Sturm, das Schiff ging unter, und Bouwells fand mit der ganzen Schiffsmannſchaft ſeinen Tod in den Wellen. (R. Fr.)

Bibliographie.

A treatise on geology. — Von J. Phillips. 6 Sh.

Translation etc. — Das Buch Hiob. Ueberſetzung nebſt einer Einleitung in Bezug auf die Geſchichte, die Zeit und das Land dieſer Dichtung. Von Lee. 18 Sh.

The Arethusa. — Seeroman von Cap. Chamier. 3 Bde. 31½ Sh.

On the French revolution. — Von Carlyle. 3 Bde. 31½ Sh.

On national education. — Von Desmond de Beauvoir Priaulx. 10½ Sh.

On the trinities of the ancients. — Von Muſhet. 8½ Sh.

Mechanical Euclid. — Von Whewell. 5½ Sh.

Remarks on ancient and modern art. 10½ Sh.

Select specimens of Gothic architecture. — Von Caveler. 80 Kupferſtiche. 4. 3 Pſd. 3 Sh.

Nick of the Wood. — Herausgegeben von W. H. Ainsworth. 3 Bde. 27 Sh.

The Andalusian sketch-book. — Herausgegeben von M. B. Honan 4. 31½ Sh.

Philosophy of human nature. — Von M'Cormac. 12 Sh.

Opinions of Lord Brougham. — 12 Sh.

A birthday-tribute. — Geburtstags-Angebinde für die Prinzeſſin Victoria von Kent, bei Gelegenheit ihrer Majorennitäts-Erklärung. Von Miß L. E. Landon. 4. 3 Sh.

The complete book of trades. — 14 Sh.

On warming and ventilation of buildings. — Von Richardſon. 10½ Sh.

Italien.

Torquato Taſſo's Handſchriften in Rom.

Zweiter Artikel.

Wir wiſſen durch Taſſo's Biographen, wie durch gleichzeitige Briefe, daß zu verſchiedenen Malen bei ihm Hausſuchung gehalten und eine Menge ſeiner Papiere auf höchſten Befehl weggenommen wurden. Den Handſchriften, welche ſich im Beſitz des Grafen Alberti befinden, wurde größtentheils dieſes Schickſal zu Theil, und noch ſieht man an ihnen die Umſchläge mit den Siegeln und Jahreszahlen der Sequeſtrirung, ſo wie die Spuren der Seidenbänder, welche ſie zuſammenhielten. Vorerſt wurden die genannten Papiere einſtweilen im geheimen Archiv des Hauſes Eſte aufbewahrt; — ſey es nun, daß der Herzog die Sache unterdrücken, ſey es, daß er den Augenblick abwarten wollte, wo er ſich ihrer auf eine entſcheidende Weiſe gegen den Unvorſichtigen würde bedienen können. Es wurde geſagt, daß Guarini, welchem im Juni 1586 die Dokumente zur Unterſuchung von dem Herzoge übergeben wurden, einen großen Theil derſelben unterſchlug und deshalb Ferrara plötzlich verlaſſen mußte. Wie vieles Aufſehen ſein Verſchwinden zur Nachtzeit erregte, ſieht man aus einem Briefe, worin es von ihm heißt: „Restai stupefatto quando vidi quella stravaganza, e feci giudizio che fosse per cadere ne' termini del Tasso." Die Manuſkripte blieben in ſeinen Händen, was aus ſeinem Briefwechſel mit dem damals in Rom befindlichen Taſſo, der ſie zurückzuerlangen wünſchte, hinlänglich hervorgeht, und kamen nach ſeinem Tode (1612) an ſeinen Sohn Alexander, welcher, ſeiner zerrütteten Umſtände wegen, ſich genöthigt ſah, ſie zu verkaufen. Auf ſolche Weiſe gelangte ein Theil derſelben an den Florentiner Carlo di Tommaſo Strozzi, ein anderer an Marc Anton Foppa, einen Edelmann aus Bergamo. Dieſer intereſſirte ſich lebhaft für Taſſo und ſeine Werke. Außerdem daß er ſeinem Lieblingsdichter eine koloſſale Bildſäule in ſeiner Vaterſtadt errichten und viele von deſſen nachgelaſſenen Schriften in ſorgfältigen Ausgaben drucken ließ, brachte er einen großen Theil ſeines Lebens damit zu, Materialien zu deſſen Biographie zu ſammeln, an deren Ausarbeitung der Tod ihn hinderte. Nicht zufrieden mit dem, was er beſaß, erwarb er auch die Strozziſchen Handſchriften, die ſeines Landsmannes G. B. Licino und Anderer und hinterließ bei ſeinem Tode die ganze Sammlung dem Monſignor Ottavio Falconieri zu Rom, in deſſen Familien-Bibliothek ſie niedergelegt wurden. Der Abate Seraſſi, welcher im Jahre 1785 Taſſo's Leben, in einem über 600 Seiten ſtarken Quartband, herausgab, hat dieſe Manuſkripte zum Theil benutzt; ob es etwa mit den wichtigſten nicht der Fall war, ob ſonſtige Rückſichten ihn, der unter Römiſcher Cenſur ſchrieb und ſein Buch der Letzten des Hauſes Eſte, der Erzherzogin Marie Beatrix von Modena, widmete, bewogen, einen Schleier über manche Begebenheiten zu werfen, mögen wir nicht entſcheiden. So viel iſt außer allem Zweifel, daß Seraſſi bei weitem mehr wußte, als er zu ſagen für gut fand, und in ſeinem für die Literaturgeſchichte wichtigen, aber matten und ſchwerfälligen Buche vor lauter Aengſtlichkeit ungewiſſenhaft geworden iſt. — Einzelne Stücke aus der Falconieriſchen Sammlung wurden an Engländer und Andere veräußert; Alles, was noch vorhanden — das Meiſte und Wichtigſte — kam am 15. Juni 1825 durch Kauf in die Hände des Grafen Alberti. Ein Prozeß, den Horaz Falconieri dieſem machte, indem er vorgab, die Manuſkripte ſeyen aus ſeinem Hauſe entwandt und heimlich verkauft worden, wurde, nach Beibringung vollgültiger Beweiſe des geſetzlichen Beſitzes, am 24 November 1834 von den Römiſchen Gerichten zu Gunſten des gegenwärtigen Eigenthümers entſchieden. Die Provenienz der Handſchriften kam dabei natürlich vielfach zur Sprache. An ihrer Authenticität kann Niemand mehr vernünftigerweiſe zweifeln. Außerdem, daß ihre Echtheit aus dem Inhalte ſelbſt überzeugend hervorgeht, ſind die Handſchriften der verſchiedenen Perſonen von allen Sachverſtändigen als völlig übereinſtimmend mit denen auf unbeſtrittenen Dokumenten anerkannt worden, und während eine Menge von Umſtänden zuſammentrifft, die für ihre Glaubwürdigkeit reden, iſt ſie durch Bemerkungen und Zeugniſſe derjenigen, die ſie in Händen hatten, vom Guarini bis auf unſere Tage, ſo außer Zweifel geſtellt, daß es unnöthig ſcheint, fernere Beweiſe anführen zu wollen.

Die Sammlung beſteht zum Theil aus Poeſieen, zum Theil aus Notizen und Briefen. Unter den erſteren finden ſich eine Menge ſolcher, die vor der Gefangenſchaft entſtanden, aber ungedruckt und dem Schönſten, was aus Taſſo's Feder hervorgegangen, an die Seite zu ſtellen ſind, nebſt anderen, die er im Spital dichtete. Die Haupt-Sammlung der erſteren iſt in einem in himmelblauem Sammt gebundenen Heft in Quart enthalten, mit dem von Guarini's Hand geſchriebenen Titel: Rime del Signor Torquato Tasso scritte di sua mano. — Eben ſo ſehr, vielleicht mehr noch als die Gedichte, dürfte die Korreſpondenz Taſſo's mit den Prinzeſſinnen, namentlich mit Eleonoren, intereſſiren. Außer dieſen ſind vorhanden: viele Beſchlüſſe in Betreff der Gefangenſchaft des Dichters, großentheils von des Herzogs eigener Hand; Briefe verſchiedener Fürſten an den Letzteren, worin ſie ſich für Taſſo's Befreiung verwenden; Taſſo's Briefe an Freunde und Gönner, an Guarini u. m. A. Von Einzelnen war bereits die Rede. Beſondere Wichtigkeit hat ein Taſchenbüchlein, deſſen Decke in Gold und Seide geſtickt iſt und welches durch die darin hineingeſchriebenen Worte: „In segno di benevolenzia — Barbara Duchessa di Ferrara", ſo wie durch Taſſo's Verſe an ſie, als ein Geſchenk von Alfonſen's zweiter Gemahlin bezeichnet wird. Es enthält eine Menge Notizen über Perſonen und Vorgänge, Entwürfe und Gedanken zu ſeinen Poeſieen, z. B. zu manchen Scenen des Befreiten Jeruſalems, nebſt Hindeutungen, in wie weit ſie auf ſeine eigenen Schickſale Bezug haben. — Es würde den Ref., welcher durch die zuvorkommende Gefälligkeit des Grafen Alberti mehrmals Gelegenheit hatte, dieſe Gegenſtände zu ſehen und vom Inhalte vieler Dokumente Kenntniß zu nehmen, viel zu weit führen, wenn er von Allem, was der Genannte über Torquato Taſſo und ſeine Zeit beſitzt, in dieſer Notiz Nachricht geben wollte. Er muß ſich darauf beſchränken, hier in der Kürze der Stickereien, der Bildniſſe verſchiedener Mitglieder der Familie d'Eſte und mehrerer Bücher zu erwähnen, die einſt dem Dichter gehörten und mit Anmerkungen von ſeiner Hand verſehen ſind. Man findet darunter die von Guarini beſorgte und der Herzogin von Urbino gewidmete Ausgabe der Rime, von 1582, mit Taſſo's Verbeſſerungen; ein Exemplar der Gerusalemme, mit Umänderungen von ſeiner Hand, die er angeblich für die von Bern. Caſtello 1590, mit Kupferſtichen von Aug. Carracci zu Genua, veranſtaltete Ausgabe vornahm; endlich das Exemplar des Pastor fido, welches Guarini dem Taſſo ſchenkte, und deſſen Rand Letzterer mit einer Menge Bemerkungen verſah. — Zu einer vervollſtändigten und berichtigten Ausgabe der lyriſchen Gedichte, welche auch nach Roſini's neueſten, anerkennungswerthen Bemühungen noch zu machen bleibt, iſt alſo eben ſo reiches Material vorhanden, wie zu einer Biographie Taſſo's. Wie ſehr dieſe noch im Argen liegt, haben wohl ſchon die obigen kurzen Andeutungen gezeigt. Viele Hülfsmittel zu einer ſolchen enthält ohne Zweifel das Eſtenſiſche Archiv zu Modena.

Die Herausgabe ſämmtlicher im Beſitz des Grafen Alberti befindlicher Dokumente dürfte, wenigſtens in Italien, nicht wohl möglich ſeyn, auch wenn keine andere Rückſichten und Bedenklichkeiten ſich ihr widerſetzten. Vor der Hand veranſtaltet derſelbe eine Auswahl, deren erſtes Heft bloß biographiſche Notizen über Donna Lucrezia von Eſte enthält. Daß ſie den jungen Taſſo, bei ſeiner Ankunft in Ferrara, mit großer Freundlichkeit empfing, geht aus einem ſeiner Briefe hervor, worin er unter Anderem ſagt: „La sua grazia si fece incontro alla mia servitù, e mi diede quell' ardire, che io non avrei preso da me stesso, ed accarezzandomi più di tutti i nuovi." Fünf Jahre darauf vermählte Lucrezia, die damals 36 Jahre alt war, ſich mit Franz Maria della Rovere, Erbprinzen von Urbino, der nur ſchwer zu vermögen war, dem Wunſche der Aeltern, welche dieſe Verbindung gern ſahen, nachzugeben. Als Taſſo im April 1572 von Rom nach Ferrara zurückkehrte, verweilte er kurze Zeit zu Peſaro, am Hofe von Urbino, und hier erhielt er von der Prinzeſſin eine Stickerei, welche, wie er ſelbſt in einem Briefe an M. Catanéo, den Secretair des Kard. Albani, (v. 4 Mai 1572) ſagt, eine Allegorie der Vorgänge während ſeines erſten Aufenthalts in Ferrara, der Intriguen des

Digitized by Google

Pigna, Montecatini und Geraldini, und der Abreiſe Taſſo's mit dem Kardinal nach Paris enthält. Nach ſeiner Rückkehr dichtete Taſſo den Aminta, der am 16. April 1573 in Gegenwart des Hofes mit außerordentlichem Beifall aufgeführt ward. Die abweſende Lucrezia wünſchte dies Schäferſpiel aus des Dichters eigenem Munde zu vernehmen und wandte ſich deshalb an ihren Bruder, wie auch an Taſſo ſelbſt, dem ſie und A. ſchreibt, ſie werde auch ihre Schweſter bitten, „senza la quale temo di non esser esaudita.“ Im Sommer leiſtete er der Einladung nach Peſaro Folge und begleitete die Fürſtin nach der Villa Caſtel Durante am Metaurus (dem ſpäteren Urbania), die er, wie man glaubt, unter dem Bilde der Zaubergärten Armiden's beſchrieb. Ueber ſein dortiges längeres Verweilen hat man viel geſagt und gedeutelt. Daß Eleonore ihn ihre Eiferſucht fühlen ließ, iſt außer Zweifel*); ſchon oben war von dem von der Villa aus an ſie gerichteten Briefe und von dem Sonett die Rede, worin er auf die Bemerkungen und Gedichte Guarini's, den er für ſeinen Nebenbuhler bei der Prinzeſſin hielt, deutlich anſpielt. „Il Sonetto non sarà punto simile a quei belli che m'immagino che ora l'E. V. sia solita di udire molto spesso, ed è così povero d'arte e di concetti, come io sono di ventura. — — Sappia che non è fatto per alcun mio particolare, ma a requisizion d'un povero amante, il quale essendo stato un pezzo in collera con la sua donna, ora non potendo più, bisogna che si renda, e che dimandi mercè.“

Bald nach Taſſo's Abreiſe von Peſaro, und nachdem der alte Herzog Guidobald von Urbino 1574 geſtorben war, veruneinigte das herzogliche Paar ſich ſo ſehr, daß Lucrezia nach Ferrara zurückkehrte. Komiſch iſt die Bemerkung des guten Seraſſi: ſie ſey zwar von ihrem Gemahl ſehr hoch geſchätzt geweſen, a riguardo delle sublimi qualità che l'adornavano, aber wenig geliebt wegen ihres vorgerückten Alters, das ihn der Hoffnung auf Nachkommenſchaft beraubte. In ihren Gemächern fiel am 17. Juni 1577 die bekannte Scene mit dem Meſſerſtiche vor, welche Taſſo's erſte Verhaftung veranlaßte. Während ſeiner Gefangenſchaft wandte er ſich oft an ſie, und man weiß, daß ſie den Herzog umzuſtimmen ſuchte. Aber deſſen eiſerner Wille machte alle Bitten ſcheitern.**)

Donna Lucrezia ſtarb zu Ferrara am 12. Febr. 1598, in einem Alter von 64 Jahren. Sie hatte den Hauptſtamm des Hauſes Eſte ausſterben, hatte Ferrara veröden und dem Päpſtlichen Stuhl anheim fallen ſehen. Ihr bedeutendes Vermögen vermachte ſie dem Legaten Kardinal Peter Aldobrandini. Ob Haß gegen ihren Vetter, den Herzog Cäſar von Modena, und gegen die Familie della Rovere ſie dazu veranlaßte, ob dankbare Erinnerung an den freundlichen Schutz, welchen der unglückliche Taſſo in ſeinen letzten Tagen bei den Aldobrandini's fand, glauben wir dahingeſtellt ſeyn laſſen zu können.

Die Kupfer-Beilagen des erſten Heftes ſind: das Bildniß Lucreziens, eine Nachbildung der mehrerwähnten von ihr gefertigten Stikkerei und ein Facſimile des Taſſo'ſchen Briefes, welcher die Beſchreibung dieſer letzteren enthält. Alfred Reumont.

Bibliographie.

Storia critica di Sicilia. — Von Aleſſi. Catania.

Della storia delle finanze del regno di Napoli. — Von Bianchini. 3 Bde. Neapel.

Sistema delle cognizione umane. — Von Pietrarini. Bd. 1. Florenz.

Saggio geografico dello stato pontificio. — Von Calindri. 4.

Mannigfaltiges.

— Nord-Amerikaniſches. In der vorigen Woche ſind in London abermals zwei neue von berühmten Autoren herrührende Werke erſchienen, die ſich ausſchließlich mit den Zuſtänden der Nord-Amerikaniſchen Union beſchäftigen. Waſhington Irving, deſſen „Aſtoria“ eben erſt aufgehört hat, eine Novität der Leſezirkel zu ſeyn, hat bereits ein Seitenſtück, oder, wenn man will, eine Fortſetzung dieſer Schilderungen des „fernen Weſten“, und zwar ebenfalls wieder in drei Bänden herausgegeben. Sein neueſtes Buch heißt: „Abenteuer des Capitain Bonneville“*) und iſt abermals die Geſchichte eines kühnen Spekulanten, der eben ſo, wie der Deutſche Kürſchner Aſtor, welcher eine Kolonie zur Erweiterung des nordweſtlichen Pelzhandels gründete, auf eigene Hand, begleitet von etwa hundert entſchloſſenen Männern, eine Expedition in die Felſengebirge des fernen Weſten unternahm. Waſhington Irving hatte den Capitain Bonneville im Jahre 1835 an der Tafel des Herrn Aſtor kennen gelernt, als er eben von ſeiner dreijährigen Reiſe, zu der er ſich von dem Heere der Vereinigten Staaten beurlaubt hatte, zurückgekehrt war. Seine Erzählungen, namentlich von den wilden Indianern und von den wunderbar großartigen Naturſcenen, feſſelten den berühmten Schriftſteller ſo ſehr, daß er ſich ſogleich entſchloß, dem Capitain ſein Talent zu leihen, um ihn bei der Europäiſchen und Amerikaniſchen Leſewelt einzuführen, und ſo ſind denn dieſe drei Bände entſtanden. — Das andere Werk hat die früher vielgenannte Schriftſtellerin im Fache der politiſchen Oekonomie, Miß Harriet Martineau, zur Verfaſſerin und ſchildert das geſellige wie das politiſche Leben der Nord-Amerikaner**), jedoch in der dieſer Erzählerin eigenthümlichen Weiſe. Sie verbirgt nämlich keinen Augenblick, daß es ihr weniger um Unterhaltung, als um Belehrung ihrer Leſer zu thun ſey, und daß ſie nicht bloß für Frauen, ſondern vorzugsweiſe für Männer geſchrieben habe. Politik und Staats-Oekonomie, Religion und Civiliſation bilden den Inhalt ihres allerdings von den Grazien nicht ſonderlich bedachten voluminöſen Werkes. Als rother Faden, der durch das Ganze läuft, darf der Gedanke bezeichnet werden, daß die beſten politiſchen und geſellſchaftlichen Einrichtungen an und für ſich etwas Werthloſes und nur inſofern ſegenvoll ſeyen, als ihnen die Sittlichkeit und die Bildung des Volkes, für das ſie geſchaffen worden, Leben und Bedeutung giebt. Miß Martineau iſt aus Amerika mit der Ueberzeugung zurückgekommen, daß die dort verſuchte republikaniſche Form noch keine Früchte getragen habe, die ein Zeugniß von der Veredlung des Menſchengeſchlechts abgeben könnten. Obgleich aber für die neue Welt nicht eingenommen, urtheilt ſie doch anders über dieſelbe, als ihre bekannte Toryſtiſche Landsmännin, Mſtreß Trollope; indeſſen erhält ihr Tadel gerade darum noch mehr Gewicht, weil ſie auch ihr Lob nicht ſpart, wo es, ihrer rechtlichen Ueberzeugung nach, hingehört. — Wir hoffen, ſowohl auf das eine, als auf das andere der hier genannten Werke über Nord-Amerika ſpäter noch einmal zurückkommen zu können.

— Lafayette's Memoiren. Dieſes Buch, aus dem wir bereits zu Anfang des vorigen Monats einige Auszüge gegeben haben, iſt jetzt erſt im Buchhandel erſchienen. Die erſte Lieferung, aus drei Bänden beſtehend, führt den Leſer bis zu dem bekannten 10. Auguſt der Franzöſiſchen Revolution und iſt von folgenden Einleitungs-Worten begleitet, die Lafayette bereits vor vielen Jahren geſchrieben, bald nachdem er aus der Verbannung nach Frankreich zurückgekehrt war: „Früher, als ich mich noch dem ſeit meiner Jugend in mir erwachten Ehrgeiz der Freiheit ganz hingab, kannte ich für die Laufbahn, die ich mir eröffnet hatte, keine Gränzen. Es ſchien mir hinreichend für mein Geſchick, wie für meinen Ruhm, beſtändig vorwärts zu dringen und den Anderen die Sorge zu überlaſſen, die Erinnerungen an das Geſchehene, eben ſo wie die Früchte meiner Arbeiten, einzuſammeln. Nach funfzehnjährigem beſtändigen Glücke, als ich mich voll gerechter Hoffnung der Coalition der Europäiſchen Ariſtokratie gegenübergeſtellt hatte, ward ich von der Wuth des Franzöſiſchen Jakobinismus geſtürzt. Meine Perſon befand ſich damals der Rache meiner natürlichen Feinde und mein Ruf den Verleumdungen der ſogenannten Patrioten bloßgeſtellt, die in dieſem Augenblicke alle feierlich beſchworenen National-Garantieen verletzt hatten. Man weiß, daß meine Lebensweiſe während der fünfjährigen Gefangenſchaft, die mich damals traf, literariſchen Beſchäftigungen nicht günſtig war, und als man mir nach meiner Befreiung rieth, eine Rechtfertigungsſchrift abzufaſſen, ward mir dies durch jenen Memoiren- und Notizenkram verleidet, durch welchen nur allzuviele Menſchen ſchon die Aufmerkſamkeit des Publikums mißbraucht hatten. Ueberdies hatten die Ereigniſſe bereits für mich geſprochen; viele Anſchuldigungen waren mit den Anklägern gefallen. Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, haben meine Freunde Memoiren von mir verlangt. Ich fand Entſchuldigungen in meinem Widerſtreben, diejenigen älteren Jakobiner-Chefs mitzunehmen, die ſeitdem meine Verbannung getheilt, oder die Girondiſten, welche für die Grundſätze, die ſie in mir bekämpft und verfolgt hatten, geſtorben ſind, oder den König und die Königin, deren beklagenswerthes Schickſal nur noch geſtattete, daß man ſich einiger Dienſte rühmte, die man ihnen geleiſtet, oder endlich die Royaliſten, beſiegt, geplündert und willkürlichen Maßregeln unterworfen, wie ſie es jetzt ſind. Auch muß ich hinzufügen, daß ich in meiner glücklichen Einſamkeit, im Schoße meiner Familie und unter ländlichen Vergnügungen keinen Augenblick von dieſen häuslichen Genüſſen zum Opfer bringen möchte. Aber auch hier beſtürmt man mich mit denſelben Bitten, und um nur in Etwas nachzugeben, habe ich darein gewilligt, die Papiere in Ordnung zu bringen, die ich noch beſitze, Aktenſtücke, die bereits im Publikum ſind, zuſammenzuſtellen und durch Anmerkungen dieſe Sammlung zu verbinden, in der meine Kinder und Freunde einiges Material zu einer weniger unbedeutenden Ausarbeitung finden können. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß meine Sorgloſigkeit in dieſer Beziehung mit meiner innigen Ueberzeugung zuſammenhängt, daß die Freiheit einmal überall den Sieg davontragen und daß alsdann die Geſchichte unſerer Revolution jedes Ding und jeden Mann an den ihnen gebührenden Platz hinſtellen werde.“

---

*) Nach Eleonorens Tode fand man u. A. in ihren Zimmern das berühmte Sonett: An Filli, während eines Gewitters — in Stücke zerriſſen, welche von Guarini aufgeleſen wurden. Er macht die Anmerkung dabei, er glaube nicht, daß dies Gedicht urſprünglich an die Prinzeſſin gerichtet geweſen ſey.

**) Des Herzogs Groll gegen Taſſo endete nur mit ſeinem Leben. Unter den Manuſkripten befindet ſich das ſchöne Sonett: Figlie d' Alcide ad immatura morte — beide Prinzeſſinnen haben ihre Verwendungen für den Gefangenen darunter geſchrieben; von des Herzogs Hand folgen die Worte: „Alfons bietet, daß ſie das Bitten laſſen ſollen.“ So iſt auch das Gedicht vorhanden, in welchem Taſſo ſich an den Geiſt des Herzogs Hercules (Alfonſens Vater) wendet und ihn anfleht, einen himmliſchen Boten zu ſeiner Befreiung zu ſenden. Alfonſens Antwort iſt: „Wenn der Bote anlangt, ſo wird der Herr Taſſo auf freien Fuß geſetzt werden.“ — Der Herzog wollte den, durch welchen er die Ehre ſeines Hauſes gekränkt glaubte, niemals wieder vor ſich laſſen. Bei ſeiner Abreiſe nach Mantua weigerte er ſich, ihn zu empfangen, ſo wie er ihm auch im J. 1592, als der Fürſt von Venoſa ſich nach Ferrara begab, ſich mit einer Prinzeſſin von Eſte zu vermählen, durchaus nicht geſtatten wollte, dieſen zu begleiten. Im Archiv zu Modena giebt es ein Schreiben Taſſo's an Alfons, vom 30. Dezbr. 1594 — alſo wenige Monde vor ſeinem Tode — worin er, im Vorgefühl ſeines nahen Endes, um Gottes und ſeine Verzeihung bittet. „Poichè è impossibile correggere il passato ch'è molto, in quel che m'avvanza dell' avvenire, ch'è brevissimo spazio, mi guarderò più dalla disgrazia di V. A., che d'alcun altra. Questo è stato molti anni il mio proponimento, sebben molto impedito, e mal recato ad effetto. Di nuovo la supplico che m'abbia compassione, e prego Iddio con animo devotissimo, che mi conceda il suo perdono, e quel di Vostra Altezza Serenissima.“ — Seraſſi, dem Tiraboschi einen Auszug daraus mittheilte, findet bei dieſer Gelegenheit bei Taſſo eine „Costanza di gratitudine forse senza esempio“!

*) Adventures of Capitain Bonneville, or Scenes in the Rocky Mountains of the Far West. By Washington Irving. 3 vols. London, 1837.

**) Society in America. By Harriet Martineau. 3 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 63. Berlin, Freitag den 26. Mai 1837.

Frankreich.

J. Janin's literariſche Portraits

I. Frau von Staël.*)

Nach den furchtbaren Erſchütterungen, von denen Frankreich im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts heimgeſucht worden, als in der beiſpielloſen Umwälzung die Literatur und Dichtkunſt zu Grabe getragen ſchien, war Frau von Staël die Erſte, welche ihre Stimme erhob, die Erſte, welche es laut in die Welt rief und zum Bewußtſeyn Aller brachte, daß die Kunſt, die Poeſie in Frankreich nimmermehr verloren gehen könne. An ihr haben ſich die Hoffnungen einer großen geiſtigen Zukunft aufgerichtet; ſie hat, eine kühne Prophetin, den Arm ausgeſtreckt und die Pforten des neuen Jahrhunderts aufgeſchloſſen. Dieſes neunzehnte Jahrhundert, in ſeiner Jugend ſchon ſo thaten- und gedankenreich — ſo oft die ſpäteſten Geſchlechter ſeiner gedenken, wird als die Erſte unter ſeinen Frauen, ja als die Erſte unter den Männern Frau von Staël genannt werden.

Dieſe große Frau gehörte durch ihr Genie und ihre Schriften der neuen Zeit, durch Erziehung und Sitten aber noch der altfranzöſiſchen Geſellſchaft an, wie ſie vor der Revolution geweſen. Sie war geboren und aufgewachſen in jenen Umgebungen, in den Kreiſen jener glänzenden modiſchen Welt, die ſo elegant war und ſo witzig phantaſtiſch, ſo geſprächig, ſo diſputir- und zweifelſüchtig, ſo ſarkaſtiſch, ſo leichtſinnig und doch ſo brav, und die 1793 von der Erde verſchwunden iſt im Nu, ſpurlos weggefegt vom Sturmhauch der Revolution. Als Kind, als Mädchen, wie herausgekommen über dieſen vornehmen und engezogenen Geſellſchaftskreis, that ſie ſchon richtige Blicke in die Zukunft und erkannte, daß der alten Nation eine neue nachrückte. Während ihre Standesgenoſſen, von der Gewalt und Gräßlichkeit der Ereigniſſe betrübt, zu ſchwach zur Wehr, zu ſtolz zur Klage, lautlos der Guillotine als Opfer fielen, vermochte dieſes Mädchen, die Einzige vielleicht unter ihres Gleichen, eben ſo muthig als tief empfindend, den Heldenmuth einer Roland und die begeiſterte Selbſtaufopferung einer Charlotte Corday zu begreifen und mitzufühlen. In jener für Frankreich ewig ſchmachvollen und entſetzlichen Zeit, als die Raſerei der Mordſucht am heftigſten wüthete, als unter der Gewaltherrſchaft des Schreckens jedes Gewiſſen verſtummte, war es die junge Germaine Necker, die nicht verſtummte, ſondern ihren Schmerz und ihre Entrüſtung laut ausſprach, als man die ſchöne, die unglückliche Königin von Frankreich vor das fürchterliche Revolutions-Tribunal ſchleppte. Drei Jahre ſpäter, als Frankreich von der Schreckensherrſchaft des Konvents unter die Laſterherrſchaft des Direktoriums gerathen war, hören wir dieſelbe kühne und jugendliche Stimme, wie ſie den Regenten des Tages die ſtrengen und ſchlichten Tugenden der alten Republikaner ins Gedächtniß ruft. Sie wagte es, dem Direktor Barras den Brief des Brutus an Cicero zuzuſenden. Sicheren Muthes ſchritt ſie einher unter den Trümmern des revolutionairen Schiffbruchs, die der Sturm nach allen Seiten gejagt hatte und auf denen ſich jetzt die Geretteten allmälig wieder zum Vaterlande ſammelten; ſie reichte den zurückkehrenden Verbannten die Hand — ſie war damals die Freundin aller geſtürzten Vornehmen, wie ſie in ſpäteren Tagen die warme Vertheidigerin der proſkribirten Anhänger der Republik wurde.

Wie groß war Bonaparte's Erſtaunen, ſein Unwillen, als er, der nach Außen und nach Innen jeden Widerſtand beſiegt, das forſchende Auge dieſer Frau unwiderſtehlich auf ſich gerichtet ſah, dieſes Auge, das die tiefſten Falten ſeiner Seele ausſpähte, das alle Regungen ſeines deſpotiſchen Ehrgeizes im Voraus errieth. Dieſe Frau, die zu beachten er gar keine Zeit gefunden, ſtand plötzlich in Frankreich an der Spitze einer geiſtigen Macht dem Kaiſer gegenüber. In ihrem Salon verſammelte ſie die größten, die leitenden Geiſter der Franzöſiſchen Nation und ſprach in ihrer Mitte muthig begeiſterte Worte, gleich einem alten Redner im Angeſichte ſeines Volkes und Vaterlandes; ſie ſtreute die kühnſten Gedanken, die freiſinnigſten Prinzipien aus, ſie beherrſchte und lenkte die Gemüther; die Männer ſaßen zu ihren Füßen und lauſchten ihrem Worte, ohne daran zu denken, daß ſolche Lehre nicht mit den Geboten des Kaiſers ſtimmte.

Es giebt vielleicht kein zweites Beiſpiel eines in ſo früher Jugend ſo männlich reifen Geiſtes, wie es dieſe Frau gab. Als Kind im Salon ihrer Mutter aufgewachſen, wo alle ernſte und alle ſchöne Geiſter des achtzehnten Jahrhunderts ſich einfanden, lernte ſie bei Zeiten, wie man geiſtreich fragt und geiſtreich antwortet. Als funfzehnjähriges Mädchen hatte ſie ſchon einen Theil des „Esprit des Lois" nicht allein geleſen, ſondern auch gründlich darüber nachgedacht. Daneben las ſie die „Nouvelle Héloise", und dieſer Roman wurde für ihr junges, empfängliches Gemüth ein reicher Quell poetiſcher Anregung. Nächſt der Heloiſe war Richardſon's Clariſſe ihre Lieblings-Lektüre. Um dieſe Zeit fing ſie auch an, ſelbſt einige kleine Romane zu ſchreiben, voll Schickſal, Thränen und entblätterter Roſen, nach damaliger Mode. Lange indeß hielt ſich ihr Genius hierbei nicht auf, ſondern erſtieg mit einem Schritte ſeine Höhe in dem trefflichen Buche über Literatur, (de la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales) welches im Jahre 1800, und in dem Romane Delphine, welcher 1803 erſchien. Um die Bedeutung jenes erſten Werkes recht zu würdigen, muß man die Umſtände kennen, unter welchen es erſchien. Der Geiſt der neuen Zeit in Frankreich hatte ſich ſelbſt damals noch nicht erkannt; durch die gewaltigen Umwälzungen, durch den ſchnellen Uebergang des Despotismus der Guillotine zum Despotismus des Degens betäubt, hatte er noch nicht zur Beſinnung kommen können. Es war ein geiſtiger Stillſtand eingetreten, und Niemand ſchien die Richtung zu wiſſen, in welcher Frankreich ſeinen Weg zu den künftigen Zeitaltern fortſetzen würde. Da erſchien das Buch, in welchem Frau von Staël mit eben ſo viel Geiſt als Glück die Prinzipien der Literatur aller Zeiten zuſammenfaßte und darſtellte. Vom Glauben, von der Freiheit, von der Spekulation, von der Kraft des Griechiſchen und Germaniſchen Geiſtes war darin die Rede; unzählige vergeſſene Erinnerungen des literariſchen Lebens wurden geweckt; das Buch wirkte wie ein Signal zum Waffenſtillſtand, den man fortan der Literatur, inmitten des Kampfes der Parteien, bewilligte; es öffnete gleichſam die Breſche, durch welche ein Jahr ſpäter Chateaubriand mit ſeinem Génie du Christianisme einzog. Als die ſchönſte und herrlichſte Vorahnung der neuen Zeit, muß jenes Buch uns werth bleiben, nachdem die Streitigkeiten, wozu es bei ſeinem Erſcheinen Anlaß gegeben, Gott ſey Dank, längſt vergeſſen ſind.

Als drei Jahre ſpäter der Roman Delphine herauskam, ſtanden in Frankreich eben die Republik und die Monarchie zum letzten entſcheidenden Kampf gegen einander, die erſtere dem Unterliegen nahe, die letztere ſiegreich; beide entſchloſſen, nicht einen Fuß breit zu weichen. Mit der Delphine ſchließt gewiſſermaßen das erſte Lebensalter der Frau von Staël ab: es iſt die Geſchichte, richtiger geſagt, der Roman ihrer Jugendzeit. Auch finden ſich alle Meinungen, welche ſie ſpäter entwickelt und ausführlich vorgetragen hat, hier bereits im Keime vor: über die Ehe, die Religion, die Politik, über Alles, was das Intereſſe der neu ſich bildenden Geſellſchaft anregte. Und mit wie glänzender, funkelnder Beredſamkeit iſt dies Alles verhandelt! wie erhaben, wie lebendig ihr Styl und voller Anmuth! die Revolution ſchien gerechtfertigt, ſie ſchien ſtolz darauf ſeyn zu dürfen, daß ſie eine ſolche Schriftſtellerin hervorgebracht. Aber Frau von Staël hatte auch für ihren Ruhm zu büßen, ſie mußte ins Exil; ſie mußte Paris meiden, Paris, in deſſen Zirkeln ſie wie eine Königin geherrſcht, und wo der Kaiſer keine Herrſcherin neben ſich dulden wollte. Sie reiſte nach Berlin und ſah unterweges Goethe, den Deutſchen Dichterfürſten; ſie reiſte nach Italien und fand, daß ſie Italien bereits gekannt, ehe ſie es geſehen; von da nach Coppet, wo ſie ihren Königsſitz wieder aufſchlug, aber nur von wenigen Getreuen umgeben war. Sie beobachtete, ſie erkundigte ſich, ſie ſammelte den Stoff für ihre künftigen Werke; aber die ſchmerzliche Erinnerung, die Sehnſucht nach Frankreich, nach ihrer glänzenden Exiſtenz zu Paris, wich keinen Augenblick von ihr. Hin und wieder, wenn ſie des Wanderns müde war, erbat und erhielt ſie von der eiferſüchtig mißtrauiſchen Regierung die Erlaubniß, Frankreich, das Land ihrer Hoffnungen und Wünſche, zu betreten; doch durfte ſie ſich Paris nicht nähern; in Saumür, Auxerre, Chalon mußte ſie ihren Wohnſitz aufſchlagen. Das war ein dürftiger Troſt für einen ſo feurigen, ungeduldigen Geiſt. Von dem großen Centrum des Franzöſiſchen Lebens ausgeſchloſſen, ſchmachtete ſie in jenen engeren und kleineren Umgebungen dahin, und nichts konnte ſie entſchädigen; im ſchönſten, fruchtbarſten Lande, in der erhabenſten und anmuthigſten Gegend ſeufzte ſie nach ihrem Stübchen in der Rue du Bac. Endlich wagte ſie ſich einmal nach Paris hinein, um zur nächtlichen Stunde durch dieſe Straßen zu wandern, die ihr lieber waren, als das herrliche Amphitheater des Genfer See's. Wie bitter mußte ſie ſich gekränkt fühlen, die reizbare und reichbegabte Frau, wenn ſie die Salons von feſtlichen Lichtern ſchimmern ſah, die Sammelplätze der Geiſtreichen und Gelehrten, die Schau-

*) Wir entlehnen dieſes und einige andere Portraits der bereits von uns erwähnten, von Jules Janin für das Londoner Athenaeum bearbeiteten Geſchichte der Franzöſiſchen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

Digitized by Google

plätze ihres früheren Triumphs, zu denen der Eintritt jetzt ihrem Talente und Genie unterſagt war. Aber auch dieſen Troſt wollte der Kaiſer der Verbannten nicht gönnen; ſie wurde abermals vertrieben, weit, weit von der Rue du Bac. Da ging ſie nach ihrem Schloſſe Coppet und hier umgab ſie ſich mit einem Kreiſe, mit einer Familie geiſtig ihr Angehöriger. Benjamin Conſtant, A. W. Schlegel, Barante, Sismondi, Bonſtetten waren ihre Gäſte; jeder literariſch berühmte Franzoſe achtete es als heiligſte Pflicht, einmal des Jahres nach Coppet zu wallfahrten. Da fanden ſich der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Matthieu de Montmorency, Proſper de Barante ein; das benachbarte Genf, das entferntere Deutſchland ſendeten beide ihre ausgezeichnetſten Repräſentanten. Es war ein politiſch-philoſophiſch-literariſches Konklave, welches hier gehalten wurde, und in welchem Benjamin Conſtant und Frau von Staël durch Geiſt und Beredſamkeit vor Allen ſich auszeichneten. Die Unterhaltung ſtockte nie und ging nie aus; über alle mögliche Dinge und Perſonen wurde geſprochen; ja, oft ſtand man früh am Morgen auf, um die Converſation zu beginnen, und ſaß bis ſpät in die Nacht, um ſie fortzuſetzen. Die Gaſtfreundſchaft in dieſem Hauſe war eben ſo edel und zuvorkommend, als verſchwenderiſch. Eines Tages fand ſich auch ein Engliſcher Lord ein, der Reiſe machte; es war ein junger Mann, Lord Byron. Frau von Staël erkannte die noch verborgene Macht dieſes Geiſtes; „Ich glaube“, ſprach ſie, „er hat Genie genug, um den Seelenfrieden eines Weibes zu zerſtören.“

Im Jahre 1807 erſchien **Corinna**, und in den Beifall, der dieſem Buche gezollt wurde, ſtimmte ganz Europa mit Herz und Händen ein. Dieſer plötzlich aufgeregte, allgemeine Enthuſiasmus für das Werk einer Exilirten erregte von neuem den Unwillen des Großherrn Napoleon, denn hier ſprach ſich die einzige ihm entgegenſtehende, ihm wahrhaft gefährliche Souverainetät, die des Genies, in ihrer ganzen Stärke aus. Von Stunde an kannte man die Verfaſſerin in der ganzen Welt unter dem Namen Corinna, und an dem Kaiſer ſtrafte ſich, durch ein Gefühl des Mißmuths und der Beſorgniß, die über ein ſolches Weib und ein ſolches Genie verhängte Verbannung. Zur Schande Frankreichs ließ die Kaiſerliche Cenſur ihren Grimm an dem zunächſt erſchienen Werke der berühmten Verfaſſerin, an dem Buche über **Deutſchland**, aus; daſſelbe wurde ſchamlos zerriſſen, im eigentlichen Sinne des Wortes zerriſſen und vernichtet. In England fand die Schrift Zuflucht und kam ans Licht. Dieſes Buch hat zuerſt den Franzoſen eine ganz neue poetiſche Welt aufgeſchloſſen; Frau von Staël war für ſie der Columbus, der die unbekannten Geſtade der Deutſchen Literatur entdeckte.

Die Rückkehr Ludwig's XVIII. machte der Verbannung dieſer ausgezeichneten Frau ein Ende. Sie hatte den König in England geſehen und kennen gelernt, in deſſen Gefolge jetzt manche ſchöne Hoffnung nach Frankreich zurückkehrte. Da ließ ſie am Schluſſe der Revolution ihr letztes Werk, die Considérations sur la révolution française erſcheinen, und ſtellte durch dieſe eben ſo inhalts- als folgenreiche politiſche Schrift ihren Namen dem ihres Vaters würdig zur Seite. Das Buch iſt als das letzte Wort, als das Teſtament der Verfaſſerin zu betrachten und enthält ſo manchen, an das damalige Königthum unnütz weggeworfenen guten Rath. Dagegen iſt es der Ausgangspunkt derjenigen Schule geworden, die man ſeit vielen Jahren unter dem Namen der „Doktrinäre“ bezeichnet. Es bildete ſich um das Buch ein Verein, wie um ein Manifeſt, das man behaupten, vertheidigen, deſſen Licht man fortpflanzen, das man zu ſeinen reichen und bedeutſamen Folgen entwickeln wollte; aus dieſem Beſtreben bildete ſich das Journal „Le Globe“ mit dem Syſteme ſeiner Lehren. So hat dieſes Buch damals die jugendlichen Geiſter und Talente geweckt, die heute Frankreich regieren; ſo herrſcht jene berühmte Frau auch nach ihrem Tode noch in der politiſchen, wie in der poetiſchen Entwickelung der Nation.

Frau von Staël ſtarb zu Paris am 14. Juli 1817. Eine Stunde vor ihrem Tode äußerte ſie noch den Wunſch, die Sonne noch einmal zu ſehen. Sie ließ ſich in ihren Garten hinaustragen und ſich auf einen ſonnigen Raſenplatz unter ihre Roſenſträuchere hinſetzen; ſie pflückte die Roſenblätter und vertheilte ſie an ihre Freunde mit Worten der Liebe, des Troſtes und der Hoffnung.

Naturforſcher während der Revolution.

Es war im Jahre 1793 an einem heiteren, milden Frühlingstage, als ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der in ſeinem Aeußeren nur allzu ſehr eine Verkleidung verrieth, mit einem Stock, auf deſſen Spitze er ſein beſcheidenes Gepäck trug, traurig und gedankenvoll dem Lauf eines kleinen Baches folgte. Von Zeit zu Zeit drehte er ſich um, einen letzten Liebesblick auf den ſpitzigen Glockenthurm des Städtchens werfend, welches nach und nach am Horizonte verſchwand hinter den großen Wäldern von Kaſtanienbäumen. Einſt war unſer Wanderer der Prieſter und Hirte jener Gemeinde, die nunmehr ſich ſelbſt überlaſſen blieb; jener Thurm hatte einſt ihm gehört, in ſeinem Schatten war er geboren, in ſeiner Nähe, hatte er ſich vorgenommen, zu ſterben. Der kleine krumme Bach, an dem er hinwanderte, ſo viel wie möglich die gebahnten Wege vermeidend, das war die Corrèze, nur wenig oberhalb ihres Zuſammenfluſſes mit der Vézère; das Städtchen endlich, das er unten in der Ferne hinter ſich ließ, um es vielleicht nie mehr wiederzuſehen, hieß Brive-la-Gaillarde; es war ſeine Heimat, die er als Proſkribirter verlaſſen mußte; zur Deportation verurtheilt, einſam und verlaſſen von aller Hülfe, floh er weithin, ohne Zufluchtsort, ohne Freunde auf der weiten Erde.

Nur Gott mochte wiſſen, wohin er ſeine Schritte lenkte; er ſelbſt bekümmerte ſich nur wenig darum; der Gott, welcher damals alle Stätte verlaſſen zu haben ſchien, wird ihn gewiß auf rechtem Wege führen. Uebrigens beſaß unſer Held etwas, was ihn vor der Langeweile einer Fußreiſe hinlänglich ſchützte, nämlich eine edle und unſchuldige Liebe, die er ſchon ſeit langer Zeit in ſich trug, und zwar die Liebe zu den Wiſſenſchaften, und unter den Wiſſenſchaften war es wieder eine, der er ſich vor allen anderen gewidmet und mit der man ſich auch auf der Landſtraße leicht beſchäftigen kann, nämlich die Entomologie.

Mit dieſem Troſt für die Gegenwart, mit dieſer Hoffnung für die Zukunft, ſetzte unſer armer Naturforſcher ſeinen Weg fort; bald ſchritt er langſamer, bald ſchneller, indem er ſich an den köſtlichen Düften der Atmoſphäre erquickte und wohl tauſendmal die gerade Straße verließ, um irgend eine kühle, ſchattige Stelle, irgend einen maleriſchen Punkt im Vorübergehen zu genießen. Dann und wann verfolgte er auf den Flug einer ſummenden Mücke, beobachtete einen Schmetterling, wie er in der Luft ſeine anmuthigen Kreiſe und Wendungen beſchrieb, und lauſchte mit angehaltenem Athem auf das Tanzfeſt eines geflügelten Völkchens, das im Sonnenſtrahle luſtig herumſchwärmte.

Da er immer auf ſeiner Wanderung den abgelegenſten Seitenweg aufſuchte und beſonders die Nähe der Städte und ſelbſt der großen Dörfer ſorgfältig vermied, ſo konnte er wohl lange Zeit ohne die geringſte Gefahr und ohne irgend ein Hinderniß nach Luſt und Laune wandern. Traf er ja auf ſeinem Wege irgend ein ärmliches, einſames Dach, irgend eine verborgene Hütte, ſo ſchritt er kühn darauf los und ließ ſich einen Platz anbieten auf dem zerbrochenen Schemel um den langen, ſchmalen Tiſch, an der Seite des mageren Heerdes; da fragten ihn die Leute nicht, woher er käme, noch wohin er ginge, ſondern ob er Hunger habe. Des Nachts fand er jedesmal ein Plätzchen auf dem Stroh der Scheune, und oft bereitete man ihn ſogar mit dem ſchönſten Lager, das in der Hütte vorhanden war. Mit Tagesanbruch war ſchon ſein Milchfrühſtück und eine Portion ſchwarzes Brod im Voraus für ihn angeordnet. Wenn er dann Abſchied nehmen mußte, waren ihm die Leute von geſtern Abend ſchon ſo alte Freunde geworden, daß ſie ihn nur ungern gehen ließen. Nachdem ſie ihm endlich die ſicherſte, tauſendmal wiederholte Auskunft über die Straße bis zum nächſten Nachtlager gegeben, bekam er noch einen kräftigen Händedruck mit auf den Weg und ein herzliches „Gott behüt' Euch.“

So fing er ſeine Wanderung, oder vielmehr ſeinen Spaziergang, vom vorigen Abend wieder von vorn an; zwar mochte er ſich wohl ernſt vornehmen, nunmehr an nichts Anderes zu denken, bevor er ein beſtimmtes Ziel erreicht; da kam aber auf einmal ein Käfer, der, ihm um die Ohren herumſummend, ihn zum Kampfe einlud und alle ſeine guten Vorſätze über den Haufen warf. Dann fing er an, zu laufen, zu verfolgen, zu ſchwitzen, bis er den unbeſonnenen Feind zu ſeinen Füßen niedergeſtreckt und mit der Hand erhaſcht hatte. Bald kam ihm wieder ein leichter, buntgeflügelter Schmetterling in den Weg, und es entſpann ſich ein wahrer Zweikampf, in dem alle mögliche Liſt und Ueberrumpelung aufgeboten wurde, bis das unglückliche Inſekt in die Hände des Siegers gefallen war. Dann zog unſer Naturforſcher aus ſeinem Aermel eine lange Todesnadel, die zum letzten Gnadenſtoß dienen ſollte nach dem ungleichen Gefecht, und wenn die Gattung ihm entweder unbekannt ſchien oder ein ſorgfältigeres Studium verdiente, ſo wurde die koſtbare Beute mit Vorſicht in die innere Form ſeines runden Hutes angebracht; denn dies war der Kaſten, in welchem er damals, ſo lange er nichts Beſſeres hatte, die spolia opima ſeiner täglichen Triumphe aufbewahrte.

Ganz beſchäftigt mit dem Gedanken an die Aufnahme, welche ihm ein freundlicher Empfehlungsbrief in der Stadt verſchaffen ſollte, klopfte er eben voll Vertrauen an die Thür einer Wohnung, als ihm ein gräßliches Schauſpiel entgegen kam. Es war nichts Geringeres, als der ganze Apparat der Schreckensherrſchaft mit allen Lumpen und allem Schmutz, der dazu gehörte, mit ſeinem ganzen Gefolge von aufgeſchürzten Henkern und Wächtern, mit dem Karren zum Transport und dem Loch, wo man nicht lange zu ſitzen brauchte, kurz mit allen Kerkermeiſtern und Riegeln und Ketten, lauter Eiſen und nichts als Eiſen. Den verkleideten Prieſter anhalten, ihn ausfragen und, da er nichts zu antworten weiß, ihn für verdächtig erklären, war das Werk eines Augenblicks. Gegen dieſe brutale Logik half kein Einwand, kein Widerſtand. Man expedirte gerade an demſelben Tage aus jenem Städtchen nach dem Hauptort der Guillotine einen ganzen Transport von Verdächtigen, und auf dem Karren war auch juſt noch ein leerer Platz vorhanden. So war alſo der Zug bis auf den letzten Mann voll geworden, und nun ging es unter den erhabenſten Schmähungen, unter dem wildeſten Kannibalengeſchrei fort in das Gefängniß Hâ nach Bordeaux.

Friſch und geſund daſelbſt angekommen, wenn auch nicht ohne mannigfache Gefahren, durften die Verurtheilten hier nicht lange ſchmachten; kaum erlaubte man unſerem unglücklichen Helden, ſich durch einige Stunden ruhigen Schlafes von den Anſtrengungen, von den Schreckniſſen und Leiden, die plötzlich auf ihn eingeſtürmt hatten, zu erholen. Nur ſechs Stunden hatte er geſchlafen, und ſchon war ſein Prozeß ganz vollkommen und gründlich inſtruirt. Uebrigens hatte er durch ſeine eigene Offenheit die Sache ziemlich einfach und kurz gemacht; er hatte geradezu ſein doppeltes **Verbrechen** geſtanden, er hatte ſich als Prieſter und Verbannten bekannt: was brauchte es mehr zu einem gerechten Todesurtheil?

Dieſes Urtheil wurde alſo nach der bekannten kurzen Manier motivirt und ausgeſprochen, während unſer Naturforſcher, der ſo im Nu ohne Weiteres verhaftet, gerichtet und verdammt worden, kaum Zeit gehabt hatte, ſich dieſer raſch auf einander folgenden Schläge, die ihn urplötzlich von der tiefſten Ruhe zur höchſten Verzweiflung geführt, recht bewußt zu werden. Doch als man ihm eben den Todesſpruch vorgeleſen, da fing er auf einmal an zu begreifen, daß es ſich um ſein Leben handle, daß er ſelbſt es wäre, deſſen Tod der gaffenden Menge da draußen zum Schauſpiel dienen ſolle. — Nach und nach aber, durch das ſtete Feſthalten dieſes Gedankens, machte er ſich immer mehr vertraut mit ihm und ſah ihm zuletzt ganz ruhig und furchtlos ins Auge.

Der Tag rückte vor, den anderen Morgen ſollt' es los gehen! Da

Digitized by Google

war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn man ſich auf die würdige Erfüllung dieſer letzten Pflicht gehörig ſtärken und vorbereiten wollte. Vor Allem aber fühlte der Gefangene das Bedürfniß, durch eine Erquickung ſeine erſchöpften Kräfte zu beleben, und zu dieſem Zwecke brachte er den Kerkermeiſter leicht dahin, ihm zur Vergütung für den kleinen Wildvorrath, den er als letztes Erbſtück hinterließ, ein frugales, wohlſchmeckendes Mahl zu beſorgen. Dieſer Handel war natürlich ſehr vortheilhaft, und unſer Kerkermeiſter war ganz damit einverſtanden. Ja, er ließ ſich ſogar ſo weit herab, dem Verurtheilten bei Tiſch Geſellſchaft zu leiſten und den Toaſt auf ſein und ſeiner Familie Glück und langes Leben pflichtſchuldigſt zu erwiedern.

Während ſie ſo einer Flaſche den Garaus machten, fing der Kerkermeiſter an, dem Verurtheilten die ganze Geſchichte dieſes alten, guten Gefängniſſes zu erzählen, in welchem ſie ſo brüderlich zuſammen tranken, mit allen den Kurioſitäten und Einzelnheiten, mit allen den Martern und Bubenſtücken, die zu einer ſolchen Geſchichte gehören. Nach dem Gefängniß kamen die Gefangenen an die Reihe, und nach dieſem die Richter ſelbſt, dieſe natürlichen Vorſteher eines Kerkers.

„Was meint Ihr z. B. zu der Figur unſeres Bürger-Präſidenten, ich meine den, der die Stimmen geſammelt und Euer Todesurtheil vorgeleſen hat. Nicht wahr, das iſt ein braves Präſidentengeſicht, ganz wie es ſeyn ſoll, ſo hart und feſt wie Eiſen, ein hübſcher Kopf, nicht wahr?“

Der arme Gelehrte, der ſich noch mit Schaudern an den kurzen, biſſigen Ton, an die herbe, unfreundliche Miene des Bürger-Präſidenten erinnerte, konnte keinen Laut über ſeine Lippen bringen; er begnügte ſich, mit einer bejahenden Geberde die liebreiche Frage ſeines Gaſtes zu beantworten.

„Nun ſolltet Ihr erſt ſehen, was das für ein Mann iſt, wenn er den Gerichtsſaal verlaſſen hat: ein wahrer Römer in allen patriotiſchen und Privat-Tugenden. So wenig Galle und Haß, ſo wenig Zorn und Strenge, ſo liebreich und gut, kurz ein wahres Muſter von einem Präſidenten und Bürger. Nur Ein Fehler mißfällt mir an ihm, eine kleine Narrheit, die ſeine Bürger-Tugenden etwas entſtellt. Sollte man's wohl glauben, kaum hat er ſeine patriotiſchen Geſchäfte abgemacht, huſch, iſt er fort. – Da läuft er hinaus, aufs Feld, ſo weit ihn ſeine Füße tragen, und womit meint Ihr wohl, amüſirt er ſich da; ſeht mal, ob Ihr's rathen könnt....“ Der Gelehrte kam nicht darauf, war aber ganz Ohr.

„Schmetterlinge fängt er, Raupen und andere ſolche Inſekten, macht ſich daraus allerhand bunte Sammlungen unter gläſernen Kaſten; ſagt, iſt das nicht eine wahre Spielerei, ganz unwürdig eines ſolchen Bürgers, der ſeine Pflichten kennt und ſeine eigene wie die Untheilbarkeit der Republik zu achten weiß?“

Man kann ſich denken, wie die Aufmerkſamkeit des Naturforſchers auf den höchſten Grad geſpannt war. Doch ließ er ſich nicht das Geringſte merken, ſondern plauderte weiter mit dem Kerkermeiſter und lachte mit ihm über eine ſo ſonderbare Vorliebe. Unterdeſſen aber, während er die Unterhaltung zu beleben ſucht, nimmt er ganz ſachte ſeinen Hut herunter. Man hatte bei jener ſchnellen Prozedur gegen ihn ſogar vergeſſen, ihn zu durchſuchen, und ſo war es ihm gelungen, jene koſtbare Sammlung zu retten, aus welcher er jetzt eine höchſt geſuchte entomologiſche Rarität herauszog; es war, glaub' ich, die Necrobia ruficornis, eine Art Käfer mit Flügeldecken von, ich weiß nicht, welcher Unterſpezies und Familie. Dann nahm unſer Gefangener, wie ſpielend, den Pfropfen der ſchon geleerten Flaſche von dem Tiſche in die Hand, ſtach dann das Inſekt an das untere Ende des Pfropfens und ſetzte dieſen wieder auf den Flaſchenhals auf; das Alles aber that er mit ſo geheimnißvoller und verſteckter Miene, daß dem aufmerkſamen Gefangenwächter auch nicht die geringſte Bewegung entging und er, ſobald die kleine unſchuldige Operation fertig war, ſich beeilte, auf der Stelle den Tiſch abzutragen und Alles, was darauf ſtand, natürlich auch die geheimnißvolle Flaſche, ſchnell mitzunehmen. Kaum war er draußen, ſo iſt ſein Erſtes, raſch zu dem Bürger-Präſidenten hinzulaufen, welchen glücklicherweiſe ſein Richteramt heute länger als gewöhnlich auf ſeiner Bank feſtgehalten hatte. Er tritt in den Gerichtsſaal ein, erzählt den ganzen Vorfall und zieht den verrätheriſchen Pfropfen aus der Flaſche. Die Sache war durchaus nicht lächerlich, gewiß handelte es ſich da um eine furchtbare Verſchwörung, und zwar erſt gegen die eine und untheilbare Republik im Allgemeinen und dann noch beſonders gegen die Stadt ſelbſt. Dieſes hölliſche Inſekt war gewiß nur das Signal zu einem Komplott, das er, der Kerkermeiſter, allein aufgedeckt hatte: dafür verdiene er eine National-Belohnung, dafür müſſe auch er als Retter des Vaterlandes proklamirt werden! ....

Während der Kerkermeiſter dieſe Ausſagen und Konkluſionen vortrug, wie ging es unterdeß unſerem Gefangenen, was dachte, was hoffte er? — Gleich bei der Erzählung des Gefangenwächters regte ſich in ihm ein kleiner, blaſſer Hoffnungsſchein; ſchon fing er an, ſich an dieſem morſchen Zweig, an dieſem letzten Brett feſtzuhalten, und auf einmal ſchien die Vorſehung, die er ganz leiſe um Beiſtand angefleht, und der überhandnehmende Selbſterhaltungstrieb ihm jenen glücklichen Gedanken eingegeben zu haben, der ihn vielleicht retten konnte.

Es war acht Uhr Abends; in einem wohlverſchloſſenen, komfortabeln Zimmer ſaßen zwei Männer von faſt gleichem Alter einander gegenüber, die Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt und die Geſichter einander ſehr nahe. Der Tiſch, etwas ſchmal, war mit den Reſten eines beſcheidenen Abendbrods und mit einer Menge von wiſſenſchaftlichen Kleinodien jeder Art bedeckt. Nach der höchſt lebhaften Unterhaltung und der gelehrten Diskuſſion ſchien die Freundſchaft zwiſchen beiden Männern ſehr intim zu ſeyn. Der eine von den Beiden war damit beſchäftigt, lange Erläuterungen und wiſſenſchaftliche Explicationen zu geben, und mußte den zehnmal unterbrochenen Unterricht zehnmal wieder von vorn anfangen, während der Andere, aufmerkſam zuhörend, bald ſeinen Beifall zu erkennen gab, bald ſeinen Widerſpruch, zuletzt aber jedesmal der klaren Widerlegung des Anderen weichen mußte und ſich dann nicht ſchämte, ganz laut und deutlich ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung an den Tag zu legen. Wie viel Stunden ſie ſo ſaßen, weiß ich nicht; ſo viel iſt aber gewiß, daß man noch lange nicht an ein Ende dieſer Lection zu denken ſchien, als ſich plötzlich die Thür des Zimmers halb öffnete und eine Magd von draußen hereinrief: „Der Bürger Ventus iſt hier; er läßt fragen, zu welcher Stunde morgen die Sache losgehen ſoll, damit er ſeine Maſchine zurecht machen kann.“

Bei dieſen Worten ſprangen die beiden Männer von ihren Stühlen empor; Beide wurden hinter einander ganz blaß und roth, dann fielen ſie ſich faſt unwillkürlich in die Arme und fingen an zu ſchluchzen und zu weinen. — Der Leſer weiß es ſchon, daß es Niemand anders war, als der Präſident und der Verurtheilte von heute früh. Lange waren ſie ſo zuſammen geweſen und hatten geplaudert, wie ein Paar alte Freunde, von ihrer Wiſſenſchaft, von ihren Studien, von ihren Plänen für die Zukunft, und bei dieſem Allen hatten Beide, der Richter und der Gefangene, alles Andere vergeſſen, das Todesurtheil, das Gefängniß, die Republik und ſelbſt den Henker. Letzterer aber hatte nichts vergeſſen und war nur gekommen, um als ein vollendeter Mann in ſeiner Profeſſion ſchon im Voraus ſeine Anordnungen zu treffen.

Den anderen Morgen wanderte unſer Verbrecher, unſer Verurtheilte vom vorigen Abend, mit Geld, Empfehlungen, Päſſen und republikaniſchen Zeugniſſen vortrefflich ausgeſtattet, luſtig zum Thore hinaus und beſtieg einige Meilen von der Stadt einen Wagen. Wer der treue Freund war, welcher ihn ſo gut verſehen und ihn ſogar hinaus begleiten wollte, damit man ihn bis zur nächſten Stadt und von da nach Paris nirgends aufhalte, das braucht nicht erſt geſagt zu werden. Für die aber, welche dieſe intereſſante Geſchichte für einen Roman halten möchten, ſey hinzugefügt, daß der Hauptheld derſelben kein Anderer iſt, als der alte, ehrwürdige Latreille, aus deſſen Munde ich ſie erzählen hörte. (Rev. Fr.)

Bibliographie.

Traité de la législation sur les cultes. — Von Neven. 5. Fr.
Résumé des traités chinois sur la culture des mûriers — 3. Fr.
Histoire de la captivité de François I. — Von Rey. 7 Fr.
Histoire du drapeau etc. de la monarchie française. 2 vols 18 Fr.
Essai sur les éloges. — Von Thomas. 2 Bde.
Souvenirs des résidences royales de France. — Von Vatout. 6. Fr.
Description d'une collection de vases peints etc.
Clinique médicale de l'hopital de la charité. — Von Bouillaud. 3 Bde. 21 Fr.
La sainte Bible vengée des attaques de l'incrédulité. — Von Duclot. 3 Bde. 12. Fr.
Les romans et le mariage. — Von de Ferrière. 2 Bde. 15. Fr.
Histoire de la maison de Montesquiou-Fezensac. T. I.

Italien.

Der Mönch auf dem Aetna.

Von Charles Didier.

„Dort iſt das Haus der Campieri“, ſagte der Führer, indem er auf ein altes, verfallenes Gemäuer zeigte, das am Rande eines großen Eichenwaldes lag. Hier endigt die kultivirte Region des Aetna und die der Waldungen beginnt.

Wir vertieften uns mit Wonne in den dicken, ſchattenreichen Wald, denn wir und unſere Maulthiere bedurften wahrlich der Kühlung. Seit ſechs Stunden der glühendſten Sonnenhitze eines Juli-Tages ausgeſetzt, waren wir eben über ein mit ſpitzer, brennender Lava bedecktes Feld geritten, das man wegen ſeiner wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen für ein mitten im Sturme verſteinertes Meer hätte halten können. Es war, als ob die Maulthiere über Eiſen fortſchritten, ſo hell und ſtark hörte man ihre Tritte auf der harten Lava. Dieſem tönenden Erdboden folgte ein feiner, glühender Sand, in den man bis zum Knie verſank; der enge Fußſteig war an beiden Seiten von tiefen Abgründen eingeſchloſſen; die tiefſte Stille herrſchte überall, und die dunkle Waldung vor uns ſchien mir ein paſſender Aufenthalt für Banditen. — „Gott ſey Dank“, ſagte der Führer, dem ich die eben gemachte Bemerkung mittheilte, „man hat ſeit vielen Jahren nichts von ihnen gehört; der Berg hier iſt ſicherer, als die Straßen von Catania; nur ſpricht man ſeit einiger Zeit von einem Mönche, der hier in den Wäldern lebt und den man niemals in bewohnte Gegenden herabſteigen ſah. Zu manchen Zeiten irrt er allein auf Höhen umher, die noch keines Menſchen Fuß betrat. Die Schäfer halten ihn für einen böſen Geiſt, wenn es nicht etwa Don Diavolo ſelbſt in höchſteigener Perſon iſt.“ — „Haſt Du ihn denn niemals geſehen?“ — „Ein einziges Mal, nahe bei dem „Engliſchen Hauſe“ (casa degli Inglesi). — „Sprach er mit Dir?“ — „Er forderte etwas zu eſſen und dann verſchwand er.“ — „Das iſt ein ſehr hungriger Teufel.“ — „O, Ew. Excellenz können wohl lachen; aber die Sache iſt dennoch ſehr bedenklich.“ — „Ich verſpreche Dir einen Paolo, wenn Du mich in ſeine Nähe führſt.“

Während wir ſo von dem Mönche und ſeiner wunderbaren Erſcheinung plauderten, waren wir aus den Gehölzen in die traurigſte Region des Aetna gekommen. Hier iſt Alles Aſche und Lava; man athmet eine Luft ein, in der kein lebendes Weſen gedeihen kann; man betritt einen Boden, aus dem kein Pflänzchen ſprießt, und ſieht Ruinen um ſich her, die wohl ſelten ein menſchliches Auge erblickt. Aber dennoch erregt es kein unangenehmes Gefühl, mitten in dieſer der Unfruchtbarkeit und Verwüſtung geweihten Einöde das einzige athmende, lebende Weſen zu ſeyn. Es war mir, als ob ich allein hier den Tod herausforderte und ihm zu trotzen wagte, und das flößte mir ein gewiſſes exaltirtes Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit ein.

Digitized by Google

Bald erreichten wir das „Engliſche Haus“ und endlich die Höhe des Kraters. „Excellenz“, rief der Führer, „ich habe meinen Paolo verdient.“ Und als ich mich umdrehte, ſah ich wirklich den Mönch, der am Rande des Abgrundes ſaß. Der aus dem Vulkan aufſteigende Rauch hatte ihn bis jetzt meinen Blicken entzogen; auch er bemerkte mich, und meine Gegenwart ſchien ihn keinesweges in ſeinen Betrachtungen zu ſtören. Der auf dem hohen Gipfel wehende Wind bauſchte ſein härenes Gewand auf und peitſchte ihm Schwefeldämpfe ins Geſicht, aber er ſchien für Alles unempfindlich; unbeweglich, mit über einander geſchlagenen Armen ſtand er da und blickte in den Krater hinab. Ich näherte mich ihm und redete ihn an, aber in ſtumme Betrachtungen vertieft, antwortete er mir nicht. „Was wollt Ihr von mir?“ rief er endlich mit dumpfer, tonloſer Stimme, indem er mich mit ſeinen ſtieren Augen ſcharf anſah, „hat man Euch nicht geſagt, daß ich ein Geſpenſt der Hölle ſey? Warum zittert Ihr nicht und ergreifet nicht die Flucht, wenn Ihr mich erblickt? Aber Ihr ſeyd kein Sicilianer und frei von jenem thörichten Aberglauben.“ Ein Gefühl, dem ich nicht zu widerſtehen vermochte, zog mich zu dieſem geheimnißvollen Weſen; die wenigen Worte, welche ihm entſchlüpft waren, hatten meine Neugier nur noch mehr erregt. Ich wußte nicht, welche Saite ich berühren ſollte, um ihn mittheilender und freundlicher zu machen und mir ſein Vertrauen zu erwerben; er beantwortete meine Fragen kurz und trocken; endlich aber ſchien es, als ob die ſtarre Rinde, mit der ſein Herz umgeben war, ſich allmälig löſe; ſein Geſicht nahm einen ſanften, ſchmerzlichen Ausdruck an, und er rief endlich im Tone der tiefſten Melancholie: „Wie lange bin ich ſchon nicht mehr an den Klang der menſchlichen Stimme gewöhnt; in dieſer wüſten Einöde vernehme ich nichts, als die Stimmen des Vulkans und der Stürme.“ Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo hörten wir eine tiefe, dumpfe Detonation, die den Berg unter unſeren Füßen erzittern machte; eine Feuerſäule ſtieg aus dem Krater auf, theilte ſich in der Luft in tauſend Garben und fiel in einem Sternenregen in den Abgrund hinab. „O!“ rief der Mönch, „was ſind dieſe Flammen im Vergleich mit dem Feuer, das mein Herz verzehrte! Was iſt dieſes dumpfe Brüllen des Abgrundes gegen die laute Stimme der Leidenſchaften!“ Er ſchwieg aufs neue. Die Nacht war während der Zeit hereingebrochen, und als das Feuer des Vulkans erloſch und das Toſen in ſeinem Innern aufhörte, war Alles ſtill und dunkel um uns her. Die wunderbare Erſcheinung dieſes Mannes zu einer ſolchen Stunde und an einem ſo ſchauerlichen Orte war freilich ſeltſam, ungewöhnlich und ganz dazu geeignet, die abergläubiſchen Sicilianiſchen Hirten zu erſchrecken und ihnen den Glauben einzuflößen, es wohne ein übernatürliches Weſen auf dieſen Höhen.

„Ich ſuchte einen Menſchen, um ihm die Geſchichte meines Lebens zu hinterlaſſen“, ſagte er, „ich habe ihn endlich gefunden. Sie ſind es. Ohne Sie zu kennen, vertraue ich mich Ihnen an; es mag dann werden, wie Gott will; auch habe ich ja nichts mehr zu verlieren, jedes Band, das mich an das Leben feſſelte, iſt zerriſſen; ich habe mit der Welt abgeſchloſſen. Als Sie mich auf dieſem öden Gipfel überraſchten, war ich eben verſucht, meiner traurigen Exiſtenz ein Ende zu machen; der Selbſtmord lächelte mir aus der Tiefe des Abgrundes entgegen und lud mich zum Tode ein. Die Vorſehung hat Sie zu mir geſandt, damit ich nicht ohne Beichte ſterbe. So empfangen Sie denn die letzten Geſtändniſſe eines Mannes, der bald nicht mehr zu den Lebenden gehören wird; nehmen Sie dieſes traurige Vermächtniß mit in Ihr Vaterland, und bewahren Sie es in Ihrem Herzen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht unter dieſem glühenden Himmel geboren ſind, wo jede Leidenſchaft zu Wahnſinn wird, wo das innere Feuer den Menſchen verzehrt, wie es dieſen Berg aushöhlte. Hören Sie mich an, aber verdammen Sie mich nicht, denn Sie, ein Kind des kalten Nordens, Sie können keinen Begriff von der Hitze unſeres Afrikaniſchen Blutes und der wilden Glut unſerer Leidenſchaft haben. Gott allein kann mich verurtheilen, und ich werde ja bald vor ſeinem Richterſtuhle ſtehen.“

Der Mönch ſammelte ſich einige Augenblicke ſtillſchweigend; dann begann er die Erzählung ſeines Lebens und ſeiner Mißgeſchicke, die in der That ein warnendes Beiſpiel ſind von den Folgen eines der menſchlichen Natur widerſtrebenden Zwanges, wie der des Mönch-Lebens für einen jugendlichen feurigen Geiſt. Was uns in den gebildeteren Europäiſchen Ländern Abenteuerliches von den klöſterlichen Zuſtänden des Mittelalters erzählt wird, das iſt heutzutage noch in Sicilien möglich, wo dieſe Zuſtände jetzt noch eben ſo, wie in Deutſchland und Frankreich vor der Zeit der Reformation, einerſeits zu Herrſchaft und Gewalt und andererſeits zu körperlicher und geiſtiger Mißhandlung führen. Als der Jüngſte einer zahlreichen Familie, war der unglückliche Mönch, den ich hier bald wahnſinnig auf dem Aetna fand, noch vor ſeiner Geburt dem geiſtlichen Stande geweiht worden. Nichts half es dem jungen Manne, daß alle ſeine Anlagen, ja ſelbſt ſeine äußere Natur gegen das klöſterliche Gelübde zu proteſtiren ſchienen. Er war einmal verurtheilt und hatte keinen anderen Weg, als entweder den der Heuchelei oder den des Meineides zu wählen. Zu dem Erſteren war er zu ſtolz, und ſo ward der Bedauernswerthe, der in Girgenti (Agrigent), wo ſich ſein Kloſter befand, Aufſehen durch ſeine Predigten gemacht und namentlich die ganze Frauenwelt an ſich gezogen hatte, in den Strudel des Laſters geſtürzt. Er liebte die Frau eines Anderen und entführte ſie. Aber ſein Zufluchtsort ward entdeckt. Er wurde dem Weibe, das er verführt hatte, und die an den Folgen ihrer Entehrung ſtarb, gewaltſam entriſſen und erwartete eben im Kerker die Strafen des geiſtlichen und des weltlichen Gerichtes, als er durch einen Volks-Aufſtand, der damals in Sicilien ausbrach, befreit wurde. Aber eben ſo ſein Gewiſſen als die bald wieder hergeſtellte Ordnung der Dinge ließen ihm keine Ruhe. Er flüchtete in die höchſten unwegſamſten Regionen des Aetna, wo die furchtſamen Hirten ihn als einen Dämon mieden, während er ſelbſt in jedem Augenblicke die Sbirren, die ihm längſt auf der Spur waren, fürchten mußte.

Der Mönch ſchwieg nach ſeiner langen Erzählung einen Augenblick, um Athem zu ſchöpfen; er hatte die ganze Nacht ununterbrochen mit lauter und ſtarker Stimme geſprochen, wie ein Menſch, der vom Fieber aufgeregt iſt. Als der Paroxismus vorüber war, ſank er erſchöpft nieder; Todtenbläſſe bedeckte ſeine gebräunten Wangen, und ſeine hohlen dunkeln Augen glänzten krankhaft. Während ſeiner Erzählung war er oft plötzlich mit konvulſiviſcher Heftigkeit aufgeſprungen, und ſeine Geberden, die nicht weniger beredſam, als ſeine Worte waren, drückten die ſtürmiſchen Leidenſchaften, die ſeine Seele bewegten, aus. Nach einem langen Stillſchweigen, warf er ſich am Rande des Kraters auf die Kniee, und die Arme gen Himmel breitend, rief er aus: „O Gott! habe ich mein Verbrechen nicht ſchon genug gebüßt? Iſt es denn nicht Zeit, daß Du Gnade an mir übſt? Dieſe einſamen, dunkeln Wälder ſind für mich mit Geſpenſtern bevölkert, und durch die tiefe Stille, die in dieſen Höhlen herrſcht, dringen ſchreckliche Klagetöne in mein Ohr. O! befreie mich von dieſen gräßlichen Viſionen, oder gieb mir ein Zeichen, daß ich ſterben ſoll, und der Abgrund, der zu meinen Füßen gähnt, wird mein Grab ſeyn.“ — Er ſah mit finſteren Blicken in den Krater hinab. In dieſem Augenblicke ging die Sonne auf. Man kann ſich nichts Impoſanteres und Großartigeres vorſtellen, als dieſes herrliche Schauſpiel, von der Höhe des Aetna aus geſehen. Aus dem Dunkel auftauchend, wird die ganze Inſel mit einem Male ſichtbar, und man umfaßt mit einem einzigen Blicke ihre Städte, Meerbuſen, Bergebirge und das Mittelländiſche Meer in ſeiner ganzen weiten Ausdehnung. Um den Mönch von ſeinen finſteren Betrachtungen abzulenken, machte ich ihn auf das prachtvolle Schauſpiel rund um uns her, aufmerkſam. Es ſchien Eindruck auf ihn zu machen. Lange blickte er unverwandt auf das gigantiſche Panorama, ohne ein Wort zu ſprechen; endlich näherte er ſich mir und ſagte, mit dem Finger auf einen weißlichen Punkt am Horizonte zeigend: „Sehen Sie, dort liegt mein Kloſter; am Fuße des Hügels und noch tiefer herab Girgenti.“ — „Excellenz“, unterbrach der Führer plötzlich, „dort unten, nicht weit von der Ciſterne, ſehe ich Leute kommen, die mir ganz wie Sbirren ausſehen.“ — „Das bringt mir den Tod!“ rief der Mönch zuſammenſchaudernd; und das Geſpenſt des Selbſtmordes verſchwand, der volle Inſtinkt des Lebens erwachte aufs neue in ihm.

Die Vermuthung des Führers wurde bald zur Gewißheit; wir ſahen die Flinten und Säbel der Sbirren in der Sonne glänzen. „Wie viel Zeit brauchen ſie noch, um uns zu erreichen?“ fragte ich den Führer. — „Wenigſtens drei Stunden.“ — Der Mönch ſchickte ſich zur Flucht an. — „Wartet noch einen Augenblick“, ſagte ich, „und hört mich. Mein Paß iſt nach Malta viſirt; nehmt ihn, legt im nächſten Dorfe Euer Mönchsgewand ab und ſchifft Euch in Syrakus ein.“ — Er dankte mir mit einem ſtummen Händedruck und eilte davon. Ich folgte ihm mit den Augen, ſo weit ich konnte, bis er hinter dem Berge Frumento, in der Richtung nach Aderno zu, meinen Blicken entſchwunden war. Von dort aus konnte er noch in derſelben Nacht auf Seiten- und Querwegen Syrakus erreichen. Als die Sbirren nach dem „Engliſchen Hauſe“ kamen, war auch ich ſchon dort; aber ihre Beute war ihnen entwiſcht.

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief aus Malta; er war von dem Mönche, der mir ſchrieb, daß er ſeine Reiſe ohne Hinderniß gemacht habe und ſich noch an demſelben Tage nach Aegypten einſchiffen werde, wo er ſich in die Wüſten des alten Theben begeben und dort ſein Leben beſchließen wolle. — Seit dieſer Zeit habe ich nichts wieder von ihm gehört. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— **Basreliefs von Thorwaldſen.** Auf der reichen Kunſt-Ausſtellung, die gegenwärtig in Mailand eröffnet iſt, befinden ſich unter Anderem auch zwei neue eben ſo anmuthige als vollendete Basreliefs von Thorwaldſen. Das eine, allegoriſcher Art, ſtellt die „Nemeſis“ dar, aber nicht als furchtbare Rachegöttin, ſondern, wie ſie Plato bezeichnet, als Verkünderin der Gerechtigkeit. Auf einem zweirädrigen Wagen ſtehend, leitet die Göttin zwei Roſſe, ein ruhiges und ein widerſtrebendes: neben beiden Thieren befindet ſich der Hund, das Sinnbild der Treue: dem Wagen folgen zwei leichtgeſchürzte muntere Knaben, von denen der eine ein Schwert — die ſtrafende Gerechtigkeit andeutend — und der andere ein Füllhorn, einen Merkurſtab und Kränze — Symbole der belohnenden Gerechtigkeit — trägt. Das zweite Basrelief ſtellt einen Anakreontiſchen Scherz dar. Ein junges Mädchen trägt einen Korb, in welchem ſich ein Neſt von Amoretten befindet. Einer der loſen Schelme iſt ſchon ganz flügge und breitet eben die zarten Flügelchen aus, während ſich die anderen in ihrem Neſtlein ſchüchtern zuſammenhalten. Das Ganze iſt ein allerliebſtes Eidyllion und erinnert an ähnliche Wandgemälde, die man in Pompeji aufgefunden. Nächſt Thorwaldſen hat der Mailändiſche Bildhauer Marcheſi die Ausſtellung durch ſeine koloſſalen Statuen der beiden berühmteſten Italiäniſchen Gelehrten neuerer Zeit, Beccaria's und Volta's, ſo wie des Königs Karl Emanuel von Sardinien, bereichert. Bartolini in Florenz, der der genialſte Schüler Canova's genannt wird, hat eine herrliche Statue, das „Gottvertrauen“ darſtellend, geliefert. Es iſt eine knieende Frau, die das Haupt zum Himmel emporhebt und die einen wunderbaren Eindruck macht. Baruzzi und Monti endlich haben die Ausſtellung in Mailand ebenfalls durch Skulpturen geſchmückt, ſo daß dieſe allerdings reicher an neuen Meiſterwerken der Art iſt, als irgend eine in Deutſchland und Frankreich war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 64. Berlin, Montag den 29. Mai 1837.

England.

Die Londoner literariſchen Zeitſchriften.*)

Mit Recht hat man behauptet, daß die Literatur der Zeitſchriften, wenn man ihren nichtigen und kindiſchen Zuſtand im 17ten Jahrhundert betrachtet, ſich erſt aus unſerem Zeitalter datirt, und daß ſie, gleich dem in vieler Rückſicht mit ihr verwandten Telegraphen, dem Luftballon und der Dampfmaſchine, ein charakteriſtiſches Merkmal mehr unſerer ſteigenden Civiliſation geworden. Weder Milton noch der ſpätere Tompſon brachten ihre ſchweren Güter einzeln auf leichte, das Meer der Leſewelt ſchnell durchſegelnde Böte, ſie mußten eigene große Schiffe haben; heutzutage giebt es keine berühmte Namen in England, die nicht mit einem oder mehreren Reviews in Verbindung ſtehen. In dieſen Blättern las und lieſt man die Aufſätze W. Scott's, Southey's, Brougham's, Coleridge's, Macculloch's und Byron's. Die Engliſchen Reviews haben den Vortheil vor kritiſch-literariſchen Blättern anderer Länder voraus, daß ſie dem Einfluſſe der periodiſchen Literatur des Auslandes nicht unterworfen ſind, während ſie ihrerſeits eine bedeutende Gewalt auf den Kontinent ausüben. Sie ſenden ihre Strahlen bald mit rückſichtsloſer Wahrheit, bald mit ſpitzer Factionswuth nicht nur über das ganze civiliſirte Europa, ſondern auch nach den beiden Indien, nach China, nach Nord- und Süd-Amerika und überall hin, wo es Leſer giebt. Es wird demnach nicht überflüſſig ſeyn, einige Nachrichten über die Verwaltung und die Circulation der kritiſchen Blätter Londons zu liefern, wodurch man mit den Hebeln und Lenkern dieſer ungeheuren Gewalt einer Welt-Intelligenz etwas näher bekannt wird.

Das grobe Geſchütz, nämlich die vierteljährlich erſcheinenden Reviews, marſchire voran. Eine Sammlung von Aufſätzen, die alle drei Monat ans Licht tritt, kann eher ein Buch als ein Journal genannt werden; allein ein ſolches Buch, das ſich nicht abſchließt, das beſtimmte Grundſätze verträgt und vertheidigt, aber mit der Bewegung des Zeitgedankens gleichen Schritt hält, das nicht aus der Einſamkeit einer ſchweigſamen Gelehrtenklauſe als Ausdruck des ſtillen Tiefſinnes hervortritt, ſondern ſich vielmehr in den Wirbel der rauſchenden Thätigkeit des Lebens wirft und an allen Kämpfen und Schickſalen des Tages Theil nimmt, ein ſolches Buch, ſagen wir, muß allerdings eine wahrhafte Gewalt werden, wenn es von geſchickten Händen getragen wird.

Viele werden ſich erinnern, daß die Edinburgh Review von Schottiſchen Whigs zu Anfang unſeres Jahrhunderts gegründet wurde, und daß der große Erfolg des Edinburger Whigiſtiſchen Organs die Beſorgniſſe und die Eiferſucht der Londoner Tories erweckte, die ſich nicht eher beruhigten, bis ſie demſelben ihr eigenes Organ in der Quarterly Review entgegenſtellten. Das bittere, ſelten aber Attiſche Salz liebloſer Kritik, mit welchem Gifford früher die Blätter der Zeitſchrift Anti-Jacobin beſtreut hat, lag noch gröber auf den Blättern der Quarterly Review, die unter ſeiner Redaction ins Leben trat. Ein achtbarer Buchhändler, dem man den Verlag angetragen, wies ihn mit Verachtung zurück; Murray, damals noch wenig bekannt, hörte von dem Unternehmen und entſchloß ſich, darauf einzugehen. Er verpflichtete ſich, an Gifford für ſeine Redaction jährlich 200 Pfund Sterling zu zahlen, und mit einer bei den Spekulanten dieſes Fachs ſeltenen Freigebigkeit erhöhte er das Gehalt des Redacteurs nach Maßgabe der ſtets ſteigenden Zahl der Abonnenten; er ſteigerte dieſes Honorar zuletzt freiwillig bis auf 900 Pf. Gifford wollte es nicht annehmen, Murray zwang ihn aber dazu.**) Die Zahl der abgezogenen Exemplare belief ſich jedoch um dieſe Zeit nicht höher als auf 6000, während der Rieſe von Edinburg über 10,000 zählte. Neue Anſtrengungen erhöhten ſeine Zahl im Jahre 1827 auf 7000, als Gifford durch den Tod von der Redaction dieſes Toryblattes abtreten mußte. Sein papiernes Scepter ging in die Hände des gekrönten Dichters R. Southey über, der früher in ſeinem Wat Tyler den ausſchweifendſten Jakobinismus zur Schau getragen, den aber ſpäter die Tories an ſich brachten. Southey behielt das Scepter nur einige Jahre; er war nicht ſo heftig wie ſein Vorgänger; er mußte ſich hin und wieder unter mühſamſter Anſtrengung vor einem Gedanken vorbeiſchleichen, der ſonſt zu ſeinen alten und mit pochendem Stolze genannten Bekannten gehörte; er mußte manchmal ſchonen, wo ſeine Herren geſtraft wiſſen wollten, und umgekehrt, und hieraus entſprangen Verlegenheiten, denen nur ſein Rücktritt von der Leitung des Blattes abhelfen konnte. Als ein ſchlauer Mann wußte er's dahin zu bringen, daß unter ihm die Quarterly weniger ein Tummelplatz für Politik wurde, dagegen die Religions-Polemik, bei der er weniger dem Hohn und den Vorwürfen ſeiner früheren Sinnesgenoſſen bloßgeſtellt wurde, eine Hauptrolle darin ſpielte. Walter Scott, der ſich für die Entſtehung, den Fortgang und die Erhaltung des Blattes immer unermüdlich thätig erwieſen hatte und von dem eine große Anzahl von Aufſätzen herrührte, ſorgte dafür, daß die Redaction ſeinem Schwiegerſohne Lockhart übertragen ward, und zwar mit einem Gehalte, wie es der Redacteur der Edinburgh-Review zur Zeit, wo der Ruhm dieſes Journals auf ſeinem Gipfel war, nicht höher hatte. Unter Lockhart ſteht die Quarterly noch heute, und ſie zählt 9000 Abonnenten. Es giebt im Privatleben keinen ſanfteren und leutſeligeren Mann als Lockhart, und doch giebt es keinen heftigeren und härteren Menſchen, als derſelbe Lockhart im öffentlichen Leben ſeiner Quarterly. Dieſer ſcheinbar unauflösliche Widerſpruch erklärt ſich aber leicht, wenn man bedenkt, daß die Quarterly nicht der Ausdruck von L's. perſönlichen Geſinnungen, ſondern der Anſichten ſeiner zahlreichen und in ſehr viele Schattirungen zerfallenen Partei iſt. Ein armer Franzöſiſcher Edelmann, der ſich ſein Exil durch die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften erträglich zu machen ſuchte, hatte eben ein Werk erſcheinen laſſen; er verſchaffte ſich glücklich Empfehlungen an Lockhart, wird von dieſem auf die liebevollſte Weiſe aufgenommen und verläßt ihn mit einem Herzen voll Hoffnungen auf eine recht ſchmeichelhafte, ganz balſamduftende Recenſion. Wie war der Arme vom Donner gerührt, als er gleich darauf die zerriſſenen Glieder ſeines Buches auf dem ſchmutzigen Boden der Quarterly fand, ſchrecklich verſtümmelt und mit Gift begeifert von dem Rachen der liebenswürdigen Hyäne, deren wohlbewirtheter Gaſt er vorgeſtern war.*) Lockhart iſt aber nicht der einzige Iſegrimm unter den im Verſtecke der Quarterly lauernden Angreifer, ſeine namenloſen Gehülfen können ſo gut wie der Meiſter ſchimpfen, wenn auch nicht mit gleich fertiger Zunge.

Nächſt Walter Scott, Gifford und Southey, iſt als Mitarbeiter auszuzeichnen der Capitain Baſil Hall; von ihm ſind gewöhnlich die Artikel über Reiſen zu Lande und zu Waſſer. Von Croker ſind die verwegenſten Artikel im Sinne der Tories; Barrow ſchrieb die Artikel über die jüngſten Reiſen nach dem Nordpol; dem Lord Dudley gehören die meiſten Aufſätze, welche fromme Verſuche zur Abwehrung jeder Reform und jeder Abſchaffung von Mißbräuchen enthalten. Außerdem ſind noch zu nennen: Sir Francis Head, ein echt origineller Schriftſteller; der Friedensrichter Broderip; J. Coleridge, der Neffe des berühmten Dichters; Milman, nicht der Neffe eines berühmten, ſondern die eigene Perſon eines unberühmten Dichters; von ihm iſt die berüchtigte Kritik des letzten Werkes von Raumer, der Briefe über „England im Jahre 1835"; Henry Taylor, der mit einem dramatiſchen Romane „Artevelde" Glück gemacht; und endlich Hayward, deſſen mit Laune und Sachkenntniß geſchriebene gaſtronomiſche Verſuche vor kurzem das Publikum unterhielten und den Liebhabern der guten Küche nützliche Anweiſungen ertheilten; er bewies wenigſtens, daß er nicht, wie ſeine rezenſirenden Kollegen, bloß Menſchenfreſſer ſey.

Von allen Sonderbarkeiten, welche zur Geſchichte der Quarterly gehören oder mit ihr in enger Verbindung ſtehen, iſt keine charakteriſtiſcher für das Inſtitut, für die literariſche Tugend der Partei und für das Lebensgemälde eines großen Dichters, als die kritiſchen Beurtheilungen der Werke Walter Scott's. Dieſe anonymen Beurtheilungen ſind, wie ſich nach ſeinem Tode gezeigt hat, von Walter Scott ſelbſt! In neuerer Zeit hat ſich die Unverſchämtheit der Preſſe mehr als je mit großer Genugthuung in das häusliche Leben ausgezeichneter Männer geſchlichen, ſich von irgend einem treuloſen und lügenhaften Diener ein Anekdötchen aus dem Schlafgemache, dem vertrauten Umgange, den ökonomiſchen Zuſtänden des Herrn auftiſchen laſſen, um es mit großem Geräuſche und mit den gehäſſigſten Farben dem trägen

*) Nach dem unlängſt erſchienenen Werke The Great Metropolis, von dem Verfaſſer der Random Recollections of the House of Commons etc., aus denen wir früher mehrere Schilderungen Engliſcher Parlamentsmitglieder mitgetheilt haben.

**) Derſelbe Murray hatte auf ähnliche Weiſe gegen Byron ſeine Anerbietungen mit vielem Zureden verbinden müſſen, bis dieſer für „die Belagerung von Korinth" und „Pariſina" eine Banknote von tauſend Pfund als Honorar annahm. Byron wollte anfangs gar kein Honorar für ſeine Werke, aber nachdem Murray ihn zu 1000 Pf. für jene beiden kleinen Stücke glücklich gezwungen hatte, nahm er nach und nach an 25,000 Pfd! Können ſich unſere Deutſchen Dichter wohl ſolcher Murray's, oder können ſich unſere Deutſchen Murray's ſolcher Byron's rühmen, die ſich zu tauſend Pfd. zwingen laſſen müſſen? Gewiß ſind beide Fälle in anderen Ländern ſelten oder noch gar nicht vorgekommen.

*) Wir vermuthen, daß hier der Baron d'Hauſſez, Ex-Miniſter von Frankreich gemeint iſt, der ein Werk über England geſchrieben hat, nachdem er in Folge der Juli-Revolution ſich in England niedergelaſſen hatte. (Siehe Willis, Pencillings by the way, Auszüge daraus im „Magazin" 1836 Nr. 19.)

Digitized by Google

Geſchichte der klatſchluſtigen Leſer in Winkelblättern oder dicken Büchern wiederzugeben. Wie glücklich ſchätzen ſich manche Menſchen, wenn ſie ſich den Bart ſtreichen und ausrufen: „Wir wiſſen allbereits ein Geheimniß aus dem ſittlichen Leben des berühmten Dichters N. N., des Marſchalls ſo und ſo; wir wiſſen zu erzählen, daß jener angebetete Fürſt, jener große Staatsmann gegen den Reiz dieſer oder jener Menſchlichkeit nicht fühllos war; wir haben aus zuverläſſigſter Quelle erfahren, daß jener Mann, der ſeiner Talente wegen ſeinen Europäiſchen Ruhm verdient, nicht nur ſelten in die Kirche ging, ſondern auch zu Hauſe nicht immer betete u. ſ. w." Schmach dieſer Klätſcherdeut! Sie lauſcht nur deshalb auf die leiſeſten Laute der Perſönlichkeiten großer Geiſter, weil ſie in den Perſönlichkeiten ja nur den Punkt der Vergleichung mit ihrer niedrigen Natur findet. Da es dem Haufen nicht ſo leicht wird, Schlachten zu gewinnen, Staaten zu beglücken, Meiſterwerke in Kunſt und Wiſſenſchaft zu liefern, ſo behorcht er mit Eifer die bloß menſchliche Natur des beneideten Marſchalls, Staatsmannes, Dichters und Künſtlers, um hier ein tertium comparationis ausfindig zu machen, wodurch er ſich mit den Großen auf gleiche Linie ſtellen zu können glaubt. Aber auch die guten Menſchen, „die Stillen im Lande", welche die Sünden der Ausgezeichneten aus bloßem Abſcheu vor der Sünde rügen, ſollten oft vorſichtiger ſeyn im öffentlichen Ausſprechen ihres Tadels. Sie ſollten bedenken, daß es zwar die erſte Pflicht eines Menſchen iſt, moraliſch gut zu ſeyn, daß man aber auch noch immer nicht viel iſt, wenn man weiter nichts als gut iſt; daß der Staat ſein Heer, die Erziehung ſeiner Jugend, die Leitung der Wiſſenſchaft und Kunſt und ſeinen Ruhm nicht denen anvertrauen darf, die weiter nichts als gut ſind; und endlich, daß der Kritiker und der Hiſtoriker ſtets die häuslichen Thaten ihrer Helden von ihren öffentlichen zu trennen haben. Soll der Schriftſteller, der uns die heiterſten Stunden bereitet, der Gelehrte, der ſein Leben der Beförderung unſerer Erkenntniſſe geweiht, der große Mann, der für uns die Gefahren des Krieges im Felde oder im Kabinette beſtanden, zuletzt noch mit der gemeinen Entdeckung geſtraft werden, daß ſein Privatleben dem öffentlichen nicht entſpreche? Archilochus war wegen ſeiner im Kriege bewieſenen Feigheit verachtet von ſeinen Mitbürgern und aus Sparta ſchimpflich verjagt worden; und dieſer Archilochus dichtete eine Hymne auf die Heldenthaten des Herkules, und dieſe Hymne wurde öffentlich gekrönt. Die Griechen vermiſchten alſo nicht die perſönlichen Eigenſchaften des Dichters mit den Eigenſchaften ſeines Talents; ſie bewunderten vielleicht den Lobgeſang auf den Heldenmuth um ſo mehr, weil er aus einem Herzen ſtrömte, dem praktiſcher Heldenmuth fremd war. Und wir ſpröden Sittenrichter ſollten bei Perſonen, deren literariſches und öffentliches Leben ein Sinnbild der Weisheit, Tugend und Kraft iſt, auf erbärmliche Weiſe in alle Winkel ihrer Häuslichkeit kriechen, um aus jeder kleinen Schwäche, die wir dort finden, einen ergiebigen Schacht für unſeren Neid, unſere Verkleinerungsluſt zu machen? Sollten wir nicht vielmehr den Kampf beider Naturen und den Sieg der öffentlich beſſeren bewundern? Haben wir danach zu fragen, ob's im Hauſe des Prometheus ſelbſt, der uns das Licht von den Göttern brachte, hell oder finſter war? Hätten Homer und Ariſtoteles ihren Nachbarn Uebles nachgeſagt, hätte Raphael nicht an Unſterblichkeit geglaubt, hätte Shakeſpeare nicht nur in ſeiner Jugend im Park des Sir Lucy gejagt, ſondern jede ſeiner unſterblichen Zeilen zwiſchen einem Rauſche und einer größeren Sünde geſchrieben, ſo hätten ſie dies mit ihrem Gewiſſen und den Geſetzen auszumachen gehabt; allenfalls dürfte ihr Biograph es unterſuchen, der Bewunderer ihrer Werke braucht es nicht zu wiſſen und, wenn er es weiß, deshalb ſeine Bewunderung nicht einſchränken.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Die Pagen an Napoleons Hofe.

Von einem Pagen aus der Kaiſerzeit.

An einem Oktoberabend des Jahres 1804, als Napoleon von einer Reiſe nach Boulogne zurückgekehrt war, ließ er Duroc zu ſich rufen und redete ihn folgendermaßen an: „Meine Krönung iſt auf den kommenden zweiten Dezember feſtgeſetzt, wir haben alſo keine Zeit zu verlieren, um das Perſonal meines Hofſtaates zu vervollſtändigen; ich will, daß mein Hofſtaat, gleichwie der der Kaiſerin, ganz nach dem Ludwig's XVI. und Maria Antoinette's eingerichtet werde. Das wird einen doppelten Vortheil haben: einmal wird es meiner Regierung ſelbſt ein gewiſſes Element von Kraft und Stabilität verleihen, und zweitens bekomme ich dadurch Gelegenheit, Belohnungen an einige Familien zu vertheilen, welche ſich in meinem Dienſt ſchon ſehr eifrig bewieſen haben, und an andere, die nur auf die Gelegenheit warten, mir zu dienen, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil ſie nicht anders können; doch das kümmert mich wenig, wenn ſie mir nur Dienſte leiſten. Ich will das Land auf ſeinen ehemaligen Zuſtand zurückbringen. Dafür alſo haben Sie zu ſorgen, als Ober-Ceremonienmeiſter meines Hauſes, und ſie werden mir hierüber einen Bericht machen, den ich morgen ſehen will."*) Der Ceremonienmeiſter wollte einige Einwendungen machen wegen der geringen Zeit, die ihm zu dieſer Arbeit bewilligt worden; Napoleon aber wünſchte mit dieſem Wirthſchafts-Detail, wie er es nannte, recht ſchnell fertig zu werden und in den Tuilerieen ſo bald wie möglich den Glanz und den Pomp des alten Hofes von Verſailles wiederherzuſtellen; er unterbrach alſo Duroc mit den Worten: „Suchen Sie Caulaincourt auf, berathen Sie ſich mit ihm, kurz thun Sie, was Sie wollen; befragen Sie alle mögliche Leute hierüber, morgen aber muß ich den Bericht haben." — Hiermit entließ er Duroc, welcher nolens volens gezwungen war, ſich zu fügen und, gleich vielen Anderen, dem großen Strom des Kaiſerthums nachzugeben.

Der verlangte Bericht wurde abgefaßt und drei Tage ſpäter dem Kaiſer übergeben. Auf der Stelle rief Napoleon eine Art Conſeil zuſammen, um darüber zu berathen. Zuerſt fing man, wie es ſeit einiger Zeit Mode ward, mit einem Punkt der Etikette an und kam, wie bei allen Gegenſtänden der Art, nach drei Stunden Diskuſſion zu keinem Reſultat, bis endlich Herr von Caulaincourt den Bericht über das Inſtitut der Pagen abias. Der Großmarſchall ſelbſt hatte ſich wegen Schwäche der Augen dieſem Geſchäft nicht unterziehen können. Zuerſt beſchrieb der Ober-Stallmeiſter die Einrichtung, die hierin bei den alten Franzöſiſchen Königen bis auf Ludwig XVI. getroffen worden. Napoleon blieb bei dem Letzteren ſtehen, mit Vorbehalt gewiſſer Modificationen, und auf der Stelle ward proviſoriſch die Zahl der Pagen im Kaiſerlichen Palaſt auf zwölf feſtgeſetzt, eine Zahl, welche, im Fall ſie ungenügend wäre, vermehrt und nach und nach bis auf vierundzwanzig erhöht werden ſollte. (Später ſtieg die Zahl der Pagen auf 30 und ſogar im Jahre 1810 bei Napoleons Vermählung mit Marie Louiſe auf 37). Dann beſchloß der Kaiſer, daß die jährlichen Ausgaben eines Jeden nicht die Summe von 1400 Fr. überſteigen dürften, und daß dieſelben Pagen abwechſelnd bei ihm und bei der Kaiſerin den Dienſt verrichten ſollten. Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben und auf den anderen Tag verlegt, um ſich noch über das Koſtüm, über die Vorrechte, die Erziehung und die ganze Leitung der Pagen zu berathen und endlich die Eigenſchaften und Rechte zu beſtimmen, welche die jungen Aſpiranten beſitzen müßten.

Das Conſeil wurde nicht den anderen Morgen, wie man übereingekommen war, ſondern erſt nach acht Tagen vom Kaiſer wieder zuſammenberufen, welcher die Sitzung mit folgenden Worten eröffnete: „Meine Herren, ich habe die Abſicht, Pagen nicht nur zu einem temporairen Dienſt zu gebrauchen, ſondern ihnen auch Gelegenheit zu geben, ſich für ein künftiges Amt vorzubereiten. Ich will ihre ganze Erziehung übernehmen, da ſie ja nicht immer funfzehn Jahre alt ſeyn ſollen; ferner müſſen die, welche aufgenommen werden, durchaus nur zu den alten Familien gehören oder zu ſolchen neuen, welche mir ſchon treu gedient haben und auf deren Anhänglichkeit ich ſicher rechnen kann. Ihr geringſtes Alter muß zehn Jahre ſeyn, was alſo ſchon ſehr jung iſt, wie Sie ſehen; ſobald ſie über funfzehn hinaus ſind, kann ich ſie nicht mehr brauchen; was meinen Sie dazu, meine Herren?" Natürlich waren alle Mitglieder des Conſeils von der Meinung des Kaiſers; nur einer von ihnen bemerkte, wenn die Pagen zu zehn Jahren ihr Amt beginnen und zu funfzehn abtreten ſollten, ſo würde man ihnen niemals Aufträge anvertrauen können, zu denen ſchon ein gewiſſer Takt, Verſchwiegenheit und Verſtand gehöre, wie ihn oft viele junge Leute von 25 Jahren nicht beſäßen. „Das iſt allerdings wahr", ſprach Napoleon, „ſie ſollen bis zum achtzehnten Jahre Pagen bleiben; dann will ich ſie entweder in meinen Generalſtab aufnehmen oder in eine Kriegsſchule ſchicken." Darauf kam man überein, daß es unter den Pagen einen premier page und einen second page geben ſollte, denen eine Art Autorität über die übrigen zuſtände, daß aber ſonſt alle ohne Unterſchied nach einem Syſtem erzogen werden ſollten, und zwar militairiſch. „Ja wohl, militairiſch", ſagte Napoleon, indem er auf dieſes Wort einen beſonderen Nachdruck legte. „Doch ſollen ſie auch", fügte er hinzu, „Tanz und Muſik lernen, ganz beſonders aber Mathematik und Latein und Franzöſiſch ohne Widerrede." — „Nicht auch etwas Deutſch und Engliſch?" ließ ſich ein Mitglied mit halber Stimme vernehmen. — „Das iſt nicht nöthig", fiel Napoleon ein: „die Franzöſiſche Sprache iſt allgemein Europäiſch geworden; aber, ſtatt jener beiden Sprachen, lieber Geſchichte und Geographie, und dann auch Fechten und Schwimmen. Dieſe letzte Uebung iſt heut in jeder Beziehung die allererſte Nothwendigkeit. In Boulogne wäre erſt kürzlich Decrès, als er ins Meer fiel, beinahe ertrunken, weil er in der Jugend nicht ſchwimmen lernte. Ein Marine-Miniſter und ertrinken. Dieſer Widerſpruch iſt doch etwas zu lächerlich."

„Die Pagen werden alſo einen Schwimmmeiſter haben. Ferner müſſen ſie auch alle zuſammen reiten lernen. Caulincourt, Sie werden mir eine Liſte von den Profeſſoren und Lehrern überreichen, die ſie bekommen ſollen; ich will ſie alle ſelber wählen." — „Aber Sire", nahm der Abbé de Pradt das Wort, welcher gleichfalls zu dieſem großen Conſeil berufen worden, „Eure Majeſtät vergeſſen eine Hauptſache für Kinder, den Religions-Unterricht." — „Entſchuldigen Sie, Herr Abbé", antwortete Napoleon, etwas ärgerlich über die Bemerkung, „ich habe wohl daran gedacht; zum Beweis habe ich ſchon einen Almoſenier für ſie erwählt, und zwar den Abbé Gandon, den Sie kennen; er wird mit dieſem Amte auch das eines Unter-Gouverneurs verbinden." — „Ja", ſagte der Oberſt d'Arrigny, „man muß ihnen ſowohl einen Gouverneur als einen Unter-Gouverneur geben." — „Allerdings, Herr Oberſt, ich habe ſchon Beide beſtimmt: zuerſt Sie." — „Ich", rufe der Oberſt, „Gouverneur der Pagen Eurer Majeſtät!" — „Nein, nein, das nicht, Sie ſollen bloß mit dem Abbé Gandon zuſammen Unter-Gouverneur ſeyn; er wird den moraliſchen und religiöſen Theil der Erziehung, Sie den phyſiſchen und adminiſtrativen übernehmen. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Oberſt, zu einem Gouverneur fehlt Ihnen etwas ſehr Wichtiges; Sie ſind zu ſchwach oder vielmehr zu gut dazu. Ein Page, meine Herren, gleicht einem Affen an Tücke und einem Sextaner an Gaſſenbüberei; genäſchig iſt er wie eine Katze, dumm wie ein Maikäfer und eitel wie ein Pfau. Ja, ja, Sie haben ſie nicht ſo kennen gelernt wie ich!" Ueber dieſe Schilderung konnte ſich das ganze Conſeil des Lachens nicht erwehren. „Ja, meine Herren", fuhr Napoleon fort, „wie ich ſage, ſo iſt's; darum will ich, daß mir die Jungen ganz ſtreng gehalten werden. Gardanne iſt der Mann dazu, ich habe ihn auch ſchon deſignirt. Sie, Caulaincourt, werden über die kleinen Herren die Oberaufſicht führen. Ich werde Ihnen in Paris und in

*) Daß Napoleon ſelbſt gegen Duroc ſeinen ganzen Gedanken nicht in dieſer nackten Weiſe ausgeſprochen habe, iſt wohl mehr als wahrſcheinlich. Aber ſelbſt wenn er es gethan, wer hat es dem Erzähler verrathen? Indeſſen wollen wir damit keineswegs geſagt haben, daß ein ſolcher Gedanke dem Kaiſer damals nicht vorgeſchwebt, wenn er ihn auch nicht ausgeſprochen.

Digitized by Google

Saint-Cloud ein Hotel zu Ihrer Diſpoſition geben; die, welche bei unſerem Aufenthalt in den Tuilerieen nicht gehörig ihren Dienſt verrichten, müſſen in Saint-Cloud zurückbleiben. Beſonders dürfen ſie mit dem Hofſtaate Joſephinen's keinen Verkehr haben. Sie wiſſen, ich liebe keine Gevatterſchaften und keine Klatſchereien."

Obgleich Napoleon hierin ſo entſchieden ſeinen Willen ausſprach, ſah man doch die Pagen, als ſie im Schloß ihren Dienſt verrichteten, viel öfter in den Gemächern der Kaiſerin, als ſonſt überall, was aber ganz natürlich zuging; dieſe jungen Bürſchchen oder Kinder, wie man ſie faſt nennen könnte, mußten wohl ein weit größeres Vergnügen darin finden, ſich in dem großen Aufwartungsſaal herumzutreiben, wo man nur junge und ſchöne Damen fand, als in der Dianagallerie bei den Offizieren und Generalen feſt angenagelt zu ſtehen und vor Langeweile umzukommen. Napoleon konnte das nicht leiden, und ſo oft man ihn kommen hörte, oder ein Thürſteher plötzlich meldete: „l'Empereur!" und ihn dann alle anweſenden Perſonen auf ſeinem Wege ſtehend erwarteten, nahmen die guten Damen einen ſolchen Delinquenten, von dem es ſich gewöhnlich fand, daß er ein Sohn oder ein Neffe oder ein Couſin war, geſchwind hinter ſich und verſteckten ihn. Meiſtens bemerkte Napoleon nichts, da er immer ſehr ſchnell vorbeiſchritt; wenn er aber unglücklicherweiſe einmal ſtehen blieb, um an Einen unter den Anweſenden eine Frage zu richten, dann war der Verbrecher unvermeidlich ertappt; der Kaiſer faßte den ungehorſamen Pagen beim Ohr, zog es ihm mehr oder weniger heftig, je nachdem er gelaunt war, und führte ihn ſelbſt an die Thüre, indem er noch halb ſpaßend, halb im Ernſt die Worte hinzufügte: „Ei, ei, mein Herrchen, was haben Sie da gemacht? Sie wiſſen ja, daß Sie nicht hierher gehören! Machen Sie, daß Sie wieder zu Ihren Kamraden kommen, und daß das ja nicht noch einmal paſſirt!" War aber Napoleon in ſehr übler Laune, was ihm wohl oft genug begegnete, ſo warf er auch auf die Mitſchuldigen des Vergehens einen drohenden Blick, rief einen Thürſteher herzu und ſprach ganz laut: „Man ſoll den General Gardanne rufen!" Für diesmal konnte das arme Kind darauf rechnen, vierundzwanzig Stunden in der Arreſtſtube zubringen zu müſſen. Zwei oder drei unter dieſen Pagen waren ſchon an dieſen Ausgang ſo gewöhnt, daß, ſo oft der Fall eintrat, ſie nicht erſt die Ankunft ihres Gouverneurs abwarteten, ſondern auf der Stelle ungeheißen in die genannte Stube wanderten.

Der General Gardanne, gewiß ein tapferer Soldat und ein ganz vortrefflicher Menſch, war in Allem, was ſich auf Ordnung und Disziplin bezog, außerordentlich ſtreng und durchaus nicht geneigt, die närriſchen Streiche der kleinen Buben, die ſeiner Aufſicht anvertraut waren, lachend mit anzuſehen. Zum Glück für die Kleinen war er nicht immer da und mußte ſehr oft ſeine Functionen dem Oberſt d'Arrigny übergeben, der von den Pagen ſehr geliebt ward, weil ſie ihn nicht fürchteten. Auch ſchämten ſie ſich gar nicht, dieſem Gouverneur oft ſehr unehrerbietige Poſſen zu ſpielen. Eines Tages z. B., als der Colonel im Begriff war, zum Kaiſer zu gehen, und ſich eben in das Palaſt-Koſtüm geworfen hatte, tritt er in die mathematiſche Klaſſe und ſetzt ſich auf einen Stuhl neben der Tafel. Einer von den Jüngſten ſchielte ſeit einigen Minuten auf die weißen Strümpfe des Unter-Gouverneurs, bei deren Anblick es ihm ungemein nach einem Streich juckte. Da ſetzt ſich auf einmal eine Fliege auf ſeine Bank; er fängt ſie, durchbohrt ſie mit einer Nadel, beugt ſich ganz leiſe auf die Beine des Colonel herunter und bohrt ihm ſeine Nadel in die Wade, indem er ruft: „Halt, da hab ich ſie!" Herr von Arrigny ſtößt einen Schrei aus, der Page richtet ſich auf und zeigt dem Kolonel mit triumphirender Miene die Fliege mitten durchbohrt. „Du Satanskerl!" rief Herr von Arrigny, indem er ſich das Bein rieb, „Du haſt mir gewaltig weh gethan, biſt aber ſehr geſchickt."

Der, welcher der Malice dieſer Herrchen am meiſten zur Zielſcheibe dienen mußte, war gewiß der reſpektabelſte von Allen, der ehrwürdige Abbé Gaudon. Ich will nur einen von ihren Streichen erzählen. Es kam ſehr oft vor, daß ihr Almoſenier einen von ſeinen Kindern (ſo pflegte er ſie zu nennen) zu ſich rufen ließ, um ihm eine kleine Predigt zu halten, oder, was wohl noch beſſer ſchmecken mochte, ihm einige Leckereien zu geben, die ihm nach Tiſche auf die Tafel aufgetragen wurden. Eines Abends kommen zwei von den Jüngſten zu dem guten Geiſtlichen, gerade als er ſeinen Kaffee trank. „Guten Tag, meine Kinder", ſagte er mit zufriedener Miene, „kommt, ich will Euch bewirthen; hier habt ihr ganz vortrefflichen Kaffee, davon will ich Euch eine kleine halbe Taſſe für Beide zuſammen geben, und während Ihr ſie trinkt, werde ich mein Journal ausleſen, welches wegen der Rede des Herrn von Fontanes ſehr intereſſant iſt; dann mögt Ihr mir ſagen, was Euch zu mir führt. Der Abbé Gaudon brauchte außerordentlich viel Taback, beſonders wenn er las. Er nimmt alſo das Journal de l'Empire und fährt in ſeiner Lektüre fort, nachdem er noch zwei enorme Virginiſche Priſen zu ſich genommen. Da bringt einer von den Pagen einen Tropfen Kaffee in ſeinen Löffel und läßt ihn über den Kopf des Gouverneurs auf das Journal herabfallen. Der Abbé Gaudon wähnt, der Taback übe auf ſeine Naſe eine gewiſſe Wirkung aus; er ſchnaubt ſich und fährt fort, zu leſen. Bald darauf wird die Rede des Herrn von Fontanes durch einen zweiten Kaffeetropfen befleckt; der Abbé ſchnaubt aufs neue und lieſt weiter. Nach dem dritten Tropfen wiederholt der arme Abbé die vorige Operation mit einer Anſtrengung, daß ihm das Gehirn erbebt, und will eben ſein Journal wieder in die Hand nehmen, als hinter ſeinem Stuhl ein plötzliches Gelächter ihm in die Ohren ſchallt und er beim Umdrehen ſeine Peiniger bemerkt. Die zwei kleinen Teufel kamen mit einem Sermon davon.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß alle Pagen ſolche Galgenſchwengel waren. Es befanden ſich auch ſehr Vernünftige unter ihnen. Dieſe wußte der Kaiſer ganz beſonders zu ſchätzen und gab ihnen zuweilen Aufträge, die ſich vielleicht ein Offizier und ſelbſt ein Diplomat zur Ehre angerechnet hätte. Im Jahre 1811 den 20. März um zehn Uhr Abends, gerade als Joſephine, die ſich in Navarre befand, in ihren Salon treten wollte, wo für ſie und ihre Damen der Thee bereitet war, ließ ſich plötzlich eine unruhige Bewegung im Vorzimmer hören; die beiden Flügelthüren der Gallerie werden von einem ihrer Kammerdiener geöffnet mit dem Ruf: Im Namen des Kaiſers! Die Kaiſerin und Eugen, welcher für einige Tage ſeine Mutter beſuchte, ſtehen auf und gehen einem Pagen entgegen, der ganz erſchöpft von Ermüdung hereintritt. Der junge Mann bringt einen von Napoleon ſelbſt geſchriebenen Brief, worin er ſeiner erſten Gemahlin die Geburt des Königs von Rom meldet. Der Page hatte, aus Furcht, den Brief auf der Straße zu verlieren, ihn ſo tief hinein in die Seitentaſche ſeines Rocks geſteckt, daß er ihn lange ſuchen mußte. Joſephine, die immer ſo gut war und nicht zeigen wollte, daß ſie die Verlegenheit des Boten merke, obwohl ſie ſie vollkommen errieth, richtete unterdeſſen einige Fragen an ihn mit jener Grazie und Feinheit, die ſie in ihre geringſten Worte zu bringen wußte. Endlich nachdem der Brief gefunden und überreicht worden, zieht ſich die Kaiſerin zurück, begleitet von dem Vice-König, nachdem ſie Befehl gegeben, daß man dem Pagen das Abendeſſen bringe und ihm bis zum folgenden Tage alle mögliche Aufmerkſamkeit ſchenke; der Bote aber bemerkt Ihrer Majeſtät, daß er vom Kaiſer den Befehl erhalten habe, ſich nicht aufzuhalten, ſondern auf der Stelle wieder abzureiſen, ſobald ihm die Antwort auf die Botſchaft geworden. Nach einer Stunde meldet man dem Pagen, daß er in die Gallerie treten könne, um die Befehle der Kaiſerin zu empfangen: „Hier haben Sie für den Kaiſer und hier für Sie", redete ihn Joſephine an, indem ſie ihm entgegenging und ihm einen Brief übergab und eine kleine Saffianſchachtel mit einer köſtlichen diamantenen Nadel. „Ich hätte zwar gewünſcht", fügte ſie hinzu, „daß Sie wenigſtens ſo lange hier blieben, bis Sie ſich ausgeruht haben, aber ich weiß gewiß beſſer, als irgend Jemand, daß man vor Allem dem Kaiſer gehorchen muß. Reiſen Sie alſo ab und Gott geleite Sie!" Sie reichte ihm ihre Hand, die der Page ehrfurchtsvoll mit ſeinen Lippen berührte. Fünf Minuten nachher galoppirte er nach der Hauptſtadt zu und war ſchon um fünf Uhr Morgens in den Tuilerien zurück. In ſechs Stunden hatte er, von Paris nach Navarre, eine Strecke von 28 Poſtmeilen zurückgelegt. Hieraus kann man ſich einen Begriff machen von der Schnelle und Pünktlichkeit, mit welcher die Pagen ihre Aufträge vollzogen.

Uebrigens war der Pagendienſt ſonſt mit keiner großen Mühe verbunden, ausgenommen im Hauptquartier des Kaiſers oder zu Felde, oder auch noch, wenn man auf den kleinen Reiſen von Fontainebleau, von Compiègne und von Rambouillet die Eskorte bilden mußte. Zwei von ihnen hielten ſich gewöhnlich in der Nähe der Kaiſerin während eines großen Empfanges; der Aelteſte hatte die Ehre, die Schleppe ihres Mantels zu tragen, der Andere ging Ihrer Majeſtät einige Schritte voran, indem er ſich unter die Offiziere des Hauſes miſchte. Zwei Pagen folgten dem Kaiſer, ſo oft er auf die Jagd ging; vier begleiteten ihn gewöhnlich auf ſeinen Feldzügen. In Paris oder in Saint-Cloud verrichteten wenigſtens ſechs und höchſtens zwölf Pagen den Dienſt im Palaſt. Zwei begleiteten Napoleon, wenn er zu Pferde ſtieg oder ausfuhr; in dem letzteren Fall ging Einer dem erſten Jäger voran, welcher vor der Eskorte ritt; der Andere hielt ſich am linken Kutſchenſchlage, ein wenig hinter dem Stallmeiſter; wenn ſich aber Napoleon der Ceremonie-Wagen bediente und mit großem Gefolge ausfuhr, z. B. um der Eröffnung des corps législatif oder irgend einer Jahresfeier in Notre-Dame beizuwohnen, dann ließ er ſo viel Pagen auf den Wagen ſteigen, als dieſer tragen konnte. Bei den diplomatiſchen Audienzen, bei dem Empfange der Geſandten, Sonntags zur Meſſe und wenn Ball oder Schauſpiel am Hofe war, verrichteten zwölf Pagen den Dienſt. Wenn II. MM. des Nachts ins Schloß zurückkehrten, erwarteten ſie zwei Pagen im Vorhofe am Fuß der großen Treppe, um ihnen in die großen Gemächer voranzugehen. Jeder von ihnen hielt einen Leuchter mit Wachskerzen in der Hand, und ſobald II. MM. bis an die kleinen inneren Gemächer gekommen waren, übergaben ſie die Lichter den Kammerdienern.

Der Kaiſer und die Kaiſerin zeigten ſich gegen ihre Pagen ſehr gütig und liebreich; gleichwohl pflegte Joſephine die ihrigen nur mit einer gewiſſen Politeſſe anzureden, welche faſt wie Kälte ausſah. Wenn ſie ſie alle wie junge Herren behandelte, ſo war ihr dieſes Benehmen von der Konvenienz geboten. Der Kaiſer dagegen ging mit den ſeinigen ganz ohne Umſtände um, was ſehr erklärlich iſt. Die Jüngſten und Kleinſten duzte er gewöhnlich, indem er ſie ganz kurz bei ihrem Taufnamen rief, beſonders wenn er mit ihnen zufrieden und er ſelbſt nicht übler Laune war. „Komm her, Kleiner", war eine ſeiner Lieblingsredensarten; war er aber ſchlecht gelaunt, oder hatte er Urſache, mit einem von ihnen unzufrieden zu ſeyn, dann richtete er an dieſen das Wort, indem er ihn „Monſieur" titulirte und ihn mit dem Familiennamen rief, den er immer ſehr laut und deutlich ausſprach. Obgleich ſo viele Leute glauben und beſonders die Memoirenſchmiede des Kaiſerreichs verbreitet haben, daß Napoleon die Beamten ſeines Hofſtaates oft wie Lakaien behandelte, indem er ſich einer groben Sprache und beleidigender Epitheta gegen ſie bediente, ſo kann ich doch verſichern, daß daran nichts Wahres iſt; gerade Napoleon war mehr als Jemand liebreich, fein und höflich, ſelbſt gegen die, welche zu ſeinem Hauſe gehörten, und niemals ließ er ſeine Pagen heftige Ausdrücke von ſich hören, nur ein einzigis Mal ausgenommen, nämlich bei folgender Gelegenheit. Es war eines Abends zu Malmaiſon, als er ſich mit Joſephine ein dem kleinen blauen Salon ganz allein befand; er klingelte und verlangte eine Taſſe Thee. Der aufwartende Page, der ſich in dem benachbarten Zimmer hielt, bringt eine Taſſe vollkommen zubereitet. Nachdem er ſie auf ein vergoldetes Brett geſetzt, wäre es ſeine Pflicht geweſen, während er ſie dem Kaiſer überreichte, in einer ehrerbietigen Entfernung ſtehen zu bleiben, wie dies Sitte war; aber indem er ihm offenbar die Mühe erſparen wollte, erſt aufzuſtehen, um ſie zu nehmen,

Digitized by Google

trat er unbeſonnen auf ihn zu; ſein Fuß verwickelt ſich in eine Tapete, er verliert das Gleichgewicht und läßt die heiße Taſſe auf die Füße des Kaiſers fallen, welcher dieſen Abend gerade keine Stiefel anhatte. Napoleon rückt mit ſeinem Stuhl zurück, indem er ſeinen Schmerz auf eine energiſche Weiſe zu erkennen giebt. Da brach Joſephine in Lachen aus: „Mein Gott, Bonaparte“, ſagte ſie, „was Du doch ſeit einigen Tagen ſchwörſt und fluchſt. Das iſt eine ſehr üble Gewohnheit.“ — „Aber“, fängt der Kaiſer wieder an, indem er ſeine Strümpfe mit dem Taſchentuch reibt, „dieſer kleine Ungeſchick hat mir die Beine auf eine furchtbare Art verbrannt!“ Das arme Kind ſchämte ſich ſchrecklich und lachte nicht, denn als er in den Salon trat, hatte er noch den Spiegel befragt, um mit eigenen Augen zu ſehen, ob er auch mit der gehörigen Grazie und Anmuth die Taſſe dem Kaiſer überreichen würde; Letzterem war dieſe kleine Koketterie nicht entgangen. Zum Glück war wenigſtens die Taſſe, obgleich von ſehr zartem Porzellan, im Fallen nicht zerbrochen. Dies bemerkte Napoleon, indem er ſie ſelbſt aufhob und ſorgfältig unterſuchte, worauf Joſephine noch mehr lachte und ſprach: „Nun Bonaparte, ſey nicht gar zu böſe; Du ſiehſt ja, daß der Schade nur halb iſt.“

Die angeſehenſten Perſonen am Hofe bewarben ſich eifrig für ihre Kinder um das Amt eines Kaiſerlichen Pagen. Dieſe Stelle hatte für die kleine Zahl derer, welche ſie bekamen, eine Menge von Vortheilen; erſtens näherten ſie ſich mehr als irgend Einer und zu jeder Zeit des Tages der Perſon II. MM., und dann war es auch eine vorzügliche Beförderung zu den höchſten Poſten, denn bei der Güte, die Napoleon für ſeine Pagen zeigte, konnte er ihnen auch ein gränzenloſes Vertrauen ſchenken, zumal da dieſe jungen Leute ihre Erziehung faſt unter ſeinen Augen bekommen hatten. (Le Siècle.)

J. Janin's literariſche Portraits.

II. Benjamin Conſtant. Bernardin de St. Pierre.

Wir dürfen Benjamin Conſtant, den treuen Freund der Frau von Staël, auch auf dem rein literariſchen Gebiete nicht mit Stillſchweigen übergehen, wenn gleich, vor ſeinem glänzenden Rufe als politiſcher Redner, ſein kleiner Roman „Adolphe“ gänzlich in Vergeſſenheit gerathen iſt. Dieſes kleine Büchlein iſt mehr als ein Roman; es iſt die prophetiſch treue und wahre Schilderung eines wahren Leides, an dem die heutige junge Welt nur allzu häufig krankt. Der Held, Adolphe, führt den Reigen jener ſeitdem in Büchern und im Leben uns häufig begegnenden Charaktere, die beim höchſten Raffinement der Geiſtesbildung an der inneren Herzensleere und Langeweile zu Grunde gehen. Er zieht ein Weib in ſein Schickſal, das er liebt oder zu lieben glaubt — denn ihm iſt die Liebe nur eine Ausfüllung des beſtändigen Müßigganges, den er ſein Leben nennt — die um ſeinetwillen Ruf und Ehre preisgegeben, Gatten und Kinder verlaſſen hat. Wie dieſes ſchuldige Weib nun zu der ſchrecklichen Entdeckung gelangt, daß der, welchem ſie Alles geopfert, ſie nicht mehr liebt, daß er nie einer wahren Liebe fähig geweſen — wie ſie ſich innerlich vernichtet fühlt, da ſie ihn verachten muß; wie dieſe beiden Herzen von da an einander abſtoßen und doch, durch die Schuld unauflöslich an einander gekettet, gegenſeitig Liebe, Vertrauen und Glück erheucheln; dieſe tägliche Pein und Verdammniß, unter deren Laſt beide Seelen immer tiefer ſinken und ein bitterer, verſteckter Haß ſich immer tiefer in beide Gemüther hineinwühlt — und aus dieſem troſtloſen Zuſtande keine Erlöſung als der Tod eines oder beider: — ein ſolches Gemälde von erſchütternder, unbarmherziger, pſychologiſcher Wahrheit und Tiefe macht den Inhalt jenes kleinen Romans aus. Benjamin Conſtant hat hierdurch zuerſt in Frankreich die Bahn zu dem Genre gebrochen, welches man ſeitdem den pſychologiſchen oder den Empfindungs-Roman, le roman intime, genannt hat. Aber was haben die Nachahmer aus dieſem Typus gemacht? Zu welcher Armſeligkeit und verzerrten Unförmlichkeit haben ſie ihn heruntergebracht? Das Rezept zu einem Roman intime im neueſten Geſchmacke lautet wie folgt: Das Ding muß in Form und Anlage ſo wenig Aehnlichkeit mit einer Erzählung haben als möglich; je loſer, je ungeſtalteter, je kunſtwidriger, deſto beſſer. Dem Inhalte giebt man die Form einer alten, halb vergilbten und halb zerriſſenen Korreſpondenz, die lange Zeit in der Rumpelkammer gelegen und in einer Emballage als Fragment zum Vorſchein kommt. Oder die prima Perſona des Romans erzählt, wie ſie einmal einen Unbekannten getroffen, der unter einem Baume oder auf einer Ruine ſaß, und wie derſelbe ihr ſeine ganze Lebensgeſchichte erzählt hat, die dann in einem Athem oder in mancherlei Abſätzen wiedererzählt wird. Oder man läßt ſämmtliche Perſonen der eigentlichen Geſchichte nur als Längſtverſtorbene figuriren und introduzirt Jemanden, der Zeuge der Kataſtrophe geweſen iſt und nun aus ſeinem Gedächtniß eine lange Hiſtorie auftiſcht; und was dergleichen verbrauchte Kunſtgriffe mehr ſind.

Hier muß auch eines Schriftſtellers Erwähnung geſchehen, der in jenen Tagen einen überaus glänzenden und, falls er ſich eben ſo dauernd bewähren ſollte, einen wahrhaft vollſtändigen Erfolg errungen hat. Denn was kann ein Schriftſteller Höheres wünſchen, als in ſeinem Werke bei der Nachwelt ſo fortzuleben, wie „Paul und Virginie“ vielleicht noch bei den ſpäteſten Geſchlechtern leben wird? Vielleicht, ſagen wir: denn allerdings ſcheint die Berühmtheit des guten Bernardin de St. Pierre, des Verfaſſers von Paul et Virginie, La Chaumière Indienne, Les Harmonies de la Nature, jetzt eben ſo ſchnell abzunehmen, als ſie damals den höchſten Gipfel erſtieg. Originell iſt er nicht, vielmehr ein Nachahmer, aber ein aufrichtiger und geſchickter Nachahmer der J. J. Rouſſeauſchen Empfindungs- und Darſtellungsweiſe. Der Ausdruck des Gefühls iſt zwar ſtets zart und lieblich, aber nicht ganz frei von Manier; ſeine Menſchenliebe mehr romantiſch als chriſtlich und gar zu thränenreich; auch kommen die Thränen nicht immer aus dem Herzen, ſondern aus einer weinerlichen Reflexion. Seine Philoſophie, das, was man den Kern ſeiner Ueberzeugungen nennen könnte, hat nicht die rechte Wärme und iſt zu mild, zu geſchmeidig, zu ſchlaff, um recht ins Herz zu greifen. Dazu kommt ſeine Syſtemſucht, ſeine kindiſche Freude an allerhand kleinlichen vermeinten Entdeckungen und ſeine Einbildung von den Harmonieen, die er in allen großen und kleinen Dingen findet und worauf er ſich nicht wenig zu Gute thut; anfangs intereſſirte das die Leſer ganz ungemein, bald aber fand Niemand dieſe Träume mehr der Widerlegung werth. Dem ſey nun wie ihm wolle, das eine, ſchönſte ſeiner Werke, Paul und Virginie, wird ihn wohl bis in ſpäte Zeiten überleben; dieſe Virginie wird den Dichter, der ſie ſo ſchön und rein erſchaffen, unter ihre Engelsflügel nehmen und ſeinen Namen in die Jahrhunderte hinaustragen. Von welcher Fülle friſcher Natur-Anſchauungen wird der Leſer in dieſem Buche überraſcht — wie freut man ſich der Liebe der beiden Kinder an jenen fernen blühenden Geſtaden — wie natürlich, wie erquickend iſt die Rührung, die auf jedem Blatt unſer Auge mit neuen Thränen füllt — wie köſtlich iſt die Einfachheit, die Treue der Schilderung, und der klare, ruhige Spiegel dieſes Styls, wo wäre er jetzt noch zu finden? Dieſe Kunſt iſt in unſerer bewegten und getrübten Zeit verloren. Den Franzoſen muß dies kleine in ſeiner Kunſtloſigkeit herzerfreuende Meiſterwerk um ſo theurer ſeyn, da es für ſie gleichſam das letzte Vermächtniß aus den Zeiten vor der Revolution iſt; denn als das Buch erſchien, da grollte am ſchwülen Horizont ſchon das Unwetter, vor deſſen Schlägen bald die Philoſophie und Poeſie in Frankreich verſtummte.

Bibliographie.

- La vie militaire sous l'empire etc. — Von Blaze. 2 Bde. 15 Fr.
- Cours de droit militaire. — Von Brouttа. 6 Fr.
- L'ecole du tirailleur. — Von Pinette.
- Notice biographique du philosophe français A. Lasalle. — Von Genee. 4 Fr.
- Abrégé de l'histoire ancienne. — Von Grenouille. 3 Fr.
- Histoire philosophique des sciences. — Von Morand.
- Essai sur l'idéal. — Von Quatremère de Quincy.
- Annales de l'imprimerie des Etienne. — Von Renouard. Erſte Abth. 7½ Fr.
- Les matelots parisiens. — Roman von Suau de Varennes. 2 Bde. 15 Fr.
- L'herbagère. — Vom Vicomte d'Arlincourt. 2 Bde. 7 Fr.
- Description nautique des côtes de l'Algérie. — Von Berard.
- Chroniques de la marine française. — Von Girard und Lecomte. Th. 3. 4. und 5. 22½ Fr.
- Histoire du Bas-empire. — Von Lebeau. Abgekürzt von Delarue. 3 Bde. 10 Fr.
- Chronologie historique des papes. — Von Mаslatrie. 7½ Fr.
- Scènes de la vie italienne. — Von Méry. 2 Bde. 15 Fr.
- La maison rouge. — Von Souveſtre. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Zur Statiſtik der Makulatur. In Frankreich wird bekanntlich nicht minder, wenn auch lange nicht ſo viel Makulatur jährlich fabrizirt, als in Deutſchland. Während aber in unſerem Vaterlande das Druckfieber immer noch in einer gefährlichen Progreſſion ſich befindet und jeder neue Leipziger Oſtermeß-Katalog den vorhergegangenen an Umfang übertrifft, bezeichnet das Journal de la Librairie das Jahr 1836 in Frankreich als viel weniger produktiv, denn ſeine unmittelbaren Vorgänger. Und eben ſo, wie bei uns, iſt man auch ſchon in unſerem Nachbarlande zu dem Reſultate gelangt, daß man auf dem Felde der buchhändleriſchen Production das Weniger als ein Mehr, d. h. als einen Gewinn, anſehen darf, indem man längſt inne geworden, daß die Maſſe des Schlechten dem Vertrieb des Guten nur hinderlich ſey. Im Jahre 1835 ließ der Franzöſiſche Buchhandel 82,298 Bogen Satz veranſtalten, im Jahre 1836 aber nur 79,238, was eine Verminderung des Satzes um nahe an 3000 Bogen ergiebt. Die gedruckten Bogen aber haben verhältnißmäßig noch mehr abgenommen, da, den vorliegenden ſtatiſtiſchen Notizen zufolge, die Auflagen meiſtens auch kleiner waren, als früher, ſo daß man annehmen kann, es ſeyen in Frankreich im vorigen Jahre 25 Millionen Bogen Makulatur weniger gedruckt worden, als im Jahre 1835. Minder erfreulich als dieſes Reſultat iſt indeſſen die Ueberſicht derjenigen Literaturzweige, welche die Abnahme der Production hauptſächlich getroffen hat. Es zeigt von keinem geiſtigen Fortſchreiten des leſenden und bücherkaufenden Publikums, daß gerade die theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo wie diejenigen, die ſich mit den Naturwiſſenſchaften, mit Kunſt, klaſſiſcher Literatur und Geſchichte beſchäftigen, die Vernachläſſigung deſſelben am meiſten empfinden, während Romane und Theaterſtücke, politiſche und juriſtiſche Streitſchriften eher zu- als abgenommen haben. Auffallend iſt die Verminderung der Schriften religiöſer und moraliſcher Tendenz beſonders darum, weil man von vielen Seiten verſichern hört, es ſey jetzt in Frankreich in dieſer Beziehung eine wohlthätige Reaction eingetreten und der Sinn für Gottesfurcht und religiöſes Leben in weit größerem Maße als zu irgend einer Zeit ſeit der Revolution verbreitet. Indeſſen will man uns mit der Verſicherung beſchwichtigen, daß das Jahr 1836 nur darum weniger produktiv an ſolchen Werken geweſen, weil gerade darin das Jahr 1835 mehr gethan, als irgend ein früheres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 65. Berlin, Mittwoch den 31. Mai 1837.

Oſtindien.

Die Jagden in Oſtindien.

Orientaliſche Jagd-Partieen haben nicht bloß für den Jagd-Liebhaber, ſondern auch für den Leſer ſo viel Anziehendes, daß es wohl kaum einer Entſchuldigung bedarf, wenn wir dieſem Gegenſtand in unſeren Blättern einigen Raum gönnen. Ein Britiſcher Offizier in Oſtindien ging vor kurzem ſogar ſo weit, in einem öffentlichen Blatte zu behaupten, Indien, das ſchöne Land, würde keinen Pfifferling werth ſeyn, wenn es dort keine Tiger gäbe, und dieſer Anſicht mögen noch viele ſeiner Kameraden ſeyn, denn kein Zeitvertreib iſt ihnen willkommener, als die Jagd auf den „Beherrſcher der Wälder“. Wir geben unſeren Leſern folgende Details von Kämpfen mit Tigern und Löwen, die als authentiſch verbürgt werden können.

Als Capitain J., der in Bombay ſtand, eines Tages mit zwei anderen Freunden in der Gegend von Baroda jagte, ſtieß er ganz unerwartet auf einen Tiger. Das Thier ruhte an dem jenſeitigen Ufer eines kleinen, aber tiefen Stroms. Der Schrecken der Jäger wurde durch den Anblick eines gräßlich verſtümmelten menſchlichen Leichnams, welcher dem Tiger zur Seite lag, um ein Bedeutendes vermehrt. Plötzlich erhob ſich das Ungethüm und ſtierte den Ankommenden ins Geſicht, als wollte es ſich eine Mahlzeit für den nächſten Tag erſehen. Sogleich feuerten Alle, und der verwundete Tiger fiel wie todt auf die Seite. Capitain J. zweifelte nicht, daß die Schüſſe tödtlich geweſen; er lud ſeine Flinte wieder, jedoch nur mit gehacktem Blei, da keine Kugel mehr vorräthig war, und lief, ſo ſchnell er konnte, nach einer Furth, die ungefähr vierzig Ellen weit unterhalb des Ortes lag, von wo man geſchoſſen hatte. Er watete durch den Strom und wollte eben die Aeſte eines Baumes erfaſſen, um an dem jenſeitigen Ufer bequemer ausſteigen zu können, als der Tiger auf ihn los kam. Capitain J. hatte nur eben Zeit genug, ſeine Flinte noch einmal abzuſchießen, worauf er ſich platt an den Boden legte und von dem Tiger betaſten ließ. Obſchon das Thier drei Kugeln und eine Ladung gehacktes Blei im Leibe hatte, ſo zerrte es den Capitain doch ein paar Minuten lang, wie zum Spiele, am Boden hin und her. Endlich ſetzte es eine ſeiner ungeheuren Vordertatzen auf den Mund ſeines Opfers; der Capitain ertrug dieſen Druck eine Zeitlang mit großer Standhaftigkeit, als er aber endlich daran verzweifelte, daß der Tiger ſeine Tatze freiwillig zurückziehen würde, faßte er eine Klaue des Feindes mit den Zähnen und biß hinein, ſo ſtark er konnte. Dieſe kühne Liſt hatte zwar den gewünſchten Erfolg, während aber der Tiger ſeine Tatze wieder an ſich zog, riß er einen Theil der Wange des Offiziers ab und zerbrach ihm das Naſenbein. Dann kauerte die Beſtie, vielleicht etwas ermüdet, zur Seite nieder, ſtierte jedoch ihre Beute mit unverwandten Blicken an. Der Capitain, obgleich blutend und heftige Schmerzen leidend, blieb noch eine ganze Weile liegen, ohne ein Glied zu rühren; endlich erblickte er in geringer Entfernung ſeine Kameraden. Jetzt raffte er ſeine ganze noch übrige Kraft zuſammen und ſchrie laut um Hülfe. Sogleich fuhr der Tiger auf und war nahe daran, ihn bei der Kehle zu packen, aber der Offizier parirte faſt inſtinktmäßig den tödtlichen Biß, indem er ſeinen gebogenen Arm dem Feinde in den offenen Rachen ſteckte. Der Arm war in demſelben Augenblick entzwei gebiſſen, und doch wußte Capitain J. auch dieſen neuen Schmerz dermaßen zu bewältigen, daß er nicht einmal einen Klagelaut von ſich gab. Jetzt ging der Tiger um ihn herum und beſchnüffelte ihn, als wollte er ſich überzeugen, ob er noch athmete; dann entfernte er ſich etwa zehn Schritte weit, kehrte aber mehrmals wieder, um ſeiner Sache vollkommen gewiß zu ſeyn. So oft der Tiger ihm nahe war, mußte Capitain J. den Athem zurückhalten. Endlich — nach einer guten Stunde — offenbarten ſich die Wirkungen der Kugeln mehr und mehr; der Tiger wankte, bekam Konvulſionen und fiel endlich, um nicht wieder aufzuſtehen. Capitain J. blieb noch ungefähr eine Stunde ruhig liegen, endlich erhob er ſich und verſuchte, ſich fortzuſchleppen, aber ſeine Wunden erſchwerten ihm jede Bewegung ungemein. Zum Glück traf er einige Bauern der Gegend, die ihn nach ihren Zelten brachten. Er mußte fünf Monate lang unter großen Schmerzen das Bett hüten und genas erſt, nachdem man lange an ſeiner Wiederherſtellung gezweifelt hatte.

Ein anderer Britiſcher Offizier von der Bengaliſchen Armee wurde einſt von einem Tiger ergriffen und fortgeſchleppt. Zum Glück hatte der Offizier noch ſeine Jagdflinte umhängen, deren Läufe zwiſchen die Zähne des Tigers ſich einklemmten und ihn daran verhinderten, ſeine Kinnbacken zu ſchließen. Aus Verdruß darüber ließ der Tiger endlich ſeine Beute fallen und lief allein weiter. Der Offizier entkam mit einer ſtarken Verletzung und bewahrt ſeine Retterin, die Flinte, als eine Trophäe. An der inneren Seite des einen Laufes ſieht man die Spur des eingedrückten Tigerzahns.

Ein faſt unglaubliches Beiſpiel von Geiſtesgegenwart gab vor etwa dreißig Jahren der Oberſt D. in Bengalen, ein Mann, der bei einer Größe von mehr als ſechs Fuß ungeheure Körperkräfte beſitzt. Als dieſer Offizier eines Tages auf der Jagd und von ſeiner Geſellſchaft getrennt war, bemerkte er plötzlich einen Tiger, der ſich eben anſchickte, auf ihn loszuſpringen. Der Oberſt warf ſeine Flinte, die er wieder zu laden vergeſſen hatte, von ſich, empfing den Tiger mit ausgebreiteten Armen und drückte ihn im buchſtäblichen Sinne des Wortes todt. Nur eine Tatze der Beſtie war frei geblieben, und mit dieſer hatte ſie dem Oberſten das Fleiſch von der Backe abgeriſſen. Der Tiger war noch jung, aber doch alt genug, um einen Menſchen bezwingen zu können.

Die große Verſchiedenheit im Naturell des Tigers und des Löwen ergiebt ſich aus folgender Erzählung, die uns zeigen kann, daß Buffon nicht ohne Grund behauptete, der Löwe beſitze neben ſeinem Stolze, ſeinem Muthe und ſeiner Kraft auch Großmuth, während der Tiger ohne Noth grauſam ſey. Das Abenteuer beſtanden vor mehreren Jahren drei Offiziere in Guzerat. Capitain D., Herr W. und ein dritter Freund ritten eines Nachmittags auf einem Elephanten aus, um Löwen zu jagen. Noch waren ſie in dem Gebüſche nicht weit gekommen, als ſie einem dieſer Thiere begegneten und es niederſchoſſen. Eben luden ſie ihre Flinten von neuem: da verkündete ihnen ein Gebrüll die Nähe eines zweiten Löwen. Einer von der Geſellſchaft ſtieg ſogleich von dem Elephanten auf ein Pferd, das ſein Bedienter ihm nachführte, und ritt voran, um Kundſchaft einzuziehen. Kaum hatte er ſich hundert Schritte weit entfernt, als er ſich von dem Thiere, das er aufſuchte, verfolgt ſah. Sogleich ſpornte er ſein Pferd zum Galopp und gelangte auf einem Umwege glücklich wieder zu der Stelle, wo die Anderen ſeiner warteten. Nachdem er ſeinen Sitz in der Hauda des Elephanten wieder eingenommen, lenkte man den letzteren nach der Gegend, wo der Löwe herkam. Faſt in demſelben Augenblick kam ihnen der muthige Feind keck entgegen. Als das edle Thier dem Elephanten bis auf etwa zwanzig Schritt ſich genähert hatte, feuerten die drei Jäger zugleich, und jede Kugel traf. Der Löwe that, als wär' er ganz unberührt geblieben; er ſchritt, wo möglich, noch beherzter voran und ſaß dem Elephanten mit Einem Sprung auf dem Kopfe. Zum Glück war der Treiber ein muthiger Kerl und an ſolche Begegnungen gewöhnt. Er ſtieß ein paar kräftige Flüche aus und begann nun, mit ſeinem eiſernen Lenkhaken auf den Kopf des Löwen zu hämmern. Die Beſtie rutſchte wieder herunter, ſprang nun auf das Hintertheil des Elephanten und hätte beinahe Einen der Jäger aus der Hauda geriſſen. Da fuhr ihm abermals eine Kugel durch die Schnauze in den Leib; der Löwe ſtürzte hinab, und der Elephant trabte eilig weiter. Sobald der erſchreckte Koloß zum Stehen gebracht war, beſchloß Herr W. abzuſteigen und den furchtbaren Feind zu Fuße zu verfolgen. Seine Gefährten widerriethen ihm dies vergeblich und begleiteten ihn dann aus Edelmuth. Auf dem Wahlplatze angelangt, fanden die drei Freunde den Löwen wieder kampfgerüſtet, dieſer ſtürzte jetzt gegen Herrn W. los, der den rechten Lauf ſeiner Doppelflinte losfeuerte, aber nicht mehr Zeit hatte, auch links abzudrücken. Bei dem Sprunge des Löwen verlor der Dritte von der Geſellſchaft alle Geiſtesgegenwart; er hatte bis dahin wacker ausgehalten, aber das war für ſeine Nerven zu viel. Er kehrte um, verſteckte ſich in das dickſte Gebüſch, das er finden konnte, und blieb da ſo ruhig, wie eine Maus. Herr W. vertheidigte ſich nun mit ſeiner Flinte gegen den furchtbaren Feind, bis der letztere endlich ſiegte und ihn zu Boden riß. Dem Capitain D. verſagte in dieſem kritiſchen Moment ſeine Flinte, und er rettete ſich aus dem Gebüſche, um nach Hülfe zu rufen. Unterdeſſen that der Löwe ſeinem bezwungenen Gegner kein ferneres Leid an; er begnügte ſich damit, in ſeiner Nähe zu bleiben und ihn zu bewachen. Jetzt brach die Dämmerung herein. Capitain D., dem die dringende Gefahr ſeines Freundes ſehr zu Herzen ging, ſetzte ſeine Flinte bſtmöglichſt wieder in Stand und kehrte dann eben ſo eilig als behutſam an die verlaſſene Stelle zurück. Noch immer ſtand der Löwe dicht bei Herrn W., der ohne Bewegung am Boden lag. Capitain D. zielte und ſtreckte die Beſtie entſeelt nieder. Herr W. aber hatte keine Verletzung erhalten und ritt mit den anderen Beiden nach Hauſe, um die Glückwünſche ſeiner Kameraden zu empfangen. In dem Körper des Löwen fand man neun Kugeln; erſt der letzte Schuß hatte ein Lebens-Organ getroffen.

Nicht viel weniger furchtbar als Tiger und Löwe iſt der wilde Eber in Oſtindien, der auch ein eben ſo zähes Leben hat, wie die genannten beiden Raubthiere. Die folgende Erzählung von einem Ein-

Digitized by Google

zelkampfe zwiſchen einem Jäger und einem wilden Eber wird dies beſtätigen und kann auch Jedem als Warnung dienen, daß er einem ſtarken Wilde nie zu nahe komme, bevor er ganz überzeugt iſt, daß es verendet hat. Eine Jagd-Geſellſchaft verließ Kalkutta an einem Dezember-Morgen in einem Boote, um wilde Enten und anderes Geflügel zu ſchießen. Sie fuhren langſam den Hugli hinab, und am nächſten Morgen landeten zwei von der Partie an dem niedrigen ſchlammigen Ufer. Der Eine kam bald nach dem Boote zurück; der Andere aber gerieth, während er die geflügelten Waldbewohner verfolgte, immer tiefer ins Gebüſch und Geſtrüpp. Er hatte ſeinen Burſchen vorausgeſchickt, um eine von ihm geſchoſſene Holztaube zu holen; dieſer kam aber eilig wieder und meldete ſeinem Herrn mit großem Schrecken, daß ein wilder Eber die Taube verzehre. Gleich darauf hörte der Jäger das Grunzen des Ungeheuers, und kaum hatte er ſeine Flinte (dieſesmal mit einer Kugel) wieder geladen, als der Eber zum Vorſchein kam und nur wenige Schritte von dem Orte, wo der Jäger und ſein Burſche ſtanden, in einem engen Paſſe ſich aufſtellte. Das Thier grunzte und ſchäumte, ſah ſeiner neuen Bekanntſchaft einige Minuten lang ſtarr ins Geſicht und wollte ſich dann wieder fortmachen. Der Jäger nahm den Augenblick wahr, als der Eber ihm die Seite zukehrte und ſchoß ihm eine Flintenkugel in den Leib. Das verwundete Thier taumelte nieder, während ſein Blut in Strömen floß. Der Jäger eilte ſogleich heran und ging eben mit ſich zu Rathe, wie er ſeine Beute am beſten nach dem Boote befördern könnte, als der todtgeglaubte Eber mit einemmale wieder auf den Beinen ſtand und wie raſend auf ihn losſtürmte. An Flucht war nicht mehr zu denken; unſer Waidmann faßte in ſeiner Verzweiflung die Flinte am Laufe, ſchwenkte ſie in der Luft und verſetzte dem blutenden Scheuſal einen Schlag auf den Kopf, daß die Büchſe entzweiging. Der Eber fiel betäubt nieder, ſein Angreifer ſprang über ihn weg und rannte aus Leibeskräften davon. Noch war er kaum funfzig Schritte weit, als er ſich von dem grunzenden Feinde aufs neue, und zwar in fürchterlicher Haſt, verfolgt ſah. Um auf ſeiner Flucht durch nichts behindert zu ſeyn, warf unſer Freund ſeinen Rock ab; dennoch ereilte ihn der wüthende Verfolger. Jetzt waren die Kräfte des Jägers erſchöpft; die Zunge klebte ihm am Gaumen, und alle Hoffnung ſchien verloren zu ſeyn. Schon war der Eber nur noch wenige Schritte weit, als ein am Pfade ſtehender Mango-Baum dem Verzweifelten neue Hoffnung gab. Er ergriff einen Aſt und wollte ſich an demſelben hinaufſchwingen; aber in demſelben Augenblicke faßte ihn ſein Feind an den Beinkleidern. Das Tuch gab zum Glücke nach; der Waidmann wurde zwar mit heruntergeriſſen, täuſchte aber den Eber, indem er um den Baum herumſprang. Hier nahm er einen günſtigen Augenblick wahr und ſchwang ſich den Baum hinan; aber ſogleich packte der Eber die Wurzeln des Baumes, der zum Unglück noch jung war, mit ſeinen Hauern; der Mango ſtürzte in den Teich daneben, und Menſch und Eber wälzten ſich in den Aeſten herum. Sein gutes Glück wollte, daß der Jäger oben zu liegen kam und ſeinen borſtigen Feind bei der Gurgel packen konnte. Das Thier ſuchte ſich vergebens loszuwinden; denn der Körper des Jägers lag zu ſchwer auf ihm, und das Blut floß ſo reichlich aus der Schußwunde, daß der Todeskampf des Ebers immer ſchwächer wurde und dieſer endlich verendete. Es verging mehr als eine Stunde, ehe der Jäger von ſeiner furchtbaren Anſtrengung ſich erholt hatte, und nur mit Hülfe ſeiner unterdeſſen herbeigeeilten Freunde gelang es ihm, wieder auf die Beine zu kommen. Der Körper des furchtbaren Gegners wurde an eine Bambusſtange befeſtigt und von acht Kulis nach dem Boote getragen.

Die Art, wie man den Tigern in Bengalen zu Leibe geht, nämlich mit ganzen Bataillonen Elephanten und Menſchen, wird von den Anglo-Indiern der übrigen Präſidentſchaften für unrühmlich gehalten. Obgleich aber der Bengaliſche Brite gern mit allen Vortheilen, die eine glänzende Sewari (Reiterjagd) gewähren kann, ins Feld rückt, ſo zeigt er ſich doch im Nothfalle bereit, auch unter weniger günſtigen Umſtänden gegen Raubthiere zu kämpfen. Ein junger Bengaliſcher Offizier, der auf einem Marſche durch eine wilde Gegend Halt gemacht hatte, wurde bei ſeinem Frühſtücke von einer Deputation aus dem nächſten Dorfe benachrichtigt, daß ein Tiger bei hellem Tage erſchienen ſey und bereits mehrere Individuen gefährlich verwundet habe. Einige der beſten Schützen hatten vergebens nach dem Thiere geſchoſſen, woraus man denn ſchließen wollte, die Kugeln ſeyen behext geweſen. Der Offizier bewaffnete ſich ſogleich mit einem paar Doppelflinten und eilte an den bezeichneten Ort. Bei ſeiner Ankunft im Dorfe fand er die ganze Gemeinde, wie man ſich denken kann, in einem Zuſtande großer Aufregung; Jedermann ſah den Tiger oder wollte ihn ſehen, und alle Augenblicke gab es einen falſchen Lärm. Ganze Haufen Menſchen, die auf Bäume oder Dächer geſtiegen waren, deuteten nach jeder Richtung, während andere Haufen von allen Seiten ſchreiend herandrängten und behaupteten, der Tiger verfolge ſie. Endlich gelang es dem jungen Manne, den Ort zu ermitteln, an welchem der Tiger in dieſem Augenblicke ſich befand. Er entdeckte ihn inmitten einer kleinen Baumgruppe, welche zu dem Garten einer Bauerhütte gehörte. Da die Hütten der Eingebornen der Luft und dem Tageslicht ziemlich überall zugänglich ſind, ſo konnte unſer Abenteurer mit leichter Mühe ſeine Flinte durch das Flechtwerk der Wände ſtecken, und es gelang ihm, der Beſtie eine Kugel in den Hals zu ſchießen. Vor Zorn und Schmerz laut aufbrüllend, ſprang der Tiger auf die Hütte los; da er aber ſeinen Feind nicht ſah, ſo kehrte er um und eilte einem Wäldchen zu, während die Bauern, wie ein zerſprengtes Heer, nach allen Seiten ausriſſen. Jetzt war es nothwendig, einen erhöhten Standpunkt zu gewinnen, denn das hohe Gras und Geſtrüpp verbargen den Tiger ganz und gar. Während der Jäger zu dieſem Zwecke auf einen Baum kletterte, kam der Tiger, der ſeinen Feind erblickt hatte, aus dem Gebüſch hervor. Zum Glück hatte unſer Offizier noch Zeit genug, ſeine Flinte anzulegen und zu feuern; der Schuß ſtreckte das furchtbare Thier zu Boden, aber es erhob ſich wieder und drehte ſich wie raſend im Kreiſe herum. Jetzt traf den Tiger ein Schuß aus dem zweiten Laufe, doch immer noch nicht tödtlich. Die Wuth des Thieres ſtieg immer mehr; allein es war eine blinde Wuth, die ſich erſt an Bäumen austobte und dann gegen die Zuſchauer kehrte. Letztere ſtanden ohnedies ſchon ſehr weit entfernt, und obendrein nahmen ſie, ſo wie der Tiger ihnen ſein Antlitz zukehrte, augenblicklich Reißaus. Der Offizier konnte von Glück ſagen, daß das Thier ihn ganz unbeachtet ließ; denn er wäre mit ſeinen zwei ungeladenen Flinten in einer fatalen Situation geweſen. Mit zwei Kugeln im Halſe und einer im Kopfe, ſchien das Thier noch bei voller Kraft zu ſeyn; doch lief es jetzt in einen Kuhſtall hinein, wohin der Offizier mit friſch geladenen Büchſen ihm folgte. Während Letzterer in die Bambuswand des Stalles ein Loch zu bohren verſuchte, ſtürzte der Tiger mit fürchterlicher Wuth dagegen und zwang den Offizier zu raſcher Flucht. Es gelang dem Ungeheuer, Kopf und Vordertatzen durch die Verzäunung zu zwängen, worauf ihm der Offizier aus einer Entfernung von acht Schritten eine Kugel durch das Ohr ſchoß. Jetzt riß der Tiger die Hütte ein, ſprang unter entſetzlichem Gebrüll heraus, rannte in einen benachbarten Garten und ſteckte ſich im Gebüſche hin. Der Offizier ſtellte ſich hinter einen Platanen-Baum, wo der Tiger ihn bemerkte; letzterer fuhr ſogleich wieder empor, ſah ſeinem Gegner knurrend ins Geſicht, ſtürzte aber, von einer Kugel getroffen, die ihm durch den Rachen fuhr, todt an die Erde. Als die Bauern den Tiger erlegt ſahen, kamen ſie mit Knütteln herbei und ſchlugen weidlich auf ihn los. Es war dies der größte Tiger, den man in jenem Dorfe noch geſehen hatte; von den fünf Wunden, die er empfangen, konnte jede für tödtlich gelten.

Dem Leoparden ſetzt man in Indien nur ſelten nach, obſchon er es wohl verdient, daß man auch auf ihn Jagd mache. Eines Morgens erfuhr ein Offizier auf ſeinem Spazierritt, daß ein Leopard an einem näher bezeichneten Orte ſich aufhalte und drei Perſonen arg verwundet habe. Der Offizier lenkte ſogleich ſein Pferd nach der Gegend, verſchaffte ſich die nöthigen Waffen und ſtieg auf das Dach einer großen Scheune, von wo er den Leoparden im Buſchwerk erſpähte. Auf den erſten Schuß des Offiziers kam das Thier brüllend heraus. Der zweite Lauf wollte zum Unglück nicht losgehen, und jetzt war es nöthig, ſchnell herabzuſteigen, um das Thier nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Der Offizier lud von neuem und folgte ſeinem Wilde nach einem Bambus-Dickicht, wo es ſich gelagert hatte. Hier ſchoß er zum zweiten Male und entfloh dann, ſo eilig er konnte; der Leopard ſetzte ihm nach, riß ihn zu Boden und ſtürmte über ihn weg, ſo daß unſer Jäger mit ein paar unerheblichen Quetſchungen davonkam. Er beſtieg nun ſein Pferd und ritt einem Gebüſche zu, in welches der Leopard ſich zurückgezogen hatte. Er konnte ſeinen Feind bald aufs Korn nehmen, aber die Flinte, welche bei dem Falle Schaden genommen hatte, verſagte ihm, und ſo mußte er ſeinem Pferde wieder die Sporen geben, um ſein Leben zu retten. Die ganze Bevölkerung des Ortes erbot ſich, das Buſchwäldchen zu bewachen, während der Offizier nach Hauſe eilte und Vorkehrungen zum erneuten Kampfe traf und ſich unter Anderem einen Elephanten mit einer Haudah beſtellte. Nachdem er gefrühſtückt und die Wirkſamkeit ſeiner Waffen geprüft hatte, begab er ſich wieder nach dem Buſche, wo er jedoch nur einen Elephanten vorfand, der, wie ſein Treiber ſelbſt verſicherte, unzuverläſſig war und keinem Raubthiere Stand hielt. Die Vorſtellungen der Eingebornen werden von den Europäern gewöhnlich kaum beachtet; unſer Offizier beſtieg, aller Warnung zum Trotze, das Kiſſen auf dem Rücken des Elephanten und befahl dem Treiber, ihn mit Gewalt in den Buſch zu treiben. Der Elephant ſtöhnte, ſcharrte den Boden und gab noch andere Zeichen ſeiner üblen Laune; ſo wie er den Leoparden bemerkte, ſtürmte er auf ihn los und ſchüttelte ſich dabei dermaßen, daß der Reiter kaum auf ſeinem Sitze ſich behaupten, geſchweige denn feuern konnte. Der Leopard ſaß dem unbehülflichen Koloſſen mit Einem Katzenſprung auf dem Rüſſel und zerfleiſchte ihn, fiel aber bald wieder herunter. Sobald der Elephant ſich befreit fühlte, eilte er davon und war nicht mehr zum Angriff zu bewegen. Endlich kamen zwei andere, beſſer disziplinirte Elephanten herbei; der Offizier beſtieg einen derſelben und drang wieder in den Buſchwald ein; aber der feige Elephant, den er vorhin geritten, und den man unkluger Weiſe bei den Anderen ließ, ſteckte ſie mit ſeiner Furcht an. Es erfolgte eine allgemeine Retirade, und zwar in ſolcher Unordnung, daß derjenige Elephant, welcher den Offizier trug, in ein Loch gerieth, zu Boden ſtürzte und den Offizier beinahe vor die Füße des Leoparden ſchleuderte. Zum Glücke war dieſes Thier ſelbſt eben im Rückzug begriffen. Endlich verlor der Offizier die Geduld, verabſchiedete die Elephanten und rückte mit ſeinen Leuten zu Fuß gegen den Leoparden an, der, nachdem er zwei neue Ladungen empfangen, ſeine Seele aushauchte.

Man kann ſich einen Begriff davon machen, wie viele Tiger noch jetzt in gewiſſen Gegenden von Bengalen hauſen, wenn man erfährt, daß in einem Zeitraum von vierzehn Tagen ſchon mehr als zwanzig dieſer Thiere erlegt worden ſind. (Asiat. Journ.)

England.

Die Londoner literariſchen Zeitſchriften.

(Fortſetzung.)

Verzeihe, freundlicher Leſer, wir haben Dich ins Büreau der Quarterly geführt, Dir dort Walter Scott gezeigt und ſetzten plötzlich Deine Geduld durch ein Kapitel über die geheime Tugend großer Köpfe auf harte Probe; wir kehren zu Dir und Scott wieder zurück. Nach unſeren obigen Bemerkungen wird man ſehen, daß wir mit den Leuten, die auf die Blößen geachteter Namen Jagd machten, nichts gemein haben. Ueberdies iſt die häusliche Tugend des Schottiſchen Dichters auch von ſeinen Feinden unangefochten geblieben. Aber hier handelt es ſich nicht von einer Blöße des menſchlichen Walter Scott, ſondern von einer Blöße des Schriftſtellers. Daß ſich der große Mann

Digitized by Google

ſolche Manöver, ſolche Künſte geſtattete, daß er ſeinen Einfluß, ſein Talent zu dieſen Unwürdigkeiten mißbrauchte, muß ſchon Staunen erregen; daß die Redaction ſich zu ſolchen Künſten hergab, um das leichtgläubige Publikum zu täuſchen, muß noch mehr in Verwunderung ſetzen. Aber es überſteigt alle Wahrſcheinlichkeit, obgleich es ſo traurig wahr iſt, daß man jene Blätter, die man für immer hätte vernichten ſollen, jetzt ſorgfältig geſammelt und in die Ausgabe der ſämmtlichen Werke Walter Scott's aufgenommen hat! Doch man muß die Kritik Scott's über Scott ſelbſt leſen. Er, der in der Satyre ſo beißend, in der Ironie ſo bitter ſeyn konnte, wechſelt ſeine Natur ganz, wenn er über ſich ſelbſt öffentlich Gericht hält. Er iſt die Sanftmuth und Unſchuld ſelbſt; er zeigt leichte Verſehen an, macht dem Verfaſſer ſcheinbare Vorwürfe, hebt unbedeutende Anachronismen hervor, vertheidigt die Mittelmäßigkeiten mit aller Dialektik, die er im Hauſe hat, weiſt das Uebergewicht ſeines hiſtoriſchen Romans über alle Gattungen der Literatur nach, ſtellt ſodann den Autor auf die naivſte Weiſe von der Welt den größten Geiſtern zur Seite und ſchließt buchſtäblich ſo:

„Das Buch, welches dieſer Schriftſteller (näml. W. S.) ſtudirt hat, iſt das grandioſe Buch der Natur; er hat die Welt durchſucht in der Erforſchung von Charakteren und Thaten, die ſich nur dem ausgezeichnetſten Scharfſinn offenbaren und die nur das Genie allein ſo wieder darſtellen kann. Die Perſonen Shakſpeare's ſind nicht mit tieferer und innigerer Wahrheit begabt. Daher glaubt man auch allgemein, daß der Verfaſſer wirkliche Perſonen portraitirt habe. Er muß ſich unter alle Klaſſen gemiſcht, er muß alle Charaktere in der Nähe geſehen, er muß ſich mit Sitten und Weiſen vertraut gemacht haben, die jetzt untergegangen ſind. Daher kommt es, daß die Gebilde, welche nur Emanationen ſeiner reichen Einbildungskraft ſind, auf uns den Eindruck gelebt habender Perſonen machen. Sie ſteigen aus ihren Gehirnen in voller Rüſtung, mit allen ihren charakteriſtiſchen Zügen, ihren beſonderen Stellungen, ihren gewohnten Mienen und ſelbſt mit den Einzelheiten ihrer Koſtüme."

So ſpricht in der Quarterly Walter Scott von einem anderen Schriftſteller, der Walter Scott heißt. Nicht wahr, verſtändiger Leſer, eine neue Art von Selbſtverleugnung, auf deren Grund und Boden Rezenſent und Rezenſirter durch einträgliche Verſchwiegenheit ſich gegenſeitig mit Artigkeiten überhäufen? Denn der anonyme Verfaſſer des Waverley hat, um die Mummerei zu vervollſtändigen, bei jedem folgenden Roman dem „geiſtreichen, ſcharfſinnigen und aufgeklärten Rezenſenten" des vorigen Romans für ſeine freundliche Kritik zärtlich gedankt. Es iſt ein wahrhaft ſchönes Gefühl der Unabhängigkeit vom Bedürfniß fremden Beiſtandes. Wenn ſich andere Literaten oft vom eigenen Gevatter oder von den Gevattern des uneigennützigen Verlegers eine höchſt unparteiiſche Rezenſion zukommen laſſen, ſo könnte man in gewiſſem Sinne behaupten, ſie laſſen ſich mit fremden Federn ſchmücken; der edle Schotte, der ganz von dem goldenen Zeitalter ſeiner im kindlichen Stande der Unſchuld gelebt habenden Hochländer erfüllt iſt, verſchmäht es, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, er ſchmückt ſich daher mit eigenen!

Die Quarterly läßt ſich vielleicht wegen dieſer unedlen Myſtificationen noch entſchuldigen, indem es nicht ganz unmöglich iſt, anzunehmen, daß den Redacteuren entweder der Verfaſſer des Buches oder der Verfaſſer der Rezenſion unbekannt war, und daß ſie deſto mehr von allem Verdachte ſich fern hielten, je weniger Walter Scott ſolche Schliche zuzutrauen waren. Aber Herr Gifford hat wahrſcheinlich nicht gewußt, daß Scott ſchon im Jahre 1810 in den von ihm größtentheils beherrſchten, ſchnell eingegangenen „Edinburger Jahrbüchern" einen Artikel geſchrieben hat, deſſen Titel iſt: „Ueber die lebenden Dichter Großbritaniens"; in dieſem Artikel nun ſpricht ſich Walter Scott dahin aus, daß England nur drei große Dichter habe; wovon einer Walter Scott iſt! Wir hören immer die Tugend der Beſcheidenheit als eine der hervorſtechendſten Eigenſchaften des Schottiſchen Barden rühmen; die Quarterly, die Edinburger Jahrbücher, und wer weiß, welche Zeitſchriften noch, ſind gewiß die ſprechendſten Belege für dieſe Behauptung.

Man behauptet, daß Southey ſeit längerer Zeit die Verbindlichkeit übernommen habe, für jede Nummer der Quarterly-Review einen Artikel zu ſchreiben, und dafür von Murray 200 Pfd. jährlich erhalte. Das Honorar der verſchiedenen Artikel hat keine beſtimmte Höhe; man zahlte Walter Scott öfter 60 Pfd. für einen Artikel und 50 Pfd. an Southey für 30 Seiten. Das gewöhnliche Honorar in der Quarterly-ſowohl, als in der Edinburgh-Review iſt 20 Pfd. für den Bogen octavo. Conſtable, der vormalige Verleger des letzteren Blattes, bezahlte (beſonders für Verleger auf dem Kontinente) unglaubliche Summen für die ſogenannten crack-articles, d. h. Knalleffekt machende Aufſätze. Mackintoſh ſchrieb einmal 40 Seiten über die Theilung Polens und bekam dafür 100 Pfd! Conſtable zahlte ſo lange und ſo gut aus ſeiner Kaſſe für Knallbücher und Knallartikel, bis dieſe Kaſſe ſelbſt zum Knallartikel wurde. Sehr zu bedauern iſt es für die Einblicke in die Oekonomie der Quarterly, daß Gifford ein Buch, in welchem er alle durch ihn gezahlte Honorare für die Artikel ſeiner Blätter genau eingetragen hatte, teſtamentariſch zum Feuertode verdammte, und daß die Teſtament-Vollſtrecker ſeinen Willen vollzogen. Die Direction einer Review dieſer Art iſt ein wahres Gouvernement; Lockhart und Gifford haben verſichert, daß ſie kaum Zeit zu ſchlafen haben. Wirklich haben Beide, während ſie mit der Leitung der Zeitſchrift beſchäftigt waren, nichts Anderes herausgeben können. Selbſt für die Biographie ſeines großen Schwiegervaters konnte Lockhart keine Muße gewinnen, daher erſt jetzt nach 5 Jahren der erſte Band erſchien, obgleich die Materialien längſt geſammelt waren und nur geordnet zu werden brauchten, und obgleich er gewiß bemüht war, den Auftrag des Verewigten als den heiligſten zu betrachten, deſſen Erfüllung jeder anderen Pflicht vorausgehen muß.*) (Schluß folgt.)

*) Siehe Magazin Nr. 47 und 43.

Frankreich.

J. Janin's literariſche Portraits.

III. Frau von Genlis. Madame Cottin. Frau von Souza.

Große und ſchwer wiegende Namen ſind in dem Heere Franzöſiſcher Romanen-Schriftſteller der letzten Jahrzehende verzeichnet, keiner größer als Chateaubriand, der Verfaſſer von Atala, René, dem letzten Abencerragen und den Märtyrern. Aber dieſen Mann, in ſeinen rieſenhaften Geiſtesumriſſen, können wir nicht an dieſer Stelle ſo ohne Weiteres unter den Romanſchreibern mitgehen heißen; wir müſſen ihm einen beſonderen und geräumigeren Platz vorbehalten. Dagegen iſt hier der geeignete Ort, an eine Reihe von weiblichen Autoren in dieſem Fach zu erinnern, und zwar zuvörderſt an die Frau von Genlis. Der Glanz ihres Namens iſt bereits im Erlöſchen begriffen, und bald wird ſie ganz vergeſſen ſeyn. Doch darf man ihr nicht abſtreiten, daß ſie neben den perſönlichen Eigenſchaften, die ihr zu ſtatten kamen, neben ihrer großen Schönheit, der Anmuth ihres Lächelns und ihrer Unterhaltung auch manche Anlagen zu einer wirklich großen Schriftſtellerin beſaß. Eine lebhafte Einbildungskraft, eine unermüdliche geiſtige Geſchäftigkeit, Gewandheit und Harmonie im Ausdruck, vielſeitige Weltkenntniß — dabei in ihrer Vortragsweiſe etwas kindiſch-gefälliges, wodurch ihre Bücher den jungen Mädchen ſo wohlgefallen — in ihrem Charakter Selbſtvertrauen genug, um ſich Alles herauszunehmen, und gerade ſo viel Takt, um auch in den gewagteſten Dingen zur rechten Zeit einzuhalten — ein unruhiger Geiſt, den in ſeiner ſteten Beweglichkeit Alles anzog, und der Alles wieder fahren ließ — eine ganz unerſättliche, neugierig geſchwätzige Sucht, Alles zu ſehen, Alles zu wiſſen, Alles herauszuklügeln und Alles auszuplaudern — ein gut Theil Frivolität unter fromm-ehrbarem Anſchein aufs glücklichſte verſteckt — zu dem Allen ein wenig Gelehrſamkeit: ſo war Frau von Genlis. Was hat dieſe Frau nicht Alles unternommen oder unternehmen wollen? Wie hat ſie überall, um uns eines nicht ſehr delikaten, aber richtig bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, herumgeſchnüffelt? In einem Athem und mit gleicher Gedankenloſigkeit faßte ſie die großartigſten und die ſeichteſten Pläne. Heute ein Buch über die Kunſt, Kartenhäuſer zu bauen, Figuren auszuſchneiden, Deviſen zu erfinden; am anderen Morgen hat ſie ſchon was Beſſeres vor, nämlich die ganze Encyklopädie von Voltaire und Diderot zu revidiren und umzuſchmelzen. Heute befaßt ſie ſich mit Kinder-Erziehung, morgen gewiß mit Politik. Sie gab zu gleicher Zeit Unterricht im Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Hebräiſchen und auf der Harfe. Manchmal ſchrieb ſie ein ganzes Buch in einer Woche, manchmal kam ſie mit einem einzigen Brief in einem ganzen Monat nicht zu Stande. Wenn Jemand ein Buch über die Konfuſion ſchreiben wollte, eine lehrreiche Histoire des Désordres de l'esprit, ſo dürfte er nur den literariſchen Lebenslauf der Frau von Genlis Tag für Tag herzählen. Sie hatte über nichts eine feſte Anſicht, weder über Dinge, noch über Perſonen. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ging ſie von einem Gegenſtande zum anderen über, von Mährchen zu der Geſchichtsſchreibung, von der Philoſophie zu Romanen, von Verſen zur Proſa, vom Salon zum Theater, vom Theater zum Kruzifix und Beichtſtuhl. Sie ſchrieb und ſchrieb, und thürmte Bände über Bände, und gönnte ſich keinen Augenblick Ruhe, leider auch keinen Augenblick Frieden. Ihr Leben verfloß in beſtändiger Unruhe, in beſtändigen, aber ſelbſtverſchuldeten Täuſchungen. Sie wollte zu Paris eine Rolle ſpielen, wie etwa Lady Eſther Stanhope in Syrien, die Rolle einer heiligen Einſiedlerin, einer Prophetin. Zur Einſiedlerin wurde ſie in der That. Arm, verlaſſen, vergeſſen, ſo verbrachte ſie ein trauriges Alter, in dieſer Stadt, die vormals ihren Jugendglanz und ihren Ruhm geſehen; ſie verſchwand aus der Geſellſchaft, und Niemand fragte, was aus ihr geworden. So ſtarb die Erzieherin eines Monarchen, zum eindringlichen Beweiſe, daß Frauen, wenn ſie zur Feder greifen, der Logik allenfalls entbehren können, aber der Milde nicht.

Aus dem Chaos der von ihr hinterlaſſenen Schriften, aus dieſer nicht zu bewältigenden Sündfluth von Büchern, Broſchüren, Komödien, Mährchen, Romanen, Journalen und dgl. müſſen wir jedoch den kleinen Roman „Mademoiselle de Clermont" herausheben, der als das einzige Meiſterſtück der bänderreichen Verfaſſerin gelten kann. Hier iſt jugendliche Friſche, natürliche Anmuth und wahre, wohlthätige Rührung. Dieſes Büchlein iſt eine klare und ſchöne Perle, aus dem übrigen Wuſte auszuleſen und ſorgfältig zu bewahren. Man könnte dem Duodez-Bändchen die Aufſchrift geben: Ci git Madame de Genlis! und der Wanderer oder Leſer denke dabei barmherzig der Unzähligen, die ſammt ihren Büchern vermodern, ohne daß auch nur ein Duodez-Bändchen über der Erde bleibt, uns an ſie zu erinnern.

Wir ſind immer geneigt, und beſonders wenn von weiblichen Autoren die Rede iſt, die Achtung und Vorliebe, welche der perſönliche Charakter der Verfaſſerin uns einflößt, auf ihre Schriften zu übertragen. So glauben wir auch in den Werken der Madame Cottin den ſanften und reinen Charakter, den tadelloſen Lebenslauf dieſer würdigen Frau wieder zu erkennen. Ihr Vortrag gleitet ſchlicht und angenehm dahin, und in der Schilderung menſchlicher Leidenſchaften verweilt ſie nur bei dem, was auf edle und wohlthuende, auf tugendhafte Weiſe anregt. Unſere Leſerinnen erinnern ſich vielleicht, und gewiß mit Vergnügen, an „Claire d'Albe", „Malvina", „Amelie Mansfield", an „die Verbannten in Sibirien", die in ihrer ſelbſtverleugnenden Ergebung, in ihrer frommen Unterwerfung unter die ſtrafende Hand Gottes und in der einfachen Weiſe, wie ſie, ohne zu klagen, ihre ſchweren Leiden erzählen, vielleicht dem Grafen Silvio Pellico den erſten Gedanken an ſeine „Prigioni" eingegeben haben. Auch den Kreuzzug Philipp Auguſt's und Richard's Löwenherz im 12ten Jahrhundert hat Madame Cottin, viele Jahre vor dem großen Meiſter Walter Scott, zu einem Romane „Mathilda" verarbeitet, worin die großen Helden, Richard,

Digitized by Google

Philipp, Lüſignan, Montmorency, Saladin, Malek Adel, auftreten, lieben, ſtreiten, zu Schutz und Trutz kämpfen; er läßt ſich immer noch mit Vergnügen leſen, wenn auch eine ſchwache und zarte Weiberhand dieſen gewaltigen und ſchweren Stoff, nicht mit ſo kundiger Kraft und ergötzender Luſt geſtalten konnte, wie jener große Dichter.

Dieſelbe edle Ruhe und Zartheit des Charakters war der Perſon und den Schriften der vor zwei Jahren verſtorbenen Frau von Souza eigen. Ihre „Adèle de Sénanges" iſt ein köſtliches kleines Buch, wie man es in der alten, feinen Literatur vor der Revolution gern hatte; es iſt eine ſo erquickliche Stille darin, eine ſo ſanfte Behaglichkeit, und auch der Sturm der Empfindung immer innerhalb der Gränzen gehalten, wo er ergreift, ohne zu verletzen. Dergleichen Bücher gewähren den Genuß eines kleinen, höchſt vollkommenen Dramas, das ſich von ſelbſt ſpielt, ohne daß man das Geringſte von der Maſchinerie merkt, ohne daß man ein Rädchen knarren, eine Schnur raſcheln hört. Aus dem Geräuſch und Gewirr, aus der wüſten Gewaltſamkeit moderner Romane kann man im Schatten jener alten, ſtillen Dichtungen Zuflucht ſuchen, deren Gang ſo ruhig iſt, und die ſich ſo mild und befriedigend löſen. Es iſt, als wenn man vom lauten und gellenden Markt in den heimlichen und eleganten Salon träte, wo zwiſchen das behaglich gedämpfte Geplauder nichts tönt, als das Rauſchen ſeidener Gewänder oder das Kniſtern eines neuen Schuhes auf dem Teppich. Ein ſolches Buch iſt Adèle de Sénanges von der Frau von Souza. Was iſt der Stoff dieſer Geſchichte? unendlich wenig, weniger beinahe, als nichts. Ein junges Mädchen von vornehmer Geburt, die aus dem Kloſter kommt und einen alten Mann heirathet — ein junger Engländer, der ſichs in den Kopf ſetzt, Adelen zu lieben, aber in allen Ehren — Spaziergänge im Park, trauliche Geſpräche im Salon, hin und wieder ein Beſuch im Kloſter — das ganze übrige Treiben der Welt, mit ſeiner Unruhe, Eitelkeit und Thorheit, in den fernen dunkeln Hintergrund verwieſen, wo nur gelegentlich ſeine Umriſſe angedeutet werden — ſo iſt das Buch der Frau von Souza beſchaffen. So ſpinnt ſich dieſe Leidenſchaft der Beiden, ſtets von der Empfindung und Sitte beherrſcht und gezügelt, bald hoffend, bald verzweifelnd durch die ganze Erzählung, bis ſie am Ende vor dem ſtrengen Gebote der Pflicht entſagend zurücktritt und, wie weiland der Kardinal Bernis, den Schauplatz mit den Worten verläßt: „Ich kann warten." — Unſer Intereſſe an dem Buche wird erhöht durch den Umſtand, daß es gerade zur Zeit des furchtbarſten revolutionairen Paroxysmus, im Jahre 1793, und zwar in England erſchien, wohin die Verfaſſerin geflüchtet war. Man denke ſich die junge liebenswürdige Frau, aus den Prunkgemächern des Louvre in das rauhe Exil getrieben, nachdem ſie zuvor ihren Gatten unter Mörderhänden fallen ſehen, dem Mangel preisgegeben, aus dem Schiffbruch ihres zeitlichen Glückes nichts rettend, als ihr junges Kind — und von all dieſen herben Erfahrungen keine Spur in dem ganzen Buche, keine Klage, kein Vorwurf; in der Bitterkeit, in den Kümmerniſſen der Verbannung iſt das Herz dieſer Frau mild, ihr Sinn freundlich geblieben wie in den Tagen ihres Glückes.

In ihrer Perſönlichkeit ſtellte Frau von Souza, eben ſo würdig als anmuthig, den Typus der feineren Geſellſchaft aus den Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts dar. An ihren eben ſo lebhaft klugen als vornehm anſtandsvollen Manieren konnte man noch ſichtbar die Traditionen ſtudiren, welche die greiſe Frau von Maintenon unter ihren jungen Zöglingen in der Schule zu Saint-Cyr gegründet hatte — die Traditionen der Weltbildung, der Liebenswürdigkeit, des Esprit, der mit Religioſität verſchwiſterten Koketterie, welche ſich von jenen jungen Mädchen, die damals vor dem großen Könige Racine's „Eſther" und „Athalia" aufführten, durch drei Generationen herab vererbt und in einigen ausgezeichneten Perſonen die Revolution überlebt haben, um noch dem jüngſten Geſchlecht als Muſter der feinſten Bildung, der anſpruchloſeſten und gefälligſten Urbanität vorzuleuchten. Ein ſolches Muſter, und der vollkommenſten eines, iſt der Franzöſiſchen Geſellſchaft in Frau von Souza verloren gegangen.

IV. Die Herzogin von Duras.

Auch die Periode der Reſtauration, die verjüngte Blüthe altadeligen Anſtandes und friedlicher Eleganz, hat in der Romanen-Literatur ihren weiblichen Repräſentanten: die Herzogin von Duras. Dieſe eben ſo hochgeſtellt als hochgeſinnte Frau hatte den Beruf, als Friedensſtifterin zwiſchen die kämpfenden Parteien, zwiſchen die ältere ſtreng royaliſtiſch und die jüngere liberal monarchiſch geſinnte Geſellſchaft hinzutreten. In beiden bekleidete ſie einen hohen Rang, in jener durch ihre Geburt und ihren Namen, in dieſer durch ihre Talente; anmuthige Frauenſitte, geſelliger Gedankenaustauſch, geläuterter Kunſtgenuß ſollte — ſo hoffte ſie — die Verſchmelzung beider befördern; nur ein wenig guter Wille, ein wenig gegenſeitige Nachgiebigkeit für die gerechten Wünſche der einen, für den gerechten Stolz der anderen ſchien ihr nöthig, damit Vergangenheit und Gegenwart einträchtig neben einander beſtehen könnten. Sie liebte ihr Vaterland, ſie war warm begeiſtert für ſeinen Ruhm, und zu ſeinem Ruhme zählte ſie auch ſeine Freiheit. — Ihr Vater war der Graf Kerſaint geweſen, ein berühmter Seeheld, der Stolz der Bretagne, zuletzt ein Märtyrer der Revolution. Kaum zehn Jahre war Louiſe von Kerſaint alt, als die Revolution ausbrach; kaum vierzehn, als ſie die beiden Häupter, die ihr die heiligſten in der Welt geweſen, das Haupt ihres Königs und ihres Vaters, unter dem Henkerbeil fallen ſah. Wenn die Wehr- und Muthloſigkeit, womit damals die Opfer zur Schlachtbank gingen, ihnen ſelbſt nicht minder als ihren Schlächtern zur Schmach gereicht, ſo machte Graf Kerſaint hiervon eine rühmliche Ausnahme. Mit dem ungebeugten Trotz eines echten Seemanns, eines echten Sohnes der Bretagne, trat er den Blutrichtern gegenüber, vergalt ihnen Hohn mit Hohn, und bewies ihnen auf dem Wege zum Tode die kühne Verachtung, die einem ſiegreichen, ehrengekrönten Helden gegen zuſammengerottete Mörder wohl anſteht. Seine Gemahlin, vor Schmerz geiſteszerrüttet, floh mit der Tochter nach Amerika und ſtarb frühzeitig. So ſtand dieſes Mädchen im zarteſten Alter allein in der Welt; ſie ordnete und verwaltete mit Einſicht und Beſonnenheit nicht allein ihre eigenen ſehr zerrütteten Vermögens-Angelegenheiten, ſondern auch die ihrer Familie. In England wurde ſie an den Herzog von Duras vermählt; zur Zeit des Konſulats kehrte ſie nach Frankreich zurück und lebte, fern von dem neuen Hofe des neuen Monarchen, in tiefſter Zurückgezogenheit auf ihrem Schloſſe in Touraine, doch nicht ungekannt, nicht unbeſucht von Gleichgeſinnten und Geiſtesverwandten, von Chateaubriand und der Frau von Staël. Als mit der Bourboniſchen Dynaſtie auch der Name Duras zu ſeinem alten Glanze wiederhergeſtellt war, kam die Herzogin nach Paris, und hier verſammelte ihr Salon die erlauchteſten und berühmteſten Gäſte: Cuvier, Rémuſat, Mathieu de Montmorency, Molé, Villèle, Villemain, auch den Fürſten Talleyrand, der laut ausrief: Voilà l'ancienne société restaurée. Der ſtille Zauber ihres Geiſtes, ihrer Unterhaltung hielt dieſen glänzenden Kreis zuſammen, aber vor der Welt blieb er ein Geheimniß, bis endlich eines Tages, als die Herzogin eben ihrer Geſellſchaft die Geſchichte von Ourika erzählt hatte, alle Anweſenden einſtimmig in ſie drangen, dieſe Erzählung niederzuſchreiben. Sie that es gleich am folgenden Tage, am dritten war der kleine Roman vollendet. So betrat Frau von Duras die ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Ein zweiter Roman, „Edouard", folgte binnen einiger Zeit auf den erſten. Beiden liegt einerlei Thema zu Grunde; die durch Vorurtheil erzeugte Ungleichheit menſchlicher Stände und Klaſſen. Ourika und Edouard ſind beide ausgeſtoßen, ausgeſchloſſen, jene um ihrer ſchwarzen Farbe, dieſer um ſeiner niederen Geburt willen. Aber hier in ihren Büchern, wo ſie ihren perſönlichen Geſinnungen und Gemüthsregungen freien Lauf läßt, zeigt ſich Frau von Duras nicht ganz dieſelbe, wie in ihrem Salon, wo die geſelligen Rückſichten walten. Sie iſt nicht ſo ruhig, ſo reſignirt, ſo sine ira et studio, wie Frau von Souza; ſie erinnert ſich der Revolution, der Schreckensherrſchaft, und zwar mit unverhehltem Haß und Abſcheu; ſie iſt ſtolz auf ihre eigenen Leiden und Erfahrungen, ſtolzer noch auf ihre Abkunft aus erlauchter Vergangenheit. So wird denn auch jene Ungerechtigkeit des Vorurtheils in den beiden von ihr verfaßten Romanen nicht bekämpft und verſöhnend ausgeglichen, ſondern als etwas Poſitives, Nothwendiges, als eine Macht des menſchlichen Daſeyns anerkannt; der Satz, in den Augen des zurückgekehrten Altfranzoſenthums von höherem Werthe als alle Privilegien, alle Reichthümer, alle zerſtörten Schlöſſer und konfiszirten Güter, der Satz, daß die Gleichheit in der menſchlichen Geſellſchaft ein Unding ſey, wird bis zum Ende ſiegreich durchgeführt. Erſt wenn ihr Held und ihre Heldin unter der Laſt dieſes Unrechts ganz erdrückt, zu Boden gepreßt ſind, erſt dann nimmt ſie ſich der Gedemüthigten, Mißhandelten an, richtet ſie auf mit frommem Troſt und verweiſt ſie auf das Jenſeit, an deſſen Schwelle alle irdiſche Schranken fallen, alle Irrthümer ſich läutern. Ihr Styl iſt übrigens rein, natürlich, frei von aller Manier, von aller geſchraubter Neuerung, im ungekünſtelten Erzählungston. Nicht lange erfreute ſie ſich ihres ſchriftſtelleriſchen Erfolges; ein unheilbares phyſiſches Leiden entriß ſie ihrem Salon und dem Umgange ihrer Freunde. Sie ſtarb 1829 zu Nizza mit der freudigen Ruhe und Ergebung einer herz- und geiſtbegabten Frau, einer frommen Chriſtin. Ein würdiges Denkmal der Freundſchaft und der Verehrung hat ihr Chateaubriand in ſeinen (noch ungedruckten) Memoiren geſetzt.

Mannigfaltiges.

— Potsdam. Die von der Havel umgürtete freundliche Eichenhügel-Stadt iſt der Gegenſtand eines ausführlichen, mit bereitwilliger Anerkennung geſchriebenen Artikels in dem neueſten Hefte der „Bibliothèque Universelle de Genève." Die ſchweſterliche Reſidenz, die in der Regel von ausländiſchen Reiſenden nur als Zugabe oder als Einleitung von Berlin angeſehen wird, findet hier ihre Würdigung als ſelbſtſtändige und unabhängige Königsſtadt. Ihre Kirchen und Paläſte, ihre hiſtoriſchen Erinnerungen und ihre Kunſtſchätze, noch mehr aber ihr lachendes Grün und ihre heiteren Seen ſpiegeln ſich in der Franzöſiſchen Darſtellung ſo panoramatiſch ab, daß ſelbſt wir, die wir doch oft genug Gelegenheit hatten, uns ſelber in der Nachbarſtadt umzuſehen, doch durch das treue Gemälde Manches erſt kennen lernen, was unſerer Aufmerkſamkeit bisher entgangen war. Auch die neueſten Schöpfungen des Kunſt- und Naturſinnes unſerer Fürſten, die Pfauen-Inſel, Charlottenhof, die Babelsberge und Glienicke, werden von unſerem Reiſenden mit einer Wärme beſchrieben, wie ſie der Norden und beſonders unſere Mark nur ſelten ſonſt zu erwecken pflegt. Es iſt für den „Heiligen See" gewiß kein kleines Kompliment, wenn der „Genfer See" — und von da ſtammt das Buch her, in dem ſich dieſe Schilderung befindet — ihm zu huldigen kommt. Ferney und Sans-Souci ſtanden allerdings auch ſchon früher in geiſtiger Berührung. Und Genfs geſunde Luft, die im vorigen Jahrhundert die beiden weltbeherrſchenden Geiſter, Rouſſeau und Voltaire, genährt und geſtärkt hat, ſcheint auch noch heutzutage einen erfriſchenden Einfluß zu üben. Denn was in Frankreich noch gährt und verworren iſt, findet in der Franzöſiſchen Schweiz, namentlich aber in Genf, wo Deutſchland und Frankreich ſich auf wiſſenſchaftlichem Boden begegnen, ſeine ruhige Klärung und Verſtändigung. Ohne Widerrede iſt darum auch die „Bibliothèque Universelle" ſowohl in ſtreng ſcientifiſcher, als in rein literariſcher Beziehung die beſte aller jetzt in Franzöſiſcher Sprache erſcheinenden Zeitſchriften.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 66. Berlin, Freitag den 2. Juni 1837.

Spanien.

Die neuere Spaniſche Literatur.

Diejenige Gattung von Poeſie, welche man allein romantiſch nennen kann, hat keine andere Wiege gehabt, als Spanien. Als der Römiſche Genius erſtarb und in einem neuen volksthümlichen Idiome die einzige Spur ſeines früheren Lebens zurückließ, als das kriegeriſche Chriſtenthum des Südens, mit einem myſtiſchen Reflexe gefärbt, eine zugleich ſymboliſche und abenteuerliche Poeſie erzeugte, da ſangen die Romaniſchen Völker ihre Kriegsthaten und Liebeshändel in ganz neuen, zarten, dem Alterthum völlig unbekannten Weiſen; etwas Morgenländiſches miſchte ſich in die Allegorieen. Ein großartiges Symbol ſchwebte über dem Ganzen; die göttliche Jungfrau, eine himmliſche Blume, ein tröſtender Stern, diente dem ſchwächeren und verehrten Geſchlechte, das durch ſeine Schwäche göttlich wurde, als Typus.

Aber wie ſeltſam! Nachdem dieſe Poeſie dem übrigen Europa den Ton angegeben, iſt ſie in Spanien von ſelbſt wieder eingeſchlummert. Heutzutage zieht Europa die Pyrenäiſche Halbinſel am Schlepptau nach ſich; der romantiſche Hauch kommt aus Norden; im Norden ſucht Spanien ſeine Begeiſterung, ſeine Verjüngung; aber es erhält nur eine falſche und erkünſtelte Romantik, während ihm ſeine eigenen Erinnerungen, ſeine Vergangenheit, ſeine ſchönen Romanzen den wahren Fond romantiſcher Erregungen, deſſen die Völker des Nordens ſich bemeiſtert, wieder verſchaffen könnten.

So wechſeln und wogen die geiſtigen Einflüſſe hin und her; ſo borgen Völker bei Anderen, die einſt von ihnen geborgt haben. Vom 15ten bis zum 16ten Jahrhundert ſchuf Spanien das Franzöſiſche Theater, die Literatur und die Künſte der Niederlande, faſt alle Dramen Europa's. Man fand dieſe bewundernswürdige Nation überall wieder, in Beſançon und in Mexiko, in Neapel und in Wien; ſie verfügte über Alles, unterwarf ſich Alles. Kaum ein Jahrhundert ſpäter war ſie nur noch eine Mumie, mit ihren geweihten Pappeuſeollen umwickelt; eine lange Periode hindurch von Allen nachgeahmt, wurde ſie die Nachahmerin aller Völker. Dieſe Nation, deren Don Quixote ſo populair geworden, wie die Bibel, folgte nur noch den Spuren Italiens, dann Frankreichs und endlich Englands. Die Meiſten der jetzt lebenden Spaniſchen Literaten geben ihre Werke in der Fremde heraus. Ein Spanier, der an der Expedition des Marques de la Romana nach Fünen Theil nahm, iſt in Schweden geblieben, wo er jetzt ſeine Werke drucken läßt. Martinez de la Roſa hat ſeine Dramen in Paris aufführen laſſen. Don Teleſforo de Trueba hat in England, wo er als Flüchtling verweilt, die Schöpfungen Walter Scott's und Hazlitt's mit Glück nachgeahmt. Selbſt die Künſtler Spaniens verlaſſen ihre Heimat; Gomis und Huerta geben dem Pariſer Publikum ihr Talent als Komponiſten zum Beſten. Unterdeſſen ſind die Dramen eines Alexander Dumas und die Luſtſpiele eines Scribe das Einzige, was in Madrid Beifall findet.

Werfen wir nun einige Blicke auf die Liſte der Spaniſchen Schriftſteller, die, von dem übrigen Europa zu wenig gekannt, vermöge ihrer Thätigkeit und Ausdauer noch jetzt Spanien zur Ehre gereichen. Je dünner die Sterne an Spaniens Horizonte geſäet ſind, deſto ungerechter wäre es, ſie aus den Augen zu verlieren.

Zuvörderſt nennen wir Quintana, den Verfaſſer der „Biographieen berühmter Spanier". Dieſer gewiſſenhafte Geſchichtſchreiber iſt zugleich ein anmuthiger Dichter; man hat von ihm Oden auf die Entdeckung Amerika's, die Erfindung der Buchdruckerkunſt und die Kuhpocken-Impfung.

Nur kurze Erwähnung verdienen: Heredia, ein auf der Inſel Cuba geborener Dichter, von dem man, außer Original-Dramen, die in Mexiko aufgeführt werden, auch ziemlich mittelmäßige Ueberſetzungen der Werke Racine's und Voltaire's beſitzt — Burgos, der Horazen's Oden, und Hermoſilla, der den Homer überſetzt hat; endlich Gooſtiza, ein in Mexiko geborener humoriſtiſcher Dichter. Dieſe Schriftſteller haben wenig Kraft, Neuheit und Farben-Friſche. Nicaſio Gallego, ein Domherr zu Sevilla, hat zwei berühmte Elegieen verfaßt, die eine auf den Tod einer Gemahlin Ferdinand's, und die andere auf das Madrider Blutbad vom Jahre 1808. Don Alberto Liſta, Redacteur der Gazeta de Madrid, ein ausgezeichneter Dichter und Mathematiker, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einer Ueberſetzung der Geſchichte des Herrn von Ségur. Noch müſſen wir des unglücklichen Vega gedenken, der die Scribeſchen Stücke für das Spaniſche Theater bearbeitet hat. Von ſeinen eigenen Luſtſpielen rühmt man beſonders „Marcela, oder welche von den Dreien?" Er lieferte auch für das Feuilleton der Gaceta viele launige Artikel, die er mit Figaro unterſchrieb. Sein Selbſtmord aus hoffnungsloſer Liebe zur Königin iſt durch die Zeitungen bekannt worden.

Drei Miniſter: Martinez de la Roſa, der Dramatiker; Graf Toreno, der jetzt an Spaniens neueſter Geſchichte ſchreibt; und endlich Don Angel de Saavedra, haben ſich den Wieder-Erweckern der Spaniſchen Literatur beigeſellt. Saavedra, jetzt Herzog von Rivas, kann der Walter Scott des heutigen Spaniens heißen: er hat den Stoff zu ſeinen verſifizirten Romanen der alten Spaniſchen Romanze entlehnt und etwas von dem melancholiſchen Intereſſe der nordiſchen Balladen mit hineingewebt. Schon vor Saavedra hatte man zwar nicht ganz in derſelben Weiſe, aber doch wenigſtens ſchon auf der Bahn des Wahren und Naturgemäßen, einige Schritte gewagt. Eine der Poeſie ungünſtige Periode hatte doch den Genius des Melendez Valdez nicht unterdrücken können, deſſen leicht beſchwingte, anmuthige und elegante Dichtungen dem Gemüthe ſehr wohl thun. Don Angel de Saavedra ringt moderner Civiliſation entgegen, giebt uns aber nur einen durch die alte Caſtilianiſche Romanze modifizirten Wiederſchein der Engliſchen Ritter-Romane. Seine Werke verkünden ein nicht gemeines Talent, bewegen ſich jedoch ganz außerhalb der Gefühlskreiſe, in denen ſich die heutige Geſellſchaft, beſonders auf der Spaniſchen Halbinſel, befindet.

Don Angel de Saavedra iſt der jüngſte Sohn des verſtorbenen Herzogs von Rivas, eines Spaniſchen Granden. Trotz der allgemeinen Entſittlichung des Spaniſchen Adels, gehören ihm doch die meiſten jetzt lebenden Caſtilianiſchen Dichter von Bedeutung an; die Schreckniſſe, welche Saavedra in ſeiner Jugend umgaben, hatten ihn vor dem gefahrvollen Einfluſſe der am Spaniſchen Hofe herrſchenden Sitten bewahrt. Er griff im Befreiungs-Kriege zu den Waffen und erhielt in der Schlacht bei Ocaña eilf Wunden, darunter einen Lanzenſtich, der ihn ganz durchbohrte. Man ließ ihn für todt auf dem Schlachtfelde liegen, und er kam nur wie durch ein Wunder davon. Sollten die Spanier wirklich erſt harter Prüfungen bedürfen, um Alles zu ſeyn, was ſie ſeyn können? Wir wollen unſeren Dichter weder mit Ignaz von Loyola vergleichen, der nach fürchterlichen Leiden der Stifter eines mächtigen und furchtbaren Ordens wurde, noch mit Cervantes, deſſen Schickſal ein ähnliches wie das unſeres Dichters geweſen. So viel iſt ſicher, daß Saavedra erſt zum Dichter wurde, nachdem er den Tod in der Nähe geſehen hatte.

Seine Tragödie „Lanuza", zuerſt aufgeführt im Jahre 1820, verdankte ihren Erfolg den Zeit-Umſtänden. Sie iſt eines jener angeblich hiſtoriſchen Stücke, die den Leidenſchaften des Augenblicks ſchmeicheln und außer ein paar Eigennamen nichts Wahres enthalten. So verwandelt Addiſon in ſeiner Tragödie „Cato" die Römer in Whigs und Tories des 18ten Jahrhunderts: eine abgeſchmackte Metamorphoſe, die aber ſtets Beifall findet, wenn Parteien im Kampfe mit einander ſind, und wenn das menſchliche Leben nicht mehr ſo, wie es iſt, ſondern nur mit Rückſicht auf eine Faction betrachtet wird.

Als Ferdinand wieder zur Regierung kam, mußte unſer Dichter das Vaterland verlaſſen — ein Unglück, welches die Entwickelung ſeines Talentes noch förderte. Er wurde in England mit dem Genius eines Scott und Crabbe befreundet; er ſtudirte in Frankreich Béranger und Victor Hugo. Die leichte, glänzende, mehr äußerliche Poeſie des Schottiſchen Baronets übte auf unſeren exilirten Spanier den mächtigſten Einfluß. Er war verſtändig und unbefangen genug, um das Richtige des großen Streites zwiſchen Klaſſikern und Romantikern einzuſehen, und entwarf den großartigen Plan, eine nationale Literatur zu ſchaffen, die von ſteifem Regelzwang und barbariſcher Willkür gleich weit entfernt ſeyn ſollte.

Nach ſeiner Rückkehr wurde Saavedra Miniſter des Innern unter der Königin Chriſtine. Was hat die letzte Revolution aus ihm gemacht? Wir wiſſen es nicht; der Name des Poeten iſt uns weder auf der Liſte der Opfer, noch auf der der Exaltado's zu Geſicht gekommen. Vermuthlich hat er in ſeiner Zurückgezogenheit bei der Muſe Troſt geſucht und, des politiſchen Treibens überdrüſſig, in die heiteren Gebilde des Ritterthums ſich gerettet. Der „Arabiſche Findling" (el moro exposito), welcher in Malta begonnen und in Paris beendigt und gedruckt worden, giebt Saavedra den vornehmſten Anſpruch auf den poetiſchen Lorbeer.

Die Nachahmung der verſifizirten Romane Walter Scott's iſt in dem „Findling" Saavedra's überall ſichtbar. Wir finden hier denſelben unterbrochenen, wellenartigen, leichten, jedem Gedanken ſich anſchmiegenden Rhythmus, dieſelbe Miſchung von Einfalt und hoher Poeſie, dieſelbe Genauigkeit in Schilderung der Oertlichkeiten und der Koſtüme,

Digitized by Google

dieſelbe mitunter läſtige Weitſchweifigkeit. Die Kunſt des Erzählens, welche bei Walter Scott in ſo hohem Grade ſich findet, iſt nicht eben Saavedra's ſtarke Seite; und jenes innige Eindringen in die Details der Natur, das den Beſchreibungen des nordiſchen Barden ſo hohen Reiz giebt, finden wir nicht bei ſeinem ſüdlichen Nachahmer. Dem Charakter ſeiner Nation treu bleibend, zeigt ſich Saavedra im lyriſchen Schwunge und in dramatiſcher Bewegung am vortheilhafteſten; man kann aber gewiſſen Stellen, die er für einfach hält, die äußerſte Nacktheit, und gewiſſen Wendungen, die ihm poetiſch dünken, eine gezwungene Emphaſe vorwerfen. Die Verkettung der Begebenheiten zeugt von wenig Kunſt und Geſchick; man ermüdet bei den endloſen Erzählungen, mit welchen der Dichter die Vergangenheit mit der Gegenwart und beide mit der Zukunft verbindet. Statt der Thatſache ſelbſt, ſtatt einer belebten und gegenwärtigen Handlung, hat man, ſo zu ſagen, nur ihren Wiederſchein. Ganz anders iſt es bei Arioſt und Walter Scott; was dieſe Beiden erzählen, das zeigen ſie uns zugleich; wir ſind zugegen, wir folgen mit unſeren Blicken dem blutigen Panier der Kämpfer, dem Galopp des Renners durch den Wald, dem weißen Schleier des Burgfräuleins, das ein treuloſer Ritter entführt.

Sobald aber Saavedra von einem echt nationalen Gefühl ergriffen wird, überkommt ihn der lyriſche Genius ſeiner Nation: „Schönes Cordova“, ſo ruft unſer Dichter aus, „wo iſt Deine Größe? wo iſt Deine Macht? Es giebt keinen Ruhm, den die Zerſtörerin Zeit hartnäckiger bekämpft, der die Unbeſtändigkeit des blinden Schickſals mehr erfahren hätte. Weißt Du ſelber nicht, was Du vormals geweſen? Geh und frage Deine alten Tempel, Deine marmornen Denkmäler, jene ehrwürdigen Palmen, die noch jetzt ihre triumphirenden Häupter über das Sturmgewölk erheben! Geh und frage die Wellen des Guadalquivir, die jetzt ſtill und trauernd Deine weiten Ebenen bewäſſern, einſt aber ſtolz und brauſend durch die Gärten und Paläſte von Zahara ſich wälzten. Dieſe Wellen, dieſe Marmorſäulen, dieſe Mauern verkünden Dir Deinen alten Glanz; ſie ſagen Dir, daß die Welt Dich unzerſtörbar und unſterblich wähnte, und daß alle dieſe Herrlichkeit hingeſchwunden iſt, wie Wolken des Himmels, wenn der Wind ſie anweht. Es war ein Tag für Dich, ein einziger! ein Tag von hohem und gewaltigem Ruhm. Der Sommer Deiner Größe glänzte an einem azurnen Himmel; die ſtaunende Welt nannte Dich einſtimmig Herrin und Gebieterin des muhammedaniſchen Reiches. Du Pflanzſchule tapferer Streiter! Du Wiege der Wiſſenſchaften! Damals waren Deine jetzt verödeten Thürme, wo der Nacht-Rabe hauſt, Deine mit Diſteln und wildem Geſtrüpp bekränzten Mauern der ſtrahlende Thron des Glückes.“

(Schluß folgt.)

England.

Die Londoner literariſchen Zeitſchriften.

(Schluß.)

Durch die Vereinigung der Weſtminſter-Review mit der London-Review entſtand vor kurzem die neue Zeitſchrift unter dem vereinigten Titel: London- and Weſtminſter-Review in vierteljährlichen Lieferungen. Der Grund zu dieſer Review wurde 1824 unter den Auſpizien Bentham's gelegt. Sie war in den erſten Jahren ihrer Exiſtenz im Geiſte des heftigſten Radikalismus, mit boshafter Zudringlichkeit und abſtoßender Bitterkeit redigirt und erreichte unter ſolchen Umſtänden keine höhere Zahl von Abonnenten, als 1200. James Mill, ſein Sohn, Southwood Smith, Francis Place und Bentham ſelbſt ſtrengten ſich vergebens an, ſie zu heben. Im Jahre 1828 war ſie dermaßen geſunken, daß die Publication unterbrochen werden mußte. Der kühne und hartnäckige Bentham lieh von neuem Geld und Gedanken; die liberalen Ideen waren zum Glücke, von Frankreich aus angeregt, in progreſſiver Bewegung, und die Review kam wieder aus dem Starrkrampfe ins Leben zurück. 1831 belief ſich die Abonnentenzahl auf 3000. Die Reformwünſche lagen damals gerade jedem am Herzen, die Edinburgerin ſchien den jungen Whigs ſchon alternd, daher ſtieg das Anſehen des Benthamſchen Blattes zuſehends, beſonders da vortreffliche Aufſätze, wie die des Oberſten Thompſon über die Sklaverei der Schwarzen und über die Handelsfreiheit, und wie die des Herrn Mill über die geheime Wahl-Abſtimmung durch Kugeln, zur Vermehrung dieſes Anſehens ſehr viel beitrugen. Nächſt dieſen Aufſätzen ſchleuderte Bentham ſeine ſeltſamen, inkorrekten Phraſen, die aber ſtets voll neuer Ideen und überraſchender Zuſammſtellungen waren, hier in die Welt. Merkwürdig waren auch die Artikel von Southwood Smith über mediziniſche Gegenſtände; die von Merle über die periodiſchen Blätter Londons und der Provinzen; die von Dr. James Brown über die Aegyptiſchen Hieroglyphen, und endlich alle Aufſätze von Dr. Bowring, der lange Zeit der Haupt-Redacteur war.

Im Jahre 1833 ſtanden die Sachen ſchon wieder ganz anders. Die Reformbill war zum Landesgeſetze erhoben, daher waren die Gemüther beruhigt; die Gutgeſinnten verlangten nicht weiter zu gehen und fürchteten ihre früheren Freunde aus der Zeit der Gefahr, die nicht ſtehen bleiben wollten, ſondern unter Fortſchritt eine fortwährende Umänderung des Beſtehenden verſtanden. Der Toryemus erfreute ſich jetzt wieder alter und neuer Anhänger, daher ſank die Weſtminſter-Review wieder auf 1000 Abonnenten herab, obgleich ſie das wohlfeilſte Blatt dieſer Art war, obgleich die meiſten Mitarbeiter dem Honorar entſagten, und obgleich der höchſte Satz des Honorars nur 16 Pfd. für den Bogen Oktav war, und der gewöhnliche 10; ſie konnte ſich nicht länger halten. Zu gleicher Zeit trat Sir William Moleswoeth mit ſeiner London-Review auf und machte der von Weſtminſter den Garaus. Aber die London-Review ermangelte der Energie und der Originalität, und obſchon ihre Leitung im Uebrigen recht geſchickt war, ſtarb ſie doch hin. Die zwei ſchwachen Lebensfäden drehten ſich zuſammen, um neue Stärke zu gewinnen. In der That beſteht ihre Circulation jetzt aus 1500 Exemplaren. Die London and Weſtminſter-Review iſt das einzige vierteljährlich erſcheinende Organ des entſchiedenen Liberalismus.

Im Jahre 1827 erſchien zum erſtenmale die Foreign-Quarterly, deren Plan ausgezeichnet war, indem ſie von allen Literaturen Europas und den verſchiedenen literariſchen Richtungen Rechenſchaft zu geben beabſichtigte. Sie war aber von den Verhältniſſen nicht begünſtigt; ſie ging oft von einer Hand in die andere über und hatte harte Kämpfe zu beſtehen; daher beläuft ſich die Zahl ihrer Abnehmer nur auf 1200. Sie wurde von Treuttel und Würtz gegründet, von Gillies und James Fraſer redigirt und anfangs von Scott, Southey und Thomas Carlisle mit Beiträgen unterſtützt. Bei der dritten Nummer hatte ſie wirklich ſchon 1500 Abonnenten. Unglücklicherweiſe brach ein Zwiſt zwiſchen den Eigenthümern aus, und das Blatt zerfiel in zwei rivaliſirende Zeitſchriften, die eine nannte ſich Foreign-Review und die andere Foreign-Quarterly-Review. Die erſtere ward jetzt von Cochrane redigirt und von Fraſer die zweite. Nachdem Fraſer ſechs Nummern hatte erſcheinen laſſen, verſchmolz er ſeine Review wieder mit der von Cochrane, und zwar, wie bei der London- and Weſtminſter-Review, zu beider Zeitſchriften Vortheil; ſie hatte jetzt 1800 Abonnenten. Eine neue Spaltung entſchied den Rückzug Cochrane's nochmals, und dieſer gab jetzt auf eigene Fauſt eine Review unter dem Titel: Cochrane's Foreign-Review heraus; allein das Cochraneſche Kind wurde nur zwei Nummern alt, dann ging es den Weg ſo vielen Papiers. In dieſer Review finden ſich mehrere ſchöne Aufſätze über die Poeſie der Ruſſen und Dänen von Bowring und ausgezeichnete Artikel über die Griechiſchen Angelegenheiten von Murray, dem Korreſpondenten der Times. Das Honorar wechſelt von 10 bis 16 Pfund.

Die Britiſh- and Foreign-Review iſt erſt zwei Jahr alt. Ihr Eigenthümer iſt Beaumont, ein Mann, der über ein Einkommen von 100,000 Pfund gebieten kann, und ihre Mitarbeiter gehören zu den talentvollſten Liberalen. Lord Brougham gab in der erſten Nummer zwei Artikel, Buchholz ſchrieb über die politiſche Lage der Türkei, Chief über die Orangiſten-Logen, Wiſe über Irland und Young über die Polniſche Frage. Dieſer Young, ein junger Rechtsgelehrter, verſieht die Geſchäfte der Redaction abwechſelnd mit John Kemble, bekannt durch ſeine Gelehrſamkeit im Angelſächſiſchen und Deutſchen *), und Wallace. Die typographiſche Ausſtattung iſt oft minder gut als der Inhalt, für welchen 20 bis 28 Pfund pro Bogen Honorar gezahlt wird.

Wir haben jetzt nur noch von der jüngſten Schweſter der Review's zu reden; dies iſt die Dublin-Review. Sie iſt das Organ der O'Connelliſchen Anhänger, von dieſem merkwürdigen Demagogen, von Doktor Wiſeman und von Mac Quin, der vor kurzem die Reiſe auf der Donau gemacht und ſo ausführlich beſchrieben hat, gegründet, und ſoll hauptſächlich die katholiſchen Angelegenheiten vertheidigen. Sie iſt mehr belehrend als unterhaltend und widmet den religiöſen Materien einen zu großen Raum. Sie hatte bei ihrer Gründung nur ein Kapital von 3000 Pfd., aber der Irländiſche Gemeingeiſt hat ſie dermaßen unterſtützt, daß ihre Verbreitung in fortwährender Zunahme begriffen iſt.

Von den vierteljährlichen Zeitſchriften wollen wir zu den monatlich erſcheinenden übergehen; es giebt deren dreizehn. Natürlich müſſen wir mit der älteſten beginnen; ſie heißt Gentleman Magazine. Dieſes Magazin beſteht ſeit 1733, und das mehr als hundertjährige Blatt hat noch über 1200 treue Leſer. Sonſt hatte es eine halbe Krone gekoſtet, jetzt $3\frac{1}{2}$ Shilling monatlich. Alte Rentiers, verabſchiedete Offiziere, Edelleute, die auf ihren Landſchlöſſern wohnen, Liebhaber des Alten bewahrten ihre Verehrung für dieſes Blatt voll Merkwürdigkeiten, Biographieen, Nekrologe, kleiner Abhandlungen und leichter Gelehrſamkeit, wie ſie zur Unterhaltung ausgedienter Köpfe und Hände wohl paſſen. Rührend faſt iſt der Anblick der Zeichen, die den angenommenen Namen des Herausgebers ſeit hundert Jahren bilden. Silvanus Urbain giebt ſeit 1733 ununterbrochen Räthſel auf, löſt Charaden, ertheilt Rathſchläge, ſowohl den Poeten als den Köchinnen und Haushältern. Wir glauben, in einer guten Bibliothek verdient die Sammlung dieſes Blattes wohl einen Platz; ſie kann als eine treue Geſchichte der Sitten und Menſchen in England ſeit 1733 dienen. Die Leſer dieſes Blattes ſind auch alle ſeine Bewunderer, ſie hegen nicht bloß Achtung für daſſelbe, ſondern eine Art von Fanatismus.

Nicht viel jünger iſt die Monthly Review, die 1749 zuerſt erſchien und Socinianiſche Lehren verbreiten ſollte. Seit 1825 findet ſich indeſſen keine religiöſe Tendenz mehr darin. Aus 192 Bänden beſteht jetzt die Sammlung, und ſie enthält eine noch viel merkwürdigere Gallerie von Menſchen und Sitten, als das vorher genannte Magazin. Welche Veränderungen figuriren darin ſeit Johnſon und Goldſmith bis auf unſere Zeit; 1806 war ſie ſchon im Sinken und ſank immer mehr in dem Maße, wie die vierteljährlichen Blätter ſich der kritiſchen Gewalt bemächtigten. Ein junger armer Menſch, Kirke-White, gab eine Sammlung Gedichte heraus, die zwar Fehler hatten, aber von den ſchönſten Gaben ihres Verfaſſers zeigten. Dieſe Review fiel aber mit ſolcher Härte und Bosheit über das Werkchen her, daß der arme ſchon krankhafte Dichter es ſich ſo zu Herzen nahm, daß er ſtarb und ſterbend immer ausrief, die Rezenſion habe ihn ermordet. Das Publikum wurde durch dieſe Begebenheit vom größten Abſcheu gegen die Monthly Review ergriffen und verſagte ihr ſeine fernere Theilnahme. Die Redacteure ſind nicht bekannt, der Eigenthümer Henderſon iſt auch der nominelle Herausgeber.

Das Monthly Magazine beſteht ſeit 1786. Seit zehn Jahren haben's die Tories gekauft, und es vertauſchte ſeine Beſtimmung für ſtatiſtiſche und rein wiſſenſchaftliche Aufſätze mit einer mehr politiſchen Tendenz. Es behagte aber ſelbſt nicht allen Tories, und 1826 hatte es nicht mehr als 700 Abonnenten. Damals nahm der Dr. Croly

---

*) Auch den Leſern des Magazins bekannt durch die erſte Nummer dieſes Jahres, wo unter der Rubrik „Mannigfaltiges“ über Kemble und ſeine Verdienſte geſprochen wird.

Digitized by Google

die Direction über ſich und brachte das ſchon geſunkene Blatt durch ſeine toryſtiſche Heftigkeit noch mehr in Verfall. Die Whigs nahmen es drei Jahre ſpäter in ihre Arme, aber es bekam nicht mehr als 600 Abonnenten. Der gewandte Capitain Holland konnte durch die Uebernahme des Blattes deſſen Lage nicht verbeſſern. 1835 kam es in die Hände des Herrn Corniſh, kurz darauf in die des Herrn Cartill, und jetzt hat es Herr Thoms, es iſt aber immer noch im Sinken begriffen.

Die Eclectic Review iſt ein Organ der Diſſenters. Sie koſtet nur 3½ Shilling und erfreut ſich eines ſehr günſtigen Erfolgs. Joſiah Conder, ein kühner, entſchieden liberaler Advokat, iſt ſeit lange der Haupt-Herausgeber. Foſter, Robert Hall, Montgomery und viele andere talentvolle Männer aus der Klaſſe der Diſſenters legen hier ihre Grundſätze und die Ergebniſſe ihrer Gelehrſamkeit nieder. Viele darin ſtehende Artikel würden das größte Aufſehen erregen, wenn ſie die Edinburger oder Quarterly Review zum Rahmen hätten.

Das New Monthly Magazine entſtand 1814; es wurde von Fr. Robert redigiert und hatte wenig Erfolg, bis 1821 trug es kaum die Koſten; da übernahm Thomas Campbell die Redaction gegen ein Honorar von 500 Pfd. jährlich, und das Blatt hatte in kurzem 5000 Abonnenten. Er übergab die Unter-Redaction an Cyrus Reding, Verfaſſer einer „Geſchichte der Weine“, der nur 300 Pfd. bekam, und zog ſich 1831 ganz zurück. Manche behaupten, die Schuld läge an dem Eigenthümer, Andere behaupten, an der Nachläſſigkeit Campbell's, der in der letzten Zeit die Artikel kaum las, die man einreichte. Er hatte den berühmten Bulwer zum Nachfolger, deſſen Unter-Redacteur S. C. Hall war. Bulwer machte das Blatt zum politiſchen Werkzeug und verdarb es dadurch. Hall übernahm die Redaction und behielt ſie bis in die neueſte Zeit, wo er ſie an den beliebten Satyriker Theodor Hook übergab. Es koſtete ſtets nur 2½ Shilling und enthielt auch immer einige treffliche Aufſätze, die dem Gebildeten ſowohl als dem Kunſtfreunde gefallen konnten. Unter Hall nahm das Blatt eine leichte Färbung des Toryismus an; aber ſein Haupterfolg beruht auf ſeiner politiſchen Neutralität. Die berühmteſten Namen der Mitarbeiter waren früher Lady Morgan, Thomas Moore, Horace und James Smith, Galt, Allan Cunningham u. ſ. w., und ſind jetzt: Leigh Hunt, Grattan, Miß Landon, Miß Hall und Capitain Marryat.

Fraſer's Magazine wurde 1830 gegründet und zählt an 1500 Abonnenten. Es iſt ſtreng toryſtiſch, iſt originell, oft etwas brutal in ſeinen Angriffen gegen Berühmtheiten der heutigen Literatur, aber immer geiſtreich. Für Geld kann man keine Zeile in dies Blatt einrücken, man mag Kaiſer oder König ſeyn; man muß zur Brüderſchaft gehören, die eine Art von Akademie bildet, deren Präſident Fraſer ſelbſt iſt, der einen treuen Rathgeber und Stellvertreter an Maginn hat. Es zahlt 16 Pfd. Honorar für den Bogen, und dem Blatt fehlt nichts, als mehr Unparteilichkeit.

Als Thomas Campbell 1831 das New Monthly Magazine verließ, gründete er das Metropolitan Magazine, das anfänglich nur 400 bis 500 Exemplare abſetzte, aber ſich nach einem Jahre ſchon auf 1000 hob. Campbell hatte 300 Pfd. fixen Gehalt und war anfangs ſehr fleißig, aber als er ſeinen Erfolg geſichert ſah, ſchlief er, wie beim New Monthly Magazine, auf ſeinen Lorbeern ein, und die Eigenthümer kamen ins Gedränge. Sie übergaben die Redaction an Capitain Marryat mit 500 Pfd. Gehalt. Dieſer machte darin ſeine Romane vor ihrer Herausgabe fragmentariſch bekannt und hob dadurch das Blatt auf 1500 Abonnenten.

Das Monthly Repoſitory iſt ein ultraliberales Blatt und wird von der Seite der Unitarier beherrſcht. Der Geiſtliche W. P. Fox entfernte bei ſeiner Uebernahme der Direction alles Theologiſche daraus und machte es zum Schauplatz rein literariſcher Aufſätze. Er ſelbſt lieferte ſehr beredte Artikel; außerdem traten Miß Martineau, Elliot, der Dichter der Corn-Law-Rhymes, Grimſtone, Peacock, Mills und Hearne als Mitarbeiter auf. Die republikaniſchen Grundſätze dieſes Journals finden wenig Anklang; der Ton der meiſten Aufſätze entſpricht ihnen nicht einmal, und es hat jetzt unter der Direction Hearne's nur 800 Abonnenten.

Das Magazin und Muſeum der Damen gehört faſt gar nicht in unſere Reihe. Es hat zwar eine Probe von 81 Jahren beſtanden, indem es ſchon 1755 geboren iſt, und viele Schneider und Nätherinnen, die ſeine Abonnenten wurden, überlebt, aber das iſt auch Alles, was man zu ſeinem Lobe oder Tadel ſagen kann.

Das Court-Magazine iſt vor fünf Jahren von Thornton und Boult gegründet worden. Die berühmte Miſtreß Norton hat es eine Zeit lang gegen ein Honorar von 300 Pfd. jährlich redigirt. Es iſt vortrefflich gedruckt und mit Bildniſſen der berühmteſten Engliſchen Frauen geſchmückt; es zahlt zwar nur 5 Pfd. für den Bogen, kann aber doch auf ſeine Koſten nicht kommen. Es zählte nie mehr als 1500 Abonnenten, die es aber jetzt nicht hat.

Das Aſiatic-Journal, das Eaſt-India-Magazine von Alexander und das United-Service-Journal gehören beſonderen Klaſſen von Leſern an und haben einen guten Erfolg. Das erſte zählt zwar nur 800, das zweite gar nur 500 Abonnenten, aber der Preis jeder Nummer iſt eine halbe Krone. Das dritte zählt 2500, und die Nummer koſtet 3½ Shilling. Es verdankt ſeinen Erfolg vorzüglich der Thätigkeit Colburn's. Die meiſten Mitarbeiter gehören dem Militair an, der Redacteur ſelbſt der Admiralität. Dieſer giebt dem Blatte eine toryſtiſche Nüance; er benutzt oft wichtige Dokumente und zahlt wenigſtens 10 Pfd. für den Bogen.

Uns bleiben jetzt nur noch die Wochenblätter zu betrachten übrig. Die Literary Gazette iſt das älteſte, ſeit 1816 unter der Leitung Jerdan's. Sie hat lange Zeit 5000 Exemplare abgeſetzt, von manchen Nummern 7000, und macht durch bezahlte Annoncen gute Geſchäfte. Colburn, Valpy und Longman und Compagnie waren die früheſten Eigenthümer; Valpy hat jetzt an Longman ſein Eigenthumsrecht abgetreten. Man zahlt oft 24 Pfd. für den Bogen, daher waren auch die jetzt beliebteſten Bücher zuerſt in Bruchſtücken in dieſem Blatte. Das Athenaeum, von Buckingham gegründet, erſchien anfangs einmal wöchentlich, ſpäter zweimal, jetzt wieder, wie früher, nur einmal. Es war auf 400 Abonnenten heruntergekommen, als ſich Dilkes ſeiner annahm und es durch die Herabſetzung des Preiſes von 8 auf 4 Pence die Nummer, durch Thätigkeit und durch Annoncen auf 3000 brachte. Jetzt ſagt man, es verkaufe 6000 Exemplare, und ſein Erfolg ſcheint immer beſſer zu werden. Die doppelte Nummer koſtet auch nicht über 4 Pence, obgleich ſie mehr als ein Buch enthält, das für ein halbes Pfund verkauft wird. In der letzten Zeit enthielt es eine Reihe von Verſuchen über die Literaturen Europas, die ſehr intereſſant waren *). Man zahlt nie weniger als 10 Pfund an den Redacteur, manchmal auch 16. Der Neid über den Erfolg dieſes Blattes erzeugte den Literary Guardian, der ein halbes Jahr alt wurde, und das Weekly Magazine, das nur 3 Monate lebte. Nicht glücklicher waren die Literary Times und Fraſer's Literary Chronicle.

Der Mirror, ebenfalls Wochenblatt, beſteht 15 oder 16 Jahre und gehört Limbird. Er koſtet 2 Pence. Von den 15,000 Abonnenten, die er ſonſt hatte, iſt wenig mehr da. Chamber's Edinburger Journal, das 10,000 Nummern verkauft, und andere Konkurrenz haben ihm ſehr geſchadet. Beſonders aber richtete das Penny-Magazine viele ſolche Blätter zu Grunde. Das letztgenannte Blatt hatte ſchon 200,000 Abnehmer! Jetzt ſoll es nur 140,000 noch haben. Der Eigenthümer Knight hat 7000 bis 10,000 Pf. reinen Gewinn jährlich und zahlt nur ein Geringes an die „Geſellſchaft für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe.“ Das Sunday-Magazine wollte es mit ihm aufnehmen, aber es hat nur 60,000 Abnehmer und kann höchſtens ſeine Koſten decken.

Frankreich.

Denkwürdigkeiten des Biſchofs Gregoire**).

In einem papiernen Zeitalter, wie das unſrige, wo nicht nur jeder wichtige Name und Jeder, der eitel genug iſt, ſich für einen ſolchen zu halten, ſondern auch die Kammerdiener und Köche wichtiger Leute ſich des Privilegiums, ihre Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, bemächtigen; in einer Zeit, wo das Plagiat den ganz umgekehrten Weg einſchlägt, nicht etwa das Eigenthum eines fremden Namens für den eigenen Namen zu plündern, ſondern dem eigenen Erzeugniß einen fremden Namen, den eines Sanchuniathon, eines Ludwig XVIII. u. dgl. m. beizulegen; in einer ſolchen Zeit, wo der eine Theil der Memoiren voll zeitverderbendem Nichts und der andere Theil untergeſchoben, iſt es eine Art von Ueberraſchung, auf Memoiren von Lafayette, die dieſer wirklich ſelbſt verfaßt, und endlich auch auf Memoiren zu ſtoßen, die der bekannte Gregoire geſchrieben und deren Herausgeber Herr Hippolyte Carnot iſt, welcher Letztere für die Echtheit derſelben ein genügender Bürge ſeyn kann.

In dieſen Memoiren werden beſonders zwei Thatſachen in der politiſchen und religiöſen Laufbahn Gregoire's aufgeklärt: ſein Votum bei der Verurtheilung des Königs und ſein entſchiedenes Benehmen bei der Verurtheilung der chriſtlichen Religion. Man hat es bisher als hiſtoriſches Factum angenommen, daß Gregoire für den Tod Ludwig's XVI. geſtimmt habe, aber ſeine Denkwürdigkeiten beweiſen ausdrücklich, daß er dagegen geſtimmt; man glaubte gleicherweiſe, daß er zur Abſchaffung der Religion und zur Verfolgung ihrer Diener mitgewirkt habe, aber die Denkwürdigkeiten ſtellen ihren Verfaſſer in einem ganz anderen Lichte dar.

Man höre zunächſt, was er ſelbſt über das erſtgedachte Votum ſagt: „Ich habe nie für den Tod eines Menſchen geſtimmt; kurz vor der Kataſtrophe des Königs trug ich darauf an, die Todesſtrafe ganz abzuſchaffen, auf daß der Vortheil dieſer Abſchaffung dem Könige zu Gute komme, der leben möge, um mit ſeinem eigenen Gewiſſen ſich über die ihm zur Laſt gelegte Schuld abzufinden.“ Als die Abſtimmung über das Schickſal des Königs in der Kammer vor ſich ging, war Gregoire fern von Paris; von Chambéry aus ſchickten er und ſeine drei Kollegen in einer Miſſion der Regierung, Jagot, Hérault und Simon, ihre ſchriftliche Erklärung zu dem Beſchluſſe des Konvents; die anderen drei willigten allerdings in die Todesſtrafe, Gr. aber ſchrieb ausdrücklich, daß er der Verurtheilung nur unter der Bedingung beitrete, daß ſie nicht Todesſtrafe ſey. Dieſe ſchriftliche Beiſtimmung befindet ſich noch heute in den Königlichen Archiven. Aber deſſenungeachtet ließ man jene Beitrittsſchrift nachher drucken und ſetzte nach dem Worte „condamnation“ im Original betrügeriſcherweiſe „à mort“ hinzu, was nicht nur nicht aus der Feder Gr's. gefloſſen iſt, ſondern wogegen er ſich feierlich verwahrt hatte.

Die Memoiren zerfallen in vier Abtheilungen; in der erſten leſen wir des Verfaſſers literariſches Leben, in der zweiten ſein politiſches, in der dritten ſein religiöſes, die vierte endlich iſt ganz der Emigration der Geiſtlichkeit gewidmet. Wer viele Anekdoten in dieſem Werke ſucht,

*) Der gelungene Verſuch über die Deutſche Literatur war von unſerem Landsmanne, dem Profeſſor O. L. B. Wolf zu Jena, der leider ſeit einigen Jahren viel mehr ſchreibt, als der wohlerworbene Ruf ſeiner ausgezeichneten Talente ihm geſtatten ſollte. Der Verſuch über die Franzöſiſche Literatur war von J. Janin; wir haben in unſeren letzten Blättern Proben daraus mitgetheilt, denen noch einige andere folgen werden. Wir nehmen übrigens dieſe Gelegenheit wahr, Deutſchen Leſern, die nur Ein literariſches Blatt aus England halten wollen, das Athenaeum vorzugsweiſe zu empfehlen. Wiewohl es nur halb ſo viel koſtet, als die Literary Gazette, iſt es doch ungleich reichhaltiger und beſſer redigirt als die letztere. Ja dieſe dürfte, wenn ihre Redaction ſich nicht ändert, dem Athenaeum bald die Alleinherrſchaft überlaſſen müſſen.

**) Mémoires de Grégoire, ancien évêque de Blois, précédés d'une notice historique sur l'auteur, par H. Carnot. Paris 1837.

Digitized by Google

täuſcht ſich; der Biſchof von Blois will mehr belehren als unterhalten, er will mehr über ſein Benehmen in jenen ſchauerlichen Tagen und über die Triebfedern vieler Handlungen aufklären, und dies iſt ihm ganz vorzüglich bei kirchlichen Angelegenheiten gelungen. Ueber die Kirchengeſchichte der Revolution und beſonders über die Kämpfe, welche die vereidigten Prieſter zu beſtehen hatten, ſchwebt noch eine dichte Finſterniß; Gr. giebt wichtige Aufſchlüſſe über dieſen Punkt und leiſtet dieſem Zweige der Geſchichte ſehr große Dienſte. Gewiß wird Jeder mit Intereſſe von der Feſtigkeit leſen, mit welcher Gr. ſeinen Glauben vertheidigt und erhalten hat, während der Abfall vom Glauben ſo allgemein wie die Verfolgungen gegen denſelben waren. Nach ſeinen politiſchen Geſinnungen zu urtheilen, ſollte man ihn für einen philoſophiſchen Prieſter, was damals ſo viel als Freigeiſt hieß, halten; aber er war ein eifriger Katholik, obgleich kein ſtreng orthodoxer. Man höre, wie er jene ſtürmiſche Sitzung des 17. Brumaire beſchreibt, in welcher ſo viele Prieſter ihren Glauben abſchwuren:

„Man betrachtete mich", ſagt er, „als den Koryphäen der Geiſtlichkeit, und folglich legten die wüthendſten Revolutionsmänner das höchſte Gewicht darauf, mir eine Abſchwörung zu entreißen, die für den Unglauben ein Triumph geweſen wäre. „„Du mußt die Rednerbühne beſteigen"", rief man mir zu, „„Du mußt Deiner Biſchofswürde, Deinem religiöſen Charlatanismus feierlich entſagen!"" Schändliche Gotteslästerer, ich war niemals ein Charlatan; meinem Glauben zugethan, habe ich nur ſeine Wahrheiten gepredigt, ich werde ihm treu bleiben. Inzwiſchen drangen ſie ſchreiend in den Präſidenten, mir das Wort zu bewilligen; der Präſident that es, ohne daß es mir eingefallen wäre, das Wort zu verlangen; ich ſtürzte zur Tribune, und ſogleich folgte auf den furchtbaren Lärm, der in den Hundstagen der Revolution ſo gewöhnlich war, die tiefſte Stille. Ich begann folgendermaßen: „„Bei meinem Eintritt hier konnte ich nur ſehr undeutliche Kenntniß von dem erlangen, was ſich vor meiner Ankunft zugetragen. Man ſpricht von Opfern fürs Vaterland; ich bin gewohnt, ſie zu bringen. Handelt es ſich von Anhänglichkeit für die Sache der Freiheit — ich glaube, ich habe von der meinigen Proben gegeben. Handelt es ſich vom Aufgeben meiner geiſtlichen Einkünfte — ich überlaſſe ſie dem Staate ohne Bedauern. Handelt es ſich aber von der Religion ſelbſt, ſo muß ich erklären, daß dieſer Gegenſtand nicht zu Eurem Gebiete gehört, und daß Ihr nicht das Recht habt, Euch gegen denſelben irgend einen Angriff zu erlauben. Ich habe von Fanatismus und Aberglauben reden gehört; ich habe immer beide bekämpft, aber man verſtändige ſich vorerſt über den Begriff beider Wörter, und man wird finden, daß Fanatismus und Aberglaube der Religion ſchnurſtracks zuwiderlaufen. Was mich betrifft, ſo bin ich Katholik aus inniger Ueberzeugung und Gefühl, bin Biſchof durch die Wahl des Volkes, aber ich habe weder von ihm noch von Euch meine Miſſion. Ich habe die Laſt des Epiſkopats zu tragen übernommen in einer Zeit, wo es eine wirklich ſchwere Laſt war; man hat mich gezwungen, die Biſchofswürde anzunehmen, und jetzt will man mich zwingen, ihr zu entſagen; es wird Euch nicht gelingen. Ich war bemüht, in meinem Sprengel Gutes zu thun, indem ich nach den heiligen Grundſätzen handelte, die mir theuer ſind, und die Ihr mir nicht entreißen werdet; ich werde Biſchof bleiben, um das Gute fortzuſetzen, ich verlange die Freiheit des Kultus.""

„Dieſe Rede ward natürlich mehrmals von vielen Zuhörern unterbrochen, denn ſobald die Verfolger zu ihrer Beſtürzung vernahmen, wie ich mich in einem ihren Wünſchen ganz entgegengeſetzten Sinne ausſpreche, ſo brachen ſie in lautes Gebrüll aus, um meine Stimme zu erſticken, die ich aber deſto mehr erhob, je ſchrecklicher der Lärm meiner Gegner ward. Ich zweifle, ob die Feder Milton's, der ſo gewandt die Natur der Dämonen zu ſchildern weiß, dieſe Scene ſtark genug hätte kopiren können. Als ich von der Tribune herabſtieg und auf meinen Platz zurückkehrte, flohen die Nächſtſitzenden meine Nähe, gleich der eines Verpeſteten; Beleidigungen und Drohungen regneten auf mich von allen Seiten, und wohin ich den Kopf richtete, begegnete ich nur mörderiſchen Blicken. Ich fand Troſt in dem Bewußtſeyn, die Angriffe auf die Religion bekämpft und den Angreifern getrotzt zu haben, und dankte Gott, der meine Schwäche ſo geſtärkt hatte und mir die Kraft verlieh, ein Märtyrer für Jeſum Chriſtum zu ſeyn."

Gr. wurde von allen Seiten beſtürmt, ſein Glaubensbekenntniß zu widerrufen; drei Konvents-Mitglieder kamen zu ihm und ſagten ihm, nachdem ſie ihn vergebens um Widerruf anlagen: „Du ſtehſt ſchon auf der zweiten Stufe des Schaffottes, Du wirſt bald auf der dritten ſtehen." Aber nichts bewog den republikaniſchen Biſchof, ſeine Meinung zu ändern; ja er fuhr fort, ſein biſchöfliches Ornat zu tragen, und präſidirte ſogar dem Konvent in ſeiner Amtstracht. Sein Muth wurde auch bald belohnt, und zwar durch die Hochachtung der Verfolger ſelbſt. „Unter den wildeſten Verfolgern", ſagt er, „waren Einige, die nachher zu mir kamen, mir beichteten und die Tröſtungen der Religion mit Andacht hörten." Und dieſen Mann, den die Jakobiner aufs Schaffot bringen wollten, weil er, wie ſie ſagten, die Republik chriſtianiſiren wollte, verſchrieen die ausgewanderten Prieſter als einen Atheiſten! Freilich waren dieſe mitunter vorſichtiger als er; Faſan z. B., Pfarrer zu Sinzos in der Diöceſe Tarbes, gab ſeinen Pfarrkindern vor ſeiner Auswanderung die Abſolution für das Vergangene und für das Zukünftige; er ließ auch im Voraus ihre Leichenbegängniſſe feiern, ſo daß man die lebendig beerdigten Einwohner von Sinzos auf allen benachbarten Märkten, wohin ſie kamen, wie Auferſtandene behandelte. Zu der Zahl der von Gr. ſeinem Vaterlande geleiſteten Dienſte gehört auch ſein ſteter Widerſtand gegen den zerſtörenden Vandalismus, von welchem alle Denkmäler der Kunſt bedroht und heimgeſucht waren. Er war es auch, der das Wort Vandalismus für ſeine jetzige Bedeutung erfunden hat (?) und wogegen ein Deutſcher (?) als Abkömmling der Vandalen mit Zorn proteſtirte. Gr. war Mitglied des Ausſchuſſes für den öffentlichen Unterricht und trug in dieſer Eigenſchaft viel bei zum Wiederaufleben der Studien, zur Gründung des Konſervatoriums für Künſte und Gewerbe, zur Gründung des Inſtituts, der Normalſchulen und vieler anderer nützlicher Anſtalten. In der Schreckenszeit zählte man Intelligenz und Kenntniſſe zu den Arten von Ariſtokratien, die man als Republikaner zu haſſen verbunden ſey, und es ging ſo weit, daß der Name Akademiker einen Grund zur Proſcription gab; wirklich legten ihn mehrere Gelehrte, darunter Lagrange, Borda, Vicq-d'Azyr, ab und nannten ſich bloß artistes. Eine große Zahl von berühmten Männern, denen ihre Berühmtheit mehr Ausſicht auf die Guillotine als auf ehrenvollen Wirkungskreis gab, ſind ihre Rettung der Sorgfalt Gr's. ſchuldig. Er verſchaffte ihnen nämlich wiſſenſchaftliche Sendungen nach allen Gegenden und entfernte ſie vom Schauplatz und der Gelegenheit der Gefahr. Man muß ſich in jene Zeiten verſetzen, um zu begreifen, wie Wiſſenſchaft und Kunſt mit ihren Pflegern geächtet waren. Bibliotheken, Gemäldeſammlungen, Pflanzengärten waren überall verödet oder der Plünderung preisgegeben; die Vorkehrungen, die manche Lokal-Verwaltung getroffen, um die ihr untergebenen Schätze zu retten, waren oft ſo viel als Zerſtörung. Im Departement de l'Indre legte man eine Bibliothek in Stückfäſſer, und wieder anderswo fürchtete man für ein Treibhaus mit koſtbaren Pflanzen und ließ es daher amtlich in Beſchlag nehmen, verſiegeln und öffnete es nach einem Jahre erſt. Der Ausſchuß für den öffentlichen Unterricht ſelbſt war meiſt aus unwiſſenden und kopfloſen Menſchen zuſammengeſetzt, und viele von ihnen erklärten, man dürfe die Kinder gar nichts lernen laſſen, die Wiſſenſchaft zieme ſich für ein freies Volk nicht, man ſolle die Kinder nur im großen Buche der Natur leſen laſſen und dergleichen Unſinn mehr.

Gregoire ſprach für die Heilighaltung des Sonntags und gegen den republikaniſchen Kalender, und in dieſer Beziehung erzählt er folgendes Geſchichtchen: „Romme, der Urheber des republikaniſchen Kalenders, klügelte mit ſeinen Aſtronomen aus, daß in 3600 Jahren kein Schaltjahr ſeyn dürfe. Er kam ſofort zum Ausſchuſſe, den Rapport darüber zu machen und ein Geſetz zu veranlaſſen. „Du willſt *alſo*", ſagte Einer von uns, „daß wir die Ewigkeit dekretiren!" Ich verlangte die Vertagung der Diskuſſion darüber auf den Morgen nach 3600 Jahren, und mein Vorſchlag ging durch."

Uebrigens war der Unſinn nicht auf Seiten der Republikaner allein; die Handlungen, Schriften und Reden ihrer Gegner zeigten nicht weniger ausſchweifende Verkehrtheit. Während mehrere Konventsglieder ein Geſetz verlangten, welches verhindern ſollte, die Kinder zu lehren, Gott anzubeten, während Andere verlangten, daß man im Zeichen des Kreuzes die Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes vertilge und an ihre Stelle die Namen Marat's u. ſ. w. ſetze, ſchrieb ein Herr Deliſle de Sales eine Denkſchrift zu Gunſten des ewigen Vaters und nannte ihn darin ſeinen achtbaren Schützling (son respectable client)!

Mehr als jeder Andere trug Gregoire zur Abſchaffung des Sklavenhandels bei. Sein Eifer für dieſe Angelegenheit zog ihm, wie ſich erwarten läßt, den Haß und die Drohungen der Pflanzer zu. Waren die Franzöſiſchen Pflanzer nicht ſo mörderiſch, wie die heutigen gemeinen Beutelthiere in Nord-Amerika, die, von ſchmutziger Habſucht durchdrungen, Andersdenkende ſogleich ermorden, mit der frechſten Schamloſigkeit aus dem heiligen Buche der Bücher die Gerechtigkeit der Sklaverei beweiſen wollen und ſich hinterdrein freie Republikaner und Chriſten nennen, waren ſie auch nicht ſo gemein, ſo fehlte es ihnen doch auch nicht an boshafter Nichtswürdigkeit. Lüge und Verleumdung gehörten zu ihren kleinſten Verworfenheiten. Ein Menſch, Namens Playfair, ſchrieb in ſeiner Geſchichte des Jakobinismus folgende Lüge: „Gregoire, dieſer kannibaliſche Philoſoph, als er hörte, die Schwarzen haben ein aufgeſpießtes Kind zur Fahne genommen und alle Weißen niedergemetzelt, rief aus: „Dies iſt der ſchönſte Tag meines Lebens!""

Mannigfaltiges.

— Michailowsky-Danilewsky. Mit den bereits früher erwähnten „Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815" des Kaiſerl. Ruſſiſchen General-Lieutenants Michailowsky-Danilewsky iſt ein neueres Werk deſſelben Verfaſſers, das unter dem Titel „Darſtellung des Feldzugs in Frankreich im Jahre 1814" erſchienen iſt, nicht zu verwechſeln. Das letztere iſt ein ſtrengeres Geſchichts-, das erſtere aber ein leichteres Memoiren-Werk. In der Verherrlichung des edlen Kaiſers Alexander begegnen ſich jedoch beide Schriften, die in dieſer Beziehung eben ſo intereſſant für Deutſchland als für Rußland ſeyn möchten. Inzwiſchen zweifeln wir doch, daß eine vollſtändige Ueberſetzung beider Werke in Deutſchland ſelbſt ihr Glück machen würde; denn nach den Proben zu urtheilen, die wir bisher kennen gelernt, hat ſich der Verfaſſer bemüht, die Darſtellungen des großen Befreiungskampfes ſo aufzufaſſen und wiederzugeben, wie es dem Nationalſinne ſeines Ruſſiſchen Vaterlandes am meiſten zuſagt. Dies mag dem Ruſſiſchen Autor keinesweges zu verargen ſeyn, eben ſo wenig als dem Deutſchen Leſer, der ſeinerſeits ſich mit ſolcher Art der Auffaſſung weniger befreunden kann. Wir glauben daher auch, daß die in Riga von den Herren Karl von Kotzebue und Goldhammer angekündigten Ueberſetzungen der genannten Werke ausſchließlich in den Deutſchen Oſtſee-Provinzen des Ruſſiſchen Reiches ihr Publikum finden dürften, obwohl wir den Werth, den dieſe Werke für die Zeitgeſchichte ſelbſt haben, durchaus nicht in Abrede ſtellen wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 67. Berlin, Montag den 5. Juni 1837.

Frankreich.

Franzöſiſche Kleinſtädterei.

Dich rufe ich an, Paris, du herrliche Weltſtadt, du Metropole der Geſelligkeit mit deinen glänzenden Soireen, deinen feinen Salons, wo man ohne Furcht und Scheu eintritt, wo man frei und offen ſeine Meinung abgiebt, wo man ſich ohne Heftigkeit und Leidenſchaft über Alles ausſpricht, wo man mit einem Gegner disputirt, ohne ſich auf Perſönlichkeiten einzulaſſen, wo ſelbſt der Niedrigſte zu jeder Stunde Gelegenheit haben kann, mit einem großen Mann oder einer reizenden Dame zuſammenzukommen, deren freundliches Lächeln einem die Sinne verwirren könnte, wüßte man nicht, daß dies Lächeln weiter nichts iſt, als die gangbare Münze jener Pariſer Freundlichkeit, die Jedem ohne Unterſchied entgegenkömmt, gleichwie das Sonnenlicht für alle Welt ſtrahlt; ach ihr heiteren Soireen, ihr offenen, zwangloſen Geſellſchaften, die ihr dem Geſchäftsmann und Künſtler Ruhe und Zerſtreuung, dem Müßiggänger Unterhaltung und Zeitvertreib, dem Proletarier endlich Troſt und Erhebung gewährt, wo finde ich euch wieder!....

Der Leſer mag mir verzeihen, daß ich mit einer etwas emphatiſchen Ausrufung begonnen; man weiß ja, eine Ausrufung iſt oft gar ſehr bedeutungsvoll und inhaltsſchwer, und es müßte Einer noch nichts von dem berühmten Kommentar Paul Courier's darüber gehört haben, um nicht zu wiſſen, welch' ungeheurer Abſtand exiſtirt zwiſchen den Worten: „Johann, gieb mir meine Pantoffeln“, und: „Ach, Johann, meine Pantoffeln!“ Die Ausrufung iſt der plaſtiſche Ausdruck und Träger eines überſtrömenden Fluth von Empfindungen und Gedanken, es iſt der Schrei der Leidenſchaft und Sehnſucht. Man kann nicht lieben ohne Ausrufungszeichen; man kann nicht fröhlich oder ſchwermüthig ſeyn, man kann nicht hoffen, fürchten oder klagen ohne Ausrufungszeichen.

Wie viele junge Leute kenne ich, die von der großen Weltſtadt nicht anders reden können, als mit einer Ausrufung. Ach, Paris! rufen ſie und wiſſen oft nicht mehr zu ſagen, aber dieſes Ach, Paris! enthält Alles. Ach, Paris, es ſind nicht etwa deine lärmenden Straßen, nach denen ich mich ſehne, oder deine prachtvollen Monumente, auch nicht deine Bilderläden, deine Kaffeehäuſer, deine Theater, deine Leſekabinette, deine tauſend Journale, deine ſchönen Damen und das bunte zahlreiche Volk, das ſich Tag und Nacht in deinen Mauern herumtreibt! Nein, das iſt es Alles nicht, ſondern vielmehr jene herrliche Freiheitsluft, die man auf deinen Boulevards und auf deinen Straßen athmet, jene unvergleichliche Luft, die Einen zu Schlenderer und Tagedieb machen kann, jene erquickende, einlullende Luft, die man beſonders vor dem Laden eines Bilderhändlers oder an dem Geländer des Pont-Neuf ſo gern einſchlürft. Warum man ſich nach Paris ſehnt, ach, das iſt jenes poetiſche Sichgehenlaſſen, jenes ſorgenloſe Herumſchweifen eines Träumers, der früh morgens von einer Dachſtube auf der Rue de la Harpe herunter, vor dem Kram eines Bücher-Antiquars vorbei nach dem Theater unter freiem Himmel, dann von der Hanswurſtbühne nach Giroux's Laden, von da in die Galerieen des Palais-Royal, in die Alleen der Tuilerieen hinſchlendert, um endlich des Abends in einem anſtändigen Geſellſchafts-Salon oder auf dem Sitz eines kleinen Theaters Ruhe zu finden. Was man ferner nur in Paris findet, das iſt jene Wonne, jene Seligkeit, ſo ganz nach Luſt und Laune ſeinen Tag zu verleben, ohne daß es Jemanden einfällt, ſich um unſer Thun und Laſſen im Geringſten zu bekümmern, ohne daß ſo ein läſtiger Beobachter mit dem falſchen Schein des Wohlwollens und der Freundſchaft Einem Tag und Nacht auf dem Fuß folgt, um zu wiſſen, was man treibt, wohin man geht, wie man lebt u. ſ. w. Dich endlich frage ich, armer junger Mann, dem von Hauſe nur eine ſehr mäßige Unterſtützung gereicht wird, wo anders als in Paris kannſt Du nach einer ſchlechten Mahlzeit für 18 Sous dreiſt und muthig in der Welt auftreten, ohne befürchten zu müſſen, daß ein reicher Kapitaliſt auf Dein ärmliches Ausſehen einen mitleidigen Blick wirft, oder daß ein ſtolzer Beamter in Deiner Nähe ſich voll Verachtung von Dir abwendet. Nur in Paris iſt das innere Leben ſo tief verſchleiert: da bekümmert man ſich nur um das, was Du biſt und leiſteſt, wenn man Dich ſieht; denn wer ſollte ſich die Mühe geben, alle Perſonen, mit welchen man zufällig zuſammenkömmt, näher kennen zu lernen: und wenn Du alſo nur korrekt Franzöſiſch ſprichſt und die Haupt-Eſſenz der zwei bis drei Journale, die Du früh Morgens geleſen, erträglich zu reſumiren verſtehſt, dann kannſt Du noch recht gut für einen wer weiß wie berühmten Schriftſteller oder ſcharfſinnigen Diplomaten gelten.

In der Provinz dagegen iſt das ganz anders. Da liegt das ganze Leben offen zu Tage, das öffentliche, wie das Privatleben, die Studien wie die Zerſtreuungen; das wird Alles nach allen Seiten hin betrachtet, unterſucht und bekrittelt; da ſucken Dir funfzig Geſichter aus dem Fenſter nach, funfzig Kaffeeſchweſtern haben über Dich zu reden und zu klatſchen. Und wenn Du ein Geſellſchaftszimmer betrittſt, da weiß man Dir aufs Haar, wer Du biſt, woher Du kömmſt, was Du für eine Beſchäftigung haſt, ob Dein Vater ein Adliger oder ein Emporkömmling, ob er ein Wahlberechtigter iſt oder nicht. Man weiß ferner alle ſkandalöſe Anekdoten, die man ſich einſt über Deinen Großvater, Deinen Onkel und über Deine ganze Familie erzählt hat; endlich wird man Dir haarklein berichten, wie viel Du von jedem Deiner Verwandten Vermögen erwarten kannſt, ob Du nicht eine Couſine haſt, mit welcher ſchon der Leumund zu thun gehabt, und ob nicht Einer aus Deiner Familie vor langer Zeit einen unangenehmen Auftritt mit dem Maire gehabt oder ſich die Ungnade des Herrn Präfekten zugezogen. Haſt Du nun dieſe originelle Biographie überſtanden, dann ſey Dir Gott gnädig bei dem erſten Schritt in einen Salon. Wenn Deine Manieren, Deine Haltung, ja ſelbſt Dein Geſicht nicht in der vollkommenſten Harmonie ſtehen mit Deiner geſellſchaftlichen Stellung und Deinem Vermögen, dann iſt es um Deinen Ruf für das ganze Leben geſchehen. Vor Allem nimm Dich wenigſtens davor in Acht, eine ſchwarze Kravatte zu tragen, wenn die weiße gerade Mode iſt, und laß Dir's ja nicht einfallen, Dich eben ſo elegant zu kleiden, wie der Sohn des Nachbar Krämers, der 4000 Livres Renten hat, ſobald es feſtſteht, daß Du nur 3800 haſt. Man wird Dir ferner auf Heller und Pfennig vorſchreiben, wie viel Du ausgeben darfſt, und findet es ſich, daß man Dir nur eine tombackne Uhrkette und die Hemdeknöpfe von Perlmutter paſſiren läßt, ſo rathe ich Dir, trage ja keine andere Uhrkette, als eine tombackne, und keine andere Hemdeknöpfe, als von Perlmutter. Haſt Du dieſe wichtigen Präliminarien aufs pünktlichſte und ſorgfältigſte geordnet, dann biſt Du mit Deiner ſchweren Aufgabe erſt zur Hälfte fertig; jetzt betrittſt Du die Bühne ſelbſt: gieb genau Acht auf jedes Wörtchen, das Du ſprichſt, und ſtudire die Perſonen, mit denen Du zuſammenkömmſt. Zuerſt, was die Hausherrin betrifft, da mußt Du zwar höflich, aber nicht zu galant, zuvorkommend, aber nicht zu dienſtbar ſeyn; die Spröde könnte ſich drob erzürnen, und ihr Mann oder ihr Liebhaber würden Dich nach dem erſten Blick auf der Stelle einen Gecken nennen. Die Hausherrin hat vielleicht einen Vetter, dem ſie heimlich ihre Gunſt ſchenkt, während ſie vor der Welt ihren Gatten liebt; bringe dem Gatten Deinen Tribut, vergiß aber ja nicht den Vetter; theile Deine Höflichkeiten und Komplimente zwiſchen Beiden zugleich; mit dem Einen ſprich hübſch ruhig und beſonnen, mit dem Anderen plaudere wie ein junger Menſch; Du mußt überhaupt nach den Umſtänden bald ernſt, bald fröhlich ſeyn, Du mußt den Vernünftigen, den Geſetzten, den allgemein Beliebten ſpielen können. Und um Gotteswillen, nimm es da mit einem Wort nicht zu genau, es handelt ſich um Dein höchſtes Wohl, einige Lügen mehr oder weniger werden Dir Dein Gewiſſen noch nicht zu ſchwer belaſten und können Dir vielleicht viel Ehre machen.

Nun aber kommen die alten Damen. Die alten Damen bilden ein ſehr wichtiges Element in der Geſellſchaft der Provinz; ſie beſitzen die Traditionen der Vergangenheit, die Chroniken jedes Zeitalters, jedes Ortes, jeder Familie. Sie werden gleich alten Pergamenten und Urkunden befragt, gleich alten Möbeln reſpektirt; man muß ihnen huldigen, um ſie ſich geneigt zu machen, um die Schärfe ihrer Zunge und den ſtechenden Blick ihrer Augen zu mildern; halte Dich ja an die alten Damen, ſie können Dein Glück machen. Es iſt gewöhnlich, daß die alten Damen Whiſt oder Boſton ſpielen, beeifere Dich, mit ihnen zu ſpielen, und ſieh zu, daß Du der Partner der Biſſigſten und Grämlichſten unter ihnen werden kannſt. Lauſche auf jeden Wink von ihr, gehorche den Fußſtößen, die ſie Dir unter dem Tiſch giebt, ſpiele Deine Karten, wie ſie es wünſcht, magſt Du auch dabei verlieren, immer zu. Deine Eigenliebe als Spieler mußt Du dabei ganz aufgeben, und endlich laß Dir's ja nicht einfallen, mit prahleriſcher Miene fünf Franken auf den Tiſch zu werfen, fünf Sous iſt der Einſatz. Ferner vergiß auch nicht, den Ridikül der alten Damen in Empfang zu nehmen, wenn er ſie beläſtigt, ihnen ihren Shawl zu bringen, wenn ſie es wünſchen, und das Glas Zuckerwaſſer zu reichen, ſobald der Teller an Dich kommt. Auf dieſe Weiſe, hoffe ich, wirſt Du Dich in Gunſt ſetzen, und ich bin feſt überzeugt, wenn dieſe Damen Abends um zehn Uhr mit dem Dienſtmädchen, das ſie, die Laterne in der Hand, abholt, nach Hauſe kehren, dann werden ſie ſich gewiß über Dich äußern: „Das iſt ein charmanter junger Mann, von der feinſten Erziehung, von den beſten Manieren.“ Ja, eine von ihnen wird ganz ſicher beim Schlafengehen ſchon daran denken, mit wem ſie Dich wohl verheirathen könnte.

Digitized by Google

Nach den alten Damen folgt der Ausſchuß der Geſellſchaft, ich meine die Bekannten des Hauſes, die weder nahe Verwandte noch intime Freunde des Hauſes ſind, die aber zu beſtimmten Tagen in der Woche kommen, um Tapiſſerie-Arbeit zu machen oder in einem Winkel einige Partieen von funfzig Centimes zu ſpielen. Auch mit dieſen mußt Du ſehr vorſichtig umgehen, und beſonders darfſt Du nicht die Unbeſonnenheit begehen, vor dieſen Leuten mit Deinen Kenntniſſen aufſchneiden zu wollen und z. B. über irgend einen Gegenſtand aus der Politik, aus der Geſchichte oder aus der Geſetzgebung ohne Weiteres Dein Urtheil zu entwickeln. Du mußt dieſe Menſchen ſehr vorſichtig ſtudiren, mußt Dich über ihren Namen, über ihre Präcedenzien und ihren Beruf erkundigen und Dich genau danach richten. — Iſt es ein Arzt, dann bringe das Syſtem von Cabanis, von Gall aufs Tapet und warte jedesmal mit Deiner Meinung, bis der Herr Doktor die ſeinige gegeben; — iſt es ein Advokat, ſo ſprich von der Legislatur und von dem außerordentlichen Glück, daß jetzt alle Stellen und Aemter durch den Advokatenſtand beſetzt ſind, und daß ſelbſt die Regierung ſich von ihnen leiten läßt; — iſt es ein Rentier, dann darfſt Du ja nichts Anderes als Frieden und Ruhe und Ruhe und Frieden im Munde haben; Du mußt alles Mögliche zur Sprache bringen, wodurch ſich der ehrliche Rentier ſchmeicheln kann, daß die Papiere ſteigen werden, und daß er ganz ruhig auf ſeinen Eiderdaunen ſchlafen kann; — iſt es endlich ein Gelehrter aus dem vorigen Säkulum, der, weil er etliche zwanzig Jahre hinter ſich hat und dies oder jenes Amt in irgend einer Adminiſtration verwaltet, vielleicht Mitglied der Lokal-Akademie geworden iſt, ach, dann quäle Dich auf jede Weiſe, ob Du nicht irgendwo aus Deinem Gedächtniß einige zerſtreute Brocken von Deinen klaſſiſchen Studien oder einige verſtümmelte Verſe aus dem Horaz oder Virgil hervorholen kannſt, und dann zitire nach Noten in einem fort, und gieb die Zeichen Deines lebhafteſten Enthuſiasmus zu erkennen, wenn Dir ein Lateiniſches Wort aus dem Auguſteiſchen Zeitalter oder ein Franzöſiſcher Reim aus dem 17ten Jahrhundert eingefallen iſt; fange an, voller Wuth gegen den Skandal zu deklamiren, in welchen unſere Belletriſtik geſunken iſt, gegen den Vandalismus eines Lamartine, eines Victor Hugo, eines Alfred de Vigny, eines Dumas, ach, dann wird der ehrliche Akademiker vor Freuden in Thränen ausbrechen, er wird Dich ſeinen theueren geliebten Freund nennen, und ich möchte mich gar nicht ſo ſehr wundern, wenn er Dich bei der nächſten Sitzung zum Kandidaten vorſchlüge für den erſten Platz, der vakant iſt.

Jetzt naht ſich Deine Aufgabe ihrer Löſung, jetzt kannſt Du ſchon ohne große Schwierigkeiten ein Glas Bier von dem Gedeck nehmen und ein Stückchen Marzipan verzehren; nimm Dich aber wohl in Acht, daß ſich dieſe Operation nicht zu oft oder allzu ſichtbar wiederhole, man könnte ſonſt ſagen, Du wolleſt Dich hier zum Abendbrod ſatt eſſen.

Mit dem Glockenſchlage zehn oder eilf Uhr des Nachts mußt Du ans Nachhauſegehen denken. Gehe nicht zu früh weg, damit Du nicht die Eigenliebe des Hausherrn verletzeſt, er könnte glauben, Du habeſt Dich bei ihm ennuyirt; gehe aber auch nicht zu ſpät, damit Du nicht die Vertrauten genirſt, die ſich vielleicht noch viel zu erzählen haben. Hüte Dich, auf die Damen, die Du verläßt, einen letzten Blick zu werfen, ſie möchten ſonſt glauben, Du gibeſt ihnen ein Zeichen. Lächle auch nicht zu freundlich gegen die kleine Bonne, die Dir die Hausthür öffnet, ſonſt ſagt ſie den anderen Morgen, Du biſt in ſie verliebt. Halte Dich nicht auf der Treppe auf, man könnte denken, daß Du an der Thür horchſt. Eile behend über die Straße, damit man nicht ſage, daß Du Dich des Nachts herumtreibſt; antworte höflich der Schildwache, die Dich anhält, ſonſt ſteckt ſie Dich in die Wache. Oeffne hübſch leiſe die Thür Deiner Wohnung; zu größerer Sicherheit iſt es gut, wenn Du Dir unten an der Treppe die Stiefeln ausziehſt und ganz ſachte, mit angehaltenem Athem heraufſteigſt, um nicht entweder den Hauswirth zu wecken, der unter Dir wohnt, oder den ſchlafenden Hund oder die Katze, die auf dem Bette eines alten Weibes liegt. Und biſt Du endlich in Deinen vier Pfählen mit den Pantoffeln an den Füßen und der Nachtmütze auf dem Kopf, haſt Du Deine Gedanken frei, alle die großen Ereigniſſe zu überlegen, die ſo eben ſtattgefunden haben, dann rekapitulire Dir Alles, was Du den Abend geſprochen oder gethan haſt; ſieh, ob Du nicht einmal einer Dame unpaſſend geantwortet, ob Du nicht der Hausherrin irgend ein albernes Kompliment gemacht; ob Du nicht mit unbeſonnener Hand irgend einen honorabelen Schmerbauch geſtoßen oder mit dem Stiefel einen zarten Atlasſchuh geſtreift haſt; endlich ob Du nicht zu ſchüchtern oder zu kühn, zu geſprächig oder zu ſchweigſam geweſen biſt; bedenke Dir das Alles recht genau und dann erſt ſchlafe ein, wenn Du kannſt.

Noch ein anderer Unterſchied, der die Geſellſchaften in der Provinz von denen in Paris auszeichnet, iſt die Abſonderung der Bewohner einer Stadt in Kaſten und Kategorieen, z. B. in den ariſtokratiſchen und den bürgerlichen Salon. In Paris iſt dieſe Schranke mit dem ancien régime längſt gefallen, und das Faubourg Saint-Germain hat ſchon mehr als einmal auf den Getäfel der Chauſſée-d'Antin getanzt. In der Provinz dagegen iſt von einem ſolchen Fortſchritt nicht die Rede. Da ſcheinen ſich die alten Vorurtheile mit der Zeit immer mehr zu befeſtigen; die bevorrechteten Klaſſen ſchließen ſich eng unter einander ab in ihren Quartieren, in ihrem Salon, in ihrem Speiſeſaal; ſie haben ihre beſonderen Zuſammenkünfte, ihre beſonderen Feſte, ihre beſonderen Bankets; ſo bilden ſie eine eigenthümliche Geſellſchaft mitten in einer anderen, eine Stadt in der Stadt. Ich kenne ſogar welche, die alles Mögliche auftreiben, ſobald der Präfekt oder der General einen Ball giebt, eine Einladungskarte zu dieſem Ball zu bekommen, damit ſie ſie nachläſſig auf ihrem Kamin liegen laſſen und ſich rühmen können: Seht, wie ich ihre Einladungen achte!...

Wenn auch die ariſtokratiſchen Salons ſeit 1830 ſchwer zugänglich geblieben, ſo ſind dafür die der hohen Beamten deſto humaner geworden. Sonſt mußte ein Präfekt auf ſeinem Geſicht einen gewiſſen vornehmen Ernſt tragen, er durfte ſich nur ſelten der Menge zeigen und zuweilen mußte er ſogar in geſticktem Kleide erſcheinen. Damals war es durchaus keine Kleinigkeit, Zutritt zu ihm zu bekommen; es gehörte ſchon ein bedeutendes Amt, ein Titel oder ein hoher geſellſchaftlicher Rang zu der Ehre, ihm vorgeſtellt zu werden, und auch dann noch welche Menge von Formalitäten, bis man hoffen durfte, an dem und dem Tage aus der Hand eines betreßten Dieners einen Einladungsbrief zu bekommen zur Soirée oder zum Ball des höchſten Beamten im Departement. Jetzt hat eine ſolche Gunſt weniger Schwierigkeiten. Der Salon der hohen Beamten hat jenen ſtudirten vornehmen Ton verloren. Die Einladungen zu den Soiréen geſchehen zu Hunderten, und die Geſellſchaften ſind darum gewiß nicht weniger lebhaft, nicht weniger glänzend und nicht weniger mannigfaltig.

Es giebt noch eine andere Geſellſchaftskaſte in der Provinz, die, welche die thätige und intelligente Klaſſe der Induſtrie und des Handels repräſentirt. Hier iſt es, wo die unabhängigſten Ideen keimen; hier bilden ſich die freien Wähler, die gewiſſenhaften Deputirten und jene doppelt begabten Männer, welche eben ſo geſchickt ſind, die großen Aufgaben unſerer Geſetzgebung und Politik zu löſen, als die Entwickelung der Induſtrie zu befördern, die den Reichthum unſeres Landes produzirt. Die Geſellſchaft des Handels hat ſich ſeit einiger Zeit mit der der Beamten zugleich ausgebildet, und auch ſie bewahrt ihre beſondere Phyſiognomie und, bei ihrer größeren Unabhängigkeit, auch eine etwas feſtere Haltung und eine entſchiedenere Sprache.

Zum Schluß dieſer Skizze muß ich noch die guten Leute der Provinz ganz ergebenſt um Verzeihung bitten wegen des etwas kurzweiligen Tones, mit dem ich einen ſo wichtigen Gegenſtand behandelt habe; doch ich ſelbſt bin aus der Provinz gebürtig, ich habe in der Provinz gelebt, und wer weiß, ob ich nicht noch das Unglück habe, in der Provinz ſterben zu müſſen. Ich gehöre alſo ſelber durchaus zur Provinz und zu den Kleinſtädtern, und ich habe, indem ich dies ſchrieb, eben ſo gut über mich wie über meine Landsleute geſpottet; nun aber noch eins: in dieſer überſchwänglichen Zeit, wo man jeden Tag mit demſelben Erfolge das Pro und das Contra einer Sache vertheidigt, ſollt' es mich gerade nicht Wunder nehmen, wenn ich einmal dieſelben Geſellſchaften der Provinz wieder von der ſchönen Seite darſtellte; und, unter uns geſagt, ich glaube ſogar, daß dies vielleicht zu einem hübſcheren und intereſſanteren Artikel Stoff geben würde, als dieſer iſt.

(Fr. Litt.)

Franzöſiſche Charakteriſtik der Eiferſucht.

Aus der „Phyſiologie der Leidenſchaften" des Baron Alibert.*)

Die Eiferſucht iſt eine Verſtimmung, die uns durch die Furcht, aus dem Beſitz eines geliebten Weſens von einem Anderen verdrängt zu werden, eingeflößt wird. Wir empfinden einen nicht zu unterdrückenden Widerwillen, gegen dieſes oder jenes Individuum bei dem Gedanken, daß es uns die Neigung einer uns theueren Perſon entziehen will. Faſt jede reine treue Liebe wird durch Eiferſucht getrübt; ſie iſt ein abſcheuliches Gift, deſſen Samen ein böſer Geiſt unter die glücklichen Menſchen ſtreut. Iſt es nicht ſonderbar, daß ein Gefühl, welches ſo ganz das Gepräge der Perſönlichkeit trägt, ſich doch ſo häufig in eine Leidenſchaft miſcht, die ja eben eine gänzliche von allen perſönlichen Zwecken unabhängige Hingebung charakteriſirt!

Die Eiferſucht iſt nicht nur den Menſchen, ſondern auch vielen Gattungen von Thieren eigen. Wiederhallen nicht oft unſere Räume von den melancholiſchen Klagetönen der Tauben, und zeigt ſich nicht in dieſen ſonſt ſo ſchüchternen ſanften Vögeln eine ungewöhnliche Kühnheit und Kraft, wenn ſie ihre Nebenbuhler angreifen! Wir wiſſen, welche wunderbare Stärke die Eiferſucht größeren wilden Thieren verleiht: man kann ſogar ſagen, daß ſich dieſe Leidenſchaft in ihnen freier und heftiger entwickelt, als in den Menſchen; denn wenn ſie einmal dazu gereizt ſind, verbergen ſie ihre Wuth keinesweges; ſie ſuchen ſich nicht auf hinterliſtige Art zu rächen, ſondern greifen offen und kühn ihren Feind an. Buffon ſagt in Bezug auf dieſen Gegenſtand: „Bei dem Menſchen ſetzt die Eiferſucht faſt immer irgend ein leiſes Bewußtſeyn ſeiner eigenen Schwäche, ein gewiſſes Mißtrauen in ſich ſelbſt voraus; die Thiere jedoch ſcheinen im Gegentheil um ſo eiferſüchtiger zu ſeyn, je mehr Kraft, Feuer und Stärke die Natur ihnen gegeben hat. Unſere Eiferſucht hängt von unſeren Ideen, die ihrige nur von momentan erregten Empfindungen ab; bei ihnen gehört ſie dem Augenblicke an und bricht aus, ohne durch Argwohn oder Nachdenken vorbereitet zu ſeyn."

Es iſt beſonders intereſſant, die Wirkungen der Eiferſucht unter dem Einfluſſe der Civiliſation zu beobachten. Hier kann man dieſen Wahnſinn des Herzens, der beſtändig die Freuden der Liebe vergiftet, förmlich ſtudiren; man kann dieſe ernſte komplizirte Krankheit, in der ſich gekränkte Eigenliebe mit dem brennenden Durſt nach Rache miſcht, von ihrem Entſtehen an verfolgen; ſie iſt ein Uebel, das um ſo gefährlicher wird, da der Leidende es ſo viel wie möglich zu verbergen und zu unterdrücken ſucht. Wo findet man übrigens eine Definition, welche alle verſchiedene Charaktere dieſer vielfach zuſammengeſetzten Leidenſchaft ausdrückte, in der ſich alle peinliche Gefühle, die unſere moraliſche Exiſtenz bewegen, vereinigen! Die Eiferſucht zeigt ſich bei den verſchiedenen Individuen unter den mannigfaltigſten Formen: bald macht ſie argwöhniſch, mißtrauiſch und leichtgläubig, erregt in dem Menſchen eine krankhafte Ueberſpannung des Geiſtes und der Nerven, die ihm nichts als Verrath und Untreue zeigt und ſeine Wuth gegen den geliebten Gegenſtand faſt bis zur Raſerei ſteigert; bald iſt ſie wieder ein Fieber, das dumpf im Innern gährt, aber bei der leiſeſten Einflüſterung

*) Physiologie des Passions. Par le Baron Alibert. 2 vols. 3e édition. Paris, 1837.

Digitized by Google

des Argwohns ausbricht, am Herzen nagt und denjenigen aufs tiefſte niederbeugt und entkräftet, der von dieſer verzehrenden Krankheit ergriffen iſt. Die Eiferſucht iſt beiden Geſchlechtern eigen; bei dem Manne bricht ſie zwar wilder und heftiger hervor, aber in dem Herzen der Frauen, deren ganze Exiſtenz die Liebe ausfüllt, die überhaupt inniger und tiefer fühlen, als die Männer, iſt ſie nicht minder thätig und wirkt ſie nicht weniger verderblich.

Man glaubte früher, daß dieſe Leidenſchaft von den Wilden nicht gekannt werde, doch erwähnt der berühmte La Peyrouſe der Kerialen, die ihre Frauen auf einen bloßen Verdacht hin tödten und deren Verführer auf eine grauſame Art morden. Es iſt, wie er verſichert, eine umherirrende wilde Horde, die durchaus keiner Kultur und Civiliſation fähig iſt. Noyer ſpricht ebenfalls von einem fürchterlichen Eiferſuchts-Kriege, der zwiſchen dem Stamme der Oyampis und dem der Rucuyer ausgebrochen und damit endigte, daß die beleidigten Oyampis ihre Gegner gänzlich aus den Wüſten von Guyanna vertrieben. Man erzählt auch, daß die Galibis ihre Frauen, wenn dieſe untreu ſind, vergiften, daß aber ihre Rache ſich nicht bis auf den Mann, der ihnen vorgezogen wird, erſtrecke. Die Eiferſucht iſt alſo in dem Zuſtande der Civiliſation, wie in dem der Wildheit eine Quelle unſäglicher Leiden und der ſchrecklichſten Ereigniſſe; ſie macht die Menſchen argwöhniſch, unklug und verwegen. Leſtorières, der ſchönſte Mann ſeiner Zeit, von dem in vielen Memoiren die Rede iſt, mußte ſich faſt täglich mit ſeinen Nebenbuhlern ſchlagen, weil ſeine äußeren Vorzüge ihm die Herzen aller Frauen gewannen. Iſt es nicht ſonderbar, daß ſo viele Menſchen ſich gerade eines Gefühls wegen tödten wollen, welches doch eigentlich dazu beſtimmt iſt, das Leben zu verſüßen und es zu verjüngen? Es liegt aber einmal in der Natur des Menſchen, ſich immer über die Meinungen derjenigen zu beunruhigen, um deren Liebe und Beifall er ſich bewirbt; er möchte gern in der Meinung der Frau, die er allen Anderen vorzieht, auch allein hoch ſtehen, und daher kommen die vielen Duelle zwiſchen Eiferſüchtigen. Dieſes Verlangen, auf Leben und Tod mit dem begünſtigten Nebenbuhler zu kämpfen, entſpringt aus der edelſten Triebfeder der menſchlichen Natur, aus der der Ehre, aus jenem Wunſch, den wohl Keiner unterdrücken kann, durch den Vergleich mit einem Anderen nicht in den Schatten geſtellt zu werden, weil Jeder danach ſtrebt, einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit zu erreichen.

Die Eiferſucht folgt allen Phaſen der Liebe und — ſonderbar genug! — ſie nimmt immer den Charakter und die Farbe der Zeit an, in der ſie ſich zeigt. Im Mittelalter, dieſer wunderlichen Epoche, deren charakteriſtiſches Kennzeichen eine Miſchung von Barbarei und Humanität iſt, bot ſie oft die ſeltſamſten Kontraſte. Nicht ſelten waren Männer die Vertrauten ihrer Frauen; ſie wußten um alle galante Abenteuer derſelben, ſie kannten und duldeten ihre Nebenbuhler; aber wie viel häufiger finden wir damals noch in ähnlichen Fällen Beiſpiele der grauſamſten, blutigen Rache. Die Geſchichte der Troubadours erzählt uns von einem Grafen Raimond von Caſtel-Rouſſillon, der ſeiner Gemahlin Margarethe den Kopf ſeines Pagen und Nebenbuhlers brachte, nachdem er ſich vollkommen von ihrer Untreue überzeugt hatte. Damals, wie in unſeren Zeiten, bemerkte man oft Eiferſucht ohne Liebe; ein Gefühl, das dann allein aus verletzter Eitelkeit entſpringt und eine Folge geſellſchaftlicher Verderbtheit iſt. Wir erröthen gewöhnlich über eine ſolche Empfindung und ſuchen ſie ſo viel wie möglich zu verbergen, weil ſie unedel und egoiſtiſch iſt.

Dem Beiſpiele des Philoſophen Hume folgend, könnte ich meinen Leſern die ſeltſamſten Thatſachen erzählen, die durch Eiferſucht herbeigeführt worden. Ich habe einen Mann gekannt, der den Keim dieſer tödtlichen Krankheit in ſich trug und begierig auf eine Gelegenheit wartete, ſeine Frau heimlich zu vergiften, damit ſie ihn nicht überlebe. Ein Anderer ließ ſeine Gattin feierlich ſchwören, ſich einer ewigen Wittwenſchaft zu weihen, im Falle er früher ſterben ſollte als ſie. Ich kannte einen Gelehrten, den die Eiferſucht faſt wahnſinnig machte; er beſaß eine wunderſchöne Frau, deren Benehmen ihm einigen Argwohn eingeflößt hatte, und um ſie in den Augen ihrer Verehrer zu entſtellen, benutzte er einſt ihren Schlummer und ſchnitt ihr das ſchöne lange Haar ab, das in reichen Locken auf die Bruſt herabfiel. Er erreichte aber damit keinesweges ſeinen Zweck, denn durch dieſe unſinnige Handlung ward das Intereſſe erſt recht für ſie rege gemacht.

Bei keinem Volke auf der Welt zeigt ſich die Eiferſucht heftiger und leidenſchaftlicher, als bei den polygamiſtiſchen Aſiaten; ſie verleitet im Orient oft zu den ärgſten Exzeſſen und gereicht den Unglücklichen, die ſie empfinden, zur beſtändigen Qual. Hume unterhält ſeine Leſer mit mehreren intereſſanten Anekdoten über dieſen Gegenſtand und erzählt unter Anderem auch das Abenteuer des Reiſenden Tournefort. Dieſer ward nämlich als Arzt in das Serail des Sultans eingeführt, und man wies ihm dort ſogleich einen Platz in einer Gallerie an, wo er bald eine Menge entblößter Arme aus mehreren Mauer-Oeffnungen hervorſtrecken ſah, die ſich ſeiner Prüfung unterwerfen ſollten. Der Sultan fand es wahrſcheinlich nicht für nöthig, daß der Doktor auch das Geſicht und die Geſtalt der Schönen ſehe, um über ſie ein richtiges Urtheil zu fällen. — Ich habe die Eiferſucht ſchon unter den verſchiedenſten Geſtalten geſehen. Im Allgemeinen iſt ſie ein blinder Zorn, der ohne Beweggrund ausbricht und auf die Stimme der Vernunft nicht hört. Wer unglücklich genug iſt, davon ergriffen zu werden, weiß oft in der erſten Aufwallung ſeiner Hitze nicht, was er thut; er ſchmäht und beleidigt den Gegenſtand, der ihm der liebſte auf der Welt iſt. Sobald bei dem unglücklichen Liebenden der rechte Anfall von Eiferſucht ſich zeigt, wird er bleich, ſeine Handlungen, Blicke und ſeine Stellung ſogar verrathen den Kampf in ſeinem Innern; ſeine Phyſiognomie drückt abwechſelnd Verdruß und Zorn aus; ſeine Lippen zucken krampfhaft, oft hat er nicht die Kraft, ein Wort hervorzubringen, aber dann läßt er ſeine Wuth an lebloſen Gegenſtänden aus, zerbricht die Möbel, die ihm im Wege ſtehen, und dringt ſogar bis in das Boudoir ſeiner Geliebten, die er der Untreue beſchuldigt, wühlt in ihren Kleinodien, verdirbt ihre Ball-Toilette, zerpflückt ihre Blumen und glaubt, ſo alle ihre Pläne und Hoffnungen zu vereiteln. — Der eiferſüchtige Liebhaber hört auf keine Rechtfertigung; er betrachtet ſie nur als das Reſultat der kombinirten Heuchelei und Verſtellung; Alles, was er ſieht und hört, erſcheint ihm anders, als es wirklich iſt, und in ſeiner überſpannten Stimmung glaubt er, in den einfachſten Handlungen der Geliebten Verrath und Tücke zu entdecken. Deſſenungeachtet giebt es doch bei allen Eiferſüchtigen Momente, in denen ſie ihre Thorheit bereuen und gern alles Mögliche thäten, um ſie zurückzunehmen, und ſo wie jeder unnatürlichen, fieberhaften Aufregung gewöhnlich gänzliche Ermattung folgt, ſo gehen auch hier die heftigſten Anfälle von Wuth in vollkommene Ruhe und Gelaſſenheit über. Aus dem aufgebrachteſten Liebhaber wird mit einemmale der demüthigſte, unterwürfigſte; nachdem er die, die er anbetet, mit Schmähungen überhäufte, iſt er in Verzweiflung, ſie beleidigt zu haben; aber kaum hat ſie ihm verziehen, ſo irrt er wieder des Abends, wie ein Geſpenſt, um ihre Wohnung und ſpäht nach eingebildeten Schreckniſſen. Kurz, der Eiferſüchtige kennt keine Ruhe; er heftet ſich an Chimären, wird von beſtändigen Zweifeln hin und her geworfen und haſcht nach Gründen, ſich ſelbſt zu quälen; wenn er ſchläft, träumt er, daß man ihn verrathen habe, und ſobald er erwacht, ergreift ihn der Argwohn, der ſchreckliche Argwohn und drückt ihn nieder, wie eine fürchterliche Wahrheit. — Die Eiferſucht hat überall traurige, üble Folgen; aber nirgends zeigt ſie ſich ſchrecklicher, als im Innern der Familie. Iſt ſie einmal da ausgebrochen, ſo giebt es kein Mittel mehr, den Gewaltthätigkeiten der häuslichen Tyrannei Einhalt zu thun. Wie viel Leiden muß die Frau erſt erdulten, ehe ſie, dem Anſcheine nach, das Recht erlangt hat, ſich zu beklagen; denn der Eiferſüchtige verbirgt die Qualen, die ihn beunruhigen, den Augen des Publikums, und ſucht ſie eben ſo geheim zu halten, wie irgend eine phyſiſche Unvollkommenheit.

Man erſieht aus dieſer kurzen Beſchreibung, daß die Eiferſucht nach und nach die ganze Stufenleiter peinlicher Gefühle durchläuft. Deshalb benutzen die Dichter ſie ſo oft in ihren Dramen, um denſelben ein höheres Intereſſe zu geben, ſie laſſen vorzüglich gern in ihren theatraliſchen Compoſitionen die grellen Kontraſte, die ſie oft bietet, hervortreten und ſchildern den Leſern ihre raſchen Uebergänge, von der zärtlichen Liebe zum glühendſten Haſſe, vom Zorn zur Sanftmuth, vom Stolz zur Unterwürfigkeit und von den unſinnigſten Ausbrüchen der Wuth zur bitterſten Reue. Auch laſſen ſie immer die ſchrecklichſten Kataſtrophen von der Eiferſucht herbeiführen; die Schriftſteller ſchildern ſie als eine finſtere, wilde Leidenſchaft, die jede Liebe mit ihrem Gifte trübt. Wie traurig malt Dante das ſchreckliche Ende der unglücklichen Pia, die, aus ihrem Hauſe verbannt, gezwungen ward, inmitten tödtlicher Ausdünſtungen zu ſterben, weil ſie entweder gegen die eheliche Treue gefehlt oder nur ein unſchuldiges Opfer der Eiferſucht geworden iſt.

Aber die Eiferſucht kann zuweilen auch ihren Nutzen haben und bringt oft eine recht heilſame Wirkung hervor. Sie hat mit der Welt angefangen und iſt eben ſo alt, wie die Sturmwinde und Ungewitter, die von Zeit zu Zeit die Harmonie des Univerſums ſtören, und ſo wie alle andere Leidenſchaften, trägt auch ſie zum allgemeinen Wohl das Ihrige bei, wenn ſie nämlich gemäßigt und nicht zu heftig in ihren Ausbrüchen iſt; die Natur hat ſie wahrſcheinlich entſtehen laſſen, um die Erfüllung ihrer wohlthätigen Abſichten noch gewiſſer zu machen; ſie iſt wieder ein klarer Beweis von der Weisheit des Schöpfers, denn wenn die Eiferſucht erſt aufhört, ſo nimmt auch die Herrſchaft der Liebe ein Ende. Die Frauen wiſſen ſo gut, daß dieſes Gefühl ein Sporn, eine ſtärkere Anregung für die Liebe iſt, daß ſie zuweilen Eiferſucht einzuflößen ſuchen, um kalt gewordene Herzen aufs neue zu erwärmen. Inſofern ſie alſo das Gefühl der Liebe ſtets friſch und jung erhält, kann man ſie eine wohlthätige Leidenſchaft nennen; man quält ſich nur, um das nicht zu verlieren, was man liebt. Einige Philoſophen haben ſie dem Geize verglichen; aber der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Uebeln iſt der, daß dieſes letzte ein ganz unheilbares iſt, die Eiferſucht hingegen dann immer aufhört, wenn die Liebe nicht mehr blind iſt; denn dieſer kleine Gott, der nicht das Geringſte ſieht, wenn er ſich einfindet, iſt niemals hellſehender und ſcharfſichtiger, als wenn er ſich entfernt.

Spanien.

Die neuere Spaniſche Literatur.

(Schluß.)

Die Sage, welche dem „Mauriſchen Findling" zum Grund liegt, iſt nicht ohne Intereſſe. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte Garcia Fernandez, zweiter ſouverainer Graf von Caſtilien. Gonzalo Guſtios de Lara, ein Verwandter des Grafen, hatte ſieben Kinder, die man nach damaliger Sitte Infanten von Lara nannte. Der Eine dieſer Infanten entzweite ſich mit einem Vetter der Doña Lambra, einer Baſe des Königs, die der Ruy Velasquez, mütterlicher Oheim des Infanten, geheirathet hatte. Die Feindſchaft nahm einen ſo bedenklichen Charakter an, daß Doña Lambra den Infanten und ihrem Vater Tod und Verderben ſchwur. Den Bitten ſeiner Gemahlin nachgebend, ſchickte Ruy Velasquez den Guſtios mit einem Briefe an den Chalifen Hixem (Hiſchm?); in dieſem Briefe bat er den Chalifen, den Ueberbringer hinrichten zu laſſen. Der Fürſt der Gläubigen, von Mitleid ergriffen, begnügt ſich damit, den Guſtios einkerkern zu laſſen. Hixem hatte eine junge und ſchöne Schweſter, die ſich für das Schickſal des Unglücklichen intereſſirte; eben ſo gütig als hingebend wollte ſie ſein hartes Loos erleichtern. Dieſes edle Mitleid brachte ſie um ihre Unſchuld: Guſtios vergaß die Geſetze der Gaſtfreundſchaft; die junge Maurin unterlag ſeiner Sinnlichkeit, und bald regte ſich die Frucht

der verbotenen Liebe unter ihrem Herzen. Indeſſen fühlte Ruy Velasquez den Durſt nach Rache, den ſeine Frau in ihm nährete, noch nicht geſtillt; er beſchloß den Untergang der Infanten von Lara. Dieſe tapferen und ehrgeizigen Jünglinge klagten über die läſſige Ruhe, zu der ſie verdammt ſeyen. Das Schickſal ihres Vaters war ihnen unbekannt. Ruy Velasquez rieth ihnen, die Abweſenheit ihres Vaters zu benutzen und durch eine große Waffenthat ſich hervorzuthun. Nuno Sancho, ein wackerer Ritter, begleitete ſie, und Alle machen ſich gemeinſchaftlich auf den Weg, um die Mauren zu bekämpfen. Da werden ſie plötzlich von einem Trupp Araber, die der Verräther Velasquez in den Hinterhalt gelegt hatte, umzingelt und niedergehauen. Kurz, Velasquez läßt die Köpfe der ſieben Infanten in einen Sack ſtecken und ſeinem Feinde überbringen. Der Chalif, von dem entſetzlichen Schickſal des unglücklichen Vaters tief erſchüttert, ſchenkt ihm die Freiheit. Gonzalo Guſtios kehrt in ſein Vaterland zurück und beweint den Tod ſeiner Söhne. Indeß kommt die Frucht ſeines Umgangs mit der Arabiſchen Prinzeſſin, die ihn im Kerker beſucht hatte, zur Welt; es iſt Mudarra, der Held dieſer Erzählung, ein Findling, der, nachdem die fürchterliche Behandlung, die ſein Vater erdulden müſſen, ihm zu Ohren gekommen, Alles aufbietet, um ihn blutig zu rächen. Er erreicht ſeinen Zweck; Doña Lambra und ihr Gemahl ſterben durch Mudarra's Hand, und der Letztere wird nun von Guſtios als rechtmäßiger Sohn adoptirt.

Dieſe Sage würde recht pathetiſch ſeyn, wenn der Verfaſſer ihr, nach der Weiſe Alt-Spaniſcher Dichter, den Charakter der Einheit, der aus der Leidenſchaft erwächſt, zu geben gewußt hätte; wenn Glanz, Gluth und Schönheit des Styls die verſchiedenen Bilder auszeichneten; wenn die in der Erzählung ſich häufenden Kataſtrophen dem allgemeinen Intereſſe nicht im Wege ſtänden. Aber die Diction iſt ſchwach, und den Charakteren fehlt es an Kraft, wie an Tiefe, die Beſchreibungen ſind öfter trivial, und mehrere Hauptperſonen, die unſer Dichter auf den Schauplatz bringt, haben nicht das Gepräge hiſtoriſcher Treue. Außerdem beginnt Saavedra ſeine Erzählung erſt mit Mudarra's Jugend. Er verweiſt die ganze Geſchichte der Infanten, ſo rührend und ſchrecklich ſie auch iſt, in die Vergangenheit ſeiner Dichtung. Es iſt dies freilich eine klaſſiſche und von Virgil ſanctionirte Form; aber ſie dient nur dazu, das Unintereſſante voran und das Intereſſantere mehr in den Hintergrund zu ſtellen. Viele hin und wieder eingeſtreute komiſche Scenen haben nicht immer das Verdienſt, daß ſie die Sitten des Zeitalters ſchildern, und ihre ganz überflüſſig dick aufgetragene Malerei iſt oft ſehr anſtößig. Die Schilderung der Charaktere und der Sitten zeugen zwar von einem gewiſſen Talent der Beobachtung, aber im Allgemeinen fehlt es ihnen an Kraft und Energie.

Faſt alle Fehler des nordiſchen Romans finden wir in Saavedra's Gedichte wieder; die Koſtüme ſind zu umſtändlich beſchrieben, die Feſte und Tourniere zu ſehr auf einander gehäuft. Er iſt ein lyriſcher und beſchreibender Dichter, und zum Beweiſe ſeiner Virtuoſität in der letzteren Gattung wollen wir unſeren Leſern ſeine Parallele zwiſchen Andaluſien und Caſtilien mittheilen.

„Siehe da, eine andere Scene! Es ſind nicht mehr die blühenden Gefilde, wo der Guadalquivir, der König Andaluſiens, majeſtätiſch hinrollt; es iſt nicht mehr die Sierra, die ihr mit Moos, mit Oliven und duftenden Blumen gekröntes Haupt in den reinen Himmel erhebt, während ihre Abhänge, in lieblichen Krümmungen fortlaufend, mit dem ſüßen Wohlgeruch der Roſen und des Jasmins die Lüfte erfüllen. Dort findeſt Du keine gezierte Städte, deren Macht ſo rieſengroß wie ihr Ruhm, kein Cordova, das ſelbſt in ſeinen Trümmern ewig ſchön iſt. O Cordova! theure Heimath! An deinem Buſen hat das erſte Licht vom Himmel mein Auge beſtrahlt! An deinem Buſen habe ich die erſten Liebkoſungen, die Schätze meiner Kindheit, genoſſen. In deinem Zauberwäldchen, auf deinen herrlichen Wieſen verlebte ich die Tage meiner Jugend, von dem Schatten deiner Größe umgeben. Die Namen deiner edlen Herren umſäuſelten den noch zarten Knaben wie Mailüfte die werdende Pflanze. Ewig werde ich deiner liebend gedenken; in der Fremde, wo ich, von der bitteren Speiſe des Unglücks genährt, mein Leben vertraure, fülleſt du ganz mein Herz, und es bleibt mir die ſüße Hoffnung, daß meine Aſche dereinſt in deinem Schoße ruhen werde."

„Aber ſiehe! da enthüllen ſich die Felder Caſtiliens; dichte Wolken, graue Dünſte, ein dürrer Boden, den der Winter zum Schauplatze ſeiner Verheerungen macht; ein Horizont trauriger Berge, die von Dorngebüſchen ſtarren und wo ſchwarzgrüne Tannen aus dichtem Schnee emporſtreben. Hier windet die Arlanza ſich trüb und ſchlammig zwiſchen Felſen hindurch. Du entdeckſt eine kriegeriſche Stadt, die Caſtiliens Grafen zum Sitze ihrer Macht erkoren; ach! es iſt nicht jenes ſchöne Cordova mit ſeinen Marmorkuppeln, die unter einem ſaphirnen Himmel glänzen. Das werdende Burgos trotzt dem Kriege und ſeiner Wuth; es bietet ihm eine undurchdringliche Mauer und eherne Thürme. In ſeinem Schoße wohnen nicht die Künſte, die Wiſſenſchaften; Du findeſt hier nicht die koſtbaren Stoffe des Morgenlandes, ſeine wunderbaren Teppiche, ſeine blitzenden Diamanten. Kein Mueſſin verkündet den werdenden Tag und mahnet die Gläubigen zum Frühgebet; melancholiſcher Glockenklang hallt in den Lüften, die chriſtliche Gemeinde in ihre Kirche rufend. Wo iſt hier geſchäftige Regung? Wo ſind die Magazine, die Arbeiter, die Schaaren der Käufer und Verkäufer? Zu Burgos hört man nur die dumpfen Schläge des Hammers, der Waffen und Rüſtungen ſchmiedet. Die Eſſe glüht; der Stahl und das Eiſen nehmen tauſend Geſtalten an; ein armes und ſchweigſames Volk treibt ſich in den ſtillen Gaſſen umher, während einförmiger Chorgeſang aus Kirchen und Klöſtern uns entgegentönt."

„In den Feldern Andaluſiens ſeht Ihr Gruppen halbnackter Bauern, ihre volksthümlichen Romanzen ſingend, hinter dem trägen Ochſen einherziehen, der in ein Erdreich voll Saft und Leben Furchen zieht. Stolz auf ihre Aerndte, fürchten ſie nichts von der Zukunft; ſie ſehen dem reichen Lohne ihrer Arbeit ſchon aus der Ferne entgegen. In Caſtilien iſt es ganz anders: da kämpft der Landmann mit einem undankbaren Erdreich, einem verdorrten Boden; unermüdliche Maulthiere traben in die Kreuz und Quere. Vielleicht wird nach aller Müh und Plage der barbariſche Feind in dieſen Ebenen ſich ausbreiten und die noch grünende Aerndte niedertreten; vielleicht werden eines Tages der liſtige Mönch, der tyranniſche Senor, der Räuber des Gebirges dieſe zur Reife gediehenen Aehren der Plünderung preisgeben."

„Bewundert dieſe beiden Länder, denen ein ſo verſchiedenes Loos vorbehalten war! Bätica, ein mächtiges und herrliches Reich, hatte ſein Zeitalter der Größe, der Pracht und des Glanzes; aber ſchon verkündeten die Sinnenluſt und die Tyrannei eines Einzigen den nahen Untergang dieſes großen und glorreichen Volkes. In Caſtilien herrſchten tiefe Unwiſſenheit, Parteienwuth und ſchreckliches Elend; aber das Volk war glühend, verwegen, von eherner Ausdauer: lauter untrügliche Kennzeichen der unermeßlichen Größe, die der Himmel dieſem Lande vorbehalten hatte."

Gewahren wir nicht in dieſer Schilderung, deren wahrhaft ſüdlicher Glanz in unſerer Ueberſetzung gar ſehr verbleicht, mit Erſtaunen noch etwas von dem föderaliſtiſchen Geiſte, von dem Haſſe auf die Provinzen, welcher den heutigen Spaniern vorzugsweiſe geblieben iſt? Eine Art von Mauriſcher Rückerinnerung, ein Bedauern und ein Vorwurf treten nach vielen Jahren wieder ins Leben und dringen in Saavedra's romantiſchem Epos ans Licht. Die angezogene Stelle gehört ohne Zweifel zu den ſchönſten, die das ganze Gedicht aufweiſen kann. Die Wahrheit des Gefühls iſt unbeſtreitbar; die Lieblichkeit der Verſe und die glückliche Wahl der Ausdrücke entſprechen der edlen Naivetät einer tief empfundenen Begeiſterung.

Aehnliche Lobſprüche verdienen die mannigfachen kleineren Gedichte des Verfaſſers, ſeine Ode an den Leuchtthurm von Malta, ſeine Romanzen in der alterthümlichen Gattung und ein Idyll auf ſein kleines fünf Monat altes Kind. In dieſen Gedichten weht der reine Hauch Alt-Spaniſcher Poeſie; die Nachahmung iſt weniger fühlbar; die Schmerzen des Exils ſtimmen den Dichter zu rührenden Klagen. In jedem Zeitalter und in jedem Lande giebt es nur eine echte Poeſie: es iſt diejenige, welche das Wahre und Wirkliche in idealen Formen wiedergiebt. (Br. and For. Rev.)

Mannigfaltiges.

— Runkelrüben-Zucker. In England, das es mit jeder Art von Induſtrie aufnimmt und beſonders eine lukrative ſich nicht leicht entgehen läßt, räth man doch davon ab, dem Beiſpiele Frankreichs zu folgen und den bisher noch nicht gewagten Verſuch zur Anlegung von Runkelrüben-Zucker-Fabriken zu machen. Zwar ſind Aufforderungen zur Theilnahme an einer Actien-Geſellſchaft ergangen, die mit einem Kapital von 300,000 Pfd. in der Nähe von London eine ſolche Fabrik anlegen will, doch fürchtet man, daß ſich die Regierung bald veranlaßt ſehen möchte, die hohen Steuern auf den noch dazu nur von Brittiſchen Kolonieen bisher zum Konſum gelaſſenen Rohzucker bedeutend herabzuſetzen und ſo die Konkurrenz der in England weniger wohlfeil als in anderen Ländern herzuſtellenden Runkelrüben unmöglich zu machen. Das letzte Heft der „Edinburgh-Review" enthält in dieſer Beziehung einen ſehr lehrreichen Artikel, der namentlich die falſche, wahrhaft auf den Ruin des Landes abgeſehene Handelspolitik darſtellt, die Frankreich bisher in Bezug auf ſeine Zucker-Fabrication befolgt hat. Während es nämlich ſeinen rohen Kolonial-Zucker enorm hoch beſteuert, bewilligt es einen eben ſo hohen Rückzoll bei der Ausfuhr des im Lande raffinirten Zuckers. Dieſe Rückprämie kommt nun eben ſo dem ganz unverzollten Runkelrüben-Fabrikat, als dem hochbeſteuerten Rohrzucker zu gut und iſt alſo ſchon die zweite nicht unbedeutende Auflage, die das Land zum Beſten eines ganz untergeordneten Zweiges der Agrikultur zu tragen hat, während einerſeits die Einnahme, die der Staat ſelbſt von dem eingeführten Zucker bezieht, jährlich kleiner wird, andererſeits das Gedeihen der Franzöſiſchen Kolonieen immer mehr abnimmt und drittens endlich das Land zwar ſtets die gleiche Quantität Zucker konſumirt, dabei aber immer weniger an eigentlichem nährenden Zuckerſtoff erhält, indem das Fabrikat der Runkelrüben äußerlich wohl dem des Rohrzuckers ganz gleich iſt, innerlich jedoch keinesweges dieſelben Eigenſchaften beſitzt. Die „Edinburgh-Review" berechnet, daß in Folge ſeiner falſchen Handelspolitik und ſeiner enorm hohen Beſteuerung Frankreich viel weniger Zucker konſumire, als die meiſten anderen mit dem Comfort unſerer Zeit vertrauten Länder. Selbſt Spanien iſt dem luxuriöſen Frankreich in der Zucker-Conſumtion überlegen, denn dort kommen jährlich $7\frac{1}{2}$, hier aber nur 7 Pfund Zucker durchſchnittlich auf jeden Einwohner. In den Vereinigten Staaten rechnet man $18\frac{2}{3}$, in Großbritanien $25\frac{1}{2}$, in dem armen Irland jedoch, das ſeinen Zucker eben ſo hoch beſteuern muß, wie das von Reichthum ſtrotzende England, nur 5 Pfund Zucker jährlich auf den Kopf. Die Zucker-Conſumtion aber ſtellt die „Edinburgh-Review" mit unter die bedeutendſten Kennzeichen, durch die ſich das Wohlbefinden unſerer Zeit von dem jedes früheren, gleichviel ob gebildeten oder ungebildeten, Zeitalters unterſcheide. Noch vor etwa 200 Jahren habe man dieſen eben ſo wohlſchmeckenden als nährenden Conſumtions-Artikel, deſſen jährlicher Bedarf ſich in Europa und Amerika auf 600,000 Schiffstonnen und deſſen Werth ſich ohne die Zölle auf 120 Millionen Thaler belaufe, gar nicht gekannt. Etwas Honig, der oft genug verdorben und ekelerregend geweſen ſey, habe bei unſeren Voreltern faſt einzig und allein einen Stoff vertreten, der in unſeren Tagen auch in den ärmſten Häuſern die Geſunden labe und zur Wiederherſtellung der Kranken beitrage.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 68. Berlin, Mittwoch den 7. Juni 1837.

England.

Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London.

Von Rikard.

Ich bringe dieſe beiden Ausflüge unter Einen Titel, weil ich ſie beide an einem und demſelben Tage gemacht, und weil ſie mir eine doppelte Gelegenheit darboten, den Engliſchen Lakonismus zu bewundern.

Den Stecknadel-Fabrikanten traf ich auf ſeinem Comptoir ſchreibend, den Hut auf, den er nicht abnahm, weil dies nicht zu den Nothwendigkeiten des Geſchäfts gehört. Er las mein Empfehlungsſchreiben, grüßte mich oberflächlich und ging dann gleich zu den Leiſtungen ſeiner Fabrik über, indem er mir auf ſeinem Büreau verſchiedene Schachteln mit Muſtern aller Sorten Stecknadeln, die in ſeiner Anſtalt fabrizirt werden, vorlegte: Putznadeln, Haarnadeln, Nadeln für Inſekten-Sammlungen. Ich fragte bei jeder neuen Schachtel nach dem Preiſe. Er war ſo und ſo hoch ohne weitere Erklärung. Nachdem die Schachteln beſichtigt waren, ſagte er: „Jetzt kommen Sie mit mir, — come this way", und öffnete eine Thür, welche in die Werkſtätte führte. Ich folgte ihm.

Er ließ mich die erſten Werkſtätten umſtändlich, und ohne mich zu drängen, beſichtigen. Während ich beobachtete, ſprach er mit den Arbeitern und ſuchte auf dieſe Weiſe mit der einen Hand die Zeit wieder einzubringen, die er mir mit der anderen geſpendet. Ich hatte übrigens nur ſelten Fragen an ihn zu thun. Der Unerfahrenſte im Gewerbsweſen begreift beim erſten Anblick den ganzen Mechanismus einer Stecknadel-Fabrik. Ich durchlief, während er mich begleitete, ohne eigentlich mir anzugehören, die vorzüglichſten Ateliers: die Drahtzieherei, wo man aus einem Stück Kupfer wie ein Daumen ſtark einen unendlichen Faden zieht, welcher ſich in unzähligen Ringen um einen Cylinder aufrollt; die Werkſtätte, wo die Frauen den Draht, in Stücke von gleicher Länge geſchnitten, auf einer langen Tafel ausſtrecken und gerade biegen; die, wo dieſe acht bis zehn Fuß langen Stäbe in tauſend Stücke von der Länge der Stecknadeln zerſchnitten werden; dann die, wo dieſe Stücke, durch geübte Arbeiter, in Maſſe aufgenommen, auf Sandſtein geſchliffen werden, ſo daß tauſend Funken herumſprühen. Hier iſt Alles ſo einfach, daß meine Fragen nicht fehlgehen konnten. Wie viel Meſſingringe liefert täglich die Drahtzieherei? Wie viel bearbeiten dieſe Frauen ſolcher Bündel? Wie viel kann der Arbeiter Stecknadeln ſchleifen? Ueber alles dieſes erhielt ich die beſtimmteſten Antworten.

Ich machte ganz im Stillen einige Vergleiche zwiſchen dem Umfang und der Einfachheit der Fabrications-Mittel, der Vortrefflichkeit der fabrizirten Waare und dem ungeſunden Gebäude, zwiſchen der Sache und dem Menſchen, welcher Letztere mich weit mehr intereſſirte, als das, was aus ſeinen Händen hervorging. Ich bin in dieſer Hinſicht in Belgien verwöhnt worden. Dort hat ein ausgezeichneter Mann, Herr John Cockerill, Vollkommenheit in der Arbeit mit einem beſſeren Looſe der Arbeiter zu vereinigen gewußt. Um den Menſchen mit dem Dampfe, welcher deſſen unumgängliches Hülfsmittel geworden, unter daſſelbe Dach zu bringen, hat er das Gebäude vergrößert, erweitert und geſund eingerichtet, ſo daß die Maſchine die Luft, deren der Arbeiter nöthig hat, nicht verderben kann. Die Werkſtätten von Seraing, dieſes Palaſtes des neuen Gewerbfleißes, ſind ein Muſter für alle neuen Unternehmungen, und zugleich ein ſchreiender Vorwurf für jene alten Fabriken, welche die neueren Erfindungen in alte und ungeſunde Mauern gedrängt und Menſchen und Maſchinen durch einander in enge Kammern gepreßt haben, wo die Maſchine den Menſchen erſtickt und wo der gähnende Cylinder jeden Augenblick den Arbeiter mit ſeinem Athemzug hineinzuziehen droht. In Seraing iſt Alles überdacht, und die Civiliſation braucht dabei nicht mehr zu erröthen. Es iſt das Merkmal ausgezeichneter Menſchen, nichts halb zu thun. John Cockerill iſt kein alltäglicher Kaufmann, welcher ſeine Arbeiter in alten verfallenen Häuſern vermodern läßt, um das, was an der Wohnung erſpart wird, in die Taſche zu ſtecken. Mit Wehmuth dachte ich in Mancheſter, in Liverpool, in Birmingham, in London, wenn ich dort die Fabriken beſuchte, wo der Gewerbfleiß des neunzehnten Jahrhunderts in Werkſtätten des Mittelalters gebannt iſt, an Seraing zurück. Die neuen Erfindungen ringen dort mit dem alten Geſchäftsgang, mit dem Handwerk. Die heilſame Wirkung der Maſchinen gewahrt man dort nur in dem Fabrikat, während die Uebelſtände der Fabrication gänzlich auf den Menſchen laſten. Dieſe Erinnerung an Seraing folgte mir auch in die Stecknadel-Fabrik, als ich die mit unſichtbarem Kupferſtaub geſchwängerte Luft einathmete und die Leiterſtufen hinaufkletterte, deren Sproſſen unter meinen Füßen knickten, und die man zur Erſparung des Raums in die Wände bohrt. Aber ich ſagte dem Fabrikanten nichts davon. Ich fühlte wohl, daß jede Bemerkung in dieſer Hinſicht überflüſſig war. Ich behielt alſo mein Stillſchweigen bei, und that nur ab und zu einige Fragen über die Zahl der Arbeiter in der Anſtalt, ihre Fertigkeit im Arbeiten und über andere Gegenſtände dieſer Art.

Dieſelbe Zurückhaltung beobachtete ich bei dem Beſuch des Zimmers, in welchem ſo höchſt einfach und ſchnell die Schräubchen verfertigt werden, aus welchen man die Köpfe der Stecknadeln macht. Ein Kind dreht eine Kurbel, welche den Meſſingfaden in kleine Schrauben dreht; ein Mann ergreift mit einer Hand eine gewiſſe Anzahl Schräubchen, und ſchneidet ſie mit der anderen vermittelſt einer Scheere nach der Stärke eines Stecknadelkopfs. Mit jedem Schlag fällt ein Dutzend dieſer Köpfe, und da der Arbeiter eben ſo oft, als der Puls in den Adern ſchlägt, ſeine Scheeren-Klingen zuſammenſchnappt, ſo kann man ſich einen Begriff davon machen, wie viel Nadelköpfe ein Mann in Einem Tage anfertigen kann. Ich fragte nach der Zahl, und der Fabrikant ſagte ſie mir auch; aber da es mit ökonomiſcher Schnelligkeit und in Engliſchen Zahlen geſchah, ſo entging es mir.

Wo ich aber die Worte zurückhalten konnte, wo ich, ich möchte ſagen in unnützes Denken mich verlor, das war ein Saal, in den ich nun eintrat — ein niedriger, finſterer Saal, wo an dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, Stecknadelköpfe prägten; eine alte Frau, die ein kleines Röhrchen, wie eine Ruthe in der Hand hielt, führte die Aufſicht über die Kinder. Jedes Kind ſaß vor einem Werkzeug in Geſtalt eines ſchwebenden Hammers, deſſen Name Wippe (tétoir) genugſam ſeine Anwendung bezeichnet, und der lothrecht auf die Stecknadel fällt, welche darunter ihren Kopf aus einem kleinen Loche der Unterlage hervorſtreckt. Dies iſt eine komplizirte und feine Arbeit. Eine Nadel nach der anderen in ein Brett nehmen, ein Schräubchen darauf pflanzen, dann die ſo hergeſtellte Nadel in das kleine Loch ſtecken, ſie prägen, ſchnell herausnehmen, und dies mit bedeutendem Geſchick, um ſich nicht zu ſtechen oder die Finger zu zerquetſchen, und auch ſchnell genug, damit der Fabrikant ſeine Rechnung dabei findet; dieſes Alles endlich ſechs Stunden, ohne Nachlaß in Einem fort, iſt das nicht zu viel für arme Kinder? Es iſt ihnen verboten, mit einander zu plaudern, oder auch nur in den kurzen Zwiſchenräumen, wo ihre Augen ſich ohne Gefahr von ihrer Arbeit abwenden können, einander anzulächeln. Die Aufſeherin ging wie ein Wächterhund zwiſchen den Kindern herum, um denen, welche die Hand der Zauberfee nicht erreichen konnte, mit ihrem Stabe einen Wink zu geben, wobei ſie mit ihrer kreiſchenden Stimme ihr: Sputet euch! Sputet euch! (make haste, make haste!) erſchallen ließ, bisweilen auch den Kopf raſch umdrehte, um einige leiſe geſprochene Worte, eine Aeußerung der Zerſtreuung oder des Muthwillens zu erhaſchen; denn die Kinder lachen bei der Arbeit, und in ihren kleinen Händchen haben die Werkzeuge bisweilen das Anſehen von Spielſachen. Das Ohr dieſes Weibes iſt geübter als ihr Auge, und weiß in dem Lärm, welchen jene dreißig unaufhörlich auf- und niedergehende Hämmer verurſachen, auf der Stelle zu unterſcheiden, ob einer darunter iſt, welcher nachläßt, oder auch nur nicht den ganzen Ton angegeben hat, weil er auf einen armen Finger fiel, der nicht zeitig genug zurückgezogen wurde. Die Fehler werden durch den Abzug eines Penny von dem elenden Tagelohn beſtraft, und wer weiß, was dem armen Kinde begegnet, wenn es mit dieſem Penny weniger nach Hauſe kömmt.

Ich wußte, daß die Kinder für ſechs Stunden Arbeit täglich ſechs Pence (etwa fünf Sgr.) bekommen. Ich war zu aufgeregt, um mich nicht zu vergeſſen. „Meinen Sie nicht, daß für das Alter dieſer Kinder ſechs Stunden Arbeit täglich zu viel ſey?" fragte ich den Fabrikanten. Er antwortete nichts. „Wie viel Stecknadelköpfe kann ein ſolches Kind, wenn es recht fleißig iſt, an einem Tage prägen?" Er ſagte mir augenblicklich die Zahl. „Aber wenn dieſe Kinder in ſechs Stunden dieſelbe Arbeit verrichten, welche Erwachſene in derſelben Zeit leiſten würden, warum erhalten ſie nicht wenigſtens die Hälfte des Tagelohns eines Erwachſenen?" Er öffnete den Mund nicht. „Welches iſt das mittlere Alter dieſer Kinder?" Er ſagte es mir, die Aelteſten waren nicht über zwölf Jahre alt. „Glauben Sie nicht, daß eine ſo anhaltende und frühzeitige Arbeit der Geſundheit nachtheilig ſey?" Er ſprach zu der Aufſeherin. — „Haben Sie das ganze Jahr für dieſe dreißig Kinder zu thun?" — „Nein." — „Und wenn Sie dieſelben entlaſſen, was wird aus ihnen?" — Stillſchweigen. — „Und wenn Sie von einem Kinde verlangen, was ſeine Kräfte in einem Tage erlauben, iſt es nicht auch billig, daß es ſo bezahlt werde, daß es ſeine täglichen Bedürfniſſe befriedigen kann?" — Stillſchweigen. — „Ver-

Digitized by Google

kaufen Sie mehr ſchwarze als weiße Stecknadeln?“ — „Ja“, ſagte er mit dem Tone eines Mannes, welchen man wieder in ſein Geleiſe gebracht hat.

Wir verließen die Fabrik und ich ſchickte mich zum Weggehen an. Mein Dank war kurz. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Good by Sir! Good by Sir!

Ob er mich für einen Wahnſinnigen hielt, er, der dieſe kleinen Kinder für Maſchinen nahm? Es iſt wohl möglich. Jedenfalls hatte ich ihm für die Viertelſtunde, welche mein Beſuch gedauert, nichts zu danken, denn er hatte nur um einige Augenblicke früher die Runde gemacht, die er ſpäter doch machen mußte. Ich machte mich alſo mit reinem Gewiſſen auf den Weg nach dem Irrenhauſe. Dies iſt ein durch freiwillige Unterzeichnungen begründetes und unterhaltenes Haus. Ein Schild ſagt es den Vorübergehenden, und zur Ehre Englands ſind die Schilder dieſer Art ſehr gewöhnlich. Uebrigens hat das Haus kein anderes Abzeichen. Das Irrenhaus gleicht allen anderen Häuſern, in welchem die Leute für vernünftig gehalten werden. Ich klopfte mit dem blanken kupfernen Hammer an die Thür und ein Lakai öffnete mir. Es war der Bediente des Arztes, welcher die Anſtalt leitet, und er führte mich zu ſeinem Herrn, einem ernſten und kalten Mann, der mein Empfehlungsſchreiben las, mich nachträglich grüßte und ohne den Mund zu öffnen, einen Doppelſchlüſſel in der Hand, vor mir her zu gehen begann, indem er mich durch einen Wink einlud, ihm zu folgen. Wir befanden uns bald mitten unter den Irren. Die Anſtalt nimmt dergleichen von beiden Geſchlechtern auf. Wir begannen unſeren Beſuch bei den Männern. Der Erſte, welcher ſich uns darſtellte, war ein Friſeur, der weder durch Elend noch durch häusliche Sorgen, ſondern in Folge einer angeborenen Verſtandesſchwäche hierher gebracht war. Seine in ein Toupet geordneten Haare, ſeine aufgekrämpten Aermel, ſein beſalbter Rock, ſeine Geberden, ſeine Geſchwätzigkeit, alles ſetzte einen Diener des Komus voraus. Ich errieth es, ohne es dem Doktor abfragen zu dürfen; welcher es mir ohne Zweifel Dank wußte, daß ich ihn nicht gleich bei dem Erſten, dem wir begegneten, um Aufſchluß bat. Der arme Friſeur hält ſich für einen Ceremonien-Meiſter, macht täglich dreimal mit denſelben Geberden und denſelben Worten dem Doktor ſeine Begrüßungs-Ceremonien, bezeichnet ihm den Weg zu jedem Zimmer, öffnet ihm die Thüren und ſtellt ihm ſeine Unglücksgefährten vor. Es iſt der beſte Narr von der Welt und dennoch wird er, der ſelbſt ſo viele Leute raſirt hat, aus Furcht, daß er ſich nicht den Hals abſchneide, jetzt von einem Anderen raſirt.

Nach ihm kam mit majeſtätiſchem Schritt, den Kopf hoch empor geworfen, einen Schoß ſeines Rockes auf der Schulter, ein Mann von ausgezeichneter Geſtalt, welcher ſich für einen Charles Kemble, den berühmten Schauſpieler hält. In einem unendlichen Strom von Worten unterſchied ich die Namen Othello und Desdemona. Er beklagte ſich, daß ihn ſeine Neider, um nicht durch ſeinen Ruhm zu leiden, hätten einſperren laſſen. Er bat mich, ihn ſeiner Bahn wiederzugeben, wo ihn der Beifall der Menge erwarte. Ich verſprach es ihm, worauf er uns verließ, indem er einige Verſe des Othello verſtümmelte. Theatraliſch ſchritt er in den Korridor, wie ein Schauſpieler, der hinter der Couliſſe die Wirkung ſeines Auftretens vorbereitet, und die erſten Verſe ſeiner Rolle hermurmelt. Woher hat dieſer Mann ſeine wunderliche Narrheit? War er ein armer Schauſpieler aus der Provinz, welcher ſich für die Perſonen ſeiner Rollen hielt? War es ein ſchwacher Geiſt, für welchen die Lektüre des Shakeſpeare ein zu berauſchendes Getränk war? Ich wollte es vom Doktor wiſſen. Was das erſte betrifft, ſo ſagte er: „I do not know“ (ich weiß es nicht). Meine zweite Muthmaßung war augenſcheinlich ſchon ganz unnütz, denn er hörte gar nicht darauf. Wie viel Irren haben Sie in dieſem Augenblick, Männer und Frauen? Der Doktor ſagte mir augenblicklich die Zahl. Und wie hoch belaufen ſich im Durchſchnitt die Koſten für dieſe Unglücklichen? Er ſagte es mir. Und wie ſtellt ſich das Verhältniß der heilbaren zu den unheilbaren? Er gab es mir an. Und alles dieſes mit heiterer Miene, denn das ſind Fragen, wie ſie vernünftige Menſchen, welche den Werth der Zeit kennen, hier immer an ihn richten.

„Sehen Sie“, ſagte er zu mir, indem er mir einen Mann in den Dreißigen zeigte, welcher halb über einen Tiſch geſtreckt lag und zu ſchlummern ſchien, „das iſt ein Franzoſe.“ Er ſtieß ihn an, um ihn aufzuwecken. Ich reichte dem armen Menſchen die Hand. „Wir ſind Landsleute“, ſagte ich ihm. „Ja“, antwortete er, indem er die Naſe rümpfte. „Aus welcher Gegend Frankreichs ſind Sie?“ — „Ja!“ — Sie ſcheinen traurig“, fuhr ich fort, „was fehlt Ihnen?“ — „Ja!“ Ich verſtand keines von dieſen Ja's. War das der Eigenſinn des Irren, war es eine Strafe dafür, daß ich ihn aufgefordert hatte? Ich nahm ihn bei der Hand. „Nun“, begann ich wieder, „ſagen Sie mir, freuen Sie ſich nicht, einen Ihrer Landsleute zu ſehen?“ — „Ja!“ Immer Ja. Darin beſtand alſo ſeine Narrheit. War es eine Strafe dafür, einſt bei geſundem Verſtande ungerechter Weiſe Nein geſagt zu haben, oder hatte ſein verſiegtes Gedächtniß nur dies Eine Wort behalten? Ich ſagte ihm Lebewohl. — „Ja!“ antwortete er. Der Doktor lächelte; ich nahm dieſes Lächeln für eine Aufforderung, mich bei ihm darüber zu erkundigen, aber ich erfuhr nichts. Er behandelte meine Fragen wie Uebungen in der Engliſchen Sprache.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

History of British birds. — Von W. Macgillivray. Erſter Bd. 16 Sh.

Philosophy of natural history. — Von Smellie. 4 Sh.

Church and King. — Von E. Oſler. 4 Sh.

The heritage of God's people. — Von dem Pfarrer A. Whyte. 3½ Sh.

Rosenmüller's Biblical geography. Vol. II. 6 Sh.

Selection from poems of Louis, first King of Bavaria. — Ueberſetzt von G. Everill. 4 Sh.

Frankreich.

J. Janin's literariſche Portraits.

V. Charles Nodier. — Proſper Mérimée.

Bevor wir zu der folgenden Generation von Autoren übergehen, die mit dem gegenwärtigen Jahrhundert gleichen oder noch jüngeren Alters ſind, haben wir noch Charles Nodier's zu gedenken. Wer weiß nicht von dem Glück, das ſeine Erzählungen und Mährchen bei dem Publikum gemacht haben? Wer erfreut ſich nicht an der originellen Keckheit, an der kindiſchen Laune und Feinheit ſeiner Darſtellung? Nachdem er ſein Leben lang der Göttin Phantaſie, die in neuerer Zeit vor allen Muſen zu Anſehen und Ehren gekommen, eifrig und mit Erfolg gehuldigt hat, iſt er auf ſeine alten Tage ein gar fleißiger, emſig gelehrter Akademiker geworden, arbeitet Tag und Nacht an der Verbeſſerung und Vervollſtändigung dickleibiger Wörterbücher und hat vielleicht alle die hübſchen Geſchichtchen, die er uns vor Jahren erzählte, längſt vergeſſen. In der Entwickelungsgeſchichte der neueren Franzöſiſchen Literatur gebührt ihm eine der bedeutendſten Stellen. Zu jener Zeit, als die Literatur in Frankreich an der Zerrüttung und Lähmung der ſocialen Zuſtände Theil nahm, als die ſchöne Kunſt und Eleganz Franzöſiſcher Schreibart unwiederfindbar verloren ſchien, hat ſie in der Perſon Charles Nodier's ſich gleichſam gerettet; er trug ſie im Herzen, er pflegte, er übte ſie im Stillen; er, der beſcheidene junge Mann, vertiefte ſich mit Liebe in ſeine Studien, ſeine Bücher, in die Literatur, lange bevor das Intereſſe an dieſen Dingen in Frankreich wieder erwachte; er ſchrieb lauteres, köſtliches, friſch lebendiges Franzöſiſch, lange bevor man dies in Frankreich wieder erlernte; ja lange bevor Jemand in Frankreich die Worte romantique, genre romantique ausgeſprochen, die zu ſo vielem Lärm und Mißverſtand Anlaß gegeben, hatte ſich Nodier im „Jean Sbogar“, in der „Thereſe Aubert“, in dem „Peintre de Salzbourg“ als ein wahrer Romantiker gezeigt.

Sollten wir Charles Nodier und ſeine Stellung in der literariſchen Welt durch ein Beiwort charakteriſiren, ſo möchten wir ihn den Glücklichen nennen. Ja wohl iſt er glücklich vor Allen, denn nie hat ihn eine Spur von Ehrgeiz angewandelt. Es lag nur an ſeinem Willen, und er konnte der Stimmführer, der Vorkämpfer aller neuer Ideen werden; denn er hat ſie alle gehabt, alle prophezeit. Er aber ließ ſich nicht aus ſeiner gemächlichen Seelenruhe bringen, und ſo entging er der gefährlichen und beſchwerlichen Ehre, den Altmeiſter der Neuerer vorzuſtellen. Er hielt ſich abſeit, ſo viel als möglich abſeit von den Straßen, die der Ruhm geht; er vermied ihn ſo eifrig, wie Andere ihn nur ſuchen mögen. Auch hatte er immer viel Anderes zu ſchaffen, mit Käfern, Blumen, Schmetterlingen, mit alten Quartanten und dergleichen ſtillen Liebhabereien, woran es ihm jahraus, jahrein nie gebrach. Seine Gelehrſamkeit iſt eben ſo groß, wie ſeine Gabe der Phantaſie: aber wer weiß von ſeiner Gelehrſamkeit? er ſelber am wenigſten. All ſein Wiſſen iſt ihm gekommen, er weiß nicht wie; denn daß er erſtaunend fleißig iſt, davon läßt er ſich ſelber nichts träumen; er lieſt und ſtudiert in einem fort, das geht ihm ſo behaglich von Statten, und er merkt gar nicht, was er zuſammenbringt. Alle Sprachen hat er gelernt, ſo gelegentlich — er weiß alle alte Geſchichten — alle Bücher hat er geleſen, und wie viele hat er geſchrieben! meint Ihr, es liege ihm was daran? er weiß die Titel gar nicht mehr. Ueber die Franzöſiſche Sprache hat er die geiſtreichſten Ideen, die ſcharfſinnigſten Entdeckungen zu Tage gefördert: zwanzig Grammatiker von Profeſſion wären daran berühmt geworden. Er hat manches Blatt Proſa geſchrieben, wozu ſich Chateaubriand, manche Strophe, wozu ſich Lamartine bekennen würde. Er iſt viel gereiſt, hat viel geſehen, viel gehört, unendlich viel nachgedacht. Alle ausgezeichnete, alle achtungswerthe Männer ſeiner Zeit waren ſeine Freunde oder ſind es noch. Auch der Politik iſt er nicht fremd geblieben, und mehr als einmal hat ſeine Ein- oder Fürſprache bei den Machthabern verdientermaßen gegolten. Woran liegt es nun, daß ſein Ruf gleichwohl zu keiner entſprechenden Höhe getrieben, auf keinem Punkte durchgedrungen und in die Welt gekommen iſt? Weil er ſeine Thätigkeit nach unzähligen Seiten hin verſplittert, in den verſchiedenſten Richtungen und Gebieten verzettelt hat, weil er mit ſeinem unermüdlich vielſeitigen Talent ſich bald auf dies, bald auf jenes geworfen, planlos, den Anregungen des Zufalls oder dem Triebe der eigenen Neigung ſich überlaſſend. Er hat es nie ernſtlich darauf angelegt, Etwas zu werden, nicht Gelehrter, nicht Dichter, nicht Romanſchreiber, nicht Grammatiker, nicht Philoſoph, nicht Politiker, nicht einmal Akademiker — obwohl er im Vorbeigehen das alles geworden iſt. Er hat ſein Licht auf einem zu weiten Raum zerſtreut, darum iſt er gegen Andere im Schatten geblieben; und ſo iſt es ihm gerade recht. Ob, was er dichtete und ſchuf, Erfolg in weiteren Kreiſen fände, ob es ihm draußen in der Welt Ehre und Ruhm einbrächte, das kümmerte ihn nicht; nur ſeine nächſte Nähe, ſein Stillleben wollte er damit ſchmücken und erheitern. Seine hübſchen Geſchichtchen hat er eigentlich nur ſich ſelbſt zu ſeiner eigenen Ergötzlichkeit vorerzählt, einige mit lauter Stimme, ſo daß das Publikum zuhören konnte, andere ganz leiſe, ſo leiſe, daß nur das innere Ohr des Dichters ſie vernommen. Aus den letzteren hätte ſich noch manch auserleſen ſchönes Buch machen laſſen. Und ſo trägt er eine Menge großer und kleiner Schöpfungen, geiſtreicher Gedankenwürfe, erhabener Gedichte, launiger Phantaſieſtücke, — die trägt er in der Bruſt verſchloſſen mit ſich herum, und keines davon wird je das Licht der Welt erblicken. Wie köſtlich muß er ſich unterhalten, dieſer Mann in ſeinem ſtillen Umgange mit ſich ſelbſt, wenn er Schau hält über ſein Inneres und mit klarem, zufrieden lächelndem Aug' alle die Reichthümer muſtert, die ihm zugefloſſen! — Seine Erzählungen „Jean Sbogar“, „Trilby“, „Thereſe Aubert“, ſeine „Poésies“, endlich ſeine „Souvenirs, esquisses et portraits de la révolution française“, machen für ſich allein ein leſenswerthes Kapitel in der Franzöſiſchen

Digitized by Google

Literatur neuerer Zeit aus. Die Geſchäftigen freilich, die Eile haben, ihre Tour zu abſolviren, dieſe mögen es ohne großen Schaden ungeleſen laſſen; die freieren, wahrhaft geſchmackvollen, für den Genuß des Schönen organiſirten Geiſter aber, die keine Haſt empfinden, fertig zu werden, dieſe wird das Kapitel feſſeln, und je länger, deſto mehr wird Charles Nodier ihnen lieb und vertraut werden.

Neben Nodier ſtellen wir Prosper Mérimée, als einen, der ſich eben ſo gleichgültig gegen literariſchen Erfolg und Ruhm angeſtellt hat. Aber der Unterſchied iſt groß. Bei Nodier iſt es wahre, naive aus dem Herzen kommende Beſcheidenheit, bei Mérimée iſt es die ſelbſtvertrauende Sorgloſigkeit oder Keckheit des Genies. Wie ein experimentirter Stutzer ſeinen Feldzug gegen eine Kokette ſiegreich durchführt, indem er ihr Gleichgültigkeit und ironiſche Geringſchätzung beweiſt, ſo ungefähr hat es Mérimée mit der Berühmtheit gemacht. Er iſt ſeinen eigenen Weg gegangen, ganz ſeiner Laune nach, aber er wußte wohl, daß die Laune des Genies immer einen anmuthigen Weg und immer zu etwas führt. Sein Sichgehenlaſſen war berechnet, ſeine Nachläſſigkeit ſtudirt. Er hat ſich mit keiner literariſchen Coterie einlaſſen wollen, denn er ſah wohl, ſie waren alle abgenutzt. Er hat ſich auch auf kein Gebiet beſchränken wollen, nicht auf das Mittelalter, nicht auf das ſechzehnte Jahrhundert, denn er ſah die Zeit kommen, wo das Publikum deſſen überdrüſſig werden mußte. Er hat ſich zu keiner Schule bekennen mögen, weil er kein Vertrauen zu der Beſtändigkeit ihres Anſehens hatte; er hat auch keine eigene Schüler aufſtellen wollen, weil er recht gut wußte, daß früher oder ſpäter auf den Meiſter zurückfällt, was die Jünger fehlen. Von dem Tage an, da er zuerſt die Feder ergriff, bis auf den heutigen, iſt Alles eingetroffen, was er klüglich vorausſah, und wenn er jetzt um ſich blickt und findet ſich und ſeinen Ruf wohlauf und unbeſchädigt, gemächlich mit günſtigem Winde ſegelnd, während ringsumher ſo manches Werk geſcheiterter Beſtrebungen treibt, ſo mag er ſich ſelbſt zu ſeiner Klugheit Glück wünſchen, die ihn aus dem Gedränge bleiben ließ.

Sein erſtes Erzeugniß, „Le Théâtre de Clara Gazul“, fiel gerade in eine Zeit, wo die Aufmerkſamkeit von anderen literariſchen Erſcheinungen in Anſpruch genommen war, und fand, wenn auch günſtige, doch ſtille Aufnahme. Ein Theil des Publikums nahm wörtlich, was der Verfaſſer in der Vorrede ſagte, und glaubte wirklich, eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen zu leſen; es ließ ſich bereden, es habe in Spanien eine Luſtſpiel-Dichterin Namens Clara Gazul exiſtirt, ein Genie, das an Kühnheit Lope de Vega übertraf. Die Kundigen, die nach aufmerkſamer Leſung ein eigenes Urtheil bilden, vermißten freilich in den angeblich Spaniſchen Komödien die weſentlichſten Kennzeichen des Spaniſchen Charakters. Es fehlte die leidenſchaftliche Gluth, die Ueberſpannung der Empfindungen, das hochtrabende Pathos der Zärtlichkeit, die Wendungen Kaſtilianiſcher Galanterie, die Epiſoden, die bei Calderon und Lope de Vega vom Himmel fallen; es fehlten die unerläßlichen romantiſchen Nacht-Abenteuer unter dem Balkon der Andaluſiſchen Schönen. Alſo ſagten dieſe vorſichtigen Beurtheiler zuvörderſt: „Das ſind keine Spaniſche Komödien“; und nachdem ſie zum zweitenmale geleſen und einen Dialog voll Lebendigkeit und Feinheit gefunden, geläufig, treffend, von tadelloſer Eleganz, reich an Scherz und Witz und klarer Empfindung, da riefen ſie: „Fürwahr, das ſind Franzöſiſche Komödien!“ aber vor der Hand behielten ſie aus guten Gründen das Geheimniß für ſich.

Da er mit ſeinem erſten Paſticcio ſo guten Erfolg gehabt, ſo verſuchte Mérimée ſein Glück mit einem zweiten, indem er unter dem Titel „La Guzla“ Neugriechiſche Lieder erſcheinen ließ. Das Neugriechiſche machte zwar damals in Paris Furore, zumal da Fauriel kurz vorher die Klephten-Lieder bekannt gemacht; aber eben, weil man an den Originalen zur Genüge hatte, nahm man keine Notiz von den Nachahmungen. Hierauf ließ Mérimée eine Art von hiſtoriſchem Gemälde „La Jacquerie“, und zunächſt ein Schauder-Drama „La famille Carvajal“ folgen, wo ein entſetzlich ernſter Inhalt ſich in die Form des tollſten Spaßes kleidet. Endlich jedoch warf der Verfaſſer der Clara Gazul alle jene Kunſtſtücke und Maskirungen bei Seite und gab ſich dem Publikum in einem trefflichen hiſtoriſchen Romane zu erkennen: „La Chronique de Charles IX.“. Hier kamen ihm ſeine geduldigen und ſorgfältigen Forſchungen über die Geſchichte jener Zeit aufs ſchönſte zu Statten. Er führt uns das damalige Leben, die Geſellſchaft, die Sitten in dichteriſch treuer Lebendigkeit vors Auge; in ſeiner „Frau von Türpin“ blendet uns aller Reiz und Glanz damaliger Franzöſiſcher Galanterie; im „Mergy“ haben wir leibhaftig den verwegenen, abenteuerſüchtigen, ſtets kampffertigen Kavalier und Liebhaber vom Hofe Karl's IX. Und wie drängen, wie treiben ſich die Begebenheiten, wie ſteigert und ſpannt ſich das Intereſſe von Anfang bis zu Ende! Alle dieſe tapferen Degen, ſo rauh und ungeſtüm in ihrer Leidenſchaft — ihre ſchrecklichen Zweikämpfe und das Dazwiſchentreten Karl's IX., den der Dichter nur einmal recht in der Offenbarung ſeiner wahren Natur uns vorführt — dann die gräßliche Bartholomäusnacht, und wie die Glocke zu gleicher Zeit zum großen Blutwerk und zu der verſtohlenen Zuſammenkunft der beiden Liebenden das Zeichen giebt — einen Kuß und Umarmung, draußen das Geklirr gezückter Schwerter und der Opfer Todesgeſtöhn — wie iſt dies Alles durch einander gewoben, meiſterhaft gruppirt — wie ergreift es uns, Schlag auf Schlag, und reißt uns fort bis zur Kataſtrophe. Und könnte man etwas tadeln, ſo wäre es nur, daß der Dichter in ſeiner Perſon gar zu ruhig, gar zu künſtleriſch beſonnen iſt, während er uns all dieſe ergreifenden tragiſchen Vorgänge ſchildert. Man ſieht ihn ſo hoch, ſo frei über ſeinem Werke daſtehen, daß alle jene Erregungen nicht bis zu ihm hinaufreichen. So iſt er, Mérimée, ſo war er von jeher, ſtets klar bewußter Meiſter ſeiner Phantaſie, auch im glühendſten Zuge der Arbeit ſeinen Stoff mit ſpielender Sicherheit beherrſchend; Plan, Epiſoden, Situationen, die kein Anderer ſo glücklich, ſo fruchtbar erfinden konnte, rollen ſich unter ſeiner anſcheinend ſorgloſen Hand wie von ſelbſt auf, als hätte er gar nichts dazu gethan; er ſcheint ſie nur laufen zu laſſen, wie ein unbekümmerter Vater ſeine Kinder laufen läßt, und ſie gedeihen und werden groß an Kraft und Anmuth.

Seit jener Chronique de Charles IX. hat Mérimée kein Werk von einigermaßen bedeutendem Umfange in die Welt ausgehen laſſen. Er hält ſich an Lafontaine's Spruch: J'ai peur des longs ouvrages. Eine Zeitlang hat er ſich auf kleine Erzählungen verlegt, die er recht con amore ſchrieb und überlas und feilte, bis er ſie endlich, wenn ſie durch und durch nett und gefällig und makellos waren, wiewohl zögernd, veröffentlichte. Das Publikum verſchlang ſie und ward nicht ſatt. In der That, es ſind Meiſterſtücke des erzählenden Styls im Kleinen, harmoniſch in Anlage und Ausführung, künſtleriſch durchgearbeitet, in den engen ſelbſtgeſteckten Gränzen voll dramatiſchen Effektes, die höchſte Reinheit und der anmuthigſte Zauber der Sprache in einander verſchmelzen; ſie dürften nicht leicht übertroffen werden. Das erſte in der Reihe war „Matteo Falcone“, die Geſchichte jenes Korſen, der über ſeinen Sohn das Todesurtheil fällt und vollſtreckt, weil der Knabe an dem flüchtigen Erbfeinde das heilige Gebot des Gaſtrechts übertreten hat; das zweite war „Le vase étrusque“. Dieſe Novelle iſt echt Pariſiſch, und wer nicht einigermaßen bekannt iſt mit dem glänzenden, exquiſiten Salonleben des Faubourg Saint-Germain, der vermag auch die frappante Naturwahrheit, die köſtliche pſychologiſche Charakteriſtik in dieſer Novelle nicht zu begreifen. Die belle société aber ſpiegelte ſich daran mit Luſt, und von dieſem Augenblick an war Mérimée's Glück bei ihr gemacht; er erreichte in dieſen Geſellſchaftskreiſen die glänzendſte Popularität, er wurde als Lieblingserzähler anerkannt, als conteur suivant les salons de Paris. Der Geprieſene aber war ein viel zu kluger und vorſichtiger Mann und hatte neben ſeinem Ruhm ſeine Ruhe zu lieb, um ſich auf einen ſo mißlichen Beruf definitiv einzulaſſen, das Publikum in einem fort, jahraus, jahrein mit Geſchichten zu amüſiren. Das männliche! getraue ſich's Einer! Und nun gar das weibliche — dieſe frivolen Geſchöpfchen, die das Jahr über mehr Bücher konſumiren als Ellen Band, mehr Romane als neue Schuhe, mehr Novellen als Schminktöpfchen! Es wurde dem guten Mérimée Angſt vor ſeinem neuen Ehrentitel und der damit verbundenen Charge, und er ergriff die erſte beſte Gelegenheit, beides auf die Schultern eines Anderen abzuwälzen. Das Glück führte ihm Herrn de Balzac zu, welcher die Laſt bereitwilligſt auf ſeinen breiten Rücken lud und wohlgemuth damit forttrabte. Somit war denn Balzac zum conteur des salons avancirt; Mérimée aber hat die Muße ſeiner Abdication zu Reiſen benutzt, iſt ein Alterthümler, ein Archäologe geworden und weiß auch dieſe an ſich trockenen und langweiligen Gegenſtände unterhaltend zu machen, weil er ſie auf ſeine Weiſe treibt, und weil er auf ſeine Art davon erzählt.

Die Gefängniſſe in Frankreich.

Von Adrien Picot.*)

Auf einer Reiſe durch das mittägliche Frankreich habe ich die Gefängniſſe beſucht, die an meinem Wege lagen. Von allen öffentlichen Anſtalten iſt ein Gefängniß die traurigſte, beſonders wenn es den zweckmäßigen Reformen unſerer Zeit ganz unzugänglich geblieben. In dieſem Augenblicke will Frankreich ſich anſchicken, für die Verbeſſerung ſeiner Gefängniſſe etwas zu thun, und ich halte es darum für Pflicht, meine in dieſem Gebiete gemachten Erfahrungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die Reformen, welche man bereits in mehreren Franzöſiſchen Gefängniſſen eingeführt, ſind größtentheils materieller Art: es wird für Reinlichkeit geſorgt, für gute Nahrung und Kranken-Pflege u. dergl. Mit dieſen und ähnlichen Dingen glaubt man, ſey die Sache abgethan.

Als ich in das Civil-Gefängniß von Marſeille trat, war der Hof mit einer Menge Gefangener von gefährlichem Ausſehen bedeckt. Mein Freund und Begleiter wurde von dieſem Anblick tief erſchüttert, weil er überhaupt noch wenige Kerker beſucht hatte. Unter den Gefangenen befand ſich eine große Anzahl Nord-Afrikaner; die charakteriſtiſchen Züge der Mauren, ihr orientaliſches Koſtüm, der große weiße Burnu, den ſie trugen, machten einen eigenthümlichen Eindruck. Zwanzig bis dreißig Eingeſperrte bilden ſonſt gewöhnlich die mittlere Zahl der Bewohner des Gefängniſſes; dieſes Mal war aber eine bedeutende Verſtärkung aus Afrika hinzugekommen. Ein alter Beduine mit langem Barte, deſſen Geſicht große Entrüſtung verkündete, redete uns in ſeiner Mutterſprache an. Ein junger Dolmetſch, ſein Landsmann, ſagte mir, der Alte frage, ob es eine Juſtiz in Marſeille gäbe?

Dieſes Gefängniß ſchien mir ſchlecht organiſirt; es herrſcht daſelbſt der vollkommenſte Müßiggang; nur ein einziger Gefangener arbeitete, und doch ſind nur wenige Toiſen bis zum Kai, wo die Erzeugniſſe einer ganzen Welt in rohem, noch zu verarbeitendem Stoffe ausgeladen werden. Wie leicht könnte man da den Gefangenen Beſchäftigung geben!

Das Haus der „Préſentines“, obſchon beſſer eingerichtet, als der eben beſprochene Kerker, bietet doch auch keinen befriedigenden Anblick. Ich ſah hier einen ſchönen zwanzigjährigen Jüngling, der von aufrichtiger Reue beſeelt ſchien. Nicht wiſſend, womit er ſich beſchäftigen ſollte, und dabei den Qualen einer lebhaften Phantaſie preisgegeben, blieb er, ohne krank zu ſeyn, im Bette liegen: die Langeweile war für ihn die härteſte Prüfung. Ein wohlunterrichteter Gefangener, den ein ſchweres jugendliches Vergehen in die Préſentines geführt hatte, organiſirte daſelbſt eine Wollen-Krempelei, die Vielen ſeiner Mitgefangenen einen redlichen Gewinn verſchaffte. Man that dieſem Unternehmen aber

*) Aus der unlängſt von demſelben herausgegebenen Schrift über dieſen Gegenſtand.

Digitized by Google

keinen Vorſchub; einige entartete Sträflinge vergeudeten die Wolle, und ſo gerieth die Arbeit für immer ins Stocken.

Eben ſo wenig kümmert man ſich hier und anderwärts in Frankreich um das Schickſal derer, die aus der Haft entlaſſen werden. Der Direktor eines der vornehmſten Franzöſiſchen Central-Gefängniſſe machte mich auf ein eben ſo einfaches als leichtes Mittel aufmerkſam, den entlaſſenen Sträflingen, oder wenigſtens denen, welche ihre Freiheit verdienten, ein Patronat zu verſchaffen. Dem Beſtraften wird ſein künftiger Aufenthalt nämlich ſchon im Voraus angewieſen; wenn nun einige Zeit vor ſeinem Austritt aus dem Gefängniſſe ein Beamter des Bureaus den Maire oder den Pfarrer des Ortes, wo er wohnen ſoll, davon in Kenntniß ſetzte, und einige Details über ſein Betragen, ſein Gewerbe und ſeinen Wunſch nach Beſchäftigung hinzufügte, ſo fände der Entlaſſene ſicher Perſonen, die ſich ſeiner annähmen, und vielen Rückfällen würde vorgebeugt. Was er ſich zurücklegt, das könnte man an die Behörde des Ortes ſeines künftigen Aufenthalts, oder an denjenigen ſchicken, der ſich bereit zeige, ſein Beſchützer zu werden. Dieſe Maßregel, oder wenigſtens der erſte Schritt dazu, muß von der Verwaltungs-Behörde ausgehen; denn außerhalb und in der Nähe der Central-Gefängniſſe giebt es nicht leicht Jemand, der dem Schickſal der Befreiten viel Aufmerkſamkeit widmen könnte.

Zu Montpellier befindet ſich ein Central-Gefängniß, das 420 weibliche Gefangene enthält, von denen funfzig auf Lebenszeit verurtheilt ſind. Die Verwaltungs-Behörde hat die Nothwendigkeit empfunden, die für Frauen beſtimmten Häuſer von denen, die für Männer beſtimmt ſind, vollkommen zu trennen; und in Montpellier iſt dieſe weſentliche Verbeſſerung ins Leben getreten.

Ich werde mich über dieſe Anſtalt, deren ganze Einrichtung ſehr rühmenswerth iſt, nicht weiter verbreiten. Ich erfuhr von dem Direktor, daß die Meiſten der eingeſperrten Frauen von Kindheit an verwaiſt geweſen ſeyen. Alſo war es bei einer großen Zahl derſelben kindliche Unerfahrenheit und Mangel an mütterlicher Belehrung, was ſie auf die unterſte Stufe der Geſellſchaft geſtellt hatte!

Das Gefängniß zu Avignon nimmt einen Theil des ehemaligen Palaſtes der Päpſte ein; die lange Reihe von Gebäuden, welche die Stadt beherrſcht, der Rhone und die reichen Felder der Grafſchaft, tragen noch jetzt das Gepräge des 14ten Jahrhunderts. Der nördliche Theil jenes Palaſtes iſt unbewohnt geblieben; er geräth nach und nach in Verfall, und der Nordwind, der hier ganz beſonders zuhauſe iſt, verfängt ſich in den Sälen und in den unterirdiſchen Gängen, wohin die volksthümliche Tradition den Sitz des Inquiſitions-Gerichtes verlegt. Der auf der anderen Seite gelegene Theil des Palaſtes iſt beſſer erhalten. Jene ungeheuren Säle, Zeugen des Päpſtlichen Luxus, gegen welche Petrarca und ſeine Zeitgenoſſen ſo energiſch auftraten, ſind zu Kaſernen geworden, wo man jetzt, ſtatt der mönchiſchen Kutten und prieſterlichen Chorröcke, glänzende Uniformen und blinkende Waffen ſieht.

Man führte mich eine Treppe hinab in ein unterirdiſches Gemach, das ein junger Mann von 22 Jahren eben verlaſſen hatte, um die Frohnveſte zu beziehen. Ich gewahrte an der Wand einige Zeilen, in welchen der Unglückliche ſagte, daß der König ſo gnädig geweſen ſey, die ihm von dem Tribunal zuerkannte Todesſtrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit zu verwandeln. Er war ſchon als 12jähriger Knabe in dieſe Gefängniſſe gekommen, die er nicht mehr verlaſſen ſollte, da er ſich während ſeiner Gefangenſchaft eines Mordes ſchuldig gemacht hatte. Man erzählte mir ſchaudererregende Details von dem Zuſtande moraliſcher Entartung, in welchen er verſunken war; darf uns dies aber Wunder nehmen, wenn wir an ſeine ſchreckliche Erziehung denken?

In Lyon beſuchte ich die Anſtalt, „la Solitude" genannt. Dort befinden ſich ſehr viele aus Gefängniſſen entlaſſene Frauen. Damen beſchäftigen ſich mit der moraliſchen Leitung der Letzteren, und bis jetzt gelang es, ungefähr zwei Drittheile dieſer Unglücklichen an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen. Ein Comité, das vor kurzem in derſelben Stadt zuſammengetreten, will für den Unterricht junger Freigelaſſener ſorgen, oder wenigſtens die erſten Schritte, die ſie nach wiedererlangter Freiheit thun, leiten und bewachen. Vorher waren ſolche junge Leute ſchon an der Pforte des Gefängniſſes allen Verſuchungen dieſer Welt von neuem ausgeſetzt; alte Kameraden, die den Augenblick ihrer Freilaſſung berechneten, empfingen ſie, und verpraßten mit ihnen das Geld, das die Behörde für ſie zurückgelegt hatte. Vor der Errichtung des Comité's konnte man auf 100 junge Freigelaſſene 60 bis 70 Rückfällige rechnen; dieſe Zahl hat ſich ſeitdem bis auf 19 vermindert.

Das Gefängniß „Perrache" zu Lyon erfreut ſich eines trefflichen Direktors, der beſonders für jugendliche Verbrecher väterliche Sorge trägt. Kinder in einem Gefängniſſe machen den ſchmerzlichſten Eindruck auf den Beſucher; ſein ganzes Gefühl empört ſich bei dem Anblick dieſer frühen Kerkerſtrafe, die allen Ideen von Gerechtigkeit, Sitte und Menſchlichkeit zu widerſprechen ſcheint. Die Art, wie man jugendliche Fehltritte in Frankreich beſtraft, ſo wie die Art der Züchtigung von jungen Leuten unter ſechzehn Jahren, bedürfen noch großer Verbeſſerungen.

Mehrere Staaten beſitzen bereits Beſſerungs-Häuſer für junge Leute beiderlei Geſchlechts, die unter zwanzig Jahren ſind. Ein ſolches Haus hält die Mitte zwiſchen einer Lehr-Anſtalt und einem Gefängniſſe. Man ſchärft hier dem Zögling religiöſe und ſittliche Grundſätze ein, und bietet Alles auf, um den verderblichen Hang zu bekämpfen, dem er ſich hingegeben; er muß aber zugleich ein Handwerk lernen, das ihm einen Unterhalt verſpricht, wenn er wieder in die Geſellſchaft eintritt.

Zu Lyon hat ein Verein von Menſchenfreunden für die Summe von 120,000 Franken das in der Nachbarſchaft belegene Mondutagny gekauft, und zwar in der Abſicht, verlaſſene oder verwahrloſte Kinder und minderjährige Verbrecher, die ihrer Haft entlaſſen werden, dort erziehen zu laſſen. Ein durchdachter Plan, den dieſe Geſellſchaft außerdem entworfen, iſt der, junge Leute von rechtſchaffener Geſinnung, die ihr Leben dem Dienſte oder der Aufſicht in Gefängniſſen widmen wollen, in Mondutagny aufzunehmen. So bildet man mit der Zeit Lehrer, Direktoren und Beamte für alle Gefängniſſe Frankreichs, für die kleinſten, wie für die größeren, und wird dadurch indirekt ein wohlthätiger Verbeſſerer des Gefängnißweſens.

Bibliographie.

La province de Constantine. — Von Dureau de Lamalle. 6 Fr.
Description minéralogique des Vosges. — Von Hogard. Epinal. 12 Fr.
Connaissance du géodésiste. — Von Lefèvre.
Pandectes pharmaceutiques. — Von Langier und Duruy. 7½ Fr.
Principes de littérature. — Von Perennes. 5 Fr.
La courtisane et le martyr. — Von Féal. 7½ Fr.
L'île de la tortue. — See-Roman von Lecomte. 2 Bde. 15 Fr.
La cape et l'épée. — Von Roger de Beauvoir. 7½ Fr.
Maria, ou soir et matin. — Von Saint-Surin. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Zur Philoſophie der Geſchichte.** Im neueſten Hefte des Mailändiſchen Ricoglitore ſucht ein Italiäniſcher Kritiker, Herr Ceſare Cantu, in vollem Ernſte zu beweiſen, daß der Zuſtand Attika's zur Zeit des Miltiades und Ariſtides ein viel unglücklicherer geweſen ſey, als unter dem Joche der Türken. Wie dieſer Beweis mit dem neueſten Werke Bulwer's, der das Zeitalter des Perikles als das der höchſten Blüthe und Glückſeligkeit preiſt, zu vereinigen ſeyn wird, wiſſen wir freilich nicht, aber das haben wir wenigſtens von neuem daraus gelernt, daß ſich die Geſchichte zu Allem gebrauchen laſſe. Es giebt nicht zwei einander noch ſo widerſprechende Lehrſätze, die nicht beide aus der Geſchichte zu beweiſen wären. Aber gerade darum, weil die Geſchichte das mit der heiligen Schrift gemein hat, daß ſich Jeder, und ſogar der Uebelwollende, darauf beruft, iſt ſie, nächſt dieſer, die größte Lehrerin der Menſchheit! Jedem Faſſungsvermögen, jedem Alter und jedem Stande gleich zugänglich, ſcheint ſie Jedem auch einen anderen, und zwar ſeinen eigenen Weg darzubieten; aber im Grunde führen alle ihre Wege, ſo ſehr ſie auch ſcheinbar aus einander gehen und dieſem oder jenem als eine Ausflucht dienen, zu einem und demſelben Ziele. Dieſes Ziel, die Wahrheit, die unter allen verſchiedenen Formen doch immer dieſelbe unveränderliche iſt, mag allerdings dem ungeübten oder trüben Blicke nicht leicht erkennbar ſeyn, aber wer es nur mit Ernſt und Liebe ſucht, der wird es in der Geſchichte niemals verfehlen.

— **Europäiſcher Buchhandel.** In gleicher Weiſe, wie jetzt die Herren Brockhaus und Avenarius aus Leipzig eine Deutſche Buchhandlung in Paris errichten, einerſeits, um den Vertrieb Deutſcher Werke in Frankreich in größeren Schwung zu bringen, und andererſeits, um mit dem Franzöſiſchen Buchhandel neue Verbindungswege einzuleiten, auf denen dem Belgiſchen Nachdruck und ſeiner Verbreitung in Deutſchland entgegenzuarbeiten wäre, ſo hat auch in dieſem Jahre der Buchhändler F. Paſtori aus Parma unter der Firma „Libreria Italiana" eine große Italiäniſche Buchhandlung in Paris gegründet. Alle Buchhandlungen Italiens ſcheinen Herrn Paſtori als ihren Commiſſionair, ſowohl bei Beſtellungen als bei Verſendungen, die ſie nach Paris zu machen haben, zu beſchäftigen. Paris kann auf dieſe Weiſe leicht der Central- und Stapel-Platz des Europäiſchen Buchhandels werden, wie es Leipzig der des Deutſchen iſt. Bereits gelten dort auch die Herren A. und W. Galignani für die Agenten des Engliſchen Buchhandels, den ſie freilich meiſtens zu ihrem eigenen Vortheile jetzt ausbeuten, da ſie, ſo wie die Herren Baudry in Paris, den Engliſchen Nachdruck dort mit ſolcher Energie betreiben, daß ſelbſt die Belgiſchen Freibeuter in dieſer Beziehung nicht gleichen Schritt mit ihnen halten können. Indeſſen dürften Frankreich und England wohl die beiden erſten Staaten ſeyn, die ſich durch einen Vertrag gegenſeitigen Schutz gegen den Nachdruck garantiren werden. Alsdann wird ſich wohl auch das umfangreiche Geſchäft der Herren Galignani, mit dem unter Anderem die Herausgabe einer der verbreitetſten Engliſchen Zeitungen verbunden iſt, auf den Debit Britiſcher Original-Werke beſchränken müſſen. Intereſſant wäre es aber, wenn nun, gleich der Deutſchen, Italiäniſchen und Engliſchen, auch alle übrige Europäiſche Literaturen in Paris Konſulate oder Agenturen für den Vertrieb und den Austauſch ihrer Werke errichteten. Welchen Umfang der Europäiſche Buchhandel gewinnen kann, wenn ihm auf dieſe Weiſe neue Wege geöffnet oder auch nur die gegenſeitigen Communicationen erleichtert werden, iſt kaum zu berechnen. Wir vermuthen, daß wir nicht die Einzigen ſind, die oft ein ausländiſches Werk, weil es an Mitteln fehlte, es recht bald zu bekommen, nur darum nicht anſchafften. Wie ſchwer iſt es jetzt, ein neues Spaniſches oder auch nur ein Schwediſches Buch herbeizuſchaffen! Während wir von Berlin aus binnen 36 Stunden auf Schwediſchem Ufer uns befinden können, vergehen oft ſechs Monate, bevor wir ein auf buchhändleriſchem Wege beſtelltes Werk aus Stockholm erhalten. Aus Spanien und Portugal aber iſt es dem Privatmanne oft ſelbſt mit den größten Aufopferungen nicht möglich, ein Buch zu bekommen, das er vielleicht zu ſeinen Studien bedarf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 69. Berlin, Freitag den 9. Juni 1837.

Frankreich.

Muſikaliſche Salons in Paris.

Von Mad. Sophie Gay.

Nachdem wir in einem früheren Artikel*) das Aufhören jener alten Salons bedauert, die der Tod oder die Revolutionen auf immer geſchloſſen; nachdem wir uns über den Umſturz oder die Entweihung jener Tempel beklagt, die der Unterhaltung, dieſer uralten Gottheit der Franzoſen, gewidmet waren, müſſen wir uns jetzt ein wenig tröſten und von dem ſprechen, was uns noch geblieben.

Da der Name der Gräfin Merlin ſchon mit Recht ein in der literariſchen Welt bekannter iſt, ſo hoffen wir, daß man uns verzeihen wird, wenn wir dieſe Frau an die Spitze derjenigen ſtellen, welche die gute Geſellſchaft und die ſchönen Künſte am meiſten zu ehren verſtehen. Die Gräfin gehört zu der kleinen Zahl von Perſonen, die der Oeffentlichkeit Trotz bieten dürfen, und ſie ſelbſt hat dieſe Wahrheit anerkannt, indem ſie die Geſchichte ihres Lebens publizirte. Sie vergaß aber, darin ihrer ſeltenen Talente zu erwähnen; ſie ſprach nicht von dem liebenswürdigen Eifer, den ſie ſtets an den Tag legte, junge Künſtler, die aus allen Ländern nach Paris kamen, zu ermuthigen, ſie in ihrem Salon zu vereinigen, und deshalb wird ſie hoffentlich nicht beleidigt ſeyn, wenn ich es übernehme, das Publikum auf dieſes kleine muſikaliſche Paradies aufmerkſam zu machen. Dort hörte man oft junge Mädchen, die mit ihrer lieblichen Stimme bis jetzt nur ihre Familie entzückt hatten, die Pſalmen von Marcello, die Chöre aus der Schöpfung oder dem „Moſes" mit jener Reinheit vortragen, welche die Kirchen-Muſik weit über jede andere erhebt. Bei den Klängen dieſer herrlichen Akkorde fühlte ſich wohl Jeder bewegt: die leichtſinnigſten Frauen wie die kälteſten Elegants, die ſonſt mit vornehmer Gleichgültigkeit auf Alles, was die wahren Genüſſe der Seele betrifft, herabſchauen, wurden hier von religiöſen Gefühlen durchdrungen; Freigeiſter, die doch an Nichts zu glauben pflegen, müſſen wohl an dieſen heiligen Harmonieen erkennen, daß es noch ein anderes Land gebe, als die Erde, und in dieſem Salon, umgeben von allem Glanze und allen Verführungen der wirklichen Welt, denken ſie wider ihren Willen an eine ſchönere, beſſere, und begreifen endlich, daß eine ſo herrliche edle Sprache ſich nur an Gott richten kann.

Es iſt unmöglich, den Einfluß zu verkennen, den der Salon der Gräfin Merlin auf die ſogenannte „Geſellſchafts-Muſik" von Paris ausübte. Sie war die Erſte, die es bewies, daß man ohne den geringſten Nachtheil alle Vorzüge einer vornehmen Weltdame mit dem Talente einer großen Sängerin vereinigen könne; denn wenn Frau von Merlin, in einer niederen Stellung geboren, die Bühne betreten hätte, ſo würden, glaube ich, die glänzendſten Erfolge ihre Leiſtungen gekrönt haben. Ihre ſchöne, umfangreiche, ſtarke und doch ſo liebliche Stimme, ihr dramatiſcher Vortrag, das tiefe Gefühl, das ihren Geſang beſeelt, verbunden mit ſo vielen anderen Gaben, die die Natur ihr verliehen hat, hätten ſie zum Liebling des Publikums gemacht; ſie hat ſich damit begnügt, den kleinen auserwählten Kreis von wahren Kunſtliebhabern zu entzücken. Aber man kann die Wirkung ſchon beurtheilen, die das ſchöne Talent der Mad. Merlin auf ein zahlreiches Parterre hervorgebracht hätte, wenn man ſich jenes Konzerts erinnert, das ſie vor mehreren Jahren zum Beſten der Griechen veranſtaltet und ſelbſt dirigirt hat; der Saal des Vauxhall wiederhallte damals von den Tönen des rauſchendſten Beifalls, und die Künſtlerin feierte einen glänzenden Triumph.

Die Revolutionen, die in ganz Frankreich ſo große Veränderungen und Umwälzungen herbeigeführt haben, übten auch auf die Muſik ihren Einfluß aus, und unſere modernen Compoſitionen ſind von den älteren eben ſo verſchieden, wie der Geſchmack unſeres heutigen Publikums von dem des vorigen Jahrhunderts. Natürlich war es von jeher bei uns Gebrauch, daß überall, in Paläſten wie in bürgerlichen Häuſern und in Hütten, die jungen Mädchen ſangen, um zur Unterhaltung der Gäſte das Ihrige beizutragen. Von der Plätterin an, die man zu einem Feſtmahl von gebackenen Mehlklößen unter der Bedingung einlud, daß ſie nach Tiſche ein Weihnachtslied ſinge, bis zu der edlen reichen Erbin, die man aus dem Kloſter holen ließ, damit ſie beim Deſſert irgend eine ernſte, gehaltene Arie von Rameau oder Lully der Großmutter vortrage, hatte jede Familie ihre Lieblingsſängerin und ihren Salon; dieſer mochte nun mit vergoldeten Lehnſeſſeln oder mit Holzſtühlen möblirt ſeyn. Eine ſolche gezähmte Nachtigall war ein für alle Mal zu allen außerordentlichen Diners, die im Kreiſe ihrer Bekannten gegeben wurden, eingeladen, und ſelten fehlte ſie bei dieſen Gelegenheiten; denn ſie wußte, welchen hohen Werth man auf ihre Gegenwart legte. Der letzte Gang des Deſſerts war das Signal zu dem erſten vollen Kehlton, mit dem die Sängerin debütirte, und ohne daß irgend ein Akkord ihr die Tonart angegeben hätte, ohne vorbereitendes Ritornell für das Publikum begann ſie ihren Geſang.

Indeſſen vertraten bald Lieder aus komiſchen Singſpielen, die damals die ganze elegante Welt entzückten, jene ernſten, tragiſchen Geſänge aus heroiſchen Opern; man wollte nun nichts mehr hören, als Arietten, und dieſe Mode ward ſchnell allgemein verbreitet. Die Tiſch-Konzerte endigten gewöhnlich mit ſehr heiteren Trinkliedern, die aber die Sängerin nicht mehr hörte, denn es war damals Sitte, daß die jungen Mädchen ſich vom Tiſche entfernten, ſobald die Gäſte anfingen, zu luſtig zu werden: ein Gebrauch, der eben ſo zuträglich für die Unſchuld der Einen, als für die Heiterkeit der Anderen war. — Aber bald hörten dieſe anſpruchsloſen Konzerte ganz auf; denn es ward Mode, nur mit Begleitung des Klaviers und ſpäter des Pianoforte zu ſingen. Es fand ſich keine Frau mehr, die ihre Stimme ohne die Unterſtützung eines Saiten-Inſtruments aufs Spiel ſetzte; aber nun war es auch um die muntere, leichte Ariette geſchehen, ſie machte der großen dramatiſchen Arie wieder Platz; die Romanze verdrängte das Lied, und die anmuthigen Töne der kleinen naiven Sängerin gingen unter dem Recitativ und dem ſyſtematiſchen Vortrag der ausgebildeten Künſtlerin verloren.

Bei dieſer Revolution gewann die Muſik gewiß ſehr viel. Italiäniſche Tonkünſtler, die nach Frankreich kamen, weihten ihre gläubigen Schüler in das Geheimniß ein, denſelben Ton lange aushalten zu können, ohne den Athem dabei anzuſtrengen oder gar zu verlieren; ſie lehrten ſie mezza voce ſingen und die Stimme nach Belieben anſchwellen und wieder ſinken zu laſſen. Man hörte auf, nach dem Takt zu ſchreien, und die wohlmeinenden Zuhörer wurden von einer großen Angſt befreit; ſie durften nicht mehr fürchten, den Sänger mitten in einer großen muſikaliſchen Phraſe, die ihm den Athem raubte, erſticken zu ſehen. Das ganze Publikum theilte ſich nun in zwei Parteien, in die Anhänger der Italiäniſchen und die der Deutſchen Methode, und dieſe beiden fremden Mächte veranlaßten eine Art von Bürgerkrieg in Frankreich, in dieſem guten Frankreich, das bis dahin ſo gleichgültig gegen alle Fortſchritte der Harmonie geweſen, dem die Melodieen ſeiner alten Balladen und ſeiner monotonen Menuets genügten, das an ſeinen Liedern nichts als ihre geiſtreichen, luſtigen oder boshaften Refrains liebte, ohne ſich darum zu kümmern, wie ſie in Muſik geſetzt ſeyen — dieſes Frankreich, das ohne England das unmuſikaliſchſte Land in Europa geweſen wäre, fing mit einemmale Feuer und nahm für und wider die Deutſche oder Italiäniſche Methode Partei. Es war, als ob in Frankreich ein Religionskrieg ausgebrochen, und dieſe Verſchiedenheit der Meinungen, dieſe muſikaliſchen Streitigkeiten entzweiten und trennten ganze Familien, löſten die feſteſten Bande der Freundſchaft auf und wirkten auf alle Theile der Geſellſchaft verderblich. Selbſt die aufgeklärteſten Geiſter, die ſanfteſten Menſchen wurden von dem allgemeinen Schwindel mit ergriffen, und ich erinnere mich jetzt noch oft mit Lachen an Alles, was ich in meiner früheſten Jugend von dieſer Thorheit zu leiden hatte. Meine Mutter, eine ſchöne liebenswürdige Frau, war ihrem geiſtreichen Gatten von ganzer Seele ergeben, und nichts hatte bisher den Frieden dieſer glücklichen Ehe geſtört, als ſie eines Tages entdeckte, daß ich eine ziemlich gute Stimme und einige Anlagen zur Muſik hätte. Sogleich wurde ich auf väterlichen Befehl dem berühmten Italiäniſchen Geſanglehrer L. Imperiani, dem wir das ſchöne Talent der Morichelli zu verdanken hatten, übergeben. Aber da dieſer große Muſiker die Gluckſche Muſik, die meine Mutter anbetete, aufs tiefſte verachtete, wußte dieſe ihre ganze Autorität geltend zu machen und meinen Vater zu bewegen, dem Italiäner den Abſchied zu geben. Sie vertraute mich nun der Leitung unſeres berühmten Franzöſiſchen Singlehrers Richer an; es war derſelbe, der auch der Königin Unterricht gab, der, im Verein mit Piccini, die Konzerte im Petit Trianon dirigirte, und den das ausgezeichnete angeborene Talent des jungen Garat bewogen hatte, dieſen bei Hofe einzuführen. Ach! dieſe muſikaliſchen Soireen waren ja die einzigen angenehmen Zerſtreuungen jener unglücklichen Fürſtin geworden; denn ihr Herz war ſchon von den traurigſten Ahnungen gedrückt. Und auch ſelbſt dieſes unſchuldige Vergnügen durfte ſie nicht ganz rein und ungetrübt genießen. Kaum wagte ſie, ein Duett oder irgend eine Arie aus der „Armide" in Gegenwart eines Hofes ſingen zu laſſen, der ſo eifrig ihr zu gefallen ſtrebte, indem er dem Meiſterwerk des Ritters Gluck applaudirte, und

*) S. Nr. 150 des Magazins v. J. 1836.

Digitized by Google

in der That galten dieſe Beifallsbezeigungen weniger dem Genie des Komponiſten, als ſeinem Titel eines Landsmannes der Königin. Dieſe Frau, die man beſchuldigte, ihren Bruder, den Kaiſer, zu ſehr zu lieben, durfte kein Deutſches Talent protegiren, ohne des Hochverraths angeklagt zu werden; ſie mußte den Enthuſiasmus, den ihr dieſe herrliche Muſik einflößte, unter der Miene der kälteſten Gleichgültigkeit verbergen, ſie mußte die Thränen, die ihr ins Auge traten, wenn ſie den „Abſchied der Iphigenia“ hörte, zurückhalten, denn ſonſt lief ſie ja Gefahr, den Verdacht zu erregen, daß nur die Erinnerung an ihr Vaterland ſie rühre; ſie mußte zittern, einer ſchuldigen Parteilichkeit angeklagt und „Ausländerin“ oder „Oeſterreicherin“ genannt zu werden, und wir wiſſen leider nur zu gut, wohin dieſe beiden Namen die unglückliche Frau führten.

Obgleich ich keinesweges ſo traurige Folgen meiner Verehrung für die Gluckſche Muſik zu fürchten hatte, mußte ich doch alles Mögliche thun, um ſie meinem Vater zu verbergen; nur in ſeiner Abweſenheit wagte ich es, die ſchwierigen dramatiſchen Arien dieſes Meiſters einzuſtudiren, und oft, wenn ich davon noch ganz erſchöpft war, kam mein Vater nach Hauſe, brachte Piccini mit, und dann mußte ich die großen Geſangſtücke aus der „Dido“ vortragen, nachdem ich mich an „Alceſte“ heiſer geſungen hatte. Glücklicherweiſe wußte ich immer irgend einen Vorwand zu erſinnen, um die Schwäche meiner Stimme, meinen Mangel an Athem zu entſchuldigen, ohne jemals den wahren Grund davon einzugeſtehen, und dieſe Verſchwiegenheit lohnte mir meine Mutter immer mit einem dankbaren Blicke.

Ich berichte dieſe kleinen unbedeutenden Thatſachen nur deshalb, um meinen Leſern eine Idee von der hohen Wichtigkeit zu geben, die man damals auf die Muſik legte. Das Erſcheinen einer neuen Oper erregte mehr Intereſſe, als ein bedeutendes politiſches Ereigniß; es bildeten ſich augenblicklich Parteien für und wider; man wagte ſein Leben für ſein Idol, wie in jenen Zeiten, wo die Chriſten einander würgten, weil ſie ihre Religion mißverſtanden. Die Sucht nach Kampf und Streit iſt aber den Franzoſen ſo angeboren, daß ſie ſchon bereit ſind, ſich für eine Kunſt zu ſchlagen, ehe ſie dieſelbe ſchätzen und lieben gelernt haben.

Das Studium der Muſik mußte in Frankreich ſo allgemein werden, wie es jetzt iſt, um uns endlich auf die große Entdeckung hinzuführen, daß es auf der Welt nur zwei Arten von Muſik giebt, die gute und die ſchlechte, und daß ein Meiſterwerk keines Vaterlandes bedarf, weil es überall als ſolches anerkannt werden muß. Man hat ſich ſo lange, und vielleicht auch mit Recht, über die Franzöſiſche Muſik luſtig gemacht; nun aber muß man doch endlich geſtehen, daß eine Schule, aus der Opern wie „Montano“, „Aline“, „Joſeph“, „die weiße Dame“, „die Stumme von Portici“, „Fra Diavolo“ und noch ſo viele andere treffliche Compoſitionen hervorgegangen ſind, auch ihren Rang unter den großen Mächten der Harmonie behauptet.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London.

(Schluß.)

Ich zählte etwa vierzig Irren, darunter einige ſehr merkwürdige; der größte Theil war jedoch ohne beſonders auffallende Eigenſchaften. Es iſt daſſelbe Verhältniß wie in dem geſelligen Leben, wo die Mehrzahl flach und ohne Farbe iſt. Die Originale ſind nicht zahlreicher unter den Irren, als unter den vernünftigen Leuten. Nur zwei dieſer Unglücklichen überhäuften uns mit Schimpfreden, und ſie waren an der freien Bewegung gehindert. Der Eine ſtack bis zum halben Körper in einer Art Schilderhaus und appellirte mit gebundenen Händen an die Freiheit Alt-Englands. Aber die Geſetze der Freiheit beſchützen nur diejenigen, die etwas von dem Verſtande beſitzen, der ſie gemacht hat. Ich begriff noch ſo viel, daß ich ihn an dem Doktor rächen ſollte, welcher ihn ſeiner Freiheit beraubt hatte. Uebrigens ſprach er dieſes Alles ohne Folgerichtigkeit. Er rief mit derſelben Wuth Worte, die gar keine Beziehung auf ſeine Leidenſchaft hatten und mit Schimpfreden gemiſcht hervorſprudelten. Der Mann war einer von denen, von welchen die Wärter ſagen: Er iſt böſe. Wie viel noch böſere Menſchen giebt es, die frei ſind, weil ihre Schlechtigkeit Methode hat, und weil ihre verderbte Vernunft ihrem ſchlechten Inſtinkt zuſammenhängende und folgerichtige Gedanken zu Gebote ſtellt.

Die heilbaren Kranken ſind mit denen vermiſcht, deren Uebel unheilbar iſt. Ich hatte wohl Luſt, den Doktor zu fragen, ob dieſes Zuſammenſeyn nicht die Geneſung verzögere, und ob die unheilbare Narrheit nicht anſteckend ſey. Aber ich merkte, daß die Frage zu ſpekulativ war, und behielt ſie daher für mich. Ich wollte nicht für einen langweiligen Menſchen gelten.

„Haben die Irren im Allgemeinen eben ſo guten Appetit, als vernünftige Menſchen?“ fragte ich den Doktor. — „Einige eſſen viel, die Mehrzahl wenig.“ — „Sind ſie empfindlich gegen den Wechſel der Temperatur?“ — „Einige; Andere machen wieder keinen Unterſchied zwiſchen Kälte und Wärme.“ — „Schlafen ſie gut?“ — „Einige wenig, andere niemals. Die übrigen wie vernünftige Menſchen.“ — Unſer Geſpräch ward lebhaft. Ich hielt mich an die Sache. Der Doktor athmete aus voller Bruſt. Und dennoch hätte man kaum unterſcheiden können, ob wir von Menſchen oder von Thieren ſprächen.

Der Doktor öffnete eine ſtarke eiſerne Thür, welche zu den Gemächern der Frauen führte. Das Erſte, was mir auffiel, war das Ausſehen und der Anzug der Wärterinnen. Bei den Proteſtanten giebt es keine frommen Schweſtern, die der Pflege der armen Wahnſinnigen oft ihr zartes und hohes Lebens-Verhältniß weihen, die ſich freiwillig in dieſe traurigen Gefängniſſe einſchließen laſſen und von Jugend an das Alter und mit Verſtand den Unverſtand bedienen. Statt beſcheidener und ſchweigſamer Nonnen, welche mit ihrer Mitgift das Recht erkauft haben, Arme und Kranke zu pflegen, fand ich recht hübſche Dienſtmädchen, mit oben ausgeſchnittenem Kleide, bloßer Bruſt und Schultern, oder ſo durchaus leicht mit einem Muſſelintuch verhüllt, wie alle Dienſtmädchen in anſtändigen Häuſern in England.

Eine von ihnen führte uns in ein Zimmer, wo drei friedliche Irren ſich mit Nähen und Plätten beſchäftigten. Die Plätterin verließ ihr Eiſen, kam gerade auf mich zu und ſagte mir, daß ſie die Tochter Karl's des Erſten ſey, welche ihre Feinde gegen alles Recht eingeſperrt hielten. Sie fügte hinzu, daß ihre Gefangenſchaft nur eine kurze Zeit dauern, daß ſie endlich über ihre Feinde triumphiren und einen Fürſten, der ſie liebte, heirathen werde, vorausgeſetzt, ſagte ſie mir leiſe ins Ohr, indem ſie auf den Doktor zeigte, daß Sie mir zu der Befreiung aus den Händen dieſes Menſchen Ihren Beiſtand leihen. Dann nahm ſie ihr Eiſen wieder zur Hand und fuhr fort, mit vieler Geſchicklichkeit zu plätten, die Worte König, Heirath und Gefängniß immer vor ſich hinmurmelnd. Die beiden anderen ſchlugen nicht einmal die Augen auf. Sie nähten ſehr ſchnell und gut, nur daß man ihnen zeigen mußte, wo ſie anfangen und endigen ſollten, ohne welche Anweiſung ſie Alles durch einander zuſammen nähen oder wohl gar im Leeren fingern würden, wenn auch ihre Arbeit vollendet wäre. Dieſe armen Frauenzimmer werden beſſer behandelt, als die übrigen. Sie leben mit den Wärterinnen zuſammen, welchen ſie in allen ihren Arbeiten helfen, erhalten Thee und eine Stelle am Kamin. Der ſchwache Reſt von Vernunft, welcher in ihre Finger übergegangen zu ſeyn ſcheint, ſtellt ſie mit den Hausthieren auf gleichen Fuß. Die meiſten dieſer unglücklichen heilbaren oder unheilbaren Frauen boten dem etwas unbarmherzigen Sinn des Neugierigen, welcher nicht genug Ungewöhnliches in dieſem großen Elende vorfinden kann und Neues bis zur höchſten Stufe des Unglücks haben will, nichts Intereſſantes dar. Einige irrten auf den langen Korridoren herum, ſtießen ſich an, vielleicht auch ohne ſich zu ſehen, ohne ſich zu ſprechen, ſtanden ohne Zweck ſtill, blickten ohne Neugierde umher, ſprachen und ſchwiegen ohne Grund, eine unwandelbare Trauer in ihren Mienen verrathend, obwohl ihnen innerlich das fehlte, was irgend eine Trauer hätte begründen können. Es waren arme, nur noch vegetirende Körper, welche die Abweſenheit des edlen Gaſtes, der Seele, die ſo lange in ihnen gewohnt hatte, zu betrauern ſchienen.

Einige ſaßen in den finſteren Winkeln ihrer Zimmer, an einem Ort, den ſie aus einem dunkeln Gefühl von Schaam auswählen — als ob ſie dadurch, daß ſie ihren Verſtand verloren, einen großen Fehltritt begangen hätten. Andere hielten ſich dicht an den Fenſtern, ohne daß ſie etwas betrachteten. Vielleicht glaubten ſie im Finſtern zu ſeyn! Dieſe Wahnſinnigen werden nicht vertraut mit einander, obgleich ſie ſich täglich ſehen; ſie finden ſich wieder, ohne ſich wieder zu erkennen, und jener Inſtinkt von Geſelligkeit, welchen der Zufall in dem unvernünftigen Thier erweckt, und welcher bisweilen Thiere verſchiedener Gattung, ſelbſt feindliche Thiere, an einander gewöhnt und ſo zu ſagen freundſchaftlich verbindet, iſt in ihnen todt. Die neu Hinzugekommenen erregen keine Neugierde. Wie ſollte man wiſſen, daß ſie nicht ſchon am Tage vorher da waren? Was iſt hier geſtern? Was iſt hier morgen? Die Irren haben keinen Gedanken für die Zeit, ſie fühlen ſich nicht älter werden, ſie haben keine Idee von Anfang und Ende, ſie können leider den Tod nicht hoffen. Sie wiſſen nicht, wer der war, welcher aus ihrer Mitte verſchwunden iſt, wiſſen nicht, was die Leute machen, welche ihn in einen Sarg nageln, nicht, ob dies ihre Befreiung oder ein neues Gefängniß iſt.*)

Der Doktor ließ mich gehen, ohne mir ein Wort zu ſagen, mich bisweilen verlaſſend, um einen Befehl zu ertheilen oder irgend einen Bericht von den Wärterinnen zu vernehmen, und wie der Stecknadel-Fabrikant benutzte er dieſen Spaziergang mit und ſchlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Zuletzt wollte ich ihm doch eine gute Meinung von mir beibringen und ſuchte irgend eine ſtatiſtiſche oder adminiſtrative Seite auf, durch welche ich mich in ſeinen Augen über die bloße Neugierde erheben konnte. Es fielen mir einige Fragen ein, welche jedoch nicht ſämmtlich gelangen. „Hat man wohl, Herr Doktor“, ſagte ich zu ihm, „die allgemeinſten Urſachen des Wahnſinns aufgeſucht und beſtimmt?“ — „Es giebt drei Haupturſachen, die Eiferſucht, die Trunkenheit und das Unglück.“ — „Glauben Sie, daß es überall nur dieſe Urſachen ſind“, ſagte ich unkluger Weiſe. Er antwortete nichts; das wäre ja überflüſſig geweſen. „Und welche von dieſen drei Urſachen“, fuhr ich fort, „liefert die meiſten Opfer?“ — „Die Trunkenheit.“ — „In dieſem Falle iſt der Wahnſinn eine Strafe, das iſt ein Gedanke, welcher tröſtet.“ Er hörte nicht nach mir. „Welches

---

*) Der Ueberſetzer dieſer im Allgemeinen eben ſo wahren als geiſtreichen Auffaſſung erlaubt ſich hier eine kurze, aus eigener Erfahrung geſchöpfte Bemerkung. Nur ein verhältnißmäßig ſehr kleiner Theil von Geiſteskranken zeigt ſich ſo ganz ſtumpfſinnig, wie hier geſchildert worden. Bei den unheilbaren iſt freilich das morgen von geſtern und heute wenig oder gar nicht verſchieden, auch iſt wohl nicht zu erwarten, daß Geiſtesabweſende in der Zeit ihrer Krankheit Reflexionen machen, aber ſehr viele haben ein gutes Erinnerungs-Vermögen, zeigen Gefühle von Zuneigung bis zu einem Grade von Freundſchaft, und eben ſo der Abneigung, und wiſſen auch recht gut, wo ſie ſich befinden; ſie meinen dann gewöhnlich, ſie gehören nicht hierher. Auch die Neugierde iſt nicht ſelten, und von vielen Wahnſinnigen werden Fremde, welche die Anſtalten beſuchen, nicht minder neugierig betrachtet, als dieſe ſich die Unglücklichen anſchauen. Der fremde Beſucher gilt den Wahnſinnigen dann meiſtentheils für einen neuen Ankömmling, und die Geſprächigeren wollen ihn ausfragen. Faſt Allen fällt der Fremdling auf, aber Jeder macht ſich aus ihm, was eben ſeinen zerrütteten Verſtand beſchäftigt, einen Freund, einen Verwandten, einen Vormund, und redet und klagt ihn ſo an. Perſonen, welche öfter in den Anſtalten erſcheinen, werden den Irren bekannt, ſie werden von ihnen begrüßt, ſelbſt von den ausgemachteſten Konfuſionarien bei Namen gerufen u. ſ. w. Viele Irren ſitzen freilich auch ganz unempfindlich da, ſelbſt für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, nur ihren Wärtern gehorſam, und es mag ein Räthſel bleiben, was in ihren Augen ein Fremdling iſt. Eine beſonders merkwürdige Erſcheinung aber war es dem Verfaſſer dieſer Zeilen, daß alle Wahnſinnige, die er in ihren letzten Stunden beobachten konnte, und es iſt dies leider bereits eine anſehnliche Zahl, kurz vor ihrem Tode ihren Verſtand wiederbekamen und mit Bewußtſeyn ſtarben. D.

Digitized by Google

iſt die allgemeinſte Behandlungsart?“ — „Gar keine anzuwenden. Diät und Aufſicht ſind die beſten Heilmittel, mit Ausnahme einiger komplizirter Fälle beſonderer Geiſtesſtörungen.“ — „Wie lange brauchen die geſundeſten Kranken zu ihrer Geneſung?“ — „Die Zeit iſt ſehr ungleich.“ — „Sind die Rückfälle ſehr gewöhnlich?“ Ich fiel wieder aus der Rolle. Keine Antwort. „Wie viele Kranken bekommen und verlieren Sie im Durchſchnitt jährlich?“ — Er ſagte mir die Zahl.

Ich war mit den beſtimmten Fragen zu Ende; ich fühlte jene ſchwankenden Ideen, die wir Franzoſen ſo ſehr lieben und die die Unterhaltung würzen, auf meinen Lippen ſich drängen. Ich ſtand im Begriff, mich auf einmal zu kompromittiren, als ein poſſierlich luſtiger Geſang in dem Saale der weiblichen Irren mich unterbrach und von dem verächtlichen Stillſchweigen des Doktors erlöſte; der Geſang, oder vielmehr das Geheul, ertönte in dem Korridor wieder und durchlief die große Treppe hinab die ganze Anſtalt. Bereits verſchiedene Male hatte ich es vernommen, ohne darauf zu achten. Es war ein armes Mädchen von 25 Jahren, die ſich in ihrer Wuth auf die Leute ſtürzte, deshalb die Zwangs-Jacke tragen mußte und nun ſo aus allen Kräften heulte, und zwar, wie mir der Doktor ſagte, „Tag und Nacht hindurch“. Elend, Laſter und Krankheit hatten ſie ſo weit gebracht. Sie ſaß in einem Schilderhaus, aus welchem ich noch mit Schauder den abgeſchorenen Kopf herausgucken ſehe, welchen ſie ſo ganz wie ein wildes Thier in ſeinem Käfig bewegte, dazu nun noch ein von den Anſtrengungen des Singens feuerrothes Geſicht, dicke üppige Lippen, welche ſchon an ſich die Moral ihres Liedes verrietben, feuchte und buhleriſche Augen, als ob ſie eben noch in irgend einer Kneipe der City unter den Matroſen der Docks am Schenktiſch ſäße. Der Doktor ſagte ihr einige Worte, aber ſie hörte nicht auf ihn; er legte ihr die Hand auf den Kopf, aber ſie hatte nicht einmal ſo viel Gefühl wie ein Hund, welchem man ſchmeichelt; ſie ſang fort und wird fortſingen, bis ihre Bruſt zerſpringt. Nur mit Mühe kann man ſie einen Augenblick unterbrechen, um ihr mit Gewalt einige Nahrung zu reichen. Des Nachts bringt man ſie in einen entfernten Winkel der Anſtalt, wo die furchtbare Heiterkeit ihre Unglücksgefährtinnen, die noch nicht allen Schlaf verloren haben, nicht wieder ſtören kann. Die Unglückliche hat Gedächtniß für die Melodie, nicht aber für die Worte, welche ganz unwillkürlich gehen und kommen, und von ihrem Verſtande, von ihrem ganzen früheren Leben, beſitzt ſie nichts, als die jämmerliche Erinnerung an die Melodie eines Gaſſenhauers. Ich glaube nicht, daß man etwas Traurigeres ſehen kann, als dieſen abgeſtumpften Körper, der durch wahnſinnige Geſänge ſeines verlorenen Verſtandes ſpottet; und dennoch befand ſich in demſelben Zimmer, einige Schritte von dieſer Unglücklichen, etwas noch Beklagenswertheres, was mich ganz überwältigte.

Es war ein anderes Mädchen ungefähr von demſelben Alter, erſt an demſelben Morgen zur Anſtalt gebracht, die man wegen ihrer außerordentlichen Wuth hatte binden müſſen. Sie ſaß in einer Art verſchloſſenem Stuhl, welchen man bei denjenigen anwendet, die ſich im höchſten Grade der Wuth befinden und dabei ruhige Augenblicke haben. Es iſt dies ein vorläufiges Mittel, welches hinreicht, die Kranken feſtzuhalten, ohne ſie aufzuregen. Das arme Geſchöpf hatte ſich nach vielem Geſchrei und Anſtrengungen, um ſich ihrer Feſſeln zu entledigen, plötzlich beruhigt, und als man ſie mir zeigte, ſchien ſie ganz erſchöpft zu ſeyn. Der Kopf ſenkte ſich auf die Kniee, überwältigt durch die körperliche Maſſe, welche der Wille nicht mehr zurückhielt, und gewiſſe auf dem entblößten Hals und Schultern kaum vernarbte Geſchwüre, Spuren des Laſters, das, nachdem es ihren Verſtand untergraben, denſelben zuletzt gänzlich vernichtet hatte, waren ſichtbar. Aber woher war das Laſter entſprungen? Aus dem Elende. Bei den traurigen Gelagen der Armen reichen ſich Laſter, Elend und Wahnſinn die Hände. Das Mädchen zeigte einen Ueberreſt früherer Schönheit; ihre mit Narben bedeckten Schultern waren von einem glänzenden Weiß; ſie hatte einen zarten Hals und ſtarkes Haar, welches noch an demſelben Abend unter der Scheere fallen ſollte. Ich wagte nicht, den Doktor zu bitten, mir ihr Geſicht zu zeigen. Wenn ein Ueberreſt von Schaam der Grund war, daß ſie daſſelbe verbarg — wie viel Vorwürfe würde ich mir nicht haben machen müſſen, die letzte Spur von Verſtand, die ihr geblieben, verletzt zu haben! Der Doktor aber ging in ſeiner Eigenſchaft als Wiederherſteller des Verſtandes nicht ſo blöde zu Werke, er hob ihr ſanft den Kopf in die Höhe, wobei ſie anfangs nachgab, als ob ſie eingeſchlafen geweſen wäre; kaum jedoch hatte ſie uns geſehen, ſo ſtieß ſie einen unterdrückten Seufzer aus, wie ein keuſches Mädchen, das man in ſeiner Unſchuld überraſcht, entzog ſich konvulſiviſch der Hand des Doktors und vergrub ihren Kopf wieder in ihrem Schooße. Ich hatte kaum Zeit gehabt, ſie zu ſehen; aber ſo ſchnell dieſer Anblick auch vorüberging, ſo ſchien es mir doch, daß ihr weicher und erſchöpfter Blick nicht der einer Wahnſinnigen war, und daß — entweder weil das Uebel ſehr neu war und noch nicht ganz das göttliche Ebenbild verwiſcht hatte, oder weil ihr Wahnſinn nur ein Fieber geweſen — ihre Augen nur Schaam und Reue, die beiden edelſten Schmerzen vernünftiger Weſen, ausdrückten.

Zitternd wie ein Eſpenlaub verließ ich das Zimmer. Bis dahin hatte ich den Lakonismus des Doktors geſchont, aber in dieſem Augenblick war meine Gemüthsbewegung ſo ſtark, daß ich nicht widerſtehen konnte, ihn, wider Willen, in den „Ueberfluß der Unterhaltung“ fortzureißen und ihn ſein ganzes Leben hindurch ſagen zu laſſen, daß die größten Narren nicht in den Irrenhäuſern wohnen. — „Glauben Sie nicht, mein Herr“, ſagte ich ihm mit bewegter Stimme, „daß es beſſer wäre, dieſes arme Mädchen allein zu laſſen, als ſie mit jener für immer verlorenen Perſon, deren Anblick einen geſunden Menſchen verrückt machen würde, in daſſelbe Gemach zu ſperren? .... Ich zweifle nicht, daß Sie es vielleicht gethan hätten, wenn Ihre Anſtalt, anſtatt in Säle und Kammern zum Zuſammenwohnen, in beſondere Zellen eingetheilt wäre .... Glauben Sie nicht, daß es, da der Wahnſinn dieſes Mädchens die Folge eines unordentlichen Lebenswandels iſt, beſſer wäre, ſtatt ſie gleich bei ihrer Ankunft mitten unter die noch viel Wahnſinnigeren, als ſie ſelbſt iſt, zu bringen und ihr dadurch, ſo zu ſagen, den Stempel des Tollhauſes aufzudrücken — glauben Sie nicht, daß es beſſer wäre, ſie mit verſtändigeren und ſanftmüthigeren Perſonen zu umgeben, welche, durch ordentliche Vorſtellungen, Haltung und Ruhe ihre vielleicht mehr zerrüttete als zerſtörte Vernunft zurückführten? Muß das Mädchen nothwendiger Weiſe wahnſinnig ſeyn, weil man ſie Ihnen als wahnſinnig überliefert hat? Muß der Kerkermeiſter, wenn er einen Gefangenen erhält, aus dem Verhaftbefehl ſchließen, daß der Gefangene nicht unſchuldig ſey? — O, mein Herr, welch' ein edles Amt verwalten Sie! Sie geben denen, welche ſie nicht mehr haben, die Vernunft zurück, Sie erwecken die Todten, denn ſie rufen die Seele des Menſchen in den Körper des Thieres zurück, aber wie viele Sorgen mag dieſes Amt einem ernſten und einſichtsvollen Mann, wie Sie es ſind, machen! Wie mißlich und gefährlich iſt dieſes Studium, und wie ſehr muß man befürchten, daß die Schwierigkeiten den Arzt, welcher dieſe Wahnſinnigen zu behandeln hat, abſchrecken und verhärten! .... Was ich Ihnen ſo eben ſage, gilt vielleicht nicht von einem ernſten und ſeiner Gefühle ſo mächtigen Mann, wie man das Glück hat, dies in Ihrem Lande zu ſeyn, aber wenn ich hier nicht einen Theil meines Verſtandes zurückgelaſſen habe, ſo kann ich nicht glauben, daß die Unglückliche, welche wir ſo eben geſehen, ganz und gar verrückt ſey; ja, ich glaube vielmehr ganz gewiß, daß die Geſellſchaft, die Sie ihr gegeben haben, ſie unheilbar verrückt machen müſſe.“ — Der Doktor gab eine einzige Antwort auf alle dieſe Fragen, die ich abſichtlich nach jedem Stillſchweigen fortgeführt hatte, um ihn aufs Aeußerſte zu treiben. Wir waren nämlich unten an der großen Treppe angelangt, welche das Haus in zwei verſchiedene Anſtalten theilt. Da reichte er mir auf gut Engliſch die Hand und ſagte: „There is nothing more to be seen.“ (Mehr iſt hier nicht zu ſehen.) Nachdem er mich noch mit Anſtand gegrüßt, ging er haſtig in ſein Zimmer, und derſelbe Diener, welcher mir die Thür zum Eintritt geöffnet hatte, öffnete ſie mir zum Hinaustreten.

Ich ging mit der Ueberzeugung, daß der Doktor von mir und von allen Franzoſen im Allgemeinen die Idee hegen werde, daß wir die bodenloſeſten Schwätzer über unnütze Dinge ſeyen, wenn er es überhaupt jemals der Mühe werth hält, über die Franzoſen und über mich eine Idee bei ſich aufkommen zu laſſen. Niſard. (R. d. P.)

Hallam's Europäiſche Literatur-Geſchichte.

Lateiniſche und Italiäniſche Dichtkunſt im ſechzehnten Jahrhundert.

Die drei ausgezeichnetſten Lateiniſchen Dichter Italiens in dem Zeitraume von 1520 bis 1550, der für dieſe Literatur bedeutender geworden iſt, als irgend ein Zeitabſchnitt nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, waren Sannazaro, Vida und Fracaſtorio. Der Erſte von ihnen, Sannazaro, auch San Nazaro oder Actius Sincerus genannt, war ein Neapolitaner und Anhänger der Aragoneſiſchen Linie der Könige dieſes Landes. Daher folgte er dem Letzten derſelben, Friedrich, nach ſeiner ungerechten Thronentſetzung, nach Frankreich und blieb dort bis zum Tode ſeines Herrn. Unter deſſen Regierung waren ſchon vor 1503 viele ſeiner Dichtungen erſchienen, das Hauptgedicht aber „von der Geburt der Jungfrau“ (de partu virginis) ward erſt im Jahre 1522 bekannt gemacht. Man hat an demſelben nicht mit Unrecht die Vermengung heidniſcher Mythologie mit der Lehre des Evangeliums, wenigſtens in der Sprache des Gedichts, getadelt, aber man dürfte wohl nicht leicht etwas Aehnliches an Reinheit, Eleganz und Wohlklang des Versbaues finden. Worte ohne klaſſiſche Autorität, zweifelhafte Sprachformen und moderne Gedanken und Anſichten, die in Lateiniſchen Verſen ſo häufig ſind, kommen in Sannazaro's Verſen ſo gut wie gar nicht vor; denn ſein reiner Geſchmack hat ihn ein ſo echt Virgilianiſches Kolorit für dieſelben erwählen laſſen, und ſein geübtes Ohr, verbunden mit der größten Leichtigkeit in Handhabung der Sprache, ſeine Verſe ſo melodiſch gemacht, daß er keinen Nebenbuhler zu ſcheuen braucht. Die Fiſcher-Eklogen des Sannazaro, welche noch mehr bekannt geworden ſind, verdienen wenigſtens daſſelbe Lob: ſie ſcheinen die Schönheit und Anmuth des herrlichen Golfes zu athmen, den ſie beſchreiben. In ſeinen Elegieen endlich kann er mit Tibull wetteifern. Nur da, wo Sannazaro nach lyriſcher Erhabenheit ſtrebt, fühlt man, daß er ſich nicht in ſeiner Sphäre bewegt, die Gedanken ſtehen dann unter dem Ausdrucke, und er iſt auch nicht frei von gezierten und geſchraubten Wendungen; im Uebrigen aber dürfte es ſehr ſchwierig ſeyn, kalte und proſaiſche Stellen, wie wohl in den Werken anderer Neu-Lateiniſcher Dichter, in ſeinen Gedichten wahrzunehmen.

Vida aus Cremona verdient nach der Meinung Einiger ein nicht geringeres Lob als Sannazaro; ſeine Lehrgedichte über die Dichtkunſt und über das Schachſpiel (Scacchia) wurden im Jahre 1527 gedruckt, ſeine Chriſtiade, die allerdings den Namen eines epiſchen Gedichts verdient, im Jahre 1535, und das Gedicht über den Seidenwurm (Bombyx) im Jahre 1537. Vida's Vorſchriften und Lehren waren klar und verſtändig, und wir müſſen beſonders in ſeinem Schachſpiel und in dem Gedichte vom Seidenwurm die Kunſt bewundern, mit welcher er die abſtrakteſten Theorieen und Beſchreibungen, die ſich ganz und gar nicht für eine poetiſche Darſtellung zu eignen ſcheinen, in ſeiner eleganten und klaſſiſchen Sprache auszudrücken verſtanden hat. Die Chriſtiade iſt, beſonders wenn wir auf die poetiſche Sprache Rückſicht nehmen, kein ſo außerordentlicher Beweis von Vida's großem Talente, aber der Gegenſtand ſelbſt iſt geſchickter gehandhabt als in Sannazaro's ähnlichem Gedichte. Ueberhaupt ſteht Vida, trotz mancher glänzender Partieen, unter denen ſich beſonders der Schluß des zweiten Buchs von der Dichtkunſt auszeichnet, unter dem Neapolitaniſchen Dichter. Sein

Digitized by Google

Versbau iſt häufig hart und mit Spondeen zu ſehr überladen, die Eliſionen ſind zu häufig und die Cäſur nicht ſelten vernachläſſigt. Die Sprache endlich hat ſelbſt an ſolchen Stellen, wo der Gegenſtand es wohl zugelaſſen haben würde, nicht den gehörigen Schwung.

Hieronymus Fracaſtorio erwarb ſich ſeinen Ruhm durch das Gedicht von der Syphilis, welches im Jahre 1530 erſchien. Hat man ſich nur einmal über die Wahl dieſes Gegenſtandes zufrieden gegeben, ſo muß jeder Leſer mit großer Bewunderung über die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Digreſſionen und über die Kraft und den Adel der Sprache erfüllt werden. Niemand hat es ſo wie er verſtanden, die Lehren einer durchaus praktiſchen Wiſſenſchaft in die höchſte Anmuth einer reizenden Poeſie zu kleiden, ohne Schwulſt, ohne Uebertreibung, ohne Dunkelheit und im Allgemeinen auch mit einer außerordentlichen Wahrheit und Treue. Fracaſtorio zeigt ſich weniger als ein Nebenbuhler des Dichters der Georgika als des Manilius, den er in einem höheren Grade als den Lucretius ſich zum Muſter in den didaktiſchen Theilen ſeines Gedichts genommen zu haben ſcheint.*)

Bei einer Vergleichung dieſer Dichter unter einander ſtellt es ſich leicht heraus, daß Fracaſtorio der größere Dichter iſt, Sannazaro ihn aber in der Kunſt des Lateiniſchen Versbaues übertrifft. In der gegenwärtigen Zeit ſehen diejenigen, welche überhaupt meinen, daß gar nichts in Lateiniſcher Sprache gedichtet werden ſoll, weil ſie ſich einbilden, es ſey nicht möglich, ſich in dieſer Weiſe gut auszudrücken, auch auf Dichter, wie Fracaſtorio und Sannazaro waren, mit vornehmem Hochmuth (supercilious disdain) herab. Solchen kann man eigentlich gar nicht antworten, weil ſie nicht wiſſen, was gute Lateiniſche Gedichte ſind, und es daher ſich nicht der Mühe lohnt, ihnen zu widerſprechen. Denn es iſt mit ihnen ganz daſſelbe Verhältniß, als wenn durchaus unmuſikaliſche Menſchen ſich den kompetenten Beurtheilern muſikaliſcher Ausführungen gegenüberzuſtellen wagen.**) Noch hat Niemand behauptet, daß Sannazaro auf Einer Stufe mit Arioſto ſtände. Aber das kann man mit Wahrheit behaupten, daß ſeine Gedichte in jeder Beziehung die meiſten der gleichzeitigen Italiäner übertreffen, und daß ſein Ruf durch ganz Europa verbreitet war.

Nach dieſem berühmten Triumvirate verdient Bembo beſonders genannt zu werden, ein fruchtbarer Lateiniſcher Dichter, der auch ſonſt zu den bedeutendſten Schriftſtellern Italiens aus dieſer Zeit gerechnet werden muß. Sein Verdienſt war es unter Anderem, daß die Italiäniſche Sprache die ihr gebührende Stelle neben der Lateiniſchen Sprache erhielt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert war in Italien die Liebe zur alten Literatur in einem ſolchen Grade herrſchend geworden, daß die Landesſprache, mit aller ihrer Schönheit, ihrem Reichthume und der Bildung, die ſie unter Boccaccio's Händen erlangt hatte, aus einer argen Pedanterie für kaum würdig erachtet wurde, bei erhabenen und großen Gegenſtänden gebraucht zu werden. In einer Rede, welche Romulo Amaſeo, einer der guten Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, zu Bologna im Jahre 1529 vor dem Kaiſer und dem Papſte hielt, ertheilte er nicht allein der Lateiniſchen Sprache die größten Lobſprüche, ſondern entblödete ſich auch nicht, zu ſagen, daß die Italiäniſche Sprache allein für den Kramladen und die Werkſtätte, ſo wie für den Verkehr mit gemeinen Leuten tauge. Seine Anſicht war allerdings ſtark ausgeſprochen, aber ſie war nicht ungewöhnlich in dieſem Zeitalter. Auf dieſelbe Streitfrage bezieht ſich ein Dialog Sperone's, in dem unter Anderem eine der ſprechenden Perſonen (wahrſcheinlich Lazaro Buonamici, ein großer Gelehrter) ſeine Mutterſprache eine bloße Corruption der Lateiniſchen Sprache ſchilt. Die Gründe werden von beiden Seiten mit Geiſt und Scharfſinn erwogen, und ſo gewährt der Dialog eine ganz angenehme Lektüre.

Unter dieſen Umſtänden war es augenſcheinlich ein Beweis ſehr liberaler Geſinnung, wie es ſich wohl mit großen Talenten vereinigt findet, daß Bembo, der als Lateiniſcher Schriftſteller eines weit ausgebreiteteren Rufes genoß als Amaſeo, einer der Erſten ſeyn wollte, der ſeiner Mutterſprache ihre Ehre wieder verſchaffte, indem er die Eleganz und glückliche Wahl des Ausdrucks mit demſelben Geſchmack, den er ſich in der Lateiniſchen Sprache erworben hatte, auf dieſelbe übertrug. Daher heißt es in Sperone's oben angeführtem Dialoge, daß zu jener Zeit die allgemeine Anſicht beſtanden habe, es würde Niemand Italiäniſch ſchreiben, der im Stande wäre, Lateiniſch zu ſchreiben, und daß dies Vorurtheil zwar einigermaßen durch Politiano's Gedicht auf das Turnier Julians von Medici widerlegt wäre, aber doch nicht früher ganz vertilgt worden ſey, als bis Bembo, ein Venetianiſcher Edelmann und gelehrter Kenner der Lateiniſchen Sprache, ſeine Landsleute von neuem gelehrt habe, ihre Mutterſprache achten.

Es iſt dem gegenwärtigen Zeitalter ſehr gewöhnlich, einen ganz unmotivirten Tadel über diejenigen auszuſprechen, welche Lateiniſch ſchreiben, gleichſam als ob ſie ſich dadurch an der Sprache und Literatur ihres Landes verſündigten. Nun iſt freilich nicht einem Jeden der Geſchmack und die Phantaſie Bembo's gegeben, aber wir müſſen auch zu Gunſten ſolcher Männer, wie Amaſeo war, die freilich nur Nachahmer blieben, wenn ſie auch für elegante Nachahmer antiker Redeweiſen gelten, und zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß es in jener Zeit kaum irgend ein Buch gab, welches mit einiger Eleganz in Italiäniſcher Proſa geſchrieben war, mit Ausnahme des Decameron von Boccaccio, deſſen Schreibart aber nach Tiraboschi's ſehr richtiger Bemerkung für ähnliche kurzweilige Dichtungen ganz vortrefflich, weniger indeß für die ernſte Beredſamkeit paßte. Die Italiäniſche Sprache hatte alſo ſelbſt in ihren beſten Werken noch nicht die Kraft und Präciſion erreicht, welche dem Ohre und dem Verſtande eines tüchtigen Kenners der Lateiniſchen Sprache zuſagen konnten, und es iſt nicht bloße Pedanterie, wenn man auch ſolchen Vorzügen ihr Recht widerfahren läßt. Der ſtärkſte Einwurf, den man gegen die Anwendung der Lateiniſchen Sprache in öffentlichen Reden oder in moraliſchen Abhandlungen gemacht hat, dürfte wohl der ſeyn, daß dadurch diejenigen, denen wir eben dadurch zu nutzen trachten, oder deren Aufmerkſamkeit und Mitgefühl wir zu erregen verpflichtet ſind, eben dieſes Vortheils verluſtig gehen. Aber ein ſolcher Vorwurf, obſchon er eigentlich damals mit eben ſolchem Rechte gemacht werden konnte als gegenwärtig, traf die Gemüther weniger empfindlich in einem Zeitalter, wo ein langjähriger Gebrauch der alten Sprache, in der ja auch ſehr häufig gepredigt wurde, das Gefühl für eine ſolche Unzweckmäßigkeit im öffentlichen Verkehr gar nicht aufkommen ließ.

Dieſer Streit bezeichnete übrigens zugleich die Aenderung in der öffentlichen Meinung und eröffnete gleichſam das Schauſpiel eines Kampfes gegen die Ariſtokratie einer Gelehrſamkeit, die länger als zwei Jahrhunderte hindurch ihre Herrſchaft geübt hatte, bis er endlich nach manchen Bewegungen von größerer Wichtigkeit mit dem Siege der großen Menge endigte. Als Poggio und Politiano lebten, verlangten die eingeborenen Italiäner für ihre Landesſprache eben ſo wenig eine Gleichſtellung mit der Lateiniſchen Sprache, als die plebejiſchen Römer in den erſten Jahren der Republik für ſich die Theilnahme am Konſulate begehrten. Anders war es in Bembo's Zeit. Und ſo zeigen die Revolutionen des menſchlichen Geiſtes große Aehnlichkeit mit denen der politiſchen Geſchichte, und es wird ganz beſonders die Aufgabe eines Literar-Hiſtorikers ſeyn, auf ſolche Analogieen aufmerkſam zu machen.

Bibliographie.

Venetia. — Roman von D'Israeli dem Jüngeren. 3 Bde. 31½ Sh.
Tasso's Jerusalem. — Ueberſetzt von J. R. Broadhead. 2 Bde.
Outlines of the law, or Readings from Blackstone. — Von R. Maugham. 10 Sh.
Three voyages in the Black Sea. — Von dem Niederländiſchen Konſul in Odeſſa, Chevalier Taitbout de Marigny. Mit den Vervollſtändigungen deſſelben ins Engliſche überſetzt. 10½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Deutſche Literatur in Italien. Derſelbe Italiäniſche Kritiker, Herr Ceſare Cantu, über deſſen ſonderbare Begriffe vom Griechiſchen Alterthum wir letzthin geſprochen haben, hat auch einen „Verſuch über die Deutſche Literatur“ drucken laſſen.*) Daß der einſeitige Standpunkt, von welchem aus er die Griechen des Miltiades und Ariſtides für Barbaren anſieht, ihm auch die Deutſche Literatur in einem mehr oder weniger falſchen Lichte darſtellen muß, läßt ſich wohl erwarten. Daher hat auch Herr Cantu für die beiden größten Reformatoren der Deutſchen Denkweiſe, für Luther und für Leſſing, weder das Auffaſſungs-Vermögen, noch irgend eine auch nur annähernd richtige Bezeichnung. In Luther erkennt er nichts, als den Grund der langen Unfruchtbarkeit Deutſcher Phantaſie und Deutſchen literariſchen Lebens. Er ſchiebt dem Lutherthum unter, was lediglich eine Folge der langen Deutſchen Kriege war: den Untergang aller wahrhaften Kunſt und Poeſie. War doch Luther ſelbſt in ſeiner überwältigenden Proſa, wie in ſeinen majeſtätiſchen Chorälen, der größte Poet ſeines Zeitalters, und ſind nicht auch jene Deutſchen Provinzen, wo das Lutherthum gar nicht hingekommen, Jahrhunderte lang eben ſo baar an poetiſchen und Kunſt-Erzeugniſſen geblieben, als der proteſtantiſche Norden? Leſſing iſt unſerem Italiäner ein Apoſtel des Indifferentismus, ein fantaſtiſcher Vermittler widerſtrebender Elemente, der auf dem Altare Shakeſpeare's mit den von Ariſtoteles vorgeſchriebenen Formen opfern wollte. Wie ſollte auch ein Leſſing, der in ſeinem ganzen Kunſtleben und ſeiner Sokratiſchen Geſinnung nach ein antiker Grieche war, vor dem Manne Gnade finden, in deſſen Augen das heutige Rom weit über dem des Auguſtëiſchen Zeitalters ſteht? Gleichwohl rechnet er es dem Deutſchen als einen Mißgriff an, daß er die Geſchichte der Römiſchen Virginia an einen kleinen Italiäniſchen Hof verlegt, wodurch ſeine Emilia Galotti ein ſo unwahrſcheinlicher Charakter geworden, daß ſelbſt die höchſte Poeſie ihm kein dramatiſches Leben verleihen würde. Wir können hiernach ungefähr urtheilen, welchen Maßſtab Herr Ceſare Cantu an die Deutſche Literatur legt. Und doch iſt ſein kritiſcher Verſuch als ein wahrhafter Fortſchritt zu betrachten. Er zeigt wenigſtens, daß die Italiäner nicht mehr wie ſonſt ſich damit begnügen, auf das zu ſchwören, was ihnen die Franzoſen von der Deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt vorgeſagt haben. Herr Cantu giebt uns ſeine eigenen Gedanken, und nicht bloß die der Frau von Staël oder des allerdings auch manchmal von ihm benutzten Genfer Literar-Hiſtorikers Herrn Peschier. Wer aber erſt ſelbſt denkt, kommt wohl am Ende auf die Wahrheit, wenn er ſich auch lange genug durch Irrthümer hat hindurchwinden müſſen.

---

*) Von dieſem berühmten Gedichte veranſtaltete Choulant eine ſehr elegante Ausgabe zu Leipzig im Jahre 1830, ſo wie im Jahre 1821 Fröbel zu Rudolſtadt eine ſolche von der Scacchia des Vida.

**) Man erſieht hieraus, daß es auch in England nicht an Leuten fehlt, welche den ſo nützlichen und anmuthigen Beſchäftigungen mit Lateiniſcher Poeſie das Todesurtheil ſprechen, wie das denn auch in Deutſchland jetzt nicht ſelten geſchieht. Aber wenn auch manche Engländer von ihren Schulen in Eton und Orford oder manche Deutſche von den Sächſiſchen Fürſtenſchulen unangenehme Erinnerungen mitgenommen haben, ſo ſoll man doch nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten; und wenn gar Herr von Raumer in ſeinen ſchätzbaren Briefen über England die Verfertigung Lateiniſcher Verſe eine „alte Bocksbeutelei“ nennt und mit ähnlichen Ausdrücken nicht unfreigebig iſt (II. 283), ſo findet eine ſo ungerechte Aeußerung ihre beſte Widerlegung in den oben angeführten Worten des Engländers.

*) Sulla Letteratura Tedesca. Saggio di Cesare Cantu. — Ricoglitore di Milano, Settembre, Novembre e Dicembre 1836, e Gennaio e Febbraio 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 70. Berlin, Montag den 12. Juni 1837.

England.

Zur Naturgeſchichte der Affen.

Man erzählt von Mazurier, dem berühmten Polichinell, daß er, in Thierfelle eingenäht, mit bemaltem Geſicht und in möglichſt pavianmäßigem Aufzuge, ſich unter die Aſſemblee der Affen im Jardin des plantes mengte und mit großer Geduld und Aufmerkſamkeit die Manieren dieſer Geſellſchaft ſtudirte, bis es ihm endlich gelang, das gute Herz einer Aeffin dermaßen für ſich einzunehmen, daß ſie einen Apfel, von dem ſie aß, mit ihm theilen wollte. Voll Freude über dieſen Triumph ſeines Kunſtſtudiums, rief der Künſtler: „Enfin je suis singe!"

Die Leſer, welche ſich noch der ſceniſchen Triumphe dieſes unvergleichlichen, in alle Naturen ſich ſchmiegenden Mazurier erinnern, wiſſen auch, daß er den höchſten tragiſchen Gipfel ſeiner Kunſt in der Rolle des Braſilianiſchen Affen Jocko erſtiegen hat. Es war wirklich ein großer und rührender Effekt, ein ſo vollkommenes Schauſpiel, wie irgend eines — ja mehr als ein Schauſpiel, die pure, reine Natur. Nur Schade, ein Fehler ſtörte das unvergleichliche Enſemble: Mazurier ſpielte die Rolle ohne Schwanz. Inmitten der täuſchend nachgeahmten Braſilianiſchen Decoration und Scenerie erging ſich, zum großen Erſtaunen und Mißvergnügen aller im Parterre anweſenden Zoologen, der simia quadrumanus ohne Schwanz. Wenn Einer auf die Reiſe geht, ſagt das alte Sprichwort, ſo kann er was erzählen; aber ſo lange die Welt ſteht, hat noch kein Reiſender in Braſilien einen Affen ohne jenes auszeichnende Ornament geſehen. Das Wiſſen bringt den Menſchen um manche Freude. Während das ganze Publikum vor Entzücken und Rührung außer ſich war, ſaßen die Zoologen kopfſchüttelnd, und alle Illuſion war für ſie dahin. Diene es alſo allen Affenmelodramen-Dichtern und Darſtellern für die Zukunft zur Nachricht, daß alle Affen in der Neuen Welt, ſo viel man bisher ihrer entdeckt, ohne Ausnahme Schwänze tragen; nur in der Alten Welt, im Oſtindiſchen Archipel, giebt es menſchenähnliche ungeſchwänzte Affen.

Gleich viel indeß, ob geſchwänzt oder ungeſchwänzt, von jeher hat der Menſch dieſe ihm äußerlich zunächſt ſtehende Gattung von Säugethieren mit beſonderem Intereſſe betrachtet. Der Anblick eines Affen, ſeine Geberden, ſeine luſtigen Streiche machen wohl Jedem Vergnügen, wenn auch hinterher ein Gefühl des Ekels, eine Art Beſchämung eintritt über die häßliche Karrikatur der menſchlichen Geſtalt, die man vor Augen gehabt hat. Es iſt natürlich, daß auch der Zoologe ſich für ein Thiergeſchlecht beſonders intereſſirt, deſſen Bau ſich dem menſchlichen ſo ſehr zu nähern ſcheint; nur freilich verſchwindet dieſer Anſchein bei der genaueren anatomiſchen Unterſuchung, und es bleibt eine unendliche, durch keinerlei Uebergänge auszufüllende Kluft zwiſchen dem Typus der Vierhänder und Zweihänder. Die Philoſophen und Naturforſcher, die da behauptet haben, es gehe ein Weg der allmäligen Entwickelung durch unmerkliche Uebergänge von der Monade im Pflanzenaufguß durch alle Reihen der thieriſchen Schöpfung hinauf bis zum Affen et sic porro bis zum Menſchen; dieſe Herren, von Monboddo an bis auf Lamarck und Bory de Saint Vincent, ſo große Achtung dieſen Letzteren in ihrer Wiſſenſchaft gebühren mag, müſſen uns ſchon erlauben, daß wir ihre Argumente uns nicht anfechten laſſen. Am wenigſten darf man auf äußere Merkmale geben, wie z. B. auf das Fehlen des Schwanzes, oder auf die Zahl, Ordnung und Beſchaffenheit der Zähne, die allerdings bei einigen Affen-Arten völlig dieſelbe wie beim Menſchen iſt, oder auf das Vorhandenſeyn eines freien entgegenſetzbaren Daumens an der Hand. Wer weiß, ob nicht die Bauern in den Landes des ſüdlichen Frankreich, die ſich von dem Sammeln und dem Verkaufe des Harzes der pinus maritima nähren, durch das beſtändige Baumklettern zu der Fertigkeit gelangt ſind, die große Zehe am Fuß von den übrigen weit abzubiegen; — wird man darum ſagen, dieſe Bauern ſeyen eine dem Affen näherſtehende Species des menſchlichen Geſchlechts?

Welcher unſerer Leſer etwa nähere Belehrung über dieſen Gegenſtand ſuchte, der würde ſie finden in einer Vorleſung des Herrn Owen über den Knochenbau des Schimpanſe und des Orang-Outang, im erſten Bande der Verhandlungen der zoologiſchen Societät zu London. Ein anderer Naturforſcher, Herr Ogilby, hat mit Recht darauf angetragen, dieſe Klaſſe von Thieren nicht Vierhänder, ſondern vielmehr Fußhänder (Chiropodes) zu nennen. In der That, ihre vier Füße ſind ganz zweckmäßig für ihr beſtändiges Leben auf den Bäumen, zum Klettern, zum Faſſen, zum Anklammern; aber wie unendlich weit ſtehen ſie zurück gegen die Hand, dieſes wunderthätige Werkzeug, mit welchem der ſchwach und hülflos geborene Menſch vom Schöpfer ausgeſtattet iſt und womit er das Höchſte ſchafft und bereitet, die reichſte Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, die Mittel zu unerſchöpflichem Genuß, die Verſinnlichung der erhabenſten Ideen in Kunſtwerk und Schrift. Dieſe Knochen, ſo gebaut, ſo gegliedert, ſind das Werkzeug, wodurch ihm gegeben iſt, „zu herrſchen über die Fiſche im Waſſer, und über die Vögel in der Luft und über alles Lebendige, ſo da kreucht und reget ſich auf Erden."

Betrachten wir den Arm und die Hand des vollkommenſten, des am meiſten menſchenähnlichen Affen, ſo finden wir den Daumen bei weitem nicht ſo frei und beweglich, die Finger nicht ſo geſondert und gegliedert, wie beim Menſchen. Der Affe kann im günſtigſten Falle ſeine Hand nur halb öffnen. In der Regel, je kürzer der Schwanz, deſto mehr iſt der Arm und die Hand entwickelt, und je länger der Schwanz, deſto weniger. Das ganze Geſchlecht lebt, wie geſagt, faſt beſtändig auf Bäumen; recht zu Hauſe ſind ſie in den tiefen, dichten tropiſchen Urwäldern, wo ſie im Sonnenſchein von Wipfel zu Wipfel ſpringen und jagen, von Aſt zu Aſt ſich ſchwenken und dann wieder vor der brennenden Hitze Schutz ſuchen können unter dem dichten Laub- und Rankengewölbe. Dringt ein Fremder, ein Menſch, zu ihnen in dieſe Einſamkeit, ſo erregt er zuerſt ihre unruhige, ganz unbändige Neugier; bald aber, und beſonders wenn der Ankömmling feindliche Abſichten zeigt, wird er mit Steinen, Baumäſten, mit ſchweren und harten Baumfrüchten bombardirt und ausgetrieben.

Robert Lade, welcher am Kap der guten Hoffnung mehrmals auf die Affenjagd ging, erzählt darüber Folgendes: „Was für Künſte und Sprünge die Thiere uns vorgemacht, das kann ich gar nicht beſchreiben, auch wie dreiſt und neugierig und unverſchämt ſie geweſen, dergeſtalt, daß ſie, obwohl wir ſie jagten, dennoch immer wieder dicht an uns herangekommen, manchmal ſo nahe, daß ich ganz gewiß meinte, ſie fangen zu können; aber kaum daß ich die Hand ausſtreckte, thaten ſie einen Sprung, wohl auf zehn Schritt, und liefen die Bäume hinauf überegeſchwind, und von oben guckten ſie herunter, ganz ruhig, und ſchienen Freude zu haben an unſerer Verwunderung. Ihrer etliche waren ſo gewaltig groß, daß wir Alle nicht glaubten, uns ihrer erwehren zu können; aber der Dolmetſch ſagte uns, ſie wären nicht böſe und thäten nichts. Konnte uns auch nichts helfen, als ſie todtzuſchießen, ſo ließen wir doch unſere Büchſen ruhen; der Capitain aber legte die ſeine an auf einen großen Affen, der ganz oben auf einem Baume ſaß, und war ſchon lange vor uns hergelaufen. Nun mochte das Thier an anderen ſeines Gleichen ſchon geſehen haben, was ſolche Drohung des Jägers für ſchreckliche Folgen hat; darum war es ſo erſchrocken, daß es von ſeinem Aſte herunterſtürzte, regungslos zu unſeren Füßen lag und ſich auch greifen ließ ſonder Mühe. Als es aber wieder zu ſich kam von ſeiner Betäubung, da war große Gewalt nöthig und Geſchick, ihn zu halten. Die Pfoten banden wir ihm zuſammen, wobei er ſo wüthend um ſich biß, daß wir ihm Tücher über den Kopf werfen mußten."

Wer dieſe behendeſten aller Geſchöpfe nur in Menagerieen oder im Zuſtande der Gefangenſchaft geſehen hat, der macht ſich freilich keinen Begriff von ihrem wilden, raſtloſen Springen und Treiben in den heimatlichen Wäldern; die höchſten Bäume auf und nieder im Nu, von Wipfel zu Wipfel, nach Früchten oder Vogelneſtern ſuchend — denn ſie ſind die ausgemachteſten Eierdiebe — nie allein, ſondern immer zu Schaaren; ein luſtig Leben, dem freilich mancher ſchlimme Feind unverſehens und plötzlich ein Ende macht. Am meiſten haben ſie ſich vor den Schlangen zu fürchten, die unter dem dichten Laube zuſammengerollt verborgen liegen und plötzlich hervorſchießend ihre ſorgloſe Beute umſchlingen. Der Menſch, dieſer Alldespot und Allverfolger, ſtellt ebenfalls dem Affen nach, und oft fühlt der Jäger ſich, wenn es ſchon zu ſpät iſt, von Mitleid bei den Todeskämpfen dieſes ſo fröhlichen und ihm ſelbſt ſo ähnlichen Thieres ergriffen.

„Ein ganzes Rudel von Affen — ſo erzählt ein Reiſender in Süd-Amerika — von uns aufgeſtört, ſchwamm auf dem Fluſſe vor uns her; nur eines von den Thieren, neugieriger als die anderen, blieb ſitzen, wiegte ſich auf einem großen Aſte, der über dem Waſſer hinaushing, und betrachtete uns, wie wir mit dem Kanoe herankamen, mit der größten Aufmerkſamkeit; es mochte uns wohl für Rieſen von ſeiner eigenen Gattung halten. Dabei ſchrie und ſchmatzte es in einem fort und erhielt den Aſt, worauf es ſaß, durch ſein Springen in beſtändigem Auf- und Niederſchweben. Ich legte meine Flinte an, und im nächſten Augenblick war das Thier von dem Baume geſtürzt; ich holte es aus dem Waſſer heraus. Der Anblick war ſo herzzerreißend, daß ich ihn um Alles in der Welt nicht noch einmal beſtehen möchte. Das arme Thier war nicht todt, aber tödtlich verwundet; um nun ſeinen Leiden ſchnell ein Ende zu machen, ergriff ich es mit beiden Händen beim Schwanze und ſchleuderte es durch die Luft, um ihm den Kopf

Digitized by Google

an der Seitenwand des Kanoe zu zerſchmettern. Es gelang mir nicht, und das arme Geſchöpf ſah mich mit ſo bittenden, um Barmherzigkeit flehenden Augen an, daß ich es nicht aushalten konnte. Ich hielt es mit dem Kopfe unter dem Waſſer, bis es erſtickte; aber ſeine kleinen Augen blieben noch brennend auf mich gerichtet, wie mit ſtillem Vorwurfe über meine Grauſamkeit. Ich war ſo ergriffen, daß ich hernach von dem Fleiſche des Thieres, welches meine Gefährten zubereitet hatten, keinen Biſſen eſſen konnte, obgleich meine Kameraden ſichs wohlſchmecken ließen." Der Leſer wird die Reiſenden damit entſchuldigen, daß ſie um ihres Unterhaltes willen genöthigt waren, auf die Affen Jagd zu machen; die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen. Auch verſichert man, daß das Fleiſch mancher Affen, von gewiſſer Gattung oder in gewiſſem Alter, recht zart und lecker iſt. Aber es kommt doch wohl den Meiſten kannibaliſch vor, Affenbraten zu ſchmauſen.

Bei dem beſtändigen Baumauf- Baumab-Klettern und Springen dieſer unruhigen Thiere in ihren heimatlichen Wäldern iſt, natürlich um der Jungen willen, die noch nicht mitklettern können, die größte Vorſorge von Nöthen, damit ſie nicht herabſtürzen. Der Inſtinkt treibt daher die jungen Affen, ſich feſt anzuklammern, wo ſie nur können, ganz beſonders aber an ihre Mutter. Zu dieſem Zwecke haben ſie in ihren vier Füßen, und namentlich in den Vorderpfoten, eine große Kraft. Wir ſahen Affenweibchen mit ihren Jungen im Käfig einer Menagerie, und in dieſem engen, niedrigen Gefängniſſe war jener Inſtinkt in der Mutter und in dem Jungen doch ſo lebhaft, ſie war ſo beſorgt, ihr Kind nicht fallen zu laſſen, das Kleine ſchlang ſich ſo eng und feſt um ihren Leib, als wären ſie noch daheim und ſchwängen ſich in freier Luft über die höchſten Aeſte und Wipfel. Es war ein gutes Beiſpiel zur Erläuterung des Unterſchiedes zwiſchen Inſtinkt und Vernunft.

Eine kleine Anekdote mag hier ihren Platz finden, welche Levaillant in der Einleitung zu ſeiner erſten Reiſe erzählt. Er lebte als junger Mann zu Paramaribo im Holländiſchen Guiana, ſeinem Geburtsorte, und hatte ſchon damals eine große Inſekten-Sammlung angelegt. Eines Tages ging er mit ſeinen Gefährten auf die Jagd, und ſie erſchoſſen ein Affenweibchen. „Das Junge, was ſie auf dem Rücken trug, war nicht verwundet; wir nahmen beide mit nach Haus, und als wir in der Pflanzung anlangten, hatte das kleine Aeffchen noch nicht von den Schultern ſeiner Mutter losgelaſſen. Ein ſtarker Neger mußte kommen und mir helfen, es loszumachen, aber im nächſten Augenblick ſprang es, wie ein hüpfender Vogel, auf den Perrückenſtock daneben, worauf meines Vaters Perrücke ſaß; um den klammerte es ſich mit ſeinen vier Pfötchen und war nicht herunter zu kriegen. Offenbar war es durch ſeinen Inſtinkt getäuſcht und glaubte noch immer auf dem zottigen Rücken ſeiner Mutter zu ſitzen; auch ſchien es ſich in dieſem Wahne ſo wohl zu befinden, daß ich ihm ſeinen Willen ließ. Ich fütterte es mit Ziegenmilch. Drei Wochen lang blieb das Thier an der ſtiefmütterlichen Perrücke hängen; dann emancipirte es ſich glücklich und wurde durch ſeine neckiſchen Geberden und Streiche der Liebling des ganzen Hauſes." Etwas Poſſierlicheres läßt ſich wohl kaum denken, als ein Aeffchen, das einen Perrückenſtock gar zärtlich umhalſt, als wenn's ſein „lieb Mütterchen" wär'; aber die Geſchichte nahm für den verwaiſten armen Schelm ein gar klägliches Ende: „denn leider, — ſo erzählt Levaillant weiter, — ich hatte zu meiner Heerde den Wolf ins Haus genommen. Eines Morgens hatte ich unvorſichtiger Weiſe die Thür zu meinem Zimmer offen gelaſſen, und wie ich wieder eintrete, ſiehe, da war der kleine Schlingel über meine Käfer und Schmetterlinge gerathen und ſchmauſte ſie zum Frühſtück. Im erſten Zorn hätte ich ihn erwürgen mögen, aber er war für ſeine Gefräßigkeit nur zu bitter geſtraft; mit den Inſekten hatte er etliche Nadeln heruntergeſchluckt und wand ſich jetzt unter den fürchterlichſten Schmerzen. Der Anblick zerſchnitt mir das Herz; ich bemühte mich, ihm zu helfen, ich weinte, ich rief alle unſere Sklaven, aber keiner wußte Rath; das arme Thier gab unter Qualen ſeinen Geiſt auf."

Die Form des Kopfes und Schädels iſt bei manchen und ganz beſonders bei jungen Affen der menſchlichen ſehr ähnlich; auch nach der von Camper zuerſt aufgeſtellten, von Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire anerkannten Theorie des Geſichtswinkels darf man dieſen Thieren einen ziemlich hohen Grad von Intelligenz zutrauen, da jener Winkel bei einigen menſchenähnlichen Vierhändern ſich in der Jugend bis zu 65° öffnet. Aber mit vorſchreitendem Alter ſinkt das Geſicht immer mehr in den thieriſchen Charakter zurück, die Stirn tritt flach zurück, und der Camperſche Winkel verengt ſich bis auf 30°. Wenn man von Orang-Outangs und Schimpanſen lieſt, die ſo außerordentliche Beweiſe von Verſtand, Gelehrigkeit und Gutartigkeit gegeben, ſo iſt immer nur von jungen Thieren die Rede; die alten ausgewachſenen ſind gar nicht mehr liebenswürdig, ſondern unzähmbar wild, boshaft und tückiſch.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Sketches of the Pyrenees. — Von dem Verf. der „Rheinlands-Erinnerungen". (Dieſe Pyrenäen-Skizzen ſind mit dem früher erſchienenen „Sommer in den Pyrenäen" von J. E. Murray nicht zu verwechſeln.) 2 Bde. 24 Sh.

The curate of Steinholt. — Erzählung aus Island. 2 Bde. 18 Sh.

Geraldine, a tale of conscience. — 2 Bde. 12 Sh.

The city of the Sultan. — Von Miß Pardoe. 2 Bde. 32 Sh.

History of Mahomed and his successors. — Von W. Syme. 3 Sh.

Frankreich.

Muſikaliſche Salons in Paris.

(Schluß.)

In dem Salon der Gräfin Merlin weiß man durchaus nichts von muſikaliſcher Partheilichkeit oder Ausſchließung; man fragt erſt nach dem Paſſe eines Künſtlers, nachdem man ſeinem Talente applaudirt hat. Kunſtliebhaber und Politiker, die die verſchiedenſten Anſichten und Meinungen haben, begegnen ſich dort, ohne ſich jemals unangenehm zu berühren; niemals ſtören laute Unterhaltungen oder Diskuſſionen die Muſik, und wenn ſich wirklich einmal einige ſonore Worte hören laſſen, ſo geſchieht das, weil man jetzt gern ganz laut mit ſeinen Meinungen kokettirt und dieſe Gewohnheit überhaupt jede Art von Harmonie ſtört. Hier ſah man früher die größten Talente ihre Rivalität vergeſſen, um das Muſter der vollkommenſten Ausführung darzubieten und die Erwartungen und Wünſche des Komponiſten ſogar zu übertreffen. Roſſini hörte oft mit lautloſer Bewunderung ſeine brillanten Duette von der Malibran und der Sontag ſingen. Jene Eiferſucht, die das Publikum ſo gern erregt und anreizt, wich hier dem Wunſche, der liebenswürdigen Frau vom Hauſe zu gefallen, und alle ausgezeichnete Partituren von Bellini, Roſſini, Meyerbeer und Donizetti wurden hier verſucht, ehe ſie auf der Bühne die glänzendſten Erfolge krönten. Kurz, die feine Welt von Paris iſt daran gewöhnt, in dieſem Salon alle Koryphäen der Muſik zu bewundern. Der melodiſche Glanz dieſer brillanten Konzerte triumphirt über die Kälte des Publikums unſerer modernen Salons; denn man könnte noch mehrere Geſellſchaftsſäle anführen, in denen vortrefflich muſizirt wird; aber, guter Gott! wie wenig Intereſſe erregt das bei den Zuhörern! Ein tödtlicher Schauder durchläuft den unglücklichen Künſtler, wenn er vor dieſem Kreiſe von reich geſchmückten Frauen, die einzig und allein mit ihrem Putze beſchäftigt ſind, ſein Talent produziren ſoll! Zuerſt raubt ihm ſchon der bange Zweifel an der Möglichkeit, auf dieſen kalten gleichgültigen Geſichtern ein Zeichen der Bewegung hervorzubringen, die Hälfte ſeines Talentes, und wenn die andere Hälfte dann auch wirklich auf eine kleine Anzahl von Kunſtliebhabern wirkt, die ſich nicht durch einige hörbare Beifallszeichen zu kompromittiren fürchten, ſo wiederhallt das Echo dieſer ſchüchternen Bravos, die auf eine Eismaſſe fallen, in dem großen weiten Saale ſo traurig, wie ein Almoſen, das eine mitleidige Hand in einen hohlen Stamm wirft. Wenn man dieſe jungen hübſchen Frauen, die für die lieblichſten Töne unempfindlich bleiben, beobachtet, ſo ſollte man glauben, daß irgend ein großer wichtiger Gedanke ihre ganze Seele ausſchließlich beſchäftige und ſie für alles Andere theilnahmlos mache; aber mit welcher Energie mögen ſie ſich wohl vor dem Konzerte in Schmähworten gegen Putz- und Modehändlerin ergoſſen haben, die ein Hut oder ein Kleid nicht zu rechter Zeit oder wohl gar unkleidſam ablieferten!

Wir wollen hoffen, daß dieſer übel angebrachte Eifer ſich bald wieder auf einen würdigeren Gegenſtand lenken werde, und daß die ausübenden Künſtler nicht mehr lange zu den Anſtrengungen der unnatürlichſten Leidenſchaften ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Apathie ihres eleganten Auditoriums zu überwinden; denn wenn wir auch die Unbeweglichkeit und das Stillſchweigen, welches oft den entzückendſten Melodieen folgt, bedauern, ſo thut es uns doch noch viel mehr leid, von jungen ſchönen Mädchen und Frauen die heftigſten Klagen verrathener Liebe oder den bis zur wildeſten Raſerei geſteigerten Wahnſinn einer armen Verlaſſenen leidenſchaftlich vortragen zu hören, weil ſie ihre ganze Kraft aufbieten müſſen, um einen in dumpfe Gefühlloſigkeit verſunkenen Salon zu elektriſiren. Dieſe in Muſik geſetzten Seufzer und Wehklagen über die Unbeſtändigkeit oder Kälte eines Undankbaren nehmen jetzt wirklich überhand, und wenn die Lieder, wie die Luſtſpiele, ein Spiegel des Jahrhunderts wären, ſo müßten wahrlich die Frauen unſerer Zeit der Nachwelt als ewig ungeliebte, langweilige und weinerliche Weſen erſcheinen. Iſt es denn nicht auch eigentlich ganz unpaſſend, von dieſen jungfräulichen friſchen Stimmen nichts als ſo verliebte Seufzer zu hören? und würden unſere jungen Mädchen, deren natürliche Schüchternheit einen ſo auffallenden Kontraſt mit dem Inhalt ihrer Lieder darbietet, nicht liebenswürdiger erſcheinen, wenn ſie eine ſanfte melancholiſche Romanze mit Gefühl vortrügen, ſtatt alle Konvulſionen der Verzweiflung in ihrem Geſange auszudrücken und nachzuahmen? Wenn ich übrigens dieſe Mode tadle, ſo geſchieht das nur, weil ich es gern verhindern will, daß ſie in unſere Salons wieder eingeführt werde; denn für dieſen Augenblick ſcheint ſie mir, Gottlob! gänzlich daraus verbannt zu ſeyn. Die hübſchen Romanzen, die Mad. Damoreau während des letzten Winters ſo entzückend ſang, waren bald allgemein verbreitet, und alle junge Damen, die mit Recht Anſprüche auf guten Geſchmack machen, ziehen ſie den anderen modernen Geſangſtücken vor und beeifern ſich, der gefeierten Künſtlerin nachzuahmen. Der alte kernige gute Ton unſerer Pariſer Geſellſchaftsſäle, den man, wie alle alte Mächte, ſo gern mit bizarren Bonmots und Shakſpeareſchen Witzen angreift und beleidigt, übt alſo nichtsdeſtoweniger ſeinen Einfluß auf die Mehrheit des Publikums aus.

Die Wahrheit dieſer Behauptung wird hinlänglich, glaub' ich, durch den Eifer beſtätigt, den das höhere feine Publikum zeigt, um den Einladungen des Grafen und der Gräfin Merlin Folge zu leiſten. Man ſucht ſich von allen früheren Engagements, von Bällen oder großen Geſellſchaften frei zu machen, man ſcheut weder Schnupfen, noch irgend ein anderes Unwohlſeyn, um bei der Gräfin die ſchönſte Muſik aufs Vortrefflichſte ausführen zu hören. Und dann hat es ja etwas unausſprechlich Edles und Intereſſantes, einen alten mit Ruhm bedeckten Offizier den Künſten huldigen und die Künſte ſo gaſtlich aufnehmen zu ſehen; denn wie oft geht ſolchen ausgezeichneten Kriegern der Sinn für alle höhere Genüſſe der Seele in dem Getümmel der Schlachten verloren. Das Talent der Gräfin wird jetzt durch die herrliche Stimme ihrer Tochter unterſtützt, und die Duette, die von Mutter und Tochter mit doppelter Lieblichkeit geſungen werden, verſchaffen wirklich einen doppelten Genuß.

Man muß übrigens nicht glauben, daß dieſer Salon nichts als ein rein muſikaliſches Intereſſe biete. Wenn es vielleicht einmal den auf dem Programm des Konzerts verzeichneten Perſonen an Stimme oder gutem Willen fehlen ſollte, um mit ihren Leiſtungen Muſikliebhaber zu entzücken, ſo würde man dort noch immer genug geiſtreiche Leute antreffen, um für die Entbehrung eines Vergnügens durch den Genuß

Digitized by Google

eines anderen entſchädigt zu werden. Man wird vielleicht ſagen, daß es eigentlich ganz unnütz ſey, ſo vortreffliche Muſik in Gegenwart von Perſonen aufführen zu laſſen, die, ſtreng genommen, ihrer nicht bedürfen, um ſich zu amüſiren, denn der Reiz einer intereſſanten Unterhaltung übertrifft jeden anderen; aber ich glaube, daß man nur von denen Stillſchweigen erlangt, die im Stande ſind, es auf eine angenehme Art zu brechen, und da unbedeutende Perſonen gewöhnlich laut und viel ſprechen, ſo iſt es gut, ihnen geiſtvolle Männer gegenüber zu ſtellen, die wohl ſchweigen können und für welche die Muſik eine Quelle der ſchönſten Inſpirationen iſt; denn alle Talente ſind ja mit einander verſchwiſtert. Ja, Geiſt und Talent ſind die Stifter einer großen Brüderſchaft, deren Glieder ſich überall erkennen und, trotz ihrer verſchiedenen Sprachen, auch verſtehen. Der Neid mag ſich noch ſo ſehr bemühen, ſie zu entzweien, er mag ſie verfolgen und trennen wie er will, ſie finden ſich doch einmal zuſammen, und wenn ſie einander begegnen, ſey es auch am Ende der Welt, ſo reichen ſie ſich die Hand und lieben ſich, wie die Kinder einer einzigen Familie. — Wir müſſen alſo den wenigen ausgezeichneten Perſonen, die ſich noch ein Vergnügen daraus machen, dieſe Glieder in ihrem Hauſe zu verſammeln, aufs herzlichſte dafür danken; bei ihnen werden Fremde noch jetzt jene Verehrung der Künſte, jene geiſtigen Feſtlichkeiten und jene feine Höflichkeit wiederfinden, die ſo lange Frankreich vor allen anderen Ländern auszeichneten. Wir werden gewiß einſt zu großen Politikern werden, denn man giebt ſich ja ſchon ſeit vierzig Jahren die größte Mühe, um dieſes Ziel zu erreichen; aber die Erziehung der Völker iſt langwierig, ſchwer, und deshalb glaube ich, daß es geſcheidt wäre, wenn wir unſere geſelligen Annehmlichkeiten nicht eher bei Seite legten, bis wir jene hohen Tugenden, jene erhabene Weisheit erlangt haben, die unter freien Regierungen ſo unumgänglich nothwendig ſind. Warum ſollen wir einen Putz ins Feuer werfen, der uns zierte und verſchönerte, ehe wir ein feſtes, undurchdringliches Kleidungsſtück beſitzen, das uns gegen alle politiſche Stürme ſchützt? Bis wir zu dem nationalen Paradieſe gelangen, wo die Märtyrer aller Partieen ihre Palmen auf den Altar des Vaterlandes niederlegen werden, müſſen wir uns mit dem Erbtheil unſerer Väter begnügen, und wie in jenen jetzt ſo verrufenen Zeiten, wollen auch wir, wo möglich, noch einige Jahre für Geiſt, Talent, Vergnügen, Ruhm und Genie leben.

Eine Reiſe mit dem Packetboote.

Seit zehn langen Tagen lagen wir, 200 an der Zahl, feſt eingepfercht in Calais bei Meurice oder bei Deſſin und konnten noch immer nicht über den Engliſchen Kanal, „English Channel“, wie die Engländer ſehr beſcheiden den Kanal La Manche zu nennen pflegen. Es war gerade volles Frühlings-Aequinoctium, der Wind blies heftig auf die Küſte, und das Meer ſtürmte furchtbar.

So waren wir denn verdammt, hier feſtzuſitzen und um die Wette zu fluchen und zu gähnen, denn Gott weiß, ob es Einer in Calais zehn Tage lang aushalten kann, ohne vor Langeweile umzukommen. Sobald man in den erſten vierundzwanzig Stunden die paar leeren Straßen der Stadt durchwandelt, den Paradeplatz ſeiner Länge und Breite nach durchmeſſen, die Wälle und das Arſenal beſucht, die Citadelle bewundert, das Rathhaus in Augenſchein genommen und des Nachts den beweglichen Leuchtthurm des Hafens lorgnirt hat, iſt man ſo ziemlich mit ſämmtlichen Merkwürdigkeiten des Ortes fertig. Zwar hat man dann noch in der letzten Noth draußen den Hafen, den Damm und das Court-Gain übrig, aber zu unſerem Unglück war durch die Schuld der Windsbraut der Hafen in dem jämmerlich ſchmutzigſten Zuſtand von der Welt, den Damm hatte die Fluth überſchwemmt, und das Court-Gain war ganz in Wallung und Aufruhr. Die ehrlichen Fiſcher, welche dort wohnen, voller Wuth, ſich nicht aufs Meer wagen zu können, empfahlen ſich der Gnade aller Heiligen im Paradies, in einer Sprache, die ſelbſt den Teufel ſchrecken konnte.

Was mich betrifft, ſo war ich ſchon ſo weit, der zauberiſchen Macht ſo vieler angenehmer Dinge auf einmal zu erliegen, als plötzlich eines Morgens mit Anbruch des Tages alle Echos des Meuriceſchen Hotels von dem Geſchrei zu Schiff! zu Schiff! wiederhallten. Ich muß geſtehen, niemals hat mir der Tambour der Nationalgarde, der alle Monate unter meinem Fenſter ſchlägt, um mich tapferen Stubenhocker zum Dienſt des Vaterlandes abzurufen, niemals, ſage ich, haben dieſe Töne mein Trommelfell ſo unausſprechlich angenehm gekitzelt, als dieſer überraſchende, ungeahnte Ruf. Da hätte Einer ſehen ſollen, was für ein Spektakel, was für ein Treiben und Wogen im ganzen Hotel entſtand, wie die Jungens und Marqueurs ſich rechts und links unter einander drängten und wie Tollhäusler hin und herliefen, man hätte wahrhaftig geſchworen, daß eines der größten und wichtigſten Ereigniſſe in Calais zur Welt kommen ſolle. Und es war doch nur ein kleines Packetboot, das die Segel aufzog!

Wie bekannt, wacht ein guter Genius über allen Reiſenden; auch ich hatte einen in Calais, nur in menſchlicher Form, mit Fleiſch und Knochen, mit Körper und Seele, mit Arm und Bein, mit Zunge und Händen; auch dieſen könnte man, wie jeden anderen Schutzengel, einen allgemeinen und allwiſſenden nennen, ſo viel Leuten dient er auf einmal, ohne ſich doch im geringſten zu irren. Sein Name iſt Allègre, weit und breit berühmt im ganzen Pas-de-Calais. Beim erſten Lärm im Hotel war ich auf der Stelle aus dem Bett geſprungen, als genannter Genius an die Thür klopfte, ſich meines Paſſes und Felleiſens bemächtigt und mir im Fluge die wenigen Worte ins Ohr flüſtert: „Raſch, raſch, in den Hafen!“ Donner! dachte ich, wer weiß, ob für alle Leute auf dem Schiff Platz iſt, da heißt's ſputen. In zwei Minuten war ich da; ich war um ſo hurtiger hingelaufen, als ich ſeit dem vorigen Abend noch ganz nüchtern war.

So hatte mich denn endlich das Packetboot aufgenommen, deſſen Namen ich aus Gründen verſchweigen will, nur ſo viel ſey bemerkt daß zu jener Zeit der göttliche Dampf noch nicht gebräuchlich war. Schon ſeit einer Stunde machte ich meine Runde auf dem Verdeck, die Hände reibend und mit den Geſundheitsſchuhen ungeduldig hin und her tretend, ich und noch an dreißig Paſſagiere, die es ſich gleich mir hatten einfallen laſſen, ſich zu ſputen. Die Luft blies ſo friſch, die Segel knarrten und klapperten; wir hatten gerade den Wind hinter uns; ſo konnten wir ſchon in zwei Stunden recht gut die Engliſche Küſte berühren.

Aber nun ſoll ſich doch Einer in dieſer Welt auf irgend etwas verlaſſen können! Es iſt bekannt, was man ſchon bei einer Diligence für Noth hat mit der erdrückenden Fluth von Packeten und Briefen, von Empfehlungen, von Abſchiedskarten, von Umarmungen und von Gott weiß, was noch für Geſchäften und Sachen, die gar kein Ende nehmen wollen; aber dieſes Fegefeuer iſt wahrhaftig nichts gegen die Hölle eines Packetbootes. Da kommen zuerſt die Wagen, dann die Pferde, dann wieder ein unüberſehbarer Haufen Felleiſen, und die fehlenden Erlaubnißſcheine und noch ein ganzes Dutzend hochwichtiger Perſonen, die man zu erwarten hat, und die enormen Waarenballen, die nach kommen ſollen, und ſo geht das in einem fort, ohne Aufhören, kurz, es iſt rein zum Berſten. Dazu kommt nun noch, daß man ſich auf dem Verdeck alle Augenblicke bald einen Stoß mit dem Ellenbogen, bald einen Puff am Rücken gefallen laſſen muß, und das Alles, ohne daß man, vorher gewarnt, ſich im geringſten in Acht nehmen kann; denn was das anbelangt, ſo machen die Herren Bootsknechte keine lange Komplimente; obendrein endlich rechne man das unaufhörliche Schaukeln des verdammten Packetboots, das die ganzen drei Stunden hindurch von der Fluth hin und her geſchleudert wurde, gewiß ein höchſt ergötzliches Herauf und Herunter, beſonders für jene glücklichen Sterblichen, die ein ſo weiches, gefühlvolles Herz beſitzen, wie ich.

Gott ſey's gedankt! endlich giebt der Capitain brummend das Zeichen zur Abfahrt. Schon ſind wir abgeſtoßen; bald haben wir die enge Straße des Hafens zurückgelegt und grüßen noch die Spitze des Dammes. Hier mußte ich ganz ſtill niederducken, denn als ich mich den vorigen Abend von jener majeſtätiſchen Stimme der Waſſer, die unter mir in der Finſterniß gleich fernem Donner brauſten, bis an den Leuchtthurm auf dem Damm verlocken ließ, da hätte nicht viel gefehlt, daß mir eine von den Wagen, ganz ohne Umſtände, das Garaus gemacht; und ich muß geſtehen, das Bett der Manche wäre mir doch etwas unangenehmer geweſen, als das bei Meurice.

Wir aber ſchoſſen hin mit einem luſtigen Wind; die Seevögel ließen ſich auf der Spitze unſeres Maſtbaums nieder, und um uns herum ſpielten die Meerſchweine und gaben die ergötzlichſten Sprünge zum Beſten.

Auf einmal ſchreit der Capitain mit einer Donnerſtimme: „He, ich hab's wohl vorher geſagt .... zwei Stunden zu ſpät! .... Dreht mir raſch das Schiff auf die andere Seite.“ Kaum war dieſes teufliſche Wort heraus, als das ſchreckliche Manöver begann und wir armen Paſſagiere mit gebeugtem Kopf, mit gekrümmtem Leib die furchtbaren Stöße bekamen, von denen wir uns immer aufs neue wieder aufhoben. Meine Füße beſonders, die ans Waſſer nicht ſehr gewöhnt ſind, überſtürzten ſich auf eine ganz hölliſche Manier. Zu unſerem Troſt fing auch das Meer an, ſich gräßlich emporzuthürmen, immer heftiger raſte der Wind in die Segel, und ſchon beſpülten einige Wogen das Verdeck.

In einem Nu flüchtete Alles in die Kajüte; ich haſſe die Kajüten mit ihren Theer- und Seewaſſergerüchen und ſo vielen anderen mehr oder weniger natürlichen Dünſten, die nicht zu ertragen ſind. Ich war zwar ſchon ohnedies krank, doch feſt angeklammert an das Verdeckgeländer, mit der Naſe in den Wind, konnte ich doch wenigſtens athmen, ja ich hätte ſogar trotz Allem wie ein feſter, weitgereiſter Seefahrer ausgeſehen, wären mir nicht dieſe verfluchten Schiffsumwendungen in den Weg gekommen, die mich fortwährend zwangen, den Platz zu ändern, und dieſe abſcheulichen Wogen, die mir jede Minute den Fuß liebkoſten, und endlich die eiſig kalte Luft, die mir faſt den Athem abſchnitt. — Uebrigens ſchwammen wir bei dem Allen immer weiter.

Fünf kleine Stunden gingen in ſo angenehmer Weiſe vorüber, als wir endlich die Küſte von Dover zu Geſicht bekamen; ſie breitete ſich recht gefällig vor unſeren Augen aus mit ihrer Citadelle und dem Hafen. Es war aber auch hohe Zeit, denn unſere Paſſagiere lagen ganz erſtickt und ohnmächtig in der Kajüte zerſtreut, und ich ſelbſt, bis auf die Haut durchnäßt und mit den Zähnen klappernd, ſpielte gewiß eine eben ſo miſerable Figur und verwünſchte das Meer zu allen Teufeln. Voll Sehnſucht ſtarrten meine Blicke nach der Küſte von Dover hin und verſchlangen gierig jene Sanddünen, die aber immer mehr vor uns zurückzuweichen ſchienen. „Infames Schaukeln!“ brummte ich, „verdammte Schiffsbretter; ſo nahe an feſtem, ſicherem Erdboden muß ich hier auf dem Verdeck gefeſſelt ſitzen bleiben und mich mit Macht an das Geländer klammern, um nicht den Geiſt aufzugeben!“

In dieſem Augenblick ſchien ſich meiner eine Art Schwindel zu bemächtigen; ich glaubte, auf einem ungeheuren Wogenberge in der Ferne von Zeit zu Zeit etwas zu ſehen, was, wie ein kleiner Kahn, mit aller Kraft der Ruder auf uns losſteuerte. Du armer Nachen! .... Ach, es war leider nur ein Traum.“ — Noch war ich in dieſe Täuſchung verſunken, als der Capitain zu mir herantrat: „Sehen Sie, mein Herr, da haben wir ſchon Dover.“ — „Ja wohl, ja wohl, Capitain“, erwiederte ich mit freudig hoffender Geberde. — „Zum Unglück kommt der Wind von der Küſte“, ſprach er; dann fügte er mit beiſpielloſer Gleichgültigkeit hinzu: „Wir werden laviren müſſen.“ — „Was ſagen Sie? Laviren!“ rief ich, wie niedergedonnert durch dies Schreckenswort. — „Na! Beruhigen Sie ſich, wir fahren aufs hohe Meer; morgen aber und nicht ſpäter kommen wir ganz ſicher mit der Fluth nach Dover.“

Digitized by Google

Sprach's und wandte den Rücken; ich aber in der furchtbaren Aufregung, in welche mich dieſer kalte Todesſpruch geworfen, raffe mich empor, laufe dem Teufels-Capitain nach, um ihn anzureden, ihm zu Füßen zu fallen, ihn durch Bitten zu erweichen und noch Gott weiß was.... In dieſem Augenblick, wie ich ſo im beſten Zuge, ohne Böſes zu ahnen, über die Mitte der Brücke hinrenne, mußte man gerade zum funfzigſten Male das Schiff auf die andere Seite drehen. Im Nu falle ich der Länge nach auf die Naſe hin und liege ſo mit ausgeſtreckten Füßen und über einander gelegten Armen, mit keuchendem Bauche quer über dem Verdeck, während mir auf der einen Seite der Hut, auf der anderen die Brieftaſche weit hinfliegt nach allen Winden.

„O ihr Geiſter meiner Ahnen! Warum mußte ich doch gerade jetzt in meinem heroiſchen Laufe gehemmt werden! Zwei Matroſen hatten die Gefälligkeit, mich lachend aufzurichten; einer gab mir meinen Hut zurück, und der Andere, noch ehrlicher, brachte mir meine Brieftaſche, welche außer einigen Schillings, die mir in der Seitentaſche herumrollten, mein ſämmtliches Reiſegeld enthielt; noch ein Sprung, und ſie fiel ins Meer, und ich hatte auch nicht mehr ſo viel, um mich nur eine einzige Stunde in Dover aufzuhalten."

So war ich denn wieder auf meine zwei Füße reſtituirt, Gott weiß wie; ich ſuchte, ſo gut es gehen wollte, meine übel zugerichtete Perſonnage wieder etwas in Ordnung zu bringen, aber ich keuchte und ſtöhnte furchtbar, es war mir Hören und Sehen vergangen.

Plötzlich erſchallen einige grobe Tritonenſtimmen, wie aus der Tiefe des Meeres; man läuft, man bewegt ſich um mich herum, und ein verworrenes Durcheinander von Geſchrei und Flüchen betäubt mir die Ohren: „Go dawn — Chien d'Anglais — Come along — Gagne au large." Ich lebe wieder auf, ich öffne die Augen, und was ſehe ich? ein an den Bord gebundenes Kanot, deſſen Herr mit ſeinen Go dawn's ſich wie ein Beſeſſener quälte. Kein Menſch rührte ſich, während der arme Nachen, von den Wogen hin und her gerollt, wie eine Nußſchale herumſprang. — Indeſſen blieb weiter nichts übrig; man mußte entweder die Nacht auf dem Meere zubringen oder in die Barke ſpringen, um noch heute nach Dover zu kommen.

Ein Menſch, der dem Ertrinken nahe iſt, umklammert mit Entzücken ſelbſt ein rothglühend Eiſen; ganz ſtill und heimlich berechne ich die Bewegungen des Kahns, und juſt wie er wieder an unſeren Kiel anſtößt, gebe ich mir einen raſchen Schwung, mitten durch den ſprühenden Regen hindurch, und falle ganz weich mit beiden Knieen auf die Querbänke des Kahns. Trotz dieſes ſchweren Falles richte ich mich ſtolz und muthig empor, wie ein zweiter Peter der Große, und appellire gleichfalls mit Stimme und Miene an die Fremden; aber wahrſcheinlich mußte der unvergleichliche Heroismus meines gefährlichen Sprunges nicht viel Liebhaber gefunden haben; genug auch nicht Einer folgte meinem Beiſpiele, und es mochte wohl kein ſehr einladendes, komiſches Schauſpiel abgeben, wie wir ſo in der leichten Barke herumtanzen mußten, ich und meine neuen Wirthe.

Endlich hat man das Tau noch näher angebunden, eine Leiter wird befeſtigt, und nach mannigfachen Schwierigkeiten und Unterhandlungen ſaßen wir nun ſchon acht Opfer an der Zahl (eine Frau mit begriffen) in dem verhängnißvollen Nachen.

„Glückliche Reiſe!" ruft uns der Capitain zu mit ironiſcher Miene „Let us go", erwiedert unſer Schiffspatron, und ſchon waren wir fort. Als ich die Augen emporhebe, da war kein Packetboot, kein Maſt mehr, es war Alles auf dem weiten Abgrunde verſchwunden. Ich weiß nicht, ob's auch meinen Unglücksgefährten, gleich mir, ein wenig ſchwarz vor den Augen geworden, als ſie ſich ſo auf einmal in einer gebrechlichen Barke der Wuth des aufgeregten Meeres preisgegeben ſahen; ſo viel iſt gewiß, daß ein dumpfes, muthloſes Schweigen unter uns herrſchte, das Schweigen der Angſt und des Schreckens.

Man hätte auch dieſe drohenden Wogenberge auf uns zuſtürzen ſehen ſollen; gleich beim Anblick der erſten, die ſich näherte, dachte ich, gewiß ſchon tauſendmal verſchlungen zu ſeyn. O Wunder über Wunder! ein Wort, ein Wink von dem Patron, und gehorſam ſenkt ſich der Rieſe und ſchleicht ruhig unter unſerem Nachen vorüber; ſo ging es mit allen übrigen. Das beruhigte uns wieder: nun, das geht vortrefflich, dachte ich bei mir, unſer Pilot iſt ein wahrer Nelſon.

Seit zwanzig Minuten ungefähr wurden wir ſo immer weiter nach der Küſte von Dover zu getrieben; hier folgten ganze Haufen von Neugierigen mit den Zeichen der lebhafteſten Angſt jeder Bewegung von unſerer Seite, und ſchon gedachte ich, bald den Sand unter den Füßen zu fühlen, als ſich plötzlich ein fernes Donnern und Brauſen, erſt ganz dumpf, dann immer deutlicher und ſtärker, vernehmen läßt; kaum drehe ich mich um, als meine Gefährten und ich von einem ſprudelnden Schaumregen ſalutirt werden. — Es war weiter nichts, als daß wir in die Brandung hineingekommen waren. — Bei einem ſolchen Spaß war noch Keiner von uns zugegen geweſen; kaum erholt man ſich wieder ein wenig und fragt nichts danach, puff! ſetzt's wieder einen neuen Guß, und noch einen, und wieder einen, kurz, es war Alles aus, unſere Barke füllte ſich mit Waſſer.

In ihrem Schrecken hatten ſich meine Nachbarn dicht an einander gedrängt, mit dem Rücken nach dem Meer zu gewandt, und ich, der näher an dem Patron ſtand, mußte den armen Leuten zum letzten Bollwerk dienen; ich hielt mich aufrecht ſtehend, feſt und unbeweglich wie ein Soldat beim Gewehrſchultern, und von jeder neuen Woge voller Reſignation meine Ohrfeige entgegennehmend. Jetzt drohte eine letzte Brandungswelle, uns unterzutauchen. — „Heda, wir werden unterſinken", ſchrie ich, ganz außer mir, dem alten Seehund zu. — „Never mind, be quiet, (nicht daran zu denken; ſeyd nur ruhig)", ſprach er kalt und kurz, ohne mich anzuſehen, dann giebt er ein Zeichen und ſeine beiden Matroſen ſtürzen ſich ins Meer. Zu welchem Zwecke, weiß ich nicht; denn ich ſah nichts mehr, ich war ganz betäubt, meine Augen waren voll Waſſer; auf einmal bekömmt die Barke einen raſchen Zug; wir dringen durch das Waſſer hindurch, — man bugſirte uns.

Kurz und gut, wir kamen noch gerade zurecht, um auf dem Sand zu ſtranden; nur noch eine Minute, und es war zu ſpät!

Die ſämmtlichen Details unſerer Landung will ich den Leſern erſparen. Die Frau, welche ſich mit uns gewagt hatte, lag ſchon längſt in Ohnmacht; die Leute transportirten ſie auf den Schultern ohne Beſinnung ins Zollhaus. Die arme Frau kam bald wieder zu ſich, aber leider nur, um etliche 50,000 Francs Spitzen, die ſie als Kontrebande mit ſich trug, vor ihren Augen ausgebreitet zu ſehen; ich glaube, ſie iſt vor Verdruß darüber geſtorben. Jetzt wage es noch Einer, im März-Aequinoctium, in einer Barke Promenaden über den English Channel zu unternehmen. (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Cooper in England. Herr Cooper ſcheint es mit aller Welt verderben zu wollen. Seitdem er, ſtatt der Prairieen und See-Abenteuer, Länder und Städte beſchreibt, ſeitdem er das Reich der Phantaſie mit Frankreich und England vertauſcht hat, iſt ſein literariſcher Ruhm ſo krank geworden, daß ihm die kritiſchen Aerzte in der alten wie in der neuen Welt kein langes Leben mehr verſprechen. Herr Cooper, der ſich in ſeinen Romanen in einer gewiſſen fernliegenden und durch ihre Neuheit intereſſanten Sphäre gehalten, hatte ſelber dadurch ein intereſſantes Relief bekommen; das gab ihm Vertrauen, ſeine Europäiſchen Leſer ſelbſt aufzuſuchen und dieſe nun ſogar zum Gegenſtande ſeiner Darſtellungen zu machen. Aber wie klein erſcheint in der Nähe der Mann, der ſich in der Ferne ſo koloſſal ausnahm! Was Herr Cooper über Frankreich, die Schweiz, Deutſchland und England und ſogar über die geſellſchaftlichen Zuſtände ſeines eigenen Vaterlandes in ſeinen letzten drei Werken hat drucken laſſen, ſteht auf ſo gleichem Niveau mit dem kleingeiſtigen Geſchwätz einiger Engliſcher, Franzöſiſcher und Deutſcher Touriſten, daß er wahrlich nicht nöthig gehabt hätte, ſich darum aus Amerika nach der alten Welt zu bemühen. Von ſeinen beiden vorangegangenen Schriften dieſer Art, den „Erinnerungen an Europa"*) und dem „Aufenthalt in Frankreich"**) haben wir bereits früher geſprochen. Sein neueſtes Buch heißt: „England; nebſt Skizzen der Geſellſchaft in der Hauptſtadt."***) Was unter ſolchen „Skizzen" heutzutage zu verſtehen ſey, bedarf kaum mehr einer Erläuterung; der Titel iſt gar zu oft ſchon da geweſen und bedeutet ungefähr ſo viel, als: viele Worte über Perſonen und Dinge und möglichſt wenige Gedanken über Geiſt und Gehalt. Cooper's „England" erfüllt dieſe Bedingungen auf das Vollſtändigſte; es ſind drei Bände voller kleiner Geſchichten von Mittagstafeln, Landpartieen und ungeheuren Ennüyancen, bei denen es nur unentſchieden bleibt, wer am meiſten dazu beigetragen, ob die Engliſche Geſellſchaft oder Herr Cooper. Lege man nur ja nicht etwa den Maßſtab der „Briefe eines Verſtorbenen" an dieſes Buch; ſie verhalten ſich zu einander, wie ein feingebildeter Mann zu einem Plebejer an Geiſt: der Eine hat das Talent, auch das Nichtige unterhaltend zu machen, während die Rohheit des Anderen ſelbſt in ſeinem Schweigen mitſpricht. Wir mögen dem republikaniſch erzogenen Amerikaner Manches zu gut halten, nur nicht gerade das Kleinliche! Franklin war auch ein Republikaner, und Waſhington Irving iſt es nicht weniger. Aber welche Anerkennungen hatte der Eine für die großen Männer in Frankreich, und wie beſcheiden und doch zugleich urban trat der Andere in England und ſelbſt in Spanien auf! Cooper dagegen weiß ſich nicht genug luſtig darüber zu machen, daß Lady Holland ihm die Vorzüge der Holländiſchen Häringe angerühmt, daß der Biſchof von London den Namen des Biſchofs von New-York Hubbart und nicht Hobart ausgeſprochen, und daß die Engliſchen Pairs an ſeiner Thür immer viel ſtärker und vehementer anzupochen pflegten, als die Mitglieder des Unterhauſes. Und ſolche Geſchichten theilt der Amerikaner als Charakter-Züge von Alt-England mit! Wollte er dadurch ſein Vaterland mit den Ausfällen gegen daſſelbe verſöhnen, die ſeine beiden vorangegangenen Schriften enthielten, ſo wird ihm das bei den fortwährenden Neckereien zwiſchen England und den Vereinigten Staaten vielleicht gelingen, aber ſeinem Geſchmack und ſeiner Urtheilskraft wird die gebildete Leſewelt, die ihnen ſchon ſeit zwei Jahren nicht mehr recht traut, nun vollends Lebewohl ſagen.

— Jedem das Seine! Der „Hamburger Korreſpondent" vom 8ten d. M. macht darauf aufmerkſam, daß die Franzöſiſchen Ueberſetzungen Schillerſcher Gedichte, deren wir in Nr. 53 des „Magazins" gedachten, gar nicht von Herrn Bonafont herrühren, ſondern von dieſem bloß aus einer im Jahre 1825 in Paris erſchienenen Sammlung Schillerſcher Poeſieen, überſetzt von Madame Morel†), abgedruckt worden ſind, ohne daß der eben ſo eleganten als zarten Ueberſetzerin von Herrn Bonafont auch nur mit einer Sylbe gedacht wurde. Madame Morel iſt bereits verſtorben und kann daher ihr Eigenthum nicht ſelbſt vindiziren; wir glauben jedoch, einer Todten dieſe Ehrenerklärung um ſo mehr ſchuldig zu ſeyn.

*) Recollections of Europe etc. — London, 1836.

**) A residence in France, with an excursion up the Rhine, and a second visit to Switzerland. — Paris, 1836.

***) England; with sketches of society in the metropolis. By J. Fenimore Cooper. 3 vols. London, 1837.

†) Choix de pièces fugitives de Schiller, traduites de l'allemand, par Madame Morel. Paris, Le Normant père, 1825.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 71. Berlin, Mittwoch den 14. Juni 1837.

Frankreich.

Die Feſte in Fontainebleau.
Von Jules Janin.

.... Nachdem ich mehrere Tage von nichts Anderem ſprechen gehört, als von jener jungen Prinzeſſin, die auf ihrer Reiſe ſo großen Enthuſiasmus erregt hatte, kam mir endlich auch die Luſt, ſie mit der Menge in Fontainebleau zu begrüßen und Einer der Erſten zu ſeyn, die bei ihrer Ankunft Vivat! riefen. Ich war allerdings lange unentſchloſſen; die Reiſe kam mir wie eine Laſt vor, mir armen geängſtigten Reiſenden, der ich mir aus jeder Stadt, die ich paſſire, eine Feindin zu machen pflege; aber als ich erſt die Anekdote gehört, die am Morgen meiner Abreiſe überall zirkulirte, da hielt mich nichts mehr zurück. Die Prinzeſſin Helene hatte den Herzog von Broglie auf den Anhöhen von Bergen an ein Gefecht erinnert, das ſein Großvater, der Marſchall, dort gewonnen hatte. Ei, einer jungen Dame, die unſere Geſchichte ſo vortrefflich kennt und die eines Tages einmal einen ſo bedeutenden Platz darin einnehmen ſoll, muß man ja wohl entgegen gehen!

Aber, ſagte man mir, wie wollen Sie's anfangen? Die Stadt iſt mit Fremden angefüllt, das Schloß von Soldaten umgeben, der Wald iſt zum Lager geworden, und die in Fontainebleau angehäuften Paläſte, die nur einen einzigen Palaſt bilden, ſind nicht geräumig genug, um alle Gäſte zu faſſen, die zu dieſem Königlichen Feſte geladen ſind. Ueberdies — wer ſind Sie denn? Was haben Sie für eine Uniform? Was für einen Titel? — Ach, Lieber, Sie haben vollkommen Recht; ich bin gar nichts, und was die Uniform betrifft, ſo beſitze ich nur einen ſchwarzen Frack, der ſchon ſechs Monat alt iſt — indeſſen ich gehe doch nach Fontainebleau.

Der Weg war ſo ſchön; die Sonne ſchenkte uns ihre erſten Frühlings-Strahlen; die Bäume wurden von Stunde zu Stunde grüner; wie durch einen Zauber ſah man plötzlich die künftige Aerndte hervorſprießen, die geſtern noch traurig in der Erde vergraben lag. Die munteren Poſtillone, mit bunten Bändern um die Hüte, trieben ihre Pferde in dem durchſichtigen Staubwirbel. Das war wirklich Freude, wirklich Staub, wirklich Sonne! Schreckliches Wetter für die Spekulanten, die bereits daran gedacht hatten, das Getraide aus Odeſſa herzuholen!

Wir fuhren wie die Fürſten. Wer uns ſo raſch vorüberkommen ſah, der ſagte: Ganz gewiß war das ein Deputirter! Ganz gewiß ein Miniſter! Ganz gewiß ein Pair von Frankreich! Das war eine hohe Perſon, ganz gewiß! Es war aber Niemand, als wir ſelbſt.

Die Stadt Fontainebleau hatte ein triumphirendes Anſehen. Ueberall war Bewegung, überall Feiertag. Die Prinzeſſin wurde um vier Uhr erwartet; es war Mittag, als wir unſeren Einzug in die Stadt hielten. Zu unſerer großen Freude wurde es uns ziemlich leicht, ein Bett und ein Zimmer zu finden. Um zwei Uhr waren wir bereits im vollen Staat; die Prinzeſſin konnte alſo kommen.

Wie prächtig ſind doch die Gärten von Fontainebleau! Ehrwürdige Bäume, alte Buchengänge, Fontainen und Kaskaden hier und dort bilden einen majeſtätiſch-erhabenen Anblick. Hier ein ſchöner Teich, und in der Mitte dieſes Teiches ein vom Kaiſer gebauter Pavillon! Im Sommer hielt der Kaiſer hier ſein Conſeil, und hier träumte ich gedankenvoll einen wunderbaren Traum von den Größen dieſer Erde, die einſt von dieſen Wellen hier getragen wurden, ohne daß auch nur eine Spur von ihnen geblieben wäre! Ich träumte noch, als plötzlich die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten und die Janitſcharen-Muſik ihr Fanfare ertönen ließ. Fort, fort! Faſt hätte ich zu lange geſchwärmt und darüber heute die Prinzeſſin verſäumt!

Ich ſchreite in aller Eile quer über den Garten nach der großen Pforte. An derſelben ſagt mir ein Wachthabender ſehr höflich: „Hier darf man nicht hinein!“ Doch er beſann ſich und meinte: „Sie haben ſich vielleicht verſpätet, weil Sie den Weg durch das Schloß genommen. Treten Sie nur gefälligſt ein, mein Herr!“ Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen und trat ein. Die ganze Garniſon war unter den Waffen. Ein ſchönes Kavallerie-Regiment nahm die eine Seite des Hofes ein, während auf der anderen Seite das brillanteſte, jugendlichſte, munterſte und eleganteſte Huſaren-Regiment, das jemals exiſtirte, ſeitdem es Huſaren giebt, aufmarſchirt ſtand. Es iſt dies ein Muſter-Regiment. In den feinſten Scharlach gekleidet, iſt dieſer Scharlach von verſchwenderiſcher Hand mit Silber, mit Stickereien und mit den lebhafteſten Farben bedeckt. Kommandirt wird dieſes Regiment ebenfalls von einem Muſter-Offizier, von dem Oberſt Brack, und das iſt genug geſagt. Aber ach, es ſollte dies der letzte Tag des Oberſten bei ſeinem Regimente ſeyn; es hieß, er ſey zum General avancirt.

Alles, was ich drüben sub tegmine fagi gehört hatte, war nur ein blinder Lärm geweſen. Die Trompeter der Huſaren wollten ſich in Uebung erhalten, und nun ließen ſie ihre Inſtrumente wie einſt die Drommeten im Thale Joſaphat erſchallen. Die Tamboure der Karabiniers antworteten den Trompetern, und zu allem dieſen kriegeriſchen Lärm kam noch das Geräuſch der Kanonen, die, von ihren vier Pferden gezogen, in dieſem umfangreichen Hofe umherfuhren. Sie ſtellten ſich hier in Schlachtordnung auf, hier am Fuße derſelben Treppe von Fontainebleau, wo einſt das größte Drama der Welt ſeine Entwickelung fand. Dreiundzwanzig Jahre ſind kaum verfloſſen, und es iſt, als ob es ſchon zwei Jahrhunderte wären, ſeitdem hier die alte Garde der großen Armee verſammelt ſtand, um von ihrem Heerführer und ihren Adlern für immer Abſchied zu nehmen.

Während ich mich allen dieſen ſchaarenweiſe zuſtrömenden Erinnerungen überließ, wurde die Sonne von einer Wolke bedeckt, von einer leichten Frühjahrs-Wolke. Einige Tropfen warmen Regens fielen auf jene ſchönen Uniformen, die dadurch nur noch um ſo glänzender ſchienen. Mein armer ſchwarzer Frack aber konnte keinen Regen und auch den leichteſten nicht vertragen; ſchon ſuchte ich mit den Augen ein Obdach, als plötzlich von allen Seiten gar vornehme Herren in gold- und ſilbergeſtickten, mit Palmen brodirten Uniformen und mit dem Degen an der Seite auf mich zukamen. „Komm nur hierher“, rief der Eine. — „Ich will Dir einen guten Platz verſchaffen“, ſagte der Andere. — „Hätteſt Du doch nur eine kleine Stickerei an Deinem Rock-Kragen“, meinte ein Dritter, „ſo könnteſt Du mit uns auf den Balkon des Königs kommen.“ — Ganz erſtaunt, die vornehmen Herren in dieſem Tone mit mir reden zu hören, betrachte ich ſie mir etwas näher, und ſiehe da! es ſind meine beſten Freunde. Unter ihnen befand ſich, mit dem wohlverdienten Commandeur-Kreuze der Ehrenlegion geſchmückt, der Baron von Taylor, der eben mit Meiſterſtücken der Spaniſchen Malerſchule beladen von der Pyrenäiſchen Halbinſel zurückgekehrt iſt. „Nun, wenn Ihr es ſo haben wollt, ſo folge ich Euch.“ Und ich folgte ihnen und befand mich bald auf dem ſchönſten Platz unter Dach und Fach, in einem kleinen Kabinet mit zwei Fenſtern. Eines dieſer Fenſter ging nach dem Balkon des Königs und das andere nach dem Schloßhof hinaus. So hatte ich die Ausſicht, vor mir das Gefolge der Prinzeſſin zu haben, während ich zu meiner Linken allen Bewegungen des Hofes folgen konnte, wenn man nämlich dieſen gothiſchen Namen einer momentanen Vereinigung der einflußreichſten Männer unſeres Landes geben darf.

Es ſchlug eben vier Uhr, und überall zeigten ſich Erwartung und Ungeduld. Da Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige iſt, ſo zog man daraus den Schluß, daß ſie auch die Höflichkeit der Prinzeſſinnen ſeyn müſſe. Aber wie ſollte dieſe junge Frau wohl pünktlich ſeyn, die auf jedem Schritte ihres Triumphzuges von den Maſſen aufgehalten wurde, welche ſie ſehen wollten? Während wir ſo da ſtanden und warteten, fragte mich einer meiner brodirten Freunde, ob ich wohl die Ausſtattung, den Trouſſeau der Prinzeſſin geſehen hätte? — „Nein“, ſagte ich, „ich kenne davon nichts, als die wundervollen von Roqueplan ausgemalten Fächer.“ — „Da bin ich glücklicher als Du“, erwiederte mein Freund; „ich habe Alles geſehen, und zwar ganz bequem, denn ich war allein in den ſchönen Zimmern des Prinzen. Und wenn der König nicht gekommen wäre und mich geſtört hätte, ſo glaube ich, daß ich noch jetzt dort ſtehen und Alles bewundern würde.“

Nun iſt der Freund, der mir dies erzählte, obgleich er etwas brodirter war als ich, doch eben auch nicht mehr als meine Wenigkeit. Wie war er aber in den Palaſt gekommen, den man mir ſo fürchterlich vorgeſtellt hatte? Er war bereit, es mir zu ſagen, und ich hörte ihm zu, obwohl ich aufmerkſam auch auf das geringſte Geräuſch blieb, das unten vom Schloßhofe herkam. (Fortſetzung folgt.)

England.

The Eastern Seas etc. (Der Oeſtliche Ocean, oder Reiſen und Abenteuer im Indiſchen Archipel, in den Jahren 1832—34.) Von G. W. Earl. London, 1837.

Der Verfaſſer dieſes intereſſanten Werkes fuhr im Auguſt 1832 in einem kleinen Schooner von der Weſtküſte Neuhollands nach Batavia. Das Schiffsvolk, lauter Malayen und Chineſen, ſchien ihm anfänglich ſehr finſter und mürriſch; als man aber die warmen Breiten erreichte, wurden ſie bald ſehr guten Humors. Bei der Durchfahrt durch die Meerenge Sunda empfing unſer Reiſender die erſten Eindrücke von der Natur des Indiſchen Archipels.

Digitized by Google

„Die See in der Nähe von Batavia iſt voll kleiner Eilande, die alle mit üppiger Vegetation bekleidet ſind. Dann und wann kommen die Böte der Eingebornen (Prahu's) mit ihren Segeln aus gelben Matten hinter einem dieſer Inſelchen hervor und verſchwinden gleich nachher wieder hinter dem grünen Laubwerk eines anderen; über den Gipfeln der Bäume erſpäht man oft die weißen Segel irgend eines majeſtätiſchen Schiffes, das durch das Labyrinth dieſes kleinen Archipelagus ſich windet. Eine Inſel-Gruppe, die „Tauſend Eilande“ genannt, iſt noch nie erforſcht worden; ſie bietet kleinen Piraten gute Schlupfwinkel. Am 2. September fuhren wir um die Spitze Ontang-Java und ſteuerten dann gerade auf Batavia los. Eine Anzahl großer Fiſcher-Böte, die aus der hohen See kamen, waren uns in dieſer Paſſage bald vorangeeilt, obgleich wir ſehr raſch ſegelten. Sie gewährten einen ſehr hübſchen Anblick; viele derſelben konnten wohl 15 Tonnen laden, und jedes Boot führte ein ungeheures viereckiges Segel.“

Die ausführliche Schilderung, welche der Verf. von Batavia ſelbſt giebt, kann hier füglich übergangen werden. Man kennt ſchon zur Genüge die ſumpfigen Ebenen, die giftigen Dünſte und die wandelnden Geſpenſter dieſer Stadt. Ihr ſchädliches Klima wird von den Eingebornen wie von den Europäern gefürchtet; und die Holländer müſſen zur Conſcription ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie die erforderliche Anzahl Fiſcher im Hafen unterhalten wollen. Es iſt ſchwer zu ſagen, warum dieſe Nation gerade einen ſo lebensgefährlichen Ort zu ihrer Niederlaſſung auf Java erkohren hat, man müßte denn annehmen, daß ſie von der Aehnlichkeit des Bodens mit dem ihrer Heimath angezogen worden ſey. Als Batavia einmal gegründet war, hielten die Bande der Gewohnheit und des kaufmänniſchen Intereſſes die Anſiedler feſt; und vermuthlich wird dieſer Ort nicht eher in Verfall kommen, bis das kommerzielle Syſtem, unter welchem er blühte, eine Aenderung erhalten hat. Ueber dieſen wichtigen Gegenſtand läßt ſich unſer Autor mit prophetiſcher Stimme alſo vernehmen:

„Batavia iſt der Sitz der oberſten Behörde des Holländiſchen Indiens und der Stapelplatz für die Erzeugniſſe aller Holländiſchen Kolonieen im Oeſtlichen Archipel. Ehemals wurde dieſer Ort von vielen großen Dſchonken aus China und Siam und von Prahu's aus allen Gegenden des Indiſchen Archipels beſucht; aber ſeit der Britiſchen Niederlaſſung auf Singapore hat die vollkommene Handelsfreiheit, deren man dort genießt, den Handel der Eingebornen größtentheils dorthin verſetzt, während der Verkehr, den die Dſchonken vormals zwiſchen China und Batavia unterhielten, ganz aufgehört hat. Die Regierung ſieht ſich demnach genöthigt, ihre Einkünfte aus dem Ertrage ihrer eigenen Beſitzungen zu beziehen.“

Von den drei Artikeln, die in Europa am meiſten verlangt werden — Kaffee, Zucker und Pfeffer — ſind der Kaffee und der Pfeffer ausſchließliche Monopole der Regierung, und diejenigen Pflanzer, welche ihren Ertrag an Privat-Perſonen überlaſſen, werden hart beſtraft. Die Regierung bezahlt für die erwähnten Artikel außerordentlich wenig und verkauft ſie deſto theurer.

Die Eingebornen der Inſel Java ſind ein lenkſames, gelehriges, betriebſames Volk; allein die Holländiſche Verwaltung wirkt Allem, was den Wohlſtand dort fördern könnte, vielfach entgegen. Jedes Lebens-Bedürfniß iſt ſchwer beſteuert. Reis, Fiſche und Salz ſind die vornehmſten Verbrauchs-Artikel im Lande, und von dieſen hat die Regierung das Monopol der beiden letzteren. Das Salz verkauft ſie ungefähr ſieben Mal theurer, als es werth iſt, und die Fiſche, welche in großen Quantitäten an den Meiſtbietenden verkauft werden, kommen in den Beſitz der reichen Chineſiſchen Fiſchhändler, die ſie wieder mit großem Profit an das Volk von Java verkaufen.

Von Batavia ſegelte Herr Earl oſtwärts längs der Küſte von Java bis Sourabaya, deſſen Bevölkerung nur aus Javaneſen beſteht. Die niederen Volksklaſſen in und um Batavia ſind größtentheils Malayiſcher Abkunft. In Sourabaya fand der Verf. einen Engländer, die einzige Perſon, welche hier in der Induſtrie mit gutem Beiſpiel voranging. „Obſchon“, ſagt Earl, „ſehr viele Schiffe in Sourabaya gezimmert und ausgebeſſert werden, ſo exiſtirt hier doch bis jetzt nur Ein Europäiſcher Schiffbauer, ein Engländer, der ſeit langer Zeit in dem Lande ſich niedergelaſſen hat und ein ſehr ausgedehntes Geſchäft treibt. Seine Zimmerleute, drei- bis vierhundert an der Zahl, bewohnen ein großes an das Werft ſtoßendes Dorf. Wenn der Fremde die Werkzeuge eines Javaniſchen Zimmermanns und die Art ihrer Anwendung wahrnimmt, ſo wird es ihm ſchwer begreiflich, daß man hier große Fahrzeuge bauen kann. Die Axt, das einzige Inſtrument, womit man die Balken behaut, iſt nicht größer, als ein ſtarker Engliſcher Meißel und wiegt nur ungefähr ein Pfund. Will der Zimmermann ein Stück Bauholz behauen, ſo zeichnet er es zuvor mit Kreide und haut dann mit ſeinem kleinen Inſtrumente Splitter um Splitter weg, bis das Holz die gewünſchte Form hat. Das iſt eine arge Verſchwendung, die aber wegen der großen Wohlfeilheit des Holzes wenig beachtet wird.“

Herr Earl war ſo glücklich, in Sourabaya eine Gelegenheit nach Kali-Pudſchang zu finden, einem Seehafen an der Südküſte von Java, der bis heute nur den Holländern bekannt geweſen. Die Faktorei daſelbſt iſt ziemlich unbedeutend, nicht aber der Hafen. Von dieſem verſichert der Verf., daß er die ganze Britiſche Flotte beherbergen könnte. Auch hier hemmt das Holländiſche Verwaltungs-Syſtem die Induſtrie. Zu den ſchwer beſteuerten Artikeln gehören die eßbaren Vogelneſter, die man in den Kalkhöhlen an der Südküſte findet. „Die geflügelten Manufakturiſten dieſer in China ſo hochgeſchätzten Neſter ſind kleine Schwalben, die das leimige Material derſelben aus der See holen ſollen. Diejenigen, welche man einſammelt, ehe die Vögel ihre Eier hineingelegt haben, gelten für die beſten; ſie ſind von blaßrother Farbe, beinahe durchſcheinend und ſehr zerbrechlich. Sie werden von den Chineſen in Waſſer aufgelöſt und als Suppe verſpeiſt. Ich habe an den Tafeln reicher Chineſen öfter von dieſer Leckerei genoſſen, muß aber geſtehen, daß ich ſie faſt ganz geſchmacklos fand. Die Einſammlung der Neſter iſt eben ſo beſchwerlich als gefährlich; ſie werden zu beſtimmten Zeiten ausgehoben, und man ſtellt Wächter an den Eingang der Höhlen, damit die Vögel bei ihrem Neſtbau ungeſtört bleiben.“

Herrn Earl's weitere Reiſe ging über Singapore längs der Oſtküſte der Halbinſel Malakka nach Bankok, der Hauptſtadt von Siam, einem Orte, der wohl nur wegen der großen Dſchonken, die daſelbſt gezimmert werden, einige Bedeutung erlangt hat. Der Schiffbau von Bankok befindet ſich faſt ganz in den Händen der Chineſen, die größtentheils aus der Provinz Canton ſtammen; und es verdankt ſeinen Flor den großen Teak-Wäldern, die im öſtlichen Siam bis zur Küſte ſich ausdehnen, und aus welchen die gefällten Bäume mit geringen Koſten bis in die Hauptſtadt geflößt werden. Die Bevölkerung von Bankok ſchätzte Gutzlaff im Jahre 1828 auf 401,300 Seelen, worunter 360,000 Chineſen.

„Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch“ — ſo erzählt der Verf. — „erreichten wir den unteren Theil von Bankok. Obgleich es noch ſehr früh am Tage war, arbeitete doch ſchon eine Menge Chineſiſcher Grobſchmiede rüſtig in ihren Werkſtätten. Auf unſerem Wege nach der Faktorei wanden wir uns zwiſchen einem bunten Gewimmel von Böten, Dſchonken und ſchwimmenden Häuſern hindurch, die das Ufer unſeren Blicken ganz verhüllten. Hunderte kleiner Kanoe's, viele kaum größer, als Waſchkörbe, fuhren ab und zu; einige derſelben trugen Siameſiſche Prieſter (Talapoinen), die nachläſſig von Haus zu Haus ruderten, um fromme Gaben zu ſammeln. Die Bewohner der auf Flößen ſtehenden Häuſer öffneten ihre Läden an der Fronte und boten ihre Waaren zum Verkauf. Man ſah hier gedruckte Kallito's, papierne Sonnenſchirme, Konfekte, Früchte, Töpfe, Pfannen u. ſ. w. ausgeſtellt. Die Frauen verkauften dieſe Artikel, während ihre Männer, Cigarren ſchmauchend, auf der Plattform ſaßen oder zum Fiſchfang ſich anſchickten.“

„Die Faktorei und der Palaſt des Königs waren die einzigen Gebäude aus Stein, die ich in Bankok zu Geſicht bekam. Der Palaſt iſt ein weitläuftiges Gebäude im Europäiſchen Stil am linken Ufer des Fluſſes. Alle übrigen, ſelbſt die Häuſer des Pra-Klan und anderer Magnaten, ſind aus Holz aufgeführt. Der Schlamm und eine Menge kampfluſtiger Hunde machen das Gehen in den Straßen von Bankok ſehr unbequem. Auf zwei oder drei ſehr kurzen Exkurſionen in dieſer moraſtigen Stadt begleiteten mich zwei mit Rudern bewaffnete Matroſen; nur auf dieſe Art wurde es uns möglich, die Hunde abzuwehren.“ Die beſten Waaren-Magazine ſind auf hölzernen Flößen gebaut; ſo oft der Fluß überſchwillt, verbreitet ſich das Waſſer durch die ganze Stadt, und alsdann können die Bewohner nur auf Böten von einem Hauſe zum anderen kommen. In der Regenzeit ereignet es ſich mitunter, daß ganze Reihen ſchwimmender (d. h. auf Flößen ſtehender) Häuſer ſammt ihren Bewohnern den Fluß hinabgetrieben werden und die Schiffer in große Verlegenheit ſetzen. Dieſe beweglichen Gaſſen gewähren jedoch auch ihre Vortheile; man kann einen unruhigen Nachbar mit ſeiner ganzen Familie und allen Habſeligkeiten von ſich entfernen, indem man ſein Haus fortſchiebt und ihn ſolchergeſtalt nöthigt, einen anderen Platz zu ſuchen. Eben ſo kann ein Verkäufer, wenn ein benachbarter Laden ihm ſeine Kunden entzieht, ohne große Mühe ſein Haus in eine andere Gegend ſchaffen.“ (Br. Rev.)

Zur Naturgeſchichte der Affen.

(Fortſetzung und Schluß.)

Es findet ſich auch wirklich, daß die vielen großen und kleinen Geſchichten, die ſeit Menſchengedenken über die Affen im Schwange gehen, faſt durchgängig dem Affengeſchlecht keine große Ehre machen. Weder an Verſtand, noch an Glück kommen ſie gut dabei weg. Ein bischen Schlauheit und ein bischen Geſchick wird ihnen allerdings zuerkannt, aber am Ende iſt doch in der Regel der Affe der Geprellte, der Geſchlagene, der das Schlimmſte auszubaden hat, und auf deſſen Koſten man lacht — wenn er nicht gar in ſeiner Dummheit etwas Schreckliches angerichtet hat, worüber Einem das Lachen vergeht. Von den älteſten Indiſchen und Perſiſchen Fabeln bis herab auf den unheimlichen Major Weir, den Hausaffen des böſen Sir Robert in Walter Scott's „Redgauntlet“, erſcheinen dieſe Thiere immer als ein unſeliges, mißgeſchaffenes, geplagtes Geſchlecht von Mittelweſen, nicht Menſch und nicht Thier. Da haben wir bei Aelianus die Geſchichte von dem Affen, der ein Kind baden wollte, wie er die Wärterin thun geſehen, aber der dumme Teufel wirft das Kind in ſiedendes Waſſer; und dann die bekannte Liſt, wie der Jäger ſich das Geſicht mit Waſſer wäſcht, daß es der Affe ſehen kann, dann weggeht und ein Gefäß mit dem beſten und zäheſten Vogelleim ſtehen läßt, und der Affe nichts Eiligeres zu thun hat, als herunterzukommen und ſich die Augen zu verkleiſtern; oder wie man ſich den Spaß machen kann, einen Affen hinzuſetzen und ein halb Dutzend Schnecken um ihn her, wo denn der arme Narr mitten ſitzt und vor Angſt kein Glied zu rühren wagt. Freilich leſen wir auch (bei Aelian) von einem Affen, der ganz trefflich zu kutſchiren verſtand; ferner von dem klugen Manöver eines Affen in Aegypten, den man mit Katzen einen Baum hinauf jagte; er lief einen ſchwanken Aſt entlang, der ſich unter ſeinem Gewicht zur Erde niederbeugte, ſprang hinunter, daß der Aſt zurückſchnellte, und nun mochten die Katzen zuſehen, wo ſie bleiben und ſich feſt anklammern, daß ſie nicht unſanft zur Seite flogen. Und um auch aus neueren Zeiten Hiſtörchen zu citiren — erzählt uns nicht Ambroſius Paräus, daß er in aedibus ducis Somei praegrandem simiam geſehen, ein hochberühmtes Thier und in allen Künſten ſo bewandert, daß man es Magiſter Factotum geheißen? nur Schade, man hatte dem armen Magiſter zuvor die Hände an den Vorderpfoten abgehauen, damit er nichts verderbe. Vollends die Geſchichte von dem Affen, der mit der Katzenpfote Kohlen aus dem Feuer holt, die neuerlich von Edwin Landſeer ſo köſtlich gemalt worden iſt, daß alle Diplomaten ſich an dem Bildchen mit Luſt beſpiegeln kön-

Digitized by Google

nen; was, ſage ich, gemalt? die Kohlen glühen wirklich, daß man es ordentlich heiß im Geſichte fühlt, und der boshafte Affe grinſt und drückt die Pfote ſeiner Feindin recht unerbittlich in die Glut, und man ſieht ſie jämmerlich kreiſchen. Beiläufig geſagt, dieſe Geſchichte, an der wir uns alle als Schulknaben männiglich ergötzen, ſoll ſich in der Küche Papſt Julius' II. wirklich zugetragen haben.

In einem alten Buche: „Neue Geſchichte von Aethiopia, das iſt eine ausführliche und genaue Beſchreibung des Königreiches Abyſſinia, ſo gewöhnlich, aber nicht mit Rechten, heißet das Reich des Prieſter Johann, verfaßt durch Hiob Ludolph, (ins Engliſche) übertragen durch J. P. Gent. Fol. 1682", finden wir einen großen Kupferſtich, lauter Affen vorſtellend, mit folgenden erläuternden Umſchriften: 1) „Wie ſie über die Felſen klettern. 2) Wie ſie großmächtige Steine fortwälzen, die Würmer aufſuchen. 3) Wie ſie über den Ameiſenhäuſern ſitzen und die kleinen Imſen freſſen. 4) Wie ſie dem Raubthier, ſo ſie überfallen will, Sand und Staub in die Augen werfen." Dazu gehört denn folgender erbaulicher Text: „Von Affen ſind in ſelbigem Lande ganze Heerden, unzählig viele; die ziehen über die Berge auf und nieder, ihrer Tauſend und wohl mehr auf einem Haufen, und laſſen keinen Stein ruhig liegen, ſondern wälzen ihn um; und ſo ihnen einer zu groß und ſchwer iſt, daß zwei oder drei ihn nicht können wälzen, ſo rufen ſie die Anderen zum Beiſtand. Und ſolches thun ſie um der Würmer willen, ſo darunter ſtecken, wonach ſie gar ausnehmend lüſtern ſind. Auch Ameiſen freſſen ſie gern, und wann ſie über einen Ameiſenhügel kommen, ſetzen ſie ſich rund herum und legen alleſammt ihre Vorderpfoten darüber, decken ihn ganz zu, alſo daß die Imſen müſſen ihnen in die hohle Hand kriechen; dann führen ſie's zum Maule und verſchlingen's mit großer Gier und Behagen, weichen auch nicht vom Platze, bis auch nicht ein Ameiſelein übrig blieben. Auch über Früchte und Aepfel ſind ſie gar eifrig her, und ſo man nicht ſorgſam zuſieht, haben ſie Garten und Feld ganz und gar geplündert und zu Grunde gerichtet im Nu. Und weil ſie gar beſonders klug und liſtig ſind, ſo ſchicken ſie Kundſchafter voraus und wagen ſich nicht eher heran, als bis ſie vernehmen, daß Alles ſicher iſt; dann aber ſtürzen ſie herbei mit ganzer Macht und haben aufgeräumt, ehe man ſich's verſieht. Daher auch, wenn ſie auf den Raub ausgehen, ziehen ſie ganz ſtill und ſachte einher, und wenn ein Junges etwa ſchreit oder Lärm macht, züchtigen ſie es mit Fäuſten, daß es ſein Maul halte; kommen ſie aber an Ort und Stelle und finden kein Quartier, daß ſie ſtehlen können nach Herzensluſt, ſo erheben ſie einen gewaltigen Lärm, und ſchreit vor Freuden ein jedes in eigenen Tönen. Und ob ihrer ſchon unermeßlich viele in ſelbigem Land ſind, doch würden ſie ſich noch ſtärker vermehren, und könnte kein Menſch ſie daran verhindern; aber die wilden Raubthiere thun's, die lauern ihnen auf und packen ſie; und kann der Affe ſich deſſen gar nicht wehren, außer daß er bei Zeiten die Flucht nimmt auf die höchſten Bäume oder ſich verkriecht in enge Felsſpalten. Kann er aber nicht entfliehen, ſo macht er wohl aus der Noth eine Tugend, erwartet ſeinen Feind und nimmt die Pfoten voller Sand und Erde; das wirft er ihm in die Augen, ihn blind zu machen, und derweil macht er ſich ſchnell davon."

Es exiſtiert noch ein anderes Buch von Affenhiſtörchen, wohl hundert Jahre älter, als das zuvor erwähnte, und deſſen Wiederbekanntmachung wir dem leider zu früh verſtorbenen J. J. Conybeare verdanken. Es ſind dies die „hundert luſtigen Geſchichten" (A hundred merry tales, oder, wie die Ueberſchrift in dem 1815 zu Chiswick als Mannſkript gedruckten Büchlein lautet, A C. Mery Talys), daſſelbe Buch, worauf die Beatrix in Shakeſpeare's „bezähmter Widerſpenſtigen" anſpielt, indem ſie dem Benedikt vorwirft, er möge wohl alle ſeinen Witz aus den Affenhiſtorien haben. Für alle Shakeſpearomanen war das ein rechter Fund. Manche alte Geſchichte findet ſich in dem Buch, die ſeitdem als neu wieder aufs Tapet gebracht worden. Wir theilen den Leſern die 64ſte Hiſtorie als ein lehrreiches Pröbchen mit, weil man nicht bloß von Affen, ſondern auch von einem damaligen Lord Ober-Richter darin erfährt, was gut zu merken iſt.

Ueberſchrieben iſt die Geſchichte: „Von dem Walliſer, wie er das Schreiben dem Affen zu Händen gab." Der Anfang fehlt, aber aus dem Zuſammenhang geht hervor, daß ein Herr ſeinen Bedienten, einen Walliſer, mit einem Brief an den Lord Ober-Richter ſchickt, worin er ſich für einen armen Sünder, der ſelbher in ſeinem Dienſte geweſen, um Gnade verwendet, auch den Lord bittet, ihm durch den Ueberbringer eine Antwort ſagen zu laſſen. „Als nun der Walliſer an den Palaſt des Oberrichters gekommen, hat er vor der Thür einen Affen ſitzen ſehen, in einem gar feinen Röcklein und Pelz, ſo für ihn gemacht war, als wie große Herren ihre Affen zu putzen pflegen. Drob der Walliſer gar höflich die Mütze abgenommen, ſich vor dem Affen gebückt mit großem Reſpekt und hat geſprochen: Mein Herr läßt ſich Eurem gnädigen Herrn Vater empfehlen, und hier ſchickt er ihm ein Brieflein. Hat der Aff' das Brieflein genommen, aufgebrochen, 'neingeguckt und dann wieder den Mann angeſehen, auch Geſichter allerlei dazu geſchnitten und Zähne gefletſcht nach Affenart; der Walliſer aber, weil er nit konnte verſtehen, was damit gemeint, iſt er zurückgegangen zu ſeinem Herrn, wie ihm befohlen war, und hat gemeldet: Herr, das Brieflein hab' ich des gnädigen Herrn Richters Sohne gegeben, der ſaß an der Thür und hatte ein Pelzröcklein an. Fragt' ihn der Herr weiter, was er für Antwort brächte. Sprach der Knecht: eine Antwort hat er mir gegeben, iſt aber wohl Franzöſiſch oder Latein geweſt, denn ich hab gar nichts verſtanden. Ihr mögt aber darum guten Muthes ſeyn; ſo gar freundlich und fröhlich von Mienen iſt er geweſen, der junge Herr, daß er gewiß Euer Schreiben ſeinem Herrn Vater übergeben hat, mit beſter Art. Darauf nun verließ ſich der Edelmann und ließ die Sache gehen; daher es geſchah, daß der arme Sünder, ſo früher in ſeinen Dienſten geweſen, wurde zu Gericht gezogen an des Königs Bank, eingeſteckt und am Ende gar gehangen." Nun folgt die Nutzanwendung: „Hieraus möget Ihr lernen, daß ein anſtändiger Mann ſoll ſich verſehen, nicht auszuſenden einen dummen Knecht auf eilige Botſchaft wegen wichtiger und dringlicher Sachen."

Wem mit mehr alten Hiſtörchen dieſes Schlages gedient iſt, der mag im Erasmus, im Porta und anderwärts nachſchlagen und leſen: — welchermaßen ein Affe ſich ohne Kamm behelfen kann, — wie gewaltig die Affen ſich vor Schildkröten fürchten, — wie Affen und Hähne unter einander die ärgſten Feinde ſind, — wie man vor Zeiten den Muttermörder, zur Strafe für ſein unnatürliches Verbrechen, mit einem Affen, einem Hahn und einer Schlange zuſammen in einen Sack gebunden und ſo eines ſchauderhaften Todes ſterben laſſen. Aber dies iſt eine gar zu grauſame Geſchichte, und wir bleiben lieber bei den amüſanten.

Sehr viele Schriftſteller ſprechen dem Affen die Fähigkeit ab, lange dauernde Eindrücke von Etwas zu behalten; dem iſt aber nicht ſo. Dieſe Thiere beſitzen vielmehr ein ausgezeichnetes und ſehr dauerhaftes Erinnerungsvermögen, natürlich am meiſten für ſolche Dinge, wovon ſie auffallend oder empfindlich betroffen worden ſind. So iſt uns der Fall bekannt, daß ein Affe, der Jemanden Pillen einnehmen ſehen, eine ganze Schachtel voll auf einmal verſchlang, — zum Glück waren es keine Morriſonſche Univerſal-Reinigungspillen; aber von da an durfte man dem Thiere nur eine Schachtel zeigen, die ungefähr nach Pillen ausſah, um es zur ſchleunigſten Flucht und zum Verkriechen zu bringen. Ein anderer Affe, den man in einem Landſchloſſe frei herumlaufen ließ, war oft in der Küche geweſen und hatte geſehen, wie ein und der andere Bediente oder Knecht etliche Körner aus einem Pulverhorn nahm und ſie in das mächtige Feuer auf dem Heerde ſchüttete; dann ſprangen die Mägde und ſchrieen vor Angſt zur großen Beluſtigung des männlichen Perſonals. Meiſter Puck ſah die Gelegenheit ab, ſich des Pulverhorns zu bemächtigen, ſchlich in die leere Küche, kletterte auf den Heerd, ſetzte ſich recht mitten auf den Roſt über der heißen Aſche und den glühenden Kohlen und ſchüttete wohlgemuth den ganzen Inhalt des Pulverhorns aus. Man kann denken, welche Exploſion erfolgte, ſie ſchleuderte ihn die halbe Höhe des Schornſteins hinauf. Aufgeflogen war er als ein netter, ſchmucker, reinlicher Affe, ſo ſchön man nur einen am ſchönſten Sommertage zu ſehen wünſchen mag; hernieder kam er als ein kleiner angebrannter Mohr, in einem Regen von brennendem Ruß. Vor Angſt war ſeines Bleibens nicht, er lief gleich davon und ließ ſich eine Woche lang nicht ſehen, bis der Hunger ihn aus ſeinem Verſteck hervortrieb; da humpelte er denn im Hauſe herum, kreuzlahm, brandfleckig, geſchunden; kurz, er ſah aus, wie ein kleiner Teufel. Allmälig erholte er ſich zwar, doch ging es ihm wie anderen großen Perſonen in der Geſchichte; nach dieſer ſchnellen Erhebung und dieſem plötzlichen Sturz hatte er gleichſam ſich ſelbſt überlebt; war er vordem ein närriſcher Affe geweſen, ſo wurde er ſeitdem ein einfältiger. War er ja einmal ungezogen, ſo durfte man nur vor ſeinen Augen das Pulverhorn herunterholen; dann verkroch er ſich gleich in ſein Häuschen und kreiſchte und klapperte mit ſeinen Zähnen, wie mit Caſtagnetten.

Capitain Baſil Hall und ſeine Kollegen von der Engliſchen Marine waren keinesweges die Erſten, die das Beiſpiel gaben, einen luſtigen Affen auf eine lange Seereiſe mitzunehmen, um ſich und ihrer Schiffsmannſchaft die Zeit zu vertreiben. Wir leſen, daß die alten Seefahrer gleichfalls ſolche Thiere mit zu Schiffe nahmen, ſogenannte Melitenſiſche Hunde, in longae navigationis solamen (es mag alſo wohl damals auf Malta Affen gegeben haben, wie jetzt auf dem Felſen von Gibraltar). Daß aber ein Affe auch auf Landreiſen einen recht guten und hülfreichen Gefährten abgeben kann, dafür bietet uns Levaillant's Affe Kees einen glänzenden Beweis. Kees begleitete ſeinen Herrn auf deſſen Reiſen im ſüdlichen Afrika und vertrug ſich gut mit aller Welt, ſogar mit den Hähnen, und ganz beſonders mit den Hühnern; er paßte wohl auf, wenn ſie gackerten, dann ſtahl er ihnen die Eier. Aber dergleichen kleine Sünden machte er durch tauſend vorzügliche Eigenſchaften wieder gut. Levaillant in ſeiner erſten Reiſe wird nicht müde, ihn zu preiſen. „Dieſes Thier", ſagt er, „ein Affe von der am Kap ſo häufig vorkommenden Gattung der Paviane, hat mir die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet, mich oft durch ſeine Gegenwart von trüben und unangenehmen Gedanken zerſtreut, mich zur Fröhlichkeit aufgerichtet und mir durch ſeinen ſcharfen, nie trügenden Inſtinkt den glücklichſten Weg zur Befriedigung vieler Bedürfniſſe gewieſen. Da Kees an mir mit ganz beſonderer Liebe und Zutraulichkeit hing, ſo machte ich ihn gleichſam zu meinem Verkoſter. Wenn wir eine Frucht oder eine Wurzel fanden, die meinen Hottentottiſchen Begleitern unbekannt war, ſo rührten wir ſie nicht eher an, als bis Kees ſie unterſucht oder davon gekoſtet hatte. Verſchmähte er ſie, ſo waren wir überzeugt, ſie müſſe ſchädlich oder übelſchmeckend ſeyn, und warfen ſie weg."

„Der Affe hat überhaupt vor allen Thieren eine Eigenſchaft voraus, worin er dem Menſchen ſo ziemlich nahe kömmt. So groß ſeine Behendigkeit und Munterkeit iſt, ſo groß iſt auch ſein Vorwitz und ſeine Neugier. Er mag Hunger haben oder nicht, ſo führt er doch alles Eßbare zum Munde, was ihm vorkömmt, und Alles, was er erreichen kann, betaſtet er mit ſeinen Pfoten."

„Aber Kees beſaß eine noch viel unſchätzbarere Eigenſchaft: er war mein aufmerkſamſter, mein zuverläſſigſter Wächter. Mochte es Tag ſeyn oder Nacht, beim entfernteſten Zeichen von Gefahr wurde er wachſam. An ſeinem Geſchrei, an ſeinen Geberden, womit er ſeine Furcht ausdrückte, konnten wir das Herannahen eines Feindes merken, lange ehe meine Hunde das Geringſte witterten. Die Hunde waren auch ſo gewohnt, ſich auf Kees' Wachſamkeit zu verlaſſen, daß ſie gar nicht mehr die Runde um unſer Lager machten, ſondern ſich ſorglos ſchlafen legten. Dies verdroß mich ſehr, denn ich beſorgte, die Hunde möchten mir unnütz werden und, wenn meinem treuen Kees etwa ein Unglück zuſtieße, auf ihre Wachſamkeit nicht mehr zu rechnen ſeyn. Indeß, ſobald Kees das geringſte Allarmzeichen gegeben, wurden ſie alle aufmerkſam; ja oft habe ich ſie, wenn der Affe nur den Kopf, nur die

Digitized by Google

Augen nach einer Seite wendete, im Nu aufſpringen und in der bezeichneten Richtung fortjagen ſehen.“

„Oft nahm ich ihn mit auf die Jagd, wobei ſein größtes Vergnügen darin beſtand, die höchſten Bäume hinanzuklettern und das ausſchwitzende Gummi zu naſchen, was für ihn ein großer Leckerbiſſen zu ſeyn ſchien; auch war er manchmal ſo glücklich, in einer Felſenſpalte oder in einem hohlen Baume Honig zu finden. Wenn er aber nichts dergleichen ergattern konnte und von der vielen Bewegung müde und ernſtlich hungrig wurde, ſo kam es häufig zu ergötzlichen und poſſierlichen Scenen zwiſchen mir und ihm. In ſolcher Noth pflegte er nämlich nach Wurzeln zu graben und ſie mit großem Behagen zu freſſen; darunter war beſonders eine Gattung ſo wohlſchmeckend und erfriſchend, daß ich immer gern meinen Theil davon genommen hätte. Aber Kees war ſchlau und ſah auf ſeinen Vortheil; wenn er eine ſolche Wurzel erwiſchen konnte, und ich war juſt nicht in der Nähe, ſo fraß er ſie ſchleunigſt auf und ſah dabei immer nach mir hin, ob ich's merkte und käme. Auch wußte er die Geſchwindigkeit des Freſſens nach der Entfernung ſo glücklich abzumeſſen, daß ich in der Regel zu ſpät dazu kam. Zuweilen jedoch rechnete er falſch, und wenn ich ihm über den Hals kam, ehe er Alles verſchlingen konnte, ſo ſuchte er die übrigen Stücke vor mir zu verſtecken; dann aber applizirte ich ihm einige gelinde Schläge, wodurch er bewogen wurde, das Verheimlichte herauszugeben, bemächtigte mich der Beute und ließ ihm das Zuſehen, wobei er ſich ſehr komiſch geberdete. Aber Kees war ein gutes Thier, er trug mir darum keinen Verdruß oder Haß nach; ich glaube vielmehr, er hat auf ſeine Art und bis zu einem gewiſſen Punkte begreifen gelernt, wie häßlich ſeine Mißgunſt gegen mich war.“

Wir glauben, und der Leſer verzeihe uns dieſe beiläufige Bemerkung, daß Levaillant ſich irrt, und daß er dem armen Kees Unrecht that. Giebt es ein Geſetz, geſchrieben oder ungeſchrieben, im Menſchen- oder Affenrecht, wonach Kees verhindert werden durfte, von den Wurzeln, die er mit ſeiner Naſe aufgeſpürt und mit ſeinen Pfoten ausgegraben, ganz nach eigenem Gutdünken Gebrauch zu machen? ſie waren ſein wohlerworbenes Eigenthum, die Frucht ſeines Geſchicks und ſeiner Arbeit, und nur das Recht der Stärkeren konnte ihn deſſen berauben, nach dem alten altgenugſamen Spruch: Wer vermag, der mag; wer hält, der behält.

„Beim Ausreißen dieſer Wurzeln — erzählt Levaillant weiter, — benahm ſich Kees ſo geſchickt, daß ich ihm immer mit Vergnügen zuſah. Er packte den Strunk oder den Blätterbuſch der Pflanze, ſtemmte die Vorderpfoten feſt an den Boden und warf den Kopf zurück, wobei denn die Wurzel gewöhnlich nachgab; ſteckte ſie aber zu feſt, ſo packte er den Strunk mit den Zähnen, ganz dicht am Boden, und ſchnellte ſich mit Hülfe der Pfoten und des Schwanzes mit großer Gewalt in die Höhe, ſo daß er die Wurzel mit einem Ruck emporriß. — War Kees auf unſeren Märſchen müde geworden, ſo ſprang er einem von den Hunden auf den Rücken; ſie ließen es ſich auch ganz gut gefallen und trugen ihn manchmal ſtundenlang. Nur einer, und zwar gerade der größte und ſtärkſte unter ihnen, wollte ſich von Kees durchaus nicht reiten laſſen und wußte ihm mit großer Schlauheit die Luſt daran zu verleiden. Sobald er nämlich Kees auf ſeinem Rücken ſpürte, blieb er ſtehen, rührte ſich keinen Schritt weiter und ließ die ganze Karavane an ſich vorüber und voraus ziehen. Das dauerte ſo lange, bis Kees uns aus dem Geſichte verlor; dann bekam er Angſt, ſtieg ab, und nun rannten beide, der Hund und der Affe aus Leibeskräften, um uns wieder einzuholen. Dabei gebrauchte aber der Hund die Vorſicht, daß er Kees immer ein paar Schritte voraus ließ, damit er ja nicht wieder aufſpringen könnte. — Kurz, der Affe ſpielte eine große Rolle und übte eine wahre Autorität aus, die er offenbar zum größten Theile ſeiner Geſchicklichkeit und der Trefflichkeit ſeines Inſtinkts verdankte. Es verhält ſich bei den Thieren, wie bei den Menſchen: der Geſchickte und Klügere iſt dem Stärkeren überlegen. Wenn Kees fraß, litt er durchaus keine Gäſte und Zuſchauer; kam einer von den Hunden ihm dabei zu nahe, ſo ſchlug ihm Kees mit den Pfoten herzhaft auf die Schnauze, und ich habe nie geſehen, daß ſich die Hunde dagegen gewehrt hätten, ſie liefen jedesmal davon.“

„Ein ſonderbarer und mir durchaus unerklärlicher Umſtand iſt es, daß Kees vor keinem Thiere, außer vor Schlangen, ſo entſetzliche Furcht hatte, als vor ſeines Gleichen. War er ſich vielleicht bewußt, daß er in ſeinem gezähmten Zuſtande ihnen verhaßt und nicht im Stande ſey, ſich ihrer zu erwehren? oder war es Eiferſucht, und fürchtete er einen Nebenbuhler in meiner Gunſt? Ich hätte wohl manchen wilden Affen einfangen und zähmen können, die Gelegenheit bot ſich mir oft, aber ich mochte meinem lieben Kees das Herzeleid nicht anthun. Wenn wir in den Bergen und Wäldern, in der Nähe unſeres Weges die Affen ſchreien hörten, ſo konnte Kees, trotz ſeiner Furchtſamkeit, ſich nicht enthalten, durch ſeinen Ruf zu antworten. Auf das Signal kamen ihrer denn etliche heran, aber ſobald Kees einen gewahr wurde, bekam er die ſchrecklichſte Angſt, ſchrie jämmerlich und ſuchte unter unſeren Beinen Schutz; dabei zitterte er am ganzen Leibe wie Espenlaub, und es dauerte lange, ehe er ſich beruhigte.“

„Alle Thiere, die der Menſch zähmt und zu Hausthieren macht, werden mehr oder weniger diebiſch; dies liegt in der Natur der Sache. Aber bei meinem Kees war das Stehlen ein Talent, eine Virtuoſität, und täglich hatte ich neue Genieſtreiche von ihm zu bewundern. Meine Begleiter nahmen dergleichen gar nicht von der ſpaßhaften Seite, aber die härteſten Prügel beſſerten ihn nicht. Kein Koffer war ſo wohl verſchnürt, er wußte die Stricke aufzuknüpfen und die Eßwaaren herauszuholen. Ganz beſonders genäſchig war er aber auf Milch, und mehr als einmal ſoff er mir meine Körbe bis auf den letzten Tropfen leer; wenn dann auch mir die Geduld riß und es Schläge für ihn ſetzte, ſo lief er davon und blieb den ganzen Tag unſichtbar; erſt bei Nacht kroch er ganz ſtill wieder unter mein Bett.“ — Daß Levaillant ſeine Milch in Körben aufbewahrte, wird für die Leſer einiger Erklärung bedürfen; es iſt dies aber in der Kap-Kolonie ſehr gewöhnlich. Die Gamaqua-Hottentotten verſtehen nämlich die Kunſt, aus einem ſehr feinen, feſten und ſtarken Schilfrohr ſo dichte Körbe zu flechten, daß man Flüſſigkeiten darin aufbewahren kann, die in dieſer Art von Gefäßen ſehr kühl und friſch bleiben. Uebrigens wird der unparteiiſche Leſer auch Kees' Milchdieberei entſchuldigen, als eine Repreſſalie dafür, daß ſein Herr ihm ſein Leibgericht vor dem Munde wegnahm.

Für heute müſſen wir von unſeren Leſern Abſchied nehmen; ſollten ſie aber gern mehr dergleichen Kurioſa leſen, ſo gedenken wir, ſie nächſtens von den Affen in der alten Welt und ganz ſpeziell von den Europäiſchen Affen zu unterhalten. Die Zoologen behaupten zwar, es exiſtire in Europa nur eine einzige Affenart, an einer einzigen Stelle, nämlich der Macacus sylvanus Lacepedii, der Affe aus der Berberei, von welchem Geſchlechte ſich eine Kolonie auf dem Felſen von Gibraltar angeſiedelt hat. Wir kennen aber noch eine Europäiſche Species, den Demopithecus oder Volks-Affen, der ſchon bei Ariſtophanes vorkömmt, qui vel fraudatione vel adulatione erga populum simiam se exhibet. Dieſe Species ſcheint von jeher in Irland einheimiſch geweſen zu ſeyn und kömmt jetzt auch in England häufig zum Vorſchein, beſonders zu Zeiten einer allgemeinen Parlamentswahl. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Haben die Alten den Farbendruck gekannt? Mit Erörterung dieſer Frage beſchäftigen ſich neuerdings zwei berühmte Franzöſiſche Archäologen, die Herren Quatremère de Quincy und Letronne. Der Erſtere behauptet in ſeinen unlängſt erſchienenen „Mélanges archéologiques“, daß der bekannte Römiſche Gelehrte Marcus Terentius Varro, ein Freund und Vertrauter Cicero's, ein Verfahren erfunden habe, um farbige Zeichnungen vermittelſt des Druckes mehrerer Holzplatten auf Zeug zu vervielfältigen. Er beruft ſich dabei auf zwei Stellen des älteren Plinius und auf eine Bemerkung Cicero's in einem Briefe an Atticus. Plinius ſpricht zunächſt von einer ſehr wohlthätigen Erfindung (benignissimo invento) des Varro, der auf dieſe Weiſe in ſeinen zahlreichen Werken nicht bloß die Namen, ſondern auch die Bildniſſe von ſiebenhundert berühmten Männern aufgenommen habe. Es ſey dies, wird hinzugefügt, eine Erfindung, um die ihn ſelbſt die Götter beneiden könnten, indem er jenen Männern nicht bloß die Unſterblichkeit verliehen, ſondern ſie auch über alle Länder verbreitet habe, wo ſie nun gleichſam als gegenwärtig angeſehen werden könnten.*) An der zweiten von Quatremère de Quincy zitirten Stelle berichtet Plinius über einige durch ihre Leiſtungen ausgezeichnete Malerinnen in Rom, deren Eine, Lala von Cyzike, die in der Jugendzeit des Varro gelebt, immer Jungfrau geblieben und beſonders Frauenbilder ſowohl mit dem Pinſel gemalt als mit dem Ceſtrum auf Elfenbein dargeſtellt habe.**) Man wird aus dem unten im Original angeführten Texte erſehen, daß ſich die Hypotheſe des Franzöſiſchen Gelehrten hauptſächlich auf die Lesart inventa (die Erfindungen) für juventa (in der Jugendzeit) des Varro ſtützt. Derſelben Varroniſchen Erfindung ſoll nun auch Cicero in einem Schreiben an Atticus erwähnen, wo es heißt: „Daß Dir die Peplographie des Varro gefällt, kann ich nicht tadeln: ich habe dieſes Herakleidiſche Werk noch nicht von ihm erhalten können.“ ***) Quatremère de Quincy will in dieſer „Peplographie“ (Πέπλος heißt bekanntlich ein Gewand) nothwendig eine Zeugſchrift oder einen Zeugdruck erkennen, welches Cicero als ein „herkuliſches Werk“ bezeichnet. Man ſieht, daß die philologiſchen Spitzfindigkeiten des Franzöſiſchen Gelehrten, die ſich zu Anfang noch hören laſſen, am Ende immer unhaltbarer werden; denn herkuliſch (Ἡράκλειος) iſt allerdings mit „heraklidiſch“ nicht zu verwechſeln, während die Benennung „Peplographie“, die Cicero dem obgedachten Bilder-Werke des Varro beilegt, wie Letronne behauptet, an den Namen eines ähnlichen Werkes von Ariſtoteles, welches von dem Gewande einer Statue der Minerva „Peplos“ hieß, erinnern ſollte. Letronne bekämpft eben ſo die beiden Auslegungen des Plinius. In der erſten Stelle, meint er, ſey unſtreitig nichts Anderes gemeint, als daß Varro auf den Gedanken gekommen, die Bilder berühmter Männer neben den Artikeln zu zeichnen, welche von denſelben handelten; in der anderen Stelle aber ſey die Leſung „inventa“ in dieſer Zuſammenſtellung ganz unſtatthaft, während Plinius, um einen beſtimmten Zeitraum zu bezeichnen, das Wort juventa (in juventa nostra) auch an einem anderen Ort gebraucht habe. Am ſchlagendſten erſcheint aber das, was Herr Letronne, ganz abgeſehen von aller philologiſchen Kontroverſe, über die Idee der Erfindung ſagt, die hier dem Alterthume vindizirt werden ſoll. Wenn, meint er, die Römer den Farbendruck gekannt hätten, ſo würde man ſie, da der Uebergang von dieſem zum Holzſchnitt, Kupferſtich und endlich zum Typendruck ſo augenfällig leicht ſcheint, für ein ſehr unintelligentes Volk halten müſſen, das unbegreiflich genug unter ſolchen Umſtänden nicht auf dieſe Erfindungen von ſelbſt gekommen ſey.

*) Inventor muneris etiam diis invidiosi, quando immortalitatem non solum dedit, verum etiam in omnes terras misit, ut praesentes esse credi possent. (Plin. Hist. nat. XXXV. 2.)

**) Lala Cyzicena perpetua (oder perpetuo) virgo, Marci Varronis juventa (oder wie Quatremère de Quincy lieſt: inventa) Romae, et penicillo pinxit, et cestro in ebore, imagines mulierum maxime. (Plin. XXXV. 39.)

***) Πεπλογραφίαν Varronis tibi probari non moleste fero: a quo adhuc Ἡρακλείδειον illud non abstuli. (Cic. Epist. ad Att., XVI. 11.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 72. Berlin, Freitag den 16. Juni 1837.

Polen.

Ein Blick auf die Polniſche Literatur.

Die Literatur, ſagte Frau von Staël, iſt der Ausdruck der Geſellſchaft; das klingt recht ſchön, es fragt ſich aber, ob es eben ſo wahr iſt. Warum die Literatur mehr als die Malerei, mehr als die bildende Kunſt, als die Architektur und die Muſik? Und warum überhaupt die ſchönen Künſte mehr als die Wiſſenſchaften? Wenn wir ſagen wollten, die Botanik ſey der Ausdruck des Bodens, würde man uns da nicht in die Schule verweiſen, um darin zu lernen, was Geognoſie, Geoſkopie, Geogonie, Geoſtatik und Geonomie, genug, was alle Zweige der Geogenie ſeyen? Die Literatur iſt alſo nur ein ſehr unvollſtändiger Ausdruck der Geſellſchaft, nur eine ihrer tauſend Seiten. Auch müßte man ſich vor allen Dingen über jene unbeſtimmten Begriffe „Literatur“ und „Geſellſchaft“ verſtändigen. Was iſt die Literatur eines Volks? wo fängt ſie an? wo endet ſie? bis wohin erſtreckt ſich ihr Gebiet? Die ausgezeichnetſten Geiſter ſind darüber nicht einmal einig. Was die Geſellſchaft betrifft, ſo bietet ſie noch ein viel weiteres Feld zum Streiten dar.

Wenn man aber auch nicht zugeben kann, daß die geſchriebene Literatur eines Volks immer ein ganz treuer Spiegel iſt, der das Leben dieſes Volks zurückſtrahlt, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß da, wo die Civiliſation noch nicht ihre nivellirende Macht ausgeübt hat, die Volks-Literatur, die als Geſang oder Erzählung von Mund zu Munde geht, der wahrſte Ausdruck von dem Charakter des Volks iſt, bei welchem ſie ſich gebildet und erhalten hat. Sonſt würde mit dem Tode des Dichters auch ſein Werk dahin ſeyn.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß uns von den Geſängen und Volksſagen der alten Lechen nichts übrig geblieben. Der Vergleich, den wir dann zwiſchen dieſer traditionellen oder Volks-Poeſie und der geſchriebenen oder gelehrten Poeſie hätten anſtellen können, wäre gewiß nicht zu Gunſten dieſer letzteren ausgefallen. Dies beweiſen wohl die Däniſchen, Schwediſchen, Schottiſchen und Deutſchen Volkslieder, obgleich dieſe auf ihrem Wege bis zu uns, das heißt bis auf das ſechzehnte Jahrhundert, in welchem eine große Menge derſelben geſammelt wurden, vermuthlich ſchon große Veränderungen erlitten haben. Zwiſchen der überlieferten und der geſchriebenen Poeſie eines Volks iſt derſelbe Abſtand wie zwiſchen Kunſt und Natur, zwiſchen dem Menſchlichen und Göttlichen. Zugegeben ſelbſt, daß unſere moderne Poeſie, ſowohl durch die Schönheit ihrer Züge, wie durch die Weichheit und Anmuth ihrer Bewegungen, den Adel ihrer Haltung und die Zartheit ihres Fleiſches, eine zweite Statue des Pygmalion oder, wenn man will, eine zweite Ariadne von Dannecker ſey; aber wo iſt das Feuer, das ſie beſeelte?

Die Polen beſitzen einige Volkslieder, die bis ins funfzehnte Jahrhundert reichen. Dieſe Lieder beſtehen aus vierzeiligen Strophen, heißen Krakowiaken und werden zum Tanz geſungen. Zaleski hat eine Sammlung davon unter dem Titel: Piesnie polskie i ruskie, Lemberg 1835, veranſtaltet.*)

In Ermangelung einer Volkspoeſie bietet uns die Polniſche Literatur eine Menge trefflicher Chroniken und einige gute lyriſche Gedichte dar, von denen hier eine kurze Ueberſicht folgen ſoll. Die jetzigen Haupt-Dialekte der Polniſchen Sprache ſind: 1) Der Großpolniſche Dialekt, der im Großherzogthum Poſen geſprochen wird; 2) der Maſuriſche, in der Wojewodſchaft Maſovien; 3) der Kleinpolniſche Dialekt, in Galizien; 4) der Preußiſche oder Schleſiſche Dialekt, der von Germanismen ſtrotzt; 5) der Litthauiſche Dialekt, deſſen ſich die meiſten Polniſchen Dichter unſerer Zeit, namentlich auch Mickiewicz, bedient haben. Wir wollen hier nicht von dem Reichthum der Polniſchen Sprache reden, ſondern nur erwähnen, daß die Polniſchen Declinationen aus ſieben Fällen beſtehen, und daß verſchiedene Zeiten der Conjugationen ſo feine Schattirungen ausdrücken, daß es unmöglich iſt, ſie in einer anderen Sprache auszudrücken, außer etwa in dem alten Griechiſch. Auch die Hauptwörter ſchmiegen ſich mit bewundernswerther Biegſamkeit allen Erforderniſſen des genaueſten Ausdrucks an; es giebt keine Nuance der Größe, Ausdehnung, Beſchaffenheit, Tiefe und dergleichen, die ſich nicht mit faſt mathematiſcher Richtigkeit wiedergeben ließe. Dieſer glücklichen Eigenſchaft ihrer Sprache, ſo wie der Freiheit ihrer Satzbildung, verdanken die Polen die Möglichkeit, daß ſie alle Schönheiten und auch die feinſten Züge fremder Sprachen in ihr Idiom übertragen können. Schwieriger jedoch wird es ihnen, die Poeſie angemeſſen wiederzugeben; da nämlich der Accent faſt immer auf der vorletzten Silbe liegt, ſo entſteht daraus oft eine unangenehme Monotonie; auch haben ſich die Dichter bis auf die neueſten Zeiten, gleich den Franzöſiſchen, damit begnügt, die Silben, ohne Rückſicht auf die Quantität, zu zählen. Die Polniſche Sprache iſt einer der Hauptzweige der Slawiſchen. In den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung ſtrebte ſie ſchon nach einer eigenen Form, ſie wurde aber in ihrer Ausbildung durch das mit dem Chriſtenthum eingeführte Latein behindert. Vom vierzehnten Jahrhundert an miſchten ſich, in Folge der Einwanderung Deutſcher Kolonieen, Germaniſche Wörter hinein, beſonders in Alles, was ſich auf Künſte und Gewerbe bezieht. Erſt im ſechzehnten Jahrhundert erhielt die klaſſiſche Sprache ihre ganze Kraft und Reinheit. Es gelang ihr ſogar, den Gebrauch des Lateiniſchen zu beſchränken, welches damals die Hof- und Gelehrten-Sprache war. Aber im folgenden Jahrhundert gerieth ſie von neuem in Gefahr, und erſt unter Stanislaus Auguſt nahm ſie wieder einen edleren Schwung.

Die Geſchichte der Polniſchen Literatur läßt ſich in drei Abſchnitte theilen. Der erſte, der einen Zeitraum von vier Jahrhunderten umfaßt, begreift die Werke in ſich, welche ſeit der Einführung des Chriſtenthums in Polen bis zu der durch den Kardinal Hoſius bewirkten Aufnahme der Jeſuiten erſchienen. Der zweite erſtreckt ſich über einen Zeitraum von ungefähr zweihundert Jahren und umfaßt die Werke, welche von der Begründung des Jeſuitenordens in Polen bis zur Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften unter Stanislaus Leszczynski, und der dritte endlich die Werke, welche von da an bis auf unſere Tage erſchienen ſind.

Die älteſten Schriften, deren die Polniſche Literatur gedenkt, ſind die Lateiniſchen National-Chroniken von Martin Gallus, der wahrſcheinlich Kurek (Hahn) hieß und zu Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte; die Chroniken von Vincenz Kadlubek und Boguphalus, Biſchof von Poſen, geſtorben im Jahre 1253, die in eine einzige, 1768 in Warſchau erſchienene Sammlung vereinigt ſind, und das Chronicon summorum pontificum et imperatorum romanorum (Baſel 1559), von Martin Strzembski oder Polonus, Beichtvater des Papſtes Nikolaus III., der im Jahre 1279 ſtarb. Aber nach einem ſo glänzenden Anfange blieb die Polniſche Literatur plötzlich in ihrem Laufe ſtehen, und erſt unter Kaſimir III. erhob ſie ſich wieder. Dieſem aufgeklärten Fürſten verdankt man das Geſetzbuch, welches im Jahre 1349 verfaßt wurde, und er war es auch, der in demſelben Jahre die Univerſität Krakau ſtiftete; dieſe Anſtalt, die beſonders im ſechzehnten Jahrhundert eine ſo große Bedeutung für die Wiſſenſchaften erhielt, ward jedoch erſt im Jahre 1400 von Wladislaus Jagiello mit Genehmigung des Papſtes eröffnet. Im Jahre 1490 wurde zu Krakau die erſte Polniſche Druckerei angelegt.

Das erſte bedeutende Werk, welches nach Eröffnung der Univerſität Krakau erſchien, war die ausgezeichnete Geſchichte des Johann Dlugoſz oder Longinus, Biſchofs von Lemberg (1415 — 1480), betitelt „Historiae poloniae libri XIII“. Aus derſelben Zeit ſind die erſten Polniſchen Druckſchriften, die wir beſitzen; die eine iſt das Pſalterion der Königin Margarethe, erſten Gemahlin Ludwig's I., Königs von Polen und Ungarn (1383), wovon man das Manuſkript im St. Florians-Kloſter bei Linz fand; das andere, eine wichtige Sammlung von National-Geſetzen, die im Jahre 1506 in Krakau bei Haller gedruckt und auf den Wunſch Königs Alexander von dem Erzbiſchof von Gneſen, Johann Laski, geordnet wurde. Das Jahrhundert Sigismunds's I. und Sigismund Auguſt's (1507 — 1572) wird von den Polen allgemein als das goldene Zeitalter ihrer Literatur betrachtet. Sigismund I. unterließ nichts, was Wiſſenſchaften und Künſte befördern konnte; er erhob ſogar im Jahre 1535 ſämmtliche Profeſſoren der Univerſität Krakau in den Adelſtand. Auch wurden ſeine Aufmunterungen und die ſeiner Nachfolger vom ſchönſten Erfolge gekrönt. Unter ihrer Regierung reinigte ſich die Sprache, und das Lateiniſche wurde von den Literaten nicht mehr ſo häufig gebraucht; die klaſſiſchen Studien erhielten eine beſſere Richtung. Das erſte hiſtoriſche Werk, welches ſeit der Geſchichte des Johann Longinus erſchien, waren die Chroniken Joachim Bielski's, gedruckt zu Krakau im Jahre 1597. Dies iſt die erſte in der Volksſprache geſchriebene Geſchichte von Polen. Um dieſelbe Zeit gab auch Lukas Gornicki, geboren 1515 und Secretair Sigismund Auguſt's, ſeine Geſchichte der Krone Polens, Dzieje W. Korony Polskiéy, heraus. Dieſe Geſchichte, die einen Zeitraum von 34 Jahren, von 1538 — 1572 umfaßt, iſt mit der größten Unparteilichkeit geſchrieben. Matthias Stryikowski, geboren 1547, Archidiakonus von Liefland, hat uns eine wichtige Chronik Litthauens, aus den beſten Quellen geſchöpft, hinter-

*) Eine Deutſche Ueberſetzung von 86 ſolcher Krakowiaken hat Herr F. N. Marcker im zweiten Bande von Mundt's „Dioskuren“ (Berlin, 1837) mitgetheilt.

Digitized by Google

laſſen, und von Bartholomäus Paprocki, geſtorben 1614, beſitzen wir intereſſante genealogiſche und heraldiſche Forſchungen. Die meiſten Werke des letztgenannten Autors ſind in Verſen geſchrieben; das bedeutendſte führt den Titel: „Herby Rycerstwa Polskiego", die Wappen der Polniſchen Ritterſchaft (Krakau 1584). Die vortreffliche Geſchichte Martin Kromer's, geſtorben 1589, „De origine et rebus gestis Polonorum libri triginta" und die „Annales Poloniae", von Stanislaus Orzechowski, Kanonikus von Przemysl, welche die Jahre von 1548 — 1552 umfaſſen, und in Dobromil 1611 gedruckt wurden, verdienen ebenfalls einen ehrenwerthen Platz unter den hiſtoriſchen Werken dieſes Zeitraums. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i ch.

Die Feſte in Fontainebleau.

(Fortſetzung.)

Mein Freund ſprach: „Kennſt Du nicht dieſen ungeheuren Palaſt, dieſes wunderbare Dädaluswerk mit den langen Gallerieen, den unermeßlichen Sälen, den Amphitheatern, den endloſen Wendeltreppen, den geheimnißvollen Gängen, den reizenden Niſchen und Winkeln, den Balkonen von Marmor und Bronze, jene labyrinthiſchen Räume, wo alle Zeiten, alle Künſte, alle Herrſcher repräſentirt ſind? Hier wohnte das ſechzehnte Jahrhundert mit allen ſeinen Sonderbarkeiten und ſeiner ganzen Poeſie; Ludwig XIII. und Heinrich IV. haben hier ihren halb Italiäniſchen, halb Franzöſiſchen Charakter, Ludwig XIV. ſeine Königliche Majeſtät zurückgelaſſen, und der Kaiſer endlich hat hier jene erlauchte Gemahlin empfangen, die ihn mit altem Fürſtenblut verband. Jeder von den großen Namen, die durch dieſe Mauern gewandelt, hat etwas Beſonderes hineingebracht, der Eine ein Palais, der Andere eine Kirche, der Dritte ein Theater, wieder ein Anderer eine Gallerie, und der Letzte endlich hatte kaum Zeit, ſeinen Namen und ſeine Chiffer zu hinterlaſſen, als ihn der Sturm fortriß und der Mörtel die Spuren ſeines Namens übertünchte."

„Die entfernteſten hiſtoriſchen Erinnerungen berühren ſich in dieſem Palaſt von Fontainebleau. Nicht fern von dem Zimmer des Papſtes, in einem abgelegenen Winkel, hat ſich die Frau von Maintenon eine einſame Stätte ausgeſucht, die man noch heute vollkommen möblirt und reſtaurirt ſehen kann. Blut, Liebe, Poeſie, das Alles haben dieſe Mauern in großer Fülle geſehen, ganz beſonders aber viel Vermählungen. Im Jahre 1609 feierte hier in der Chapelle-Haute Céſar, Herzog von Vendôme, Heinrich's IV. Sohn und der ſchönen Gabrielle, ſeine Vermählung mit der Herzogin von Mercoeur, Françoiſe de Lorraine; der eben erſt vermählte Ludwig XIII brachte in Fontainebleau ſeine Flitterwochen zu, und neun Monate darauf kam hier der junge Dauphin zur Welt. Im Jahre 1679 heirathete die Nichte des Königs, Marie Louiſe von Orléans, den durch einen Prokurator repräſentirten König von Spanien, Karl II., und Ludwig XV. empfing hier die Hand Maria Leſzczynska's, der würdigen Tochter des Königs Stanislaus. Nach Fontainebleau kam Ludwig XVIII., um die Herzogin von Berry zu empfangen; in Fontainebleau heirathete Jérôme Napoleon die Tochter des Königs von Würtemberg. Was haben doch dieſe Mauern für prächtige Feſte, für glänzende Turniere, für Wünſche und Hoffnungen erlebt! Umſonſt ſuche man hier einen verborgenen Winkel, wo nicht ein Haupt mit oder ohne Krone gewohnt, ein Bett, das nicht Hochzeits- oder Todesbette war. In dem Zimmer des Königs ſteht ein ſchlichter Leuchtertiſch, der keine 15 Franken wohl werth iſt und bei einem Möbelhändler auf Borg gekauft worden; nur mit Ehrfurcht naht man dieſem Tiſch, denn auf ihm wurde die Abdankung des Kaiſers unterzeichnet. Noch iſt der gewaltſame Meſſerſtich darauf zu ſehen, den der Erbeherrſcher der Welt darauf zurückließ, gleich dem ſterbenden Löwen, der noch zum letzten Male mit ſchwacher Klaue zuckt. Dieſer Tiſch ſteht dicht an einem Fenſterkreuz, deſſen glänzendes Eiſengeräth Ludwig XVI. geſchmiedet hat. Ebendaſſelbe Zimmer, das wie ein Herbarium ausſieht — ſo ſehr ſind ſeine Wände mit allen Produkten der Franzöſiſchen Flora bedeckt — wurde auch von Katharina von Medicis bewohnt, und gleich neben dieſem Zimmer hat Napoleon eine Gallerie zu Ehren Marie Louiſen's bauen laſſen. In dieſem wunderbaren Durcheinander von Erinnerungen, von Größe und Unglück, wer möchte da nicht vor Erſtaunen zurückprallen! Du kannſt Dir wohl meine Bewunderung vorſtellen, wie ich mich ſo in vollkommener Freiheit ſah, überall einzutreten, mit eigenen Augen Alles zu ſehen und Alles zu berühren mit meinen Händen, als wäre ich Einer der Herren des Palaſtes! — Hier haſt Du eine Frucht der Amneſtie; ſelbſt die Freunde des Königs haben jetzt keine Furcht mehr und laſſen ihn frei hingehen, wohin es ihm gefällt. Man ſagt, der König benutzt dieſe Freiheit mit der Wonne eines Schülers, welcher Ferien hat. Er geht, er kommt, er tritt heraus und hinein, er bewundert dieſe weit offen ſtehenden Thüren; noch nie hat er etwas ſo Schönes geſehen. Vor kurzem noch, als der Schrecken in allen Geiſtern herrſchte, außer in ſeinem eigenen, fand er neben ſich, um ſich und wider ſeinen Willen einen Wächter, der ihn mit den Augen beobachtete. Vergebens wollte er den Menſchen wegſchicken, man gehorchte ihm nicht. So bewegte er ſich nur unter einer fortwährenden Aufſicht, unter einem Zwang, von dem ihn die Amneſtie befreit hat; ſeine Ketten ſind zuerſt gefallen, und, wie jede Wohlthat ihren Lohn mit ſich bringt, ſeine Freunde haben ihm verſprochen, nicht mehr für ihn zu zittern. Aber, um auf meine Erzählung zurückzukommen, ich ging in dieſem Palaſt von Fontainebleau ſo frei herum, wie der König. — Denke Dir mein Erſtarren, als ich nach Durchwandlung der weiten Gemächer des Herzogs von Orleans, deren ernſt düſtere Bekleidung doch noch an die ganze Eleganz aus Ludwig's XIII. Zeitalter erinnert, als ich mich plötzlich in den zwei Sälen befand, wo die Ausſtattung der jungen Herzogin zur Schau gelegt iſt. Auf einer Eſtrade ſteht der Korb, ein ſchuppenartiger bronzener Kaſten, mit einer köſtlichen Arbeit geſchmückt; der Ueberzug iſt von Silber, das ſechzehnte Jahrhundert ſelbſt würde ſich dieſes Meiſterwerks nicht ſchämen; die Eſtrade iſt mit allerhand Tapiſſerieen, Spitzen, Blumen und mit jenem tauſendfältigen dünnen Gazenzeug geſchmückt, das die jungen Damen ſo ſehr lieben und das ein Dichter „gewebte Luft" genannt hat. Auf einer Seite iſt die ganze Wäſche aufgehäuft, ein Berg von Stickereien und Spitzen; auf der anderen ſind unzählige Roben ausgebreitet, und die Algierſchen Schärpen, die Hüte mit fliegenden Federn, die zwölf Kaſchemirs nehmen keinen geringen Platz in dieſer bräutlichen Ausſtellung ein. So iſt da ein grüner Emir mit goldgeſtickten Palmen, für welchen alle Damen in Europa ihr Seelenheil hingäben; die Königin von England hat ihn geſchickt. Du kannſt Dir eine Idee machen von der Hand und dem Fuß, wenn Du die Schuhe und Handſchuhe anſiehſt, die für ein funfzehnjähriges Kind paſſen und extra nach der Hand und dem Fuß der Prinzeſſin gemacht ſind. Auch der Sammet, der Atlas, die Bänder und all das unendliche Detail eines Königlichen Schmuckes, es fehlt hier nicht; aber es gehört dazu der Blick einer Dame, einer jungen hübſchen Dame, und zwar einer Dame ohne Leidenſchaft, etwa einer Pariſer Dame, um dies Alles verſtehen, um dies Alles ſehen zu können. — Habe ich Dir noch nicht erzählt von dem Brautkleid mit Spitzen, von den Afrikaniſchen Turbans, von den Taſchentüchern, die über und über geſtickt und mit einer Garnitur ſo hoch wie die Hand beſetzt ſind, von dem Reiherſtraus endlich und von den Schleiern, wo unter einer Krone die in einander geſchlungenen Namens-Chiffern der beiden Gatten glänzen: F. P. H. O. — Ferdinand Philippe, Hélène, d'Orléans? — Und wer könnte eine Schilderung geben von dem ſilbernen Neceſſaire, von den goldenen Vaſen, von der Toilette, von dem Gothiſchen Schreibzeug, von dem Straußkorb im Styl der Renaiſſance!"

So erzählte mir mein junger Freund immer weiter von den verſchiedenen Reichthümern, die da angehäuft lagen, von den Perlen, den Rubinen, Diamanten und den Edelſteinen aller Art, ganz beſonders aber von drei Fächern, auf die der Maler Roqueplan ſeinen Pinſel hingezaubert, derſelbe, deſſen Meiſterſtück: Coſmo von Medicis, wie er auf den Feldern von Florenz ſpaziert, im letzten Salon ſo viel Bewunderung ärndtete. Der Enthuſiasmus des Erzählers verdiente um ſo mehr Glauben, als er ſonſt von Natur zum Spott und zur Ironie geneigt iſt und zwar, gleich allen vernünftigen Leuten, die wahre Größe zu würdigen weiß, aber auf der Stelle durchſchaut, wie viel Schein und Erbärmlichkeit nur zu oft mit Größe verbunden iſt. „Nun", fing ich an, „wie hat noch Deine ſeltſame Beſchauung geendigt? Ich habe mir ſagen laſſen, daß die Königin ſelbſt mit mütterlicher Sorgfalt für alle dieſe reichen Einzelnheiten geſorgt hat, und daß ſie Niemanden, ſelbſt dem König nicht, erlauben wollte, ſie in dieſem Feſte, welches ſie ihrer Schwiegertochter bereitete, zu ſtören." — „Allerdings", antwortete der Freund, „Du biſt gut berichtet. Kaum hatte ich mich zwei bis drei Stunden damit beſchäftigt, Alles zu bewundern, als ich leiſe an die entgegengeſetzte Thür klopfen hörte. Ein Anderer würde vielleicht „Herein!" gerufen haben, ich aber eilte ſchnell durch die Thür, die mich hereingeführt, ohne ein Wort zurück, und that ſehr wohl daran. Denn es war der König in höchſteigenem Inkognito, welcher alle dieſe Herrlichkeiten beſchauen wollte; ich glaube wohl, er hatte von der Königin nicht mehr Erlaubniß dazu, als ich."

Kaum war dieſe Erzählung geendigt, als ſich plötzlich der Ruf: „Ins Gewehr!" hören läßt, und ein wiederholtes Geſchrei: „Vive le Roi!" Man drängt, man ſtößt ſich, man gafft von allen Seiten: es waren die Herzöge von Orleans und Nemours, die ihrem Vater die Ankunft der Prinzeſſin meldeten. Ferdinand war noch denſelben Morgen abgereiſt, um ſeiner Verlobten in Melun ſein Civil- und Militair-Gefolge und die Damen und Ehrenritter der Prinzeſſin zu präſentiren: die Frauen v. Lobau, v. Chanaleilhes, v. Montesquiou, v. Hautpoul; die Herren v. Flahaut, v. Coigny, v. Treviſo, v. Praslin, den General Baudrand, den General Marbot, den Oberſt Gérard, den Herzog von Elchingen, Herrn v. Montguyon, Bertin de Vaux, Chabaud-Latour, Aſſeline, den Secretair des Prinzen, de Boismilon, ſeinen Lehrer und ſeinen älteſten Freund, wie er der Prinzeſſin ſagte. „Seyen Sie ihnen gewogen, Madame", ſprach der Prinz; „es ſind meine Freunde, ſie haben mich ſeit ſieben Jahren nicht verlaſſen und haben beſtändig all mein Glück und Leiden getheilt."

Es war ſechs Uhr, als der Prinz im Palaſt ankam. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde kamen mit aller Schnelligkeit ihrer Pferde Boten, welche Nachrichten brachten. Die Prinzeſſin war ſchon nahe, aber ſie kam nur langſam vorwärts. Sie ließ ſich von allen möglichen Reden, Verſen und Blumen, von den National-Garden, von den jungen weißgekleideten Mädchen, von allen Einwohnerſchaften, die ſich auf ihrem Wege drängten, aufhalten. Sie hatte für Alle einen Blick, einen Gruß, ein Lächeln, ein Wort; ſie ſprach das ſchönſte Franzöſiſch, das man im Verſailles Ludwig's XIV. hörte; ſie wollte kommen und doch nicht eilen, ſo ſehr fürchtete ſie, ſich nicht dankbar genug zu beweiſen gegen alle die guten Leute, die ihr auf allen Wegen entgegenſtrömten. Jeden Augenblick erſchien ein neuer Courier: einer von dieſen Courieren machte beſonders einen höchſt maleriſchen Effekt: ein hübſcher luſtiger Burſche mit der Peitſche in der Hand, ſprengt er zu Pferd bis an die niederſte Stufe und ſteigt die Treppe hinauf, die Bänder ſeines Hutes ſchüttelnd; zu gleicher Zeit ſteigt auf der entgegengeſetzten Treppe, mit langſam ruhigem Schritt der Kapellan des Schloſſes hinauf, mit dem Regenſchirm unter dem Arm; ſein ſtiller demüthiger Gang, ſeine ſchwarze Soutane, ſeine ſanfte beſcheidene Figur bildeten einen maleriſchen Kontraſt mit dem geſtickten Kleid, den gepuderten Haaren, der lebendigen Miene und dem lärmenden Schritt des jungen Boten. Ein Maler, der zugegen war, griff auf der Stelle den Kontraſt dieſer beiden Figuren auf. „Fürwahr, ein köſtliches Gemälde", ſagte er, „hier Ziegel-, dort Quaderſteine, Kanonen und Huſaren; ein Prieſter in der Soutane und

Digitized by Google

ein Poſtillon in Leder und Sammt; auf der Gallerie dort alle mögliche Uniformen von Frankreich: Kreuze, Bänder, rothe Ordenszeichen, Stickereien von allen Farben, Greiſe mit einer Laſt von Ruhm und Jahren, Jünglinge voll hoffnungsreicher Zukunft, lebhafte, feurige Knaben und reizende junge Mädchen, die ſich ſo ſtill, ſo ſittſam und beſcheiden verhalten, daß man ſich mit Ehrfurcht fragt, ob dies denn wirklich eines Königs Töchter ſind. Nur eins fehlt dieſem Gemälde, fügte der Maler lächelnd hinzu, etwas, was gewiß alle meine Kollegen mit mir bedauern: das blaue Band des heiligen Geiſtordens." — Nun entſpann ſich eine geiſtreiche Unterhaltung über dieſes Band, aus dem Geſichtspunkt der Kunſt; man behauptete, das blaue Band gewähre dem Auge einen gefälligen Ruhepunkt, es ſteche ſo vortrefflich ab auf den meiſten Uniformen, es werfe einen vortheilhaften Glanz auf ein Bild; der Maler könne es benutzen, um an die Farbe des Himmels zu erinnern, kurz man führte noch tauſend andere vortreffliche Gründe an, die nichts mit Politik zu thun hatten und ſich doch ſehr gut hören ließen.

Neue Ankömmlinge langten unterdeſſen an und erzählten, um uns das Warten zu verkürzen, einige Anekdoten von der Reiſe. In La-Ferté-ſous-Jouarre, wo die Königliche Braut eine Nacht bleiben ſollte, beeiferte ſich ein reicher Eigenthümer der Stadt, ſein Haus zur Dispoſition der Prinzeſſin zu ſtellen. Das Haus war hübſch, aber nicht paſſend genug möblirt für eine Herzogin von Orleans. Alsbald ſchickt die Civil-Liſte ihre Wagen; das ganze Haus wird mit prächtigen Tapeten bekleidet, Kronleuchter werden an den Decken aufgehängt und die Säle und Schlafzimmer mit den ſchönſten Möbeln geſchmückt; die köſtlichen Betten, die ſeidenen Geräthe, die herrlichen Tapeten machen dieſes Bürgerhaus zu einer Fürſten-Wohnung. Den anderen Morgen nach der Abreiſe der Prinzeſſin iſt der Eigenthümer in La-Ferté-ſous-Jouarre vom König erſucht worden, ſein Haus nicht zu entblößen, ſondern vielmehr all den Königlichen Hausrath zum Andenken an ſeine Gaſtfreundſchaft aufzuheben.

Eben wollte man noch eine Geſchichte anfangen, als endlich mit dem Schlage ſieben Uhr von der Schloßglocke und unter den letzten ſanften Strahlen des Sonnenunterganges einige Reiter der Eskorte als Vorläufer heranſprengen; die Prinzeſſin kommt! Schon iſt ſie an den Thoren Fontainebleau's; ſie fährt im Schritt durch die mit dreifarbigen Fahnen beſetzten Straßen; ein endloſer Freudenruf erſchallt in der Stadt, vom Schloß antwortet man mit denſelben Vivats. Die Trommeln, die Trompeten, die Klarinetten, die Pferde, die Menſchen, Alles ſtürzt durch einander; in demſelben Augenblick bedeckt ſich die große, mit Orangerieen beſetzte Treppe mit glänzenden Uniformen; ganz Frankreich in ſeinen glänzendſten Illuſtrationen war auf dieſen ſteinernen Stufen repräſentirt; Geſandte, Marſchälle, Miniſter, Pairs, Deputirte, Beamte, Alle hatten ihren Repräſentanten bei dieſem Nationalfeſt. Fürſt Talleyrand ſtand neben dem Baron von Werther, der Herzog von Dalmatien bei dem Grafen Gérard, Herr Jacques Laffitte neben Herrn Guizot; der Biſchof von Marokko mit dem ſchönen Haupte, und Herr Ary Scheffer, der große Maler Margarethen's; der König der Belgier und der Freiherr von Ranzau, der Herzog von Broglie und Herr Lefort, der Maire des erſten Bezirks; Herr von Montalivet und Herr Thiers. Zugleich eilten auch die Damen herbei, aber nur die Damen der Prinzeſſin in ihrem ſchönſten Putz; einen Augenblick darauf kam die ganze Königliche Familie voller Ungeduld auf die Vordertreppe herab, der König, der Herzog von Orleans, der Herzog von Nemours als Offizier, der Prinz von Joinville als Schiffs-Lieutenant, der Herzog von Aumale als Unter-Lieutenant in der leichten Infanterie, der Herzog von Montpenſier als bloßer Jäger der National-Garde. Endlich ſieht man am äußerſten Ende des Hofes, mitten in dieſem unruhigen, bewegungsvollen Schweigen, das Gefolge der Prinzeſſin ſelbſt erſcheinen. Alle Blicke, alle Herzen wenden ſich auf einen Wagen hin, auf jenen vergoldeten Wagen, der langſam von acht Pferden gezogen wird und geſchirrt iſt wie für einen König, der vom Kriege zurückkehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Griechenland.

Die Griechiſche Literatur und Archäologie als das älteſte und feſteſte Band zwiſchen Griechenland und dem übrigen Europa.*)

1.

Griechenland, die Mutter der Künſte und Wiſſenſchaften, genoß auch noch nach der Unterjochung durch Roms Waffen eine faſt religiöſe Verehrung von Seiten der Römer ſelbſt.**) Griechen waren die Erzieher und Lehrer der Kinder dieſer ſtolzen Sieger, und die jungen Römer ſelbſt beſuchten Athen, um ſich in jeder Gattung des Wiſſens und der Bildung zu vervollkommnen, während die Römiſchen Schriftſteller, Dichter und Künſtler der Nachahmung Griechiſcher Meiſterwerke, ſtatt derſelben ſich zu ſchämen, vielmehr ſich rühmten.***)

Indeß ging auch dieſe Zeit vorüber. Ungefähr achtzig Jahre nach der Theilung des Römiſchen Reiches in das abendländiſche und morgenländiſche gerieth erſteres in die Gewalt der Barbaren und ward ganz eine Beute derſelben; letzteres dagegen erhielt ſich zwar noch zehn Jahrhunderte hindurch, aber beſtändig erſchüttert durch innere Unruhen und durch Angriffe von Außen, indem man ſich mehr mit dogmatiſchen Streitigkeiten und der Erlangung himmliſcher Güter beſchäftigte, als darauf bedacht war, die feindlichen Heerhaufen von den Gränzen des Reiches zurückzutreiben und die verlorenen Provinzen wiederzuerlangen. Die Bewohner des morgenländiſchen Reiches, undankbare Nachkommen der alten Griechen und mit anderen Nationen vielfach vermiſcht, hatten ſich ſogar des Namens ihrer eigenen Vorfahren entäußert und nannten ſich ſelbſt, ſtatt Griechen, Römer. Dagegen behielten ſie zwar ihre Mutterſprache bei, aber ſie hatten die tiefere Kenntniß derſelben und das Verſtändniß der in ihr verfaßten Meiſterwerke verloren. Nur in den Klöſtern erhielten ſich einige ſchwache Spuren Griechiſcher Literatur und Philoſophie. Aber dieſe Literatur beſtand in weiter Nichts, als in trockener Grammatik und bloßer Wortkenntniß; die Dichtkunſt war eine geſchmackloſe Reimkunſt geworden, und die göttliche Philoſophie des Sokrates und Platon war zu einer unfruchtbaren Sophiſtik und Dialektik herabgeſunken. Mit Einem Worte: die Finſterniß der Barbarei, welche auf dem geſammten Europa lag, hatte ſich in nicht geringerem, vielmehr in einem noch ſtärkeren Grade auch über Griechenland, das Vaterland der Aufklärung und des Wiſſens, gelagert.

Dies war der Charakter und allgemeine Zuſtand jener Zeit, als plötzlich in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts verſchiedene unvorhergeſehene Umſtände ſich vereinigten, in dieſem Europa neues Leben hervorzurufen und mitten in der Finſterniß einzelne Lichtfunken zu erwecken, die die geſammte Welt umgeſtalten ſollten. Es genügt hier, nur kurz theils an die wichtigen Erfindungen der Buchdruckerkunſt und des Schießpulvers, theils an die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Oſtindien zu erinnern. Faſt in die nämliche Zeit fiel auch die Eroberung Konſtantinopels, die jedoch hier und in dieſem Zuſammenhange einer beſonderen Berückſichtigung verdient. Mehrere gelehrte Griechen, welche vor der Tyrannei der Osmanen nach Italien flüchteten, wo bereits vor einem Jahrhunderte, in Folge des Studiums der Lateiniſchen Klaſſiker und der aus dem Innern der Erde gewonnenen Kunſtwerke, die Wiedergeburt der Künſte und Wiſſenſchaften begonnen hatte, brachten dahin auch Abſchriften der Werke Alt-Griechiſcher Schriftſteller. Andere begabte Männer wandten ſich hierauf zu dem Studium der Griechiſchen Sprache und der in ihr verfaßten Schriften, und bald übertrafen ſie ſogar ihre Lehrer. Die kurz zuvor erfundene Buchdruckerkunſt vervielfältigte mit wunderbarer Schnelligkeit eben ſo die Werke der alten Griechen, als die Schriften ihrer Erklärer; und ſchon nach Einem Menſchenalter war das Studium der wiedergeborenen Griechiſchen Literatur über ganz Europa verbreitet. Die Namen Homeros und Thukydides, Sophokles und Platon tönten wieder in den Schulen von Italien bis zum Nordpol und von dem äußerſten Ende Portugals bis zu den Küſten der Oſtſee, und die erhabenen Geiſter dieſer Männer entzündeten von neuem in Tauſenden das himmliſche Feuer der Dichtkunſt und Philoſophie, den Eifer des Nachdenkens und Forſchens und das Streben nach Wiſſenſchaft und Bildung. Auch die chriſtliche Lehre, deren frühere Entſtellung zur Verfinſterung und Verwilderung Europa's nicht wenig beigetragen hatte, geſtaltete ſich damals, in Folge des Studiums der Alt-Griechiſchen Literatur, reiner und edler.

Von nun an ſchritt Europa auf dem Wege der Bildung und Civiliſation mit Rieſenſchritten vorwärts, indem es zugleich Griechenland als die Mutter der Wiſſenſchaften und Künſte betrachtete und auf deren immer weitere Entwickelung eifrig bedacht war. Von jener Epoche an blieb die Griechiſche Literatur und wird bleiben einer der vorzüglichſten Gegenſtände des Studiums in den Schulen und das beſte Mittel, den Verſtand der Jugend zu bilden und ihn mit erhabenen Ideen zu bereichern. Seitdem lernen Tauſende von Jünglingen, Jahr aus, Jahr ein, Griechenland als die Quelle ihrer ſittlichen und geiſtigen Bildung lieben, die berühmten Männer des Alterthums als die Wohlthäter des ganzen Menſchengeſchlechts achten, und ſie empfinden das Gefühl der Ehrfurcht, wenn ſie die Namen Athens und Sparta's, der Thermopylen und Marathons ausſprechen.

Solcher Art iſt das Band, welches ſeit Jahrhunderten Griechenland mit dem übrigen Europa verbindet; dies iſt der Quell der ſittlichen und geiſtigen Verwandtſchaft beider, — einer Verwandtſchaft, die ſtärker iſt, als die Verwandtſchaft des Blutes.

Indeſſen ſeufzte Griechenland, beraubt ſelbſt ſeines Namens und ſeiner Erinnerungen, unter dem Joche einer unmenſchlichen Tyrannei, wenngleich ſeine Kinder auch in dem Joche dieſer Knechtſchaft den unverlöſchlichen Funken der Wiedergeburt in ihrem Buſen nährten. Der Klang des Ruhmes ihrer Vorfahren tönte mächtig und immer mächtiger von Seiten Europa's in die Ohren der Griechen; die aus Griechenland verbannten, in Europa aufgenommenen und gepflegten Wiſſenſchaften begannen nach und nach, in ihr Vaterland zurückzukehren: jener Funken wurde endlich zur Flamme. Griechenland ergriff die Waffen; die gebildete Welt jauchzte ihm zu und ſtand ihm bei im Kampfe wider den Tyrannen, und — Griechenland feierte das Feſt ſeiner Wiedergeburt.

2.

Wir haben im erſten Abſchnitte das Weſen und die Urſachen der innigen Verbindung zwiſchen Griechenland und dem übrigen Europa auseinandergeſetzt. Aber, wird man uns nun entgegnen, dieſes Weſen der angegebenen Verbindung hat ſich geändert; das gegenwärtige Griechenland, kaum erwacht von einem langen und tiefen Schlummer, findet ſeine jüngere Schweſter, Europa, in Künſten und Wiſſenſchaften weiter vorgeſchritten, und es bedarf vielmehr deſſen Beiſtand und Unterricht. Allerdings muß dies in gewiſſer Hinſicht zugegeben werden. Griechenland muß ſich in der That den Saamen der meiſten Wiſſenſchaften von Europa zurückgeben laſſen, um ihn von neuem in ſeinen fruchtbaren Boden auszuſtreuen. Allein andere Wiſſenſchaften und Künſte bewahrt es gleich unerſchöpflichen Schätzen in ſeinem Buſen, und indem es dieſelben zu Tage fördert und ſie den forſchenden Jüngern zugänglich macht, wird es auch für die Zukunft als die Wohlthäterin und Lehrerin Europa's erſcheinen und das alte, heilige Band zwiſchen ihm und der civiliſirten Welt wach und lebendig erhalten.

*) Vorſtehender Bericht des früheren Konſervators der Alterthümer in Griechenland, des Danen Ludwig Roß, d. d. 28. Juni 1836, iſt nach dem Neu-Griechiſchen Originale in der Zeitſchrift: Ὁ Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος, 1836, überſetzt. Daß er um ſeines verſchiedenen Intereſſes willen dieſe Ueberſetzung und die Verbreitung durch ein Deutſches Journal verdiente, bedarf keiner beſonderen Auseinanderſetzung. D. Einſ.

**) Horat. Ep. II. 1. 156. ſagt: Graecia victa ferum victorem cepit.

***) Horat. A. Poet. 268. 269. ſagt: Vos exemplaria graeca u. ſ. w.

Digitized by Google

Es iſt leicht zu begreifen, daß wie hier die ſogenannten Alterthümer meinen, jene reichen Schätze alter Kunſt jeglicher Art, der Baukunſt, Skulptur, Plaſtik und Malerei, endlich auch die Schätze, die in den Inſchriften verborgen liegen, welche letztere nicht nur auf eine oft ganz unerwartete Weiſe auf die Geſchichte Griechenlands und der benachbarten Länder, ſo wie auf die des menſchlichen Geiſtes im Allgemeinen, und auf die Geſchichte der Künſte und Erfindungen ein neues Licht werfen, ſondern auch die Kenntniß der Alt-Griechiſchen Sprache bereichern und ſogar Geſänge von Dichtern aufbewahrt haben, deren Werke bei dem allgemeinen Verfall der alten Literatur verloren gegangen ſind.

Die verſchiedenen Regierungen, welche einander ſeit der Revolution in Griechenland folgten, wußten die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes zu würdigen und beeilten ſich, die Ausfuhr von Alterthümern außerhalb Griechenlands zu unterſagen und die Erhaltung noch vorhandener Gebäude und Denkmäler anzuordnen (man ſehe die Beſchlüſſe der National-Verſammlung von Trözene im J. 1827). Hierauf allein konnte ſich die Regierung während der Dauer des Krieges beſchränken. Andere Maßregeln wurden ergriffen, als nach der Ankunft des Präſidenten J. Kapodiſtrias in Griechenland (im J. 1828) die Angelegenheiten ein beſſeres Anſehen gewannen und die Einkünfte ſich vermehrten. Durch den Beſchluß des Präſidenten vom 20. Oktober 1829 (a. St.) wurde auf der Inſel Aegina ein öffentliches Muſeum unter der Leitung des bekannten Archäologen Muſtoxidis errichtet. Die National-Verſammlung von Argos beſtätigte den obigen Beſchluß der von Trözene, und unter dem 23. Juni 1830 (a. St.) erließ der Präſident ein Umlaufſchreiben an alle Gouverneure, worin ein beſtimmtes Reglement in Betreff der Sorge für die Alterthümer feſtgeſetzt ward, und worin dieſelben, ſo wie jeder Freund der Kunſt, aufgefordert wurden, zur Bereicherung des National-Muſeums beizutragen; auch unternahm die Regierung Nachgrabungen in Aegina, Megara, Delphi, Kythnos und anderen Orten.

Alle dieſe Maßregeln blieben nicht ohne glückliche Erfolge. In einem Zeitraume von ungefähr drei Jahren, bis 1831, brachte man in dem, aus Mangel an einem paſſenden Lokale in Athen, noch in Aegina befindlichen Muſeum einige hundert Marmor-Kunſtwerke (Bildſäulen, Basreliefs, Fragmente von Gebäuden, Grabdenkmäler, Inſchriften und Bruchſtücke derſelben) zuſammen, wovon ein großer Theil wirklich ſchöne und beachtenswerthe Kunſtwerke ſind; außerdem umfaßte daſſelbe auch eine nicht unwichtige Sammlung von irdenen Gefäßen, Münzen und anderen Antiquaglien. Nach dem Tode des Präſidenten jedoch und in Folge der darauf entſtandenen Unruhen wurde nicht nur obiges Reglement ganz vernachläſſigt, ſondern auch das Muſeum in Aegina ſelbſt erlitt damals manche Plünderungen.

Nach der Ankunft des Königs Otto (1833) wandte die Regentſchaft von neuem ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand, ordnete ihn durch das Geſetz vom $\frac{10}{22}$. Mai 1834 und ernannte das erforderliche Perſonal. (Man ſehe hierüber das Werk v. Maurer's: „Das Griechiſche Volk u. ſ. w." 1835. Bd. 2. S. 223 f.) Mancherlei Alterthümer, die auf den Inſeln und im Peloponnes gefunden worden waren, wurden damals noch in das Muſeum auf der Inſel Aegina geſandt, während die in Athen unter der Leitung des für das feſte Griechenland ernannten Konſervators der Alterthümer, Pittakis, aufgefundenen eben daſelbſt blieben, nachdem Athen zur Hauptſtadt des Reiches beſtimmt worden war. Ein weiteres Feld für die Archäologie eröffnete ſich, als nun der Sitz der Regierung wirklich nach Athen verlegt worden war. Die Reinigung der Akropolis von den Trümmern und die Wiederherſtellung ihrer ausgezeichneten Gebäude, ſo weit dieſelbe möglich war, ward beſchloſſen, und bereits den 31. Dezember 1834 begannen die noch jetzt fortdauernden Arbeiten. Die Ergebniſſe ſind wider Erwarten belohnend ausgefallen. Der Tempel der flügelloſen Nike, der von den Türken vor dem letzten Kriege Venedigs im Jahre 1684 verſchüttet worden war, wurde in Trümmern aufgefunden und faſt ganz wieder hergeſtellt. Ein großer Theil der Oberfläche der Akropolis ward ausgegraben und vom Schutt befreit; viele Werke von Phidias, die zum Parthenon gehörten, ſo wie eine Menge von Bildſäulen und Basreliefs zur Kenntniß der alten Geſchichte wichtiger Inſchriften wurden dabei gefunden. Die Maſchinen und Gerüſte, deren man zur Aufrichtung der Säulen des Parthenons bedarf, ſind bereits vorhanden, und in wenig Monaten ſoll ihre Aufrichtung beginnen.*) Die Ausgaben für alle Arbeiten auf der Akropolis, die für den Ankauf und die Erbauung der Maſchinen mit inbegriffen, betragen vom 31. Dezember 1834 bis jetzt (Juli 1836) ungefähr 50,000 Drachmen (etwa 12 — 13,000 Thaler), von denen jedoch wieder 20,000 Drachmen abgezogen werden müſſen, welche aus dem Verkaufe der überflüſſigen Gegenſtände gewonnen worden ſind, und übrigens iſt die reine Ausgabe von 30,000 Drachmen, da faſt alle bei den Arbeiten beſchäftigte Individuen Griechen und Eingeborne geweſen, in Griechenland ſelbſt geblieben und hat ſo zur Ernährung ſehr vieler Familien beigetragen.

Der Theſeus-Tempel, der nach den Denkmälern der Akropolis das wichtigſte und unter allen Werken der alten Baukunſt in Griechenland am beſten erhalten iſt, wurde vorläufig zu einer Glyptothek beſtimmt, nachdem zuvor das Dach und einige andere Theile deſſelben mit einem Aufwande von ungefähr 5000 Drachmen ausgebeſſert worden waren. In dieſem Tempel ſind bereits eine große Anzahl Basreliefs, die man bei den Ausgrabungen im Piraeos und ſonſt in Athen gefunden hat, aufgeſtellt worden. Unter den merkwürdigſten Statuen befindet ſich ein Apollon, der in Thira aufgefunden worden und welcher der alten Aegyptiſchen Kunſtperiode angehört; ferner ein Hermes von Tinos, eine Statue von Stilos, eine Athene, ſo wie ein gegen ein Pferd kämpfender Löwe. Wegen Beſchränktheit des Raumes hat man mehrere Stücke von untergeordnetem Werthe nicht in den Tempel ſelbſt aufnehmen können, und derſelbe Grund hindert auch, ihn regelmäßig dem Publikum zu öffnen.

Außerdem hat die Regierung in Megara, Theſpiae in Boeotien, auf Andros und an anderen Orten werthvolle Statuen vereinigt, welche ebenfalls in die Sammlung in Athen aufgenommen werden ſollen, ſo wie es die Umſtände geſtatten werden.

Während in dieſer Weiſe die Regierung auf die Bildung eines Central-Muſeums ihr Augenmerk richtete, ſorgte ſie jedoch auch für Errichtung untergeordneter Muſeen an einzelnen Orten, wie auf Syra, Tinos, in Sparta, Tegea, Megalopolis und Theben. In dieſen Sammlungen befinden ſich theils Statuen, theils Basreliefs, Vaſen, Inſchriften und Münzen.

Nach dem Umzuge der Regierung nach Athen wurde auch die Münzſammlung von Aegina dahin gebracht und ſeitdem vielfach durch Gaben Einzelner vermehrt. Um dieſem für Kenntniß der alten Geographie, der politiſchen Geſchichte und der Geſchichte der Kunſt ſo wichtigen Zweige der Archäologie eine größere Ausdehnung und Entwickelung zu geben, vertraute ſie die Sorge dafür einem erfahrenen Münzkenner, Gredé, an, indem ſie zugleich die Sammlung irdener Vaſen damit vereinigte. Dieſe letztere ward durch die Ergebniſſe der Ausgrabungen in Athen, Trura und Thlea nicht unbeträchtlich vermehrt.

Ein beſonders wichtiger Theil der in Griechenland aufgefundenen Alterthümer ſind, wie ſchon oben bemerkt, die Inſchriften. Indeß haben dieſelben zunächſt nur für Gelehrte, die ſich mit hiſtoriſchen Forſchungen beſchäftigen, ein beſonderes Intereſſe, und ſie gleichen inſofern dem unbehauenen Marmor, deſſen inneren Werth der Architekt zu ſchätzen weiß, während der Nichtkenner ihn als einen rohen unförmlichen Stein faſt ganz unbeachtet liegen läßt. Werden dieſe Inſchriften von einem beſonders gelehrten und tiefen Kenner geprüft und geordnet, ſo entſteht daraus nach und nach ein hiſtoriſches Gebäude, deſſen unerwartete Abrundung und allſeitige Schönheit Erſtaunen erregt, wie dies Böckh in ſeinem Werke über den „Staatshaushalt der Athener" dargethan hat. Wir ſelbſt haben uns daher bis jetzt und vor der Hand darauf beſchränkt, in Zeitſchriften nur ſolche Inſchriften bekannt zu machen, die ein allgemeines Intereſſe haben, indem ſie zur Löſung topographiſcher und hiſtoriſcher Zweifel beitragen, bis einſt der erweiterte Buchhandel in Griechenland die Herausgabe auch der übrigen erleichtern und die Errichtung einer Univerſität das Studium dieſes Theiles der Archäologie und der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften allgemeiner machen und einen weiteren Kreis von Leſern für Inſchriften-Sammlungen gebildet haben wird.*)

So viel über dasjenige, was die Griechiſche Regierung für die wiſſenſchaftliche Seite der Archäologie bisher gethan hat. Was eine andere Seite dieſes Gegenſtandes anbelangt, ſo mag hier nur angeführt werden, daß in jedem Jahre 15 bis 20,000 Reiſende nach Rom und Neapel reiſen, und zwar die meiſten in der Abſicht, die vorhandenen Alterthümer zu ſehen und zu ſtudiren, ſo daß Rom in gewiſſer Hinſicht nur von den Fremden lebt. Es iſt kein Zweifel, daß, wenn nur erſt eine regelmäßige Verbindung mit Italien durch Dampfſchiffe hergeſtellt ſeyn wird,**) ein großer Theil dieſer Reiſenden auch Griechenland, namentlich Athen, beſuchen werde. Nehmen wir die jährliche Anzahl derſelben nur zu 3000 an, ſo würde dadurch eine nicht geringe Summe Geldes in Griechenland in Umlauf kommen.

*) Als Ergänzungen und Nachträge zu dieſen Mittheilungen ſehe man die Aufſätze des nämlichen Verfaſſers in dem dem Morgenblatte beigegebenen Kunſtblatte 1835 88., 1836 16. 22. 24. 39. 40. 42. 54. 56. 57. 60. 76. 84., 1837 15 an.

*) Im J. 1834 gab der Verf. dieſes Aufſatzes das erſte Heft bisher noch ungedruckter Griechiſcher Inſchriften unter dem Titel Inscriptiones graecae ineditae heraus. Ein zweites ſoll nächſtens folgen. Gelegentlich werde hier auch noch der Schrift von ihm: Hercule et Nessus. Peinture d'un vase de Ténée, Athènes, 1835, gedacht.

**) Das iſt nun (bis Mai 1837) in gewiſſer Hinſicht, theils von Italien, theils von Frankreich aus, geſchehen.   D. Einſ

Mannigfaltiges.

— Das Moslemitiſche Juſte-Milieu. Früher ſchon hat Herr Baron Sylveſtre de Sacy darauf aufmerkſam gemacht, daß die richtige Mitte, die Jeder in ſeinem Benehmen beobachten ſoll, um auf dieſe Weiſe in allen Dingen die beiden Extreme zu vermeiden, ein den Dogmen und Gebräuchen des Islamismus beſonders eigenthümliches Moment ſey. Herr von Hammer-Purgſtall macht nunmehr im Journal Asiatique darauf aufmerkſam, daß die Araber ſogar eine beſondere Bezeichnung für den Mann der richtigen Mitte haben, welchen ſie Al-moktassid nennen, was Golius mit den Worten erklärt: Qui medio modo se habet, sive quoad corpus sive quoad animum. Eine Haupt-Maxime der Araber iſt ferner: „Die beſten Dinge ſind die, ſo die Mitte halten." Herr von Hammer theilt demnächſt auch aus der großen Sammlung der Traditionen von Bochara eine Legende mit, welcher der Vers aus dem Koran, auf den das Moslemitiſche Juſte-Milieu ſich eigentlich ſtützt, zum Grunde liegt. Dieſer Vers (der 144ſte der zweiten Sura) lautet folgendermaßen: „Alſo haben wir Euch geſetzt als das Volk der Mitte (i. e. optimam et justissimam, fügt Maraccius nach Arabiſchen Kommentaren hinzu), auf daß Ihr Zeugen ſeyet für die Menſchen und der Prophet ein Zeuge ſey für Euch." — Daß auch die Chineſen ihr Land das „Reich der Mitte" nennen und damit das Vollkommenſte bezeichnen wollen, iſt bekannt; die Ueberſetzung „himmliſches Reich", zu dem das „Reich der Mitte" oft gemacht wird, iſt jedoch nicht richtig.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.   Redigirt von J. Lehmann.   Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 73. Berlin, Montag den 19. Juni 1837.

Frankreich.

Anekdoten aus der Zeit der Kontinental-Sperre.

Von einem Pagen des Kaiſerlichen Hofes.

Einer der umfaſſendſten Gedanken Napoleons war unzweifelhaft die vollſtändige Verwirklichung des ſogenannten Kontinental-Syſtems. Gegen die Conterbande zeigte er daher unbeugſame Strenge. Um ſich nicht durch eigenmächtiges Verfahren die Kaiſerliche Ungnade zuzuziehen, bat ihn einſt der Zoll-Direktor von Marſeille, Peilhon, ſchriftlich um ſeine Meinung. Es handelte ſich um eine Confiscation, von welcher er, wie er ſich ausdrückte, geglaubt habe, ſeine Beamten nicht entbinden zu dürfen. Der Gegenſtand war ein Ballen mit drei Dutzend Indiſcher Kaſchemir-Shawls, aus Konſtantinopel an Joſephine adreſſirt, welchen er anhalten ließ, obgleich er die Aufſchrift trug: An Ihre Maj. die Kaiſerin der Franzoſen, Königin von Italien ꝛc. Mit umgehender Poſt erhielt Herr Peilhon den Befehl, die Kaſchemir-Shawls zu konfisziren und den Flammen zu übergeben.

Vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieſes Befehls wurden die drei Dutzend Kaſchemir-Shawls unbarmherzig vor aller Augen auf dem großen Platz in Marſeille verbrannt.

Napoleon hatte lebhaft gewünſcht, daß die Damen bei Hofe Franzöſiſche Kaſchemir-Shawls tragen, aber hiergegen hatte ſich der alte Adel mit dem neuen verſchworen, und was die Indiſchen Kaſchemir-Shawls betrifft, ſo ward es ihm ſchlechterdings unmöglich, den Geſchmack der Schönheiten umzuſtimmen, die in den Tuilerieen den Donnerſtag-Zirkel bildeten. Er ward ſehr böſe, wenn er Hofdamen in fremde Stoffe gekleidet erblickte; dann runzelte er die Stirn und bezeugte laut ſeine Unzufriedenheit. Andererſeits hörte er aber auch nicht auf, Joſephinen zu beſtürmen, ihm den genaueſten Preis der Stoffe mitzutheilen, die ſie zu ihrem Anzuge gebrauchte. Sie antwortete ihm gewöhnlich: Dieſes Kleid kommt aus St. Quintin, dieſer Mantel iſt in Lyon verfertigt worden, und Napoleon rief dann laut: Aha! darin zeigt ſich die Ueberlegenheit unſerer Fabriken über die des Auslandes, über die der Anderen. — Er bezeichnete die Engländer nie anders, als mit dieſem Ausdruck.

Aber Joſephine täuſchte ihn; die meiſten ihrer weißen Kleider waren aus Indiſchem Muſſelin von der beſten Sorte oder von prächtigem Engliſchen Perkal, und weder der eine noch der andere dieſer Stoffe konnte anders als durch Einſchwärzung nach Frankreich gelangen. Endlich aber nahmen die Kunſtgriffe Joſephinens ein Ende.

Man hatte Napoleon ſchon heimlich benachrichtigt, daß verſchiedene Putz-Gegenſtände, welche ſie ganz kürzlich erhalten, als Contrebande über die Holländiſche Gränze gegangen wären, obſchon der Kaiſer ſeit der Wegnahme der oben erwähnten Kaſchemir-Shawls noch ſtrengere Befehle an den Direktor der Ein- und Ausgangs-Zölle in Antwerpen, Herrn Collin, erlaſſen und namentlich befohlen hatte, alle Waaren, welche nur irgend verdächtig ſchienen, mit Beſchlag zu belegen. Nun erhielt er eines Morgens von dem genannten Direktor die amtliche Nachricht, daß eine Kiſte mit Engliſchen Waaren, unter welchen ſich zwölf baumwollene Tüll-Schleier befanden, nach ſeinem Befehl angehalten und unverzüglich verbrannt worden ſeyen. Herr Collin fügte zur Unterſtützung ſeiner Angabe alle rechtfertigende Belege bei, und unter anderen auch den Beſtellungsbrief, welcher zwar nicht unterſchrieben, aber deſſen Inhalt, obſchon verblümt, augenſcheinlich bewies, daß die Kiſte für die Kaiſerin beſtimmt war, und daß ſie ſelbſt den Ankauf dieſer Sachen befohlen habe.

Bei dem Durchleſen dieſes Aktenſtückes gerieth Napoleon gegen ſeine Gemahlin in Zorn. Indeſſen beruhigte er ſich doch wieder, als er an den Strich durch die Rechnung dachte, welchen ihr der Zoll-Direktor gemacht. Er ließ ſich nichts merken und verſchob die Sache auf einen paſſenden Tag, um ſich mit ihr darüber auszuſprechen, indem er darauf rechnete, daß ſie früher oder ſpäter, wenn ſie keine Nachricht von den mit ſo vieler Ungeduld erwarteten Putzſachen erhielte, ſelbſt eine Erklärung provoziren würde. Dieſe Gelegenheit zeigte ſich auch bald.

Eines Morgens, als ſie zuſammen frühſtückten, bemerkte Napoleon bei Joſephinen eine Art Unruhe, welche in ſeiner Gegenwart ungewöhnlich war. Da er die Urſache dieſer Ungeduld errieth, ſo benutzte er augenblicklich die Gelegenheit, um die furchtbare Erklärung einzuleiten. „Was fehlt Dir denn heute, meine Theuerſte?“ fragte er im Tone des Vorwurfs, „Du ſcheinſt mir ganz verſtimmt.“ Joſephine antwortete mit gleichgültigem Accent, daß ſie wirklich ſeit einigen Tagen etwas verdrießlich ſey, und zwar wegen der Verzögerung einer Kiſte mit verſchiedenen Waaren, welche ſie bei Lyoner Kaufleuten beſtellt. — „Wenn es weiter nichts iſt, ſo beruhige Dich; Deine Kiſte wird ſchon an ihre Beſtimmung gelangen.“ — „Aber ſie müßte ſchon da ſeyn.“ — „Die Sachen werden unterweges aufgehalten worden ſeyn! Es iſt ſo ſchlechtes Wetter!“ — „Ja, ich muß es wohl glauben.“

„Oder“, fügte Napoleon mit ironiſchem Ton hinzu, „die Kiſte iſt vielleicht von Räubern genommen worden, wer weiß?“ — „Ach, nein! ich fürchte vielmehr, daß ....“ — „ſie bei der Antwerpener Zoll-Linie angehalten wurde?“ unterbrach ſie der Kaiſer, indem er ſchnell von ſeinem Sitz aufſtand. „Könnte nicht etwas dergleichen den Sachen, welche Du aus Lyon erwarteſt, begegnet ſeyn? Geſtehen Sie es nur, Madame, und es ſoll nicht mehr davon die Rede ſeyn.“

Die letzten Worte wurden mit einer nichts weniger als freundlichen Miene geſprochen. Die arme Joſephine, äußerſt verlegen, da ſie merkte, daß ſie verrathen ſey, ließ den Kopf ſinken, ohne etwas zu antworten.

Napoleon wollte von ſeiner Ueberlegenheit keinen Gebrauch machen, ſetzte ſich, näherte ſich ſeiner Gemahlin, ergriff ihre Hand und ſagte zu ihr mit großer Bewegung: „Höre mir zu, meine theure Freundin. Du weißt, daß ich niemals lüge, ich aber weiß, daß der größte Aerger, welchen ein Mann ſeiner Frau verurſachen kann, darin beſteht, ihre Hüte und Kleider einzuſchließen; wiſſe denn, ich habe Alles erfahren, ich ſelbſt habe Beſchlag auf dieſe Kiſte legen laſſen, und ſie iſt mit Allem, was ſie enthielt, verbrannt worden.“ — Hier konnte die Kaiſerin eine gewiſſe krampfhafte Bewegung nicht unterdrücken. — „Ja, verbrannt, auf meinen Befehl“, wiederholte Napoleon. „Ich will es Dir diesmal noch zu gute halten, aber nur unter der einen Bedingung, daß, wenn es noch einmal geſchieht, ich unverzüglich Deine unverſchämten Commiſſionaire verhaften und verurtheilen laſſe. Dann magſt Du den Verſuch machen, mich um ihre Begnadigung zu bitten, und ſehen, ob ich ſie gewähre.“

Dennoch traf ſich eine Gelegenheit (vielleicht die einzige), wo der Kaiſer über eine weit ſträflichere Verletzung der Zoll-Geſetze die Augen zudrückte; denn es handelte ſich um weit mehr, als gewöhnliche Contrebande.

Zu Ende des Jahres 1807 kehrten die Grenadiere der alten Garde, welche den Kaiſer nach Deutſchland begleitet hatten, unter Anführung ihres Chefs, des General Soulès, nach Frankreich zurück. Als ſie in Mainz ankamen, wünſchte der dortige Zoll-Direktor Lamar mit ſeiner mißlichen Stellung alle mögliche Nachſicht zu verbinden und begab ſich daher zu dem General, um ihn von der unumgänglichen Nothwendigkeit in Kenntniß zu ſetzen, die Geſetze in Ausführung bringen und folglich alle Train-Wagen, welche er mit ſich führe, unterſuchen laſſen zu müſſen. Die Antwort Soulès' bei dieſer freundlichen Eröffnung war eben ſo kurz als energiſch. „Dieſe Geſetze“, antwortete er, „gehen uns nichts an, und wenn ein einziger Ihrer Beamten die Hand an die Kaſten meiner alten Soldaten legt, ſo laſſe ich Ihre Diener alle wie junge Katzen im Rhein erſäufen.“

Der Zoll-Direktor zauderte, aber die Zoll-Beamten, auf ihre Menge vertrauend, zeigten ſich entſchloſſen, die Unterſuchung zu beginnen, und erſchienen in demſelben Augenblick, wo die Grenadiere die Stadt verlaſſen wollten. Der General aber ließ ſeine Soldaten ein Carré formiren, die Bajonette kreuzen und die Train-Wagen ins Centrum bringen. Da die Zoll-Beamten nicht weiter zu gehen wagten, ſo wurden ſie genöthigt, ſich mitten unter dem Hohngelächter, dem Geſpött und dem Pfeifen der Soldaten und Neugierigen, welche dieſe Scene herbeigelockt hatte, zurückzuziehen.

Herr Lamar überſandte unverzüglich dem General-Direktor der Steuern in Paris einen umſtändlichen Bericht, welcher lange vor der Ankunft der alten Garde in Courbevoie, ihrer gewöhnlichen Garniſon, dem Kaiſer vorgelegt wurde.

Diesmal war Napoleon ſehr verlegen; der Fall war ernſter Art, und unter allen anderen Umſtänden würde er ſehr ſtreng verfahren ſeyn, aber er kehrte eben in ſeine Hauptſtadt zurück, wo er, rauſchender als je, durch den allgemeinen Freudenruf eines auf ſeinen Ruhm und ſeine Macht ſtolzen Volkes begrüßt wurde. Und dann kam dieſe alte Garde mit Wunden bedeckt zurück; ſie war ſo tapfer geweſen, und ihr Befehlshaber hatte ſich in den Schlachten ruhmwürdig ausgezeichnet. Wie mancherlei Gründe, den Zorn des Herrn zu entwaffnen! Da, wo er nur an Belohnungen dachte, ſollte er jetzt ſtrafen? .... Nein; indeß ließ er den General Soulès zu ſich entbieten.

Der General ſtellte ſich dem Kaiſer vor, welcher ihn ſehr gnädig empfing. Nachdem ſie einige unbedeutende Worte gewechſelt, ſagte Napoleon: „A propos, Du haſt da in Mainz ſchöne Dinge gemacht!“ Soulès gehörte zu der kleinen Anzahl derer, welche Napoleon im engeren Zirkel zu dutzen pflegte. — „Wie? Du wollteſt meine Zoll-Beamten

Digitized by Google

in den Rhein werfen laſſen? Aufrichtig, hätteſt Du es wohl gethan?" — „Ja, Sire, auf Generals-Ehre!" antwortete Soulès mit ſeinem Deutſchen Accent. „Sire, es wäre ein Schimpf für ihre tapferen Grenadiere geweſen, ſich ihre Torniſter viſitiren zu laſſen; ich wiederhole es Ew. Majeſtät, ich hätte es gethan, ich gebe mein Ehrenwort als Garde-Offizier."

„Bah! ich ſage, daß Du einen Scherz ausführen wollteſt", fügte Napoleon hinzu, indem er ſich ſehr aufgeräumt ſtellte; „ich weiß, Du haſt contrebandiren wollen." — „Ich, Sire!" — „Ja, Du! Du haſt in Hannover ſehr ſchönes Leinenzeug gekauft, um hier Dein Haus einzurichten, weil Du vermutheteſt, daß ich Dich bei Deiner Rückkehr zum Senator ernennen würde." — „Sire!" — „Und Du haſt Dich nicht geirrt; aber, glaube mir, laß Dir nicht wieder einfallen, einen ähnlichen Scherz mit meinen Zoll-Beamten zu treiben, denn auch ich gebe Dir mein Wort, mein Ehrenwort als Kaiſer, daß ich Dich einem Kriegsgericht übergebe und Dich hernach vor der Front der ganzen Garde todtſchießen laſſe. — Jetzt beſtelle Deine Senator-Uniform."

(Le Siècle.)

Die Feſte in Fontainebleau.

(Fortſetzung.)

Sobald die Prinzeſſin näher herankam, ſtiegen die Herzöge von Orleans und von Nemours, die Herren und Damen langſam die dreifache Treppe herab, um ihr entgegen zu gehen, und es war in der That ein ſchönes, großartiges Schauſpiel, welches nur wenige Leute betrachten konnten, da die Einen in dieſem ſtummen, beredten Drama ſelber eine Rolle ſpielten und die Anderen nur nach der heranfahrenden Karroſſe hinſtarrten. So blieb der König auf der oberſten Stufe mit der Königin allein zurück, und nur mit Mühe konnte er ſeine Rührung bezwingen: es war ſchön anzuſehen, wie dieſer Mann, innerlich bewegt, gern ſeinen Söhnen, ſeinen Freunden folgen mochte, während ihn noch ein Reſt von Etikette zurückhielt. Die Prinzeſſin, der Herzog von Orleans und ſein Gefolge kommen in einer und derſelben Minute an der unterſten Stufe an; eine militairiſche Evolution nach dem Kommando des Oberſt Brack hätte es nicht beſſer machen können. Auf der Stelle öffnet ſich der Kutſchenſchlag, eine junge, ſchöne Geſtalt von zartem, ſchlankem Wuchs ſpringt heraus. Kaum läßt ſie ſich Zeit, rechts und links zu grüßen, zieht den Herzog von Nemours mit ſich fort und ſteigt mit der Behendigkeit ihrer zwanzig Jahre zum König hinauf, der ihr die Hand entgegenſtreckt; ſie ergreift ſie und will ſie an ihre Lippen bringen, aber der König öffnet ihr ſeine Arme, und ſie ſtürzt ſich hinein. Im Nu umringt die ganze Familie die neue Schweſter, die ihr ſo weit aus der Ferne kömmt; man drängt ſich um ſie herum, man umarmt ſie, man ſtellt ihr alle ihre Brüder, alle ihre Schweſtern vor, die jungen Leute und die Kinder der ganzen Familie, die Königin der Belgier, die Prinzeſſin Klementine, welche die jungen Dichter ſo gern lieſt, die Prinzeſſin Marie, die große Künſtlerin, die erſt geſtern ihre eigene Statue, und zwar ihr eigenes Werk, ins Verſailler Muſeum geſchickt hat. Und nun die Königin ſelbſt, die halb hinter der Thüre verſteckt war; endlich überläßt man ihr die neue Tochter, und auf der Stelle ſtürzen ſich die beiden Frauen, Alles um ſich her vergeſſend, entgegen und umarmen ſich mit mütterlich-kindlicher Zärtlichkeit.

Etwas ſpäter, vor dem Diner, nachdem ſich die Prinzeſſin einige Minuten in ihrem Zimmer ausgeruht, erſcheint ſie wieder in dem Salon der Königin, wo ihr der König ſelbſt die eingeladenen Damen präſentirt: die Frau Gräfin von Flahaut, die Frau Gräfin von Laborde, die Frau Gräfin Duresnel, die Frau Herzogin von Treviſo, die Frau Herzogin von Coigny, die Frau Baronin von Bertbois, die Frau Baronin Delort, die Frau Gräfin von Colbert, die Frau Baronin von Marbot, die Marquiſe von Praslin, die Fräulein von Lobau, Delaborde, von Chanterac, von Flahaut, von Sainte-Aldegonde. Um halb neun begaben ſich der König, die Familie und alle Gäſte dieſes edlen Feſtes zur Tafel, welche aus 250 Couverts beſtand. Dem König zur Rechten ſaß die Braut, zur Linken die Belgiſche Königin; zu ihrer Rechten hatte die Prinzeſſin den Bräutigam, und neben dieſem ſaß die verwittwete Erb-Großherzogin von Mecklenburg; der König der Belgier war zur Seite der Franzöſiſchen Königin; der Preußiſche Geſandte, Freiherr von Werther, ſaß neben der Erb-Großherzogin, und ſeine Gemahlin neben dem Herzog von Joinville; der Fürſt Talleyrand, die Herzogin von Dino, der neue Kanzler, die Marſchälle, die Miniſter, der Präſident der Deputirten, die Herzogin von Dalmatien, die Marſchall Gérard, die Marſchall Maiſon, der Herzog von Broglie mit ſeiner Frau, der General Athalin, der Herzog von Caſtries hatten die nächſten Plätze nach der Königlichen Familie. Um zehn Uhr brannte ein Feuerwerk bei dem Springbrunnen des großen Parks, in welchem die Namens-Chiffern F. H. nicht vergeſſen wurden. Doch von dem Diner und Feuerwerk ſprech' ich nur nach Hörenſagen: das überlaſſe ich daher den offiziellen Erzählern; ich beſchreibe Euch nur das, was ich ſelbſt geſehen.

Der andere Morgen kam; es war der Tag der Vermählung oder vielmehr der drei Vermählungen von Orleans mit der Prinzeſſin Helene. Man ſagte, das Feſt würde höchſt glänzend und feierlich ſeyn, und noch nie würde Fontainebleau mehr Pracht und Herrlichkeit erlebt haben. Auch hieß es, daß der Zutritt zum Palaſte unmöglich wäre, und daß es, außer den Eingeladenen, Keinem erlaubt ſeyn würde, in das Innere einzudringen. Voller Vertrauen jedoch auf mein gutes Glück machte ich mich auf Alles gefaßt. Es war ſieben Uhr des Abends; ſchon erleuchtete ſich der Palaſt von allen Seiten. Jedes Thor, jedes Fenſter dieſer Maſſe von Schlöſſern ſtrahlte in ungewohntem Glanz. Beim Anblick dieſer langen Gallerieen, wie ſie nach und nach immer heller und leuchtender wurden, ſchien es faſt, als ob die verſchiedenen Jahrhunderte, die in dieſen Mauern gelebt und geliebt, geweint und gejubelt hatten, eines nach dem anderen aus ihrer Vergeſſenheit emporſtiegen und in ihrem ſchönſten Schmuck, in ihrer ſtolzeſten Pracht zurückkämen, um noch eine Nacht hier zu hauſen in Ruhm und Liebe, in Luſt und Freude. Gewiß, dieſen Abend gehörte keine große Dichterphantaſie dazu, um dieſe ganze erloſchene Geſchichte hervorzurufen, um durch die langen Gothiſchen Fenſter der Gallerie Franz I. dieſen ritterlichen König ſchreiten zu ſehen, wie er die glänzenden Feſte ordnete, und oben auf der höchſten Treppenſtufe die düſtere Geſtalt des Kaiſers, ſcheidend zum Exil nach Elba. Franz I. und Napoleon Bonaparte, das ſind eigentlich die beiden Herren von Fontainebleau, die beiden Geiſter, welche das meiſte Recht haben, in dieſe Mauern, in dieſe Gallerieen, in dieſe tauſend ſtummen Räume zurückzukehren, und wie müſſen dann Beide, der König und der Kaiſer, erſtaunen, ihr ganzes Werk, wie ſie's verlaſſen, wieder zu ſehen. Ihr Palaſt lag ſchon ſo lange in Ruinen! Die Mauern ſenkten ſich auf einander herab, die Plafonds fielen in Stücken herunter; man hatte ſchon ſo oft und ſo viele Wappen von den Steinen abgekratzt, daß der Stein ganz durchbohrt war; man hatte ſchon ſo viele Jagden nach Adlern und Lilien angeſtellt, ſchon ſo viele Embleme und Chiffern vernichtet, daß von allen dieſen Vandaliſchen Zerſtörungen faſt nichts weiter übrig blieb, als Mauern ohne Namen und Erinnerungen, leere Rahmen, zerbrochene Throne und eine Menge Spuren von allerhand Regierungen, die hier, wie in Schmutz und Roſt, unordentlich und zerſtreut durch einander lagen. Der Schatten der einſtigen Herren Fontainebleau's wandelte traurig unter dieſen elenden Ruinen, die ſich mit den Jahren immer mehr und mehr aufhäuften. Doch ſieht, heute hat ſich Alles wieder aufgerichtet, der erſchütterte Grund ſteht wieder ruhig, die alten Stufen, wo ſo viel Größen hingetreten, bekommen wieder einen feſten ſicheren Boden, die umgeſtürzten Statuen ſteigen wieder empor auf ihren Piedeſtals, die Gemälde kehren in ihre Rahmen zurück, der alte Gips der Säle wird wie der Staub hinweggekehrt, und hinter dieſem ſchmutzigen Ueberzug glänzen wieder ganz neu die Meiſterſtücke dreier Säkula. So iſt es denn geſchehen; die Reſtauration hat ſich innerlich wie äußerlich vollendet. Die Plafonds und die Wände bekommen wieder Leben, die Thüren von Fichtenholz machen der Eiche Platz, das bemalte Papier den hiſtoriſchen Gemälden; das Echo läßt wieder alte wohlklingende Namen hören; es füllen ſich die Keller und die Kammern; die Möbel bekommen wieder ihren Sammet, ihre Vergoldung, und die Wappen verlieren ihre Beute; man bedeckt die Fenſter mit ihrem Gothiſchen Glaſe, man erbaut die umgeſtürzten Kamine, und der ängſtlich geduldige Fleiß des Antiquars ſucht wieder die kleinlichſten Details jener geſchmackvollen Skulptur hervor, welche das Holz in Kunſtwerke, den Stein in Spitzen, den Marmor in Damen und Helden zauberte. Friſcher noch und glänzender als früher guckt die Moſaik aus dem eichenen Getäfel, von dem es ſargartig verhüllt war; kurz, überall, in alle Höhen und Tiefen dieſer unermeßlichen Mauern iſt jene allſehende und wiederherſtellende Hand hingedrungen; überall erblickt man wieder das alte Gold, das alte Silber und Elfenbein, den alten Schmelz und Glanz, den alten Stein und Marmor, den alten Sammet und Wollenſtoff. Vor ſechs Jahren war dieſe Stätte wüſt und öde, der Wuth des Nordwinds preisgegeben; jetzt iſt es ein prachtvoller Palaſt, des größten Herrſcher würdig. Wer hat meine Gallerieen wiederhergeſtellt? ruft Franz I.; ihm ſey Ruhm und Preis; er hat die Mauern mit meinem Wappen und mit der Chiffer meiner ſchönen Dame bekleidet! — Wer hat die Treppe von Fontainebleau erbaut, ruft der Kaiſer, und die geringſten Spuren meines Weges gerettet? ihm ſey Ruhm und Preis; er hat nicht die Adler geflüchtet, nicht die Erinnerungen und die Farben der großen Armee! So ſprechen unter ſich die getröſteten Schatten, und zugleich ſteigen um Mitternacht leicht und ſelig alle die Frauen empor, die einſt das Scepter führten in dieſen Königlichen Räumen. Sanft und leiſe gleiten ſie über die elaſtiſch weichen Teppiche dahin, nehmen Platz auf den wieder aufgerichteten Thronſeſſeln, ruhen aus auf den neu vergoldeten Sophas, belächeln ihre Schönheit in den Venetianiſchen Spiegeln, die einſt ihr Bild ſo jugendlich zurückſtrahlten, und tanzen im Reigen unter jenen herrlichen Gewölben, wo Alles ſie erinnert an die ſchöne Liebe der Vergangenheit. (Fortſetzung folgt.)

P o l e n.

Ein Blick auf die Polniſche Literatur.

(Schluß.)

Was die Poeſie betrifft, ſo blieb ſie dem edlen Schwung nicht fremd, der ſich damals in der National-Literatur zeigte. Das älteſte Gedicht, welches die Polen beſitzen, iſt die Hymne zu Ehren der heiligen Jungfrau, Boga Rodzica, die man dem heiligen Adalbert zuſchreibt; aber die beſten Philologen ſehen in dieſem Werk nur ein Erzeugniß des vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderts; auch halten ſie es einſtimmig für die Ueberſetzung eines Böhmiſchen Gedichtes. Kaum hatte aber unter Sigismund die Dichtkunſt ihre erſten Schritte gethan, ſo nahm ſie auch bald einen ausgezeichneten Rang in der Literatur ein. Michael Rey von Naglowich eröffnete die Bahn (1515 — 1568), und ihm folgte bald Johann Kochanowski, geboren 1530 und geſtorben 1586, der ſeinen Geſchmack auf Reiſen in Deutſchland, Italien und Frankreich und beſonders durch ſeine Studien auf der Univerſität Padua ausbildete. Seine gereimte Ueberſetzung der Davidiſchen Pſalmen zeichnet ſich beſonders durch Treue und durch erhabenen Styl aus. Man hat von ihm auch Lieder, einige Satiren, Epigramme, Lateiniſche Elegieen und ein Gelegenheits-Drama: „Odprawa posłów Greckich" (die Abfertigung der Griechiſchen Geſandten). Sein Bruder Peter Kochanowski lieferte eine Ueberſetzung von Taſſo's „befreitem Jeruſalem" (Krakau 1618), und Andreas Kochanowski überſetzte die Aeneide.

Digitized by Google

Unter Kochanowski's zahlreichen Nebenbuhlern ſind beſonders zu nennen: Johann Rybinski, Profeſſor zu Danzig (1589), Kaspar Miaskowski, der in Groß-Polen um das Jahr 1610 lebte, und Stanislaus Grochowski, geſtorben 1644, Verfaſſer vieler empfindungsvoller religiöſen Gedichte. Was Simon Szymonowicz, genannt Simonides, anbetrifft, der im Jahre 1629 ſtarb, ſo verſchafften ihm ſeine Lateiniſchen Oden den Beinamen des Lateiniſchen Pindar, und mehrere ſeiner Idyllen, die er dem Theokrit nachgeahmt, ſind noch Muſter einfacher Natürlichkeit; ſein Nachahmer und Freund, Simon Zimorowicz, auch 1629 geſtorben, übertraf ihn weniger an Grazie als an Originalität. Sebaſtian Klonowicz (1551 — 1608) hat ſich in der Literatur beſonders durch ſein großes Lehrgedicht, Victoria deorum, ubi continetur veri herois educatio (1600), einen Namen gemacht. Er ſchüttet darin ſeinen Spott über die katholiſche Kirche aus.

Die ſchnellen Fortſchritte, welche die Reformation in Polen machte, ließen ſehr bald das Bedürfniß eines Polniſchen Pſalterion und einer Bibel-Ueberſetzung fühlen. Valentin Brzozowski, geſtorben 1570, war der Erſte, der eine Ueberſetzung des Böhmiſchen Pſalterions in ſeiner Mutterſprache herausgab (Königsberg 1554). Eine andere Sammlung derſelben Art rührt von Artomius her. Von dem Neuen Teſtamente war ſchon 1551 zu Königsberg eine erſte Ueberſetzung für die Proteſtanten erſchienen, veranſtaltet von Johann Seklucyan, den der Herzog Albert als Prediger aus Poſen berufen hatte. Die Ueberſetzung des Neuen Teſtaments für die Socinianer, an welcher Johann Laski Theil nahm, erſchien 1563 zu Brzesc auf Koſten des Fürſten Nikolaus Radziwill. Die ganze Bibel war ſchon 1561 von Johann Leopolita für die Katholiken überſetzt worden, und im Jahre 1593 wurde von Jak Wujak eine neue Ueberſetzung herausgegeben.

Gegen Ende dieſes glänzenden Zeitraums legte Stephan Bathory den Grund zu der Akademie von Wilna, von der jetzt nur noch die mediziniſche und die theologiſche Fakultät beſteht. Dem von Sigismund und von Stephan Bathory gegebenen edlen Beiſpiele eiferten die Magnaten nach, unter Anderen Johann Zamoyski, der im Jahre 1594 zu Zamosc eine Akademie gründete.

Hier ſchließt unſer erſter Abſchnitt. Von da an gerieth die Polniſche Literatur unter der oberſten Leitung der Jeſuiten nur wieder in Verfall, bis ſie ſich endlich im achtzehnten Jahrhundert durch den Einfluß der Franzöſiſchen Literatur von neuem aus dem Zuſtande ihrer Verſunkenheit emporarbeitete. Dem Kardinal Hoſius, der auf dem Tridentiner Konzil die Statuten der Jeſuiten kennen gelernt hatte, gelang es, den Orden derſelben in Polen einzuführen, unter dem Vorwande, daß ſie allein im Stande wären, die Fortſchritte der Reformation zu hemmen. Ihr erſtes Kollegium wurde 1566 zu Braunsberg gegründet. Sigismund III., der Nachfolger Stephan Bathory's, überließ ſich gänzlich ihrer Leitung; ſie bemächtigten ſich der Verwaltung der Staats-Angelegenheiten, riſſen die Unterrichts-Anſtalten an ſich und boten Alles auf, um das Anſehen der Diſſidenten zu vernichten. Ein leeres aufgeblaſenes Wiſſen erſetzte die Stelle der lebendigen Wiſſenſchaft; die Sprache verlor ihre Reinheit durch Vermiſchung mit einem barbariſchen Latein; die Geſchichte war nur noch ein lächerlicher Panegyrikus; die Poeſie eine Anhäufung von Schwulſt und Pathos, vermengt mit Lateiniſchen Redensarten und mythologiſchen Vergleichungen. Einigen kräftigen Geiſtern, wie dem Großmarſchall des Reichs, Zamoyski, gelang es indeß, den Verfall wenigſtens aufzuhalten, wenn auch nicht zu beſchwören; alle ihre Anſtrengungen waren jedoch vergeblich, nachdem es im Jahre 1622 die Jeſuiten dahin gebracht hatten, die Akademie von Krakau, damals die einzige Zuflucht der Wiſſenſchaft, in ihren Wirkungen zu lähmen und in ihrer Achtung zu ſtürzen. Während der Unruhen und Kriege, die auf dieſe Epoche folgten, war jede Wiedererweckung der Literatur unmöglich. Konarski war der Erſte, der ihr wieder einiges neue Leben verſchaffte.

Unter den Geſchichtſchreibern dieſer Periode ſind zu nennen: Paul Piaſecki, Biſchof von Przemysl, geſtorben 1644, deſſen Chronica gestorum in Europa singularium (Krakau, 1645) allgemein geſchätzt iſt; Simon Starowolski, Domherr zu Krakau, geſtorben 1656, dem wir mehrere wichtige Werke über die Literaturgeſchichte und eine bemerkenswerthe Statiſtik des Königreichs Polen, Polonia, sive status regni Poloniae descriptio, verdanken; der Jeſuit Kojalowicz, geſtorben 1677, nach Schlözer's Urtheil einer der beſten Hiſtoriker des ſiebzehnten Jahrhunderts, deſſen Historia litteraria 1650 zu Danzig erſchien; Andreas Wengierski, geſtorben 1649, deſſen Werk Slavonia reformata (Amſterdam 1679) nicht nur eine ſehr gute Geſchichte der diſſidirenden Kirchen iſt, ſondern auch treffliche Data zur Literatur-Geſchichte enthält. Nicht weniger geſchätzt wird die Geſchichte der Polniſchen Reformation (Historia reformationis Poloniae) von Lubieniecki, der, überall von den proteſtantiſchen Theologen verfolgt, 1675 zu Hamburg angeblich in Folge einer Vergiftung ſtarb. Der Jeſuit Kaspar Nieſiecki, geſtorben 1743, verfaßte das wichtigſte Werk über das Polniſche Wappen, Korona Polska. Joſeph Zaluski, Biſchof von Kiew, geſtorben zu Warſchau 1774, ſchrieb in ſeiner Gefangenſchaft zu Kaluga aus dem Gedächtniß ein wichtiges Werk über die Polniſche Bibliographie: Biblioteka historyków, polityków, prawników (Bibliothek der Geſchichtſchreiber, Staatsmänner und Rechtsgelehrten). Er war es, der mit ſeinem Bruder zuſammen die berühmte Warſchauer Bibliothek gründete, die, nach der Angabe des Bibliothekars Janocki, nicht weniger als 200,000 Bände, darunter 20,000 Polniſche, enthielt. Dieſe Bibliothek wurde dem Publikum 1745 geöffnet und befindet ſich jetzt in St. Petersburg.

Von Dichtern können genannt werden: der Jeſuit Kaſimir Sarbiewski, der von 1595 bis 1640 lebte, und deſſen Gedichte Lateiniſch geſchrieben ſind; Veſpaſian Kochowski, geſtorben um 1700, der den König Johann Sobieski als Hiſtoriograph vor Wien begleitete, deſſen Schriften aber von dem Verfall der Sprache und dem ſchlechten Geſchmack dieſer Periode zeugen; Samuel Twardowski, geſtorben 1660, der eine Geſandſchafts-Reiſe nach der Türkei, an welcher er Theil nahm, in Verſen beſchrieb, und Bardzinski.

Aber erſt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhob ſich die Polniſche Literatur aus ihrer Erſchlaffung wieder. Stanislaus Konarski war einer ihrer erſten Wiederherſteller. Er wurde 1700 geboren und war anfangs in den Piariſten-Orden eingetreten. Nachdem er Italien und Frankreich beſucht hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück und entſchloß ſich, es aus dem Zuſtande der Erniedrigung, in welchem er es erblickte, herauszureißen. Sein Augenmerk richtete ſich zunächſt auf den öffentlichen Unterricht. Er ſuchte eine beſſere Lehr-Methode einzuführen und ſeinen Orden zu reformiren. Dann ſtiftete er ein Kollegium für Adelige in Warſchau. Dieſe Anſtalt trug jedoch nicht die Früchte, die er ſich davon verſprach. Der öffentliche Unterricht wurde nun auch bald den Mönchs-Orden entriſſen und unter die Aufſicht einer Unterrichts-Kommiſſion geſtellt, die nach Unterdrückung der Jeſuiten im Jahre 1773 eingeſetzt wurde und aus den geſchickteſten und aufgeklärteſten Männern beſtand. Konarski bemühte ſich ſodann, das Studium der klaſſiſchen und der alten Polniſchen Literatur zu beleben; er publizirte mehrere neue Ausgaben der alten Schriftſteller, ſo wie eine Sammlung der Polniſchen Conſtitutionen und Statuten, und verfaßte eine Menge pädagogiſcher, religiöſer und rhetoriſcher Werke, die ſich meiſtentheils durch Klarheit und Gelehrſamkeit auszeichnen. Aber ſein Eifer für die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften blieb dabei nicht ſtehen. Er überſetzte die Werke der bedeutendſten Franzöſiſchen Dramatiker und ließ ſie von den Piariſten-Zöglingen anſtatt der gewöhnlichen Stücke, die dieſe in ihrer Anſtalt darzuſtellen pflegten, aufführen. Ihm verdankt es Warſchau, daß es ſeit 1765 ein Polniſches Theater beſitzt, und obgleich ſeit dem funfzehnten Jahrhundert ſchon verſchiedene dramatiſche Verſuche in Polen gemacht wurden, betrachtet man nichtsdeſtoweniger ihn als den Vater des Polniſchen Drama's; er ſtarb im Jahre 1773. Das von ihm unternommene Regenerationswerk wurde von mehreren ausgezeichneten Schriftſtellern fortgeſetzt, unter Anderen von ſeinem Schüler, dem gelehrten Onuphrius Kopczynski (1735 — 1817), der in ſeiner Grammatyka Narodowa (Volks-Grammatik) zuerſt die Sprache feſtzuſtellen ſuchte; dann von Gregor Piramowicz, geſtorben 1801, Verfaſſer mehrerer Werke für den Elementar-Unterricht; von dem Jeſuiten Bohomolec, Ueberſetzer einer großen Menge Franzöſiſcher Theaterſtücke, und vor Allen von Adam Stanislaus Naruszewicz (1733 — 1796) und von Ignaz Kraſicki (1735 — 1801).

Das Hauptwerk von Naruszewicz iſt ſeine Geſchichte Polens. Einſichtsvolle Kritik, erſtaunliche Gelehrſamkeit und reiner gedrängter Stil ſind ſeine Haupt-Eigenſchaften. Naruszewicz hatte ſich den Tacitus zum Muſter genommen, und Alles beweiſt, daß er ſeine Kräfte nicht überſchätzte. Seine Geſchichte iſt das wichtigſte Werk über Polen. Leider iſt ſie nicht beendigt. Selbſt die Herausgabe des im Jahre 1824 erſchienenen erſten Bandes dieſer Geſchichte, zu welchem Naruszewicz nicht weniger als 360 Folio-Seiten Material geſammelt hatte, verdankt man einer gelehrten Geſellſchaft. Von dieſem berühmten Geſchichtsforſcher beſitzt man noch eine treffliche Ueberſetzung des Tacitus, eine Lebensbeſchreibung des Lithauiſchen Generals Chodkiewicz, eine Geſchichte der Tartaren und mehreres Andere. Auch ſeine Gedichte, beſonders die Idyllen und Satiren, haben großes Glück gemacht, was ſie jedoch nicht immer rechtfertigen.

Unter Kraſicki's Werken verdient die Myszeis (die Mäuſeade), ein heroiſch-komiſches Gedicht in zehn Geſängen, den erſten Platz. Der Stoff dazu iſt aus der alten Chronik Vinzenz Kadlubek's gezogen, wonach die Ratten und Mäuſe den König Popiel verzehrten. Aber die Monachomachie oder der Krieg der Mönche, ein Gedicht in ſechs Geſängen, macht jenem den erſten Rang ſtreitig. Seine Anti-Monachomachie dagegen hat nur geringen Werth. Unter ſeinen Fabeln ſind ſehr viele klaſſiſch; die Polen betrachten ihn allgemein als ihren Lafontaine oder Gellert, was indeß ein wenig übertrieben iſt. Seine Satiren ſind meiſt von ſehr untergeordnetem Werth. Sein epiſches Gedicht in zwölf Geſängen, Woyna Chocimska, der Kampf bei Chocim, worin er den Sieg des Chodkiewicz über den Sultan Osman, unter der Regierung Sigismund's, feiert, enthält mehrere ſchöne poetiſche Stellen. Unter ſeinen proſaiſchen Werken zeichnet ſich beſonders ſein Pan Podstoli, Herr Untertruchſeß, aus, ein lebendiges Sittengemälde. Der Verfaſſer greift darin mit ſcherzhaften Waffen die Lächerlichkeit ſeiner Landsleute an. Es erſchien zu Paris im Jahre 1830 eine ſchöne Ausgabe ſeiner Werke.

In der neueſten Zeit hat man ſich vorzüglich mit dem hiſtoriſchen Quellen-Studium beſchäftigt. Unter den berühmteſten Geſchichtsforſchern iſt zuvörderſt der gelehrte Joachim Lelewel zu nennen. Die Zahl ſeiner Werke iſt unglaublich, und alle ſind voll tiefer Anſchauungen und Gedanken. Zu den wichtigſten gehören: Ein Blick auf die alten Bewohner Lithauens und über ihre Verhältniſſe zu den Heruleern (Wilna, 1808); Bemerkungen über den Polniſchen Schriftſteller Matthias aus dem zwölften Jahrhundert (Wilna, 1811); Geſchichte der Völker, die im zehnten Jahrhundert das mittlere Europa bewohnten; Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften in Polen vor Entdeckung der Buchdruckerkunſt; Unterſuchungen über die Geographie der Alten; Geſchichte des alten Indiens und ſeines Einfluſſes auf das Abendland (Warſchau, 1820); Entdeckungen der Karthager und Griechen im Atlantiſchen Ocean (Warſchau, 1821); Denkmäler der Sprache und Verfaſſung der Polen und Maſuren im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, herausgegeben von Ignaz Danilowicz; kritiſche Betrachtungen über die alten und neueren Polniſchen Geſchichtswerke; Altpolniſche Bibliographie und Ruſſiſch-Polniſche Diplomatie vom dreizehnten bis zum ſiebzehnten Jahrhundert. Was Lelewel's letztes Werk betrifft, welches er in Franzöſiſcher Sprache über die Numismatik publizirt hat, ſo haben ſich mitunter recht grobe Druckfehler in daſſelbe eingeſchlichen; kann aber der Verfaſſer für die Unwiſſenheit ſeines Druckers? Seinem Stil wird gewöhnlich große Härte und Rauhigkeit vorgeworfen; von

Digitized by Google

einem Gelehrten hat man aber nicht rhetoriſche Floskeln, ſondern Wiſſenſchaftlichkeit zu fordern.

Georg Bandtke, geſtorben 1835, Bibliothekar und Profeſſor an der Univerſität Krakau, hat unter anderen Werken eine Geſchichte Polens und der Polniſchen Buchdruckereien herausgegeben; Surowiecki, geſtorben 1827, Rath im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts, iſt Verfaſſer mehrerer ſtatiſtiſcher Werke; Golembiowski hat Beiträge zur Geſchichte der Polniſchen Sitten geſchrieben. Das wichtigſte Werk aber, welches in der letzten Zeit erſchienen, iſt die Geſchichte der Slawiſchen Conſtitutionen vom Profeſſor Maciejowski, Historya prawodawstw Sławiańskich (Warſchau, 1832—1835). Der außerordentliche Erfolg, den dieſes Werk ſowohl in Polen wie in Deutſchland gehabt, läßt eine zweite Ausgabe hoffen, in welcher Herr Maciejowski wohl die freundlichen Bemerkungen Lelewel's über einige Punkte ſeiner trefflichen Geſchichte benutzen dürfte.

Unter den Dichtern dieſes Zeitraums nennen wir vor Allen den Lyriker Stanislaus Trembecki, geſtorben 1812, den jedoch der Vorwurf trifft, daß er oft zu ſchwülſtig wird. Sein Hauptwerk, die Sofiówka iſt eine poetiſche Beſchreibung der Gärten der Gräfin Sophie Potocka. Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien zu Warſchau 1819. Franz Kniaznin iſt ein geiſtreicher Dichter, beſonders ſind ſeine erotiſchen Lieder voll Gefühl. Kajetan Wengierski, der ſein Vaterland verlaſſen mußte, weil er ſich durch ſeine kauſtiſchen Verſe ſehr viel Feinde gemacht hatte, beſchrieb die Reiſe, die er nach Frankreich und Italien unternahm, in Franzöſiſcher Sprache. Sein Hauptwerk iſt Organy betitelt, und es diente ihm dabei Boileau's Lutrin als Vorbild. Wengierski war im Jahre 1755 geboren und ſtarb zu Marſeille 1787. Noch ſind zu nennen: Cyprian Godebski, deſſen Poeſieen als Muſter von gutem Geſchmack und geſundem Scherz gelten können, und der 1809 in der Schlacht bei Raszyn blieb, und Franz Wenzyk, der ſich durch ſeine Schilderungen von Krakau's Umgebungen, Okolice Krakowa, ſo wie durch einige Theaterſtücke und Romane einen Ruf erwarb. Die letzteren verdanken den Enthuſiasmus, mit dem ſie aufgenommen wurden, mehr dem guten Willen ihres Verfaſſers, als ihrem wirklichen Werthe. Meiſtentheils ſind es nur ſchülerhafte Ausführungen, in denen der pomphafte und emphatiſche Styl eine kalte langweilige Handlung umſonſt zu übertünchen ſucht. Wenzyk verſteht ſich durchaus nicht auf das Theatraliſche; er hat die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens nicht belauſcht, weiß ſich ſeinen Perſonen nicht zu identifiziren und beſitzt nicht eine einzige Eigenſchaft eines dramatiſchen Schriftſtellers. Bei den rührendſten Scenen ſeiner Dramen bleibt er kalt, nimmt aber den Mund ſehr voll, um den Glauben zu erregen, als ob er wirklich tief fühle. Doch weiß er ohne Zweifel ſelbſt recht gut, daß die erſte Regel der dramatiſchen Kunſt heißt: Si vis me flere, primum flendum est tibi. Zwar läßt Herr Wenzyk es bei ſeinen Perſonen nicht am Weinen, Toben und Wüthen fehlen, er ſelbſt aber weint, tobt und wüthet nicht; er bleibt ganz ruhig im Souffleurkaſten ſtecken. Seine bedeutendſten Dramen ſind Zalinski, Oſinski, Anton Hoffmann, Barbara Radziwill und Glinski. Wenzyk erfreut ſich noch heute eines gewiſſen Rufs, den er in dramatiſcher Hinſicht mit keinem anderen Polniſchen Schriftſteller theilt. Unter den übrigen Polniſchen Dramatikern, deren Werke auf die Bühne gekommen ſind, nennen wir Boguslawski, den Ueberſetzer mehrerer Franzöſiſcher Komödien; Kaminski, Theater-Direktor zu Lemberg, dem man eine Ueberſetzung von Schiller's Werken verdankt, und den Grafen Fredro, Verfaſſer einiger geiſtreicher Luſtſpiele, die 1834 in Lemberg gedruckt erſchienen. Hugo Kollontay (1752—1812), Rektor der Krakauer Univerſität, und Stanislaus Potocki haben ebenfalls viel zu den Fortſchritten der Polniſchen Literatur in den letzten funfzig Jahren beigetragen. Potocki, mit dem Beinamen der Fürſt der Beredſamkeit, hat ein treffliches Werk über Rhetorik und Styl geſchrieben und eine Ueberſetzung von Winkelmann's Werk über die Kunſt bei den Alten geliefert, die jedoch nicht beendet iſt.

Was die Poeſie betrifft, ſo hat ſie es beſonders den Schriften von Karpinski, Woronicz und Niemcewicz (geboren 1755) zu verdanken, daß ſie wieder volksthümlich geworden iſt. Die Hauptwerke dieſes letzteren Schriftſtellers ſind die hiſtoriſchen Geſänge der Polen, ſeine Geſchichte der Regierung Sigismund's III., ſein Drama, Kaſimir der Große und ſeine Fabeln und Erzählungen. In ſeinen Briefen Polniſcher Juden (Sara und Levy) findet man die treueſten Sittengemälde; in ſeinem Roman, Johann von Tenczyn, eine Skizze einer der glänzendſten Epochen der Polniſchen Geſchichte, der Regierung Sigismund Auguſt's.

Die Unruhen, welche Polen ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erſchütterten, vermochten nicht, die Literatur in ihren Fortſchritten aufzuhalten. Die trauernde Muſe iſt eine edle und heilige, deren Begeiſterung in allen Herzen ein Echo findet. Auch die Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften, die im Jahre 1801 durch die Bemühungen des Hiſtorikers Thaddäus Czacki, Franz Dmochowski's, des Ueberſetzers der Werke Homer's und Virgil's, und des Biſchofs Johann Albertrandi zu Warſchau gegründet wurde, und mehr als hundert Foliobände über die Geſchichte von Polen herausgab, erfüllte zum Theil die Hoffnungen, die ihre Stifter von ihr gehegt hatten, bis ſie im Jahre 1832 aufgelöſt und ihre aus 30,000 Bänden beſtehende Bibliothek nach St. Petersburg gebracht wurde.

Seit 1815 wurde Wilna der Mittelpunkt der Polniſchen Literatur. Mehrere junge Dichter, die ſich in der Schule der Engländer und in der neuen Deutſchen Dichterſchule gebildet, hatten ſich hier um den berühmten Mickiewicz geſammelt. Bald entſpann ſich der Kampf zwiſchen der alten und neuen Schule. Er war heftig, und der Sieg blieb lange unentſchieden; am Ende aber behauptete die romantiſche Schule das Schlachtfeld. Dieſes Reſultat war zu erwarten, denn es ſtand feſt, daß bis dahin die Polniſchen Dichter, mit wenigen Ausnahmen, nicht national geweſen waren, und daß ſie nur Franzöſiſche oder Römiſche Gedanken und Empfindungen in Polniſchem Gewande wiedergegeben hatten. Mickiewicz iſt ohne Zweifel der Chorführer der neuen Schule; er iſt Polens Byron. Die Liebe war Mickiewicz's erſte Muſe, und ſie blieb ihm ſtets treu, ſelbſt da, als das Unglück hinzutrat, um ihn auf andere Weiſe zu begeiſtern. Liebe und Unglück ſind, nach dem Sänger Childe Harold's, die einzigen Muſen des Dichters. Mickiewicz hatte ſich in die Schweſter eines ſeiner Freunde verliebt, und dieſer unglücklichen Leidenſchaft verdanken wir ſeine Dziady, das Feſt der Todten. Kurz nach ſeiner Gefangenſchaft in Wilna, die er wegen Theilnahme an einer geheimen Verbindung zu beſtehen hatte, unternahm er eine Reiſe nach der Krimm, und an den Geſtaden des Schwarzen Meeres dichtete er ſeine herrlichen Sonette, welche ihm die Gunſt Galitzyn's, des Gouverneurs von Moskau, erwarben. Dieſer Fürſt nahm ihn mit nach St. Petersburg, und in dieſer letzten Stadt publizirte er ſeinen Konrad Wallenrod, eine Epopöe, die in ganz Polen zu einem National-Gedicht geworden iſt. Er hat auch Romanzen und Balladen gedichtet. Im Jahre 1828 gab er zu Paris eine Sammlung ſeiner Dichtungen unter dem Titel „Poezye" heraus und leitete ſie mit einer Vorrede ein, in welcher er einen flüchtigen, aber tiefen Blick auf die Literatur des modernen Europa's wirft. Sein neueſtes Werk, Pan Tadeusz (Herr Thaddäus), ein epiſches Gedicht in zwölf Geſängen, iſt vielleicht das beſte, was die Polniſche Literatur aufzuweiſen hat. Es ſchildert mit dem treffendſten Ausdruck, mit merkwürdiger Lebendigkeit und Treue die Sitten des Lithauiſchen Adels im Jahre 1812.

Neben Adam Mickiewicz ſind zu nennen: Kaſimir Brodzinski, ein ausgezeichneter Balladendichter, der im Jahre 1813 zu Dresden ſtarb; Odyniec, der Verfaſſer ſchöner lyriſcher Poeſieen, welche im Jahre 1832 zu Poſen erſchienen, und einer Tragödie „Izora"; Goszczynski, Verfaſſer des „Schloſſes von Kaniow"; Julian Korſak, deſſen Gedichte ebenfalls in Poſen 1833 herauskamen; Alexander Chodzko, der Ueberſetzer mehrerer orientaliſcher Dichtungen (zu St. Petersburg 1819 erſchienen); Korzeniowski und Slowacki, Verfaſſer mehrerer berühmter Gedichte, und Garczynski, der Kriegslieder (Paris, 1833) gedichtet hat.

Außerdem haben ſich noch als Verfaſſer von Romanen der Graf Skarbek und Bernatowicz ausgezeichnet, und unter den neueſten Polniſchen Gelehrten ſind die bedeutendſten der Grammatiker Linde, Verfaſſer des großen Polniſchen Lexikons, und der Philologe Grodek zu Wilna.

Dies iſt ein kurzer Abriß der Polniſchen Literaturgeſchichte bis auf unſere Tage. So gedrängt derſelbe auch ſeyn mag, ſo wird er doch hinreichen, um die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Literatur der Polen in mehr als Einer Beziehung ärmer und dürftiger iſt, als die vieler anderer Nationen. Die Nationalgeſchichte und die lyriſche oder deſkriptive Poeſie ſind faſt die einzigen Pfeiler, auf denen ſie ruht. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge iſt allerdings betrübend; aber der Grund davon liegt wohl nicht in den verſchiedenen Regierungen, die in Polen ſeit einem halben Jahrhundert auf einander folgten, und eben ſo wenig in Polens ehemaliger politiſcher Verfaſſung, denn ſchlechte Inſtitutionen können zwar ein ſolches Uebel verſchlimmern, ſind aber nicht die unmittelbare Urſache deſſelben. Nein, die Quelle davon iſt gewiß hauptſächlich die geſellſchaftliche Organiſation des Landes; auf dem Boden der Leibeigenſchaft können Wiſſenſchaften und Künſte nicht blühen.

Emil Haag.

Mannigfaltiges.

— Schiller in England. Wir haben kürzlich von Maffei's Italiäniſcher Ueberſetzung der „Braut von Meſſina" geſprochen und können jetzt auch eine ſo eben erſchienene Engliſche Uebertragung dieſes Trauerſpiels ankündigen.*) Der Ueberſetzer, Herr George Irvine, hat ſich, wenn wir nicht irren, lange in Deutſchland aufgehalten. Da wir ſeine Arbeit noch nicht aus eigener Anſicht kennen, ſo theilen wir hier das Urtheil mit, das ein Engliſcher Kritiker (im Atlas) darüber fällt: „Der Ueberſetzung dieſes wohlbekannten Schillerſchen Trauerſpieles fehlt es an Kraft, an maleriſchem Ausdruck und an poetiſchem Schwung; ſie iſt jedoch mit wahrhafter Begeiſterung und Verehrung für einen der größten Deutſchen Dichter ausgeführt, und was Herrn Irvine an ergreifender Gewalt fehlt, das weiß er durch ein tiefes Gefühl zu erſetzen. Der Dialog iſt treu, wenn auch nicht wörtlich überſetzt, aber die Arbeit iſt doch nicht ſo völlig vom Geiſte unſerer eigenen Sprache durchdrungen, um ſie von der Kategorie bloßer Umſchreibungen von einer Sprache in die andere ganz auszuſchließen. Es iſt eine „Reflektirung", nicht aber eine „Reproduzirung". Die lyriſchen Partieen des Stückes ſind Herrn Irvine mehr gelungen, und er hat oft die wilde Energie und die muſikaliſchen Uebergänge des Originals glücklich wiedergegeben."

*) The Bride of Messina. A tragedy, from the German of F. v. Schiller. By George Irvine, Esq. — London, 1837.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 74. Berlin, Mittwoch den 21. Juni 1837.

Frankreich.

Napoleon's Kommentare zu den Kriegen Cäſar's.*)

So hochwichtig auch die Kriegs-Wiſſenſchaft für das Steigen und Fallen der Menſchen und Reiche ſeyn mag, ſo nimmt ſie ſich doch auf dem Papier für das größere Publikum weniger anziehend aus, als Abhandlungen über andere Gegenſtände. Von rein kriegswiſſenſchaftlicher Seite aus betrachtet, würden wir daher über vorliegende Schrift nicht geſprochen haben, allein ſie bietet, ohne ihr Verdienſt zu erwägen, dadurch hohes Intereſſe, daß ſie Betrachtungen von einem der größten Feldherren der neueren Zeit über den größten Feldherrn des Alterthums enthält. In dieſem letzten Erzeugniß des Büßenden von St. Helena weht noch der Hauch jenes wunderbaren Geiſtes, der einſt Europa in ſich trug. Während er mit dem Blick eines Meiſters in die Lage, die Grundſätze und die Geſchicke Roms und ſeines Cäſar's dringt, wirft er oft Seitenblicke auf Frankreich und ſich ſelbſt. An Einfachheit und Unbefangenheit übertrifft dieſes Diktat alle frühere Diktate Napoleon's, die mehr berechnet waren, auf die Gemüther der fernen Leſer den Eindruck ungefähr zu machen, welchen ſeine Proclamationen bei ſeinen Tapferen hervorbrachten, und deren Gegenſtände dem berühmten Beurtheiler nicht alle ſo durch Beruf nahe ſtanden, nicht alle ſo vor Parteilichkeit geſchützt waren, wie Cäſar und ſeine kriegeriſche Laufbahn.

Zu einer Zeit, wo das Unterſchieben von Büchern ſo vielen literariſchen Spekulanten gelungen iſt, darf es nicht ganz überflüſſig erſcheinen, etwas über die Echtheit unſerer Schrift zu ſagen. Der ehrliche, treue Marchand könnte durch ſeinen Namen allein ſchon eine volle Bürgſchaft geben. Er wurde von ſeinem Herrn im Teſtamente von St. Helena vor vielen Anderen bedacht; nicht durch die Legate, nicht durch das Vertrauen, mit welchem Legate für Andere in ſeine treuen Hände gelegt wurden, ſondern vielmehr durch die Erklärung des Teſtators, daß Marchand nicht bloß ſein Diener, ſondern auch ſein Freund geweſen ſey. Aber hören wir lieber einen Augenblick ihn ſelbſt in der Vorrede ſprechen:

„Die handſchriftlichen Diktate des Kaiſers befinden ſich im Beſitz des Grafen Bertrand, und ihm verdanke ich auch die Möglichkeit, die Bemerkungen über Cäſar's Kommentarien herauszugeben, welche er mir ſeit anderthalb Jahren überlaſſen hatte. Da mein Dienſtberuf mich beſtändig in der Nähe meines Kaiſerlichen Herrn ließ, ſo ward mir oft die Ehre, ihm entweder vorzuleſen, oder nachzuſchreiben, was er mir diktirte. Bei ſolcher Gelegenheit entſtanden jene Bemerkungen; faſt immer in ſchlafloſen Nächten, wo er zu ſagen pflegte, „daß wiſſenſchaftliche Beſchäftigung ſeine Leiden mildere und ihm einige Blumen auf ſeinen Pfad zum Grabe ſtreue." Ich hatte kein weiteres Recht an die Handſchrift, als den Umſtand, daß ich ſie geſchrieben habe; aber auf mein Schreiben an den Grafen Bertrand erhielt ich eine Antwort, wie ich ſie von ſeiner Güte und Gewogenheit nicht anders erwartete. Er geſtattete mir jeden beliebigen Gebrauch der Handſchrift und behielt ſich nur vor, hier und da Stellen durch gelegentliche Aeußerungen des Kaiſers zu beleuchten. Meine Aufgabe hierbei iſt, das Werk ganz ſo, wie ich's aus dem Munde des Kaiſers habe, zu veröffentlichen, ohne mir die geringſte Aenderung zu erlauben. Ueber die Tiefe der Gedanken in dem Buche mögen die mit der Wiſſenſchaft Vertrauten richten; ich überliefere ſie getreu der Nachwelt."

Die Offenheit dieſer Sprache und der Charakter der beiden Pfleger des „Patienten"**) ſind aber zum Beweiſe der Echtheit kaum nöthig, wenn man auf Gedanken und Stil der Schrift ſieht. Nur Napoleon kann ſo den Cäſar ſtudirt haben. Hier iſt nicht die Kritik eines Schulgelehrten, der ſeinen ganzen Scharfſinn auf das todte Wort, auf die alterthümliche Farbe des Textes verwendet; dieſe ſind vielmehr ganz vernachläſſigt, weil der Verfaſſer ſeinen Autor wahrſcheinlich in einer Franzöſiſchen Ueberſetzung geleſen hat; aber kein Klaſſiker hat je einen geiſtvolleren Kommentator gefunden. Napoleon's erſtaunliche Auffaſſung topographiſcher Verhältniſſe, ſein Scharfblick beim Aufſuchen des Zuſammenhanges zwiſchen Bedingungen und Erfolg, ſo wie viele auffallende Aehnlichkeiten zwiſchen ihm und dem Beſieger der Römiſchen Welt in ihrem Charakter und ihrer Laufbahn berechtigen ihn, wie keinen Anderen, die Thaten und die Politik Cäſar's zu würdigen.

Napoleon und Cäſar haben Beide größere Machtvollkommenheit erlangt, haben Beide größere Machtvollkommenheit mißbraucht, als irgend ein auf dem Throne nicht geborener Herrſcher. Beide haben die verfaſſungsmäßigen Gewalten, denen ſie durch Großthaten gedient hatten, vernichtet; Beide ſtellten ſich ſcheinbar an die Spitze der populairen Bewegung, übten dagegen in Wirklichkeit eine Alleinherrſchaft ohne Verantwortlichkeit. Was ihren perſönlichen Charakter und den Stil der von ihnen hinterlaſſenen Werke betrifft, ſo weichen ſie ſehr von einander ab. Cäſar hatte mehr Vertrauen zu den Menſchen und mehr Freunde; Napoleon hatte mehr Verachtung gegen das Menſchengeſchlecht und dagegen auch eine größere Zahl ergebener Kreaturen. Die Kommentarien Cäſar's haben für die Nachwelt denſelben Reiz, den ſeine feinen Sitten für ſeine Zeitgenoſſen hatten; der Bombaſt Napoleon's flattert hingegen wie eine flimmernde Hülle um ſeine Gedanken und verbirgt ihre wahre Bedeutung. Seine Getreuen betrachteten dieſe Hülle wie den Mantel des Elias, dem die Wunderthätigkeit von Gott verliehen ſey; ſeine Feinde hingegen als den Deckmantel der Unwiſſenheit, des Verbrechens und des Laſters. Doch der Tod und St. Helena haben die Hülle gelüftet, zum unendlich verbeſſerten Rufe des Verhüllten. Die Worte, welche dem gefeſſelten Prometheus auf St. Helena entſtrömen, und die Zeugniſſe ſeines dortigen Lebens verherrlichen ihn weit mehr, als die ſtolzen Phraſen ſeiner Kaiſerlichen Bülletins und die ſchmeichleriſchen Anreden eines verworfenen Bellart's und eines im Glück ſklaviſchen, im Unglück treuloſen Senats.

Napoleon ſucht es anſchaulich zu machen, daß Cäſar durchaus volksthümlich war und bei der Maſſe der Römiſchen Bürger allgemeine Sympathie fand, daß Pompejus dieſe Popularität des Cäſar nicht einſehen wollte und durch dieſen Irrthum allein ſeine Niederlage und den Untergang der Republik herbeiführte. Wegen der ungünſtigen Stimmung der Plebejer in Rom und Italien konnte ſich Pompejus nicht in Rom behaupten, und doch hätte der Krieg einen anderen Ausgang haben können, wäre er in dieſem Mittelpunkt der Macht geblieben. „Pompejus", ſagt Napoleon, „hat die Neigung des Volkes nicht gekannt; die Meinung der Patrizier und Senatoren, welche Cäſar haßten und große Worte ſprachen, führten ihn irre; das Volk hatte eine unüberwindliche Zuneigung für Cäſar. Die ſechs Spaniſchen Legionen hätten ſich mit Pompejus in wenigen Wochen vereinigen können, hätte er ſie zu Karthagena, Valencia und Tarragona einſchiffen und zu Neapel oder Oſtia landen laſſen. Rom hätte er behaupten müſſen, hier hätte er ſeine ganze Macht vereinigen ſollen. Es iſt nothwendig, Truppen beiſammenzuhalten, damit ſie durch den Anblick der Stärke ihrer Partei Muth bekommen, der Sache ergebener werden, ſich gegenſeitig aufmuntern und treu bleiben."

Die lange Ruhe der beiden Heere vor der Schlacht bei Pharſalus und die Ungleichheit der Streiterzahl in derſelben geben Napoleon Veranlaſſung zu folgenden treffenden Bemerkungen über die alte Kriegs-Methode überhaupt.

„Die Römer verdanken ihre fortwährenden Kriegeserfolge der von ihnen nie vernachläſſigten Sitte, ſich jeden Abend hinter ein verſchanztes Lager zurückzuziehen und niemals eine Schlacht zu wagen, ohne ein ſolches im Rücken zu haben zum Schutze des Gepäckes, der Vorräthe und der Verwundeten. Bei der Art der damaligen Kriegswaffen waren dieſe Lager nicht nur gegen den Angriff einer gleichen, ſondern auch einer überlegenen Streitmacht gedeckt. Marius trotzt im Lager den Anfällen der Kimbern und Teutonen, bis der günſtige Augenblick zu einem vollſtändigen Siege erſcheint. Warum haben nun die Feldherren der neueren Zeit eine mit ſo glücklichen Reſultaten verbundene kluge Maxime verlaſſen? Weil die Angriffswaffe jetzt eine ganz andere iſt. Mit der Macedoniſchen Pike erobert Alexander Aſien, mit dem kurzen Schwert erobert der Legionair die damals bekannte Welt; die Hauptwaffe der neueren Zeit iſt das Wurfgeſchoß. Gegen die Kugel giebt es keinen Schild; dieſer, ſo wie Panzer und Küraß, ſind als nutzlos erkannt und aufgegeben worden. Ein einziger Soldat kann in einer Viertelſtunde mit ſeiner Flinte ſechzig Feinde tödten oder verwunden. Unter ſolchen Umſtänden könnte jetzt ein verſchanztes Lager von allen Seiten überflügelt, beſchoſſen und vernichtet werden, während man bei den Alten immer Mann gegen Mann dem Feinde die Spitze bieten konnte. Aus dieſem Unterſchiede der Waffenart läßt ſich auch das Mißverhältniß der Verluſte beider Armeen erklären. Cäſar ſoll bei Pharſalus 200 Mann verloren haben, während ſein unglücklicher Feind 15,000 eingebüßt haben ſoll. Das Geſchütz und die Flinte lichten die Reihen der Sieger und der Beſiegten in

*) Précis des guerres de Jules César, par Napoléon, écrit à l'île de St. Hélène sous la dictée de l'Empereur, par M. Marchand; suivi de plusiers fragments inédits et authentiques, et orné d'un plan d'après un dessin original. Paris, 1836. — Ueber dieſes intereſſante Werk hatten wir noch keine Gelegenheit, zu berichten. Wir geben daher nachträglich dieſe Bemerkungen nach dem letzten Hefte der British and Foreign Review.

**) „Patient" iſt der Name, welchen man auf den Vorſchlag Bertrand's in dem amtlichen Briefwechſel zwiſchen den Franzoſen und Engländern auf St. Helena Napoleon beilegte, da dieſer „Kaiſer" heißen wollte, Hudſon Lowe aber nicht anders als „General" ſprechen und ſchreiben laſſen wollte.

Digitized by Google

gleichem Maße, bei den Alten hingegen hielt der Schild Pfeile und Schwerter aus, ſobald aber der Feind den Rücken kehren mußte, ſtach ihn der Verfolger nieder. Die Befehlshaber ſind deshalb auch jetzt größerer Gefahr ausgeſetzt, weil ſie ſtets im Bereiche des feindlichen Geſchoſſes ſind. Man ſagt, die Schlachten der Alten wären blutiger geweſen, als die unſrigen; das iſt nicht wahr. Vorpoſtengefechte, einzelne Kanonenſchüſſe können bei unſeren Feldzügen täglich ſtattfinden und viele Menſchen von beiden Seiten tödten, bei den Alten waren dergleichen nicht, die Schlachten ſelbſt viel ſeltener, und der Menſchenverluſt war immer nur auf der Seite der Beſiegten groß.“ *)

Auf einen Punkt, der mit dem ſittlichen Leben der Großen des Alterthums tief zuſammenhängt, kommt Napoleon in ſeinen Bemerkungen öfter zurück, und man erkennt bei ihm ein beſonderes Intereſſe daran; wir meinen den Selbſtmord, durch welchen die Alten ihre ruhmvolle Laufbahn ſo oft beſchloſſen haben. Beim Tode Cato's läßt er ſich ſo vernehmen: „Cato's freiwilliger Tod iſt von ſeinen Zeitgenoſſen gelobt, von den Geſchichtſchreibern bewundert worden. Allein wer zog Nutzen aus dieſem Selbſtmorde? Cäſar; wem war er nachtheilig? der eigenen Partei und Rom. Hat er den Tod der Unterwerfung vorgezogen, ſo hätte er ſich ja nur wie andere ſeiner Landsleute zu Utika nach Spanien einzuſchiffen brauchen; und wie groß wäre dort der Einfluß ſeines Namens, Rathes und ſeiner Gegenwart bei den zehn Legionen geweſen, welche dem Cäſar ein Jahr ſpäter bei Munda ſo gefährlich wurden! Selbſt nach der Schlacht bei Munda hätte er ſich nicht dem Cäſar zu unterwerfen brauchen; er hätte ſich dem jungen Pompejus anſchließen können, der ruhmvoll die Adler der Republik zur See behauptete bis lange nach Cäſar's Tod. Caſſius und Brutus gaben ſich am Schlacht-Tage von Philippi den Tod und dadurch den Sieg an die Triumvirn. Während Brutus ſiegte, entleibte Caſſius ſich, ſtatt Jenem den Sieg vervollſtändigen zu helfen. Hätte Cato das Buch des Schickſals vor ſich liegen gehabt und darin geleſen, daß in vier Jahren Cäſar im Senate, am Fuße der Statue des Pompejus, von 23 Dolchen durchbohrt liegen würde, er würde keinen Dolch in die eigene Bruſt geſtoßen haben. Nein, er tödtete ſich aus Kummer, aus Verzweiflung, ſein Tod iſt die Schwachheit einer großen Seele, der Irrthum des Stoikers, ein Flecken in ſeinem Leben.“

Dieſer beredte Tadel war ſicherlich nicht ohne tiefen Rückblick auf das eigene Leben geäußert. Nach ſeinem erſten Falle haben ihm Viele vorgeworfen, daß er ein ſchmachvolles Leben dem Tode vorzöge. Selbſt Augereau ſagte in einer Proclamation an ſeine Soldaten, zur Zeit, wo der Ex-Kaiſer noch in Frankreich war, dieſer habe nicht als Soldat zu ſterben gewußt. Auch erzählt man, er habe zu Fontainebleau Gift an die Lippen geſetzt, es aber wieder ruhig bei Seite geſtellt. Die Nachwelt wird gewiß mit ihm übereinſtimmen, daß es weit größer iſt, mit ſolcher Feſtigkeit, wie er, auf St. Helena die Leiden zu tragen, als ihnen durch den Selbſtmord zu entkommen ſuchen.

(Schluß folgt.)

Die Feſte in Fontainebleau.

(Fortſetzung.)

So war ich verſunken in dieſe phantaſtiſchen Viſionen; ich vergaß die neue Vermählung, die dieſe Mauern ſehen ſollten, ſie, die von ſo vielen Hochzeiten zu erzählen haben; da ſchritten über die Treppe, auf der ich ſaß, zwei junge Leute im Feſtkleid vorüber: „Willſt Du nicht mit uns kommen?“ riefen ſie; „ſpute Dich, man wartet nicht auf Dich.“ Ich folgte ihnen, von einer gewiſſen poetiſchen Neugierde getrieben, wie ich ſie noch nie bis jetzt empfunden. Ihr Götter, wie ſtaunt' ich, wie erſchrak ich faſt, als ich mich allein in dem Lichtmeer eines ungeheuren Saales fand! Hier würden ſich die größten Meiſter in der Kunſt, dem ſinnlichen Leben Feuer und Farbe zu geben, für beſiegt erklären. Ich ſpreche von nichts Geringerem, als von der Halle, die oben und unten mit den Gemälden jenes großen Künſtlers bedeckt iſt, der in dem ſchönſten Zeitalter der ſchönen Künſte keinen Nebenbuhler fand: des Primaticcio. Franz Primaticcio, Giulio Romano's würdiger Schüler, wurde noch ganz jung an Franz I. geſandt von dem Marquis von Mantua, den der König um einen Maler erſucht hatte für ſein Schloß zu Fontainebleau. Der Künſtler kam mit einer großen Menge antiker Statuen und Marmorſteine und begann jene Arbeiten, die das Hauptwerk ſeines ganzen Lebens ſeyn ſollten. Primaticcio hat für dieſes Schloß drei Regierungen hindurch gearbeitet, denn Franz I. vermachte ihn Heinrich II., dieſer Franz II., und der Palaſt von Fontainebleau muß ihn mit Stolz für ſeinen Architekten, für ſeinen Maler, für ſeinen Bildhauer anerkennen. Jene zarten Statuen, bei denen die Eleganz der Form mit dem Vollendeten in der Ausführung wetteifert, ſind von Primaticcio; jene Decorationen von der ausgeſuchteſten Mannigfaltigkeit ſind von Primaticcio; jene Möbel, jene Fontainen, jene Goldarbeit, ſie ſind ein Werk Primaticcio's. Ueberall hat er auf dieſen Mauern Spuren ſeines Genies gelaſſen; er war ein kunſtfertiger, unermüdlicher, begeiſterter Improviſator. Eine ganze Armee Figuren hat er hingeworfen, von denen nicht eine der anderen gleicht; nicht eine einzige von jenen Schäfer- oder Kriegsgeſtalten, von jenen hiſtoriſchen oder mythiſchen Perſonen, hat dieſelbe Haltung; nur der edle Ausdruck des Parmeſanere, ſeine von aller Manier und Affectation befreite Grazie iſt dieſelbe. So ſtand ich denn mitten in der Gallerie Heinrich's II., mitten im Primaticcio, ſo zu ſagen, mitten in Primaticcio's Geſchichte des Herkules. Hieß es nicht, dieſe Meiſterwerke wären für immer vernichtet, und ſchon vor zweihundert Jahren hätte ein großer Maler geäußert, daß die Reſtaurirung Primaticcio's unmöglich wäre? Und doch ſteht er hier als Herrſcher da in ſeiner ganzen Grazie und Kraft, er, der eiferſüchtige Künſtler, der keinen Ruf neben ſich litt, der erſte Künſtler in dem Zeitalter Jean Couſin's, Germain Pilon's, Jean Goujon's. Seine Bilder alle, die nur durch ein unglaubliches Wunder von Muth, Geduld und Einſicht wieder gefunden wurden, hatte zuerſt die Sichel der alten Zeit verwiſcht; dann kam der abſcheuliche Mörtel mit ſeinem veränderlichen Grau über dieſe edeln Farben, und endlich klebte man noch auf dieſen neuen Kütt die prächtig gemalten Papiertapeten, welche in der Kaiſerzeit jämmerlich genug verſchwendet wurden, und die der Kaiſer beſſer gethan hätte, den Kaffeehäuſern ſeines Reichs zu laſſen. Dies ſind noch die geringſten Verſtümmelungen, die jene Meiſterſtücke erfuhren, wobei nicht einmal die Zeit mitgerechnet iſt, die, eben ſo grauſam wie die Menſchen, unter dem Gips, unter dem Kalk, unter dem Lack und Papier noch das Ihrige that zur Vernichtung jener ſchwachen Reliquien des Genies. Jetzt iſt Primaticcio's Werk wieder aufgefunden; ein geſchickter Maler, der nur durch einige undeutliche Lineamente, einige unvollkommene Kupferſtiche geleitet wurde, iſt dieſen geringen Spuren langſam nachgegangen. So liegt jetzt das ganze Leben des Herkules, ſo deutlich und feſt wie ein Basrelief, an der Mauer ausgebreitet. Der Fußboden beſteht aus dem koſtbarſten Holz, die Decke iſt mit Gold und Bildern beladen, das Geſimſe mit bewundernswürdiger Kunſt ausgehauen, und an jedem Fach in der Mauer tritt Herkules und ſeine Arbeiten hervor, natürlich nicht ohne Omphale, welche beiläufig große Aehnlichkeit hat mit Diana von Valentinois. An der inneren Fenſterwand ſieht man Primaticcio, oberhalb der Thüren Primaticcio, überall und immer wieder Primaticcio. Am Ende der Halle, nicht weit von dem prächtigen Plafonds, erhebt ſich ein vergoldeter Balkon für ein Orcheſter; zweitauſend Kerzen in Kandelabern von vergoldeter Bronze ſind in doppelter Reihe aufgeſtellt und werfen eine würdige Beleuchtung auf dieſe Wiederauferſtehung der Renaiſſance.

In dieſen ungeheuren Raum alſo voll Bilder, Licht und Gold, fand ich mich hineingezaubert in ein Schauſpiel, das für mich um ſo imposanter war, als ich dieſelben prächtigen Orte früher ſchon ganz arm, nackt und ſchmutzig geſehen. In der Mitte ſtand eine große runde Tafel, auf der ein prächtiger Sammt mit golddurchwirkten Franzen ausgebreitet war. Ein Mann trat ein, ein Mann in einem ſeltſamen, unbekannten Kleide, das er mit der feinſten Grazie trug, vielleicht mit zu viel Grazie, denn es war das furchtbare Kleid, welches ſchon ſo viele furchtbare Richter getragen. Nachdem Alles für die feierliche Ceremonie vorbereitet worden, nachdem das Buch, in welchem der Civilſtand der Familie Orleans regiſtrirt iſt, auf der ſchönſten Seite aufgeſchlagen worden, trat der König in den Saal, durchſchritt ihn von einem Ende zum anderen und ſetzte ſich dem Kanzler gegenüber an der runden Tafel. So defilirte das ganze Gefolge vor mir vorüber; der ganze Hofſtaat des Königs, der ganze Hofſtaat des Prinzen, in ihrem prächtigſten Aufzuge, ſchritt langſam hinter dem König einher. Dann kamen die Damen der Königin und der Prinzeſſinnen, der Hofſtaat des Königs der Belgier und ſeiner Gemahlin, der der Erb-Großherzogin-Wittwe, die Zeugen des Kronprinzen, die Zeugen der Braut, die Miniſter, die Marſchälle, die Deputirten, das Munizipal-Corps, die Generale, kurz alle Geladenen des Feſtes umringten die Königliche Familie. Zu beiden Seiten des Königs hielten ſich, ſtehend, wie der Vater, Orleans und die Verlobte; rechts, neben dem Prinzen, ſtanden die Franzoſen-Königin, Leopold von Belgien, die Herzöge von Nemours, Joinville, Aumale und Montpenſier; zur Linken die Erb-Großherzogin, die Belgiſche Königin, die Prinzeſſinnen Marie, Clémentine und Adélaïde; auf der anderen Seite der Tafel Montalivet, Molé, Salvandy, das ganze Miniſterium der Amneſtie, der Kanzler, der Grand-référendaire, der Archivar der Pairs-Kammer; die Zeugen der Vermählung ſtanden rechts und links vom Könige, in dem zweiten Halbkreis um die Tafel, und zwar für den Kronprinzen: die vier Vice-Präſidenten der Pairs-Kammer, der Präſident und die vier Vice-Präſidenten der Deputirten-Kammer, die Marſchälle Soult, Gérard und Lobau und der Fürſt Talleyrand; für die Kronprinzeſſin: der Baron Rantzau, Herr Breſſon und der Herzog von Choiſeul.

Das tiefſte Schweigen herrſchte in der Halle; der Kanzler, mit feierlicher, ehrfurchtgebietender Stimme las die Eheformel: „Sehr hoher und ſehr mächtiger, u. ſ. w.“, und die übliche Frage: „Wollen Sie die Prinzeſſin Helene zur Gemahlin?“ Orleans wandte ſich ſchnell an ſeinen Vater und ſchien ihn noch ein letztes Mal um ſeine Königliche Einwilligung zu fragen; der König machte ein bejahendes Zeichen, und der Herzog antwortete mit feſter Stimme: Oui, Monsieur! Dieſelbe Antwort gab die Prinzeſſin mit nicht ſo ſicherer Stimme. Auf der Stelle nahm der Kanzler die Befehle des Königs: — „Allerhöchſter, großmächtigſter und hochverehrteſter Fürſt.“ Nach Vollziehung aller Ceremonien erklärte der Kanzler mit lauter deutlicher Stimme, daß der Kronprinz, Herzog von Orleans, in geſetzmäßiger Ehe vermählt ſey mit der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg. Hierauf legte der Groß-Referendair das Regiſter vor zur Unterzeichnung der Königlichen Familie; zuerſt unterſchrieben mit feſter Hand die beiden Gatten, dann Ludwig Philipp, der Belgiſche König, die beiden Königinnen und endlich die Prinzen und Prinzeſſinnen. Nachdem auch alle Zeugen unterzeichnet, erhob ſich der König, um in die Kapelle zu gehen. Kaum hatte ich Zeit, einen letzten Blick zu werfen auf die Halle, die wir ſo ſchnell verließen, auf jene Gemälde, welche durch die verſchlungenen Chiffern Heinrich's II. und der Diane de Valentinois mit einander verbunden ſind, auf jenen Kamin mit der ſchönſten Joniſchen Ordnung, der hinter dem König emporragte, beladen mit Emblemen, mit Feſtons, mit allerhand Wappen und Guirlanden, den gigantiſchen Meiſterſtücken von Philibert Delorme und Guillaume Rondelet.

Der König zog uns unerbittlich fort, wir mußten mit ihm gehen. Von der katholiſchen Kapelle paſſirte der König Franz des Erſten Gal-

---

*) Die meiſten Siege des Kaiſers beſtätigen dieſe Wahrheit nicht nur, ſondern ſie übertreffen ſie noch. Bei vielen Siegen hatte Napoleon mehr Menſchen verloren, als der beſiegte oder ſich zurückziehende Feind. So bei Wagram, Borodino, Lützen, Bautzen und Ligny.

Digitized by Google

lerie. Wenn dieſe Gallerie reſtaurirt ſeyn wird, wie die Heinrich's II., dann wird es die ſchönſte Gallerie in Fontainebleau und vielleicht auf der Erde ſeyn. Hier hat ſich Primaticcio nicht bloß als großer Maler, ſondern noch als großer Bildhauer gezeigt. Ueberhaupt muß man in der Dekorirung niemals die Malerei allein laſſen; wenn ſie alle ihre Wirkungen hervorbringen ſoll, muß ſie von der Skulptur begleitet ſeyn. Erſt die Skulptur giebt den Schöpfungen des Malers Relief, Leben und Bewegung; ſie verleiht der Farbe eine Art Rahmen und vermehrt ihre Kraft und Anmuth. Doch ach, von allen Produkten dieſer glücklichen Vermählung des Kleeblatts: Architektur, Skulptur und Malerei, blieben auf dieſen Mauern nur ſchwache Lineamente übrig, zerbrochene, verwiſchte Figuren, Fragmente und Erinnerungen, die aber noch von großartigem Charakter ſind, und aus denen man immer noch ſchließen kann, was ſie waren und — was ſie einſt ſeyn werden, wenn die Reihe an ſie gekommen iſt.

Die Kapelle von Fontainebleau erkennt den heiligen Ludwig für ihren Gründer. Franz I. reſtaurirte ſie in größeren Proportionen, Heinrich I. ließ ſie dekoriren. Sie iſt vierzig Metres lang und acht Metres breit, ohne die Seiten-Kapelle zu zählen. Der Fußboden iſt ein Moſaik von koſtbarem Marmor und von mannigfaltigen Farben. Das Getäfel iſt mit dem reichſten Schmuck der Skulptur und der Vergoldung bedeckt. Fréminet, Heinrich's IV. Maler, hat das Gewölbe mit herrlichen Bildern geſchmückt, die ſich glücklich erhalten haben. Der Hochaltar wird von zwölf Marmor-Säulen umringt und von vier Bronze-Engeln getragen. Auf jeder Seite ſtehen zwei Statuen von weißem Marmor, Sankt Ludwig und Karl der Große.

Die Kapelle war nicht weniger erleuchtet, als die Gallerie Heinrich's II. Zahlloſe Kronleuchter mit Kerzen warfen ihr ruhiges Licht auf den Orgelgang und auf die Seiten-Gallerieen, die alle von Zuſchauern angefüllt waren. Der Altar war mit Blumen geſchmückt; ſchöne Gobelins deckten das Allerheiligſte; alle Bänke von Eichenholz waren mit Sammet ausgeſchlagen, und jeder Betſtuhl hatte ſein ſeidenes Kiſſen. — Nach der Meſſe verließ die Königliche Familie den Altar, und der König, der ſich beſſer als irgend Jemand in dem durch ſeinen Eifer reſtaurirten Schloſſe zu finden weiß, führte den Brautzug auf neuen Wegen und über neue Treppen bis zur Gallerie „Louis-Philippe". Die Treppen waren mit prächtigen Tapeten bekleidet, mit Orangenblüthen bedeckt, beladen mit Kandelabern und ſtrahlend von Bildern und Marmor. Um in die katholiſche Kapelle zu kommen, war der Zug durch den Wachenſaal geſchritten und über die Treppe Franz des Erſten; um die Gallerie „Louis-Philippe" zu erreichen, ging er über die Treppe Alexander's und über den Vorhof des vergoldeten Thors. In dem Wachenſaal hat der geſchickte, talentvolle Pinſel des Herrn Mönch alle Liebesgeſchichten, alle Turniere, alle ritterliche Kämpfe des Schloſſes von Fontainebleau wieder hervorgerufen; er hat alle Embleme angebracht, welche in dieſen edlen Mauern einſt geprangt: den Salamander, den Halbmond, das gekrönte H, die Sonne Ludwig's XIV., den Adler und das N des Kaiſers.

So ſind wir denn endlich auf dem glänzendſten Wege, durch den Vorhof der Porte-Dorée hindurch, eines anderen naiven Meiſterſtücks von Primaticcio, in der Gallerie „Louis-Philippe" angelangt. Dieſe ganze prachtvolle Gallerie iſt im Styl der Renaiſſance erbaut; hohe Säulen in Doriſcher Ordnung ſtützen das Gewölbe und den Plafond, und die Zwiſchenräume, welche die Säulen-Gruppen trennen, werden durch große, breite Spiegel ausgefüllt; jene ungeheuren Thüren ſind einer Thüre aus dem 15ten Jahrhundert, die der Zerſtörung entgangen iſt, genau nachgebildet worden; doch trotz der geſchickten Nachahmung iſt es noch leicht, die Kopie von dem Original zu unterſcheiden. Dieſe Halle von etwas ſtrengem Charakter war für den proteſtantiſchen Trauungs-Akt beſtimmt. Auf einem mit rothem Sammet bedeckten Altar ſtand ein Kruzifix zwiſchen zwei Leuchtern; auf einem Tiſch vor dem Altar lag die Bibel, und eben ſtand ein Prieſter, oder vielmehr ein Familienvater, mit Anpreiſung des häuslichen Eheglücks beſchäftigt. Es war ein rührender, unerwarteter Kontraſt: von dem Pomp des Katholizismus gingen wir über zum ſtrengen Ernſt der proteſtantiſchen Kirche. Die Rede des Paſtors Cuvier hat länger als eine Viertelſtunde gedauert; er ſprach ziemlich einfach und ließ in der Rede den Prinzen bei Seite, um nur an den jungen Gatten zu denken.

Elf Uhr war vorüber; der König ſchritt zur Thüre der Kapelle, grüßte anmuthig die Verſammlung und kehrte dann in ſeine Gemächer zurück, indem er wieder die prachtvolle Treppe hinaufſtieg, die einem König zum Salon dienen könnte; ſo ſchloß dieſer zweite Tag.

Den Wald von Fontainebleau, iſt es am beſten, Morgens in früher Stunde zu beſuchen, wenn die Lerche ſingt, wenn die Sonne heraufſchwimmt; es iſt ein Wald voller Krümmungen, voller Lärm und myſtiſchem Schweigen, voller Licht und Dunkel. Bei jedem Schritt weiter in dieſe Myſterien trifft man einige von jenen neuen Sachen, die ſo alt ſind wie die Welt, und deren Eindruck jedesmal allmächtig iſt. Die Künſtler, die Poeten, die Romantiker, die Verliebten endlich, dieſe tiefſten und größten aller Dichter, haben zu allen Zeiten das Reich ihrer Träume in dieſen Wald verlegt. Er beſteht aus vierzigtauſend Morgen uralter Bäume, wird im Weſten von der Seine, im Süden vom Kanal de Briare begränzt und hat nicht weniger als 28 Meilen im Umfang; faſt im Centrum des Ganzen liegt das Schloß.

Am folgenden Tage fuhren funfzehn Wagen durch den Wald, jeder mit Sechſen beſpannt, bald im Schritt, bald im Gallopp; bald machten ſie Halt oder verloren ſich in den Alleen, bald ſah man ſie wieder auf den offenen Wegen. Kaleſchen, Perſonen-Wagen, Landaus waren von den zahlloſen Spaziergängern beſetzt. Es war der König mit ſeiner Familie, die junge Herzogin von Orleans und ihr noch ſchüchterner Gatte, der zu ſeiner Frau noch ſo ſprach, wie er geſtern geſprochen; die Damen ſaßen in vier Kutſchen, die jungen Leute zu Pferde. Da gab es nichts als Lärm und Lachen und eine Fluth von Bouquets, mit denen die Wagen beſtreut waren; für die Neugierigen ſehr ſchlimm, die gern dieſe ſorgloſe offene Freude mit zudringlichem Blick ſtören wollten. Was meine Wenigkeit betrifft, ſobald ich mich im Fontainebleauer Wald befinde, ſo muß ich den ganzen Wald haben, ganz für mich allein. Dieſe funfzehn Wagen alſo und die ſechsmal funfzehn Pferde, und die Stallmeiſter und die Offiziere, und die Adjutanten und die Livree, und die reitenden Prinzen, und dieſe ganze Königliche Familie, die bald kam, bald verſchwand — auf jedem Schritt kamen ſie mir entgegen und ſtörten mich in meiner Morgen-Promenade. So überließ ich ihnen denn den ganzen Wald und ging nach der Stadt; obendrein erinnerte ich mich, daß ich noch nüchtern war.

(Schluß folgt.)

England.

Die Schottiſche Philoſophie und ihr Verhältniß zur Franzöſiſchen.

Die Geſchichte der Philoſophie des letzten Theils des vorigen Jahrhunderts ſchließt eine philoſophiſche Richtung in ſich, welche man die Schottiſche Philoſophie nennt. Sie entſtand durch David Hume, der ſelbſt ein geborener Schotte geweſen, war aber vorzüglich gegen ihn gerichtet. Der Skeptizismus dieſes berühmten Hiſtorikers konnte, ſchon ſeiner Gefahr für die Religion wegen, der Britiſchen Philoſophie, die mit frommer Sympathie ſich gern an den Glauben lehnt, nicht gleichgültig ſeyn, und wir ſehen in der That eine lange Reihe von philoſophiſchen Streitern, die ſeit mehr als einem halben Jahrhundert mit verſchiedenen Waffen des Geiſtes den gefürchteten Skeptizismus mit mehr oder weniger Glück zum Gegenſtand ihrer Angriffe machen. Merkwürdig iſt es, daß gleichzeitig mit den Schotten Kant in Deutſchland denſelben Hume zu bekämpfen anfing, aber auf einem ganz anderen, viel glorreicheren Wege. Dieſe Schottiſche Philoſophie an ſich und ihr Verhältniß zum Syſteme ihres großen Waffenbruders in Königsberg, erhält noch durch einen anderen Umſtand hohe Wichtigkeit, den Umſtand nämlich, daß ſie die Mutter der jetzigen Philoſophie in Frankreich geworden iſt, und ihre Ausbildung, ſo wie die Aufſuchung ihrer Beziehungen zur Kantſchen Philoſophie die beſten Köpfe Frankreichs beſchäftigt. Der Schottiſche Philoſoph Thomas Reid und ſein Schüler und Erklärer Dugald Stewart gelten als die eigentlichen Repräſentanten der genannten Schule, und ihre Philoſophie verpflanzte der auf Frankreichs neuere Bildung ſo tief einwirkende Royer-Collard auf Franzöſiſchen Boden. Ein zahlreicher Kreis von Zuhörern trat in ſeine Fußſtapfen, und ſeine Lehren wurden verherrlicht durch Männer wie Guizot, Couſin und Jouffroy. Letzterer iſt der eigentliche Apoſtel Royer-Collard's und der Schottiſchen Philoſophie. Nachdem er mehrere Werke dieſer Philoſophie aus dem Engliſchen für die Franzoſen bearbeitet hatte, entſchloß er ſich zu einer vollſtändigen Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Thomas Reid's, wovon er den erſten Band vor kurzem geliefert,*) dem er aber eine bedeutende Einleitung und Fragmente von ſeinem Lehrer Royer-Collard beigegeben hat. Folgender Aufſatz, den wir nach einem ſehr geſchätzten Franzöſiſchen Blatte geben, ſetzt in gedrängter Kürze die Syſteme der Schotten, ſo wie das Syſtem des berühmten Pariſer Profeſſors aus einander, und wir glauben, daß auch unſere Deutſchen Leſer manchen Aufſchluß, ſey es auch nur über den jetzigen Zuſtand der Katheder-Philoſophie Frankreichs, darin finden werden.

Die Schottiſche Philoſophie iſt durch die gelehrten Vorträge Royer-Collard's in Frankreich längſt beliebt. Ihr Stifter Reid und ſein ſcharfſinniger Jünger Dugald-Stewart ſind vorzüglich durch verſchiedene Gelehrte, worunter Jouffroy ſelbſt, dem Franzöſiſchen Publikum vorgeführt worden. Dieſer, der die Werke Reid's jetzt ganz herausgiebt, hat durch die Abhandlung, welche er dem eben erſchienenen erſten Band angehängt, ſein eigenes Syſtem in ſcharfer Entwickelung dargelegt; und der Ueberſetzer beſchäftigt für jetzt unſere Aufmerkſamkeit mehr, als die Ueberſetzung. Herr Jouffroy iſt das Haupt einer Philoſophen-Klaſſe in Frankreich, die ſehr viele Mitglieder zählt; und noch nirgends hat man die Lehre, das Ziel und den Standpunkt dieſer Philoſophen ſo klar angegeben gefunden, als in dieſer Einleitung. Durch ſie wird man Rechenſchaft finden über eine philoſophiſche Schule in Frankreich, die ſich vor unſeren Augen dort entwickelt und die ſchon berühmte Verfechter hat.

Der hauptſächlichſte Zweck Jouffroy's bei dieſer Arbeit war, das Grundprinzip der Schottiſchen Philoſophie auseinanderzuſetzen, ſie einer ſcharfen Kritik zu unterwerfen und ihre Beſtrebung und deren Nutzen anzuzeigen. Nachdem er zu dieſem Zwecke die Begriffe der Schottiſchen Philoſophen von der Wiſſenſchaft geprüft hat, handelt er in ſeiner Einleitung über ihre Philoſophie in fünf Abſchnitten; über die Idee der Schottiſchen Philoſophie, über ihre Methode, über die Gränzen der Wiſſenſchaft des Geiſtes, über die Bedingungen derſelben und endlich über das, was man von ihr zu erwarten hat in Betreff ihrer Nützlichkeit. Herr Jouffroy eröffnet ſein Werk mit dem Anzeigen, welche Unbeſtimmtheit noch über dem eigentlichen Ziele der Philoſophie ſchwebt; er ſpricht dann von der günſtigen Aufnahme der Schottiſchen Anſicht hierüber in Frankreich und erklärt, daß ſie, obgleich ſie die Aufgabe nicht vollkommen löſt, doch den ſicherſten Weg zur Löſung gezeigt habe.

„Die Schottiſche Schule", ſagt Jouffroy, „that, wie alle große Schulen, zwei Sachen; ſie ſtellte die Idee der Wiſſenſchaft feſt und gründete hierauf Plan und Methode; ſodann ſtrebt ſie, die Wiſſenſchaft nach dieſem Plane und dieſer Methode zu erheben. Die Zeit iſt da, der Schottiſchen Philoſophie ihren wahren Platz in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes anzuweiſen."

Nach Reid giebt es für unſere Erkenntniß nur zwei Weſen im

---

*) Oeuvres complètes de Thomas Reid, Chef de l'école écossaise, Publiées par Th. Jouffroy. Tom. I. Paris, 1836.

Digitized by Google

Univerſum: der Geiſt iſt das eine, der Körper das andere. Während das Weſen des Körpers aber täglich durch neue Forſchungen mehr erkannt wird, und zwar durch Forſchungen, die zu Ergebniſſen führen, welche von keinem Gelehrten geleugnet werden, bleibt die Erkenntniß über das Weſen des Geiſtes, das heißt die Philoſophie, noch immer in ihr Dunkel gehüllt, erreicht kein poſitives Reſultat, kein unbeſtreitbares, keines, das nicht ſogleich von einer Partei wirklich beſtritten wird. Dieſe Erſcheinung zu erklären, ſtellen die Schotten drei Gründe auf. Erſtens habe man, ſagen ſie, die falſche Methode der Analogie und Hypotheſe befolgt; zweitens habe man die Gränzen der Philoſophie nicht erkannt; man hat ſie auf die Subſtanzen und Urſachen angewendet, während ſie nur die Erſcheinungen erreichen darf; drittens ſeyen die Philoſophen in Konfuſion gerathen, weil ſie behaupteten, die Grund-Wahrheiten müßten durch die Wiſſenſchaft ſelbſt bewieſen werden. Es wurden demnach drei Fehler begangen, einer in Bezug auf den wahrhaften Gegenſtand der Wiſſenſchaft, ein zweiter in Betreff der wahrhaften Methode und ein dritter hinſichtlich der wahrhaften Bedingungen derſelben.

Die Reform, welche die Schotten in die Philoſophie einzuführen gedachten, machte ſich nun dieſe drei Haupt-Irrthümer zum Gegenſtande, und ſie ſchmeicheln ſich:

1) die Philoſophie auf das Studium der Erſcheinungen des Geiſtes zurückgeführt und ſomit den Gegenſtand der Wiſſenſchaft fixirt zu haben;
2) die Mittel, die Erſcheinungen zu erkennen, in der Beobachtung und Induction geſucht und ſomit die Methode und das Kriterium der Wiſſenſchaft fixirt zu haben;
3) endlich, den Gegenſtand der Wiſſenſchaft von jener vorausgeſetzten Wahrheit geſchieden und ſomit die wahrhaften Bedingungen der Wiſſenſchaft fixirt zu haben.

Mit anderen Worten, die Schottiſche Reform beabſichtigte, die Wiſſenſchaft des Geiſtes auf den Weg zu bringen, auf welchen Baco die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften geführt.

Nachdem die obigen drei Punkte ins Reine gebracht ſind, bleibt noch übrig, die Vortheile der Wiſſenſchaft und die Schwierigkeiten, auf die ſie im Laufe ihrer Thätigkeit ſtoßen kann, anzugeben. Reid und Dugald-Stewart hofften die heilſamſten Veränderungen in Kunſt, Bildung und Erziehung von ihrem Streben, und beſonders die heilſamſte Wirkung für die Moral der Geſellſchaft. Was die Schwierigkeiten betrifft, auf die ihre Anſichten ſtoßen, machten ſie ſich's etwas leicht. Die Frage z. B., ob wohl eine vollkommene Aſſimilation der natürlichen und ſpirituellen Erſcheinung da ſey, und ob die Wahrnehmung des Geiſtes durch den Geiſt ſelbſt nicht eine Illuſion ſeyn könnte, beantworteten ſie durch die rohe Erfahrung des Tages, die uns lehrt, daß man die Phänomene des Geiſtes wohl beobachten könne.

Herr Jouffroy giebt zu, daß die Unterſcheidung zwiſchen Geiſt und Körper eine Hypotheſe iſt, und wie durften jetzt erwarten, daß er auch eine Philoſophie, die von dieſer Hypotheſe ihren Urſprung nimmt und die Wiſſenſchaft von ihrem hohen Sitze reißt, um ſie auf die Pſychologie zu beſchränken, nicht eher prüfen werde, bis er den Grund der Hypotheſe unterſucht und ſicher gefunden habe. Keinesweges. Er hält dieſe Unterſcheidung der Schottiſchen Schule für eine über alle Diskuſſion erhabene Wahrheit und beſchränkt ſich darauf, ihre Behandlung zu beſprechen, die er zwar unbeſtimmt und willkürlich findet, die aber der Wiſſenſchaft nicht viel geſchadet habe und durch den praktiſch guten Verſtand der Schotten ausgeglichen werde. Die Behandlungsart zu verbeſſern, ſtellt er, ſtatt der Unterſcheidung Reid's zwiſchen Körper und Geiſt und ſtatt der Unterſcheidung Dugald-Stewart's zwiſchen den phyſikaliſchen und den intellektuellen und moraliſchen Wiſſenſchaften, die Unterſcheidung zwiſchen phyſiſchen Erſcheinungen und den intellektuellen; und hierdurch glaubt er alle Vortheile der Schottiſchen Philoſophie zu erlangen und alle ihre Nachtheile zu vermeiden.

Von den obigen drei Hauptpunkten geht der Verfaſſer zu dem der Methode und unterſcheidet das Reſultat, zu welchem die Schotten gekommen, und die hiſtoriſchen Anſichten, wodurch ſie zum Reſultat gelangt ſind. Ueber letztere tadelt er dieſe Philoſophie ſehr. Er vertheidigt die früheren Philoſophen gegen den Vorwurf, daß ihnen die Wahrnehmung ganz unbekannt geweſen ſey, und behauptet, man habe ſie ſehr wohl gekannt, ſie aber gegen die Hypotheſe vertauſcht. Dieſe Partie im Werke Jouffroy's iſt mit ausgezeichnetem Geiſte geſchrieben.

Von der Methode geht er zur Prüfung der Gränzen der Wiſſenſchaft über, die nach Dugald-Stewart beſonders die Erſcheinungen des Geiſtes ſeyn ſollen. Ihre Erkenntniß, ſagt er, darf das einzige Ziel der Philoſophie ſeyn, und ſie kann dieſes Ziel nicht überſchreiten, ohne aus ihren rechtmäßigen Schranken zum eigenen Verderben herausgetreten zu ſeyn. Zwei Gründe ſtützen dieſe Behauptung: der eine, daß alle metaphyſiſche Fragen unabhängig von den Fragen der Thatſachen ſeyen; der andere, daß alle metaphyſiſche Fragen unauflösbar ſeyen und nur zu mehr oder weniger wahrſcheinlichen Hypotheſen führen. Jouffroy iſt aufrichtig genug, die letztere Behauptung für große Uebertreibung zu erklären; er erklärt ſich gegen das Streben, metaphyſiſche Fragen von der Wiſſenſchaft auszuſchließen, und verlangt bloß, daß ſie ihren Platz nach der Wahrnehmung der Erſcheinungen einnehmen mögen, von denen ſie, ſeiner Meinung nach, ihre Löſungskraft leihen müſſen.

Um dieſe Behauptung zu rechtfertigen, wendet ſich Jouffroy zu der kritiſchen Schule und bekämpft ihre antimetaphyſiſchen Lehren gleichzeitig mit denen der Schottiſchen Empirik. Gegen letztere, welche die Ontologie verbannen will, ſagt er, daß die Wahrnehmung nicht die einzige Quelle der Erkenntniß ſey. Er beweiſt mit Kant, dem Stifter der kritiſchen Schule ſelbſt, daß es in unſerem Geiſte Ideen gäbe, die nicht von äußerer Wahrnehmung abhängen, unmittelbare Ideen der Vernunft; ſo die Begriffe von Zeit, Raum, Subſtanz und Urſache, kurz die Gegenſtände der Ontologie. Die kritiſche Schule giebt die Möglichkeit des ontologiſchen Wiſſens zu, aber ſie leugnet ſeine Gewißheit. Die Bemühungen des Pariſer Profeſſors, die Meinungen der kritiſchen Schule zu widerlegen, ſind am wenigſten ſiegreich. Gegen die bisher befolgte Methode in der ontologiſchen Wiſſenſchaft ſtreitet er mit Kraft und behauptet, daß durch ſie die meiſten Irrthümer in der Philoſophie entſtanden ſeyen und durch ſie die Philoſophie in Mißkredit gekommen ſey. Die Schottiſche ſelbſt, ſagt er, iſt keine ſo große Feindin der Ontologie, wie ſie vorgiebt, und Dugald-Stewart ſelbſt, der ſich am eifrigſten gegen ontologiſche Unterſuchungen ausſpricht, zeigt ſich in ſeinen Schriften ſeinem Grundſatze untreu, indem er die ſchönſten ontologiſchen Wahrheiten in Fragen über Gott, Seele, Raum und Zeit vorträgt. In der That würde ſich die Philoſophie ihres ſchönſten Ruhmes entäußern, wenn ſie dem Recht entſagte, ontologiſche Begriffe zu entwickeln.

Es bleibt jetzt noch über die Bedingungen zu ſprechen übrig, welche von der Schottiſchen Schule für die wahren Bedingungen der Wiſſenſchaft gehalten werden. Es fragt ſich, wodurch dieſe Schule zu ihrer Meinung geführt wurde, in welchem Sinne ſie dieſe Elemente a priori für die Bedingung alles Wiſſens hält und wie weit ſie Recht hat.

Zwei Philoſophen erweckten Reid: Hume und Locke. Erſchreckt über den Skepticismus des Erſteren, ſuchte er ſeine Grundlagen auf und fand ſie in der Lehre des Zweiten vom Urſprunge des Erkenntnißvermögens. Dieſe Lehre beruht auf dem Grundſatze, daß die Wahrnehmung Quelle unſerer Ideen ſey, und Reid unterſuchte jetzt den Uebergang der Wahrnehmung in die Begriffe der Intelligenz. Er ſchied drei Begriffe: das ſinnliche Gefühl, welches durch die Wahrnehmung erzeugt wird, das Weſen, welches ſie fühlt, und den Grund des Zuſammenhanges des hervorgebrachten Gefühls mit dem Außendinge. Bei dieſen Unterſuchungen kam Reid mit Kant zuſammen, und Jouffroy ſtellt ſehr intereſſante Vergleichungen zwiſchen beiden Philoſophen an. Die ſinnlichen Gefühle fließen wohl aus der äußeren Wahrnehmung, wie hängen aber die zwei anderen Ideen mit ihr zuſammen? So fragt Reid und ſchließt, daß es unabhängige unmittelbare Wahrheiten geben müſſe, die a priori entſtehen, und auf die wir uns verlaſſen müſſen, wie wir uns auf die Erfahrung der äußeren Sinne verlaſſen. Es muß eine Quelle der Wahrheit geben, die von der äußeren Erkenntniß und von der Metaphyſik gleich weit entfernt iſt. Kant nimmt ebenfalls eine innere Quelle an, die der äußeren Wahrnehmung entgegengeſetzt iſt, aber bei ihm muß dieſe Quelle in der Vernunft, im Denken liegen und von der Logik beherrſcht werden, die er an die Spitze der Philoſophie ſtellt. Die Schotten verwerfen dies Verfahren als ein Streben, die Philoſophie von ihrem Berufe abwendig zu machen und ihr ein Ziel zu ſtecken, das ſie niemals erreichen kann. Jouffroy beſtreitet ebenfalls die Meinung des Königsberger Philoſophen, giebt aber nicht zu, daß, wie die Schotten wollen, das logiſche Prinzip vom Gebiete der Pſychologie ausgeſchloſſen werde.

Herr Jouffroy weiſt endlich den großen Nutzen der Schottiſchen Philoſophie für die Sittlichkeit überhaupt nach, und ſchließt mit der Erklärung, daß der Geſichtspunkt dieſer Philoſophie der einzig wahre, ſo wie, daß die von ihr eingeſchlagene Methode die gute ſey; er empfiehlt demnach dieſe Richtung den jungen Männern des Denkens in Frankreich, in welchem Lande ſich, wie er verſichert, eine Revolution der Philoſophie vorbereite, die in Schottland erſchöpft und in Deutſchland erſchlafft wäre.

Mannigfaltiges.

— Ueber Engliſche Gefängniß-Diſziplin. Die Schriften über Gefängnißweſen mehren ſich in jedem literariſch gebildeten Lande — gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für die humanen Beſtrebungen unſerer Zeit. Um Vergleiche anzuſtellen, die hier von weſentlichem Nutzen ſeyn können, iſt es nothwendig, auf jede neue Erſcheinung dieſer Art aufmerkſam zu machen; wir verweiſen daher auch auf die „Gedanken über Gefängniß-Diſziplin“, die kürzlich von einem Engliſchen „Inſpizienten“ erſchienen ſind.*) Der Verfaſſer hat ſich in England ſowohl in den Gefängniſſen, als in den Arbeitshäuſern umgeſehen und tadelt die Einrichtungen von beiderlei Inſtituten, inſofern die letzteren viel ſtrengere Geſetze haben, als die erſteren. Während im Arbeitshauſe der Arme ein hartes Tagewerk zu verrichten hat, ſind die Gefängniſſe oft bloße Schulen des Müßigganges und des Laſters. Die niederen Stände in England kennen dieſen Unterſchied auch ſo gut, daß kürzlich ein Ehemann, der ſein Weib verklagt hatte, dem Richter zurief: „Ach, ſchicken Ew. Geſtrengen ſie nur nicht ins Gefängniß; ſie verdient etwas viel Schlimmeres, als das; ſchicken Sie ſie nur ins Arbeitshaus!“ Die Unterhaltungskoſten in den Gefängniſſen ſind auch bei weitem größer, als in den Arbeitshäuſern. Am wohlfeilſten in England iſt der Unterhalt der Gefängniſſe in der Grafſchaft Kent, wo ein Gefangener nicht mehr als 13½ Pfd. (88½ Thaler) jährlich koſtet; aber dies iſt doch der doppelte Betrag des Koſten-Durchſchnitts für einen Menſchen in den dortigen Arbeitshäuſern. Der „Inſpizient“ weiſt nun die Uebelſtände des Gefängnißweſens in England nach und macht auf die Gefahren aufmerkſam, die aus dem Mangel einer Klaſſifizirung und aus der bunten Vermiſchung der verſchiedenen Sträflinge entſpringen. Er dringt auf eine baldige Prüfung und demnächſt zu bewirkende Einführung des Iſolirungs-Syſtems, beſonders in den geeigneten Fällen, und verweiſt in dieſer Beziehung natürlich auf die bereits in Nord-Amerika gewonnenen Reſultate.

*) Thoughts on prison discipline. By a Looker-on. — London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 75. Berlin, Freitag den 23. Juni 1837.

England.

Die Miſſionen in der Südſee.

Zweiter Artikel.*)

Von den Schwierigkeiten, womit die Miſſionaire in der Südſee bei ihren wohlthätigen Unternehmungen zu kämpfen hatten, mögen die Leſer ſich aus folgendem Bericht von ihrer erſten Landung auf Mangaia einen Begriff machen. Die Inſel Mangaia gehört zum Hervey-Archipel, und Williams war eigentlich auf der Fahrt nach der von den Miſſionairen neu entdeckten Inſel Rarotonga begriffen, als Wind und Strömung ihn ſeitwärts nach Mangaia trieben. Er faßte den Entſchluß, ſein Bekehrungswerk hier anzufangen. Durch das Mißgeſchick ſeiner Vorgänger belehrt, gebrauchte Williams zum Beginn ſeines Werkes bekehrte und der Volksſprache kundige Eingeborne, eine Art Laienbrüder in der Miſſionsgeſellſchaft, die man für dieſen Zweck erzogen und unterrichtet hatte. Da der chriſtliche Glaube ſchon ſeit langer Zeit auf der Gruppe von Otaheiti und auf den Freundſchafts-Inſeln herrſchend und der Dialekt, welchen man hier und auf den Hervey-Inſeln ſpricht, ein und derſelbe iſt, ſo fehlte es Herrn Williams keinesweges an brauchbaren Subjekten für ſeine Zwecke. Ein Umſtand jedoch darf Wunder nehmen: daß nämlich die zum Bekehrungswerk ausgeſendeten Eingeborenen in der Regel ihre Weiber mitnehmen und ſolchergeſtalt das größte Hinderniß ihrer Thätigkeit ſelbſt mit umherſchleppen. Darin folgen ſie aber nur dem Beiſpiel, welches ihnen die Engliſchen Miſſionaire geben, denn auch dieſe verſorgen ſich in der Regel, bevor ſie England verlaſſen, mit dieſer eben ſo unnöthigen, als ungehörigen Begleitung. Zu was für Unannehmlichkeiten dieſes führt, davon machte Herr Williams bald eine Erfahrung. Nachdem man nämlich eine Zeit lang an der Küſte von Mangaia gelegen und viel vergebliche Verſuche gemacht hatte, die Häuptlinge der Inſel an Bord des Fahrzeuges zu locken, wurde beſchloſſen, zwei von den Predigern, die man von den Freundſchafts-Inſeln mitgebracht hatte, ſollten mit ihren Weibern ans Land gehen und alſobald das gottſelige Werk beginnen. — „Die Wilden ſtanden am Ufer mit gezückten Speeren und drohenden Geberden und ſchienen ſich durchaus der Landung widerſetzen zu wollen; als man ihnen indeß vom Schiffe her zurief, ſie möchten die Waffen bei Seite legen, thaten ſie's, und unſere Leute ſtiegen ans Ufer. Alsbald fiel man von allen Seiten über ſie her und legte Hand an ihre Perſon, an ihr Eigenthum, an Alles, was ſie mitgebracht hatten. Einem von den Bootsleuten riſſen die Wilden eine Säge aus der Hand, zerbrachen ſie in drei Stücke und banden ſie zum Schmuck an ihre Ohrlappen. Eine Schachtel voll Hauben, die zu Geſchenken für die Weiber der Eingeborenen beſtimmt war, wurde ins Waſſer geworfen und ans Land geſchleppt. Ihrer zwei ſtahlen jeder einen Pfoſten von einem Bettgeſtell und rannten ſpornſtreichs mit ihrer Beute davon. Sie bemächtigten ſich einer Anzahl Bambuskörbe mit Kokosnußöl und goſſen es einander ſo reichlich über die Köpfe, daß ſie über und über davon trieften und die Sonne ſich ordentlich in ihrer Haut ſpiegelte. Es befanden ſich unter anderen zwei Schweine auf dem Schiffe, dergleichen Thiere man auf der Inſel noch nie geſehen; ein Häuptling ergriff ſie, warf ſeine Kleider ab und zog ſie den Schweinen an; darauf ſendete er die Thiere, in die Inſignien ſeiner Würde gekleidet, ſeinen Götzen als ein Opfergeſchenk. Aber ſchlimmer als dies Alles war ihr Benehmen gegen die armen Weiber der Prediger, die in den Wald fortgeſchleppt wurden und gewiß das Aeußerſte erlitten hätten, wäre nicht zu ihrer Rettung vom Schiffe her eine Kanone abgefeuert worden. Darüber ergriff die ganze Horde vor Schrecken die Flucht, und wir ſendeten gleich ein zweites Boot aus, um unſere Leute zurück aufs Schiff zu bringen. Sie waren kläglich zugerichtet: die Mützen und Hauben waren ihnen von den Köpfen geriſſen; durch Waſſer, Koth und Schlamm hatte man ſie geſchleift; die Röcke und Kleider hingen ihnen in Fetzen um den Leib. Papeiha machte dem einen Häuptling, der ſich auf unſerem Schiffe befand, heftige Vorwürfe über ſeine Treuloſigkeit, daß er ſie erſt aufgefordert, ans Land zu gehen, und ſie dann ſo habe behandeln laſſen. Papeiha ſagte ihm ferner, er ſelbſt und ſeine Landsleute hätten früher von dem wahren Gotte und von der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum nichts gewußt; es ſeyen Chriſten aus England gekommen, ſie davon zu unterrichten, und jetzt möchten ſie die Kenntniß dieſer glücklich machenden Wahrheit auch ihren anderen Brüdern mittheilen; darum ſeyen ſie gekommen. Der Häuptling weinte und betheuerte, wie leid es ihm thue; aber auf ſeiner Inſel ſeyen „alle Häupter gleich hoch"; ſein Anſehen reiche nicht hin, ihnen Schutz zu gewähren, und obwohl er ſehr wünſche, ſie möchten bleiben, ſo müſſe er ihnen doch rathen, nicht wieder ans Land zu gehen. Allerdings hatte dieſer Häuptling ſein Möglichſtes gethan, die Ankömmlinge vor Mißhandlungen zu ſchützen, auch eine der Frauen aus äußerſter Lebensgefahr gerettet, während ihr Mann unter den Händen der Wilden am Boden lag und ihr nicht helfen konnte. Unſer wackerer Prediger Papeiha hätte auch beinahe ein ſchlimmes Ende genommen; ſie hatten ihm eine Tiputa*) über den Kopf geworfen und fingen an, die Enden umzudrehen, um ihn zu erdroſſeln; er hatte aber noch ſo viel Geiſtesgegenwart, die Hand und den Arm durch die Halsöffnung zu ſtecken, ſo daß ſeine Kehle frei blieb."

Die Miſſionaire waren durch dieſen erſten Empfang entmuthigt und verließen die Küſte, ohne darum ihren Plan aufzugeben. Einige Zeit hernach wurden zwei eingeborene Prediger, wohlweislich ohne Weiber, nach Mangaia geſendet, und ihre Beredſamkeit wirkte ſo glücklich, daß man nach vier Jahren ſchon fünfhundert Chriſten auf der Inſel zählte. Andere eingeborene Prediger wurden ihnen nachgeſendet, und endlich verfügten ſich die Miſſionaire ſelbſt an Ort und Stelle, durchzogen die Inſel, führten Geſpräche mit den Häuptlingen, die noch bei dem Götzendienſt verharrten, und brachten nach und nach Alle dahin, dem chriſtlichen Gottesdienſt in einer neuerbauten Kapelle beizuwohnen. Im Jahre 1831 hatte ſich die Zahl der Bekenner verdreifacht, und jetzt iſt vielleicht kein Götzendiener mehr auf der Inſel zu finden.

Die Geſchichte der Miſſion auf Rarotonga iſt von noch größerem Intereſſe. Zwei Eingeborene von Rarotonga waren früher einmal in ihrem Kanoe nach den Freundſchafts-Inſeln verſchlagen und dort zum Chriſtenthume bekehrt worden; dieſe Beiden führte Williams mit ſich und rechnete in hohem Grade auf ihre Mitwirkung. Der Anfang indeß war hier eben ſo ungünſtig, wie auf Mangaia. Man ſendete, wie gewöhnlich, die beiden eingeborenen Prediger ſammt ihren Weibern voraus ans Land, und König Makea, der einen Theil der Inſel beherrſchte, nahm ſie ſehr günſtig auf. „Aber wie groß war unſer Erſtaunen und unſere Betrübniß, als am anderen Morgen die Prediger mit ihren Frauen wieder an Bord kamen und von der ſchrecklichen Behandlung erzählten, die ihnen die Nacht über widerfahren war. Die Weiber namentlich konnten gar nicht genug klagen, und ihr ganzes Ausſehen, ihre zerfetzten und beſchmutzten Kleider gaben deſſen hinlänglich Zeugniß. Nämlich am Abend zuvor war ein anderer mächtiger Häuptling, der ſeit kurzem den größten Theil der Inſel erobert hatte, mit vielen Begleitern eingetroffen und wollte durchaus eine von den Predigerfrauen als ſein Weib mit nach Hauſe nehmen. Neunzehn Weiber hatte er ſchon, dieſe ſollte die zwanzigſte und die Fürſtin ſeines Serails werden. Sie verdankte ihre Rettung nächſt Gott einer Muhme des Königs Makea, die Tapaieia hieß und bei ihren Landsleuten ſehr viel galt. Dieſes unerſchrockene Weib bot Vorſtellungen, Bitten, Thränen und, da Alles nichts half, endlich Gewalt auf, um ihre Freundinnen zu retten. Die Häuptlinge wünſchten übrigens ſämmtlich und baten ſehr darum, daß die beiden Prediger bei ihnen bleiben ſollten: „Es wird recht gut ſeyn", ſagten ſie, „daß die Männer bei uns ſind, uns Gottes Wort zu lehren, und die Weiber kann der König behalten."

Schon war man im Begriff, auch hier die Miſſion aufzugeben, als Papeiha, ein von der Inſel Rajatea gebürtiger Konvertit, ſich erbot, auf Rarotonga zu bleiben, wofern Williams ihm einen Anderen zum Beiſtand ſchicken wolle. Zu Geſellſchaftern behielt er überdies die beiden vorher erwähnten Rarotonganer, die ſich ſehr freuten, wieder unter ihren Landsleuten wohnen zu können, wenn dieſe auch Götzendiener waren. Papeiha ſah wohl voraus, mit welchen Hinderniſſen er zu kämpfen haben würde, aber er war voll Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten. Mit einem für viele Miſſionaire freilich unnachahmlichen Muth ging er ans Land, ſein neues Teſtament und ein paar Elementarbücher in den Händen. „Man führte ihn in das Haus des alten Makea; ſo hieß nämlich der Vater des gegenwärtigen Königs, der mit dem Sohne gleichen Namen führte. Eine Menge Volkes zog hinter ihnen her mit wildem Geſchrei. Der Eine ſagte, ich will ſeinen Hut haben, der Andere, ſeine Jacke, der Dritte, ſein Hemd; aber ſie führten ihre Drohung nicht aus, denn der alte Häuptling erhob ſich und rief: „Sprich zu uns, Du fremder Mann, damit wir erfahren, was Du hier verrichten willſt." Papeiha erwiederte, er ſey gekommen,

*) Nach John B. Williams. Vgl. Nr. 60 des „Magazins".

*) Ein Kleidungsſtück, ungefähr wie der Spaniſche Poncho beſchaffen: ein bloßes Stück Zeug, etwa 3½ Ellen lang und eine Elle breit, das über Bruſt und Rücken herunterhängt, während der Kopf oben durch eine Oeffnung geſteckt wird.

Digitized by Google

ſie zu unterrichten in der Lehre von dem wahren Gott und von dem Wege zur ewigen Seligkeit durch Jeſum Chriſtum, Gottes Sohn; damit auch ſie thun ſollten, wie die Bewohner von Tahiti und vielen anderen Inſeln, und ihre Götzenbilder verbrennen, die ſie ſich von Holz, von Stein und Vogelfedern gemacht, und denen ſie den Namen von Göttern gegeben. Kaum war das Wort geſprochen, ſo brach die ganze Menge in einen Ruf des Schreckens und des Abſcheus aus: „Was? unſere Götter ſollen wir verbrennen? Was ſollen wir dann für Götter haben? Was ſollen wir machen, wenn wir keine Götter haben?“ — Papeiha verlor indeß den Muth nicht. Einige Eingeborne ließen ſich bewegen, dem täglichen Gebete in ſeiner Familie beizuwohnen; an den Sonntagen fanden ſich wohl zwanzig Zuhörer ein, und allmälig wuchs die kleine Gemeinde an Zahl. Es koſtete oft einen harten Kampf, bevor der Glaube an die neue Lehre das Heidenthum überwand. Der Konvertit war wohl überzeugt, daß ſeine Götter ſchlechte Götter wären, aber er wagte doch nicht, ſie zu verbrennen, „ſonſt würden ſie ihn in der Nacht erdroſſeln.“ Es hielt ungemein ſchwer, ſie darauf zu bringen, daß ihre Götzen bloße todte Holzblöcke wären, ohne Verſtand und ohne Macht; waren ſie aber davon erſt überzeugt, ſo ging die weitere Bekehrung ſchnell von Statten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon’s Kommentare zu den Kriegen Cäſar’s.

(Schluß.)

Folgende auf Cäſar Bezug habende Schilderung giebt zugleich ein intereſſantes Bild von der Laufbahn Napoleon’s ſeit der Epoche des Konſulats.

„Cäſar“, ſagte Napoleon, „kam im Oktober 45 vor Chr. von Spanien nach Rom zurück, und im März des Jahres 44 wurde er ermordet. Er war alſo ein halbes Jahr Herr der Welt. Der Senat legte ihm den Namen Imperator bei, ernannte ihn zum Diktator auf Lebenszeit, und er trug ſeitdem immer eine Lorbeer-Krone und die Toga des Triumphators an feierlichen Tagen. Er kreirte eine große Zahl Senatoren und Patrizier, er reformirte den Kalender, ließ den Anfang zur Anfertigung von Geſetzbüchern machen, ließ eine General-Karte des ganzen Reichs und ſtatiſtiſche Nachrichten der einzelnen Provinzen verbereiten, entwarf Pläne zur Verſchönerung Roms durch mehrere großartige Bauten; er beauftragte Varro mit der Anlegung einer großen Bibliothek, gab Pläne an zur Austrocknung der Pontiniſchen Sümpfe, zur Grabung eines neuen Bettes für den Tiber von Rom bis zum Meere, zur Erbauung eines Hafens für die größten Schiffe in Oſtia; er ſandte Kolonieen nach Karthago und Korinth und ſprach von der Durchſtechung der Landzunge von Suez. Er begnadigte die Pompejaner und berief die vornehmſten Patrizier zu hohen Aemtern. Hiebei folgte er ſeinem angeborenen Edelmuthe, der in ſolchen Dingen mit der geſunden Politik in vollkommenem Einklange war. Er hatte durch die Volks-Partei über Pompejus und die Patrizier geſiegt. Nach der Schlacht von Pharſalus erhoben die Volks-Partei und die alten Soldaten Anſprüche, die Cäſar erſchreckten, und daher neigte er ſich zu den vornehmen Familien, die ihm gegen jene lauten Forderer beiſtanden. Eine Ariſtokratie beſteht bei den Völkern immer. Iſt ſie nicht mehr beim geborenen Adel, ſo tritt ſie bei der reichen Mittelklaſſe hervor, und hat man ſie auch hier vernichtet, ſo flüchtet ſie zur arbeitenden Klaſſe und zum Pöbel. Der Fürſt gewinnt alſo, wenn er die Ariſtokratie wieder auf ihren natürlichen Standpunkt zurückführt, indem er alte Familien nach den neuen Grundſätzen wiederherſtellt. Beſonders dem weltbeherrſchenden Rom war es nöthig, ſein Uebergewicht durch den Zauber zu zeigen, welcher mit den Namen Scipio, Metellus, Claudius und Fabius verbunden war.“ — Napoleon zieht darauf die Parallele und den indirekten Verſuch, ſeine Politik zu vertheidigen, durch folgende Worte weiter: „Während der große Mann ſich bereitete, ſeine weitausſehenden Pläne auszuführen, ſchürzten diejenigen Ariſtokraten, denen er das Leben rettete, den Anſchlag gegen das ſeinige. Brutus war ein ſtrenger Stoiker, daher erlaubte er ſich keine Nachſicht gegen Cäſar, obgleich dieſer ihn ſehr liebte und ihm zweimal das Leben gerettet hatte. In den Griechiſchen Schulen wurde er mit der Anſicht vertraut, daß es kein Verbrechen, ſondern eine Pflicht ſey, jeden Mann zu ermorden, der über den Geſetzen ſtehe. Ein ſolcher Mann war Cäſar; er beherrſchte die Römiſche Welt ohne Beſchränkung durch einen Senat, denn ſein Senat war nur ſ e i n Senat, ein Schein-Senat. Es konnte auch nicht anders ſeyn, nachdem Sulla und Marius durch ihre Proſcriptionen die Verfaſſung über den Haufen geworfen, nachdem Pompejus die Geſetze verletzt, nachdem fünfjähriger Bürgerkrieg die Ordnung der Dinge verändert hatte; Italien war voll von Veteranen, die ihrem General anhingen, die Republik aber nicht kannten; von jenem erwarteten ſie Alles, von dieſer gar nichts. Wie konnten bei ſolchem Stande der Dinge die berathſchlagenden Verſammlungen herrſchen? Nur die Perſon Cäſar’s konnte eine Bürgſchaft für die Fortdauer der Römiſchen Weltherrſchaft und der Ruhe aller Bürger-Klaſſen ſeyn; ſeine Autorität war demnach legitim.“

Dieſe Worte ſprechen für ſich ſelbſt; es iſt eine ſchöne Dialektik, den Schritt zu rechtfertigen, durch den ein glücklicher Soldat das bethörte Volk zum Narren, die Ariſtokratie als ein Werkzeug gebraucht, um ſich ſelbſt auf einen hohen Thron zu ſchwingen und von da aus die Völker mit dem fluchwürdigſten Despotismus, mit Despotismus des Schwertes, zu beherrſchen. Unglücklich iſt das Land, welches durch ſchreckliche Konvulſionen ſo zerriſſen iſt, in welchem alle Stände ſo in ihren Rechten und Pflichten geſtört ſind, daß man am Ende froh ſeyn muß, ſich einer demüthigenden Lüge hingeben zu dürfen; glücklich iſt die Welt, daß die Männer ſelten ſind, welche durch Thaten und Täuſchungen ſich zu der Behauptung berechtigt glauben, daß der verwirrte Zuſtand ihres Vaterlandes ſie zur Uſurpation verpflichte.

Ehe wir Abſchied von dieſem Buche nehmen, müſſen wir noch einen Auszug von Napoleon’s Kritik über das zweite Buch der Aeneide geben; man wird daraus erkennen, daß N. nicht bloß ein großer General und Herrſcher war, ſondern daß er auch alle Fähigkeit beſaß, der Mitarbeiter einer literariſchen Zeitſchrift zu ſeyn.

„Das zweite Buch der Aeneide“, ſagt er, „gilt für den ſchönſten Theil des ganzen Epos; von Seiten des Stils geben wir’s zu, nicht aber von Seiten des Inhalts. Das hölzerne Pferd mag eine Volks-Mythe geweſen ſeyn, aber ſie iſt lächerlich und eines epiſchen Gedichtes ganz unwürdig. In der Iliade finden wir dergleichen nicht, dort iſt Alles dem Gange des Krieges angemeſſen. Iſt’s möglich, daß die Trojaner ſolche Thoren waren, nicht ein einziges Fiſcherboot nach der Inſel Tenedos zu ſchicken, um zu erfahren, ob die tauſend Schiffe der Griechen dort liegen oder ſich wirklich entfernt haben? Ja, man konnte Tenedos von Ilium’s Thürmen aus überſchauen. Kann man ferner glauben, daß Ulyſſes und die Blüthe der Griechen ſo dumm ſeyn werden, ſich in ein hölzernes Pferd einzuſchließen, d. h. ſich an Händen und Füßen gebunden ihren unverſöhnlichſten Feinden auszuliefern? Angenommen, es waren nur hundert Krieger darin, ſo müßte das Gewicht des Pferdes ungeheuer geweſen ſeyn, und man hätte es nicht an einem Tage von der Seeküſte zur Stadt bringen können, da man noch dazu zwei Flüſſe zu überſchreiten hatte. Die ganze Epiſode des Sinon iſt unwahrſcheinlich und abgeſchmackt; die poetiſchen Schönheiten und die Wohlredenheit des Sinon mildern die Abgeſchmacktheit nicht. Und doch muß das Pferd noch denſelben Tag nach Troja gebracht worden ſeyn, denn länger wäre es dem Griechenheer noch unmöglicher geweſen, ſich in der Nähe verborgen zu halten. Die ſchöne Scene des Laokoon empfiehlt ſich ſelbſt, aber die Thorheit der Trojaner wird durch ſie nicht entſchuldigt; ſie hätten das Pferd einige Tage auf ſeinem Platze ſtehen laſſen müſſen, bis ſie ſich von dem Abzuge des Feindes überzeugt hätten. Die im Pferde eingeſperrten Krieger blieben darin, bis die Flotte, welche Tenedos nur bei finſterer Nacht verlaſſen konnte, die Truppen wieder ans Land geſetzt hatte; dies kann erſt des Morgens ein Uhr geſchehen ſeyn, um dieſe Zeit erſt ſchliefen alle Schildwachen, und Sinon konnte die Thüren des Pferdes öffnen. Dieſemnach muß die ganze Zerſtörung Troja’s welche das zweite Buch der Aeneide ausfüllt, zwiſchen ein Uhr und Sonnenaufgang bewerkſtelligt worden ſeyn. Wie abgeſchmackt! Troja nehmen, zerſtören und verbrennen brauchte man nicht weniger als vierzehn Tage! Troja hatte eine Armee, die nicht davonlief und ſich demnach wohl auch in den Paläſten der Stadt vertheidigte. Aeneas wohnte beim Vater, eine halbe Stunde von der Stadt, und wurde erſt durch den Geiſt Hektor’s von der Einnahme und dem Brande der Stadt in Kenntniß geſetzt. Wäre das Haus des Anchiſes zwei Stunden weit geweſen, ſo müßte der Lärm der Kämpfer und die Hitze des Brandes der erſten Häuſer ſchon Menſchen und Thiere aufgeweckt haben. Hätte Homer die Einnahme Troja’s behandelt, er würde ſie nicht wie die Eroberung eines Forts beſungen haben; er würde wenigſtens acht Tage und acht Nächte dabei verweilen. Beim Leſen der Iliade wird man ſtets fühlen, daß Homer mit dem Kriegsdienſte vertraut war und nicht, wie ſeine Ausleger ſagen, ſein Leben in den Schulen zu Chios zubrachte; beim Virgil erkennt man aber gleich das Werk eines Schulmannes, der das praktiſche Leben nicht kennt. Man hat Mühe, zu begreifen, was Virgil dazu bewog, die Wegnahme, Verbrennung und Plünderung Troja’s in ein paar Stunden beginnen und beendigen zu laſſen. Ja, er läßt in dieſer kurzen Zeit die gemachte Beute in Vorraths-häuſern zuſammentragen. Das Haus des Anchiſes muß ſehr nahe geweſen ſeyn, da während der wenigen Stunden Aeneas immer in der Stadt mitkämpft und doch mehrmals nach Hauſe läuft. Scipio brauchte ſiebzehn Tage, das von ſeinen Einwohnern verlaſſene Karthago zu verbrennen. Moskau, das größtentheils aus hölzernen Häuſern beſtand, brannte eilf Tage. Troja war gewiß eine große Stadt, denn die Griechen hatten 100,000 Mann und verſuchten nicht, es einzuſchließen. Und doch findet Aeneas bei ſeiner Rückkehr nach Ilium in derſelben Nacht:

> Custodes lecti Phoenix et dirus Ulysses
> Praedam asservabant: huc undique Troïa gaza
> Incensis erepta adytis, mensaeque deorum
> Crateresque auro solidi, captivaque vestis
> Congeritur.

Alſo in drei Stunden kommt Aeneas nach Troja, ficht alle Gefechte mit, vertheidigt die Burg des Priamus, geht wieder zurück, Kreuſa zu ſuchen, kommt wieder und findet die ganze Stadt vom Feinde beſetzt und verbrannt und die Magazine mit der Beute ſchon verſchloſſen. So darf kein Epiker verfahren, und ſo verfährt auch Homer nicht in der Iliade; das Tagebuch des Agamemnon hätte nicht genauer ſeyn können in Zeit und Raum, wie dieſes Meiſterwerk iſt.“

Die Feſte in Fontainebleau.

(Schluß.)

Um in die Stadt Fontainebleau zu kommen, mußte man durch das Zeltlager, das von zwei ſchönen Infanterie- und Artillerie-Regimentern bewohnt iſt. Rechts vom Wege ruhen die Kanonen zwiſchen zwei Raſen-Guirlanden, welche die eiſernen Ketten vertreten; vor dem Lager haben die Artilleriſten eine Redoute von Erde errichtet, nach der Schnur, nach dem Zirkel, nach allen Regeln der Kunſt, und man kann ſich denken, ob dieſer Schmuck der Artilleriſten den Neid ihrer Nachbarn, der Karabiniers, erregte. Wer von einem Lager ſpricht, ſpricht auch von Gärten, von Triumphbogen, von ſchönen ſandbeſtreuten Gaſſen, von unſchuldigen Redouten, von einem Waffengerüſt. Wie ſollen aber

die Karabiniers mit den Artilleriſten wetteifern können! Es ſind gar geſchickte, ſinnreiche Leute, die Karabiniers vom ſechſten Regiment; zwar wiſſen ſie nichts von der Kunſt ihrer Nachbarn, Forts zu errichten, Graben zu höhlen, dem Raſen tauſend verſchiedene Formen zu geben; dagegen haben ſie den Geiſt und die Phantaſie für ſich, ſie beſitzen die feinen Deviſen und die Kunſt, einen Ladeſtock, einen alten Czako, ein verroſtetes Bajonnet, einen Degengriff hübſch anzubringen. Alles iſt ihnen gut, um ihre Trophäe zu errichten, Trommeln, Trompeten, Feldmützen; das Ganze iſt mit Moos bedeckt, auf dem Moos ſind elegante Deviſen mit Blumen gezeichnet, und ganz oben flattern vorn und hinten tauſend dreifarbige Fähnchen; laßt ſie nur machen, die Phantaſie nimmt es mit der Wiſſenſchaft auf und der Witz mit dem Genie, der Karabinier braucht den Artilleriſten nicht zu beneiden. Es war Mittag vorüber, und das ganze Lager der Karabiniers war noch mit der Verſchönerung ihres Werkes beſchäftigt. Unter dieſer Menge von jungen Offizieren im Morgen-Negligée, den Czako auf dem Kopf, die Füße in Sammet-Pantoffeln, die eine geliebte Hand geſtickt, bald wie Soldaten ausſehend in militairiſcher Entbehrung, in alten Kleidern, bald wie Stutzer in ſtädtiſchem Luxus und feiner Wäſche, bemerkte ich auch einen meiner Bekannten, der mich auf der Stelle ſieht und ruft, an mein Pferd ſpringt, mich herabnöthigt, mich umarmt, ſeinen Kameraden vorſtellt und mich in ſein Zelt ſchleppt, um mit ihnen zu frühſtücken, natürlich nicht, ohne mich vorher gefragt zu haben, ob ich mit ihrem Waffengerüſt zufrieden ſey.

Das Zelt des Unter-Lieutenants, meines Freundes, iſt höchſt maleriſch gelegen zwiſchen der Orleans- und der großen Mecklenburger-Straße. Ein doppeltes Bett nimmt den Raum des Zeltes ein; ein Tiſch, ein paar Feldſtühle, eine Flaſche, die bald als Flaſche, bald als Leuchter dienen mußte, Waſſer und Wein, Feuer und Rauch, ein Brett, auf welchem zwei Degen liegen, eine Bürſte, ein Raſirmeſſer ohne Griff, Engliſche Wichſe, eine Flaſche Eau-de-Cologne, ein Schachſpiel, die Pelotonſchule und einige zerſtreute Bände von Molière, das iſt das Mobiliar des Zeltes. In wenigen Minuten füllte ſich das Zelt mit einer Menge junger Leute voll Witz und Laune, und das Frühſtück begann. Man ſprach von Allem, von Verſen und Proſa, von Krieg und Frieden, von Kleidern und Epauletten, ohne die Liebesabenteuer zu vergeſſen, und das Theater und die ſchönen Schauſpielerinnen und die Abendfeſte und Fräulein Mars, deren Schleier man im Winde flattern geſehen. Da gab es nichts als Luſt und Lachen — ein Oberſt, ja ſelbſt ein Marſchall von Frankreich mußte es beneiden. Dieſen Tag beſonders war das ganze Corps der jungen Offiziere mit einem kriegeriſchen Madrigal beſchäftigt, das Einer von ihnen zu Ehren der Prinzeſſin Helene gemacht hatte. Es war eine witzige, geiſtreiche Idee in dieſem Madrigal. Es handelte ſich um eine Parallele zwiſchen der ſchönen Helene von Troja, die ſo viel Zwietracht geſtiftet, und der jungen Herzogin. Die Verſe waren gut gedacht und in hübſchen Worten, Herr Delavigne ſelbſt hätte keinen Anſtand genommen, ſie zu unterzeichnen. Nur hatten die Betheiligten bei dieſer Poeſie, gerade als ich kam, eine Art Hiatus darin entdeckt, der ihr Ohr beleidigte und den man durchaus tilgen mußte. Der unglückliche Vers ward ſkandirt und gedreht und gemißhandelt nach allen Seiten. Der verſtändige Verfaſſer gab ſeinen Vers ganz auf, hielt aber den Gedanken feſt, ſeine Freunde thaten dies noch mehr, der diaboliſche Vers aber war nicht zu ändern; man zerbrach ſich den Kopf, der Hiatus kam immer wieder. — Es war aber gar kein Hiatus, es war nur ein leichter Fehler, der mit Ruhe und Beſonnenheit ganz leicht zu tilgen war. „Halt, Sie gehören ja zum Handwerk", fing der Capitain an, „ſagen Sie uns doch, wie würden Sie dieſe Verſe machen?" — „Sicherlich werde ich es nicht ſo gut machen, wie Sie Capitain, doch ſehen Sie einmal, geht der Vers ſo?" — In der That hatte ich den Hiatus zerſtört, der gar kein Hiatus war. Man kann ſich denken, was für Dankſagungen und herzliche Händedrücke folgten. Auf der Stelle wird das Quatrain in die Stadt geſchickt und kömmt auf einer hübſchen weißen Leinwand gedruckt zurück. So lebt ſich's im Lager!

Des Abends war Theater im Schloſſe. Die Verſammlung im Schauſpielſaale war natürlich glänzend. Um acht Uhr trat der König in ſeine Loge, die Herzogin im Arm. Da erſt konnte man die junge Frau recht ſehen. Sie war den erſten Tag die große Treppe ſo ſchnell hinaufgeſtiegen, ſie war den zweiten Tag ſo viel umringt, und der Wald hatte ſie ſo ſchnell vorüberfliegen ſehen, daß man kaum etwas zu erzählen wußte von der Schönheit ihrer Taille, von ihrer ſtolzen, edlen Haltung, von der Farbe ihrer langen Haare, von dem Geiſt ihres Blicks und der Grazie ihres Lächelns. Als ſie aber in der Königlichen Loge erſchien, an dem Ehrenplatz neben der Königin, zwiſchen den beiden Königen, begleitet von den alten Marſchällen Frankreichs, da erhob ſich das ganze Parterre der Generale und Capitaine, und die Logen mit ihren Damen, und die doppelten Gallerieen mit den jungen Unteroffizieren, um ſie mit Enthuſiasmus zu empfangen, ſie zu betrachten und ſich zu überzeugen, ob ſie denn wirklich ſo ſchön wäre. Die junge Frau hat der allgemeinen Erwartung entſprochen. Sie hat die Verſammlung begrüßt, und Jeder hat die große und ſchöne Geſtalt ſehen können mit der Taille einer Königin, der Anmuth eines Kindes und jenen halbblonden Haaren, die ſich ſchon der Brünettenfarbe nähern; ihr Auge iſt blau, aber voll Geiſt und Feuer; ihr Kopf iſt klein, wie ihre Hand; nicht die Reiſe und die Sonne, nicht die Ermüdung und ſo viel verſchiedene Gemüthsbewegungen haben die ruhige Weiße ihres Teints verändern können. Mitten in dieſer ungewohnten Größe, an dieſem Hof, der kein Hof iſt unter dieſen bedeutenden Umgebungen, fühlt ſich die junge Fürſtin recht wohl, ſo viel Faſſung weiß ſie zu bewahren in ihrer Hingebung, ſo viel Beſcheidenheit bei den Ehrenbezeugungen, mit denen man ſie überhäuft. Ihre Stimme iſt wohlklingend und voll von jener ſanften Deutſchen Naivetät; ſie grüßt, ſie hört, ſie betrachtet Alles, ſie verſteht alle Dinge; man fühlt es, ſchon wenn man ſie anſieht, wie gerührt, wie glücklich ſie iſt; man freut ſich über ihre Jugend, über ihre Schönheit, ihren Geiſt, ihre ſanfte Stimme und ihr ſchönes Franzöſiſch; man freut ſich über Alles, ſelbſt über ihre eigene Freude.

Mlle. Mars ſpielte in den „Fausses Confidences" und in der „Gageure imprévue." Das Parterre hörte ſtill all dieſen Witz von Marivaux, und da dies Parterre zum großen Theil aus Offizieren der National-Garde, aus Wählern und Eigenthümern beſtand und in dieſer dreifachen Eigenſchaft die Hauptmaſſe des Repräſentativ-Staats bildete, ſo kam es mir vor, als ob dies Parterre jene Intrigue aus dem vorigen Jahrhundert nicht recht goutiren wolle; dieſer Bediente Dubois, der die ganze Komödie leitet, ſchien dem Parterre ein ſchlechter Schurke; die Madame Argante hielt es für eine übermüthige Baronin, die von der conſtitutionnellen Charte nichts wußte, beſonders aber verſtand es den Dorante nicht, jenen jungen Mann von hübſchem Ausſehen und guter Familie, der Advokat werden konnte und ſich dazu verſtand, Araminthens Intendant zu ſeyn und ſeiner Magd Marton den Hof zu machen. Die alten plebejiſchen Vorurtheile dieſes Bürger-Parterres fühlten ſich etwas empört; in dieſem feinen Gemälde der Sitten des vorigen Jahrhunderts, in dieſer graziöſen Eleganz ſah es nur die Verachtung für den Tiers-Etat. Zum Glück ändert ſich die Scene nach den erſten Demüthigungen Dorante's und den erſten Ausgelaſſenheiten der Madame Argante; Letztere wird von Dubois getäuſcht und verſpottet; Dorante heirathet Araminthe, ſeine ſchöne Geliebte; der Graf, Araminthens Liebhaber, wird vom Neffen des Prokurators geſchlagen. Für den Tiers-Etat iſt die Genugthuung vollſtändig, und da Marivaux noch von Mlle. Mars unterſtützt ward, ſo würde dieſes anfangs ſo kalte Parterre mit den Händen geklatſcht haben, wenn es ihm der Reſpekt erlaubt hätte.

Von Zeit zu Zeit wandten die mit dem Schauſpiel vertrauteren Zuſchauer den Kopf nach der Prinzeſſin aus Deutſchland, welche ſo aufmerkſam auf Marivaux's Sprache horchte, auf jene eigenthümliche Sprache, die nur einen Tag in einigen Pariſer Salons geſprochen wurde von einigen jungen Männern und Damen, die zu 25 Jahren geſtorben ſind, am Ende eines Jahrhunderts und einer Geſellſchaft, die der Blitz getroffen. Faſt iſt es wunderbar, daß die Sprache Marivaux's ſo viele Stürme überſtand, und daß ſie von einer Fremden verſtanden wird, die nicht einmal Paris berührt, die nur noch Deputirte, Pairs, Generale und Soldaten geſehen und erſt ſeit drei Tagen in Frankreich verweilt.

In den Zwiſchen-Akten rief man: Vive le Roi! Man nahm Sorbet und Eis, das in reicher Menge umherging; man hörte die kriegeriſch kräftige Harmonie der Klarinetten und Trompeten; man begaffte den Diplomaten-Neſtor Talleyrand in ſeiner unerſchütterlichen Figur, mit dem durchbohrenden Blick; ach, was hätte dieſer Greis für ſchöne Geſchichten erzählen können von demſelben Schauſpiel-Saal, wo er ſo viel Größe in ſo verſchiedenem Aufzuge geſehen! Doch er ſaß unbeweglich und faſt unzugänglich für Alles, was um ihn vorging. Gewiß, er hätte den ganzen Marivaux und das ganze Nationalgarden-Parterre hingegeben für eine gute Whiſt-Partie. Er hat mit ungewöhnlicher Kraft die Strapazen dieſer Feſte bis ans Ende ausgehalten. Als der König denſelben Abend vor ihm vorbeiging, erhob ſich Herr von Talleyrand, um ihn zu grüßen. — „Mein Fürſt, bleiben Sie ſitzen!" rief der König. — „Sire", antwortete Jener, „Talleyrand müßte geſtorben ſeyn, wenn er nicht mehr vor Ihnen aufſtände."

Die jungen Herren und Damen bewunderten noch in einem Winkel des Orcheſters Juſſuf und den Kommandanten Allouard. Juſſuf iſt ein wahrer Araber von reinem Blut; er hat den kleinen Wuchs, den hohen, ſtolzen Kopf, die eiſernen Glieder, die Beweglichkeit, die Grazie, die Kraft, den brennenden Blick und das dichte, ſchwarze Haar der Renner ſeines Vaterlandes. Noch nie ſah ich ſo viel Geiſt und wilden Trotz zugleich in dem Antlitz eines jungen Mannes; ſein ſtolzer Hals iſt nackt, ſein Haupt ſchmückt ein Kaſchmir-Turban, ſein langer Bart iſt hübſch gekämmt; er trägt ein orientaliſches Kleid von grünem Tuch, mit goldenen Treſſen beſetzt, und über die Schultern einen ſchwarzen Mantel; an ſeinem Gürtel hängt der furchtbare Yatagan; wenn er lächelt, zeigt er durch ſeinen Knebelbart die ſchönſten Zähne von der Welt, ſo weiß, ſo hart, wie die Zähne eines jungen Hundes von Newfoundland. Franzöſiſch ſpricht er wie ein Schüler Voltaire's, d. h. mit tauſend ironiſchen Formeln, die er, wer weiß wo, zuſammengefunden hat; ſein Blick, ſein Accent iſt voll Spott; auf der Bruſt trägt er das Offizier-Kreuz der Ehrenlegion. Er ſah ziemlich verwundert auf, als er die Fausses Confidences und die Gageure imprévue hörte; er ſchien ſagen zu wollen, gleich jener Spanierin bei einer Komödie von Lachauſſée: „Sie lieben ſich, ſie ſind allein, Niemand ſieht ſie; was für Zeit verlieren dieſe Menſchen!"

Sein Gefährte, ebenfalls mit langem Bart, von etwas höherem Wuchs, iſt der ſchöne junge Mann, Herr Allouard, der vor zwei Jahren der Stolz der Wettrennen von Chantilly und von dem Marsfelde war. Er wird nicht viel Mühe gehabt haben, ein Araber zu werden, denn er beſaß ſchon ihre Kraft und Gewandtheit, ihren Geiſt und ihre Beweglichkeit; er ſchreitet ernſt und geſetzt wie ein Paſcha einher; dieſer junge Menſch hat ſo ganz die Arabiſche Gravität angenommen, daß, wenn man ſie Beide zuſammen gehen ſieht, Juſſuf und Herrn Allouard, den Einen ſo lebendig, ſo unruhig, voller Witz und Spaß, den Anderen ſo ruhig, ſo ernſt und zurückhaltend, man von Juſſuf ſagen könnte: das iſt ein als Araber verkleideter Franzoſe, und von Allouard: das iſt ein Araber, der mit einem Bischen mehr Lebhaftigkeit ein hübſcher Franzöſiſcher Capitain geworden wäre.

Den anderen Tag nahm ich Abſchied von der Stadt, dem Schloſſe, dem Lager, dem Walde und trug die unvertilgliche Erinnerung an jene drei ſchönen Juni-Tage mit, welche für Ludwig Philipp's Dynaſtie faſt eben ſo wichtig ſind, als die drei Juli-Tage.

Jules Janin.

Digitized by Google

Die Porzellan-Manufaktur von Sèvres.

Ich geſtehe, daß ich dieſe berühmte Manufaktur noch nie geſehen hatte. In der That, wie könnte man ſich entſchließen, eine Merkwürdigkeit zu ſehen, die nur ein paar Schritte von Paris entfernt und dabei ſo leicht zugänglich iſt? Der Pariſer kennt wirklich keinen Ort ſchlechter, als ſeine Vaterſtadt. Ich ſelbſt muß bekennen, daß ich in Venedig, Rom, Florenz und Neapel — lauter Städte, die mein Fuß nie betrat — viel beſſer bewandert bin.

Erſt vor kurzem habe ich Sèvres entdeckt — es liegt zwiſchen Saint-Cloud und Verſailles — und mein Erſtaunen war gränzenlos! Bis dahin hatte dieſer Ort meiner Phantaſie nur unter der Benennung „Altes Sèvres- und Japaniſches Porzellan“ vorgeſchwebt, und ich glaubte daher, Sèvres ſey ungefähr in der Gegend von China oder Japan zu ſuchen, und man mache dort nichts als Taſſen, Pagoden u. dgl. m. Ich malte mir eine ſeltſame phantaſtiſche Gegend mit vergoldetem Grottenwerk, mit dicken blauen Roſen in dickbäuchigen Vaſen, mit rothen Bäumen, grünen Affen und Thürmen aus dem feinſten Porzellan aus; dazu geſellte ich noch apfelgrüne Löwen, Fiſcher in tafftnen Kleidern und wohlbeleibte Mandarinen, die unter lackirtem Laubdache Thee ſchlürſten oder Schwalben-Neſter verzehrten.

Endlich — und zwar, wie bemerkt, erſt vor wenigen Tagen — beſtimmte mich der Wunſch, eine ſchöne Glas-Malerei des Herrn Ziegler mir anzuſehen, zu einer Expedition nach jenem glückſeligen Lande. Ich machte vorerſt mein Teſtament und ging dann muthig an Bord eines Kabriolets.

Nachdem ich, wie Odyſſeus, „vieler Menſchen Städte geſehen und Sitten erfahren“, ſtockte mit einemmale das Räderwerk meines Fahrzeuges, und mein Palinurus bedeutete mir, daß wir bereits in Sèvres angekommen ſeyen. Ich erhob die Augen zum Himmel und bemerkte zu meiner Ueberraſchung, daß er nicht meergrün mit roſenfarbenen Wolken war, wie ich mir ihn vorgeſtellt hatte. Ein großes, grau angeſtrichenes Gebäude, in ſehr einfachem Stil, präſentirte ſich am Ende einer einfachen Allee und am Abhang eines bewaldeten Hügels — dies Gebäude war die Manufaktur ſelbſt.

Es gehörte immer zu meinen Seltſamkeiten, daß ich meine Ideen von Städten nach ihrem berühmteſten Natur- oder Kunſt-Produkt zuſtutzte. Als ich in Brüſſel ankam, wunderte ich mich, eine Stadt mit Häuſern und Straßen zu erblicken; ich hatte eine ungeheure Schüſſel mit Brüſſeler Kohl erwartet. Von Mecheln glaubte ich, es müſſe geſtickt, wunderlich ausgezackt und überhaupt ſo zugeſtutzt ſeyn, wie die Spitzen, denen es ſeinen Namen gegeben; Oſtende erſchien meinem geiſtigen Auge in der Geſtalt einer hundertarmigen Auſternfiſcherin, die mit funfzig vermittelſt ſilberner Ketten an ihre Hüften befeſtigten Meſſern Oſtender Auſtern öffnete. Trotz mancher Täuſchung dieſer Art hatte ich mir doch auch Sèvres in Form einer großen Taſſe gedacht.

Der Anblick von Sèvres hat viel Melancholiſches: geräumige und ſtille Höfe, wo das Gras aus den Fugen der Pflaſterſteine hervortreibt, wie auf einer Wieſe; Mauern, die ein grauer Schimmel mit großen Flecken eines gelblichen Mooſes überkleidet; düſtere Schieferdächer; hohe Fenſter mit kleinen Scheiben, von denen die meiſten geſchloſſen ſind; große Treppen, lange Korridore und überall eine naßkalte Atmoſphäre, wie man ſie in Kirchen und öffentlichen Gebäuden anzutreffen pflegt.

Im erſten Stockwerk befindet ſich eine Gallerie, wo alle erdenkliche Geſchirr-Waaren aufgeſtellt ſind. Zwei anſtoßende Säle enthalten die Modelle der verſchiedenen Arbeiten, welche die Manufaktur liefert.

Nichts iſt bunter als der Anblick aller dieſer Geſchirre und Fayence-Arbeiten. Man ſieht hier Suppen-Näpfe in Form eines Kohl- oder wilden Schweinskopfes — ungeheure Urnen, Waſſer-Krüge mit Hippopotamus-Bäuchen, ſo tief und geräumig, daß die vierzig Räuber des Ali Baba ſich bequem darin verſtecken könnten — dann wieder ſehr feine Vaſen in Storch-Geſtalt, mit langen und dünnen Hälſen, die ſich wie Ibiſſe ausnehmen, welche ſtill beſchaulich auf der Spitze eines Minarets ruhen. So intereſſant und ſehenswerth aber alle dieſe Gefäße und Krüge auch ſeyn mögen, giebt es in der erwähnten Gallerie doch noch etwas Anziehenderes für Kunſtliebhaber — es ſind dies die Studien und Skizzen von Desportes, dem großen Thierzeichner, auf Oelpapier gemalt: der Löwe, der Tiger, die Fledermaus, die Eule, der wilde Eber, der Jagdhund, der Dammhirſch — Alles ſtrotzt von Lebensfriſche, Alles iſt mit vollendeter Meiſterſchaft ausgeführt. Welche Schärfe und Klugheit in dem Blick der Hunde! welche geſpannte Aufmerkſamkeit in ihrer ganzen Stellung! Wie gründlich hat der Künſtler das Thier ſtudiren müſſen, um dieſen Grad von Natur-Wahrheit zu erreichen!

Die Modelle von Tafel-Geſchirr bilden eine Sammlung, die ſich auf ungefähr 1700 Stück beläuft; wir erkennen an den kleinen Figürchen derſelben das Zeitalter Ludwig's XIV. und ſeiner Nachfolger, ſo wie der Revolution und der Kaiſerzeit.

Den mittleren Raum der Säle nehmen Etruskiſche, Aegyptiſche, Indiſche, Mexikaniſche, Aſiatiſche Vaſen ein; beſonders feſſelten meine Aufmerkſamkeit: eine antike Mexikaniſche Vaſe aus rother Erde von großer Dimenſion und edelſter Einfalt, und ein Tafel-Aufſatz, der für Bonaparte gemacht war, als dieſer aus Aegypten zurückkehrte. Die Idee iſt vollkommen grotesk; man denke ſich eine Wiederherſtellung des Tempels von Karnak mit den beiden Obelisken und den Sphinxen am Eingang — nach der Aegyptiſchen Expedition kamen die Sphinxe, die Anubis und Oſiris in ganzen Schwärmen auf Franzöſiſchen Boden und verunzierten allen Hausrath. (Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— **Marmier in Dänemark.** Herr Xav. Marmier, den wir im vorigen Monate als einen alten Bekannten in Berlin begrüßten, iſt von hier mit wiſſenſchaftlichen Aufträgen der Franzöſiſchen Regierung nach Kopenhagen gereiſt, von wo er bereits drei oder vier literariſche Berichte nach Paris hat gelangen laſſen, die in dortigen Journalen abgedruckt ſind. Herr Marmier beſitzt vor Allem das Talent einer rapiden Auffaſſung, einer Auffaſſung, die allerdings mehr das Aeußerliche berührt, als in die Tiefen eindringt, die aber vollkommen genügt, wo es ſich noch um die erſte Kenntniß fremder literariſcher Zuſtände handelt, wie die Däniſchen es für die heutigen Franzoſen ſind. Nachdem Herr Marmier im vorigen Jahre die Expedition zur Aufſuchung der „Lilloiſe“ nach Island begleitet und als Frucht dieſer Reiſe ſeine „Lettres sur l'Islande“ herausgegeben hatte, glaubte er, das Feld, das er hier kennen gelernt, die Nordiſche Mythologie, die alte Edda und die Skandinaviſchen Sprachen, auch weiter anbauen und die Lernbegierde ſeiner in der neueren Zeit für die literariſchen Schätze des Auslandes immer empfänglicher gewordenen Landsleute befriedigen zu müſſen. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, damals noch Herr Guizot, kam ihm mit dem Auftrage entgegen, über die Schulen und das Unterrichtsweſen in Dänemark und Schweden Belehrungen einzuziehen und darüber zu berichten. Der Nachfolger Guizot's, Herr von Salvandy, beſtätigte ſeines gelehrten Vorgängers im Intereſſe der Wiſſenſchaft gegebenen Auftrag, und ſo kömmt es denn, daß Herr Marmier, den wir bei ſeinem früheren wiederholten Aufenthalte in Berlin als einen ſtrebenden und ſeines Zieles noch ungewiſſen Literaten kennen gelernt hatten, jetzt mit einer Art offiziellem Charakter und mit einer ähnlichen wiſſenſchaftlichen Miſſion, wie ſie Herr Couſin in Deutſchland und Holland gehabt, in Dänemark ſich befindet. Von Hamburg aus hat er das Pariſer Publikum zuerſt mit Ludwigsluſt bekannt gemacht, das ihm zufällig auf der Reiſe von Berlin nach der reichen Hanſeſtadt begegnet iſt. Ludwigsluſt war damals eben durch die in Fontainebleau eingetroffene Prinzeſſin Helene intereſſant geworden. Eine günſtigere Gelegenheit konnte alſo gar nicht kommen, um von den einſamen Buchengängen, den lieblichen Gewäſſern und dem romantiſchen Schloſſe in Ludwigsluſt, „das wie eine grüne Oaſe in dem ſandigen Mecklenburg daliegt“, zu erzählen. Herr Marmier liebt es, die Dinge in einem etwas poetiſchen Gewande anzuſehen; daher ließt er auch eben eine Däniſche Idylle, als er die Ebene vor Ludwigsluſt paſſirt, und findet eine merkwürdige Harmonie zwiſchen dieſem Theile von Deutſchland und den Gemälden des Skandinaviſchen Dichters. Hamburg mit ſeinem Jungfernſtieg und ſeinen lachenden Elb-Ufern giebt dem Reiſenden natürlich ebenfalls zu poetiſcher Entzückung Anlaß, doch unterläßt er andererſeits auch nicht, auf die gegen die häufigen Ueberſchwemmungen ungeſchützten Kellerwohnungen der Armen, auf den Hafen, der, obwohl der beſuchteſte in Deutſchland und der Sammelplatz aller Nationen, doch, wie ſelbſt nicht der kleinſte in Frankreich, ohne alle Conſtructionen zur Erleichterung der Schifffahrt und ſelbſt ohne alle Docks für den jährlich ſich mehr ausbreitenden Handel gelaſſen werde, ſo wie endlich auf den in Hamburg mehr als irgendwo in Nord-Deutſchland mangelnden Sinn für die höheren Intereſſen des geiſtigen Lebens, mit gebarniſchten Worten, wie wir ſie von dieſem Schriftſteller außerdem nur noch in München vernommen haben, hinzuweiſen. Ottenſen und die Grabſtätte Klopſtock's ſöhnen ihn indeſſen mit der Hanſeatiſchen Poeſieloſigkeit wieder aus. Durch die üppigen Triften Holſtein's begiebt er ſich nach Kiel, und von hier aus ſtattet er den erſten Bericht an den Miniſter des öffentlichen Unterrichts ab. Es iſt von dem Berichterſtatter zwar ein arger Verſtoß, wenn er dem Miniſter erzählt, daß auch das Herzogthum Schleswig zu Deutſchland gehöre, allein dieſe Art geographiſcher Irrthümer ſind einmal einem Franzöſiſchen Reiſenden ganz unvermeidlich. Weniger zu erklären iſt es jedoch, wenn Herr Marmier behauptet, daß den Deutſchen Holſteinern die Erlernung des Däniſchen viel leichter ſey, als den zum größten Theil Flamändiſchen Belgiern die Erlernung des Holländiſchen geweſen. Das Flamändiſche und das Holländiſche ſind bekanntlich bis auf einige Provinzialismen und unbedeutende Abweichungen in der Accentuirung und Schreibung ganz identiſch, wie ſich denn auch beide als Nederduitsche taal (Flam. tael, aber eben ſo wie jenes ausgeſprochen) d. h. als Niederdeutſche Sprache bezeichnen. Das Däniſche und das Deutſche dagegen, obwohl Töchter derſelben Mutter, ſind ſich doch keinesweges ſo ähnlich, wie etwa das Deutſche und das Holländiſche, die ſich zu einander wie Schriftſprache und Patois verhalten — ein Verhältniß, das von unſerer Sprache auf die Skandinaviſchen durchaus nicht angewendet werden kann. Herr Marmier muß ja wohl auch ſelbſt die Erfahrung gemacht haben, daß er bei aller ſeiner Kenntniß des Deutſchen doch noch kein Däniſch verſtanden, wenn ihm auch das Eine eine Stufe zu dem Anderen geworden iſt. Wir ſind freilich weit entfernt, den Widerwillen, den die Kieler Studenten gegen Erlernung des Däniſchen haben, rechtfertigen zu wollen, denn jede tiefere Kenntniß eines fremden Idioms, beſonders eines literariſch gebildeten, kann unſerer Einſicht und der Bildung unſerer Mutterſprache förderlich werden, aber wir können doch noch viel weniger die Verwunderung des Herrn Marmier theilen, der in ſeinem plötzlichen Enthuſiasmus für Oehlenſchläger die kindliche Vorliebe der Holſteiner für ihr angebornes Deutſch nicht begreifen mag. Uebrigens aber iſt das, was Herr Marmier von der Univerſität Kiel berichtet, recht überſichtlich und belehrend. Eben ſo wird man auch ſeine Darſtellungen Oehlenſchläger's (auf die wir vielleicht ſpäter noch zurückkommen) mit großem Intereſſe leſen, wiewohl kein Deutſcher die von Herrn M. gewagte Zuſammenſtellung des Däniſchen Dichters mit Schiller und Goethe unterſchreiben wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 76. Berlin, Montag den 26. Juni 1837.

Frankreich.

Irrenhäuſer in Frankreich.

(Nach dem New Monthly Magazine.*)

Es iſt nicht wahr, was man ſo oft behauptet hat, daß die ernſten, nachdenklichen Engländer viel öfter wahnſinnig werden, als ihre Nachbarn. Die Zahl der Verrückten in Frankreich beträgt Dreißigtauſend bei einer Bevölkerung von zweiunddreißig Millionen, in England ungefähr Zwanzigtauſend. Doch wenn auch das Zahlenverhältniß in beiden Ländern ziemlich gleich ſeyn mag, ſo iſt doch die Art und Weiſe der Tollheit durchaus verſchieden, und der Reiſende, dem es um die charakteriſtiſchen Züge und Unterſchiede des Geiſtes und Temperaments beider Nationen zu thun iſt, wird ſie in dieſen Aſylen der gefallenen Menſchheit eben ſo deutlich und ausgeprägt finden, als im Theater, im Salon oder im Kaffeehauſe. Ich habe einige Häuſer der Art im Oſten beſucht; hier ſind es traurige, nicht ſehr geräumige Gebäude mit einem Hof in der Mitte, einer Quelle und einigen Bäumen. An dieſem kleinen reizloſen Schauplatz des Leidens hatte man ein recht treffendes Bild von dem ganzen Türkiſchen Charakter in ſeiner feierlichen Ruhe, in ſeiner Trägheit und Unempfindlichkeit. Bewegungslos ſaßen ſie da, die unglücklichen Bewohner, und ſtarrten durch das Gitter ihres Gefängniſſes und ſprachen dumpf und langſam mit dem Fremden; Zwei oder Drei ſpielten die Zither, Andere ſaßen von früh bis in die Nacht mit gekreuzten Beinen auf dem Diwan oder an der Quelle und ſtarrten fortwährend nach dem rieſelnden Waſſer hin. Da war keine Spur von Wildheit, von Trotz und Wuth, oder von hoffnungsloſer Leidenſchaft. Eben ſo treu ſeinem eigenthümlichen Temperament bleibt auch der Franzoſe in der einſamen Kammer oder auf ſeinem planloſen, rings eingeſchloſſenen Spaziergang; ſein Wahnſinn hat etwas weniger Methode als der des Engländers, er iſt weniger tiefſinnig und ſchweigſam als der Deutſche, weniger leidenſchaftlich als der Italiäner, kurz, die urſprüngliche Munterkeit und Beweglichkeit ſeines Charakters verläßt ihn auch hier nicht und giebt der Melancholie nur wenig Spielraum.

Ich hatte ſchon lange gewünſcht, die berühmteſte Franzöſiſche Privat-Anſtalt für Irren zu beſuchen; endlich bot ſich eine Gelegenheit dazu unter ſehr günſtigen Umſtänden. Zwei Lieues ungefähr von Paris, an den Ufern der Seine, liegt das kleine ſtille Dorf Ivry in einer ſehr reizenden Gegend, faſt ganz einſam und abgeſondert; die Seine war durch die letzten Regengüſſe ſo angeſchwollen, daß der kürzere Weg an ihrem Ufer hin überſchwemmt war und wir gezwungen wurden, einen Umweg zu machen. Es war ein heller friſcher Oktober-Morgen; wir wurden von dem Vorſteher der Anſtalt, Herrn Esquirol, der durch die erfolgreiche Behandlung ſeiner Patienten und durch ſeine trefflichen Schriften über Gemüthskrankheiten berühmt iſt, zum Frühſtück eingeladen. Eine eiſerne Thüre öffnete uns einen ſich ſchlängelnden Sandpfad, an deſſen Ende, hinter Bäumen verſteckt, das Wohnhaus lag; dieſes beſteht aus einem großen Rez-de-chaussée mit einem geräumigen Saal, in welchem man verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente, einige Spieltiſche, ein Schach und ein Tricktrak findet. An den Saal ſtößt ein großes Billard-Zimmer, und dieſes führt in den Speiſe-Saal; alle dieſe Gemächer ſind für die Geneſenden beſtimmt, doch nur den Tag über; des Nachts ſchlafen ſie in einer beſonderen Wohnung. Das höhere Stockwerk war von der Familie des Herrn *** bewohnt, welcher der Neffe und Gehülfe des Herrn Esquirol iſt. Dies iſt das Haupt-Wohnhaus, welches aber nur eines von den ſieben Gebäuden der ganzen Anſtalt bildet. Ein zweites iſt von Damen bewohnt, die auf dem Wege der Beſſerung ſind, und ein drittes von Herren; jeder Kranke hat einen Salon und ein Schlafzimmer, woſelbſt die Engländer, deren man hier einige findet, keine Urſache haben, ſich nach ihren vaterländiſchen Comforts zu ſehnen; es iſt wirklich recht hübſch und behaglich in dieſen Wohnungen; mitten in den Gärten gelegen und von lauter Bäumen umringt, bieten ſie die reizendſte Ausſicht auf die Alleen und die üppigen Blumenbeete, und im Garten finden die Patienten noch Schaukeln und allerhand anderen Zeitvertreib in freier Luft. Die Frau und die drei liebenswürdigen Kinder des Herrn *** eſſen jeden Tag mit den Geneſenden in dem Speiſe-Saal zu Mittag, da man glaubt, daß ihre Gegenwart und Geſellſchaft den heilſamſten und mildeſten Einfluß auf die Patienten ausübt. Doch vielleicht iſt es etwas gewagt, die guten Kinder mit ihrer Mutter unter ſo vielen halbverrückten Leuten ganz allein zu laſſen, obgleich bis jetzt noch nichts Böſes vorgekommen iſt. Man giebt den Kranken keine ſtählerne Meſſer, ſondern ſilberne, und hinter jedem Gaſt ſteht ein Diener, der ihm pünktlich aufwartet. Die Geſellſchaft beſteht aus Herren und Damen, und es herrſcht hier eine Heiterkeit und eine Luſt, wie man ſie nicht oft findet. „Sie würden es kaum glauben", ſagte Herr Esquirol, dem ſie beſonders zugethan ſind, „daß es eine Tiſchgeſellſchaft von lauter Wahnſinnigen iſt." Reiner Wein wird natürlich auch nicht geſtattet, ſondern größtentheils mit Waſſer verdünnt; animaliſche Nahrung giebt es auch nur ſparſam, Vegetabilien und Früchte ſind ganz frei. Was Kleidung und Sitten betrifft, ſo findet man auch hierin Alles anders, als man es bei einer Tollhäusler-Mahlzeit erwarten möchte; die Gäſte ſind ſämmtlich gut gekleidet, einige ſogar geſchmackvoll; kurz, es herrſchen an dieſer Tafel die feinſten Manieren.

Um ein Uhr ward ein treffliches Frühſtück aufgetragen: der Wirth, ſein Neffe, ein berühmter Gelehrter aus Rom und wir ſelbſt bildeten die ganze Geſellſchaft. Die Unterhaltung bewegte ſich nur über Geiſteskrankheiten, ein weites Feld voller Zweifel, worüber Herr Esquirol mit einem Ton beſonnener und feiner Beobachtung ſich ausſprach, daß es eine Luſt war, ihn zu hören. Dieſer Mann, ein Mitglied der Sorbonne, des Inſtitut und der ausgezeichnetſten mediziniſchen Geſellſchaften in Paris, beſitzt einen Charakter, der für ſein Amt ganz beſonders geeignet iſt; gut, freundlich und leutſelig, widmet er ſich der Pflege und Heilung des Wahnſinns mit dem größten Eifer und Enthuſiasmus. In ſeiner Behandlungsweiſe iſt er ſchon ſehr glücklich geweſen: drei Engländer haben im vorigen Jahre vollkommen geheilt die Anſtalt verlaſſen. Ein entſchiedener Feind aller übertriebenen Strenge und Rohheit gegen die Patienten, bemerkte er, daß dieſe Mittel in manchen Engliſchen Anſtalten viel zu vorherrſchend wären, und daß, ſobald erſt der Verſtand, mag er ſonſt ſchwach oder ſtark ſeyn, zu irren anfange, es leicht wäre, „das ſchwanke Rohr vollends zu zerbrechen." Siebzig Jahre alt, von magerem, ſchlankem Körperbau, ſtrahlten ſeine grauen Augen von Geiſt und Feuer; jeder Tag iſt ganz und gar dieſem Geſchäfte geweiht, und der Kreis ſeiner Pflichten iſt unermeßlich; denn außer dieſer Anſtalt hat er noch die von Charenton und eine andere zu beſuchen und hält in zwei bis drei Schulen Vorleſungen über Geiſtes-Krankheiten. Der Römiſche Gelehrte, der eben aus England zurückgekommen war, erzählte mehrere Anekdoten von Italiäniſchen Wahnſinnigen, unter denen, wie er meinte, die Leidenſchaften ſich viel ſtärker und heftiger äußerten, als bei irgend einem anderen Volk. „Die Liebe", bemerkte er, „hat ſchon oft den Italiänern, und ſelbſt den Männern, das Gehirn verrückt." — „Liebe", ſagte Herr Esquirol, „o, die bringt einen Franzoſen nur ſelten ins Irrenhaus; ich habe noch niemals einen Patienten mit dieſer Krankheit bekommen. Ein Franzoſe tödtet ſich wohl in einem Anfall von Gluth und Leidenſchaft, aber ſelten harrt er ſo lange in Liebe aus, um darüber verrückt zu werden."

Nach dem Frühſtück ſchlug man vor, die übrigen Gebäude und die Gärten zu beſuchen. In dem Billard-Zimmer, durch welches wir kamen, fanden wir fünf wohlgekleidete Herren, die mit großem Ernſt Billard ſpielten. Ganz dicht hinter Jedem ſtand ein Diener, deſſen Pflicht es iſt, ſeinen Herrn fortwährend zu bewachen, ihm überall hin zu folgen in den Zimmern oder auf den Spaziergängen, den Blick ſeines Geſichts zu beobachten und für ſein Betragen verantwortlich zu ſeyn. Dieſe Diener werden gut bezahlt, denn ſie haben allerdings einen ſchweren, ängſtlichen Dienſt, und bei der kürzeſten Abweſenheit werden ſie ſofort mit Entlaſſung beſtraft.

Es war ein ganz neuer Anblick, wie die fünf Irren, höchſt anſtändig gekleidet, zwei bis drei von ihnen noch jung, alle ganz heiter und wohlausſehend, mit einer Luſt Billard ſpielten, als ob die Welt für ſie noch ganz die alte wäre — voller Glanz und Leben, voller Feuer, Hoffnung und Verſtand. Es waren lauter Männer von unabhängigem Vermögen; denn der Arme und Dürftige kann nicht hierher kommen: ſechstauſend Francs müſſen für jeden Patienten jährlich gezahlt werden. Einer von ihnen machte plötzlich eine Pauſe im Spiel, trat auf uns zu und ſprach davon, daß er den nächſten Tag nach Paris gehen wolle. Dies, erzählte unſer Wirth, iſt das ewige Lied faſt aller Kranken von jedem Geſchlecht: nach Paris gehen; danach ſehnen ſie ſich, darüber brüten ſie, davon ſprechen ſie mit dem höchſten Entzücken, und ſobald ſie wiederhergeſtellt ſind, warne er jedesmal die Verwandten, ſie nicht in die Hauptſtadt mitzunehmen, oder wenigſtens ſie nicht lange in den Zerſtreuungen daſelbſt zu laſſen. Wenn dieſer Rath nicht befolgt worden, ſagte er, ſo hätte man ſie ihm nicht ſelten in wenigen Monaten wieder zurückgebracht.

*) Den Bemerkungen eines Franzoſen über Engliſche Irrenhäuſer, die wir in Nr. 68 des Magazins mitgetheilt, wird ſich dieſe Darſtellung eines Briten von ähnlichen Inſtituten in Frankreich um ſo paſſender anſchließen, als wir dadurch Gelegenheit erhalten, das, was das eine Land in dieſer Beziehung Charakteriſtiſches darbietet, in der eigenthümlichen Auffaſſungsweiſe des andern beobachten zu können.

Digitized by Google

Ein langer Garten mit ſchlangenartigen Sand-Alleen führte zu zwei großen viereckigen Gebäuden, von denen das eine für Männer, das andere für Frauen beſtimmt iſt, und zwar für ſolche, die entweder ganz unheilbar oder in einem ſehr gefährlichen Zuſtande ſind, und deren Wiederherſtellung man der Zeit überlaſſen muß. Die Zimmer befinden ſich in einem Korridor, der um das ganze Viereck herumläuft und den Unglücklichen, von denen ſich Viele raſtlos hin und her bewegten, einen bedeckten Spaziergang bietet; in der Mitte jedes Vierecks iſt ein großer Raſenplatz. Die Sauberkeit und Reinlichkeit des Ganzen iſt wirklich bewunderungswürdig; man merkt an dem Ort nichts von Zwang und Gefängniß, vielmehr gleicht er einem der großen Kiosks oder Landhäuſer im Orient, die nur einen Stock hoch ſind.

Wir betraten zuerſt die Halle des Hauſes, die den Männern angewieſen iſt: es war ein kurioſes Schauſpiel vornehmer Verrücktheit. Wer da nicht glauben will, daß es eine ſolche anſtändige Geiſtes-Krankheit giebt zum Unterſchied von gemeiner, roher Tollheit, der komme hierher und überzeuge ſich. Der Raſende mit ſeinem wilden Lachen, der blaſſe, grämliche Miſanthrop iſt hier nicht zu finden. Ein Spanier und ein Engländer ſaßen unter den Franzoſen — jener war der Ernſthafteſte, dieſer der Schwermüthigſte in der Geſellſchaft.

Eine beſonders intereſſante Erſcheinung war ein Edelmann aus der Bretagne, von einer alten Familie, ein dreißigjähriger Mann von blühender Geſtalt und edlem Körperbau, bei dem der ſtechende, irrende Blick des Auges allein eine Geiſtesverwirrung zu erkennen gab. Politik und Religions-Fanatismus hatten ihm den Verſtand zerrüttet; er verwaltete einen guten Poſten in der Adminiſtration, wohnte in Paris und hatte die ſchönſten Ausſichten, weiter emporzuſteigen und eine Zierde ſeiner Familie zu werden, da ſeine Talente nicht unbedeutend waren, wie man ſelbſt aus den Reden des Irren ſehen konnte, als er vor drei Jahren ungefähr in die Heimath nach Bretagne reiſte, um einige Wochen mit ſeiner Familie zu verleben. Dieſe beſtand aus lauter hartnäckigen Karliſten, während er ſelbſt ein eifriger Philippiſt war. Da gab es alle Tage einen Disput zwiſchen den Aeltern, dem Sohne und ſeinen Brüdern; die Gemüther wurden im Streit immer heftiger und erbitterter gegen einander, und er, der nur Einer unter Vielen war, da ſämmtliche Verwandte es ebenfalls mit den Karliſten hielten, mußte täglich hören, wie ſein König dem Spott und der Verachtung preisgegeben ward. Sein Geiſt fing endlich an, unter dieſem fortwährenden Widerſpruch mit ſeiner Familie zu leiden, und in gereizter Stimmung, mit trüben Gedanken kehrte er nach Paris zurück, ohne jedoch für ſein Amt unbrauchbar zu werden. Bald darauf fiel er den St. Simoniſten in die Hände, beſuchte eifrig ihre Geſellſchaften und machte ſich ihre Anſichten und Tendenzen zu eigen mit einer Begierde, als ob er darin einen Troſt und Haltpunkt für ſeinen irrenden Geiſt fände: dieſer ward dadurch nur immer mehr zerrüttet, und in wenigen Monden ſahen ſich die Seinigen gezwungen, ihn unter die Aufſicht des Herrn Esquirol zu geben. Nach einem Jahre ging er geheilt heraus, kam aber gegen den Rath ſeines Arztes wieder nach Paris in die früheren Umgebungen und Verhältniſſe. Die Simoniſten waren zwar geſtürzt, Vater Enfantin lag im Gefängniß und ihre Narrheiten konnten den wiederhergeſtellten Irren nicht mehr gefährden; aber es war gerade die Zeit der heftigſten Bewegungen in der Politik, die ihn auf allen Seiten umringten, und er ward nach wie vor ein eifriger Parteigänger. Gerade einen Tag vor unſerem Beſuch des Irrenhauſes bekam er bei einem politiſchen Disput in den Tuilerieen-Gärten einen Rückfall und ward von ſeinen Freunden auf der Stelle in ſeinen vorigen Aufenthalt zurückgebracht, jetzt vielleicht für viele Jahre, denn ein zweiter Anfall der Art iſt immer ſchwerer zu heilen, als der erſte. Er war jetzt der Redner im Irren-Saal; ſein Religions-Fanatismus ſchien faſt vergeſſen, er war nie ſo ſtark geweſen als in der Politik, welche das einzige Thema ſeiner Declamationen bildete. Auf einer erhöhten Bank, wie auf ſeiner Rednerbühne, ſitzend und die Rechte mit Grazie hin und her ſchwenkend, ſprach dieſer Unglückliche langſam und deutlich über ſein Lieblings-Thema, wobei von Zeit zu Zeit Zwei bis Drei ſeinen Worten zuhörten. Uebrigens ſchienen ſich die Umſtehenden mehr für die ganze Art und Weiſe des Irren, als für den Inhalt ſeiner Reden zu intereſſiren. Es iſt überhaupt der traurig eigenthümliche Zug einer ſolchen Geiſteskrankheit, daß ſie immer allein daſteht und ſich keines Leidensgefährten erfreut; es wird einem Wahnſinnigen, ſelbſt wenn er noch ſo hübſch oder gewandt ſpricht, ſelten gelingen, irgend einem von ſeinen Kollegen ein Intereſſe oder eine Sympathie für ſeine eigene fixe Idee einzuflößen.

Dies war der erſte Tag, den der zurückgekehrte Philippiſt in ſeiner traurigen Wohnung zubrachte. Zuweilen ſchienen die ſtechenden, ängſtlichen Blicke, die er mitten in ſeinen Predigten umherwarf, anzudeuten, daß er ſich halb und halb ſeines Zuſtandes bewußt ſey; doch er konnte es nicht laſſen, obgleich vor tauben Ohren, immerfort von Politik zu ſchwadroniren: der Spanier, der mit gekreuzten Armen neben ihm ſtand, war ſein einziger aufmerkſamer Zuhörer. „Iſt er ſchon lange in dieſem Zuſtande?“ fragte ich dieſen. Mit ſanftem Lächeln erzählte der düſter blickende, ernſte Spanier die Geſchichte von dem Wahnſinn ſeines Genoſſen, wie lange er ſchon früher hier geweſen u. ſ. w. „Und Sie ſelbſt“, ſprach ich, „ſind Sie ſchon lange hier?“ — „Vor ſechs Monaten“, antwortete er, „wurde ich von einem Leiden in der Bruſt heimgeſucht (hierbei legte er ſeine Hand mit Grazie auf dieſen Theil) und bin nun hieher gekommen, weil die Luft hier ſo außerordentlich heilſam iſt; weiter fehlt mir nichts.“

Es befand ſich auch in der Halle ein junger Menſch von ungefähr zwanzig Jahren, mit einem ſanften, nachdenklichen Geſicht, der fortwährend auf und ab ſpazierte, von Zeit zu Zeit leiſe mit ſich ſelbſt ſprach und mit den Fingern auf der Stirn oder in der Luft gewiſſe Zeichen machte. Seine Aeltern hatten ihn von Kindheit auf für den Prieſterſtand beſtimmt und ihn noch ſehr jung von Hauſe weg in eine Erziehungs-Anſtalt geſchickt, wo er die reißendſten Fortſchritte in den Studien machte und in ſeiner künftigen Beſtimmung ganz glücklich und zufrieden war, da er eine ſehr ſtrenge Erziehung bekommen und nichts wußte von den Freuden und Lockungen der Welt. Die Aeltern freuten ſich über die Gemüthsart ihres Sohnes, der ihren Hoffnungen und Wünſchen ſo entgegen kam; ſie hatten noch zwei ältere Söhne und beſaßen nicht die Mittel, auch den Jüngſten im Handel oder in einer Profeſſion unterzubringen. Dazu kam noch, daß die Mutter, wie man es jetzt ſelten in Franzöſiſchen Familien findet, eine echte Katholikin war, die mit der ſtrengſten Frömmigkeit an ihrem Glauben hing und daher ſchon von den erſten Jahren an ihr jüngſtgeborenes Lieblingskind der Kirche geweiht hatte. Vor zwei Jahren hatte man ihm erlaubt, ſeinen Onkel in Paris zu beſuchen, und hier machte er eine Bekanntſchaft mit zwei bis drei jungen Leuten, die in dem Hauſe aus- und eingingen und ihn zu den verſchiedenen Sehenswürdigkeiten der Stadt begleiteten. Für den jungen Gelehrten war Alles neu, ſchön und glänzend. Ach, hätte doch ſein Fuß niemals die Mauern der Reſidenz berührt; Esquirol's Warnung an ſeine geneſenden Patienten, nicht nach Paris zu gehen oder nicht lange da zu bleiben, würde den jungen Gefangenen vor unausſprechlichem Elend gerettet haben. Seine Freunde führten ihn nach und nach zu allen möglichen Freuden und Zerſtreuungen, die er bald zu lieben anfing. Er fühlte, daß die Gewalt und Herrſchaft dieſer Welt viel größer und mächtiger in ihm war, als die des Jenſeits. Es erhob ſich in ſeinem Innern ein furchtbarer Kampf, der ſich durch nichts mehr abweiſen oder unterdrücken ließ. Er kehrte heim, und nachdem er lange mit ſich gekämpft, geſtand er ſeinen Aeltern, er könne kein Prieſter werden, er würde es niemals über ſich bringen können, ein ſtrenges, abgeſchloſſenes Leben zu führen, jetzt, da er einmal die Welt kennen gelernt. Sie erſtaunten ob dieſer neuen Kunde, wichen aber darum nicht ein Haar breit von ihrem Entſchluß ab; die Mutter war ſogar noch unerbittlicher als der Vater. Mit Thränen, Bitten und Warnungen ſuchte ſie ſeine Gedanken und Wünſche auf den alten Weg zurückzulenken; ſie ſah, daß man hier ohne gewaltſamere Mittel nicht durchdringen könne, und indem ſie ihren Sohn mit ſchrecklichen Vorwürfen marterte, bohrte ſie immer tiefer und tiefer in die wunde Stelle. Mitleid, Liebe, Sympathie von Seiten derer, die er liebte, hätten vielleicht vieles gut gemacht; theils aber blieb man ganz gefühllos für ſeinen Kampf, theils ward ihm das Bischen Theilnahme durch ſo viel Rückhalt und ſchmerzliches Bedauern verbittert, daß der lindernde Balſam ohne Wirkung blieb. Sein ganzes Ausſehen war ſo frei und offen, ſo friſch und geſund, das blaue Auge ſo hell und klar; er hatte in der That nichts vom Mönchiſchen oder vom Kloſterleben an ſich. Die Erfahrungen von einigen Wochen in Paris hatten ihm das Geheimniß ſeines Innern enthüllt, deſſen er ſich bisher noch nicht bewußt geweſen. Er hatte ſich von jeher nach einem ſchönen Landleben geſehnt, in welchem er den Pflichten ſeines Amtes erſt als Pfarrer und dann als Vikar obliegen konnte; dieſes Leben, dieſe Pflichten liebte er auch jetzt noch, aber er erſchrack vor einem einſamen, freundloſen Schickſal. Die Angſt ſeiner Seele war zu groß für ſeine Kraft; Selbſtverdammung kam dazu; er war ja von Jugend auf das Kind, der Sklave ſeines Glaubens und der Ceremonien, der Schrecken und Gebote deſſelben geweſen; dies Alles konnte er nicht ſo nach Belieben von ſich werfen; er konnte den langen Einfluß, den es über Gedächtniß und Phantaſie in ihm errungen, nicht auf einmal vernichten. — So mußte denn endlich der Verſtand das Feld räumen, und die verzweifelte Mutter ſah ihren Sohn in ein Irrenhaus gebracht. Der innere Kampf dauerte noch fort; dieſe Raſtloſigkeit ſeines ganzen Weſens, dieſes fortwährende Auf- und Abſchreiten in der Halle, das Bewegen der Lippen, lauter Symptome nicht eines religiöſen Wahnſinns, vielmehr einer unbezwinglichen Sehnſucht nach der Welt, eines ſo urplötzlichen Sprunges, wie ihn ſeine Wünſche und Gedanken gemacht, bei ſo außerordentlicher Zartheit des Gemüthes; er war ja nicht mehr als zwanzig Jahre alt. An dem langen leiſen Flüſtern, an den häufigen Zeichen des Kreuzes auf der Stirn merkte man wohl, wie er viel mit ſich ſelbſt zu Rathe ging. Sein Unglück iſt trotz ſeiner Jugend und ſeines geſunden Ausſehens vielleicht das ſchrecklichſte von Allen, ja, er iſt gewiß mehr zu bedauern, als der blaſſe Spanier, der Philippiſt in ſeinem Rückfall, oder der grämliche Engländer; denn ſein Geiſt wird von einem doppelten Stachel gequält, von Gewiſſensbiſſen für die Vergangenheit und von Hoffnungsloſigkeit für die Zukunft — gewiß die furchtbarſten Furien, die Einen in ein Irrenhaus bringen können, ſelbſt in ein ſo freundliches und komfortables wie das Esquirolſche.

Auf der anderen Seite des Zimmers ſaß an einer langen Tafel, den Kopf auf die Rechte geſtützt, ein Engliſcher Gentleman. Während um ihn herum Alles in Bewegung, Fröhlichkeit oder Ruhe war, bildete er allein den ſchlagendſten Kontraſt gegen alle Anderen; er wandte nicht ein einziges Mal den Kopf oder das Auge nach den Declamationen des Philippiſten und ſchien nicht die geringſte Notiz zu nehmen von dem Betragen und den Bewegungen ſeiner Leidensgefährten. Ganz abgezogen von Allem, was um ihn vorging, ſtarrten die Augen dieſes langen blaſſen Geſichts, das durch vieles Sinnen ganz ausgemergelt war, unbeweglich auf den Tiſch. Ich redete ihn an: er richtete den Kopf empor, ſah mich mit einem kranken Lächeln an und brummte, er würde jetzt im Freien ſpazieren gehen; dann ſtützte er wieder den Kopf auf den Arm und ſank in ſein voriges Brüten zurück. Er war unter Allen die traurigſte, grämlichſte Erſcheinung und ſein Loos gewiß der Gipfel des Jammers — ein Mann von Stand und Vermögen, wie aus Haltung und Manieren deutlich hervorging, weggeſchleppt von ſeiner Familie, ſeinen Freunden, ſeiner Heimath, um mit Wahnſinnigen zuſammen zu wohnen und doch nicht bei ihnen zu ſeyn — denn er lebte, er träumte in einer ganz anderen Welt, die er ſich allein geſchaffen, in dem ſtillen, ſtummen Abgrund der Gedanken. Doch wer weiß, ob dies nicht ein vorſchnelles Urtheil iſt. „Die Krankheiten des Gehirns“, bemerkte Herr Esquirol, „ſind ein unauflösliches Geheimniß; ein halbes

Digitized by Google

Jahrhundert hab' ich mich damit beſchäftigt, und noch ſind ſie mir ein Geheimniß." Dieſer arme Engländer, der äußerlich ſo vernichtet ſchien, mochte gerade zu dieſer Stunde in den köſtlichſten Erinnerungen ſchwelgen, und die ſchönſten Träume von Heimath und Vergangenheit mochten ihm, durch die Phantaſie hindurchſchimmernd, ein fernes Glück vorzaubern. Nie werde ich die ernſtlich zitternde Begierde, die leidenſchaftliche Hoffnung eines jungen Weibes vergeſſen, das an dem Eiſengitter des Platzes, auf welchem ſie ſpazieren ging, hin und her lief und mich flehentlich bat, ich möchte doch Alles aufbieten, daß man ihr ihre drei Kinder bringe, damit ſie ſie wiederſehen könne; wild brannten ihre Wangen, die Augen funkelten — die Mutterliebe war es, die darin glühte. (Schluß folgt.)

Syrien.

Das Erdbeben in Syrien.

Ueber dieſes große Natur-Ereigniß iſt kürzlich in London das Schreiben eines Herrn Calman im Druck erſchienen.*) Der Verfaſſer, ein Augenzeuge der furchtbaren Kataſtrophe, die zu Anfang dieſes Jahres Syrien heimgeſucht hat, befand ſich damals in Beirut. Sein Brief iſt vom 17. Februar datirt. Das Erdbeben ſcheint in ſüdöſtlicher Richtung von jenem Orte, in den Diſtrikten Safat und Tabaria, am ſtärkſten geweſen zu ſeyn. Sein Gang war ſo unregelmäßig, daß von Ortſchaften, die nur eine Schußweite aus einander lagen, die eine gänzlich zerſtört wurde, während die andere unberührt blieb. An der Nordſeite Tabaria's ſprudelten zahlreiche heiße Quellen während des Erdbebens hervor, und Ströme heißen Mineral-Waſſers ſchwellten den See gewaltig an. Jenſeits des Jordan, im Diſtrikte Baſchan, drangen Feuerſäulen aus dem Boden und erſtiegen eine ſolche Höhe, daß Leute, die ſie aus einer gewiſſen Entfernung niederfallen ſahen, der Meinung waren, das Feuer käme vom Himmel. Sobald die traurige Kunde nach Beirut gelangte, eröffnete man eine Subſcription; Herr Calman, der Miſſionair Thompſon und der Britiſche Agent zu Sidon begaben ſich nach Safat und Tabaria, um den Unglücklichen Beiſtand zu leiſten. Faſt an allen Orten, wo das Erdbeben gewüthet hatte, ſahen ſie nichts als Verödung und Elend. Das Dorf G·ich war von Grund aus zerſtört; ſämmtliche Einwohner, deren es 250 zählte, hatten, bis auf funfzehn Individuen, unter den Trümmern ihr Grab gefunden. Von funfzig Chriſten, die zum Abendgebet in der Kirche verſammelt waren, entkam Niemand als der Prieſter, den eine Wölbung über dem Altar beſchützte.

Die ganze Stadt Safat war ein Haufe Ruinen. „Wir forſchten", ſo erzählt der Verfaſſer, „vor Allem den Verwundeten nach, deren Leiden die ſchleunigſte Hülfe erheiſchte. Von einem Zelte zum anderen gehend, erkundigten wir uns nach dem Befinden derſelben und unterſuchten ihre Wunden. Einige lagen ſchon in den letzten Zügen, und Andere waren dem Tode wenigſtens nahe. Der Zuſtand dieſer Leute konnte übrigens noch nicht für den traurigſten gelten, da ein Theil derſelben wenigſtens in geräumigen Zelt-Wohnungen ſich befand und freundliche Pflege hatte. Man führte uns aber auch zu Ueberreſten von Häuſern, die das Erdbeben von oben gänzlich und nach unten hin theilweiſe zerſtört hatte, ſo daß die Trümmer ſelbſt in kurzem den Einſturz drohten. In dieſe Häuſer, die vielen Verwundeten zum Obdach dienten, mußten wir, platt auf dem Boden liegend, durch eine kleine Oeffnung hineinkriechen. Obſchon eines derſelben nicht über acht Fuß im Gevierte maß, ſo fanden wir doch gegen zehn Unglückliche darin, die mit gebrochenen Armen und Beinen, oder ſonſt erheblich verletzt, neben einander lagen. Die dumpfige und verdorbene Luft in dieſen offenen Gräbern war ſchon hinreichend, um manchen Verwundeten deſto früher in die Ewigkeit zu befördern."

„In einer anderen Gegend der Stadt, oder vielmehr des Trümmerhaufens, entfaltete ſich uns eine Scene noch größeren Jammers; neben dem Todesröcheln der vielen Verwundeten innerhalb und außerhalb der Zelte drang die noch einförmigere Wehklage derer zu unſerem Ohr, welche den Todten folgten, die man aus den Trümmern hervorgezogen hatte, um ſie auf dem Gottesacker im Thale wieder einzuſcharren. Etwas weiter gegen Süden fanden wir bei einer kleinen Ziſterne viele Individuen beiderlei Geſchlechts damit beſchäftigt, ihren Verwandten, die an demſelben Tage an ihren Wunden geſtorben waren, die letzte Ehre zu erweiſen."

Von der jüdiſchen Bevölkerung der Stadt Safat haben, nach des Verfaſſers Berechnung, etwa vier Fünftheile — gegen 4000 Individuen — das Leben eingebüßt, und es war wenig Hoffnung vorhanden, daß nur ein Drittheil der Verwundeten (ungefähr 300) wieder geneſen würde. Von den Chriſten iſt die Hälfte — etwa 25 Perſonen — umgekommen; von den Muhammedanern ein Sechstheil — etwa 1000 Perſonen. Die Zahl der verwundeten und verſtümmelten Muhammedaner war ſehr beträchtlich. Daß ſo außerordentlich viele Juden bei dieſem Erdbeben umgekommen ſind, mißt man ihren zweiſtöckigen Häuſern bei, die ihnen jede Flucht unmöglich machten. Auch wurde eine große Anzahl Juden, die ſich zum Abendgebet in der Synagoge verſammelt hatten, von dem einſtürzenden Gebäude erſchlagen, ohne daß ein Einziger ſein Leben retten konnte.

Die Scenen des Elends, welche der Verfaſſer uns vorführt, ſind ſchaudererregend: „Eine ganze Familie wurde ausgegraben, nachdem ſie neun Tage, und ein einzelnes Individuum, nachdem es eilf Tage verſchüttet geweſen. Dieſe Unglücklichen öffneten ihre Augen nur, um noch einen Blick auf die verödete Stadt, oder auf ihre wenigen überlebenden Angehörigen zu werfen, und ſchloſſen ſie dann für immer. Rabbi Chaim, ein jüdiſcher Arzt in Tabaria, den ich ſchon früher gekannt hatte und der jetzt beinahe zum Krüppel geworden iſt, erzählte mir, wie entſetzlich in den erſten beiden Tagen ſein Zuſtand geweſen ſey. Sein Weib und ſeine Kinder lagen dicht vor ihm todt unter den Ruinen, und er ſelbſt war bis an die Arme in Steinen und Schutt vergraben. In dieſer Lage blieb er volle achtundvierzig Stunden." — — —

„Eine reiche jüdiſche Familie, die in dem niederen Stadttheil wohnte, war bei dem Einſturz ihres Hauſes ganz erſchlagen worden, bis auf ein junges Frauenzimmer, das während des Erdbebens in einem als Garderobe dienenden Gemache des Erdgeſchoſſes ſich befand. Dieſes Gemach blieb unverſehrt. Nach 24tägiger Arbeit war der Schutt weggeräumt, und man fand beim Eintreten die Leiche des Mädchens in Sterbekleidern, die ſie während der Zeit ihrer fürchterlichen Abſperrung, an aller Rettung verzweifelnd, ſich angefertigt haben mußte. Sie hatte ſich mit heiligen Schriften aller Art umgeben, und eine große Oellampe brannte zu ihren Häupten."

Die größte Exploſion des Erdbebens hat, wie es ſcheint, am 1ſten Januar ſtattgefunden; aber den ganzen Monat hindurch dauerten die Erdſtöße fort. Faſt alle Bewohner der benachbarten Gegenden verließen aus Furcht ihre Wohnungen und ſuchten in Felſenhöhlen vor dem Verderben Schutz.

*) Great Earthquake in Syria. In a Letter from F. S. Calman.

England.

Die Miſſionen in der Südſee.

(Schluß.)

Der Miſſionair Pavetha wohnte dem Götzendienſt der Inſulaner bei; er verfügte ſich in eine Marae oder heiligen Tempelraum, wo das Volk ſich verſammelte und den Götzen eine Menge Speiſen darbrachte. „Da waren Prieſter, die ſich für begeiſtert ausgaben und mit wilden und wahnſinnigen Geberden umherſprangen, heulten und ſchrieen. Ganz wunderlich und lächerlich nahm ſich der Haufe der Frommen aus. Etliche hatten ſich das Geſicht und den Leib auf einer Seite ganz mit Holzkohlen geſchwärzt; Andere ſich den Körper mit Streifen von allen möglichen Farben übermalt; Viele trugen ihren Kriegerſchmuck und auf dem Haupte große Mützen, mit Kowrie-Muſcheln und bunten Vogelfedern verziert." Es war doch gutmüthig von dieſen Götzenprieſtern und Götzendienern, daß ſie nicht an den verwegenen Miſſionair Hand anlegten, vielmehr ihn predigen ließen, wo und ſo oft er nur wollte. Da er ſein Neues Teſtament beſtändig bei ſich trug und oft laut daraus las, ſo meinten ſie, dies wäre ſein Gott und er ſpräche mit ihm; um ſo begieriger wurden ſie, zu erfahren, was der Gott wohl ſagen möge. Auf ſeinen Wanderungen durch die Inſel wurde Pavetha überall mit großer Freundlichkeit empfangen. Als der Gehülfe, den er ſich ausgebeten hatte, von Rajatea ankam, ging die Verbreitung der neuen Lehre noch ſchneller von Statten. Etliche Wochen nach der Ankunft deſſelben ereignete ſich ſogar der unerhörte Fall, daß ein heidniſcher Prieſter, welchen die beiden Miſſionaire beſucht hatten, ihnen den Beſuch in ihrer Wohnung erwiederte und ſeinen Entſchluß erklärte, von den Gegenſtänden ſeines alten Götzendienſtes abzulaſſen. „Seinen älteſten Sohn, einen Knaben von zehn Jahren, hatte er mitgebracht und wollte ihn unter dem Schutze der Miſſionaire laſſen, damit ſeine Götter in ihrem Grimme ihm nichts zu Leide thäten. Darauf ging er fort und kam am nächſten Morgen wieder, keuchend unter der Laſt eines ungeheuren Götzenbildes, das er herbeigeſchleppt brachte, um es zu verbrennen. Ein großer Haufe zog hinter ihm her und ſchalt ihn einen Verrückten; er aber beharrte bei ſeinem Vorſatz, ein Bekenner des Wortes Gottes zu werden, möchte auch daraus entſtehen, was da wollte. Er warf den Götzen einem Prediger zu Füßen, der ſogleich zur Säge griff, um ihn zu zerſtücken. Als nun das Volk ſah, wie er die Säge an das Haupt ihres Gottes legte, fuhr in ſie Alle ein gewaltiger Schreck, ſie rannten davon. Viele ſogar, die ſchon bekehrt waren, konnten ihre Angſt nicht bemeiſtern und verkrochen ſich in die Büſche. Es dauerte nicht lange, ſo kamen ſie neugierig wieder herbei, und in Gegenwart einer großen Volksmenge wurde dieſer erſte abgethane Götze den Flammen übergeben. Um die Leute vollends zu überzeugen, wie ungegründet ihre Furcht ſey, röſteten die Prediger Bananen über den noch glühenden Kohlen, aßen davon und forderten die Nächſtſtehenden auf, mitzueſſen. Es getraute ſich aber Keiner, einen ſo gefährlichen Biſſen in den Mund zu nehmen; vielmehr erwarteten ſie mit ſichtbarer Angſt von Augenblick zu Augenblick, die Strafe für den Frevel der beiden Gottesſchänder hereinbrechen zu ſehen. Nachdem ſie, wie die Bewohner der Inſel Melita zur Zeit des Apoſtel Paulus, „eine lange Weile geſtanden und gegafft, auch geſehen, daß den Männern darum kein Leides geſchah, da wandten ſie ihren Sinn" und fingen an zu glauben, daß die Fremden Wahrheit geſprochen. So ungeſtümmt kehrten ſie von dieſem Schauſpiele heim, daß binnen der zehn nächſten Tage ſchon vierzehn andere Götzen zerſtört waren. Kurz darauf ſendete Tinomana, ein Häuptling, der mit ſeinem Stamm in die Berge hatte weichen müſſen, eine Botſchaft an die Prediger, ſie möchten zu ihm kommen; und als ſie bei ihm eintrafen, erklärte er ihnen, er habe nach langer Ueberlegung den Vorſatz gefaßt, ein Chriſt zu werden, und wolle ſie zu Lehrern haben; ſie möchten ihm ſagen, was er zu allererſt thun müſſe, um die Wahrheit zu bekennen. „Du mußt die Marae zerſtören und Deine Götzenbilder verbrennen", erwiederten ſie. Er erhob ſich augenblicklich; kommt mit, ſprach er, und ſehet. Er führte ſie auf einen großen Platz, das Marae, wo der Ataran oder Tempel ſtand, der mit den Unus, d. i. mit den heiligen Stücken geſchnitzten Holzes, geziert war; er befahl Einem ſeiner Begleiter, einen Feuerbrand zu ergreifen und das Alles anzuzünden. Darauf brachte man vier große Götzenbilder herbei und legte ſie den Predigern zu Füßen. Dieſe laſen eine paſſende Stelle aus dem Evangelium Lucä Kap. X. Vers 17 bis 20 mit lauter Stimme her, zogen den Götzen die Kleider und den Schmuck ab, womit ſie angethan waren, vertheilten dieſe Sachen unter die Zuſchauer und warfen das

Digitized by Google

Holz in die Flammen. Und ſo nahm das Reich der Lüge und des Aberglaubens, unter welchem dieſes Völkchen ſo lange verwaiſt gelegen, durch Gottes Gnade für ewig ein Ende."

An einer anderen Stelle heißt es, mit Beziehung auf die Berichte anderer Miſſionaire: „Man rühmt in Europa gar ſehr, und mit Recht, den glücklichen Erfolg, womit das Evangelium auf der Gruppe von Otaheiti und auf den Freundſchafts-Inſeln gepredigt worden; aber fürwahr, noch bei weitem raſcher und wunderbarer iſt der Erfolg auf Rarotonga. Denn auf Otaheiti haben Europäiſche Miſſionaire funfzehn Jahre lang gearbeitet, ehe ſie die geringſte Frucht ihrer Bemühung ärndteten. Rarotonga aber war (der Bericht ſcheint 1830 oder 1831 geſchrieben zu ſeyn) heute vor zwei Jahren noch gar nicht bekannt, noch auf keiner Karte verzeichnet, und wir fuhren lange auf dem Meere herum, ohne die Inſel finden zu können. Noch vor zwei Jahren hatte keine Seele auf Rarotonga eine Ahnung von dem Daſeyn der frohen Gottesbotſchaft des Evangeliums. Und heute thun ſie es an Frömmigkeit, an Verlangen nach der Gnade, an Andacht und fleißigem Gebet, im Hauſe ſowohl als in der Gemeinde, den Bewohnern Otaheiti's und der benachbarten Inſeln mindeſtens gleich. Und mit wie geringen Mitteln iſt dies erfreuliche Reſultat erreicht worden! Zwei Eingeborene, ohne beſondere Gaben, und ſelbſt unter ihren Landsleuten weder an Verſtand noch an Redefertigkeit ausgezeichnet, ſind die Werkzeuge dieſes wunderbaren Umſchwunges der Dinge geweſen und haben ihn faſt ganz allein zu Stande gebracht, bevor ein einziger Europäiſcher Miſſionair den Fuß auf die Inſel ſetzte."

Von der Unwiſſenheit und Einfalt dieſer Inſulaner erzählt Williams manches ſehr ergötzliche Beiſpiel, unter Anderem folgendes. Herr Williams iſt nicht allein ein trefflicher Miſſionair, ſondern auch ein geſchickter Zimmermann und Baumeiſter, und arbeitete mehrere Wochen lang mit eigenen Händen an der Einrichtung eines bedeckten Raumes für den Gottesdienſt, der gegen dreitauſend Perſonen ſollte faſſen können. „Dabei hatte ich Gelegenheit", ſind ſeine Worte, „den Eindruck recht deutlich zu beobachten, den ein roher Naturmenſch empfängt, wenn er an Anderen zuerſt die Wirkungen der Kunſt ſchriftlicher Mittheilung wahrnimmt. Ich vergaß nämlich eines Morgens, mein Richtſcheit mit zur Arbeit zu bringen, und ſchrieb deshalb mit einem Stück Kohle auf einen Holzſpan an meine Frau die Bitte, es mir zu ſchicken. Einer von den Häuptlingen war in der Nähe und führte die Aufſicht bei einem Theile des Baues; ich rief ihn und ſprach: „Freund, nimm dieſes Ding, trag es in unſer Haus und gieb es der Frau Williams." Der Häuptling war ein Mann von gar ſonderbarem Ausſehen, merkwürdig, hurtig und behend in allen ſeinen Bewegungen; in früheren Jahren ein großer Kriegsheld, hatte er in einem Gefecht ein Auge verloren; mit dem anderen, das ihm geblieben, ſah er mich an, und es war ein Ausdruck unbeſchreiblicher Verwunderung in ſeinen Mienen. „Was ſoll ich daran nehmen?" ſprach er, „ſie wird mich einen Narren ſchelten, wenn ich ihr einen Span ins Haus bringe." — „Das wird ſie nicht", ſagte ich, „nimm es nur und gehe gleich, ich kann nicht lange warten." Da er ſah, daß es mein Ernſt war, ſo nahm er den Span und fragte: „Was ſoll ich ihr ſagen?" — „Du brauchſt ihr nichts zu ſagen, der Span wird ſchon ſagen, was ich will." — Er glotzte mich voll Erſtaunen an, hielt die Flocke Holz verächtlich in die Höhe und fragte: „Wie kann dies ſprechen? hat es einen Mund?" — „Nimm es nur gleich", ſagte ich, „und geh', verbring nicht ſo viel Zeit mit Schwatzen." — Er ging nach meinem Hauſe und gab den Span meiner Frau zu Händen; ſie las ihn, warf ihn weg und ging nach dem Werkzeugkaſten, der Häuptling voll Neugier ihr auf dem Fuße nach, um zu ſehen, was aus dem Geheimniß herauskommen würde. Sie gab ihm das Winkelmaaß. „Sage mir, Tochter", ſprach er, „wie ſo weißt Du, daß Herr Williams dieſes Ding braucht?" — „Ei", ſagte ſie, „haſt Du mir nicht ſelbſt den Span gebracht?" — „Ja doch", meinte er verlegen, „aber ich habe doch nicht gehört, daß er Dir was ſagte." — „Du nicht", erwiederte ſie, „ich aber wohl; der Span hat mir gemeldet, was Mr. Williams braucht, und nun geh' zurück und bringe es ihm ſo geſchwind als möglich." — Der Häuptling lief in großen Sprüngen davon, las noch im Vorbeirennen den Span vom Boden auf, hielt ihn hoch in der einen Hand, das Winkelmaaß in der anderen, und ſchrie das ganze Dorf entlang: „Seht die Kunſt der Engliſchen Männer, ſie machen, daß ein Span ſpricht." — Als er mir das Richtmaaß überreichte, bat er mich, ihm zu ſagen, wie es mir möglich wäre, den Leuten auf ſo weite Entfernung zu melden, was ich wolle. Ich ſuchte ihm die Sache zu erläutern, ſo gut ich konnte, aber ſie blieb ihm noch immer ſo unbegreiflich und geheimnißvoll, daß er den Span an eine Schnur band und ihn mehrere Wochen um den Hals trug. Während der nächſten Tage ſahen wir ihn häufig von einer Menge Volkes umringt, welches ſeiner Erzählung von der wunderbaren Verrichtung des Spans mit aufmerkſamer Neugier zuhörte."

Wenn wir in dem Buche des Herrn Williams von der entſetzlichen Wildheit und Grauſamkeit der noch heidniſch gebliebenen Bewohner Auſtraliens leſen, von ihrem Kannibalenweſen, ihren Menſchenopfern, der Ermordung ihrer neugeborenen Kinder u. ſ. w., ſo wird die uns eröffnete Ausſicht um ſo tröſtlicher, daß binnen kurzem dieſer ganze Welttheil, das wilde Volk auf Neu-Guinea und Neu-Holland nicht ausgenommen, das Licht der Wahrheit empfangen haben wird. Die größte Achtung und Dankbarkeit von unſerer Seite gebührt ſolchen Männern wie Herr Williams, die, von Liebe zu Gott und zu ihren Mitmenſchen beſeelt, auf alle Bequemlichkeiten und Genüſſe des Europäiſchen Lebens verzichten und auf jenen entlegenen Eilanden alle mögliche Entbehrungen, Gefahren, ja ſelbſt den Tod aufſuchen, um ein Werk der Liebe zu erfüllen. Leider iſt die Theilnahme für dieſe Beſtrebungen bei weitem nicht ſo lebhaft, wie ſie ſeyn ſollte; vielmehr erſcheint die Gleichgültigkeit des Publikums in dieſen Angelegenheiten, wo es ſich um die Verbreitung von Religion und Moralität, um Veredlung und Civiliſation eines großen Theiles der Menſchheit handelt, uns ſehr bedauerlich. Was für die Beförderung der Miſſionen geſchieht, iſt wirklich wenig; in einem Reiche, wie das Britiſche, ſollten nicht bloß einzelne Geſellſchaften, ſondern der Staat in großem Maßſtabe ſich der Sache annehmen. Die Bewohner der Britiſchen Inſeln waren vor etwa 1500 Jahren auch ſo wild und barbariſch, wie die Wilden in der Südſee; damals haben die Römiſchen Chriſten ſich ihrer erbarmt, Lehrer zu ihnen ausgeſendet und ihnen die Segnungen des Glaubens und das Licht der Wiſſenſchaften mitgetheilt. Es iſt nunmehr ihre Pflicht, Anderen dieſelbe Wohlthat zu erweiſen.

Bibliographie.

- Mineralogy. — Von R. Jomiſon. (Bildet auch einen Band der Encyclopaedia Britannica.) 6 Sh.
- The popery of Oxford, confronted, disavowed and repudiated. — Von P. Maurier. 4 Sh.
- Select lyrical poems of the Germans. — Von W. Klauer-Klattowsky. 8 Sh.
- Jeannette Isabella. — Roman vom Verf. der „Black gowns and red coats". 3 Bde. 31½ Sh.
- Devotion or the man of impulses. — 3 Bde. 3½ Sh.
- Epitome of Niebuhr's History of Rome. — Von Twiß. 2 Bde. 18 Sh.
- Temples ancient and modern. — Von Bardwell. Mit Kupfern. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Michel Raymond. Dieſer Name, den ein ganzer Cyklus Franzöſiſcher Romane als ſeinen Verfaſſer bezeichnet, iſt eine bloße Firma, unter der etwa fünf oder ſechs verſchiedene junge Leute ihre Schriften herausgegeben haben. Es mögen jetzt ungefähr zwölf Jahre her ſeyn, daß dieſe Aſſociation zuerſt von zwei jungen Pariſer Handwerkern geſtiftet wurde, deren Werkſtätten dicht neben einander lagen, die ſich aber mehr noch durch gemeinſchaftliche Neigungen und geiſtige Beſchäftigungen an einander gefeſſelt hatten. Der Eine dieſer Handwerker hieß Raymond Brucker und der Andere Michel Maſſon. Beide fühlten den Kontraſt, den ihre Empfindungen mit ihrer äußeren Stellung im Leben bildeten. Beide beſaßen eine gleich glühende Einbildungskraft, ein außerordentliches Auffaſſungs-Talent und, was in ihrer bedrückten Lage gewiß noch mehr ſagen will, einen imponirenden Styl. Sie wollten es daher einmal mit einer romantiſchen Darſtellung ihrer Lebensverhältniſſe verſuchen und gaben den Maurer (Le Maçon) heraus, ein Buch, das, weil es aus dem vollen wirklichen Leben gegriffen war, auch einen ungemein glücklichen Erfolg hatte. Nachdem ſie aber einmal als Autoren bekannt waren, war es auch um ihre Beſcheidenheit gethan. Nun ſchämten ſie ſich, Handwerker zu ſeyn; ſie wurden Schriftſteller von Profeſſion — allerdings eine Profeſſion, die noch ſeltener ihren goldenen Boden jetzt hat, als das Handwerk. Michel und Raymond trennten ſich. Raymond Brucker ſuchte einen neuen Aſſocié für ſeine Firma und fand ihn in einem ſo eben in Paris eingetroffenen jungen Provinzialiſten, Namens Leon Gozlan, der ſich ſeitdem ſelbſt einen Namen gemacht hat, damals aber froh war, an einem bereits ſo renommirten Geſchäft Theil nehmen zu können. Beide gaben nun den Roman „die Vertrauten" (Les Intimes) heraus, der den fingirten Namen Michel Raymond noch mehr zu Ehren brachte. In dieſem Buche ſind Raymond Brucker, der Familienvater, und Gozlan, der Hageſtolz, die ſelber in vertrauter Freundſchaft mit einander lebten, als Gegner aller Intimitäten aufgetreten, welche ſie als die größten Ruheſtörer unſeres geſelligen Lebens darſtellen. Je paradoxer freilich in unſerer Zeit eine Sophiſterei dieſer Art iſt, um ſo mehr macht ſie Aufſehen, wenn ſie nur in einer blendenden Sprache vorgetragen wird. Bald löſte ſich jedoch auch die neue Societäts-Handlung wieder auf, und Raymond Brucker gab nunmehr auf eigene Hand „die ſieben Todſünden" (Les sept péchés capitaux) heraus. Michel Maſſon hatte ſich inzwiſchen auch ſeinerſeits mit einem anderen „Collaborateur" verbunden, mit welchem gemeinſchaftlich er den abgeſchmackten, zum Theil in Berlin ſpielenden Roman „Thaddäus der Wiederauferſtandene" (Thaddaeus le Ressuscité) ſchrieb und ebenfalls unter dem Namen Michel Raymond drucken ließ. Spätere Erzählungen, wie „La Lampe de Fer" und „La Couronne d'Epines" und andere, ſollen zum Theil wieder Brucker und Maſſon gemeinſchaftlich, zum Theil aber auch dieſe verbunden mit Anderen zu Verfaſſern haben. Die Verleger, und beſonders die Brüſſeler Nachdrucker, die bald den Namen Michel Raymond allein und bald ihn mit Raymond Brucker oder mit Michel Maſſon verbunden auf das Titelblatt abdrucken, wiſſen in der Regel ſelbſt nicht recht, wer eigentlich der Autor ſey, und ſo wird es einmal eine bibliographiſche Aufgabe ſeyn, zu entſcheiden, wer die Verantwortlichkeit ſo vieler unter der Firma Michel Raymond erſchienener ſchlechten Romane zu tragen habe.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.   Redigirt von J. Lehmann.   Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 77. Berlin, Mittwoch den 28. Juni 1837.

Nord-Amerika.

Waſhington Irving's „Capitain Bonneville".*)

Wäre dieſes Buch auch nicht mit allem bekannten Reiz Irvingſcher Erzählungsweiſe ausgeſtattet, die Neuheit und der Reichthum ſeines Inhaltes würden ihm gleichwohl ein bedeutendes Intereſſe ſichern. Es ſchließt uns den entlegenen Nordweſten des Amerikaniſchen Staaten-Gebietes auf, ſchildert uns die Stämme der Urbevölkerung, ihre Lebensweiſe, ihren Charakter, ihren Kampf mit den weißen Einwanderern. Die Bereicherung, welche hier der geographiſchen Wiſſenſchaft zu Gute kommt, verdankt man ganz und gar den Handelsleuten und den kühnen Jägern, welche der Reiz des Gewinns hinauslockt in die von Pelz-Thieren aller Art bevölkerte Wildniß. Ohne den Pelzhandel wäre das ganze Gebiet, welches von den weſtlichſten Staaten der Union an die Rocky Mountains (Felſengebirge) und über dieſe hinweg bis zum großen weſtlichen Ocean reicht) noch wer weiß wie lange terra incognita geblieben. Denn an Expeditionen im Intereſſe der Wiſſenſchaft, wie ſie von Europäiſchen Regierungen mit edler Freigebigkeit ausgerüſtet werden, iſt in Amerika nicht zu denken. Auf Dinge, wobei kein runder, baarer Profit abzuſehen iſt, läßt man ſich hier nicht ein. Irving deutet mit leiſem Tadel darauf hin, aber auch durch den lauteſten und ſchärfſten würde er ſeine Landsleute nicht beſſern. Was macht ſich die junge Republik daraus, in den geiſtigen Bahnen der Wiſſenſchaft weit hinter dem veralteten Europa zurückzubleiben? Dafür hat ſie uns ſiegreich um weite Strecken überholt auf den Bahnen der Gewinnſucht und Unerſättlichkeit.

„Erſt ſeit wenigen Jahren iſt das jenſeits der Rocky Mountains belegene Land dem Pelzhandel zugänglich geworden, und noch ſind gewaltige Schwierigkeiten und Gefahren dabei zu überwinden. Die Rocky Mountains ſind durchaus ungangbar; ihre Hochflächen ſind kahle Steinwüſte oder Sumpf, ihre Abhänge tief und wild zerklüftet; über ſteile Wände und Abgründe muß der Wanderer klettern, über Berg-Seen und reißende Berg-Ströme ſetzen. Ueberall lauern die Eingebornen, namentlich die Indianer vom Stamme der Crows (Krähen) und der Blackfeet (Schwarzfüßer), den weißen Ankömmlingen auf, und um ſich ihrer Anfälle zu erwehren, ziehen die Jäger in Banden zu ſechs, zwölf, auch wohl zwanzig und mehr. Aber die Liſt der Indianer iſt groß und mit der zäheſten Hartnäckigkeit verbunden; Monate lang ſchleichen ſie dem Lager der Weißen nach, bis ſie einmal die Gelegenheit erlauern, die Schläfer bei Nachtzeit zu überfallen, auszuplündern, zu ermorden oder gefangen mitzuſchleppen. — Ueber Hinderniſſe und Gefahren triumphirt jedoch der unternehmende Muth der Amerikaner, und immer zahlreicher ergießt ſich der Schwarm der Abenteurer über das ganze Weſtland, das im Süden an Kalifornien, im Norden an die Ruſſiſchen Niederlaſſungen ſtößt. Leider fehlt es noch immer an einer Karte dieſes Landſtriches, die auch nur den mittelmäßigſten Anforderungen entſpräche; die Amerikaniſchen und Engliſchen Kartenzeichner haben, wie es ſcheint, ganz verſäumt, das ſtets reicher zuſtrömende Detail geographiſcher Angaben und Ortsbeſtimmungen zu benutzen und einzutragen.

Capitain Bonneville iſt keine von Waſhington Irving erdichtete, ſondern eine wirkliche, noch gegenwärtig lebende Perſon, Offizier in Dienſten der Vereinigten Staaten und weitberühmt durch ſeine zahlreichen und verwegenen Streifzüge jenſeits der Berge. Mehr und genauer als irgend ein Anderer weiß er von der Lebensweiſe und den Gebräuchen der Indianer, von der Beſchaffenheit des Landes und ſeinen Erzeugniſſen, von den Thieren des Urwaldes, von den Fahrten und Abenteuern der Pelzhändler, der Jäger und der Trapper zu erzählen. Trapper heißen die Leute, welche den Bären in der Wildniß am Ufer der Ströme Fallen ſtellen, um ſie lebendig zu fangen. Waſhington Irving hat die Mittheilungen des Capitains zu gegenwärtigem Buche verarbeitet, daſſelbe jedoch mit vielen Zuſätzen aus anderer Quelle bereichert. Wir können dem Capitain hier nicht auf ſeinen Kreuz- und Querzügen folgen; was er für Mühſeligkeit und übermenſchliche Gefahren überſtanden, wie oft er den Tod nur um eines Haares Breite gefehlt, das mögen die Leſer in dem Buche ſelbſt aufſuchen, das ihnen wahrſcheinlich ſehr bald auch in Deutſcher Ueberſetzung vorliegen wird. Uebrigens iſt die Erzählung ſo loſe verknüpft und ſpringt ſo ſchnell und oft von einem Gegenſtande zum anderen über, daß wir ganz nach Belieben dieſes und jenes herausheben können, ohne dem Zuſammenhange Eintrag zu thun. Es iſt eine Reihe von Bildern mit beſtändig wechſelnder Scenerie.

„In ſo unaufhörlicher Bewegung und Anſtrengung", ſagt Bonneville, „in ſo beſtändiger Aufregung und Lebensgefahr, wie der nomadiſche Trapper im Weſten, lebt gewiß kein anderer Menſchenſchlag auf Gottes Erdboden. Dafür lieben ſie aber auch ihren Beruf leidenſchaftlich. Ein Trapper wird lieber alle Mühſal, alle Entbehrung tragen und der augenſcheinlichſten Gefahr Trotz bieten, als von ſeiner Jagd abſtehen. So überſpannt iſt ihr Eifer, ſo unbändig ihre Haſt, daß ſie einem Fremden wie Wahnſinnige vorkommen müſſen. Ob draußen die blutdürſtigen Wilden jeden Pfad belagern, ob Felſen und Abgründe und Gießbäche voll geſchmolzenen Schneewaſſers ihm den Weg verſperren — wenn er auf dem Sande oder Raſen die Fährte eines Bibers gewahr wird, ſo ſetzt er ihm nach und trotzt aller Mühe und Gefahr. Nicht ſelten ſieht man ihn, ſein Fallnetz über die Schulter geworfen, durch reißende Ströme ſich hindurcharbeiten, oder über ſchwimmende Eisblöcke von einem Ufer zum anderen ſpringen, die ſchroffſten Berge hinanklimmen, über ſchwindelnden Abgründen auf- und niederklettern. Auf unzugänglichen Pfaden, die noch keines weißen Wanderers Fuß betreten, ſucht er die tief verborgenen Quellen und Wald-Seen auf, von wo noch keines Jägers Büchſenſchuß das Wild verſcheucht hat. So iſt der wilde Jäger, der freie, abgehärtete Nomade in den Bergen des Weſtens beſchaffen; eine unſtäte, ſonderbar gemiſchte Bevölkerung treibt ihr abenteuerliches, waghalſiges Wälderleben in der Wildniß jenſeits der Rocky Mountains." Gewiß liegt eben in der beſtändigen Gefahr und Unruhe dieſer Lebensweiſe der Reiz, welcher den Jäger daran feſſelt; kein anderer menſchlicher Lohn wäre vermögend, Jemanden zur Wahl eines ſolchen Lebens zu bewegen. Der Kühne ſucht in der Gefahr ſeinen Stolz und ſeine Luſt. Aber freilich Leute gewöhnlichen Schlages aus der civiliſirten Welt, ſolche namentlich, die an der Civiliſation die Bequemlichkeiten und den Genuß lieben, dürfen ſich nicht einfallen laſſen, eine Wanderung nach jenem Lande anzutreten. Sie würden, ehe ſie noch der Mühſal und Entbehrung erlägen, wehrlos den Indianern in die Hände fallen, die beſtändig auf der Lauer liegen, voll Kühnheit, voll Schlauheit, voll Rachſucht, mit jedem Schleichpfade in der Wildniß bekannt und in der Führung der Feuerwaffen den beſten Amerikaniſchen Schützen nichts nachgebend.

„Das beſtändige Zuſtrömen der weißen Handelsleute und Jäger hat auf die Sitten und den Charakter der Eingebornen einen bedeutenden Einfluß gehabt. Die Wilden haben ſich ſeitdem vorzugsweiſe auf die Biberjagd verlegt, weil dieſe ihnen am meiſten einbrachte. Durch den Verkehr mit den Weißen haben ſie bisher ganz unbekannte Gegenſtände des Luxus kennen und begehren gelernt. Seitdem man ihnen den Gebrauch der Feuerwaffen gelehrt hat, iſt ihre Jagd glücklicher und ertragreicher, aber auch ihre Feindſchaft gefährlicher geworden. Mehrere Stämme von beſonders wildem und raubſüchtigem Charakter haben die Wahrnehmung gemacht, daß keine Jagd und kein Abenteuer ſo reichliche Beute gewähre, als ein Anfall auf die reiſenden Züge, oder auf die Blockhäuſer und Niederlaſſungen der Pelzhändler. Einer Bande Trapper aufzulauern, die mit ihren Laſtpferden in den engen und ſteilen Schluchten des Gebirges mühſam ihren Weg ſucht, ſie zu überfallen, aus dem Hinterhalte niederzuſchießen und die Beute wegzuführen, gilt bei dieſen Indianern für eine Ehren- und Heldenthat, wie bei den Beduinen die Plünderung einer Karawane in der Wüſte. Die Stämme der Crows und der Blackfeet, die ſchon vor Jahren den Jägern und Geſellen von Aſtoria ſo furchtbar geweſen waren, treiben ihr Raubweſen noch zur Stunde, aber ſie haben es jetzt in ein Syſtem von größtem Umfange gebracht. Sie kennen jeden Pfad und jeden Schlupfwinkel der Trapper; ſie wiſſen genau, wo man ihnen einen Hinterhalt legen kann, wo man ihrem Zuge in der guten Jahreszeit auflauert, und wie man in der ſchlechten ihr Winter-Quartier umzingelt. Des Trappers Leben iſt daher ein beſtändiger Kriegszuſtand, ein Kampf auf Leben und Tod, und ohne ſein Gewehr in der Hand darf er nicht ſchlafen."

Eine andere Art von Jägern wird unſeren Leſern kaum oder noch gar nicht bekannt ſeyn: die Bienenjäger nämlich. Dies ſind Leute, die während der Herbſtmonate in den Wäldern umherziehen, die Neſte der wilden Bienen aufſuchen und die Waben herausnehmen. — „Der Bienenjäger iſt in der Regel einer von den Anſiedlern am Saume der Prairie, ein langer, hagerer Geſell, von Farbe gelb wie das Fieber, weil er beſtändig auf friſch gebrochenem Boden und in einer Hütte von noch grünen, naſſen Holzſtämmen lebt. Im Herbſte, wenn die Aerndte eingebracht iſt, thun ſich dieſe Leute zu zweien oder zu dreien zuſammen und gehen auf die Bienenjagd. Sie ſchaffen ſich einen Wagen, legen eine Anzahl leerer Fäſſer darauf, werfen ihre gezogenen Flinten über die Schulter, und ſo ziehen ſie aus in die Wildniß, nach Oſt und Weſt, nach Süd und Nord, ohne ſich im geringſten um das Gebot der

*) Adventures of Captain Bonneville. — Vgl. den Artikel Mannigfaltiges in Nr. 62 des Magazins.

Digitized by Google

Central-Regierung zu kümmern, wonach das den Indianern eingeräumte Landgebiet von den weißen Jägern nicht betreten werden ſoll."

„Durch die Niederung der Prairie, zu beiden Seiten der hindurchſtrömenden Flüſſe, ziehen ſich Gürtel und Streifen von Waldland, von unzähligen Bienenſchwärmen bevölkert. Die Bienen bauen ihre Stöcke in hohle Bäume, und den Honig ſammeln ſie reichlich auf der mit üppigem Pflanzenflur bedeckten Prairie. Unter den Leuten im Lande geht die Sage, daß, je weiter die Anſiedler vordringen, deſto weiter auch die Bienen ſich nach Weſten zurückziehen. Ein Handelsmann, der zehn Jahre im äußerſten Weſten zugebracht und das Land ſehr genau kennt, verſicherte, während jener Zeit ſeyen die Bienen wohl hundert (Engl.) Meilen nach Weſten gerückt. Am Miſſouri ſagt man, daß die wilden Auerhähner und die wilden Bienen zuſammen immer weiter am Stromthal aufwärts ziehen; in den höheren Gegenden zu beiden Seiten des Stromes findet man ſie nicht; aber bereits ſind ſie auf ihrem Rückzuge aufwärts in die Nebenthäler des Miſſouri gelangt, und ganz jüngſt hat man an den Ufern der Nebraska oder des Platte-Fluſſes Auerhühner geſchoſſen, während zugleich der Zug der wilden Bienen in derſelben Gegend anlangte."

„Doch dem ſey, wie ihm wolle: die Bienenjäger machen auf weite Strecken die Runde in den waldigen Niederungen am Ufer der Flüſſe und in den Büſchen, die ſtellen- oder ſtreifenweis über die Prairie ziehen, und an jedem Baume, in welchem ſie einen Bienenſtock finden, machen ſie ein Zeichen. Dieſes Zeichen wird von anderen Bienenjägern, die etwa nachher an denſelben Baum kommen, immer reſpektirt. Haben ſie ſo viel Honig ausgekundſchaftet, als zur Füllung ihrer Fäſſer hinreicht, ſo kehren ſie genau auf demſelben Wege zurück, hauen jeden Baum um, an dem ſie ihr Zeichen finden, und fahren mit ihrer Ladung an Honig und Wachs wohlgemuth nach Hauſe."

Da aber die Indianer den wilden Honig eben ſo gern ſammeln, wie die Weißen, ſo kann man ſich wohl denken, daß ſie den Eindruch der Bienenjäger auf ihr Gebiet ſehr ungern ſehen. Es kommt darüber häufig zu blutigem Streite. Den Eindringlingen aufzulauern, ſie zu plündern und todtzuſchlagen, iſt den Rothhäuten eine Luſt. Wir aber verdanken dem verwegenen Muthe jener Abenteurer einen reichen Zuwachs geographiſcher und naturhiſtoriſcher Kenntniſſe, nicht bloß von den wilden Bienen und Auerhühnern, ſondern auch von Wölfen, Büffeln, Antilopen, Bären, Schlangen und anderen in der Prairie und im Urwald hauſenden Thieren. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Irrenhäuſer in Frankreich.

(Schluß.)

Als wir dieſes Zimmer verließen, führte uns ein eiſernes Thor auf einen Raſenplatz, der ausſchließlich für die Perſonen, die wir eben geſehen, und für Andere in demſelben Zuſtande, die noch nicht auf dem Wege der Beſſerung ſind, beſtimmt iſt; ſie gehen hier ſpazieren, ſo oft ſie es wünſchen, Jeder von ſeinem Diener begleitet. Freie Bewegung und friſche Luft werden in Herrn Esquirol's Heilungs-Syſtem beſonders befördert, als außerordentlich heilſam für den Geiſt und Zuſtand der Patienten, und als die geeignetſten Mittel, alles grämliche Brüten zu verbannen und ſie in heiterer Laune zu erhalten. Er iſt eben ſo ein Feind von Einſperrung und trägem Sitzen, als von Zwang und Strenge. Dieſer Raſenplatz würde den Vernünftigen wie den Verrückten locken, oft und lang darauf zu ſpazieren; er bietet eine Ausſicht nach der Seine, die in breitem Bett reizend dahinfließt, und da ſie damals die Felder und Wieſen überſchwemmt hatte, ſo ſah das Ganze wie ein See aus, aus deſſen Fluthen ſich Bäume und Wäldchen erhoben und einzelne Hütten hier und da gleich Inſeln hervorguckten. Die Sandpfade führten noch eine ganze Strecke hinab und boten einen langen angenehmen Spaziergang. In der Mitte der graſigen Fläche ſteigt ein kleines Hügelchen empor, auf deſſen Spitze ein Luſthaus die köſtlichſte, ausgedehnteſte Ausſicht beherrſchte. Hier ſaßen oft die Unglücklichen und überſchauten die lebendige Scene rings herum: die Seine mit ihren Kähnen, welche aus dem Innern des Landes nach Paris ſteuerten, die Dörfer und Weiler an den Ufern und hinter ihnen die Felder und Gebüſche. Allerdings muß ein ſolcher Anblick den heilſamſten Einfluß auf den Geiſt ausüben, ſelbſt im zerrütteten Zuſtande. Unſer Wirth bemerkte, daß in vielen Engliſchen Irren-Anſtalten nicht einmal hinreichender Raum für einen Garten oder einen freien Platz da ſey, damit ſich die Kranken bewegen und zerſtreuen können. — Die Luft auf dieſem Fleck iſt wirklich ganz ausgezeichnet heilſam, und der ganze Platz ſah mehr wie der Park eines reichen Engländers, als wie der Garten eines Maison des Fous aus. Den Verwandten der Gefangenen muß es ein großer Troſt ſeyn, daß der bittere Kelch, den ſie zu leeren haben, wenigſtens durch ſo viel Genuß und Bequemlichkeit verſüßt wird, und daß es ihnen an keiner Erholung fehlt in Muſik, in mannigfaltiger Uebung und Bewegung und an Büchern. Die Luſt zum Leſen tritt gewöhnlich innerhalb ſolcher Mauern nur wenig hervor; ſelbſt die gebildetſten Leute tragen ſelten ein Verlangen danach, ein Buch in die Hand zu nehmen, oder wenn ſie es thun, leſen ſie mehr dem Scheine nach, als in der Wirklichkeit. Es iſt zu ſchwer, einen irren Geiſt auf einen beſtimmten Gegenſtand, mag er auch noch ſo leicht ſeyn, zu konzentriren; man muß ihm die Sachen faſt in den Weg legen, um ihn zum Leſen zu locken, und auch die Auswahl des Stoffs muß ihrem früheren Geſchmack, der Beſchäftigung ihrer Gedanken angemeſſen ſeyn. Hier hatte Jeder die Bücher, die er wollte; in jedem Zimmer waren eine Menge Bände aus allen Gattungen der Literatur aufgeſtellt; ſelbſt politiſche ſtanden ganz frei zu Gebote. Man könnte glauben, daß, wenn die Letzteren auch den politiſchen Schwärmern angeboten würden, der Philipp'iſtiſche Patient z. B. für den Zunder, der in ihm brannte, nur noch neuen Nahrungsſtoff bekäme; geiſtige Beſchäftigung aber, von welcher Art ſie auch ſeyn möge, iſt immer ein Heilmittel und wird hier auf jede Weiſe befördert. Wir ſahen mehrere Kranke ſehr aufmerkſam leſen; es war ein eben ſo neuer, als intereſſanter Anblick, den man in Engliſchen Irren-Häuſern nur ſelten zu ſehen bekommt, da die geiſtige Beſchäftigung daſelbſt allzu ſehr vernachläſſigt wird und Bücher, als unnütze Dinge in der Hand eines Wahnſinnigen, nur ſelten angeſchafft werden. Iſt dies nicht offenbar Unrecht? Die armen Leute haben ſchon ſo wenig Zerſtreuung und Vergnügen, daß es nicht mehr als billig iſt, ihnen ſo viel, wie möglich, zu gewähren, und daß man Alles thun muß, um die Gedanken, wenn auch nur für eine kurze Zeit, von der einen blutenden Wunde abzuwenden.

Die Kranken ſpazieren gern in jenen Gärten, deren eiſernes Thor keinem anderen Gefangenen, ſelbſt dem Geneſenden nicht, erlaubt, ſich unter ſie zu miſchen. Viele von ihnen müſſen die Schönheiten der Natur verſtehen, denn man ſieht ſie oft recht lange und mit deutlichem Wohlgefallen die Landſchaft, die ſich vor ihnen ausbreitet, betrachten. Die Pfeife und der Schnupftaback werden denen, welche es wünſchen oder daran gewöhnt ſind, zugeſtanden; der Türkiſche Tollhäusler an ſeiner Quelle hatte einen nicht halb ſo köſtlichen Sitz, wie dieſe Patienten in ihrem geſchmackvollen Sommerhauſe auf dem grünen Hügel, mit allen Reizen der Natur auf Waſſer, Feld und Wald vor ſich. Herr Esquirol bemerkte übrigens, daß er das Rauchen nicht ſehr billige, er habe es oft zu aufregend für den Patienten gefunden. — In dieſem Gebäude war auch eine Reihe von Bade-Zimmern, deren Gebrauch ſehr häufig iſt; im Vorübergehen bemerkten wir den Billardſpieler, der uns ſo plötzlich angeredet, mit der größten Bequemlichkeit in einem Bade ausgeſtreckt und ungefähr einen Fuß vor ſeinem Geſicht mit beiden Händen einen Folioband haltend, deſſen Seiten er höchſt aufmerkſam ſtudirte. Dieſer Mann war unheilbar; er machte nur wenig zu ſchaffen, benahm ſich ganz anſtändig und konnte ſich leicht die Zeit vertreiben; aber ſeine Gehirn-Nerven litten an einer Schwäche, welche keine ärztliche Behandlung heilen konnte. Wir betraten das Zimmer einer intereſſanteren Perſon — wieder eines Engländers (aber nicht der melancholiſche in der Halle): es war ein Mann von Vermögen, jung, kräftig, wohlgebildet, von der beſten Geſundheit und dem heiterſten Geſicht; er hatte ein tapezirtes Zimmer mit dem ſchönſten Mobiliar, auf dem Tiſch am Heerd lagen einige Bücher und ein Schachbrett, mit dem er ſich oft die Zeit vertrieb; er hatte gerade das Zimmer verlaſſen. Wenige Minuten nachher kamen wir vor ſeinem Schlafzimmer vorüber, deſſen Thür offen ſtand, und wir konnten uns nicht enthalten, einen Blick hineinzuwerfen. Er war dieſes Blickes wohl werth, man ſah in ihm das vollkommene Ideal eines verrückten Engländers, einen Mann von feinem Geſchmack ſelbſt im Irrenhauſe, einen faſhionablen Wahnſinnigen; und doch lag in ſeinem Blick und Weſen etwas Tieferes, Ernſteres, als bloß Mode und Geſchmack; er ſprach nur ſelten, war vielleicht zu ſtolz dazu, oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, er war ſich ſeines Zuſtandes bewußt — ſein Auge wenigſtens ſchien dies anzudeuten, und nichts iſt ſo ſchmerzlich und herzzerreißend, als der Blick eines Menſchen, der von ſich weiß, daß der Verſtand ihn verlaſſen hat. Er ſaß auf einem Stuhl, auf einem Tiſch vor ihm ſtand ein Spiegel, in welchem er ſeine eigenen Züge betrachtete; vielleicht erweckten dieſe Züge Erinnerungen an die Vergangenheit, an ſeinen eigenen beſſeren Zuſtand oder an die, welche dieſes Geſicht oft und gern zu betrachten und gewiſſe Aehnlichkeiten darin zu ſuchen pflegten; er hatte daheim in England ein Weib und zwei Kinder. Iſt es möglich, daß ſelbſt im Wahnſinn nicht ein Verkehr des Geiſtes ſtattfinden ſollte mit denen, an welchen er früher gehangen und noch jetzt hängt, ſo oft ihm ein Intervall des Lichts und des Bewußtſeyns zurückkehrt? Er wandte ſich um und ſah uns feſt an; welch ſtolzer Kummer lag in dieſem Blick! Es war ein gewiſſer Trotz mit dem Bewußtſeyn der Abgeſchiedenheit, in der er ſich befand, verſchmolzen; bald folgte eine andere Geberde von mehr zweideutiger Natur, ein finſterer hämiſcher Blick, der zu ſagen ſchien, als haſſe er es, ſo begafft zu werden, und als würde er von uns ſchmählich beleidigt. Wir erfuhren nachher, daß er eben von ſeiner Krankheit langſam wieder zu ſich komme, aber noch höchſt eigenſinnig in ſeinen Gewohnheiten ſey; er konnte Stunden lang mit ſich ſelbſt Schach ſpielen, war aber übel gelaunt und von finſterem Temperament. In einigen Zimmern giebt es Pianos für die mehr muſikaliſchen Patienten, welche ſich oft Stunden lang damit beſchäftigen. Eine andere Abtheilung in dieſer intereſſanten Anſtalt beſuchten wir ebenfalls unter der unmittelbaren Führung des Vorſtehers ſelbſt, deſſen koſtbare Zeit wir nun ſchon zu lange in Anſpruch genommen. Es nahte die Mittagsſtunde für Paris, aber nicht für dieſe unglücklichen Gefangenen, welche keine fixe Stunde für ihr Mahl haben und auch nie in Geſellſchaft ſpeiſen, ſondern Jeder für ſich zu der Stunde, wo es ihm gefällt.

Bibliographie.

- Histoires morales et édifiantes. 2 vols. 8 Fr.
- Le Roi de Verone. — Von Ecouret. $3\frac{1}{2}$ Fr.
- Les montagnards des Alpes. — Von Fabre d'Olivet. 2 Bde. 7 Fr.
- De l'éducation et de l'instruction en France. — Von Laudais.
- Un an sur les chemins etc. — Von Lottin de Laval. 2 Bde. 15 Fr.
- Voyage en Corse. — Von Valery. Erſter Band. $7\frac{1}{2}$ Fr.
- Satires et poëmes. — Von A. Barbier. 8 Fr.
- La chute des feuilles. — Von Brot. 2 Bde. 15 Fr.
- De la vieille Europe. — Von Donnadieu. 7 Fr.

Spanien.

Drei Monate bei den Karliſten.

Von einem Britiſchen Offizier.

Gegen Ende Dezembers 1836 verließ ich England, um von den letzten Operationen vor Bilbao im Karliſtiſchen Lager Zeuge zu ſeyn.

Digitized by Google

Noch bevor ich aber Paris erreicht hatte, erfuhr ich die Niederlage der Truppen des Don Carlos und Eſpartero's ſiegreichen Einzug in Bilbao.

Um die Mitte des Januar betrat ich den Boden von Spaniſch Navarra, und paſſirte Vera, ein elendes Neſt, das man mit dem Namen „Königliche Stadt“ (ciudad real) beehrt. Es iſt dort durchaus nichts Merkwürdiges, als die Ruine eines weiland ſchönen Kloſters, welches durch den General Oraa zerſtört worden. Die kleine Beſatzung arbeitete eben an einem Fort auf einer Anhöhe, das zugleich den Frauen und Kindern, im Fall eines zweiten feindlichen Beſuches, als Zufluchts-Ort dienen ſollte. Bauern waren die Ingenieure, Bauern die Werkmeiſter, und Bauern beſtritten die Koſten des Baues; dennoch hatte man bereits einen Brunnen gegraben und ein Magazin angelegt. Eine Handvoll entſchloſſener Männer konnte den Platz gegen eine große Uebermacht eine Zeitlang behaupten, wofern er nicht mit grobem Geſchütz beſchoſſen wurde.

Wer die Gränze paſſirt, der muß jetzt eine ſehr langweilige Quarantaine beſtehen. Einer neuen polizeilichen Verfügung gemäß, muß er in dem Orte, welchen er zuerſt betritt, ſo lange warten, bis er aus einem Haupt-Quartier einen Paß erhält. Zu meinem Glück brauchte ich nur drei Tage in Vera zu bleiben; ich machte mich dann friſch auf den Weg nach Irun, wo ich am 21. Januar eintraf.

In Irun konnte man von allen Nationen Europa's Exemplare ſehen — Polen, Italiäner, Holländer, Engländer, Oeſterreicher, Portugieſen, Franzoſen und Spanier wogten hier durch einander. Ein Franzöſiſcher und ein Spaniſcher Offizier waren mit mir in demſelben Hauſe einquartiert. Wir ſpeiſten an demſelben Tiſche, und der vierte Tafel-Genoſſe war ein Portugieſiſcher Artillerie-Offizier. Dieſe merkwürdige Quadrupel-Allianz löſte ſich jedoch bald auf, wie dies in der Regel mit ſolchen Allianzen der Fall iſt.

Die Karliſtiſchen Chefs waren ſehr thätig; Don Carlos ſelbſt zeigte ſich dem Volke, miſchte ſich unter ſeine tapferen Streiter und ſtählte durch ſein Benehmen den Muth der Mannſchaft. Um aller Eiferſucht unter den Chefs ein Ende zu machen, hatte er ſeinen Neffen Don Sebaſtian zum Ober-Feldherrn ernannt.

Große militairiſche Geſchicklichkeit, inſofern ſie auf Erfahrung gegründet iſt, konnte der Infant allerdings nicht beſitzen; doch er war tapfer, unternehmend, einſichtsvoll und der Abgott ſeiner rauhen Soldaten. Den fähigſten Spaniſchen Offizier, General Moreno, machte er zum Chef ſeines Stabes; und ſeine Perſon umgaben Männer wie Eraſo, Eguia, Villareal, Graf Madeira, Pablo Sanz u. A.

Auf Don Sebaſtian's Antrag wurden friſche Truppen ausgehoben; Alt und Jung, Reich und Arm traten in die Reihen der Kämpfer; man bildete irreguläre Corps; Rekruten exerzierten in allen Richtungen, und freiwillige Beiträge ſtrömten in die erſchöpfte Schatzkammer. Alle Stellungen an den Seiten und im Rücken von Hernani wurden unterſucht und befeſtigt, die Werke von Fuentarabia ausgebeſſert und Vorkehrungen zum Empfange der ſchwimmenden Batterieen Lord John Hay's getroffen.

In Irun riß man einige Häuſer nieder, damit das Feuern von dieſem Punkte aus nicht gehindert würde; auch grub man Laufgräben, pflanzte ſtarke Paliſſaden und errichtete Bruſtwehren aus Erde. Der Palaſt des Marques de Torrealta auf der gleichnamigen Höhe, welcher mit Irun und Fuentarabia ein Dreieck militairiſcher Stellungen bildet, wurde in ein Fort mit zwei Kanonen verwandelt.

Bekanntlich führt bei Behobia eine Brücke über die Bidaſſoa, dem Gränzfluſſe zwiſchen Spanien und Frankreich. In Friedenszeiten iſt hier der regelmäßige Poſtweg zwiſchen Madrid und Paris. An dem Spaniſchen Ende der genannten Brücke haben die Chriſtinos ein befeſtigtes Gebäude mit einer kleinen Garniſon und einigen Kanonen. Dieſes Fort könnten die Karliſten alle Tage in Zeit von einer halben Stunde wegnehmen, da aber das Karliſtiſche Feuer nothwendigerweiſe auf Franzöſiſchen Boden fallen müßte, ſo geſtattet General Harispe, der das Franzöſiſche Obſervations-Heer kommandirt, keinen Sturm auf dieſen Poſten, indem er vorgiebt, daß dies eine Verletzung des Franzöſiſchen Gebietes ſeyn würde. Nun ſollte man erwarten, auch die Chriſtinos verhielten ſich ganz ruhig, dem iſt aber gar nicht ſo! Eine beſtändige Kanonade wird gegen die Karliſtiſchen Piquets gerichtet, und man feuert ſelbſt auf Weiber oder Kinder, die unvorſichtiger Weiſe in das Bereich der Gewehre kommen. Der Karliſtiſche Soldat wagt keinen einzigen Gegenſchuß, denn dieſer wäre das Signal zur Eröffnung der Franzöſiſchen Batterieen und könnte die Belagerung von Irun zur Folge haben. General Evans wollte durchaus, von dieſer Brücke geſchützt, Irun angreifen; ſein Vorſchlag iſt bis jetzt nicht angenommen worden, doch hat man es zugelaſſen, daß der kleine feſte Platz an der Brücke von San Sebaſtian aus mit Kanonen und anderen Kriegs-Vorräthen verſehen wurde.

Zu Anfang des Februar zeigten ſich öfter bewaffnete Dampf-Schiffe der Königin, die in gewiſſer Entfernung von Fuentarabia alle harmloſe Fiſcherböte in Schrecken ſetzten, aber keinen Angriff auf Fuentarabia wagten. Erſt am 15. Februar publizirte General Evans ſein berühmtes Manifeſt, das der Karliſtiſche Generaliſſimus ſelbſt in jedem Orte von Navarra öffentlich anſchlagen ließ.

Man ſah wohl, daß die Generale der Chriſtinos ſchon aus einem Gefühle von Schaam in kurzem etwas unternehmen mußten. Jede mögliche Vorkehrung gegen einen Ueberfall wurde getroffen, und mancher blinde Lärm bewies Don Carlos, daß er in Zeiten der Noth den Bewohnern dieſer Gegend mit ganzer Seele vertrauen konnte. Eines Abends, als die Beſatzung von San Sebaſtian geſonnen ſchien, einen Ausfall zu machen, zeigte ſich unter Soldaten und Bevölkerung eine enthuſiaſtiſche Kampfluſt, die ſelbſt ihre Chefs in Staunen ſetzte. Die große Glocke von Hernani läutete Sturm, und alle Glocken der benachbarten Dörfer ſtimmten ſogleich ein; bei einbrechender Nacht aber loderten faſt gleichzeitig von allen Bergzipfeln Alarm-Feuer empor. Bewaffnete Bauern und Hirten eilten ſchaarenweiſe von ihren Bergen herab. Weiber, Töchter, Mütter forderten ihre Gatten, Väter und Söhne unter Thränen und Gebet zum Kampfe auf. Jede Hütte, jeder Weiler lieferte dem Karliſtiſchen Heer einen Streiter.

Der März begann mit Hagelſtürmen, Regen und Schneegeſtöber; gleichwohl hatten Sarsfield und Eſpartero eine Bewegung gemacht — der Erſtere war aus Pampelona, wohin der Infant eilte, um ſich mit ihm zu meſſen, aufgebrochen, während Saraſa, der Karliſtiſche Befehlshaber in Biscaya, der dem Prinzen einen Theil ſeiner Streitkräfte geliehen hatte, dem Angriffe Eſpartero's nicht Stand halten konnte. Dieſer bemeiſterte ſich Durango's und rückte, obwohl nicht ohne Verluſt an Mannſchaft, bis Elorio vor. Die Karliſten zogen ſich kämpfend in der Richtung von Oñate zurück. Die Annäherung der mächtigen Kolonne Eſpartero's erregte in Vergara Beſtürzung, und die Junta von Guipuzcoa verließ eilig Azpeitia, um ſich in die beſchütztere Nähe von Toloſa zu begeben.

Unterdeß waren die kämpfenden Heere in Navarra einander zu Geſicht gekommen: der Prinz wollte gleich angreifen, aber weiſere Rathſchläge behielten die Oberhand. Zwei friſche Bataillone aus Hernani ſtießen zu ſeinem Corps, und Sarsfield, der dies bemerkte, zog ſich, von einem Schneewetter begünſtigt, nach Pampelona zurück. Die Diviſion des Infanten verfolgte die Chriſtinos, bis ſie wieder unter den Wällen ihrer Feſtung waren.

Jetzt gab es neue Unterhandlungen — neue Pläne wurden berathen, und man verſtärkte die Garniſon in San Sebaſtian, weil ein Angriff von dieſem Punkte aus einen günſtigeren Erfolg verbürgte. Die Chriſtinos wußten gar wohl, daß Guibelalde in Hernani viel zu ſchwach war, um ſein Areal von beinahe vier Legua's Ausdehnung, welches Fuentarabia und Irun mit einſchloß, behaupten zu können. Guibelalde hatte nur 4000 reguläre Streiter, abgeſehen von 1500 bewaffneten Bauern, auf die man im Augenblick des Sturmes rechnen konnte; dennoch entſchloſſen ſich die löwenherzigen Guipuzcoaner zu verzweifeltem Widerſtand.

Schon am Abend des 9ten hatte man die Beſatzung von San Sebaſtian ausrücken ſehen; allein erſt am folgenden Tage, in der Frühe, wurde es offenbar, daß ſie einen Angriff beabſichtigte. Die Chriſtino's brachen auf, warfen die Karliſtiſchen Piquets auf allen Punkten zurück, ſtürmten Ametzagana und bemeiſterten ſich dieſes Forts beinahe ohne Blutverluſt. Der Hügel Ametzagana iſt durch Gräben und Bruſtwehren aus Erde geſchützt, und kann, bei hinreichender Bemannung, tüchtigen Widerſtand leiſten; allein es hatten ihn nur zwei Compagnieen beſetzt, die einer Kolonne von mehreren Tauſend Chriſtinos keinen Trotz bieten konnten, und nach Hernani retiriren mußten. Hier ſchickte ſich Guibelalde an, dem weiteren Vordringen der Chriſtino's Einhalt zu thun, und traf zu dieſem Ende Vorkehrungen, die man allgemein bewunderte.

Die Chriſtinos hatten es wohl hauptſächlich darauf abgeſehen, der Hochſtraße von Fuentarabia und Irun bis Hernani ſich zu bemächtigen; ihre vornehmſten Manöver waren nach dieſer Seite gerichtet. Drei Mal drangen ſie während des Tages bis auf Piſtolen-Schußweite gegen die Straße vor, wurden aber jedesmal mit gefälltem Bajonett zurückgeworfen. An jenem Tage ſcheinen Jauregui und die Spanier auf Chriſtiniſcher Seite faſt Alles gethan zu haben; denn obgleich General Evans mit zwei oder drei Bataillonen im Felde erſchien, um im Falle der Noth Hülfe zu leiſten, ſo miſchten ſich die Engländer doch ſehr wenig in den Kampf. Ihr ganzer Verluſt betrug nicht 100 Mann, während die Spaniſchen Chriſtinos eingeſtandener Maßen mehr als 800 Todte und Verwundete hatten. Die Leute Jauregui's fochten übrigens wie Löwen, und zu verſchiedenen Zeiten des Tages wurden die Karliſten hart gedrängt. Eine Redoute wurde drei Mal genommen und wieder verloren, bis ſie endlich in den Händen der Karliſten blieb. Noch am Abend deſſelben Tages machte die ganze Karliſtiſche Streitmacht einen verzweifelten Angriff und trieb den Feind auf allen Punkten zurück; nur das theuer erkaufte Ametzagana blieb den Chriſtinos.

An Kanonen gebrach es auf Karliſtiſcher Seite gar ſehr; man konnte der gewaltigen Artillerie des Feindes faſt nichts entgegenſtellen. Dies geſteht General Evans ſelbſt in ſeinen Depeſchen. Er berechnet den Verluſt der Feinde auf mehr als 1000 Mann, „wegen der Ueberlegenheit unſerer Artillerie.“ In der Zahl-Angabe iſt hier, wie gewöhnlich, ein kleiner Irrthum; denn die Karliſten verloren nicht ganz 500 Mann. General Guibelalde befehligte, mit Einſchluß von 1300 bis 1500 Bauern, überhaupt nur 4300 Streiter; und dieſe geringe Mannſchaft konnte nicht einmal ganz am Kampfe Theil nehmen, da es nothwendig war, die Zugänge nach Irun und Fuentarabia gegen Ueberrumpelung zu ſchützen. Wie ſtark die Chriſtinos geweſen, kann ich nicht mit Beſtimmtheit angeben.

Beide Theile hielten die ganze Nacht unter Waffen; die Chriſtinos hatten aber keine Luſt, ihren Angriff am nächſten Tage zu erneuern.

Guibelalde meldete dem Prinzen durch einen Expreſſen ſeinen glücklichen Erfolg, und bat um ſchleunige Hülfe, indem er erklärte, daß er lieber in den Straßen von Hernani ſterben, als den Blut-Söldnern (sangre-vendidos — ſo nennt man die ausländiſchen Verbündeten) die Stadt überlaſſen wolle. Unterdeß wurden die Verwundeten in die benachbarten Dörfer und zum Theil nach Irun transportirt. Mit der Wundarzneikunde iſt es in Biscaya und Navarra allerdings ſchlecht beſtellt. Die nüchterne Lebensweiſe der Bewohner hat nur wenige Söhne Aeſkulap's bewogen, ſich in ihre Thäler niederzulaſſen. Wirklich beſteht das ganze mediziniſche Kollegium von Irun aus einem einzigen Profeſſor der Heilkunde, der ſeine mühſeligen Berufspflichten zum Theil auf heilkundige alte Frauen überträgt. Bei dieſem Mangel an ärztlicher und wundärztlicher Hülfe war es zu verwundern, daß ſo wenige Verletzungen den Tod oder unheilbare Lähmungen nach ſich zogen; die reine geſunde Luft und freundliche Pflege thaten mehr, als der Arzt thun konnte.

Drei volle Tage waren nun verfloſſen, ohne daß die Chriſtinos eine neue Demonſtration verſucht hätten. Am 14. März gab es zwar

Digitized by Google

ein heftiges Scharmützel, aber ganz ohne Reſultate. Am 15ten begannen die Operationen von neuem; die Chriſtinos rückten in Maſſe heran und machten eine allgemeine Attake auf die Karliſtiſchen Linien. Von beiden Seiten focht man mit größter Unerſchrockenheit; die Karliſten zogen ſich nur ſchrittweiſe zurück; allein die zu große Uebermacht des Feindes drängte ſie nach und nach aus allen ihren Stellungen. Vor Einbruch der Nacht hatten die Chriſtinos, außer anderen befeſtigten Punkten, die ſtark verſchanzte Anhöhe Oriamendi mit allen Kanonen genommen.

Der Kampf endete mit einbrechender Nacht, aber die Stadt Hernani konnte, wie es ſchien, faſt nur durch ein Wunder gerettet werden. General Guibelalde wurde plötzlich krank und übertrug Iturizza die Vertheidigung der Stadt, welche dieſer tapfere Offizier ſo leitete, daß er ſeinem wohlerworbenen Ruf keine Schande machte.

Wäre General Evans ſofort aus ſeinen Stellungen gegen die Stadt marſchirt — er hatte ſich aller Anhöhen im Norden bemeiſtert — ſo würde er gewiß mit geringem Verluſte in Hernani eingezogen ſeyn. Die Karliſten hatten faſt gar keine Munition mehr, und Hülfe war nicht eben nah. Wie ſehr man alle Hoffnung auf die Möglichkeit einer kräftigen Gegenwehr fahren ließ, ergiebt ſich zur Genüge daraus, daß alle Einwohner noch an demſelben Abend die Stadt verließen, um in einiger Entfernung des Ausgangs zu harren. In Irun verurſachte die Kunde von der Beſitznahme des Forts Oriamendi große Beſtürzung; eben wollte man die Frauen und Kinder nebſt den Verwundeten um ihrer Sicherheit willen in die Berge transportiren, als ein Eilbote von Iturizza die allgemeine Beſorgniß etwas milderte. Iturizza verſprach für den Fall, daß er die Stadt Hernani verlaſſen müßte, eine Garniſon nach Irun zu legen, und rüſtete ſich unterdeß in Hernani zu verzweifelter Gegenwehr. Zum Glück waren alle Beſorgniſſe grundlos; der Britiſche General blieb unbegreiflicher Weiſe in ſeinen Stellungen und beabſichtigte erſt am folgenden Tage einen allgemeinen Sturm.

Eine Stunde vor Tagesanbruch kam ein Lancier mit einer Depeſche von dem Prinzen nach Hernani. Dem Inhalt dieſer Depeſche gemäß, nahte Don Sebaſtian in Eilmärſchen, um den Ort zu entſetzen. Der Kommandant ſchickte die frohe Kunde an die verſchiedenen Chefs, und man beſchloß allgemein, kräftigen Widerſtand zu leiſten, bis die erwartete Hülfe ankäme. Vor neun Uhr war jedoch Alles, was die weiteren Fortſchritte der Chriſtinos hemmen konnte, aus dem Wege geräumt; eine fürchterliche Kanonade wurde gegen die Stadt eröffnet, und ein Spaniſches Regiment berannte ſchon im buchſtäblichen Sinne des Wortes eines der Thore. Iturizza war bereits auf dem Punkte, einen Rückzug nach Andoain anzuordnen, als der Vortrab der Diviſion des Prinzen auf einem nahen Hügel zum Vorſchein kam. Sogleich ſchallte Jubelruf von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und die Freude elektriſirte das Karliſtiſche Häuflein in ſolchem Grade, daß die Belagerer, trotz ihrer ungeheuren Anſtrengungen, zurückgetrieben wurden. Iturizza ſchien an jenem Tage unverwundbar, obſchon es rings um ihn her Kugeln regnete.

Kurz vor zehn Uhr zog der Prinz mit einem Theile ſeiner Mannſchaft in Hernani ein; aber erſt um die Mittagszeit kam der Nachtrab unter Villareal. Die Soldaten waren von Entbehrungen und von den Beſchwerden ihres Marſches ganz erſchöpft; ihre wunden Füße bluteten; zwei Tage lang hatten ſie kaum einen Biſſen Brod zu ſich genommen. Eine kurze Erholung war dringendes Bedürfniß. Nachdem die armen Teufel ein halbes Stündchen am Boden gelegen und die dürftige Ration, die man ihnen reichte, mit Heißhunger verſchlungen hatten, ſprangen ſie auf den erſten Trompetenſtoß wieder empor und griffen zu den Waffen.

Unterdeß hatte der Prinz, von ſeinen Generalen begleitet, das ganze Schlachtfeld in Augenſchein genommen. Seine Maßregeln waren alsbald getroffen. Drei ſtarke Bataillone unter Pablo Sanz wurden gegen Aſtigarraga beordert; ſie ſetzten ſich raſch in Bewegung, paſſirten ohne den geringſten Widerſtand die Brücke, dehnten ſich zur Rechten und Linken aus und marſchirten feſten Schrittes vorwärts.

An dem genannten Punkte war ein viel ſtärkeres Corps Chriſtinos aufgeſtellt, das ein Britiſches Regiment einſchloß. Dieſes Corps feuerte ein paar Mal, und machte dann eine rückgängige Bewegung, die bald unordentlich wurde, als Pablo Sanz ihnen nachrückte. Kleine Häuflein löſten ſich ab, große Lücken entſtanden in mehreren Compagnieen, und als nun beide Flanken der Chriſtinos gleichzeitig angegriffen wurden, verwandelte ſich ihr Rückzug in wahre Flucht.

Da General Evans keine Reſerve hatte, ſo ſah er ſich genöthigt, ſeine Flanken mit einem von dem Centrum abgelöſten Detachement zu decken. Dieſe Bewegung entging dem wachſamen Auge des Karliſtiſchen Feldherrn nicht; er warf ſich mit ſeiner ganzen Heeresmacht auf das Centrum des Feindes, und zerſprengte es ganz und gar. Der Tag war für die Feinde verloren; Spaniſche und Engliſche Regimenter miſchten ſich in wilder Verwirrung, und wäre das Britiſche Marine-Bataillon nicht vorgerückt, ſo hätten die Chriſtinos vielleicht ihre ganze Artillerie in den Händen der Karliſten gelaſſen.

Das Manöver der Marine war ungemein ſchön; die feſte Haltung dieſer kleinen Truppe, als ſie die fliehenden Kolonnen des Generals Evans deckte, flößte den Karliſten ſelber Bewunderung ein.

Der Prinz hatte Befehl gegeben, aller Gefangenen ohne Ausnahme zu ſchonen, aber dieſer menſchenfreundliche Befehl blieb in der Hitze des Gefechtes ganz unbeachtet; doch wurden ungefähr zweihundert gefangene Spanier mit großer Milde behandelt; nur den Bundes-Genoſſen bewies man keine Schonung; ſie fielen Alle, von Kugeln durchbohrt, vom Bajonett erſtochen, oder niedergeſäbelt. Ein einziger dieſer Unglücklichen, der zufällig unter die Spaniſchen Gefangenen gerathen war, entkam mit heiler Haut. Die Guipuzcoaner wütheten wie Hyänen; eine Compagnie derſelben hatte ihre Gewehre abgeworfen, um den Feind bequemer verfolgen zu können, und metzelte die Engländer mit dem bloßen Bajonett in der Fauſt nieder.

An einer Seite des Schlachtfeldes waren vier Engliſche Soldaten von einigen Leuten eines Caſtiliſchen Regimentes ergriffen und vor eine Compagnie von Guipuzcoanern gebracht worden. Der Oberſt des Regimentes ritt vor die Fronte und befahl, daß man ihres Lebens ſchonen ſolle; aber in demſelben Augenblick entriß einer der Gefangenen einem Soldaten ſeine Flinte, zielte nach dem Oberſten, und ſchoß ihn vom Pferde. Es ergab ſich nachher, daß dieſer Engländer betrunken geweſen war. Der tödtlich verwundete Oberſt verſchied am folgenden Tage.

Die Karliſtiſche Verſtärkung betrug ungefähr 5800 Mann; Iturizza hatte, mit Einſchluß der Bauern, nicht mehr als 4000 — in Allem waren nur 10,000 Mann auf der Karliſtiſchen Seite thätig. General Evans befehligte über 12,000 Mann; er war außerdem durch die Britiſche Marine und einen ungeheuren Artillerie-Park beſchützt, und dennoch wußten ihm die halb verhungerten, ſchlecht bewaffneten, ermüdeten und erſchöpften Karliſten eine unrühmliche Niederlage beizubringen. Alle Forts, die Evans vor wenigen Tagen beſetzt hatte, wurden ihm wieder entriſſen.

Am 17. März ſtellte ſich der Infant wieder an die Spitze ſeiner Truppen und rückte gegen Espartero aus, der ihm ohne Umſtände das Feld räumte. Es gelang dem Prinzen, die fliehende Diviſion ſeines Gegners zu ereilen und den Nachtrab aus einander zu ſprengen, worauf er ruhig in ſein Hauptquartier nach Toloſa zurückkehrte und, in der Abſicht, mit dem Kerne des Karliſtiſchen Heeres über den Ebro zu ſetzen, ſeine ganze Armee neu zu organiſiren begann.

(Un. Serv. Journ.)

Mannigfaltiges.

— **Honoré de Balzac.** Von den jetzt am meiſten genannten Franzöſiſchen Romanen-Schriftſtellern iſt Herr von Balzac einer der älteren, da er, ſeinem Geburtsjahre nach, noch dem vorigen Jahrhundert angehört, während faſt alle ſeine Rivalen Kinder des gegenwärtigen ſind. Aber erſt ſeit ſechs Jahren datirt der Ruhm dieſes Schriftſtellers, obgleich er bereits vor mehr als funfzehn Jahren in der literariſchen Welt als Autor aufgetreten iſt. Unter dem angenommenen Namen Horace de St. Aubin hatte er jahrelang Romane über Romane herausgegeben, ohne daß die Leſewelt ſonderliche Notiz davon genommen, bis er endlich unter eigenem Namen auftrat und in der Peau de chagrin („die Elendshaut", wie dieſer doppelſinnige Titel ziemlich treffend überſetzt worden) den Typus einer Romanen-Gattung lieferte, als deren Schöpfer er zu betrachten iſt und die, wie es ſcheint, in Frankreich auch jetzt noch nicht ihren Reiz verloren hat. Merkwürdig iſt dabei, daß der Glanz ſeiner berühmten Periode, ſo groß er ſich auch darſtellt, doch keinen Wiederſchein auf die unberühmte zu werfen im Stande war. Herr von Balzac hat mit vieler Sorgfalt eine neue Ausgabe ſeiner älteren Romane veranſtaltet, aber Horace de St. Aubin iſt nach wie vor Makulatur geblieben, während von den ſpäteren Schriften deſſelben Verfaſſers, namentlich von „Eugenie Grandet", die für das Meiſterſtück Balzac's gehalten wird, vom „Vater Goriot" und anderen nicht genug Exemplare in den Buchhandel gebracht werden konnten. Es wird behauptet, daß Balzac einen großen Theil ſeiner Beliebtheit bei dem älteren Damen-Publikum ſeiner Erzählung „La femme de trente ans" zu verdanken habe, in der er das dreißigſte Jahr als das intereſſanteſte und erſt das eigentlich reizvolle Leben der Frau beginnende Alter darſtellt. Herr von Balzac hat dieſen Erfolg auch ſehr wohl zu benutzen gewußt, und ſtatt ſich, gleich den meiſten anderen Romanen-Schriftſtellern, mit Entzückungen über ſechzehn- oder achtzehnjährige Schönheiten aufzuhalten, läßt er faſt immer die anziehenderen Frauen ſeiner Romane in dem Alter von dreißig bis vierzig Jahren ſich befinden. Jeder muß in dieſer Beziehung ſein Publikum kennen — und es iſt in der That nicht das undankbarſte Publikum, das Herr von Balzac ſich gewählt hat. Indeſſen darf ihm doch auch nicht das Verdienſt abgeſprochen werden, die Schwächen und die Leidenſchaften derjenigen, für die er ſchreibt, genau ſtudirt zu haben; er geht dabei zwar oft etwas unpoetiſch mit dem anatomiſchen Meſſer zu Werke, aber er weiß doch immer die Stellen zu treffen, die der Sitz des Lebens und der Cirkulation des Blutes ſind.

— **Reclamation.** Herr C. Ph. Bonaſont reklamirt im Gothaiſchen „Allg. Anzeiger der Deutſchen" gegen die in Nr. 70 des „Magazins" erwähnte Behauptung des „Hamburger Korreſpondenten", daß nicht er, ſondern Madame Morel die von ihm herausgegebenen Franzöſiſchen Ueberſetzungen Schiller'ſcher Gedichte verfaßt, und daß er bloß die im Jahre 1825 erſchienene Arbeit dieſer ſeitdem verſtorbenen Frau abgedruckt habe. Herr Bonaſont verſichert, daß ſeine erſte Bearbeitung Schiller'ſcher Gedichte ſchon im Jahre 1822 zu Paris erſchienen ſey; einige derſelben im Jahre 1825 bei E. Anton in Halle herausgekommen und andere in ſeinen 1829 und 1831 zu Koburg und Lemgo erſchienenen Franzöſiſchen Leſeübungen mit abgedruckt worden wären; die Arbeit der Madame Morel ſey ihm jedoch nie zu Geſicht gekommen. Als unparteiiſche Berichterſtatter theilen wir den Inhalt dieſer Reclamation mit; natürlich behalten wir uns aber vor, auch über dasjenige zu referiren, was etwa hiergegen wieder in Sachen der verſtorbenen Madame Morel geſagt werden möchte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 78. Berlin, Freitag den 30. Juni 1837.

Frankreich.

Pariſer und Pariſerinnen.

Nach der Beurtheilung eines Engländers.

Es giebt wohl keinen neueren Engliſchen Schriftſteller, der ſich nicht mit Paris beſchäftigt hätte, und ich glaube, daß in London kein neues Buch über Dinge außerhalb Englands publizirt wird, in dem nicht von der berühmten Franzöſiſchen Metropole die Rede wäre. Doch das iſt Alles verlorene Mühe: Die Feder der Trollope, wie die Baſil Hall's, ja ſogar die Walter Scott's und Roger's wird ſtumpf und matt, wenn ſie es verſucht, dieſen ſchwierigen Gegenſtand zu berühren. Die Schilderung von Paris iſt noch Keinem gelungen; es entſchlüpft allen Beobachtungen, weil es zu häufig ſeinen Charakter verändert. Ein einziges Luſtrum iſt hinreichend, um in Frankreich Alles umzugeſtalten: Geſetze, Regierung, Neigungen, Ideen, Religion, Politik, Staats-Syſtem — Nichts bleibt verſchont und unverändert. Seit 37 Jahren hat unſer Nachbarland nicht weniger als eilf ſich widerſprechende Phaſen durchlaufen. — Im Dezember des letzten Jahres vertraute ich meiner Schreibtafel mehrere den Zuſtand Frankreichs und ſeiner Hauptſtadt betreffende Bemerkungen an, die mir ſehr philoſophiſch und richtig zu ſeyn ſchienen; jetzt, nach wenigen Monaten, ſind ſie auf nichts mehr anwendbar, für kein Verhältniß mehr paſſend und könnten ſich eben ſo gut auf Stockholm und Mexiko, wie auf Paris beziehen. Was iſt aus den Skizzen des Eremiten von der Chauſsée d'Antin (Jouy) geworden? Schon zur Zeit der Reſtauration waren ſie verblichen, und unter Ludwig Philipp ſind ſie zu Phantomen herabgeſunken. In Frankreich vergeht Alles ſo ſchnell, oder man könnte vielmehr ſagen, es giebt in Frankreich ſo viele verſchiedene Vergangenheiten, die alle an einem fernen Horizonte in einander fließen und in eins verſchmelzen. Für einen Pariſer iſt das Geſtern ein Jahrhundert.

Der wahre Charakter Frankreichs unter Ludwig Philipp iſt die Bewegung; vorzüglich die materielle Bewegung: neue Gebäude werden aufgeführt, Brücken, Kais und Tempel angefangen und mit der größten Schnelligkeit vollendet. Paris iſt ein wahrer Bienenkorb voll Arbeiter, Handwerker und Künſtler jeder Art; und dabei ſind es nicht etwa, wie in England, reiche Privatleute, es iſt die Regierung allein, welche hier Alles übernimmt. Große Reichthümer werden in Frankreich immer ſeltner in Folge der faſt bis ins Unendliche gehenden Theilung der Güter. Nur in wenigen Pariſer Häuſern herrſcht Luxus und Ueberfluß; der größte Theil der wirklich reichen Leute, die noch mit Glanz empfangen und große Geſellſchaften geben, ſind Fremde, die ſich in der Hauptſtadt niedergelaſſen haben. In England würde man kaum einen Oberſten Thorn oder einen Banquier Aguado beachten; ſie würden ſich unter der Menge von vermögenden Leuten, deren Häuſer den ihren an Glanz und Luxus gleich kommen, verlieren; aber in Frankreich machen reiche, dort wohnende Ausländer, die Delmar, Schickler, Hope, Tuſſiakin, Demidoff, Potocki, Rothſchild, Schiff u. A. die Honneurs der Hauptſtadt; bei ihnen finden Fremde die glänzendſte Aufnahme. Wer hat nicht ſchon von den herrlichen Konzerten Ferrari's, den prächtigen Gaſtmählern Thorn's und den Salons der Lady Keith und Mad. Graham gehört? Den Frauen von Appony, von Kilmannsegge und von Werther, der Lady Granville ſtrömt die Geſellſchaft zu; in anderen Häuſern, im Faubourg St. Germain zum Beiſpiel, wird man vielleicht noch vollſtändigere Traditionen von gutem Ton und eine lebhaftere Franzöſiſche Unterhaltung, aber wahrlich gewiß keine ſo gaſtliche Aufnahme finden, wie in jenen Kreiſen. In England gehören zu einem auf vornehmen, koſtſpieligen Fuß eingerichteten Hausſtande zwei Köche, eine ganze Armee von Lakaien und ein enormes Kapital, das für gaſtronomiſchen Zubehör und alle Bedürfniſſe des Luxus beſtimmt iſt; in Paris weiß man von ſolchen Ausgaben nichts. Die höchſten Staats-Beamten ſogar wenden ſich hier an Reſtaurateure, wenn ſie große Diners geben wollen, um aller Unruhe und allem Wirrwarr, die ſolche Feſtlichkeiten im Hauſe veranlaſſen, zu entgehen; man ſagt ſogar, daß Herr Dupin zwei berühmten Reſtaurateuren die Sorge für ſeine Diners übertragen habe, und wie oft führen reiche Bürger und Kaufleute ihre Gäſte in irgend ein gutes Speiſehaus und bewirthen ſie dort mit viel geringeren Koſten, als es in ihrem eigenen Hauſe möglich wäre. Dürfen wir es übrigens wagen, über dieſe Oekonomie zu ſpotten? Die Franzoſen hätten viel eher Recht, jenen ungeheuren Luxus, der faſt immer die Einkünfte weit überſteigt, jenen etwas brutalen Epikuräismus, der bei uns eine nicht unbedeutende Rolle ſpielt, zu tadeln; uns ſteht es wohl an, ihre große Einfachheit und Mäßigkeit zu loben. Die Hauptfehler der Pariſer ſind Eitelkeit und Leichtſinn; wir haben ganz andere, ſolidere und nur zu reelle Fehler.

Man nimmt in der Regel an, daß in Frankreich viel Anglomanie herrſche. In der That ahmt hier auch Alles, was darauf Anſpruch macht, nach der Mode zu leben, vom Banquier, Wechſelmakler und Maron*), die bei Tortoni glänzen, bis zu den Freunden des Kronprinzen, die Engliſche Thorheit nach; überall hört man von Jockey-Klubs, Pferderennen, Xereswein, Luftballons, hohen Wetten — kurz alle unſere thörichten Liebhabereien haben auch zu unſeren Nachbarn ihren Weg gefunden. Aber man glaube ja nicht, daß ſie darauf wirklich einen hohen Werth legen, keinesweges; ſie ſprechen gern davon, und welchen ſchönen Gegenſtand der Unterhaltung, welchen neuen unbekannten Stoff bietet ihnen das Alles! Sie plaudern darüber, miſchen neue, fremde Redensarten in ihr Geſpräch, tauſchen gegenſeitig ihre Meinungen aus; disputiren, erhitzen ſich immer mehr und mehr, ein Wort giebt das andere und zuweilen endigt auch ſolcher kleine Zwiſt mit einem Duell im Bois de Boulogne, aber das ſchadet nichts; die guten Pariſer amüſiren ſich mit jeder Abwechſelung, ſie wiſſen dem Leben immer die angenehmſte Seite abzugewinnen. Schon ſeit acht Jahren dienen Lord Yarmouth und Hugo Ball den Pariſern zu Modellen und Typen; nicht etwa, daß ſie dieſe Perſonen ganz beſonders bewunderten oder liebten; aber ſie bieten ihnen Stoff zur Unterhaltung, und die Franzoſen ſind ſo glücklich, wenn ſie plaudern können. Uebrigens habe ich auch in England, in meinem ernſten, gravitätiſchen Vaterlande, einen unbedeutenden Gascogner kennen gelernt, der zu ſeinem Familiennamen die kleine gewichtige Adels-Partikel uſurpirt, ſich mit Dandys umgeben, einen kleinen Hofſtaat um ſich gebildet hatte, jetzt ein glänzendes Haus ausmacht und ſo, wie es gewöhnlich der Fall iſt, zu einem Propheten im Auslande wurde.

Das Scepter der Tuſſiakin und Demidoff iſt wenigſtens ein goldenes; ſie ſuchen ihre Herrſchaft durch glänzende Freigebigkeit und ungeheure Ausgaben zu befeſtigen; Herr von Tuſſiakin ſieht die ſchönſten Pariſerinnen in ſeinem Salon, Herr von Demidoff wiegt die Arbeiten Paul de Laroche's und Steuben's mit Gold auf; Oberſt Thorn und die Rothſchild protegiren alle Maler, Vergolder, Tapezierer und Decorateure. Der Baron der Börſe hat ſich ein Hotel in Paris bauen laſſen, das die Engländer den Tempel Salomonis nennen, und deſſen Wände vom Fußboden bis zum Karnieß mit Goldplättchen belegt ſind. Man behauptet, daß die Vergoldung jeder Saalthür nahe an 100, und die jedes Lehnſtuhls 50 Guineen koſte. Unglücklicherweiſe entwerfen hier nicht die Künſtler, ſondern nur dieſe reichen Fremden den Plan zu ſolchen Ausſchmückungen. Früher ſchrieben die Leonardo da Vinci den Fürſten Geſetze vor; jetzt begnügen ſich Bildhauer und Maler damit, nach der Vorſchrift dieſer Herren ihre Arbeiten auszuführen.

So elegant und zart der Pariſer Geſchmack aber auch ſeyn mag, ſo iſt er doch durchaus nicht ſolid; oft ſogar fehlt es ihm an Einfachheit und Reinheit; man opfert jetzt Alles der Decoration; an die Stelle architektoniſcher Verzierungen und ſchöner Stukatur-Arbeiten treten Stein-Pappe und Malerei, um das Auge zu täuſchen; ſogar die Kirchen werden mit Schnörkeln, alle neue Gebäude mit unnützen Kleinigkeiten und geſchmackloſen Zierrathen überladen. Ueberdies ſcheint mir die Franzöſiſche Architektur noch ziemlich weit zurück zu ſeyn; ein Muſter ſchlechter Bauart und des verdorbenen Geſchmacks der jetzigen Epoche bietet die neue Kirche Notre Dame de Loretto, deren Hauptzierden von Stein-Pappe ſind.

Die Hauptſtadt hat jetzt durch die Aufführung der vielen neuen Gebäude und die Verſchönerung der alten, durch neue Brücken, Straßen, Trottoirs und Plätze einen gewiſſen Anſtrich von Verjüngung bekommen, der Jeden, welcher ſie ſeit mehreren Jahren nicht geſehen hat, in Erſtaunen ſetzen muß. Das alte Paris mit allen ſeinen Unannehmlichkeiten iſt verſchwunden, man kann ſich nicht mehr über die vornehme und prätentiöſe Unreinlichkeit ſeiner Straßen beklagen; die Boulevards ſind mit einer Art von Erdpech gepflaſtert und bieten zu jeder Jahreszeit eine angenehme Promenade; faſt täglich werden alte Häuſer niedergeriſſen und neue erbaut. Wie glücklich wäre die Bevölkerung, wenn ſie auch in moraliſcher Hinſicht gleich ſchnelle Fortſchritte machte, wenn Ruhe und Eintracht der Gemüther endlich bei den Franzoſen einkehrte.

Die alte Monarchie hat eine gewiſſe Vorliebe für äußeren Prunk und Ehrenzeichen hinterlaſſen, die ſich mit den jetzigen faſt republikaniſchen Sitten fortpflanzt und ſonderbar mit ihnen kontraſtirt. Vor allen Dingen muß man „öffentlicher Beamte“ ſeyn; dieſer Titel allein

*) So heißen in Paris die unvereideten Geſchäftsvermittler, die man ſonſt auch wohl „Pfuſchmakler“ zu nennen pflegt.

Digitized by Google

imponirt und flößt Reſpekt ein. Der Beamte, der von der Regierung nur ganz kläglich beſoldet wird und von ſeinem Gehalte kaum leben kann, wird doch höher geachtet und hat mehr Kredit, als der Kaufmann, der noch einmal ſo viel verdient; trägt jener außerdem ein kleines rothes Bändchen im Knopfloche, ſo ſteigt er dadurch noch mehr in der Achtung ſeiner Mitbürger. Ich kenne keinen Staat, wo man öfter und lauter von politiſcher Freiheit ſpräche, als in Frankreich, und dennoch fehlt es ſeinen Bürgern gänzlich an perſönlicher Unabhängigkeit. Jenes erhebende, edle Gefühl, „ſich ſelbſt genug zu ſeyn", übt hier durchaus keinen Einfluß auf die Gemüther; man iſt hier gern von Anderen abhängig, wenn man nur in der geſellſchaftlichen Ordnung ſeiner Hierarchie einen hohen Standpunkt einnimmt, aber in England iſt das Ideal alles Glückes perſönliche Freiheit und Unabhängigkeit, die ſich gewöhnlich auf Reichthum gründet. Uebrigens giebt es auch bei unſeren Nachbarn keine ſo ſtrenge ariſtokratiſche Demarcationslinie, wie bei uns, welche die Ausübung der freien Künſte und Wiſſenſchaften weit über die aller anderen Berufe ſtellt und ſie auch danach würdig zu belohnen weiß. Vor Allem kömmt es hier darauf an, ein öffentliches Amt zu erlangen, das iſt im Allgemeinen der Wunſch, das Ziel des Ehrgeizes jedes guten Vaters für ſeine Söhne. Wer dieſen hohen Zweck erreicht hat, der hält ſich für ausgezeichnet, er glaubt höher zu ſtehen, als ſeine Mitbürger; ſeine Eitelkeit iſt befriedigt und die Bahn gebrochen, auf der er zu den höchſten Stellen gelangen kann. Auf dieſe Weiſe giebt es in dem freien, liberalen Frankreich eine Art von Ariſtokratie, die nicht ſowohl den Stolz als die Eitelkeit anregt und darum auch wohl weniger zu rechtfertigen ſeyn möchte, als unſere angeſtammte, erbliche. Die Beamten bilden hier eine wahre Armee, deren Horizont natürlich ungemein begränzt iſt; ſie mögen nun ihre Zeit vortrefflich anwenden oder nicht, jedenfalls dauert es ſehr lange, ehe ſie ein Vermögen ſich ſchaffen können. Sie müſſen geduldig die ganze Stufenleiter einer gewiſſen Hierarchie durchlaufen, und da ſie das einmal wiſſen, ſo zeigen ſie eben keinen großen Eifer, ſich hervorzuthun. Den größten Theil des Tages arbeiten ſie auf den verſchiedenen Büreaus, und die übrige Zeit wenden ſie zu politiſchen und literariſchen Diskuſſionen an, die von jeher ein Lieblings-Thema der Franzoſen waren; des Abends aber zerſtreut ſich die ganze Armee in Kaffeehäuſern und Theatern. Jeder Beamte hat ſeinen Protegé, jeder vertheidigt ſeinen Miniſter, ſpricht für oder wider die Herren Thiers und Guizot, beruft ſich dabei auf die öffentlichen Blätter, disputirt, und ſo kömmt es oft zu den lebhafteſten, heftigſten Debatten. Der niedrigſte Subaltern-Beamte, der in einem dunklen Winkel des kleinſten Büreaus von Paris arbeitet, intereſſirt ſich eben ſo lebhaft für den Gang der Staats-Angelegenheiten, wie der höchſte in der Pairs-Kammer; jeder unbedeutende Kanzelliſt hat, glaube ich, das Miniſterium im Auge, jeder denkt ſich in den Miniſter, der ſich ſeiner Protection zu erfreuen hat, hinein und ſagt wohl zu ſich ſelbſt: „So hätte ich es auch gemacht, ſo hat er recht gehandelt." — Die Leſer mögen übrigens nie vergeſſen, daß ich nicht tadle, ſondern nur erzähle, und ſo wird es mir wohl erlaubt ſeyn, noch Mehreres hinzuzufügen.

Die Frauen ſpielen in Frankreich eine bedeutendere Rolle, als in vielen anderen Europäiſchen Staaten; ſie miſchen ſich in die Politik, man räumt ihnen Vorrechte ein, die ſie in jedem anderen Lande entbehren müſſen, und das giebt vielen den Muth, öffentlich aufzutreten und ihre geiſtigen Kräfte frei ans Licht treten zu laſſen. Man ſagt, daß vor kurzem mehrere ausgezeichnete Frauen ſich um bedeutende Staats-Aemter beworben haben. Schon ſieht man ihre Unterſchrift unter unzähligen gerichtlichen Aktenſtücken, und zwar ohne männlichen Beiſtand, und während eine Engländerin weder die Macht, noch den Wunſch hat, ſich in das materielle Intereſſe der Geſellſchaft zu miſchen, kümmert ſich die Franzöſin mit Rath und That um Prozeſſe, Handels-Speculationen und Miniſterwahlen; ihr Scharfſinn, ihre feine Unterſcheidungsgabe kommen ihr dabei trefflich zu Statten. Auch die Frau des Waarenhändlers oder Krämers tritt ſo viel als möglich aus ihrem beſchränkten Wirkungskreiſe im Hauſe heraus; ſie arbeitet im Comptoir und führt das Scepter, die Feder, während ihr Mann im Laden Leinwand oder Band abmißt. Die meiſten kleinen Aemter, die bei uns von Männern beſetzt ſind, werden hier von Frauen erworben; wir haben Logenſchließer, die Pariſer hingegen Schließerinnen; dafür aber fegen in Frankreich die Männer Stuben aus, machen die Betten, poliren Fenſter und verrichten mit einem Worte alle Dienſte eines Hausmädchens. „Es iſt doch ſonderbar", ſagte einſt ein Irländer, der ſich einige Zeit in Paris aufhielt, „daß hier alle Stubenmädchen männlichen Geſchlechts ſind."

Natürlich wirkt dieſes thätige Geſchäftsleben der Frauen des Bürgerſtandes nicht immer vortheilhaft auf ihren Charakter; ſie zeigen nicht ſelten recht häßliche Züge von Habſucht, Geiz oder Eigenſinn, und man iſt oft ganz erſtaunt, aus dem Munde einer hübſchen jungen Frau die niedrigſten Aeußerungen des Eigennutzes und der Geldgier zu hören. In den höheren Kreiſen der Geſellſchaft vertreten Künſte, Koketterie und politiſche Intriguen die Stelle des merkantiliſchen Eifers der niederen; aber in dem Bürgerſtande tritt die Minerva eines engen, beſchränkten Hausſtandes ſchon ganz bewaffnet aus dem Schooß ihrer Familie hervor; kaum fühlt der junge Vogel, daß ſeine Schwingen gewachſen ſind, ſo richtet er ſeinen Flug nach dem Gewinn. Und nun iſt es das ganze Beſtreben der Frau, vortheilhafte Ein- und Verkäufe zu machen; ſie ſpekulirt, ſchließt Rechnungen ab, führt die Bücher; das Comptoir iſt ihre Sphäre, und Ideen, Gefühle, Empfindungen, Alles läuft bei ihnen auf das Einmaleins hinaus. Man berechnet die Liebe, wie die Heirath; der ganze Roman des Lebens wird zu einer Regel-de-tri; alle zärtliche Geſinnungen verwandeln ſich in Speculationen, und wenn der Kaufmann nur ſein Kapital zu vermehren ſucht, indem er jene Waare, die man Frau nennt, acceptirt, ſo weiß auch dieſe ihrerſeits die möglichſt höchſten Zinſen aus dieſem Kapital zu ziehen und beginnt mit ihrem zwanzigſten Jahre die Arithmetik ihres Lebens.

Wir ſehen alſo, daß die Frauen in Frankreich einen ganz anderen Standpunkt einnehmen, als in England; eben ſo verſchieden iſt auch ihre Erziehung, denn trotz der ſo hoch geprieſenen Engliſchen Unabhängigkeit, hören wir doch nicht auf, unſeren jungen Damen Beſcheidenheit und weibliche Schüchternheit anzuempfehlen. Wir ſuchen ſchon früh ihren Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, laſſen ſie in mehreren Europäiſchen Sprachen unterrichten und bilden Talente aus, die man in Frankreich verachtet oder vernachläſſigt. Die Franzöſinnen verheirathen ſich gewöhnlich ſehr jung; dann bleibt das Piano geſchloſſen, Pinſel und Bücher werden bei Seite geworfen, und nun beginnt das Geſchäftsleben. Der Mann hat oft nur eine kleine Stelle als Beamter, und dann muß die Frau es zu ihrem Studium machen, das geringe Einkommen deſſelben, nicht etwa nur durch weiſe Sparſamkeit, ſondern auch durch allerhand kleine Schikanen und Speculationen zu vermehren. In 35 Jahren iſt eine Pariſer Bürgersfrau im Stande, es mit einem Wucherer aufzunehmen und oft ſiegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, während wir Engländer unſer Gynecäum haben und es gern ſehen, wenn unſere Frauen ſich darin mit der Sorge für ihre Kinder, mit Handarbeiten, Poeſie und Künſten beſchäftigen. Eigentlich iſt es auch ganz natürlich, daß die Franzöſiſche Hausfrau ſich mehr um den Handel und die Geſchäfte ihres Mannes bekümmert, als die Engliſche; denn der Londoner Kaufmann hat oft zwei oder gar drei Wohnungen, der Pariſer aber nur eine. Die Gattin unſeres wohlhabenden Tuchhändlers bewohnt ein ſchönes Hotel in Bedford-Square und blickt vornehm verächtlich auf die City hinab, wo ihr Mann indeſſen mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit fortfährt, das Gebäude ihres Wohlſtandes immer mehr zu befeſtigen und höher aufzuführen; aber die Bürgerin aus der Straße St. Martin hat nur eine einzige Wohnung und lebt inmitten der Ballen und Handlungsdiener ihres Mannes; auch das Studirzimmer des Advokaten liegt dicht neben dem Boudoir ſeiner Frau, ſie hört die Kläger, iſt von hohen Akten-Stößen umgeben und wird ſo in alle Geheimniſſe der Jury eingeweiht. — In England würde eine ſolche fortwährende Miſchung männlicher und weiblicher Beſchäftigungen eben nicht vortheilhaft auf das Benehmen und die äußere Bildung der Frauen wirken; aber in Frankreich iſt das nicht der Fall. Die gewandte Biegſamkeit ihres Geiſtes iſt ſo groß, daß die Franzöſin, die beſtändig hinter dem Laden- oder Schreibtiſch eines Comptoirs feſtgebannt und in merkantiliſchen Berechnungen vertieft iſt, dennoch die Höflichkeit, die ganze leichte Grazie ihrer Nation und jene anmuthige Converſationsgabe, die die Franzoſen auszeichnet, behält. In England würde eine Frau, die beſtändig im Magazin ihres Mannes lebte, die Gewohnheiten und Manieren eines Ladendieners annehmen, und dieſer Mangel an Gewandtheit, der leider unſerer Nation eigenthümlich iſt, giebt allen unſeren Frauen, die es wagen, nur einen Fuß breit ihren engen Wirkungskreis im Hauſe zu überſchreiten, etwas Plumpes und Unedles. Das Talent, Alles zu verſchönern, Alles geltend zu machen, iſt nun einmal das Privilegium der Franzöſin, vorzüglich aber der Pariſerin; Nichts ſtört, Nichts verwirrt ſie; lachend ſchickt ſie ſich in alle Verhältniſſe des Lebens und zieht ſich vortrefflich und leicht aus den verwickeltſten Angelegenheiten.

Die Franzoſen wiſſen immer ein leichtes und angenehmes Geſpräch zu führen; wie weit ſind wir darin noch hinter ihnen zurück! Wir verſtehen zu handeln, allenfalls auch zu ſchreiben; aber die Geheimniſſe der Converſation ſind uns gänzlich unbekannt. Sie haben eine ganz eigene Fertigkeit in der Kunſt, die Worte an einander zu reihen, ihre Gedanken ſchnell, lebhaft und geläufig auszudrücken, und ſelbſt das Unbedeutendſte hat in ihrem Munde einen ganz eigenen Reiz. Ein Engländer, der gerade nicht mit hohen geiſtigen Fähigkeiten begabt iſt, erſcheint dem Fremden doch gewiß viel unbeholfener und dümmer, als er wirklich iſt, und zwar nur in Folge der ſchleppenden Schwerfälligkeit ſeiner Ideen und der eben ſo ſchwerfälligen Wendungen ſeiner Sprache. In Frankreich widmet man den größten Theil ſeiner Zeit der Unterhaltung, und das, was uns langweilig und unangenehm iſt, amüſirt die Franzoſen. Es giebt in Paris kein Kaffeehaus, keinen öffentlichen Vergnügungs-Ort, wo man nicht politiſiren und über jeden noch ſo ſchwierigen Gegenſtand leicht und ſchnell verhandeln hörte; natürlich unterwerfen ſie ihn nicht immer einer allzu ſtrengen Unterſuchung, aber Jeder betrachtet die Sache von ſeinem Geſichtspunkte aus, plaudert darüber und amüſirt ſich. In Gegenwart eines zahlreichen Kreiſes ſpricht man von Politik, Religion, Moral und Literatur.

Neben der Ariſtokratie der Beamten, von der ich oben geſprochen, herrſcht eine faſt Amerikaniſche Gleichheit in Frankreich. Es giebt in Paris keinen Unterſchied des Ranges und Standes mehr. Die Scheidewand, welche früher den Adel von den Bürgern trennte, iſt auf immer gefallen; man kennt keinen anderen Unterſchied, als den des Reichen und des Armen; die Porzellan-Vaſe ſagt nicht mehr zu der irdenen: „Ich verachte dich!" Es giebt in Frankreich jetzt nur zwei Arten von Vaſen: die mit Gold angefüllten und die leeren. Ich glaube, daß aus dieſem Gefühl der Gleichheit und dem Bedürfniß des Reichthums, verbunden mit der Eigenliebe und der Sucht nach Stellen, faſt alle Pariſer Erſcheinungen zu erklären ſind.

Es ſcheint mir, als ob das National-Vorurtheil der Franzoſen gegen England noch nicht ganz gefallen ſey. Und liegt denn nicht auch in unſeren ſo ungeheuer ausgedehnten Handels-Verbindungen, in unſerem Einfluß, den wir jetzt auf die Welt ausüben, etwas, das den Nationalſtolz aller Völker verletzen muß? Sieht man nicht die ſchönſten Straßen von Paris von unſeren vornehmen Ständen und unſeren Kaufleuten bewohnt? Herrſcht nicht der Engliſche Luxus überall? Sind die Luftballons, die Dampfmaſchinen und das Gas, die doch eigentlich Franzöſiſche Erfindungen ſind, uns nicht viel nützlicher, als unſeren Nachbarn? Trotz aller intellektuellen Thätigkeit Frankreichs, trotz ſeiner Hülfsquellen und ſeiner ſchöpferiſchen Einbildungskraft, iſt es ihm doch noch nicht gelungen, zu jenem poſitiven Reichthum zu gelangen, der unſere Anſtrengungen gekrönt und belohnt hat; die vielen Umwälzungen,

Digitized by Google

die das Land in ſo kurzer Zeit erdulden mußte, haben es aller materiellen Reſultate beraubt. Frankreich hat vielleicht mehr für die Welt, aber gewiß weniger für ſich ſelbſt gethan, als wir. Wie ſollten wir es alſo nicht in den Schatten ſtellen? Und wie iſt es möglich, daß die Franzoſen nicht einerſeits an ihre Leiden und andererſeits wieder an ihre Fähigkeiten, ihre Ueberlegenheit und ihre Anſtrengungen denken ſollten!

Was die Literatur betrifft, ſo ſtehen beide Länder, glaube ich, auf ziemlich gleicher Stufe, und ſie leihen ſich ſogar oft gegenſeitig ihre ſchlechteſten Werke. Wenn ein Engliſcher Schauſpiel-Direktor die Menge herbeilocken will, ſo paſſirt er den Kanal, reiſt nach Paris, geht geraden Weges nach der Ambigu-Comique oder nach dem Theater de la Gaîté, wählt unter den Dramen der Boulevards eines der ſchlechteſten Stücke, beraubt ſein geſtohlenes Gut noch des geringen Anflugs von Geiſt, der es zierte, ſtreicht einige hübſche muntere Scenen fort, ſchiebt dafür verbrauchte hochklingende Phraſen, die Engliſche Ehre und den Engliſchen Ruhm betreffend, ein, amüſirt dann mit dieſem mittelmäßigen, zuſammengeflickten Zeug das Londoner Publikum und gewinnt bei jeder Vorſtellung ſeine 100 Pfd. Sterling. — Dafür nehmen uns die Franzoſen unſere ſchlechten Romane ab, und während unſere Reviews es wagen, Paul de Kock, der doch nur in Portier-Logen und von Griſetten geleſen wird, den König der Franzöſiſchen Literatur zu nennen, ſchätzt man in Paris unſere „Godolphine“ und andere Productionen zweiten Ranges ſehr hoch; auch die beſten Artikel unſerer Zeitſchriften werden ohne Ausnahme, ſo wie ſie erſcheinen, von unſeren Nachbarn in Beſchlag genommen und überſetzt. Ich weiß wohl, daß die Franzoſen im Allgemeinen unſere Romane ohne Leben und Farbe finden; aber auch wir beklagen uns über den ſchlechten Ton und die unmoraliſche Tendenz, welche die Franzöſiſche Literatur jetzt an den Tag legt. Trotz alles Streites fährt man dennoch in dieſem geiſtigen Tauſchhandel fort, und die beiden Nationen, die ſo feindlich gegen einander geſinnt zu ſeyn ſcheinen, finden ein geheimes Vergnügen an dieſem literariſchen Verkehr, der ihnen die Verſchiedenheit ihres Geſchmackes offenbart.

(The Metropolitan.)

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Capitain Bonneville“.

(Schluß.)

Von den Indianerſtämmen, die im Weſten der Rocky Mountains wohnen, oder vielmehr umherziehen, enthält das Buch zahlreiche Schilderungen. Am intereſſanteſten darunter erſcheint der Stamm der Nez percés (der durchbohrten Naſen), die mit den Weißen im freundlichſten Verkehr und Einverſtändniß ſtehen, und deren Charakter aufs vortheilhafteſte gegen die Wildheit der Crows und der Blackfeet abſticht. Capitain Bonneville war eine Zeit lang mit einem Haufen jener Indianer zuſammen im Lager und fand allen Grund, ſie zu loben und lieb zu gewinnen. Es war im Spätherbſt, der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt und Nahrung für Menſchen und Pferde nur mit der größten Mühe aufzutreiben. Die Indianer ſelbſt waren nur dürftig mit den unentbehrlichſten Lebensmitteln verſehen, und doch theilten ſie bereitwillig mit den Fremden. Endlich drohte der ganzen Geſellſchaft eine wahre Hungersnoth, und es wurde beſchloſſen, daß zehn Mann in die Prairie auf die Jagd ausziehen ſollten, um Fleiſch ins Lager zu bringen. Der Capitain machte ſeinen rothen Freunden den Vorſchlag, es ſollten fünf von ihnen mitgehen; zu ſeiner größten Verwunderung weigerten ſie ſich ſämmtlich. Und warum? der Tag war gerade ein Feſttag, und der große Geiſt, ſagten ſie, würde ihnen zürnen, wenn ſie einen ſolchen Tag durch Arbeit entweihten. Am folgenden Tage gingen ſie mit, doch beteten ſie noch zuvor zum großen Geiſte, er möchte ihnen Glück geben. „Dies war mir neu“, ſagt der Capitain. „Ich war ſo gewohnt, in den Indianern grauſame, blutdürſtige, mit aller Wildheit und Verworfenheit behaftete menſchliche Geſchöpfe zu finden, daß ich kaum glauben konnte, was ich ſah und hörte. Zu unſerer Verwunderung über eine ſo aufrichtige, gewiſſenhafte, bei dieſen wilden Naturkindern gar nicht erwartete Frömmigkeit geſellte ſich einige Beſchämung, daß uns von dieſen an Unterricht und allen Künſten des Lebens ſo tief unter uns ſtehenden Geſchöpfen eine ſolche Lehre kam. — Wollten wir ſagen, dieſes Völkchen ſey religiös, ſo würden die Leſer ſich dabei doch noch keinen Begriff machen von der Frömmigkeit, Reinheit und Andacht, wodurch ſich ihr Betragen im Größten wie im Kleinſten auszeichnet. Ihre Rechtſchaffenheit und Gutmüthigkeit iſt nicht minder groß, als ihre Genauigkeit in der Erfüllung ihrer Religionspflichten. Sie kamen mir mehr wie ein Volk von Heiligen, denn wie eine Horde von Wilden vor.“ Sie hörten dem Capitain gern zu, wenn er ihnen die Geſchichten der heiligen Schrift erklärte und vorlas. „Nicht ſelten war meine kleine Baracke mit Zuhörern, im wahren Sinne des Worts, vollgeſtopft. Sie kauerten auf dem Boden nieder und lehnten ſich über einander, bis keine Hand breit Platz mehr übrig war. Mit gierigem Ohr vernahmen ſie die Erzählung von den Wundern, welche der große Geiſt dem weißen Manne offenbart habe. Kein anderer Gegenſtand erregte ihre Aufmerkſamkeit in ſolchem Grade, und ihre Freude über das, was ſie vernahmen, war eine große für mich ſelbſt. Daher auch wenige Auftritte meines Lebens in meiner Erinnerung ſo lebendig fortleben und ich auf wenige ſo gern zurückſchaue, als auf jene Stunden der Unterhaltung mit dem entlegenen, in Vergeſſenheit begrabenen Völkchen der Wildniß.“

Man glaube indeſſen nicht, daß dieſer religiöſe Sinn dem Stamme der Nez percés urſprünglich und von Natur eigen geweſen. Der apoſtoliſche Spruch, daß die Welt der Heiden in ihrer Weisheit von Gott nichts weiß, gilt heute, wie vor zweitauſend Jahren. Es müſſen vor längerer Zeit, wahrſcheinlich in der Periode, als die Franzöſiſchen Faktoreien am Miſſiſſippi herrſchten, katholiſche Miſſionaire zu dieſem Indianerſtamme gekommen ſeyn. Ihr Kalender von Faſten und Feſttagen und manche andere Spur in ihren Gebräuchen weiſt auf das Ritual der Römiſchen Kirche zurück. Alle Sonntage verſammeln ſie ſich zu ihrem Gottesdienſte, aber ihre Ceremonien dabei ſind größtentheils noch die echt heidniſchen, und das gemiſchte Weſen macht einen ſehr lächerlichen Effekt. Jeder erſcheint in ſeinem beſten Putz; ſie ſchließen einen Kreis um einen Pfahl oder Spieß, der an der vorderſten Stelle ihres Lagers aufgerichtet ſteht, und tanzen rings herum mit wilden Sprüngen und phantaſtiſchen Geberden. Dazwiſchen werden Gebete hergeſagt, und die Prieſter, die hier die Hauptrolle ſpielen, ermahnen das Volk, ſeine Pflichten zu erfüllen, gute Sitte zu beobachten und durch anſtändiges Betragen die Freundſchaft des großen Geiſtes zu verdienen.

Ein anderer Indianerſtamm führt den Namen „Pend' oreilles“, der „hängenden Ohren.“ Er beſteht ungefähr aus dreihundert Hütten oder Familien, und jeder Einzelne iſt ein trefflicher Jäger. Im Frühling, Sommer und Herbſt leben ſie der Büffeljagd, am oberen Lauf des Miſſouri, am Salmon-River und am Fiſh-River; im Winter nähren ſie ſich von getrocknetem Fleiſch und von allerhand Wurzeln, die in der „Racine amère“ genannten Landſchaft zahlreich zu finden ſind. — „Auch dieſer Stamm zeichnet ſich, wie die Nez percés, durch eine große natürliche Frömmigkeit aus. Ihre Religion beſteht nicht bloß, wie die der meiſten Wilden, in einer abergläubiſchen Furcht vor mächtigeren, unſichtbaren Weſen; ſie haben reine und ziemlich abſtrakte Begriffe von Moral, Achtung für die Rechte ihrer Nebenmenſchen und die tiefſte Ehrfurcht vor dem allwaltenden großen Geiſt. In einer Hinſicht kommt der Glaube dieſer Wilden mit dem der friedlichen Quäker überein. Sie glauben nämlich, daß der große Geiſt Mißfallen hege an allen Völkern, die ſich einer wilden und blutdürſtigen Kriegsluſt ergeben. Sie ſelbſt enthalten ſich jedes Angriffs und fangen nie Feindſeligkeiten an. Gleichwohl ſind ſie um ihrer Sicherheit willen beſtändig genöthigt, die Waffen zu führen, namentlich gegen den Stamm der Blackfeet, mit denen ſie oft auf ihren Jagdzügen feindlich zuſammentreffen; dann kommt es zwiſchen beiden zu verzweifelten Gefechten. Die Pend' oreilles benehmen ſich aber auch als Krieger ohne Furcht und Tadel und laſſen ſich nie aus einem Jagdbezirk vertreiben. Sie glauben, wie die meiſten Wilden, an Träume und an die Macht von Zauberſprüchen und Amuletten, die bei ihnen für Arznei gelten und auch ſo heißen. Mancher Tapfere unter ihnen, der im Gefecht und auf der Jagd unzählige Male der dringenden Todesgefahr entgangen, gilt für bezaubert oder kugelfeſt. Von ſolchen Individuen gehen die wunderbarſten Geſchichten im Schwange, worauf die Wilden Stein und Bein ſchwören, und woran zuweilen auch die weißen Jäger glauben.“

Im ſtärkſten Kontraſt zu dem Charakter dieſer beiden gutartigen Indianerſtämme ſteht nun das, was uns über die Blackfeet mitgetheilt wird. Dieſe ſind ein wildes, bösartiges, ſtreitſüchtiges Volk, das recht eigentlich an Blut und Mord Gefallen findet und den Krieg um ſeiner ſelbſt willen liebt, abgeſehen von Raub und Beute. Man könnte ſie die „Ismaeliten“ der Amerikaniſchen Welt nennen, denn ihre Hand iſt wider Alle; ſie überfallen und plündern rothe und weiße Männer ohne Unterſchied. Der Stamm der Crows thut es ihnen an Wildheit und Raubſucht gleich, iſt aber weniger grauſam und blutdürſtig; ſie rauben lieber, als ſie morden, ſchonen oft das Leben der Ueberwundenen und vergießen im Allgemeinen nur dann Blut, wenn ſie um ihrer Sicherheit willen müſſen, dann aber auch ohne Barmherzigkeit. Sie ſind daher nicht minder, als die Blackfeet, weit und breit gefürchtet und leben Jahr aus Jahr ein in Krieg mit allen Nachbarn, bald angreifend, bald ſich vertheidigend. Es iſt aber die Frage, ob nicht eigentlich die Weißen die urſprünglichen Friedensſtörer in dieſen Gegenden geweſen ſind. Das vorliegende Buch erzählt manche von den Weißen ganz ohne Veranlaſſung verübte Grauſamkeit, die natürlich auf lange Jahre hinaus Feindſchaft und Blutrache erzeugt. Denn die Rache iſt im Gemüthe des Wilden der mächtigſte Trieb — ja mehr, ſie iſt ihm moraliſches Bedürfniß, in ſeinen Augen Gerechtigkeit, und Blutrache namentlich wird ihm zur heiligen unerläßlichen Pflicht der Pietät. Es liegt in ihrer Sitte und Geſinnung, daß der ganze Stamm den Tod eines Stammgenoſſen am Mörder rächt. Um ſo verdammlicher iſt die Gewaltthätigkeit und Grauſamkeit der weißen Eindringlinge, die oft aus bloßer roher Luſt, aus Uebermuth die entſetzlichſten Dinge verüben. Weſſen das Gemüth eines verwilderten und verhärteten Yankee-Jägers fähig iſt, das begreift kein Europäer.

Eine Abtheilung von Capitain Bonneville's Mannſchaft machte einen Zug in die wenig bekannte Halbinſel Kalifornien. — „Hier haben die Jeſuiten 1698 eine Niederlaſſung gegründet, und man muß dieſen geiſtlichen Vätern im Allgemeinen nachrühmen, daß ihre Miſſions-Unternehmungen für die Eingebornen der Amerikaniſchen Länder ſehr wohlthätig geweſen ſind. Ohne Gewalt, ohne irgend bewaffneten Beiſtand, lediglich durch die Ehrfurcht, welche ſie als Religionslehrer einflößten, haben ſie, wie anderwärts, ſo auch in Kalifornien feſten Fuß gefaßt — mit den Eingebornen, deren Zahl ſich damals auf 25—30,000 Seelen belief, Verträge geſchloſſen, das freundlichſte Vernehmen mit ihnen angeknüpft, ihre dauernde Zuneigung erworben und durch ihre Autorität über die rohen kindlichen Gemüther das ganze Leben dieſer Wilden heilſam umgeſtaltet. Eilf Miſſionshäuſer in den verſchiedenen Thälern der Halbinſel wurden nach und nach gegründet, wo die Eingebornen aus der Umgegend ſich um ihre Lehrer verſammelten, wie Schaafe in der Hürde um ihre Hirten. Mit ihrem Leibe und ihrer Seele, mit ihrem Gut und ihrem Gewiſſen waren ſie den geiſtlichen Vätern ergeben; das ganze Volk lebte in gläubigem, frommem Gehorſam unter ihrer Leitung, und das chriſtlich katholiſche Bekenntniß breitete ſich ſiegreich in der Wildniß aus. Bald jedoch wurde die Spaniſche Regierung eiferſüchtig auf jenen Orden, deſſen Macht auf dem Amerikaniſchen Kontinent jährlich an Umfang zunahm, und es erging ein Edikt, welches ſie aus allen Kolonieen verbannte. Der Statthalter, welcher nach Kalifornien zur Vollſtreckung dieſes Ediktes geſendet

Digitized by Google

32101 064300575

wurde, erwartet ... ſchaft, in den Miſſionshäuſern aufgehäufte Schätze und zu deren Vertheidigung ganze Schaaren bewaffneter Indianer aufgeſtellt zu finden. Statt deſſen zogen ihm aus jeder Niederlaſſung etliche bejahrte Prieſter mit ehrwürdig grauem Haar demuthsvoll entgegen, und hinter ihnen der Haufe der Indianer unterwürfig, aber in Thränen wegen der Trennung von ihren geliebten Lehrern. Der Statthalter, erzählt man, war bei dem Anblick ſelbſt zu Thränen gerührt, allein er mußte die Befehle der Regierung vollſtrecken. Die geiſtlichen Väter wurden von den Angehörigen ihres Sprengels bis an den Ort der Einſchiffung begleitet, und hier erfolgte der Abſchied unter allgemeinem Weinen und Schluchzen. Ein großer Theil dieſes gutmüthigen Völkchens wollte nach dieſem nicht länger in der Heimath bleiben, weil es den neuen Herrſchern nicht traute, und zog hinüber nach dem inneren Lande zu den Stammesbrüdern im Oſten und Süden; dadurch verminderte ſich die Bevölkerung der Halbinſel. An die Stelle der Jeſuiten kamen ſogleich Franziskaner und ſpäter Dominikaner; die Letzteren aber haben ihren Beruf ungeſchickt verwaltet, und ihre Miſſionen ſind in Verfall gerathen. Nur noch zwei Miſſionshäuſer ſind von Geiſtlichen bewohnt, die übrigen liegen in Trümmern bis auf eines, das jetzt als ein Denkmal der verſunkenen Größe des Jeſuiten-Ordens in der Wüſte ſteht. Es iſt dies das ehemalige Central-Miſſionshaus der Jeſuiten, ziemlich mitten auf der Halbinſel, die an der Stelle etwa 60 Engl. Meilen breit iſt, in gleicher Entfernung vom Kaliforniſchen Golf und vom Ocean, in einem reizenden Thalgrunde gelegen; ein edles und ſtattliches Gebäude von gehauenen Steinen, ein Stockwerk hoch, etwa 210 Fuß in der Front auf 55 in der Tiefe; die ſenkrechte Wand 16 Fuß hoch und 6 Fuß dick, das Dach von Steinen gewölbt in einer Dicke von $2\frac{1}{2}$ Fuß. Es ſteht jetzt öde und verlaſſen, das Thal iſt menſchenleer, auf dreißig Meilen im Umkreis keine Hütte."

In Ober-Kalifornien zählt man noch gegenwärtig 21 im Laufe von etwa funfzig Jahren gegründete Miſſionen der Franziskaner. Zu allen zuſammen gehören etwa 35,000 katholiſche Indianer als Eingepfarrte. Jedes Miſſionshaus beſitzt funfzehn Quadratmeilen Landes, das in kleinen Parzellen an die Familien der Eingebornen zur Niederlaſſung und zum Anbau vertheilt wird. Die geiſtlichen Väter ſind zugleich Prieſter und Geſetzgeber und überall verehrt und geliebt. Dieſen Dank verdienen ſie auch für ihr wohlthätiges Wirken. Sie haben die Sitten der Eingebornen gebeſſert, ſie von der Wildheit zur Sanftmuth und zum Frieden bekehrt und ſie in nützlichen Künſten des Lebens unterrichtet. Es giebt unter den Indianern Gerber, Schuhmacher, Weber, Grobſchmiede, Steinmetze, kurz Handwerker aller Art bei jedem Miſſionshauſe. Der Boden wird mit Sorgfalt angebaut, die Viehzucht iſt reichlich. Wie ſo haben dieſe Miſſionaire ſo viel Gutes und lauter Gutes gewirkt? Woher der Kontraſt zwiſchen dem, was in Kalifornien und was an den Rocky-Mountains unter den Crows und den Blackfeet vorgeht? Liegt er nicht im Charakter der weißen Einwanderer hier und dort? Hier der Prediger, der fromme Geiſtliche, der da kommt, wohlzuthun, zu belehren, zu beſſern; dort der Jäger und der Krämer, die da kommen, zu mißhandeln, zu rauben, zu verführen und zu verderben.

England.

Das heutige Engliſche Theater.

Von fünf Theaterſtücken, die in London mit Beifall gegeben werden, ſind in der Regel vier aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Nur drei oder vier Bühnendichter haben es in der neueren Zeit verſucht, auf eigenen Füßen zu ſtehen und nicht an die Franzoſen ſich zu lehnen. Früher begnügte man ſich, Shakeſpeare und ſeine Zeitgenoſſen zu copiren; ſo haben Milman, Charles Lamb und einige Andere nichts als mehr oder minder glückliche Nachahmungen dieſer Epoche geliefert. Ihre unmittelbaren Nachfolger, Sheridan Knowles und Bulwer, haben einen Mittelweg zwiſchen dem aus Frankreich herübergekommenen Melodrama und dem älteren Engliſchen Theater einzuſchlagen verſucht. Herr Bulwer hat aber bisher bloß ein einziges romantiſches Theaterſtück geliefert, in welchem die Liebesgeſchichte Ludwig's XIV. und der Herzogin von La Vallière auf eine wahrhaft burleske Weiſe traveſtirt wird. Sheridan Knowles dagegen, als Schauſpieler mit dem Theater und als ein vielerfahrener Mann auch mit den menſchlichen Leidenſchaften innig vertraut, hat oft mit Glück intereſſante Situationen mit gefühlvollem Ausdruck zu verbinden und dadurch das Publikum zu feſſeln gewußt. Unglücklicherweiſe werden jedoch die Intentionen dieſes Dichters nicht immer auf poetiſche Weiſe zur Erſcheinung gebracht. Bald opfert er das dramatiſche Intereſſe einigen pathetiſchen und romantiſchen Details, und bald wieder bringt er einen Theater-Coup auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit an. Gewöhnlich holt er in ſeinen Stücken entweder zu weit aus, oder er weiß nicht zur rechten Zeit aufzuhören. In ſeinem Drama „die Mantuanerin" (The Wife) iſt der erſte Akt ganz überflüſſig, und im „Virginius" dient der letzte nur dazu, ein dramatiſches Tableau vorzuführen. Der „Bucklige" (The Hunchback) wird für ſein beſtes Stück gehalten, während ſein letztes Drama „des Strandräubers Tochter" (The Wrecker's Daughter) ein ganz Deutſches Kolorit und das Anſehen hat, als wäre es nach dem düſtern Zacharias Werner oder nach dem ſentimentalen Houwald gearbeitet.

Bibliographie.

The wrongs of the Caffer nation. — Von Juſtus. 5 Sh.

A selection of fables. — Von Thereſa Tidy.

Aunt Dorothys tale, or Geraldine Morton. — 2 Bde. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Italiäniſche Briefe aus Deutſchland. Ein Italiäniſcher Gelehrter, Herr Profeſſor Baruffi, der im Herbſte des vorigen Jahres von Turin aus eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland nach Kopenhagen machte, hauptſächlich um die berühmteren Sternwarten des Nordens kennen zu lernen, giebt jetzt die Briefe heraus, die er auf dieſer Reiſe an ſeinen Freund, den Ritter Felice Romani, geſchrieben hat. Ein Italiäner reiſt ſelten zu anderen als zu Handelszwecken nach dem nördlichen Deutſchland; ſelbſt die Schweiz und der Rhein, aller Deutſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen Reiſenden Rendezvous, werden doch nur wenig von den Leuten jenſeits der Alpen aufgeſucht, die überhaupt auch wohl nicht ſo viel auf Reiſen gehen, als der wohlhabendere Theil ihrer Nachbarn. Herr Profeſſor Baruffi kann daher ſeinen Landsleuten außer den aſtronomiſchen auch noch manche andere Neuigkeiten aus unſerem Vaterlande mittheilen. Er darf noch Verwunderungen ausſprechen, die in einem anderen Munde, als dem eines Italiäners, ſelber Verwunderung erregen müßten. So ſagt er z. B. in einem Schreiben aus Altona, wo er ſich bei dem gelehrten Aſtronomen, Herrn Etatsrath Schuhmacher, längere Zeit aufgehalten hat: „Ich glaubte immer, daß das große Kaffeehaus in Padua und der ungemein elegante Saal unſeres Caffè di San Carlo in Turin die ſchönſten des Univerſums ſeyen, weil ich dergleichen weder in London noch in Paris geſehen hatte, aber wie erſtaunte ich, als ich in die großartigen Säle von Hamburg und Altona eintrat, da ich wie niemals ſo viel Geſchmack und Pracht in dieſen Städten gedacht hatte, die ſo weit von denen entfernt ſind, welche wir für das Centrum der Civiliſation halten." Er geht nun zu einer Beſchreibung des reizenden auf dem hohen Ufer der Elbe gelegenen Rainvilleſchen Etabliſſements über und verbindet daſſelbe auf recht poetiſche Weiſe mit dem nicht weit davon befindlichen Grabmale des Dichters der Meſſiade. Eben ſo ſchildert er das ſogenannte „Joachimsthal" und die nahen Villas der reichen Hamburger und Altonaer Kaufleute mit voller Anerkennung der nordiſchen Natur und ohne den leiſeſten Gedanken einer Revanche gegen unſeren Landsmann Guſtav Nicolai, deſſen Werk über Italien er allerdings geleſen hat. Er weiß vielmehr die Verdienſte, die ſich die Deutſchen, und namentlich Winckelmann, um ſein Vaterland erworben haben, vollkommen zu würdigen und rühmt es ſeinen Landsleuten als ein Zeichen hoher und nachahmungswerther Geiſtesbildung an, daß man in Deutſchland auch die Dichter Italiens viel ſtudire, und daß ſich auf der Univerſität Halle mehrere Profeſſoren mit der Erklärung des Dante beſchäftigten, mit welchem ſie im vorigen Winter ihren Zuhörern die langen Abende verkürzt hätten. Herr Profeſſor Schuhmacher hat in Altona eine Handſchrift der Divina Commedia entdeckt, die wahrſcheinlich vom Jahre 1440 herrührt und ſehr viele werthvolle Varianten darbietet, weshalb er ſie in Italien dem Druck übergeben will. Herr Baruffi macht demnächſt auch das Italiäniſche Publikum darauf aufmerkſam, daß das von Derville in ſeinem Iter Siculum erwähnte, aus dem 11ten Jahrhundert herrührende Manuſkript der Paraphraſen des Theophil, das vor vielen Jahren in einer nicht näher bekannten Sizilianiſchen Kloſter-Bibliothek entwendet und ſchmerzlich vermißt wurde, zufällig in Hamburg von Herrn Profeſſor Schuhmacher aufgefunden und für wenige Schillinge angekauft worden ſey. Herr Schuhmacher iſt bereit, dieſes ſeltene Manuſkript der darauf Anſpruch habenden Bibliothek, für die es von großem Werthe iſt, ſogleich zurück zu erſtatten.

— Spaniſche Malerſchule in Frankreich. Das Muſeum des Louvre in Paris beſaß bisher nur drei berühmte Gemälde der Spaniſchen Schule: den „Armen" von Murillo, die „Anbetung der Hirten" von Ribeira und die „kleine Infantin" von Velasquez. Gegenwärtig aber wird in Spanien ſelbſt keine Gallerie mehr zu finden ſeyn, die ſo reich mit den Meiſterwerken jener Schule ausgeſtattet iſt, als die Königliche Sammlung in Frankreich. Der Baron Taylor, der von dem Könige der Franzoſen mit dem Auftrage nach Portugal und Spanien geſchickt wurde, in den aufgehobenen Klöſtern und Stiftungen ſo viele gute Gemälde anzukaufen, als er auffinden würde, hat nicht weniger als vierhundert Kunſtwerke mitgebracht. Der Franzöſiſche Kommiſſarius hat die politiſchen Wirren und Bilderſtürmereien des heutigen Spanien trefflich zu benutzen verſtanden und für 800.000 Franken eine Sammlung angeſchafft, deren Werth mindeſtens auf drei Millionen geſchätzt wird. Es befinden ſich darunter zwanzig Murillo's, zwölf Ribeira's, funfzehn Velasquez, funfzig Zurbarans, achtzehn Alonzo Cano's und eine Menge anderer Meiſterſtücke von Juan de Jouanes, von Ribalta, von Espinoſa, Greco Villegas, Carène, Carducho, Sanchez Coello, Juan de Toledo, Moralez, Esteban, Melindez, Bergaſa, Yanes, Agala, Caſtillo, Valdez, Correa, Orente, Blas de Prado, Conea, kurz, eine ganze Geſchichte der Spaniſchen Kunſt, wie ſie mit Pinſelſtrichen geſchrieben iſt von Galegos bis auf Goya, jenem phantaſtiſchen Schüler des Venetianers Tiepolo, mit welchem die große Spaniſche Malerei ausſtarb, und der in ſeinen ſatiriſchen Kunſtprodukten Alles, ſelbſt die Mönche und den Adel nicht ausgenommen, gegeißelt hat.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google